oogle

Enc.
40 9/18

Conversations-Lexicon

Digitized by Google

<36610491830017

<36610491830017

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Digitized by Google

Allgemeines deutſches
Converſations-Lexicon

für

die Gebildeten eines jeden Standes,

mit den

gleichbedeutenden Benennungen der Artikel in der lateiniſchen, franzöſiſchen, engliſchen und italieniſchen Sprache, nebſt der deutſchen Ausſprache der Fremdwörter,

in 10 Bänden.

Herausgegeben

von

einem Vereine Gelehrter.

Zweiter Abdruck

der erſten Original-Auflage.

Achter Band.

P — Riz.

Leipzig,
Gebrüder Reichenbach.
1840.

Digitized by Google

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Digitized by Google

P.

P, der 15. Buchſtabe der abendländiſchen Alphabete, iſt der härteſte Lippenlaut und der Stammlaut für F; denn wie ſein halb abgeſtoßener, halb blaſender Laut leicht in einen einfachen Blaſelaut übergehen kann, ſo iſt die Verbindung mit der Aſpirata (ph), welche urſprünglich, wenn auch, wie z. B. im Griechiſchen, ein beſonderer Buchſtabe (φ) dafür da iſt, nur wie ein ſtark gehauchtes P geſprochen wurde, die beſondere Veranlaſſung dazu, wie wir z. B. aus den ſemitiſchen Sprachen erſehen, von denen nach der uns überlieferten Ausſprache in der hebräiſchen der P-Laut nur als Anlaut und bei der Verdoppelung, übrigens aber nur F ſtattfindet, im Arabiſchen aber das P ganz verloren gegangen iſt, ſo daß z. B. die Perſer, als ſie die arabiſche Schrift annahmen, ein beſonderes Zeichen für P wieder einführen mußten. Die härtere hochdeutſche Ausſprache hat außerdem in vielen Wörtern das P in Pf verwandelt, welches die niederdeutſche nicht kennt, ſo wie ſich zwiſchen beiden Dialekten hier in ſofern eine merkwürdige Verſchiedenheit zeigt, daß das P des einen im andern F und umgekehrt iſt. — Unter den Abkürzungen ſind die merkwürdigſten: 1) bei römiſchen Namen **P.** = **Publius**; **P. R.** = **populus romanus.** 2) Im neuen Gebrauche **P. P.** bei Überſchriften = **praemissis praemittendis** (mit Vorausſetzung der bekannten Titel); **P. S.** = **postscriptum** (Nachſchrift); **p.** in der Muſik = **piano**, **pp.** = **pianissimo**, bei der Orgel **p.** auch **Pedal.** 9.

Pac (ſpr. Paz) (Ludwig Michael Graf), ward geboren zu Straßburg am 19. Mai 1780, erhielt ſeine Erziehung in Polen, machte (1808) als Freiwilliger im Generalſtabe des Marſchall Beſſières den ſpaniſchen Feldzug mit und ward nach der Schlacht bei **Medina del rio secco** (14. Juli 1808) Escadronschef bei den Garde-Chevauxlegers, kämpfte darauf in den Schlachten bei Eßlingen und Wagram und ging dann mit Beſſières nach Holland und Walcheren, trat 1810 als Obriſt in polniſche Dienſte, organiſirte als Gouverneur des Departements Lomza 1811 eine 3000 Mann ſtarke Nationalgarde und erhielt (Anfangs März 1812) den Oberbefehl des 15. Lancierregiments, worauf er in Wilna mit dem Kaiſer Napoleon zuſammen traf, welcher ihn zum Brigadegeneral in der franzöſiſchen Armee erhob und ſeinem Generalſtabe zutheilte. Später führte er die Avantgarde, ſetzte zuerſt mit dem 33. Linienregimente über den Dniepr und befreite durch ſeine Entſchloſſenheit bei Malo-Jaroslawic den vom Feinde eingeſchloſſenen Herzog von Iſtrien mit ſeinem Corps aus der Gefahr gefangen zu werden. Auch nach dem ruſſiſchen Feldzuge, wobei er allen Schreckniſſen und Gefahren glücklich entging, blieb Graf P. noch ferner in Napoleon's Generalſtabe, leiſtete ihm die wichtigſten Dienſte in der Schlacht bei Lützen, Dresden und Leipzig, lehnte aber die ihm vom Kaiſer nach dem Tode des Fürſten Poniatowski übertragene Oberbefehlshaberſtelle des polniſchen Armeecorps ab, übernahm jedoch in Paris den Befehl über eine aus polniſchen Hülfstruppen beſtehende Cavalleriediviſion, ward jetzt zum Diviſionsgeneral erhoben und focht dann als ſolcher in mehreren Schlachten mit Ruhm auf Frankreichs Boden (1814). Nach der Abdankung des Kaiſers zu Fontainebleau ging er, da ſich ſeinem Wunſche, in die neu gebildete polniſche Armee zu treten, vielfache Hinderniſſe entgegenſtellten, nach England und Schottland und richtete, auf ſein Gut Dospuda in der alten litthauiſchen Woywodſchaft Trocki zu-

Digitized by Google

rückgekehrt, ſeine ganze Aufmerkſamkeit auf die Landwirthſchaft und den Ackerbau, ward aber 1825 zum Senator Caſtellan ernannt. Beim Ausbruche der Revolution trat er in den Miniſterrath ein; zugleich übertrug man ihm den Oberbefehl über die bewaffnete Macht der Hauptſtadt. Darauf ward er Befehlshaber der neu ausgehobenen Truppen vom rechten Weichſelufer und ſpäter der aus 48 Infanteriebataillonen beſtehenden erſten Reſerveabtheilung, befehligte dann am linken Weichſelufer und vereitelte die Anſtrengungen des Grafen Diebitſch, über den Fluß zu ſetzen. Zur Woywodenwürde erhoben focht er in der denkwürdigen Schlacht von Oſtrolenka, wo er verwundet ward und das Heer verließ; ſtellte ſich aber bei der mehr und mehr drohenden Gefahr für das Vaterland dem Oberbefehlshaber aufs Neue zur Verfügung. Nachdem er der Armee nach Modlin, Plock und Rypin gefolgt war, gab er ſeine Entlaſſung ein und ging nach Frankreich. 25.

Pacca (Bartholomäus), Cardinal und Biſchof von Frascati, ward zu Benevent den 16. Dec. 1756 geboren. Als Camerlengo (Finanzminiſter) und Prodatarius unter Pius VII., der ihm 1801 die Cardinalswürde verlieh, bewährte er ſich in den Streitigkeiten des römiſchen Hofes mit Napoleon als treuen Anhänger und unerſchrockenen Vertheidiger des Papſtes und ſeiner Rechte und zeigte bei den Gewaltthätigkeiten, welche der große Kriegsfürſt an Pius und im Kirchenſtaate verübte, eine Energie und Standhaftigkeit, welche ihm allgemeine Achtung erwarben. Vergebens widerſetzte er ſich der Willkühr, mit welcher die franzöſiſchen Truppen unter dem Generale Miollis in dem von ihnen beſetzten Rom (1808) verfuhren; ja er ward ſogar der Anſtifung einer Verſchwörung gegen die Franzoſen verdächtig, verhaftet und ſollte nach Benevent abgeführt werden; doch bewirkte Pius, daß P. als Gefangener bei ihm bleiben durfte. Auch folgte er dem Papſte in die Verbannung nach Frankreich; allein in Grenoble ward er von ihm getrennt und 2½ Jahre in der Feſtung gefangen gehalten. Nach der Reſtauration im Jahre 1814 wurde P. wieder in ſeine früheren Würden eingeſetzt, mußte aber Rom, als der König Murat mit dem neapolitaniſchen Heere dieſe Stadt beſetzte, abermals mit dem Papſte verlaſſen. Bald nachher zurückgekehrt ward er Mitglied der Congregation für die Angelegenheiten von China und 1816 Protector der Akademie der Archäologie, in welchem Jahre er auch in Aufträgen ſeines Hofes als außerordentlicher Geſandter nach Wien reiſte. Im Jahre 1817 zum Gouverneur von Rom ernannt ward er ſpäter auch Mitglied der Commiſſion, welche zur Unterſuchung des Zuſtandes der Finanzen im Kirchenſtaate niedergeſetzt worden war, und 1820 Biſchof von Frascati. Unter Leo XII., der ihn ebenfalls ſehr ſchätzte, legte er aber ſeine Stelle als Camerlengo nieder (1824) und benutzte die ihm gewordene Muße zur Ausarbeitung eines hiſtoriſchen Werkes unter dem Titel: „Memorie istoriche del ministerio, di due viaggi in Francia e della cativitâ nel castro di S. Carlo in Fenestrelles“ (3 Voll. 2 Edit. Rom 1830, Deutſch, Augsb. 1831. 2. Aufl. 1835), welches die Geſchichte des päpſtlichen Hofes von 1809 bis 1814 umfaßt und welchem noch 2 Bände Denkwürdigkeiten des päpſtlichen Hofes nachfolgten (Orvieto 1831—33, Deutſch, Augsb. 1834). 63.

Pacheco (ſpr. Patſchèco) (Francisco), ein namhafter ſpaniſcher Hiſtorien- und Portraitmaler, geb. 1571 zu Sevilla, erhielt ſeine erſte Ausbildung in ſeiner Vaterſtadt in der Schule des Louis Fernandez und vollendete dieſelbe durch das Studium der in Madrid, dem Escurial und Toledo befindlichen Meiſterwerke. Er gründete hierauf zu Sevilla ſelbſt eine Schule und bildete mehrere treffliche Schüler, unter ihnen den berühmten Jakob Velasquez. Sein Tod erfolgte im Jahre 1654 zu Sevilla. Unter den zahlreichen Arbeiten dieſes Künſtlers werden beſonders gerühmt: 6 große Gemälde, Scenen aus dem Leben des heiligen Raimund darſtellend; ferner Scenen aus der Mythe von Dädalus und Ikarus; ein Weltgericht und ein heiliger Michael. Außerdem hat man von ihm mehr als 150 Por-

Digitized by Google

traits. Compoſition und Zeichnung P.'s ſind tadellos, das Colorit dagegen iſt matt, auch die Ausführung ziemlich trocken. Übrigens erwarb ſich P. auch als Theoretiker durch eine Abhandlung über die Malerei einiges Verdienſt, auch lieferte er gute Gedichte und bewies in einer gelehrten Diſſertation, daß der heilige Jakob von der Patronſchaft über Spanien einen Theil an die heilige Thereſe abzutreten habe. — Mit dieſem P. iſt nicht Chriſtoph P. zu verwechſeln. Derſelbe blühte um das Jahr 1570 und lebte als Portraitmaler in Alba's Dienſte. 36.

Pacho (ſpr. Pakko) (Jean Raimond), ein um die Erforſchung Cyrenaikas höchſt verdienter Reiſender der neuern Zeit, geb. den 23. Jan. 1794 zu Nizza, ſtudirte anfangs nach dem Willen ſeines Vaters, eines reichen Kaufmanns aus der Schweitz, die Rechte, trieb aber ſpäter, als er ſelbſtſtändig geworden war, Malerei und Naturwiſſenſchaften und ging endlich nach öfterm Wechſel ſeines Aufenthaltes im Jahre 1822 nach Ägypten. Unterſtützt von einem gewiſſen Jomel und ſpäter von einem Schweitzer Guyenet bereiſte er von Kahira aus zuerſt einige Oaſen und faßte dann im Jahre 1824 den Entſchluß, die Pentapolis zu unterſuchen, ein gefährliches Unternehmen, für welches die pariſer geographiſche Geſellſchaft einen beſondern Preis ausgeſetzt hatte. Auch überwand er glücklich alle Schwierigkeiten, gelangte nicht ohne Gefahr längs des Thales Mareotis reiſend durch das Land Dſchumeinieh und Akabah nach Derna an der Küſte, unterſuchte dann mehrere in der Nähe gelegene Ruinen, gelangte glücklich zu den Ruinen von Pentapolis, durchforſchte und zeichnete ſie mit der größten Genauigkeit, wandte ſich dann ſüdlich, beſuchte die Oaſe Audſchila und trat von hier aus über die Oaſe des Jupiter Ammon ſeinen Rückweg nach Kahira an. Glücklich daſelbſt angelangt (Juli 1825) begab er ſich im Nov. 1825 nach Paris, erhielt hier verdienter Maßen den von der geographiſchen Geſellſchaft ausgeſetzten Preis und unternahm die Herausgabe ſeiner reichhaltigen Materialien. Doch gerieth er ſpäter in Dürftigkeit und machte in einem Anfalle von Verzweiflung ſeinem Leben ſelbſt ein Ende am 29. Jan. 1829. — Das unter ſeiner Leitung erſchienene Werk, welches in 4 Bänden mit Atlas in den Jahren 1825—1829 erſchien, führt den Titel: „**Relation d'un voyage dans la Marmarique, la Cyrénaique etc.**“ 22.

Pachometer (von πάχος, die Dicke und μέτρον, das Maß) iſt ein von Benoit erfundenes Inſtrument, welches dazu dient, die Dicke des Glaſes belegter Spiegel zu meſſen, wenn der Parallelismus der beiden Flächen und das Brechungsverhältniß des Glaſes genau bekannt iſt. 40.

Pachomius, der zweite Stifter des Mönchslebens, wurde um das Jahr 292 nach Chr. in Oberthebais geboren und diente anfangs im Heere des Maximinus. Mit dem Chriſtenthume bekannt geworden verlebte er, nachdem er die Fahnen des Kaiſers verlaſſen hatte, eine Zeit lang in freiwillig gewählter Einſamkeit bei kümmerlichem Unterhalte unter Selbſtpeinigungen und brachte es in ſeinen aſcetiſchen Übungen ſo weit, daß er ſich rühmen durfte, vierzig Tage lang das Bedürfniß des Schlafs unterdrücken zu können. Aber getrieben von göttlicher Eingebung, wie er vorgab, führte er das von Antonius begonnene Werk dadurch weiter, daß er ein Gebäude errichtete, welches vermöge ſeines Umfangs eine größere Anzahl Mönche aufzunehmen im Stande war. So erhob ſich auf der Nilinſel Tabenna in Oberthebais die erſte eigentliche Mönchswohnung, welche ſich bald mit beinahe hundert Mönchen füllte, die nach einer Regel des P. ihre Zeit zwiſchen Beten und Arbeiten theilten. Dieſes Beiſpiel lockte mehrere andere Anſtalten der Art hervor und P. ſoll bis an ſein Ende raſtlos dafür beſorgt geweſen ſein und noch acht dergleichen Klöſter gegründet haben. Er ſtarb im Jahre 348 und hinterließ bei ſeinem Tode in Oberthebais bereits einige tauſend Mönche. Seinem Andenken iſt der 3. Mai gewidmet. 63.

Pacht, ſ. Miethe.

Digitized by Google

Pacuvius (Marcus) aus Brunduſium gebürtig um **600** n. R. E., Schweſterſohn des Dichters Ennius, war Maler und Dichter zu Rom. Durch ihn wie durch ſeinen Zeitgenoſſen L. Attius blühte die Tragödie in Rom auf und namentlich rühmt an ihm Quintilian die Reichhaltigkeit und Würde der Gedanken, ſeinen gewählten Ausdruck und ſeine treffenden Charakterſchilderungen. Er ſtarb zu Tarent beinahe **90** Jahre alt. Leider haben ſich von ſeinen Schriften nichts als dürftige Fragmente erhalten, die ſich in Stephani und Scriverii „Fragmentis tragicorum latinorum“ finden. Geiſtreich iſt die Lebensbeſchreibung des P. von Caſpar Sagittarius. **20.**

Padilla (Don Juan), ein ſpaniſcher Edelmann, war der Anführer der ſogenannten heiligen Ligue, welche ſich im Jahre **1522** in Caſtilien zur Abhülfe der mancherlei Beſchwerden gegen Karl V., zunächſt aber gegen deſſen Lehrer und Vertrauten, den Cardinal Adrian, Biſchof von Utrecht, gebildet hatte. Auch gelang es anfangs dem kühnen und umſichtigen P. die Truppen des Cardinals zu ſchlagen und dadurch, daß er ſich zu Tordeſillas der Perſon der Königin Johanna bemächtigte, dem Aufſtande einen Schein von Recht und größern Halt zu geben. Bald waren in der That alle Städte Caſtiliens, Toledo an der Spitze, unter Waffen und P. erfocht gegen die unterdeß herbeigeeilten Truppen Karl's V. mehrere wichtige Vortheile. Allein der Adel, anfangs der allgemeinen Bewegung günſtig geſtimmt, erblickte größere Gefahr noch, als ihm von der Herrſchſucht Karl's drohen konnte, in dem Freiheitsſinne des Volks und trat auf die Seite des Königs. So blieben jetzt alle Anſtrengungen P.'s vergeblich. In dem Treffen von Villalar am **23.** April **1522** entſcheidend geſchlagen ward er, den Tod, welchen er in dem dichteſten Haufen der Feinde ſuchte, nicht findend, ſelbſt gefangen und ohne Urthel in der Frühe des folgenden Tages hingerichtet. Seine heldenmüthige Gemahlin, Donna Maria Pacheco, vertheidigte hierauf, während alle andere Städte fielen, Toledo faſt ein ganzes Jahr lang gegen die Truppen des Cardinals und entwich erſt dann, als ſie dem Volke durch die Prieſter als Zauberin verdächtigt worden war. Sie entkam glücklich zu ihrer Familie nach Portugal. **22.**

Padiſchah (großer König) iſt der eigentliche Titel der alten perſiſchen Könige, den ſpäter auch die türkiſchen Sultane annahmen. **30.**

Padua (ital. Padova), Hauptſtadt der Delegation Padua im lombardiſch-venetianiſchen Königreiche, Sitz eines Biſthumes, des Civil-, Criminal- und Handelsgerichts erſter Inſtanz und des Generalcommandos, in einer ſchönen trefflich angebauten Ebene, vom Bachiglione, über welchen eine neue Kettenbrücke gebaut iſt, und von Canälen durchſchnitten und mit der Etſch und den Lagunen verbunden, iſt eine alte Stadt und hat wegen ihrer meiſtens engen und durch die hohen Häuſer und fortlaufenden Bogengänge düſter gemachten Straßen kein freundliches Anſehn, **6000** Häuſer mit **48000** Einw., **96** Kirchen und Klöſter, einige Plätze, unter denen der ungeheure **Prato della Valle** (vorher **Campus Martius**), welchen ſchöne Gebäude und Paläſte umgeben und auf welchem jährlich die drei Wochen dauernde Antoniusmeſſe gehalten wird, am bemerkenswertheſten iſt. In der Mitte dieſes Platzes bildet ein breiter Canal eine **528** Fuß lange zum Vergnügungsorte dienende Inſel und an dem mit Quadern eingefaßten Canale, über welchen vier prächtige Brücken führen, ſtehen **80** Bildſäulen berühmter Männer. Auf dieſem Platze werden auch jährlich am Feſte des heiligen Antonius Pferderennen und Wagenwettfahrten gehalten. Die vornehmſten Gebäude ſind: die ſehr große und mit vielen Kuppeln und ſchönen Gemälden gezierte Domkirche, die berühmte Kirche des heilgen Antonius von P. mit **5** Kuppeln, **3** Thürmen und ſchönen Galerien verſehen und viele Statuen, Basreliefs, Gemälde und Denkmäler enthaltend. In der Antoniuskapelle iſt der Sarg des Heiligen und vor der Kirche ſteht auf einem hohen Fußgeſtelle die eherne ſchöne Reiterſtatue des venetianiſchen Generals Gatta-

Digitized by Google

melata. Ferner die 368 Fuß lange, 252 Fuß breite und 133 Fuß hohe freundliche, ſchöne und von Außen noch unvollendete Juſtinakirche mit 8 Kuppeln und trefflichen Gemälden; das Rathhaus mit dem großen 256 Fuß langen, 86 Fuß breiten und 75 Fuß hohen Saale, worin die Denkmäler des zu P. gebornen Geſchichtſchreiber Livius und des bekannten Reiſenden Belzoni aufbewahrt werden (den Eingang zieren zwei ägyptiſche Bildſäulen, welche Belzoni ſeiner Vaterſtadt ſchenkte); der Palaſt des Capitaneo mit einer ſchönen Façade; der Palaſt Frento-Pappasava, das ſchönſte Gebäude in Padua mit Frescogemälden; der Palaſt des Podesta mit der Stadtbibliothek; die Loggia oder der Stadtrathsſaal; das Haus des Ritters Lazzara, welches ein Muſeum für Malerei, Bildhauerei und Antiken genannt werden kann; das ſchöne Theater; die Caſerne; das aus Marmor erbaute prachtvolle Caffeehaus Pedrochi's und das herrliche Univerſitätsgebäude, von Palladio gebaut, mit den Bildniſſen der berühmteſten Profeſſoren geſchmückt. Von den wiſſenſchaftlichen Anſtalten gibt es eine berühmte, vom Kaiſer Friedrich II. 1228 geſtiftete und von 1200 Studenten beſuchte Univerſität mit einer Bibliothek von 70000 Bänden, einer mediciniſchen Facultät, die auch Juden und Heiden die Doctorwürde ertheilen darf, einem anatomiſchen Theater, einer Sternwarte auf dem alten Schloſſe, einem botaniſchen und großen ökonomiſchen Garten und einem Naturaliencabinette; ein biſchöfliches Seminar; eine durch den 1697 verſtorbenen Cardinal Barbarigo erneuerte und für 100 junge Geiſtliche eingerichtete Bildungsanſtalt mit einer Bibliothek von 55000 Bänden und einer berühmten mit griechiſchen, lateiniſchen, hebräiſchen und morgenländiſchen Schriften verſehene Buchdruckerei; zwei Gymnaſien; eine Hauptſchule; eine Vieharzneiſchule; Ackerbau- und Handwerksſchulen; eine höhere Rabbinerſchule; zwei Mädchenerziehungscollegien; eine Akademie der Wiſſenſchaften und Künſte, beſtätigt durch den Senat von Venedig und mit einem Fonds zu Beſoldungen und Preiſen verſehen. Die hieſigen Seiden- und Wollenzeuge und Bänder, die Darmſaiten, Leder ꝛc. ſind die wichtigſten Fabrikate der Einwohner, die aber keinen erheblichen Handel treiben, welcher überdieß meiſt in den Händen der Juden iſt, die ein eigenes Quartier bewohnen. P. gehörte der Republik Venedig, fiel aber, nachdem die Republik aufgehoben war, an Öſtreich und wurde 1805 an Napoleon abgetreten; ſeit 1814 gehört es Öſtreich wieder. 71.

Päan (παιάν) heißt bei Homer ein Geſang, den man zur Abwendung eines Übels anſtimmt, hernach die heilende Gottheit, ſpäterhin Apollo als Arzt und ein Arzt überhaupt. Die verſchiedenen zum Theil lächerlichen Meinungen über den Urſprung des Wortes können wir hier nicht anführen, ſondern wollen nur bemerken, daß man zur Zeit des peloponneſiſchen Krieges unter P. vorzugsweiſe den Schlachtgeſang vor dem Kampfe und die Hymne nach errungenem Siege verſtand; in dem erſten rief man den Ares (Mars) an, in dem letzten ſpendete man Apollo die Gefühle des Dankes. Ferner nannte man Päanen die Lobgeſänge, welche bei den Panathenäen von der Jugend zu Ehren der Athene geſungen wurden; die Hymnen zu Ehren eines jeden Gottes, worin man ihn zur Abwendung irgend eines Unheils bat, und endlich die Geſänge, worin man die Thaten der Heroen oder großer Männer pries. So werden uns Päanen auf den Lacedämonier Lyſandros, auf Agemon von Korinth, auf Ptolomäus Lagi, auf Demetrios Poliorketes und Andere von den Schriftſtellern des Alterthums angeführt. In allen dieſen Geſängen waren die Worte: „Ἰὼ παιὰν“ der ſtete Refrain, woher ſie auch ihren Namen mögen erhalten haben. — In der Metrik nennt man P. oder Päon einen aus einer langen und drei kurzen Sylben (—◡◡◡ oder ◡◡◡—) beſtehenden Fuß. 66.

Pädagogik (παιδαγωγία) bezeichnet urſprünglich die ſtete Führung und Begleitung des Knaben zur Schule, welche bei den Griechen anfänglich einem ver-

ſtändigen Sklaven (παιδαγωγός), ſpäter, wenn der Knabe erwachſener war, dem Lehrer in der Ringkunſt (παιδοτρίβης) anvertraut ward. Die Römer wählten dazu griechiſche Philoſophen. Fortſchreitende Cultur und eifriges Studium der Philoſophie gaben auch dieſem Worte nach und nach eine tiefere Bedeutung. Genauere Kenntniß der menſchlichen Natur und tiefere Blicke in das Weſen des Sittlichguten und des Schönen führten bald zum Nachdenken über die Grundſätze, nach denen der Menſch am Beſten erzogen und unterrichtet werden kann. So wurden die Grundſätze, welche man anfangs aus der Erfahrung abſtrahirte, ſpäter als feſte Regeln angenommen. Folgte man nun hierbei mehr der natürlichen, ſtufenweiſen Entwickelung des Menſchen, ſo gelangte man endlich zum Begriffe der Erziehungslehre im weiteren Sinne (Pädagogik), welche ſich mit der zweckmäßigſten Entwikkelung der natürlichen Anlagen im Menſchen beſchäftigt, und unterſchied davon die Unterrichtslehre (Didaktik), welche den Kräften des Zöglings von Außen zu Hülfe kommt durch Zuführung von Kenntniſſen und Erfahrung. Dem Zwecke nach unterſcheiden ſich beide nicht, wohl aber durch die verſchiedenen Wege und Mittel denſelben zu erreichen. Beide werden aber auch noch in einem engeren Sinne genommen. Werden nämlich die aus dem Gemeinſamen in der menſchlichen Natur entlehnten Bedingungen und Geſetze der Erziehung ſyſtematiſch geordnet und zuſammengefaßt, ſo ergibt ſich hieraus die Erziehungswiſſenſchaft (theoretiſche P.); ſieht man dagegen mehr auf die geſchickte Anwendung der Theorie, auf die geſammten Kenntniſſe und Fertigkeiten eines Erziehers, ſo iſt dieß die Erziehungskunſt (praktiſche P.). So iſt auch der Inbegriff der allgemeinen Geſetze des Unterrichts oder der Theorie deſſelben Lehrwiſſenſchaft (Didaktik im engern Sinne) und der Inbegriff der Fertigkeiten in Ausübung dieſer Theorie die Lehrkunſt. Beide ſollen nun die Idee eines ſtreng wiſſenſchaftlichen Syſtems durchführen und durch Entdeckung und Aufſtellung gewiſſer Grundprincipien Einheit und Conſequenz in das Wiſſen bringen. Hierbei kommt aber viel auf ein nach feſten Regeln eingerichtetes Verfahren, Methode, an; die Anweiſung dazu gibt die Methodik oder Methodenlehre. Alle dieſe einzelnen Zweige der Erziehung und des Unterrichts faßt man auch unter P. im allgemeinſten Sinne zuſammen. Die Schwierigkeit und der hohe Werth der P. leuchtet hieraus von ſelbſt ein. Durch vollkommene und harmoniſche Ausbildung aller menſchlichen Kräfte will ſie das Ideal der vollendeten Menſchheit verwirklichen. Dieſen hohen Standpunkt zu erreichen war aber nicht das Werk einer Generation, nur allmählig konnte man von Erfahrungen und Verſuchen zu feſten Grundſätzen und beſſeren Anſichten gelangen. So konnten ſelbſt Plato in ſeiner Republik und Ariſtoteles in ſeiner Politik, welche doch Beide mit Xenophon, Plutarch und Quintilian die Vorbilder künftiger Pädagogen wurden, die P. noch nicht von der Politik trennen und machten ſie von dem jedesmaligen Staatsſyſteme abhängig. Auch die Bemühungen Karl's des Großen und der klöſterlichen Inſtitute waren mangelhaft und von kurzer Dauer. Erſt die Reformation regte neue Ideen an; Philoſophie, Moral und Pſychologie wurden weiter verbreitet und entwickelt und unter ihrem Einfluſſe gewann auch die P. Was ſeitdem die Engländer, Franzoſen und Deutſchen, beſonders Letztere, für wiſſenſchaftliche Darſtellung derſelben, tiefere Begründung und Entwickelung der Erziehungsidee und für lebendige Einführung derſelben in Lehre und Leben gethan haben, liegt vor uns. Hier genüge es nur einzelne Heerführer derſelben zu nennen: wie Amos Comenius, M. von Montaigne, Locke, Rouſſeau, Fenelon, Franke, Baſedow, Rochow, Reſewitz, Campe, Salzmann, Niemeyer, Olivier, Peſtalozzi, Lancaſter u. A. Sie alle haben ſegensreich auf Volksbildung gewirkt durch pädagogiſche Schriften und geſchickte Ausübung ihrer Methoden, obgleich ſie in ihren Lehrmeinungen und Syſtemen ſehr von einander abwichen. Wir unterſcheiden ſie im Allgemeinen in 4 Hauptrichtungen nach ihren vorzüglichen Beſtrebun-

bungen: die pietiſtiſch-religiöſe (Spener, Fenelon, Franke, Zinzendorf), die humaniſtiſche (Cellarius, Gasner, Erneſti, Schütz), die philanthropiſche (Baſedow, Wolke, Campe, Salzmann) und die eklektiſche (Niemeyer, Dinter). Man nennt auch das philanthropiſche Syſtem das egoiſtiſche und erkennt das vierte als ſolches gar nicht an. Wenn nun gleich jede dieſer Schulen ihre Verdienſte hat, die pietiſtiſche, welche vorzüglich eine beſſere Erziehung durch die Religion erſtrebte; die humaniſtiſche als Pflegerin des claſſiſchen Studium; die philanthropiſche als Wiederherſtellerin einer naturgemäßern und liberalen Erziehung: ſo verdient doch die eklektiſche den Vorzug. Sie vermeidet die Einſeitigkeiten aller, indem ſie ſich ein freieres Urtheil vorbehält und das Beſſere einer jeden Partei anerkennt, erfordert aber auch die meiſte Genialität, Tiefe und Vielſeitigkeit der Bildung, um nicht in den Vorwurf der urtheils- und charakterloſen Oberflächlichkeit zu verfallen. Von dem Großartigen des Lehrweſens, worin die vielſeitigſte Ausbildung in Kraft, Kenntniß und Kunſt zugleich hohe Einfalt und Wahrheit wird, trug ſchon Peſtalozzi eine hohe Ahnung in ſich, ſo wie derſelbe ſich auch ein unbeſtreitbares Verdienſt durch Einführung und tiefere Begründung der Idee erworben hat, daß die Erziehung nicht ſowohl in den Menſchen hineinſchaffen, ſondern vielmehr aus demſelben herausbilden muß. An dem Stoffe der Unterrichtsgegenſtände ſoll die Kraft geweckt und befeſtigt werden, damit der Menſch ſo zur vollſtändigen Reife gelangt, dann in allen Verhältniſſen des Lebens ſich ſelbſtthätig fortbilden und vervollkommnen kann. Noch iſt man aber nicht einig über Anfang, Grenzen und Methode des Unterrichts, wiewohl man über Begriff und Weſen der Erziehung zu klaren und feſten Anſichten gekommen iſt; die allgemeine rege Theilnahme am Erziehungsfache, beſonders die ſorgſame Pflege deſſelben von Seiten des Staats, haben jedoch für die P., wenn nicht die Vollendung herbeigeführt, doch eine ſchöne Zukunft vorbereitet und ein Feld des reichſten Segens eröffnet. Die vorzüglichſten Schriften der pädagogiſchen Literatur ſind: Rouſſeau's „Emil"; Baſedow's „Methodenbuch"; Jean Paul's „Levana"; Peſtalozzi's „Lienhard und Gertrud"; Graſer's „Divinität"; Niemeyer's „Grundſätze der Erziehung"; Schwarz's „Erziehungslehre" (2. Aufl. Leipzig 1829); Beneke's „Erziehungs- und Unterrichtslehre" (2 Bde. Berlin 1835—1836). 84.

Päderaſtie (Knabenſchänderei) iſt die unnatürliche Befriedigung des Geſchlechtstriebes beim Manne an einer andern Perſon männlichen Geſchlechtes, vorzüglich ſchönen Jünglingen, ein Laſter, das bei den Griechen (daher griechiſche Liebe genannt) und Römern ſehr gewöhnlich war und nach der bibliſchen Erzählung von ſeiner Allgemeinheit in Sodom auch Sodomiterei genannt wird, aber eben ſowohl wegen ſeiner Unnatürlichkeit als wegen ſeiner verderblichen Folgen bei uns mit Recht mit den härteſten Strafen belegt wird. 30.

Paër (Fernando), ein berühmter italieniſcher Operncomponiſt, geb. 1774 zu Parma, bildete ſein ausgezeichnetes Talent unter der Leitung Ghiretti's und machte ſich bereits ſeit 1784, wo er in Venedig eine Oper, „Circe," zur Aufführung brachte, vortheilhaft bekannt. Nachdem er ſpäter in verſchiedenen Städten Italiens ſich aufgehalten und überall mit ſeinen Arbeiten großen Beifall gefunden hatte, ging er durch die Unterſtützung des Herzogs von Parma dazu in den Stand geſetzt im Jahre 1795 nach Wien und ward hier im Jahre 1798 als Componiſt an dem Nationaltheater angeſtellt. Im Jahre 1802 ging er als Kapellmeiſter nach Dresden, wo auch ſeine Gattin als erſte Sängerin eine Anſtellung fand; doch nahm er zu Ende des Jahres 1806 das Anerbieten Napoleon's an, ihm nach Poſen und Warſchau zu folgen, und ging dann im Jahre 1808 mit nach Paris. Hier ward er Director der italieniſchen Oper. Noch jetzt lebt er in Paris und zwar als Lehrer am Conſervatorium. Unter den ziemlich zahlreichen Opern P.'s verdienen vorzugsweiſe Erwähnung: „Camilla", „Sargino", „Griſelda", „Leonora", „Die

Weglagerer" („I fuorusciti"), „Sofonisbe", „Agneſe", „Olinte e Sofronia", „Cinna", „Idomeneo" und „i Baccanti." Auch hat man mehrere treffliche Lieder und Romanzen von ihm. — Die Muſik P.'s iſt ächt italieniſch, melodie- und geſangreich, rauſchend und glänzend inſtrumentirt, aber weder charakteriſtiſch noch erhaben; dabei jedoch im Allgemeinen geſchmackvoll und correct. Auch ſind ſeine Compoſitionen in neuſter Zeit, wenn auch nicht ganz, doch größtentheils von der Bühne verdrängt worden. 36.

Paëz (Joſé Antonio), Oberbefehlshaber der Armee von Venezuela und Präſident dieſes Freiſtaats, wurde 1780 in dem Flecken Aragua in den Ebenen von Nueva-Barcelona von bekehrten indianiſchen Eltern niedern Standes, die ſich von Viehzucht und Ackerbau nährten, geboren. Dem Stande und den Beſchäftigungen ſeiner Eltern folgend erhielt er auch weiter keine Erziehung, ward aber gegen jede Beſchwerde abgehärtet und vermochte bei außerordentlicher Kraft und Gewandtheit die wildeſten Pferde zu bändigen. Er hatte mehrere Jahre bei einem reichen Spanier als Aufſeher über deſſen Heerden zugebracht und war durch ſeine ſchöne Geſtalt und durch ſeinen Muth bei den Llaneros zu nicht ungewöhnlicher Berühmtheit gelangt, als der Trieb ſich von Spanien zu trennen in Caraccas rege ward (1810). Alsbald erklärte ſich auch P. für die Freiheit und betrat die Bahn, auf welcher er ſich mit ſo großem Ruhme bedeckte. Er ſtand anfänglich nur an der Spitze von 150 Llaneros; als er aber nur erſt aus dem Gefängniſſe entwiſcht mit einer Handvoll Leute Varinas von den Spaniern befreite (1812), wodurch ſein Kriegsruhm auf immer begründet ward, wurde er von ſeiner Schaar zu ihrem Generale ausgerufen. Er vermehrte ſeine Streitkräfte mit den wilden Gauchos ſo wie den Guaſos und war beſonders als kühner Parteigänger das Schrecken der Spanier. Ununterbrochen kämpfte er fortan, mit Bolivar ein Ziel verfolgend, gegen die Feinde unter Morillo, Boves, Morales, Cagigol, Yames u. A., focht mit ſeiner auserleſenen Schaar Llaneros, der er den Namen der Unbeſiegbaren gegeben hatte, größtentheils glücklich und offenbarte zuweilen ein größeres Kriegstalent als Bolivar ſelbſt, ja er ſchlug endlich 1817 die Spanier bei St. Fernando am Apur ſo nachdrücklich, daß das Land bis an den Orinoco in die Hände der Inſurgenten fiel, und da Bolivar am 10. April 1817 bei Sameo gänzlich geſchlagen ward, ſelbſt Barcelona wieder verloren ging, wurde blos durch P.'s kühne und raſtloſe Streifzüge noch die Hoffnung auf Befreiung auf dem feſten Lande Columbiens aufrecht erhalten. Mit Bolivar vereinigt (Anfang 1818) ſchlug er die Spanier wiederholt, brachte einen großen Theil von Venezuela und die zu Neugranada gehörige Provinz Caſanare wieder in den Beſitz der Republikaner, befehligte, während ſich der Congreß für Venezuela zu Angoſtura (ſeit dem 18. Febr. 1819) verſammelte, die republikaniſche Hauptarmee, zwang durch ſein kluges Benehmen Morillo ſich auf die Strominſel Achaguas zurückzuziehen und ſchlug mit Bolivar (24. Juni 1821) bei Carabobo die Spanier unter den Generalen la Torre und Morales ſo gänzlich, daß die Befreiung Venezuelas vom ſpaniſchen Joche entſchieden ward. Zuletzt ſchlug er noch Morales am 11. Aug. 1822 und zwang ihn zur eiligen Flucht nach Puerto-Cabello, das im Nov. 1823 ebenfalls in ſeine Hände fiel, und befreite ſomit das ganze Gebiet der Republik von den Spaniern. Wegen ſeines folgenden despotiſchen Verfahrens in Venezuela wurde er aber von der Deputirtenkammer des Congreſſes von 1826 in Anklagezuſtand verſetzt und, nachdem dieſer Beſchluß vom Senate zu Bogota beſtätigt worden war, von ſeinem Poſten als Oberbefehlshaber ſuspendirt und war eben im Begriffe ſich nach Bogota zu begeben und vor dem Senate zu rechtfertigen, als in Valenzia eine Revolution ausbrach und die Lage der Dinge änderte. Nach einigen Weigerungen übernahm er die Oberleitung der Geſchäfte für Venezuela bis zur Zurückkunft Bolivar's aus Peru. Bolivar beſtätigte durch ein Decret von Valenzia aus (November) P. im

Civil- und Militaircommando von Venezuela und gab ihm 1829 die erſte Präfectur (Orenoco, Venezuela, Maturin) zur Verwaltung. Als ſich ſpäter mehrere Provinzen von der Regierung zu Bogota loszureißen im Begriffe waren, rüſtete ſich P. gegen Bolivar und führt ſeit deſſen Tode mit ſtarker Hand die Zügel der Regierung in der neuen Republik Venezuela. 1831 unterdrückte er im Norden einen Aufſtand, verglich ſich aber mit den Aufrührern und entließ ſogar einen Theil des Heeres. Er bemühte ſich Ackerbau und Gewerbthätigkeit zu heben, verminderte die Ausgangszölle für Vieh, hob die auf Baumwolle und Caffee ganz auf und ſetzte auch die Eingangszölle herab. Kraft und weiſe Mäßigung bezeichnen ſeine Regierung und auf ſeinen Betrieb erließ die Repräſentantenkammer ſogar ein Decret (28. April 1832), wornach die ſpaniſchen Waaren auf neutralen Schiffen in Venezuela zugelaſſen und allen Unterthanen des Königs von Spanien der Eintritt in die Republik erlaubt wurde, die in der Abſicht kamen ſich dort niederzulaſſen oder Handel zu treiben. Am 10. Dec. 1833 wurde zu Carraccas eine Verſchwörung gegen P. entdeckt und unterdrückt und am 3. Jan. 1834 ein Handelstractat mit Frankreich unterzeichnet. Auf ſeinem Landgute, unweit Carraccas, wohin er ſich, ſo oft es ihm die Zeit erlaubt, begibt und wo er einen außerordentlich großen Viehſtand hält, beſchäftigt er ſich dann nur mit dieſem. 25.

Pagani iſt der Name mehrerer namhafter italieniſcher Maler. — Vincenzo P., geb. um das Jahr 1480 in der Mark Ancona, war einigen, nicht unwahrſcheinlichen Angaben zufolge ein Schüler Raphael's und beſchäftigte ſich ausſchließlich mit der Hiſtorienmalerei. Noch jetzt zeigt man zu Monte Rubbiano, ſeiner Vaterſtadt, eine Himmelfahrt und außerdem zu Sarneno und Fallerone einige Stücke, die ihm zugeſchrieben und von Kennern ſehr gelobt werden. Sein Tod fällt nach 1550. — Lattanzio P., des Vorigen Sohn, genannt Lattanzio della Marca oder da Rimini, geb. um 1501, vielleicht ein Schüler Bellini's, machte ſich ebenfalls als Hiſtorienmaler ſehr berühmt. Er vollendete mehrere von Pietro Perugino begonnene Arbeiten gemeinſchaftlich mit dal Colle Pazarelli und Gherardi und malte einen Theil des unter dem Namen St. Maria del Popolo bekannten ſo vortrefflichen Gemäldes. Sonſt und auch über ſein Todesjahr iſt nichts bekannt. — Francesco P., geb. im Jahre 1531 zu Florenz, bildete ſich in Rom unter Maturino's Leitung, ſtudirte indeß meiſt nach Caravaggio (Caldaro), dem er ſchon in ſeinem 20. Jahre faſt gleich kam. Nach ſeiner Rückkehr nach Florenz ſchmückte er in dem Palaſte Giuliano de' Ricaſoli zwei Façaden mit Darſtellungen aus der griechiſchen Mythologie, welche ſeinen Ruf durch ganz Italien verbreiteten. Außerdem kennt man nur noch drei minder ſchöne Gemälde in Öl von ihm, von denen eines, eine heilige Familie, die wiener Gallerie beſitzt. Er ſtarb im Jan. 1561. — Sein Sohn, Gregorio P., geb. 1558 zu Florenz, ein Schüler von Sante di Tito und Cigoli, malte meiſt geiſtlich-hiſtoriſche und mythologiſche Gegenſtände und zwar in hoher Vollendung. Die meiſten derſelben ſind außerhalb Italien anzutreffen, einige wenige in Florenz. Unter ihnen hält man eine Mutter Gottes, eine Ausgießung des heiligen Geiſtes, Loth und ſeine Töchter, einen Pan, eine ſchlafende Diana, Chriſtus im Garten Gethſemane und einen Moſes für die vorzüglichſten. P. ſtarb 1605. — Paul P., geb. 1661 im Mailändiſchen, lebte zu Venedig und hatte hier eine Schule. Er zeichnete ſich beſonders im Nackten aus. Die meiſten ſeiner Gemälde, meiſt geiſtliche Gegenſtände, findet man in Mailand. Sein Tod erfolgte im Jahre 1716. 36.

Paganini (Nicolo), der bewunderte Violinſpieler, eine der großartigſten Erſcheinungen im Gebiete der Kunſt, nicht der neuern Zeit allein, ſondern aller Zeiten, vielleicht unerreichbar, wenigſtens jetzt noch unerreicht, ward im Jahre 1784 zu Genua geboren. Sein Vater, Antonio P., ein nicht ſehr bemittelter Kaufmann, bemerkte bald an dem Knaben ein ungewöhnliches Talent

und ließ ſich die Ausbildung deſſelben höchſt angelegen ſein, nicht ohne dabei oft mit großer Härte zu verfahren. Schon in der erſten Zeit zeigte ſich bei Nicolo jener innere Hang zum Ungewöhnlichen und Großen, der ihn eine ganz neue Bahn zu ſuchen drängte, eine Bahn, auf welcher er die einzige glänzende Erſcheinung bleibend keinen Nachfolger fand. In ſeinem 9. Jahre hatte er bereits öffentlich durch ſein kunſtvolles Spiel Alles in Erſtaunen geſetzt; bald war er auch dem Unterrichte Coſta's entwachſen und ſelbſt Rolla und Paer, ſeine Lehrer im Contrapunkte, geſtanden, daß ein Genie dieſer Art ſelbſt ſein beſter Lehrer ſein würde. Der Name P.'s ward zuerſt während einer Kunſtreiſe, die er im Jahre 1798 durch Italien machte, rühmlich genannt und ſelbſt im Auslande bekannt, doch gewann ſein Ruf damals noch, da man ihn nur vom Hörenſagen kennen lernte, keine weitere Verbreitung. Mehr geſchah dieß ſchon ſeit 1812, wo P. bereits in Lucca als erſter Violinſpieler angeſtellt war und eine Meiſterſchaft errungen hatte, die in öffentlichen Berichten zu oft und warm geſchildert wurde, als daß ſie die allgemeine Aufmerkſamkeit wenigſtens unter den Muſikern nicht hätte erregen ſollen. Endlich im Jahre 1828 entſchloß ſich P. die vorzüglichſten Städte Deutſchlands, Frankreichs und Englands zu beſuchen. Kaum war er zuerſt in Wien aufgetreten, ſo erhob ſich auch ſein Name zum Tagesgeſpräche; die Schilderungen ſeines Spiels überboten ſich in bewundernden oder lobpreiſenden Phraſen und der Name P. ward in Proſa und Verſen faſt vergöttert. Auch ſteigerte ſich dieſer unerhörte Enthuſiasmus bei jedem neuen Auftreten; überall, wo er erſchien, zeigte ſich dieſelbe Bewunderung, daſſelbe Entzücken und zwar beim Laien ſowohl wie beim Kenner. So im wahren Triumphzuge durchzog der Künſtler Deutſchland, kam nach Paris, wo der Enthuſiasmus den höchſtmöglichen Grad erreichte, und von hier nach London, wo er ebenfalls die ganze Bewunderung fand, die nur ein Engländer einem Künſtler zu ſpenden vermag. Nach mehrjähriger Abweſenheit kehrte hierauf P. nach Italien zurück und ließ ſich auf einer Villa bei Parma nieder. Den neueſten Nachrichten zufolge aber hat er gegenwärtig die Stelle als Intendant des Hoftheaters zu Parma angenommen. — Das Spiel P.'s zu beſchreiben iſt eine förmliche Unmöglichkeit. Die unzähligen fruchtloſen Verſuche geben den beſten Beweis für dieſe Behauptung. Der Grund aber, warum keine Beſchreibung an P.'s Spiel hinanreicht, iſt eben in dieſer außerordentlichen Höhe der Vollendung zu ſuchen, einer Vollendung, die neben der denkbarſten mechaniſchen Fertigkeit und manchen faſt für unmöglich gehaltenen Handgriffen (wir erinnern nur an das in mehrſtimmige Sätze vermiſchte Pizzicato, das Spiel auf der Gſaite und ſein Flageolet in Doppelgriffen) und ſogenannten Kunſtſtücken ihre eigentliche höhere künſtleriſche Weihe in der geiſtigen Auffaſſungsart P.'s findet. Dieß iſt es auch vorzüglich, was ihn vor Anderen charakteriſirt, jener unerklärliche, geheime romantiſche Zauber, welcher unwillkührlich das Herz befängt, während er die Phantaſie mit gleichen Banden beſtrickt, kurz die ganze Seele des Zuhörers feſſelt. Wohl mag die Perſönlichkeit P.'s, dieſes bleiche ſcharf markirte Geſicht, die ſchwarzen dunkelglühenden Augen, das lockige rabenſchwarze Haar, das leiſe ſchweigende Auftreten und dann jene faſt übermenſchlich erſcheinende Begeiſterung während des Spiels ſehr viel mit zu jenem außerordentlichen Eindrucke beitragen, aber eben dieſe innere und äußere Perſönlichkeit P.'s iſt es, die das Charakteriſtiſche ſeines Spiels hervorruft. Auf die verſchiedenen zum Theil grauenhaften Mährchen über das Leben P.'s gehen wir hier nicht ein; ſie widerlegen ſich von ſelbſt, auch findet man zahlreiche Details in den verſchiedenen Biographien P.'s, unter andern in Schottky's „Leben und Treiben P.'s" (Prag 1830). Übrigens trifft man, was das Mechaniſche im Spiele P.'s betrifft, eine ziemlich gelungene Zergliederung deſſelben in einem Werke vom Kapellmeiſter Guhr in Frankfurt, welches den Titel führt: „Paganini's Kunſt die Violine zu ſpielen." — Von den Compoſitionen

P.'s ſind bis jetzt nur 3, nämlich „24 Capriccj e studj per il Violino", „6 Quartetti per Violino, Viola, Violoncello e Chitarra" und „12 Sonatine di Violino e Chitarra" ſämmtlich in Mailand bei Ricordi im Drucke erſchienen, obwohl unter ſeinem Namen mehrere unächte im Publicum circuliren. 36.

Pagen oder **Edelknaben** ſind junge Adelige, welche an den Höfen Dienſtverrichtungen um die fürſtlichen Perſonen verſehen und zugleich unter der Leitung eines Pagenhofmeiſters unterrichtet werden, um künftig meiſt in den Militairdienſt zu treten. Meiſt kommen dazu Söhne armer Eltern, welche auf dieſe Weiſe ihr ſtandesgemäßes Unterkommen finden; doch ſind die P. in der neueſten Zeit faſt überall abgeſchafft. Man unterſcheidet nach den beſonderen Functionen Leib-, Kammer-, Jagd-, Silber-, Reit- ꝛc. Pagen. 30.

Pagès (ſpr. Päſche) (Pierre Marie François, Vicomte de), ein verdienter franzöſiſcher Reiſender, geb. 1748 zu Toulouſe, trat, 19 Jahre alt, in die Marine und faßte hier den Entſchluß eine Reiſe in die indiſchen Meere zu unternehmen und dann durch China und die Tatarei hindurch bis an die Küſten des Meeres von Kamtſchatka vorzudringen, um vielleicht, wie er ſich ſelbſt ausdrückt, im Norden von Sibirien einen Durchgang zu finden. Am 30. Juni 1767 ging er von Domingo aus unter Segel, kam zu Ende Julis nach Neuorleans, ging hierauf den Miſſiſſippi und den rothen Fluß aufwärts bis Natchitoches, durchforſchte von hier aus die noch wenig bekannte Provinz Texas und langte im Februar 1768 in Mexico an, ſchiffte ſich von hier nach den Philippinen ein und gelangte im October nach Manila. Hier aber fand er Schwierigkeiten zur Fortſetzung ſeines Wegs nach China und wandte ſich daher nach Batavia, Bombai, Maskate und Baſſora, durchwanderte nicht ohne Gefahr die große Wüſte und gelangte ſo durch Syrien gehend zur Küſte, von wo aus er im December 1771 in Marſeille wieder eintraf. Zwei Jahre darauf nahm er Theil an der erfolgloſen Expedition Kerguelens (ſ. d. Art.) in den Auſtralocean und im Jahre 1776 beſuchte er auf einem Wallfiſchfahrer die nördlichen Polargegenden. Später diente er mit Auszeichnung im amerikaniſchen Kriege und zog ſich nach Beendigung deſſelben auf eine ſeiner Beſitzungen auf Domingo zurück. Hier wurde er im Jahre 1793 bei einem Sklavenaufſtande ermordet. — Die Reſultate ſeiner Reiſen legte er in einem gut geſchriebenen und hinſichtlich ſeiner Glaubwürdigkeit ſelbſt von v. Humboldt anerkannten Werke nieder, welches den Titel führt: „Voyages autour du monde et vers les deux poles, par terre et par mer pendant les années 1767—1776" (Par. 1782. 2 Bde. mit Charten und Abbildungen). 22.

Paggi (ſpr. Patſchi) (Giambattiſta), ein italieniſcher Hiſtorien- und Portraitmaler, geb. 1554 zu Genua, machte ſeine erſten Studien unter der Leitung Cambiaſo's, ging dann nach Florenz, wo ihm das rege Kunſtleben, welches dort zu jener Zeit mehr wie je blühte, ſehr förderlich ward, kehrte endlich nach zwanzigjähriger Abweſenheit nach Genua zurück und ward hier der eigentliche Urheber der neuen genueſiſchen Schule. Er ſtarb im Jahre 1627. — Man bemerkt an P.'s Arbeiten zwei verſchiedene Perioden; die der erſtern Periode zeichnen ſich durch eine gewiſſe Lieblichkeit und Anmuth beſonders in den Köpfen aus, welche an Correggio erinnert; die der zweiten ſind kräftiger und erhabener, die Compoſition erſcheint überall geiſtreich und intereſſant, die Zeichnung äußerſt correct, das Colorit bei aller Zartheit doch kräftig. Die meiſten Gemälde P.'s finden ſich in Florenz und Genua. Unter ihnen rühmt man vorzüglich eine heilige Familie, eine heilige Katharina, eine Verklärung, einige Darſtellungen aus der Paſſion und einen Kindermord. — Eine treffliche Abhandlung P.'s über die Malerei, welche 1607 unter dem Titel: „Definizione ossia Divisione della pittura" erſchien, iſt jetzt ſehr ſelten geworden. 36.

Pagliajo, Bajazzo, ſ. Harlekin.

Pagode iſt der Name eines Göttertempels bei den Hindus und anderen Bekennern des Heidenthums in den ſüdöſtlichen Gegenden Aſiens. Sie ſind gewöhnlich in der Geſtalt eines Kreuzes mit gleichen Flügeln auf freien Plätzen aufgeführt und mit Säulen und anderen Figuren verziert; die Dächer ſind verhältnißmäßig hoch und durch Abſätze unterbrochen. Im Innern, das prachtvoll ausgeſchmückt iſt, befinden ſich ein 4eckiger Altar zum Räuchern und zu anderen prieſterlichen Verrichtungen und die Götter, welchen der Tempel geweiht iſt. Dieſe aus Thon verfertigten, kaum den Menſchen ähnlichen Geſtalten, bald nackt, bald bekleidet, heißen gleichfalls Pagoden. Davon führten die früher zur Verzierung auf Schränken ꝛc. aufgeſtellten Figuren mit beweglichen Köpfen denſelben Namen. Zuletzt heißt auch in Hindoſtan eine Goldmünze P., oder Sternpagode. Sie iſt klein, ziemlich dick und hat auf der einen Seite zwei Götzenbilder als Gepräge. Bei der Verſchiedenheit des Zuſatzes zum Golde ſoll ihr Werth von 2 Thlr.—3 Thlr. 6 und 8 Gr. ſteigen. 35.

Pairs, engl. peers, die Glieder des höchſten Adels in Frankreich und England, ſind aus den **Pares regi** oder **Pares curiae**, den alten mächtigen Kronvaſallen entſtanden, welche in Frankreich die höchſten Reichswürden bekleideten und wie ſpäter die deutſchen Churfürſten bei der Krönung der Könige fungirten, den höchſten Gerichtshof in Lehnsſachen und Streitigkeiten unter dem hohen Adel bildeten und überhaupt dem Könige in Regierungsangelegenheiten beiſtanden. Unter Hugo Capet waren deren noch 7, die Herzöge von Francia, Burgund, Aquitanien und Normandie und die Grafen von Flandern, Toulouſe und Champagne. Da Hugo als Herzog von Francia König geworden war, blieben deren noch 6, zu welchen nun 6 Geiſtliche, der Erzbiſchof von Rheims und die Biſchöfe von Laon, Beauvais, Noyon, Chalons und Langres hinzukamen. Doch gelangten dieſe weltlichen Pairien nach und nach an die Krone und es wurden demnach immer neue ernannt, denen aber zuletzt faſt nur ihr Sitz im Parliamente als einziger Vorzug blieb. So waren nach vielfachem Wechſel zur Zeit der Revolution 38 P.; nach der Reſtauration aber wurden deren ſo viele ernannt, daß es 1830 deren 379 gab, welche jedoch ihre Bedeutung nur als Mitglieder der erſten Kammer hatten. Nach der Juliusrevolution iſt ihre Zahl noch mehr geſtiegen, dafür aber die frühere Erblichkeit der Würde aufgehoben worden. — In Großbritannien beſteht die Pairswürde in der Mitgliedſchaft im Oberhauſe und beruht auf beſtimmten Beſitzungen, von denen einige erblich ſind, andere nur auf Lebenszeit vom Könige verliehen werden. Es ſind deren 426 (ſ. Parliament). 30.

Païſiello (Giovanni), einer der berühmteſten Tonſetzer Italiens, geb. den 9. Mai 1741 zu Tarent, war von ſeinem Vater, einem angeſehenen Thierarzte, zum Studium der Rechte beſtimmt, zeigte aber im Jeſuitencollegio ſeiner Vaterſtadt, wo er ſeine Ausbildung erhielt, ſo große Neigung und dabei entſchiedenes Talent zur Muſik, daß ſich ſein Vater endlich entſchloß, dem Wunſche des einzigen Sohnes ſeinen Lieblingsplan aufzuopfern. So kam der junge P. im Jahre 1754 nach Neapel in das Conſervatorium di S. Onofrio. Unter der Leitung Durante's brachte er es hier bald ſo weit, daß er es wagen konnte, größere Compoſitionen, wie Meſſen, Oratorien und Pſalmen, öffentlich zur Aufführung zu bringen und nach neunjährigem Aufenthalte im Conſervatorium war ſein Name bereits ſo allgemein bekannt geworden, daß er von dem Theater Marvigli in Bologna den Auftrag erhielt, einige Opern zu componiren. Dieſe („La Pupilla“, „I Francesi brillanti“ und „Il mondo al rovescio“) fanden ſo großen Beifall, daß kurz darauf gleich ehrende Aufträge von Modena, Parma und Venedig einliefen. In Folge derſelben componirte er außer mehreren andern: „Amore in bello“ (1765) und „Le nozze disturbate“ (1766). Von Rom aus endlich, wohin er ſich ſpäter begeben hatte, verbreitete ſich ſein Ruf auch über die Alpen, beſonders durch

die ausgezeichnete Oper: „Il marchese Tulipano.“ Dieſer folgten in Neapel, wohin er jetzt zurückgekehrt war, „L'Arabo cortese“ (1769), „Trame per amore“ und „L'idolo cinese“, letztere eine komiſche Oper; ſpäter „Il furbo mal accorto“, „Il tamburo notturno“, „La luna abitata“ (il credulo deluso), „L'innocente fortunato“, „La Frascatana“ (1774), „Le due contesse“ (1776) u. a. m. Unter den vielen glänzenden Anerbietungen, welche P. damals von auswärts her erhielt, zog er die des petersburger Hofs vor und reiſte im Jahre 1776 dahin ab. Mit Gold und Ehrenbezeugungen überhäuft kehrte er erſt im Jahre 1784 über Warſchau und Wien nach Rom zurück, ward hierauf mit einem Gehalte von 1200 Ducaten Kapellmeiſter Ferdinand's IV. zu Neapel, blieb dieß bis 1799, wo er das Muſikmeiſteramt der Nation annahm, und ging deßhalb bei der Rückkehr des Königs ſeiner Stelle verluſtig, ward jedoch 1801 in dieſelbe wieder eingeſetzt. In demſelben Jahre noch begab er ſich dem Wunſche Napoleon's zufolge nach Paris, nahm jedoch weder die Direction der Oper, noch des Conſervatorium an, ſondern begnügte ſich mit der Stelle eines Kapelldirectors. Damals componirte er 2 Te deum, die Oper „Proserpina“, das Intermezzo „Camilletta“ und ein beſonderes Gelegenheitsſtück: „La pace.“ Im Auguſt 1804 kehrte P. nach Neapel zurück, welches er jetzt aller Anerbietungen von Paris aus ungeachtet nicht wieder verließ. Auch unter Joſeph Buonaparte's und Joachim Murat's Regierung behielt er ſeine Ämter bei, erhielt überdieß das Kreuz der Ehrenlegion und wurde Mitglied der königlichen Geſellſchaft zu Neapel und Präſident der Direction der Muſik des königlichen Conſervatorium. Außerdem war er Mitglied mehrerer auswärtigen Akademien und Kapellmeiſter an der Hauptkirche zu Neapel. Tief betrauert ſtarb der große Künſtler am 5. Juni 1816. — Außer den genannten Opern P.'s verdienen noch folgende Erwähnung: „Gli Astrologi imaginari“, „La Serva Padrona“, „Il Barbiere di Seviglia“, „Lucinda et Artemidoro“, „Il Re Teodoro“, „L'Amore ingegnoso“, „L'Olympiade“, „Pyrrhus“, „Cato“, „Elfrida“, „Gli Schiavi per amore“, „Nina“, „La Grotta di Trofonio“, „La Molinara“, „I Zingari in fiera“, „La Locanda“, „La Scuffiera“ und „Oro non compra amore.“ Außerdem hat man von P. eine große Anzahl Kirchenmuſiken, welche indeß mit wenigen Ausnahmen ſeinen Opern nachſtehen. — Das Charakteriſche der Païſiello'ſchen Muſik iſt Originalität in der Erfindung, Feuer und Anmuth der Melodie, dabei Einfachheit und Correctheit und gute Inſtrumentation. P. iſt übrigens der Erſte, welcher im Orcheſter zu Neapel die bis dahin ungewöhnliche Bratſche und Clarinette einführte; überhaupt aber hat er das Verdienſt, die italieniſche Opernmuſik dramatiſcher gemacht zu haben und zwar eben dadurch, daß er der Inſtrumentalmuſik, ohne dem Geſange zu ſchaden, mehr Fülle und Ausdehnung gab. Wenn er deſſenungeachtet von ſpäteren Componiſten verdunkelt worden iſt und ſich daher nur wenige ſeiner Werke auf dem Repertoire erhalten haben, ſo bleibt er dennoch ſtets einer der achtungswürdigſten Künſtler, der nach ſeinem Standpunkte das Mögliche geleiſtet hat. 36.

Pahlitzſch (Joh. Georg), geb. den 11. Juni 1732 zu Prohlitz bei Dresden, war ein Bauer, der faſt ganz durch ſich ſelbſt ſeine ungewöhnliche Geiſtesausbildung bewirkte, indem er gleich einem Arnold (ſ. d. Art.) nicht nur als Landmann ſein Bauergut durch Fleiß und ſorgfältige Verwaltung zu verbeſſern und zu heben, ſondern auch in ſeinen Nebenſtunden ſogar nicht wenige und gediegene Kenntniſſe in der Botanik, Phyſik und vorzüglich in der Aſtronomie zu erlangen ſtets bemüht war. Dadurch und durch ſein ſtets anſpruchlos gebliebenes biederes Benehmen ward er, zumal von der Zeit an, als er am Weihnachtsfeſte 1758 den ſchon längſt erwarteten Halley'ſchen Kometen zuerſt und folglich früher als die Aſtronomen wahrgenommen hatte, ſo berühmt, daß er faſt jedes Jahr Beſuche von

fremden Gelehrten und hohen Perſonen, z. B. vom Prinzen Heinrich von Preußen, von ſeinem Landesherrn u. A. erhielt, denen er die vortreffliche Einrichtung ſeines Gutes, ſo wie ſeiner kleinen Bibliothek und Sternwarte gern zeigte. — P. ſtarb 1786, ohne ſeinen einzigen Wunſch, den er hatte, nämlich von Frohndienſten befreit zu werden, realiſirt zu ſehen. 13.

Paladin. Dieſen Namen führten die Ritter (des Mittelalters), welche, um Abenteuer zu erleben, die Welt durchzogen. Gewöhnlich trugen ſie auf ihren Irrfahrten eine Schleife oder ein anderes Unterpfand der Zuneigung ihrer Geliebten bei ſich. Trafen ſie mit einem andern Ritter zuſammen, ſo forderten ſie ihn auf, dieſe Geliebte als die Schönſte und Vortrefflichſte auf Erden zu beſingen; that er es nicht, ſo begann die Fehde. Dergleichen Abenteurer, die man zuerſt in den alten Ritterromanen erwähnt findet und deren Geſchichte wohl durch die Poeſie dieſer Zeit mit Mährchen vielfach verſetzt iſt, ſollen zur Tafelrunde Artus gehört haben. Unter den ſpätern glänzten Lancelot vom See, Amadis von Gallien und die Ritter am Hofe Karl's des Großen. Den Namen P. leitet man gewöhnlich von **palus**, eigentlich ein Pfahl, dann die ähnlich geformte Lanze, deren ſich dieſe irrenden Ritter als Waffe bedient haben ſollen, ab. Andere ſetzen ihn mit dem Ausdrucke **Palatinus** in Verbindung. 77.

Palämon, ſ. Melicertes.

Paläographie iſt Kenntniß der Schriftzeichen, Schriftarten und Schreibekunſt der alten Völker, eine für Diplomatik, Hiſtoriographie und Kritik wichtige Kenntniß. (S. Schrift.) 6.

Paläologen heißen die Kaiſer der letzten das byzantiniſche Reich beherrſchenden Dynaſtie von dem Gründer derſelben, dem Griechen Michael Paläologos (1260). Der Letzte dieſes Geſchlechtes, Conſtantin Paläologos, fiel bei der Erſtürmung Conſtantinopels durch die Türken am 24. Mai 1453 in rühmlicher Vertheidigung. (S. d. Art. byzantiniſches Reich.) — Die Behauptung einiger Genealogen, daß die Familie Napoleon's von den P. abſtamme, entbehrt aller hiſtoriſchen Zuverläſſigkeit, da ſchon die Angabe, daß ſich ein Paläologe bei der Erſtürmung Conſtantinopels gerettet habe und nach Italien gekommen ſei, ſich durchaus nicht beweiſen läßt. 1.

Paläphatus, ein alter griechiſcher Schriftſteller von unbekanntem Vaterlande und Zeitalter, jedoch noch vor Chriſti, ſchrieb eine Schrift: „Περὶ ἀπιστων" (über unglaubliche Dinge) in 5 Büchern, von denen jedoch nur das erſte erhalten iſt. Es ſind dieß 53 in leichtem Style geſchriebene mythologiſche Erzählungen mit allegoriſch-hiſtoriſchen Erklärungen, die jedoch an nicht wenig Stellen interpolirt zu ſein ſcheinen. Die erſte Ausgabe erſchien (zugleich mit dem Aesopus) bei Aldus (Venedig 1505. Fol.). Neuere gute Ausgaben ſind von J. F. Fiſcher (6. Aufl. 1789. 8.) und J. H. M. Erneſti (Leipz. 1816. 8.). Vergl. Fabr. Bibl. Gr. T. I. p. 182. 20.

Paläſtina (das Land der Philiſter) ward von Griechen und Römern der Landſtrich Vorderaſiens genannt, welcher urſprünglich Kanaan (nach 1 Moſ. 10 von den Nachkommen des Kanaan, des Enkels Noah's) hieß und zwiſchen 52—54° L. und 31—33° N. Br. mit einem Flächenraume von ungefähr 500 □M. ſich erſtreckte. Die Grenzen waren gegen Norden der Libanon, gegen Weſten das mittelländiſche Meer, gegen Süden das paträiſche Arabien, gegen Oſten die arabiſche Wüſte; man darf nämlich die iſraelitiſchen Beſitzungen zu den verſchiedenen Zeiten nicht mit dem eigentlichen Lande verwechſeln. So war Kanaan eigentlich nur das Land weſtlich vom Jordan, während der öſtliche Theil Gilead hieß und die Meeresküſte war nur in der Gegend um Joppe hebräiſches Gebiet und außerdem von Phöniciern bewohnt, während unter David die Oſtgrenze ſich nordöſtlich bis an den Euphrat erſtreckte. In den angegebenen Grenzen bildet P. ein Bergland, welches

vom Jordan in zwei faſt gleichgroße Theile getheilt wird. Wie aber dieſer von Norden nach Süden ſtrömt, ſo bezeichnen auch die Bergzüge dieſelbe Richtung. Von dem Gebirgsſtocke des Libanon, Antilibanus und Hermon ausgehend umſchließen zwei Bergreihen weſtlich und öſtlich das Jordanthal. Im Weſten zuerſt ſtreckt ſich das Gebirge (3000 F.) herab, nach Süden zu immer ſchroffer und rauher werdend, bis es ſich in das idumäiſche Gebirge oder das ſteinichte Arabien verliert, aber durch mehrere Abſätze unterbrochen. Nördlich iſt lauter Baſaltgebirge, bis in gleicher Breite mit dem See Genezareth der nordweſtlich fließende Kiſchon die reizende Ebene Jesreel (Esdraelon) bildet, welche ſich in der Bai von Akka endet. Dann erheben ſich weſtlich das Vorgebirge Karmel, von wo aus die Berge öſtlich zurücktreten und das niedere phöniciſche Küſtenland ſich bis nach Ägypten herab erſtreckt, öſtlich in der Nähe des Sees Genezareth der Tabor (3000 F.), an welche ſich ſüdlich das Gebirge Gilboa und an dieſes das Gebirge Ephraim anſchließt, die fruchtbarſte und reizendſte Gegend des ganzen Landes. Eine neue Unterbrechung der Berge tritt dann zwiſchen Joppe und Jericho ein, aber im Süden erheben ſich die ſteilen Kalkgebirge bis nach Idumäa. Im Oſten vom Hermon herab ſcheidet eine Bergkette P. von der arabiſchen Wüſte, welche zwar weniger ſteil als die weſtlichen Berge, aber kahl und erdlos ſind und bei dem todten Meere zu ſchauerlichem Baſaltgetrümmer werden. Der Hieromax (Jarmok) und der Serka (Jabok), welche von Oſten her dem Jordan zuſtrömen, und der Arnon, welcher in das todte Meer ſtrömt, durchbrechen dieſe Gebirge und bilden natürliche Abtheilungen. Über den Jordan, den See Genezareth und das todte Meer ſ. d. beſonderen Artikel. Das Klima iſt im Ganzen gemäßigt und die Witterung ſehr beſtändig. Es gibt eigentlich nur zwei Jahreszeiten, den Winter, welcher vom October bis zum April dauert und meiſt durch heftige Regengüſſe ſich bemerklich macht, und den Sommer, vom Mai bis September, welcher beſtändig heitere Witterung und im Juli und Auguſt ſtarke Hitze hat. Die Fruchtbarkeit des Landes war durch den Fleiß der Iſraeliten auf einen hohen Grad gebracht worden und noch jetzt prangen die Thäler mit den üppigſten Südfrüchten. Das Thierreich liefert viel Wild, Löwen, Bären, Wölfe, Schakale, Gaſellen, wilde Eſel, Pferde, Rindvieh, Schafe, Ziegen; das Pflanzenreich Getreide und Küchengewächſe im Überfluſſe, Ölbäume, Wein, Feigen, Mandeln, Palmen, Durra, Tabak und alle Arten Obſt; das Mineralreich hingegen nur Kalk, Asphalt, Steinſalz, Marmor, Gyps ꝛc. — Wie groß die Einwohnerzahl in den blühenden Zeiten des hebräiſchen Staates geweſen ſein möge, läßt ſich nicht genau beſtimmen, da die Angaben in den bibliſchen Büchern unzuverläſſig ſind; doch mag ſie nahe an 3 Millionen betragen haben. — Die Eintheilung des Landes war zu verſchiedenen Zeiten verſchieden. Zuerſt unterſchied man Kanaan (ſ. d. Art.) mit einer Anzahl Völkerſchaften (Jebuſiter, Hethiter, Amoriter, Girgeſiter, Heviter, Arkiter, Hamathiter) und Gilead (ſ. d. Art.), wo arabiſche Stämme wohnten. Nach der Eroberung durch die Hebräer ward das Land unter die 12 Stämme ſo vertheilt, daß Ruben das Land zwiſchen dem Arnon, dem todten Meere, dem Jabok und der Wüſte bekam, wo die Amoriter und Ammoniter gewohnt hatten, Gad ſich nördlich davon bis zum Hieromax niederließ und der eine halbe Stamm Manaſſe den übrigen nördlichen Landſtrich im Oſten des Jordan bekam. An daſſelbe grenzte weſtlich Naphthali und an dieſes weſtlich Aſcher, an beide ſüdlich am See Genezareth Sebulon, an dieſes Iſaſchar, an dieſes der andere halbe Stamm Manaſſe, an dieſen Ephraim, an dieſe Benjamin nach dem Jordan und Dan nach dem Meere, an dieſe Juda und ganz ſüdlich lag Simeon. Dieſe bildeten 12 abgeſonderte kleine Staaten, welche öfter mit einander im Kampfe lagen und nur gegen äußere Feinde ſich vereinigten; doch blieb die Eintheilung auch unter den erſten Königen, bis nach Salomo's Tode 2 Reiche entſtanden, von denen Juda durch die Stämme Juda, Benjamin und Simeon, Iſrael durch die übrigen

10 Stämme (Manaſſe doppelt gezählt) gebildet ward. Die 3 öſtlichen Stämme verſchwinden ſpäter ganz aus der Geſchichte; während des babyloniſchen Exils hatte ſich aber in Ephraim, Manaſſe und Iſaſchar ein Miſchvolk gebildet, welches von der Hauptſtadt Samaria Samariter genannt wurde und von dem ſich die eigentlichen Juden losſagten, und die nördlichen Provinzen hatten den gemeinſchaftlichen Namen Galiläa (von Gelil, Grenze) erhalten. Außerdem wurden die Oſtjordanprovinzen mit verſchiedenen Namen belegt, meiſt nach den Hauptſtädten, und in ſpäterer Zeit unter den Heroden als beſondere Länder betrachtet. Dieſe ſind von Norden nach Süden: Trachonitis und Ituräa (eigentlich noch zu Syrien gehörig), Gaulonitis (Goran) und Auranitis (Hauran) im ehemaligen Manaſſe, Batanäa, das alte Baſan und ehemalige Gad und Ruben. Die vornehmſten Städte in dieſen verſchiedenen Theilen waren 1) in Judäa und zwar a) in Benjamin: Jeruſalem, Jericho, Bethel, Gibeon, Bethania; b) in Juda: Bethlehem, Hebron, Thekoah, Kades Barnea (an der Grenze von Idumäa); c) in Simeon: Berſeba, Ziklag; 2) in Samaria und zwar a) in Ephraim: Samaria (Sebaſte), Sichem (j. Naplus), in deſſen Nähe der Berg Garizim, Silo; b) in Dan: Joppe, Arimathia (Rama), Emmaus; c) in Manaſſe: Megiddo, Thirza; d) in Iſaſchar: Jesreel, Nain, Endor, Ramoth; 3) in Galiläa und zwar a) in Sebulon: Tiberias, Nazareth, Kana, Sephoris; b) in Naphthali: Chorazin, Kapernaum; c) in Aſcher: Gabara, Aphekah, Cana magna; 4) in Gaulonitis: Baal Hermon, Paneas (Cäſarea Philippi), Bethſaida, Julias, Gaulon; 5) in Auranitis: Boſtra am Hieromax, Aſtaroth, Adara, Gadara; 6) in Batanäa: Mahanäim, Bethabora, Geraſa, Suchoth, Jaëſar, Rabbath Ammon (Philadelphia); 7) im Gebiete von Ruben: Hesbon, Beſer. — Die Geſchichte des Landes fällt vor Chriſti Geburt mit der der Hebräer (ſ. d. Art.) zuſammen; nach Chriſti Geburt theilte es die Schickſale Syriens. Vergl. Hadr. Relandi „Palaestina“ (Utrecht 1714. 2 Bde. 4.); Bachienne's „Hiſtoriſche und geographiſche Beſchreibung von Paläſtina“ (aus dem Holländ. von Maas. Kleve, 1766—1775. 5 Bde. 8.); Röhr's „Paläſtina“ (5. Aufl. Zeitz 1829); K. von Raumer's „Paläſtina“ (Leipz. 1835). 37.

Paläſtra (*Παλαιστρα*, von *πάλη*, der Ringkampf), war urſprünglich der Theil des griechiſchen Gymnaſium (ſ. d. Art.), in welchem der Ringkampf, dann der Fünfkampf oder das Pentathlon (nämlich: Ringen, Fauſtkampf, Laufen, Springen, Werfen) vorgenommen wurde. Später wurde P. mit Gymnaſium gleichbedeutend und ſo wie dieſes auch für geiſtige Übungs- und Bildungsanſtalten gebraucht. Barthelemy in den „Reiſen des jungen Anacharſis, 2, 121“ behauptet, die Paläſtren ſeien eben ſolche Gebäude geweſen, wie die Gymnaſien, nur mit dem Unterſchiede, daß in den letztern blos Knaben und Jünglinge, in den erſtern aber die eigentlichen Athleten geübt worden wären. 11.

Palafox y Melzi (Don Joſé de), ein ſpaniſcher Genral, berühmt durch ſeine heroiſche Vertheidigung Saragozas, geb. 1780, war einer von denen, welche nach den ſchimpflichen Verhandlungen zu Bayonne das Volk zu den Waffen riefen, um mit Gewalt das Eindringen der Franzoſen in Spanien zu verhindern. Zum Commando des in Aragonien ſtehenden Corps berufen kämpfte er tapfer den ungleichen, daher vergeblichen Kampf mit und warf ſich, als er das Feld nicht mehr halten konnte, mit 10000 M. nach Saragoza. Hier wußte er die Bürger für ſeinen heroiſchen Entſchluß zu begeiſtern und vertheidigte vom Anfange Julis die hart bedrängte Stadt gegen einen vielfach überlegenen höchſt erbitterten Feind, welcher faſt täglich ſtürmte und oft ſchon ſelbſt in die Stadt eindrang, mit ebenſo viel Muth als Klugheit bis zum 15. Auguſt, wo die Belagerung nach dem Rückzuge des Königs Joſeph aufgehoben wurde. Später, als Napoleon ſelbſt in Spanien erſchienen war und das Glück der franzöſiſchen Waffen wiederhergeſtellt hatte, ſah ſich

P. am 6. Dec. abermals in Saragoza angegriffen. Mit derſelben bewunderns-würdigen Tapferkeit und Umſicht wie das erſte Mal leitete er auch dießmal die Vertheidigung und hielt die Stadt, zuletzt nur noch ein Trümmerhaufen, bis zum 21. Febr. 1809, wo er ſie endlich von den letzten Vertheidigungsmitteln entblößt übergeben mußte. Er ſelbſt ward gefangen nach Frankreich abgeführt und erhielt erſt 1813 ſeine Freiheit zurück. Mit beſondern Aufträgen Ferdinand's VII. in Madrid angekommen erklärte er ſich hier für abſolute Monarchie, ward 1814 Generalcapitain von Aragonien und leiſtete hier der Regierung die weſentlichſten Dienſte. Seit 1820 nahm er wenig Theil an den öffentlichen Angelegenheiten, ſo wie er überhaupt nie große politiſche Bedeutung gehabt hat. In der neuern Zeit hatte er ſich zwar der Partei der Königin angeſchloſſen, konnte aber dem Verdachte eines heimlichen Einverſtändniſſes mit den Exaltados nicht entgehen und wurde gefänglich eingezogen. Er erhielt jedoch im Jahre 1835 ſeine Freiheit zurück und wurde im September des genannten Jahres von Mendizabal zum Generalcapitain von Aragonien ernannt. Seiner ſchwächlichen Geſundheit wegen indeß leitete meiſt der General Serano die Geſchäfte. 22.

Palais royal, ſ. Paris.

Palamēdes, einer der griechiſchen Helden bei dem Zuge nach Troja, war der Sohn des Nauplios, Königs von Euböa, und der Klymene, der Tochter der Ärope. Homer erwähnt ihn nicht, ſondern er erſcheint erſt in den cykliſchen Gedichten und bei den Tragikern. Als er mit mehrern andern Geſandten der Griechen die geraubte Helena vergeblich vom Priamus zurückgefordert hatte, betrieb er am eifrigſten den Krieg gegen Troja. Hierbei entdeckte er, daß der Wahnſinn des Odyſſeus nur Verſtellung war, um einen Vorwand zu haben, in Jthaka zurückzubleiben. Die Folge davon war die unverſöhnlichſte Feindſchaft Beider, welche dem P. endlich den Tod brachte. Nach Troja zog er, nur von ſeinem Bruder Oeax begleitet, in einem einzigen Schiffe, nach Andern aber mit 30 Schiffen. Vermöge ſeines Anſehens wurde er ſogleich in den Kriegsrath gezogen und hatte ſogar eine Zeit lang an der Stelle des Agamemnon den Oberbefehl. Über ſeinen Tod iſt die gewöhnlichſte Erzählung folgende: Odyſſeus vergrub Gold in dem Zelte des P., ſchickte dann durch einen gefangenen Phrygier einen angeblich vom Priamus geſchriebenen Brief an den P., worin der trojaniſche König ihm für eine Verrätherei Dank ſagte und unter Anderm ſchrieb, daß er ihm das verſprochene Gold ſchon überſandt habe. Der Brief wurde natürlich aufgefangen und P., durch das im Zelte vergrabene Gold überwieſen, zum Reinigungstode verurtheilt, welchen er mit großer Standhaftigkeit ertrug. Nach einer andern Nachricht fiel er im Kampfe durch die Hand des Paris. Man ſchreibt ihm die Erfindung des Würfelſpiels und die Einführung des Schauſpiels zu. Nach Athanaſius ſoll er auch die Zahlen, das Maß und Gewicht erfunden haben und Philoſtrat erwähnt ihn als großen Aſtronomen, ſo daß er ſogar eine Sonnenfinſterniß natürlich erklärt und dadurch die Soldaten von ihrer Furcht befreit habe. Ferner war er auch Dichter und ſoll eine Jlias gedichtet haben, weßwegen ihn Homer aus Eiferſucht nicht unter die griechiſchen Helden aufgenommen habe. Sehr gewöhnlich, unter Andern vom Suidas beſtätigt, iſt die Nachricht, daß er dem alten von Kadmus eingeführten Alphabete von 16 Buchſtaben 4 neue (ϑ, ξ, φ, χ) beigefügt habe. Griechiſche Künſtler bilden ihn gewöhnlich ohne Bart ab. 11.

Palankin heißt eine Art Tragſeſſel in Oſtindien. Sie ſind unſern Sänften ähnlich und ſtehen auf 4 Füßen; über den Wänden iſt eine Decke aus Bambusrohr befeſtigt und inwendig ſind ſie mit Polſtern belegt, ſo daß man auch bequem darin ſchlafen kann. Die Träger, von denen je 4 ſie vermittelſt parallel laufender Stangen tragen, heißen Kulis, bilden einen beſondern Stamm in der Kaſte der Sudras und haben ihre Vorſteher, von denen man dieſe P. miethet. Da ſie tact-

mäßig gehen und in die Stelle der 4 erſten Träger, wenn ſie müde ſind, die 4 andern eintreten, ſo kann man in einem Tage eine ziemliche Strecke Weges darin zurücklegen. 35.

Palāſt, fr. palais; engl. palace, nennt man vorzugsweiſe die Wohnung eines Fürſten, gebraucht jedoch denſelben Ausdruck auch von andern größern nach den Regeln der höhern Baukunſt aufgeführten Gebäuden. Das Wort P. leitet man von palatium ab, einem der Berge, auf welchem Rom erbaut iſt, wovon dann die Wohnung des Kaiſers Auguſtus und jedes andern Patrizier auf demſelben eben ſo hieß. 35.

Palatinus (palatinus Hungariae) iſt der Titel desjenigen Magnaten Ungarns, welcher in allen die Angelegenheiten des Landes betreffenden Verhandlungen den Vorſitz führt, alſo die Perſon des Königs präſentirt und bei ſtreitigen Fällen zwiſchen dieſem und dem Volke zum Vermittler aufgerufen wird. Er wird von den Magnaten aus den vier von dem Könige in Vorſchlag gebrachten gewählt und behauptet über alle Staats- und Kirchendiener außer dem Erzbiſchofe von Gran den Vorrang. Von 1562—1608 und von 1765—1790 war dieſe Stelle unbeſetzt. Der jetzige P. iſt der Bruder des Kaiſers Franz, der Erzherzog Joſeph Anton, geb. 1776. 35.

Palermo (Br. 38° 6′ 45″, L. 31° 1′ 30″), das alte Panormus, die große, ſchöne und befeſtigte Hauptſtadt Siciliens mit 171000 Einw., Sitz des Vicekönigs, des Miniſterium, eines Erzbiſchofs, eines Handelsgerichtes, eines Appellationsgerichtes und des höchſten Gerichtshofes, ſo wie des Generalgouverneurs, welcher jetzt nur den Titel eines Statthalters (luogotenente) führt, liegt angenehm an der Nordküſte in einer fruchtbaren, wohlangebauten Ebene, im Hintergrunde des nach ihr benannten Golfes, welcher hier einen Hafen bildet, den eine Citadelle und mehrere feſte Werke vertheidigen. Ihre Häuſer ſind nach der im ganzen ſüdlichen Italien gewöhnlichen Art gebaut und haben faſt ganz platte Dächer und ſtatt der Fenſter Balcons mit Glasthüren. Die Straßen ſind ſchnurgerade gezogen und laufen faſt alle auf zwei Hauptſtraßen, Caſſaro oder Toledo und die neue Straße (strada nuova), welche die Stadt in gerader Richtung durchſchneiden und im Mittelpunkte ein regelmäßiges Achteck, piazza villena, mit ſchönen Gebäuden, Bildſäulen und Springbrunnen verziert, bilden. Die Stadt hat überhaupt 7 Hauptplätze, unter denen beſonders der Schloßplatz, der Platz della Marina und der große Platz (piazza grande) mit einem Brunnen, der ſich eben ſowohl durch ſeine coloſſalen Dimenſionen, als durch die Sonderbarkeit ſeiner Architektur und ſeiner Verzierungen auszeichnet, berühmt ſind; ferner 8 Abteien und 92 Kirchen und Klöſter, 2 Theater, 5 Caſernen und mehrere öffentliche Gebäude, unter denen die vornehmſten ſind: der königliche Palaſt, ein durch ſeine Maſſe auffallendes Gebäude, deſſen zu verſchiedenen Zeiten errichtete Theile aber ein ſymmetriſches Ganzes bilden, mit einer auf dem höchſten Theile des Palaſtes 1791 errichteten und mit vortrefflichen Inſtrumenten verſehenen Sternwarte; die Vicaria oder der Juſtizpalaſt; der Palaſt des Erzbiſchofs; das große Hospital; das ſeit einigen Jahren beſtehende Irrenhaus, welches mit dem zu Averſa wetteifert, und das Rathhaus. Unter den Kirchen, Klöſtern und Kapellen zeichnen ſich aus: die Kathedrale, eines der ſchönſten gothiſchen Denkmäler Siciliens, in welcher die Kaiſer Heinrich VI. und Friedrich II. beigeſetzt ſind; die Jeſuskirche, die in Hinſicht der Architektur und des Reichthums ihrer Verzierungen gleich auf die Kathedrale folgt; die Capuzinerkirche, merkwürdig durch die Grüfte, worin man die Todten in Niſchen aufrechtſtehend aufbewahrt und ſie alljährlich am Feſte aller Seelen neu und prächtig bekleidet; die St. Joſephkirche, bemerkenswerth wegen ihres unterirdiſchen Tempels, der eben ſo geräumig als der obere iſt und von einer großen Anzahl von marmornen Säulen getragen wird; die Kirche der Olivella, zum Klo-

ſter der Olivetaner gehörend, und die Kirche der Caſa Profeſſa, welche den Jeſuiten gehört; die prächtige von Roger erbaute Kapelle und das St. Clarenkloſter. Zu den vorzüglichſten wiſſenſchaftlichen Anſtalten gehören: die Univerſität, das Lyceum, das Seminar, das Jeſuitencollegium, die 3 öffentlichen Bibliotheken, der botaniſche Garten und die Sternwarte, die königliche Akademie der Medicin, die Akademie del Buon Guſto oder der Literatur und die ſchönen wiſſenſchaftlichen, mit einigen der erwähnten Anſtalten verbundenen Sammlungen. Das Feſt der heiligen Roſalia zieht alle Jahre im Monate Juli eine ungeheure Volksmenge von allen Punkten der Inſel nach P. und gibt ſeinem ohnedieß ſehr bedeutenden Handel mit ſicilianiſchen Producten, Weizen, Öl, Wein, Südfrüchten, Manna, Specereien, Manufacturen, vorzüglich in Seide, welche überdieß auch roh verſendet wird, eine große Thätigkeit. In den Hafen laufen jährlich im Durchſchnitte gegen 500 fremde Schiffe ein. Intereſſant ſind in allen Straßen die Buden der Eiswaſſerverkäufer, worin man zu beiden Seiten Pyramiden von Citronen, Orangen, Pomeranzen und anderen trefflichen Südfrüchten aufgeſchichtet ſieht, zwiſchen denen große gläſerne Waſſerpokale mit ſchwimmenden Goldfiſchen ſchimmern und kleine von duftenden Blumen umgebende Springbrunnen Kühlung verbreiten. Der ſchönſte Spaziergang iſt die marina längs des Meeres, an welchen die villa publica, gleichfalls eine öffentliche Promenade, und der große botaniſche Garten Flora, einer der erſten und am beſten unterhaltenen Italiens, ſtoßen. Am 1. Sept. 1726 und 1813 litt P. viel durch Erdbeben. 71.

Pales war eine der altitalieniſchen Feldgottheiten, welche die Heerden vor Seuchen und Raubthieren ſchützte, ihre Befruchtung bewirkte und ihnen gute Weiden gab. Gewöhnlich wurde ſie als Hirtengöttin mit einem Stabe und einem Kranze auf dem Haupte aufgeſtellt und theils unter Bäumen, theils in Tempeln verehrt. Ihr Feſt, Palilia, der 21. April, wurde zugleich als Gründungstag Roms gefeiert. Man opferte ihr Milch und Hirſekuchen. 11.

Paleſtrina (Giovanni Pietro Aloiſio [oder Pierluigi] da), einer der berühmteſten italieniſchen Componiſten des XVI. Jahrh., der Schöpfer der modernen Kirchenmuſik, ward im Jahre 1524 zu Paleſtrina (dem alten Präneſte) im Kirchenſtaate geboren. Seinen erſten Unterricht in der Muſik ſcheint er von einem flamändiſchen Meiſter erhalten zu haben, ſpäter aber, und zwar ſeit 1540, wo er ſeine Stelle als Chorknabe in Rom aufgab, wurde er der Schüler des trefflichen Giov. Animuccia. Unter der Leitung dieſes Meiſters, der ſich ſelbſt nicht geringe Verdienſte um das Oratorium erworben hat, widmete er ſich ausſchließlich der Kirchenmuſik, welche damals gerade in einem ſo elenden Zuſtande war, daß man damit umging ſie ganz aus der Kirche zu verbannen. P. fühlte ebenfalls nur zu lebhaft ihre großen Mängel; aber er fand in ſeinem reichen Genie die Mittel, derſelben eine neue würdigere Geſtalt zu geben. Im Auftrage des Papſtes Marcellus' II. componirte er im Jahre 1555 3 Meſſen, die bei ihrer Aufführung vollkommen befriedigten; eine zumal, die unter dem Namen „Missa papae Marcelli“ bekannte, erregte allgemeine Bewunderung. Ermuthigt ſchritt P. auf der betretenen Bahn vorwärts und lieferte ſeit dieſer Zeit eine Anzahl von Meiſterwerken, Hymnen, Motetten, Meſſen u. a., welche wegen ihrer einfachen Erhabenheit, ihrer Beſtimmtheit und Klarheit und ſtrengen Beobachtung der Regeln der Harmonie auch jetzt noch bei ganz verändertem Standpunkte als ſolche anerkannt werden. Mehrere derſelben kommen gegenwärtig noch alljährlich in der ſixtiniſchen Kapelle zu Rom zur Aufführung, z. B. ein „Stabat mater“ und die Motette „Popule“ ꝛc., welche beide nebſt einigen andern, wie die „Hymni totius anni“, eine Reihenfolge von 5=, 6= und 8ſtimmigen lateiniſchen Geſängen, im Stich erſchienen ſind. — P. ward in gerechter Anerkennung ſeiner Verdienſte im Jahre 1561 Kapellmeiſter von St. Maria Maggiore und im Jahre 1571 an Animuccia's Stelle Kapellmeiſter

bei St. Peter. Als ſolcher ſtarb er den 2. Febr. 1594. Sein Grabmal in der Peterskirche erhielt die Inſchrift: „Joannes Petrus Aloysius Palestrina musicae princeps.“ — Die meiſten ſeiner Arbeiten ſind noch ungedruckt. Eine Lebensbeſchreibung von P. gab Baini unter dem Titel: „Memorie storiche della vita e delle opere di Giov. Pierluigi da P.“ (Rom. 1828. 2 Voll. Deutſch von Kandler, von Kieſewetter herausgegeben, Leipz. 1834). 36.

Palette, Farbenbret, heißt ein dünnes ovales oder eckigtes Bret von hartem Holze, auf welchem der Maler, ehe er malt, die Farben ordnet und miſcht (ſetzt). Bei der Miniaturmalerei braucht man gewöhnlich elfenbeinerne, ſonſt auch kryſtallene Platten, bei der Wachsmalerei aber, damit der Firniß nicht eingeſogen werde, vorzugsweiſe P. von Schildkrötſchale. — Von einem Gemälde, wo die Localfarben nicht wahr ſind, oder wo man die Miſchung der Farben nicht anzugeben im Stande iſt, ſagt man, es verräth oder ſchmeckt nach der Palette. 1.

Palimpſeſten (von πάλιν, wieder, und ψάω, ich kratze ab; lat. codices rescripti) nennt man ſolche Pergamenthandſchriften, in welchen über eine frühere ausgelöſchte Schrift eine neue geſchrieben iſt. Die Urſache dieſes Verfahrens liegt nahe; bei der zunehmenden Theuerung des Schreibmaterials mußte man auf Mittel bedacht ſein, ſich daſſelbe ſo wohlfeil als möglich zu verſchaffen und die Schreiber fanden am beſten ihren Vortheil, wenn ſie einen alten, ihnen unwichtig ſcheinenden Text auslöſchten, um für einen neuen beſtellten oder von ihnen gewählten Raum zu gewinnen. Daß die P. dem Mangel an Schreibmaterial zugeſchrieben werden müſſen, geht ſchon daraus hervor, daß ſie im XIV. Jahrh. mit dem Bekanntwerden des Papiers wieder verſchwinden. Das Verfahren der Abſchreiber, um den alten Text von dem Papiere hinwegzubringen, war ganz einfach; man kratzte die Schrift mit einem Schabmeſſer (rasorium) ab und glättete dann das Pergament mit Bimsſtein, um die neue Schrift beſſer auftragen zu können. Da es den Schreibern gleichgültig war, ob ſie das abgeſchabte Pergament in derſelben Richtung oder verkehrt gebrauchten, ob ſie ihm ſeine Form ließen und ob ſie es brachen, ob ſie ein Buch oder mehrere daraus machten, ſo trifft es ſich ſehr häufig, daß die alte Schrift verkehrt ſteht oder ſich quer unter der alten hinzieht und daß der urſprüngliche Text in mehreren neueren Handſchriften und in verſchiedenen Bibliotheken aufgeſucht werden muß, wie Ulfilas' Bibelüberſetzung beweiſt, die zum Theil in Wolfenbüttel und zum Theil in Mailand entdeckt wurde. Die Frage, welcher Text im Durchſchnitte der wichtigere ſei, läßt ſich nach den Ergebniſſen der bis jetzt ſtattgehabten Unterſuchungen dahin beantworten, daß der neue meiſt mehr Werth habe als der alte. Doch dürfen erfolgloſe Nachforſchungen nicht abſchrecken, da auch ſchon mancher Schatz des Alterthums zu Tage gefördert wurde; man rufe ſich nur ins Gedächtniß zurück, wie herrlich ſich A. Majo's Mühe belohnte. Wie Vieles der ſorgfältigſten Nachforſchung Werthe mag noch in den großen Bücherſammlungen aller Länder verborgen liegen? Italien, wo am meiſten reſcribirt wurde, bietet freilich die größte Ausbeute, doch dürfen die Bibliotheken der übrigen Länder ſchon deßwegen nicht vernachläſſigt werden, weil viele ihrer Handſchriften aus Italien ſtammen. Oft iſt die abgekratzte Schrift ſo lesbar geblieben, daß ſie ſich mit bloßem Auge (beſonders wenn man ſie gegen das Licht hält) wieder erkennen läßt; häufig ſind aber auch zur Wiederauffriſchung des vertilgten Textes chemiſche Reagentien nöthig; man hat jedoch bei ihrem Gebrauche große Vorſicht anzuwenden, um der Handſchrift keinen Schaden zuzufügen. 66.

Palindrom (παλίνδρομος, was zurückläuft), nennt man einen Vers oder eine Zeile, welche vorwärts und rückwärts geleſen denſelben Sinn gibt oder ſogar dieſelben Wörter enthält. Ein ſolcher Krebsvers iſt der bekannte, welchen man dem Teufel in den Mund legt: „Signa te, signa; temere me tangis et angis“ („Kreuze dich, kreuze dich nur, du berührſt und quälſt mich vergebens“). Eine eben

ſo bekannte Spielerei iſt folgende: „Odo tenet mulum, madidam mappam tenet Anna“. 66.

Palingeneſie, ſ. Wiedergeburt.

Palingenius (Marcellus), eigentlich Pier Angelo Manzolli, woraus durch Verſetzung der Buchſtaben Marcello Palingenio entſtand, wurde zu Anfange des XVI. Jahrh. zu Stellada in der Nähe von Ferrara (daher der Beiname Stellatus, wenn nicht von stella, mit Hindeutung auf ſein Gedicht, hergenommen) geboren. Von ſeinen Studien, ſeiner Jugend und ſeinen Lebensverhältniſſen überhaupt iſt wenig bekannt, doch wollen die meiſten Literarhiſtoriker verſichern, daß er ſpäter Leibarzt des Herzogs Hercules II. von Ferrara geworden ſei, obgleich Bayle (im hiſtor. Wörterb. s. v. Palingenius) nicht ohne Grund dagegen bemerkt, daß Bartholin ihn nicht unter den Ärzten, welche zugleich Dichter geweſen ſind, aufzähle. So viel iſt nämlich nicht zu bezweifeln, daß er Verfaſſer eines lateiniſchen Lehrgedichts, „Zodiacus vitae“, iſt, worin er das menſchliche Leben mit den 12 Zeichen des Thierkreiſes vergleicht, das Leben ſeiner Zeit ſchildert, beſonders aber den ſittlichen Verfall in Staat und Kirche, ſo wie namentlich die Verderbtheit der Geiſtlichkeit anſchaulich macht. Dabei fehlt es nicht an Stellen, die des Dichters Abweichung von dem römiſchen Glauben und ſeine Freudigkeit über das zunehmende Wachsthum der neuen Lehre beweiſen. Darum vielleicht und um den Nachforſchungen der von ihm gegeißelten Geiſtlichkeit und den Verfolgungen der Inquiſition zu entgehen, wenn nicht aus beſonderer Eigenheit, hat er ſich ſpäter den latiniſirten Namen „Palingenius“ beigelegt. Ja Manche wollen behaupten, daß er einer der gelehrten Lutheraner geweſen ſei, welche Renata von Ferrara, geborene Prinzeſſin von Frankreich, an ihrem Hofe auf- und in beſondern Schutz genommen habe. Wenigſtens ſind die neuern Geſchichtſchreiber der Reformation und ihrer Fortſchritte in Italien zur damaligen Zeit, wie Thomas M'Erie, in eben dem Grade voll ſeines Lobes, als er von ſeinen Zeitgenoſſen und der nächſten Nachwelt als Ketzer verſchrieen und verflucht worden iſt. Sein „Zodiacus vitae“ wurde verboten und ſein Leichnam wieder ausgegraben und zu Aſche verbrannt. Jenes in trübem Mißmuthe entworfene Gedicht iſt ſehr verſchieden beurtheilt worden; Scaliger nennt es eine satira, sed sobria, non insana, non foeda; Wachler macht ihm den Vorwurf der Weitſchweifigkeit, Andere bezeichnen ihn als poetam facilem minimeque spernendum ꝛc. Nach dem Urtheile Sachverſtändiger hat der „Zodiacus“ mehr geſchichtliche als dichteriſche Bedeutung; daher auch die vielen Ausgaben und Überſetzungen dieſes Gedichtes, von welchem wir als Editio princeps die von 1531 zu Venedig und als neueſte Ausgabe die von Weiſe (Leipz. 1832 bei Tauchnitz) ſo wie unter den Überſetzungen ins Franzöſiſche, Engliſche und Deutſche die von Joſ. Pracht (München 1806) nennen. Für die Erklärung des Gedichtes und einzelner Stellen deſſelben iſt aber noch nicht Genügendes gethan. 64.

Palinodie (παλινῳδία, eigentlich Wiederholung des vorigen Geſangs) heißt in der Poeſie die Widerrufung deſſen, was man in einem früheren Gedichte geſagt hatte, durch ein anderes Gedicht. Ihren Urſprung ſoll ſie dem griechiſchen Dichter Steſichoros verdanken, welcher zur Strafe für ein Schmähgedicht, welches er auf die Helena gemacht hatte, von ihren Brüdern Kaſtor und Pollux mit Blindheit geſtraft wurde und ſich, um ſein Geſicht wieder zu erlangen, bewogen fand, ein Lobgedicht auf die Helena zu fertigen, worin er alles früher Geſagte widerrief. Ein treffliches Muſter einer P. gibt Horaz (Od. I. 5.). 66.

Palinurus, Sohn des Jaſos und Steuermann des Äneas auf ſeiner Fahrt nach Italien. Als die Flotte der erwünſchten Küſte Italiens näherte, berührte der Gott des Schlafes unter der Geſtalt des Phorbas mit einem in die Lethe getauchten Zweige ſeine Schläfe und ſtürzte ihn mit dem Steuerruder in das Meer. Als er 3 Tage mit den Wellen gekämpft hatte, gelangte er an ein Vorgebirge Lucaniens,

öſtlich von Velia, welches von ihm den Namen Palinurum erhielt; dort tödteten ihn die Lucaner und ließen ihn unbegraben liegen. Als Äneas in die Unterwelt kam und die Schatten derſelben vor ſeinen Augen vorübergingen, klagte ihm P. ſein Unglück. Als ſpäter die Lucaner eine Peſt überfiel, errichteten ſie nach einem Spruche des Orakels dem P. ein Ehrenbegräbniß, um ſeine Manen zu verſöhnen. 11.

Paliſot de Beauvois (Ambroiſe Marie François Joſeph), ein bekannter franzöſiſcher Naturforſcher, am 27. Juli 1752 zu Arras geboren, widmete ſich zuerſt der Jurisprudenz und ward 1772 Parliamentsadvocat und ſpäter Generaleinnehmer bei der Domainenverwaltung. Als dieſe ſeinen Neigungen ohnehin nicht zuſagende Stelle 1777 aufgehoben wurde, wandte er ſich ganz den Naturwiſſenſchaften und beſonders der Botanik zu und machte mit ſeinem Lehrer Leſtiboudois eine botaniſche Reiſe durch das nördliche Frankreich und durch Holland, auf welcher er erfolgreiche Unterſuchungen über die Kryptogamen anſtellte. Als ihm ſeine Pläne, Niebuhr nach Arabien und La Peyrouſe auf ſeiner Reiſe um die Welt zu begleiten, fehlgeſchlagen waren, benutzte er die Rückreiſe eines ſich wegen Handelsverträgen mit dem Könige von Owara in Paris aufhaltenden Negers, um die Weſtküſte von Afrika zu bereiſen. An der Mündung des Fluſſes Formoſa angelangt (1786) erhielt er von dem Könige die Erlaubniß das Land zu durchforſchen. Er durchreiſte hierauf unter großen Gefahren und Entbehrungen Owara und Benin und gewann eine reiche Ausbeute an Naturalien. Nicht damit zufrieden beſchloß er von Owara aus Afrika quer zu durchſtreichen und über Nubien und Ägypten nach Europa zurückzukehren, wurde aber nach Zurücklegung einer bedeutenden Strecke von den ihn begleitenden Negern gezwungen zurückzukehren. Mißmuthig ließ er ſeine werthvollen Sammlungen in der franzöſiſchen Colonie zu Owara, die bald darauf von den Engländern zerſtört wurde, und ſchiffte ſich nach St. Domingo ein, wo er in die Revolution der Neger verwickelt ward und 1793 kaum nach dem Feſtlande Amerikas entkam. Von Allem entblößt mußte er ſich in Philadelphia durch Unterricht in den Sprachen und in der Muſik kümmerlich ernähren, bis ſeine Talente und Kenntniſſe bemerkt wurden und er eine Unterſtützung erhielt, um naturhiſtoriſche Reiſen nach dem Ohio, nach Kentucki und zu den wilden Völkerſchaften der Kreeks und Cherokees zu machen. Die Liebe zum Vaterlande zog ihn endlich, nachdem ihn Napoleon aus der Emigrantenliſte geſtrichen hatte, nach Frankreich zurück, wo er 1806 in das Inſtitut aufgenommen wurde und ſeine Bemerkungen, die er auf ſeinen Reiſen gemacht hatte, niederſchrieb. Die Botanik hat ihm manche Entdeckung zu verdanken und eine in Owara von ihm aufgefundene ſeltene Pflanzengattung erhielt den Namen Belvisia caerulea. Er ſtarb am 21. Jan. 1820. — Von ſeinen Schriften nennen wir nur die Hauptwerke: „La Flore d'Owara et de Benin en Afrique“ (Par. 1821. 2 Voll. Fol.); „Essai d'une nouvelle agrostographie ou nouvelles genres des graminées“ (Par. 1812. 4.) und „Insectes recueillies en Afrique et en Amérique, pendant les années 1786—1797“ (Par. 1806—1821. 13 Livr. Fol.). 66.

Paliſſot de Montenoy (Charles) ein franzöſiſcher Dichter und Satyriker, geb. den 3. Jan. 1730 zu Nanci, erhielt eine höchſt ſorgfältige Ausbildung und machte ſo ſchnelle Fortſchritte, daß er bereits in ſeinem 16. Jahre Baccalaureus der Theologie war. Später trat er in die Congregation des Oratorium, doch verließ er dieſelbe bald wieder und widmete ſich ſeiner Neigung gemäß ausſchließlich der Poeſie und Literatur. Kaum 18 Jahre alt ſchrieb er ein Trauerſpiel, dem bald ein zweites „Ninus“ folgte, welches zwar zur Aufführung kam, aber wenig Beifall erhielt. Fühlend, daß die Tragödie ſein Fach nicht ſei, wandte er ſich zur Komödie und brachte 1756 die „Tuteurs“ und bald darauf den „Barbier de Bagdad“ auf das Theater. Beide hatten ziemlichen Erfolg. Zur Satyre geneigt, dabei feurig und unbedacht wagte er es im Jahre 1755 in einer Piece „Le cercle“

J. J. Rouſſeau und die Encyklopädiſten zu perſifliren, verwickelte ſich aber dadurch in eine Reihe von Verdrüßlichkeiten und bitterer Parteikämpfe. Mit einer Wuth ohne Gleichen und rückſichtslos machten ihn ſeit dieſer Zeit die Anhänger der neuen philoſophiſchen Schule zur Zielſcheibe ihrer heftigſten Ausfälle und ſuchten ihn, insbeſondere Morellet, der allgemeinen Verachtung Preis zu geben. Doch P. ſtreitluſtig und gewandt nahm den von dem Feinde hingeworfenen Handſchuh begierig auf und verfocht ſeine Sache mit den Waffen des Spottes und der Satyre, zwar nicht immer ſiegreich, doch gegen eine überlegene Menge ſolcher Feinde ſo rühmlich, daß ſich ſelbſt Voltaire wohl hütete, ſeinen Zorn zu reizen. Seine Hauptangriffe führte er in den „Petites lettres contre les grands philosophes“ (1756), der Komödie „Les philosophes“ (1760) und dem Gedichte „La Dunciade,“ welches 1764 in 3 Geſängen erſchien, in den ſpäteren Ausgaben aber noch anſehnlichen Zuwachs erhielt. Daneben behielt er noch Zeit übrig zu einigen Theaterſtücken wie „Les nouveaux ménechmes“ (1762); „Le Satirique ou l'homme dangereux“ und „Les Courtisanes“ und einer kritiſchen Abhandlung über die franzöſiſchen Literaten ſeit dem XVI. Jahrh. unter dem Titel: „Mémoires pour servir à l'histoire de la littérature française“ (2 Voll. Paris 1769). Durch die Revolution gerieth P. in eine drückende Lage, doch blieb er ewig heiter und zog ſich nach Pantin zurück, wo er ſeitdem als Adminiſtrator der Mazarin'ſchen Bibliothek ſeinen immerwährenden Wohnſitz hatte. Hier ſtarb er hochbejahrt den 15. Juni 1814. — Unter mehreren Geſammtausgaben ſeiner Werke erſchien die letzte in 6 Octavbänden unter ſeiner eigenen Redaction zu Paris im Jahre 1809. — Die im Jahre 1789 von P. beſorgte Ausgabe der Voltaire'ſchen Schriften hat wenig Anerkennung gefunden. 22.

Palla war ein weites und langes Obergewand der römiſchen Damen, welches ſie über die übrigen Kleider, die Stola und Tunica, beim Ausgehen warfen, indem ſie einen Theil deſſelben über die linke Schulter ſchlugen und ihn unter dem Arme feſthielten. Übrigens war es vorn offen und hing bis auf die Füße herab. Die Farbe war verſchieden; vornehme Damen trugen wohl mit Gold geſtickte Palla's; bei Leichenbegängniſſen waren ſie ſchwarz. Auch die Kinder der Reicheren hatten eine Art eines ſolchen Mantels und in der Folge ſogar die Männer, was jedoch immer für weichlich gehalten wurde. In den Tragödien traten auch die Schauſpieler in ſchwarzer P. auf. Sie wurden ſpäter nach dem griechiſchen Peplus (πέπλος) genannt. 11.

Palladio (Andrea), ein berühmter italieniſcher Architekt, geb. im Jahre 1518 zu Vincenza, widmete ſich von Jugend auf den Kunſtſtudien unter der Leitung ſeines Gönners, des berühmten Triſſino und hatte ſich bereits durch anhaltenden Fleiß umfaſſende Kenntniſſe und bedeutende Fertigkeit im Zeichnen erworben, als er in Rom, wohin er ſeinen Beſchützer begleitete, die ſchönſte Gelegenheit fand, ſeine Ausbildung zu vollenden und ſeinen Geſchmack durch das Studium der alten Kunſt- und Baudenkmäler zu läutern. Außerdem beſuchte er die wichtigſten Städte Italiens und ſah ſelbſt die wichtigen Bauüberreſte zu Nismes in Frankreich. So trefflich vorbereitet begann er ſeit 1547 eine große Anzahl der trefflichſten Bauwerke in verſchiedenen Städten Italiens aufzuführen, Werke, in denen überall die edle Einfachheit der Antike mit Größe gepaart, doch in gefälligem modernen Gewande um ſo bewunderungswürdiger hervortritt, je correcter das Einzelne erſcheint und je mehr ſich das Ganze von dem ungefälligen Gemiſche der damaligen italieniſchen Baukunſt entfernt. P. ſtarb den 19. Aug. 1580 zu Vicenza, welches ſeit ſeiner Rückkehr von den verſchiedenen Reiſen ſein fixer Wohnplatz geblieben war. — Die berühmteſten Werke dieſes Meiſters ſind: das Stadthaus zu Udine, genannt das Schloß; das Stadthaus zu Feltre; der Palaſt Foſcari an den Ufern der Brenta unweit Venedig; unter den zahlreichen Arbeiten in Ve-

nedig ſelbſt: das Kloſter der Mönche vom heiligen Johann vom Lateran; Kirche und Refectorium von St. Giorgio Maggiore; ferner mehrere Brücken über die Brenta; der Palaſt Barbaro zu Meſtre; der Palaſt Triſſino und der ſchöne Triumphbogen am Campo Marzio und das ganz in antikem Style erbaute olympiſche Theater in der Vaterſtadt des Künſtlers. Auch beſitzt man von P. ein intereſſantes Werk „Über die Alterthümer Roms" (1570) und eine „Abhandlung über die Architektur," welche 1762 die 15. Auflage erlebte. Für die beſte Ausgabe hält man die, welche in den Jahren 1776—1783 zu Vicenza in 4 Bänden erſchien. Lebensbeſchreibungen P.'s haben Gualdo (1617) und Temenza (1762) geliefert. 36.

Palladium, das berühmte hölzerne Bild der Minerva, welches in der erhobenen Rechten einen Speer, in der Linken einen Rocken hielt, ſoll vom Himmel herab vor das Zelt des Jlus, des Erbauers von Troja, gefallen und ihm von dieſem in der neuen Stadt ein Tempel erbaut worden ſein. Die Prieſter erklärten, daß die Stadt, welche es bewahre, unüberwindlich ſei, und als daher die Griechen Troja belagerten, wurde das P. von Diomedes und Odyſſeus durch Liſt entwendet, nach Andern folgte es ihnen freiwillig, und nun erſt konnte Troja erobert werden. Diomedes aber mußte es auf eigenen Befehl des Götterbildes an Nautes, einen Gefährten des Äneas, ausliefern, mit welchem es nach Rom kam. Hier wurde es im Tempel der Veſta von den Veſtalinnen bewahrt und für ſo heilig gehalten, daß es nur vom Pontifex Maximus und von der Veſtalis Maxima geſehen werden durfte. Es erhielt ſich bis Heliogabalus, der es in ſeinen Sonnentempel verſetzte. Doch rühmten ſich auch Athen, Argos und mehrere andere Städte des Beſitzes dieſes Bildes. Es bedeutete ſpäter jedes ſchützende Heiligthum, von deren Erhaltung viel abhing. Auf vielen Gemmen iſt Diomedes, das P. haltend, abgebildet, zu ſeinen Füßen der Prieſter Alkathous, den er beim Raube getödtet hatte. 11.

Palladium (Metall), ſ. Metalle.

Pallas, ſ. Minerva.

Pallas iſt einer der 4 neuen Planeten, deren Bahnen zwiſchen denen des Mars und Jupiter liegen, von Olbers am 28. März 1802 im Sternbilde der Jungfrau entdeckt. Dieſer Planet ſchweift weit über die Grenzen des alten Thierkreiſes hinaus, denn die Neigung ſeiner Bahn (34° 36′) gegen die Ekliptik iſt ſehr bedeutend, ſo wie auch die Excentricität (0,242000); dagegen kommt die P. faſt mit der Ceres in gleicher Zeit (in 1686 Tagen 6 Stunden) um die Sonne herum. Ihre mittlere Länge betrug am mittlern Berliner Mittag den 23. Juli 1831 nach Encke 290° 38′ 12″. Doch dieſe rein elliptiſchen Elemente können bei den bedeutenden Störungen, welche die P. durch Jupiter erfährt, den wahren Ort derſelben immer nur ſehr unvollkommen angeben, daher die genaue Beſtimmung ihrer Lage gegen die Ekliptik ſehr ſchwierig und mühſam iſt. Was den Anblick der P., deren aſtronomiſches Zeichen ⚴ iſt, betrifft, ſo zeigte ſie ſich Herſcheln nie ſcheibenartig, wie andere Planeten begrenzt, ſondern mehr Kometen ähnlich von nebeligem Anſehn; ihr Glanz wird daher immer als ſehr veränderlich wahrgenommen. Deßhalb darf es auch Niemand wundern, daß die Beſtimmung des wahren Durchmeſſers eines ſolchen Weltkörpers von zwei der größten Aſtronomen verſchieden ausfiel; nach Herſchel hat nämlich P. nur 30, nach Schröter aber 455 Meilen im Durchmeſſer. 13.

Pallas (Peter Simon), ein berühmter Naturforſcher und Reiſender, am 22. Sept. 1741 zu Berlin geboren, widmete ſich, nachdem er einen gründlichen Unterricht in den alten und neuen Sprachen erhalten hatte, auf den Univerſitäten Berlin und Göttingen der Medicin und Naturwiſſenſchaft und ging dann zu ſeiner weitern Ausbildung nach Leyden, wo er durch den Unterricht der berühmten Lehrer Albinus, Gaubius und Muſſchenbroeck Meiſter in ſeinem Fache wurde. Nachdem er eine Reiſe durch England gemacht hatte, ließ er ſich im Haag nieder und gab das jetzt noch unentbehrliche Werk „Elenchus zoophytorum" (Hag. Com. 1766,

8., Deutſch von C. F. Wilkens, Nürnberg 1784. 2 Thle. 8.) und die über das Geſchlecht der Würmer viele neue und treffliche Anſichten entwickelnden „Miscellanea zoologica" (Hag. Com. 1766. 4.) heraus. Der Ruhm des jungen Verfaſſers verbreitete ſich durch dieſe gründlichen Arbeiten ſehr ſchnell und Katharina II. welche den Durchgang der Venus durch die Sonne im Jahre 1769 in Sibirien wollte beobachten laſſen, ließ eine Einladung an ihn ergehen. Er begab ſich nach Petersburg und machte 1768 die Reiſe als Naturforſcher mit. Nachdem er das europäiſche und aſiatiſche Rußland durchforſcht, die Sitten der verſchiedenen Völker beobachtet und die Naturgeſchichte der wenig beſuchten Länder ſtudirt hatte, kam er mit ungewöhnlichen Kenntniſſen bereichert 1774 nach Petersburg zurück, wo er ſich mit der Bekanntmachung ſeiner Entdeckungen beſchäftigte; leider aber blieben faſt alle ſeine großartig und koſtſpielig angelegten Werke über die Zoologie und Botanik Rußlands unvollendet. Die Kaiſerin ernannte ihn 1777 zur Belohnung ſeiner Verdienſte zum Mitgliede des Ausſchuſſes, welcher eine Topographie ihres ungeheuren Reiches zu Stande bringen ſollte, 1782 zum Collegienrathe und 1787 zum Hiſtoriographen der Admiralität und übertrug ihm den Unterricht des Großfürſten Alexander und Conſtantin in der Naturgeſchichte und Phyſik; auch die Akademie der Wiſſenſchaften öffnete ihm 1785 ihre Thüre. Nach der Eroberung der Krim bereiſte er in den Jahren 1793 und 1794 die ſüdlichen Provinzen Rußlands und ließ ſich 1795 zu Sympheropol, wo ihm die Kaiſerin bedeutende Güter geſchenkt hatte, nieder. Das Klima, welches ſeiner durch viele und lange Reiſen geſchwächten Geſundheit nicht ſehr zuſagte, verleidete ihm aber allmählig dieſen Aufenthalt, er verkaufte ſeine Beſitzungen und kam nach 42jähriger Abweſenheit in ſeine Vaterſtadt zurück, wo er am 8. Sept. 1811 ſtarb. P. gehört unſtreitig zu den gründlichſten Naturforſchern der neuern Zeit; in der Zoologie und Botanik machte er bedeutende Entdeckungen und die Geologie erhielt durch ſeine tiefen Bemerkungen über die Bildung der Gebirgsketten in Rußland eine neue Geſtalt. Außer den ſchon erwähnten Werken nennen wir noch folgende: „Reiſen durch verſchiedene Provinzen des ruſſiſchen Reiches" (Petersburg 1771—1776. 3 Bde. 4.); „Sammlungen hiſtoriſcher Nachrichten über die mogoliſchen Völkerſchaften" (Petersb. 1776—1802. 2 Bde. 4.); „Observations sur la formation des montagnes et les changements arrivés à notre globe" (Petersb. 1777. 8., Deutſch, Leipzig 1778. 8.); „Spicilegia, quibus novae animalium species illustrantur" (Berl. 1767—1780. 14 Fascc. 4., Deutſch von Baldinger und Erxleben, Berlin 1771—1778. 11 Thle. 4.); „Novae species quadrupedum e glirium ordine" (Erlang. 1778. 4.); „Icones insectorum, praecipue Rossiae Sibiriaeque peculiarium" (Erlang. 1781—1806. 3 Fascc. 4.); „Flora rossica" (Petrop. 1784—1788. 2 Voll. F.); „Linguarum totius orbis vocabularia comparativa" (Petrop. 1786—1789. 2 Voll. 4.); „Bemerkungen auf einer Reiſe in die ſüdlichen Statthalterſchaften des ruſſiſchen Reiches" (Leipz. 1799—1801. 2 Bde. 4.); „Species astragalorum descriptae et iconibus illustratae" (Lips. 1800—1804. 13 Fascc. Fol.) und „Illustrationes plantarum imperfecte vel nondum cognitarum" (Lips. 1803—1806. 4 Fascc. Fol.). 66.

Pallavicino (Ferrante), ein eben ſo geiſtreicher als unglücklicher italieniſcher Schriftſteller, 1618 zu Piacenza geboren, widmete ſich der Theologie auf der Univerſität Padua und ging dann zu Venedig in ein Kloſter. Wider ſeinen Willen zum geiſtlichen Stande gezwungen fühlte er ſich um ſo unglücklicher, als eine heftige Leidenſchaft für eine ſchöne Venetianerin ihn ſeine troſtloſe Lage um ſo mehr fühlen ließ. Unter dem Vorwande einer Reiſe nach Frankreich hielt er ſich heimlich in Venedig auf und kam erſt, als ihn ſeine Liebe zu langweilen anfing, wieder zum Vorſcheine, um mit dem Herzoge von Amalfi, der ihn zu ſeinem Kaplan ernannt hatte, nach Deutſchland zu reiſen. Hier ſammelte er im Umgange mit proteſtan-

tiſchen Theologen freiere Anſichten über Religion und Kirche und begann nach ſeiner Zurückkehr eine heftige Fehde mit dem römiſchen Hofe. Nach halbjähriger Haft durch die Verwendung einer Maitreſſe des päpſtlichen Legaten befreit warf er das Ordenskleid ab und verbreitete mit raſtloſem Eifer eine Menge derber Schmähſchriften gegen das Kirchenoberhaupt, bis ihn ein gedungener Spion liſtig überredete, ſich aus Venedig, wo man ihm nichts anhaben konnte, zu entfernen und nach Frankreich zu wandern. Auf dem Wege ward er feſtgenommen und nach kurzer Haft am 5. März 1644 in ſeinem 26. Jahre zu Avignon enthauptet. Sein Verräther fiel zu Paris durch den rächenden Dolch eines Italieners. P. hatte freilich ſein Unglück durch Unvorſichtigkeit und zügelloſe Satyre verſchuldet; aber ſeine Jugend hätte Schonung verdient. Seine Werke zerfallen in zwei Abtheilungen, in erlaubte („Opere permesse," Ven. 1654. 4 Voll. 12.), die aber wenig mehr geſucht werden, und in verbotene („Opere scelte," Villafranca [Amst.] 1673. 12.). In den letzten finden ſich ſeine derben und zum Theil höchſt anſtößigen Satyren (beſonders „La pudicitia scheruita;" „La rettorica delle putane;" „Il divortio celeste;" „Il corriero sualiggiato;" „La baccinata;" „L'anima" und „La rete di Vulcano"), die ſich jedoch durch unerſchöpflichen, treffenden Witz auszeichnen und ſehr bedauern laſſen, daß der Verfaſſer ſein herrliches Talent ſo unbeſonnen vergeudete. 67.

Palliativ (von pallium, Hülle, Mantel) gebraucht man in manchen Zuſammenſetzungen, um dadurch eine nur vorübergehende Wirkſamkeit oder einen Erfolg von kurzer Dauer anzudeuten. Den dauernden Erfolg bezeichnet man mit dem Worte radical, z. B. Palliativ- und Radicalcuren. 35.

Pallikar (von παλληκάρ) bedeutet ſeiner Etymologie nach einen Jüngling im kräftigſten Alter und iſt dann ſo viel als brav, tapfer, ganz das franzöſiſche brave. Aus dieſer Bedeutung hat ſich die vorzugsweiſe Bezeichnung der Klephten, jener kriegeriſchen und freien Bergbewohner des neuen Griechenlands mit dem Namen Pallikaren, entwickelt. (S. den Art. Armatolen. Vergl. auch Ausland 1833. Nr. 228. 229.) 64.

Palliſaden nennt man die, 10 bis 12 Fuß langen, 5 bis 6 Zoll ſtarken und oben zugeſpitzten Pfähle, welche zur Verſtärkung fortificatoriſcher Anlagen nach gewiſſen Richtungen 2 bis 3 Fuß tief und meiſtens 3 Zoll weit aus einander in die Erde gegraben werden. Bei Feldſchanzen will man durch ihre Anwendung oft bezwecken, den gegen dieſelben anrückenden Feind im wirkſamſten Feuer der Schanze aufzuhalten, und ſetzt zu dem Ende eine Reihe P. 20—40 Schritte vom äußern Grabenrande und parallel mit demſelben entweder ſenkrecht oder mit der Spitze nach Außen geneigt, ſo daß letztere etwa 3 Fuß vom Boden abſteht, ſo wie auch in der Art, daß ſich zwiſchen zwei ſenkrecht ſtehenden eine geneigte befindet. Wenn eine Schanze mit einem bedeckten Wege umgeben iſt, ſo bleibt es ein nothwendiges Erforderniß, das Banket deſſelben mit P. zu beſetzen, wie dieß bei vielen Feſtungen geſchieht, wenn die Belagerung derſelben vermuthet wird. Will man ferner dem Feinde das Hinabſteigen in den Graben einer Feldſchanze, das Überſchreiten deſſelben und das Erklettern der Escarpe erſchweren, ſo werden P. für den erſten Fall am äußern Grabenrande, in der Mitte der Contreſcarpe oder auch ſo eingegraben, daß ſie mit ihrer Spitze nach dem Graben zu überhängen; für den zweiten Zweck ſtellt man eine Reihe auf der Sohle des Grabens entweder dicht an die Contreſcarpe oder einige Fuß von derſelben ab und parallel mit der Böſchung oder auch ſenkrecht in die Mitte des Grabens. Soll durch eine Palliſadirung dem Feinde das Erſteigen der Escarpe und Bruſtwehr der Schanze erſchwert werden, ſo pflegt man dieſelbe ſenkrecht ſtehend auf der Berme, auch wohl wagerecht liegend oder mit der Spitze geneigt oder gehoben anzubringen. Um noch den Feind zu hindern, daß, wenn von ihm die Bruſtwehr bereits erſtiegen iſt, er

nicht ſogleich in das Innere der Schanze eindringe, gräbt man auch wohl eine Reihe P. dicht hinter der Bruſtwehr auf dem Banket ein. Endlich verwendet man P. dazu, die Kehle eines hinten offenen Werkes zu ſchließen und eigends dazu eingerichtete Palliſadenwände aufzuführen. 61.

Pallium iſt eine Art Mantel, namentlich bei den Griechen, vorzugsweiſe aber der wollene, bis auf die Füße herabreichende Mantel, deſſen ſich ſeit dem IV. Jahrh. die Biſchöfe bei gewiſſen feierlichen Amtsverrichtungen bedienten. Er wurde gewöhnlich den Biſchöfen von den Kaiſern überſchickt und das Tragen deſſelben war allen erlaubt; doch ſeit dem V. Jahrh. machten die Erzbiſchöfe ſchon einzelne Verſuche ſich dieſes Recht zu vindiciren, bis es endlich im folgenden Jahrhunderte der Metropolit von Rom allein im Abendlande an ſich zu bringen wußte und, weil die Biſchöfe gewohnt waren von der Überſendung des P. eine ſtillſchweigende Beſtätigung in ihrem Amte abhängig zu machen, auch das Recht, biſchöfliche Mäntel zu verſchenken, ſich vorbehielt, daß der Papſt Zacharias (741—752) ſchon allen Erzbiſchöfen denſelben einhändigen ließ. Geſetzlich wurde aber dieſer Gebrauch erſt auf dem Concil zu Conſtantinopel (872) und deſſen Handhabung durch den Inveſtiturſtreit ein nothwendiger Theil bei der Beſetzung der erzbiſchöflichen Stellen. Das kanoniſche Recht beſtimmte zwar, daß er unentgeldlich ertheilt werden ſolle, doch wurde dieſe Verordnung ſchon im X. Jahrh. überſchritten und man kennt Beiſpiele aus neuerer Zeit, daß dafür 30—40000 Gulden an die päpſtliche Caſſe entrichtet werden mußten. Gegenwärtig beſteht es in einer 3—4 Finger breiten wollenen weißen Binde mit eingewebten rothen Kreuzen, wird in der Form eines Kreiſes auf der Bruſt und den Schultern herabhängend nur bei Feierlichkeiten über dem Ornate getragen und der Erzbiſchof darf die ihm obliegenden Handlungen nicht eher vollziehen, als bis es ihm zugeſchickt worden iſt; auch wird es bei ſeinem Tode mit ihm begraben. Verfertigt werden ſie in dem Nonnenkloſter St. Agnes zu Rom und die Wolle dazu liefern beſondere am Tage St. Agnes (21. Jan.) vom Papſte geweihte Schafe. (S. **Pertsch**, „**De origine, usu et auctoritate pallii episcopalis**“, Helmſtädt 1754. 4.) 77.

Palm, Palma, Palmo, Spanne, iſt ein in England, den Niederlanden, Norwegen, Italien, Portugal, Spanien und Braſilien gebräuchliches Längenmaß von verſchiedener Eintheilung und Länge. In England iſt 1 P. = 3 Zoll = 24 Parts = 30 Linien = 33,773 pariſer Linien; in den Niederlanden = 10 Duim (Daum, Zoll) = 100 Streep (Linien) = 44,325 pariſer Linien; auf der Inſel Malta = 115,28; auf den baleariſchen Inſeln = 95,077; in Norwegen = 39,6; zu Genua = 110,75; zu Neapel = 116,866; zu Nizza = 117,3; zu Piſa = 132,3; zu Rom = 99; auf Sardinien = 110,1; in Meſſina = 117; in Palermo 107,625; in Portugal und Braſilien = 96,37; in Spanien 1 großer P. = 93,97, 1 kleiner P. = 31,333 pariſer Linien. 33.

Palm (Johann Philipp), Buchhändler zu Nürnberg, ward geboren zu Schondorf 1766, hatte in Erlangen den Buchhandel gelernt und war durch Heirath Inhaber der Stein'ſchen Buchhandlung zu Nürnberg geworden, deren Firma er beibehielt, als er im Frühjahre 1806 nur im Beiſchluß eine Schrift an die Stage'ſche Buchhandlung in Augsburg verſandte, unter dem Titel: „Deutſchland in ſeiner tiefſten Erniedrigung.“ Dieſe Schrift enthielt ſehr bittere Bemerkungen über Napoleon und über das Betragen der Franzoſen in Baiern und kam zufällig in die Hände franzöſiſcher Officiere, welche Deutſch verſtanden und darüber entrüſtet wahrſcheinlich der franzöſiſchen Regierung davon Anzeige machten. Der Buchhändler in Augsburg ward ſogleich verhaftet. Als P. dieß in Erfahrung brachte, floh er ſogleich nach Erlangen, kehrte aber heimlich bald wieder zu ſeiner Familie nach Nürnberg zurück. Nach wenigen Tagen drangen durch Kunſtgriffe franzöſiſche Gensd'armen zu P. ins Zimmer, führten ihn zum General, wo er,

befragt, ausſagte, daß die Schrift ihm von fremden Buchhandlungen ohne Benennung, zur weitern Spedition, nach Buchhändlergebrauch in verſchloſſenen Paketen zugeſandt worden ſei. Als dieſe Ausſage nicht genügte, ward er in ein Zimmer geſperrt und nach Anſpach zum Marſchall Bernadotte gebracht, wo man ihm, unter dem Vorgeben, die Verhaftung ſei auf unmittelbaren Befehl von Paris geſchehen, das verlangte Gehör abſchlug. Von hier aus ward er nach Braunau gebracht (22. Aug.), vor einem Kriegsgerichte ihm der Proceß gemacht und ſchon am 26. Aug., ohne daß ein Vertheidiger für ihn geſprochen hatte, das Urtheil über ihn ausgeſprochen und er am ſelbigen Tage noch erſchoſſen. In England, Rußland und in einzelnen Städten Deutſchlands ſammelte man milde Beiträge für P.'s Familie. 25.

Palma iſt der Name von zwei berühmten italieniſchen Malern. — **Giacomo P.**, genannt **il vecchio**, d. i. der Ältere, geb. 1518 in der Nähe von Bergamo, bildete ſich durch Selbſtſtudium einen beſondern Styl, blieb jedoch nicht ganz frei von Nachahmung Titian's und Lotti's. Er malte geiſtliche Hiſtorienſtücke, Madonnen und Portraits und zeichnete ſich durch meiſterhaftes Colorit, faſt unübertrefflichen Farbenſchmelz, correcte Zeichnung und einen ſeltenen Fleiß in der Ausführung aus. In den verſchiedenen Gallerien trifft man viele Arbeiten von dieſem Künſtler. Er ſtarb im Jahre 1564. — **Giacomo P.**, genannt Palmetta, der Jüngere, des Vorigen Neffe, geb. zu Venedig im Jahre 1544, wird häufig als der letzte Maler der großen Periode angeſehn. Unterrichtet von ſeinem Vater Antonio P., einem mittelmäßigen Künſtler, ſtudirte er fleißig nach Titian und den übrigen guten Meiſtern ſeines Landes und ging ſpäter nach Rom, wo Michel Angelo und Raphael nicht ohne Einfluß auf ihn blieben. Allein bald gerieth er auf Abwege und wurde von Schmeicheleien bethört den Grundſätzen der wahren Kunſt fremd, daß er nicht mit Unrecht als einer der Haupturheber des Geſchmacksverderbniſſes anzuſehen iſt. Kecke Ausführung und gute Draperie ſind faſt die einzigen lobenswerthen Seiten ſeiner Arbeiten. Letztere finden ſich ebenfalls meiſt in den Gallerien zerſtreut. P. ſtarb im Jahre 1624. 36.

Palme, lat. **palma**; franz. **palmier**; engl. **palm-tree**, gehört zur Familie der Monokotyledonen und hat gewöhnlich einen einfachen cylindriſchen, von der Wurzel bis zum Gipfel gleich dicken Stamm, der bisweilen in der Mitte nur etwas ausgebaucht erſcheint und nicht ſelten eine Höhe von 160—180 Fuß erreicht; doch gibt es Arten, wie z. B. die Dompalme, deren Stamm mehrmals getheilt iſt. An der Spitze endigt ſich der einfache Stamm in einen großen Büſchel von ſehr großen, ſitzenbleibenden, bald gefingerten, bald gefiederten oder verſchiedenartig zuſammengeſetzten Blättern, deren allmählige Entwickelung von der Ausbildung eines außerordentlich großen Keims abhängt. In der Mitte der Blätter findet man die Blüthen, die vollkommen eingeſchlechtig, zweihäuſig ſind und in Riſpen oder äſtigen Trauben ſtehen, die anfangs in Scheiden von verſchiedener Natur und Form eingehüllt ſind. Jede Blüthe beſteht aus einem doppelten und ſtehenbleibenden Kelche, die männlichen aus 6, ſelten aus einer größern Anzahl von Staubfäden, die weiblichen hingegen aus 3 Piſtillen, die bisweilen zu einem einzigen vereinigt ſind. Die Frucht iſt ihrer Form nach ſehr verſchieden und in Rückſicht ihrer Größe findet man ſie von der einer Erbſe bis zu der eines Kürbis; ſie beſteht ziemlich allgemein aus einer trockenen oder fleiſchigen Nuß mit einem ſehr harten, eine fleiſchige Mandel enthaltenden Kerne. Bevor aber die Palmen ſo weit gelangt ſind, daß ſie Blüthen und Früchte tragen, müſſen ſie ſchon ein bedeutendes Alter erreicht haben. Ihr Vaterland ſind die Länder zwiſchen den Tropen, namentlich Amerika, wo die größten derſelben angetroffen werden und wo es gegen 119 Arten geben ſoll; außerdem aber kennt man noch 56 andere Arten, von denen 42 in Indien und 14 in Afrika einheimiſch ſind. Die bekannteſten und vorzüglichſten Arten ſind: 1) die Cocos-

palme (ſ. d. Art.); 2) die fächertragende Weinpalme (raphia vinifera, borassus flabellifer L.), aus deren zerquetſchten und nachher an der Spitze abgeſchnittenen weiblichen Blumenkätzchen der Palmenwein fließt, der mit Kalk eingekocht den Contarzucker und mit einem Zuſatze von Reis, Syrup und Waſſer gekocht den gemeinen Arak, deſtillirt aber den abgezogenen und für ſich allein in der Wärme den Palmeneſſig gibt; 3) die Ölpalme (elais guineensis), von welcher das Palmenfett oder Palmenöl kommt. Dieſes iſt von butterartiger Conſiſtenz, hat einen Veilchengeruch, eine pomeranzengelbe Farbe und wird, wenn ſie von ihrem Farbeſtoffe befreit worden iſt, zur Seifenfabrication benutzt. 4) Die Wachspalme (ceroxylon andicola) in Südamrika. 5) Die Sagopalme, aus deren Marke der Sago gewonnen wird. 6) Die Dattelpalme (phoenix dactylifera) (ſ. d. Art.). 7) Die Arekapalme (areca catechou), deren Früchte mit Betelblättern genoſſen werden. 8) Die kohltragende Arecapalme (areca oleracea), die eine der höchſten Palmenarten iſt (gegen 300 Fuß hoch) und vorzüglich auf den caraibiſchen Inſeln häufig vorkommt. Man benutzt von ihr vorzüglich den obern grünen Gipfel des Stammes, Palmenkohl genannt, der ſowohl roh mit Pfeffer und Salz, als auch gebraten eine wohlſchmeckende Speiſe abgibt. 9) Die wilde Tannenpalme (elate sylvestris), welche in Indien wächſt, liefert eine kleine Steinfrucht, die, wie die Arekafrüchte, mit Betel zum Kauen benutzt wird. 21.

Palmella (Don Pedro de Souſa-Holſtein, Graf, dann Marquis, jetzt Herzog von) machte ſich zuerſt durch ſeine Kühnheit und ſein ſtolzes Betragen, mit welchem er Napoleon zu Bayonne (1808) entgegentrat, bekannt, war in der Folge portugieſiſcher Geſandte bei dem Congreſſe zu Wien (1814), ſo wie ſpäter bei dem Congreſſe zu Paris (1815) und ging dann als Botſchafter an den großbritanniſchen Hof, ward aber bereits 1816 als Staatsſecretair für das Auswärtige in Braſilien ernannt und ging, um mit Spanien den Streit über die ſeit 1816 von den Portugieſen beſetzte Stadt Monte-Video beizulegen, im Febr. 1818 nach Paris und, als die Revolution in Portugal ausbrach, auf Reiſen. Nach dem Sturze der portugieſiſchen Verfaſſung (27. Mai 1823) kam er als Miniſter des Auswärtigen an die Spitze des neuen Miniſterium und erhielt zugleich den Titel Marquis; auch ward er an die Spitze einer Junta von 14 Perſonen geſtellt, welche die neue Verfaſſung entwarf. Dadurch wurde er aber den Abſolutiſten verhaßt und auf Don Miguel's Befehl nebſt einigen ſeiner Collegen verhaftet (30. April 1824); jedoch von Johann VI. wieder freigelaſſen und in ſeine Stelle wieder eingewieſen, nur aber trat der Graf von Subſerra (Pamplona) als erſter Miniſter an die Spitze des Cabinets. Nach deſſen Auflöſung (15. Jan. 1825) ward P. Großkreuz des Chriſtordens und Botſchafter am großbritanniſchen Hofe und nach dem Tode Johann's VI. (10. März 1826) bei der nun eintretenden Miniſterialveränderung (Juni 1827) von Don Pedro wieder zum Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten und bald darauf (September) zum Premierminiſter ernannt. Als aber Don Miguel im Februar 1828 in Portugal erſchien, ward der Herzog von Cadaval an ſeine Stelle geſetzt und P. ſelbſt ging nach England. Von hier zum Obercommandanten des conſtitutionellen Heeres ernannt und nach Portugal zurückberufen kam er aber zu ſpät, denn ſchon am 24. Juni waren die Conſtitutionellen unweit Coimbra völlig geſchlagen worden. P. und Saldanha vermochten nicht die Flüchtlinge wieder zu ſammeln und ſich ſelbſt kaum auf engliſche Fahrzeuge zu retten. In England angekommen verweigerte man P. die Anerkennung als Botſchafter der Königin Maria II., ob er ſich gleich als ſolchen durch ein Creditiv Don Pedro's legitimirte; als man aber die Maſſen der geflüchteten und wohlbewaffneten portugieſiſchen Soldaten aus dem Kriegshafen Plymouth in das Innere Englands ſenden wollte, widerſetzte er ſich dieſem Vorhaben und erklärte, ſie wollten ſich lieber insge-

ſammt nach Braſilien einſchiffen laſſen, wozu auch eiligſt Anſtalt getroffen wurde. P. ward nun zum Mitgliede des von Don Pedro für ſeine Tochter während der Zeit ihrer Minderjährigkeit beſtellten Regentſchaftsrathes (1829) auf Terceira ernannt und erreichte am 15. März 1830 die Inſel. Hier blieb er, bis er nach dem Ausbruche des Bruderkriegs in Portugal Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten (Anfang März 1832) ward. Mit beſonderen Aufträgen ging er hierauf (Juli) nach London, ward aber Anfang 1833 aus dem Miniſterium entlaſſen. Da jedoch Don Pedro durch dieſen Schritt das Vertrauen des engliſchen und des franzöſiſchen Cabinets verlor, ward P. wieder angeſtellt, brachte im Frühjahre dieſes Jahres neue Truppen und Hülfsgelder nach Oporto, begleitete hierauf, zum Herzoge ernannt, die Seeexpedition, welche im Juni nach Algarvien ging, und führte ſodann in der in Faro errichteten Regentſchaft den Vorſitz. Er ward in der Folge Präſident des Miniſterrathes und führte zugleich das Portefeuille des Auswärtigen. Schon längſt hegte man aber gegen ihn, den Ausländer, in Portugal eine Abneigung; im Jahre 1835 war er bereits ſo unpopulair geworden, daß man, öffentlichen Nachrichten zufolge, für ſeine Sicherheit fürchtete. Daher wurde auch durch ein königliches Decret vom 19. Nov. ſeine Reſignation angenommen. 25.

Palmenorden, ſ. Fruchtbringende Geſellſchaft.

Palmerſton (Henry John, Baron Temple, Viscount), großbritanniſcher Staatsſecretair für die auswärtigen Angelegenheiten, ward geboren am 20. Oct. 1784. Nachdem er in Cambridge die Rechte ſtudirt hatte, kam er 1805 in das Haus der Gemeinen, wo er auf die Seite der Miniſter trat und die Regierung durch Stimme und Einfluß unterſtützte. 1809 ward er Staatsſecretair für das Kriegsdepartement und bekleidete dieſen Poſten, mit welchem der Sitz im Cabinette nicht verbunden iſt, unter der Verwaltung Perceval's, Caſtlereagh's, Liverpool's, Canning's und Goderich's geſchäftsgewandt 19 Jahre hindurch, woraus hervorgeht, daß er während dieſer langen Zeit ſich zu den Grundſätzen der Tory's bekannt haben müſſe, neigte ſich ſpäter zu Canning's freiſinnigem Syſteme hin und unterſtützte nach deſſen Tode Huskiſſon's politiſche Grundſätze. Als aber der Herzog von Wellington 1827 den Auftrag erhielt ein neues Miniſterium zu bilden, trat P. mit Huskiſſon aus dem Miniſterium, vertheidigte im Parliamente die Schritte, welche ſein Freund in dem Zwiſte mit Wellington gethan hatte, bekämpfte, als die Emancipation der Katholiken (1829) durchgeſetzt wurde, Peel's Antrag, den irländiſchen Landbeſitzern, die nur 40 Schillinge Einkünfte hatten, ihr Stimmrecht zu nehmen; ſtimmte zu Gunſten der Anſprüche der Katholiken und kam mit Grey (1830) für die auswärtigen Angelegenheiten wieder ins Miniſterium. Jetzt vertheidigte er bei den Verhandlungen über die Parliamentsreformen den Antrag des Miniſterium mit Nachdruck und Gewandtheit (März 1831) und ſprach ſich entſchieden gegen die Grundſätze der Tory's aus, ward mit Talleyrand, Matuscewitſch, Lieven u. m. A. Mitglied der londoner Conferenz und unterzeichnete am 7. Mai 1832 mit die Convention, welche die erbliche Souverainetät Griechenlands dem Prinzen Otto von Baiern übertrug, ſo wie den am 22. April 1834 abgeſchloſſenen Quadrupeltractat zwiſchen Portugal, Spanien, Frankreich und England. Bei der Wellington-Peel'ſchen Verwaltung (ſeit dem 10. Dec.) folgte ihm Wellington als Staatsſecretair des Auswärtigen; als aber das Miniſterium Peel's aufgelöſt ward (1835), trat Lord P. wieder in das Miniſterium als Staatsſecretair der auswärti- Angelegenheiten ein, welchen Poſten er auch gegenwärtig verwaltet. 25.

Palmſonntag (dominica palmarum oder in palmis, zuweilen auch in ramis palmarum) heißt der Sonntag vor Oſtern, welcher zum Andenken an den Einzug Jeſu in Jeruſalem, bei welchem ihm das Volk Palmenzweige auf den Weg ſtreuete, gefeiert wird. Die griechiſche Kirche hat dieſen Tag ſchon frühzeitig, entſchieden ſchon im IV. Jahrh., und zwar als Feſt auf eine ausgezeichnete

Weiſe gefeiert. Am griechiſchen Kaiſerhofe wurden an dieſem Tage goldene Münzen und andere Geſchenke ausgetheilt, und dieſe erhielten, wie das Feſt ſelbſt, den Namen *Baïa*, d. h. Geſchenke am Palmfeſte. Dagegen kommt bei den Lateinern in den erſten 6 Jahrhunderten keine Spur einer beſondern Feier vor. Der erſte lateiniſche Homilet, von welchem wir eine Homilie auf dieſen Tag haben, iſt Beda Venerabilis. Im Zeitalter Karl's des Großen aber iſt der P. ſchon allgemein eingeführt. An demſelben waren im Occidente feierliche Palmproceſſionen und beſonders der Aufzug des ſogenannten Palmeſels üblich. In neueren Zeiten iſt in den meiſten katholiſchen Ländern die Sitte des Palmeſels abgeſchafft worden. Dagegen iſt das Ausſchmücken der Kirchen mit Blumen und Zweigen, ſo wie das Austheilen der geweihten Zweige in der Kirche (die Palmenweihe genannt) ein allgemein beibehaltener Ritus. Im proteſtantiſchen Deutſchland hat ſich noch in einigen Gegenden, z. B. in Thüringen, ein und das andere Volksſpiel, wie das Laufen nach dem Brautballe u. a., erhalten. 63.

Palmyra (**Thamar, Thadmor; arab. Tadmor**, Palmenſtadt), eine in der höchſten Vorzeit merkwürdige Stadt in Syrien, in der Landſchaft Palmyrene, die nur kurze Zeit einen ſelbſtſtändigen großen Staat ausmachte, diente als Vormauer des jüdiſchen Landes wider die umherſtreifenden Horden am Euphrat und war wichtig als Stapelplatz für den Handel aus dem öſtlichen und weſtlichen Aſien, wodurch ſie vorzüglich unter Trajan reich und groß wurde. Sie lag in einem ſchönen Palmenwäldchen und gegen Süden mitten in der Wüſte, und prächtige Paläſte, deren Ruinen noch heute, nach einer zweimaligen Schleifung, Staunen erregen, zierten ſie. Unter den Ruinen zeichnen ſich vorzüglich aus: Tempel und viereckige Thürme, eine Menge prächtiger Pfeiler, alle von Marmor gearbeitet. Vorzüglich gut erhalten iſt der Sonnentempel, deſſen eingeſchloſſener Hof um den Tempel ein Viereck bildet, wovon jede Seite 660 Fuß Länge hat und mit einem großen Eingangsthore verſehen iſt. Überdieß findet man noch daſelbſt viele griechiſche und palmyreniſche Inſchriften, nebſt einer lateiniſchen, die man bei einem von Diocletian erbauten Gebäude findet. P. iſt jetzt ein erbärmliches Dorf in der Wüſte von Syrien zwiſchen den ſchönſten Ruinen. Der Sage nach ſoll dieſe Stadt von Salomo erbaut und von Nebucadnezar zerſtört worden ſein. Zu Ende des III. Jahrh. blühte es vorzüglich unter der berühmten Zenobia (ſ. d. Art.), wurde aber 275 vom Kaiſer Aurelianus zerſtört. Nach und nach wurde ſie zwar wieder aufgebaut und erhielt ſich bis 744, wo ſie zum zweiten Male von den Sarazenen geſchleift und ſeit dieſer Zeit nicht wieder aufgebaut wurde. Im XVIII. Jahrh. beſuchten zwei Engländer, Wood und Dawkins, als orientaliſche Reiſende, dieſe Wüſte und entdeckten die Ruinen, die ſie in einem Prachtwerke „**The Ruins of Palmyra**" (**Lond. 1753**) beſchrieben haben. Neuere Reiſende haben ſie noch bekannter gemacht. 71.

Palnatoke iſt der Name eines in den nordiſchen Volksſagen und Liedern gefeierten Seekönigs des X. Jahrh. Die isländiſche Jomskiringaſaga, welche ſeiner erwähnt, nennt ihn Palner, den Sohn Toke's, und ſagt, daß er nach ſeiner Vermählung mit Ingeborga, der Tochter eines gothländiſchen Jarls, zur See ſehr mächtig und der Stifter eines Ordens geworden ſei, welcher zu Jomsburg (auf der Inſel Wollin) ſeinen Sitz gehabt und von hier aus ſeine gefürchteten Raubzüge unternommen habe. Daß der von Saxo Grammatikus erwähnte Tocco oder Toke dieſer P. ſei, ſcheint nicht angenommen werden zu können, da des Ordens in Jomsburg keiner Erwähnung gethan, wohl aber dieſem Tocco die Geſchichte mit dem Apfel, die die Schweitz ihrem Tell vindicirt und auch in isländiſchen Sagen obwohl variirt erſcheint, zugeſchrieben wird. Übrigens läßt ſich aus dem Umſtande, daß die Sage dem P. ein Hünengrab auf Fünen als Ruheſtätte anweiſt, vermuthen, daß er die letzte Zeit ſeines Lebens hier zugebracht habe oder daß wenigſtens,

weil Fünen ſein Geburtsland war, ſeine Gebeine hierher gebracht worden ſeien. — Bekanntlich hat Öhlenſchläger P. zum Helden eines Drama gemacht. — Vergl. Müller in dem 3. Bande der „Sagenbibliothek“ (Kopenh. 1820) und Vedel Simonſen's „Geſchichtliche Unterſuchung über Jomsburg im Wendenlande“ (deutſch von Gieſebrecht, Stettin 1827). 22.

Palomino de Velasco (Antonio), ein ausgezeichneter ſpaniſcher Maler, geb. 1653 in Bujalance bei Cordova, widmete ſich anfangs den Wiſſenſchaften, folgte indeß ſpäter der überwiegenden Neigung zur Malerei und machte unter Valdez's Leitung in Kurzem große Fortſchritte. Im Jahre 1678 begab er ſich nach Madrid, vollendete hier mit Coello eng verbunden ſeine künſtleriſche Ausbildung und wurde, nachdem ſein erſtes Werk, Fresken in der Hirſchgallerie des Prado, verdienten Beifall gefunden hatte, zum Maler des Königs, ſeit 1690 mit anſehnlichem Gehalte, ernannt. In ſpäteren Jahren trat er in den geiſtlichen Stand. Er ſtarb den 13. April 1726 zu Madrid. — Die ziemlich zahlreichen Arbeiten P.'s, deren außer in Madrid, beſonders zu Valencia, Cordova, Grenada und Salamanca viele angetroffen werden, ſind meiſt geiſtliche Hiſtorienſtücke und zeichnen ſich durch fehlerfreie Zeichnung, befriedigendes Colorit und ſchöne Perſpective rühmlich aus; doch macht man dem Künſtler wohl mit Recht den Vorwurf, daß er bisweilen in das Gemeine geräth. Übrigens erwarb ſich P. außerdem nicht geringe Verdienſte durch ein Werk über die Malerei, welches zugleich die Lebensbeſchreibungen der berühmteſten ſpaniſchen Maler enthält. Es erſchien unter dem Titel: „**El Museo pictorico, y Escala optica etc.**“ (3 Voll. Madr. 1715—1724). 36.

Pampas iſt der Name eines Indianerſtammes in Südamerika, welcher nebſt den Tſcharnas, Yaros, Minurnes, und Bohanes bei dem Erſcheinen der Spanier das Gebiet der argentiniſchen Republik, der Banda Oriental und das ſüdliche Paraguay bewohnte. Die P. insbeſondere, damals Querandis oder Los Puelches genannt, ſtreiften zwiſchen dem 36° und 39° S. Br. und wurden bald die erbittertſten Feinde der Spanier, welche ſogar einmal aus dem neugegründeten Buenos-Ayres vertrieben wurden. Später ſahen ſich die P. genöthigt, in das Innere zurückzuweichen, wo ſie nach und nach bei dem immer fühlbarer werdenden Mangel an wildem Rindvieh daſſelbe durch Pferde zu erſetzen anfingen, welche ſich im Laufe der Zeit ins Ungeheure vermehrt hatten. Seit dieſer Zeit machten ſie fortwährende Einfälle auf das ſpaniſche Gebiet und wurden mehr wie einmal höchſt gefährlich. Zwar verringerte ſich ihre Anzahl zuſehends, allein erſt im Jahre 1833 gelang es einer von Buenos-Ayres aus unter dem Befehle des Generals Manuel Roſa's abgeſchickten Expedition, die furchtbaren P. zu vernichten und die wenigen Überreſte derſelben in die unzugänglichen Schluchten der Andes zu treiben. — Über die den Namen P. führenden Ebenen ſ. La Plata. 1.

Pamphylien, eine Landſchaft Kleinaſiens, durch das mittelländiſche Meer, das hier auch das pamphyliſche hieß, Lycien, Karien, Piſidien und Cilicien begrenzt, iſt gegenwärtig den Ejalets Karaman und Itſchil einverleibt. Der Eurymĕdon (h. Sakuth), bei welchem Cimon an einem Tage einen zweifachen Sieg über die Perſer erfocht, Keſtrus und Kataraktes ſind die größeren Flüſſe, von welchen es durchſtrömt wurde, und Attalia am Meere (h. Satalia), Side (h. Eski) gleichfalls am Meere, mit einem berühmten Tempel der Athene, und Perga (h. Virgi), die einſtige Metropolis mit einem Dianentempel, die wichtigſten Städte. 35.

Pan, eine ländliche Gottheit der Griechen, vorzüglich der Arkadier, war nach der gewöhnlichſten Dichtung der Sohn des Mercur und der Nymphe Dryope und ſo wie dieſer in Arkadien geboren, wo ſein vorzüglichſter Aufenthalt der Berg Lykäos war. Die Nymphe Sinois war ſeine Erzieherin. Er war krummnaſig,

mit zwei Hörnern verſehen und ſpitzigen Ohren, hatte einen Ziegenſchwanz und Ziegenfüße und ein hochrothes Geſicht, ſo daß ſeine Amme aus Schreck vor ſeiner Geſtalt entfloh. Mercur aber wickelte ihn in ein Fell und trug ihn zu den olympiſchen Göttern, welche ſich über ſeine lächerlichen Poſſen und ſein ſeltſames Ausſehen ſehr ergötzten. Auf den Abbildungen trägt er gewöhnlich eine Syrinx und einen Krummſtab, auch wohl eine Pfeife und einen Fichtenkranz. Er iſt Aufſeher und Schützer der Heerden und Hirten, der Wälder und Jäger, der Berge, Fiſche und Bienen, ein heiterer, Tanz, Liebe und Geſang liebender Gott, der jedoch auch ſpottend und neckend auftritt. Seine gewöhnlichen Beſchäftigungen waren: durch die Gebüſche zu ſchlüpfen, an den Ufern der Flüſſe zu gaukeln, über Felſenhöhlen zu ſchweben und Wild auf den Anhöhen zu jagen. Pindar nennt ihn den Beiſitzer der Rhea, den Herrſcher Arkadiens, den Liebling der Grazien und Nymphen, den Tänzer und Gefährten der Bachantinnen. Verliebt in alle Nymphen verfolgte er einſt die Nymphe Syrinx bis an den Fluß Ladon, wo ſie plötzlich in ein Schilfrohr verwandelt wurde, welches P. umarmte. Als der Wind in das Rohr blies und klagende Töne hervorbrachte, ſuchte er dieſe wieder zu erwecken, indem er 7 Röhre, das folgende immer um ein beſtimmtes Maß kürzer als das vorhergehende, zuſammenfügte, und erfand ſo die Hirtenflöte, welche nach der verwandelten Nymphe den Namen Syrinx erhielt. Außerdem ſoll er auch eine einfache Flöte (Monaulos), die aus einer einzigen Röhre beſtand, ſo wie die Krummflöte, welche mit einem krummen Aufſatze von Horn verſehen war, erfunden haben. Als Zeus mit den Titanen Krieg führte, unterſtützte ihn P., indem er nebſt ſeinen Leuten auf großen Meermuſcheln wie auf Trompeten blies und dadurch ein ſolches Getöſe hervorbrachte, daß die Feinde erſchrocken die Flucht ergriffen. Zeus verſetzte ihn aus Dankbarkeit als Steinbock unter die Sterne. Auf dieſelbe Weiſe unterſtützte er das Heer des Bacchus gegen deſſen Feinde. Seine Verehrung wurde in Griechenland erſt ſpäter allgemein, in Athen erſt nach der Marathoniſchen Schlacht, in welcher er den Athenern beigeſtanden haben ſoll. Nach Italien kam ſein Dienſt durch den Evander; er wurde hier ziemlich gleichbedeutend mit Faunus; als Beſchützer der Wölfe (Lupercus) wurden ihm die Lupercalien gefeiert. Herodot ſpricht auch von einem ägyptiſchen P. und nennt ihn den älteſten Gott. Spätere denken ſich unter ihm das All (τὸ πᾶν), das befruchtende Naturprincip, vergl. „Serv. ad Virg. Eclog. II, 31.“ — Da man ſich unter dem P. ein halb wohlthätiges und halb furchtbares Weſen dachte, ſo kam es wohl von dieſem ſchwankenden Begriffe, daß man jeden plötzlichen Schrecken, deſſen Grund man nicht einzuſehen vermochte, einen paniſchen nannte; Andere meinen, weil die um Chemno (Panopolis) wohnenden Pane und Satyrn durch die Verkündigung des Todes des Oſiris einen plötzlichen allgemeinen Schrecken erregten, oder weil P. durch ein wildes, vom Widerhalle der Felſen tauſendfältig verdoppeltes Geſchrei die Feinde des Bacchus und die Titanen ſo erſchreckte, daß ſie die Flucht ergriffen. 11.

Pan (Mallet du), ſ. Mallet.

Panacea (von πᾶν, Alles, und ἀκέω, ich heile), ein für alle Übel anwendbares Univerſalmittel, war das zweite noch ungefundene Problem der Alchemiſten. Indeß ſind einige arzneiliche Subſtanzen wegen der wunderbaren Eigenſchaften, die ihnen zugeſchrieben worden waren, oder wegen des Gebrauchs, den man von ihnen in den meiſten Krankheiten machte, mit dieſem Namen bezeichnet worden; z. B. p. anglica, die nichts anderes als eine Vermiſchung von kohlenſaurer Magneſia mit kohlenſaurem Kalke darſtellt; eine p. glauberi, welche das bekannte Glauberſalz (ſ. d. Art.) iſt; eine p. mercurialis, die das jetzt faſt eben ſo bekannte Calomel (ſ. Queckſilber) bildet, u. m. a. 21.

Panätius aus Rhodus, auch wohl junior, der Jüngere, zum Unterſchiede von einem älteren P. (von dem jedoch außer dem Namen Nichts bekannt iſt) ube-

nannt, war ein ſtoiſcher Philoſoph und Schüler des Antipater, lebte und lehrte im II. Jahrh. v. Chr. (ungefähr 185—109), theils zu Athen, theils zu Rom, an welchem letzteren Orte hauptſächlich durch ihn die ſtoiſche Lehre Eingang und beſonders unter den Rechtsgelehrten viele Verehrer fand. Lälius und der jüngere Scipio waren ſeine Freunde; letzteren begleitete er nach Alexandrien. Seine Schriften, unter denen die bedeutendſten die über die Pflichten und eine hiſtoriſche von den Secten geweſen ſein mögen, ſind verloren gegangen; erſtere hat Cicero in ſeinem gleichnamigen Werke vielfach benutzt. P. gehört nicht mehr der alten einſeitig ſchroffen Stoa an, ſondern ſucht die Strenge ihrer Dogmen zu mildern, zum Theil auch mit platoniſchen Anſichten in Einklang zu bringen. — Er nahm im Gegenſatze gegen die Weltverbrennung die Ewigkeit der Welt an, bezweifelte oder beſchränkte die Dogmen von der Mantik, dem Zeugungsvermögen der Seele, der Autarkie und Apathie, behauptete dagegen ebenfalls mit anderen Stoikern die Sterblichkeit der Seele und ſtellte beſonders die Idee des Sittlichen in ihrer höchſten Reinheit auf als die des allein Guten und Nützlichen. Seine Schüler wurden Panätiaſten genannt. — Vergl. Sérin, „Mémoires sur la vie et les ouvrages de Panétius"; in den „Mém. de l'acad. des inscriptt." (T. X.); deutſch in Hißmann's „Magazin" (Bd. 4.); Ludovici, „Programma, Panaetii junioris vitam et merita illustrans" (Lips. 1783. 4.); F. G. van Linden, „Diss. de Panaetio Rhodio" (Lugd. Bat. 1802. 8.); Garnier, „Observations sur quelques ouvrages du Stoicien Panétius", in „Hist. et Mém. de l'instit. royal de France" (T. II. p. 81—110). 80.

Panama, ſ. Darien.

Panard (Charles François), ein franzöſiſcher Dichter, 1694 zu Nogent-le-Roi bei Chartres geboren, widmete ſich keinem Fache und lebte ſorglos von der Unterſtützung ſeiner Freunde, die er mit Verſen bezahlte. Wohnung und Kleidung kümmerten ihn nicht im Geringſten; ſeine höchſte Glückſeligkeit war eine gutbeſetzte Tafel, die ihn nichts koſtete; den Wein liebte er ſo zärtlich, daß er oft bei dem Anblicke einer guten Flaſche Freudenthränen vergoß. Seine Lieder dichtete er meiſt im Rauſche, bekümmerte ſich aber wenig um ihre Verbreitung. „Sucht in meiner Perüquenſchachtel", ſprach er gewöhnlich zu Marmontel, wenn dieſer einige Verſe für den von ihm herausgegebenen „Mercure" verlangte. Seine Werke beſtehen aus einigen nicht ſehr bedeutenden dramatiſchen Verſuchen, aus Vaudevilles, als deren Schöpfer er gilt, und aus Liedern und Gelegenheitsgedichten. Sie zeichnen ſich meiſt durch Natürlichkeit, Leichtigkeit und Feinheit aus; doch findet ſich darunter auch vieles Mittelgut und Manches, was ſich mit einem geläuterten Geſchmacke durchaus nicht vertragen will. P. ſtarb am 13. Juni 1765. „Théâtre et oeuvres divers de C. F. Panard" (Par. 1763. 4 Voll. 12.); „Oeuvres choisies de Panard, hommage rendu à sa mémoire par L. Armand Gouffé" (Par. 1803. 3 Voll. 18.). 67.

Panathenäen, ein berühmtes, der Athene geweihtes Feſt zu Athen. Erichthonius um 1500 v. Chr. (nach Andern Orpheus) ſtiftete Athenäen; als aber Theſeus die 12 Bezirke (Demoi) zur Stadt vereinigte, nannte man dieſes Feſt P., weil nun alle Athener daran Theil nahmen, und unterſchied große und kleine; jene wurden aller 5 Jahre, am 22. Tage des Monats Hekatombäon, dieſe alle Jahre am 21. Thargelion gefeiert. Bei beiden gab es große Feierlichkeiten, vorzüglich Kampfſpiele, die von 10 Athlotheten geleitet wurden: und zwar am 1. Tage Wettrennen mit Fackeln im Kerameikos (Lampadophorie), anfänglich zu Fuß, dann zu Roß; am 2. gymnaſtiſche Übungen und Luſtgefechte mit Schiffen; am 3. ſeit Perikles geiſtige Übungen im Odeum: muſikaliſche Wettſtreite auf der Cither und Flöte, auch im Geſange, ſo daß die abzuſingenden Stücke von den Aufſehern vorgeſchrieben waren, dramatiſche Vorſtellungen, Vortrag der homeriſchen

Gedichte durch die Rhapſoden ꝛc. Der Sieger erhielt bei allen dieſen Wettſtreiten einen Kranz von Oliven und ein Gefäß voll des beſten Öls vom heiligen Ölbaume (μορία) auf der Burg. Zum Beſchluſſe wurden Opfer dargebracht, wozu jeder Demos einen Ochſen liefern mußte. — Die großen P. unterſchieden ſich durch größere Pracht und einige beſondere Feierlichkeiten. Dahin gehörte der feſtliche Aufzug, bei welchem der heilige Peplos der Minerva auf die Akropolis getragen wurde. Dieſer Peplos war ein weißer Teppich, von beſonders dazu auserwählten Jungfrauen mit goldenen Stickereien durchwebt, welche atheniſche Mythen darſtellten. Bei dieſer Proceſſion trugen die älteren Perſonen Zweige, die Jünglinge Waffen, die Jungfrauen Körbe, die Männer und Weiber der Metöken Gefäße, und die Mädchen derſelben Schirme; dabei ſangen Sänger und Muſiker Hymnen zur Verherrlichung der Göttin und Tänzer in glänzender Waffenrüſtung führten den Kriegstanz auf. Dieſer Peplos wurde auch als Segel an einem Schiffe befeſtigt, welches durch innere Maſchinerie getrieben mit ungemeiner Schnelligkeit über den Boden gleitete. Im Tempel der Athene wurde ihre Statue mit demſelben bedeckt. An dieſem feſtlichen Tage wurden reichliche Opfer dargebracht, wozu zur Zeit der Seeherrſchaft Athens jede abhängige Stadt einen Stier ſenden mußte, Fleiſch unter die Bürger vertheilt, Gefangene freigelaſſen und verdienſtvolle Männer bekränzt. 11.

Panckoucke nennt ſich eine franzöſiſche Buchhändlerfamilie, die ſich nicht nur durch glückliche Speculationen bekannt gemacht hat, ſondern auch einige Glieder aufweiſen kann, die ſich ſchriftſtelleriſches Verdienſt erworben haben. — André Joſeph P., 1700 zu Lille geboren, beſaß in ſeiner Vaterſtadt einen bedeutenden Buchhandel und gab mehrere mathematiſche und philoſophiſche Werke heraus, wodurch er in einen ſo böſen Geruch der Freigeiſterei kam, daß ihm die Geiſtlichkeit nur auf ausdrücklichen Befehl der Regierung die letzten kirchlichen Ehren erwies. Er ſtarb am 17. Juli 1753. — Sein Sohn Charles Joſeph P. (geb. am 26. Nov. 1736) fand Lille zu klein für ſeinen Speculationsgeiſt und zog nach Paris, wo ſein Haus bald der Sammelplatz der bedeutendſten Gelehrten wurde, die ſich ſowohl durch ſein Benehmen, als durch ſeine anſtändigen Honorare angezogen fühlten. Er verlegte Buffon's Werke, das „Grand vocabulaire français", das „Repertoire universelle de Jurisprudence", Laharpe's „Abrégé des voyages", brachte die Abonnentenzahl des „Mercure de France" auf funfzehn Tauſend, faßte den großartigen Plan zu der „Encyclopédie méthodique", deren Beendigung er nicht erlebte, und gründete den „Moniteur universel", welchen jetzt ſeine Tochter, die Buchhändlerin Agaſſe, als Eigenthum beſitzt. Seine eigene Schriften, politiſchen und philoſophiſchen Inhalts, ſind von nicht ſehr großer Bedeutung. Er ſtarb am 19. Dec. 1798. — Sein Sohn Charles Louis Fleury P., am 26. Dec. 1780 zu Paris geboren, widmete ſich nach einer ſehr ſorgfältigen Erziehung mit großem Erfolge dem Studium der alten Literatur und der Politik und erwarb ſich durch ſein Schriftchen: „De l'exposition, de la prison et de la peine de mort" (Par. 1807. 8.) großen Beifall. Später ergriff er das Geſchäft ſeines Vaters und erntete durch glückliche Unternehmungen, wie das „Grand Dictionnaire des Sciences médicales", die „Flore médicale", die „Biographie médicale", die „Victoires et conquêtes des Français", die „Expédition en Egypte", welche ihm die Regierung in einer wohlfeileren Ausgabe zu verbreiten erlaubte, und die koſtbar ausgeſtattete, aber höchſt oberflächlich gearbeitete „Bibliothèque française-latine" bedeutenden Gewinn. Seine Überſetzung des Tacitus, an welcher er viele Jahre arbeitete, wird als ſehr gelungen geprieſen; auch ſeine „Voyage pittoresque aux îles Hebrides" verdient von Seiten der Darſtellung großes Lob. Weniger gelungen iſt ſeines Sohnes Ernſt P. Überſetzung des Horaz und ſeiner Gattin Bearbeitung einiger Gedichte Göthe's. 67.

Pancratius, ein Märtyrer, wurde unter Diocletian entweder ſchon 294 oder erſt 304 hingerichtet. Seinen Gedächtnißtag, der den 12. Mai gefeiert wird, nennt man, ſo wie den 13. Mai, als den Gedächtnißtag des heiligen Servatius, die Weinmörder, weil man annimmt, daß in dieſer Jahreszeit bis zu dieſen beiden Tagen für den Wein ſchädliche Fröſte eintreten können. 77.

Pandämonium hieß ein allen Göttern und Halbgöttern (Dämonen) gemeinſchaftlich geweihter Tempel; auch Verſammlung aller Dämonen; überhaupt der Inbegriff aller Weſen, welche übermenſchlich gedacht werden, insbeſondere der böſen. 11.

Pandekten, ſ. Corpus juris.

Pandora. Als Prometheus dem Zeus durch Liſt das Feuer entwendet und es unter die Menſchen gebracht hatte, befahl dieſer dem Vulcan, eine weibliche Geſtalt zu bilden, gleich den Göttern an Schönheit und Anmuth. Sie erhielt von allen olympiſchen Göttern Geſchenke, daher ihr Name (von *πᾶν*, Alles, und *δῶρον*, Geſchenk); Athene ertheilte ihr die Kunſt, weibliche Arbeiten zu verrichten, Venus ſtattete ſie mit allen Reizen der Schönheit aus und Mercur flößte ihr die Begierde zu gefallen ein; Zeus aber beſchenkte ſie mit einer Büchſe, in welcher das ganze Heer von Übeln, welche den Menſchen drohten, verſchloſſen war; denn vorher hatten die Menſchen ein glückliches Leben ohne alle Übel und Krankheiten geführt. So ausgeſtattet ſchickte ſie Zeus zum Epimetheus, der, von ihren Reizen verführt, ungeachtet des Rathes ſeines Bruders Prometheus, ſie willig aufnahm. Kaum hatte er ſich mit ihr vermählt, als er, von Neugierde getrieben, die Büchſe eröffnete, woraus ſich plötzlich alles Unheil über die ganze Erde und das Menſchengeſchlecht verbreitete. Nur die Hoffnung blieb bei dem ſchnellen Zuſchlagen des Deckels zurück, um einſt noch zur rechten Zeit den Sterblichen Troſt zu gewähren. Die Ähnlichkeit dieſes Mythus mit der altorientaliſchen Sage, nach welcher alles Unglück durch die Begattung des erſten Menſchenpaares über die Erde kam, iſt klar. 11.

Panduren nannte man in der öſtreichiſchen Armee eine irregulaire leichte Infanterie, welche mit einer langen Flinte, einigen Piſtolen, die ſie im Leibgürtel trugen, einem ungariſchen Säbel und 2 türkiſchen Meſſern bewaffnet und einem Mantel, langen Beinkleidern und Mützen bekleidet waren. Sie beſtehen gegenwärtig noch, ſind jedoch ſeit 1750 immer mehr auf regulairen Fuß geſetzt und werden nur ſelten mit obenerwähnten Namen genannt. Sie gehören zu den Gränzern und erhielten jenen Namen von dem Dorfe Pandur in Niederungarn, in deſſen Nähe ſie zuerſt in den Gebirgen wohnten. 61.

Panegyricus (*πανηγυρικὸς λόγος*, eigentlich eine vor einer Volksverſammlung gehaltene Rede) nennt man in der Redekunſt eine mündlich gehaltene oder niedergeſchriebene Lobrede zur Verherrlichung einer angeſehenen Perſon oder einer großen That. Der P. iſt die Klippe der Redner; entweder wird er abſtoßend durch Schwulſt oder unerträglich durch Trockenheit; ſelten wird die richtige Mitte getroffen. Strenges Anhalten an der wahren Geſchichte kann dieſer Gattung der oratoriſchen Kunſt nicht zugemuthet werden, da ſie ſich natürlich beſtrebt nur die glänzenden und guten Seiten des zu preiſenden Gegenſtandes hervorzuheben und dieſe nicht ſelten ſogar übertreibt, weßwegen denn auch alles über Gebühr Lobende **panegyriſch** und ein ſolcher Lobhudler ein **Panegyriſt** genannt wird. Lobreden waren ſchon bei den Griechen gebräuchlich und die des Iſokrates kann als ein Meiſterſtück gelten. In der römiſchen Literatur iſt nur der P. des jüngeren Plinius auf den Kaiſer Trajan ausgezeichnet zu nennen. Die Machwerke der ſpäteren römiſchen Redner aus dem III. und IV. Jahrh., welche unter dem Namen „**Panegyrici veteres latini**“ (vollſtändigſte Ausgabe von H. J. Arntzen, Traj. ad Rh. 1790—1797. 2 Voll. 4.) bekannt ſind und von denen nur **Claudius**

Mamertinus, **Eumenius**, **Nazarius**, **L. P. Drepanius** und **Cl. Corippus** Erträgliches leiſteten, können in keiner Beziehung als bedeutend angeſehen werden, man müßte denn einige hiſtoriſche Thatſachen, die ſich ſonſt nirgends finden, hoch anſchlagen wollen. Die Neueren haben die Alten in dieſem Zweige der Literatur, beſonders in jener Gattung der Lobrede, welche die Franzoſen „Eloge“ nennen, weit übertroffen. (Vergl. A. L. Thomas „Essay sur les éloges“, Par. 1773. 2 Voll. 8. Deutſch von R. W. Zobel. Frankf. a. d. O. 1778. 8.) 66.

Panharmonikon oder **Orpheusharmonikon** heißt ein von L. Mälzl in Wien erfundenes orgelförmiges Inſtrument mit einer Taſtatur von 5 Octaven, welches eine vollſtändige Orcheſtermuſik gibt. Der innere Bau deſſelben iſt kunſtreich, doch möchte es ſchwerlich allgemeinere Verbreitung erhalten, da es natürlich ſtets nur beſtimmte Stücke ſpielt. In Nordamerika, wo es 1829 gehört wurde, fand es verdienten Beifall. — Damit nicht zu verwechſeln iſt das **Pammelodikon**, ein von Franz Leppich erfundenes Inſtrument, wo die Töne mittels Metallſtäben hervorgebracht werden. 29.

Panier iſt ſ. v. a. Banner, ſ. Bannerherr.

Panin (Nikita Iwanowitſch, Graf von), ruſſiſcher Staatsminiſter, wurde im Jahre 1718 zu Petersburg geboren, diente zuerſt unter der Garde der Kaiſerin Eliſabeth, wurde dann Kammerherr, ging im Jahre 1747 als bevollmächtigter ruſſiſcher Miniſter nach Kopenhagen und zwei Jahre ſpäter von hier nach Stockholm. Nach ſeiner Rückkehr aus Schweden wählte man ihn zum Erzieher des Großfürſten Paul Petrowitſch, und Katharina II. ernannte ihn nach ihrer Thronbeſteigung im Jahre 1762 zu ihrem erſten Miniſter. Zwanzig Jahre hindurch war er von nun an die Seele der politiſchen Thätigkeit ſeines Staates. Er bewirkte die Kriegserklärung gegen die Türken während der Unruhen in Polen, veranlaßte die Vertauſchung des Herzogthums Holſtein gegen die Grafſchaften Oldenburg und Delmenhorſt zum Beſten der jüngeren Linie des Hauſes Holſtein-Gottorp, ſchloß einen vortheilhaften Frieden mit der Pforte, vermittelte den Frieden zu Teſchen und brachte die bewaffnete Neutralität zu Stande. Er ſelbſt entwarf während dieſes Zeitraums alle Verhaltungsbefehle an die ruſſiſchen Feldherrn und auswärtigen Miniſter, ſo wie den Briefwechſel mit fremden Höfen. Den Grundſätzen ſeiner Staatsklugheit gemäß verſchmähte er bei den Verhandlungen Liſt und Verſtellung und trat überall mit Offenheit und Freimüthigkeit auf. Die Würde ſeines Staates wußte er ſtets zu behaupten, ohne dabei die Rechte kleinerer zu beeinträchtigen oder ſich durch Drohungen und Verſprechungen von dem, was er zum Wohle des Landes für nothwendig erkannt hatte, abbringen zu laſſen, und wagte es ſelbſt der Kaiſerin in dieſem Falle zu widerſprechen. Auch bei Behandlung der Staatsgeſchäfte entwickelte er die Sanftmuth und Freundlichkeit ſeines edlen Charakters und verband mit einem ſcharfen Verſtande ein richtiges Urtheil, große Menſchenkenntniß und eine ſeltene Überredungsgabe. P. ſtarb am 11. April 1783. 81.

Panisbriefe (Brodbriefe) nannte man ſonſt in Deutſchland die Verordnungen des Kaiſers an die Klöſter und Stifter, dem Vorzeiger derſelben lebenslänglichen Unterhalt zu gewähren. Dieſer konnte jeder Beliebige ſein und der Befehl mußte von dem betreffenden Stifte reſpectirt werden; doch fand Joſeph II., als er ſolche P. auch auf proteſtantiſche Stifter ausdehnte, großen Widerſpruch und Leopold II. mußte ſie daher wieder einzuſchränken verſprechen. 30.

Pankration, ſ. Kampfſpiele.

Pannini (Giovanni Paolo), einer der ausgezeichnetſten Landſchafts- und Architecturmaler des XVIII. Jahrh., geb. im Jahre 1691 zu Piacenza, erhielt ſeine Ausbildung zu Rom in der Schule Bened. Luti's und nahm hier auch ſeinen

dauernden Aufenthalt. An ſeinen zahlreichen Arbeiten, von denen ſich die meiſten zu Rom und 7 der ſchönſten im pariſer Muſeum befinden, bewundert man vorzüglich die Perſpective, die ſchöne Färbung und eine außerordentliche Grazie und Beweglichkeit der Figuren. Der einzige Vorwurf, den man ihm machen könnte, iſt der, daß die Figuren bisweilen zu lang erſcheinen. P. ſtarb im Jahre 1764 zu Rom. — Sein Sohn, Francisco P., zeichnete ſich in demſelben Genre rühmlich aus. Das pariſer Muſeum beſitzt von ihm 16 treffliche Aquarellzeichnungen, Anſichten der Peterskirche und des Vaticans. 36.

Pannonien hieß das Land zwiſchen Illyrien, Noricum und Dacien, von dem es durch die Donau getrennt wurde, und umfaßte demnach den jetzigen ſogenannten Unterwienerwald von Öſtreich, einen Theil von Steiermark, Illyrien, Kroatien, Slavonien, theilweiſe Bosnien und Ungarn. Als römiſche Provinz wurde es in P. superior (auch occidentalis, ſpäter prima) und inferior (orientalis, nachher secunda) getheilt. Der Strich zwiſchen dem Savus (h. Sau) und Dravus (h. Drau) wurde auch Interamnia, der ſüdliche über die Sau gelegene ripensis oder Savia genannt, ſo wie der nordöſtliche an den Ufern der Donau ſeit Galerius zu Ehren ſeiner Gemahlin Valeria. Zu den wichtigſten Städten in Unterpannonien ſind Sirmium, in der Nähe des heutigen Schabacz in Bosnien, wo der Kaiſer Probus ermordet wurde, Taurunum (h. Belgrad), in Oberpannonien Siscia (h. Siſſek) an dem Einfluſſe der Kulpa in die Sau, Ämona (h. Laibach), Petovio (h. Pettau), Sabaria (h. Stein am Anger) zu zählen; auch rechnet man gewöhnlich Vindobona (h. Wien) dazu. — Die älteſten bekannten Einwohner dieſes Landes waren die Pannonii, bei den Griechen Päones, ein thraciſcher Stamm, der ſich öſtlich bis Macedonien ausgebreitet hatte. Der Theil, den Auguſtus (10 n. Chr.) eroberte, wurde zum römiſchen Reiche geſchlagen, erhielt aber wahrſcheinlich erſt unter einem der folgenden Kaiſer eine römiſche Verfaſſung und unter Hadrian die erwähnte Eintheilung. Seit der Völkerwanderung erfuhr dieſe Provinz einen ungewöhnlichen Herrſcherwechſel. Durch Aſtaulph kam ſie an die Gothen, nach deren Abzug wieder an die Römer, durch Attila an die Hunnen, nach dem Tode dieſes Eroberers an die Römer, die ſie jetzt freiwillig den Oſtgothen und Gepiden abtraten, und als erſtere nach Italien zogen, rückten die Longobarden und 568 die Avaren ein. 806 wurde ſie dem fränkiſchen Reiche einverleibt und ſeit Ende des IX. Jahrh. der Sitz der Ungarn. 35.

Panorama, Rundgemälde (von πᾶν, Alles, und ὁράω, ich ſehe) nennt man eine perſpectiviſche Darſtellung irgend einer Stadt oder Gegend, die man von einem beſtimmten Punkte aus nach allen Seiten hin mit gleicher Deutlichkeit, Farbe und Beleuchtung überſieht. Mit Treue und Genauigkeit muß der Künſtler von einem Berge oder Thurme aus die ſich unter ihm befindliche Landſchaft, Stadt ꝛc. aufnehmen. Die Wände, worauf die Zeichnung aufgetragen werden ſoll, erhalten am ſchicklichſten die Cylinderform von nicht zu kleinem Durchmeſſer, um die Täuſchung zu befördern. Hierbei iſt aber zu berückſichtigen, daß verticale Linien auf den verticalen Seitenwänden ſich als gerade Verticallinien, Horizontallinien in der Höhe des Augenpunktes als horizontale Kreiſe, Horizontallinien, die höher oder tiefer als das Auge liegen, als halbe Ellipſen, deren Scheitel nach Maßgabe höher oder tiefer liegen, darſtellen und ſchiefe Linien dahin zu zeichnen ſind, wo eine durch den Augenpunkt parallel zu jener Linie gezogene gerade Linie die Cylinderfläche trifft. Hieraus ſind alle für das P. geltende Zeichnungsregeln abzuleiten. Ein fertiges Panoramagemälde ſtellt man in ein eigens dazu eingerichtetes Rundgebäude ſo auf, daß der Beſchauer in der Mitte von einer Gallerie umgeben ſo geſtellt iſt, als ſei er auf dem Orte, von welchem aus das Gemälde gezeichnet wurde. Durch das von oben auf das Gemälde fallende Tageslicht wird eine ſo vollkommene Täuſchung erreicht, daß es ſcheint, als erblicke man die Gegenſtände in der Natur. Der irlän-

diſche Maler Robert Barker hat zuerſt 1793 in London ein P., nämlich die Gegend von Portsmouth und der Inſel Wight darſtellend, aufgeſtellt. — Diorama heißt ein Gemälde von einer Gegend, des Inneren oder Äußeren eines Gebäudes, einer Stadt ꝛc., welches nach den Regeln der Perſpective, der Beleuchtung und der Schattenlehre ſo dargeſtellt iſt, daß es eine dem P. gleiche Wirkung hervorbringt. Als Erfinder des Diorama ſind die Pariſer Bouton und Daguerre, und als Vervollkommner Gropius zu nennen. — Georama heißt nach Delanglard die ſphäriſche Darſtellung einer Globuscharte. — Kosmorama nennt man die Aufſtellung mehrerer Gemälde merkwürdiger Begebenheiten, welche durch Vergrößerungsglastafeln in natürlicher Größe geſehen werden. — Myriorama und Neorama (ſ. d. Art.). — Pleorama nennt man ein dergeſtalt aufgeſtelltes Gemälde einer Gegend, daß es durch Bewegung deſſelben dem Zuſchauer ſich ſo darſtellt, als befahre er dieſelbe in einer Barke. Der Erfinder iſt Langhans in Breslau, welcher auch 1831 eins dergleichen daſelbſt zuerſt aufſtellte. Als ſehr gelungen verdient die Darſtellung des Golfs von Neapel erwähnt zu werden. — Stereorama nennt man die aus einer leichten und unzerbrechlichen Papiermaſſe (Papiergallerte) gefertigten Modelle geographiſcher Gegenſtände, deren Erfinder Karl Wilhelm Kummer iſt. 40.

Panſe (Karl), ein nicht unbedeutender deutſcher Dichter und Hiſtoriker, am 2. Febr. 1798 zu Fallersleben geboren, widmete ſich philoſophiſchen Studien, ward ſchwarzburg-ſondershauſenſcher Legationsrath und lebte als Privatgelehrter zu Weißenfels. Später wohnte er zu Weimar. Sein Trauerſpiel: „Der Sylveſterabend“ (Naumb. 1823. 8.) und ſeine Komödien: „Der politiſche Kannengießer“ (Leipz. 1826. 8.) und „Der Diener zweier Herren“ (Leipz. 1827. 8.) haben einzelne treffliche Partien, können aber, wenn man ſie als Ganzes betrachtet, nicht als vollendete Kunſtwerke gelten. Vorzüglicher iſt ſeine „Geſchichte des preußiſchen Staates“ (Berl. 1829—1832. 6 Thle. 8.) und ausgezeichnet ſeine mit großer Lebendigkeit und anſprechender Treuherzigkeit geſchriebene „Geſchichte der Auswanderung der evangeliſchen Salzburger 1732“ (Leipz. 1828. 8.). Durch ſeine „Bibliothek guter alter deutſcher Luſtſpiele“ (Leipz. 1826. 8.) erwarb er ſich den Dank der Freunde der vaterländiſchen Literatur. Von ſeinen übrigen Schriften nennen wir noch die „Launen meiner Muſe“ (Leipz. 1827. 2 Thle. 8.) und die politiſche Schrift: „Frankreich und Europa“ (Leipz. 1831. 8.). 67.

Panſter, ſ. Mühle.

Pantaleon oder **Pantalon** heißt ein von dem Kammermuſikus Pantaleon Hebenſtreit zu Dresden um 1690 erfundenes Taſteninſtrument. Daſſelbe iſt hinſichtlich des Tractaments dem Cimbal ähnlich, aber länger und breiter, und hat gewöhnlich zwei Reſonanzböden, von denen der eine mit Draht-, der andere mit Darmſaiten bezogen iſt. Jetzt iſt es außer Gebrauch gekommen. — Außerdem nannte man auch diejenige Art des von Schröter erfundenen Pianofortes P., wo die Hämmer von oben auf die Saiten ſchlagen. Eine ebenfalls unter dieſem Namen ehemals am Claviere gewöhnliche Veränderung wird jetzt nicht mehr angewendet. 29.

Pantaleon (Heinrich), ein deutſcher Hiſtoriker des XVI. Jahrh., am 13. Juni 1522 zu Baſel geboren, widmete ſich auf den Univerſitäten Baſel, Ingolſtadt und Heidelberg der Theologie, Philoſophie, Phyſik und Medicin und ward nach Beendigung ſeiner Studien 1545 Diakon an der Peterskirche zu Baſel. Als ihm die 1552 erledigte Pfarrerſtelle abgeſchlagen wurde, vertauſchte er die theologiſche Laufbahn mit der mediciniſchen und machte 1553 zu ſeiner weiteren Ausbildung eine Reiſe nach Frankreich. Nach ſeiner Zurückkunft lebte er als praktiſcher Arzt in ſeiner Vaterſtadt, bis er 1556 den Lehrſtuhl der Dialectik erhielt, von welchem er jedoch ſchon im folgenden Jahre zu dem der Phyſik gern überging. Als Dekan der

medicinischen Facultät (1558) machte er mehrere nützliche Einrichtungen und erwarb ſich die allgemeine Achtung. Kaiſer Maximilian II. beehrte ihn 1566 mit der Dichterkrone und dem Pfalzgrafentitel. Ruhig verlebte P. den letzten Theil ſeines Lebens in ſeiner Vaterſtadt und ſtarb am 3. März 1595. Das berühmteſte ſeiner Werke iſt das „Heldenbuch deutſcher Nation" (Baſel 1571—1578. 3 Thle. Fol.), welches zuerſt lateiniſch unter dem Titel: „**Prosopographia heroum atque illustrium virorum totius Germaniae**" (Bas. 1565—66. 3 Voll. Fol.) erſchien und beſonders über das Leben der Zeitgenoſſen des Verfaſſers manchen wichtigen Aufſchluß gibt. Von den übrigen zahlreichen Schriften P.'s nennen wir noch die „Beſchreibung der uralten Stadt und Grafſchaft Baden ſammt ihren heilſamen Bädern" (Baſel 1580. Fol.), die „**Historia nova militaris ordinis Johannitarum, Rhodiorumque aut Melitensium equitum**" (Bas. 1581. Fol.) und die beiden Komödien: „**Phylargirus**" und „**Zachaeus publicanorum princeps**" (Bas. 1546. 8.). Auch verdanken wir ihm deutſche Überſetzungen der Geſchichtswerke des Sleidanus und Jovius. 66.

Pantheismus (von πᾶν, Alles, und θεός, Gott) nennt man dasjenige Syſtem des Glaubens oder Wiſſens, welches Gott als das All oder im All erfaßt, Gott und Welt identificirt. So wird er allgemein dem Theismus oder Monotheismus entgegengeſetzt, als dem Syſteme, welches Gott als ein von der Welt geſondert für ſich beſtehendes Weſen, als eine Perſönlichkeit faßt, deren freier Willensact die Schöpfung der Welt iſt, während hier Gott nicht die in einem einzigen Acte ſchaffende Urſache, ſondern das inwohnende und immerfort wirkſame Princip aller Dinge (**principium immanens**) iſt. Allein ſo ſtreng dieſer Gegenſatz ſcheint, ſo ſchwer iſt es dennoch, beide Syſteme ſcharf zu unterſcheiden und abzugrenzen; vielmehr berühren und durchdringen ſie ſich vielfach. Eben ſo ſchwierig und faſt unmöglich iſt es, die vielerlei Formen und hiſtoriſchen Erſcheinungsweiſen des P. nach einem ſicheren Principe zu ordnen und zu charakteriſiren. Dieſe doppelte Schwierigkeit iſt Folge der Unwiſſenſchaftlichkeit, die dieſem Syſteme mit dem theiſtiſchen gemein iſt und keine conſequente Durchführung deſſelben geſtattet. — Wenn im Allgemeinen die Idee Gottes ein Überſinnliches, ein Unendliches bezeichnet, im Gegenſatze zur blos endlichen Erſcheinung, ein Abſolutes im Gegenſatze zur Relativität der vergänglichen Sinnenwelt; ſo hat der P. dieß Überſinnliche auf irgend eine Weiſe im Endlichen ſelbſt zu finden und nachzuweiſen. Als die natürlichſte, aber auch roheſte Art des P. mag hier der F e t i ſ c h i s m u s gelten, der jedes Einzelding als einen Gott anbetet; ungleich edler und erhabener aber iſt die Naturanbetung der Orientalen, welche das All für die Ausſtrömung, Selbſtoffenbarung, Erſcheinung der Gottheit hielten, dieſe in den einzelnen Naturproducten verehrten und auch in ſich ſelbſt als das innerſte Weſen ihres Geiſtes fühlten, in das derſelbe ganz aufzugehen ſtrebte. Im Schönheitscultus der Griechen verwandelte ſich dieſer P. dahin, daß man nicht mehr das eine Urweſen, ſondern eine Menge göttlicher Weſen in allen Theilen des All zu erblicken glaubte. In allen dieſen Religionen iſt es das unmittelbare Gefühl, bald als dumpfes Furchtgefühl, bald als freie geiſtige Anſchauung und Phantaſie, welches in der Erſcheinung ein Etwas ſieht, das mehr als Erſcheinung iſt, und als dieß unmittelbar in der Sinnenerſcheinung ſich aufdringende Gefühl eines darin verborgenen und nur zum Theil ſich uns enthüllenden Überſchwänglichen, Göttlichen möchte wohl der P. die natürlichſte und früheſte Art religiöſer Vorſtellung ſein. Doch tritt hier immer bald Phantaſie oder Verſtand hinzu, um das unbeſtimmte Gefühl eines Göttlichen in der monotheiſtiſchen oder polytheiſtiſchen Vorſtellung eines Gottes, d. h. einer Perſönlichkeit zu fixiren. Dieſem orientaliſchen, poetiſch-myſtiſchen P., wo im lebhaften Gefühle das Göttliche im Endlichen erfaßt und der Übergang von jenem zu dieſem durch Vorſtellungen der Phantaſie, nicht durch wiſſen-

ſchaftliche Deduction, gemacht wird, ſind auch die meiſten ſogenannten philoſophiſchen pantheiſtiſchen Syſteme gefolgt, wenn auch mit einem mehr oder minder ſcheinbaren Anſtriche von Wiſſenſchaftlichkeit, ſo z. B. die Emanations- und Evolutionsſyſteme, beſonders der Neuplatonismus und deſſen Nachahmer bis auf die neueſte Zeit. — Mehr der wiſſenſchaftlichen Forſchung als dem religiöſen Gefühle gehört ein anderer P. an, welcher, indem er für die Mannigfaltigkeit und Zufälligkeit der Erſcheinungen ein Princip ſucht, dieß in einer ihnen ſelbſt inwohnenden Kraft, einem innern Urgrunde findet, den er darum als ein Göttliches anſpricht. Dieß kann ſich nun bald als ein unbeſtimmtes Grenzenloſes, das ſich durch alle Dinge verbreitet (das ἄπειρον des Anaximander), bald als das allbelebende Princip oder die Weltſeele, — etwa unter der Geſtalt des Feuers, zeigen (wie bei Heraklit und den Stoikern) oder dergl. — Allein in dieſer ganz empiriſchen, materiellen Anſicht verſchwindet die Idee des Göttlichen faſt ganz; jenes Princip iſt ſelbſt wieder ein ſinnliches, endliches und dient als bloßes Element der Erklärung des Werdens, wenn es nicht zugleich auf myſtiſche Weiſe durch das Gefühl zu einer überſchwänglichen Anſchauung wird. — Allein der wahrhaft philoſophiſche P. müßte auf dialektiſchem Wege erſt zur Unterſcheidung des Endlichen und Unendlichen der Erſcheinung und des Weſens, dann zur Vereinigung beider kommen, um in der Erſcheinung zugleich das Weſen, in dieſem jene, zu erfaſſen und ſo das Göttliche, als immanentes Princip des Alls, wiſſenſchaftlich zu deduciren. Den erſten Verſuch eines ſolchen wahrhaft philoſophiſchen P. finden wir bei den Eleaten, die jedoch nur bis zur Anerkennung des Gegenſatzes der Erſcheinungswelt und einer anderen darüber hinausliegenden Welt des wahren, einen und reinen Seins gelangten, welches ſie Gott nannten, ohne aber deſſen Einsſein mit jener Vielheit der Erſcheinungen zu begreifen, ohne alſo Gott als das All erfaſſen zu können. Vielmehr verſchwand ihnen die Sinnenwelt als eine bloße Täuſchung und ihr Syſtem iſt darum nicht eigentlich P. zu nennen; eher Akosmismus. — Das erſte vollendete pantheiſtiſche Syſtem aber ward auf dieſem Wege von Spinoza aufgeſtellt, welcher das ganze All der endlichen Dinge zu bloßen Modificationen, Äußerungsweiſen einer ewigen Subſtanz machte, welche er Gott nannte, ſo daß alſo zwar der Gegenſatz zwiſchen Ewigem und Endlichem vorhanden, aber auch zugleich durch dieſe Erklärung verſöhnt war; das All iſt ſeinem Weſen nach Gott, ſeiner Daſeinsform nach eine Vielheit endlicher Dinge. Dieß Syſtem bildete Schelling weiter dahin aus, daß der im Endlichen ſichtbare Gegenſatz von Realem und Idealem, der an der Form der Dinge hafte, weſentlich Eins und daß dieſe Einheit das Ewige, Gott, ſei. Hegel endlich führte den P. in der größtmöglichſten Conſequenz auf dem von den Eleaten angedeuteten Wege durch, indem er das reine, ganz beſtimmungsloſe Sein, Gott, ſich dialektiſch zu den mancherlei Beſtimmungen und Formen der Erſcheinung fortentwickeln ließ, wodurch alſo Gott und die aus ihm entwickelte Welt durch und durch Eins ſind. — In der ſtrengen Gliederung dieſer dialektiſchen Enwickelung des Endlichen aus dem Göttlichen iſt nun der P. allerdings ein bloßes Syſtem der Nothwendigkeit, und mit Grunde wird ihm von Seiten der Religion nachgeſagt, daß er, als ein todter Fatalismus und Determinismus eben ſo die menſchliche Freiheit wie die Perſönlichkeit des göttlichen Weſens ausſchließe, alſo Moralität und Glauben gefährde. Deßhalb hat auch die moderne pantheiſtiſche Schule theils dieſe ihre Richtung zu verdecken, theils in Wahrheit ihren P. durch theiſtiſche Elemente zu verklären verſucht (ſo beſonders die Neuhegelianer, Weiße, Fichte u. ſ. w.; ferner die neue Schelling'ſche Schule, z. B. Hubert Becker's), indem ſie die nothwendige Entwickelung der Welt aus Gott zu einem Entſtehen derſelben durch den freien Act einer Perſönlichkeit machten, womit freilich das Weſen des P. aufgehoben iſt und an die Stelle der philoſophiſchen Deduction die Willkühr des Dogma von Gottes perſönlicher Exiſtenz und der Schöpfung tritt. Von

einer ſolchen Willkühr der Erklärung iſt jedoch auch der reine P. nicht frei, vielmehr muß die ächte Philoſophie ihm den harten Vorwurf machen, daß auch er das Verhältniß des Göttlichen zum Endlichen, — in dem Gegenſatze beider und ihrer Einheit zugleich — nicht erklärt, ſondern nur ſtatuirt und höchſtens durch ſchöne Bilder oder anſcheinend tiefſinnige Begriffe plauſibel zu machen ſucht. In den verſchiedenen Kunſtwörtern oder Symbolen, in die man jenes Verhältniß zu hüllen bemüht iſt, liegt dann meiſt die Verſchiedenheit der pantheiſtiſchen Syſteme, die alſo äußerlich iſt; ſo wie aus dieſem ganzen Charakter des P. ſich erklärt, wie derſelbe ſo oft an den Theismus ſtreife, weil ſein Unendliches, als ſolches von der Erſcheinung getrennt, meiſt auch als Einheit, als ein Weſen, erfaßt wird, ſeine Evolution des Göttlichen aber, ihrer Willkühr halber, der Schöpfung ziemlich ähnlich ſieht. — Eine Scheidung des P. in einen pſychologiſchen (Gott die Weltſeele), kosmologiſchen (Gott die Welt — der elatiſche) und ontologiſchen (Gott die Subſtanz, die Welt ſein Accidens, dem ſpinoziſtiſchen), wie ſie Krug macht, oder in einen metaphyſiſchen, phyſiſchen (mechan., dynam., log., ethiſch-phyſ.), orientaliſchen, idealiſtiſchen u. ſ. w. (ſo Jäſche u. dgl.) iſt aus den oben angeführten Gründen untauglich und nicht conſequent durchzuführen. — Vergl. Joh. Gottl. Buhle „Comment. de ortu et progressu panth. inde a Xenophane primo ejus auctore usque ad Spinozam" (Goett. 1790. 4.) und in den „Commentt. soc. Goett." (Vol. X. p. 157.). Jacques Brucker „Lettre sur l'athéisme de Parmenide, trad. du latin;" in der „Bibl. germ." (T. XXII. p. 90.). Joh. Fr. Kleuker „Über die Emanationslehre bei den Kabbaliſten" (Riga 1786. 8.); „Über Emanation und Pantheismus der Vorwelt" u. ſ. w. (Erf. 1805. 8.); „Ssufismus s. theosophia Persarum pantheistica, quam e Mss. etc. illustr. Fr. Aug. Tholuck" (Berl. 1821. 8. (auch Leipz. Litt.-Zeit. Jahrg. 1822. St. 252—258.); Gottl. Benj. Jäſche „Der Pantheismus nach ſeinen verſchiedenen Hauptformen, ſeinem Urſprunge ꝛc." (Berlin 1826—32. 3 Bde. 8.) und Ritter „Die Halbkantianer und der Pantheismus (Berl. 1827. 8.); M. Freistadt „Phil. cabbalistica et panth." (Koen. 1832. 8.); Aug. Blumröder „Über die verſchiedenen Formen, in welchen der Pantheismus in neueſter Zeit aufgetreten iſt, nebſt Winken über die verderbliche Tendenz des politiſchen Pantheismus" (1832. 8.); „Über das Abſolute und das Bedingte, mit beſonderer Beziehung auf den Pantheismus von Ed. Schmidt" (Parchim 1833. 8.) und „Über den neueſten, ſogenannten verklärten Monopantheismus des Thomas a Scrupulis von A. Günther" (Wien 1835). 80.

Pantheon war bei den Alten ein allen Göttern geweihter Tempel. Das berühmteſte darunter iſt das P. in Rom, welches von Agrippa auf dem Marsfelde gebaut, ſpäter öfter wiederhergeſtellt und endlich 607 von Bonifacius IV. in eine chriſtliche der Maria und allen Heiligen geweihte Kirche umgeändert ward. Es iſt ganz rund, 137 Fuß hoch und eben ſo breit und die Decke bildet eine vollkommene Halbkugel, welche durch eine 27 Fuß weite Öffnung in der Mitte dem Gebäude Licht gibt; daher jetzt auch neben dem gewöhnlichen Namen sancta Maria ad martyres noch Rotonda genannt wird. Urſprünglich war die Bauart ſehr koſtbar und eine Menge der trefflichſten Statuen ſchmückten das Gebäude; aber ſchon unter den ſpätern Kaiſern wurde Manches davon weggenommen und von den Götterbildern iſt natürlich jetzt keine mehr vorhanden; dafür aber mögen die Kuppel und der Porticus ſpätern Urſprungs ſein. 30.

Panther, Parder, lat. pardus; panthera; franz. panthère; engl. panther, iſt ein zu dem Katzengeſchlechte gehöriges und dem Tiger, mit dem es oft verwechſelt wird, nicht ganz unähnliches Raubthier. Von den 5 Arten die man kennt, leben einige in Afrika, die andern im ſüdlichen Aſien. Insgeſammt ſind ſie kleiner als der Tiger, haben ein mehr oder weniger braungelbes Fell mit

6—7 Reihen ſchwarzer Flecken beſetzt, einen katzenartigen Kopf und langen Schwanz, zeichnen ſich durch ihre Gewandtheit aus und fliehen ungeachtet ihrer Grauſamkeit vor den Menſchen. Das Fell gibt ein treffliches Pelzwerk ab. 35.

Pantograph, Storchſchnabel, iſt ein von Chriſtoph Schreiner 1603 erfundenes aus vier flachen Linealen beſtehendes Inſtrument, womit man ohne große Mühe in jeder Art von Reduction entweder verkleinert oder vergrößert jede Zeichnung oder Figur copiren kann. Einen ſehr zweckmäßigen Apparat der Art hat Parrot angegeben, wodurch derſelbe geeignet wird, ſelbſt Landcharten mit Sicherheit zu copiren. 26.

Pantometer iſt ein Inſtrument, um allerlei Winkel, Längen und Höhen zu meſſen. Daſſelbe iſt von Athanaſius Kircher (geb. 1602, geſt. 1680) erfunden und vom Grafen Pacetto ab Ucedes 1762 bekannt gemacht worden. 26.

Pantomime, ein aus der griechiſchen Sprache entlehntes, zuerſt von den Römern gebildetes und angenommenes Wort, bezeichnet urſprünglich denjenigen, welcher Alles nachahmt. Wird dieſe Nachahmung zunächſt auf die Darſtellung durch Geberde ohne Wörter beſchränkt, ſo unterſcheidet ſich der P. von dem Mimen, welcher Rede und Geberde verbindet, ſei es in ruhiger Stellung oder in Bewegung und Ruhe zugleich. In erſterer Beziehung gehört die P. zur Kunſt der ſchönen Stellungen oder Attitüden und iſt ein Haupterforderniß für den Schauſpieler, wird aber auch noch übergetragen auf die mimiſche Darſtellung plaſtiſcher und geographiſcher Kunſtwerke durch lebende Perſonen (tableaux vivans). In letzterer Beziehung könnte man die Darſtellung paſſender eine lyriſch-pantomimiſche nennen, in ſofern ſie entweder nur einen einzelnen Effect, eine beſondere Leidenſchaft oder einen individuellen Charakter durch eine zuſammenhängende, gedrängte Reihe von Geberden beſtimmt und vollſtändig zeichnet. Geht die örtliche Bewegung in wirklichen Tanz über, ſo entwickelt ſich hieraus das Ballet der Neuern, welches Gemüthsbewegungen und Gefühle lebendig und künſtleriſch darſtellt. Da aber überhaupt die äußere Handlung als Ausdruck des Charakters in einem dramatiſchen Kunſtwerke die Hauptſache iſt, ſo erreicht die P. ihre höchſte Vollendung, wenn mehrere Charaktere, Gemüthszuſtände und Situationen durch mehrere Geberden in dem Ganzen einer Handlung vorgeſtellt und zuſammengefaßt werden. Das iſt P. im engſten Sinne. P. ſind dann im eigentlichen Sinne diejenigen Acteurs, welche durch Geberden und örtliche Bewegung alle Perſonen eines dramatiſchen Stückes vorſtellen und durch kunſtmäßige Bewegungen ihres Körpers jeder Perſon Charakter, Affecten und Gedanken darſtellen. Die Kunſt dieſer pantomimiſchen Darſtellung wird P a n t o m i m i k genannt und iſt ein weſentlicher Theil der Schauſpielkunſt. In ſofern aber der Gebrauch der P. ſich zu einer ſelbſtſtändigen Kunſt entwickelt, der Geberdekunſt, wird Pantomimik ein beſonderer Theil der Äſthetik, als ein Zweig der mimiſchen Künſte nach ſeiner reinſten Form. Die weſentlichſten Regeln derſelben ſind Schönheit und Wahrheit. Jene bezieht ſich auf das Harmoniſche und äſthetiſch Wohlgefällige der darzuſtellenden Geberden, dieſe auf den Ausdruck. In dem richtigen Verhältniſſe beider zu einander beſteht die Schwierigkeit der P., wie insbeſondere in der glücklichen Anwendung und Zuſammenſetzung des Ausdrucks und der Malerei in der P., welche überhaupt die Empfindungen, womit wir die Gegenſtände denken, vollſtändig und angemeſſen ausdrücken ſoll. Da es aber auch eben ſowohl ſynonyme Geberden, wie ſynonyme Wörter giebt, weßhalb es ſchon ſehr ſchwer iſt, von Geberden überhaupt und beſonders von den feinern Nüancen derſelben verſtändlich zu reden, ſo gilt für die P. als die allgemeinſte und nothwendigſte Regel, daß der Ausdruck Präciſion habe, d.h. er muß im Ganzen der jedesmaligen Gemüthsſtimmung gemäß ſein, die Hauptempfindung muß vorherrſchen, die untergeordnete ſoll nur ſchattiren. Die Schwierigkeit dieſer von allen Seiten eng begrenzten und abhängigen Kunſt beruht aber auch ferner auf der glücklichen Wahl ihres

Stoffs. Derſelbe kann aus der Geſchichte, Mythologie, Phantaſie oder aus dem wirklichen Leben entlehnt ſein und ernſt oder ſcherzhaft aufgefaßt werden. Nur möchte die eigentliche Tragödie und das bürgerliche Schauſpiel nicht ihre Sphäre ſein, weil dort die Schickſalsidee und der Kampf des Gemüths nicht durch bloße Geberden dargeſtellt werden kann, hier aber die P. durch Scherz und Spott, eine unmittelbare Folge derſelben, jede Bedeutung und Wirkung zerſtören würde. Der Stoff der Alten aus der Mythologie, der Quelle ihrer Religion, war der angemeſſenſte und machte die höchſte künſtleriſche Vollendung möglich, da die Schwierigkeit weniger in der Erklärung der P., als in ihrer angemeſſenſten Form, weniger in der Malerei der Objecte als in dem lebendigen, naturgetreuen und doch kunſtvollen Ausdruck der Empfindung lag. Aber erſt wenn der P. nicht mehr für die Verſtändigung des Zuſchauers ängſtlich zu ſorgen gezwungen iſt, kann er den Empfindungen ſeiner Seele den reinſten und kräftigſten Ausdruck geben. Was den Urſprung der P. betrifft, ſo entſprangen ſie allmählig aus den Tänzen der Griechen und Römer, welche der lebendige Ausdruck deſſen waren, was in dem eben vorgeſtellten Stücke geſagt oder gethan worden war. Sie waren mit der Tragödie und Komödie eng verbunden, zwiſchen deren Handlungen ſie aufgeführt wurden. Kunſtreiche Declamation, Mimik und Muſik vereinten ſich zur Darſtellung poetiſcher Stücke, wie ſchon Plato einen gewiſſen Teleſtis erwähnt, welcher die ſieben Helden vor Theben tanzend ſehr gut vorſtellte; wenn aber auch einzelne Situationen, Charaktere und lächerliche Scenen zur Beluſtigung bei Gaſtmälern erwähnt werden, ſo war es doch noch nicht die vollendete P. Der Übergang zu dieſen findet ſich darin, daß ein Acteur durch Geberden und künſtliche Bewegungen nach der Muſik (ὄρχησις, bei den Römern saltatio) ein Drama vorſtellte, wozu ein Anderer den Text ſprach. Erſt Auguſtus brachte bei den Römern die P. abgeſondert vom Drama auf die Bühne, indem die Mimen, welche unter Cäſar eine regelmäßigere Form erhalten hatten, ſich endlich in bloßes Geberdenſpiel mit Muſik und Tanz verbunden verwandelten. Eine vorzügliche Auszeichnung verdienen Pylades und Bathyllus unter Auguſtus, jener in ernſten, dieſer in komiſchen und ſatyriſchen Tänzen berühmt. Außerdem glänzen noch Hylas, einer der berühmteſten Schüler des Pylades, und ſpäter Paris unter Domitian. Die P. erhielten ſich lange Zeit in Rom, die einen nannten ſich **Pyladaei**, Anhänger des Pylades, die andern **Bathylli**, Schüler des Bathyllus. Sie wurden von dem einen Kaiſer verbannt, von dem andern wieder zurückgerufen und trugen im Ganzen viel zu dem ſittlichen Verderben der Römer bei. Doch verſchwinden ſie endlich im V. und VI. Jahrh. mit dem Verfall der römiſchen Theater. Später traten an ihre Stelle unter demſelben Namen die improviſirten Maskenſpiele der Italiener, von welchen ſie ſich auch in Deutſchland und andern Ländern verbreiteten. Selbſt bei Amerikanern, Irokeſen, Perſern und Chineſen gehören pantomimiſche Scenen und Waffentänze mit muſikaliſcher Begleitung zur Volksbeluſtigung. Beſonders aber ſuchte der berühmte franzöſiſche Balletmeiſter Noverre den alten Glanz der P. wieder herzuſtellen, welcher z. B. das ganze Schauſpiel „Die Horatier" von Corneille, und Voltaire's „Semiramis" pantomimiſch vorſtellte. Noch Vorzüglicheres leiſtete ſein Schüler, der däniſche Balletmeiſter Galeotti, der ſogar Shakſpeare's „Macbeth" in 5 Acten pantomimiſch vorſtellte. Ausgezeichnet durch mimiſch-plaſtiſches Talent war im vorigen Jahrh. die Engländerin Lady Hamilton durch ihre Nachahmungen weiblicher, antiker, vorzüglich griechiſcher Statuen. Aber die deutſche Künſtlerin Hendel-Schütz überſtrahlt ſie noch bei Weitem, insbeſondere durch treffendes Coſtüme und ächt antike Draperie. Die nachfolgenden Bemühungen einer Eliſe Bürger, Sophia Schröder und des Herrn von Seckendorf erreichten die hohe Vollendung jener nicht. Die brauchbarſten Schriften über P. ſind: Engel, „Ideen zur Mimik;" Leſſing im 22. Bd. ſ. Werke „Über Pantomimen;" Sulzer, „Theorie

der ſchönen Künſte mit den Zuſätzen;" Schlegel, „Vorleſungen über dramatiſche Kunſt" und Böttiger, in ſeinen Werken „Über antike Kunſt." 84.

Panzer, ſ. Harniſch.

Panzer (Georg Wolfgang), einer der verdienteſten Bibliographen, am 16. Mai 1729 zu Sulzbach geboren, widmete ſich auf der Univerſität Altdorf der Theologie und ward nach Beendigung ſeiner Studien Landprediger zu Etzelwang (1751). Seinen Aufenthalt auf dem Lande ſuchte er ſich durch antiquariſche, beſonders numismatiſche Studien zu erheitern, bis er 1760 als Diakon an die Sebalduskirche zu Nürnberg kam, wo ihm ſeine Amtsgehülfen Muße genug ließen, die begonnenen Studien mit noch größerem Eifer fortzuſetzen. Zum Hauptpaſtor der erwähnten Kirche ernannt (1773) beſtrebte er ſich bei ſeiner Gemeinde die noch ſehr ſichtbaren Spuren des alten Aberglaubens zu unterdrücken, führte die allgemeine öffentliche Beichte ein und verbeſſerte die Geſangbücher. Mit beſonderer Vorliebe legte er ſich eine Sammlung von Portraits berühmter Nürnberger an und gab eine für die Familien- und Kunſtgeſchichte dieſer Stadt merkwürdige Beſchreibung derſelben (Nürnb. 1790. Supplement 1801) heraus. Nicht weniger merkwürdig war ſeine Privatbibliothek, welche an 17000 Bände zählte und an literariſchen Schätzen aller Art reich war. Eine Abtheilung derſelben, welche aus einer bedeutenden Anzahl von Bibelausgaben beſtand, verkaufte er 1780 an den Herzog Karl Eugen von Würtemberg. Durch dieſe Privatſchätze und die reiche Stadtbibliothek, welche ſeiner Aufſicht anvertraut war, unterſtützt unternahm P. ſeine großen bibliographiſchen Werke, wodurch er ſich an die Seite der geprieſenſten Männer in dieſem Fache ſtellte. Er ſtarb am 9. Juli 1805. Sein vorzüglichſtes Werk ſind unſtreitig die „Annales typographici ab artis inventae origine ad annum MDXXXVI" (Norimb. 1793—1803. 11 Voll. 4.), eben ſo verſtändig angelegt, als in der Ausführung gelungen; an bibliographiſcher Genauigkeit, Ordnung und Methode ſtehen ſie weit über allen früheren Werken dieſer Art. Sie umfaſſen alle Drucke aller Sprachen (die deutſche ausgenommen) nach alphabetiſcher Ordnung der Druckorte und ſind, wenn auch die Literatur der Jahre 1500—1536 bei Weitem nicht vollſtändig genannt werden kann, jedem Bibliographen ein unentbehrliches Handbuch. Die alten Drucke in deutſcher Sprache beſchrieb P. beſonders und weitläufiger in ſeinen „Annalen der ältern deutſchen Literatur" (Nürnb. 1788—1805. 2 Thle. 4. Zuſätze zum 1. Bde., Leipz. 1802. 4.), die aber ſehr vieler Zuſätze und Verbeſſerungen bedürfen. Von P.'s übrigen Werken nennen wir noch folgende: Älteſte Buchdruckergeſchichte Nürnberg's" (Nürnb. 1789. 4.); „Literariſche Nachricht von den allerälteſten gedruckten deutſchen Bibeln" (Nürnb. 17774. 4.); „Verſuch einer Geſchichte der römiſch-katholiſchen deutſchen Bibelüberſetzung" (Nürnb. 1781. 4.) und „Entwurf einer vollſtändigen Geſchichte der deutſchen Bibelüberſetzung Luther's" (Nürnb. 1783. 8.). 66.

Paoli (Paſquale), der heldenmüthige Führer der Corſen, Sohn des genueſiſchen Generals Hyacinth Paoli, ward geboren zu Voiſino in Corſica 1726. Bereits 1739 kam er nach Neapel, ſtudirte dort in der Kriegsſchule, ging 1755 nach Corſica, ward zum Generalcapitain ernannt und trat an die Spitze der Heeresmacht und der gegen Genua im Aufſtande begriffenen demokratiſchen Regierung. Mit Umſicht und Kraft hemmte er bald die innere Zerrüttung, gab eine Menge vortrefflicher Geſetze, errichtete ein regelmäßiges Truppencorps, gründete eine Univerſität, hob die barbariſche Sitte der Blutrache auf und führte eine geſetzmäßige Rechtspflege ein. Nachdem er der Inſel die Ruhe im Innern wiedergegeben hatte, vertrieb er die Genueſer von dem flachen Lande und drängte ſie in die entfernteſten Seeplätze zurück, während er ſich (1763) zugleich mit einer Schaar von 600 Freiwilligen der feſten Inſel Caprara bemächtigte, eine Seemacht bildete und dem genueſiſchen Handel den empfindlichſten Schaden zufügte. Die ſo bedrängten Ge-

nueſer wandten ſich an Frankreich, welches 6000 Mann nach Corſica ſandte und die von den Genueſern innegehabten feſten Plätze beſetzte. Dagegen dieſe von den ſiegreichen Corſen unter P. und ſeinem Bruder 1768 genöthigt wurden, Corſica zu verlaſſen und für 40 Mill. Livres an Frankreich abzutreten. Aber P. wollte ſein Vaterland nicht von Genua verkaufen laſſen, munterte deßhalb ſeine Landsleute auf und widerſtand heldenkühn noch ein Jahr lang den Waffen Frankreichs, zog ſich aber, als die Übermacht den Widerſtand unmöglich machte, freiheitsſtolz nach England zurück. Die Bewunderung Europas folgte ihm dahin (1769). 1789 rief ihn die franzöſiſche Nationalverſammlung in ſein Vaterland zurück und 1790 ernannte ihn der König zum Commandanten von Baſtia. Er begab ſich im April nach Paris in die Nationalverſammlung und ward von Lafayette dem Könige vorgeſtellt. Nicht ohne Grund gerieth er jedoch in den Verdacht, Corſica von Frankreich unabhängig machen zu wollen. Als die jacobiniſche Partei dieß wahrnahm und er Verantwortung befürchtete, rief er im Mai 1793 eine Conſulta zuſammen, die ihm den Oberbefehl der corſiſchen Kriegsmacht anvertraute und ihn zum Präſidenten der Regierung ernannte. Der Nationalconvent lud ihn vor ſeine Schranken und als er ſich nicht ſtellte, erklärte er ihn für einen Staatsverräther und für vogelfrei. P. erklärte ſich jetzt entſchieden für England und begünſtigte im Februar 1796 die Landung engliſcher Truppen, mit deren Hülfe er die Franzoſen von der Inſel vertrieb. Allein er ſah ſich in der Hoffnung, ſein Vaterland unabhängig zu machen, bald getäuſcht. England betrachtete die Inſel als eine Eroberung und geſtattete ihm nur einen beſchränkten Einfluß auf die Regierung. Zudem verlor er durch dieſe Verbindung an Vertrauen und Achtung bei ſeinen Landsleuten. Die Lage der Sache überſchauend, zog er ſich von allen öffentlichen Geſchäften nach England zurück, wo er einen von der Regierung ausgeſetzten Jahrgehalt von 2000 Pfd. Sterlinge bezog und am 5. Februar 1807 in einem Alter von 81 Jahren ſtarb. 25.

Papagei, lat. psittacus; franz. perroquet; engl. parrot. Dieſes Vogelgeſchlecht zählt über 150 Arten. Insgeſammt ſind ſie an ihren dicken, hakenförmigen Schnäbeln, deſſen ſie ſich zum Klettern bedienen, erkennbar. Wegen ihrer breiten, ungeſpaltenen, fleiſchigen Zungen lernen ſie ſehr leicht einzelne Worte vernehmlich nachſprechen und da ſie außerdem ſehr gelehrig ſind, hat man ſie oft die Affen unter den Vögeln genannt. Einige Arten haben ſehr lange, ſpitzzulaufende Schwänze. Unter den einzelnen Arten ſind namentlich die Cacadu's (cristatus) bekannt. Sie leben im ſüdlichen Aſien, haben eine weißliche Farbe und auf dem Kopfe eine Federkrone. Die Aras (macao), die größte und wegen ihren purpur- und azurfarbigen Federn, die man als einen Putzartikel kennt, zugleich die ſchönſte Art, haben einen langen Schwanz, um die Augen nackte Haut und laſſen ſich ſehr leicht zahm machen. Schon bei den Römern waren die Papageien ſehr beliebt. 35.

Papenbroch (Daniel), ein gelehrter Jeſuit, wurde den 17. März 1628 zu Antwerpen geboren, wohin ſich ſein Vater von Hamburg als Anhänger der katholiſchen Kirche gewendet hatte. Nachdem er von den Jeſuiten erzogen worden war, trat er mit dem 18. Jahre ſeines Alters ihrem Orden als Mitglied bei. Er wurde hierauf in ſeiner Vaterſtadt Profeſſor der Philoſophie und erhielt nebſt mehreren Andern den Auftrag, die „Acta Sanctorum“ zu ſammeln, eine Arbeit, die er bis zum Jahre 1709 mit dem angeſtrengteſten Fleiße fortſetzte und zu deren Vervollkommnung er ſich zwei Jahre in Italien aufhielt. Dieſes mit vieler Wahrheitsliebe und Gelehrſamkeit ausgearbeitete Werk verwickelte ihn in langwierige Streitigkeiten mit der ſpaniſchen Inquiſition. Die Carmeliter nehmlich, deren angebliche Ordensſtiftung durch den Propheten Elias er als Erdichtung dargeſtellt hatte, entwarfen ein großes Verzeichniß ketzeriſcher Lehren, welche ſie aus den

„Actis“ geſammelt hatten, und verklagten ihn deßhalb bei dem Papſte und der Inquiſition, welche im Jahre 1695 das ganze Werk als ketzeriſch verdammte und ſeine Verbreitung verbot. Allein P. vertheidigte ſich und der Streit währte fort, bis Innocenz XII. beiden Theilen für immer Stillſchweigen in dieſer Sache auferlegte. P. ſtarb im Jahre 1714, nachdem er ſeit dem Jahre 1709 gänzlich erblindet war. Außer den „Actis“ ſchrieb er: „Acta vitae S. Ferdinandi, regis Castellae et Legionis“ (Antwerpen 1684. 8.). Zu der Schrift: „Vita B. Parisii ex historiis Camaldul.“ lieferte er einen Commentar und die Noten. Über ſein Leben vergl. „Acta Sanct.“ (Bd. 6.) und du Pin, „Bibl. des aut. eccl.“ (du 17. siecle.). 81.

Paphlagonien, eine kleinaſiatiſche Provinz, durch die Flüſſe Parthenius (h. Bartin) und Halys (h. Kiſil-Ermak) und das ſchwarze Meer begrenzt, lag zwiſchen Bithynien, Galatien und Pontus. Amaſtris (h. Amaſtra) an der Mündung des Parthenius ins ſchwarze Meer, Sinope (h. Sinob, Sinope), gleichfalls am ſchwarzen Meere, nicht weit vom Vorgebirge Syrias (h. Indje), Geburtsort des Cynikers Diogenes, und Pompejopolis am Halys, waren die wichtigern Städte. Das Vorgebirge Karambis heißt jetzt Kerempe. Die älteſten Einwohner Paphlagoniens, gegenwärtig ein Theil der Provinz Anadoli im engern Sinne, waren Heneter. Sie hatten wahrſcheinlich ihre eigenen Könige, wurden aber von Kröſus beſiegt und kamen nach deſſen Sturze unter perſiſche Herrſchaft. Um 400 v. Chr. ſcheinen ſie wiederholt ein ſelbſtſtändiges Volk geweſen zu ſein; wurden aber im erſten chriſtlichen Jahrhunderte von den Römern unterjocht und ihr Land zur römiſchen Provinz Galatien geſchlagen. Unter Conſtantin wurde es wieder als beſondere Provinz von Galatien getrennt, der öſtliche Theil ausgenommen, der zu Pontus gerechnet unter dem Namen Helenopontus aufgeführt wurde. Später theilte es das gemeinſchaftliche Loos Kleinaſiens. 35.

Papias, Biſchof zu Hierapolis in Phrygien in der erſten Hälfte des II. Jahrhunderts, war angeblich Schüler des Apoſtels Johannes, woran jedoch mit Recht gezweifelt wird, und ſoll unter dem Kaiſer Marcus Aurelius den Märtyrertod erlitten haben. Er iſt Verfaſſer einer Sammlung von Ausſprüchen Jeſu („*Λογίων κυριακῶν ἐξήγησις*“), welche nur noch in geringen Fragmenten vorhanden iſt. Als Quellen derſelben nennt er die Erzählungen von Solchen, welche die Apoſtel ſelbſt gehört hatten. 63.

Papias, ein alter Grammatiker aus der Lombardei im XI. Jahrh., um 1053, verfaßte das erſte lateiniſche Wörterbuch, das in der Folge viel gebraucht wurde, daher er den Namen Vocabulista erhielt. Es finden ſich in ihm Spuren griechiſcher Sprachkenntniß und er ſoll 10 Jahre lang an demſelben gearbeitet haben. Die erſte Ausgabe davon erſchien zu Mailand 1476, dann zu Venedig 1496. Fol. Auch findet ſich daſſelbe in Putschii „Grammat. antiq.“ 20.

Papier, franz. papier; engl. paper, heißt die jetzt gewöhnlichſte, in Geſtalt dünner Blätter bereitete Maſſe, worauf geſchrieben und gedruckt wird; der Name kommt von der Papyrusſtaude, aus welcher die Ägyptier zuerſt ihr Papier bereiteten, her. Der Papyrus (cyperus papyrus L.) iſt eine zum Geſchlechte der Gräſer gehörende Pflanze, welche an den Ufern des Nils, in Syrien, am Euphrat und am Anapus bei Syracus gefunden wird; ſie wächſt in ſeichtem (1 Elle tiefem) Waſſer und hat eine armsdicke Wurzel, aus welcher ein dreieckigter Halm von der Dicke, daß man ihn mit der Hand umſpannen kann, bis zu einer Höhe von 10—12 Schuhen hervorwächſt. Unten iſt der Halm mit handbreiten, ſchwertförmigen Blättern umgeben; auf ſeiner Spitze ſitzt eine große Dolde, welche die Blumen und Samengefäße enthält; ſonſt iſt der Stamm ganz nackt. Über die Zeit der Erfindung des äypptiſchen Papiers (*βίβλος*, charta papyracea) läßt ſich nichts Beſtimmtes ſagen; die Art der Zubereitung war, ſo viel wir den Nachrichten alter Schrift-

ſteller entnehmen können, folgende. Nachdem man die äußere Rinde des Stengels abgelöſt hatte, ſchälte man mit einer Nadel oder ſpitzen Muſchel die einzelnen Häutchen des Baſtes ab und legte ſie der Länge nach neben einander auf eine hölzerne, mit Nilwaſſer benetzte Tafel, welche die Größe des verlangten Papiers hatte, und überſtrich ſie mit heißgemachtem klebrigen Nilwaſſer; quer über dieſe erſte Lage kam dann eine zweite. Darauf wurde das Ganze nochmals mit Nilwaſſer übergoſſen, gepreßt, an der Sonne getrocknet und mit Thierzähnen geglättet. Je näher die Häutchen dem Marke des Stammes lagen, je beſſer ſie ausgebreitet und je vorſichtiger ſie mit Nilwaſſer begoſſen wurden, deſto ſchöner und beſſer wurden die Papierbogen (plagulae), deren zwanzig ein Buch (scapus) bildeten. Die Römer übertrafen die Ägyptier weit in der Verfertigung des Papiers; ſie brachten es zu einem hohen Grade der Weiße und ſo weit, daß es auf beiden Seiten beſchrieben werden konnte. Sie hatten ihre Papierleimer (glutinatores) und Papierſchläger (malleatores), welche verſchiedene Sorten, von denen wir hier nur die **Charta hieratica** (worauf man die heiligen Bücher ſchrieb), **Augusta** (Imperialpapier), **Liviana** (Briefpapier) und **emporetica** (Packpapier) als die bekannteſten nennen wollen, bereiteten. Die Zeit der Dauer des ägyptiſchen Papiers als Schreibmaterial iſt ſchwer zu beſtimmen, doch ſcheint man mit ziemlicher Gewißheit annehmen zu können, daß es im XI. Jahrhunderte ſchon ſeltener gebraucht und im XII. gänzlich durch das Pergament und das Baumwollenpapier verdrängt wurde. Proben finden ſich in den großen Bibliotheken zu Rom, Paris, London, Wien, München ꝛc. Alexandrien zog bis zum V. Jahrh. durch ſeinen bedeutenden Papierhandel große Reichthümer an ſich; die Auflagen auf daſſelbe waren aber in Italien ſo ſtark, daß man König Theodorich, als er ſie abſchaffte, für den größten Wohlthäter der Menſchheit pries. Ein ähnliches Pflanzenpapier verſtanden die Mexikaner vor der Eroberung ihres Landes zu bereiten. Sie nahmen den Blättern der Agave durch Auswäſſern alles Fleiſch, legten ſodann mehrere Schichten derſelben auf einander und überzogen es mit einem Teige aus Erde, wodurch es große Feſtigkeit erhielt. — Älter als das ägyptiſche P. ſoll das Baumbaſtpapier (charta corticea) ſein; es wurde aus den zarten Häuten (liber), die man von der inneren Seite dazu tauglicher Baumrinden ablöſte, durch Waſchen, Trocknen, Schlagen, Leimen und Glätten bereitet. Es unterſcheidet ſich von dem ägyptiſchen P. dadurch, daß es ſtets drei bis vier Lagen über einander hat, während dieſes nur aus zwei beſteht. Durch dieſe mehrfachen Schichten iſt zwar das Baumbaſtpapier ſtark und dick, bricht aber auch leichter und oft löſen ſich die oberen Schichten theilweiſe ab, ſo daß die Schrift lückenhaft und unverſtändlich wird. Nur in den Abendländern ſcheint man ſich dieſes Papiers, wegen zu großer Theuerung des ägyptiſchen, bedient zu haben. — Alle früheren Papierarten wurden im Mittelalter durch das Baumwollenpapier (charta **gossypina, xylina, bombycina, colonea, damascena, serica**) verdrängt. Über Zeit und Ort ſeiner Erfindung läßt ſich nichts Beſtimmtes ſagen; wir wiſſen nur, daß es die Araber bei ihren Eroberungen in der Bucharei (um 704) kennen lernten und die Kunſt, es zu bereiten, mit nach Hauſe nahmen. Sie verfertigten es nur aus roher Baumwolle; da ſie aber keine Waſſermühlen hatten, ſondern ſich mit Mörſern und Handmühlen behelfen mußten, ſo konnte der Stoff nicht fein genug verarbeitet werden und die bereiteten Papierbogen konnten nicht anders als dicht und pappenartig ausfallen und eigneten ſich nur nach ſorgfältigem Glätten zum Gebrauche. Als dieſe Kunſt durch die Araber in Spanien auch den Chriſten bekannt geworden war, fingen dieſe im XII. Jahrh. an ſtatt der rohen Baumwolle baumwollene Lumpen zu benutzen und bedienten ſich zur Papierbereitung der Waſſermühlen und eigener Formen, welche das Waſſer durchließen. Dieſes Papier nannte man gewöhnlich Tuchpergament und in Deutſchland, welches es zuerſt aus Venedig erhielt, griechiſches Pergament. Es unter-

ſcheidet ſich hauptſächlich dadurch von den übrigen Papierarten, daß es zerbrechlich iſt, ſich nicht gut zuſammenlegen läßt und immer gelblich ausſieht. — Das Linnenpapier verdankt, wenn man die Reſultate der ſeitherigen Unterſuchungen zuſammenſtellt und einen unparteiiſchen Schluß zieht, ſeinen Urſprung den Deutſchen. Schon am Ende des XIII. und zu Anfange des XIV. Jahrhunderts fing man an, unter die Baumwollenlumpen Linnenhadern zu miſchen, und manche Überbleibſel dieſes gemiſchten Papiers haben ſich in den Archiven und Bibliotheken Deutſchlands erhalten. Die älteſten, unbezweifelbar ächten Proben reinen Linnenpapiers, welche wir bis jetzt kennen, ſind aus den Jahren 1318 und 1319; von dieſer Zeit an ward es immer häufiger, verdrängte aber das Baumwollenpapier erſt gegen das Ende dieſes Jahrhunderts gänzlich. In den übrigen europäiſchen Ländern kommt das Linnenpapier erſt um die Mitte des XIV. Jahrh. vor. Es iſt unſtreitig eine der wohlthätigſten Erfindungen, da es ſowohl an Wohlfeilheit, als auch an Brauchbarkeit und Haltbarkeit alle früheren Papierarten übertrifft. — Ehe die Lumpen zu P. werden, erfordern ſie vieler Hände Arbeit; die Zurichtung geſchieht auf folgende Art. Zuerſt werden die Lumpenvorräthe ſortirt und die feinſten, feineren und groben auf verſchiedene Haufen gelegt; wollene, baumwollene und ſeidene Stücke müſſen ſorgfältig abgeſondert und können nur zu ſchlechterem P. als Zuſatz verwendet werden. Die ſortirten Lumpen werden alsdann von allem Unrathe gereinigt, in der Waſchmaſchine (einem Faſſe, welches an einer horizontalliegenden Welle durch ein Waſſerrad herumgetrieben wird und deſſen Tauben von einander ſtehen, um das Waſſer durchzulaſſen) gewaſchen, auf einem Klotze zerhackt, oder, was viele Zeit und Arbeit erſpart, auf dem Lumpenſchneider (einer Maſchine, welche einer Hexellade, auf der das Stroh geſchnitten wird, nicht unähnlich iſt) zerſtückelt, einige Tage in Waſſer eingeweicht und dann auf die Stampfmühle gebracht. Die Stampfmühle (Hammermühle, Geſchirr) beſteht aus ovalen Trögen von Holz oder Stein, deren Böden mit Eiſenplatten belegt ſind und in welche die Stampfen herabfallen. Die Tröge ſind beſtändig mit Waſſer gefüllt, welches unten durch eine Seitenöffnung, vor der ſich ein Haarſieb befindet, fortwährend abläuft, indeß dieſer Abfluß durch ununterbrochenen friſchen Zufluß von oben immer wieder erſetzt wird. Da die Stampflöcher ſich nach unten verengern, ſo ſetzen die fallenden Stampfen, welche durch eine Welle mit Daumen auf und nieder bewegt werden, das darin befindliche Waſſer ſammt den Lumpen in eine kreisförmige Bewegung, wodurch die Lumpen immer wieder aufs Neue unter die Stampfen kommen, ſo daß zuletzt Alles gleichmäßig zermalmt iſt. Nachdem die Lumpen ungefähr 24 Stunden auf dieſe Weiſe zerarbeitet ſind, nennt man ſie Halbzeuch, welche jetzt vermittelſt des Leerbechers in das Leerfaß geſchöpft und aus dieſem in den Halbzeuchkaſten getragen und mit der Pritſche zuſammengeſchlagen wird. Darauf packt man ihn mittelſt eines viereckigen Rahmens (Zeuchkranzes) auf Haufen zum Ausdrocknen und läßt ihn mehrere Wochen lang ſtehen, bis er durch freiwillige Erhitzung in Gährung kommt, wodurch der färbende Stoff der Leinwand zerſtört und in Eſſigſäure verändert wird. Darauf kommt der Halbzeug nochmals unter die Stampfe oder in den Holländer. Dieſer, eine vortreffliche, von einem Deutſchen in Holland gemachte Erfindung (in Holland Roerback genannt), beſteht in einer hölzernen Walze, welche der Länge nach in ihrem ganzen Umfange mit ſcharfeckigen eiſernen (gewöhnlich 36) Schienen beſchlagen iſt und welche mit ihrer eiſernen Axe auf den Seitenwänden ihres Gehäuſes, welches oben mit einer Haube bedeckt iſt, ruht. Auf dem Boden des Gehäuſes liegt eine ſtarke, ihrer ganzen Länge nach mit dicht neben einander befindlichen eckigen Reifen oder Rinnen verſehene (gekerbte) eiſerne Platte (die Platte am Kropfe) dicht unter der Walze, ſo daß zwiſchen der Walze nur ein ſehr kleiner Zwiſchenraum befindlich iſt. Das Gehäuſe ſteht in einem ovalen und, damit nichts herausſpritze, verſchloſſenen Troge feſt, in den der mit Waſſer verdünnte Halbzeug

geſchüttet wird, und iſt an der einen Seite offen, ſo daß der flüſſige Halbzeuch ungehindert in daſſelbe eintreten kann. Die horizontalliegende Walze wird durch ein Kammrad mit großer Schnelligkeit um ihre Axe getrieben und zermalmt und zerquetſcht allen Zeuch mit Gewalt. Die über dem Gehäuſe befindliche Haube verhindert, daß der Holländer den Zeuch über ſich hinwegſchleudert; ſie fängt ihn auf und er fließt auf der andern Seite des Gehäuſes auf einer ſchiefgeneigten Fläche wieder unter die Walze. Durch den Trog wird durch eine Rinne friſches Waſſer geſpült, welches durch ein Haarſieb wieder abläuft. Iſt der Zeuch genugſam zermalmt, ſo nennt man ihn Ganzzeuch und leitet ihn durch eine Schleuße in den Ganzzeuchkaſten, worin er bis zu ſeiner Verarbeitung aufbewahrt wird. Man hat an manchen Orten den Holländer zu einer ſo vollkommenen Maſchine verbeſſert, daß man durch ihn allein, ohne Beihülfe des Geſchirres, die Lumpen zum feinſten P. bereiten kann, wodurch nicht nur viele Arbeit und Zeit geſpart, ſondern auch eine vorzügliche Waare erzielt wird. — Soll der Ganzzeuch verarbeitet werden, ſo wird er zuerſt in einem halb mit Waſſer gefüllten Behälter durch eine Rührſtange (Rechen) wieder aufgelockert und in ein großes rundes Faß, die Butte genannt, geleitet. An der hintern Seite der Butte iſt eine kupferne, durch Feuer geheizte Blaſe (Piſtolet) angebracht, wodurch der Zeuch mäßig erwärmt und ſeine gleichmäßige Vertheilung im Waſſer befördert wird. Aus dieſer flockigen Maſſe ſchöpft nun der Schöpfer (Buttgeſelle) mit einer aus Draht geflochtenen Form, worauf er jedesmal bei dem Eintauchen einen nach der Größe des zu erzielenden Papiers gerichteten Rahmen ſetzt, ſo viel heraus, als er nach der größeren oder geringeren Stärke des Papiers zu einem Bogen zu brauchen gedenkt und bewirkt durch ein leichtes geſchicktes Schütteln der Form die gleichmäßige Vertheilung des Breies. Das abfließende Waſſer fällt vermittelſt einer auf dem Rande der Butte befindlichen Rinne (Traufe) wieder in die Maſſe zurück. Darauf ſchiebt der Schöpfer einem andern an der Butte ſtehenden Manne, Kautſcher genannt, auf einem ſchrägen Brete (Stege) die Form zu. Dieſer ſetzt die naſſen Bogen von der umgewendeten Form ſchnell, aber vorſichtig auf ein ausgebreitetes Filzſtück ab und ſchiebt die leere Form dem Schöpfer auf einem andern Brete wieder zurück. Dieſe Arbeit dauert fort, bis ein Stoß von 182 Bogen fertig iſt, welcher ſammt den dazwiſchen liegenden Filzen ein Pauſcht oder Puſcht genannt wird. Der Pauſcht, welcher zwiſchen zwei ſtarken Bretern liegt, wird nun in die Preſſe geſchoben, um ſowohl das Waſſer wegzuſchaffen als auch um den Bogen größere Haltbarkeit zu geben. Darauf löſt der Leger die Bogen von den Filzen ab und legt ſie genau auf einander, um ſie noch einmal oder mehrmal (je nachdem das P. feiner oder gröber werden ſoll) die Preſſe paſſiren zu laſſen. — Der zum letzten Male aus der Preſſe kommende Papierpauſcht wird auf den Trockenboden geſchafft und die Bogen einzeln auf härenen Stricken oder (was beſſer ſein ſoll) auf Rohrſtäben zum Trocknen aufgehängt. Nach dem Trocknen iſt das Druck- und Löſchpapier fertig, was aber Schreibpapier werden ſoll, muß noch geleimt werden. Man zieht nämlich die Bogen durch warmes, mit Alaun verſetztes, in den Netzſtänder befindliches Leimwaſſer, preßt ſie noch einmal, trocknet und glättet ſie. Nach dem Trocknen wird das Druckpapier ſowohl, als das Schreibpapier, nachdem man das Schadhafte ausgeſondert (ausgeſchält) hat, gefalzt (der Bogen in zwei Hälften zuſammengelegt), in Buch (Druckpapier 25, Schreibpapier 24 Bogen), Ries (20 Buch) und Ballen oder Riem (10 Ries) abgetheilt und zum Verkaufe verpackt. — Noch iſt zu bemerken, daß der Zeuch, aus welchem das Schreibpapier gefertigt wird, nicht bis zur Fäulniß gähren darf, um derber, härter und elaſtiſcher zu bleiben; der Brei aber, aus welchem das Druck- und Löſchpapier bereitet wird, ſtark faulen muß. Das Schreibpapier theilt man in verſchiedene Sorten, als Notenpapier, welches das dickſte, Royalpapier, welches das größte iſt, Medianpapier, von kleinerem Umfange, und in gewöhnliches Schreib-

papier, welches wieder in feines, mittelfeines und ordinaires (Conceptpapier) zerfällt; das Brief= (Poſt=, Cavalier=) P. iſt eine beſondere kleinere Sorte des feinen Schreibpapiers. Aus demſelben ungefaulten Zeuche werden das Zeichenpapier, Zuckerpapier und die Preßſpäne bereitet. — Aus gefaultem Zeuche werden Druckpapier, Kupferſtichpapier, Kartenpapier und Löſchpapier gefertigt, welches ſich auch noch darin von dem Schreibpapiere unterſcheidet, daß es nicht geleimt wird. Farbiges P. wird entweder aus gefärbten Hadern oder aus gefärbtem Ganzzeuche gearbeitet, oft erhält es aber auch erſt nach dem Trocknen ſeine Farbe. Gold= und Silberpapier iſt auf einer Seite mit Metallblättchen überzogen. Maroquinpapier unterſcheidet ſich durch eine rothe Lederfarbe und eingepreßte Narben; Velinpapier dadurch, daß es auf einer glatten, nicht mit Draht überzogenen Form gemacht wird und daher keine Reifen hat; es ſoll von Montgolfier, nach Andern von Didot (1782), welcher auch die Kunſt erſann, P. in jeder beliebigen Länge, Breite und Dicke ohne die bisher üblichen Formen zu fertigen, erfunden worden ſein. **Steinpapier** (Steinpappe) iſt eine mit Erde oder Eiſenocher verſetzte Maſſe, welche wie das Asbeſtpapier unverbrennbar iſt. — Früher lieferten Italien und Frankreich das beſte P., jetzt ſind ſie von Holland weit überflügelt; England gibt das beſte Zeichenpapier; die deutſchen Fabrikanten fertigen nur ſelten erträgliche Waare. Die Chineſen bereiten ihr P. aus Seidenwürmercocons, vorzüglich aber aus der zweiten Schale des Bambusrohres, welche zerſtampft wird, aus der Rinde des Maulbeerbaums und anderer dazu tauglichen Bäume. Das japaniſche P. iſt aus der Rinde des Papierbaums (morus papyrifera) gefertigt und ſtark mit Reisleim getränkt. — Da unſer Linnenpapier aus nichts anderem als aus den Faſern der Leinpflanze beſteht, ſo läßt ſich leicht daraus ſchließen, daß noch viele andere Pflanzen Stoff zu brauchbarem P. enthalten mögen, was ſich auch wirklich in der neueren Zeit durch verſchiedene Verſuche bewährt hat; ſo hat man aus der Rinde der Neſſel, aus der Samenwolle der ſyriſchen Seidenpflanze, der Schwarzpappel, des Wollgraſes, aus Diſteln, Waſſermoos, Stroh, aus Spänen von verſchiedenen Holzarten, Wespenneſtern, Nußbaumblättern ꝛc. P. von verſchiedener Güte und Feinheit verfertigt. (Vergl. G. F. Wehrs „Vom Papier“, Halle 1789. 8.) — P. bedeutet auch bei den Kaufleuten öfters ſo viel als Wechſelbriefe. 66.

Papiergeld, ſ. Geld.

Papiermaché (ſpr. Papiémaſché) (gekautes Papier) iſt eine Maſſe von geſtampftem Papier, aus welcher ſich leicht mittelſt dazu beſtimmter Formen mancherlei Geräthe, als: Figuren, Masken, Doſen, Käſtchen, Kinderſpielwaaren ꝛc., bilden laſſen. Das dazu beſtimmte Papier wird in Waſſer gekocht, dann mit ſtarkem Gummi oder Leimwaſſer getränkt und in eine Art Teig verwandelt und in den mit Öle ausgeſtrichenen Formen in eigens dazu eingerichteten Öfen auf Drahtgittern gebacken. Erſt wenn die Waare bis zu einem gewiſſen Grade ausgetrocknet iſt, wird ſie herausgenommen, auf einer Drechslerbank abgedreht, mit Bimsſtein geſchliffen und zuletzt bemalt oder lackirt. Bisweilen verſetzt man den Papierteig auch mit erdigen Körpern, um ſeine Maſſe zu vermehren und wohlfeiler zu machen. In England zeichnen ſich Pontipool und Birmingham, in Deutſchland Braunſchweig und Wolfenbüttel in dieſem Manufacturfache aus. Zu Ludwigsluſt im Mecklenburgiſchen werden auch große Kunſtarbeiten aus Pappteig gemacht, namentlich in großer Vollkommenheit antike und moderne Figuren, Vaſen, Büſten, Thiergruppen und andere Geräthſchaften, welche in Wind und Wetter ausdauern. Nicht minder ſind die Fabriken zu Offenbach und Frankfurt a. M., ſo wie die zu Nürnberg und Fürth berühmt. Auch gehören hierher die ſogenannten Altenburger oder Müllerdoſen. 26.

Papiermühle, franz. moulin a papier, papeterie; engl. paper-mill, nennt man das Gebäude oder überhaupt die Anſtalt, in welcher alle zur Verferti=

gung des Papiers oder der Pappe nöthigen Arbeiten verrichtet werden. Über die Einrichtung und das Verfahren ſ. Papier. 26.

Papin (ſpr. Papáng) (Dionyſius), der Erfinder des berühmten, nach ihm bekannten Digeſtors oder papinianiſchen Topfes, geb. zu Blois gegen die Mitte des XVII. Jahrh., ein Schüler Hunghens, wurde ſpäter Doctor der Medicin zu Paris, widmete ſich aber mehr dem Studium der Mathematik und Phyſik. Bei Aufhebung des Edictes von Nantes verließ P. als Calviniſt Frankreich und ward 1688 Profeſſor der Mathematik zu Marburg, wo er 1710 ſtarb. Seinen Digeſtor oder papinianiſchen Topf, ſo wie eine andere Maſchine zum Emporheben des Waſſers hat P. ſelbſt in Bayle's „Nouvelles de la république des lettres“ (1685—1687) beſchrieben. Dieſer iſt ein metallenes mit einem luftdicht ſchließenden Deckel verſehenes Kochgefäß, welches dazu dient, Flüſſigkeiten mittelſt des über den Siedepunkt heißen Waſſers zu erhitzen und aufzulöſen. Es iſt bekannt, daß ſich eine jede Flüſſigkeit in einem offenen Gefäße nur bis zu einem gewiſſen Temperaturgrade erhitzen läßt, welcher ihr Siedepunkt heißt, alsdann aber keine weitere Wärme aufnimmt, ſondern ſich in Dampf verwandelt und als ſolcher mit großer Kraft ausdehnt und entweicht. Setzt man ſie aber in einem verſchloſſenen Gefäße dem Feuer aus, ſo wird ihr durch dieſes fortwährend neue Wärme zugeführt und die Temperatur und der Druck derſelben kann bis ins Unbeſtimmbare wachſen. Durch dieſen höhern Druck und Temperatur wird nun die Auflöſungskraft der Flüſſigkeiten und anderer Stoffe, welche bei niederer Temperatur nicht erfolgt, ſehr beſchleunigt. Zugleich übt aber auch der Druck der Dämpfe gegen die Wände des Gefäßes eine ſolche Kraft aus, daß, wenn man mit Zuführung von Wärme nicht nachläßt oder den Deckel des Gefäßes nicht öffnet, die unvermeidliche Gefahr des Zerplatzens ſolcher Gefäße eintritt, wodurch eine ähnliche Exploſion entſteht, als bei dem Zerſpringen der Dampfkeſſel. Um dieſes zu verhindern brachte P. am Deckel des Gefäßes das ſogenannte Sicherheitsventil an, deſſen man ſich noch bis jetzt bei allen Dampfapparaten bedient. Man kann ſich des Digeſtors nicht allein zu phyſikaliſchen Unterſuchungen über die Natur der Dämpfe, ihre Elaſticität, Dichtigkeit ꝛc., ſo wie über das Verhalten verſchiedener Subſtanzen und Stoffe in Bezug ihrer Auflöslichkeit in ſtark erhitzten Flüſſigkeiten und unter höherem Drucke, ſondern auch zur Auflöſung feſter Körper, als Knochen und Elfenbein, zur Bereitung von Speiſen, vorzüglich in Suppenanſtalten, Armen- und Krankenhäuſern, überhaupt aber zu vielen chemiſchen, techniſchen und ökonomiſchen Operationen bedienen, wobei noch der Vortheil ſtattfindet, daß bei einer großen Erſparniß an Zeit und Brennmaterial eine vollſtändigere Ausziehung und Auflöſung ſtattfindet, als bei gewöhnlichen Gefäßen. In größeren Dimenſionen, beſonders zu gewiſſen Operationen in der Färberei, nennt man ein ſolches Gefäß auch einen Schließkeſſel. P.'s Digeſtor beſtand urſprünglich blos aus einem einfachen kupfernen Topfe mit feſtaufgeſchraubtem Deckel und dazwiſchen liegendem Leder zum dampfdichten Schließen. Nach mehrmaligem Zerplatzen der Töpfe brachte er 1682 das Sicherheitsventil an. Weil das dazwiſchen liegende Leder in der Hitze zuſammenſchrumpft, ſo löthete Edelkranz bei ſeinem Digeſtor den Deckel hart auf und befeſtigte ihn noch überdieß mit Schrauben. In demſelben befindet ſich eine große runde Öffnung, welche ſich nach innen zu kegelförmig erweitert. In letztere iſt eine Platte eingeſchliffen, welche ſich im Innern des Keſſels befindet und erſt angezogen, dann durch den innern Druck völlig dampfdicht angedrückt wird. In dieſer Klappe befindet ſich das Sicherheitsventil und ein mit Queckſilber gefülltes eiſernes Gefäß, in welches ein Thermometer geſenkt wird, um die Temperatur im Innern des Topfes zu meſſen. Verſchiedene andere Verbeſſerungen an dem Digeſtor haben Zenker, Lemare u. A. angegeben. 26.

Papinianus (Ämilius), einer der berühmteſten römiſchen Rechtslehrer, wahr-

ſcheinlich um das Jahr 140 n. Chr. in Syrien geboren, kam jung nach Rom und widmete ſich in der Schule des Q. Cern. Scävola dem Studium der Rechte, erwarb ſich auch nebenbei gründliche Kenntniſſe in der Literatur, Geſchichte und Philoſophie, trat hierauf in die Dienſte des Staats und ſtieg von Stufe zu Stufe, bis er endlich vom Kaiſer Severus die Würde des Präfectus Prätorio erhielt. Sein Anſehen war ſo groß, daß ſeine Schriften in den Rechtsſchulen des Reichs bei dem Unterrichte und zwar derjenigen Schüler, welche bereits einen dreijährigen Curſus durchgemacht hatten, zu Grunde gelegt wurden, und ſpäter unter Valentin III. und Theodoſius dem Jüngern galt ſeine Meinung in den Gerichtshöfen als Norm. Von Severus außerordentlich geſchätzt wurde er von dieſem bei ſeinem Tode deſſen Söhnen, Caracalla und Geta, als Rathgeber und Freund auf das Angelegentlichſte empfohlen; allein Caracalla entfernte ihn von ſeinen Ämtern und ließ den edlen Mann für ſeine Weigerung, den an Geta vollzogenen Brudermord rechtlich zu entſchuldigen, hinrichten, im Jahre n. Chr. 212. Von den in etwas dunkler, aber ziemlich correcter Sprache geſchriebenen Werken P.'s, unter denen man „Quaestiones“ (lib. XXXVII), „Responsa“ (lib. XIX.), „Definitiones“ (lib. II), „De adulteriis“ (lib. II) und „Ἀστυνομικὸς“ (de jure aedilitio liber) als wirklich vorhanden geweſen mit Beſtimmtheit bezeichnet, ſind uns nur Fragmente in den juſtinianeiſchen Rechtsbüchern und im „Cod. Theodos.“ übrig geblieben. (Vergl. Everardi Ottonis „Papinianus, sive de vita, studiis etc. Aemilii Papiniani, Juris consultorum Coryphaei diatriba“ (Leyden 1718). 22.

Papismus heißt das religiöſe Syſtem, welches den Papſt als alleinigen Oberherrn und Schiedsrichter in Glaubensſachen anſieht. Es heißt auch Ultramontanismus, weil der Papſt ſeinen Sitz jenſeits der Berge (Alpen) hat. 23.

Pappe, lat. pappa; franz. colle de farine, carton; engl. paste, pasteboard, iſt der gewöhnliche Name für dickes Papier und wird aus groben, leinenen, hänfenen oder wollenen Lumpen bereitet, deren Zerkleinerung bis zum fertigen Pappbrei in den Papp- oder Papiermühlen gewöhnlich nur mittelſt des Geſchirres und ohne Holländer geſchieht. Nach der Art der Verfertigung unterſcheidet man die P. in geformte und in zuſammengeleimte oder gekleiſterte. Die erſtere Art wird erhalten, indem man mit eigenen Formen den Pappbrei aus der Butte ſchöpft. Sie wird auch Doppelpappe genannt, weil ſie zu 2 oder 3 wiederholten Malen und mit 2 oder 3 verſchienen Lagen gemacht wird. Bei der letzteren Art werden mehrere wie gewöhnlich geſchöpfte Bogen ohne Filz und noch feucht übereinandergelegt und dann zuſammengepreßt, ſo daß die unmittelbar auf einander liegenden Bögen ſo feſt zuſammenkleben, daß ſie nur mit Gewalt von einander geriſſen oder geſpaltet werden können. Durch Glätten zwiſchen zwei blanken eiſernen oder ſtählernen Cylindern, wodurch die P. nicht blos eine glättere Oberfläche erhält, ſondern auch dichter, feſter und elaſtiſcher wird, wird dieſelbe in Glanzpappe oder in die ſogenannten Preßſpähne verwandelt. — Die Kunſt aus P. allerlei Gegenſtände darzuſtellen, welche theils blos mit buntfarbigem Papiere überzogen, theils auch mit Sammt, Seide, Leder, Metall, Glas, Muſcheln ꝛc. verziert werden, iſt erſt ſeit dem Ende des vorigen Jahrhunderts eingeführt worden. In früherer Zeit wurde dieſelbe nur von Buchbindern zur Fertigung kleiner Etuis, Futterale, Beſtecke ꝛc., ſo wie von Mathematikern zur Darſtellung geometriſcher Körper ausgeübt. Blaſche hat 1797 die Papparbeiten zuerſt als angenehme und nützliche Nebenbeſchäftigung für Knaben eingeführt. Vergl. Blaſche, „Der Papierformer, oder Anleitung allerlei Gegenſtände der Kunſtwelt aus Papier nachzubilden“ (neueſte Auflage, Schnepfenthal 1819 mit Kpfrn.). In Anwendung antiker und geſchmackvoller Formen auf Papparbeiten zeichnen ſich die Engländer und Franzoſen aus; beſonders lieferte Paris geraume Zeit hindurch die

ſchönſten Artikel. In der neuern Zeit liefert man dieſe Arbeiten auch in Deutſchland an mehreren Orten, namentlich zu Wien, Nürnberg, Caſſel, Leipzig ꝛc. in gleicher Vollkommenheit. 26.

Pappel, lat. populus; franz. peuplier; engl. poplar, wegen ihren Blüthen auch Kätzchenbaum genannt, iſt eine mit den Weiden eine Familie bildende Baumgattung in mehreren Arten. Die bekannteſten ſind: die weiße P. (p. canescens). Die Blätter derſelben ſind faſt rund, unten grau und oben dunkelgrün, und ihr Holz wird, wie das von einigen anderen Arten, zu verſchiedenen Geräthſchaften verarbeitet. An einem feuchten Orte gedeiht ſie am beſten und erreicht eine Höhe von 80—100 F. — Die Silber-P. (p. alba), die mit der erſtern Art ſehr große Ähnlichkeit hat, iſt an ihren lappigen Blättern, deren untere Seite weißlich ausſieht und ſich filzig anfühlt, zu erkennen. Die Zitter-P. (p. tremula), auch Espe genannt, hat faſt runde, vorn auf einmal ſpitzig zulaufende Blätter, die ſelbſt bei der geringſten Luftbewegung zittern, und wird nicht ganz ſo hoch, wie die übrigen Arten. Die italieniſche P. (p. italica s. dilatata), jetzt auch in Deutſchland heimiſch, zeichnet ſich durch ihren ſchnellen pyramidenförmigen Wuchs aus und dient häufig zur Beſetzung der Chauſſeen. In vielen Gegenden wird ſie wie die gewöhnliche Weide als Kopfholz behandelt. Die Balſam-P. (p. balsamifera) hat faſt runde gezahnte Blätter, eine mehr ſchwärzliche Rinde und die Knospen und Blätter ſchwitzen ein wohlriechendes Harz aus. Andere Arten ſind die Schwarz-P. (p. nigra), die canadiſche (p. canadensis s. monilifera) und caroliniſche P. (p. angulata). 35.

Pappenheim (Gottfried Heinrich, Graf von), einer der ausgezeichnetſten Feldherren des Kaiſers im dreißigjährigen Kriege, ward 1594 geboren. Nach Beendigung der akademiſchen Studien und mehreren Reiſen begann er, zum Soldaten geboren, ſeine militairiſche Laufbahn, ſtieg ſchnell von Stufe zu Stufe und focht bereits am 8. Febr. 1620 als Oberſt in der Schlacht auf dem weißen Berge bei Prag, wo er gefährlich verwundet viele Stunden lang unter der Laſt ſeines Pferdes auf dem Schlachtfelde lag. Dieſe Schlacht eröffnete ihm ſeine Heldenbahn, auf der er mit kühnem fanatiſchen Muthe fortſchritt. In drei verſchiedenen Schlachten ſtillte er 1626 mit Hülfe der Baiern die Unruhen in Oberöſtreich, durchzog hierauf in abwechſelnden Siegen Norddeutſchland, vereinigte ſich 1630 mit Tilly zum Sturme auf Magdeburg und gab dieſem Feldherrn an Grauſamkeit nichts nach. P. focht hierauf unter Tilly bei Breitenfeld (7. Sept. 1631), that Wunder der Tapferkeit gegen das hereinbrechende Verderben, ſammelte die Fliehenden, entſetzte das von Banner belagerte Magdeburg und gewann die Oberhand gegen die Schweden in Niederſachſen. Als ihn Wallenſtein zu der entſcheidenden Schlacht bei Lützen berief, befand er ſich eben in Halle. In Eile konnte er nur mit der Reiterei das Schlachtfeld erreichen, wo er die Kaiſerlichen bereits im Weichen fand. Zwar erhob ſein Erſcheinen ihren Muth aufs Neue, aber in Begier, dem Schwedenkönige im blutigen Kampfe zu begegnen, fiel er von einer Falkonetkugel getroffen. Sein Fall beſchleunigte den Verluſt des Treffens. Er ſtarb am Tage nach der Schlacht am 7. Nov. 1632. 25.

Pappus war ein berühmter alexandriniſcher Mathematiker und Philoſoph aus der Zeit Theodoſius des Großen ums Jahr 380 n. Chr., durch den wir mit der Geſchichte der frühern Mathematiker bekannt geworden ſind. Seine „Mathematicae collationes“ (a. Frederico Commandino in lat. conversae et commentar. illustr. Pisauri 1588. Fol. Bonon. 1659. Fol.) zeigen von ſeinen tiefen Einſichten in die Geometrie. Vom griechiſchen Texte iſt nichts übrig als ein Fragment des 2. Buchs in: „Wallisii Opp. mathem.“ (T. III. p. 595) und einzelne Stücke von „Apollonii Pergaei lib. II. de sectione rationis“, ed. Halley (Oxon. 1706. 8.). 26.

Papſt (aus dem griechiſchen πάπας, papa, d. i. Vater), urſprünglich der Name aller Biſchöfe von einigem Anſehn, wurde ſeit dem VI. Jahrh. vorzugsweiſe, obwohl nicht ausſchließlich (— auf der 6. ökumeniſchen Synode 680 erhielt noch der Biſchof von Alexandrien dieſen Namen —), der Biſchof von Rom genannt, welcher allmählig an Macht und Anſehn ſich über alle andern erhob. Schon ſeit dem Ende des IV. Jahrh. wurde durch ökumeniſche Beſchlüſſe dem Römerbiſchofe zwar nicht eine eigentliche Gewalt des Geſetzgebers oder Richters, doch aber der erſte Rang vor den übrigen oligarchiſchen Kirchenoberhäuptern zuerkannt. Zwei Namen ſind es aber vorzüglich, welche die ſtufenweiſe Erhöhung ſeiner Macht und ſein Streben nach kirchlicher Univerſalmonarchie begünſtigten: Rom, die alte Weltgebieterin und Petrus, der Fels der Kirche; wie denn wieder umgekehrt Rom ſelbſt von ſeinem Kirchenfürſten neuen Glanz erhielt und durch Anordnungen, Feſte und Gebräuche zum zweiten Male das Haupt der Völker ward. Rom aber begünſtigte die Erhöhung ſeines Biſchofs ſchon in ſofern, als an die Verehrung des Namens der weltherrſchenden Stadt die Völker ſeit Jahrhunderten gewöhnet waren und in Rom man ſich einbildete, daß auf ihren ſieben Hügeln ein ewiger Geiſt der Weltbeherrſchung ſchwebe. Dazu geſellten ſich auch heilige und kirchliche Vorzüge; denn hier hatten, den Kirchenregiſtern nach, ſo viele Märtyrer gezeuget und die größeſten Apoſtel, Petrus und Paulus, ihre Kronen empfangen. Ueberdieß war Rom die älteſte und zahlreichſte unter den abendländiſchen Chriſtengemeinden, deren viele andere durch den Eifer der von ihr ausgegangenen Miſſionarien ihre Gründung erhalten hatten. Auch die Lage Roms, im Mittelpunkte der römiſchen Welt, kam dem Biſchofe zu ſtatten, zumal da der griechiſche Kaiſerthron zu fern ſtand, auch bald zu ſchwach war, als daß er ihn wirkſam und dauernd in ſeinen Entwürfen hemmen konnte. Dagegen ſaß ſein Nebenbuhler, der Patriarch von Conſtantinopel, dem Throne der Kaiſer zu nahe, die ihn nach Gefallen erheben und erniedrigen konnten. Wirkſamer aber, als das Anſehn der Stadt, war für des Römerbiſchofs Größe der von ihm geltend gemachte religionshiſtoriſche Rechtsgrund, der Wille des Religionsſtifters ſelbſt, welcher den erſten Biſchof von Rom, Petrus (ſ. d. Art.), zum Oberhaupt ſeiner ganzen Kirche eingeſetzt habe, von welchem ſich nun dieſes göttliche Recht des kirchlichen Supremats mit apoſtoliſcher Machtvollkommenheit auf ſeine Nachfolger vererbe. Außerdem vereinigten ſich mehrere andere Umſtände, welche ihm die Bahn zu allgemeiner kirchlichen Oberhoheit brachen. Dahin gehört das Vorurtheil am reinſten bewahrter apoſtoliſcher Überlieferung, welches die ununterbrochene Biſchofsweihe vom Fels der Kirche an unterhielt, wie denn Rom auch wirklich ſchon frühzeitig auf Reinheit der Lehre, auf Rechtgläubigkeit und Katholicismus drang; der Erwerb von zahlreichen Beſitzungen (patrimonia scl. sanctorum) durch Schenkungen in Italien, Sardinien, Gallien, Spanien, Afrika, ſelbſt in Aſien, welcher Landbeſitz als Mittel diente, im Auslande durch Unterſtützungen Fremde zu gewinnen und in die Kirchenangelegenheiten daſelbſt ſich zu miſchen; die Leitung von Miſſionen zur Bekehrung heidniſcher Länder, namentlich Englands und Deutſchlands, über die der P. gleich urſprünglich oberherrliche Rechte erwarb; die Kundmachung vieler falſchen oder verfälſchten Urkunden, um das päpſtliche Anſehn über alle Kirchengemeinden zu erheben und unter keine Erdenmacht zu erniedrigen. Dafür wurden insbeſondere die iſidoriſchen Decretalen geſchmiedet. Außer der allmähligen Begründung der römiſchen Macht auch durch Synodenbeſchlüſſe und kaiſerliche Geſetze (ſ. jedoch Julius I. und Leo I.) trat hierzu noch die Thätigkeit und Aufmerkſamkeit, mit der die römiſchen Biſchöfe alle jene Vortheile mit den daran zufällig ſich knüpfenden günſtigen Umſtänden benutzten; die Einheit und Conſequenz, mit welcher die nachfolgenden die Grundſätze und Beſtrebungen ihrer Vorgänger fortführten; die Klugheit, mit der ſie die Anfragen bei Streitigkeiten durch möglichſt günſtige Entſcheidung be-

lohnten; endlich die Macht der allmähligen Gewöhnung an römiſche Berathung und Entſcheidung durch deren öftere Wiederholung. Alles dieß ſetzte die römiſchen Biſchöfe in den Stand, auf auswärtige Kirchen einzuwirken, was beſonders in dreifacher Form geſchah. Sie ſtellten nämlich ihre Schreiben in die Provinzen in Form apoſtoliſcher Decrete auf (epistolae decretales); leiteten die inneren Angelegenheiten der Provinzialkirchen durch römiſche Vicare, die ſie aus den einheimiſchen Biſchöfen auswählten; veranlaßten endlich den Schein einer Abhängigkeit der biſchöflichen Würde von Rom durch Ertheilung der Pallien (ſ. d. Art.). Bei Allem dem war jedoch im ganzen erſten Zeitraume des Papſtthums bis ins VIII. Jahrh. (dem Anfange herrſchaftlicher Rechte im Kirchenſtaate) keine begründete geſetzliche Beſtimmung der römiſchen Oberrechte vorhanden und der Primat des Papſtes nur auf den Vorzug des Rangs beſchränkt. Nach Verſchiedenheit der Länder blieb auch die Anerkennung der römiſchen höhern Auctorität verſchieden vermöge ihrer Abhängigkeit von den bürgerlichen Verhältniſſen. Neben Erhöhung erfuhren die Päpſte je nach den Zeiten und Umſtänden und nach der perſönlichen Geſinnung der geiſtlichen und weltlichen Häupter nicht ſelten auch tiefe Erniedrigung und entſchiedenen Widerſtand. Unter der oſtgothiſchen Regierung waren ſie faſt noch weniger geachtet als unter der römiſchen; als aber Beliſar's und Narſes' Waffen dem Kaiſer den Exarchat eroberten, ſo waren jene nichts weiter als Unterthanen von dieſem und Juſtinian übte beſonders an Vigilius ſein Regentenrecht auf grauſame Weiſe. Sie mußten für ihre Wahl des Kaiſers Beſtätigung nachſuchen, vor ſeinem Gerichte Recht nehmen und Abgaben an ihn zahlen. Aber ſie trugen auch kein Bedenken bei Glaubensſtreitigkeiten den Kaiſer nebſt ſeinem Hofpatriarchen zuweilen von der Kirchengemeinſchaft auszuſchließen, und als nach Feſtſetzung der Longobarden in Italien (ſeit 568) die Päpſte gegen die Bedrückungen derſelben bei dem kaiſerlichen Hofe vergeblich Hülfe ſuchten, erkannten ſie, daß es Zeit ſei, ſich nach einem andern Herrn oder Beſchützer umzuſehn. Das Meiſte erreichten die vier einflußreichſten römiſchen Biſchöfe dieſer ganzen Zeit: Innocenz I., Leo I., Gelaſius I. und Gregor I. — Das Papſtthum bildete ſich völlig aus in ſeinem zweiten Zeitraume, vom Anfange der herrſchaftlichen Rechte im Kirchenſtaate bis zur Idee einer Univerſalmonarchie in der ganzen Chriſtenheit (754—1073). Jetzt erfolgte Roms Abfall vom griechiſchen Kaiſer und ſeine Verbindung mit dem neuen Könige der Franken. Als nämlich bei dem weitern Vordringen der Longobarden in Italien Stephan II. auch jetzt den Kaiſer vergebens um Hülfe bat, erkannte er förmlich den von ihm geſalbten Frankenkönig Pipin als Schutzherrn an, welcher nach einem Feldzuge das wieder eroberte griechiſch-italieniſche Gebiet (den Exarchat nebſt Pentapolis) dem Biſchofe von Rom überließ, ihn durch einen zweiten Zug (755) in Beſitz der Schenkung ſetzte und ſich zum Schutzherrn oder Patricius von Rom erklärte. Karl der Große beſtätigte Hadrian I. die Pipiniſche Schenkung und legte am 25. Dec. 800 von Leo III. zum Kaiſer gekrönt die Urkunde einer erweiterten Schenkung auf dem Grabe des heiligen Petrus nieder. Hierdurch war der P. ein Herr über Land und Leute, der jedoch mit unbeſtimmten Grenzen ſeiner Macht einen Lehnsherrn derſelben über ſich anerkannte. Allein wenn ſich auch der P. in weltlichen Dingen als des Kaiſers Vaſall bekannte und unter den Karolingern nach ſeinem Gebote gewählt wurde, ſo galt doch der Kaiſer in geiſtlichen Dingen für dem Papſte unterworfen und konnte nur aus ſeiner Hand die Krone empfangen. Denn der Ritus römiſch-biſchöflicher Salbung und Krönung, der gleich urſprünglich bei der fränkiſch-italieniſchen Königs- und der römiſchen Kaiſerwürde eingeführt worden war, legte den Grund zu dem ſpäterhin von Rom aus immer weiter ausgebildeten Vorurtheil für die Nothwendigkeit einer ſolchen kirchlich-religiöſen Sanction. Auch ſuchten ſich ſchon nach Karl's des Großen Tode die Päpſte bei der Charakterſchwäche Ludwig's des Frommen und unter den Thronſtreitigkeiten ſeiner

Söhne der neuen Oberherrlichkeit zu entziehn, wozu ſie unter Anderm die ſeit dem IX. Jahrh. immer mehr ausgeſchmückte Erdichtung benutzten, daß Conſtantin der Große bei ſeiner Verlegung des Kaiſerſitzes dem Papſte Sylveſter den Beſitz der Stadt Rom nebſt Italien abgetreten habe, weil ihm das Unangemeſſene eingeleuchtet, daß ein irdiſcher Herrſcher da eine Macht übe, wo der himmliſche Herrſcher dem Oberhaupte der Religion ſeinen Sitz angewieſen hätte. Mehr als dieſe Fabel von der donatio Constantini, deren Zweck war, durch Aufſtellung eines weit ältern Rechtsgrundes die Verbindlichkeit gegen den fränkiſchen Oberherrn zu ſchwächen, wirkte aber die kirchenrechtliche Begründung der Papſtherrſchaft durch die pſeudo-iſidoriſche Decretalenſammlung, welche in dieſem Zeitraume ans Licht trat und ungeachtet ihrer Unächtheit geſetzliches Anſehn erlangte. Nikolaus I. (ſ. d. Art.) machte die erſte Anwendung ſeines pſeudo-iſidoriſchen Anſpruchs auf ein römiſches Obergericht in der Eheſcheidungsſache des Königs Lothar von Lothringen und gegen Hinkmar von Rheims und Johann VIII. verkaufte ſogar an Karl den Kahlen die Kaiſerkrönung um ſelbſt beſtimmten Preis. Bald nach ihm aber ſank das römiſche Biſchofthum während der politiſchen Verwirrung Italiens (nach Abgang der karolingiſchen Kaiſerdynaſtie) traurig herab und es trat in der erſten Hälfte des X. Jahrh. eine förmliche Pornokratie ein. Italien kämpfte mit ſich ſelbſt um ſeine Selbſtſtändigkeit. Die Päpſte waren zwar befreit von dem fremden Herrn, aber den Parteikämpfen der Römer und der italieniſchen Großen wehrlos hingegeben. Von Sergius III. an waren ſie nur Werkzeuge in den Händen der toscaniſchen Partei, an deren Spitze neben dem Markgrafen Alberico von Toscana zwei Buhlerinnen ſtanden, die ein halbes Jahrhundert hindurch den apoſtoliſchen Stuhl mit ihren Lieblingen, Söhnen und Enkeln beſetzten. In der erſten Hälfte des X. Jahrh. allein regierten 13 Päpſte. Selbſt die Ottone vermochten nicht dauernd der Verwirrung zu wehren, bis endlich Heinrich III. erſchien, welcher auf einer Synode zu Sutri (1046) die damalige päpſtliche Trigamie (Benedict IX., Sylveſter III. und Gregor VI.) löſte und einen Deutſchen, den Biſchof Suidger von Bamberg als Clemens II. wählen ließ, zugleich aber aufs Feierlichſte das kaiſerliche Beſtätigungsrecht der Papſtwahlen verkündigte. Von jetzt an ſah man größtentheils Männer von ächt kirchlichem Charakter auf dem päpſtlichen Stuhle, welche ſicher und geehrt in Rom als allgemeine Biſchöfe des Reichs zu einer großen kirchlichen Wirkſamkeit gelangten, beſonders ſeit der beſſern Ordnung der Papſtwahl, welche Nikolaus II. ausſchließend den Cardinälen übergeben hatte. Sie ſicherte der römiſchen Kirche den Beſitz talentvoller Häupter und erleichterte die Fortführung eines und deſſelben Plans. Dieſen großen und wohlberechneten Plan, mit allen Ideen, die ihn rechtfertigen, mit allen moraliſchen und materiellen Hülfsmitteln, die ſein Gelingen befördern ſollten, finden wir in den Geſetzen und Handlungen des großen Gregor VII., welcher durch Einführung des Cölibats, durch ſtrenge Kirchenzucht, durch Beſtreitung der Simonie und jeder Vermiſchung des Geiſtlichen mit dem Weltlichen und durch ſchimpfliche Demüthigung Kaiſer Heinrich's IV. Begründer einer geiſtlichen Univerſalmonarchie oder der Unterordnung des Staats unter der Kirche ward, als deren oberſter Repräſentant der Biſchof zu Rom als Statthalter Gottes auf Erden anerkannt werden ſollte. — Das Papſtthum erreichte den höchſten Einfluß in ſeinem dritten Zeitraume, von der Idee einer Univerſalmonarche in der ganzen Chriſtenheit bis zur Verlegung des heiligen Stuhls nach Avignon (1073—1308). Dahin fallen die heiligen Kriege, durch welche die Päpſte höher in der Meinung der Völker geſtellt wurden, wiefern ſie die oberſte Leitung bei Ausführung einer Idee, die allmählig das ganze Zeitalter bewegte, erhielten und Sündenerlaß für das Ziehen ins feindliche Land verkauften. Vor den übrigen haben nach Gregor VII.: Urban II., Hadrian IV. und Alexander III. zu Friedrich's I. Zeit, dann Innocenz III., welcher das Papſtthum

auf dem höchſten Gipfel der Macht erhob, Gregorius IX. und Innocenz IV., die furchtbaren Gegner Friedrich's II., endlich Bonifacius VIII. durch Kraft oder Anmaßung hervorgeglänzt. Alle Päpſte von Hildebrand an waren ohne Widerſpruch die oberſten Häupter der Chriſtenheit, alle ſtrebten darnach, die Alleinherrſcher derſelben zu ſein. Was frühere Päpſte nur verſucht hatten, das führten jene ihrem Zeitalter an Geiſt überlegene Männer mit Kraft und Kühnheit aus. Sie geboten den Cölibat allen Prieſtern und verboten den Biſchöfen, die Inveſtitur oder Belehnung mit Ring und Stab von Königen und Fürſten zu nehmen, um durch unabhängige Kirchenoberhäupter in jedem Staate über das Wichtigſte entſcheidend mitzuſprechen; ſie entſetzten Könige und entbanden alle Bürger des Unterthaneneides, wenn ein Fürſt wegen Vergehen oder Verſehen gegen Rom in den Kirchenbann fiel; ſie belegten ganze Länder mit dem Interdicte, zettelten Aufruhr an und brachten den Letzten der Hohenſtaufen aufs Blutgerüſt; ſie errichteten gegen die Ketzer die Inquiſition, die Tortur und die brennenden Scheiterhaufen als Auto da Fe; ſie bildeten ſich in den Bettelmönchen eine geiſtliche Miliz und machten die päpſtliche Gewalt durch Legaten und Nuntien allgegenwärtig in allen Ländern. Auch ruhte das Papſtthum damals insgemein noch feſt auf der öffentlichen Meinung. Es galt als eine Schutzwehr aller Gewalt Leidenden und war mit aller Majeſtät des Geiſtes bekleidet, der die Gewaltigen der Erde zügelt und ein höheres Recht als das Unrecht der Gewalt geltend macht. Doch ging auch ſchon damals eine Sage in der Kirche von des Papſtthums einſtmaligem Untergange. Eine Weiſſagung, die dem Erzbiſchofe Malachias von Armagh zugeſchrieben wird, charakteriſirt mit kurzem, dunkeln, bildlichen Wort die kommenden Päpſte ſeit Cöleſtin II. bald mehr, bald minder glücklich, und ſo viele Jahrhunderte ſeitdem haben ſie noch nicht zu Schanden gemacht; denn noch fehlen 12 Päpſte, bevor der letzte Papſt in großer Trübſal die Kirche regieren und die Stadt der 7 Hügel zerſtört werden ſoll (Haſe, „Kirchengeſchichte" 239 f.). Das Papſtthum befand ſich am Ende dieſer Periode im Zenith ſeiner Herrlichkeit. Von eben dieſem Zeitpunkte aber beginnt deſſen allmähliges Sinken. Schon der tollkühne Bonifazius VIII., welcher Gregor VII. und Innocenz III. an Keckheit noch übertraf und es unternahm, auch Frankreich zu überwältigen, ward durch König Philipp's des Schönen gewaltthätige Hand gedemüthigt und ſo gemißhandelt, daß der Hochmüthige aus Verzweiflung im Wahnſinne ſtarb. Gleich darauf wurde der heilige Stuhl von Rom nach Avignon verſetzt. — Das Papſtthum erhielt einige Erſchütterungen zunächſt in ſeinem vierten Zeitraume, von Verlegung des heiligen Stuhles aus Rom nach Avignon (babyloniſches Exil der Päpſte 1309—1378) bis zur Reformation (1307—1517). Dieſe Verlegung des Sitzes ſchadete den Päpſten ungemein; denn ſie wurden nun völlig von den franzöſiſchen Monarchen abhängig und das Widerſtreben der fremden Höfe gegen die auch in der Gefangenſchaft fortdauernden Anmaßungen des Papſtes, in welchem man jetzt mehr einen franzöſiſchen Vaſallen, als das Haupt der Kirche erkannte, wurde entſchloſſener und kräftiger. Dazu kam, daß die bewilligten Freiheiten der gallicaniſchen Kirche ein verderbliches Beiſpiel gaben; daß die Einkünfte aus Rom ausblieben und daß die Erſatzmittel der Annaten, Reſervationen, Proviſionen, Expectativen, Präbendenverkäufe, Indulgenztaxen, Exactionen der apoſtoliſchen Kanzelei, Palliengelder, Dispenſen und Ablaßkrämerei immer drückender und verhaßter werden mußten. Die endliche Rückkehr des Papſtes nach Rom hatte ein noch größeres Übel zur Folge, das päpſtliche Schisma nämlich von 1378—1409, welches erſt durch das Concil von Koſtnitz ganz gelöſt ward. Die öffentliche Meinung ſprach jetzt durch mächtige Stimmen ihre Mißbilligung über die Vermiſchung der geiſtlichen und weltlichen Gewalt aus; in Concilien, in Schriften und auf den Kathedern forderte man eine Verbeſſerung der Kirche an Haupt und Gliedern. Dennoch gab das Papſtthum, obwohl innerlich erkrankt,

äußerlich noch immer ſtarke Beweiſe ſeiner Macht. Noch ſprachen die Päpſte (wie Johann XXII. und Clemens VI.) über Könige und Kaiſer den Bann; noch entſchieden ſie durch Unterſtützung der Gegenkönige die Schickſale der Reiche; noch verhinderten ſie (auf dem koſtnitzer Concilium) die Reformation an Haupt und Gliedern; noch zogen ſie vom baſeler Concilium allmählig die Regenten Europas ab; noch erhielten ſie durch Concordate (wie die aſchaffenburger oder wiener Concordate) die feierliche Anerkennung vieler Geldforderungen und Privilegien, welche vorher die Gewohnheit gegeben, aber ungewiß gelaſſen hatte; noch beförderten ſie ihre Nepoten zu den höchſten Würden der Kirche und der benachbarten Staaten; noch theilten ſie nach Entdeckung Amerikas durch eine Linie unter Könige die Länder, welche bereits gefunden waren und noch gefunden werden könnten. Aber die heiligen Väter und Statthalter Chriſti, Julius II. in ſeinem Kriegerſinn, Alexander VI. in ſeiner Schändlichkeit, Leo X. in ſeiner Schwelgerei, zeigten, daß von ihrem Sitze die geforderte Reformation der Kirche niemals ausgehen werde.— Die heftigſten Erſchütterungen erhielt das Papſtthum in ſeinem fünften Zeitraume, von der Reformation bis zum Anfange der franzöſiſchen Revolution (1517—1789). Die Reformatoren vollbrachten das Rieſenwerk, wodurch faſt die Hälfte des Occidents vom Papſte losgeriſſen ward. Zwar begünſtigte dieſer, um den Neuerungen in Glaubensſachen und im Kirchenweſen Schranken zu ſetzen, einen neuen Orden, welcher ſich „von der Geſellſchaft Jeſu" nannte, und ſuchte durch Miſſionen in andern Welttheilen den Abfall in Europa zu erſetzen; aber weder dieß noch die Reaction der tridentiniſchen Kirchenverſammlung, noch auch die hierarchiſchen Beſtrebungen und Anſtrengungen eines Clemens VII., Paul III. und IV., Pius IV. und V., Gregor XIII., Sixtus V., Gregor XIV., Clemens VIII., Urban VIII. u. A. vermochten das Anſehn des apoſtoliſchen Stuhls wiederherzuſtellen. Clemens XI., Benedict XIII. und Clemens XII. machten nur, wie ihre Vorgänger ſeit der Reformation und noch mehr ſeit dem dreißigjährigen Kriege die Erfahrung, daß namentlich ihr Einfluß auf die Staatsangelegenheiten dahin ſei. Das Sinken der kirchlichen Auctorität auch in katholiſchen Ländern erfolgte zwar ſpäter, als das der politiſchen, begann aber gegen Mitte des XVIII. Jahrh. ſogleich mit dem entſcheidenden Zeichen einer fortgeſchrittenen Zeit mit einem Kriege gegen die Geſellſchaft Jeſu (ſ. d. Art. Jeſuiten). In Wechſelwirkung mit dieſem Ordenskriege ſtand ein Angriff ebenfalls von katholiſcher Seite auf den Papſt ſelbſt durch die freiſinnige Schrift des Joh. Nikolaus von Hontheim (Justus Febronius), deren ſchnelle Verbreitung ſelbſt das päpſtliche Anathema nicht hindern konnte. In Folge der neugewonnenen kirchenrechtlichen Einſichten und des gelungenen Angriffs auf den mächtigſten Orden ward in den katholiſchen Fürſten und deren Räthen die Idee ſelbſtſtändig zu unternehmender Reform der Kirche neu geweckt und beſonders dadurch zur Ausführung gebracht, daß in mehrern Ländern die Jeſuiten vertrieben und die Inquiſition und viele Klöſter aufgehoben wurden. Namentlich war es Joſeph II., welcher in den öſtreichiſchen Erbſtaaten eine ganz neue Kirchenverfaſſung nach dem Grundſatze des Territorialſyſtems ſchuf, nach welchem der Papſt nur Mittelpunkt der Glaubenseinheit, Kirchenregent jedes Landes aber nur der Landesherr ſein ſoll. Nach ſolchen Vorgängen erfolgte der Verfall des Papſtthums und nahte es dem Untergange in ſeinem ſechſten Zeitraume, vom Anfange der franzöſiſchen Staatsumwälzung bis zur Zeit der Reſtauration (1789—1814). Frankreich war es, von welchem das Papſtthum die empfindlichſten Demüthigungen erfuhr. Die Nationalverſammlung von 1789 ſetzte feſt, daß mit dem ſichtbaren Oberhaupte der allgemeinen Kirche zu Rom, welchem beiläufig Avignon genommen wurde, keine andere Verbindung, als Zuſicherung der Glaubenseinigkeit ſtattfinden ſolle. An die Stelle der katholiſchen Religion trat in dieſem Lande ſogar kurze Zeit Atheismus, bald eine Vernunftreligion. Napo-

leon aber überzog den Kirchenſtaat mit Heeresmacht, deſſen dritten Theil der P. im Frieden zu Tolentino abtreten mußte. Was Machiavelli von ſeiner Zeit weiſſagend ſchrieb, daß die Päpſte, einſt ehrwürdig und furchtbar durch geiſtliche und weltliche Macht, nachdem ſie beide gemißbraucht, die eine gänzlich verloren hätten und hinſichtlich der andern fremder Willkühr anheimgegeben ſeien, ſchien erfüllt. Unter Berthier's Waffen ward (1798) eine römiſche Republik errichtet und der P. gezwungen aller weltlichen Herrſchaft zu entſagen. Ja es kam endlich ſo weit, daß Pius VII. nach Vereinigung des Kirchenſtaats mit Frankreich verhaftet und nach Savona deportirt ward. Vom gänzlichen Untergange ward das Papſtthum durch den Sturz des hohen Kriegsfürſten ſo wie dadurch gerettet, daß es den katholiſchen Mächten als ein ſanftes Werkzeug zur Beruhigung der Völker und zur Sicherung der Alleinherrſchaft erſchien. Daher ſie ſich auch veranlaßt fanden, auf einige Wiederverſtärkung des Papſtthums zu dringen. Nach ſeiner Wiedereinſetzung nahm der heilige Vater wieder einen ernſteren, feſteren Ton an; doch ſchloß ihn die heilige Allianz, ſo wie den Sultan, von ihrem Bunde aus. Die erſten Lebenszeichen, welche er ſeitdem von ſich gab, waren Reſtitution der Inquiſition, der Jeſuiten und anderer geiſtlichen Orden, Bibelverbote, Concordate, Proteſtation auf dem Congreſſe zu Wien, Geltendmachung der Dogmen von alleinſeligmachender Kirche, gemiſchten Ehen, Ketzern und Schismatikern, hartes Verfahren gegen liberale Katholiken (Weſſenberg), Beharrung auf Cölibat, Proſelytenmacherei, Miſſionen ꝛc. Daß aber dennoch weder die vollkommene Herſtellung der alten Papſtrechte, noch die beſtimmte öffentliche Aufnahme des Ordens Jeſu durchgängig gelang, davon trugen die Schuld wenigſtens nicht Pius' VII. Nachfolger: Leo XII., Pius VII. und Gregor XVI. — So hat ſich denn durch ſolche Handlungsweiſe abermals bewährt, was immer die Hauptmaxime des römiſchen Hofes war, von ſeinen Behauptungen und Ausſprüchen nie das Mindeſte aufzugeben, ſondern damit nur die gelegene Zeit abzuwarten. Und in der That, will Rom Rom bleiben, ſo kann es keinen andern Geiſt, als den der Finſterniß und Herrſchſucht annehmen, welcher keineswegs durch die Zeit milder geworden iſt; denn es ſchweigt nur, wenn es ſich ſchwach fühlt, und erwartet ſeine Zeit; aber es kann nichts aufgeben, ohne alles zu verlieren. So lange es keine katholiſche Kirche gibt ohne einen Papſt, ſo lange iſt die römiſch=katholiſche Kirche nothwendig in einer kriegeriſchen Stellung gegen die evangeliſche; deren ganzer Beſitzſtand gilt für Uſurpation, ihr Daſein ſelbſt für illegitim; die ketzeriſchen Fürſten ſind in Roms Augen nur Uſurpatoren ihrer Reiche. Rom macht ihnen noch immer Bedingungen, unter denen ſie einſtweilen über die Gläubigen herrſchen dürfen. Dieß iſt römiſcherſeits der Sinn der Concordate. (Worte Tittmann's, aus ſeiner Schrift: „Die evangeliſche Kirche im Jahre 1530 und 1830 pragmatiſch dargeſtellt", Leipz. 1831). Vergl. Archib. Bower, „Hist. of Papes" (Lond. 1750 sqq. 4. Überſetzt und fortgeſetzt von Rambach, Magdeb. und Leipz. 1751 ff. 10 Bde. 4.); Ch. W. Fr. Walch, „Entwurf einer vollſtändigen Hiſtorie der Päpſte" (2. Aufl. Götting. 1758); Nehr, „Geſchichte des Papſtthums" (Leipz. 1801. 2 Thle.); Spittler's „Vorleſungen über die Geſchichte des Papſtthums", herausgeg. von Gurlitt (Hamburg 1828); C. J. Weber, „Das Papſtthum und die Päpſte" (Stuttg. 1835. 3 Thle.); Leop. Ranke, „Fürſten und Völker von Südeuropa im XVI. und XVII. Jahrh." (2. Bd.: „Die römiſchen Päpſte", Berl. 1834); J. F. Schneller, „Papſtthum", in Pölitz's Jahrbüchern der Geſchichte und Statiſtik. Febr. 1828. S. 177 ff. 63.

Papſtwahl oder die Art und Weiſe des Verfahrens bei der Einſetzung eines neuen Papſtes geſchah urſprünglich wie die aller Biſchöfe vor drei Perſonen aus dem Klerus, einem auswärtigen Biſchofe nebſt zwei Presbytern, ſeit dem III. Jahrh. vor drei benachbarten Biſchöfen. Aber gültig wurde die Wahl der vom oberſten

Klerus Präſentirten erſt durch die Genehmigung der Gemeinde. Die griechiſchen und ſpäter ſeit Karl dem Großen die römiſchen Kaiſer hatten das Recht der Beſtätigung, welche aber ſeit dem Concordate zu Worms (1122) aufhörte. Nikolaus II. (ſ. d. Art.) entzog auf einer Synode zu Rom (1059) die P. aller Einmiſchung der Laien und übergab ſie auf immer dem Collegium der römiſchen Cardinäle. Alexander III. verordnete, daß zwei Drittheile der Cardinäle zu einer gültigen P. erfordert würden. Gregor X. endlich ſetzte auf einer Synode zu Lyon (1274) die Ordnung der P. feſt (ſ. Conclave), die jedoch erſt von 1294 an dauernd beobachtet worden iſt. Der gewählte Papſt nimmt einen andern Namen an, jedoch mit Ausſchluß des Namens Petrus. Übrigens kann nur dann ein Cardinal zu dieſer Würde gewählt werden, wenn er von Geburt ein Italiener, mit keiner regierenden Familie verwandt und wenigſtens 55 Jahr alt iſt. 63.

Papus, ſ. Negrillos.

Papyrographie, ſ. Steindruck.

Papyrus, ſ. Papier.

Parabaſe, Vortretung, Abſchweifung, hieß in der Komödie der Alten die jedesmalige Stelle, in welcher der Chorführer die Zuſchauer ſelbſt anredete; daher überhaupt eine Rede an das Publicum. In der Rhetorik iſt es ſ. v. a. digressio, das Abſpringen von einem Gegenſtande zum andern. 84.

Parabel (von dem griechiſchen παραβολή, Vergleichung) nennt man eine Erzählung in Gleichniſſen. Sie unterſcheidet ſich von der Fabel, in deren Gebiet ſie jedoch nicht ſelten überſtreift, dadurch, daß ſie ſich mehr in dem Kreiſe der Wirklichkeit bewegt und ihre Gleichniſſe lieber aus der Ideenwelt der Menſchen, als aus dem Thierreiche hernimmt. An bildlicherweiſe erfundenen Beiſpielen macht ſie eine Lehre, religiöſer, meiſt aber moraliſch praktiſcher Natur, anſchaulich und tritt vom erbaulichen Standpunkte her aus der volksthümlichen Lebensweisheit des zu veranſchaulichenden Rechten und Wahren in die Poeſie als eine freie Kunſt des zu geſtaltenden Schönen. Man darf die P. nicht als gleichbedeutend mit der Allegorie nehmen; denn in der letztern verſchwindet das Urbild der Vergleichung vor unſern Blicken, in der P. aber ſteht es unverhüllt da. Dieſes Urbild muß nicht immer eine allgemeine Wahrheit ſein, auch ein einzelner Gegenſtand oder Vorfall kann dazu dienen, um Ähnliches durch ihn zu erläutern. Die P. verträgt keinen höhern poetiſchen Schwung und iſt der didaktiſchen Gattung der Dichtkunſt beizuzählen. Treffliche Parabeln finden ſich in dem alten und neuen Teſtamente und überhaupt neigen ſich die Morgenländer mit entſchiedener Vorliebe zu dieſer Darſtellungsweiſe hin. In der neueren Zeit haben nur die Deutſchen den Begriff der P. richtig aufgefaßt und Herder's und Krummacher's Parabeln können als Muſter gelten. — Unter P. verſteht man auch nicht ſelten ein einzelnes Gleichniß und dann verhält ſie ſich zur eigentlichen P. (Gleichnißrede) wie die Metapher zur Allegorie. — Paraboliſch nennt man alles Gleichmäßige. 66.

Parabel, lat. parabola; fr. parabole; engl. parable, iſt eine zwiſchen einer beſtimmten geraden Linie und einem beſtimmten Punkte gelegene krumme Linie, in welcher jeder Punkt derſelben von dieſem beſtimmten Punkte und dieſer beſtimmten geraden Linie ſtets gleichen Abſtand hat. Sie entſteht in einem Kegel, wenn der Schnitt parallel mit der Seite des Kegels geführt wird (ſ. Kegelſchnitte). Die beſtimmte gerade Linie heißt die Directrice, der beſtimmte Punkt der Brennpunkt, die Senkrechte, welche von der Directrice durch den Brennpunkt geht, die Achſe, der Punkt der P., welcher ſich in der Achſe befindet, der Scheitel und die vom Scheitel aus zu beiden Seiten ſich bildenden unbegrenzten Theile die Zweige oder Schenkel der Parabel. Jede vom Brennpunkte nach dem Umfange der Curve gezogene Gerade heißt Radius vector oder Brennſtrahl oder *Zuglinie*; jede von irgend einem Punkte der Curve auf die Directrice gefällte

Senkrechte ein *Abſtandsperpendikel* deſſelben; jede durch einen Punkt der P. gezogene unbegrenzte gerade Linie, welche rückwärts verlängert die Directrice rechtwinkelig durchſchneidet, *Durchmeſſer* der P.; der doppelte Abſtand des Brennpunktes von der Directrice, der *Parameter* des P., und iſt nothwendig eine poſitive Größe, woraus ſich ergibt, daß die Abſciſſen ebenfalls poſitiv ſind. Die P. gehört zu den unbegrenzten Curven; denn mit den Abſciſſen wachſen auch die Ordinaten ins Unendliche. Die Schenkel der P. biegen ſich unaufhörlich gegen die Abſciſſenachſe; denn die Ordinaten wachſen wie die Quadratwurzeln aus den Abſciſſen. Die P. erſtreckt ſich zu beiden Seiten der Achſe völlig ſymmetriſch; denn für jede poſitive Abſciſſe ſind zwei Ordinaten von gleicher Länge, aber entgegengeſetzter Lage vorhanden. Jede gerade Linie, welche mit der P. nur einen Punkt, den Berührungspunkt, gemein hat, heißt eine *Tangente*. Das Stück der Achſe, welches zwiſchen dem Durchſchnittspunkte einer Tangente mit der Achſe und dem Punkte, in welchem die Achſe von der Ordinate des Berührungspunktes geſchnitten wird, heißt die *Subtangente*. Ein Perpendikel auf eine Tangente durch den Berührungspunkt heißt *Normale*. Das Stück der Achſe, welches zwiſchen der Ordinate des Berührungspunktes und der Normale liegt, heißt die *Subnormale*. Die Lehrſätze für die P. ſind folgende: 1) Eine gerade Linie kann die P. höchſtens in zwei Punkten ſchneiden; 2) die ſenkrecht durch die Achſe geführten Sehnen werden von jener halbirt; 3) eine gerade Linie, welche den an einem Punkte der P. von der Zuglinie und dem Abſtandsperpendikel gebildeten Winkel halbirt, iſt Tangente derſelben an dieſem Punkte; 4) die Subtangente eines Punktes der P. iſt ſeiner doppelten Abſciſſe gleich; 5) die Normale der P. iſt die mittlere geometriſche Proportionale zwiſchen der Zuglinie und dem Parameter; 6) die Subnormale iſt dem halben Parameter gleich; 7) die Ordinate der P. iſt mittlere Proportionale zwiſchen der Abſciſſe und dem Parameter; 8) die Tangente iſt die mittlere Proportionale zwiſchen der doppelten Zuglinie und der doppelten Abſciſſe des Berührungspunktes; 9) eine Senkrechte aus dem Brennpunkte auf die Tangente iſt die mittlere Proportionale zwiſchen der Zuglinie und dem vierten Theile des Parameters; 10) der Flächenraum eines Parabelſegments beträgt $\frac{2}{3}$ des auf der Sehne errichteten, das ganze Segment einſchließenden Parallelogrammes; 11) jeder der Achſe parallele Durchmeſſer der P. halbirt die der Tangente des Scheitelpunktes parallel gezogenen Sehnen; 12) für jeden Durchmeſſer der P. verhalten ſich die Quadrate der Ordinaten wie die zugehörigen Abſciſſen. *Parabeln höherer Art* oder *Paraboloiden* nennt man Curven, deren allgemeine Gleichung $a^m x^n = y^{m+n}$ iſt. So ſind *quadratiſche* P., deren Gleichung $ax = y^2$, *cubiſche* P., deren Gleichung $a^2 x = y^3$, *biquadratiſche* oder *ſurſolide* P., deren Gleichung $a^3 x = y^4$ ꝛc. iſt. **Parabola cubicalis secunda**, oder **Paraboloides semicubicalis** heißt diejenige, deren Gleichung $y^3 = ax^2$ iſt. *Divergirende* Parabeln ſind diejenigen, deren Tangenten immer mehr divergiren, je länger der Bogen genommen wird. Diejenigen Curven, deren Gleichung $y = a + bx + cx^2 + dx^3 + \ldots + mx^m$ iſt, heißen *paraboliſche Curven*. Was eine Beziehung auf eine P. hat, heißt *paraboliſch*; daher hat man: *paraboliſche Aſymptoten*, *paraboliſche Conchoiden*, *paraboliſchen hufförmigen Abſchnitt*, *paraboliſches Conoid*, d. i. ein durch Umdrehung einer P. um ihre Axe entſtehender Körper; *paraboliſches Pyramidoid*, *paraboliſche Spindel* oder *Linſe*; *paraboliſche Spirale*, *paraboliſchen Spiegel* ꝛc. Archimedes war der Erſte, der die Quadratur der P. fand; Galilei aber gab zuerſt an, daß entweder parallel oder ſchief mit dem Horizonte geworfene Körper eine P. beſchrieben; Blondel wendete die P. zuerſt zum Bombenwerfen, Wolf zur Figur der Brennſpiegel, Descartes zur Conſtruction der algebraiſchen Gleichungen des dritten und vierten Grades an und Nicander und Chapman (in Schweden) wieſen nach, daß

alle Werkzeuge, welche in feſten und flüſſigen Körpern einen Widerſtand überwinden müſſen, am beſten wirkten, wenn dieſelben paraboliſch geſtaltet wären, wie z. B. die Spaten, Pflugſchaare, Drillbohrer, Schiffsankerflügel, Dämme, Ausgußrinnen ꝛc. 40.

Parabrahma, ſ. Mythologie der Hindu.

Paracelſus, eben ſo berühmt als berüchtigt als Aſtrolog, Goldkünſtler, Theoſoph, Chemiker, Arzt und Gründer eines mediciniſchen Syſtems, der ſich mit ſeinem ganzen Namen Philippus Aureolus Theophraſtus Paracelſus a Bombaſt in Hohenheim nannte, war (vielleicht ums Jahr 1493) in Einſiedeln bei Zürich geboren. Sein Vater, ein Alchymiſt und Arzt, unterrichtete ihn zuerſt in der Medicin und in ſeinen übrigen Künſten; hierauf zog er, wie die scholistici vagantes damals zu thun pflegten, im Lande umher, ſtellte die Nativität, citirte Todte und gab ſich mit Goldmachern ab. Die Medicin erlernte er bei einigen Kloſtergeiſtlichen; daß er einige Univerſitäten beſucht hat, verſichert er zwar, doch iſt nicht bekannt welche? jedenfalls konnte ihm ein geregeltes Studium nicht viel nützen, da er keine Schulkenntniſſe beſaß. Während dieſes herumſchweifenden Lebens diente er eine Zeit lang als Militairarzt in den Niederlanden, Italien, Dänemark und begab ſich hierauf auf lange Reiſen, wie er ſelbſt ſagt, nach Spanien, Portugall, Preußen, Polen und Siebenbürgen; ja er ſoll ſogar nach Einigen in Ägypten und der Tartarei geweſen ſein. Vorzüglich lange hielt er ſich aber in Ungarn auf, in welchen Ländern allen es ihm weniger um den Umgang mit Gelehrten zu thun war, als um die Bekanntſchaft von Aſtrologen, Alchymiſten, Scharfrichtern, Zigeunern, alten Weibern u. ſ. w., deren Geheimniß und wundervolle Curen er ſich zu eigen zu machen ſuchte. So kam er erſt in ſeinem 33. Jahre wieder nach Deutſchland zurück, wo er durch ſeine glückliche Curen, noch mehr aber durch ſeine Prahlerei außerordentliches Aufſehen erregte und daher von den Laien eben ſo ſehr geſucht, als von den Ärzten verfolgt wurde. Dieſe Berühmtheit verſchaffte ihm im Jahre 1526 eine Anſtellung als Profeſſor der Phyſik und Chirurgie an der Univerſität Baſel. Hier lockten die neue Art, mit der er ſeine Kunſt lehrte, die beſtändigen Verweiſungen auf ſeine großen und glücklichen Curen, das Prahlen mit vorgeblichen Arcanen, die das Leben verlängern und alle Krankheiten ohne Unterſchied heben ſollten, endlich ſein Vortrag in deutſcher Sprache eine Menge leichtgläubiger, unwiſſender junger Leute in ſeinen Unterricht. Allein dieſer Beifall dauerte nur kurze Zeit; mehrere unglückliche Curen ſchmälerten ſeinen Ruf, wozu ſeine niedrige, ſchmutzige Lebensart, ſeine Trunkſucht nicht wenig beitrugen und ſo kam es, daß er bereits zu Ende 1527, nachdem er bei einer Streitigkeit den Magiſtrat geſchmäht hatte, Baſel eiligſt verlaſſen mußte, worauf er ſeine herumſchweifende Lebensart wieder anfing. Er begab ſich nach Colmar, war ſpäter zu St. Gallen, Augsburg, in Böhmen, wo er durch die durch ſeine Schuld unglücklich abgelaufene Cur des Marſchalls Johann von Leippa ſich große Nachrede zuzog, ſpäter in Ungarn, Kärnthen, bis er endlich 1541 im Hoſpital zu St. Stephan in Salzburg ſein unruhiges Leben beſchloß. — Sehr verſchieden ſind die Urtheile, die über P. gefällt worden ſind und noch jetzt ſind die Stimmen über ihn getheilt; jedoch überwiegt in neueſter Zeit die ihm zu Theil werdende Anerkennung ſeines Strebens. Suchen wir aus den über ihn gehäuften Verläumdungen und Lobeserhebungen das Wahre auszumitteln, ſo dürfte es darin beſtehen, daß P. ein Mann von vorzüglichen Geiſtesanlagen und heftigen Leidenſchaften war, der aber, da es ihm an guter Erziehung und Unterricht fehlte, jene nicht gehörig auszubilden und dieſe nicht zu beherrſchen vermochte. Daher trieb ihn ſein Wiſſensdurſt zu den ſonderbarſten Mitteln, ihn zu befriedigen; ſeine herumſchweifende Lebensart, ſein Verkehr mit Leuten, die in der Leichtgläubigkeit und Unwiſſenheit Anderer ihre Exiſtenz zu begründen ſuchten, als Aſtrologen, Alchymiſten und an-

dem Betrügern konnte aber der Reinheit ſeiner Sitten durchaus nicht förderlich ſein. Indem er jedoch ſeine Kenntniſſe nur mit großer Mühe und Aufopferung zu ſammeln im Stande war, überſchätzte er ſeine Anſtrengungen und ſah mit Wegwerfung auf die herab, die vor ihm denſelben Weg gewandelt waren. Trotz dieſer Hinderniſſe aber, die ihm bei der Ausbildung ſeiner geiſtigen Kräfte im Wege ſtanden, gelang es ihm, einen tiefern Blick als irgend einer ſeiner Vorgänger in die Natur und in das Verhältniß des menſchlichen Organismus und ſeiner Krankheiten zu ihr zu thun; er hat ſich dadurch, daß er dieſe Beziehungen ſo klar aufgefaßt hat, ein unſterbliches Verdienſt erworben und die Medicin auf den Weg geführt, der jetzt immer noch als der zu ihrer Vervollkommnung dienlichſte angeſehen wird. Der Umſtand, daß man bei dem frühern niedern Stande der Wiſſenſchaft die Lehre des P. nicht verſtanden hat, iſt großentheils an den vielen Verläumdungen Schuld, mit denen man ihn überhäuft hat. — Außer dieſen Verdienſten iſt er auch als derjenige anzuſehn, der zuerſt von einer Menge mineraliſcher Mittel, vorzüglich der Mercurial- und Antimonialſalze, bei Heilung der Krankheiten Gebrauch gemacht hat, ſo wie er auch unbeſtreitbare Verdienſte um die beſſere Kenntniß der veneriſchen Krankheit beſitzt. Indem er aber die Medicin auf Philoſophie gründen und in die Tiefen der Natur mittelſt des Lichts der Religion dringen wollte, verflocht er myſtiſche, kabbaliſtiſche, theoſophiſche Elemente, Magie und Mantik, zu einem Chaos. Gott iſt ihm die Quelle alles Wiſſens durch Erleuchtung, auch der Limbus, der den Samen aller Dinge enthält; der Menſch iſt ein Mikrokosmus, die Urelemente der Dinge ſind Salz, Schwefel und Queckſilber, aus denen durch 4 verſchiedene Scheidungen die Dinge hervorgehen. Durch das All geht eine große Harmonie, daher auch ein ſideriſcher Einfluß auf den Menſchenkörper. Dieß ungefähr die Hauptſätze der Lehre des P., über den man vergl. Schröckh's „Lebensbeſchreibungen" (Bd. I. S. 42.); Kreuzer's und Daub's „Studien" (Bd. I.); Sprengel's „Geſchichte der Arzneikunde" (III. Thl.); Rixner's und Siber's „Beiträge zur Geſchichte der Phyſiologie" (Sulzbach, 2te Aufl. 1829. 1. H.); C. H. Schulz „Die homöopatiſche Medicin des Theophraſtus Paracelſus" (Berlin 1831). Seine Werke erſchienen zu Baſel 1589. 10 Bde. 4., Straßburg 1616—1618. 3 Bde. Fol., vollſtändig zu Genf 1658. 3 Bde. Fol. 80.

Paradies, ein urſprünglich perſiſches Wort (Sanskrit paradischa), bezeichnet daſſelbe, was wir unter Park verſtehen; es wurde aber ſchon frühzeitig vorzugsweiſe von dem Aufenthalte der erſten Menſchen gebraucht, welchen ſich die morgenländiſche Phantaſie als einen mit allen Genüſſen reich ausgeſtatteten Luſtort dachte. Denn die ſelbſt in unſern Tagen noch häufig ausgeſprochene Idee, daß das Menſchenleben ſich immer trauriger geſtalte, war ſchon dem Jugendalter der Menſchheit eigenthümlich und vermochte ſie rückwärts ſchließend, ſich ihren Anfang als höchſt glücklich zu denken (das bei allen Völkern vorkommende goldene Zeitalter). War aber die ganze Richtung der frühern Menſchen überhaupt eine mehr ſinnliche, wie ſie ſich in allen Mythologien abſpiegelt, ſo mußte es vorzüglich die der weichlichen Orientalen ſein, welche noch jetzt den Sinnengenuß für das Höchſte achten, und daher entſprang die Idee jenes reizenden Aufenthaltes, in welchem die mit allen Verhältniſſen des geſelligen Lebens unbekannten erſten Menſchen in Unſchuld der ſchönſten Genüſſe theilhaftig wurden. Zwar erkennt auch die Vernunft die Nothwendigkeit, daß die Menſchheit ihren Urſitz in reichbegabten Gefilden hatte, wo die Natur von ſelbſt Alles bietet; wir dürfen aber bei der Anſicht des Alterthums über das P. an ein philoſophiſches Nachdenken nicht denken, ſondern eben, weil bei Verluſte deſſelben überall der Eintritt phyſiſcher Leiden hervorgehoben wird, jene Idee nur als ein Product der Phantaſie uns vorſtellen, welche aus der Wehmuth über die menſchliche Schwachheit erzeugt und in der Sehnſucht nach größerer irdiſchen Seligkeit die Verhältniſſe des gegenwärtigen Lebens als eine Strafe für den Abfall von der Gott-

heit anſieht und ſomit das P. mit den üppigſten Farben ausſchmückt. Der Urſprung dieſer Vorſtellung iſt aber, wie die Benennung ſelbſt, in dem gartenreichen Perſien zu ſuchen und ſelbſt die bibliſche Beſchreibung des P. (Eden, d. i. Wonne, Lieblichkeit) kann nur dahin paſſen. Denn wenn auch die vielfachſten Unterſuchungen und etymologiſchen Deutungen zu Genüge bewieſen haben, daß es unmöglich iſt, die Angaben der bibliſchen Erzählung mit dem wirklichen Befunde einer jener Gegenden zu vereinigen; ſo iſt doch die Ähnlichkeit der angegebenen Flußnamen mit den bekannten ſpäterer Zeiten Fingerzeig genug, um die übrigen geographiſchen Unrichtigkeiten, dergleichen man bei dem viele Jahrhunderte ſpäter lebenden Homer ganz natürlich findet, zu entſchuldigen. Es ſcheint nämlich die Idee von dem perſiſchen Götterberge Albordſch, als dem Mittelpunkte der Erde, von welchem alle Hauptſtröme der Welt ausgehen, hier die Grundidee gegeben und man bei geographiſcher Unkenntniß die 4 Hauptſtröme des Paradieſes als aus einer Quelle fließend ſich gedacht haben. Die vier erwähnten Flüſſe (Piſchon = Araxes [Phaſis] bei Chawila [Kolchis], Gihon = Oxus (ſ. d. Art.) bei Kuſch d. i. Baktra, Hidekel = Tigris, Phrath = Euphrat) ſetzen alſo das P. in den geſegnetſten Theil des perſiſchen Reichs, den ſchönſten Roſengarten der Erde, ohne daß die Urkunde ſelbſt genauere Begrenzung angeben wollte. — Die Sehnſucht nach dem verlornen P. hat ſich übrigens mit dem Glauben an die Unſterblichkeit verſchmolzen und daher iſt der Name P. auf den Ort der Seligen übergetragen worden, wie ſelbſt Jeſus ſich darüber äußert (Luk. 23, 43); doch können wir in dieſer Beziehung den Begriff nur in geiſtiger Bedeutung verſtehen, während der Islam wirklich ein ſinnliches P. verheißt. 23.

Paradies (Maria Thereſia), eine bekannte Clavierſpielerin, geb. den 15. Mai 1759 zu Wien, hatte das Unglück in ihrem 3. Jahre zu erblinden, erhielt aber deſſenungeachtet, da Neigung und Talent große Hoffnungen erregten, zeitig Unterricht in der Muſik und trat bereits im 11. Jahre als Soloſängerin in Pergoleſe's „stabat mater“ mit ſo großem Beifall auf, daß ihr die Kaiſerin Maria Thereſia einen Jahrgehalt von 200 Gulden ausſetzte. Unter Kotzeluch's Leitung vervollkommnete ſie ſich hierauf im Klavier- und Harmonikaſpiel bald ſo ſehr, daß ſie über 50 Concerte auswendig öffentlich vorzutragen vermochte. Nachdem ſie von einer im Jahre 1784 nach London, Paris und Brüſſel unternommenen Kunſtreiſe nach Wien zurückgekehrt war, beſchäftigte ſie ſich vorzugsweiſe mit der Compoſition von Sonaten, Cantaten, Liedern und ſelbſt Opern, die ſie Note für Note in die Feder dictirte. Sie ſtarb den 1. Febr. 1824 als Vorſteherin einer durch ſie gegründeten muſikaliſchen Lehranſtalt. 36.

Paradiesvogel, lat. paradisea; franz. oiseau de paradis; engl. bird of paradise, auf Neu-Guinea und den benachbarten Inſeln einheimiſch, erreicht die Größe eines Staars, hat einen ſtarken, vorn etwas gebogenen Schnabel, an deſſen Wurzeln ſich ſammetartige Federn befinden, und zeichnet ſich nicht blos durch den ſchönen Glanz ſeiner Federn, ſondern auch durch den ſchwanzförmigen Federbuſch unterhalb der Flügel, der die Länge des Vogels weit überſteigt, und die 2 noch längern in Geſtalt von Fäden herabhängenden Schwanzfedern aus. Man zählt mehrere Arten der P. und namentlich iſt der gemeine P. (apoda) bekannt, deſſen Federn am Kopfe einen goldgelben, am Unterhalſe einen goldgrünen, am übrigen Körper einen bräunlichen Glanz von ſich geben. Meiſt werden die Federn zum Kopfputze der Frauen verwendet und da man den Vögeln, ehe ſie verſendet werden, die Füße abſchneidet, ſo entſtand die Fabel, daß ſie keine Füße hätten und unaufhörlich in der Luft ſchweben müßten. 35.

Paradiesvogel iſt ein kleines Sternbild am ſüdlichen Himmel, zu welchem Halley und Bayer 11 Sterne rechnen. 13.

Paradigma (παράδειγμα), Beweis, Beiſpiel, heißt in der Grammatik

jedes Wort, an deſſen Flexion die anderer Wörter gleicher Form und Art veranſchaulicht wird. Auch ein Muſterwerk heißt P. und außerdem kommt beim Unterrichte die paradigmatiſche Methode (durch Beiſpiele) und in der Logik der paradigmatiſche Schluß vor. 84.

Parador (παράδοξος) nennt man alles das, was wider die gewöhnliche Meinung und Erwartung iſt, das Sonderbare, Auffallende, Wunderbare. Namentlich wird ſo auf dem Gebiete der Wiſſenſchaft jede Behauptung genannt, welche der gewöhnlichen, allgemein für wahr gehaltenen Anſicht zuwiderläuft. P a r a d o x a ſind alſo kühne, von dem gewöhnlich Angenommenen abweichende Sätze oder Behauptungen, die aber nicht immer unwahr und verwerflich ſind. Unter den alten Philoſophen zeichneten ſich beſonders die Stoiker durch Aufſtellung von dergleichen paradoxen Behauptungen (z. B. daß der Weiſe allein frei, reich, ein König ꝛc. ſei) aus. Von Cicero hat man eine Schrift unter dem Titel: „**Paradoxa**,“ worin er ſechs ſolcher Sätze philoſophiſch zu rechtfertigen ſucht. 63.

Paränese (παραίνεσις), Warnung, Rath, Lehre, nennt man in der Rhetorik eigentlich den Übergang von der Beweisführung zur Anwendung, von dem theoretiſchen zum praktiſchen Theile, worin man die Zuhörer auf das Folgende aufmerkſam macht. Doch kann die P. auch in den Epilog verwebt ſein. Dann gebraucht man das Wort für den praktiſchen Theil der Rede (Predigt) ſelbſt, weßhalb es auch ſ. v. a. Erbauung überhaupt bezeichnet. 84.

Paragraph war urſprünglich in den Schriften der Alten ein Zeichen am Rande, ein Strich mit einem darübergeſetzten Punkte und wurde zuerſt bei den Dramen gebraucht, um Anfang und Ende der Parabaſe zu bezeichnen; doch mag es wohl in den erſten Zeiten nicht gebraucht worden ſein. Später ward es auch Zeichen der Interpunction, indem es zur Unterſcheidung der größeren Abtheilungen der Rede überhaupt gebraucht ward, und ſo entſtand unſer Zeichen §., welches zur Trennung der Abſchnitte im Gedankengange beim wiſſenſchaftlichen Vortrage dient. 84.

Paraguay, ein Staat in Südamerika, liegt von 19° 50′—26° 45′ S. B. zwiſchen Bolivia, Braſilien und den La Plataſtaaten und umfaßt einen Flächenraum von 6840 □ Meilen. Öſtlich und ſüdlich wird die Grenze vom Paraña, weſtlich vom P. gebildet, welche beide die wichtigſten Flüſſe des Landes ſind und alle übrigen Gewäſſer in ſich aufnehmen. Zum Theil, beſonders im Norden und Oſten, gebirgig, zum Theil waſſer- und grasreiche Ebene (zu der großen Pampas gehörig), erſcheint P. als das geſegnetſte Land Südamerikas; denn es bietet an allen Erzeugniſſen für das Bedürfniß ſowohl wie für den Luxus den reichſten Überfluß dar, indem es alle Produkte der tropiſchen Natur vereinigt. Man findet eine unendliche Mannigfaltigkeit von Nutz- und Zierhölzern, Früchten, Blumen, Geſträuchen und Pflanzen, Zucker, Caffee, Tabak, Pfeffer, Baumwolle, Indigo, Reis, Mais und anderes Getreide, Orangen, Citronen, Limonen, Datteln, Feigen, Melonen, Cocos, Wein; ferner Rindvieh, Pferde, Schafe in unendlicher Menge, den Seidenwurm, Bienen, Vögel, darunter den amerikaniſchen Strauß, verſchiedene Arten Schlangen, unter ihnen die **boa constrictor**; an Mineralien Gold, Silber, Kupfer, Platina und Queckſilber. Beſondere Erwähnung endlich als Hauptproduct verdient die Paraguaytheeſtaude (wahrſcheinlich **ilex mate**, nicht wie man ſonſt annahm **cassine paragua**), deren länglich runde zerſchnittene Blätter in Südamerika als Thee gleich dem chineſiſchen in Europa allgemein im Gebrauche ſind. Die Bevölkerung Paraguays beträgt ungefähr 600000 Seelen und beſteht theils aus Creolen und Meſtizen, theils aus Indianern verſchiedener Stämme, unter denen die Abiponer, Guanas, Guaycurus, Cahans und Payacuas (unter eigenen Kaziken) die wichtigſten ſind. Letztere ausgenommen iſt überall das Chriſtenthum herrſchende Religion. Haupterwerbszweige der Bewohner ſind Viehzucht, Acker- und Plantagenbau und Gewerbe,

vorzüglich Gerberei und Seide- und Baumwollenſpinnerei, welche ſich ſämmtlich in ſo blühendem Zuſtande befinden, als bei dem mehr als chineſiſchen Iſolirungsſyſteme der Regierung möglich iſt. Der Handel beſchränkt ſich auf den innern Verkehr, denn einen äußern gibt es gar nicht, da keine Einfuhr und Ausfuhr (Paraguaythee, Caffee, Zucker, Tabak, Seide, Leder, Baumwolle, Indigo) nur unter beſondern Licenzen geſtattet iſt. — Die Verfaſſung Paraguays iſt eine Muſterdespotie, ſyſtematiſch errichtet und durchgeführt von dem berühmten Dr. Francia (ſ. d. Art.). Zwar ſteht demſelben ein Staatsrath zur Seite, doch ohne Einfluß und Gewalt, nur berathend, wenn es dem Dictator ſo beliebt. Dabei iſt das Land den (allerdings höchſt unſichern) Nachrichten, die wir darüber haben können, zufolge, glücklich und zufrieden, ohne Schulden und nicht gedrückt. Für Erziehung und Bildung iſt durch den Dictator hinlänglich geſorgt und ein wohldisciplinirtes Heer von 30000 Mann, ſeinem Intereſſe völlig ergeben, verhindert jeden möglichen Aufſtand im Innern und hält die Nachbarſtaaten im Reſpect. — Eintheilung des Landes in 6 Departements: San Jago, Concepcion, Villaricca, Curuguatay, Candelaria und Aſſuncion, ſo benannt nach den Städten gleiches Namens. Die Hauptſtadt iſt Aſſuncion (8000 Einw.). — Kurze Geſchichte des Staates P. Bereits im Jahre 1516 ward, obwohl vergeblich, von dem Spanier Don Diaz de Solis ein Verſuch gemacht, in P. eine Niederlaſſung zu gründen; auch ein zweiter im Jahre 1526 ſcheiterte an dem hartnäckigen Widerſtande der Indianer und erſt eine ſpäter begründete Niederlaſſung zu Aſſuncion gewann feſtern Beſtand. Noch in demſelben Jahrhunderte legten die Jeſuiten in verſchiedenen Theilen des Landes Miſſionen an, die bei der dieſem Orden eigenen Klugheit und Mäßigung bald guten Fortgang hatten. Die ſpaniſche Regierung fand ſich dadurch bewogen, ihnen gewiſſe Landſtriche ganz zu überlaſſen, ſo daß ſie ſeit dem Anfange des XVII. Jahrhunderts faſt Herren des ganzen Landes wurden. Unter ihrer zwar ſtrengen doch wohlthätigen Herrſchaft erhob ſich P. ſchnell zu großer Blüthe; die Indianer erhielten in den Doctrinas (Unterrichtsplätzen) Unterricht im Chriſtenthume, wurden in den Waffen geübt, an Gewerbe und Künſte gewöhnt und dadurch, daß die Jeſuiten keinem Spanier und Portugieſen den Eintritt in dieſe Bezirke geſtatteten, vor der europäiſchen Sittenloſigkeit bewahrt. Dieſer Zuſtand währte bis um die Mitte des XVIII. Jahrhunderts, wo einige Bezirke von P. an Portugal abgetreten werden ſollten. Bei dieſer Gelegenheit lernte die ſpaniſche Regierung den wahren Zuſtand des Landes kennen, den bisher die Jeſuiten wohlweislich zu verbergen gewußt hatten, und wurde über den eigentlichen Plan des Ordens enttäuſcht, um ſo mehr, als dieſer bei den über die Vollziehung des Vertrags obſchwebenden Verhandlungen erſt insgeheim, dann offen feindlich gegen beide, Spanien und Portugal, auftrat. Auch gelang es nur den vereinten Anſtrengungen der letztern, das Heer der Jeſuiten im Jahre 1756 aus dem Felde zu ſchlagen und den Orden zu vertreiben. Seit dieſer Zeit aber ſank das Land durch die Barbarei der Spanier und Portugieſen immer tiefer in Elend, beſonders wurde der portugieſiſche Antheil eine Beute der unſinnigſten Zerſtörung, vor allen durch die Züge Artigas' (ſ. d. Art.). Das ſpaniſche P. bildete ſeit 1776 nebſt Banda oriental (Uruguay) und der Provinz der Miſſionen einen Theil des Königreichs La Plata. Als endlich der allgemeine Freiheitskampf in Südamerika entbrannte, erklärte ſich auch P. für ſelbſtſtändig und ſtellte den Dr. Gasparo Francia an die Spitze der Regierung. Wie dieſer ſeit 1817 als Dictator unumſchränkt die Gewalt behauptet, ſ. in dem Art. Francia. 15.

Paraklet (παρακλητος), d. i. Beiſtand, Advocat, nennt Jeſus in dem griechiſchen Texte des Evangelium Johannis 15, 26 den verheißenen heiligen Geiſt. Luther hat es Tröſter überſetzt. Der Name ſelbſt ward von mehreren Ketzern gemißbraucht, welche die Verheißung des P. auf ſich deuteten, und ſelbſt Muham-

med wandte jene Stelle auf ſich an, aber ſo, daß er ſich auf eine andere Lesart περίκλυτος (der berühmte), welcher der Name Muhammed ganz entſpricht, ſtützte. S. übrigens **Geiſt**. 23.

Paralipſis (παράλειψις, praeterilio) iſt eine rhetoriſche Figur, welche beſonders zur Verſtärkung der Beweisführung angewendet wird, indem man zwar weniger wichtig ſcheinende Beweismittel zu übergehen vorgibt, aber eben durch eine kurze Erwähnung derſelben die eigentlichen Beweismittel recht hervorhebt. Die alten Redner, vorzüglich Cicero, bedienen ſich ihrer häufig. 84.

Parallaktiſche Maſchine oder **Aequatorial**, ſ. Fernrohr.

Parallaxe wird in der Optik der Winkel genannt, den die aus zwei verſchiedenen Standpunkten nach einem und demſelben Gegenſtande gehenden Richtungen an dem letztern bilden. Es iſt daher beſonders in der Aſtronomie von einer P. z. B. des Mondes, der Sonne, der Fixſterne ſehr oft die Rede und der parallaktiſche Calcul zeigt, wie man die Entfernungen von einander beſtimmen kann. 13.

Parallelen, ſ. Laufgraben.

Parallelepipedum nennt man einen Körper, der von 6 Parallelogrammen (ſ. d. Art.) eingeſchloſſen iſt, von denen je zwei gegenüberliegende gleich und parallel ſind. Stehen die Seitenflächen perpendicular auf der Grundfläche, ſo heißt daſſelbe ein geradſtehendes, im Gegentheile aber ein ſchiefes P. und der ſenkrechte Abſtand der Grundflächen die Höhe eines ſolchen Körpers. Die auf Parallelepipeda Bezug habenden Lehrſätze ſind folgende: 1) Parallelepipeda, die gleiche Grundflächen und gleiche Höhen haben, ſind einander gleich; 2) Parallelepipeda von gleichen Grundflächen aber von verſchiedenen Höhen verhalten ſich wie die Höhen; 3) Parallepipeda von gleichen Höhen aber von verſchiedenen Grundflächen verhalten ſich wie Grundflächen; 4) Parallelepipeda von verſchiedenen Grundflächen und Höhen verhalten ſich wie die Producte aus den Grundflächen und Höhen; 5) der körperliche Inhalt eines geradſtehenden P., deſſen Grundfläche ein Rechteck iſt, wird berechnet, indem man das in Zahlen ausgedrückte und auf einerlei Benennung gebrachte Maß der Länge, Breite und Höhe dieſes Körpers mit einander multiplicirt; 6) der körperliche Inhalt eines ſchiefſtehenden P. wird berechnet, indem man, wie bei dem geradſtehenden P., die Grundfläche mit der Höhe multiplicirt. 40.

Parallelkreiſe heißen an der Himmels- oder auf der Erdkugel alle mit dem Äquator parallellaufende Kreiſe, die nach den beiden Polen zu immer kleiner werden und deren Mittelpunkte in der Drehungsaxe der Kugel liegen. Der Äquator (ſ. d. Art.) ſelbſt, die Wende- und Polarkreiſe ſind die vornehmſten unter den Parallelkreiſen, die von den Meridiankreiſen ſtets unter rechten Winkeln durchſchnitten werden werden. 13.

Parallellinien, franz. parallèle; engl. parallel, ſind ſolche Linien, die aller Orten ſtets gleiche Entfernung von einander haben und daher auch, ſo weit man ſie verlängert, niemals zuſammentreffen. Die Eigenſchaften der P. beziehen ſich auf die Winkel, die ſie mit einer ſie ſchneidenden bilden. An jeder von zwei geraden P. entſtehen dadurch vier Winkel, welche ſich in äußere und innere unterſcheiden. Die auf entgegengeſetzten Seiten der ſchneidenden an der einen oder an der andern Parallellinie liegenden innern Winkel heißen Wechſelswinkel. Die hierher gehörigen Lehrſätze ſind folgende: 1) Die beiden an einerlei Seite liegenden innern Winkel zuſammen ſind zwei rechten gleich; 2) die Wechſelswinkel ſind ſich gleich; 3) jeder innere Winkel iſt dem ihm an derſelben Seite gegenüberliegenden äußern gleich. — Parallellineal nennt man im Allgemeinen ein Werkzeug, mit welchem P. gezogen werden können und welches im Allgemeinen aus zwei Linien beſteht, die mit einander durch zwei gleich lange parallele Schenkel, die frei um einen Stift ſich bewegen und wodurch ſie mit den geraden Linealen Zu-

ſammenhang haben, ſo verbunden ſind, daß ſie jederzeit eine gleiche und parallele Lage haben. Doch hat man durch verſchiedene Vorrichtungen noch manche Genauigkeiten dabei angebracht. 40.

Parallelmethode iſt eine beſondere Art von Netzlegung einer Gegend für die Detailmeſſung. Sie beſteht darin, daß in dem zu vermeſſenden Diſtricte in gewiſſen Entfernungen nach einer gewiſſen Ordnung Parallellinien abgeſteckt, mit aller Sorgfalt gemeſſen und dann auf die einzelnen Sectionen der Menſelblätter getragen werden. 40.

Parallelogramm iſt eine vierſeitige Figur, in welcher die gegenüberſtehenden Seiten parallel ſind. Das P. heißt 1) ein Quadrat, wenn es vier gleiche Seiten und vier rechte Winkel, 2) ein Rhombus, wenn es vier gleiche Seiten und vier ſchiefe Winkel, 3) ein Rechteck, wenn es je zwei gegenüberliegende gleiche Seiten und vier rechte Winkel, und 4) eine Rhomboide, wenn es je zwei gegenüberliegende Seiten und vier ſchiefe Winkel hat. Der Perpendikel, den man in einem P. von einem Punkte einer Seite auf die gegenüberliegende Seite oder deren Verlängerung zieht, heißt die Höhe und eine von dieſen zwei Seiten die Grundlinie des Parallelogramms. Auf das P. beziehen ſich folgende Lehrſätze: 1) ein P. wird durch die zwei an einander ſtoßenden Seiten mit dem eingeſchloſſenen Winkel oder durch jene zwei Seiten und eine Diagonale beſtimmt; 2) die gegenüberliegenden Seiten und die nach der Diagonale entgegengeſetzten Winkel ſind ſich gleich; 3) die Diagonalen theilen ein P. in zwei gleiche Theile; 4) die Summe der Quadrate von den vier Seiten eines Parallelogramms iſt gleich der Summe der Quadrate beider Diagonalen; 5) Parallelogramme, die gleiche Grundlinien und Höhen haben, ſind einander gleich; 6) Parallelogramme, die gleiche Grundlinien, aber verſchiedene Höhen haben, verhalten ſich wie die Höhen; 7) Parallelogramme, die gleiche Höhen aber verſchiedene Grundlinien haben, verhalten ſich wie die Grundlinien; 8) Parallelogramme, die verſchiedene Grundlinien und Höhen haben, verhalten ſich wie die Producte aus den Grundlinien und Höhen; 9) der Flächeninhalt eines Parallelogramms wird gefunden, indem man das in Zahlen ausgedrückte und auf einerlei Benennung gebrachte Maß der Grundlinie und Höhe mit einander multiplicirt. — P. der Hyperbel iſt dasjenige, welches zu ſeinen Seiten die beiden Aſymptoten und parallele Coordinaten hat. — Kräfteparallelogramm oder P. der Kräfte ſ. Kraft. 40.

Paralleltheorie nennt man die Lehre von den Parallellinien, welche, wie bekannt, Schwierigkeit macht und daher merkwürdig iſt, weil ſie zu den erſten Elementen der Geometrie gehört. Die Natur der Parallellinien hängt ganz unmittelbar mit der Natur der geraden Linien zuſammen. Über P. verdienen beſonders erwähnt zu werden die Schriften von Klügel (Göttingen 1763), Keſaro (Wien 1784. 1786), Hoffmann (Jena 1801), Duvrier (Leipz. 1808), Crelle (Berl. 1816), Müller (Nürnberg 1819), Küſter (Hanov. 1821), Wahl (Jena 1823) Jacobi (Jena 1824), Hegenberg (Berl. 1825), Taurinus (Köln 1825). 40.

Paralogismus, ſ. Schluß.

Paralyſis, paralytiſch, ſ. Lähmung.

Parameter, ſ. Parabel.

Paramythien (παραμύθια, eigentlich Ermahnungen, Erholungen, Tröſtungen) nennen die Neugriechinnen jetzt noch die Erzählungen und Dichtungen, womit ſie ſich die Zeit kürzen. Herder gab kleinen Erzählungen, welche er aus der Götterlehre hernahm, zuerſt dieſen Namen; daher verſteht man jetzt gewöhnlich unter P. kleine unterhaltende Erzählungen mythologiſchen Inhalts, obſchon dieſer Begriff durchaus nicht in der Bedeutung des Wortes begründet iſt. 66.

Paranymphen waren öffentliche Beamte bei den Griechen, welche die Hochzeitfeierlichkeiten leiteten und vorzüglich das Brautbett unter ihrer Aufſicht hatten;

auch Freunde des Bräutigams, welche um die Braut warben und ſie ihm zuführten. Bei den Römern wurden die drei Knaben, welche die Braut begleiteten, P. genannt; zwei derſelben führten ſie in der Mitte und der dritte ging mit einer brennenden Fackel von Fichtenholz voraus. 11.

Paraphe (von παραφαίνειν, daneben ſich zeigen) iſt ein künſtlicher Zug mit der Feder am Ende einer Schrift, vorzüglich der Unterſchrift des Namens angehängt, um jede Verfälſchung kenntlich zu machen; dann auch der Stempel, mit welchem man einen ſolchen Zug abdrückt. — Paraphiren heißt den Namenszug ausführen. 84.

Paraphernalien, ſ. Eingebrachtes.

Paraphraſe (παράφρασις) heißt eine umſchreibende Auslegung oder erklärende Umſchreibung irgend einer kürzern Schrift oder einzelnen Schriftſtelle in derſelben oder in einer andern Sprache. Sie unterſcheidet ſich von der Überſetzung dadurch, daß dieſe nicht nur den Sinn, ſondern auch die vom Verfaſſer gewählte Einkleidung des Sinnes möglichſt getreu wiedergeben ſoll. Die P. begnügt ſich mit der Erläuterung deſſen, was die zu erklärende Schrift ſagen wollte, kümmert ſich aber nicht um die einzelnen Worte. Es geht aus dieſer Begriffsbeſtimmung hervor, daß die P. deutlicher und klarer ſein müſſe als der Text, was aber nicht immer der Fall iſt, denn der Umſchreiber (Paraphraſt) ſchiebt dem Verfaſſer nicht ſelten einen Sinn unter, welcher dieſem gänzlich fremd iſt. — Paraphraſiren heißt umſchreiben oder umſchreibend erklären. 66.

Paraſchen (Abtheilungen) hießen bei den Juden nach dem Exile die 54 Abſchnitte des Pentateuchs, in welche man ihn zum Behufe des Vorleſens in den Synagogen an den 54 Sabbathen des Jahres getheilt hatte. Da man bei dieſer Eintheilung die vorgefundene Anordnung des Textes beibehielt, aber ſich nicht nach den bisherigen Abſätzen richtete, ſo nannte man ſolche P., welche mit einer neuen Zeile begannen, offene, die mitten in der Zeile anfangenden geſchloſſene und bezeichnete erſtere durch פ, letztere durch ס. — Später theilte man auch die prophetiſchen Bücher in Abſchnitte, welche man Haphtharen (beſchließende) nannte, weil dieſe zu Ende des Gottesdienſtes vorgeleſen wurden. 23.

Parcelles oder **Parcelis** (Johann), ein niederländiſcher Maler, berühmt durch ſeine Seeſtücke, ward im Jahre 1597 zu Leyden geboren, hatte Heinrich Vroom zum Lehrer und vollendete ſeine Ausbildung durch ſorgfältiges Studium der Natur, wobei er, um ſie zu belauſchen, ſich oft der augenſcheinlichſten Lebensgefahr ausſetzte. Seine Werke waren bald allgemein geſucht und werden jetzt noch, obwohl ſie ſelten ſind, unter die ausgezeichnetſten dieſes Genre gezählt. Hohe Bewunderung vor Allen erregen ſeine Seeſtürme und Unwetter, doch wußte er auch die ruhige See mit unnachahmlicher Wahrheit wiederzugeben. Er ſtarb um das Jahr 1655. — Mehrere ſeiner Arbeiten ſind von Visſcher in Kupfer geſtochen worden. Minder erfahrene Kunſtkenner haben ſeine Werke oft mit denen ſeines Sohnes, Julius P., verwechſelt, welcher ſich in demſelben Genre auszeichnete, obwohl er den Vater nie erreichte. 36.

Paré (Ambroiſe) (**Ambrosius Paraeus**), berühmter franzöſiſcher Chirurg, ward zu Laval in Maine gegen Anfang des **XVI.** Jahrhunderts geboren. Von armen Eltern abſtammend war er bei einem Geiſtlichen in Erziehung, den er aber, nachdem er zufällig einen Steinſchnitt geſehen hatte, heimlich verließ, um ſich in Paris mit größtem Eifer der Anatomie zu widmen. Hierauf diente er in mehreren Kriegen, beſonders in dem dritten, den Franz I. mit dem Kaiſer in Italien führte, als Feldwundarzt. Bei ſeiner Rückkehr wurde er als graduirter Chirurg vom Collegium von St. Edmund aufgenommen, 1552 aber als Leibchirurg des Königs Heinrich's II. angeſtellt, welche Stelle er auch bei den Königen Franz II., Karl IX. (deſſen Vertrauen er in ſo hohem Grade erworben hatte, daß er ihn allein

unter allen Hugenotten in der berüchtigten Bluthochzeit verſchonte und ſelbſt für ſeine Rettung beſorgt war) und Heinrich III. verſah. Er ſtarb im Jahre 1590. — P. wird als einer der Wiederherſteller und als der Vater der franzöſiſchen Chirurgie betrachtet. Vor ihm folgten die Wundärzte faſt blindlings den Regeln, die die Schriftſteller aufgeſtellt hatten; P. hörte mehr auf die Stimme der Natur und der Erfahrung. Mehr Arzt als Gelehrter wurde der Krieg ſeine hauptſächlichſte Schule und der Schauplatz ſeiner erſten Erfolge. Außer der beſſern Behandlung der Schußwunden, die er einführte, erwarb er ſich in verſchiedenen anderen Theilen der Chirurgie weſentliche Verdienſte, als in der Operation der Aneurismen, der Unterbindung der Arterien ꝛc. — Seine Schriften ſind in ſeinen „Oeuvres complètes“ (Paris 1561. Fol. Latein. durch J. Guillemeau. Ebend. 1582. Fol.) enthalten. 39.

Pareja (Juan de), ein berühmter ſpaniſcher Portrait- und Genremaler, geb. im Jahre 1606 zu Sevilla, war der Sklave des berühmten Velasquez und beſchäftigte ſich von Talent und Neigung getrieben insgeheim damit, die Werke ſeines Herrn zu copiren. Während einer Reiſe in Italien, auf welcher er Velasquez begleitete, ward ſeine Liebe zur Kunſt nur noch vermehrt und er entſchloß ſich nach der Rückkehr nach Spanien im Jahre 1651 mit möglichſter Sorgfalt ein Bild zu malen und daſſelbe im Atelier ſeines Herrn aufzuſtellen. Hier wurde es einſt von dem Könige Philipp IV. bemerkt und der Verfertiger, der ſich jetzt entdeckte, erhielt augenblicklich die Freiheit. Doch benutzte er dieſelbe nur dazu, künftig ſtatt Sklave Schüler von Velasquez zu heißen. Er ſtarb 1670. — Die zahlreichen Portraits P.'s können kaum von denen des Velasquez unterſchieden werden; auch ſeine Genrebilder ſtehen bei Kennern in großer Achtung. In Aranjuez befindet ſich eines ſeiner beſten Werke, ein heiliger Matthäus. 36.

Parentel (von parentes, die Eltern) iſt 1) die Beziehung, in welcher Aſcendenten und deren Geſchwiſter zu den jüngeren Blutsverwandten ſtehn; 2) die Blutsverwandtſchaft überhaupt, durch natürliche Abſtammung; 3) bildlich das väterliche Anſehen, welches Jemandem über eine geiſtliche Stiftung zukommt. 3.

Parentheſe, ſ. Interpunction.

Parère iſt ein von Kaufleuten (wo Innungen vorhanden ſind, von den Cramermeiſtern oder Handlungsvorſtänden) ausgeſtelltes, auf ihre Uſancen gegründetes Gutachten in Handelsſachen. Es dient ſolches zur Erweckung einer vortheilhaften Vermuthung für die Sache und befreiet von dem außerdem zu gewartenden Koſtenerſatz, wenn die Entſcheidung dennoch fehlſchlüge. 38.

Parforcejagd, ſ. Jagd.

Parfums (ſpr. Parfōng), **Parfumerien**, ſind eigentlich alle Gegenſtände, womit man räuchert (parfumer, durchräuchern), daher überhaupt Wohlgerüche welche man auch vorzugsweiſe Gerüche (odeurs) nennt. Die Zahl derſelben iſt durch den Luxus hervorgerufen in der neueſten Zeit unendlich geſtiegen, ſo wie man in der Kunſt der Steigerung derſelben Alles aufgeboten. Deren namentlich aufzuführen, iſt daher theils zu weitläufig, theils unnöthig; wohl aber kann man gegen die Genußſucht in dieſer Hinſicht nicht genug warnen. Denn wenn die P. auch zu den feineren Genüſſen gehören und ſich gegen dieſelben an und für ſich nichts einwenden läßt, ja ihr Gebrauch in vielen Fällen etwas Wohlthätiges hat; ſo iſt doch ein beſtändiger Gebrauch derſelben nicht allein für den Geruchsſinn höchſt ſchädlich, ſondern wirkt ſelbſt ſehr nachtheilig auf das Gehirn und die feineren Nerven ein, erhöht deren Reizbarkeit und ſtumpft ſie nach und nach ab oder bringt einen krankhaften Überreiz hervor; weßhalb auch Frauen, welche die P. häufig gebrauchen, endlich meiſt an großer Nervenſchwäche leiden. 30.

Parias iſt der Name für die niedrigſte Menſchenclaſſe in Oſtindien. Sie bilden keine eigentliche Kaſte, leben von den Städten entfernt in elenden ſchmutzi-

gen Hütten, haben ihre eigenen Bethäuſer und werden, da ihr Hauch jeden Hindu, ihr Anblick ſchon den Braminen verunreinigt, in dem Grade verabſcheut, daß man ſie kaum zu den entehrendſten Dienſten gebraucht. Auf der tiefſten Stufe der Bildung ſtehen dieſe unglücklichen Menſchen beſonders auf der Küſte von Malabar. Hier, wo man ſie Pulias nennt, leben ſie gleich wilden Thieren nackt in Felſenhöhlen und nehmen bei dem Mangel an anderer Nahrung ſelbſt zu dem Genuſſe des Aaſes ihre Zuflucht. Man erzählt zwar, daß dieſe P. früher ein ſelbſtſtändiges Volk unter Königen, deren letzter Hubaſika geheißen haben ſoll, geweſen ſei: doch iſt es wahrſcheinlicher, daß ſie nur aus dem Zuſammenfluſſe ſolcher Menſchen entſtanden ſind, welche grober Verbrechen halber aus ihrer Kaſte ausgeſtoßen wurden; wenigſtens vermehren ſie ſich jährlich durch dergleichen Zuläufer. 35.

Parini (Giuſeppe), einer der beſſeren italieniſchen Dichter des vorigen Jahrhunderts, am 22. März 1729 in dem mailändiſchen Dorfe Boſizio geboren, widmete ſich nach dem Wunſche ſeiner Eltern der Theologie, gab aber bald das Studium derſelben wieder auf, um ſich ganz der Poeſie, zu welcher er ſich unwiderſtehlich hingezogen fühlte, hinzugeben. Einige herausgegebene Verſuche (1752) erwarben ihm den Beifall der Kenner und die Aufnahme in mehrere Akademien, verbeſſerten aber ſo wenig ſeine armſelige Lage, daß er ſich gezwungen ſah, als Hauslehrer bei den angeſehenen Familien Borromeo und Serbelloni ſeinen Unterhalt zu verdienen. Durch ſein didaktiſch-ſatyriſches Gedicht „Der Morgen" („Il mattino", 1763) erregte er zuerſt Aufſehen und ward dem Gouverneur der öſtreichiſchen Lombardei, Grafen Firmian, bekannt, welcher ihm die Redaction der mailänder Zeitung übertrug und auf dieſe Weiſe ſeine Lage verbeſſerte. Dem „Morgen" folgten die eben ſo vorzüglichen Gedichte „Der Mittag" („Il mezzogiorno"), „Der Abend" („Il vespro") und „Die Nacht" („La notte"), welche ihn ſtets höher in der allgemeinen Achtung ſtellten. Firmian ernannte ihn zum Profeſſor der Poeſie und Beredſamkeit an der palatiniſchen Schule zu Mailand und nach Aufhebung derſelben (1769) zum Lehrer derſelben Gegenſtände am Gymnaſium der Brera. Nach dem Tode ſeines Gönners Firmian nahm ihn die Gemahlin des Erzherzogs Ferdinand, Maria Beatrice von Eſte, deren Vermählung er durch das gelungene muſikaliſche Drama „Ascanio in Alba" gefeiert hatte, in ihren Schutz und bewirkte ſeine Ernennung zum Director der Brera. Nach dem Einmarſche der Franzoſen in Italien ward der republikaniſch geſinnte Dichter zum Mitgliede der mailänder Municipalität ernannt und leiſtete durch ſeine Feſtigkeit und Klugheit der durch Parteiungen getheilten Einwohnerſchaft bedeutende Dienſte. Die Rückkehr der Öſtreicher ſetzte ihn manchen Verfolgungen aus; dabei erblindete er auf beiden Augen. Er wurde zwar geheilt, aber bald darauf von einer andern Krankheit befallen, an welcher er am 3. Sept. 1799 ſtarb. P. gehört zu den beſten italieniſchen Dichtern der neuern Zeit; ſeine lyriſchen Poeſien ſind originell und kräftig und ſeine dramatiſchen Verſuche nicht ohne Leben. Den meiſten Ruhm erwarb er ſich aber durch ſeine Tagszeiten („Il giorno", beſte Ausgabe. Fir. 1818. 8. Deutſch, Frankf. 1778. 8.), welche ſich nicht nur durch feine Satyre auf die vornehme Welt, treffenden Witz und köſtliche Ironie, ſondern auch durch originelle Phantaſie, Bilderreichthum und blühenden, kraftvollen Styl auszeichnen. „**Opere di G. Parini, pubblicate ed illustrate da Fr. Reina**" (Mil. 1801—1804. 6 Voll. 8.) 67.

Páris, der berühmte Sohn des Priamus und der Hekuba, welcher durch die Entführung der Helena die Veranlaſſung zum trojaniſchen Kriege wurde. Als ſeine Mutter mit ihm ſchwanger ging, träumte ihr, ſie trüge in ihrem Schooße eine Fackel, welche die ganze Stadt in Flammen ſetze und verheere. Da die Wahrſager dieß auf den zu erwartenden Sohn deuteten und behaupteten, er werde noch vor ſeinem 30. Jahre ſeinem Vaterlande und ſeinen Mitbürgern Verderben berei-

ten, ließ ihn der Vater durch den Sklaven Agelaos ausſetzen. Doch das Kind wurde wunderbar erhalten, indem es von einer Bärin geſäugt wurde, und da es der Sklave nach 5 Tagen noch unverſehrt fand, nahm er es heimlich zu ſich. Nun lebte P. unter den Hirten auf dem Ida und zeichnete ſich bald durch Verſtand und Geſchicklichkeit aus, ſo daß er bei entſtandenen Streitigkeiten Schiedsrichter unter den Hirten wurde. Auch tapfer war er, indem er Hirten und Heerden gegen die Räuber vertheidigte, wodurch er ſich den Beinamen Alexandros (der Abwehrer) erwarb. Als Eris (ſ. d. Art.) bei der Vermählung des Peleus und der Thetis den goldenen Apfel mit der Aufſchrift: „Der Schönſten" in das hochzeitliche Gemach geworfen hatte, wurden Juno, Venus und Minerva für die würdigſten anerkannt, um den Preis der Schönheit zu wetteifern und P. ſeiner Unbefangenheit und ſeines Verſtandes wegen zum Schiedsrichter ernannt. Als die Göttinnen vor ihm erſchienen, mußten ſie ſich entkleiden, damit er einen gerechten Ausſpruch thun könne; eine jede von ihnen verſprach ihm heimlich eine Belohnung, wenn er ihr den Apfel zutheilen würde: Juno gelobte ihm Macht und Reichthümer, Minerva Weisheit, Venus aber regte ſeine Sinne auf, indem ſie ihm das ſchönſte Weib der Erde verſprach — und ihr erkannte er den Preis zu. Da ſchwur Juno und Minerva ihm und dem ganzen Lande der Troer ewige Rache. Wiewohl er ſchon mit Önone vermählt war und mit ihr den Korythos gezeugt hatte, dachte er doch von jetzt an nur an die Erfüllung jenes Verſprechens. Um dieſelbe Zeit ward er von ſeinem Vater erkannt. Als nämlich Priamus eine Leichenfeier anſtellte und zum Preiſe der Sieger in den Kampfſpielen einen Stier ſetzte, traf es ſich, daß man dazu den Lieblingsſtier des P. wählte. P. ging jetzt ſelbſt nach Troja, trat im Kampfe mit auf und beſiegte alle ſeine Mitkämpfer. Schon wollte Deiphobus, nach Andern Hektor, erzürnt über ſeine Niederlage, mit dem Schwerte ihn tödten, als er ſich zum Altare des Zeus flüchtete und die Seherin Kaſſandra verkündete, daß er der Sohn des Priamus ſei. Bald darauf ging er nach Griechenland, wo er am Hofe des Menelaos die Helena, das damals ſchönſte Weib auf der Erde, fand. Venus flößte ihr Gegenliebe zum P. ein und da zufällig Menelaos abweſend in Kreta war, entführte er ſie nebſt der Äthra und Klymene und vielen Schätzen. Dieſer Raub und dieſe Verletzung der Gaſtfreundſchaft brachte ganz Griechenland auf und nachdem vergebens Geſandte die Helena zurückgefordert hatten (P. hatte die Vornehmſten der Troer durch Beſtechungen auf ſeine Seite gebracht), entſpann ſich der trojaniſche Krieg. In dieſem Kriege kämpfte er zuweilen ſehr tapfer, verwundete den Diomedes am Fuße und den Machaon an der Schulter, ließ ſich mit dem Idomeneus in einen Kampf um den gefallenen Alkathous ein, rächte den Tod ſeines Gaſtfreundes Harpalion und tödtete ſogar mit Hülfe des Apollo den Achilles; oft abet, mehr von Sinnluſt als vom Ruhme getrieben, ergriff er auch feige die Flucht. Als er endlich von den vergifteten Pfeilen des Philoktet getroffen wurde, floh er zur Önone, die ihm früher ihre Hülfe verſprochen hatte, wenn er verwundet würde; doch verſagte ſie ihm jetzt dieſelbe, da er ihr die Helena vorgezogen hatte. Nach Troja zurückgekehrt ſtarb er daſelbſt; denn die Hülfe der Önone, die es bereute, ihn von ſich gewieſen zu haben, kam zu ſpät. — Bei Homer erſcheint P. als ein ſchöner wohlgebildeter Mann, Kenner der Muſik, Liebhaber von Pracht, zuweilen als tapfer, öfter aber als Weichling. 11.

Paris (Lutetia Parisiorum, auch Parisii), unter L. 20° N. Br. 48° 50′ 10″, die Hauptſtadt des Departement der Seine, Reſidenz des Königs von Frankreich, Sitz eines Erzbisthumes, der Nationalrepräſentation, der höheren Centralbehörden, des Caſſationshofes, des königlichen Gerichtshofes, des Tribunals, des Handelsgerichts und der Handelskammer, der franzöſiſchen Bank, einer Präfectur mit den Departementalbehörden und einer Militairdiviſion, iſt eine der größten, betriebſamſten, reichſten Städte der Erde und dehnt ſich an den beiden

Ufern der 960 Fuß breiten, anſehnlichen Seine (die hier das Flüßchen Bièvre aufnimmt) in einer weiten wohlangebauten, mit Gärten und Landhäuſern angefüllten Ebene und zum Theil am ſanften Abhange der Thalſeiten aus, und auf der Nordſeite der Stadt, rechts der Seine, erheben ſich der 351 F. hohe gypsreiche Hügel Montmartre und an der Nordoſtſeite die Höhen von Belleville und Menilmontant (Schlacht 30. März 1814). Die Seine, über welche 16 Brücken führen und die mit ſchönen Kaien eingefaßt iſt, theilt, indem ſie von Oſten nach Weſten fließt, die Stadt in zwei ungleiche Theile und bildet 3 Inſeln, als: in Oſten Louvier, in Weſten la Cité (die Altſtadt) und in der Mitte St. Louis. Der Größe nach iſt P. die vierte, der Einwohnerzahl nach die zweite Stadt in Europa und ihr ganzer Umfang, welcher mit Boulevards umgeben iſt, aus welcher 58 nach Ledoux's Planen angelegte Barrieren und Mauern ins Freie führen, beträgt $3\frac{1}{2}$ deutſche Meilen; ſie hat im größten Durchmeſſer $1\frac{1}{4}$ Meile und eine Oberfläche von 34996800 □Metres und das Ganze bildet mit den 10 Vorſtädten, Saint Antoine, Temple, Saint Martin, Saint Denys, Saint Lazare, St. Germain, Montmartre, Poiſſonière, Honoré und Roule ein Oval. Im Ganzen iſt die Stadt weder ſchön, noch regelmäßig gebaut und von den Vorſtädten iſt ein Theil wirklich ſchlecht; dagegen ſind einzelne Theile der Stadt ausnehmend ſchön und die Zahl der prächtigen Paläſte, der anſehnlichen, öffentlichen und Privatgebäude, der großen Plätze und der prächtigen, mit ſchönen gepflaſterten Trottoirs gezierten Kaie iſt ſo groß, daß der Fremde darüber die vielen engen, krummen und ſchmutzigen Straßen und die vielen ſchmalen, bis zu einer Höhe von 5 bis 6 Stock aus Bruchſteinen erbauten Häuſer überſieht, die ſo numerirt ſind, daß man beim Eingange einer Straße die geraden Zahlen zur Rechten und die ungeraden zur Linken hat. Sie theilt ſich in 12 Arrondiſſements, 48 Polizeidiſtricte und in 3 Haupttheile, als: in den nördlichen größeren, la ville oder die eigentliche Stadt; in die Altſtadt, la cité, auf der größten Inſel der Seine, und in den ſüdlichen kleineren, l'université, welche Theile aber durch ſchöne Alleen von den Vorſtädten getrennt ſind, die ſich durch neue Straßen ſtets vergrößern. Zur Erleuchtung der Stadt dienen 5000 Reverberen und 9458 Laternen. P. hat 30000 Häuſer (1832) mit 774338 Einwohnern, darunter 60—80000 Fremde, 1098 Straßen, 17 Gaſſen, 144 Sackgaſſen, 77 Durchgänge, 47 Märkte, 22 Boulevards, 33 Kais (eingefaßte Wege längs dem Waſſer), 2 Alleen, 17 Thore, 80 öffentliche Plätze, 10 öffentliche Promenaden, 6 Hallen, 24 Caſernen, 307 Kirchen, 30 Hospitäler mit gewöhnlich 50000 Kranken, 3 Findelhäuſer mit 20000 Kindern, 10 Schlöſſer und große öffentliche Paläſte, 560 Privatpaläſte, 600 Hôtels garnis, 11 Theater, 10 Gefängniſſe, 2600 Reſtaurateurs, 573 Garköche, 1619 Weinſchenken, 714 Limonadenſchenken, 4000 Caffeeſchenken und Billarde, 648 gemeine Schenkwirthe, 454 Bier- und Ciderſchenken, 500 ſchöne Lohnwagen, 500 Lohncabriolets, 1100 Fiaker, 1000 Cabriolets, 6600 eigenthümliche Cabriolets, 600 Gonkouks oder Pots de Chambre (ſchwerfällige Wagen, auf 9 Perſonen eingerichtet, die ſehr eng auf 3 Bänken zuſammenſitzen), 2500 Herrſchaftswagen, 178 große Diligencen, 306 gewöhnliche und 249 kleine Diligencen und Omnibus [überhaupt erfordern die 28000 Wagen und Karren aller Art, die ſich in den Straßen von P. kreuzen, an 34000 Pferde, wovon 21000 in P. gehalten werden); ferner: 7 Reservoirs und 84 öffentliche Brunnen (Fontaines), 18 Häfen oder Landungs- und Ausladungsplätze ꝛc. Die ſchönſten Straßen von P. ſind: Rue de Rivoli mit Bogengängen, Rue de Caſtiglione, Rue de la Paix (alle drei aus Napoleon's Zeit), Rue de l'Univerſité und Rue royale; und die lebhafteſten: die Straße St. Honoré, Vivienne, Richelieu, Petitschamps. In den Straßen St. Denys und St. Martin wird der Kleinhandel vorzüglich betrieben. Unter den 9 Thoren, die aus der Stadt in die Vorſtädte führen, ſind beſonders zu bemerken:

das Thor von Saint Denys in der Straße Saint Denys, wo ſich die Vorſtadt von der Ville trennt, ein 73 F. hoher Triumphbogen, und das Thor von St. Martin, welches dem vorigen gleicht, aber nur 53 Fuß hoch iſt. Unter den 77 Durchgängen zeichnen ſich beſonders aus: Vivienne, Colbert, Vero-Dodat, Choiſeul, der Oper und das Panorama. Die bemerkenswertheſten Plätze ſind: der Platz Ludwig's XV., während der republicaniſchen Zeit **Place de la révolution**, jetzt **place de la concorde**, der größte von allen öffentlichen Plätzen dieſer Stadt (750 F. lang, 630 F. breit), zwiſchen den elyſäiſchen Feldern und dem Garten der Tuilerien, zu dem 6 Zugänge führen und auf deſſen Mitte ſonſt die Bildſäule Ludwig's XV. zu Pferde, ein Meiſterwerk von Bouchardon, ſtand, jetzt auch der Triumphbogen de l'Etoile ſteht, der ſchon 1808 angefangen, aber erſt nach dem letzten ſpaniſchen Feldzuge und zu deſſen Andenken beendigt ward, 135 F. hoch und 138 F. breit; 2) der Carouſſelpatz vor den Tuilerien und in der Mitte der Gallerie des Louvre, geſchmückt mit einem Triumphbogen nach dem Modelle des Triumphbogens des Septimius Severus zu Rom, aber mit Zierrathen überladen und in zu kleinen Dimenſionen im Verhältniſſe des ungeheuren Umfanges der ihn umgebenden Gebäude (dieſer Platz hat durch die Niederreißung der Gebäude, die ihn verdunkelten, eine große Ausdehnung erhalten und zu Napoleon's Zeit diente er zur Muſterung der Truppen); 3) der Platz Vendôme, faſt ein Quadrat (444 F. lang, 432 F. breit), vormals mit einer Statue Ludwig's XIV. zu Pferde, jetzt mit der nach dem Modelle der Trajansſäule aus 425 den Ruſſen und Öſtreichern 1805 abgenommenen Kanonen gegoſſenen 135 Fuß 7 Zoll hohen, 12 Fuß im Diameter haltenden und mit 256 Basreliefs gezierten Säule von Auſterlitz und mit dem ſeit Juli 1833 neu aufgeſtellten Standbilde Napoleon's; 4) das Marsfeld (**champ de Mars**), ein ungeheures Oblongum, welches mit der einen Seite an die Seine ſtößt, von 2700 F. Länge und 900 Fuß Breite und deſſen beide lange Seiten mit Gräben eingefaßt ſind; 5) der Siegesplatz von länglich runder Form, in deſſen Mitte die bronzene Statue Ludwig's XIV. zu Pferde ſteht; 6) der königliche Platz, ſonſt **place des Vosges**, ein vollkommenes Quadrat, deſſen jede Seite 432 F. lang iſt, mit der kürzlich daſelbſt aufgeſtellten Statue Ludwig's XVIII. geſchmückt und mit ſteinernen Arkaden umgeben; 7) der Platz der Dauphine mit Deſaix's Monumente; 8) der Chateletsplatz, den ein Springbrunnen verſchönert, über welchem ſich eine Säule in Geſtalt eines Palmbaumes erhebt und der eine Victorie trägt; 9) der Grèveplatz neben dem Stadthauſe, erinnert beſonders an die Mordſcenen der Revolutionszeit und man zeigt noch dem Fremden jenen berüchtigten Laternenarm, an dem die Volksjuſtiz zuerſt Rache an Toulon nahm, und die Stelle, wo die 60 braven Schweizer, welche ſich beim Sturme der Tuilerien ergeben hatten, abgeſchlachtet wurden; jetzt geſchehen hier die Hinrichtungen; 10) der Baſtilleplatz, der ſeinen Namen von der Baſtille (ſ. d. Art.) hat und in deſſen Mitte ſich ein Springbrunnen in der Form eines coloſſalen Elephanten erheben ſollte, der aber nach dem neuen Plane eine Gruppe darbieten ſoll, welche in coloſſalen Proportionen die Stadt Paris vorſtellen wird, umgeben von den 4 Hauptſtrömen des Königreichs, aus ihren Urnen ihr Waſſer mit dem der großen Canäle Frankreichs vermiſchend; 11) der Börſeplatz, in deſſen Mitte ſich das prachtvolle Börſegebäude erhebt und der 12) ſeiner Vollendung ſich nahende Pantheonsplatz; ferner die Plätze **du Musée, du Louvre, de l'Oratoire, des Cordeliers**. Groß iſt die Menge der öffentlichen Gebäude, die P. vorzugsweiſe vor vielen andern Reſidenzſtädten zieren, als: 1) der Palaſt der Tuilerien, die Reſidenz des Königs, einer der größten und ſchönſten in Europa, wo das prachtvolle Äußere mit dem geſchmackvollen Innern übereinſtimmt. Dieß Gebäude beſteht aus 5 Pavillons und 4 Corps de Logis in gleicher Linie von 1071 Fuß Länge und 108 Fuß Breite. Es ſteht an dem Carouſſelplatz, wo der Haupteingang iſt; die ſchönſte Façade iſt aber gegen den Garten hin, der zwei

720 F. lange Terraſſen an beiden Seiten hat und ſich längs der Seine bis an den Eintrachtsplatz erſtreckt, von welchem man dann in die eliſäiſchen Felder gelangt. Die große Allee in der Mitte des Gartens iſt mit 1000 Citronen- und Orangenbäumen und überhaupt der ganze Garten mit ſchönen Statuen geſchmückt. Den Bau dieſes Palaſtes begann 1564 Katharina von Medicis, Heinrich IV. ſetzte ihn fort und Ludwig XIV. vollendete denſelben. An die Tuilerien ſtößt 2) das Louvre, ein königlicher Palaſt, durch zwei Galerien mit den Tuilerien verbunden, wovon die eine am Ufer der Seine 1362 Fuß lang und 42 Fuß breit iſt, die andere nach dem Platze Rivoli und der Straße Saint Honoré 1808 angefangen wurde, wovon aber erſt 480 Fuß vollendet iſt. Dieſer Palaſt enthält die koſtbarſten Gemäldeſammlungen. 3) Das Palais Royal, einzig in ſeiner Art, ein Palaſt, der für ſich eine kleine Stadt zu bilden ſcheint und deſſen größter Theil zu einem Luſtorte und Jahrmarkte dient. Die Façade gegen die Straße Saint Honoré iſt ſehr ſchön und hat drei prachtvolle Eingänge. Es beſteht aus 3 Theilen, dem eigentlichen Palaſte (dem vormaligen Wohnſitze des Herzogs von Orleans), dem Garten und den ihn umgebenden Galerien. Dieſe letzteren ſind es vorzüglich, welche das Palais Royal einzig in ſeiner Art machen; denn in ihrem Hintergrunde ſind die brillanteſten Boutiken, worin man Alles findet, was der Menſch nur zum Luxus und zur Ergötzung ſeiner Sinne wünſchen kann. Unter denſelben ſind die Caveaux, welche zu Caffeehäuſern und öffentlichen Luſtörtern dienen. 1629 erbaute es der Cardinal Richelieu und lenkte aus den Zimmern deſſelben die Politik Europas. Später feierte Philipp von Orleans hier ſeine Orgien, ſein Urenkel, der berüchtigte Egalité, trieb hier ſein Weſen und das Palais Royal war der Heerd der Revolution. 4) Der Palaſt Luxemburg, wo jetzt die Kammer der Pairs ihre Sitzungen hält, ein Rechteck, deſſen kleinere Seiten 300, die anderen 360 Fuß lang ſind. Zwei eiſerne Gitter ſcheiden den Palaſt von andern Gebäuden. Die Sitzungen werden in dem Hauptſtockwerke gehalten. Eine der herrlichſten ſteinernen Treppen führt hinauf. Der Sitzungsſaal enthält keine Fenſter, ſondern erhält ſein Licht durch eine gewölbte Decke. Der Palaſt enthält auch ein Muſeum von Kunſtſachen. Der dazu gehörige Garten iſt ſehr vergrößert worden. Ein 180 Fuß breiter mit Bäumen eingefaßter Gang führt zum Obſervatorium. Die Seite gegen den Garten iſt am geſchmackvollſten angelegt und ein wahres Meiſterſtück der Baukunſt. 5) Der Palaſt Bourbon, jetzt der Sitz der Deputirtenkammer, ein wahres Prachtgebäude, bei deſſen Eingange an der neuen ſchönen Façade ſechs 12 Fuß hohe Bildſäulen der Themis und Minerva und der vier Staatsmänner Sully, Colbert, l'Hôpital und Agueſſeau ſtehen. Es liegt am linken Ufer der Seine, der Brücke Ludwig's XVI. (ſonſt pont de la concorde) gegenüber, iſt in römiſchem Style erbaut und hat 504 Fuß in ſeiner weiteſten Ausdehnung. Eine ſehr ſchöne Terraſſe beherrſcht die Ausſicht auf den Strom. 6) Der Palaſt der Gerechtigkeit (palais de la justice) am Platze Dauphine auf der Inſel, welche die Cité einnimmt, worin jetzt der Caſſationshof, der königliche Gerichtshof und das Tribunal ſich verſammeln, hat einen ſchönen Eingang und eine prächtige Façade. 7) Das Invalidenhôtel, ein ungeheures Gebäude (ſeine Hauptfronte iſt 1260 Fuß lang), deſſen vergoldete 300 F. hohe Kuppel, als höchſtes Gebäude von P., man zuerſt ſieht, wenn man ſich der Hauptſtadt nähert, und wo die großen in ſeinem Innern aufgehäuften Maſſen Fahnen, Schlachtgemälde rc. alle Siege der hier gelebt habenden und noch lebenden Krieger zurückrufen. In dieſem Gebäude befindet ſich eine Kirche, die ſich durch die Zierlichkeit ihrer Bauart und durch den Reichthum ihrer Zierrathen auszeichnet. Sie wurde von Ludwig XIV. von 1671 bis 1706 erbaut und hat eine eigene Bibliothek und zwei Grabmäler, das des Marſchall Turenne (ſt. 1675) und Vauban's (ſt. 1707). 9) Das Tempelgebäude, worin Ludwig XVI. mit ſeiner Familie eingeſperrt war, iſt bis auf das Gefängniß des Königs abgebrochen.

10) Die Garde=Meuble mit ihren herrlichen Säulengängen bildet die Vorderſeite des Platzes von Ludwig XV., worin früher die Meubles der Krone aufbewahrt wurden, wovon es ſeinen Namen hat. 11) Der Palaſt der Börſe und des Handelsgerichts, ein ganz neues Prachtgebäude von 208 Fuß Länge und mit 66 korinthiſchen Säulen geſchmückt. 12) Das große Bibliothekgebäude zwiſchen dem Palais Royal und der Börſe, in deſſen weitläufigen Sälen 450000 Bände (König Johann hatte 50, Karl V. 910, Franz I. 1890, Ludwig XIII. ſchon 16700 Bände und Handſchriften; 1684 zählte man 40000, 1789 150000 Bände), über 100000 Handſchriften, gegen 100000 Münzen und 1½ Mill. Kupferſtiche aufbewahrt werden. 13) Das Arſenal, welches aus zwei verbundenen Ganzen, dem großen und kleinen Arſenale, beſteht und 7 große Höfe hat. 14) Die Münze, der ſchönſte Schmuck des Seineufers bei der neuen Brücke. Die Façade hat 480 F. Länge und 84 Fuß Höhe und das Gebäude enthält 6 Höfe. Hier findet man außer den Wohnungen für die Münzbeamteten die ſehr weitläufigen Münzwerkſtätten mit 9974 Stempeln der ſeit Ludwig XII. geprägten Münzen. 15) Das große und kleine Chatelet, zwei ſehr alte Gebäude, wovon ein Theil noch von den Römern herrührt. 16) Der erzbiſchöfliche Palaſt bei der Kirche de Notre Dame mit einem Garten und der ſehenswürdigen großen Treppe. 17) Das Hôtel Soubiſe, worin das Reichsarchiv und die königliche Buchdruckerei vereinigt ſind, und 18) die Militairſchule, jetzt Caſerne, welche aus 6 Gebäuden beſteht, 15 Höfe in ſich ſchließt und 1320 Fuß lang und 780 Fuß breit iſt. Außer dieſen Gebäuden zeichnen ſich noch eine Menge von Hôtels aus, die zum Theil Privatperſonen gehören. Überhaupt zählt man 12 Miniſterialhôtels, 9 Adminiſtrationshôtels, 5 der Stadt und 12 den Mairien gehörige Hôtels und 360 Particularhôtels. — Unter den Kirchen ſind die merkwürdigſten: 1) Notre Dame oder die Metropole, ein ſehr großes gothiſches Gebäude und an jeder Seite mit einem 204 Fuß hohen Thurme geziert, in deren einem eine 320 Ctnr. ſchwere Glocke hängt. Dieſe Kirche iſt 390 Fuß lang und 144 Fuß breit. Das ganze Äußere derſelben iſt mit Pyramiden, Obelisken und Figuren geziert und im Innern tragen 120 Pfeiler das Gewölbe. Die 6 Arcaden des hohen Chores ſind mit den geſchmackvollſten Gittern verſehen. Der in der Sacriſtei befindliche Schatz enthält Inſignien Karl's des Großen, den Kaiſerſchmuck, der zur Krönung Napoleon's diente, Reliquien, heilige Gefäße und prachtvolle Verzierungen. 2) Die St. Genoviève oder das Pantheon, nach dem Modell des Pantheon in Rom erbaut, der ſchönſte Tempel von P., mit einer trefflichen Kuppel, welche die Geſtalt eines runden Tempels von 32 korinthiſchen Säulen hat und 282 Fuß hoch iſt. Die Form iſt ein griechiſches Kreuz, welches 340 Fuß lang und über 250 breit iſt. Dieſe Kirche iſt zum Ruheplatz ausgezeichneter Staatsmänner und Feldherren beſtimmt. 3) Die Pfarrkirche Saint Sulpice, deren majeſtätiſches Vordergebäude 384 Fuß breit iſt und aus doriſchen und 2 joniſchen Säulenordnungen beſteht, worüber ſich 2 Thürme mit Telegraphen erheben, wovon aber nur der eine Thurm vollendet iſt. Sie hat eine ziemlich ſchöne Façade und eine ſehr reiche Kapelle. 4) Die Pfarrkirche Saint Euſtache, eine der größten Kirchen in P., worin eine große Anzahl berühmter Perſonen ihre Grabmäler haben, iſt unglücklicherweiſe zwiſchen zwei Straßen verſteckt. 6) Die Kirche Saint Gervais mit einem herrlichen Portale. 7) Die Kirche Saint Etienne von einer mauriſchen Bauart. 8) Die St. Magdalenenkirche, welche die Söhnungsdenkmäler enthält, die Ludwig XVI., deſſen Gemahlin, Ludwig XVII. und der Prinzeſſin Eliſabeth aus weißem carrariſchem Marmor errichtet worden ſind. 9) Die Kirche der Sorbonne mit dem Monumente des Cardinals Richelieu. Unter den 6 Hallen zeichnet ſich beſonders die Getreide= und Mehlhalle aus, von edler Simplicität. Das Helmdach über dem Centrum iſt ganz von gegoſſenem Eiſen zuſammengeſetzt und mit Kupferplatten gedeckt. Das Licht kommt durch eine obere

Laterne von 37 Fuß im Durchmeſſer hinein. Außerhalb des Gebäudes ſieht man eine doriſche Säulenordnung von beinahe 100 Fuß Höhe. Die ungeheure Weinhalle enthält 14 große Hallen und 91 kleine Abtheilungen und kann 200000 Weinfäſſer faſſen. Die Tuch- und Leinwandhalle iſt 400 Fuß lang und wird durch 50 Fenſter erleuchtet. Unter den 7 Reſervoirs und 84 öffentlichen Brunnen und Springbrunnen ſind die ſchönſten: die Fontaine des Innocens, die des Château-d'Eau, die von Grenelle, die der Arzneiſchule, die erſt kürzlich vollendete auf der Straße Gaillon, die des Baſtillenplatzes, welche noch nicht zur Vollendung gelangt iſt. Hier muß man auch des ſchönen Ourcqcanales erwähnen, den man zugleich als eine Waſſerleitung und als ſchiffbaren Canal anſehen kann. Er iſt 96000 Meter lang, 1803 angefangen und 1823 vollendet worden und koſtet 24326118 Franken, ohne die Arbeitskoſten zur Vertheilung des Waſſers in P. Merkwürdig ſind die vor der Stadt befindlichen Katakomben, ehemalige Steinbrüche, deren lange Gänge ſich unter einem Theile der Stadt hinziehen und wo die Gebeine der ehemals auf dem großen Leichenhofe in Paris (Cimetière des innocens) begraben geweſenen Bürger aufgeſchichtet worden ſind. Unter den 16 Brücken, die über die Seine führen und die Haupttheile der Stadt verbinden, ſind die wichtigſten: 1) die neue Brücke (pont neuf), die beſuchteſte unter allen und von welcher man eine der ſchönſten Ausſichten genießt. Sie beſteht eigentlich aus zwei Theilen und geht von dem einen Ufer der Seine bis zu der Inſel du Palais und von dieſer bis zum andern Ufer. Sie hat 12 Bogen, iſt 72 F. breit und 1020 F. lang und jetzt wieder mit einer metallenen Bildſäule Heinrich's IV. geziert. 2) Die prächtige Brücke Ludwig's XVI. (ſonſt pont de la concorde) mit 12 coloſſalen Bildſäulen franzöſiſcher Helden geziert, die ſchönſte unter allen, welche auf 5 Bogen ruht (deren jeder 120 F. Spannung hält und 30 F. hoch iſt) und 600 F. Länge und 48 F. Breite hat. 3) Die königliche Brücke (pont royal, vorher pont des Tuileries), welche 432 F. lang iſt und die Straße Bac mit dem Kai der Tuilerien verbindet und nach welcher zu die Wohnzimmer des Königs die Ausſicht haben. 4) Die Brücke der Invaliden (ſonſt pont de Jéna), ganz von Stein, mit 5 Bogen und von 460 F. Länge. 1806 wurde ſie angefangen und hat mit den Nebenbauten 9 Mill. Franken gekoſtet. 5) Die Kunſtbrücke (pont des arts) dem Louvre gegenüber, 516 F. lang und 30 F. breit, mit 9 eiſernen Bogen, die erſte dieſer Art in Frankreich. 6) Die Brücke des Pflanzengartens (pont du jardin du Roi, ſonſt pont d'Auſterlitz) mit 5 eiſernen Gewölbbogen, 400 F. lang, die öſtlichſte aller pariſer Brücken. Unter den Bädern zeichnet ſich das Vigier aus, welches den Tuilerien gegenüber in der Seine liegt. Es beſteht aus einem Kahne, der ſo lang als das größte Schiff iſt, ein Gebäude mit 2 Etagen trägt und 140 Badſtuben enthält. Die chineſiſchen Bäder ſind wegen ihrer beſondern Bauart merkwürdig. In Hinſicht der wiſſenſchaftlichen und öffentlichen Unterrichtsanſtalten übertrifft P. alle anderen Städte der Welt. Der Elementarunterricht zählt 403 Elementarſchulen mit 25582 Schülern und Schülerinnen und 40 Armenſchulen mit 10460 Schülern. Für den Unterricht der zweiten Stufe zählt man 7 Colléges (Gymnaſien), 31 Inſtitute und 56 Penſionate mit 7669 Schülern und 329 weibliche Erziehungshäuſer mit 10240 Schülerinnen. Der höhere Unterricht und die beſonderen Schulen zählen 17813 Individuen, davon 315 weiblichen Geſchlechts. Von der letzten Claſſe ſind die merkwürdigſten Anſtalten: die von Karl dem Großen 796 geſtiftete Univerſität von P. mit 7446 Studenten; das königliche Collegium de France, eine Art von Univerſität, wo die ausgezeichnetſten Profeſſoren einer großen Anzahl von Perſonen, davon 900 ordentlich eingeſchrieben ſind, Unterricht ertheilen; der Pflanzengarten, wo Unterricht über alle Zweige der Naturwiſſenſchaften und in der Ikonographie ertheilt wird und die Zahl der Studirenden ſich auf 3000 beläuft. Wenn auch der dazu gehörige Garten den zu Berlin, Wien, Kiew ꝛc. befindlichen

nachſteht, ſo iſt dagegen das naturhiſtoriſche Muſeum das reichſte, das zu finden iſt, und ſein anatomiſches Muſeum und die Menagerie verdienen den ſchönſten Anſtalten dieſer Art gleichgeſtellt zu werden. Ferner: die polytechniſche Schule, aus der eine Menge großer Männer in Frankreich hervorgegangen ſind und deren Plan und Unterrichtsweiſe ſchon in mehrern Ländern nachgeahmt worden iſt; die Normalſchule, zur Bildung von Profeſſoren; das königliche Conſervatorium der Künſte und Gewerbe, beſucht von etwa 1000 Zöglingen; die Pharmacieſchule mit 400 Schülern; die aſtronomiſche Schule bei der königlichen Sternwarte, eine der ſchönſten und herrlichſten dieſer Art; die königliche Schule der Muſik und der lyriſchen und der dramatiſchen Declamation; die königliche Schule der ſchönen Künſte; die königliche Schule des Brücken- und Kunſtſtraßenbaues; die königliche Bergwerksſchule; das königliche Taubſtummeninſtitut; das königliche Inſtitut der jungen Blinden; die Schule der orientaliſchen Sprachen und der Archäologie; die Handelsſchule, eines der ſchönſten Inſtitute dieſer Art; die Manufacturſchule; die königliche Landchartenſchule und Turnanſtalt für Civil- und Militairperſonen, unter dermaliger Leitung des Oberſten Amoros. Unter den Bibliotheken zeichnen ſich am meiſten aus: die königliche mit 450000 Bänden gedruckter Bücher und 100000 Handſchriften nebſt einem Cabinet antiker Medaillen und dem Kupferſtichcabinete; die Bibliothek des Pantheon von 100000 Bänden; die mazariniſche oder der 4 Nationen von 92304 Bänden; die Bibliothek des Arſenals von 150000 Bänden; die Bibliothek von St. Genovième, die Bibliothek des Inſtituts, die Privatbibliothek des Königs in den Tuilerien und die Stadtbibliothek. Unter den gelehrten Geſellſchaften und Vereinen ſind zu bemerken: das königliche Inſtitut von Frankreich, getheilt in die franzöſiſche Akademie, Akademie der Wiſſenſchaften und Akademie der ſchönen Künſte; die philomathiſche Geſellſchaft; die königliche Centralackerbaugeſellſchaft; die Gartenbaukunſtgeſellſchaft; die mediciniſche Geſellſchaft; die pharmaceutiſche Geſellſchaft; die königliche Geſellſchaft der Alterthumsforſcher Frankreichs; die aſiatiſche und die geographiſche Geſellſchaft; die ſtatiſtiſche Geſellſchaft von Frankreich; die franzöſiſche Geſellſchaft der Univerſalſtatiſtik; das königliche Athenäum, wo man über alle Zweige der menſchlichen Kenntniſſe Unterricht ertheilt; die Geſellſchaft des Elementarunterrichts; die Geſellſchaft zur Aufmunterung der Nationalinduſtrie; das Athenäum der Künſte und die philotechniſche Geſellſchaft. Von Kunſt- und anderen Sammlungen ſind vorzüglich zu bemerken: das königliche Muſeum im Louvre, wozu das Muſeum der Antiken mit der Sammlung ägyptiſcher Alterthümer, die Gemäldegallerie (eine der ſchönſten, die es gibt) und das Muſeum der Schiffsbaukunſt gehören; die Gemäldeſammlungen im palais Luxembourg und im Pflanzengarten; das Centralmuſeum der Artillerie; die prächtigen Sammlungen von Büchern, Landcharten, Manuſcripten ꝛc.; das Kriegsdepot; die in erhabener Arbeit dargeſtellten Plane der Feſtungen im Hôtel der Invaliden; die koſtbare und reiche Landchartenſammlung des Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten; das Conſervatorium der Künſte und Gewerbe, welches Alles darbietet, was die National- und europäiſche Induſtrie Reichſtes und Seltenſtes an Inſtrumenten aller Künſte und aller Handwerke und an ſinnreichen Modellen hervorgebracht haben; das Generaldepot der Landcharten und Seeplätze; das Mineraliencabinet im Münzhôtel, wo die Mineralien des Königreichs nach den Departements claſſificirt ſind; die herrliche Sammlung von Stempeln der ſeit Franz I. geprägten Medaillen; das anatomiſche Cabinet der Arzneiſchule, wo man eine ſchöne Sammlung von chirurgiſchen Inſtrumenten ſieht; die herrliche Gemäldegallerie des Herzogs von Orleans im palais royal; die Gemäldegallerie im Palaſt Eliſée-Bourbon; die Gallerie der Baukunſt im königlichen Inſtitute, welche die berühmteſten Baudenkmäler Roms, Griechenlands, Aſiens, Ägyptens und anderer Nationen in Kork oder Gyps nachgebildet enthält. Außerdem gibt es in Paris

Digitized by Google

viele Privatſammlungen und darunter ſehr merkwürdige. Äußerſt wichtig iſt der Buchhandel und nicht leicht erſcheinen irgendwo ſo viele Zeitſchriften als in P.; daher aber auch 620 Buchhändler und 80 Buchdruckereien, die in ſchönen Arbeiten mit den engliſchen wetteifern. Die königliche Buchdruckerei iſt das größte Inſtitut dieſer Art, beſonders durch ſeine zahlreichen Patrizen, Matrizen und Lettern der orientaliſchen Sprachen. In den letzten Jahren waren daſelbſt 300 Preſſen in Thätigkeit, wovon 60 Tag und Nacht arbeiteten. Erwähnungswerth ſind auch die Darſtellungen, wo ſich Wiſſenſchaft und Kunſt vereinigt haben, um zu gefallen und zu unterrichten, z. B. das Georama, ein eben ſo ſinnreicher als künſtlicher Bau, der in einer Erdkugel von 30 Fuß im Durchmeſſer das getreue Gemälde der Erdoberfläche darſtellt, das ſich dem Auge des in einem Mittelpunkte befindlichen Zuſchauers eröffnet; das Panorama, welches den Anblick des ganzen wahren Horizontes eines Zuſchauers, der einen beſtimmten Punkt eingenommen hat, darſtellt; das Diorama, eine Art großer vervollkommneter laterna magica, bei welcher das Sonnenlicht die Stelle des Lichtes einer Lampe vertritt; das Neorama, welches nur eine Modification des Panorama iſt, um das Innere der merkwürdigen Gebäude darzuſtellen; das Kosmorama, welches die optiſchen Anſichten der merkwürdigſten Gegenden und Monumente der Erdtheile darbietet; das Periſtrephorama oder bewegliche Panorama. Keine Stadt iſt reicher an Theatern und an öffentlichen Vergnügungsanſtalten als P. Es gibt daſelbſt 11 fortdauernde Theater, ohne die, welche ſich außerhalb der Barrieren befinden. Die ſchönſten in Hinſicht ihrer Bauart ſind: die Opéra Comique, die große Opéra, das Odéon und das Theater Favart; die beſuchteſten ſind: die Opéra Comique, der olympiſche Circus, die königliche muſikaliſche Akademie, das Gymnase dramatique und das Théâtre français. Die Wohlthätigkeitsanſtalten ſind zahlreich und werden mit einer einſichtsvollen Ordnung und einer vorzüglichen Menſchenfreundlichkeit verwaltet. Unter den 30 Hospitälern ſind die vornehmſten: das Hôtel Dieu, wo über 10000 Kranke, die die Auguſtinerinnen pflegen, jährlich aufgenommen werden; das Hospital Beaujeon; die Salpetrière oder das allgemeine Hospital, zur Aufnahme armer 70jähriger gebrechlicher Weibsperſonen, auch für weibliche Wahnſinnige; das Hospital de la pitié; die Charité; die Hospitäler der männlichen und weiblichen Unheilbaren; das Hospital der Madame Necker; das Hospital des enfans; das Hospital Saint Louis für chroniſche Kranke; die maison d'accouchement, in der jährlich 2—4000 Frauenzimmer aufgenommen und entbunden und an 400 Hebammen gebildet werden; die maison de refuge et de travail pour l'extinction de la mendicité etc.; das Blindeninſtitut der Quinze-vingts; das Taubſtummeninſtitut; das Blindeninſtitut; die société de la charité maternelle zur Unterſtützung armer, in Wochen liegender Mütter, die ihre Kinder nicht ſelbſt ſtillen können; die philanthropiſche Geſellſchaft zur Unterſtützung der leidenden Menſchheit; das Inſtitut zu unentgeldlicher Pflege und Wartung von dürftigen Verwundeten; das Spinninſtitut, um armen Weibern Arbeit zu verſchaffen. Übrigens gibt es 12 Wohlthätigkeitsbureaux zur Vertheilung von Unterſtützungen an Hausarme in den 12 Municipalarrondiſſements der Stadt, und die pariſer Hospitäler haben ein bedeutendes Einkommen, unter anderem ein Zehntel an allen öffentlichen Beluſtigungsörtern. P. zählte 1827 630 Ärzte, 206 Doctoren der Chirurgie und 190 Apotheker. — Es gibt eine große Anzahl von öffentlichen Gärten, als: Frascati; Tivoli, welcher zwar nur 40 Morgen einnimmt, aber die größte Mannigfaltigkeit von Partien enthält; l'elysée oder hameau de Chantilly, einer der ſchönſten Gärten; der türkiſche Garten; Garten Heinrich's IV.; Coliſée ꝛc., ohne die Privatgärten aufzuzählen, wohin z. B. gehören der Park de Monceaux, Italie, Jardin-Biron, Jardin-Monaco, Jardin-Beaujeon. Der Park de Monceaux liegt am Ende der Vorſtadt Roule und enthält gothiſche und grie-

chiſche Ruinen, prachtvolle Periſtyle, mit Statuen gezierte Bäder, ägyptiſche Obelisken, Kioske, welche überall mit der liebenswürdigen Einfachheit contraſtiren. Bosquets, Weinberge, Felſen, Bäche, labyrinthiſche Gänge, Hütten, Baumgruppen bilden die entzückendſte Landſchaft. Das Gewächshaus in dieſem Garten gehört zu den ſchönſten ſeiner Art. Öffentliche Spaziergänge ſind: die elyſäiſchen Felder, ein ſehr beſuchter, mit Bäumen regelmäßig bepflanzter großer Platz, der von Ludwig's XV. Platz (place de la concorde) anfängt und ſich bis Chaillot erſtreckt, und die Boulevards, ehemalige Stadtwälle, welche, mit Bäumen bepflanzt, ſich in Bogenform durch einen beträchtlichen Theil der nördlichen Stadt ziehen, bei der Magdalenenkirche am Ende der Rue royale anfangen und am Baſtilleplatze endigen. Gegen den Baſtilleplatz zu haben ſie ein etwas ödes Anſehn und man athmet hier freier; aber vom boulevard du temple an bis zur Magdalenenkirche ſind ſie von Reihen prächtiger Häuſer, glänzend aufgeputzter Kaufmannsgewölbe und Kramläden, Caffeeſchenken, Reſtaurationen, Theater, Hôtels ꝛc. begrenzt; in der Hauptallee wird ſtark gefahren und geritten und in den Seitenalleen luſtwandeln die Fußgänger einher. Auf den Boulevards Montmartre, des Italiens und du temple trifft man die ſchöne Welt an den Sommerabenden auf Stühlen ſitzend. Überdieß geſchehen alle große Aufzüge in P. auf den Boulevards, die man als die Hauptſtraßen anſehen kann. Ferner gehören zu den öffentlichen Spaziergängen die Gärten bei den Tuilerien, bei dem palais royal, bei dem palais Luxembourg. Außerhalb der Barrieren hat man die Gehölze von Boulogne, von Vincennes, die verſchiedenen königlichen Luſtſchlöſſer und die mannigfaltigſten Landpartien. Auch fehlt es nicht an Gelegenheiten zu Waſſerfahrten auf der Seine nach Saint Cloud, Poiſſy, Choiſy ꝛc. — P. verbraucht jährlich 75000 Ochſen, 8000 Kühe, 76000 Kälber, 80000 Schweine, 370000 Schafe, 1200000 Kilogrammes Fleiſch nebſt 400000 Kilogrammes Abfall, für 8 Mill. Franken an Geflügel und Wildpret, für 4 Mill. Franken an Seefiſchen, für 1 Mill. Franken an Auſtern, für 600000 Franken an Süßwaſſerfiſchen, für 13—14 Mill. Franken an Butter und Eiern, für 1½ Mill. Franken an trockenem Käſe, 550000 Säcke Mehl oder 113880000 Kilogr. Brot (täglich 238500 Kilogr.), 800000 Hectolitres Wein, 50000 Hectolit. Branntwein, 12000 Hectolit. Cider, 8000 Hectolit. Baumöl, 60000 Hectolit. andere Öle, 1100000 Stères Brennholz, 4 Mill. Reisbündel, 1800000 Hectolit. Kohlen. Die Einkünfte von P. belaufen ſich jährlich auf 45 Mill. Franken und ſind alſo größer als die der beiden vereinigten Königreiche Norwegen und Schweden. Es enthält etwa den 40. Theil der Bevölkerung von Frankreich, doch zahlt es mehr als $\frac{1}{11}$ aller Abgaben und zwar $\frac{1}{22}$ von der Grundſteuer, $\frac{1}{10}$ von der Meubles- oder Perſonenſteuer, $\frac{1}{9}$ von der Fenſter- und Thürenſteuer, $\frac{1}{5}$ von der Patentſteuer ꝛc. — Die Polizei in Paris iſt muſterhaft und an ihrer Spitze ſteht ein eigener Präfect; jedes der 48 Quartiere von P. hat ſeinen Polizeicommiſſair. Ein eigenes Gensd'armeriecorps ungefähr zu 1000 Mann zu Fuß und zu Pferd, in 4 Compagnien getheilt, unter dem Namen garde royale de la ville de Paris, ſorgt für die innere Sicherheit der Stadt und der Bürger. Die Handhabung der Polizei iſt einer beſonderen Präfectur anvertraut, welche den Reiſenden Päſſe ausſtellt, über die Freudenmädchen, die in einem beſonderen Bureau eingetragen werden, die Aufſicht führt, wie auch über die Spielhäuſer, die 1831 für 6055100 Fr. verpachtet waren. Die Feueranſtalten ſind vortrefflich; ein corps de Sapeurs-Pompiers, aus einem Stabe und 4 Compagnien beſtehend, eilt bei jeder Feuersgefahr herbei und 120 Pferde ſtehen Tag und Nacht zum Dienſte der Spritzen bereit. Es gibt 2 Feuermaſchinen, 41 Rettungsanſtalten in Feuersgefahr und ſeit 1816 eine Aſſecuranzgeſellſchaft. Für das Verproviantirungsweſen der Stadt ſorgt ein beſonderer Generalcommiſſair und gegen die Bettelei ſind die wirkſamſten Vorkehrungen getroffen. Die Poſt, deren Einrichtung ſehr gut iſt, beſchäftigt

500 Menſchen. In jedem der 12 Arrondiſſements trifft man ein Poſtbureau, wo die in die verſchiedenen Briefkaſten gelegten Briefe alle drei oder 4 Stunden geſammelt werden, die dann ein Poſtillon zu Pferd nach der Poſtverwaltung abholt, von wo ſie in die Stadt, ebenfalls durch die 12 Bureaux, oder ins Reich und Ausland geſchickt werden. Alle Tage kommen im Durchſchnitt von auswärts 32000 Briefe und auf der alten petite poste oder Stadtpoſt 15000 an. Nach dem In- und Auslande gehen täglich ungefähr 70000 Briefe nebſt 85000 Zeitungen und andern Druckſachen ab, ſo daß die Poſtverwaltung täglich 202000 Stück beſorgt. Diligencen gehen von hier nach allen Theilen des Reichs. Der Telegraph auf dem Montmartre correſpondirt mit den wichtigſten Punkten des Reichs. P. iſt der Hauptſitz der franzöſiſchen Induſtrie, vorzüglich in Gegenſtänden des Luxus und der Mode. Wie wichtig und mannigfaltig der pariſer Kunſtfleiß ſei, zeigen die jährlichen Induſtrie- und Kunſtausſtellungen im Louvre. Obgleich hier dem geſammten franzöſiſchen Kunſtfleiße die Säle zur Ausſtellung offen ſtehen, ſo kommt doch über die Hälfte der daſelbſt ausgeſtellten Erzeugniſſe des Kunſt- und Gewerbfleißes auf die pariſer Künſtler, Fabrikanten und Handwerker, von denen über 44000 patentirt ſind und in P. ihre Comptoirs, Werkſtätten oder Läden haben. Täglich macht die Induſtrie größere Fortſchritte, viele Fabricate behaupten in Solidität und Schönheit entſchiedene Fortſchritte, andere ſind blos für das Auge berechnet und verderben nicht ſelten bei dem erſten Gebrauche. Es würde zu weit führen, in eine vollſtändige Aufzählung der ſo mannigfaltigen Artikel einzugehen, welche die pariſer Fabriken liefern; daher erwähnen wir nur der 25 Porzellanfabriken, unter denen die königliche Porzellanfabrik zu Sèvres (zwei Stunden von P.) die ausgezeichnetſte iſt; der königlichen Gobelinsfabrik, die die herrlichen Tapeten nur für Rechnung des franzöſiſchen Gouvernements arbeitet und wo die ſchönſten Gemälde durch Verflechtung farbiger Fäden aufs Täuſchendſte copirt werden; der berühmten Teppichfabrik der Savonnerie (auf einem Platze, wo vorher eine Seifenſiederei errichtet war, daher der Name Savonnerie); der Spiegel-, der Orfèvrerie-, der Bijouterie- und Quincailleriefabriken; der Juwelirarbeit, welche jährlich für mehr als 5 Mill. Fr. vergoldeter und verſilberter Bronze liefert; der bedeutenden Uhrmacherei, welche jährlich einen Werth von 15 Mill. darſtellt; der künſtlichen Blumen- und Modeſachen aus P., welche als Muſter für Europa gelten (von letzteren werden für mehrere Mill. Fr. ins Ausland verſendet); der jährlich in P. verfertigten Shawls, welche man auf 14 Mill. ſchätzt; der Stickerei und Spitzen, welche für mehr als 3 Mill. geliefert werden; des Marmors, der in 110 Werkſtätten verarbeitet wird; der für mehr als 6 Mill. Fr. gefertigten Meubles und Goldſchmiedewaaren; der Wollenweberei, welche 1200 Arbeiter ernährt und für mehr als 11½ Mill. Fr. Gewebe liefert; der noch bedeutenderen Baumwollenweberei, deren Werth ſich auf 13 Mill. beläuft und welche überdieß noch 2 Mill. Paar Strümpfe liefert; der 77 Werkſtätten, aus denen eine große Menge koſtbarer und gemeiner Papiertapeten hervorgehet. Ferner verdienen noch genannt zu werden: die ſchön gearbeiteten pariſer Wagen, die phyſikaliſchen, mathematiſchen und muſikaliſchen Inſtrumente, lackirten Sachen, geſchliffenen Kryſtalle, die plattirten und Lederwaaren, die künſtlichen Augen für Menſchen, künſtlichen Zähne, Arme und Beine, die 5 Zuckerſiedereien, die 32 Tabaksfabriken, unter welchen die königliche die ſtärkſte iſt, denn ſie beſchäftigt täglich 500 Menſchen und hat große Dampfmaſchinen. Nicht minder wichtig ſind die großen Fortſchritte der pariſer Buchdruckerei, welche man vorzüglich in den großen Officinen, als der Didot'ſchen, Crapelet'ſchen, Herhan'ſchen, Renouard'ſchen, Pinard'ſchen, die jährlich über 3000 Menſchen beſchäftigen, erkennen kann. Auf der vor P. in der Seine gelegenen Isle de Cygnes fabricirt man aus Kaldaunen und anderen Abfällen der Schlachtereien ein thieriſches Öl, welches vorzüglich zum Brennen der Straßen-

leuchten gebraucht wird. Ferner befinden ſich hier eine königliche Stückgießerei, viele Eiſengießereien und verſchiedene Bleigießereien. Die blühende Induſtrie und die ſtarke Conſumtion der großen Volksmaſſe veranlaßt einen bedeutenden Handel, zu deſſen Beförderung die Börſe, die Bank, die Handelskammer, das Handelsgericht, der Handelsverein, die Haupttelegraphen in Verbindung mit denen zu Breſt, Lille, Bayonne, Toulon, Straßburg (ſo daß man jede Neuigkeit in 3 Minuten aus Calais durch 27, in 2 Min. aus Lille durch 22, in 6½ Min. aus Straßburg durch 46, in 8 Min. aus Lyon durch 50 und in 8 Min. aus Breſt durch 80 Telegraphen erhält) und andere Anſtalten errichtet ſind. Die Ausfuhr dieſer Hauptſtadt beläuft ſich jährlich im Durchſchnitt auf einige 40 Mill. Fr., worunter die Ausfuhr von Seidenwaaren, der Krämerwaaren, der Bücher, Modeartikel, Gold- und Bijouteriearbeiten, Kattun-, Hanf- und Flachswaaren, des Porzellans, der Shawls am beträchtlichſten iſt. Weit bedeutender iſt die Einfuhr, da die Conſumtion einer ſo ungeheueren Volksmenge, welche P. in ſich faßt, Producte aller Art verlangt und verbraucht und einen ſo wichtigen Einfluß auf den innern Handel ganz Frankreichs hat, daß jährlich etwa eine Million Franken aus P. in die Departements ſich vertheilt. P. hat 2 Entrepots für die ausländiſchen beſteuerten Waaren und bekommt für 227 Mill. Fr. rohe Producte und gibt ihnen durch Verfertigung einen Werth von mehr als 300 Mill. Francs. 1821 kamen 11034 Fahrzeuge zu P. an; davon 10226 auf der Oberſeine und ihren Nebengewäſſern und 808 auf der Niederſeine und ihren Nebenflüſſen. Außer den königlichen Garden hat Paris gewöhnlich eine verhältnißmäßige Anzahl von Linientruppen, zuſammen gegen 24000 Mann in Garniſon. Dieſe Truppen liegen ſämmtlich in Caſernen und mit dieſen zugleich beſteht zu P. eine Nationalgarde aus 12 Legionen zu Fuße und 2 Escadronen zu Pferde, deren Stärke 26500 Mann beträgt, wozu noch 2 Legionen aus der Umgegend kommen. Die Mairie iſt das Hauptquartier jeder Legion. — Die Umgegend von P. iſt ſchön und vortrefflich angebaut. Der Montmartre gewährt den vollſtändigſten Überblick der Stadt. Gleich hinter den Tuilerien liegt das Dorf Chaillot mit prachtvollen Landhäuſern und Gärten. Eine Meile von P. liegt an der Seine das ſchöne Schloß St. Cloud mit dem herrlichen Parke, Lieblingsaufenthalt Napoleon's, wo er auch am 9. Nov. 1790 (18. Brumaire) den Rath der Fünfhundert verſammelte und aus einander ſprengte. Nicht weit davon liegt der Flecken Sèvres mit der berühmten Porzellanfabrik und ¼ Meile öſtlich von P. der Flecken Vincennes mit einem ſehr feſten Schloſſe und großen Parke. — Ein galliſch-celtiſcher Volksſtamm, die Pariſer, meiſt Fiſcher und Schiffsleute, ließen ſich auf einer Moraſtinſel der Seine nieder und erbauten eine Stadt, die ſie wegen ihres ſchmuzigen Bodens Lutetia und Lutetia Parisiorum nannten, welche Stadt ſie aber, als die Römer Gallien überzogen, abbrannten. Hierauf bauten die Römer ſie wieder auf, befeſtigten ſie und der Kaiſer Julianus, der Abtrünnige, nahm hier im Jahre 360 Winterquartiere und erbaute ſich einen Palaſt. Lutelia blieb nun Eigenthum der Römer bis 486, wo es von den Franken erobert und unter Chlodowig 508 zur Hauptſtadt des fränkiſchen Königreichs erklärt und Paris genannt wurde. Die Gemahlin dieſes Königs, Chlotilde, erbaute auf einer Anhöhe die Genovevakirche, in der einige fränkiſche Könige begraben liegen, und etwas ſpäter (550) begann Childebert den Bau der Kirche von Notre Dame; hundert Jahre ſpäter gründete St. Landry das Hôtel Dieu. Um die nämliche Zeit entſtand die Abtei St. Germain des Près, welche mehrern merovingiſchen Königen zur Begräbnißſtätte diente. Zu Ende des VIII. Jahrh. gründete Karl der Große die Schulen, aus welchen ſpäterhin die Univerſität hervorging. Die Normänner beunruhigten P. mehrere Male und zwar plünderten ſie es 845, brannten 856 und 872 die Vorſtädte von Paris ab und belagerten es 2 Jahre lang, von 885—887. Als im Jahre 987 Hugo Capet, Sohn Hugo's

des Großen, den franzöſiſchen Thron beſtieg, ward Paris Reſidenz der Könige von Frankreich bis 1649, wo Ludwig XIV. von der Fronde aus der Hauptſtadt vertrieben, Verſailles erbaute und dieſes zum königlichen Wohnſitz erhob. Unter Hugo Capet vergrößerte ſich die Stadt und ward in 4 Quartiere getheilt. 1163 gründete Biſchof Moritz von Sully den Dom von Notre Dame, welcher aber erſt nach ihm vollendet ward. 1180 ließ Philipp Auguſt die Stadt pflaſtern und 1190 ſie in 8 Quartiere theilen, wodurch Paris ſtatt der 3 Thore 15 erhielt. Im XIII. Jahrh. wurde von Ludwig IX., dem Heiligen, das Hospital der quinze-vingts für Blinde und mehrere Klöſter gegründet. Unter Philipp von Valois hatte P. 150000 Einwohner, von denen aber die Hälfte durch die ſchwarze Peſt, welche in der Mitte des XIV. Jahrh. Europa verwüſtete, weggerafft wurde. 1367 wurde P. unter Karl V. ſo vergrößert, daß es in 16 Quartiere getheilt ward und 1387 wurde der Bau der Baſtille begonnen. Jetzt hatte P. 2 Brücken, zu denen man aber 1378 noch eine dritte, Pont St. Michel, und bald eine vierte, Pont Notre Dame, hinzufügte. 1418 wüthete wiederum die Hungersnoth und Peſt ſo in P., daß in 3 Monaten 100000 Menſchen ſtarben. Zwei Jahre ſpäter (1420) kamen durch den Bürgerkrieg zwiſchen den ſogenannten Armagnacs und Bourguignons die Engländer nach Frankreich und auch nach Paris, welche erſt von Karl VII. (1436) wieder vertrieben wurden. 1438 verlor P. durch die Seuche und Hungersnoth abermals 50000 Menſchen. 1462 ordnete man eine Straßenbeleuchtung an. Unter Ludwig XI. war die Einwohnerzahl in P. 300000 ſtark. 1563 ſiedelten ſich hier die Jeſuiten an. Unter Franz I., Stifter des Collége de France, fing die fünfte Vergrößerung von P. an und 1572 den 24. Aug. geſchah die pariſer Bluthochzeit. Heinrich IV. belagerte 1590 bis 1594 P., welches die ſpaniſch-franzöſiſche Ligue hartnäckig vertheidigte, die es aber übergeben mußte, nach welcher Übergabe Heinrich einen Triumphzug hielt. Er war es, der 1604 die von Heinrich III. 1578 angefangene Brücke pont neuf, die Hauptbrücke von Paris, 1604 vollendete und ſeine Statue zu Pferde 1614 errichtete. 1615 wurde der Palaſt Luxembourg gegründet, 1622 ein Erzbisthum zu Paris geſtiftet und 1629 fing man an das Palais Royal zu bauen und 1635 den Pflanzengarten anzulegen. Ludwig XIV., der wie ſeine Nachfolger das Schloß Verſailles bewohnte, vergrößerte und verſchönerte die Stadt aufs Neue durch eine Menge herrlicher Bauten, als: durch den 1664 vollendeten Bau des von Katharina von Medici angefangenen Tuilerienſchloſſes, durch die nach Perrault's Plane gebaute geſchmackvolle Façade des Louvre, durch das Invalidenhôtel, durch den Vendômeplatz, durch die Sternwarte und durch das ſogenannte Denysthor. Ludwig XV. ließ die école militaire am Eingange des Marsfeldes erbauen und die prächtige Genovevenkirche mit der erhabenen auf Säulen geſtützten Kuppel von Soufflet anlegen. In der Revolutionszeit ſowohl als auch nach dem Tode Ludwig's XVI. wurde die Verſchönerung von P. bis nach dem 18. Brumaire, wo Napoleon auf den Thron Frankreichs kam, unterbrochen. Ihm verdankt P. eine große Anzahl von Baudenkmälern, als die Korn- und Weinhalle, die 4 großen Schlachthäuſer, die ſchöne Börſe, die Waſſerleitungen, Cloaken, Springbrunnen, die breite Straße de la Paix zwiſchen den Boulevards und dem Vendômeplatz. Nach der Julirevolution 1830 wurden eine Menge Cloaken erbaut und die prächtige ſeit 50 Jahren angefangene Magdalenenkirche ſo wie das von Napoleon angefangene Hôtel des Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten vollendet. 71.

Paris (Einnahme den 31. März 1814). Bei dem Vordringen der Verbündeten in Frankreich entwarf Napoleon, gezwungen durch die Schwäche ſeines Heeres, den Plan, den Kriegsſchauplatz nach Lothringen und Elſaß zu verlegen und durch das Heranziehen der Feſtungsbeſatzungen dieſer Departements und durch eine Volksbewaffnung daſelbſt den Krieg in die Länge zu ziehen, um dadurch Gelegen-

heit zu erhalten, ſeine Streitmittel durch neue Aushebungen und Ergänzung ſeines Kriegsmaterials in einen beſſern Stand zu ſetzen. Allein als ihm in der Schlacht von Brienne und in mehreren kleinen Gefechten das Glück wieder lächelte, ging er von dieſem Project wieder ab. Bald mußte er jedoch einſehen, daß er mit ſeiner ſchwachen Macht, die nun noch meiſtens aus jungen, ungeübten und muthloſen Kriegern beſtand, bei aller ſeiner raſtloſen Thätigkeit und unerſchöpflichen Manövrirkunſt gegen den Coloß des andringenden verbündeten Heeres nichts auszurichten vermochte. Obgleich Napoleon dadurch, daß er ſich nach Lothringen und Elſaß wandte, den aliirten Armeen die Straße nach Paris frei machte, ſo verließ er ſich doch auf die mehrfach erkannte, faſt an Ängſtlichkeit grenzende Vorſicht ſeiner Gegner und hoffte durch eine Diverſion gegen ihre Verbindungslinien dieſelben zum Rückzuge nach dem Rheine zu verleiten. Indeß hierin hatte er ſich getäuſcht. Durch aufgefangene Briefe hatten die Verbündeten bereits Kenntniß von ſeinem Vorhaben genommen und ſo wurde, da überhaupt der Geiſt des Aufruhrs ſich im franzöſiſchen Volke immer bedenklicher äußerte, beſonders auf Betrieb des Kaiſers Alexander und des Königs Friedrich Wilhelm, der ungezögerte Marſch gegen die Hauptſtadt beſchloſſen, deren Einnahme allein im Stande ſein konnte, der öffentlichen Stimmung eine andere Richtung zu geben und den Krieg bald zu beenden. Schwarzenberg, Winzingerode und Czernitſchew trafen mit ihren Corps bei Vitri zuſammen und von dieſen wurden 10000 Reiter mit 50 Geſchützen unter Commando des Generals Winzingerode nach St. Dizier abgeſchickt, um den Marſch Napoleon's zu beobachten, ihn zu beunruhigen und glauben zu machen, daß dieſes Corps der Vortrab der verbündeten Armee ſei; während die große Armee von Vitri aus auf Fère-Champenoiſe und P. ſich in Marſch ſetzte. Dieſe Richtung hatte Blücher mit der ſchleſiſchen Armee von Chalons aus ebenfalls eingeſchlagen. Marmont und Mortier waren von Blücher über die Marne zurückgeworfen und dieſe, unbekannt mit der Beſatzung Vitri's, näherten ſich ſorglos dieſem Platze, in der Abſicht, ſich hier mit Napoleon zu vereinen, als ihr Vortrab unerwartet mit dem Corps des Kronprinzen von Würtemberg zuſammentraf und mit anſehnlichem Verluſte auf Fère-Champenoiſe zurückgeworfen wurde. Während Blücher ſeine Armee von Etoges nach Montmirail führte, verfolgte die große Armee ihren Marſch nach P., wohin auch Marmont, Mortier und Arrighi, ohne Unterlaß durch Reiterei verfolgt, ſich zurückzogen. Dieſer eilende Rückzug artete in förmliche Flucht bei einer faſt allgemeinen Niederlage aus, welche ſie erlitten, als die Generale Kleiſt und York am 26. März in dem Augenblicke die Flanke des feindlichen Corps gewannen und durch Ferté-Gaucher gegen Meaux eilten. Den Marſchällen gelang es nun, ſich mit einem Theile ihrer Truppen einen Weg zu bahnen und faſt 12000 Mann und mehr als 80 Geſchütze fielen in die Hände der Sieger. Der Angriff, welcher auf die Hauptſtadt Frankreichs unternommen werden ſollte, wurde ſo eingeleitet, daß alle Streitkräfte, auf dem rechten Ufer der Seine und Marne vereint, ſich gegen die Nordſeite von P. wenden ſollten. Es verſuchten inzwiſchen noch 10000 Mann Franzoſen größtentheils Nationalgarde zwiſchen La Ferté ſous Jouarre und Meaux der ſchleſiſchen Armee die Spitze zu bieten; indeß am 28. März wurden ſie von den Preußen unter dem Generale Horn mit bedeutendem Verluſte geſchlagen, Meaux wurde von Mortier geräumt und bei Treport überſchritt, trotz allen Widerſtandes der Franzoſen, die ſchleſiſche Armee die Marne. Napoleon hatte ſich durch Winzingerode täuſchen laſſen, indem er deſſen Reitercorps für den Vortrab der geſammten verbündeten Armee anſah. Als er nun eben im Begriffe war, einen entſcheidenden Angriff auf Vitri, wohin ſich Winzingerode zurückgezogen hatte, zu unternehmen, empfing er am 27. März die unerwartete Nachricht von dem Zuge der Verbündeten nach P. und daß dieſelben bereits bis Meaux vorgedrungen ſeien und ſah nun die Umöglichkeit ein, jetzt noch deren Fortſchritten Ein-

halt zu thun. In Meaux blieben Wrede und Sacken mit etwa 30000 Mann zurück, um bei der möglichen Rückkehr Napoleons den Übergang über die Marne zu ſichern, während die übrigen Heerhaufen unter mehreren kleinern Gefechten ſich der Hauptſtadt näherten, welche mit zahlreichem ſchwerem Geſchütze verſehen von 28000 Mann vertheidigt wurde. Die Vertheidigungsſtellung war ſo gewählt, daß der rechte Flügel an Vincennes gelehnt auf den Höhen von Belleville, Mesnil-Montant und St. Chaumont, das Centrum längs dem Canale der Ourcq und im Rücken durch den Montmartre geſchützt ſtand, während der linke Flügel von Mauſſeaux bis Neuilly aufgeſtellt war. Von Seiten der Verbündeten waren die Corps folgendergeſtalt vertheilt. Auf dem linken Flügel ſtanden der Kronprinz von Würtemberg gegen Vincennes; Rayewsky gegen Pantin und Belleville; die ruſſiſchen und preußiſchen Garden längs dem Canale der Ourcq auf der Straße von Bondy nach Paris und auf dem rechten Flügel ſtand die ſchleſiſche Armee, die gegen Saint-Denys und das Dorf Vilette vordrang und zum Angriffe des Montmartre beſtimmt war. Am frühen Morgen des 30. März rückten die Nationalgarden aus und um 5 Uhr verkündete der erſte Kanonenſchuß den Pariſern den Beginn der Schlacht. Der erſte Angriff galt dem Marſchall Mortier, welcher bei Belleville und auf dem Hügel von St. Chaumont befehligte. Wiederholt ſtürmte Rayewsky gegen Pantin heran, doch bald gelang es durch die Unterſtützung, welche Barclay de Tolly in dem Kerne der ruſſiſchen Truppen heranführte, die Franzoſen von den beſetzten Höhen zu vertreiben und in die Dörfer Belleville und Menil-Montant zurückzuwerfen. Gegen Mittag waren ſämmtliche verbündete Truppen allmählig auf dem Kampfplatze angelangt und entwickelten ſich in der Ebene von St. Denys. Dieſer Ort war bereits eingeſchloſſen, als Langeron, der die Franzoſen aus Aubervilliers vertrieben hatte, durch Clichi gegen den Montmarte vordrang und die Generale York und Kleiſt Vilette und Pantin angegriffen und letzteres Dorf mit Sturm nahmen. Immer weiter drangen die Verbündeten vor, Belleville und Menil-Montant wurden mit Sturm erobert, der Hügel von Chaumont beſetzt und die Stellung bei dem Pachthofe von Rouvroy überwältigt. Als nun die Nationalgarden in großer Unordnung den Kampfplatz verließen, hielt Marmont um einen 4tägigen Waffenſtillſtand an und erbot ſich, ſich in die Stadt zurückzuziehen und ſolche ſelbſt zu übergeben. Dieß Geſuch wurde ſogleich bewilligt, doch ehe dieſe Nachricht noch auf allen Punkten des Kampfplatzes bekannt wurde, hatte Langeron im heftigen Kampfe den Montmartre erſtürmt, ein anderer Theil der ſchleſiſchen Armee Vilette und La Chapelle erobert und war bis in die Vorſtadt von St. Denys vorgedrungen. Zugleich war auch der Kronprinz von Würtenberg unaufhaltſam vorgerückt, die Koſacken ſprengten ſchon in die Vorſtadt St. Antoine und das Heer breitete ſich ungehindert am rechten Ufer der Seine aus. Nur auf dem linken Flügel der franzöſiſchen Stellung, bei Neuilly, war faſt gar nicht gefochten worden. In der nächſten Nacht ward die Capitulation abgeſchloſſen, die Marſchälle Marmont und Mortier verließen in Folge derſelben am frühen Morgen des 31. März P. und um Mittag deſſelben Tages hielten Kaiſer Alexander von Rußland und König Friedrich Wilhelm III. von Preußen an der Spitze von 180000 Mann ihren triumphirenden Einzug. Der vorherige blutige Tag koſtete den Verbündeten 7000, den Franzoſen 3—4000 Mann. 61.

Paris (Einnahme am 7. Juli 1815). Als nach der Schlacht von Belle-Alliance Napoleon mit ſeinen Truppen über die Sambre eilte, überſchritten am 20. Juni die Heere Blücher's und Wellington's bei Beaumont und Bavay die franzöſiſche Grenze und rückten, während unter der Leitung der Prinzen Friedrich der Niederlande und Auguſt von Preußen die größern Feſtungen theils belagert, theils eingeſchloſſen wurden, unaufhaltſam fort, der Hauptſtadt Frankreichs zu. Am 23. Juni befand ſich bereits das Hauptquartier Wellington's zu Chateau Cambreſis

und das vom Feldmarſchalle Blücher zu Coigni. Hier ſchon ſuchte der General Morand um einen Waffenſtillſtand nach und am 25. erſchienen im Hauptquartiere Blücher's zu St. Quentin franzöſiſche Abgeordnete, die, da Napoleon ſeine Krone bereits niedergelegt habe, mit den verbündeten Monarchen zu unterhandeln wünſchten. Unterdeß hatte Wellington, der auf dem rechten Flügel des preußiſchen Heeres vorrückte, Cambrai und Péronne mit Sturm genommen und Soult ſuchte die Trümmer der franzöſiſchen Armee, kaum 20000 Mann, bei Laon und Soiſſons zu ſammeln und zu ordnen. Ungeachtet der Geſuche der Franzoſen um Unterhandlungen ſetzten die beiden Heerabtheilungen ihren Marſch gegen P. fort und befanden ſich, nachdem die Preußen dem Generale Vandamme bei Villers Corterets einen beträchtlichen Verluſt in einem hitzigen Gefechte beigebracht hatten, am 27. Juni im Angeſichte von Paris. Hier herrſchte grenzenloſe Verwirrung; die Stadt ſelbſt war vom Regierungsausſchluſſe in Belagerungsſtand erklärt worden und am 29. Juni bezogen Grouchy, Vandamme und Drouet die befeſtigte Linie an dem Ourcqcanale. An Grouchy's Stelle nahm jetzt Davouſt den Oberbefehl und ſein Hauptquartier in La Vilette, während die Kammer der Stellvertreter wie im tiefen Frieden einen neuen Verfaſſungsentwurf vollendete. In dem Hauptquartier des Fürſten Blücher zu Goneſſe wurde von dieſem und dem Herzoge Wellington der Angriff der Stadt auf der linken Seite der Seine, wo ſich keine Verſchanzungen befanden, beſchloſſen und am 30. Juni ein Scheinangriff auf St. Denys, St. Ouen und das Dorf Aubervilliers unternommen, wobei es gelang, ſich der Brücke von Maiſons und St. Germain zu bemächtigen. Während nun ein Theil von Wellington's Heere die Stellungen bei Blanc-Menil, Bourguet und St. Denys einnahm, ging die preußiſche Armee auf das linke Ufer der Seine über. Am 2. Juli drang Blücher über Verſailles vor und der General Steinmetz warf mit der Vorhut des erſten Heerhaufens den General Vandamme, der ſich gleichfalls auf das linke Ufer der Seine gezogen hatte, nach einem blutigen Gefechte bei Meudon bis Iſſy zurück. Durch eine bei Argenteuil geſchlagene Brücke wurde die Verbindung des Wellington'ſchen Heeres mit den Preußen hergeſtellt und nun nahm letzteres auf der Höhe von Meudon und Pleſſis-Piquet ſeine Stellung. Schon war Iſſy am 3. Juli von den Preußen mit Sturm genommen, als der General Guilleminot von dem Generalſtabe Davouſt's mit der Erklärung erſchien, daß die franzöſiſche Armee bereit ſei Paris zu räumen und den Siegern zu übergeben, und an demſelben Tage wurde zu St. Cloud von den Abgeordneten der Stadt und den engliſchen und preußiſchen Bevollmächtigten die Übereinkunft in Betreff der Übergabe geſchloſſen, in Folge deren die etwa 50000 Mann ſtarke franzöſiſche Armee innerhalb 3 Tagen Paris räumte und ſich hinter die Loire zurückzog. Gleichzeitig hörten die Feindſeligkeiten auf und am 7. Juli zogen die verbündeten Heere in Paris ein. Ludwig XVIII., welcher bisher dem Zuge der engliſchen Armee gefolgt war, hielt darauf am 9. Juli ſeinen feierlichen Einzug in die Hauptſtadt. 61.

Park, franz. parc; engl. park, heißt urſprünglich jedes eingehegte mit Wald bewachſene Stück Land, in welchem Wild gehalten wird, alſo mit andern Worten ein Thiergarten. Bekanntlich hatten ſchon die Römer an ihren Villen ähnliche Jagdgehege und die Engländer bedienten ſich derſelben unter dem Namen P. ebenfalls, da ein Geſetz die Hegung des Wildes auf dem Felde verbietet. Als man ſpäter anfing, dieſe oft große Landſtrecken einnehmenden Wildgarten durch Kunſt zu verſchönern, wurden dieſelben ein Gegenſtand der höhern Gartenkunſt und behielten den Namen P. auch dann bei, wenn ſie nicht mehr zur Hegung des Wildes dienten. In dieſer Form nun, als wirkliche Kunſt- und Luſtanlagen, verdrängten ſie, weil ſie der Idee der höhern Gartenkunſt (ſ. d. Art.) am nächſten kamen, die geſchmackloſen franzöſiſchen und holländiſchen Anlagen und kamen auf dem Con-

tinente allmählig in Gebrauch. Auf dieſe Weiſe iſt jetzt der Name P. im Allgemeinen gleichbedeutend mit Garten im höhern Sinne. 1.

Park (Artillerie-) nennt man eine Anzahl Wagen, die auf einem Platze ordnungsmäßig zuſammenſtehen. Sind es Geſchütze, ſo iſt es ein Artillerie- oder Geſchützpark; ſind es Munitionswagen, ein Munitionspark; ſind es Belagerungsgeſchütze nebſt den dazu gehörigen Fuhrwerken, Belagerungspark, und ſind es Proviantwagen, ein Proviantpark. Wenn ein ſolcher P. in Bewegung geſetzt wird, ſo erhält er den Namen Train oder Zug. Auf Feldmärſchen, in Cantonirungen im Feldlager wie bei Belagerungen werden dergleichen Parks gebildet. 61.

Park (Mungo), ſ. Mungo Park.

Parlementair oder **Parlamentair** heißt im Kriege der an den Feind zu Unterhandlungen abgeſchickte Officier. Ein ſolcher P. wird bei den Orientalen als Friedensbote angeſehen und heilig gehalten; in den Abendländern ſoll derſelbe nach dem Kriegsgebrauche wenigſtens als Unbewaffneter angeſehen und perſönlich geſichert ſein, obgleich man ihn in gewiſſen Fällen zurückbehält. Seine friedliche Abſicht hat er durch allgemein verſtändliche Zeichen, z. B. in der Ferne, durch Schwenken eines weißen Tuchs oder einer Fahne, Begleitung eines Trompeters oder Tambours, welche in der Nähe Signale geben, anzudeuten. — Parlamentairſchiff iſt ein leichtes Fahrzeug mit weißer Flagge (Parlamentairflagge), welches blos zu Unterhandlungen hin und her geſchickt wird. 17.

Parliament, franz. parlement; engl. parliament, hieß in den früheſten Zeiten in Frankreich und England der allgemeine Landtag, auf welchem ſich die Könige mit ihren geiſtlichen und weltlichen Vaſallen (pares regni, pairs, ſ. d. Art.) beratheten und wichtige Rechtsſachen verhandelten, ohne daß er an einen beſtimmten Ort gebunden war. In Frankreich entſtanden ſehr bald daraus die höchſten Regierungen und Gerichtshöfe in den Provinzen, welche auch von den noch nicht unterjochten Fürſten in ihren Landesantheilen eingerichtet wurden, bis endlich das ganze Land an die Krone kam, welche die Parliamente aus den Gliedern der übriggebliebenen Familien beſetzte; nur das P. zu Paris hatte die übrigen hohen Vaſallen zu Gliedern, die aber unter Ludwig XIV. bereits bis auf 37 geſchmolzen waren. Alle dieſe Parliamente behielten aber bedeutende Bevorzugungen, wozu hauptſächlich die gehörten, daß die königlichen Befehle und Geſetze erſt durch ſie in ihrer Provinz bekannt gemacht und vorher bei ihnen eingetragen wurden, ingleichen, daß ſie Gegenvorſtellungen dawider machen und unter ſich darüber deliberiren durften. Nur durch ein ſogenanntes lit de justice (ſ. Frankreich S. 210) konnte die Einregiſtrirung erzwungen werden; doch ſind vor Ludwig XIV. mehrere Beiſpiele vorhanden, wo die Könige auch da nachgeben mußten; nachher that man es in der Regel nicht mehr. Ludwig XV. jedoch mußte 1763 wegen verſchiedener drückenden Auflagen, die die Schulden des 7jährigen Krieges und die Verſchwendungen ſeiner Maitreſſen decken ſollten, der Widerſetzlichkeit aller Parliamente nachgeben. Der verunglückte Verſuch Ludwig's XVI. die widerſetzlichen Parliamente anfänglich zu verweiſen und endlich 1790 aufzulöſen führte den erſten Act einer allgemeinen Widerſetzlichkeit herbei und beſchleunigte den Ausbruch der Revolution, ſeit welcher die Parliamente verſchwanden. Ludwig XVIII. errichtete aber bei ſeinem Regierungsantritte (1814) nach dem Muſter der in England ausgebildeten Parliamente eine Ständeverſammlung mit zwei Kammern, nämlich der der Pairs und der der Repräſentanten, welche die Stelle des engliſchen Ober- und Unterhauſes vertreten ſollten. Die erſteren bilden zugleich den oberſten Gerichtshof für Staatsangelegenheiten. — Die Parliamente in England, Schottland und Irland hatten gleichen Urſprung wie die franzöſiſchen. Mit der magna charta (1215) wurde das engliſche feſtſtehend. Es behauptete und erweiterte die den Ständen zugeſicherten Rechte und ſonderte ſich unter Eduard III. (1343) in die jetzt noch beſtehenden

beiden Häuſer. Unter Heinrich VIII. erniedrigte es ſich jedoch bis zur Servilität, die aber von Eliſabeth, welche der Nation auf anderem Wege Achtung abzugewinnen wußte, nicht gemißbraucht wurde. Seit der Zeit machte daſſelbe ſeine alten Rechte wieder geltend. Da Karl I. um ſeinen eigenen Willen ungehindert durchzuſetzen mehrere Jahre kein P. zuſammenberufen hatte und ſich das Anſehen gab, als wolle er die Stände nie wieder verſammeln, ſo wurde er endlich zur Einberufung genöthigt und zuletzt von den Ständen ſelbſt gerichtet. Der Protector Cromwell löſte daſſelbe nachdem es ſeit 1640 als das ſognannte lange P. beſtanden hatte, da es ſich auch ihm widerſetzte (1653) auf und ſetzte ein militairiſches ein, welchem er jedoch ſehr bald mehrere von den weſentlichen Formen gab, die es jetzt noch auszeichnen. Da daſſelbe nach ſeinem Ableben Karl II. anerkannte, ſo bedungen ſich unter dieſen und ſeinen Nachfolgern die Stände ihre alten Freiheiten wieder aus, die ihnen auch zugeſtanden wurden. Endlich unter der Königin Anna (1706) wurde das engliſche P. mit dem ſchottiſchen vereinigt und als großbritanniſches anerkannt, welchem durch die Union (1800) das iriſche einverleibt wurde, ſo daß das jetzige als P. der drei vereinigten Königreiche von Großbritannien und Irland beſteht. Das P. beſteht aus dem Ober- und Unterhauſe oder dem Hauſe der Lords und der Gemeinen. Aus letzterem erſt gelangen die verhandelten Angelegenheiten an das Oberhaus. Zuletzt wird die Sache dem Könige zur Beſtätigung vorgetragen, ſo daß es gewiſſermaſſen in jeder Sache drei entſcheidende Stimmen gibt. Die Vorſchläge werden **Bills** genannt (ſ. d. Art.). Man pflegt ihnen die Bezeichnung des Gegenſtandes vorzuſetzen, z. B. **Reformbill**, **Moneybill** (Geldbewilligungsantrag). Das P. wacht über die Freiheiten des Volkes und zieht die Miniſter (was jedoch faſt nie nöthig geworden iſt) zur Verantwortung, wobei das Unterhaus beim Oberhauſe, als dem zuſtändigen Richter, den Kläger abgiebt; es unterſucht und genehmigt die vorgeſchlagenen Geſetze und ertheilt Geldbewilligungen. Die Eröffnung erfolgt in voller Verſammlung beider Häuſer im Oberhauslocale durch eine feierliche Anrede des Königs vom Throne herab (Thronrede), welche ſodann von den beiden Häuſern in der ſogenannten Dankadreſſe erwiedert wird. Zur Zuſammenberufung in beſtimmten Zeiten iſt der König verpflichtet; er kann aber das P. entweder ganz auflöſen, wo er ſodann zur ſofortigen Wiedereinberufung eines neuen verpflichtet iſt, oder die Sitzung auf kürzere oder längere Zeit verſchieben (ajourniren oder prorogiren). Zum Oberhauſe gehören die Pairs und die königlichen Prinzen von Geblüte; zum Unterhauſe die Abgeordneten der Nation, welche aus dem niedern Adel und Bürgerſtande genommen werden. Es können deren verfaſſungsmäßig 658 ſein. Der zu Wählende muß, wenn er Knight iſt, den Beſitz von 500 Pfund, ein Bürger aber 300 Pfund Landrenten, der Wähler aber ein eigenes Vermögen nachweiſen, wovon er wenigſtens 40 Schillinge an öffentlichen Abgaben entrichtet; folglich darf er nicht Farmer ſein, wenn auch die Beſitzung noch ſo groß wäre. Wähler wie Gewählte müſſen übrigens von Geburt Briten und dürfen weder Geiſtliche noch Richter noch Sherifs ſein. Da die vor älterer Zeit feſtgeſetzte Vertheilung der Stimmen zur Wahl der Deputirten für jetzt kein paſſendes Verhältniß mehr abzugeben ſcheint, indem, beſonders in England, von den Städten (Citys) nur 50, von 172 Burgflecken (Boroughs) aber 339 Deputirte erſcheinen, ſo hat man in neuern Zeiten hauptſächlich deßhalb, ingleichen wegen einiger Mißbräuche bei den Wahlen überhaupt, von verſchiedenen Seiten die Frage über eine Parliamentsreform zur Sprache gebracht, welche die Parteien für und wider ſehr in Bewegung geſetzt hat. Da jedoch bei den Verfechtern der Reform das Verlangen an der Volksvertretung gleichen Antheil zu erlangen nicht von dem Triebe, perſönlich zu befehlen aber nicht zu gehorchen, eingegeben wird; ſo ſcheint dieſer Kampf ohne weitern Nachtheil beſtanden zu werden. 17.

Parma, ein Herzogthum im obern Italien, grenzt gegen Norden an das öſtreichiſche Italien, gegen Weſten an den ſardiniſchen Staat, gegen Süden an Toscana, gegen Oſten an Modena. Es beſteht aus dem alten Herzogthume Parma, nämlich aus den Herzogthümern Parma, Piacenza und Guaſtalla, mit Ausnahme einiger Gebietstheile am linken Ufer des Po, die an Öſtreich abgetreten worden ſind, und enthält 107 □Meil., auf denen 460000 Seelen leben, die Katholiken ſind. Das Land iſt eine gut angebaute und ſehr fruchtbare Ebene, beſonders an der Südſeite des Po, die ſich gegen Süden zu Hügeln und zum Kamme der Apenninen erhebt, unter denen in Südoſten der Alpe di Succiſio = 6200 Fuß, in Süden der Orſaro = 5600 Fuß, in Weſten die Penna = 5300 Fuß iſt. Der Po iſt der Hauptfluß, welcher aber nur die Nordgrenze bildet und hier den Tidone, die Trebbia, die Nura, den Taro, die Parma und die Enza aufnimmt. Der Boden dieſes Landes liefert viele und gute Seide, Getreide, Wein (vino santo), Öl, beſonders aus dem reichen Erdölquelle beim Dorfe Miano, Hanf; dabei treiben die Einwohner Bergbau in den Apenninen, welcher Eiſen und Kupfer liefert, Ackerbau, Viehzucht, beſonders Rindvieh- und treffliche Schafzucht. Die Induſtrie der Bewohner beſchränkt ſich blos auf die Bearbeitung der Seide und bei ihnen herrſcht kein ſolcher Fabrikfleiß und Verkehr, wie in der Lombardei, da ihnen überdieß die Canäle und die guten Landſtraßen fehlen. — Im Mittelalter waren P. und Piacenza ſeit dem XIII. Jahrh. Freiſtädte, aber ſpäter wurden die berühmten Familien der Eſte und Visconti Herren dieſes Landes, bis der Papſt Paul III. daſſelbe 1543 zum Herzogthume erhob und ſeinen Sohn, Peter Farneſe, damit belehnte, deſſen Nachkommen 1731 ausſtarben. Darauf ward der Infant Carlos von Spanien Regent, bis Kaiſer Karl VI. und der König von Sardinien das Land erhielten (1733). Durch den aachner Frieden (1748) fiel es wieder an den ſpaniſchen Infanten Philipp und nach dem Tode ſeines Sohnes nahm es Frankreich 1802 in Beſitz, bis es durch den wiener Congreß 1814 der Gemahlin Napoleon's, Maria Louiſe, übergeben wurde. Nach ihrem Tode erhält es der jetzige Herzog von Lucca, welcher dann Lucca an den Großherzog von Toscana und den Herzog von Modena abtreten wird. Die Einkünfte ſchätzt man auf 3 Mill. Gulden, die Landmacht auf 4320 Mann. 71.

Parma, Br. 40° 48′ 1″, L. 28° 0′ 19″, Haupt- und Reſidenzſtadt, Sitz eines Obertribunals, eines Appellations- und Reviſionshofes und eines Biſthumes, an der Parma, in einer ſchönen Ebene, ziemlich hübſch gebaut, mit breiten, regelmäßigen, ſchnurgeraden Straßen und 32000 Einw. Die vornehmſten öffentlichen Gebäude ſind: der herzogliche Palaſt, eine Maſſe großer Gebäude ohne Regelmäßigkeit, von denen aber einige reich und geſchmackvoll meublirt ſind; das Univerſitätsgebäude, worin ſich, bis auf den botaniſchen Garten, alle Anſtalten dieſes ſchönen Inſtituts befinden, und das große Theater, das größte in Europa und ein Meiſterwerk des Baukünſtlers Vignola. Man bedient ſich deſſelben niemals wegen der mit der Bevölkerung der Stadt in keinem Verhältniſſe ſtehenden Größe und wegen der allzu koſtſpieligen Beleuchtung. Unter der großen Zahl von Kirchen, deren Hauptvorzug in ihren inneren Verzierungen und beſonders in den Fresken und den Gemälden der größten Maler Italiens beſteht, ſind folgende die merkwürdigſten: die Kathedrale, deren Kuppel die Himmelfahrt der Jungfrau Maria mitten unter Engeln und Heiligen darſtellt (wiewohl etwas beſchädigt wird dieſes Frescogemälde doch für das ſchönſte Werk Correggio's gehalten); die Kirche Santa Maria della Steccata, die man für die ſchönſte Kirche Parmas hält; die Kirche zum heiligen Joſeph und heiligen Rochus; die Kirche zum heiligen Johannes dem Täufer; die Kirche zu allen Heiligen, zu St. Paul und dem heiligen Grabe, welche ſämmtlich Fresken und Gemälde von Correggio, Lanfranc, Raphael, Annibale Carraci enthalten. Bemerkenswerth iſt auch noch die Kirche Santa Annunziata

in Betracht ihrer ganz beſondern Form. Sie beſteht nämlich aus 10 ovalen Kapellen, aber nach demſelben Mittelpunkte gerichtet. An der Kathedrale bewundert man beſonders die prächtige Taufkapelle, in welcher ſich Sculpturen finden, welche nach von Hammer auf die Myſterien des Mithradienſtes hindeuten. P. hat von wiſſenſchaftlichen Anſtalten vornehmlich eine Univerſität (geſtiftet 1423), eine Akademie der Künſte, ein Adelscollegium, ein Muſeum und eine öffentliche Bibliothek von 60000 Bänden im herzoglichen Palaſte. Auch befindet ſich in dieſer Stadt die große Buchdruckerei des Bodoni, der in 155 Sprachen und 215 verſchiedenen Schriften druckt. Dieſe Druckerei iſt eine der ſchönſten typographiſchen Anſtalten, aus der in unſern Tagen ſo viele Meiſterwerke der Buchdruckerkunſt hervorgegangen ſind. Ganz in der Nähe von P. ſieht man den Palaſt Giardino, ein herzogliches Luſtſchloß, merkwürdig wegen ſeiner Bauart, ſeiner Verzierungen und ſeiner ſchönen Gärten, und die prächtige Brücke, welche Maria Louiſe über den Taro hat erbauen laſſen. — Sieg der Franzoſen über die Öſtreicher 1743. 71.

Parmaer Münzen, Maße und Gewichte. I. Münzen. Hier rechnet man gegenwärtig nach lire italiane (franz. Francs) zu 100 Centeſimi oder nach alten lire di Parma zu 20 Soldi à 12 Denari. Wirklich geprägte Münzen ſind: a) in Gold ſeit 1786: 8-, 4-, 2- und 1fache Piſtolen, $21\frac{1}{8}$ Karat fein, zu 1188,66, 593,82, 296,39 und 147,68 holl. Aß; 1 Piſtole = 90 lire di Parma = 5,18 Thlr.; Zecchinen $23\frac{3}{4}$ Karat fein, 71,76 holl. Aß ſchwer zu 45 lire di Parma = 2,83 Thlr.; ſeit 1815: Stücke von 40 lire italiane, 268,37 holl. Aß ſchwer, und Stücke von 20 lire italiane, 134,18 holl. Aß ſchwer, 21 Karat 7,2 Grän fein; letztere haben einen Werth von 4,81 Thlr.; b) in Silber: Ducati zu 21 Lire, 14 Loth 6 Grän fein, $\frac{1}{2}$-, $\frac{1}{4}$- und $\frac{1}{8}$-Ducati nach Verhältniß; 3 Lireſtücke, 13 Loth 4 Grän fein; ſeit 1815: Stücke von 5 lire italiane, 14 Loth 11,2 Grän fein; Stücke von 2, 1, $\frac{1}{2}$, $\frac{1}{4}$ lire italiane nach Verhältniß; 1 lire italiane = 1 Lire 1 Soldo di Parma; c) in Kupfer: 1- und $\frac{1}{2}$-Soldiſtücke. II. Längenmaß: 1 Braccio (Elle) = 263,5 zu Seidenwaaren und = 285,4 par. Linien zu Wollenwaaren; 1 Braccio de Legno = 12 Oncie à 12 Punti à 12 Atomi und enthält 240,333 par. Linien. III. Flächenmaß: 1 Biolca = 6 Stari = 72 Tavole = 288 □Pertiche. IV. Getreidemaß: 1 Staro oder Stajo = 16 Quartari oder Quartarole = 2592 par. Cubikzoll. V. Gewicht: 1 Lira = 12 Once à 24 Denari à 24 Grani hält 6794 holl. Aß. 33.

Parmegiano (il) (ſpr. Parmedſchiano), auch **Parmegianino** oder **Parmeſan** genannt, ein berühmter Maler der lombardiſchen Schule, geb. 1504 zu Parma (daher ſein Name), hieß eigentlich Franceſco Mazzuoli oder Mazzola und war der Sohn des unter dem Namen dell' Erbotte bekannten Malers Filippo Mazzuoli. Von dieſem und ſpäter von Marmitta erhielt er den erſten Unterricht, doch bekam er ſchon früh eine eigenthümliche Richtung, beſonders als er ſeit ſeinem 15. Jahre Gelegenheit fand mit Correggio und deſſen Werken Bekanntſchaft zu machen. Der Einfluß der letztern zeigte ſich bei dem ſchönen Gemälde „Hieronymus und Bernardin von Feltri", welches er, ſo wie eine Madonna, um das Jahr 1522 malte; doch kann bei alle dem die Selbſtſtändigkeit des jungen Künſtlers nicht verkannt werden. So rüſtig vorwärtsſtrebend begab ſich P. im Jahre 1523 nach Rom und hier war es, wo er ſeine Ausbildung durch das Studium der Raphael'ſchen Werke, die ihn ungemein anzogen, vollendete. War ihm Correggio hinſichtlich der Harmonie und des Helldunkels Muſter geweſen, ſo wurde dieß jetzt Raphael hinſichtlich des Ausdrucks und jener freilich ſchwer zu erreichenden Hoheit der Darſtellung. In dem Beſtreben beides zu vereinigen, bildete er ſich einen eigenthümlichen Styl, deſſen Vortrefflichkeit bei allen ſeinen Mängeln damals allgemeine Anerkennung erhielt und jetzt noch die Bewunderung jedes Kunſtfreundes verdient. Nachdem P. im Jahre 1527 Rom verlaſſen hatte, begab er ſich nach Bologna, malte hier unter

andern eine heilige Margaretha, die jetzt in Dresden befindliche Madonna della Roſa und einen heiligen Rochus und ging ſpäter in ſeine Vaterſtadt zurück, wo ihm die Ausſchmückung der Kirche della Steccata übertragen wurde. Doch konnte er wegen ſeiner wankenden Geſundheit die eingegangenen Verpflichtungen nicht ſo ſchnell, als man gehofft hatte, erfüllen und als man ihn deßhalb unwürdig behandelte, fand er ſich veranlaßt nach Coſalmaggiore zu flüchten. Hier ſtarb er, zu früh für die Kunſt, im Jahre 1540. Die Zahl der Arbeiten P.'s iſt nicht eben groß, ihr Werth daher deſto größer. Sie zu nennen würde hier zu weit führen, doch bemerken wir, daß die wiener Gallerei zwei ausgezeichnete Stücke von P. beſitzt, eine Mutter Gottes und das Bildniß des florentiniſchen Feldherrn Malateſta Baglioni. An letzterem erregt beſonders der rothe, mit Tigerpelz verbrämte Talar hohe Bewunderung. Überhaupt war P. in der Draperie unübertrefflich; außerdem werden ſeine reizenden Köpfe und die Lebendigkeit der Figuren als Haupteigenſchaften ſeiner Gemälde gerühmt. Dabei iſt ſein Pinſel leicht und geiſtreich und die Umriſſe angenehm. Was die Zeichnung betrifft, ſo wirft man ihm nicht mit Unrecht eine unmäßige Verlängerung der Figuren, beſonders aber der Finger vor. 36.

Parmenides von Elea, geb. 508 v. Chr., war Schüler des Xenophanes und nebſt dieſem ein Hauptſtifter der eleatiſchen Philoſophenſchule. — Möglich iſt, daß er auch mit ioniſchen und pythagoreiſchen Philoſophen Umgang hatte; allein ihn ſelbſt zu letzteren zu zählen iſt kein Grund vorhanden. — Er iſt nicht allein als Philoſoph bekannt, ſondern auch als weiſer Geſetzgeber und als Muſter ſittlicher Reinheit und Würde. Von ſeinen, theils in Proſa, theils in Verſen geſchriebenen und unter den verſchiedenſten Titeln (von der Natur, von dem Seienden ꝛc.) angeführten Werken ſind nur noch Bruchſtücke vorhanden, unter denen das wichtigſte ſeine „Ἔπη περὶ φύσεως“, ein Lehrgedicht von der Natur, welches ſich überſetzt und mit Anmerkungen begleitet in Fülleborn's „Beiträgen zur Geſchichte der Philoſophie“ (St. 6. N. 1) findet. Andere Sammlungen ſind die von Stephany in der „Poësis philos.“ (Par. 1573. 8.) und die „Empedoclis et Parmenidis fragmenta, ex Cod. taurinensis bibliothecae restituta et illustrata ab Amad. Peyron“ (Lips. 1810. 8.). Jenes Lehrgedicht von der Natur, das leider ſehr dunkel und unverſtändlich iſt, ſtellt die Grundzüge des eleatiſchen Syſtems, die Unterſcheidung einer Wiſſenſchaft des Seins (κατὰ λόγον) und einer des Scheins (κατ' αἴσθησιν) auf, davon jene zum einzigen Gegenſtande das wahre, reine, ewige Sein hat, das durch das bloße Denken als ein Einiges, mit dem Gedanken Identiſches erfaßt und von dem Alles, was der Sinnenerſcheinung zukommt, Vielheit, Veränderlichkeit ꝛc., abgewieſen wird. P. ſtellt dieß ewige Sein mit lebendiger und heiliger Begeiſterung dar; allein freilich läßt der Schwung ſeiner Dichtung und die Fülle ſeiner poetiſchen Bilder oft nur ſchwach den philoſophiſchen Gedanken durchſchimmern und verleitet ihn zu Darſtellungen, die dieſem zuwider zu ſein ſcheinen. So ſtellt er das Sein dar in der Kugelgeſtalt, als der vollkommenſten; es bleibt aber ungewiß, in wiefern er es als ein Vernünftiges, als Gott, erfaßte. — Die Welt der Erſcheinungen, die ihm für eine nothwendige Täuſchung (für δόξα) gilt, gehorcht dem phyſiſchen Geſetzen von Entſtehen, Vergehen ꝛc. und hier ſind es die Gegenſätze vom Kalten und Warmen, oder Erde und Feuer, aus denen Alles beſteht. — Vergl. Brucker's „Lettre sur l'athéisme d. P.“ (Bibl. germ. T. XXII. p. 90); Gundling's „Gedanken über die Philoſophie des Parmenides“ (Gundlingian. P. XV.); C. H. Brandis, „Commentt. Eleatt. P. I. — Xenoph. Parm. et Mel. doctrina, e propriis phill. rell. exposita“ (Alton. 1812. 8.); Jos. Theod. van d. Kemp, „Parm. s. de stabiliendis scientiae cosmolog. fundamentis“ (Edin. 1781. 8.). — Vergl. d. Art. Eleaten. 80.

Parmentier (ſpr. Parmangtié) (Anton Auguſt), berühmter franzöſiſcher Chemiker, ward 1737 zu Mondidier geboren, erlernte in ſeiner Vaterſtadt die Apo-

thekerkunſt und ging hierauf, um ſich weiter zu vervollkommenen, nach Paris, von wo er 1757 als Feldapotheker mit der Armee nach Hanover marſchirte; ward darauf 1766 durch Concurs Apothekergehülfe am Invalidenhauſe, legte dieſe Stelle aber ſpäter nieder und beſchäftigte ſich nunmehr mit der ökonomiſchen und techniſchen Chemie, über welche er mehrere, ſehr geſchätzte Schriften herausgab; die Kartoffeln, der Mais, die Kaſtanie, die reichlichere Mehlgewinnung aus dem Getreide waren die Gegenſtände ſeiner Aufmerkſamkeit. Später in der Revolutionszeit benutzte man ſeine Kenntniſſe bei der damaligen allgemeinen Entwickelung der kriegeriſchen Kräfte des Landes; hierauf kam er 1796 ins Inſtitut und erhielt die Aufſicht über die Hospitäler; dabei beſchäftigte er ſich mit der Verbeſſerung des Brods für die Soldaten und ſchrieb ſeinen „Code pharmaceutique à l'usage des hospices civiles", der in verſchiedenen Ausgaben vorhanden iſt. Späterhin empfahl er die Rumford'ſche Suppe zum Gebrauche bei den Armenanſtalten und während der Continentalſperre den Traubenſyrup als Erſatzmittel des Rohrzuckers. So beſchloß er ſein unter philanthropiſchen Bemühungen hingebrachtes Leben am 17. Dec. 1813, wo er an einer Bruſtkrankheit ſtarb. Seine vielen Schriften geben eine Menge lehrreicher Details, doch fehlt ihnen logiſche Ordnung ſo wie die Vorzüge eines angenehmen Styls. 39.

Parmeſankäſe, ſ. Käſe.

Parnaſſus, ein Gebirge in der griechiſchen Landſchaft Phocis, ſteil, rauh und unfruchtbar, mit immerwährendem Schnee, doch in den Vertiefungen mit angebauten Ebenen. Es hat drei Gipfel, von denen der ſüdliche Hyampea hieß, der nördliche und höchſte Lykoreus (j. Liakura), der nordweſtliche Tithorea. Am Fuße des P. lag Delphi, nebſt dem kaſtaliſchen Quelle. Auf demſelben fand nach der allgemeinen Überſchwemmung Deukalion mit ſeinem Kaſten (Larnace) trockenen Boden, wovon der Berg ſeinen Namen erhalten haben ſoll, weßwegen er auch eigentlich Larnaſſus geheißen habe. Andere leiten ihn von dem alten Heros Parnaſſus ab, einem Sohne Neptun's und der Nymphe Kleodora, der auf dem Berge wohnte und hier eine Stadt gründete. Der ganze Berg war dem Apoll und den Muſen geweiht und auf dem Gipfel Lykoreus feierten die Bachantinnen ihre Orgien. 11.

Parny (Evariſte Deſiré Desforges, Vicomte de), ein beliebter franzöſiſcher Dichter, 1753 auf der Inſel Bourbon geboren, kam in früher Jugend nach Frankreich und erhielt ſeine erſte gelehrte Bildung zu Rennes. Darauf ging er in ein pariſer Seminar, um ſich zum Eintritte in den ſtrengen Orden der Trappiſten vorzubereiten, kam aber bald von dieſem Entſchluſſe zurück und ſchiffte ſich als Officier nach der Inſel Bourbon ein, wo er ſich in die junge Kreolin Eleonore verliebte. Unvermögend, ſie zur Frau zu nehmen, mußte er ſie in die Arme eines Andern übergehen ſehen und kehrte wieder nach Frankreich zurück, wo er ſeinen Schmerz in trefflichen Elegien ausſtrömte. In ihnen redet zum erſten Male wieder die durch die Hofdichter faſt gänzlich verdrängte Natur. Nach mehrfachen Reiſen nach Afrika, Buenos-Ayres und Indien zog ſich P. aus dem Militairdienſte zurück und lebte den Muſen, dem Vergnügen und ſeinen Freunden. Die Revolution konnte dem Dichter, der nichts hatte, nichts nehmen. Buonaparte hätte den beliebten Elegiker nicht vernachläſſigt, wenn dieſer nicht in ſeinen aller Moral ſpottenden Parodien „La guerre des Dieux", „La portefeuille volée" und „Les Rose-Croix" die Religion des Staates lächerlich gemacht und aller Sitte Hohn geſprochen hätte. Er nahm ſich Voltaire's Pucelle zum Vorbilde, erreichte ſie aber bei Weitem nicht. Das franzöſiſche Inſtitut, welches ihm lange wegen ſeiner Frivolität die Thüren verſchloſſen hielt, nahm ihn 1803 auf. Während des Kaiſerreichs lebte er ohne Anſtellung und Glanz, aber zufrieden und ſtarb am 7. Dec. 1814. Sein Dichterruhm gründet ſich auf ſeine Elegien und gibt man ihm auch zu viel

Ehre, wenn man ihn den franzöſiſchen Tibull nennt, ſo ſteht er doch durch Anmuth und Zartheit der Gedanken, Tiefe und Wahrheit des Gefühls, Reichthum der Phantaſie, die manchmal nur zu gern in üppigen Bildern ſchwärmt und ſchwelgt, durch Leichtigkeit der Verſification und harmoniſchen Klang der Sprache weit über den meiſten Dichtern ſeiner Zeit. „Oeuvres de Parny“ (Par. 1808. 5 Voll. 18. N. E. 1831. 4 Voll. 8.). 67.

Parodie (*παρῳδία*, wörtlich Nebengeſang) nennt man überhaupt eine Nachahmung oder Nachbildung irgend eines Originals in der Abſicht dieſes lächerlich zu machen. Schon bei den Griechen war die P. ſehr beliebt; Ariſtoteles ſchreibt ihre Erfindung dem Hegemon von Thaſos, Athenäus dem Hipponax zu. Sie iſt mehrfacher Art und kann ſowohl von einem einzelnen Worte, als von einem ganzen Gedichte verſtanden werden. Wenn Cato vom Marcus Fulvius Nobilior redete und ſtatt Nobilior Mobilior ſagte, ſo iſt dieſes eben ſo gut eine P., als wenn ganze Stellen oder Verſe entweder in einem lächerlichen Zuſammenhange unverändert gebraucht, oder auf eine lächerliche Weiſe nachgebildet werden, wie dieſes oft bei Ariſtophanes der Fall iſt. Wenn ein ganzes Gedicht auf dieſe Art umgekehrt wird, ſo fällt die P. mit der Traveſtie (ſ. d. Art.) zuſammen. Ein Beiſpiel iſt der „Froſchmäuſekrieg“, welcher den großartigen Epopöen Homer's nachgebildet iſt. Der Grund des Lächerlichen in der P. beruht hauptſächlich darauf, daß Ideen und Worte, welche nur mit Erhabenem und Großem verträglich ſind, auf Niedriges und Kleines angewendet werden. Durch eine gelungene P. kann das größte Meiſterwerk lächerlich gemacht werden, da dieſes aber dadurch keineswegs ſeinen Werth verliert, ſo braucht man die P. nicht geradezu, wie einige Kunſtrichter in übertriebenem Eifer gethan haben, zu verwerfen, da ſie immer gegen lächerliche Überſpannung und ernſtſteifen Pedantismus die vortrefflichſte Waffe bleibt. Freilich wird dabei vorausgeſetzt, daß das Parodiren mit Witz und Laune, ohne Kränkung und Gemeinheit geſchieht. Bei keinem Volke hat die P. ſo großen Beifall gefunden, als bei den Franzoſen und ſelbſt die Meiſterwerke ihrer größten Dichter ſind nicht verſchont geblieben. 66.

Parole, ſ. Feldgeſchrei.

Paronomaſie (*παρονομασία*, eigentlich eine Anſpielung auf den Namen oder kleine Veränderung des Namens oder eines Wortes) nennt man eine Redefigur, welche darin beſteht, daß man gleich- und ähnlich lautende oder verwandte Wörter neben einander oder einander gegenüber ſtellt, um dadurch dem zu Sagenden mehr Nachdruck zu geben. 66.

Paronyma heißen in der Grammatik die ſtammverwandten Wörter. 9.

Paropamiſus hieß bei den Alten die Gebirgskette, die ſich von Bactriana ſüdlich bis Arachoſia erſtreckte und die weſtliche Grenze von Indien bildete. Es iſt eigentlich ein Arm des Taurus und wird von den Geſchichtsſchreibern aus Alexander's des Großen Zeit, der ihn überſtiegen und ſeine Bewohner (Paropamisadae) ſich unterwürfig gemacht haben ſoll, Kaukaſus genannt. Ptolomäus und Curtius beſchreiben letztere als eine außer aller Verbindung mit anderen Völkern, in Ziegelhütten lebende Nation und ihr Land als kalt und unfruchtbar. 35.

Paros, früher **Minoe**, **Zakynthus**, türkiſch Bara, eine Inſel im griechiſchen Archipelagus, zu den Cykladen gehörig, einſt fruchtbar und mächtig, war im Alterthume durch den glänzend weißen Marmor (pariſcher Marmor), der daſelbſt auf den Berge Marpeſſa gegraben und nach Italien und Ägypten verſendet wurde, berühmt. Gegenwärtig gehört ſie zu dem Departement der Centralcykladen und zählt auf 5 □M. 2000 Einw. Wein, Baumwolle und einige Südfrüchte ſind die Erzeugniſſe, die bei dem allgemeinen Waſſermangel noch am beſten gedeihen. Porkia und Nauſſa, beide mit Hafen, ſind die Hauptflecken. Südweſtlich von P. liegt Antiparos (ſ. d. Art.). 35.

Paroxysmus, franz. paroxysme; engl. paroxysm (von παροξύνω, ich reize), iſt in mediciniſcher Bedeutung der erneuerte ſtärkere Anfall, der Zuſtand der höchſten Verſtärkung einer Krankheit; auch jede periodiſche wiederkehrende Verſchlimmerung eines Übels, wie dieß z. B. im Wechſelfieber der Fall iſt. Im Allgemeinen aber wird das Wort P. mehr für die Geſammtheit der fieberhaften Erſcheinungen, aus denen die Wechſelfieber nach jeder Intermiſſion beſtehen, gebraucht; denn bei den anderen Fiebern, z. B. dem nachlaſſenden, wird jede Steigerung derſelben im Laufe einer Krankheit und die Verſchlimmerung dieſer letztern ſelbſt der Zuſtand der Exacerbation genannt. (Vergl. Fieber.) 28.

Parquet (ſpr. Parkett) nennt man einen getäfelten, mit gleichen oder verſchiedenen Holzarten ausgelegten Fußboden und parquettiren, einen Fußboden mit dergleichen Täfelwerk (parquetage) verſehen. Denſelben Namen führen ſodann auch der Platz, an welchem die Richter in Gerichtsſälen ihren Sitz haben, wahrſcheinlich weil man dieſe durch dergleichen Täfelwerk auszuzeichnen gewohnt war, und im Theater diejenigen Plätze, welche ſich der Bühne zunächſt befinden. 35.

Parrhaſios, ein berühmter griechiſcher Maler, der Sohn Euenor's in Athen oder Epheſus, blühte um das Jahr 380 v. Chr. Während Zeuxis, ſein Zeitgenoſſe, ſich vorzüglich um die Ausbildung des Lichtes und Schattens verdient machte, erwarb er ſich gleich große Verdienſte um die Proportion und die Umriſſe und wußte ſeinen Köpfen eine höhere Grazie als jener zu geben, ohne dabei den Ausdruck aufzuopfern. Auch überwand er, wie einige Schriftſteller erzählen, den Zeuxis in einen Wettſtreite, wurde aber ſelbſt zu großer Demüthigung ſeines oft unerträglichen Stolzes von Timanthes aus Samos überwunden, als welchem größere Naturtreue und ſchöneres Colorit zugeſchrieben wird. Von ſeinen Werken hat ſich der Nachwelt keines erhalten. 36.

Parrocel (Joſeph), ein berühmter franzöſiſcher Schlachtenmaler, der jüngſte Sohn von Barthélemy P., einem in Frankreich geſchätzten Künſtler, wurde 1648 zu Brignoles geboren und erhielt den erſten Unterricht in der Malerei von ſeinem Bruder, Louis P. Später ging er nach Marſeille, von hier nach Paris und zuletzt (im Jahre 1668) nach Rom, wo er ſeine Ausbildung unter Courtois' (Bourguignon), eines trefflichen Schlachtenmalers, Leitung vollendete; auch blieben hier die Werke Salvator Roſa's nicht ohne Einfluß auf ihn. Von Rom aus beſuchte er die wichtigſten Städte Italiens und kehrte hierauf im Jahre 1675 nach Paris zurück, wo er, nachdem er Mitglied der Akademie geworden war, ſeinen beſtändigen Aufenthalt nahm. Er ſtarb im Jahre 1704. — Unter den ziemlich zahlreichen Werken dieſes trefflichen Künſtlers verdienen vorzugsweiſe Bemerkung: ein Ausfall der maſtrichter Garniſon; eine Reihe von Gemälden in einem der 4 Refectorien des Hôtels der Invaliden, darſtellend die Eroberungen Ludwig's XIV.; der Übergang über den Rhein und außerdem mehrere Schlachtengemälde, Gefechte und Scharmützel. Hinſichtlich des Colorits iſt P. von Einigen dem berühmten van der Meulen vorgezogen worden; doch iſt nicht zu verkennen, daß er dieſem hinſichtlich der Treue und Wahrheit der Darſtellung nachſteht; auch ſeine Zeichnung iſt nicht immer fehlerfrei. Jetzt ſind übrigens die meiſten ſeiner Gemälde verſchwärzt. — Charles P., des Vorigen Sohn, geb. 1688 zu Paris, zeichnete ſich ebenfalls als Schlachtenmaler aus und wird in gewiſſer Hinſicht noch höher gehalten, als der Vater. Seine Darſtellungen ſind naturtreuer und meiſt correct gezeichnet, auch hat ſich ſein Colorit beſſer erhalten. Vor Allem geſchätzt ſind ſeine Reiterpartien, da er mit ſeltener Geſchicklichkeit das Pferd in ſeinen verſchiedenen Stellungen und Bewegungen darzuſtellen wußte. Er ſtarb im Jahre 1753. Andere Künſtler dieſes Namens, wie Ignace, Pierre, Etienne P. u. A. ſind von weniger Bedeutung. 36.

Parrot (Georg Friedrich), bekannter Phyſiker, im Jahre 1765 zu Mömpel-

gard geboren, wurde, nachdem er mehrere Jahre als Lehrer der Mathematik in Offenbach und Karlsruhe gelebt hatte, als Secretair der irländiſchen ökonomiſchen Geſellſchaft nach Riga verſetzt und von hier im Jahre 1801 als Hofrath und wirklicher Profeſſor nach Dorpat berufen. Im Jahre 1820 wurde er zum Staatsrathe erhoben und lebt ſeit dem Jahre 1826 in St. Petersburg. Seine vorzüglichſten Schriften ſind: „Zweckmäßiger Luftreiniger“ (Frankfurt a. M. 1793); „Über die Verbeſſerung der Mühlräder“ (Nürnberg 1795); „Über den Einfluß der Phyſik und Chemie auf die Arzneiwiſſenſchaft“ (Dorpat 1807); „Coup d'oeil sur le magnétisme animal“ (Petersburg 1816); „Über die Capillarität“ (Riga 1827); „Grundriß der theoretiſchen Phyſik“ (Riga 1811—1814. 3 Thle.; der letzte Theil auch unter dem Titel: „Grundriß der Phyſiologie der Erde“); „Entretiens sur la Physique“ (Dorpat 1821. 3 Bde.). — Sein Sohn, **Friedrich P.**, der anfangs als Doctor der Medicin in Dorpat und jetzt als Profeſſor der Phyſiologie in Petersburg lebt, hatte ſich ſchon durch ſeine in den Jahren 1811 und 1812 mit Engelhard in die Krim und auf den Kaukaſus unternommene mineralogiſche Reiſe bekannt gemacht, als er im Jahre 1829 von Neuem dieſe Reiſe unternahm und trotz der abergläubiſchen Armenier, welche den Ararat für unerſteigbar hielten, dieſen zuerſt beſtieg und erforſchte. Von ihm haben wir: „Anſicht über die allgemeine Krankenlehre“ (Riga 1821); „Über Gaſometrie“ (Dorpat ohne Jahreszahl). 81.

Parry (William Edward), ein durch mehrere Reiſen nach dem Nordpole berühmt gewordener Schiffscapitain, wurde am 19. Dec. 1790 in Bath geboren, diente in den Jahren 1803—1806 erſt als Cadet, dann als Schiffslieutnant und zeichnete ſich ſchon bei der Sperrung der franzöſiſchen Flotte im Hafen zu Breſt ſo vortheilhaft aus, daß er ſich dadurch die Achtung des Lord Cornwallis erwarb. Im Jahre 1808 ſegelte er als Befehlshaber eines Kanonenbootes mit der Flotte in die Oſtſee und that ſich in den Gefechten des folgenden Jahres gegen die Dänen durch Kaltblütigkeit und Tapferkeit hervor. Da er ſich wichtige Kenntniſſe in der Stern- und Schifffahrtskunde, ſo wie in Verfertigung von Seecharten erworben hatte, ſo bediente man ſich ſeiner bald zu größeren Unternehmungen. Er erreichte im Jahre 1811 zur Sicherſtellung des Wallfiſchfanges den 76. ° N. Br. und ſtellte vermittelſt Beobachtung der Fixſterne Regeln zur Beſtimmung der Polhöhe auf. Nachdem er vom Jahre 1813 an lange Zeit auf dem atlantiſchen Oceane gekreuzt hatte, kehrte er im Jahre 1817 nach England zurück und befehligte im folgenden Jahre das zweite Schiff, welches zur Entdeckung der nordweſtlichen Durchfahrt des Capitain Roß ausgeſandt worden war. Im Jahre 1819 leitete er als oberſter Befehlshaber eine von ihm ſelbſt vorgeſchlagene Entdeckungsreiſe und überwinterte während derſelben auf den Melvilleinſeln. Im Nov. 1820 kehrte er zurück und erhielt nebſt ſeiner Mannſchaft nach Entſcheidung des Längenbüreau in London den Preis von 5000 Pfd. St., welchen das Parliament für Entdeckungen im Polarmeere ausgeſetzt hatte, weil er bis zu dem 110. ° L. vorgedrungen war. Eine dritte Fahrt gegen den Nordpol unternahm er im Jahre 1821 gemeinſchaftlich mit dem Capitain Lyon, von welcher er erſt im Jahre 1824 wieder zurückkehrte. Im Sommer deſſelben Jahres trat er ſeine vierte Fahrt an, auf welcher er unter dem 71. ° N. Br. in der Prinzregentenbai überwinterte, ſah ſich aber nach Verluſt eines ſeiner Schiffe zur Rückkehr genöthigt und traf im Oct. 1825 wieder in England ein. Dieſe verſchiedenen Reiſen hatten den Zweck, die nach dem Geographen Barrow genannte Straße zu befahren und genauer zu unterſuchen. Mit dem einen ihm übrig gebliebenen Schiffe begann P. im März 1827 eine neue Fahrt nach dem Nordpole, um zu demſelben von Spitzbergen aus auf Schlitten vorzudringen, kehrte aber ſchon im Sept. deſſelben Jahres, ohne ſeinen Zweck erreicht zu haben, in die Heimath zurück. Im Jahre 1829 reiſte er als Commiſſair

der auſtraliſchen Geſellſchaft des Ackerbaues nach dem Port Stephans, welches 90 Meilen nördlich hinter Sidney gelegen iſt. P. zeichnet ſich nicht nur als kühner Seemann, ſondern auch durch Geiſt und Umſicht bei Überwindung großer Schwierigkeiten aus. So gelang es ihm, ſeine Mannſchaft während der langen und erſtarrenden Winternächte am Nordpole froh und geſund zu erhalten. Seine Schriften ſind: „Journal of a second voyage for the discovery of the northwest passage, 1821—1823 in H. M. ships Fury and Hecla" (London 1824. 4. mit Kpfrn.) nebſt dem „Appendix containing the natural history etc.", ein wichtiger Beitrag zur Kenntniß der Inſeln, Küſten und Buchten jener Gegend. Ferner: „Journal of a third voyage etc. 1824—1825" (London 1826. 4.); „Narrative of an attempt to reach the North Pole" (Lond. 1828). Eine Taſchenausgabe ſeiner Reiſen erſchien unter dem Titel: „Four voyages to the North Pole" (Lond. 1833. 5 Bde.). 81.

Parſismus oder die Religion der alten Perſer (Parſen), für deren Stifter Zoroaſter gilt und deren großer Einfluß auf andere Religionen, beſonders auf das ſpätere Judenthum und manche chriſtliche Secten, ſo wie die neuplatoniſche Philoſophie, ſich immer mehr herausſtellt, iſt eines der herrlichſten geiſtigen Gebäude des Alterthums und vielleicht das erhabenſte religiöſe Syſtem unter den ſogenannten heidniſchen, welches wir kennen. Denn iſt ſie auch nur ein Gebilde kühner Phantaſie und bewegt ſie ſich in einem Kreiſe blumenreicher Philoſopheme; ſo erhebt ſie ſich doch von dem Standpunkte der Zeit und des Volkes aus zu einer ſo tiefen Weltanſchauung und ſo erhabenen Begriffen von dem Zwecke der Menſchheit, daß ſie alle anderen religiöſen Syſteme des Alterthums weit hinter ſich läßt. Der P. gründet ſich nämlich auf den urſprünglichen Gegenſatz aller Erſcheinung, die Begriffe von Körper und Geiſt, Sichtbarem und Unſichtbarem, er erkennt den Grund aller Erſcheinung in einem geiſtigen, unergründlichen, ewigen, reinen Urweſen (Seruane Akerene, Zeit ohne Ende), deſſen Grundſtoff das Alles durchdringende Lebensprincip, das Licht, das aber zugleich auch der Urgedanke aller Dinge, die Uridee iſt und dadurch, daß dieſe zum Worte ward, die Dinge der Welt hervorbrachte. Mit dieſem Gedanken an ein ewiges Grundweſen verband ſich aber die Frage nach dem Urſprunge des Übels in der Welt und ſinnig wird dieſe gelöſt. Seruane Akerene erzeugte aus ſich zwei Grundweſen, Ormusd und Ahriman, die Oberwelt und die Unterwelt, beide dem Weſen der Urkraft gleich, aber mit einander unbekannt und ſo lange neben einander fortregierend, und mit dieſer Zeugung entſtand die Zeit und ſonach der Grund des Entſtehens aller Dinge. Ormusd ſchuf nun zuerſt die Grundkräfte aller Dinge, die Lebensprincipe, Feruer, durch die zu Worten gewordenen Gedanken und darauf die ſichtbare Welt als ihren Wirkungskreis, jedem Dinge einen Feruer ertheilend, der es belebend durchdringt, und unter ihnen die Feruer erſter und zweiter Ordnung, Amſchaspands und Iſeds (ſ. d. Artt.) als Mitregierer der Welt und Verwalter der einzelnen Theile derſelben. Aber Neid entſtand in Ahriman über die zunehmende Herrlichkeit Ormusd's und er trat nun als Gegner und Vernichter der Werke deſſelben auf. Sein ganzes Weſen änderte ſich um, ſein Licht ward Finſterniß, ſein Gedanke Böſes; er erſchuf den Duſak (die Hölle) und ſchlug hier ſeinen Thron auf, ſetzte den reinen Weſen Ormusd's eben ſo viele böſe (Dews, ſ. d. Art.) entgegen, miſchte ſich in die Schöpfung der ſichtbaren Welt und verunreinigte nicht nur das von Ormusd Hervorgebrachte, ſondern ſchuf auch noch die Menge der ſchädlichen, läſtigen und giftigen Thiere und alle die Plagen, welche die Menſchen heimſuchen, ſo daß ſich ein noch dauernder heftiger Kampf erhob, aus welchem aber zuletzt Ormusd ſiegreich hervorgehen wird (ſ. Ahriman). In 6 Zeiträumen ſchuf Ormusd die Welt; zuerſt das Licht mit Sonne, Mond und Sternen, dann das Waſſer, welches der himmliſche Wind vertheilte, darauf die Erde, deren Grundpfeiler Albordſch (ſ. d. Art.) ward, ferner die Bäume, hier-

auf den Urſtier (Abudad, ſ. d. Art.), aus welchem zuletzt alle übrigen Geſchöpfe wurden. Das erſte Menſchenpaar hieß Meſchia und Meſchiane, die anfangs rein unſchuldig waren; aber das Weib ward von Ahriman zur Sünde verleitet und dieſe pflanzte ſich nun durch Zeugung in ihren Nachkommen fort und als ihre nächſte Folge trat nun der Tod ein. Um aber die Menſchen dem Reiche des Ormusd zu erhalten, ſandte dieſer Zoroaſter (ſ. d. Art.), der das Urwort in menſchlicher Sprache verkörpert ihnen bringen und ſie zu Bürgern des Lichtreichs und Mitkämpfern Ormusd's gegen Ahriman machen ſollte. Daher iſt der Hauptinhalt des ganzen zoroaſtriſchen Geſetzes: Ormusd, den König der ganzen Welt, zu erkennen in Reinigkeit des Herzens, ſeine Schöpfung hochzuachten, Zoroaſter für den wahren Propheten Gottes zu halten und Ahriman's Reich zu zerſtören. Dieß wird erlangt durch Reinigkeit des Gedankens, Reinigkeit des Wortes und Reinigkeit der That. Wie das Licht das Weſen von Ormusd's Reiche iſt, ſo ſoll auch der Parſe ſein wie daſſelbe, rein wie daſſelbe und Alles reinigend, wie ſein Körper, das Feuer, damit die ganze Schöpfung Ormusd's wieder Licht werde. Deßhalb muß er fleißig die heiligen Bücher leſen, oft und eifrig zu Ormusd und den guten Geiſtern beten, alle Diener des Ormusd und alle reinen Menſchen mit wahrer Liebe umfaſſen und Ahriman und Alles, was von ihm ſtammt, von ganzem Herzen haſſen. Hat er ſeinen Lebenslauf treu vollbracht, ſo iſt ihm der Tod nur der Eingang in ein Land der Freuden. Denn wenn auch bei dem Abſcheiden der Seele vom Körper ſogleich mehrere Dews ſich derſelben zu bemächtigen ſuchen, ſo ſchützen ſie doch die Iſeds und führen ſie zur Brücke Tſchinewad, welche zum Reiche Ormusd's führt. Dieſer hält hier mit Bahman (ſ. Amſchaspands) Gericht und läßt den Gerechten durch die Iſeds über die Brücke in das Land der Freuden führen, wo ſie bleiben bis zum Tage der Auferſtehung, wenn Ahriman's Reich geſtürzt iſt, und dann in den Gorotman (Himmelreich, Paradies) eingehen. Die Seelen der Böſen aber bleiben dieſſeits der Brücke oder ſtürzen von derſelben hinab in den Duſak, wo ſie empfindliche Schmerzen erdulden, aber am Tage der Auferſtehung durch Feuerſtröme geſchmolzenen Metalls gereinigt endlich ebenfalls in den Gorotman eingehen. — Dieß ein kurzer Abriß des Religionsſyſtems der alten Perſer, nach welchem es deutlich werden wird, warum das Feuer, als Körper des Lichts, bei ihnen eine ſo große Rolle ſpielt. Es iſt nämlich eine irrige Anſicht, wenn man ſie geradezu für Feueranbeter erklärt, obwohl bei dem großen Haufen, wie dieß überall geſchieht, die Form auch hier mit der Idee verwechſelt wird. Wohl mögen vor Zoroaſter die Himmelskörper Gegenſtand der Verehrung in Perſien geweſen ſein und daraus ſich ſeine Lehre entwickelt haben; aber das Feuer iſt ihm durchaus nur Symbol von Ormusd und zwar das ſichtbare Feuer ein Bild des Urfeuers in Ormusd's Reiche; doch mußte dieſes folgerichtig der Gegenſtand der Verehrung ſeiner Religionsbekenner werden. Daher iſt es ihnen der heiligſte irdiſche Gegenſtand, der durch Nichts verunreinigt werden darf, und in ihren Tempeln brennt beſtändig ein Feuer auf den Altären. Zu ihren beſonderen Gebräuchen gehören noch die auch im übrigen Morgenlande heiligen Reinigungen und Waſchungen und die beſondere Sorge, Alles zu vermeiden, was zu Ahriman's Reiche gehört, was freilich mit einer zu großen Ängſtlichkeit geſchieht. — Der P. war die Staatsreligion in Perſien bis zur Invaſion der Araber (640 n. Chr.), erhielt ſich aber auch ſpäter noch in einzelnen Theilen des Landes, vorzüglich blieb Herat lange Zeit der Hauptſitz derſelben. Doch mußten ſich die Parſen (von den Arabern Kaferun, Ketzer genannt, woraus ſich nach und nach im Abendlande das Wort Gebern bildete) immer mehr zurückziehen und flüchteten nach Indien, wo ſelbſt unter den mogoliſchen Kaiſern ſie ſehr zahlreich blieben. Hier haben ſie auch in der neueſten Zeit unter der engliſchen Regierung ungeſtört leben können, ja es ſind ſogar hier viele neue Tempel entſtanden, wie den 17. Nov. 1830 zu Bombai ein ſolcher mit gro-

ßen Feierlichkeiten eingeweiht wurde. Im Allgemeinen rühmt man die Moralität und Betriebſamkeit dieſer Menſchen, wozu auch ihre Religion vorzüglich auffordert. Vergl. Kleuker's „Zendaveſta" (Riga 1776); Rhode, „Die heilige Sage — des Zendvolkes" (Frankf. a. M. 1820. 8.). 23.

Parterre (ſpr. Partähr), eigentlich auf der Erde, nennt man das unterſte oder Erdgeſchoß, den Erdſtock jedes Gebäudes; ſodann den auf der Erde befindlichen, nicht erhöhten Platz der Zuſchauer im Theater im Gegenſatze zu den Gallerien und in der Gartenkunſt große freie Plätze, die durch Figuren in Felder, mit Blumen oder Raſen beſetzt, eingetheilt und durch ſchmälere oder breitere, mit Sand beſtreute Wege geſchieden ſind. 35.

Parthenius, aus Nikäa gebürtig, kam als Gefangener zur Zeit des Auguſtus nach Rom, war Lehrer des Virgil und ſchrieb „Περὶ ἐρωτικῶν παθημάτων" (von Leiden Liebender), 36 erotiſche Erzählungen, die, weil ſie viele Stellen alter Dichter, beſonders Elegiker (Alexander Ätolus, Euphorion) enthalten, von großem Werthe ſind. Das Werk kann übrigens, da es Virgil und Ovid nachahmte und originell iſt, als Vorläufer der Romane angeſehen worden. Die erſte Ausgabe erſchien mit lateiniſcher Verſion von Jan. Cornarius (Basil. 1531. 8.); dann in Gale's „Sammlung" S. 341 ff.; ed. L. Legrand c. not. C. G. Heynii (Goett. 1798. 8.); ed. Fr. Passow. (Lips. 1824. 8.). Mehrere andere Werke, die P. geſchrieben haben ſoll, ſind verloren gegangen. 20.

Parthĕnon, ſ. Attika.

Parthenopeiſche Republik, eine ephemere Erſcheinung des Jahres 1799, verdankte ihr Entſtehen der zweiten großen Coalition Rußlands, Öſtreichs und Neapels gegen die franzöſiſche Republik (Auguſt 1798). Unklugerweiſe brach der König von Neapel ohne vollſtändig gerüſtet zu ſein und ohne Verabredung mit den Alliirten vor der Zeit los und drang im Kirchenſtaate ein, ward aber ſchon im Dec. 1798 zum ſchimpflichen Rückzuge genöthigt und konnte nun das Vorrücken der feindlichen Heere auf neapolitaniſchen Boden (im Januar 1799) nicht mehr hindern. Die Hauptſtadt Neapel ſelbſt ging nach mehrtägigem tapfern Widerſtande der Lazzaroni über (23. Januar) und am 25. Januar ward das Königreich Neapel vom franzöſiſchen Oberbefehlshaber Championnet zur „parthenopeiſchen Republik" erklärt. Zwar ward die Revolution ſchnell vollbracht, aber als die Alliirten in Italien die Übermacht errangen, mußte Macdonald, der in Neapel befehligte, bereits im Mai deſſelben Jahres das Königreich verlaſſen und die junge Republik der Gegenrevolution Preis geben. Auch wurde dieſe im Juni blutig ins Werk geſetzt und das Königthum hergeſtellt. Die parthenopeiſche Republik erſtand nicht wieder. 1.

Parthien, bei den Griechen Parthyene, hieß urſprünglich der kleine gebirgige Landſtrich Aſiens zwiſchen Hyrkanien, Margiana, Aria, Parätacene und Medien, in der Gegend des heutigen Kumis, des nördlichen Kohiſtan und Choraſſan und wurde in dieſer Ausdehnung als Provinz zu Hyrkanien gerechnet. Die Hauptſtadt war Hekatompylos. Seine Bewohner, die Parther (Flüchtlinge), ſcythiſcher Abkunft, wegen ihrer Wildheit und der beſondern Fertigkeit im Streiten und Bogenſchießen bekannt, lebten anfangs unter perſiſcher, dann unter macedoniſcher und zuletzt unter ſyriſcher Herrſchaft: doch durch Arſaces (256 v. Chr.) von derſelben befreit bildeten ſie ein ſelbſtſtändiges Reich (parthiſches Reich) und eroberten unter deſſelben Nachfolgern (Arſaciden) alle umliegenden Länder, ſo daß ſich ihr Gebiet unter Mithridates I. von dem Euphrat bis an den Oxus und vom kaspiſchen bis indiſchen Meere erſtreckte. Auch nachdem ſie die Römer zu Grenznachbarn erhalten hatten, behaupteten ſie ihren frühern Ruhm und ſchlugen die wiederholten Angriffe derſelben zurück und Craſſus mußte (53 v. Chr.) ſelbſt ihrer Macht unterliegen (unter dem 14. Arſ. Orodes I.). Aber der Parteigeiſt ſchwächte

bald auch ihre Macht nach Außen. Chosroes, einer aus der zweiten Arſacidendynaſtie, durch Artabanus III. (16 n. Chr.) gegründet, verlor gegen Trajan Armenien, Meſopotamien und Aſſyrien und wiewohl ſie unter Hadrian in den Beſitz dieſer Länder wieder gelangten, ſo war doch der Untergang ihrer Völkerherrſchaft nahe. Artaxerxes, Sohn des Saſſan, ein geborener Perſer, vertrieb Artabanus IV. und errichtete 226 n. Chr. auf den Trümmern des alten parthiſchen Reichs das mittlere perſiſche. (S. Perſien.) 35.

Participium (Mittelwort) nennt man die Verbalform, welche mit Beibehaltung der Verbalbedeutung in der Eigenſchaft eines Adjectivum auftritt und die Äußerung des Daſeins zu einer Beſchaffenheit des Subſtantivs macht. Mit Unrecht betrachtet man es aber für einen beſondern Redetheil; denn außer der Beibehaltung des Zeitbegriffes, der es an das Verbum anſchließt, hat es durchaus nichts Eigenthümliches und dieſer Begriff iſt ſo eng mit dem Verbum verwachſen, daß ein daraus gebildetes Wort ihn nothwendig beibehalten muß; es iſt vielmehr ein reines adjectivum verbale und wird in allen Sprachen ſo behandelt. Dieß wird vorzüglich an den Participien der verba neutra deutlich. Die ſogenannten Participialconſtructionen ſind daher auch theils rein adjectiviſch, theils als elliptiſche Redensarten zu betrachten. 9.

Partikeln (particulae) heißen in der Grammatik alle die kleinen Wörter, welche ohne ſelbſtſtändige Begriffe zu bezeichnen nur die Verhältniſſe der übrigen Wörter genauer beſtimmen, und umfaſſen die Redetheile der Adverbien, Präpoſitionen, Conjunctionen und Interjectionen. 9.

Partiſane iſt eine der Hellebarde ähnliche Waffe, bei welcher nur das ſonſt beilförmige Eiſen eine bloße Spitze iſt. 30.

Partitur, auch **Partition**, franz. partition; engl. partition; ital. partizione, heißt in der Muſik die Zuſammenſtellung aller zu einem Tonſtücke gehörigen Stimmen auf beſonderen Linienſyſtemen. Der Entwurf und die Ausarbeitung der P. hängt natürlich je nach dem Umfange und dem Inhalte des Stücks von dem Ermeſſen des Componiſten ab; doch gelten hinſichtlich der äußern Form einige beſtimmte und ziemlich allgemein angenommene Regeln, deren Beobachtung ſich durch die Erfahrung als zweckmäßig erwieſen hat. So müſſen die Hauptſtimmen, ſeien es nun Singſtimmen oder Inſtrumentalſtimmen, ſtets zuſammengeſetzt, nie aber durch eingeſchobene Mittelſtimmen von einander getrennt werden. Die Grundſtimme hat ebenfalls ihre beſtimmte Stelle, nämlich das unterſte Linienſyſtem der P. Hinſichtlich der Ordnung der Füllſtimmen aber weichen die Tonſetzer häufig von einander ab. So ſtellen Einige die Trompeten und Hörner, Andere die Flöten ꝛc. oben an, während noch Andere, obwohl dieß ſeltener vorkommt, den Streichinſtrumenten die oberſte Stelle geben. Übrigens haben die einzelnen Stimmen ſtets die eigenthümliche ihnen zukommende Vorzeichnung, ſtehen mit durchgezogenen Tactſtrichen Tact für Tact untereinander und ſind durch eine allgemeine Accolade (Klammer) mit einander verbunden. — Der Nutzen der P. iſt groß und vielfach, indem ſie nicht nur dem Componiſten beim Ausarbeiten ſelbſt, ſondern auch dem Muſikdirector bei der Aufführung des Stücks und überdieß jedem, der ſich von einer Compoſition genauer unterrichten will, überhaupt jedem Muſiker von Fach der Überſicht wegen unentbehrlich iſt. 29.

Parzen (parcae; griech. μοῖραι, Mören), die unerbittlichen Göttinnen, welche dem Menſchen ſein Leben und Schickſal ſpinnen, waren nach der einen Dichtung Töchter des Jupiter und der gerechten Themis, drei an der Zahl mit Namen Klotho, Lacheſis und Atropos. Klotho (von κλώθειν, ſpinnen) mit dem Rocken, die Spinnerin des Lebensfadens, bezeichnet die Gegenwart; Lacheſis (von λαγχάνω, looſen) mit der Spindel beſtimmt die Länge deſſelben und bedeutet die Zukunft, Atropos (von τρέπειν, wenden) ſchneidet mit der furchtbaren Scheere den

Digitized by Google

Lebensfaden ab, die Vergangenheit, das unabänderliche Schickſal. Sie ſind Dienerinnen der in furchtbares Dunkel gehüllten Gottheit, die mit unſichtbarem Scepter alle übrigen beherrſcht, der Nothwendigkeit oder des Schickſals; als Töchter des Jupiter vollziehen ſie allerdings nach dem Willen des Schickſals die Rathſchlüſſe des Jupiter; als Töchter der Themis ſind ſie zwar unerbittlich, aber gerecht. Die P. bezeichnen zwar eine furchtbare ſchreckliche Macht, ſind aber doch weiblich und ſchön gebildet, ſpinnend und in den Geſang der Sirenen ſtimmend. Bei Homer haben die Entſchließungen der Menſchen auf ihr Schickſal mit Einfluß; bei den Tragikern dagegen herrſchen die P. despotiſch. — Nach der andern Dichtung ſind ſie Töchter der Nacht und bezeichnen das nothwendige Todesſchickſal. Als ſolche wohnen ſie nicht im Olymp, ſondern im Hades und ihr Charakter trägt oft das Gepräge des Grauſamen und Schrecklichen; ſelbſt Jupiter, noch mehr die übrigen Götter müſſen ſich ihren Beſtimmungen fügen. Sie ſtehen den Keren zur Seite, verhängen Glück und Unglück, Krieg und Frieden nach eigener Willkühr über die Menſchen, wälzen die ſchwarze Wolke des Sturmes von einem Lande zum andern und kämpfen mit in der blutigen Schlacht, Tod und Verderben überall verbreitend. Die erſte Dichtung iſt ohne Zweifel die ältere; erſt ſpäter fing man an, einzelne Theile derſelben auszuſchmücken und ſie beſonders als Göttinnen der Geburt und des Todes, der beiden wichtigſten Punkte des menſchlichen Lebens, darzuſtellen. Als die erſtern bleiben ſie unverändert, aber als die letztern wird ihre ernſte Geſtalt furchtbar, ſie werden mit dem Hades befreundet und unter die Zahl der untern Götter verſetzt. — Abbildungen der P. ſind ſelten. Die älteſte iſt an dem borgheſiſchen dreieckigen Altare, wo ſie alle 3 gleich, jede mit einem langen Stabe, mit den Horen und Charitinnen vorkommen. 11.

Pascal (Blaiſe), einer der ausgezeichnetſten Mathematiker und aſcetiſchen Schriftſteller Frankreichs, am 19. Juni 1623 zu Clermont in Auvergne geboren, erhielt von ſeinem Vater, welcher, um für die Ausbildung ſeines Sohnes beſſer ſorgen zu können, ſeine Stelle als Präſident der Steuerkammer aufgab und nach Paris zog, eine ausgezeichnete Erziehung und einen ſo gründlichen Unterricht in den alten Sprachen, daß er nie eine Schule zu beſuchen brauchte. Eine beſondere Vorliebe zeigte er für die mathematiſchen Wiſſenſchaften und brachte es ohne Lehrer ſo weit, daß eine von ihm in ſeinem 16. Jahre niedergeſchriebene Abhandlung über die Kegelſchnitte ſich den Beifall der größten Kenner erwarb. Vor ſeinem 24. Jahre hatte er die Rechenmaſchine erfunden und die wichtigſten Entdeckungen über die Leere und über die Schwere der Luft gemacht, aber auch durch raſtloſes Arbeiten ſeine Geſundheit zerſtört. Zu Rouen, wo ſein Vater eine Finanzanſtellung erhalten hatte, wurde er durch den Umgang mit frommen Leuten und durch das Leſen erbaulicher Schriften plötzlich von der ſeither eingeſchlagenen Bahn abgelenkt und zu einem beſchaulichen Leben hingeführt. Alles weltliche Wiſſen wurde fortan von ihm nur ſehr gering geachtet und das Studium der heiligen Schrift als allein des Menſchen würdig mit Eifer betrieben. Er zog ſich in das Kloſter Port-Royal-des-Champs zu Paris zurück und ſchrieb hier zu Gunſten ſeiner Ordensgenoſſen, welche damals einen heftigen Streit mit den Jeſuiten führten, die ſo berühmt gewordenen „Lettres écrites par Louis de Montalte à un Provincial de ses amis“ (deutſch, Lemgo 1774. 8.), die ſchärfſte Satyre auf den übermüthigen Orden, welcher dadurch dem Spotte der Nation Preis gegeben wurde. P.'s Geſundheit wurde immer ſchwächer und ſein Geiſt und Verſtand nahmen ſchnell ab; nur in lichten Zwiſchenräumen war noch das große Genie, welches er in ſeiner Jugend bewährt hatte, zu erkennen. In ſeinen letzten Lebensjahren floh er jede Geſellſchaft und ging von einer Kirche zur andern. Er ſtarb am 19. Auguſt 1662. Sein großes Werk über die Wahrheit der chriſtlichen Religion blieb unvollendet und nur einzelne Fragmente kamen nach ſeinem Tode unter dem Titel: „Pensées sur

la religion“ (deutſch von J. F. Kleuker, Bremen 1777. 8.) heraus; ſeine beſte Leiſtung bleiben die „Lettres Provinciales“, welche ſich nicht nur durch ſchlagenden Witz auszeichnen, ſondern auch als ein jetzt noch hochzuachtendes Muſter einer claſſiſchen Proſa und eines muſterhaften Briefſtyls gelten müſſen. „Oeuvres complètes de B. Pascal“ (Haye 1779. 5 Voll. 8. N. E. Par. 1819. 5 Voll. 8.). (Vergl. G. M. Raymond's treffliches, aber über Gebühr panegyriſches „Eloge de Pascal“, Toulouse 1816. 8.) 66.

Paſcha (פֶּסַח, πάσχα) iſt eines der drei jüdiſchen Hauptfeſte, welches vom 15. — 21. des Monats Niſan zum Andenken des Auszugs aus Ägypten gefeiert wird und ſeinen Namen von der Verſchonung der Erſtgeburt hat. Die Paſchafeier beſtand im Genuſſe ungeſäuerten Brodes und des Paſchalammes, wozu täglich noch andere Opfer und wahrſcheinlich auch Opfermahlzeiten kamen. Schon am 10. Niſan mußten die Hausväter den Bock zum Opfer auswählen, worauf dann am 14. Tage deſſelben Monats gegen Abend das Thier im Tempel geſchlachtet und das Mahl bereitet wurde. Das Paſchalamm ſelbſt durfte nicht in Waſſer gekocht, ſondern mußte am Feuer gebraten werden; mit bitteren Kräutern und ungeſäuertem Brode ward es verzehrt; bei dem Mahle durften nicht unter 10 und nicht über 20 Perſonen gegenwärtig ſein, welche das Lamm ganz verzehren mußten; das Übrige ward mit Feuer verbrannt. Der Hergang bei der Mahlzeit war ebenfalls genau geordnet und zwar nach dem ſpätern Berichte des Talmud alſo. Der Hausvater eröffnete das Mahl mit einem kurzen Gebete und reichte dann einen Becher Wein herum. Hierauf wurde die Mahlzeit aufgetragen und die bitteren Kräuter (geſetzmäßige Zukoſt zum Oſterlamme) gegeſſen. Beim Eſſen fragte nun der Sohn des Hauſes nach der Bedeutung des Feſtes, die der Hausvater aus der Geſchichte des Auszugs aus Ägypten erklärte. Hierauf ward der 113. und 114. Pſalm geſungen und der zweite Becher getrunken, nach deſſen Genuſſe der Hausvater das ungeſäuerte Brod zerbrach und an die Anweſenden vertheilte, die es in die Brühe der bitteren Kräuter tauchten und aßen. Hieran ſchloß ſich der dritte Becher und das Abſingen von Pſalm 115 — 118. Endlich folgte ein vierter Becher und bisweilen noch das große Hallelujah (Pſalm 120 — 137), worauf man alsdann mit einem fünften Becher das Mahl beſchloß. 63.

Paſcha iſt in der Türkei urſprünglich ein militairiſcher Titel, welcher unſerm General entſpricht und nach 1, 2 oder 3 Roßſchweifen (Heerfahnen) verſchieden iſt. Letztere iſt die höchſte militairiſche Würde und daher auch meiſt nur mit den höchſten Staatswürden verbunden. Da die Statthalterſchaften der einzelnen Provinzen durchaus den Paſchas zugetheilt werden, ſo heißen dieſe dann P a ſ ch a l i k s (eigentlich Ejalats). 30.

Paſchalis, Päpſte. — P. I. (817—824), der Heilige, Nachfolger Stephan's IV., ward ohne des Kaiſers Ludwig I. Genehmigung gewählt. Ein heftiger Feind der Bilderſtürmer ſchrieb er gegen dieſe und den ſie begünſtigenden griechiſchen Kaiſer Leo V. und nahm die wegen der Bilderverehrung vertriebenen Griechen in einem von ihm gegründeten Kloſter zu Rom auf. Nach Dänemark ſandte er Miſſionaire. Auch machte er ſich durch mehrere fromme Stiftungen verdient. Er ſtarb 824, nachdem er ein Jahr vorher Lothar I. zum Kaiſer gekrönt hatte. Sein Gedächtnißtag iſt der 14. Mai. — P. II. (1099—1118), früher Rainier oder Raginger genannt und Mönch zu Clugny, ward als Abgeordneter ſeines Kloſters nach Rom geſandt, von Gregor VII. zum Cardinal erhoben und nach Urban's II. Tode am 3. Auguſt des Jahres 1099 zum Papſte ernannt. Mit Gregor's feurigem Geiſte begabt und begeiſtert für die Hierarchie war er doch ohne deſſen Feſtigkeit des Charakters. Daher der damalige Inveſtiturſtreit unter ihm eine unglückliche Wendung nahm. In England mußte er ſeines Vorgängers Anathema gegen Inveſtitur und Lehnseid der Biſchöfe aufheben, wogegen er nur geringe Zugeſtänd-

niſſe erlangte. In Deutſchland gelang es ihm zwar, den auch von ihm excommunicirten Heinrich IV. durch deſſen Sohn zur Thronentſagung zu zwingen, allein auf ſeinem Römerzuge (1110) nöthigte ihn Heinrich V. zu einem Vertrage, nach welchem der Kaiſer zwar der Inveſtitur entſagen, dagegen aber die biſchöflichen Regalien zurückerhalten ſollte. Aber die Cardinäle machten dem Papſte über ſolchen Verrath der Kirche die bitterſten Vorwürfe und eine Lateranſynode (1112) nöthigte ihn, den Vertrag als erzwungen zurückzunehmen. Auf einem zweiten Römerzuge (1117) vertrieb nun Heinrich den P. aus Rom, welcher von den Normannen zurückgeführt unter Rüſtungen zum Kriege ſtarb (21. Jan. 1118). — P. (III.), Gegenpapſt Alexanders III., wurde von der kaiſerlichen Partei nach Victors IV. Tode (1164) gewählt und nahm zu Viterbo ſeinen Sitz. 1167 führte ihn der Kaiſer mit Gewalt der Waffen nach Rom und ließ ſich von ihm krönen. Doch ſtarb P. ſchon 1168, worauf die Freunde des Kaiſers Calixt III. wählten. 63.

Paſchaſius Radbertus, Abt des Kloſters Corvey, 786 zu Soiſſons geboren und ſeit 844 Vorſteher der erwähnten Abtei, iſt deßhalb denkwürdig, weil er der Erſte war, der in der chriſtlichen Kirche eine ſubſtanzielle Verwandlung des Brodes und Weines in den Leib und das Blut Chriſti im Abendmahle öffentlich wenigſtens lehrte und davon, wie von dem Genuſſe deſſelben, die Sündenvergebung des Einzelnen abhängig machte. Dabei behauptete er aber die Einwirkung dieſes Genuſſes auf die geiſtige Natur des Menſchen und ſtellte noch den Glauben als nothwendige Bedingung derſelben auf. Dieſe Lehre machte er in ſeiner um 825 erſchienenen Abhandlung: „De corpore et sanguine Domini“ (in Martène et Durand „Collectio ampliss. vet. scriptorum.“ Tom. IX. p. 367 sqq.; Bibliotheca patr. max. Tom. XIV. pag. 536 seqq. und in einer Ausgabe von Jac. Sirmond, Paris 1618, zu finden) bekannt und erregte dadurch den ſogenannten erſten Abendmahlsſtreit, in welchem ihm noch der größere Theil der fränkiſchen Gelehrten die alte Meinung der Kirchenväter entgegenſetzte. Doch fand ſie ſchon bis zu ſeinem Tode um 865 bei mehrern Theologen Eingang und die Anzahl derſelben vergrößerte ſich noch mehr im folgenden Jahrhunderte, ſo daß ſie ſogar, ohne kirchliche Beſtätigung zu erlangen, vor der frühern das Übergewicht gewann und die Grundlage der jetzt in der katholiſchen Kirche ſanctionirten Lehre von der Transſubſtantiation wurde. 77.

Paſigraphie (allgemeine Schrift) und **Paſilalie** (allgemeine Sprache) ſind zwei Probleme, mit denen man ſich ſeit Leibnitz vergebens abgemüht hat; man will nämlich allgemeine Zeichen erfinden, welche an ſich ſelbſt ſchon Jedem, weß Volks er ſei, verſtändlich ſeien und dadurch eine allgemeine Mittheilung zwiſchen allen Völkern der Erde bezwecken, iſt jedoch in der neueſten Zeit davon gänzlich wieder abgekommen. Denn da es außer der Geberdenſprache keine Allen verſtändliche Zeichen gibt, ſo müßte man deren willkührliche wählen und man würde deßwegen jedem Einzelnen dieſelben mühſam einlernen laſſen müſſen und dabei den eigenthümlichen Sprachgeiſt ganz tödten. Die Idee iſt jedenfalls aus der Betrachtung der chineſiſchen Ideenſchrift entſtanden, wie man dieſelbe auch öfters hierbei hat anwenden wollen. Zu vergleichen darüber ſind die Schriften von Vater (Weißenfels 1795), Niethammer (Nürnberg 1808) und Riem (Manheim 1809). 9.

Paſiphaë war die Tochter des Helios und der Perſeis, Gemahlin des Minos, Königs von Kreta, dem ſie den Deukalion, Glaukus, die Ariadne und Phädra gebar. Venus hatte einen unverſöhnlichen Haß auf das ganze Geſchlecht des Helios geworfen, weil er ihr Liebesverſtändniß mit Mars entdeckt und verrathen hatte. Daher flößte ſie ſeiner Tochter, der P., eine unnatürliche Liebe zu einem Stiere ein, den Neptun aus dem Meere ſteigen ließ. Nach Andern übte Neptun ſelbſt dieſe Rache, weil Minos den von ihm erflehten Stier nicht geopfert hatte. In

der Abweſenheit ihres Gemahls beging P. das Verbrechen und gebar ein Ungeheuer, halb Menſch, halb Stier, den Minotaurus (ſ. d. Art.). 11.

Paſiteles, ein griechiſcher Bildhauer, ließ ſich, nachdem Macedonien römiſche Provinz geworden war, in Rom nieder und trug hier weſentlich zur Wiederbelebung der Bildhauerkunſt bei. Den wenigen Nachrichten, die wir über ihn haben, zu Folge war er beſonders in der Modellirkunſt ſehr erfahren und arbeitete meiſt in Metall und Elfenbein. Unter ſeinen Werken, die ſämmtlich untergegangen ſind, zeichneten ſich beſonders 2 Statuen, die des Roscius und des Jupiter für den neuerbauten Tempel deſſelben, vortheilhaft aus. Übrigens ſagt Plinius, daß P. ein Werk in 5 Büchern über die berühmteſten der damals bekannten plaſtiſchen Denkmäler geſchrieben habe. Auch von dieſem beſitzen wir nichts mehr. 36.

Paskewitſch-Eriwanski (Jwan Feodorowitſch, Graf), Fürſt von Warſchau, kaiſerl. ruſſiſcher Generalfeldmarſchall und Statthalter des Königreichs Polen, wurde am 8. Mai 1782 in Pultawa geboren. Aus einer angeſehenen und reichen adeligen Familie Kleinrußlands entſproſſen wurde er ſchon früh in das Pageninſtitut aufgenommen, um hier ſeine Studien zu beginnen. Die Fortſchritte, welche der junge P. hier machte, waren ſo außerordentlich, daß er nach abgelegtem Examen ſogleich zum Lieutenant in der Garde und zum Adjutanten Kaiſer Paul's ernannt wurde. Den erſten Feldzug machte er im Jahre 1805 mit und zwar in dem damaligen Kriege gegen Frankreich; zwei Jahre ſpäter ging er zu der ruſſiſchen Armee an der türkiſchen Grenze, machte hier von 1807 bis 1812 die ganze Campagne mit, war bei allen Schlachten und Gefechten gegenwärtig und erwarb ſich mit dem Degen jeden neuen Grad. Seine Geſchicklichkeit bei diplomatiſchen Verhandlungen war die Urſache, daß die Regierung ihn mehrere Male mit wichtigen Aufträgen nach Conſtantinopel ſandte. Im Jahre 1809 avancirte er zum Oberſten und erhielt das Infanterieregiment Witepsk gleichzeitig mit der 3. Claſſe des St. Georgenordens, eine Auszeichnung, die ſonſt nur ſelten ein Oberſt in ruſſiſchen Dienſten erhält. Schon ein Jahr nachher wurde er Generalmajor. Als ſolcher machte er den Feldzug von 1812 mit und zeichnete ſich in demſelben ſo aus, daß damals der ruhige Beobachter den künftigen Feldherrn in ihm ahnete. Wo es Gefahr gab, da war P. zu finden; bei der Arrieregarde, als die Franzoſen auf Moskau vordrangen, bei der Avantgarde, als ſie ſich verfolgt nach der Grenze zurückzogen. Bei Borodino wurden 2 Pferde unter ihm getödtet. Nach der Schlacht bei Leipzig ernannte ihn der Kaiſer für die bewieſene außerordentliche Tapferkeit während derſelben zum Generallieutenant. An der Spitze der 2. Grenadierdiviſion zeichnete er ſich auch in Frankreich, beſonders bei Arcis ſur Aube, auf den Höhen von Belleville und bei Paris aus. So blieb er thätig und wirkſam bis zum Frieden von 1815. Zwei Jahre ſpäter begleitete er den Großfürſten Michael auf deſſen Reiſen durch das ganze ruſſiſche Reich und Deutſchland, worauf er das Commando einer Infanteriediviſion der kaiſerlichen Leibgarde erhielt. Als aber im Jahre 1826 der Schah von Perſien plötzlich in Rußland eingefallen war und der in Georgien commandirende General Yermoloff durch das Unerwartete dieſes feindlichen Einfalles überraſcht und unfähig, demſelben ſogleich eine genügende Kraft entgegenzuſetzen, den Kaiſer gebeten hatte, ihm einen verſuchten und entſchloſſenen General zu ſchicken, der ihm unterſtützend zur Seite ſtehen könnte, wählte der Kaiſer P. Am 22. Auguſt erfolgte ſeine Ernennung zum commandirenden General eines Armeecorps und im Fluge eilte er der perſiſchen Grenze zu. Schon am 13. Sept. ergriff er die Offenſive gegen den Prinzen Abbas-Mirza bei Eliſabetpol. Obgleich er nur 4000 Mann den zahlreichen Truppen des perſiſchen Prinzen entgegen ſtellen konnte, ſo wurden doch 15000 Mann regulärer perſiſcher Infanterie und 20000 Mann regulairer Cavallerie, eingeübt und commandirt von engliſchen Officieren,

von dieſen 4000 Ruſſen geſchlagen. Der Sieg war eben ſo vollſtändig als erfolgreich. Die Ruſſen erbeuteten viel Geſchütz, Fahnen und Fuhrwerk, machten 1500 Gefangene, ſtürmten zwei perſiſche Lager und befreiten die Provinzen Karabagh, Schirwan und Schekinsk, die von Raubgeſindel verwüſtet wurden. Durch dieſen erſten Sieg, den nur die rückſichtsloſeſte Kühnheit errungen hatte, zufrieden geſtellt, beſchränkte ſich General Yermoloff darauf, die Perſer durch P. langſam verfolgen zu laſſen. Das gefiel dem Letztern nicht; denn ſchon hatte er den Krieg auf perſiſches Gebiet hinübergeſpielt. General Yermoloff wurde daher abberufen und dem General P. der Oberbefehl über alle gegen Perſien beſtimmte Truppen anvertraut. Leider aber hemmte der eingetretene Winter die weitern Unternehmungen für dieſes Jahr. Kaum erlaubte es jedoch die Jahreszeit, ſo begannen auch die Feindſeligkeiten im Monat Mai mit der Einnahme des Kloſters Etſchmiadſin. Die ruſſiſche Armee ging dann über das Gebirge Akzibuk und Bezobdal, belagerte die Feſtung Abbas=Abad und zwang ſie, nachdem Abbas=Mirza, der mit 16000 M. zum Entſatze der Feſtung herbeieilte, ſo völlig geſchlagen war, daß er ſich bis nach Tſchewan zurückziehen mußte, zur Übergabe. Eben ſo nahm er im September die Feſtungen Sardarabad und Eriwan und kurz darauf Tauris, Choi, Alandſchik und Aſerbidſchan. Durch ſo viele raſch auf einander folgende Siege gedemüthigt flehte der ſtolze Abbas=Mirza um Frieden. Unterhandlungen traten an die Stelle der Waffenthaten und zwar am 5. Nov. 1827 zu Dei=Karghan. Der ſchlaue Perſerprinz wußte dieſelben ſo in die Länge zu ziehen und ſo viele Ausflüchte zu erfinden, daß am 7. Jan. 1828 noch nichts entſchieden war. Da riß dem geraden und offenen P. die Geduld; mitten im Winter ſchlug er los, nahm die Städte Urmia, Maraga und die Feſtung Arbedil und marſchirte gerade auf Teheran los. Die Kühnheit und Schnelligkeit machte den Schah Feth=Ali in ſeiner Hauptſtadt erzittern. Abgeſandte mit ausgedehnten Vollmachten eilten dem ſiegenden P. entgegen und baten abermals um Frieden. Dießmal kam er auch zu Turkmandſchai am 10. Febr. deſſelben Jahres zu Stande. In Folge dieſes Tractats erhielt Rußland die Provinzen Eriwan und Nachtſchwan, ſo wie eine Contribution von 20 Millionen Rubel. P. erhielt von ſeinem dankbaren Kaiſer 1 Million Rubel, den Grafentitel und den Beinamen „Eriwanski.“ Kurze Zeit nachher brach der türkiſche Krieg aus. Die Stellung des Grafen P. hatte hierbei viel Schwieriges; denn er war gezwungen, um die beiden neueroberten Provinzen zu beobachten und die Perſer durch eine hinlängliche Macht im Zaume zu halten, ſeine Arme zu theilen. Was ihm aber an numeriſcher Kraft abging, das erſetzte ſein Genie und ſein Scharfblick. Mit nur 18000 Mann eröffnete er die Campagne in Kleinaſien, die mit Recht als ein Meiſterſtück militairiſchen Talents bekannt iſt. Am 15. Juni 1828 vernichtete er unter den Kanonen der Feſtung Kars ein Corps von 5000 Mann türkiſcher Cavallerie und zwang am 23. dieſelbe bis jetzt für ungewinnbar gehaltene Feſtung zu capituliren, während er einem Corps von 15000 Mann zum Entſatze herbeieilender Türken das Vordringen verwehrte. Die Citadellen von Achalkalah, Kentwis und Poti fielen ebenfalls; da brach aber die Peſt, dieſe furchtbare Geißel des Orients, in der ruſſiſchen Armee aus und nur den weiſen Maßregeln des Feldherrn dankt Rußland die Erhaltung des Heeres. Am 1. Auguſt verließen die Ruſſen Achalkalah, um Achalzik, eine der ſtärkſten und wohlunterhaltenſten Feſtungen Kleinaſiens zu belagern. Um dahin zu gelangen, mußte ein rauhes unwegſames Gebirge überſchritten werden. Dem Feuereifer des Feldherrn gelang es aber, auch über dieſe bis jetzt für unüberſteigbar gehaltenen Hinderniſſe zu ſiegen. Niemand hatte es bisher noch gewagt, bis dahin vorzudringen; die Artillerie mußte von Menſchenhänden über die ſteilen Höhen und neben furchtbaren Abgründen getragen werden. Schon am 5. Auguſt konnten die Ruſſen die Feſtung recognosciren. Während man beſchäftigt war, eine regelmäßige Belagerung zu beginnen, nahete

Digitized by Google

ein türkiſches Heer von 30000 Mann; aber unvermuthet griff P. mit dem gewohnten Ungeſtüm die ſorglos ſicheren Türken an, brachte ihnen eine empfindliche Niederlage bei und verfolgte die Fliehenden bis 30 Werſte von der Feſtung; 2500 Soldaten, 12 Kanonen und unzähliges Gepäck fiel dabei in die Hände der Sieger, die gleich darauf zur kräftigen Belagerung zurückeilten. Am 15. ſtürmten die Ruſſen die Stadt, welche von gut unterhaltenen Werken umgeben war; 15000 Mann vertheidigten ſie muthvoll und entſchloſſen, aber binnen 12 Stunden immer wiederholten Stürmens waren alle Werke mit dem Bayonnette genommen und die Türken bis in die letzten Retranchements zurückgedrängt, wo ſie gezwungen wurden zu capituliren. Ohne Aufenthalt eilte P. weiter. Atzkuro, Ardaghare, Bajaſid, Toprak-Kali und das Fort Diadin fielen in ſeine Hände. Anfangs Octobers kehrte P. nach Georgien zurück und die Armee bezog Winterquartiere. Dieſe Zwiſchenzeit ſuchten die Türken zu benutzen; an die Stelle des Seraskier wurde Salek-Paſcha, ein erfahrener und talentvoller türkiſcher General, zum Feldherrn der türkiſchen Armee in Kleinaſien ernannt. In unglaublicher Schnelligkeit wußte dieſer energiſche Mann ein Heer von 50000 Mann zu ſammeln und rückte vor die von den Ruſſen eroberten Feſtungen. Doch P. ließ ſogleich 3 ruſſiſche Armeecorps in Marſch ſetzen, entſetzte Achalzik, das die Türken mit dem größten Kraftaufwande belagerten, und zerſtörte die Belagerungsartillerie, während ein viertes Corps den Paſcha von Trapezunt bei Limani ſchlug. Mit dem Frühling des Jahres 1829 begann P. wieder in größerem Maßſtabe zu manövriren und am 19. Juni wurde der Paſcha von Erzerum total geſchlagen und ſein Lager mit 20000 Mann aufgehoben. Einem andern von Haki-Paſcha befehligten Lager erging es nicht beſſer und nun legte P. ſich vor Haſſan-Kali, wohin ſich der Seraskier und 4 Paſchas mit einer bedeutenden Truppenzahl geflüchtet hatten. Eine Aufforderung zur Übergabe wurde abgewieſen und dieß war das Signal zum Sturm der Befeſtigungen bei Ten-Dagh, die den Ruſſen in die Hände fielen. Jetzt ſank den Türken der Muth und die Capitulation der Feſtung erfolgte. Dieſe wichtige Eroberung wurde durch den St. Georgenorden 1. Klaſſe belohnt, den P. jetzt ganz allein in der ruſſiſchen Armee trägt. Noch mehrere kleine Feſtungen wurden erobert und eben concentrirten ſich alle ruſſiſchen Truppen vor Trapezunt, als der Friede zwiſchen Rußland und der hohen Pforte zu Adrianopel geſchloſſen wurde. Der Graf P. erhielt nach beendetem Kriege die Würde eines Feldmarſchalls und kehrte nun nach Georgien zurück, wo es ſein Geſchäft war, die unruhigen Völkerſchaften der Lesgher, Tſcherkaſſen und Oſſeten zu unterwerfen und den ganzen Kaukaſus vor den Einfällen dieſer wilden Horden zu ſichern. Hiermit beſchäftigt traf ihn die Kunde von ſeiner Ernennung zum Oberbefehlshaber der ruſſiſchen Armee in Polen. Er kam am 14. Juni 1831 in Pultusk an, traf ſogleich die Anſtalten, um mit ſämmtlichen ruſſiſchen Armeecorps über die Weichſel zu gehen und überſchritt ſie am 10. Juli bei Oſſeka. Bald war er Herr aller Zugangspunkte von Warſchau und forderte nun die Polen auf, ſich zu ergeben, um Blutvergießen zu vermeiden, aber vergebens. Da ward in einem im ruſſiſchen Hauptquartier gehaltenen großen Kriegsrathe beſchloſſen, Warſchau mit Sturm zu nehmen. Dieß war keine leichte Aufgabe, denn die Befeſtigungen der Stadt beſtanden in 73 Redouten und Lünetten, welche in 3 Linien hintereinander ſich gegenſeitig unterſtützen und vertheidigen konnten. Die Enceinte der Stadt war außerdem mit zahlreicher Artillerie beſetzt und 35000 Mann bildeten die Beſatzung. Der Sturm war anfangs auf den 27. Auguſt beſtimmt, als P. aber erfuhr, daß ein Theil der Beſatzung Warſchau verlaſſen hatte, um im Rücken der Ruſſen zu agiren, ſo fand der Sturm ſchon am 25. Auguſt mit Anbruch des Tages ſtatt. In 10 Stunden waren ſämmtliche Werke der erſten Linie genommen, am Morgen des 2. Tages ſtürmten die Ruſſen die zweite Linie und drangen ſogar in einen Theil der Stadt, wo ſie ſich die Nacht hindurch hielten.

Digitized by Google

Alle dieſe Angriffe führte der heldenmüthige P. ſelbſt an, überall war er gegenwärtig, um den Muth ſeiner Truppen zur Begeiſterung zu entflammen. Mitten im Kampfe erhielt er eine ſtarke Contuſion, eine augenblicklicher Aderlaß linderte aber die Schmerzen und ohne weitere Notiz davon zu nehmen fuhr P. fort, die Truppen ſelbſt zum Kampfe zu führen. Den 27. Auguſt zog ſich die ganze polniſche Armee nach Modlin zurück, nachdem ſie mit dem Bayonnette aus einer Stellung nach der andern vertrieben worden war und die Ruſſen zogen ſiegreich in Warſchau ein. Der Kaiſer erhob den Grafen P. in den Fürſtenſtand und legte ihm den Titel „Fürſt von Warſchau“ bei. Gleichzeitig ernannte er ihn zum Vicekönig von Polen. Seit jener Zeit iſt der ruhmgekrönte Feldherr zugleich geſchickter Civilverwalter und bemüht ſich die tiefen Wunden, welche die Revolution dem unglücklichen Polen geſchlagen hat, zu heilen. Als Feldmarſchall ſteht der Fürſt P. jetzt an der Spitze der activen Armee, die aus 3 großen Armeecorps beſteht. Zwei Regimenter führen ſeinen Namen. Das erſte, ein Infanterieregiment des abgeſonderten kaukaſiſchen Corps erhielt ſeinen Namen nach dem perſiſchen Kriege; das zweite, ein Jägerregiment, ehemals Orel'ſches genannt, an dem Tage, als der König von Preußen von Kaliſch abreiſte. Dieß Regiment war im Jahre 1810 von P. ſelbſt gebildet worden und der Kaiſer überraſchte den verdienten Krieger damit ganz unvermuthet. Der König von Preußen ließ gleichzeitig dem Sieger in 3 Feldzügen als Beweis Allerhöchſter Gnade und Werthſchätzung einen koſtbaren mit Brillanten beſetzten Degen überreichen. 61.

Pasquier (ſpr. Paskieh) (Etienne Daniel), Präſident der franzöſiſchen Pairskammer, ein Nachkomme des zu Paris im Jahre 1528 geborenen, wegen ſeiner Gelehrſamkeit, Geſchichtskenntniß, Beredtſamkeit und Poeſien zu ſeiner Zeit allgemein geſchätzten Etienne P., ward eben daſelbſt am 22. April 1767 geboren. Die Revolution war ſeinen Studien und den von ſeinem Vater, der Rath beim Pariſer Parliament war, gefaßten Planen nicht günſtig; erſt nach dem 13. Brumaire wurden ſeine juriſtiſchen Kenntniſſe, ſeine Bildung und ſein gerader Sinn anerkannt und er ſelbſt ſpäter vom Kaiſer Napoleon als Maître des requêtes angeſtellt, bald darauf aber Generalprocurator und, nachdem er baroniſirt worden war, an Dubois Stelle Polizeipräfect. Als ſolcher erhielt er ſich die völlige Zufriedenheit Napoleons, bis er wegen Mallets Verſchwörung, die er nicht verhindert hatte, ſich deſſen Ungnade und ſelbſt Gefängnißſtrafe zuzog. Bei der Rückkehr der Bourbons erklärte ſich P. für dieſe, wurde Staatsrath, Generaldirector der Brücken und Landſtraßen und nach den 100 Tagen am 8. Juli 1815 zum Juſtizminiſter ernannt. In die Deputirtenkammer gewählt ſtimmte er für Prevotalgerichte und vertheidigte das Amneſtiegeſetz. Nachdem er im Jahre 1818 ſein Miniſterium verloren hatte, wurde er ſpäter Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, verlangte als ſolcher nach Berry's Ermordung Suſpenſion der perſönlichen Freiheit und ſprach in der Pairskammer für die Cenſur und gegen die Freiheit der Journale, wobei er ebenſoviel Kraft und Feſtigkeit als Freiheitsſinn und Umſicht, durch Beredtſamkeit gehoben, entwickelte. Bei Villele's Eintritt ins Miniſterium nahm P. ſeine Entlaſſung, wurde hierauf Mitglied der Pairskammer und war als ſolches einer der heftigſten Gegner, als Villele 1824 die Reduction der Rente vorgeſchlagen und die Deputirten darauf angetragen hatten, daß jeder Abgeordnete, wenn er inmittelſt ein Amt von der Regierung erhalten habe, ſich einer nochmaligen Wahl unterwerfen müſſe. Seine mehr und mehr hervortretende Freiſinnigkeit war in der letzten Zeit bis zur Julirevolution vielleicht der Grund, warum ſein Beſtreben wieder Miniſter zu werden nicht belohnt wurde. Dennoch kann man nicht behaupten, daß er bei letzterer thätig gewirkt habe, obgleich Ludwig Philipp ſeinen Charakter und ſeine Kenntniſſe am beſten dadurch anzuerkennen verſtand, daß er ihn auf Lebenszeit zum Präſidenten der Pairskammer ernannte. Als ſolcher hat er ſich in

Digitized by Google

der neueſten Zeit, beſonders bei der Unterſuchung wegen der Aprilunruhen und beim Prozeſſe Fieschi's durch Würde, Thätigkeit und Energie ausgezeichnet. Einen gedrängten Abriß ſeiner frühern Thätigkeit als Gelehrter und Staatsdiener geben die „Zeitgenoſſen" (1. Reihe. Heft XIX. S. 80 ff.). 54.

Pasquill (pasquinade) nennt man überhaupt eine Schmähſchrift, verſteht aber gewöhnlich darunter eine ſolche, deren Verfaſſer ſeinen Namen entweder gar nicht oder einen falſchen angibt. Sie unterſcheidet ſich dadurch von der Satyre, daß ſie nicht wie dieſe eine Lächerlichkeit überhaupt ihrer Kritik unterwirft, ſondern eine beſtimmte Perſon herausgreift und derſelben geradezu Verbrechen, Schändlichkeiten oder Narrheiten zur Laſt legt. Da die perſönliche Ehre dadurch verletzt und der gute Name zernichtet wird, ſo unterlag nach den alten Geſetzen der Pasquillant ſchweren Strafen; er konnte nach Befinden als ehrlos erklärt, zu Schlägen und ſogar zum Tode verurtheilt werden. Auch die neuern Geſetzbücher haben durch ſtrenge Beſtimmungen die Ehre des Individuums gegen öffentliche Schmähungen zu wahren geſucht. Das Wort P. erklärt man auf folgende Weiſe. Im XVI. Jahrh. wohnte zu Rom ein Schuhflicker, der Pasquino hieß und durch ſeine witzigen Einfälle und ſatyriſchen Späße ſeine Werkſtätte zum Sammelplatze der lachluſtigen Welt machte. Kurz nach dem Tode des geiſtreichen Schuſters wurde in der Nähe ſeines Hauſes eine verſtümmelte Statue (ein Fechter, nach Andern ein Menelaos) ausgegraben und an dem Fundorte nicht weit von dem dem orſini'ſchen Palaſte aufgeſtellt. Das Volk nannte ſie bald Pasquino und man benutzte ſie um während der Nacht Schmähſchriften auf die angeſehenſten Perſonen daran zu heften. Dem Pasquino gerade gegenüber ſtand eine andere Bildſäule, Marforio genannt (weil ſie früher auf dem Forum Martis aufgeſtellt geweſen ſein ſoll), an welche man ebenfalls Zettel zu heften und darin die Fragen oder Einfälle Pasquino's zu beantworten oder zu erläutern pflegte. Von Pasquino's Statue bekamen die Schmähſchriften den Namen Pasquinaden, welcher nach und nach in P. entſtellt wurde. Beide Bildſäulen liegen jetzt ſehr beſchädigt in einem Hofe des Campidoglio. Gleichbedeutend mit P. iſt Pamphlet und Libell. Die Worte Schmähſchrift oder Schandſchrift, welche man im Deutſchen für P. braucht, drükken den Begriff nicht ganz richtig aus, weil ein P. nicht immer ſchmäht, ſondern auch, obſchon allzuderb und allzubeißend, die Wahrheit ſagt. 66.

Paß iſt 1) ein Erlaubnißſchein zum Reiſen, ſ. Paßweſen; 2) ein enger beſchwerlicher Weg, vorzüglich durch Gebirge oder ſumpfige Defileen. Dieſe ſind vorzüglich in militairiſcher Hinſicht ſehr wichtig, da hier ein Heereszug nur in ſchmaler Colonne vordringen kann und es deßhalb Weniger zur Vertheidigung bedarf. Die geſchichtlich berühmteſten Päſſe ſind der der Thermopylen in Griechenland, über den Gotthard, Bernhard, Simplon in der Schweitz, über den Brenner in Tyrol, Roncesvalles in den Pyrenäen. 37.

Paſſage (ſpr. Paſſaſch), ital. passaggio, in der Muſik iſt eigentlich die längere oder kürzere Fortſetzung einer und derſelben Figur, eines muſikaliſchen Gedankens. Jetzt aber verſteht man darunter überhaupt jeden aus einer längern Reihenfolge von Tönen beſtehenden muſikaliſchen Gang, welcher oft nur als eine Zergliederung der Hauptnoten in Nebennoten anzuſehen iſt. In dieſem Sinne wird P. ziemlich gleichbedeutend mit Figur oder Coloratur und in der neuern Zeit als Gegenſtand der Bravour leider auf dieſelbe Art gemißbraucht wie dieſe. Nur bei einer verſtändigen paſſenden Anwendung kann die P. ihren allerdings nicht zu verkennenden Zweck hinlänglich erreichen. 29.

Paſſageninſtrument oder **Mittagsfernrohr** iſt ein auf eine horizontale Are (welche auf 2 Säulen ruhet) ſenkrecht feſtgeſchraubtes, aſtronomiſches Fernrohr, das ſo auf und nieder bewegt werden kann, daß die von der Bewegung beſchriebene Ebene in der Fläche des Meridian oder Mittagskreiſes ſelbſt liegt. Es

iſt das einfachſte und doch wichtigſte aſtronomiſche Inſtrument, dazu beſtimmt, die Rectaſcenſionen der Geſtirne und den Gang der Uhr zu geben. Man unterſcheidet nun zwar feſte und tragbare P., doch ſind beide Arten hinſichtlich der Conſtruction ſelbſt durchaus nicht, wohl aber in der Größe und Aufſtellung verſchieden, indem die feſtern als die größern auf zwei Granitpfeilern in der Meridianebene angebracht, dagegen die tragbaren als die kleinern nach jeder beliebigen Himmelsgegend aufgeſtellt werden können. — Die beſten P. werden jetzt in München von Utzſchneider und Örtel verfertigt. 13.

Paſſah, ſ. Paſcha.

Paſſarowitz (Friede zu), ſ. Friedensſchluß.

Paſſatwinde, engl. monsoons, ſind die regelmäßigen Winde, welche auf großen Meeren zwiſchen 5° — 30° N. Br. und 1° — 25° S. Br. ſtets aus Oſten wehen. In den 5 Graden des Zwiſchenraumes herrſcht gleichfalls ein Oſtwind, aber ſo ſchwach, daß er für gänzliche Windſtille zu halten iſt. Nur in ſeltenen Fällen trifft man dort veränderliche Winde. Über die angegebenen Grenzen hinaus aber herrſcht nördlich N. O.; ſüdlich S. O. Wind, alle dieſe aber gehören unter die ſchwächern Winde. Daß die P. bloß auf der See, an der afrikaniſchen Küſte 15 Meilen, an der amerikaniſchen erſt 50 Meilen vom Lande ab wehen, erklärt ſich leicht aus den Hinderniſſen, welche das Land ſolchen regelmäßigen Winden entgegenſetzt. — Man ſ. Condraye „Théorie des Vents;“ Fontenay 1786 und v. Lindenau in den „Mon. Corr. von Zach“ (XIII. B. S. 435 und XV. B. S. 66. 13.

Paſſau (Vertrag von), ſ. Friedensſchluß.

Paſſevolante (passe-volante) iſt ein altes Geſchütz des XVI. Jahrhunderts, welches zu den extraordinairen Schlangen gerechnet wurde, 41 Caliber lang war, 41 Cntr. wog und eine 8pfündige eiſerne Vollkugel mit 7¼ Pfd. Pulverladung ſchoß. 61.

Paſſion, d. i. Leiden, Marter bedeutet insbeſondere das Leiden Chriſti und die Geſchichte deſſelben, dann auch die in der chriſtlichen Kirche zur Feier deſſelben verordnete Zeit. In der Muſik verſteht man unter P. ein kirchliches Oratorium, welches eben das Leiden Chriſti darſtellt. Solcher Paſſionsmuſiken haben wir mehrere, unter ihnen eine von Graun. Ob übrigens, wie man wohl annimmt, bereits im VI. Jahrh. nach Chr. das Abſingen der Leidensgeſchichte Jeſu in den Kirchen gewöhnlich geweſen ſei, iſt nicht zu erweiſen. — Über die ſogenannte Paſſionsbrüderſchaft in Frankreich ſ. den Art. Myſterien. 29.

Paſſionsblume, lat. passiflora; franz. fleur de la passion oder granadille; engl. passion-flower, eine in Südamerika einheimiſche zu den Cucurbitaceen gehörige Pflanzengattung, hat ihren Namen der Phantaſie des frommen Aberglaubens zu danken, welcher in der Blüthe ein Abbild der Marterwerkzeuge Chriſti, wie die Dornenkrone, die Nägel, den Speer u. ſ. w. zu erblicken glaubte. Wie man ſagt, wurde die P. zuerſt im Jahre 1605 dem Papſte Paul V. aus Amerika zum Geſchenk geſchickt, hierauf in Rom gezogen und ſpäter in andere Länder verbreitet. Noch jetzt iſt ſie bekanntlich eine geſchätzte Zierblume unſerer Gewächshauſer. Die verbreitetſte Art iſt die blaue oder gewöhnliche P. (passiflora coerulea) mit glattrandigen handförmigen Blättern, ausdauerndem Stengel und purpurrother Rinde. Die ſchöne blaue Blüthe öffnet ſich des Morgens und ſchließt ſich des Abends. Die passifl. maliformis wächſt wild auf Domingo; eine andere die lorbeerblättrige in Surinam hat eßbare Früchte. 8.

Paſſivhandel, ſ. Activhandel.

Paſſivum, ſ. Verbum.

Paſſow (Franz Ludwig Karl Friedrich), einer der gelehrteſten und gründlichſten Philologen der neueſten Zeit, ward geb. den 20. Sept. 1786 zu Ludwigsluſt

Digitized by Google

in Mecklenburg-Schwerin und zeichnete ſich ſchon frühzeitig durch eine große Lehrbegierde ſo wie durch ein ſchnelles Auffaſſen deſſen, worin er unterrichtet wurde, aus. Seine Schulbildung erhielt er auf dem Gymnaſium zu Gotha. Mit den vortrefflichſten Kenntniſſen ausgeſtattet bezog P. im Jahre 1803 die Univerſität Leipzig, ſchloß ſich an die Hermann'ſche Schule an, trat dann in die griechiſche Geſellſchaft und wurde in kurzer Zeit einer der beſten Schüler Hermann's. Nach vollendeter Studienzeit privatiſirte er einige Zeit lang in Dresden, wohin ihn ſeine Liebe zu alten Kunſtwerken getrieben zu haben ſcheint, wurde aber ſchon 1807 als Profeſſor der griechiſchen Sprache an das Gymnaſium nach Weimar berufen. Doppelt wichtig war dieſer Zeitabſchnitt ſeines Lebens, theils weil durch ihn die Lehranſtalt, an der er mitwirkte, zur höchſten Blüthe emporkeimte, theils aber auch weil P. ſelbſt hier in dem deutſchen Athen durch Göthe, Wieland, Knebel u. a. m. vielfache Anregung zu neuen wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen erhielt und durch den Umgang mit dieſen Männern ſeinen Geſchmack läutern und vervollkommnen konnte. Im Jahre 1810 erhielt P. den Ruf nach Jenkau bei Danzig als Profeſſor der griechiſchen Sprache und Literatur und als zweiter Direktor der dortigen Lehranſtalt, dem er auch folgte. Er blieb daſelbſt bis 1814, wo die Lehranſtalt in Folge des Kriegstrubels gänzlich aufgelöſt wurde, worauf er einige Reiſen unternahm, ſich längere Zeit in Berlin aufhielt und F. A. Wolf's Vorleſungen beſuchte. Im Jahre 1815 endlich wurde er ordentlicher Profeſſor der Alterthümer und Director des philologiſchen Seminars zu Breslau, woſelbſt er 18 Jahre lang ununterbrochen wirkte und am 11. März 1833 ſtarb. Was P.'s Verdienſte um die Wiſſenſchaft anlangt, ſo gehört er zu den Wenigen, die durch Schriften und eigenes Beiſpiel das philologiſche Studium bei Studirenden zu einem Lieblingsſtudium zu machen verſtanden und die nach F. A. Wolf's Vorgange den Kreis dieſes Studiums zu praktiſchem Nutzen erweiterten; außerdem hat er ſich in der Literatur beſonders als Lexikograph einen Ruhm erworben, der ihm unter den Philologen der neueſten Zeit einen der erſten Plätze zuſichert. Seine vorzüglichſten Schriften aber ſind folgende: „Über Zweck, Anlage und Ergänzung griechiſcher Wörterbücher" (Berlin 1813). Eine wohlgelungene Ausführung der in dieſem Buche aufgeſtellten Behauptungen und Anſichten iſt ſein „Handwörterbuch der griechiſchen Sprache" (4. Ausg. Leipzig 1831. 2 Bde.); ferner ſind von Bedeutung: „Überſicht der griechiſchen und römiſchen Literatur" (Berlin 1815); „Grundzüge zur Geſchichte der griechiſchen und römiſchen Literatur" (Berl. 1816, 2. Aufl. 1829); „Die Lehre vom Zeitmaße der griechiſchen Sprache" (Leipzig 1826). Außerdem aber beſorgte er auch noch mehrere treffliche Ausgaben von alten Claſſikern wie: „Longus, Daphnis und Chloe" (Leipz. 1815); Perſius „Satyren" (Leipz. 1809); „Muſäus" (1810); „Dionysius Periegetes" (1825); Tacitus „German." (1817) u. a. m. Eine treue Schilderung P.'s verdanken wir ſeinem Schwiegervater Wachler in den „Schleſiſchen Provinzialblättern" (Apr. 1833). 20.

Paßweſen. Die erſten Päſſe beſtanden in brieflichen Legitimationen der Geleitsfreiheit halber, dann wurde das Geſundheitscertificat für den Reiſenden und ſein Gepäcke beigefügt. Jetzt beſtehen die Reiſepäſſe in polizeilichen Legitimationen für die Perſon. In Frankreich erfand es Denys de Fontenilles in die Reiſepäſſe geheime, nur den Behörden kennbare Chiffern und Züge einzuweben, welche es andeuteten, ob der Führer unverdächtig ſei oder ob man auf ihn ein wachſames Auge haben oder ſich ſonſt der Perſon verſichern ſolle. Von den Reiſepäſſen unterſcheiden ſich die ſogenannten Legitimationsatteſte, welche in größern Staaten zur Erleichterung für den Inländer ausgeſtellt werden und blos die Verſicherung enthalten, daß er wirklich der ſei, für welchen er ſich ausgebe. 17.

Paſta (Giuditta), eine der berühmteſten Sängerinnen der neueſten Zeit, ward im Jahre 1798 zu Como geboren und erhielt ihren erſten Unterricht im Con-

ſervatorium zu Mailand. Trefflich ausgebildet trat ſie ſpäter auf verſchiedenen Theatern mit großem Beifalle auf, ward aber erſt nach dem Jahre 1822, wo man ſie zu Verona während des Congreſſes zu bewundern Gelegenheit hatte, auch im Auslande bekannt. Bereits 1823 erhielt ſie einen Ruf nach Paris und hier war es vorzüglich, wo ſich bei dem großen Fleiße, den ſie fortwährend auf ihre Ausbildung verwandte, ihr Talent ſo herrlich entwickelte, daß ſie unſtreitig auch jetzt, wo allerdings ihre ſchönſte Periode vorüber iſt, immer noch einen Rang unter den vorzüglichſten Sängerinnen einnimmt. Ihre herrliche umfangreiche Stimme, kräftig und zart, bildet in Verbindung mit einer impoſanten Geſtalt und einem vollendeten mimiſchen und plaſtiſchen Spiele ein vollendetes Ganze. Unter den Rollen, in welchen ſie ſich vorzüglich auszeichnet, ſtehen Desdemona im Othello, die Giulia in Donizettis Romeo und Giulia und die Titelrolle der Semiramide von Roſſini oben an. Noch jetzt wird ſie in Paris gern gehört. 36.

Paſtell, franz. pastel; engl. pastil, crayon, nennt man 1) ein Farbekraut, welches von den Wollfärbern zum Blaufärben benutzt wird (ſ. d. Art. Waid); 2) Deckfarben, welche nachdem ſie mit Kreide und Gummiwaſſer zu einem Teige umgeſchaffen und fein abgerieben worden ſind, zu 4½ Zoll langen Stäbchen gebildet werden und beim Malen die Stelle geriebener Farben vertreten. Die vorzüglichſten Farbeſorten ſind: Berlinerblau, Berlinerroth, Bleiweiß, Blutſtein, Braunroth, Carmin, Elfenbeinſchwarz, Grünerde, Indigo, florentiner Lack, Neapelgelb, Ocker, Operment, Smalte, Ultramarin, Umbra, Vermillon ꝛc. Gute Paſtellfarben müſſen auf dem Papier leicht abfärben. Sie wurden früher von Lauſanne bezogen, jetzt aber liefern ſie Paris, London, Wien, Hanover, Nürnberg. Sie ſind entweder ungefaßt in Kiſtchen in weißes Holz oder in Cedernholz gefaßt zu 12, 25, 50, 80, 100, 150, 200, 250 Stück in allen Farben zu erhalten. Die Silber-, Gold- und Carminſtifte aber werden in Dutzenden verkauft. — Paſtellmalerei, franz. pastel; engl. pastil-painting, nennt man diejenige Art zu malen, bei welcher man die ſogenannten Paſtellfarben benutzt. Man bedient ſich dazu entweder des Pergaments oder bloßen auf Leinwand gezogenen, am beſten graublauen oder grauröthlichen geſchliffenen Papiers. Um Tinten, Halbſchatten ꝛc. zu erhalten, werden die gemachten Striche mit dem Finger oder einem kleinen Wiſcher verwiſcht oder vertrieben. Dieſe Art Maleri wendet man beſonders für das Portrait an, indem ſie keiner weitern Vorkehrungen bedarf und durch ihre Anmuth und Friſche das Auge beſticht. Man kann die Arbeit zu jeder beliebigen Zeit unterbrechen und wieder vornehmen, nachhelfen und das Mißfällige auslöſchen. Dagegen ſind auch die Paſtellgemälde die vergänglichſten unter allen; denn ſchon nach wenig Jahren tritt meiſt ein mattes Verbleichen derſelben ein. Deßhalb müſſen ſie vor aller Einwirkung der Luft, des Staubs und der Feuchtigkeit möglichſt verwahrt werden. Die erſten Spuren der Paſtellmalerei finden ſich im XVI. Jahrh. Leonardo da Vinci bediente ſich ihrer zum Malen der Apoſtel- und Chriſtusköpfe. Nach Fiorillo iſt Joſeph Vivien (geb. 1657, geſt. 1735) einer der erſten, welcher ſich der Paſtellfarben bediente. Die erſten Landſchaften von P. ſind von Alexander Theile (geb. zu Erfurt 1685, geſt. zu Dresden 1752). Berühmte Paſtellmaler neuerer Zeit ſind unter den Deutſchen: Raph. Mengs; unter den Engländern: Ruſſel; unter den Franzoſen: Latour und Lauriot und unter den Italienern: Cariera Roſalba. 26.

Paſten ſind Abdrücke von alten geſchnittenen Steinen, Medaillen und Münzen in Glas, gebrannter Erde, Siegelwachs oder auch Abgüſſe in Schwefel, Gyps und andern Zuſammenſetzungen. Die Materien zu dergleichen Abdrücken müſſen von der Beſchaffenheit ſein, daß ſie nicht nur die feinſten Züge des abzudrückenden Gegenſtandes aufnehmen und feſthalten, ſondern daß ſie überhaupt nicht leicht zu beſchädigen und zu zerbrechen ſind. Schon den Alten waren die gefärbten Glas-

paſten bekannt. Eine ſehr dauerhafte Compoſition von ſchöner weißer Erde zu ſeinen P. erfand Lippert (ſ. d. Art.) in Dresden. Später entdeckten die Engländer Wedgewood, Bentlei und Taſſie eine beſondere ſchwarze, baſaltähnliche Maſſe, welche ſich ſehr gut zu Vaſen, Büſten, Siegel- und Ringſteinen und anderen Kunſtſachen eignet, auch ſchärfer abdrückt als die Lippert'ſche. Ausgezeichnete Abdrücke antiker Vorbilder lieferte in neuerer Zeit das archäologiſche Inſtitut zu Mailand und Wien. 26.

Pasticcio (ital.), d. i. Paſtete; franz. **pastiche**, bedeutet in der Muſik ſo viel als Pot pourri (ſ. d. Art.) oder Quodlibet. Die Maler ferner nennen diejenigen Gemälde **Pasticcj**, in welchen die Manier irgend eines namhaften Künſtlers täuſchend nachgeahmt iſt. Beſondere Geſchicklichkeit in dieſer Hinſicht hatte David Teniers der Jüngere, der daher auch den Spitznamen Maleraffe erhielt. 1.

Paſtorale nennt man 1) ein Hirtengedicht oder ein Schäferſpiel (Schäferoper), welches ſich im Kreiſe des harmloſen unſchuldigen Hirtenlebens bewegt; 2) ein kleines zum Tanze eingerichtetes Tonſtück, welches mit der Muſette (einem Tanze zum Dudelſacke) große Ähnlichkeit hat und wie dieſe im $\frac{6}{8}$ Tacte geſchrieben iſt; 3) jedes ländliche Tonſtück, welches im Geſange den Charakter der Hirtenwelt ausdrückt. 66.

Paſtoralklugheit — wohl beſſer Paſtoralweisheit — begreift im Allgemeinen denjenigen Theil der Paſtoraltheologie (ſ. d. Art.) in ſich, welcher dem Paſtor Anweiſung gibt, wie er zur glücklichen Erreichung des hohen Zweckes ſeines Amtes immer die beſten Mittel wählen ſolle. 78.

Paſtoraltheologie iſt im engſten Sinne des Wortes derjenige Theil der praktiſchen Theologie, welcher ſich mit Darſtellung der Pflichten, die ein öffentlich angeſtellter Geiſtlicher (Paſtor) auch außer der Kirche hat, beſchäftigt. Dahin gehören hauptſächlich die Führung der Kirchenbücher, die Ausfertigung von Geburts-, Trau- und Todtenſcheinen, auch der Confirmandenſcheine, die beſondere Aufſicht über die Schulen ſeiner Parochie, Berichterſtatten an die Ephorie und Kirchen- und Schulinſpection, Beſorgung der Aufgebote und der hierzu oft nöthigen Präſentationsſchreiben, ſo wie der Verfertigung der testimonia integretalis. Dieß ſind, wenigſtens in Städten oder auch in anderen Gemeinden, wo mehr als ein Geiſtlicher angeſtellt ſind, die eigenthümlichen Geſchäfte des Oberpfarrers oder Paſtors; daher auch, wenigſtens in vielen proteſtantiſchen Ländern, die übrigen an der Gemeinde angeſtellten Geiſtlichen nicht Paſtoren, ſondern Diakonen genannt werden. Im weitern Sinne jedoch enthält die P. alles dasjenige, was zur glücklichen und ſegensreichen Führung des Paſtorats gehört; ſie wird alſo, da der Paſtor nicht allein Prediger, ſondern auch Schulenaufſeher iſt und den Confirmanden Unterricht zu ertheilen hat, eben ſo wohl die Homiletik und Katechetik als, da er zugleich auch, wie Harms will, Prieſter iſt, die Liturgik mit umfaſſen, ja ſogar einen Theil des Kirchenrechts in ſich begreifen, will der Paſtor die Gerechtſame ſeiner Kirche gegen Anmaßung von Außen glücklich vertreten. So wichtig nun auch dieſer Zweig der theologiſchen Wiſſenſchaft iſt, ſo hat er dennoch in Vergleich mit andern nur wenig Bearbeiter gefunden; eine Erſcheinung, welche um ſo mehr zu bedauern iſt, da von einer geſchickten und würdigen Amtsführung eines Geiſtlichen für das kirchliche und religiöſe Leben einer Gemeinde unendlich viel abhängt. Außer einzelnen Theilen der P., z. B. der Geiſtliche am Krankenbette, im Beichtſtuhle ꝛc., hat dieſelbe glückliche Bearbeiter gefunden an Kindervater, Ömler, Seiler, Roſenmüller, Niemeyer, Harms. Sehr zu wünſchen wäre jedoch, daß in jedem proteſtantiſchen Lande eine Anweiſung vorhanden wäre, welche dem Paſtor bei Führung ſeines Amtes als Wegweiſer diente. Denn nicht nur, daß in jedem proteſtantiſchen Lande, ſondern oft in jeder Gemeinde die Gebräuche verſchieden ſind, findet der junge Geiſtliche faſt nichts als die Agende vor und muß ſein Verhalten in einzelnen Fällen gewöhnlich erſt von älteren Amtsbrüdern lernen. 78.

Paſtoret (Claude Emanuel Joſeph Pierre, Marquis de), ein bekannter franzöſiſcher Staatsmann, 1756 zu Marſeille geboren, widmete ſich der Jurisprudenz und lebte nach Beendigung ſeiner Studien als Anwalt zu Paris, bis er 1781 zum Rath bei der Steuerkammer und 1788 zum Requetenmeiſter ernannt wurde. Mehrere gekrönte Preisſchriften über die Geſetzgebung der Alten öffneten ihm 1784 die Thüren der Akademie der Inſchriften. Ludwig XVI. ernannte ihn 1790 zum Miniſter des Innern; P., welcher die Grundſätze der Revolution aus Überzeugung umfaßt hatte, legte aber dieſe Stelle nach ganz kurzer Zeit wieder nieder und ward 1791 zum Präſidenten der Wahlverſammlung des Departements von Paris gewählt; auch befand er ſich an der Spitze der Deputation, welche von der conſtituirenden Verſammlung die Genovevakirche zum Pantheon der berühmten Männer Frankreichs verlangte. Zum Deputirten bei der geſetzgebenden Verſammlung gewählt, ſprach er gegen die übertriebene Strenge, womit man die Emigranten verfolgte, für die Freilaſſung der Neger und für den Krieg gegen Öſtreich; ſeine Anſichten waren ſtets gemäßigt und ſein Beſtreben ging hauptſächlich dahin, die Einigkeit unter den Mitgliedern der Verſammlung zu erhalten. Während der Schreckensherrſchaft zog er ſich zurück und erſchien erſt 1795 wieder, als er zum Deputirten bei dem Rathe der Fünfhundert gewählt wurde. Die perſönliche Freiheit, die Freiheit der Preſſe und des Cultus waren die Hauptgegenſtände ſeiner Anträge; da jedoch ſeine Oppoſition gegen das Directorium immer entſchiedener und heftiger wurde, ſetzte man ihn nach der Revolution des 18. Fructidor (4. Sept. 1797) auf die Deportationsliſte. P. entfloh nach der Schweiz, wurde aber 1800 zurückberufen und von Buonaparte zum Mitgliede des Generalconſeils für die Hoſpitäler und Unterſtützungsanſtalten und 1804 zum Profeſſor des Natur- und Völkerrechts an dem Collége de France ernannt. Im Jahre 1809 trat er in den Senat und erhielt das Kreuz der Ehrenlegion. Weil er 1814 für die Abſetzung Napoleons geſtimmt hatte, erhob ihn Ludwig XVIII. zum Pair von Frankreich und Commandanten der Ehrenlegion und ernannte ihn zum Rathe der Univerſität, 1824 zum Vicepräſidenten der Pairskammer und 1829 zum Kanzler von Frankreich. P. ſuchte auf ſeiner politiſchen Laufbahn ängſtlich jedes Extrem zu vermeiden und hat ſich den Ruf der Ehrlichkeit und Rechtlichkeit erworben. Von ſeinen zahlreichen Schriften nennen wir nur die gehaltreichen juriſtiſchen Werke: „Moyse, considéré comme législateur et moraliste" (Par. 1788. 8.); „Zoroastre, Confucius et Mahomet comparés comme sectaires, législateurs et moralistes" (Par. 2. éd. 1788. 8.); „Des lois pénales" (Par. 1790. 2 Voll. 8. Deutſch von C. D. Erhard, Leipz. 1792—1796. 2 Thle. 8.) und „Histoire de la législation" (Par. 1817—1827. 9 Voll. 8.) als die bedeutendſten und bekannteſten. Auch ſetzte er mit Brial, Ginguené und Daunou die von den Benedictinern begonnene „Histoire littéraire de la France" (von Bd. 13 an, 1814) fort. 66.

Paßwan Oglu war zu Widdin geboren und der Sohn eines über mehrere grundherrſchaftliche Bezirke geſetzten Oberaufſehers oder Baſſi Aga, der, ſelbſt ein für die damalige Zeit und den Standpunkt der Bildung ſeiner Nation aufgeklärter Mann, nichts verabſäumte, um ſeinem Sohne tüchtigen Unterricht in der Politik, Geſchichte, Mathematik und in der Kriegskunſt geben zu laſſen. Bald glaubte der Sohn den Vater in wiſſenſchaftlicher Hinſicht überſehen zu können, ſo daß es von Worten zu Thaten kam und Beide ſich mit den um ſich verſammelten Truppen bekämpften. Nur die vereinten Bemühungen der vornehmſten Einwohner Widdins waren 1788 im Stande, Sohn und Vater wieder zu vereinigen. Aber die neue vereinte Macht Beider kehrte ſich gewaltſam gegen die Stadt und Umgegend Widdins, die ſie nicht nur despotiſch behandelt, ſondern ſich unterworfen haben würden, wenn nicht der Seraskier Melek Muhammed gegen die angehenden Tyrannen zu Felde gezogen wäre, der ſie am Ende nöthigte zum Fürſten Maurojeni in der Wal-

Digitized by Google

lachei zu flüchten. Hier leiſteten Beide mit den ihnen untergebenen Mannſchaften gute Dienſte, übten ſich mehr noch im Kriegshandwerke und waren vor den Verfolgungen der Pforte ſicher, bis der Vater P. O. in Cſernetz vom Aga von Widdin angegriffen, gefangen genommen und heimlich hingerichtet wurde. Von jetzt an war des Sohnes Leben nur der Rache für den gemordeten Vater, der Empörung gegen die Pforte geweiht. Mit wechſelndem Glücke erhielt ſich P. im Beſitze von Widdin, das er durch einen Bekir Aga regieren ließ, wußte namentlich durch Anhänglichkeit an die Sache der Sipahis und Janitſcharen ſeine Macht und Truppen zu verſtärken, nahm 1795 Nikopolis und mit den alten Janitſcharen Belgrad ein und hielt mit ſeiner eigenen Mannſchaft die Stadt und Feſtung Widdin beſetzt. Ja nach einem ſcheinbar eingegangenen, nur zu Verſtärkung ſeiner Mannſchaft benutzten Vergleiche mit der Pforte eroberte er ſogar 1797 Adrianopel und zwang daher letztere mit aller disponiblen Macht ſeinem weitern Umſichgreifen entgegen zu treten. Doch auch jetzt noch begünſtigte ihn das Glück; durch einen Ausfall allein tödtete er von der 60000 Mann ſtarken Armee des Sultans 6000 und bewirkte unter Vermittelung Rußlands einen Vergleich, in deſſen Folge er als Paſcha von drei Roßſchweifen im Beſitze Widdins gelaſſen wurde. Obgleich ſtreng und finſter, wo es Sicherung des Rechts galt, war er menſchenfreundlich und mildthätig, wovon die mannigfachen Stiftungen und die Wirthshäuſer an den öffentlichen Straßen, die ihm ihre Entſtehung verdanken, noch jetzige Zeugen ſind. Aber ein Streiter und Krieger blieb er bis in die letzten Jahre ſeines Lebens, ſo daß er 1800 ſelbſt das öſtreichiſche Gebiet nicht verſchonte. Er ſtarb den 3. Febr. 1807 zu Widdin. 64.

Patagonien oder **Magelhaensland** iſt die äußerſte ſüdliche Spitze des amerikaniſchen Continents. Begrenzt vom atlantiſchen Ocean (öſtlich), dem ſtillen Meere und Chile (weſtlich), den la Plataſtaaten (nördlich) und der Magelhaensſtraße, welche es vom Feuerlande trennt (ſüdlich), umfaßt es vom 36°—54° S. Br. ſich ausdehnend einen Flächenraum von mehr als 20000 □Meilen. Das öſtliche Küſtenland iſt meiſt flach und ſandig, ohne bedeutende Einſchnitte, nur die beiden Buſen St. Matthias und St. George ſind von Bedeutung. Das weſtliche Uferland aber iſt ſehr zerriſſen und hat zahlreiche Halbinſeln und Vorgebirge; auch liegen vor der Küſte viele größere und kleinere Inſeln. Übrigens iſt die Beſchaffenheit des Landes nur wenig bekannt; im Weſten zieht mit mannigfaltigen Verzweigungen von Süd nach Nord die Andenkette, für deren höchſte Spitzen man den Corvocado (12000 Fuß) hält, obwohl die Höhe des Gebirgskammes nicht über 7000 Fuß zu ſteigen ſcheint. Vulcane ſind hier nicht ſelten. Das übrige Land im Oſten und Norden iſt eben, zum Theil eine öde und pflanzenarme, mit Seen (darunter Salzſeen) bedeckte Steppe, zum Theil, vorzüglich im Norden, treffliches Weideland. Die Flüſſe, unter denen der Cuſu Leuwu (Rio Negro) und der Cum Leuwu (Rio Colorado) die wichtigſten ſind, fließen meiſt in den atlantiſchen Ocean; dagegen ſcheint hier der Weſtabfall der Anden nicht ſehr waſſerreich zu ſein. Das Klima iſt rauh und unwirthbar, am meiſten aber der ſüdliche Theil des Landes, wo ein langer Winter herrſcht, den größten Theil des Jahres furchtbare Stürme wüthen und kaum die ſüdliche Zwergbirke (betula antarctica) noch gedeiht. Die Erzeugniſſe Patagoniens ſind daher, zumal die des Pflanzenreichs, ſehr gering; denn nur auf dem Gebirge trifft man Waldungen, in den Ebenen nur Zwerggeſträuch und höchſtens den Winterbaum. Ergiebiger iſt das Thierreich; außer großen Heerden von Pferden und Rindvieh findet man Haſen, Füchſe, Jaguare, Tapire, Robben, Strauße und verſchiedene Arten Geflügel. Das Mineralreich dagegen bietet nichts Beſonderes. — Die Bewohner Patagoniens, die Patagonier, ungefähr 120000 Köpfe ſtark, ſind Indianer und gehören unter dem Namen Tehuelhets theils zu den Araucanos, theils bilden ſie als Pueltſchen einen Hauptſtamm. Letztere beſonders ſind von kräftigem Körperbau und hohem Wuchſe, geſchickte Reiter und Jäger und

kriegeriſchen Sinnes. Früher galten ſie als Rieſen, deren Größe die Berichte der Reiſenden nicht genug zu übertreiben wußten. Allein jetzt weiß man, daß ſie die Höhe von 6 Fuß nicht überſteigen, und der neueſte Reiſende, welcher P. beſuchte, Orbigny (ſ. d. Art.), geſteht ihnen nicht einmal dieſe Größe zu. — Europäiſche Niederlaſſungen finden ſich in dieſem unwirthbaren Lande, welches 1519 Magelhaens entdeckte, nicht. Eine von Spaniern im Jahre 1572 gegründete Colonie war bereits 14 Jahre ſpäter wieder verſchwunden. Jetzt wird die Küſte nur gelegentlich beſonders von Wallfiſchfängern beſucht. 15.

Pataten, Bataten, franz. patates; engl. spanish (sweet) potatoe, heißen die Wurzelknollen einer in Oſtindien einheimiſchen, ſpäter auch in Weſtindien und andern ſüdlichen Ländern acclimatiſirten Windenart, der Batatenwinde (convolvulus batatas), welche ſich durch ihren warzigen kriechenden Stengel und die fünfrippigen, in Lappen getheilten und herzförmigen Blätter weſentlich von andern Windenarten unterſcheidet. Die erwähnten Wurzelknollen, auswendig roth, inwendig weißgelblich, haben einen angenehmen ſüßen Geſchmack und werden daher als Speiſe auf mannigfaltige Weiſe zubereitet. Auch deſtillirt man aus ihnen einen ſchwachen Branntwein, den Mobby. 8.

Patent, lat. litterae patentes (von patēre, offen vorliegen), ein offner Brief, iſt juriſtiſch theils eine offene Vorladung oder Bekanntmachung, welche von den Behörden an öffentlichen Orten für Jedermann angeheftet wird, theils die mehrere Streitgenoſſen angehende ſchriftliche Ladung und Bekanntmachung, welche man den Einzelnen der Reihe nach zur Durchſicht vorlegt. In Sachen der Adminiſtration und der Gewerbe werden Patente als offene Zeugniſſe über gewiſſe Berechtigungen vorzüglich in folgenden Fällen ausgetheilt: a) da, wo man die unter den Namen Gilden, Innungen und Zünfte vorkommenden Verbindungen gewiſſer Handwerker, Kaufleute und Künſtler als Bildungsſchulen beibehalten will, für diejenigen Perſonen, welche vielleicht blos in einzelnen Stücken ſich auszeichnen oder ſich aus anderen Gründen zur Aufnahme in die Verbindung nicht eignen. Man iſt nämlich zu der Überzeugung gelangt, daß eine jede Befähigung, ſo geringe ſie vielleicht ſcheine, gleichen Schutz vom Staate zu beanſpruchen hat und daß die Unterdrückung derſelben kein anderes Reſultat geben könne als dieſes, daß die Befähigung zum Nachtheile des Ganzen aus dem Reiche der thätigen Kräfte, ohne etwas Anderes dafür herzuſtellen, verdrängt wird. Solche Befähigungsatteſte werden daher auch nicht Freibriefe, was ſie nicht ſind, ſondern Patente und die Inhaber Patentmeiſter oder patentiſirte Kaufleute ꝛc. genannt, denen die übrigen Rechte der Gilde nicht zukommen. b) Für ſolche Gewerbe, welche im Herumreiſen auf kürzere oder längere Zeit ausgeübt werden, dienen die offenen Briefe, welche man für geringere Fälle Gewerbſcheine nennt, zur Beſcheinung, daß das Gewerbe verſtattet und die Abgabe davon entrichtet ſei. Der Inhaber hat dann an jedem Orte, wo er hinkommt, den adminiſtrativen Behörden ſein P. oder ſeinen Gewerbſchein vorzuzeigen, wenn er anders nicht der Hinterziehung der Gefälle verdächtig und ſtrafbar ſein ſoll. c) Bei den Briten endlich, wo für jedes natürliche Recht auf das entſprechende Schutzmittel Bedacht genommen iſt, hat ein Jeder, welcher eine neue Erfindung gemacht, ſobald er von den darnach gefertigten Gegenſtänden ein Exemplar zur Prüfung einſendet und man ſein Anbringen begründet findet, auf gewiſſe Jahre (nicht über 10) ein P. zu erhalten, vermöge deſſen ihm während der Zeit Keiner daſſelbe nachmachen und an Andere ablaſſen darf. Es ſtört ſolches die Nacheiferung durchaus nicht, ſondern befördert ſolche. Denn bei Verbeſſerung im Weſentlichen iſt die Sache nicht die vorige. Für das Neue kann ſogar wiederum ein P. erlangt werden. Es ſoll nur nicht dem Unwürdigen, welcher ſelbſt nichts thun kann oder will, verſtattet werden, das von Andern mit Mühe und Aufopferung Hervorgebrachte durch blos mechaniſche Vervielfältigung zur

Digitized by Google

Sache des Gewinns für ſich zu machen. Hat jedoch der Erfinder durch einen zehnjährigen Schutz des Geſetzes ſeine Auslagen und den Gewinn für ſeine Anſtrengung bezogen, ſo wird dann die Erfindung Gemeingut, deſſen Benutzung hernach einem Jedem freiſteht. 24.

Paternoſter, deutſch **Vater Unſer**. Da in der römiſch-katholiſchen Kirche bei den gottesdienſtlichen Handlungen die lateiniſche Sprache die übliche oder die heilige iſt, ſo wird auch das Gebet des Herrn von dem Prieſter bei der Meſſe und ſonſt in dieſer Sprache geſprochen, ja man hört auch nicht ſelten von den katholiſchen Laien den Ausdruck: „ein P. beten." Auch wird die an dem Roſenkranze (ſ. d. Art.) befindliche zehnte größere Kugel, weil der Betende, wenn er an dieſelbe kommt, ein Vater Unſer betet, P. und ſelbſt der ganze Roſenkranz alſo genannt. 78.

Paternoſterwerk, **Kettenpumpe**, franz. chapelet; engl. chain-pump, iſt eine Waſſerhebungsmaſchine, welche mittelſt einer Vorrichtung, ähnlich dem Paſternoſter oder Roſenkranze, das Waſſer oder die Soole in die Höhe hebt. Daſſelbe beſteht aus einer Anzahl flacher Holzplatten, Kugeln oder Scheiben (ſogenannten Büſcheln), welche an einer endloſen Kette befeſtigt ſind. Letztere geht um zwei Räder und indem man dieſe dreht, werden die Kette nebſt den Büſcheln, welche eben ſo viele mit Waſſer gefüllte Eimer bilden, durch einen waſſerdichten Cylinder, deſſen unteres Ende ſich unter dem Waſſer befindet, aufgewunden. Die Büſchel gießen das von ihnen emporgeführte Waſſer in eine Cyſterne oder bei den Schiffen in eine Rinne aus, von welcher es wieder in das Meer fließt. 26.

Pathogenie, lat. pathogenia, die Krankheitserzeugung oder im engeren Sinne die einen Theil der Pathologie (ſ. d. Art.) begründende Lehre von der Bildung und Entwickelung der Krankheiten, beruht auf der Beobachtung der mehr oder weniger directen von der Einwirkung der Krankheitsurſachen abhängenden Reſultate. Da aber der thieriſche Organismus aus feſten und flüſſigen Materialien beſteht, ſo muß man bei Betrachtung der Erzeugung der Krankheiten darauf vorzüglich Rückſicht nehmen. Im menſchlichen Körper iſt aber der flüſſige Zuſtand der wahrhaft bleibende oder vorherrſchende, während der feſte als ein tranſitoriſcher zu betrachten iſt, und beim Erwachſenen ſind $\frac{5}{6}$ des Gewichts des Körpers flüſſig. Es iſt daher gewiß, daß wenn äußere Agentien mit großer Energie auf die Geſammtheit des Körpers einwirken, ihre Wirkung hauptſächlich auf die Flüſſigkeiten gerichtet iſt. Aus deren normwidriger Veränderung entſpringen denn auch die meiſten Krankheiten und die uns ſichtbaren Veränderungen der Functionen der verſchiedenen Organe, welche dieſe oder jene Flüſſigkeit als Material enthalten, gibt faſt immer ſichern Aufſchluß über den Charakter jener normwidrigen Veränderung, der dann den Namen beſtimmt, welchen man der erſcheinenden Krankheit gibt. (Ein treffliche Aufſatz über P. findet ſich in den „Nouv. bibl. méd.", Sept. u. Nov. 1823.) 28.

Pathognomik iſt die Lehre von den Krankheitszeichen. Jedes Übel, das den Menſchen innerlich befällt, offenbart ſich durch in die Augen fallende Zeichen, die mit jeder Krankheit unzertrennlich verbunden ſind, ihr weſentlich angehören, daher auch gewöhnlich vom Anfange bis zum Ende derſelben dauern und pathognomiſche Zeichen genannt werden. Zu ihnen gehören alle die Merkmale, welche in Veränderung der Form und Geſtaltung, Farbe des Körpers, ſeiner Lage und Haltung, wie der verſchiedenartigen Beſchaffenheit der Geſichtszüge, den verſchiedenen Schmerzäußerungen, den Erſcheinungen von Schauder oder Kälte, Hitze oder Schweiß ꝛc. beſtehen und durch Umſtände bedingt werden, die mit der Krankheit in der innigſten Verbindung ſtehen. 28.

Pathologie iſt die Lehre von den Krankheiten im Allgemeinen im Gegenſatze zur Noſologie (welche man wohl auch ſpecielle P. nennt), die die einzelnen Krankheiten kennen lehrt. So wie die Phyſiologie den Organismus in ſeinem geſunden

Zuſtande umfaßt unnd ſeine Verrichtungen kennen lehrt, eben ſo beſchäftigt ſich die P. mit dem kranken Organismus, unterſucht die Entſtehung der Krankheit (Pathogenie), entwickelt ihren Einfluß auf einzelne Syſteme und Organe, macht die Veränderungen, die in denſelben vorgehen und zur äußern Erſcheinung kommen, bemerklich (Symptomatologie) und erforſcht die äußeren Veranlaſſungen, die ſie hervorrufen (Ätiologie). — Das Studium der P. iſt für jeden Arzt darum von der größten Wichtigkeit, weil es ihm mittelſt deſſelben allein möglich iſt, Einheit in die Vielheit der äußern Erſcheinung des kranken Lebens zu bringen; nur dadurch iſt er befähigt, ſich die verworrenen Krankheitserſcheinungen zu erklären, ſie auf das Ergriffenſein eines beſtimmten Organs zurückzuführen, ſich den Zuſammenhang zwiſchen der äußeren Schädlichkeit und der Krankheit zu erklären, durch alles dieſes aber die dienlichſten Heilwege ausfindig zu machen. — Eine claſſiſche Schrift über P. iſt: Gaubii „Institutiones pathologicae“ (zuerſt 1758); von neueren Schriftſtellern ſind zu empfehlen: Groſſi, „Verſuch einer allgemeinen Krankheitslehre“ (München 1810), F. G. Gmelin, „Allgemeine Pathologie des menſchlichen Körpers“ (Stuttg. 2. Aufl. 1820) u. m. A. 39.

Pathos (πάθος, wörtl. Leiden) iſt im Allgemeinen ein leidenſchaftliches Bewegtſein des Gemüthes (Affect), welches durch einen heftigen Eindruck hervorgebracht wird. **Pathetiſch** nennt man daher die Äußerungen dieſes Gemüthszuſtandes. In der Kunſt heißt die feierliche Würde des Tons, welchen der affectvolle Ernſt annimmt, P. und eine Darſtellung in ſolcher leidenſchaftlichen Sprache eine pathetiſche Darſtellung. Die Alten ſetzen das P. (Aufgeregte) dem Ethos (Ruhigſittlichen) entgegen und verbinden das P. mit dem Erhabenen, das Ethos mit dem Sanften und Angenehmen. Das P. beſteht alſo eigentlich in der Größe der Empfindung; die Staatsreden des Demoſthenes ſind faſt durchaus pathetiſch, weil das Gemüth beſtändig von großen Gedanken bewegt wird; in der Ode herrſcht das Pathetiſche faſt immer vor. Die pathetiſche Darſtellung, ſagt ein Äſthetiker der neueſten Zeit, hat natürlich Rührung, Erſchütterung, Zerſchmetterung durch die Gewalt der dargeſtellten Affecten zum Zwecke: aber iſt die Natur dieſer Affecten nicht im Verhältniſſe zu deren Darſtellung, übertreibt die Sprache die Empfindungen, verweilt ſie insbeſondere zu lange auf den Gipfelpunkten und Extremen, die ihrer Natur nach immer nur die Sache eines Moments ſein können, ſo wird die Wirkung verfehlt, es entſteht das falſche P., welches mehr Lachen als Rührung hervorbringt und daher zu komiſcher und parodiſcher Anwendung ungleich geeigneter iſt. Dieß iſt indeſſen, wie begreiflich, den Dichtern ſelten ſo klar, daß ſie mit Bewußtſein das Rechte treffen und Falſche vermeiden; es hilft ihnen dazu ein angeborner Inſtinkt, die Gunſt der Muſe. Am Erſtaunlichſten haben, bei aller Luſt an prachtvollen und kühnen Einkleidungen ihrer dichteriſchen Gedanken, Shakſpeare und Calderon, beide verſchieden nach nationeller Farbengebung, aber beide mit höchſtem Glücke und faſt ohne Ausnahme ſicherem Tacte, die Sprache der pathetiſchen Darſtellung gehandhabt. — Auch in der Muſik findet das Pathetiſche ſtatt und tritt vorzüglich im Kirchengeſange und in der tragiſchen Oper hervor. 66.

Patkul (Johann Reinhold von), ruſſiſcher Generallieutenant, geb. 1660 im Gefängniſſe zu Stockholm, wohin ſeine Mutter ihren Gatten, einen Liefländer, der als Staatsgefangener ſaß, begleitete, ging in Kriegsdienſte und war 1689 ſchwediſcher Capitain, als er als Abgeordneter des liefländiſchen Adels am Hofe Karl's XI. erſchien und die Rechte und Freiheiten Lieflands gegen die willkührlichen Eingriffe dieſes Monarchen in ſo freimüthiger Rede und Schrift vertheidigte, daß er zu Stockholm für einen Rebellen (1693) und, da er nach Kurland geflüchtet war, nach einem Decrete vom 2. Dec. 1694 für infam erklärt wurde und die rechte Hand und den Kopf verlieren, außerdem ſeine Güter confiscirt und ſeine Schriften durch den Scharfrichter verbrannt werden ſollten. Da er ſich jetzt auch in Kurland nicht

Digitized by Google

ſicher glaubte, ſo begab er ſich durch Sachſen nach dem ſchweizeriſchen Waadtlande, lebte einige Zeit dort unter dem Namen Fiſchering den Wiſſenſchaften, ging dann über Savoyen und das obere Italien nach Frankreich und ward, nachdem er bei Karl's XI. 15jährigen Nachfolger, Karl XII., vergebens um Begnadigung nachgeſucht hatte, auf Vermittelung des churſächſiſchen Generallieutenants Flemming zum Geheimerath des Königs Friedrich Auguſt's II. von Polen ernannt (1698). Von Vaterlandsliebe und Rachegefühl beſeelt ermunterte er dieſen Fürſten zum Kriege wider den jungen Karl XII., ihm die Ausſicht auf die Eroberung Liefland's, welches höchſt ungern das ſchwediſche Joch trüge, eröffnend, ging 1702 nach Petersburg und ſchloß mit Rußland das deßfallſige Bündniß; weniger glücklich waren aber ſeine Bemühungen in Liefland. Als man in Stockholm ſeine Schritte erfuhr, war auch ſein Urtheil vom ſchwediſchen Hofe unabänderlich geſprochen. Er begleitete den König Auguſt nach Liefland, trat darauf nach der Niederlage der Sachſen an der Düna als Generalkriegscommiſſair in ruſſiſche Dienſte und ward von Peter dem Großen zu verſchiedenen diplomatiſchen Geſchäften gebraucht. Er hatte ſich gegen die Anſchuldigungen des ſchwediſchen Hofes öffentlich vertheidigt; dieſe Vertheidigungsſchrift ward in Stockholm öffentlich verbrannt und er rächte ſich nun dafür dadurch, daß er den Czar dahin vermochte, eine zu Stockholm erſchienene Widerlegungsſchrift in Moskau auf dem Markte ebenfalls verbrennen zu laſſen (1702). Dieſe Handlung erbitterte Karl XII. nur noch mehr. 1704 begleitete er den König von Polen als ruſſiſcher Geſandter nach Dresden, um den ſchwediſchen Krieg eifrigſt zu betreiben, erhielt aber, da es ihm hier nicht gefiel, als Generallieutenant das Commando über die für Auguſt beſtimmten ruſſiſchen Hülfstruppen, eroberte Warſchau durch Capitulation, mußte ſich aber von Poſen zurückziehen. Bald wurde er aber die Muthloſigkeit Auguſt's und deſſen Geneigtheit Frieden mit Schweden zu ſchließen, gewahr, that lebhafte Gegenvorſtellungen und wurde von Auguſt, um zu verhindern, daß ungünſtige Gerüchte über dieſe Dinge an den Czar gelangten, unter allerhand Vorwänden zuerſt auf den Sonnenſtein, ſodann auf den Königſtein gefangen geſetzt. Im Frieden zu Altranſtädt (24. Sept. 1706) ward er auf einen ausdrücklichen Artikel des Friedensſchluſſes an Karl XII. ausgeliefert, welcher im wahnſinnigen Übermuthe der Gewalt in P. blos den Liefländer, ſonach den gebornen Unterthan und zwar als Majeſtätsverbrecher, erblickte und ihn ohne Achtung des Völkerrechts zum qualvollen und ſchmählichen Tode verurtheilte. P., nachdem er mehrere Monate in Feſſeln geſchmachtet, litt bei Kaſimir in Polen (10. Oct. 1707) die Strafe des Rades von unten hinauf und der Viertheilung und ſeine zerriſſenen Glieder blieben bis 1713 auf dem Richtplatze ausgeſetzt, wo ſodann König Auguſt, damals wieder auf den polniſchen Thron zurückgekehrt, dieſelben ſammeln und in Warſchau beerdigen ließ. 25.

Patmos, ſ. Sporaden.

Patras, ſ. Griechenland.

Patriarchen (πατριάρχαι), Urväter, auch Erzväter, nennt man die Familienhäupter des Menſchengeſchlechts vor und kurz nach der Sündfluth, namentlich die drei Stammväter der Iſraeliten: Abraham, Iſaak und Jakob. Übergetragen von den Erzvätern des alten Teſtaments führten bei den ſpäteren Juden am Euphrat die oberſten Kirchen- und Schulvorſteher dieſen Namen. Von den Juden ging der Patriarchentitel in die chriſtliche Kirche über. Während hier derſelbe im IV. Jahrh. noch geehrteren Biſchöfen überhaupt ertheilt ward, wurde er allmählig von der Mitte des V. bis zum VI. Jahrh. den fünf oberen Metropoliten von Rom, Conſtantinopel, Alexandria, Antiochia und Jeruſalem eigenthümlich, welche die aus dem Metropolitanſyſtem hervorgegangene Patriarchalhierarchie repräſentirten. In der griechiſchen Kirche iſt dieſer Titel bis jetzt geblieben. Bis zum Jahre 1830 war der Patriarch von Conſtantinopel, welcher den Rang eines Paſcha von drei Roß-

ſchweifen beſitzt und den Titel ökumeniſch (allgemein) führt, das Oberhaupt der griechiſchen Kirche und der übrigen P. derſelben. Am 13. Aug. dieſes Jahres aber wurde die Unabhängigkeit der helleniſchen Kirche von der neuen Regentſchaft declarirt und die höchſte geiſtliche Macht, unter der Oberhoheit des Königs, in die Hände einer permanenten heiligen Synode gelegt. Eigenen P. gehorchen die griechiſchen Separatkirchen der Armenier, Abyſſinier, Jakobiten (Kopten) und Maroniten. Das im XVI. Jahrh. (1589) entſtandene Patriarchat über die ruſſiſche Kirche zu Moskau ſchaffte Peter der Große wieder ab und trug die oberſte geiſtliche Regierung vom P. auf die heilige Synode zu Moskau (1721), jetzt in Petersburg, über. In der römiſch-katholiſchen Kirche führen nur noch die Erzbiſchöfe von Liſſabon, Venedig und Aquileja den Patriarchentitel. 63.

Patricier (Patricii) waren in der alten römiſchen Republik diejenigen, welche von den von Romulus zuerſt ernannten Senatoren (patres) abſtammten und bald einen eigenen Stand bildeten, dem die Leitung der religiöſen und Staatsangelegenheiten allein zukam, der ferner der königlichen Gewalt einen beſtändigen Damm entgegenſetzte und die Könige zuletzt vertrieb, aber durch ſeine drückende Herrſchaft endlich den Auszug des ganzen zweiten Standes (Plebejer) verurſachte, wodurch er gezwungen ward von ſeinen Berechtigungen Manches nachzugeben, bis endlich die Plebejer völlig gleiche Rechte erhielten und der Erbadel der P. in einen Dienſtadel (nobilitas) überging, den Alle erhielten, welche die höchſten Staatswürden bekleidet hatten. Der Unterſchied der patriciſchen und plebejiſchen Familien beſtand zwar fort bis in die ſpäteſten Zeiten des Staats; doch erloſch die Bedeutung unter den Kaiſern gänzlich. Conſtantin der Große erneuerte den Namen als Titel wieder, indem er ſeine unmittelbaren Räthe oder ſonſt um den Staat verdiente Männer P. nannte, wodurch, da dieſe häufig Provinzen zur Verwaltung erhielten, der Titel Patricius für Statthalter entſtand, der ſich dann vorzüglich nach dem Untergange des weſtrömiſchen Reichs in Rom erhielt und nun mit dem Begriffe eines Schutzherrn gleichbedeutend ward. In dieſer Hinſicht führten ſelbſt Kaiſer, wie Karl der Große, den Titel Patricius von Rom und in der neueſten Zeit iſt der Kaiſer von Öſtreich als ſolcher vom Papſte anerkannt worden. — In den deutſchen Reichsſtädten und den italiſchen Republiken entwickelte ſich auf ähnliche Weiſe ein Stand der P., indem nämlich überall ſich nach und nach ein beſtimmter Kreis von angeſehenen Familien abſchloß, aus welchen allein die Rathsmitglieder gewählt wurden und welche im Mittelalter einen ſtädtiſchen Adel bildeten. Dieſer ward zwar jederzeit von dem ritterlichen Adel nicht für ebenbürtig betrachtet, doch ſtammte er größtentheils aus rein adeligen Familien ab, welche theils von Heinrich dem Vogelſteller in die Städte verſetzt worden waren, theils ſich ſelbſt dahin gezogen hatten, und ward öfters von den Kaiſern, vorzüglich die Patriciergeſchlechter zu Nürnberg, im völligen Adelsrechte beſtätigt. Bei der Einführung der Familiennamen nannten ſich dieſe Geſchlechter meiſt nach den Schildern ihrer Häuſer und unterſchieden ſich nur dadurch von dem übrigen Adel, daß ſie bei lateiniſcher Nennung ihres Namens nicht de, ſondern a gebrauchten. 30.

Patricius oder **Patrick**, der Heilige, der Apoſtel Irlands, ward 377 zu Bonaven Taberná (Kirkpatrick) in Schottland von chriſtlichen Eltern geboren, ward als Jüngling von iriſchen Seeräubern gefangen, mußte darauf in Irland 6 Jahre die Schweine hüten, flüchtete ſich aber und ward endlich nach vielen Viſionen veranlaßt als Verkündiger des Chriſtenthums nach Irland zurückzukehren. Wirklich war er ſo glücklich mehrere kleine Fürſten zu bekehren und errichtete das Biſthum Armagh (454). Er ſtarb 460 und ward zu Downe begraben. Eine Unzahl Wunder werden von ihm erzählt; auch ſoll er mehrere Schriften (geſammelt London 1656. 8.) verfaßt haben. Er iſt der Schutzpatron Irlands. 23.

Patrickorden (Order of St. Patrik), von Georg III. am 5. Febr. 1783 für

Irlands Reichsritter geſtiftet, hat ein ovales, goldenes, weißemaillirtes Schild, deſſen Mitte das rothe Patrickkreuz mit dem grünen Kleeblatte, auf deſſen einzelnen Blättern drei Kronen ruhen, ſchmückt, zum Decorationszeichen. Auf dem doppelten Rande lieſt man die Worte: „Quis separabit? MDCCLXXXIII.“ Dieſes Sinnbild der drei vereinigten Königreiche wird von den aus einer Claſſe beſtehenden Rittern, welche die Zahl 16 nicht überſteigen dürfen, an einem meergrünen Bande getragen. Die linke Bruſt ziert ein achtſtrahliger Stern aus Silber, deſſen Mitte daſſelbe Ordenszeichen enthält. 77.

Patrimonialgerichtsbarkeit, ſ. Gerichtsbarkeit. — Als Zuſatz erwähnen wir nur noch die treffliche kleine Schrift von J. W. Neumann: „Die Patrimonialgerichtsbarkeit im Lichte unſerer Zeit“ (Leipz. 1836. 8.).

Patrimonium Petri (Erbtheil des Petrus), auch **provinzia del patrimonio**, heißt der Theil der weltlichen Beſitzungen des Papſtes, welcher ihm ſchon von Conſtantin dem Großen geſchenkt worden ſein ſoll, der aber eigentlich nur die Schenkung der Markgräfin Mathilde (ſ. d. Art.) enthält. Die Hauptſtadt darin iſt Viterbo, die übrigen Städte: Neri, Toscanella, Civita-vecchia, Orvieto, Bagnarea, Bracciano, Bolſena und Monteſiascone. 37.

Patriot (von πατριώτης, Landeseingeborener) bezeichnet in den neueren Sprachen Jeden, der mit beſonderer Liebe an ſeinem Vaterlande hängt und für deſſen Wohl aufrichtig beſorgt iſt. Dieſe Vaterlandsliebe (**Patriotismus**) iſt zwar eine der ſchönſten menſchlichen Tugenden und wird gleichſam von der Natur ſelbſt eingepflanzt, indem ſich das Gefühl der Nationalität mit der Anhänglichkeit an den heimathlichen Boden und der Gewöhnung an deſſen Sitten und Einrichtungen in jedem denkenden Menſchen entwickelt; ſie kann aber leicht auf falſche Wege gerathen, indem ſie entweder zu einem blinden Wahne wird, welcher nur den Zuſtand und die Einrichtungen ſeines Vaterlands ohne alle Prüfung für gut und vortrefflich hält und alles Fremde verachtet, oder aus politiſcher Schwärmerei ſich berufen wähnt, zur Vervollkommnung der vaterländiſchen Inſtitutionen (nach individueller Anſicht) das Mögliche beizutragen, eine Anſicht, welche ſich vorzüglich bei Kämpfen der politiſchen Parteien offenbart, von denen eine jede den wahren Patriotismus zu bekennen vorgibt. Der wahre Patriotismus darf hingegen weder das Gute, noch das Unzulängliche in ſeinem Vaterlande verkennen und zeigt ſich vorzüglich in der uneigennützigen Aufopferung der eignen Intereſſen für die des Ganzen, beſonders im Kampfe mit auswärtigen Feinden, bei welchem auch die ſchönſten Züge des Patriotismus vorkommen. Hierbei kann dann die Frage, ob in der Republik oder in der Monarchie der Patriotismus am Beſten gedeihe, gar nicht in Betracht kommen; denn es handelt ſich hier nur um das Gefühl des Wohlbefindens in gegebenen Verhältniſſen und es wird dabei Alles auf den allgemeinen Volkscharakter ſelbſt ankommen. 30.

Patripaſſianer (Patripassiani, *Θεοπασχῖται*) oder **Monarchianer** (Monarchiani, *Μοναρχίσται*) hießen die Anhänger des **Praxeas**, der zu Ende des II. Jahrh. in Rom die Einheit Gottes mit Aufhebung der Lehre von der Dreieinigkeit behauptete. Nach ſeiner Anſicht iſt „Sohn Gottes“ (υἱὸς τοῦ θεοῦ, λόγος) nur ein anderer Ausdruck oder Name für „Vater“ (πατήρ) und ſogar „Geiſt Gottes“ (πνεῦμα τοῦ θεοῦ) ſteht für Gott (θεός) ſelbſt, indem metonymiſch die Urſache für die Wirkung, d. i. für die von Gott in dem Menſchen gewirkte Rechtſchaffenheit geſetzt ſei, ſo daß durch dieſe drei Namen (Vater, Sohn und Geiſt) nur eine dreifache Wirkſamkeit oder Handlungsweiſe des einigen und untheilbaren Gottes umſchrieben wird. Hieraus folgerten ſeine Gegner, beſonders Tertullian, zumal da Praxeas die Glaubwürdigkeit der neuteſtamentlichen Geſchichte von Chriſtus unangetaſtet ließ, daß Gott ſich mit dem Menſchen Jeſus bei ſeiner Geburt vereinigt haben müſſe, mit ihm allen Beſchwerden und Drangſalen des Lebens un-

terworfen und endlich perſönlich gekreuzigt worden ſei. So wenig auch Praxeas an ſolche Folgerungen gedacht hatte, da er eigentlich blos Monarchianer war, ſo trug dieſe Art des Angriffs mit dazu bei, ihn und die Seinen in den Augen der chriſtlichen Welt als Häretiker zu überführen und zu verſpotten. 37.

Patriſtik (theologia patristica) wird derjenige Theil der hiſtoriſchen Theologie genannt, deſſen Gegenſtand die Lebensverhältniſſe, Schriften und theologiſchen Grundſätze der einzelnen Kirchenväter meiſt bis zum VI. Jahrh. ſind. Die beſten Bearbeitungen dieſes Zweigs der Theologie ſind von J. G. Walch, „Bibliotheca patristica“, ed. nova adornata ab J. T. L. Danzio (Jen. 1834. 8.) und F. W. Goldwitzer, „Patrologie, verbunden mit Patriſtik“ (1. und 2. Bd. Nürnb. 1834. 8.). 63.

Patrize, ſ. Schriftgießerei.

Patroklus, der berühmte Freund des Achilles, war der Sohn des Menötius und der Sthenele oder Philomele, woher ſein Beiname Philomelides. Als Knabe hatte er das Unglück, beim Würfelſpiele zu Opus den Sohn des Amphidamas, Klyſonymus, zu tödten. Sein Vater brachte ihn daher zum Peleus, der ihn ſühnte und zum Gefährten ſeines Sohnes Achilles erzog. Beide wurden die treueſten Freunde und zogen zuſammen nach Troja. Als Achill keinen Antheil am Kampfe mehr nahm, trat auch P. zurück. Doch endlich bewog ihn die äußerſte Noth der Griechen, vom Achill ſeine Rüſtung zu erbitten und in den Kampf zu gehen. Die Troer hielten ihn für dieſen und flohen, bis endlich Hektor ſich ihm entgegenſtellte. Als er dieſen dreimal in die Flucht getrieben hatte, wurde er vom Apollo in die Schulter verwundet und dann vom Hektor durch einen Speerwurf in den Unterleib völlig getödtet. Es entſpann ſich ein gewaltiger Kampf um ſeinen Leichnam, in welchem die Griechen die Oberhand behielten. Achilles ließ ihn auf dem ſigäiſchen Vorgebirge mit großer Pracht begraben, ſtellte viele Leichenſpiele an und opferte ihm 12 Trojaner. Darauf rächte er den Tod ſeines Freundes, wurde aber ſelbſt getödtet und auf demſelben Platze begraben. 11.

Patron, ſ. Client.

Patronen heißen die zum Einbringen des Pulvers in das kleine Gewehr gebrauchten mit Pulver gefüllten Papierhülſen, in welche zu den ſcharfen Schüſſen zugleich die Bleikugel mit eingeſchloſſen iſt. Diejenigen P., welche ohne Kugel abgeſchoſſen und zu den Übungen gebraucht werden, nennt man Exercir- oder Platzpatronen. Die Wall- und Jägerbüchſen werden ohne P. geladen und nur mitunter bei letzteren P. zu $\frac{1}{2}$ Loth angewendet. Man unterſcheidet daher nur Flintenpatronen für die Infanteriegewehre und Cavalleriepatronen für die Schießwaffen der Cavallerie. Eine Unterabtheilung der Flintenpatronen machen jedoch noch die Rehpoſtenpatronen, die zu beſonderen Zwecken, außer der calibermäßigen Kugel 6 Rehpoſten als Geſchoſſe erhalten. In Preußen erhält jede ſcharfe Flintenpatrone $\frac{2}{3}$ Loth, die Cavalleriepatrone $\frac{1}{2}$ Loth; die Platzpatrone für Flinten $\frac{1}{2}$ Loth und für die Schießwaffen der Cavallerie $\frac{3}{8}$ Loth. Bei allen übrigen europäiſchen Mächten iſt die Ladung größer für die Flintenpatronen und beträgt $\frac{3}{4}$ Loth und mehr, für Cavalleriepatronen faſt überall auch $\frac{1}{2}$ Loth. Zur Unterſcheidung der in Bunde verpackten P. ſind die Umſchläge zu den Flintenpatronen von weißem, die zu den Cavalleriepatronen von blauem Papiere. Von den Bleikugeln fürs preußiſche Infanteriegewehr gehen 17 und für Carabiner und Piſtolen 26 Kugeln auf 1 Pfd. Blei; bei den badenſchen, franzöſiſchen, heſſiſchen, naſſauiſchen und würtembergiſchen Infanteriegewehren 20, den däniſchen, öſtreichiſchen, ſächſiſchen (ſuhlſchen) 19, den baieriſchen, niederländiſchen und neuſächſiſchen 18, den hanöverſchen und engliſchen 16 Kugeln auf 1 Pfd. 61.

Patrouille (ſpr. Patrulj) nennt man im Allgemeinen jeden, mehr oder minder zahlreichen Trupp, der in der Abſicht abgeſchickt wird, Nachrichten von irgend

einem militairiſchen Intereſſe einzuziehen. Hiernach kann man im Beſonderen die Patrouillen noch abtheilen in: 1) Feldwachtpatrouillen, welche mehr die Abſicht haben, die Wachſamkeit der eigenen Truppen aufrecht zu erhalten, als den Feind zu erforſchen. Sie werden in der Regel von den Feldwachen und deren Soutiens gegeben und beſtehen ausſchließlich aus Cavalleriſten. Wo möglich gehen ſie bis zur feindlichen Vorpoſtenkette vor und prüfen, wie es da zugeht und werden je nach der Entfernung bis zu 1 Unterofficier und 8 bis 10 Mann ſtark gegeben. 2) Viſitirpatrouillen werden von der Feldwache zwiſchen den Ablöſungen längs der Vedettenkette geſchickt, um dieſe zu viſitiren. Sie ſind nur 2 Mann ſtark und dürfen nur auf ganz kurze Diſtancen über die Kette hinausgehen. 3) Schleichpatrouillen werden nicht unter 2 und nicht über 4 Mann ſtark gegeben und entweder Infanterie, beſonders Jäger und Schützen, oder leichte Cavallerie dazu gewählt. Sie ſollen über das Thun und Treiben des Feindes Nachricht einziehen, wobei ſie ſich, wie der Name ſchon ſagt, ſehr vorſichtig benehmen und verdeckt halten müſſen. 4) Abſuchungspatrouillen dienen dazu, einer marſchirenden Truppe die nöthige Marſchſicherheit durch verdächtige, d. h. vielleicht vom Feinde beſetzte, Gegenden zu verſchaffen. Die abzuſuchenden Gegenſtände ſind alſo gewöhnlich ein Gehölz, ein bewohnter Ort, eine Brücke, ein Engweg, Paß ꝛc. Solche Patrouillen werden 6 bis 12 Mann ſtark und meiſtens leichte Infanteriſten, oder auch bei nicht ſehr durchſchnittenem Terrain, Huſaren ſein. 5) Recognoscirungspatrouillen haben entweder die Abſicht, die ungefähre Stärke, Stellung ꝛc. des Feindes auszumitteln, oder beziehen ſich auf die Recognoscirung des Terrains. Solche Patrouillen werden oft auf 2 bis 3 Meilen vor- oder ſeitwärts abgeſandt und dürfen deßhalb nicht ſchwächer als 1 Officier und 20 bis 40 Mann ſein. Je nach der Beſchaffenheit des Terrains wird Infanterie oder Cavallerie dazu verwendet. 61.

Pauke, Keſſelpauke, Keſſeltrommel, lat. tympanum; franz. timbale; engl. tymbal oder kettle-drum; ital. timballo, ein bekanntes Schlaginſtrument, war ſchon bei den alten Völkern nur in einfacherer Form (eine Haut über einen Reif oder einen hohlen Körper geſpannt) gebräuchlich. Nach und nach erhielt ſie ihre jetzige Geſtalt und wurde vorzugsweiſe in der Kriegsmuſik gebraucht, indem ſie hier bei den Trompeterchören die Grundſtimme ausmachte. Jetzt fehlt ſie in keiner Orcheſtermuſik und mit Recht, da ſie ſowohl zur Füllung dient, als auch das Rhythmiſche bedeutend hervorhebt. Gewöhnlich hat jedes Orcheſter 2 Pauken, von denen die kleinere in den Grundton, die größere in die Dominante geſtimmt iſt; jedoch kann in gewiſſen, von dem Componiſten anzugebenden Fällen auch anders eingeſtimmt werden. Die wichtigſten Schlagmanieren ſind der Wirbel, der Doppelwirbel, die einfache Zunge, die doppelte (geriſſene Zunge), die getragene Zunge, die ganze Doppelzunge und der Doppelkreuzſchlag. 29.

Paul (Päpſte). — P. I. (757—767), Nachfolger ſeines Bruders Stephan II., behauptete ſich gegen den von einer andern Partei gewählten Archidiakonus Theophylaktus und unterhielt, wie ſein Vorgänger, gegen die Longobarden und Griechen die Freundſchaft mit dem Frankönige Pipin. Er ſtarb 767. — P. II. (1464—1471), vorher Peter Barbi, aus einem vornehmen venetianiſchen Geſchlechte und Nepote Eugen's IV., unter welchem er apoſtoliſcher Protonotar und Cardinal war, wurde am 21. Aug. 1464 erwählt. Der berühmte Geſchichtsſchreiber Platina, der zu viel durch ihn gelitten hatte, um unbefangen zu ſein, nennt ihn eitel, prachtliebend, wollüſtig, herrſchſüchtig. Er ſuchte den Frieden in Italien zu erhalten, ſteuerte den Gelderpreſſungen der päpſtlichen Legaten und ſchaffte bei ſeiner Kanzelei die ſogenannten Abbreviatoren ab. Gegen die Freunde ſeines Vorfahren (Pius II) und gegen die Gelehrten zeigte er ſich feindſelig; den König Georg Podiebrad erklärte er als einen Huſſiten ſeines Reichs ver-

luſtig; auch ſuchte er, obwohl vergebens, der franzöſiſchen Kirche das Palladium ihrer Freiheit, die pragmatiſche Sanction zu rauben. Seine Willkühr galt ihm für das höchſte Geſetz und ſeinem Argwohne opferte er treue Diener. Obgleich habgierig, war er doch auch freigebig und verſchwenderiſch, namentlich für Pracht und nichtigen Glanz; übrigens weichherzig und leicht zu Thränen geneigt. Er ſtarb am 28. Juli 1471. — P. III. (Alexander Farneſe, 1534—1549), geb. 1467, ein geborener Römer, vorher Cardinalbiſchof von Oſtia, wurde am 13. Oct. 1535 zum Nachfolger Clemens II. ernannt. Wenn auch nur ein Theil der von Euſtach Vernon („Zuſtand der Kirche von den Apoſteln bis auf unſere Tage", Par. 1591) von P. III. erzählten Verbrechen wahr iſt, ſo war er eins der abſcheulichſten Ungeheuer, die je auf dem päpſtlichen Stuhle geſeſſen haben. Baläus ſagt von ihm: „es würde zu weitläufig ſein, wenn man alle Bubenſtücke dieſes allerheiligſten Vaters erzählen wollte; denn ſeine greulichen Mordthaten, Diebereien, Verräthereien, Tyrannei, Blutſchande, Vergiftungen ſind zu vielfach, als daß man ſie alle beſchreiben könnte." So hatte er ſich den Cardinalshut damit erworben, daß er eine ſeiner Schweſtern, Julia Farneſe, Alexander VI. Preis gab; ſeine Mutter und einen Neffen vergiftete er, um ſich ihres Vermögens zu bemächtigen; ſeiner eigenen Schweſter brachte er aus Eiferſucht über ihren andern Liebhaber Gift bei und als Legat in der Mark Ancona entehrte er die Tochter eines angeſehenen Hauſes und heirathete ſie insgeheim. Auch ſaß er früher im Strafarreſte auf der Engelsburg wegen Urkundenverfälſchung. Als Papſt erſchöpfte er ſich in unglücklichen Plänen, ſeinen Söhnen und Enkeln Fürſtenthümer zu erwerben, bot Alles auf, um die Proteſtanten zu unterdrücken und legte durch Subſidien für den Kaiſer gegen ſie die Grundlage zur Schuldenlaſt der Curie. Vergebens ſuchte er Luther und Melanchthon durch Paul Vergerius von der Reformation abzubringen. Das von allen Fürſten geforderte Concilium ſtellte er ſich ernſtlich zu Stande bringen zu wollen; aber er täuſchte die Welt durch die Wahl des Orts, wohin er es von Zeit zu Zeit ausſchrieb. (S. d. Art. Kirchenverſammlung — zu Trident. S. 117.) Den König Heinrich von England, welcher fortfuhr, das päpſtliche Anſehn in ſeinem Lande zu beſtreiten, belegte er mit dem Banne, der aber nicht beachtet ward; er beſtätigte den Jeſuitenorden und führte die Inquiſition in Italien ein. Sein Verſuch, die ganze Reformationsangelegenheit von dem Concilium ab und an ſeinen Hof zu ziehen, mißglückte. Die zum Behufe einer Reform von ihm niedergeſetzte Commiſſion ſtellte die willkührliche Macht des Papſtes als den Grund aller Mißbräuche dar und ſchlug Maßregeln vor gegen die Verweltlichung aller geiſtlichen Ämter und Gaben, wie gegen die Unfähigkeit und Unſittlichkeit des Klerus. Aber dieſer Reformationsentwurf, deſſen allmählige Einführung und Geheimhaltung die Cardinäle beſchloſſen hatten, wurde den Proteſtanten verrathen, gedruckt und von Luther commentirt. P. III. ſtarb am 10. Nov. 1549 und hinterließ wenigſtens den Ruhm, humaniſtiſche Gelehrſamkeit gekannt und geehrt und Rom verſchönert zu haben. — P. IV. (Joh. Pet. Caraffa, 1555—1559), geb. 1476, war früher Biſchof von Theato und wurde nach Marcellus II. Tode als ein 79jähriger Greis auf den päpſtlichen Stuhl erhoben. Voll Leidenſchaft und weltlicher Herrſchſucht war er ſtreng gegen ſich und andere und furchtbar gegen Ketzer. Als Pet. Caraffa großer Freund von Erasmus und deſſen Schriften und Feind der Jeſuiten, wurde er als P. IV. der letztern größter Freund und des erſtern Todtfeind. Caraffa blieb ſich in nichts mehr gleich als P. IV., als in ſeiner Feindſchaft gegen den Kaiſer Karl, dem er gleich nach ſeinem Antritte ohne beſondere Veranlaſſung den Krieg ankündigte. Als dieſer Neapel und Sicilien an Philipp abtrat, ging ſein Haß auch auf dieſen über. Er ſchloß mit König Heinrich von Frankreich ein Bündniß zur Theilung Neapels. Aber Philipp ſiegte und der verlaſſene Papſt, von Alba's Waffen gedrängt, fand nur in Philipp's Scheu vor dem Kriege wider

Digitized by Google

Rom ſein Heil. Der fromme König gewährte ihm einen ehrenvollen Frieden. Wie gegen Eliſabeth's von England Thronbeſteigung, ſo that er auch gegen die Gültigkeit der Abdankung Karl's V. und demnach der Thronbeſteigung Ferdinand's, deſſen Krönung er verweigerte, übermüthige Einſprache. Noch hat er ſeinen Namen durch Erweiterung der Inquiſition und die erſte Verkündigung eines ganzen Index der verbotenen Bücher verewigt. Durch ſeine Strenge hatte er ſich ſo verhaßt gemacht, daß an ſeinem Todestage (18. Aug. 1559) ſeine Bildſäule vom Volke verſtümmelt und das Haus der Inquiſition ſammt dem Caraffiſchen Wappen verbrannt wurde. — P. V. (Camillo Borgheſe, 1605—1621) wurde nach Leo XI. (den 16. Mai 1605) zum Papſte ernannt. Gegen die Republik Venedig, welche die von ihm verlangte Aufhebung des hergebrachten Rechts, Verbrechen der Cleriker zu ſtrafen und eines neuen Geſetzes gegen die Vermehrung des Grundbeſitzes der Kirche verweigerte, ſprach er das Interdict (1606). Allein der Doge Leonardo Donati verbot die Promulgation der Bulle und vertrieb die ſich nicht fügen wollenden Capuziner und Jeſuiten. Schon rüſtete ſich Venedig zum Kriege gegen den Papſt, doch vermittelte Heinrich IV. von Frankreich den Frieden, welchen die Republik unbeſchadet ihrer Rechte abſchloß (1607). Der freimüthige Paolo Sarpi (ſ. d. Art.) aber rechtfertigte durch Schriften gegen Bellarmin und Baronius die Maßregel der Republik vor dem Auslande und beruhigte die Unterthanen durch das Gefühl ihres Rechts. Auch mit dem Parliamente von Paris gerieth er dadurch in Streit, daß er die Lehre des Jeſuiten Suarez vom Königsmorde billigte. Er ſelbſt duldete, daß knechtiſche Gelehrte ihn als Vicegott und tapfern Bewahrer der päpſtlichen Allmacht begrüßten. Unerheblich war unter ſeiner Regierung die Vereinigung eines neſtorianiſchen Patriarchen mit dem römiſchen Stuhle und die Ankunft einer japaniſchen Geſandtſchaft eine nur kurze Freude für P., welche bald durch die Verfolgung der Chriſten in Japan verbittert ward. Auch unter ihm herrſchte der Nepotismus. Durch den Untergang des Geſchlechts der Cenci gründete er den Reichthum ſeines Hauſes; er ließ den Bau der Peterskirche vollenden, verſchönerte Rom und vermehrte die vaticaniſche Bibliothek. Er ſtarb den 28. Jan. 1621. 63.

Paul, von der Inſel Ägina gebürtig (**Paulus Aegineta**), lebte um das Jahr 670 n. Chr. und iſt der letzte der claſſiſchen griechiſchen Ärzte; denn nach ihm kam die Medicin ſo in Verfall, daß ſie ſich erſt im 12. Jahrh. einigermaßen wieder erholen konnte. Von P.'s Lebensumſtänden iſt wenig bekannt; er ſtudirte zu Alexandrien kurz vor der Einnahme dieſer Stadt durch Omar; als Chirurg und und Geburtshelfer hatte er ſich auch unter den Arabern einen Namen gemacht. — Obgleich ſeine Schriften vieles aus dem Galen, Aëtius, Oribaſius u. A. Geſammeltes enthalten, ſo geben ſie doch auch eigene Anſichten und Erfahrungen und namentlich iſt es in der Chirurgie und Geburtshülfe, wo P. alle ſeine Vorgänger übertrifft, der Fall. — Sein Werk: „De re medica“, in 7 Büchern, erſchien zuerſt griechiſch 1528 Venet. ap. Aldum, auch Basil. 1538, lateiniſch durch Günther von Andernach zu Köln 1534, zu Venedig 1541 u. f. 39.

Paul I. (Petrowitſch), Kaiſer von Rußland, geb. den 1. Oct. 1754, Sohn Peter's III. und Katharina's II., ward, nachdem Peter III. Reich und Leben verloren hatte und Iwan IV. in Schlüſſelburg ermordet worden war, Thronerbe und von ſeiner Mutter ganz nach ihren Plänen durch den Grafen Panin und den Phyſiker Apinus erzogen. Das Loos ſeines unglücklichen Vaters, der Druck, den ſeine Mutter auf ihn ausübte, die mit ſeinen Jahren bei dieſer entſtehende Herrſchereiferſucht und ihr daraus ſich entwickelndes Spionirſyſtem gaben ſeinem ſonſt offenen Charakter eine gewiſſe Härte und Verſchloſſenheit; doch ehrte er in Katharinen ſtets die Mutter. Fortwährend hielt ihn aber die Kaiſerin von den Regierungsgeſchäften zurück und ob er gleich zum Großadmiral der ruſſiſchen Seemacht ernannt worden

war, durfte er doch nicht einmal die Flotte in Kronſtadt beſuchen. Über dieſe Beengung tröſtete ihn ſein häusliches Glück, welches er in ſeinem Palaſte zu Gatſchina genoß, und die Ausſicht auf eine Reiſe durch Europa, welche er auch dem Wunſche der Kaiſerin zu Folge im Jahre 1780 in Begleitung ſeiner Gemahlin antrat. Nach 14monatlicher Abweſenheit kehrte er nach Gatſchina zurück und lebte hier mit großer Vorſicht, um nicht die Eiferſucht ſeiner Mutter zu erregen, die ihm ſogar ein Commando im Kriege gegen die Türken (1788) abſchlug; nur mit Mühe erhielt er die Erlaubniß, im Kriege gegen Schweden (1788—1790) dem Feldzuge in Finnland, jedoch ohne Commando beizuwohnen, kehrte aber bald krank und mißmuthig in ſeine Einſamkeit zurück, aus welcher ihn der Tod ſeiner Mutter (17. Nov. 1796) auf den Thron Rußlands berief. Die Kaiſerin hinterließ ihrem Sohne noch einen glücklich begonnenen Krieg mit Perſien, den er im Frieden zu Tiflis (1797) beendigte, wo er außer der Grenze am Fluſſe Kur die Feſtung Derbend und die Stadt Baku gewann. Es hatte aber der 42jährige Druck, den Katharina geübt, auf den Kaiſer als Regenten den traurigſten Einfluß zurückgelaſſen, indem aus der dadurch erregten Mißſtimmung die Mißbräuche ſeiner Gewalt entſprangen. Zwar ließ er ſogleich nach dem Regierungsantritte die Gebeine ſeines Vaters beſtatten, was ihnen bisher verſagt worden war; es wurden zahlreiche Mißbräuche in der Verwaltung und bei dem Heere abgeſtellt; er erlaubte Jedem ſich mit Beſchwerden ſeiner Perſon zu nahen; ja er ließ in ſeinem Palaſte ein Bureau einrichten, wo alle an ihn gerichtete Briefe eingereicht werden ſollten, und bekannt machen, daß keiner unbeantwortet bleiben ſollte, welche Maßregel jedoch keinen Fortgang hatte; andere Anordnungen aber, wie die Verfügungen über die Einfuhr ausländiſcher Bücher in ſein Reich (1798), über den Eintritt fremder Reiſenden und überhaupt ſeine gegen den Geiſt der Zeit anſtrebenden Verbote zeigen von ſeinem gereizten und verfinſterten Gemüthe. Beinahe Alles, was Katharina verfügt hatte, erlitt eine Umänderung. Der Chef der geheimen Polizei ward bald die erſte Perſon nach dem Kaiſer. Schon bei der Krönung zu Moskau (16. April 1797) veränderte er das von Peter I. aufgeſtellte Thronfolgegeſetz in Rußland dahin, daß die Erbfolge zunächſt in der männlichen Linie nach dem Erſtgeburtsrechte und dann erſt in der weiblichen, doch auch hier mit dem ſteten Vorzuge des männlichen Geſchlechts vor dem weiblichen, beſtimmt ward. Erbittert gegen die Grundſätze und den Geiſt der franzöſiſchen Directorialregierung nahm er (Octbr. 1797) nicht nur das condé'ſche Emigrantencorps in Volhynien und den franzöſiſchen Kronprätendenten in Mitau auf; er trat auch (1798) mit Öſtreich und England zur zweiten Coalition gegen Frankreich zuſammen und gefiel ſich in der ihm angetragenen Würde eines Großmeiſters der Malteſer. Mit Neapel (29. Nov. 1798), mit der Pforte (23. Dec.) und mit Portugal (29. Sept. 1799) wurden beſondere Bündniſſe geſchloſſen und an das mit Frankreich verbündete Spanien (26. Juni 1799) der Krieg erklärt. Eine ruſſiſche Flotte ging in Verbindung mit einer türkiſchen aus dem ſchwarzen Meere ins mittelländiſche und eroberte die joniſchen Inſeln, welche von den beiden unbeſchränkteſten Regenten Europas, von P. I. und dem Sultane der Osmanen, als Republik anerkannt, politiſch geſtaltet und damals unter den Schutz der Pforte geſtellt wurden. Die Landheere, welche P. gegen Frankreich aufbrechen ließ, fochten unter Suwarow in Italien und unter Korſakow in Schwaben, ſiegten dort zwar bei Novi gegen die Franzoſen unter Moreau's Befehlen (15. Aug.), wurden aber bei Zürich, bevor ſich Suwarow noch mit Korſakow vereinigen konnte, von Maſſena geſchlagen (25. Sept.). Faſt gleichzeitig nöthigte Brune die zugleich mit den Britten in der bataviſchen Republik unter Hermann gelandeten Ruſſen den niederländiſchen Boden nach mehrern Niederlagen zu verlaſſen. Im Winter vom Jahre 1799 auf 1800 kehrten die Überreſte der ruſſiſchen Heere in 4 Colonnen in ihr Vaterland zurück. Die Niederlagen ſeiner Truppen, die Beſitznahme Maltas

von den Briten und die Mißverſtändniſſe zwiſchen ſeinen Generalen und den Feldherren Öſtreichs wirkten in dieſer Zeit eben ſo auf die Veränderung der Geſinnungen des Kaiſers, als ihn die Kraft, mit welcher der aus Ägypten zurückgekehrte Buonaparte die conſulariſche Gewalt handhabte, mit Bewunderung erfüllte. Gereizt von dem Übermuthe der Briten legte er Beſchlag auf ihre Schiffe und Güter (29. Aug. 1800) in den ruſſiſchen Häfen; auch ward er die Seele der bewaffneten nordiſchen Neutralität (18. Nov.), an welche ſich auf ſeine Veranlaſſung (Dec.) Schweden, Dänemark und Preußen anſchloſſen. Die bisherige Kälte gegen Preußen, das P. zum Beitritte der Coalition gegen Frankreich nicht hatte beſtimmen können, ging bei ſeinem veränderten politiſchen Syſteme in Annäherung über; das vormalige Bündniß mit Preußen ward (Septbr. 1800) erneuert und General Sprengporten erſchien (Decbr. 1800) in Paris, um die von Frankreich freigegebenen, von Buonaparte großmüthig behandelten 7000 gefangenen Ruſſen in ihr Vaterland zurückzuführen. Ludwig XVIII. nöthigte er, ſich aus ſeinen Staaten zu entfernen. Schon ſtand er mit dem erſten Conſul in unmittelbarem Briefwechſel; ſchon hatte ſeine Ausſöhnung mit Frankreich die Abſchließung des lüneviller Friedens befördert, als herbeigeführt durch ſein verändertes politiſches Syſtem und durch die Strenge gegen ſeine Großen, eine Verſchwörung des Adels ungeachtet ſeiner Vorſicht und Wachſamkeit ausbrach. In der Nacht vom 23.—24. März 1801 drangen die Verſchworenen in ſein Schlafgemach, überwältigten ihn trotz ſeiner verzweifelten Gegenwehr und erdroſſelten ihn mit ſeiner eigenen Schärpe, eben als die engliſche Flotte durch den Sund ging, um die nordiſche Verbindung zu ſprengen. Ihm folgte ſein Sohn, Alexander I. 25.

Paul (Friedrich Wilhelm), Herzog von Würtemberg, berühmt durch ſeine wiſſenſchaftlichen Reiſen in Amerika, der Sohn des Herzogs Eugen von Würtemberg und Neffe des Königs Friedrich I. von Würtemberg, wurde am 25. Juni 1797 zu Karlsruhe in Schleſien geboren und am Hofe des Königs von Würtemberg erzogen. Die geſchichtlichen, mathematiſchen und naturwiſſenſchaftlichen Studien zogen ihn ſchon in früher Jugend vorzüglich an und ihnen widmete er den größten Theil ſeines folgenden Lebens. In einem Alter von 25 Jahren unternahm er ſeine erſte Reiſe nach Amerika und lief am 13. Dec. 1822 in die Mündung des Miſſiſſippi ein, beſuchte Neuorleans und die Inſel Cuba, worauf er den Miſſiſſippi und den Ohio und Miſſouri befuhr. Nachdem er mehrere Flüſſe befahren, viele Horden Indianer kennen gelernt und das Land in verſchiedenen Richtungen durchreiſt hatte, kehrte er nach St. Louis und von hier aus nach Frankreich zurück, wo er im Jahre 1824 in Havre de Grace landete. Hierauf bereiſte er bis zu dem Jahre 1829 einen großen Theil des Südens von Europa, beſonders Italien, Sicilien und Spanien. Im Juni des Jahres 1829 ſchiffte er ſich in Bordeaux nach Hayti ein und kam im Auguſt zu Port au Prince an. Von hier aus beſuchte er Jamaica, die Kaimaninſeln und erreichte im November Neuorleans. Mitten im Winter reiſte er zu Lande über St. Charles und Franklin nach der Independence und im Januar 1830 zu der an der Grenze der äußerſten weißen Bevölkerung gelegenen Factorei der amerikaniſchen Pelzhändlergeſellſchaft. Die Reiſe war mit unendlichen Beſchwerden und Gefahren verknüpft und zuletzt Wölfe und in Pulver getrocknetes Fleiſch die einzige Nahrung. Ein furchtbares Thauwetter brachte ihn bei dem Überſetzen eines Stromes in Lebensgefahr und ſpäter wurde er von mehreren Hunderten Rikarasindianern angegriffen, von denen ihn nur ſeine Geiſtesgegenwart rettete. Einſt nahm er auch an einer Jagd der amerikaniſchen Auerochſen (Biſons) Antheil. Im October deſſelben Jahres kam er wieder in St. Louis an und ſcheiterte dann bei Géviève auf demſelben Platze, wo er ſchon vor 7 Jahren verunglückt war. Er reiſte nun zu Lande nach Neumadrid, beſuchte Neuorleans, beſtieg die erſte Kette der Anden und kam im Februar 1831 glücklich in der großen Hauptſtadt des alten

Reichs der Azteken an. Von hier ſchiffte er ſich wieder nach Tampico ein, begab ſich von Neuorleans über Cincinnati nach Pittsburg und befuhr den Erieſee; ging über Bufalo, Niagara, Genova und Albani nach Newyork, Philadelphia, Baltimore und Waſhington, ſchiffte ſich nach Europa ein, erreichte Frankreich und das Ende ſeiner Reiſe im Juli 1831. Die auf ſeinen Reiſen geſammelten reichhaltigen naturgeſchichtlichen Schätze befinden ſich im Schloſſe zu Mergentheim, ſeiner Reſidenz, wo ſie allen Freunden der Wiſſenſchaft mit Zuvorkommenheit gezeigt werden. 81.

Paul Veroneſe, ſ. Cagliari.

Paulette iſt eine zu Anfange des **XVII.** Jahrh. in Frankreich aufgekommene Art der Verkäuflichkeit von Stellen; indem man von der jährlichen Einnahme gewiſſe Procente abgab und dafür die Stelle für die Erben zugeſichert erhielt, welche dann, wenn ſie zur Annahme nicht geeignet waren, ſolche an Andere verkaufen konnten. In Deutſchland ſchlich ſich bei den geiſtlichen Stiftern eine ähnliche Art der Verkäuflichkeit der Stellen ein, indem die Anwartſchaft auf die Stelle geradezu verkauft, dem Käufer aber anſtatt der weitern Abgabe blos erlaubt wurde, in die unterſte Stelle einzutreten und daraus erſt weiter zu rücken. Der Erfinder der erſten Einrichtung ſoll Paulet geheißen haben. 31.

Pauli (Johannes), einer der vorzüglichſten deutſchen Proſaiſten am Ende des **XV.** Jahrh., von deſſen Lebensumſtänden wir weiter nichts wiſſen, als daß er Leſemeiſter im Barfüßerkloſter Tann zu Straßburg war und mit Geiler von Kaiſersberg in freundſchaftlicher Verbindung lebte. Sein bekannteſtes und oftgedrucktes Werk iſt eine Sammlung von 700 Erzählungen und Mährchen, „Schimpf und Ernſt" (Straßb. 1522. Fol. Neueſte Aufl. Straßb. 1630. 8.) genannt, welche vieles Berückſichtigungswerthes enthält und beſonders für die Geſtaltung und Literatur des deutſchen Volksmährchens von Wichtigkeit iſt. Auch verdanken wir ihm die Herausgabe der deutſchen Predigten Geiler's, welche er wahrſcheinlich aus ſeinem Gedächniſſe ſo niederſchrieb, wie ſie gehalten wurden. 66.

Paulicianer waren eine manichäiſche Secte, welche ſich im **VII.** Jahrh. unter einem gewiſſen Paulus in Armenien bildete und bald ſehr ausbreitete, ſo daß, als ſie in der Mitte des **IX.** Jahrh. unter der Kaiſerin Theodora verfolgt wurden, ſie längere Zeit hindurch mit gewaffneter Macht widerſtehen konnten, bis ſie endlich, nachdem über 100000 derſelben geblieben ſein ſollen, gezwungen wurden, in das Chalifat zu flüchten, wo ſie ſich allmählig verloren. Sie ſollen ein doppeltes Grundprincip, ein gutes und ein böſes, angenommen und die Verehrung der Heiligen und des Kreuzes verworfen haben. 23.

Pauline (Chriſtine Wilhelmine), Fürſtin zur Lippe, eine der ausgezeichnetſten Frauen der neuern Zeit, die Tochter des Fürſten von Anhalt-Bernburg, Friedrich Albrecht, und ſeiner Gemahlin, Louiſe, geborenen Herzogin von Holſtein-Plön, ward am 23. Febr. 1769 zu Ballenſtädt geboren. Nach dem nur wenige Tage ſpäter erfolgten Tode ihrer Mutter wurde ſie der unmittelbaren Aufſicht eines Fräuleins von Rauſchenplatt übergeben, unter deren Leitung ſie kräftig heranwuchs. Bald zeigte ſie ungewöhnliche Anlagen und dabei eine außerordentliche Wißbegierde und Neigung zu wiſſenſchaftlicher Beſchäftigung, weßhalb auch ihr Vater die größte Sorgfalt bei ihrer Ausbildung anwenden zu müſſen glaubte. Der Legationsrath Meyer und der Hofprediger Paldamus wurden ihre Lehrer; ſpäter übernahm die Demoiſelle Bourgeois de Pierre den Unterricht in der franzöſiſchen Literatur und der Freiherr von Aderkas, welchen der Fürſt ſeiner umfaſſenden Kenntniſſe wegen an den Hof gerufen hatte, leitete die übrigen Studien der Prinzeſſin. Ihre Fortſchritte waren überraſchend; in kurzer Zeit verſtand ſie das Lateiniſche, Franzöſiſche und Däniſche vollkommen, hatte die allgemeine Geſchichte ſowohl, wie die beſondere ihres Vaterlandes und ſeiner Verfaſſung in ihrem ganzen Umfange

inne und verſuchte ſich mit Glück ſelbſt in literariſchen und poetiſchen Arbeiten, über welche ſie mit Gleim in regelmäßiger Correſpondenz ſtand. Dabei unterſtützte ſie ihren Vater, deſſen ſtete Begleiterin auf ſeinen Jagdzügen ſie war, in den Regierungsgeſchäften mit Rath und That, führte einen Theil der Correſpondenz, unter andern die franzöſiſche ausſchließlich, und leitete ſeit 1793 ſogar die auswärtigen Angelegenheiten. Zu Anfang des Jahres 1796 endlich vermählte ſie ſich mit dem regierenden Fürſten von Lippe-Detmold, Friedrich Wilhelm Leopold, einem biedern edeldenkenden Manne, der bald ihre trefflichen Eigenſchaften kennen und achten lernte. Doch verlor ſie ihn bereits im Jahre 1802, worauf ſie für ihren erſtgeborenen Sohn, Paul Alexander Leopold, die Vormundſchaft und Regentſchaft übernahm. Ganz von dem ihr gewordenen ſchwierigen Beruf durchdrungen widmete ſie von jetzt an ihre Thätigkeit ausſchließlich dem Wohle des Landes und zwar zuvörderſt dem Armen- und Erziehungsweſen. Ohne Mitwirkung der Stände, mit denen ſie nicht im beſten Einverſtändniſſe lebte, gründete ſie nach und nach, ohne dem Lande neue Laſten aufzulegen, ein freiwilliges Arbeitshaus, ein Waiſenhaus, ein Schullehrerſeminarium, ein Irrenhaus, ein Krankenhaus und eine Kleinkinderſchule, ſchaffte auch trotz des Widerſpruchs der Stände die Leibeigenſchaft ab. Bei allen dieſen Unternehmungen unterſtützte ſie der treffliche Generalſuperintendent von Cölln in Detmold, deſſen Nachlaß ſie nach ſeinem Tode im Jahre 1804 (und 1806) herausgab. Von ihrer edlen Sinnesart zeugt unter Anderm auch eine aus ihrer Feder gefloſſene Abhandlung: „Die Theeſtunde einer deutſchen Fürſtin", welche im 2. Hefte der Iduna abgedruckt iſt. Das Jahr 1806 nöthigte auch ſie dem Rheinbunde beizutreten; dabei aber benahm ſie ſich ſo umſichtig, daß ihr ſelbſt Napoleon ſeine Achtung nicht verſagen konnte und das Fürſtenthum Lippe von allen Kriegsrequiſitionen freiſprach. Doch zögerte ſie in dem verhängnißvollen Jahre 1813, die Lage des Landes überſchauend, eben ſo wenig, der Sache der Alliirten ſich anzuſchließen und trug das Erforderlichſte zu den Laſten des Krieges bei. Nach wiederhergeſtellter Ruhe beſchäftigte ſie ſich damit, dem Lande eine neue zeitgemäße Verfaſſung zu geben, gerieth aber darüber mit den alten Landſtänden und dann auch mit Lippe-Schaumburg in ziemlich ernſte Zerwürfniß, die jedoch ſpäter durch Vermittelung des Bundestages beigelegt wurde. Die Verfaſſungsurkunde ward 1819 publicirt und ein Jahr ſpäter legte die edle Fürſtin die Zügel der Regierung in die Hände ihres Sohnes nieder. Doch ihre Geſundheit war gebrochen und der Tod ereilte ſie noch am 29. Dec. deſſelben Jahres. Ihr Andenken wird in den Herzen ihrer Unterthanen nie verlöſchen. 22.

Pauliner, ſ. Minimen.

Paulit, fr. und engl. hyperſthène, iſt ein dunkelbraunes, nach drei, mit parallelen Durchſchnittskanten ſich ſchief ſchneidenden Richtungen, von denen eine die vollkommenſte iſt und die beiden andern unter Winkeln von 134° ſchneidet, theilbares Mineral von der Härte des Feldſpathes und ſpecifiſchem Gewichte 3,38, welches wegen eines eigenthümlichen, kupferrothen Farbenſpieles als Edelſtein zu Ringſteinen, Halsnadeln und andern kleinen Bijouterien benutzt wird. Die vorzüglichſten Arten kommen von der Küſte von Labrador, der St. Paulsinſel und von Grönland. 76.

Paulus, der Apoſtel, aus dem Stamme Benjamin, war zu Tarſus in Cilicien geboren, wo ſein Vater von jüdiſcher Abkunft zugleich römiſcher Bürger war und ſein Bürgerrecht auf den Sohn vererbte. In Jeruſalem führte ihn der kenntnißreiche Gamaliel in die Weisheit der jüdiſchen Gelehrſamkeit ein und machte ihn zum eifrigen Anhänger des Phariſäismus; nebenbei erlernte er nach vaterländiſcher Sitte das Handwerk eines Teppichmachers. Nach dem Tode Jeſu Chriſti entbrannte er von glühendem Haſſe gegen die Lehre der Apoſtel, die bereits in der Hauptſtadt und in manchen Ortſchaften Paläſtinas eine bedeutende und ſichtbar

zunehmende Anzahl von Glaubensgenoſſen gefunden hatten, freute ſich der Verfolgung und Hinrichtung der Chriſten, in denen er verruchte Feinde des moſaiſchen Gottesſtaates zu erkennen wähnte und wirkte ſich endlich vom Hohenprieſter die nöthigen Befehle aus, um auch in Damaskus für die Ausrottung der vermeintlichen Irrlehren zu wirken (im Jahre 35 oder 37). Da ward er auf dem Wege durch eine außerordentliche Erſcheinung, die ihn und ſeine Gefährten umleuchtete und in welcher er die verherrlichte Geſtalt des Heilandes zu erkennen glaubte, von der Schmach und Ohnmacht ſeines Wahns ſo kraftvoll überzeugt, daß er von nun an der eifrigſte Vertheidiger und Verkündiger der neuen Chriſtuslehre ward (Apoſtelg. 9.). Seinen urſprünglichen Namen, Saulus, verwandelte er in den römiſchen Paulus. Noch mit Mißtrauen von den Nazaräern, wie damals die Chriſten hießen, betrachtet und von ſeinen ehemaligen Glaubensbrüdern, die ihn des ſchändlichſten Verraths bezüchtigen mochten, unſtreitig bitter angefeindet, wendete er ſich, nachdem er von der plötzlichen Erblindung bei jener Erſcheinung wieder geheilt war, nach Arabien, kehrte dann nach Damaskus zurück und begab ſich erſt nach Verlauf von drei Jahren nach Jeruſalem (Br. an die Gal. 1, 17. 18.). Von hier reiſte er mit Barnabas nach Antiochien, beſuchte ſodann Cypern und Kleinaſien und kehrte, überall augenſcheinliche Spuren ſeiner erfolgreichen Wirkſamkeit für die Ausbreitung des Chriſtenthums hinterlaſſend, nach der erſten Stadt zurück. Schon dieſer Segen, mit dem er unter nichtjüdiſchen Völkern das Evangelium verkündigt hatte, würde hinreichend in ihm die erhabene Anſicht vom Chriſtenthume, in der anfangs Petrus ihm am meiſten widerſprach, befeſtigt haben, daß der Heiland für alle Völker der Erde und alle Zeiten erſchienen iſt; aber er ſelbſt hatte ſich von jeglicher Überſchätzung des moſaiſchen Ceremoniengeſetzes befreit und zu einer geiſtvollen Auffaſſung der chriſtlichen Lehre erhoben, nach welcher der feſte Glaube an den Verſöhnungstod des Mittlers eine gänzliche Umgeſtaltung des inwendigen Menſchen und deſſen dauernde Beſeligung in der überſinnlichen Gemeinſchaft mit Gott und Chriſto bewirkt. Je mehr er dieß an ſich ſelbſt erfahren hatte, deſto heldenmüthiger überwand er alle Drangſale und Schwierigkeiten, welche theils der Unglaube und Aberglaube, theils die Verfolgungsſucht der Heiden und Juden ihm auf ſeiner zweiten Reiſe entgegenſtellten (Apoſtelg. 15, 36.—21, 15.). In Syrien, Cilicien, Phrygien, Galatien, Jonien, Macedonien und Griechenland befeſtigte er die beſtehenden Gemeinden und ſtiftete viele neue, welche die herrlichſten Pflanzſchulen für eine weite Umgegend wurden. Selbſt in Athen überwältigte er den Spott aufgeblaſener Philoſophen und in Korinth den Sectengeiſt der Juden, gegen die ihn der Proconſul Gallio, der Bruder des Philoſophen Seneca (mit dem P. gegen alle hiſtoriſche Wahrheit ſpäter in einem Briefwechſel geſtanden haben ſollte), in Schutz nahm. Konnte er auch nicht an allen Orten, wie in Korinth 1½ Jahr und in Epheſus 2 Jahre hindurch, lange verweilen, ſo hatte doch die lebendige Kraft ſeines Wortes überall einen ſichern Grund gelegt, auf dem ſeine Nachfolger und Schüler, wie Silas, Timotheus, Titus u. A. raſtlos fortbauten und den ſeine zum großen Theil noch übrigen Sendſchreiben erweiterten und befeſtigten. Nach einer ſo geraumen Zeit, die er dem großen Bekehrungswerke gewidmet hatte, trieb ihn die Sehnſucht nach der Feier des Oſterfeſtes und der Pflanzſtätte des Chriſtenthums zur Rückreiſe in die Heimath. Kaum war er aber in Jeruſalem angekommen und mit Lehrern und Bekennern der chriſtlichen Religion der Freude des Wiederſehns theilhaftig geworden, als ihn angeſehene Juden aus Kleinaſien im Tempel erkannten, das fanatiſche Volk gegen den abtrünnigen Apoſtel der antijüdiſchen Lehre aufregten und ihn gleich einem Miſſethäter dem römiſchen Chiliarchen, Claudius Lyſias, zur Hinrichtung überlieferten. Hiervon rettete ihn ſein römiſches Bürgerrecht und ſeine Berufung auf die kaiſerliche Entſcheidung, die er auch vor dem Procurator Felix und vor Herodes Agrippa in Cäſarea, wohin er

wegen ſeiner perſönlichen Sicherſtellung gebracht worden war, wiederholte (im Jahre 60), ſo daß er im folgenden Jahre mit andern Gefangenen nicht ohne große Lebensgefahr auf der Seereiſe in Rom anlangte. Hier gewann er während eines zweijährigen Aufenthaltes viele und bedeutende Anhänger (Apoſtelg. 28, 30) und blieb durch Briefe und hin und wieder reiſende Glaubensboten mit den geſtifteten Gemeinden in fortwährender Verbindung. Nachdem er die Freiheit wieder erhalten hatte, mag er noch verſchiedene Reiſen, wie ſich aus ſeinen Briefen ſchließen läßt, unternommen haben. Einer unzuverläßigen Nachricht zu Folge ſoll er ſelbſt bis nach Spanien gekommen ſein. Sicherer iſt die hiſtoriſche Überlieferung, nach der er um das Jahr 65 in Rom enthauptet ward. Wir beſitzen von ihm in der neuteſtamentlichen Sammlung noch 13 ächte Sendſchreiben an die Gemeinden in Rom, Korinth, Galatien, Epheſus, Koloſſä und Theſſalonich und an ſeine Schüler Timotheus, Titus und Philemon. Über alle Apoſtel erhob ſich P., deſſen Wirken ſein Begleiter Lukas ausführlich beſchrieben hat, nicht blos durch ſeine gelehrte Kenntniß des Judenthums und ſeinen Alles hell durchdringenden und klar erhellenden Scharfſinn, ſondern auch durch eine von den Vorurtheilen ſeiner Jugend völlig gereinigte Auffaſſung der chriſtlichen Religion, in der ihm der Sieg über den heidniſchen Götzendienſt und den jüdiſchen geiſttödtenden Cultus entgegenleuchtete; durch eine nie mangelnde Gewandtheit, mit der er unter günſtigen wie unter gefahrvollen Umſtänden die verſchiedenartigſten Gemüther zu behandeln verſtand; durch das unerſchütterliche Gottvertrauen, das ihm jegliches Drohen der Menſchen verachten lehrte und ſeiner Rede eine überzeugende und ſegensreiche Macht über die Herzen ſeiner Anhänger gab, und durch die Menge der Gemeinden, die er in den gebildetſten Staaten des Alterthums gründete, ſo daß er vor allen Jüngern Chriſti mit Recht den Namen eines Heidenbekehrers verdient. 37.

Paulus, Biſchof von Samoſata, gehört unter die berüchtigſten Ketzer der alten Kirche. Seit 260 n. Chr. Biſchof erregte er nicht nur durch ſeine Verſchwendung, ſeinen vertrauten Umgang mit Frauenzimmern, ſeinen liederlichen Lebenswandel überhaupt und beſonders durch ſein herriſches Weſen allgemeine Unzufriedenheit, ſondern trat auch bald als Anhänger des Sabellius hervor, indem er die Dreieinigkeit und die Gottheit Chriſti läugnete, den Logos und den heiligen Geiſt für bloße göttliche Kräfte erklärte u. ſ. w. Bald ſammelten ſich eine Anzahl Anhänger; doch begann auch der Kampf der Kirche gegen ihn, der endlich, nachdem mau auf zwei Synoden zu Antiochien (264 und 267) wegen ſeiner Spitzfindigkeit und aus Rückſicht auf ſeine Beſchützerin, die Königin Zenobia von Palmyra, Nichts ausgerichtet hatte, auf einer dritten Synode ebendaſelbſt (270) mit ſeiner gänzlichen Ausſchließung aus der Kirche endigte. Nichts deſto weniger behauptete ſich P. im Schutze der Zenobia in der biſchöflichen Wohnung zu Samoſata, bis nach der Zerſtörung Palmyras (273) der Kaiſer Aurelianus auch ihn vertrieb. Wann und wo er geſtorben iſt, ſagt keine Nachricht. Seine Anhänger erhielten ſich unter dem Namen „Paulianer" oder „Samoſatener" noch kurze Zeit. 23.

Paulus (Julius), ein berühmter römiſcher Rechtsgelehrter von unbekanntem Geburtsorte, lebte im II. Jahrh. n. Chr. in Rom zuerſt als Anwalt, ſtieg aber ſpäter durch alle Staatswürden und ward nach Ulpian's Tode praefectus praetorio. Er war einer der fruchtbarſten Juriſten ſeiner Zeit, der faſt über alle Theile der Jurisprudenz geſchrieben hat; doch ſind von ſeinen vielen Werken nur noch ſeine „Sententiarum receptarum lib. V." (zuerſt Baſel 1528. 4.), ſo wie gegen 2000 Citate in den Digeſten übrig. Obgleich er in ſeinen Beſtimmungen ſich hart und grauſam bewährt, ſo ſtanden ſie doch mit denen Papinian's und Ulpian's in gleich großem Anſehn. 16.

Paulus (Heinrich Eberhard Gottlob), Doctor der Philoſophie, Theologie und Rechtskunde, großherzoglich-badiſcher geheimer Kirchenrath und ordentlicher

Profeſſor der Theologie zu Heidelberg, ward den 1. Sept. 1761 in dem Städtchen Leonberg bei Stuttgart geboren. Vorbereitet von ſeinem Vater, einem Geiſtlichen, ſtudirte er ſeit ſeinem 14. Jahre auf der Schule und im Stifte zu Tübingen Theologie; namentlich trieb er mit Liebe die orientaliſchen Sprachen, wobei ihn Erneſti's theologiſche und Michaelis' orientaliſche Bibliothek die rechte Richtung gaben. Von ſeinen Lehrern hatten Rösler und Storr den wichtigſten Einfluß auf ihn, jener durch ſeine Kritik der Kirchengeſchichtsquellen und ſeine Dogmengeſchichte, dieſer durch ſeine hiſtoriſch-philologiſche Interpretation. Am Ende ſeiner akademiſchen Studien wurde er ohne ſein Wiſſen vom Profeſſor Druck und Prälat Abel dem Freiherrn von Palm empfohlen, welcher mehrere junge Männer zu unterrichtenden Reiſen unterſtützte. Um den Zuſtand des Unterrichtsweſen kennen zu lernen, durchreiſte P. (1787) Franken, Ober- und Niederſachſen und ging dann, nachdem er mehrere Wintermonate zur Vorbereitung für den beſſern Erfolg der Reiſe in Göttingen zugebracht hatte, nach England, um die kritiſchen und orientaliſchen Schätze des britiſchen Muſeums zu London und der Bodlejaniſchen Bibliothek zu Oxford benutzen zu können. Seinen literariſchen Reiſefrüchten hatte er vornehmlich (1789) die Vocation zur orientaliſchen Profeſſur nach Jena, nach Eichhorn's Abgange, zuzuſchreiben. Hier lebte er ganz der Erklärung des alten und neuen Teſtaments und der hiſtoriſch-pſychologiſchen Entwickelung des Inhalts dieſer heiligen Urkunden, wie er namentlich in ſeinem Commentare zum neuen Teſtamente niedergelegt iſt. Nach Döderleins Tode (1794) erhielt P. den Beruf, wieder unmittelbar mit der Theologie ſich zu beſchäftigen. Neben dem exegetiſchen Curſus über das neue Teſtament bearbeitete er jetzt für die Vorleſungen die bibliſche Theologie, die Dogmengeſchichte, die wiſſenſchaftliche Dogmatik und die Pflichtenlehre. Sehr ungern ſah ſich P. ums Jahr 1803 durch Rückſichten für ſeine Geſundheit genöthigt, einem Rufe nach Würzburg zu folgen. Seine dortige Stellung zog ihn aus dem Studienkreiſe des Profeſſors in Senats- und Conſiſtorialgeſchäfte. Er mußte ſeine literariſchen Arbeiten unterbrechen und war genöthigt, ſich in den politiſchen Weltbegebenheiten, beſonders auch in den rechtlichen Verhältniſſen zwiſchen katholiſchen und proteſtantiſchen Unterthanen und Kirchenverfaſſungen zu orientiren. Nach Aufhebung der proteſtantiſch-theologiſchen Facultät zu Würzburg wurde P. als Landesdirectionsrath in Kirchen- und Schulſachen zu Bamberg angeſtellt; zwei Jahre nachher ging er in gleicher Eigenſchaft nach Nürnberg und wieder nach zwei Jahren nach Ansbach, bis er 1811 einen Ruf als Profeſſor der Exegeſe und Kirchengeſchichte nach Heidelberg erhielt. Die im Jahre 1814 beabſichtigte Einführung einer Conſtitution in Würtemberg veranlaßte ihn zur Beleuchtung einiger ſtreitigen Aufgaben, wodurch 1819 ſeine Zeitſchrift „Sophronizon" ins Leben gerufen ward. Mehrere darin von ihm niedergelegte rechtliche Erörterungen, namentlich die Beleuchtung der in dem Prozeſſe gegen den Kaufmann Fonk zu Köln begangenen Rechtsverletzungen, bewirkten, daß er von der Univerſität Freiburg durch feierliche Ertheilung des juridiſchen Doctorgrades geehrt ward. Aber auch für theologiſche Aufklärung fuhr der von Allen, die ihn perſönlich kennen lernten, als ein ehrwürdiger und liebevoller Greis geſchilderte P. durch Wort und Schrift zu wirken fort. In der 1825 begonnenen theologiſchen Jahresſchrift: „Der Denkgläubige" hat er ſich zur Aufgabe gemacht, die als Frucht der Forſchungen ſeines Lebens immer deutlicher gefundene Harmonie des Nachdenkens und der urchriſtlichen Glaubenslehre (womit ſeine theologiſche Denkart ausgeſprochen iſt) zu zeigen und zu rechtfertigen. — Die wichtigſten Schriften von P. ſind folgende: „Philologiſcher Clavis über das alte Teſtament" (2 Thle. Jena 1791—1793. 2. Aufl. Heidelberg 1815); „Memorabilien" (8 St. Leipzig 1791—1796); „Sammlung der merkwürdigſten Reiſen in den Orient" (7 Bde. Jena 1792—1803); „Philologiſch-kritiſcher Commentar über das neue Teſtament" (4 Thle.

2. Aufl. Lübeck 1804) „Das Leben Jeſu als Grundlage einer reinen Geſchichte des Urchriſtenthums" (2 Bde. Heidelb. 1828); „Kirchenbeleuchtungen" (1. 2. Heft. Heidelb. 1828); „Die drei Lehrbriefe des Johannes" (Heidelb. 1829); „Aufklärende Beiträge zur Dogmen-, Kirchen- und Religionsgeſchichte" (Brem. 1830); „Berichtigende Reſultate aus dem neueſten Verſuche des Supernaturalismus gegen den bibliſch-chriſtlichen Rationalismus" (Wiesb. 1830); „Des Apoſtel Paulus Lehrbrief an die Galater- und Römerchriſten" (Heidelb. 1831); „Handbuch über die drei erſten Evangelien" (3 Thle. Heidelb. 1830—1833). 63.

Paulus (Karoline), Gemahlin des Vorigen, eine beliebte deutſche Romanſchriftſtellerin, am 14. Sept. 1767 in dem würtembergiſchen Landſtädtchen Schorndorf, wo ihr Vater G. F. Paulus Oberamtmann war, geboren, erhielt eine vortreffliche Erziehung und verheirathete ſich 1789 mit H. E. G. Paulus. Sie iſt eine durch hohe Geiſtesbildung ausgezeichnete Frau und ihre Romane: „Wilhelm Dûmont" (Lübeck 1805. N. A. 1808. 8.) und „Adolph und Virginie, oder Liebe und Kunſt" (Nürnb. 1811. 8.), ſo wie ihre „Erzählungen" (Heidelb. 1823. beurkunden eine ungewöhnlich reiche Phantaſie. Als Schriftſtellerin nannte ſie ſich anfangs Eleutheria Holberg. 67.

Paulus Warnefridi, auch **Paulus Diakonus** genannt, einer der werthvollſten Hiſtoriker des Mittelalters, um 740 zu Cividale di Friuli geboren, erhielt in der damals blühenden Schule ſeiner Vaterſtadt eine ſorgfältige Erziehung und kam, nachdem er ſeine Studien zu Pavia vollendet hatte, an den Hof des lombardiſchen Königs Rachis. Später widmete er ſich der Theologie und verſah das Amt eines Diakonus zu Aquileja, bis ihn der König Dieterich von Neuem als Kanzler an den Hof berief, wo er bis zur Eroberung des Lombardenreiches durch Karl den Großen blieb und ſich dann in ein Kloſter zurückzog. Als Karl der Große ſeine Tochter an einen byzantiniſchen Prinzen verheirathen wollte, rief er den gelehrten Mönch an den Hof, um die Geſandtſchaft im Griechiſchen zu unterrichten. Nachdem er ſich mehrere Jahre zu Paris und Metz aufgehalten hatte, kehrte er nach Italien in ſein Kloſter zurück, wo er im Jahre 790 ſtarb. Sein bedeutendſtes Werk iſt die Geſchichte der Longobarden: „De rebus Longobardorum lib. VI." (Lugd. Bat. 1595. 8.; beſte Ausgabe in Muratori's „Script. rer. Ital." Tom. I.). Kann man ſie auch kein Muſter von Genauigkeit und Kritik nennen, iſt auch der Styl faſt unerträglich; ſo enthält ſie doch eine große Menge geſchichtlicher Thatſachen, die ſich ſonſt nirgends finden. Die „Historia miscella" (beſte Ausgabe in Muratori's „Script. rer. Ital." Tom. I.), eine Fortſetzung des Eutropius bis auf Juſtinian, die „Gesta episcoporum Metensium" (in Calmet's „Corpus historiae Franciae") und die „Vita S. Gregorii magni" (in Mabillon's „Acta sanct. ord. Bened." Tom. I.) haben nur geringen Werth. 66.

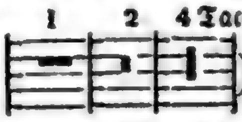
Pauſanias, des Kleombrotos Sohn, König von Sparta zur Zeit der Perſerkriege, ſchlug mit Ariſtides 479 den perſiſchen Feldherrn Mardonius bei Platäa in Böotien und ging dann mit einer Flotte nach Kleinaſien, um die Barbaren auch von dort zu bekriegen. Es gelang ihm nicht allein dieſes, ſondern er nahm auch 476 die Stadt Byzanz ein. Seine großen Feldherrntalente, welche ihm und ſeinem Vaterlande Ruhm und Ehre brachten, ſchändete er jedoch durch ein auffallendes Hinneigen zum Übermuth, den er ſchon nach dem Siege bei Platäa dadurch bewieſen hatte, daß er auf einen goldenen Dreifuß, welcher aus der Beute dem delphiſchen Tempel geweihet wurde, eine Inſchrift graben ließ, welche ihn als den Sieger darſtellte. Die Spartaner mißbilligten dieß, indem ſie jene Inſchrift auskratzen und dafür die Namen der Staaten ſchreiben ließen, welche in dem Bundesheere gefochten hatten. Aber ſei es, daß er dadurch ein Mißtrauen der Seinen gegen ſich erregt ſah, oder um ſich zu rächen, oder weil ihm in ſeinem Vaterlande keine Gelegenheit zu ſein ſchien, eine Höhe zu erglimmen, nach der er ſtrebte; er

Digitized by Google

wendete ſich an den Perſerkönig Xerxes und trat mit demſelben in Unterhandlung, wobei er ihm verſprach, ihm Griechenland unterwerfen zu helfen. Eingang zu dem Herzen des Barbarenkönigs wußte er ſich dadurch zu verſchaffen, daß er viele vornehme Perſer, die bei der Eroberung von Byzanz gefangen worden waren, ohne Löſegeld zurückſchickte. Xerxes nahm des P. Anerbieten gern an und P. begann nun gegen die griechiſchen Bundesgenoſſen eine Sprache zu führen, welche zu mancherlei Mißverhältniſſen derſelben mit den Spartanern Veranlaſſung gab. Zwar wurde P. darüber von ſeinem Staate zur Rede geſetzt; allein er trieb ſein Weſen nicht allein fort, ſondern beurkundete ſeine Liebe zum Perſerthum nun öffentlich, indem er in perſiſchen Kleidern ging, nach Art der Perſer ſeinen Tiſch einrichtete, ſich von perſiſchen Trabanten umgeben und begleiten ließ ꝛc.; dabei aber nahm ſein Übermuth ſo überhand, daß er Niemand mehr vor ſich ließ und überhaupt ſein Oberbefehl in eine förmliche Tyrannei ausartete. Aus dieſem Treiben rief ihn ein mit dem Tode drohender Befehl in das Vaterland; er leiſtete Gehorſam in der Hoffnung, durch Beſtechung ſich dort als unſchuldig darſtellen zu können. Obgleich er bei ſeiner Ankunft gefangen geſetzt wurde, ſo glückte es ihm doch wieder frei zu werden; freilich blieb ein ſehr gegründeter Verdacht gegen ihn, den er noch mehr dadurch verſtärkte, daß er die Heloten durch Hoffnung auf Freiheit gegen ihre Herren zu empören ſuchte; ferner daß er in fortwährendem Briefwechſel mit Perſien ſtand und daß einer ſeiner Briefe an den Perſer Artabazus, welchen ſein Vertrauter Namens Argilios überbringen ſollte, von dieſem dem Magiſtrate übergeben worden war. Alle dieſe Anzeichen hielten jedoch die Spartaner noch nicht für hinlänglich, um einen ſo vornehmen Mann deßhalb zu verurtheilen; endlich aber verrieth P. ſich ſelbſt. Argilios nämlich war von dem Magiſtrate veranlaßt worden, ſich in einen Tempel zu flüchten, gleichſam um dort als Unterhändler zwiſchen P. und dem Perſer Schutz zu ſuchen; P. begab ſich dahin, um den Argilios zu ſprechen und da er die Eröffnung des Briefes erfahren hatte, ihn um Verſchwiegenheit zu bitten, weil er dadurch ihn und ſich in große Gefahr bringen würde. Auf dieß Selbſtbekenntniß, welches Einige des Magiſtrats aus einem Verſteck gehört hatten, ſollte P. ergriffen und beſtraft werden; allein auf der Rückkehr nach der Stadt hatte ihm Einer ein Zeichen über den Stand ſeiner Sachen gegeben und er floh in den Tempel der Athene Chalkiökos, um dort ſicher zu ſein. Um aber ſein Entkommen zu hindern und den Frevler nicht unter dem Heiligthume umkommen zu laſſen, ließen die Spartaner die Thüren verrammeln und das Dach abdecken; bei dieſer Arbeit ſoll des P. Mutter ſelbſt thätige Hülfe geleiſtet haben. So ſtarb 469 P., ein Mann, dem das Zeugniß vom Alterthum gegeben wird, daß er eben ſo verabſcheuungswerth wegen ſeiner Fehler als verehrungswürdig wegen ſeiner Tapferkeit und Klugheit war. 6.

Pauſanias, ein griechiſcher Schriftſteller aus Cäſarea in Kappadocien gebürtig, war der Schüler des Herodes Attikus, lehrte als Redner und Grammatiker zu Rom und Athen, blühte um 174 nach Chr. und ſtarb zu Athen in einem ſehr hohen Alter. Mehrere ſeiner Schriften ſind leider verloren gegangen, doch beſitzen wir noch von ihm eine Beſchreibung von Griechenland in 10 Büchern, die das Reſultat einer wiſſenſchaftlichen Reiſe durch die einzelnen Provinzen Griechenlands iſt und ſchätzenswerthe hiſtoriſche, namentlich aber archäologiſche Notizen liefert. Zwar ſind der Ausdruck und der Styl des P. nachläßig und ſeine Anſichten und Urtheile mit kritiſcher Sorgfalt zu prüfen, doch bleibt ſein Werk für den Alterthumsforſcher eine reiche Fundgrube. Die erſte Ausgabe erſchien Vened. bei Aldus (1516. Fol.), dann mit den Anmerkungen von Xylander, Sylburg und ſeinen eigenen von Joach. Kühn (Leipz. 1696. Fol.), ferner von J. F. Facius (Leipz. 1794—1796. IV. 8.); C. G. Siebelis (Leipz. 1822); J. Bekker (Berlin 1826. 2. A. 8.); von Et. Clavier und Courier (Paris 1814);

deutſche Überſetzungen von E. Wiedaſch (München 1826. 12.) und von C. G. Siebelis (Tüb. 1827. 16.). Vergl. Fabric. „B. Gr.“ Tom. V. p. 307. 20.

Pauſe, franz. silence, auch pause; engl. pause, stop; ital. pausa, posa, Schweigezeichen, nennt man in der Muſik diejenigen beſondern Zeichen, welche für eine oder mehrere oder auch alle Stimmen zuſammen (im letztern Falle Generalpauſen) einen kürzern oder längern Stilleſtand, Ruhe andeuten. Je nach der Verſchiedenheit der Tonſchrift gibt es auch verſchiedene Pauſen, deren Geltung dem allgemein angenommenen Gebrauche gemäß der der einzelnen Notengattungen gleich iſt, wie z. B. Viertelpauſen, Achtelpauſen ꝛc. Die Pauſen von geringerer Geltung nennt man auch Sospiren (soupirs), weil ſie gleichſam nur einen Athemzug lang dauern und oft nur zum Luftſchöpfen oder kurzer Erholung da ſind. Zur Bezeichnung eines durch einen oder mehrere Takte hindurch gehenden Stillſchweigens oder Pauſirens bedient man ſich perpendiculär oder horizontal in dem Linienſyſteme angebrachter ſtarker Striche, welche je nach ihrer Lage oder Länge (wie 

) größere oder geringere Geltung haben. Mit dieſen drei Zeichen wird jede Zahl der zu pauſirenden Tacte angezeigt, z. B.

u. ſ. w. und zur ſchnellern Überſicht gewöhnlich noch die Zahl der zu pauſirenden Tacte darüber geſchrieben. Doch läßt man oft auch die Pauſenzeichen weg und ſetzt zwiſchen zwei Tactſtrichen nur die Ziffer der zu pauſirenden Tacte. 29.

Pauſilippo (Poſilippo) iſt ein Berg gegen Weſten von Neapel, aus vulkaniſchem Tuffſtein oder Piperno beſtehend, durch welchen man von einem Ende zum andern eine 80—90 Fuß hohe, 24—30 Fuß breite und ¼ Stunde lange Gallerie, unter dem Namen der Grotte von Neapel nach Puzzuoli bekannt, geführt hat, welche bisher einen Theil der Landſtraße von Neapel bis Puzzuoli ausmachte und in welcher ein beſtändiges Leben und Wandeln herrſcht. Am Eingange derſelben trifft man Reſte von einer Waſſerleitung und das Grabmahl des Virgilius, freilich nur Ruinen von 4 aus Ziegelſteinen aufgeführten, jetzt mit einer reichen Vegetation überdeckten Mauern, indeß doch um ihrer Authenticität willen nicht ohne Wichtigkeit; in der Mitte ſteht eine Kapelle für die Jungfrau Maria. Alphons I., von 1442—1458, ließ dieſe Grotte breiter und höher machen, pflaſtern und mit Luftlöchern verſehen. Die um das Jahr 1822 über den Berg ſelbſt angelegte neue Kunſtſtraße erlaubt jetzt den beſchwerlichen unterirdiſchen Weg durch die Grotte zu vermeiden. 71.

Pauw (ſpr. Poh) (Cornelius de), ein geſchätzter philoſophiſcher Schriftſteller des vorigen Jahrhunderts, 1739 zu Amſterdam geboren, erhielt nach dem frühen Verluſte ſeiner Eltern ſeine erſte gelehrte Bildung zu Lüttich, widmete ſich dann den theologiſchen Wiſſenſchaften auf der Univerſität Göttingen und ward nach Beendigung ſeiner Studien Diakonus zu Lüttich. Von dem Fürſtbiſchof von Lüttich in diplomatiſchen Angelegenheiten nach Berlin geſchickt, entledigte er ſich dadurch, daß er durch ſeinen Geiſt und durch ſeine Kenntniſſe die Achtung Friedrich's zu gewinnen wußte, ſeiner Aufträge aufs beſte und erhielt nach ſeiner Zurückkunft ein Kanonikat zu Xanten im Herzogthume Cleve. Hier lebte er ruhig und mit ſeinen geſchichtlichen Arbeiten beſchäftigt, bis die Revolution ausbrach und ihm die letzten Jahre ſeines Lebens verkümmerte. Er ſtarb am 7. Juli 1799. Seine hiſtoriſch-philoſophiſchen Werke: „Recherches philosophiques sur les Américains“ (N. E. Berl. 1772. 3 Voll. 8., deutſch von C. G. Leſſing, Berlin 1769. 2 Bde. 8.); „Recherches philosophiques sur les Egyptiens et les Chinois“ (Berl. 1773. 2 Voll. 8., deutſch von J. G. Krünitz, Berlin 1774. 2 Bde. 8.) und „Recherches philosophiques sur les Grecs“ (Berl. 1787—1788.

2 Voll. 8., deutſch von P. Villaume, Berlin 1789. 2 Bde. 8.) erregten, durch die darin aufgeſtellten, faſt allen ſeither gangbaren Anſichten widerſprechenden Behauptungen großes Aufſehen und wurden gern geleſen, ſind aber doch nur geiſtreiche Hypotheſen, mit glänzenden paradoxen Satyren angefüllt; die beigebrachten Beweisſtellen der alten Claſſiker ſind entweder entſtellt oder falſch verſtanden und mit Recht nennt ein geiſtreicher Kritiker der neuern Zeit dieſe Werke, welche auch in einer Geſammtausgabe unter dem Titel: „Oeuvres philosophiques“ (Paris 1794. 7 Voll. 8.) vereinigt ſind, anziehend und unterhaltend, voll Geiſt, Eſeleien und Lügen. 67.

Pavia, die Hauptſtadt der gleichnamigen Delegation des lombardiſch-venetianiſchen Königreiches am Ticino gelegen, mit 24000 Einw., gut gebaut und wichtig durch Handel und Univerſität, iſt außerdem auch geſchichtlich in verſchiedener Hinſicht denkwürdig. Hier war es, wo der unglückliche König der Longobarden Deſiderius im Jahre 774 von Karl dem Großen gefangen genommen und ſeines Reiches beraubt wurde; hier ferner ſetzte ſich Otto I. der Große nach der Beſiegung Berengars II. im Jahre 951 die lombardiſche Königskrone aufs Haupt; hier war es auch, wo Franz I., der König von Frankreich, die unglückliche Schlacht gegen Karl V. lieferte, am 23. Febr. 1525. P. nämlich widerſtand unter den lombardiſchen Städten allein noch dem im Feldzuge von 1524 ſiegreich geweſenen Heere des Königs und hatte während des Winters rühmlichſt der hartnäckigſten Belagerung getrotzt, bis endlich im Febr. die kaiſerlichen Schaaren unter Lonnoy zum Entſatz herbeieilten. Franz entſchloß ſich, während alle übrigen widerſprachen, auf den Rath Bonnivets allein zur Schlacht, ward aber nach dem entſchloſſenſten Widerſtande geſchlagen und gerieth bei dem Dorfe Mirabello nebſt dem König Heinrich von Navarra ſelbſt in die Gewalt des Siegers. Die Folge dieſes unglücklichen Ereigniſſes war ein im Januar 1526 abgeſchloſſener Friede, in welchem Franz gegen ſeine Freilaſſung Burgund, Italien, Artois und Flandern aufgeben, auch den König Heinrich von Navarra ſeinem Schickſale überlaſſen mußte. — Die Schlacht von P. gab den Poeten des XVI. Jahrhunderts reichlichen Stoff zu Liedern und Dichtungen, die bald im Munde des Volks waren und überall geſungen wurden. Unter dieſen zahlreichen Liedern war das urſprüngliche, nach deſſen Weiſe die übrigen (dann auch Gedichte andern Inhalts) im XVI. und XVII. Jahrh. geſungen wurden, nach und nach verſchollen, bis es endlich in der neueſten Zeit in München wieder aufgefunden worden iſt. Es führt den Titel: „ein ſchönes Lied von der Schlacht vor P. geſchehē gedihtvn̄ erſtlich geſungen (durch Hanſen vō Würtzburg) in einem newen thonn.“ Auch die franzöſiſche Poeſie hat mehrere Lieder über die Schlacht von P. aus dem XVI. Jahrh. aufzuweiſen. 15.

Pavillon (ſpr. Pawilljong), iſt eigentlich die Flagge, ſodann auch das Zelt, ein nach allen Seiten ſpitzig zu laufendes Dach und ein Gartenhäuschen, häufig mit dergleichen Dächern verſehen und nach ſeinem Umfange einen einzigen Saal bildend. Ähnliche Häuschen legt man auch bisweilen an den Seiten größerer Gebäude an, welche gleichfalls Pavillons heißen. Denſelben Namen führt auch der noch nach der Faſſung ſichtbare oder hervorſtehende Theil des Edelſteines, ſo wie in der Heraldik die ähnlich geformte Wappendecke, welche das Wappen ſchützt und an der der Wappenmantel befeſtigt iſt. 35.

Payne (ſpr. Pähn) (Thomas), ein bekannter Staatsmann des vorigen Jahrhunderts, am 29. Jan. 1737 zu Thetford in der Grafſchaft Norfolk geboren, betrieb zuerſt das Handwerk ſeines Vaters, welcher eine Schnürbruſtfabrik hatte, wurde dann, nachdem er dieſes Geſchäfts überdrüſſig einige Zeit auf Kaperſchiffen gedient hatte, Zollbeamter und machte, als ihn ſein unruhiger Geiſt auch dieſe Anſtellung aufzugeben trieb, den Unterlehrer in den Schulen der Vorſtädte Londons. Da ihm aber dieſe Beſchäftigung ſeinen Lebensunterhalt nicht gewährte, trieb er ſich unſtät im

Lande umher, bis ihn Franklin, der ſich damals als amerikaniſcher Deputirter in England aufhielt, kennen lernte und ihn bewog nach Amerika zu gehen. Zu Philadelphia lebte er von dem Ertrage gern geleſener Aufſätze, welche er in verſchiedene Journale lieferte, und befreundete ſich immer mehr mit den Patrioten, welche ſich von England unabhängig zu machen ſuchten. Beim Ausbruche der Revolution ließ er die berühmt gewordene Schrift: „Common sense“ (1776, Deutſch, Kopenh. 1794. 8.), worin er von völlig republicaniſchen Grundſätzen ausgehend die Nichtigkeit der engliſchen Zwingherrſchaft mit allen Gründen, die der geſunde Menſchenverſtand darbietet und in einer klaren ſchlichten Sprache erwieß, erſcheinen. Sie erregte großes Aufſehn und erlebte mehrere Auflagen. Auch während des Krieges ſuchte er durch eine Reihe politiſcher Flugſchriften, die er unter dem Titel: „The crisis“ (Philadelph. 1776—1783. 15 Nrs. 8.) herausgab, den Volksgeiſt aufrecht zu erhalten. Er erwarb ſich dadurch das Vertrauen der Verwaltung in ſo hohem Grade, daß ihn dieſe 1779 zum Secretär bei dem Departemente der auswärtigen Angelegenheiten ernannte, welche Stelle er aber durch die unzeitige und unkluge Denunciation eines ſeiner Collegen verlor. Seine Sendung nach Frankreich (1781), um ein Anlehen zu negoziiren, hatte glücklichen Erfolg und er erhielt nach Beendigung des amerikaniſchen Krieges von dem Congreſſe bedeutende Geldbelohnungen, welche er aber in Frankriich und England durch unglückliche Speculationen und durch den mißlungenen Plan, eine eiſerne Brücke zu Rotherham in Yorkſhire zu bauen, wieder verlor. Er warf ſich nun von Neuem in die politiſche Laufbahn, ſchrieb gegen Pitt, als dieſer ſich in die holländiſchen Angelegenheiten miſchte, eine heftige Brochüre (1787) und griff Burke, welcher ſich gegen die franzöſiſche Revolution erklärt hatte, in ſeinem Werkchen: „The rights of man“ (1791, Deutſch, Copenh. 1793. 3 Thle. 8.), von welchem an 5000 Exemplare verkauft wurden, ſo derb und bitter an, daß er den Zorn der Ariſtokraten und der Regierung im höchſten Grade erregte und ſich bald gezwungen ſah, ſeine Zuflucht in Frankreich zu ſuchen, wo ihn das Departement Pas de Calais zum Deputirten bei der Nationalverſammlung wählte. Da er aber der franzöſiſchen Sprache nicht mächtig war, ſo konnte er nur einen geringen Einfluß äußern und mußte ſeinen Eifer auf die Verbreitung von Anſchlagezetteln und Brochüren beſchränken. Als Ludwig XVI. vor den Schranken ſtand, befand ſich P. unter ſeinen Richtern und ſtimmte, obſchon er zum Sturze des Königthums in der alten und neuen Welt ſein Möglichſtes beigetragen hatte, doch nur für Verbannung. Dadurch erregte er den Zorn der Schreckensmänner; Marat ſchalt ihn einen Quäker und Robespierre ſtrich ihn als Fremden aus der Liſte der Conventsmitglieder und ließ ihn 1794 einſperren. Lange ſchwebte das Schwert über ſeinem Haupte, als er auf Verlangen des amerikaniſchen Geſandten ſeine Freiheit wieder erhielt. Im Gefängniſſe hatte er „Das Jahrhundert der Vernunft“ (1793—1795. 2 Bde., Deutſch, Düſſeld. 1794—1796. 2 Thle. 8.), eine Vertheidigung der Religion gegen den Atheismus geſchrieben, welches aber gleichgültig aufgenommen ward. Nach ſeiner Freilaſſang nahm er ſeinen Sitz im Convent wieder ein, bis ihn die Revolution des 18. Fructidor zwang, ſich in den Privatſtand zurückzuziehen. Nachdem er noch einige Pamphlete (z. B. „Über den Verfall der Finanzen Englands,“ [1796, Deutſch, Hamb. 1796. 8.], „Über den 18. Fructidor“ [1798]) in die Welt geſchleudert hatte, kehrte er 1802 auf die Einladung Jefferſon's nach Amerika zurück, wo er am 8. Juni 1809 in nicht ſehr glänzenden Verhältniſſen ſtarb. Auch in den letzten Jahren ſeines Lebens ſuchte er durch eine Menge von Brochüren auf den Volksgeiſt einzuwirken, was ihm jedoch nicht mehr ſo leicht wie früher gelingen wollte. Die neue Ausgabe ſeiner Werke („Political and theological Works“ London 1819. 8.) iſt nicht vollſtändig; mehr enthält die deutſche Überſetzung ſeiner „Vermiſchten Schriften, über Politik

und Religion" (Copenhagen 1793—1794), welche C. F. Cramer beſorgt haben ſoll. 66.

Pearſall (ſpr. Pihrſel) (Robert Lukas), engliſcher Muſiker und Belletriſt, ward den 14. März 1796 zu Cliſton in Glouceſterſhire geboren, ſtudirte in Lincolns-Inn die Staatswirthſchaft und ward 1821 Barriſter at law (Rechtsanwalt), zog ſich aber wegen Kränklichkeit auf ſein Landgut Willsbridge in Glouceſterſhire zurück und machte von da aus 1825 eine Reiſe durch Belgien und Deutſchland.— Wir haben von ihm mehrere Meſſen und verſchiedene Geſangſtücke, Quartette und Quintette für Streichinſtrumente, ein Ballet: „Der Schwärmer," eine Ouvertüre zu Macbeth nebſt Entreacten, welche ſich durch reinen Satz, Gediegenheit und ſchöne Ideen vortheilhaft auszeichnen; außerdem überſetzte er (London 1829) Schiller's „Wilhelm Tell" in engliſche Verſe und (1835) die Capuzinerpredigt im Wallenſtein. Eine Geſchichte der Tortur und eine Sammlung aller Trachten des Mittelalters ſollen ſpäter erſcheinen. 16.

Pech, lat. pix; franz. poix; engl. pitch, iſt das durch Einkochen verdickte Harz, welches durch Ausſchmelzen oder trockene Deſtillation verſchiedener Kiefer- oder anderer Nadelhölzer gewonnen und dadurch mehr oder weniger verändert wird. Man unterſcheidet: 1) das weiße P., das zuerſt ausfließende und auf dem Holzeſſig ſich ſammelnde weiße und gelbe Harz, welches durch Deſtillation von den beigemengten flüchtigen Theilen befreit oder eingekocht wird. Die Farbe deſſelben iſt gelblich und das P. fetter und zäher als 2) das grüne P., welches aus dem darauf folgenden Ausfluſſe und daher aus etwas weniger reinem Harze gewonnen wird. Dieſes Pech muß, wenn es gut iſt, im Bruche ins Gelbliche ſpielen. 3) Das ſchwarze P. wird aus dem noch ſpätern Ausfluſſe des Harzes erhalten. Es iſt bereits mehr oder weniger verkohlt und mit etwas Theer vermiſcht. Dieſes P. iſt nur dann gut, wenn es eine glänzend ſchwarze Farbe hat, trocken und glasartig ſpröde iſt. — Pechfaſchinen oder Brandfaſchinen ſind 2 Fuß lange, 4—5 Zoll ſtarke Bündel von trockenem, leicht brennendem Reiſig mit dergleichen Hobelſpänen durchmengt und in eine Brandmaſſe getaucht, welche aus grünem P., Theer und Kniſchpulver bereitet, zur Zuſammenhaltung während des Brennens mit geglühtem Drahte weitläufig umwunden und dann auf eine zum Werfen oder Aufhängen derſelben beſtimmte Schleife gebracht wird. Sie dienen im Feſtungskriege zur Verſtärkung des Feuers auf der Breſche, wohin ſie brennend über die Bruſtwehr geworfen werden, oder zum Anſtecken brennbarer Gegenſtände, wohin ſie entweder geworfen oder woran ſie gehängt werden. — Zu gleichem Zwecke dienen die Pechkränze oder Brandkränze aus Tannenreifen mit loſe zuſammengedrehtem Werg und untermengten, trockenen, leicht brennenden Hobelſpänen, welche auf ähnliche Weiſe verfertigt werden. — Pechöl oder Pechgeiſt iſt ein balſamiſches Öl, welches durch Deſtillation des Pechs mit Waſſer erhalten wird. 61.

Peculat iſt 1) Eigenthumsentwendung überhaupt, 2) Entwendung von öffentlichem oder Kirchenvermögen. 31.

Peculium heißt das Vermögen, welches Jemand für ſich beſonders beſitzt, vorzüglich ſolches Vermögen, worüber der Dritte, unter welchem jener ſteht, wenig oder nichts mit zu gebieten hat. 31.

Pedal, **Fußclavier**, franz. pédale; engl. pedals; ital. pedali, iſt die zweite Claviatur unter dem Griffbrete oder dem Manual der Orgel, welche, wie ihr Name zeigt, mit den Füßen getreten wird. Es dient zur Verſtärkung der Grundbäſſe und enthält die große und kleine Octave, muß aber, wenn es ſeinen Zweck erreichen ſoll, wenigſtens eine Stimme haben, welche um eine Octave tiefer ſteht als die Hauptſtimme des Manuals. — Außerdem werden mit dem Namen P. auch die zum Treten vorgerichteten Züge des Pianoforte bezeichnet, vorzugsweiſe aber der Zug (großes P.), welcher ſonſt der Fortezug genannt wurde. Der Gebrauch

deſſelben wird durch die Worte col pedale oder ped. und das Fallenlaſſen durch ⊕ bezeichnet. Doch deutet das letztere Zeichen bei manchen Componiſten oft den Gebrauch des Pedals und ✳ das Fallenlaſſen deſſelben an. Über die Pedalharfe ſ. d. Art. Harfe. 29.

Pedant heißt überhaupt Jeder, welcher in ſeinem Weſen und ſeinen Handlungen eine gewiſſe Steifheit und eine ins Ängſtliche gehende Genauigkeit beobachtet und dieſe wohl auch von Andern verlangt. Das Weſen eines Pedanten ſelbſt heißt Pedantismus oder Pedanterie. Über die Ableitung iſt man ſtreitig; Einige wollen es aus paedant entſtanden ſein laſſen, ſo daß es mit παῖς (Kind) zuſammenhinge und entweder ſo viel wäre als Pädagog, weil man bei einem ſolchen die meiſte Pedanterie fände, oder überhaupt kindiſch hieße; Andere dagegen leiten es von einem gewiſſen Pedanus her, deſſen ſteifes Weſen zum Sprüchworte geworden ſei. 9.

Pedell iſt auf Univerſitäten eine Perſon, welche zur Aufwartung und Begleitung für den jedesmaligen Rector beſtellt iſt. Man hat deßhalb die Pedellen mit den alten Präconen vergleichbar gefunden. Mehrentheils verrichten ſie zugleich die mündlichen Beſtellungen an die Studenten und die Behändigung gerichtlicher Vorladungen an die übrigen Akademiker. Über die Herleitung des Namens iſt man nicht einig; wahrſcheinlich kommt er aber von dem altſächſiſchen Bidele, Bote, her, weßhalb es im Lateiniſchen des Mittelalters auch **bedellus, bidellus,** geſchrieben wird. 31.

Pedo Albinovanus war ein römiſcher Dichter zur Zeit des Auguſtus, Zeitgenoſſe und Freund des Ovidius, der ihn Ep. ex pont. 4, 10 divinum nennt. Nur Weniges hat ſich von ihm erhalten und ſelbſt die drei Elegien, deren Verfaſſer er genannt wird, werden ihm von den meiſten Kritikern abgeſprochen. Sie führen den Titel: „**Consolatio ad Liviam Drusam de morte Drusi**“; „**Elegia in obitum Maecenatis**“ und „**De Maecenate moribundo.**“ Die erſte ſchreibt man gewöhnlich dem Ovidius zu. Ausgaben ſind: „**Cat. Virg. rec. c. not. Scalig. Lindenbrog. Heinsii et suis ed. Th. Gorallus**“ (**Amstel. 1703. 8.**); dann von Chr. Dan. Beck (**Lips. 1783. 8.**). (Vergl. Wernsdorf, „**Poet. lat. min.**“, **T. III.**) 20.

Pedro I. (Antonio Joſe Don) von Alcantara, Kaiſer von Braſilien, geb. im Palaſte Queluz den 12. Oct. 1798, war der zweite Sohn Johann's VI. von Portugal und ward durch den Tod ſeines ältern Bruders Antonio (1802) Prinz von Beira und nach dem Regierungsantritte ſeines Vaters (20. März 1816) Prinz von Braſilien und Thronerbe. Er war nicht ohne geiſtige Anlagen, aber ſeine Erziehung, die ein Geiſtlicher leitete, wurde ganz vernachläſſigt, außer daß man ſeine Körperkräfte entwickelte, und wenn auch ſpäter, als die königliche Familie bei der Annäherung eines franzöſiſchen Heeres nach Braſilien flüchtete (Ende 1807), ſeine Erziehung einem achtungswerthen Greiſe, Johann Radenak, der lange portugieſiſcher Geſandter am Hofe von Dänemark geweſen war, anvertraut ward, unter dem P. Don P. die vaterländiſchen Dichter, beſonders Filangieri's Werke las, ſich ſelbſt in der Dichtkunſt verſuchte, in der Muſik eine große Fertigkeit erlangte und mit Luſt Mechanik trieb; ſo blieb doch die Leitung ſeiner Übungen ſtets ohne Plan und daher ermangelte ſeine mehrſeitige Bildung eines feſten Grundes. Später ſtudirte er eifrig die Kriegswiſſenſchaften, ward aber von ſeinem Vater von der Theilnahme an der Regierung gänzlich ausgeſchloſſen und ſogar, da ſeine Unzufriedenheit mit dem fehlerhaften Gange der Verwaltung bekannt war, von der Polizei ſtreng bewacht. Nach den Vorgängen in Portugal (1820) rieth er, das Zeitbedürfniß erkennend, ſeinem Vater zu der politiſchen Reform in Braſilien, erhielt auch, als die portugieſiſchen Truppen und das Volk von Rio-Janeiro am 25. und 26. Febr. 1821 einen Gefahr drohenden Aufſtand bewirkten, von dieſem Vollmacht

dem Volke die neue portugieſiſche Verfaſſung zu bewilligen, und ward, als der König Johann VI. nach Europa zurückkehrte, durch das Decret vom 22. April 1821 zum Regenten von Braſilien ernannt. Als aber die portugieſiſchen Cortes auch ſeine Rückkehr nach Europa forderten und ein Aufſtand der portugieſiſchen Truppen (im Jan. 1822) ihn dazu nöthigen wollte, erhielt er nach Dämpfung deſſelben vom Volke den Titel eines „ewigen Vertheidigers," berief eine Nationalverſammlung zur Entwerfung einer braſilianiſchen Verfaſſung (Juni 1822) und ſprach, da die portugieſiſchen Cortes dieſe Verſammlung für ungültig und die Regierung zu Rio für ungeſetzlich erklärten, auch vom Prinz-Regenten die Rückkehr nach Portugal, bei Verluſt ſeines Erbrechts auf den portugieſiſchen Thron, binnen 4 Monaten verlangten, durch das Manifeſt vom 1. Aug. die Trennung Braſiliens von Portugal aus, nahm die ihm angebotene Krone an und ward am 12. Oct. in Rio zum Kaiſer von Braſilien ausgerufen und am 1. Dec. gekrönt. Der Entwurf zur neuen Verfaſſung Braſiliens ward zwar bereits am 30. Aug. 1823 beendigt, allein die Annahme deſſelben, wegen der zu großen Beſchränkung der Regentenmacht, vom Kaiſer verworfen. Als aber die Nationalverſammlung bei dem von ihr ausgegangenen Verfaſſungsentwurfe beharrte und ſich am 11. Nov. für permanent erklärte, ließ ſie der Kaiſer am 12. Nov. militairiſch ſprengen und 8 Mitglieder verhaften. Doch berief er (Nov.) eine zweite Nationalverſammlung zuſammen und ließ ihr einen von den Miniſtern und Staatsräthen bearbeiteten Verfaſſungsentwurf (17. Dec. 1823) vorlegen, der, zum Grundgeſetze der Monarchie erhoben, vom Kaiſer am 25. März 1824 beſchworen, aber erſt am 25. März 1826 bekannt gemacht und eingeführt ward. Während einer größtentheils ſchwankenden Regierung hatte inzwiſchen durch Vermittelung Großbritanniens der Kaiſer am 29. Aug. 1824 mit ſeinem Vater einen Vertrag geſchloſſen, nach welchem dieſer Braſilien als ein unabhängiges und ſelbſtſtändiges Kaiſerreich anerkannte, er ſelbſt aber auf Lebenszeit den kaiſerlichen Titel führen ſollte. Den hierauf von Don P. mit Buenos-Ayres geführten Krieg (ſeit 10. Dec. 1825), wegen des von Beiden in Anſpruch genommenen Beſitzes Monte-Video's und der Banda oriental, machte der unter Großbritanniens Vermittelung zu Rio-Janeiro auf die Bedingungen der von beiden Staaten anerkannten Unabhängigkeit der Provinz Monte-Video ein Ende (27. Aug. 1828). Unterdeſſen hatte er, bald nach der Ausſöhnung zwiſchen Portugal und Braſilien und dem Tode Johann's VI. (10. März 1826), weil er die Kronen beider Reiche nicht vereinigen konnte, am 19. April dem Königreiche Portugal eine eigene, der braſiliſchen theilweiſe nachgebildete Verfaſſung gegeben und am 2. Mai ſeine minderjährige Tochter, die Prinzeſſin Maria da Gloria (ſ. d. Art.), zur Königin von Portugal und ſeinen Bruder, Don Miguel, bis zu ihrer Volljährigkeit zum Regenten ernannt (ſ. Miguel). Immer mißlicher geſtaltete ſich aber indeſſen der Fortgang ſeiner Verwaltung. Denn obwohl er manche treffliche Einrichtungen traf und beabſichtigte, ſo fehlte es ihm doch an Umſicht und Kraft, um ſie gehörig auszuführen. Er hob zwar die Frohndienſte, das Geiſeln, die Kettenſtrafen, die Entehrung und das Brandmarken auf, gab ein gutes Beiſpiel von Ordnung und Sparſamkeit, ſtiftete Volksſchulen des gegenſeitigen Unterrichts, beſuchte auch dieſe Anſtalten, um ihren Zuſtand zu prüfen, gründete eine Militair-, eine See- und eine Kunſtakademie und eine Sternwarte; aber Unordnung und Willkühr blieben in der Rechtspflege herrſchend, die Bank ward ſchlecht verwaltet, die Hofhaltung und die Kriege koſteten viel Geld und er ſelbſt hatte die Geiſtlichkeit und die Kammern beſtändig gegen ſich. Fortwährend griffen ferner die Reibungen der Parteien, welche er anfänglich zwar auf die Grundlage der Conſtitution vereinigen zu können geglaubt hatte, bald insgeheim, bald öffentlich ſtörend in das Getriebe des Staatslebens ein; ſeine Mißgriffe und Widerſprüche in der Verwaltung, wie beim Zollweſen und in der Rechtspflege, die Freiheit der Preſſe, ſeine europäiſche Politik und die Creditabhängigkeit

Digitized by Google

des braſiliſchen Staates von England hemmten ſeine und wiederum ſeiner Miniſter Thätigkeit; es entſtanden Reibungen zwiſchen ihm und ſeinen Miniſtern und beider mit den Kammern, ſo wie dieſer unter ſich; die Zerrüttungen der Finanzen, die Intereſſen für die Rechte ſeiner Tochter gegen Portugal u. m. a. machten das öffentliche Urtheil gegen ihn immer feindſeliger und die Deputirtenkammer von 1829 widerſetzte ſich nicht nur den von der Regierung vorgeſchlagenen Maßregeln, ſondern beleidigte ſogar den Kaiſer perſönlich durch Äußerungen und Anträge und endlich erhob ſich am 6. April 1831 das Volk, aufgeregt durch die Preſſe und andere anarchiſche Mittel, in Maſſe, auch fielen die Truppen von dem Kaiſer ab. Jetzt entſchloß ſich Don P. zu Gunſten ſeines Sohnes, Don Pedro II. von Alcantara, abzudanken. Dieß geſchah, nachdem er bereits die Nacht zuvor mit ſeiner Familie am Bord des engliſchen Kriegsſchiffes Warſpite zugebracht hatte, am 7. April. Am 13. verließ er Braſilien, langte den 11. Juni zu Cherbourg an und legte ſich den Titel eines Herzogs von Braganza bei. Von dieſer Zeit an beſchäftigte er ſich nur mit ſeinem Lieblingsplane, ſeine Tochter Maria auf den Thron Portugals zu erheben. Wegen des Beiſtandes, den er hierzu bedurfte, wandte er ſich perſönlich an die Höfe von Großbritannien und Frankreich (Juni und Juli) und rüſtete ſich zur Wiedereroberung Portugals. Der Stützpunkt ſeiner Unternehmungen war die Inſel Terceira, wo er am 20. Febr. 1832 angekommen mit Jubel empfangen ward. Von hier aus landete er mit etwa 7000 Mann zu Oporto (8. Juli), bemächtigte ſich ohne Widerſtand dieſer wichtigen Stadt und behauptete ſich in derſelben trotz der Anſtrengungen des migueliſtiſchen Heeres. Dieſer Bruderkrieg ſchien ſich in die Länge zu ziehen, da das portugieſiſche Volk auf keine Seite der ſtreitenden Parteien trat, in Don P.'s Hauptquartier es Unordnung und Zwieſpalt gab, das Heer nicht in dem beſten Zuſtande war und es auch an den nöthigen Geldmitteln fehlte. Nachdem er aber den General Solignac an die Spitze der Truppen geſtellt hatte (3. Jan. 1833), kam eine feſtere Organiſation und militairiſche Haltung in die ungeordneten Schaaren und durch den Grafen Palmella, der mit viel Klugheit die Sache Donna Maria's in London betrieb, kamen im Frühjahre 1833 neue Truppen und Hülfsgelder nach Oporto. Auch brachte man es dahin, daß Spaniens Intereſſe für Don Miguel gleichgültiger wurde. Die Pedroiſten landeten in Algarbien (24. Juni), worauf in Faro eine Regentſchaft errichtet wurde, die migueliſtiſche Flotte wurde beim Cap St. Vincent (5. Juli) erobert, am 24. Juli zog Villaflor in Liſſabon ein und ſchon am 28. brachte das Dampfboot William IV. Don P. nach Liſſabon. Nun ſchritt er aber unter dem Einfluſſe zweier, aus niedrigem Stande emporgehobener Höflinge, Candido Joſe Xavier und des Kammerdieners Carlotta, zu den zwar nöthigen, aber viel zu leidenſchaftlichen und unklugen Radicalreformen, durch welche er die Gemüther der getäuſchten Portugieſen von ſich ab und dem ſonſt verabſcheuten Uſurpator wieder zuwandte. Neben dieſen Reactionsmaßregeln dauerten daher in Liſſabon Parteienwuth und Intriguenſpiel fort. Am 15. Aug. fand die Eröffnung der portugieſiſchen Cortes durch eine Rede Don P.'s ſtatt, worauf dieſer (30. Aug.) zum Regenten ernannt wurde. Aber die raſchen und mannigfaltigen Entſcheidungszuſtände eines thätigen und bewegten Lebens, die Strapatzen, Hinderniſſe und Schwierigkeiten, denen er während ſeines hartnäckigen Kampfes ausgeſetzt war, vielleicht auch die Kränkungen, die er von einigen entarteten Portugieſen erleiden mußte, verkürzten ſeine Tage. Am 18. Sept. richtete er ein Schreiben an die Kammern der Abgeordneten, worin er dieſen eröffnete, daß er wegen ſeiner erſchütterten Geſundheit die öffentliche Verwaltung zu beſorgen verhindert werde; die Cortes erklärten hierauf ſeine Tochter, Donna Maria, für volljährig. Er ſtarb den 24. Sept. 1834. 25.

Peel (ſpr. Piel) (Robert), der Sohn des berühmten und mit Hinterlaſſung eines Vermögens von beinahe 3 Millionen Pfund Sterling im Jahre

Digitized by Google

1830 verſtorbenen Fabrik- und Manufacturherrn, durch Pitt's Verwendung 1800 zum Baronet erhobenen Robert Peel, ward am 6. Febr. 1784 auf einem Landgute in Lancaſhire geboren. Nachdem er den erſten Unterricht im elterlichen Hauſe und meiſtens unmittelbar von ſeinem Vater erhalten hatte, bezog er die Lehranſtalt zu Harrow und 1800 die Univerſität zu Oxford und trat 1809 ins Parliament. Die ariſtokratiſchen Anſichten Spencer Perceval's beſtimmten auch P.'s Anſichten, der ſich während der nächſten 20 Jahre, die er im Parliamente ſaß und die höchſten Staatsämter verwaltete, eng und entſchieden an die Partei der Tories anſchloß, allen freiſinnigen Grundſätzen entgegenarbeitete und daher die Emancipationsfrage wegen der Katholiken eben ſo wie die Verbeſſerung der Volkserziehung und der höheren Lehranſtalten beſtritt, dagegen aber die Beibehaltung der Fremdenbill und der beſtehenden, auch nicht mehr zeitgemäßen Einrichtungen beantragte und vertheidigte. Erſt mit dem 5. März 1824, wo er ſelbſt auf Emancipation der Katholiken antrug, verließ er auf kurze Zeit die Torypartei und war mehr als Mitglied einer gemäßigten Oppoſition zu betrachten, obgleich er nicht alle Reformen, z. B. die Parliamentsreform 1831, gut geheißen und befördert hat. Jedenfalls iſt P. ein Mann, der als Parliamentsmitglied wie als Staatsbeamter durch reife Geſchäftserfahrung, gründliche Kenntniſſe ſeines Vaterlandes und der Verhältniſſe deſſelben und patriotiſche (in ſeinem Sinne) Geſinnungen ſich ausgezeichnet hat. Wie wechſelnd ſeine Laufbahn geweſen iſt, wird aus folgenden flüchtigen Umriſſen hervorgehen. Schon im Jahre 1810 trat P., durch politiſche Verbindungen ſeines Vaters befördert, in den Staatsdienſt, wurde Unterſtaatsſecretair für die Colonien und 1812 erſter Secretair für Irland. In letzterer Stellung erkannte er zwar den mißlichen Zuſtand dieſes Königreichs, doch verſtand er es nicht dem Übel vom Grunde aus zu begegnen. Im Jahre 1817 wurde er an Abbot's Stelle Parliamentsmitglied für die Univerſität Oxford, nach Lord Sidmouth's Austritt 1822 Miniſter des Innern, welches Amt er, obſchon den ariſtokratiſchen und auf Erhaltung des Beſtehenden gerichteten Grundſätzen treu, doch nicht ohne Ruhm und Nutzen für die drei vereinten Königreiche verwaltete, was ſich beſonders durch Verbeſſerung der Rechtspflege, der Geſetzgebung und Polizeiverwaltung bewährt hat, trat 1827 aus dem Miniſterium, als Canning an die Spitze deſſelben kam, wurde nach deſſen Tode unter Goderich mit Wellington Mitglied der neuen Verwaltung, gab zwar 1829 ſeine Vollmacht als Parliamentsglied für die Univerſität Oxford zurück, erhielt aber durch die Regierung für einen ihr gehörigen Landestheil wieder Sitz und Stimme im Unterhauſe und ſetzte ſeine früheren Beſtrebungen, namentlich die londoner Polizei zu verbeſſern, mit Eifer und Feſtigkeit fort. Nach Wilhelm's IV. Thronbeſteigung trat P. im November 1830 abermals aus dem Miniſterium, kehrte, in ſofern die Tories die Oppoſition des neuen aus der Whigpartei gebildeten Miniſterium abgaben, zu jenen zurück und zeichnete ſich beſonders als Gegner der Parliamentsreform 1831 aus. Ungeachtet P. nach der Niederlage des Whigminiſterium im Oberhauſe im Mai 1832 den Antrag erhielt, in das neue Miniſterium zu treten, lehnte er dennoch, vielleicht weil er die Macht der Volkspartei nicht verkannte und die zunehmende Schwäche der Torys vorausſah, jedes öffentliche Amt ab und wirkte nur noch als Mitglied des Unterhauſes im Geiſte der Torypartei. Doch eben war er auf einer Reiſe in Italien begriffen, als im Nov. 1834 das Miniſterium Melbourne entlaſſen ward und Wellington den Auftrag erhielt, ein neues zu bilden. Jetzt trat er auf deſſen Einladung an die Spitze deſſelben als Lord der Schatzkammer (den 27. Dec. 1834). Er erklärte ſich zwar für eine gerechte Reform, löſte aber ſchon den 30. Dec. das Parliament auf. Das neue Parliament, das im Februar zuſammentrat, ward anfangs durch freundliches Entgegenkommen gewonnen und mehrere Bills gingen durch; doch die iriſche Zehntenfrage ward die Klippe, an welcher auch P. ſcheiterte; er gab den 8. April 1835 ſeine Entlaſſung ein, mit welcher

Digitized by Google

er ſelbſt die ehrendſte Huldigung ſeiner Gegner empfing, und trat wieder als Mitglied in das Unterhaus ein, in welchem er gegenwärtig ſeine Grundſätze mit feuriger Beredtſamkeit vertheidigt. 64.

Pegaſus, das geflügelte Roß der griechiſchen Mythologie, entſprang, als Perſeus die Meduſa tödtete, aus dem blutigen Haupte derſelben an den Quellen (πηγαὶ) des Oceans und flog darauf gleich zum Sitze der Unſterblichen empor, wo es in Zeus' Palaſte wohnt und den Donner und Blitz trägt. Nach Pindar ſchwärmte der P. wild und unbändig in Korinth bei den Quellen der Pyrene herum, bis ihn Bellerophon durch einen goldenen Zügel, den er im Schlafe von der Pallas empfangen hatte, zähmte und ihn auf ſeinen Heldenzügen ritt; aber als er ſich mit ihm dem Sitze der Götter nähern wollte, durch eine vom Zeus geſandte Bremſe, die den P. raſend machte, abgeworfen ward. Zeus ſchenkte ihn dann der Eos. Die ſpätere Zeit erzählt noch, daß bei dem Wettſtreite der Muſen und Pieriden, wo Alles um ſie her ſich belebte, ſo daß ſelbſt der Berg Helikon zu ihren Füßen hüpfte, der erzürnte Neptun den P. geſandt und dieſer durch das Stampfen mit ſeinem Hufe Alles wieder in das ruhige, ſanfte Gleis gebracht, aber den Dichterquell Hippokrene (ſ. d. Art.) hervorgerufen habe. Überhaupt wird er als Attribut Apollo's, der Muſen und der Dichter erwähnt. (Über die Deutung der Mythe ſ. Böttiger's „Vaſengemälde", Bd. 1. S. 209.) 11.

Pegaſus iſt ein nur mit dem Vordertheile in verkehrter Stellung am Himmel ſtehendes großes Sternbild von 89 Sternen zwiſchen dem Waſſermanne, den Fiſchen, der Andromeda und dem Schwane, leicht kenntlich an einem ſchönen Vierecke, das durch Markab, Algenib, Scheat und den Kopf der Andromeda formirt wird. 13.

Pegnitzorden, ſ. Blumenorden.

Pegu, ſ. Birma.

Pehlewi, ſ. Perſiſche Sprache.

Peinlich, lat. criminalis; franz. criminel; engl. criminal, bezeichnet die Eigenſchaft, vermöge deren etwas Gegenſtand des Criminalrechts, der peinlichen Gerichtsbarkeit, des peinlichen (Straf-) Rechts iſt. Das letztere, jus criminale, iſt derjenige Theil des öffentlichen Rechts, welcher die Geſetze über Verbrechen, ſo wie deren Unterſuchung und Beſtrafung in ſich begreift und zerfällt wie das Recht überhaupt (ſ. d. Art.) in natürliches und poſitives, gemeines und beſonderes. Die Geſchichte des deutſchen Criminalrechts zerfällt in Rückſicht auf Geſetzgebung in drei Perioden, die ältere, welche die veralteten nur in einzelnen Territorien gültigen Strafgeſetze umfaßt, die mittlere, in welcher die erſte Rechtsgeſetzgebung, die peinliche Halsgerichtsordnung Karl's V. (ſ. d. Art.), erſchien, und die neueſte, wo nur in einzelnen deutſchen Staaten beſondere Criminalgeſetze gegeben worden ſind. Betrachten wir die Criminalgeſetzgebung anderer Staaten, ſo verdienen in neuerer Zeit beſonders die engliſche, die toscaniſche unter Leopold II., die franzöſiſche unter Napoleon (Code pénal), die öſtreichiſche und preußiſche bemerkt zu werden. In Deutſchland hat neuerdings Baiern einen neuern Criminalcoder erhalten und das Königreich Sachſen erwartet beim nächſten Landtage ein ſeit Jahrzehnden verheißenes neues, den Zeitverhältniſſen angemeſſenes Criminalgeſetzbuch. In der Geſchichte der Wiſſenſchaft des Criminalrechts nimmt man ebenfalls drei Perioden an; die erſte bis Ende des XVII. Jahrh., in welcher das Criminalrecht wiſſenſchaftlich ganz vernachläſſigt und ſelbſt die Frage über das Recht zu ſtrafen ununterſucht gelaſſen wurde, weil die oberſte Staatsgewalt als von Gott hergeleitet dieß Recht ohne Störung ausgeübt hatte; die zweite Periode bis zum Ende des XVIII. Jahrh., wo das Criminalrecht als ein ſelbſtſtändiger Theil der Rechtswiſſenſchaft betrachtet und theils philoſophiſch behandelt, aber auch mehr zu einem der Geſetzgebung ſelbſt entgegenlaufenden Gerichtsbrauche herabge-

ſetzt wurde, wozu die Schriften von Voltaire, Montesquieu, Filangieri, Beccaria, von Globig, Huſter, Paſtoret, welche eine Menge Strafrechtsſyſteme aufſtellten oder doch veranlaßten, nicht wenig einwirkten. Mit dem Schluſſe des XVIII. Jahrh. und der Anſicht Feuerbach's, welcher das poſitive Recht wieder zu ſeinem Anſehen erhob, beginnt die dritte noch jetzt dauernde Periode, deren Grundcharakter vorzüglich darin beſteht, daß die Willkühr der Gerichte beſchränkt, die Criminalgeſetzgebung auf ein genaueres Syſtem gebaut und das Strafrecht mit Sorgfalt auf feſtere Gründe zurückgeführt wird. Noch gedenken wir der hauptſächlichſten Syſteme in Betreff des Zweckes der Strafen. Vorherrſchend ſind das Erziehungs- oder pädagogiſche Syſtem, welches durch die Strafe Erziehung und Beſſerung des Menſchen beabſichtigt und das Syſtem der phyſiſchen Abſchreckung, auch das Präventionsſyſtem genannt, wonach man den Zweck der Strafen darin findet, daß durch deren Anſchauung Andere von Verbrechen abgehalten werden ſollen. Weiter gibt es bei den philoſophiſchen Criminalrechtslehrern das Wiedervergeltungsſyſtem oder das Syſtem abſoluter Strafgerechtigkeit, das den Grundſatz befolgt, es müſſe Jedem geſchehen nach dem was er gethan, daher auf Verbrechen Strafe folgen müſſe; das Syſtem des Abbüßungsvertrags, das ſich auf einen gleichſam vom Verbrecher mit dem Staate abgeſchloſſenen Vertrag gründet, ſei es nun, daß dieſer der allgemeine Bürgervertrag oder ein beſonderer Vertrag iſt, um den rechtlos gewordenen Verbrecher nicht einer unbeſchränkten Willkühr Preis zu geben; das Syſtem des moraliſchen Schadenerſatzes, weil jedes Verbrechen einen Reiz zu neuen Verbrechen erzeugt und dieß der Moralität der Menſchheit nachtheilig ſei; endlich das Nothwehrſyſtem, indem man annimmt, es entſtehe durch die Verübung eines Verbrechens für das Fortbeſtehen des Staats Gefahr, die durch Strafen von demſelben abgewendet werden müſſe. Die Schriften eines Feuerbach, Grolmann, Tittmann, Henke, Erhard, Martin, Roßhirt ſind für den, welcher ſich über die neuere Fortbildung des Criminalrechts näher unterrichten will, beſonders wichtig. — Peinliches Gericht, Criminalgericht, Strafgericht (judicium criminale, poenale) wird der Verein derjenigen Perſonen genannt, welcher die Criminalgerichtsbarkeit unter Auctorität des Staats ausübt. Die Perſonen ſind gewöhnlich der Criminalrichter, der Criminalgerichtsſchreiber oder Actuarius und die Schöppen, Beiſitzer (scabini), welche drei Perſonen „die beſetzte Gerichtsbank" heißen und bei Unterſuchung größerer Verbrechen ſo nöthig ſind, daß ohne ihre Anweſenheit dabei die Unterſuchung ſelbſt nichtig oder doch nicht zur geſetzlichſtrengen Beſtrafung des Verbrechers hinreichend iſt. Zu den weniger weſentlichen Perſonen des Criminalgerichts gehören die Gerichtsdiener, Frohne, Wächter, Aufſeher und der Scharfrichter. Noch iſt zu bemerken, daß nach den meiſten deutſchen Criminalgeſetzgebungen bei bedeutenderen Verbrechen das Erkenntniß nicht auch vom Unterſuchungs-, ſondern von einem höheren Gerichte gefällt wird, während da, wo Öffentlichkeit des Verfahrens nnd Geſchworenegerichte eingeführt ſind, vom unterſuchenden Gerichte zugleich das Strafurtheil geſprochen zu werden pflegt. Die peinliche Gerichtsbarkeit, Criminalgerichtsbarkeit, Strafgerichtsbarkeit (jurisdictio criminalis, poenalis) bedeutet das Recht, begangene Verbrechen zu unterſuchen und zu beſtrafen; im engern Sinne beſchränkt ſie ſich auf eigentliche Criminalverbrechen und kommt dann auch unter der Bezeichnung Blutbann, Zentgerechtigkeit, Malefizrecht, Vogteigericht, Halsgericht, Obergericht vor. Sie wird wie die jurisdictio (Gerichtsbarkeit) überhaupt in eigene (patrimonialis) oder aufgetragene (mandata, administratoria), in dingliche (realis) und perſönliche (personalis), ordentliche und außerordentliche oder ordinaria und extraordinaria, delegata eingetheilt. Dieß ſind wenigſtens die gewöhnlichſten und am häufigſten vorkommenden Eintheilungen; ungewöhnlicher iſt die

Digitized by Google

in Pfalzgerichte und Zaun- oder Binnengerichte, wenn die Criminalgerichtsbarkeit entweder blos die Perſonen betrifft, die in dem beſtimmten Gerichtsbezirke wohnen, oder außerdem Alle, die in demſelben ein Verbrechen begehen. — Criminalproceß (ſ. d. Art. Proceß). — Peinliche Koſten, Criminalkoſten (expensae criminales) ſind die durch Unterſuchung und Beſtrafung eines Verbrechens entſtandenen Koſten, die, wenn es zu letzterer kommt, von dem Verbrecher oder aus deſſen Nachlaſſe zu entrichten oder aber vom Fiscus des Staats oder der Criminalbehörde zu übertragen ſind. Sie zerfallen in allgemeine und beſondere, jene, die zur Ausübung der Criminaljuſtiz überhaupt nöthig, dieſe, die durch eine einzelne Criminalunterſuchung veranlaßt ſind; in Criminalproceßkoſten, die durch die Unterſuchung des Verbrechens, und in ſolche, welche durch Entſcheidung und Strafvollziehung herbeigeführt werden; in gerichtliche (judiciales) und außergerichtliche (extrajudiciales), wenn ſie dem Gerichte oder andern bei dem Criminalverfahren beſchäftigt geweſenen Perſonen, wie Ärzten, Zeugen, Defenſoren, zu entrichten ſind. Die Bedeutung des Wortes Criminal oder Criminell in den Zuſammenſetzungen Criminalacten, Criminalfond, Criminalhoheit, Criminalphyſikus, Criminalſachen, Criminalſtrafe, Criminalverfahren, Criminalverjährung iſt nach dem Ebengeſagten auch ohne Erklärung leicht zu finden und nur noch zu erwähnen, daß man unter dem Worte „Criminaliſt" einen Kenner oder Lehrer des peinlichen Rechts verſteht. 64.

Peins (Gregor), häufig, obwohl irrthümlich, auch Georg Pentz oder Pens genannt, verdient unter den Malern des XVI. Jahrh. beſondere Aufmerkſamkeit. Geboren im Jahre 1500 zu Nürnberg erhielt er den erſten Unterricht von Dürer und ging hierauf nach Italien, wo er durch das Studium der Raphaelſchen Meiſterwerke ſeine Ausbildung vollendete. Später kehrte er nach Deutſchland zurück und ließ ſich in Breslau nieder. Hier ſtarb er im Jahre 1550. — Unter ſeinen Arbeiten, die ſich vorzüglich durch ſorgfältige Ausführung, geiſtreiche Auffaſſung und Wahrheit des Colorits auszeichnen, bewundert man außer 3 in der münchener Gallerie befindlichen Gemälden, Tarquinius und Lucretia, der Tod der Lucretia und das Bildniß des Alchymiſten Jamnitzer, beſonders zwei Staffeleigemälde, welche die wiener Gallerie beſitzt und von denen das eine einen Heiland am Kreuze mit der heiligen Magdalena und der Maria und das andere einen Mann in dunklem Pelzmantel darſtellt. Gleich geſchickt war P. auch als Kupferſtecher und Kenner ſchätzen die Blätter, welche er in Italien zugleich mit Raimondi nach Raphael'ſchen Originalen geſtochen hat, ſehr hoch, mehr aber noch die kleinen Stiche, welche er nach eigenen Zeichnungen arbeitete. Dieſe werden ſowohl wegen der Manier, als auch wegen ihrer Correctheit für Meiſterwerke gehalten. 36.

Peipusſee oder das **tſchudiſche Meer**, ein tiefer und fiſchreicher See, liegt zwiſchen den ruſſiſchen Statthalterſchaften Liefland, Eſthland, Pſkow und St. Petersburg, hat eine Länge von 18 und eine Breite von 6 M., die aber im Süden immer geringer wird, und heißt hier, ſo weit er in die Statthalterſchaft Pſkow eindringt, der See von Pſkow. Seine Ufer ſind flach und waldig. Durch die Narowa ſteht er im Norden mit dem finniſchen Meerbuſen in Verbindung, im Weſten durch die Embach mit dem Wirzſee und auf ſolche Weiſe mit dem pernauer Buſen. Unter den wenigen Inſeln, von denen ſeine Oberfläche unterbrochen wird, iſt Porka in öſtlicher Richtung von Dorpat die umfangsreichſte. 35.

Peiresc (ſpr. Pärec) (Nicolas Claude Fabri de), ein merkwürdiger franzöſiſcher Literat, Kunſt- und Alterthumskenner, geb. am 1. Dec. 1580 zu Beaugenſier in der Provence, zeigte ſchon als Kind eine ſeltene Begierde nach Büchern, erhielt ſpäter in Brignole und Avignon, dann zu Tournon ſeine wiſſenſchaftliche Ausbildung, beſuchte hierauf Italien, ſtudirte nach ſeiner Rückkehr von dort zu Montpellier die Rechte, bereiſte hierauf England und Holland und ward endlich

nach mehrjähriger Abweſenheit Parliamentsrath zu Aix. Die Pflichten ſeines Amtes als Nebenſache betrachtend widmete er fortan ſeine ganze Lebenszeit wiſſenſchaftlichen Beſchäftigungen, und zwar mit einem Eifer und einer Uneigennützigkeit, welche kein Opfer ſcheute, wenn es galt irgend ein wichtiges Reſultat zu erlangen. Dabei umfaßte er mit gleichem Fleiße und Erfolge faſt alle Disciplinen; er war Archäolog, Philoſoph, Sprach- und Naturforſcher, Aſtronom ꝛc., kurz, keine Wiſſenſchaft blieb ihm fremd; überdieß ſtand er mit den berühmteſten Gelehrten des In- und Auslandes in Correſpondenz und unterhielt in Aſien, Afrika und Amerika Agenten, welche ihm literariſche und naturhiſtoriſche Seltenheiten, Alterthümer ꝛc. zuſenden mußten. Seine Sammlungen waren daher eben ſo vollſtändig als ausgeſucht, weßhalb ihn die berühmteſten Gelehrten in ſchwierigen Fällen um Rath und Belehrung angingen. Sein botaniſcher Garten in Beaugenſier wurde damals nächſt dem königlichen und den zu Montpellier für den vorzüglichſten in Frankreich gehalten und ſein auf ſeinem Hauſe angebrachtes Obſervatorium enthielt die koſtbarſten Inſtrumente. Alles, was auf Wiſſenſchaft Bezug hatte, intereſſirte ihn; bald ſtellte er Unterſuchungen über das Weſen der Kometen an, bald vertiefte er ſich in die Geheimniſſe der Phyſik, trieb Geologie, ſtellte neue Gedanken über die Theorie der Winde und die Formation der Steine auf ꝛc. Doch dieſen unaufhörlichen Beſchäftigungen erlag endlich ſein Körper in unheilbarer Krankheit. Er ſtarb in den Armen ſeines Freundes Gaſſendi am 24. Juni 1637. — Im Druck ſind nur einige ſeiner unbedeutendſten Arbeiten erſchienen, das Übrige iſt mit theilweiſer Ausnahme ſeiner Correſpondenz (er hinterließ mehr als 10000 Briefe) Manuſcript geblieben und findet ſich eben ſo wie ſeine übrigen wiſſenſchaftlichen Schätze zerſtreut in Bibliotheken und Sammlungen. 22.

Peiſchwah (Miniſter, verwandt mit dem perſiſch-türkiſchen Paſcha) war der Titel, den der Stifter des Reichs der Punahmahratten (ſ. Maharatten) beibehielt, das aber ſeit 1818 ebenfalls aufgelöſt und den Engländern unterworfen iſt. 30.

Peking (der nördliche Hof) oder **Tſchung-tieng-fu**, Hauptſtadt des chineſiſchen Reiches und Reſidenz des Kaiſers in der Provinz Tſchi-li, nach Jeddo die größte Stadt der Erde, liegt unter 39° 54′ N. Br. in einer großen Ebene, 28 M. von der großen Mauer entfernt und hat ohne die Vorſtädte einen Umfang von 15400 Toiſen. P. beſteht aus zwei durch eine Mauer getrennten Städten: im Norden aus der ſogenannten King-tſchhing oder Kaiſer-, auch Mogolenſtadt genannt, weil ſie von Mogolen erbaut wurde, welche jetzt von Mandſchu bewohnt wird und ein vollkommenes Viereck bildet; im Süden aus der Lao-tſching (alten Stadt) oder Wai-lo-tſching, auch Chineſenſtadt genannt, welche ein längliches Viereck bildet; ferner aus 12 Vorſtädten, wovon die beiden Städte allein 4¼ M. im Umfange haben, aber auch Seen, Felder und Sümpfe einſchließen, und zählt 10000 Paläſte, 1300000 Einw., 16 Thore, 33 Tempel, 2 römiſch-katholiſche Klöſter, 1 griechiſche Kirche, 1 ruſſiſch-griechiſches Kloſter (deſſen Archimandrit und 8 Mönche, gewöhnlich aus den Zöglingen der ruſſiſchen Seminarien erwählt, alle 13 Jahre wechſeln), 8 öffentliche Altäre, 1 Moſchee und 6 Begräbnißorte der vorigen Landesherren. Beide Städte ſind von 40 F. hohen Mauern umgeben. Die 9 Thore der Tartarenſtadt haben keine Verzierungen, aber mehrſtöckige Thürme von großartigem Anſehn. Vor jedem Thore iſt eine mehr als 360 F. weite abgeſtochene Ebene, von einer halbkreisartigen Mauer umgeben, die einen Waffenplatz bildet. Die Straßen von King-tſchhing ſind ſehr lang, breit, ſchnurgerade und ſehr rein; die Hauptſtraßen ſind 20 Toiſen; die, welche Tſchhang-ngan-kai (Straße der immerwährenden Erholung) heißt, iſt 30 Toiſen breit. Die Häuſer ſind ſehr niedrig, haben öfters nur ein Stockwerk und ſind häufig ſchlecht angebaut. Aber die Pracht und Mannigfaltigkeit der Waaren in den Läden, ihre Schilder und Gie-

bel, glänzend durch vergoldete Bildwerke, ergötzen in mehrern Stadtvierteln das Auge. Die Straßen und Häuſer der Chineſenſtadt ſind in allen Verhältniſſen viel geringer, als die der Tartarenſtadt. In den meiſten Häuſern, in allen Läden, ſogar in dem Kaiſerpalaſte ſind die Wände mit Denkſprüchen der Weiſen und Dichter behangen. Bei den Reichen ſind Thüren und Verſchläge von koſtbarem Holze und mit Bildwerken geſchmückt. Die Dächer der kaiſerlichen Häuſer und Tempel haben gelbe, die der Mandarinen grüne und die der übrigen Einwohner graue Ziegel, und anſtatt des Glaſes haben alle Gebäude überall Papier in den Fenſtern. Die Tartarenſtadt beſteht aus drei einander einſchließenden Städten mit beſonderen Umgrenzungen. Der innere umgrenzte Raum bildet den Kaiſerpalaſt oder Tſu-kin-tſchhing, vielleicht die größte Fürſtenwohnung auf Erden. Der Umfang des eigentlichen Palaſtes, der eine Art längliches Viereck bildet, beträgt 1776 Toiſen. Er iſt von ſtarken Mauern umgeben, die von Ziegelſteinen aufgeführt und mit gelben Dachſteinen bedeckt ſind. An jedem der 4 Thore iſt ein großer und hoher Pavillon; ähnliche Pavillons ſind auch an den 4 Ecken der Umgrenzung. Ein breiter mit Bruchſteinen gefütterter Graben umgibt ihn. Das Innere des Palaſtes bildet eine Reihe Höfe, die von Säulen, großen Zimmern und Gemächern umgeben ſind. Unter den zahlreichen dieſen Palaſt bildenden Gebäuden ſind zu bemerken: das dritte Thor, Tuan-men genannt; die beiden Tempel, Thaï-miao, wo den Ahnen der Mandſchukaiſer eine religiöſe Verehrung zu Theil wird, und Schetſu-tnan, dem Gotte der Fruchtbarkeit, geweiht; das ſchöne Thor im Süden (U-men), der Hof des Thai-ho-tian (große Einheit), rechts und links von Thoren, Säulenhallen und Gallerien umgeben, die von Balkonen geziert und von Säulen getragen werden; der prächtige Saal des Thai-ho-tian, in dem der Kaiſer auf ſeinem Throne die Großen ſeines Reiches und die fremden Geſandten empfängt; endlich der eigentlich für den Kaiſer beſtimmte Theil, die „Wohnung des lauteren Himmels" genannt, der höchſte, reichſte und prächtigſte von allen; hinter ihm iſt der Kaiſergarten. In dem Huang-tſchhing, dem äußern Palaſte, der die zweite Umgrenzung bildet, ſind andere viel größere Gärten mit großen gegrabenen Seen; der ſchöne Tempel des Fo mit einer hundertarmigen 60 F. hohen Goldbronzeſtatue dieſes Gottes; der große mogoliſche Tempel des Sung-tſchhu-ſzu, der von dem Kutuchtu, dem erſten der drei Oberprieſter der Lamareligion, bewohnt wird und neben dem die Druckerei für die tibetiſchen Gebetbücher iſt. Auch in dem Huang-tſchhing ſind prachtvolle Abtheilungen, die vom Kaiſer Khian-lung erbauten Schauſpiel- und Concertſäle und die 5 künſtlichen Hügel, von denen der King-ſchan oder der rückſtrahlende Berg der höchſte iſt. Im Allgemeinen iſt dieſer Theil von Leuten, die zum Hofe gehören, bewohnt; doch findet man auch Kaufleute daſelbſt, welche ihre Läden hier haben. Hier ſteht ein ungeheurer Palaſt, der von einem Canale umgeben iſt, über den eine Brücke aus ſchwarzem Jaspis von ganz außerordentlicher Bauart führt; nach Peter Magelhaens bildet ſie einen Drachen, deſſen Füße die Pfeiler ſind. In dem dritten Theile der Kaiſerſtadt ſind die Tempel oder Miao, die Gerichtshöfe und überhaupt alle öffentliche Gebäude mehr oder minder merkwürdig; ferner der berühmte Tempel des Tiwang-miao, wo in Rahmen die Namen der chineſiſchen Kaiſer angebracht ſind, von Fo-hi, dem Reichsgründer, bis zur jetzigen Dynaſtie der Tſing; zwei große hölzerne Triumphbogen, die bemalt und vergoldet ſind, bilden den Eingang. Ein anderer nicht minder bemerkenswerther Tempel iſt der in der Kaiſerſchule, in welchem dem Confucius im Namen des ganzen Reichs Ehrenbezeigungen und Blutopfer dargebracht werden. Der Saal iſt im Hintergrunde des zweiten Hofes und enthält in einem Rahmen die Inſchrift: „Stätte, an der man den alten und ſehr weiſen Meiſter Confucius verehrt." Etwas nach vorn ſind die Rahmen des Meng-tſeu und ſeiner drei vorzüglichſten Schüler, welche als Weiſe zweiter Claſſe betrachtet werden. Noch mehr

Digitized by Google

nach vorne ſind die Rahmen von zehn andern ſeiner Schüler, die als Weiſe dritter Claſſe betrachtet werden. Endlich ſtehen noch in den Sälen um denſelben Hof die Rahmen von 97 durch Weisheit und Tugend berühmten Perſonen. Zu beiden Seiten des Einganges in dieſen Tempel ſtehen 2 Pay=ſang oder Triumphbogen, deren Beſtimmung es iſt, das Andenken von Perſonen beiderlei Geſchlechts zu ehren, welche ſich durch Tugend, Wiſſenſchaft oder wichtige Staatsdienſte ausgezeichnet haben. In dieſem Theile befinden ſich auch die Gebäude der ruſſiſchen Miſſion. Die merkwürdigſten Orte der Wai=lo=tſchhing oder Chineſenſtadt ſind: der Himmelstempel oder Thian=than, von 2664 Toiſen im Umfange, wo an jedem Winterſolſtitium der Kaiſer ein Opfer darbringt. Die Haupttheile ſind: ein kreisförmiger Tempel, der den Himmel vorſtellt; den innern Raum nimmt ein großer mit 82 Säulen geſchmückter Saal ein; Gold und Azur blenden von allen Seiten; das Dach hat 3 Stockwerke, von denen das oberſte himmelblau, das mittlere gelb und das untere grün iſt; die Dachſteine ſind gefirnißt. In einem andern Tempel, der runde Saal genannt, werden die mit dem Namen des herrſchenden Himmelsfürſten beſchriebenen Rahmen aufbewahrt; er iſt ein maſſives dreiſtöckiges Rundgebäude mit prachtvollen Treppen und Nebentheilen; wo in einem runden Zelte der Rahmen des Schang=ti aufbewahrt wird, vor dem der Kaiſer opfert. Endlich der Tſchaï=kung oder der Palaſt der Zurückgezogenheit und Buße. Hier wohnt der Kaiſer während der 3 Faſtentage, in denen er ſich zu den Opfergebräuchen vorbereitet; 500 Spielleute ſind bei dieſem prachtvollen Tempel in Dienſt und haben hier ihre Wohnung; der Sian=nong=than oder der Tempel des Erfinders des Ackerbaues, liegt weſtlich von Thian=than, ebenfalls mit einer hohen Mauer umgeben, deren Umfang 1776 Toiſen beträgt. Hierher kömmt der Kaiſer jeden Frühling, um hier zu pflügen und dem Himmel ein Opfer zu bringen.— In einer der Vorſtädte im Norden der Tartarenſtadt liegt der prachtvolle Tempel Ti=than, von faſt 200 Schritt im Gevierten. Bewundernswerth iſt hier vor Allem der eigentliche Tempel oder viereckige Saal und der Altar, vor dem der Kaiſer der Tugend der Erde opfert. Anführungswerth iſt noch, daß es in mehrern Stadttheilen Glocken gibt, um des Nachts die Stunden anzuzeigen. Die 7 Hauptglocken ſind ſich einander gleich; eine jede iſt, nach Peter Verbieſt, ohne den Henkel, welcher 3 Fuß mißt, 12 F. hoch und hat 11 F. im mittleren Durchmeſſer, 40 F. im Umfange und ein Gewicht von 120000 Pfund. Sie haben eine längliche Kegelgeſtalt und werden mit einem hölzernen Hammer geſchlagen. An wiſſenſchaftlichen Anſtalten hat P. das Han=lin=juan oder den Ausſchuß für chineſiſche Geſchichte und Literatur. Von dieſem hängen alle Gelehrte, alle höhere und niedere Schulen Chinas ab; er wählt und ernennt die Richter und Prüfungsbehörden für die Gebildeten, ehe ſie die höhern Würden erlangen; das Geſetz erkennt ihm die Erziehung des Thronerben zu; er iſt beauftragt, die allgemeine Landesgeſchichte zu ſchreiben und nützliche Bücher herauszugeben; das Kuetſu=kian oder die Kaiſerſchule, an der mehrere Profeſſoren Chineſiſch und Mandſchu lehren; eine Sternwarte, welche nur ein gewöhnlicher Thurm und 1279 erbaut iſt. An ihr arbeitete der Pater Verbieſt, ein geſchickter Aſtronom und Vorſteher des mathematiſchen Ausſchuſſes, welcher 1673 neue aus Bronze und prachtvoll verzierte Inſtrumente verfertigen ließ und das ſchönſte Werk darunter eine Himmelskugel von 6 F. im Durchmeſſer und 2000 Pfund Gewicht. Hier werden auch die ſchönen Inſtrumente aufbewahrt, welche der König von England dem Kaiſer Khian=lung 1793 geſchenkt hat; ferner eine aſtronomiſche Akademie, vorzüglich für Anfertigung des Kalenders, deſſen Verfaſſer Miſſionairs (jetzt noch drei) ſind; eine Druckerei, in der die beſten und vorzugsweiſe geſchichtliche Werke herauskommen, welche die Buchhändler in P. und andern Städten für einen von der Regierung feſtgeſetzten Preis verkaufen. In dieſer Druckerei erſcheint auch alle 2 Tage eine Zeitung, worin alle Befehle des Hofes veröffentlicht werden.

10*

Digitized by Google

Auch gibt es eine medicinische Geſellſchaft mit der Oberbehörde der Ärzte, ein Findelhaus, eine Pockenimpfungsanſtalt und mehrere wohlthätige Anſtalten. Die öffentlichen Schulen ſind ſehr zahlreich und die kaiſerliche Bibliothek iſt die größte außerhalb Europa, denn ſie hat 300000 Octavbände; auch iſt die kaiſerliche naturgeſchichtliche Sammlung, an der Pater Grimaldi und andere Jeſuiten gearbeitet haben, ſehr merkwürdig. Selbſt an Theatern fehlt es nicht; denn es gibt in P. mehrere derſelben und der Hof hat nach Klaproth ein ſtehendes Theater. Man trifft hier alle Arten von chineſiſchen Manufacturen und hier iſt Alles zu haben, was China Großes und Schönes hat. Die Polizei, beſtehend aus 12000 Mann, welche lange Peitſchen führen, womit ſie das Volk im Zaume halten, iſt ſo gut, daß man ſelten von Mord oder andern Verbrechen hört; überdieß ſteht in P. eine Garniſon von 80000 Mann, Mandſchuren, Mogolen und Chineſen. P. ſteht mit dem großen Kaiſercanale in Verbindung und hat dadurch eine leichtere Zufuhr von Lebensmitteln und einen lebendigen Handel gewonnen. Bei jedem Thore ſtehen geſattelte Eſel für den Staatsdienſt; auf ihnen eilt man von einem Thore zum andern und befördert minder ſchwere Laſten. — Etwa 6 Meilen von der Stadt liegt bei Haï-ti-an das Yüan-ming-yüen, d. h. der runde und glanzvolle Garten, die prachtvolle kaiſerliche Sommerreſidenz, berühmt durch ſeinen großen herrlichen Park, auf deſſen Unterhaltung jährlich über eine 1 Million verwendet wird. 71.

Pelagius war ein aus Irland ſtammender Mönch, welcher mit ſeinem Freunde und Schüler Cöleſtius gegen Ende des IV. Jahrh. in Rom wiſſenſchaftlichen Studien und der Beförderung mehr ſtrenger Sittlichkeit überhaupt, als dem anachoretiſchen Mönchthume lebte und durch ſeine Lehre von der willensfreien ſittlichen Menſchennatur der Urheber des nach ihm benannten pelagianiſchen Streites ward. Der Punkt, um den ſich dieſer ganze Streit bewegte, war die anthropologiſche Frage: ob das Princip des Guten und des Böſen, der Wahrheit und des Irrthums, von Außen ſtamme oder in der Menſchennatur ſelbſt begründet ſei. Während Auguſtinus das von Außen ſtammende Gute auf den heiligen Geiſt, das Böſe auf den Satan und Adams Fall zurückführte, führte P. das im eigenen Selbſt begründete Böſe und Gute auf freien Mißbrauch oder Gebrauch der natürlichen Kraft zurück und behauptete, daß weder durch Adam's Sündenfall die menſchliche Natur völlig verſchlechtert ſei, noch die Schuld Adam's deſſen Nachkommen zugerechnet werde, indem dieß als Zurechnung einer fremden Schuld mit der Gerechtigkeit Gottes ſtreiten würde; daß alſo der Menſch durch die Kraft ſeines Willens auch außerhalb des Chriſtenthumes zum Guten oder zur Tugend fähig ſei und der göttlichen Gnade würdig, aber durch die Kirche in ſeiner Beſſerung gefördert und einer höheren Seligkeit im Reiche Chriſti theilhaftig werde. — Als im Jahre 411 P. ſich mit Cöleſtius nach Afrika und Erſterer ſehr bald von da nach Paläſtina begeben hatte, erhob ſich in dieſen zwei Ländern der Streit und wurde von den zwei größten lateiniſchen Kirchenlehrern, Auguſtinus und Hieronymus, geführt. Aber eine Synode zu Jeruſalem (415) unter dem Biſchofe Johannes verweigerte die Verdammung des P. und eine andere zu Dioſpolis (415) ſprach den aufs Neue Angeklagten völlig frei. Die Afrikaner dagegen ſetzten dem Ausſpruche der Paläſtinenſer die Synoden zu Carthago und Mileve (416) entgegen, welchen Innocenz I. beitrat. Sein Nachfolger Zoſimus aber (417) nahm die Pelagianer anfangs in ſeinen Schutz, verdammte ſie jedoch nachher (418), als die afrikaniſche Kirche und der kaiſerliche Hof dieſe Verdammung forderten. 19 italieniſche Biſchöfe als Pelagianer entſetzt und verwieſen flüchteten meiſt nach Conſtantinopel, wo Neſtorius ſie aufnahm. Aufrecht erhielt noch die ſinkende Sache des P., welcher um das Jahr 420 ſtarb, einer eben dieſer Vertriebenen, Julianus von Eclanum in Apulien, der bedeutendſte und entſchiedenſte pelagianiſche Schriftſteller. Auch an den Mönchen zu Adrumetum (in Afrika) und zu Maſſilia (in Gallien), beſonders an

Johannes Caſſianus, fand Auguſtinus eifrige Vertheidiger des von ihnen gemilderten Pelagianismus (Semipelagianismus). Nichts deſtoweniger erfolgte deſſen Verdammung auf der allgemeinen Synode zu Epheſus (431). Der Streit aber erneuerte ſich in verſchiedenen Geſtalten und Namen, wie im Semipelagianismus, im Prädeſtinatianismus des Mönches Gottſchalk und im Molinismus. Vergl. Wigger's „Pragmatiſche Darſtellung des Auguſtinismus und Pelagianismus" (1. Thl. Berl. 1821. 2. Thl. Hamb. 1833); Lentzen „De Pelagianor. doctrinae principiis" (Colon. 1833). 63.

Pelagius, Päpſte. — **P. I.** (555—560), früher Archidiakonus der römiſchen Kirche und Apocriſiarius im Oriente, vom Kaiſer Juſtinian ſehr geſchätzt, wurde nach Vigilius' Tode (555) auf den päpſtlichen Stuhl erhoben. Vorher Anhänger der ſogenannten drei Capitel (ſ. d. Art.) verdammte er jetzt dieſelben und erkannte die kaiſerliche Synode vom Jahre 553 an. Aber ein großer Theil der abendländiſchen Biſchöfe widerſetzte ſich, trennte ſich jetzt von der römiſchen Kirche und verabſcheute den Pelagius als einen Irrlehrer. Dieſer ſtarb im Jahre 560. Von ſeinen (15) Briefen iſt der an den Frankenkönig Childebert merkwürdig. — **P. II.** (578—590) wurde nach Benedict I. zum Papſte erwählt, als Rom von den Lombarden eingeſchloſſen war; daher er noch vor der kaiſerlichen Beſtätigung ordinirt ward. Als Gegner der drei Capitel ging ſein Hauptbeſtreben dahin, diejenigen Biſchöfe, welche noch nicht in die Verdammung derſelben gewilligt hatten, auf ſeine Seite zu bringen, wobei er, obwohl vergeblich, Liſt und Gewalt anzuwenden verſuchte. Eben ſo vergebens war ſein Eifer gegen die dem Patriarchen von Conſtantinopel auf einer daſelbſt gehaltenen Synode ertheilte Beſtätigung des Titels eines ökumeniſchen Biſchofes. Er ſtarb 590 an der Peſt, die unter ihm in Rom herrſchte. 63.

Pelargonien ſind Kräuter oder Strauchgewächſe, welche die Gattung **Pelargonium** (ehedem **Geranium africanum** genannt) in der Familie der Geranien oder Storch- oder Kranichſchnabel begründen, vorzüglich auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung wachſen und ſich beſonders durch ihre ſchönen Blüthen, die unter verſchiedenartigen Farben vorkommen, auszeichnen; daher man ſie auch ſehr häufig in Gärten zieht, was beſonders von dem Roſenkraute, Roſenkranichſchnabel, Roſengeranium und dem Muscatkraute gilt. Die Familie der Geranien, der ſie angehören, führt dieſen Namen wegen der Ähnlichkeit ihrer Frucht mit dem Kopfe eines Kranichs (griech. γέρανος) und P. von πελαργός, Storch. Linné begriff unter dem Namen Geranium alle damals bekannten Arten der Geranien mit 10 fruchtbaren oder zum Theil unfruchtbaren Staubfäden, regelmäßiger oder unregelmäßiger Blume, ſo daß nur die Gattung **Monsonia** davon ausgeſchloſſen blieb. Allein nachdem l'Heritier die Trennung der Gattung in **Pelargonium**, **Erodium** und **Geranium** vorgenommen hat, bleibt für die Geranien folgender Charakter: ein Kelch aus 5 gleichen Blättchen beſtehend; die 5 gleichen Corallenblätter umgeben 10 fruchtbare Staubfäden, von denen die 5 abwechſelnden größeren an ihrer Baſis eine Honigdrüſe haben; der Griffel endigt mit 5 Narben; die Frucht beſteht aus 5 einfächerigen, einſaamigen, um eine eckige Mittenachſe ſitzenden Behältern, von denen jede eine aus dem Griffelblatte gebildete, an der innern Seite glatte Granne trägt, vermöge deren ſich der Behälter zur Zeit der Reife unten losreißt, indem er ſich mehrentheils kreis- oder ſpiralförmig (nicht wie bei **Erodium** und **Pelargonium** ſchraubenförmig) hinaufſchlägt; die Saamen ſind länger und enthalten kein Eiweiß. Alle Geranienarten ſind krautartige Pflanzen, ſehr ſelten Sträuche mit handförmigen oder lappigen, runden oder eingeſchnittenen Blättern und ein- bis zweiblüthigen Stielen. Man kennt ihrer bis jetzt mehr als 70, die zur Hälfte in Europa wachſen; die übrigen ſind faſt auf der ganzen Erde verbreitet. Übrigens zählt man folgende Gattungen der Geranien: **Rhynchotheca**, **Monsonia**, **Geranium**, **Erodium** und **Pelargonium**. 14.

Digitized by Google

Pelasger. Über dieſes alte Volk Griechenlands walten viele Dunkelheiten; ein Hauptgegenſtand des Streites über ſie iſt der, ob ſie Einwanderer oder Urbewohner waren und von welchem Mittelpunkte aus ſie ſich über die übrigen Theile Griechenlands und die überſeeiſchen Oſt- und Weſtländer verbreiteten. Schon die alten griechiſchen Hiſtoriographen waren über ſie ungewiß, ob ſie für ein wirklich griechiſches (wie Thucydides behauptet) oder ein barbariſches Volk (nach Herodot's Behauptung) gehalten werden müßten. Ihre unſtäte Lebensart hat keine volle Beweiskraft, ſie als ein aus der Fremde eingewandertes Volk anzunehmen, und ungeſchickte Etymologie konnte nur aus ihrem Namen, gleichſam als wären ſie wie Störche (πελαργοί) von fernher gekommen, auf ihre Fremdheit ſchließen, während ſie doch nach richtiger Deutung ihres Namens die Bewohner der Ebenen und Thalflächen waren. Wie dem nun auch ſein mag, ſo viel iſt gewiß, daß ſie die älteſten Einwohner Griechenlands waren, welche uns die Geſchichte nennt. Urſitze der P. waren Argos, Achaja, überhaupt der ganze Peloponnes (welcher deßhalb den Namen Pelasgia führte), ferner Attika, Theſſalien und beſonders Epirus; außerdem finden ſie ſich auf den Inſeln des Archipelagus, Lesbos, Chios, Samos, Euböa, den Cykladen, Kreta, auch auf den kleinaſiatiſchen Küſten in Äolien und Jonien; von der Weſtſeite ſollten P. ſich nach Italien gezogen haben und nicht allein in Mittelitalien, beſonders Hetrurien, ſondern ſogar an manchen Stellen Unteritaliens (Herculanum, Pompeji) ſich niedergelaſſen haben. Ob in allen den genannten außergriechiſchen Ländern und Inſeln ſie von Anbeginn geweſen oder ob ſie dahin durch ſpätere Einwanderung gekommen ſind, läßt ſich freilich nicht entſcheiden, aber gewiß iſt es, daß ſie oft mit den ſeeräuberiſchen Tyrrhenern identificirt worden ſind, woher auch der Name Pelasger-Tyrrhener ſeinen Urſprung hat. Charakteriſtiſch den pelasgiſchen Ländern und Niederlaſſungen war wohl gebautes Feld, daher in der Mythe auch Pelasgus Erfinder des Brodes genannt wird; zudem waren ſie gute Baumeiſter, beſonders verſtanden ſie die Kunſt Mauern aus mächtigen Steinen ohne Bindemittel aufzuführen, welche man pelasgiſche oder Rieſenmauern nannte und welche beſonders bei Akropolen, in Argolis auch unter dem Namen von Cyklopenwerken vorkommen und ſich hin und wieder in den pelasgiſchen Ländern bis auf den heutigen Tag erhalten haben; auch waren bei ihnen regelmäßige Herrſchaften gegründet. Ein Oberhaupt ſtand an der Spitze jeder Niederlaſſung, der durch einen Volksrath beſchränkt Krieg und Frieden leitete. Die meiſten der alten Götterdienſte in Griechenland waren pelasgiſchen Urſprungs, wie des dodonäiſchen Zeus, der argiviſchen Here, der arkadiſchen Artemis, der Demeter, Perſephone, des Hephäſtus, der Kabiren und überhaupt alle mehr einer reinen Naturreligion als ethiſchen Bedeutſamkeit angehörigen Mythen und Dienſte. Das Schickſal der P. wurde durch die Einwanderung der Hellenen um 1500 n. Chr. entſchieden, indem ſie theils vertrieben, theils unterjocht wurden; z. B. in Arkadien wichen ſie vor den Eroberern in die Berge und wurden dort ein Hirtenvolk; in Attika dagegen wurden ſie von den Joniern unterworfen und waren nun die Ackerbauer ihrer Herren; andere ließen ſich an der lydiſchen und kariſchen Küſte, auf Malea und andern Punkten am ägeiſchen Meere nieder und machten ſich den feindlichen Hellenen durch Menſchenraub und andere Gewaltthätigkeiten furchtbar. Aus Aſien wurden ſie wahrſcheinlich meiſtentheils wieder durch die Jonier verdrängt und vielleicht wendeten ſie ſich damals nach Italien, wo ſie ſich beſonders um Cäre und Tarquinii ſetzten; überhaupt aber hat die Auffindung von Rieſenmauern im höhern Latium die gegründete Vermuthung erregt, daß ſie dort verbreitet waren und ſich durch jene Mauerbauten vor den drängenden und angreifenden Oskern zu ſchützen ſuchten, denen ſie aber doch endlich unterlagen. 6.

Peleus, Sohn des Äakus, Königs von Ägina, verließ, da er an der Ermordung ſeines Halbbruders Phokus Theil genommen hatte, Ägina und floh mit dem

Telamon nach Phthia zum Sohne Aktors, dem Eurythion, welcher ihn ſühnte und ihm ſeine Tochter Antigone zur Gemahlin und den dritten Theil ſeines Reiches zur Herrſchaft gab. Bald darauf wohnte er der Jagd des kalydoniſchen Ebers bei, auf welcher er das Unglück hatte, ſeinen Wohlthäter Eurythion zu tödten; daher floh er nach Jolkos zum Akaſtus, der ihn als Gaſtfreund aufnahm und von dem Verbrechen reinigte. Hier verliebte ſich Aſtydamia oder Hippolyte, des Akaſtus Gemahlin, in ihn, fand aber keine Gegenliebe. Deßhalb auf Rache ſinnend ſchrieb ſie an die Gemahlin des P., daß er die Tochter des Akaſtus, Nerope, heirathen würde, bei welcher Nachricht ſich Antigone erhenkte. Da klagte ihn Aſtydamia bei ihrem Gemahle an, daß er ſie habe verführen wollen. Akaſtus, welcher das Gaſtrecht nicht geradezu verletzen wollte, lud ihn zu einer Jagd ein, bei welcher er ihn ſo ermüdete, daß er auf dem Gebirge einſchlief, worauf ihm jener ſein Schwert verſteckte und ihn den wilden Thieren überließ. Vom Centaur Chiron gerettet ſann er nun auf Rache. Mit Jaſon und den Dioskuren verbunden überfiel er den Akaſtus, tödtete ihn und bemächtigte ſich ſo eines Theils von Theſſalien. Zum Lohne für ſeine Keuſchheit gaben ihm die Götter auf der Themis Rath die Meernymphe Thetis zur Gemahlin. Die Hochzeit wurde mit großer Pracht auf dem Berge Pelion gefeiert und durch die Gegenwart aller Götter verherrlicht. Vom Neptun erhielt P. die bei Homer ſo oft erwähnten unſterblichen Roſſe, vom Chiron jenen gewaltigen Speer, mit welchem Achilles vor Troja kämpfte. Dieſe Hochzeit wurde die erſte Veranlaſſung zum trojaniſchen Kriege; denn Eris, die nicht eingeladen war, warf aus Rache den goldenen Apfel unter die Hochzeitgäſte (ſ. Eris und Paris). Von mehrern Kindern, welche P. mit der Thetis erzeugte, blieb allein Achilles am Leben, den er mit dem zu ihm geflüchteten Patroklus erzog. P. herrſchte jetzt lange Zeit ruhig in Phthia über die Myrmidonen. Einſt wurde er vom Oreſtes vertrieben, von ſeinem Enkel Pyrrhus aber wieder eingeſetzt. Doch als ihn Thetis verlaſſen hatte, Achill vor Troja gefallen war und er vom Oreſtes von Neuem ſeines Reiches beraubt wurde, verlebte er die übrige Zeit ſeines Lebens kummervoll auf der Inſel Kos; nach Andern herrſchte er bis an ſein Ende über die Myrmidonen. Nach ſeinem Tode ward er nach Pindar mit Kronos, Kadmos und Achilleus Richter in der Unterwelt; mit Chiron wurde er in der Stadt Pella in Macedonien göttlich verehrt. Homer nennt ihn weiſe, mächtig und beredt. Nach Einigen ſoll er in ſeiner Jugend auch am Argonautenzuge Theil genommen haben. 11.

Pelewinſeln (ſpr. Pilu-) eine aus mehr als 20 Eilanden beſtehende Inſelgruppe im Auſtralocean weſtlich von den Karolinen unter 8° — 9° N. und 150° O. gelegen ſind nur zum Theil bewohnt, aber ſehr fruchtbar und ziemlich gut angebaut. Näher bekannt wurden dieſe Inſeln, welche einige noch zu den Karolinen rechnen ſeit dem Jahre 1783, wo engliſche Schiffbrüchige hier unverhofft ſo gute Aufnahme fanden, daß ſich die engliſche Regierung bewogen fand, einige Jahre ſpäter ein anderes Schiff mit Geſchenken (unter dieſen eine Anzahl europäiſcher Hausthiere) hinzuſenden und die Lage und Beſchaffenheit der Gruppe genauer unterſuchen zu laſſen. Mit dieſem Schiffe kam der Sohn des Königs der P., Libu, nach London, ſtarb aber bald nach ſeiner Ankunft. — Auf der größten der Inſeln, Babeltoug, welche 12 Meilen im Umfange hat, liegt Pelew, die Hauptſtadt und Reſidenz des Königs. Eine andere Inſel Orulong wurde an die Engländer abgetreten. Die Bewohner der Inſeln, die man auf mehr als ½ Million anſchlägt, ſind malaiſchen Stammes, aber gebildeter und gutmüthiger als die meiſten ihrer Stammgenoſſen, obwohl ſie in jenen Meeren als verwegene Seeräuber gefürchtet ſind. In neuern Zeiten ſind nur wenige Nachrichten über dieſe Inſelgruppe nach Europa gelangt. 15.

Pelias, Sohn des Neptun, welcher ihn mit der Tyro, der Tochter des Salmoneus, unter der Geſtalt des Flußgottes Enipeus, den ſie liebte, erzeugt hatte,

wurde von ſeiner Mutter nebſt ſeinem Zwillingsbruder Neleus ausgeſetzt und von Hirten erzogen. Als ſie die männliche Jahre erreicht hatten, rächten ſie die Tyro, welche von ihrer Stiefmutter Sidero grauſam behandelt wurde, indem ſie dieſe am Altare der Juno tödteten. Bald darauf bemächtigte ſich P. des Reiches Jolkos, das eigentlich dem Äſon, dem Sohne der Tyro und des Kretheus, gehörte, und als Jaſon, der Sohn des Äſon, das Reich zurückforderte, trug er dieſem die Fahrt nach Kolchis auf (ſ. d. Art. Jaſon). Doch kehrte dieſer glücklich mit der Medea zurück, die durch Liſt dem P. die unrechtmäßige Herrſchaft entriß. Doch Jaſon übertrug die Herrſchaft dem Akaſtus, Sohne des P., der ſeinem Vater zu Ehren prächtige Leichenſpiele anſtellte. 11.

Pelikan, lat. pelecanus; franz. pélican; engl. pelican, die größte Schwimmvögelgattung findet ſich faſt in allen Gegenden der heißen und gemäßigten Zonen, und zwar in großer Menge in Europa und auch häufig am mittelländiſchen Meere, auch an der untern Donau. Unter den verſchiedenen Arten iſt die Kropfgans (pelecanus onocrotalus) die merkwürdigſte. An Geſtalt einer Gans ähnlich wird ſie meiſt über 6 Fuß lang, bei entfalteten Flügeln über 12 Fuß breit und von 18—25 Pfd. ſchwer. Ihr 17 Zoll langer Schnabel iſt flach, in der Mitte breit und von gelblicher Farbe, an der Spitze aber ſchmal mit einem röthlichen Haken am Ende. Der Unterkiefer beſteht aus 2 biegſamen Gräten, welche mit einer gelben zu einem großen häutigen Sack oder Beutel (Kropf) ſich erweiternden pergamentartigen Haut überzogen ſind. In dieſem Beutel, welcher ausgedehnt einen Menſchenkopf faſſen kann, bewahrt die Kropfgans ihre Nahrung, Fröſche, Fiſche u. a. m., deren ſie ſehr viel bedarf; auch füttert ſie ihre Jungen daraus, weßhalb man ſich früher mit der Sage trug, ſie reiße ſich die Bruſt auf und füttere die Jungen mit ihrem Blute. Übrigens fliegt die Kropfgans ſehr hoch und ſchnell, iſt aber im Allgemeinen ſehr träge. Ihr Geſchrei ähnelt dem Grunzen eines Schweins. — Zu der Gattung P. gehört auch die Scharbe oder der Kormoran (pelecanus carbo), welche in den nördlichen Gegenden einheimiſch iſt und die Größe einer Gans erreicht. Ihre Hauptnahrung ſind Fiſche, die ſie ſehr geſchickt bei dem Schwanze faßt, in die Luft wirft und dann bei dem Kopfe ergreift und verſchlingt. — Die Fregatte (pelecanus aquilus) von der Größe eines Huhns, fliegt außerordentlich ſchnell (daher ihr Name) und ſo hoch, daß ſie dem Auge häufig unſichtbar wird. Ihre Nahrung ſind ebenfalls Fiſche, die ſie aus der größten Höhe herab ſicher zu fangen weiß. — Pelikan nannte man auch ein Geſchütz des XVI. Jahrhunderts, welches 6 Pfd. Eiſen ſchoß, 29 Caliber lang war und 2640 Pfd. wog. Bei 15 Grad Elevation trug daſſelbe 3881 Schritte. — Ferner führt den Namen P. ein Brecheiſen der Chirurgen zum Ausbrechen der Zähne und in den Apotheken ein Gefäß zum Deſtilliren, welches in einem gläſernen Kolben mit abgerundetem Helme und zwei aus demſelben hervorgehenden gekrümmten Schnäbeln beſteht, jetzt aber durch die gewöhnlichen Circulirgefäße erſetzt wird. 8. 61. 30.

Pelion (jetzt Sagäri), iſt eine hohe Bergreihe in Theſſalia Pelasgiotis, die ſich ſüdlich an den Oſſa anſchloß und die theſſaliſche Halbinſel Magneſia bis zur äußerſten Spitze durchſchnitt. Tannen, Cypreſſen, Laubholz, viele heilſame Kräuter wachſen auf demſelben, daher auch der Centaur Chiron, der Lehrer der Ärzte, dort ſeine Wohnung hat. Auf einer Spitze deſſelben war ein Tempel des Zeus. Überhaupt ſpielt dieſer Berg in der griechiſchen Mythologie eine große Rolle. Als die Titanen gegen den Himmel anſtürmten, wälzten ſie den Oſſa auf den P.; Jaſon wurde auf dieſem Berge von ſeiner Mutter verborgen gehalten; Herkules trat von hier ſeine Laufbahn an. 11.

Peliſſon-Fontanier (Paul), franzöſiſcher Rechtsgelehrter, wurde zu Beſières im Jahre 1624 geboren und in der proteſtantiſchen Kirche erzogen. Schon früh zeigte er große Lebhaftigkeit des Geiſtes. Noch während er in Caſtres, Mon-

tauban und Toulouſe ſtudirte, lieferte er eine freie Überſetzung der Inſtitutionen Juſtinians, welche nicht für die Arbeit eines Jünglings galt, als ſie im Jahre 1645 im Drucke erſchien, obgleich ſich P. erſt kurze Zeit mit der Rechtswiſſenſchaft beſchäftigt hatte. Bald darauf begann er in Caſtres ſeine gerichtliche Laufbahn, lebte vom Jahre 1652 an in Paris und wurde in die franzöſiſche Akademie aufgenommen, da er ſich durch mehrere Schriften vortheilhaft bekannt gemacht hatte. Er erkaufte ſich hierauf die Stelle eines königlichen Secretairs, welche er mit der größten Geſchicklichkeit verwaltete. Im Jahre 1660 wurde er zum Staatsrathe erhoben, aber ſchon im folgenden Jahre als Vertrauter Fouquet's in die Baſtille geſetzt, in welcher er 5 Jahre zubringen mußte, bis er endlich durch die Vermittelung ſeines Freundes Tanaquil Faber, der ihm auch die Ausgabe ſeines Lucretius und Plutarch's Schrift vom Aberglauben zueignete, ſeine Befreiung erhielt, die er jährlich durch Loskaufung mehrerer Gefangenen feierte. Weder durch Liſt, noch Verſprechungen konnte er zum Verrath an ſeinem Wohlthäter Fouquet gebracht werden, für den er vielmehr verſchiedene Abhandlungen, welche Meiſterſtücke von Vertheidigungsſchriften ſind, verfaßte. Nach ſeiner Befreiung verlieh ihm der König mehrere Penſionen und Ämter und erwählte ihn zu ſeinem Geſchichtſchreiber. Im Jahre 1670 trat P. zur katholiſchen Kirche über und erhielt die Abtei Girmont, ſo wie die reiche Priorei von St. Orens. Als im folgenden Jahre der Erzbiſchof von Paris in die Akademie aufgenommen wurde, hielt P. ſeine berühmte Lobrede auf Ludwig XIV. und wurde noch in demſelben Jahre zum Director der Bittſchriften ernannt. Er ſetzte nun nebſt zwei andern Akademikern alle 2 Jahre einen Preis von 300 Frk. für denjenigen aus, welcher die Thaten des Königs am vorzüglichſten preiſen würde. Im Jahre 1672 folgte er Ludwig XIV. in das Feld. Ungeachtet die Frau von Montespan, welche durch P. einen Prozeß verloren hatte, ihn als Geſchichtsſchreiber des Königs verdrängen und Boileau oder Racine an ſeine Stelle bringen wollte, bekam er doch den Auftrag ſein Werk fortzuſetzen. Beſonders thätig zeigte er ſich zur Bekehrung der Calviniſten, wofür er mit geiſtlichen Würden belohnt wurde. Seine vorzüglichſten Schriften ſind: „Histoire de l'Académie française jusqu'en 1652“ (Paris 1653. 2 Voll. 8., neue Aufl. 1742. 12.); „Abrégé de la vie d'Anne d'Austriche“ (Par. 1666. 4.); „Histoire de Louis XIV.“ (Par. 1749. 3 Voll. 12.); „Lettres historiques et opuscules“ (Par. 1729. 3 Voll. 12.) und mehrere religiöſe Schriften (Paris 1686. 4 Bde. 12.). 81.

Pellegrino Pellegrini, ſ. Tibaldi.

Pelletan (Philipp Joſeph), ein berühmter franzöſiſcher Chirurg, geb. den 7. Mai 1747, arbeitete ſich durch gründliche Studien und ausgezeichnete Leiſtungen ſchon frühzeitig zu einem Rufe empor, ſo daß er Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften und 1795 Deſault's Nachfolger am Hôtel-Dieu zu Paris wurde. Schon im 24. Jahre machte er ſich als Lehrer der Chirurgie bemerklich und zwar weniger durch weitere Ausbildung ſeines Fachs als durch ſeinen vorzüglichen Vortrag, der ihm 30 Jahre hindurch in Europa großes Anſehn ſicherte. In ſeinem Vaterlande hält man ihn für einen der erſten Lehrer der Chirurgie und immer noch ſind die ſeltene Leichtigkeit ſeiner Rede, das Bezeichnende ſeiner Ausdrücke, ſeine geiſtreiche und hinreißende Lebhaftigkeit, ſeine überraſchenden Gedanken und die Trefflichkeit ſeiner unvorbereiteten Vorträge im Andenken ſeiner Zuhörer; es iſt unzweifelhaft, daß ein einziger ſeiner Vorträge mehr Schönes und Treffliches enthielt, als ſeine „Clinique chirurgicale“ (Par. 1810 in 3 Voll.), in denen er wenig zu den Entdeckungen ſeiner Vorgänger zugefügt hat und die im Gegentheil mancherlei ſchon früher erwieſene Irrthümer enthalten. P.'s ganzer Lebenslauf iſt reich an großen Auszeichnungen. Außer den erwähnten Stellen bekleidete er eine Profeſſur der chirurgiſchen Klinik an der Ecole de médecine, ſo wie die der Geburtshülfe; er

Digitized by Google

war Mitglied faſt aller gelehrten Geſellſchaften Europas und Napoleon ernannte ihn zum Ritter der Ehrenlegion am Tage ihrer Stiftung. Im Jahre 1822, bei der neuen Organiſation der Facultät, verlor er ſeine Stellen, behielt blos den Titel eines **Professor honorarius** und ſtarb in der Zurückgezogenheit, faſt vergeſſen von ſeinen Landsleuten, am 26. Sept. 1829. 39.

Pellico (Silvio, Graf), ein ausgezeichneter italieniſcher Dichter der neueſten Zeit, 1789 zu Saluzzo in Piemont, wo ſein Vater, Onorato Pellico, bei dem Poſtweſen angeſtellt war, geboren, erhielt ſeine erſte Erziehung zu Pignerol, wo ſeine Familie eine Seidenſpinnerei angelegt hatte, und zu Turin, wo ſein Vater nach dem Mißlingen der Manufactur als Diviſionschef im Miniſterium des Kriegs angeſtellt wurde, und folgte dann ſeiner Zwillingsſchweſter, welche ſich mit einem in Frankreich wohnenden Verwandten verheirathete, nach Lyon. Schon in ſeiner Kindheit hatte ſich P. in der Dichtkunſt verſucht und fühlte ſich beſonders von den damals allenthalben mit Enthuſiasmus geleſenen Geſängen Oſſian's angezogen. In Lyon beſchäftigte er ſich emſig mit der franzöſiſchen Literatur und er ſchien allmählig franzöſiſche Art und Weiſe annehmen zu wollen, bis ihn Foscolo's „Gräber“ wieder an ſein Vaterland erinnerten und ſeine Liebe zu demſelben in wenig Tagen zum Heimweh ſteigerten. Er ging nach Mailand, dem damaligen Sammelplatze der ausgezeichneten Männer Italiens, und ward von V. Monti freundſchaftlich aufgenommen; bald fand er ſich jedoch gänzlich zu dem feurigen Patrioten und trefflichen Dichter U. Foscolo hingezogen. Um dieſe Zeit vollendete er ſeine erſten Tragödien: „**Laodicea**“ und „**Francesca da Rimini**“ (1810, deutſch von K. L. Kannegießer, Leipz. 1834. 16. und metriſch von Schädelin, Zürich 1835); die letzte wurde auf allen Theatern Italiens mit ſtürmiſchem Beifalle aufgenommen und ſetzte ihn den geprieſenſten Dichtern an die Seite. Eine Übertragung des „Manfred“ Byron's (1810) verſchaffte ihm die Freundſchaft des nordiſchen Sängers, welcher damals in Mailand lebte. Bis zur Reſtauration waren ſeine Tage ruhig dahin gefloſſen, als der Gedanke an eine Befreiung des Vaterlandes immer reger wurde und zur That anſpornte. Er gründete eine Zeitſchrift: „**Il conciliatore,**“ welche zur Wiedergeburt Italiens vorbereiten ſollte und gewann die bedeutendſten Schriftſteller als Mitarbeiter. Als die Revolution von Neapel auch die Lombardei zu erſchüttern anfing und der Conciliatore mitredete, ward ein Mitarbeiter nach dem andern feſtgenommen und auch P. wurde am 13. Oct. 1820 eingezogen. Während ſeines Prozeſſes vollendete er die Dramen: „**Ester d'Engaddi**“ und „**Iginia d'Asti;**“ am 21. Febr. 1822 ſtand er, nachdem er erſt in den Bleikammern viel gelitten hatte, auf der Piazza von Venedig auf dem Schaffotte und hörte ſein Todesurtheil verkünden, welches aber ein kaiſerliches Reſcript in funfzehnjährige harte Gefangenſchaft in der Citadelle des Spielbergs verwandelte, wohin er bald darauf abgeführt wurde. Am 1. Aug. 1830 erhielt er, nachdem er eine ſchwere Krankheit überſtanden und an Allem Mangel gelitten hatte, ſeine Freiheit wieder. Jetzt lebt er im Schooße ſeiner Familie einſam und zurückgezogen, um ſich wieder zu erholen. Seine Gefangenſchaft beſchrieb er in dem vielgeleſenen Buche: „**Le mie prigioni**“ (Par. 1833. 8., deutſch von *r, Leipz. 1833. 12.). Eine neue Tragödie „**Gismonda da Mendrisio**“ (1831) wurde ſogleich verboten, obgleich nichts reiner, moraliſcher und tiefer religiös ſein kann, als ein Drama des frommen P. Außer den ſchon angeführten Werken nennen wir noch die Dramen: „**Eufemio da Messina;**“ „**Leoniero da Dertona**“ und „**Erodiade**“; die Erzählungen „**Tancreda,**“ „**Adello,**“ „**Rosilde ed Eligi**“ und „**Valafrido**“ und das moraliſche Werk „**Dei doveri degli uomini,**“ deutſch von *r, (Leipz. 1834. 12.). „**Opere di Silv. Pellico,**“ (Pad. 1831. 2 Voll. 8. Lips. 1834. 4., deutſch von K. L. Kannegießer und H. Müller. Zwickau 1835. 4.). 67.

Digitized by Google

Pelopidas, Hippokletos' Sohn, war nächſt Epaminondas der berühmteſte thebaniſche Feldherr. Sein Muth und ſeine Klugheit wurde ſeinen Landsleuten durch folgenden Vorfall beſonders bekannt. Nach der Einnahme Thebens durch den Spartaner Phöbidas (382 vor Chr.) waren die Demokraten zumeiſt aus der Stadt getrieben worden und hatten ſich in Athen einen Zufluchtsort geſucht. Unter den Verbannten war auch P., welcher ſein Exil nicht mit der Trauer über ſein Unglück hinbrachte, ſondern mit Entwürfen, die Spartaner zu vertreiben und ſein Vaterland zu befreien. Auch in der Heimath waren noch einige der Ariſtokratenfeinde geblieben; dieſen theilte P. durch Unterhändler ſeinen Plan mit und es wurde ein Tag beſtimmt, an welchem die Magiſtratsperſonen eine Gaſterei zu halten pflegten, damit die Verſchwornen deſto unbeobachteter in die Stadt kommen konnten. P. ging am beſtimmten Tage früh aus Athen, begleitet von 12 Jünglingen; als Jäger gekleidet kamen ſie mit Anbruch des Abends gen Theben und unerkannt eingelaſſen herbergten ſie bei Charon, einem Mitverſchworenen. In der Nacht aber führte ſie P. dahin, wo die Feinde ſchmauſten; dieſe wurden niedergemacht, das Volk zu den Waffen gerufen und nicht nur die lacedämoniſche Beſatzung, ſondern auch die Spartanerfreunde aus der Stadt getrieben (380). In dem daraus entſtehenden Kriege zwiſchen Theben und Sparta (thebaniſchem Kriege) theilte P. Gefahr und Ruhm mit dem großen Epaminondas; ſo in der Schlacht bei Leuktra und bei der Belagerung Spartas. Darauf ward er auserleſen als Geſandter nach Perſien zu König Artaxerxes zu reiſen, um deſſelben Hülfe den Spartanern zu entziehen, welche Geſandtſchaft unter andern für Meſſenien die große Folge hatte, daß es von Lacedämons Oberherrſchaft befreit wurde. Vor jener Geſandtſchaftsreiſe hatte er eine Reiſe nach Theſſalien unternommen, um im Namen ſeines Vaterlandes mit den theſſaliſchen Staaten Unterhandlungen wegen einer Verbindung anzuknüpfen. Damals hatte ihn der pheräiſche Fürſt Alexander gefangen nehmen laſſen und obgleich er durch Epaminondas wieder befreit worden war, ſo konnte er es doch dem Pheräer nicht vergeſſen und gegen ihn und andere theſſaliſche Tyrannen unternahm P. 367 einen Rachezug, blieb aber 364 in einem Treffen gegen Alexander, deſſen Armee er ſchon in die Flucht geſchlagen hatte. Die dankbaren Theſſalier zierten ihres Befreiers theure Leiche mit goldenen Kränzen und errichteten ſeinem Andenken Bildſäulen; auch vergaßen ſie ſeine Nachkommen nicht, denen ſie Ländereien ſchenkten. 6.

Peloponnes, ſ. Griechenland.

Peloponneſiſcher Krieg iſt einer der verwickeltſten, aber ohne Zweifel der wichtigſte Krieg des ganzen griechiſchen Alterthums. Durch die lange dauernden, aber glorreich geführten Kriege mit den Perſern waren die griechiſchen Staaten an ein ewiges Kämpfen gewöhnt, aber durch ſie in dieſen Staaten auch Leidenſchaften geweckt worden, die den früheren Zeiten des griechiſchen Lebens fremd geweſen waren und deren endlicher Ausbruch den Kampf herbeiführte, der die ſchönſten Blüthen Griechenlands abſtreifte. Vor dem Ausbruche deſſelben durch Glück, Speculation und eigene Thatkraft auf die höchſte Stufe der Macht gelangt wollte Athen, deſſen Einwohner (Jonier) nimmer ruhten, noch höher ſteigen und ſich wo möglich die vollkommene Oberherrſchaft über das geſammte Griechenland anmaßen; wogegen die von den am Alten und einmal Beſtehenden feſthaltenden Dorern entſproſſenen Spartaner dem Charakter und der Politik ihrer Ahnen treu und immer noch gegen Athen, das ihm während der Perſerkriege die Hegemonie abgenommen hatte, feindlich geſinnt, wegen der immer zunehmenden Macht Athens beſorgt wurden und als das wenigſtens in früherer Zeit erſte Volk Griechenlands ein weiteres Emporſteigen theils durch eigene Thätigkeit, theils aber auch mit Hülfe ihrer Bundesgenoſſen zu verhindern ſuchten. Das Signal zu dieſem Kriege gaben folgende Ereigniſſe. Bereits im Jahre 445 vor Chr. war zwiſchen Athen und Sparta ein

Digitized by Google

Waffenſtillſtand auf 30 Jahre geſchloſſen worden, als 7 Jahre darauf eine Uneinigkeit zwiſchen Korinth und Korcyra von Neuem das Feuer wieder anſchürte. In Epidamnus nämlich, dem ſpätern Dyrrhachium, einer Colonie von Korcyra, war die ariſtokratiſche von der demokratiſchen Partei vertrieben worden, worauf dieſe Flüchtlinge ſich ſammelten und mit Hülfe der barbariſchen Nachbarſtaaten Epidamnus belagerten, Epidamnus aber ſich an ſeinen Mutterſtaat Korcyra wendete. Als man jedoch hier eine abſchlägliche Antwort erhielt, ſuchten die Epidamnier Hülfe bei Korinth und die Korcyräer, dadurch beleidigt, bei den Athenern, die auch bereitwillig eine Flotte abſchickten, durch welche die Feinde vertrieben wurden. Zu gleicher Zeit hatten auch die Athener Potidäa, eine korinthiſche Colonie, aber ſeit den Perſerkriegen mit den Athenern verbündet, als es ſich nicht ihren Willen fügen wollte, angefangen zu belagern. Der Unwille Korinths mußte daher aufs Höchſte ſteigen und bei den überdieß nicht freundlich gegen das mächtige Athen geſinnten Peloponneſiern, namentlich den Spartanern, bedurfte es nicht vieler Vorſtellungen, um ſie ebenfalls von Neuem gegen Athen aufzuwiegeln. Theils aus eigenem Entſchluſſe, theils aber auch und vielleicht noch mehr von den Korinthern aufgewiegelt, erfolgte nun im Jahre 431 vor Chr. von Seiten der Spartaner die wirkliche Kriegserklärung an Athen. Jede von beiden Parteien rief ihre Bundesgenoſſen unter die Waffen und ſo ſchlugen ſich zu Athen die Inſeln Chios, Lesbos und alle Inſeln des Archipels außer Thera und Melos, Korcyra, Zakynth, die Colonien in Vorderaſien und an den thraciſchen und macedoniſchen Küſten, Naupaktus, Platäa und einige Städte in Akarnanien; zu den Lacedämoniern dagegen der ganze Peloponnes (außer Argolis und Achaia), Megara, Lokris, Phocis, Böotien, die Stadt Ambrakia, Anaktorium und die Inſel Leukas. Die Lacedämonier machten damit den Anfang, daß ſie unter dem Obercommando ihres Königs Archidamus in Attika einfielen und das Land verwüſteten, wogegen die Athenienſer auf Perikles' Veranlaſſung alle Landbewohner in die Hauptſtadt Athen riefen, um dadurch dem Feinde alle Lebensmittel zu nehmen, zu Lande blos vertheidigungsweiſe, deſto kräftiger und nachdrücklicher aber den Seekrieg zu führen beſchloſſen, an verſchiedenen Orten des Peloponnes landeten und ebenfalls das ſpartaniſche Gebiet verwüſteten. Dieſe gegenſeitigen Verwüſtungen galten für das Hauptereigniß der erſten Jahre des peloponneſiſchen Kriegs. Durch die Anhäufung der Menſchen in Athen aber brach daſelbſt 430 eine Peſt aus, an der 429 ſelbſt Perikles ſtarb. Unterdeſſen hatten die Thebaner in Verbindung mit den Spartanern die Stadt Platäa belagert, die ſeit 93 Jahren mit Athen verbündet war, und eroberten ſie nach einer Belagerung von 2 Jahren, nachdem die wehrhafte Mannſchaft ſich durchgeſchlagen hatte und nach Athen entkommen war. Auf einem der häufigen Seezüge überrumpelte dagegen der athenienſiſche Feldherr Demoſthenes die Stadt Pylos in Meſſenien, worauf zwar die Spartaner die Stadt belagerten, die Inſel Sphakteria beſetzten und den Hafen ſperrten; allein die atheniſche Flotte unter Kleon ſchlug die ſpartaniſche, ſchloß die gelandeten Spartaner (420) ein, tödtete 128 von ihnen, machte die übrigen zu Kriegsgefangenen, kehrte dann nach Athen zurück und eroberte auf dem Wege noch die Inſel Cythera (425 v. Chr.). In einer zweiten Schlacht bei Amphipolis in Macedonien zogen aber die Athener den Kürzern und fühlten ſich nun bewogen einen Waffenſtillſtand auf 50 Jahre zu ſchließen (422 v. Chr.). Indeß wurde dadurch die feindliche Geſinnung nicht geändert; beide Theile beſchuldigten ſich gegenſeitig, daß ſie die Bedingungen des Waffenſtillſtandes nicht erfüllten und andere Staaten des Peloponneſes, die keinen Theil an dem Waffenſtillſtande genommen hatten, führten nun unter ſich ſelbſt Krieg. Dazu kamen jetzt die Umtriebe des Alcibiades (ſ. d. Art.) und der Krieg brach 414 von Neuem aus. Gegen Syrakus waren die Athener zwar anfangs glücklich; ſie bemächtigten ſich des Hafens und der Anhöhen um die Stadt; allein die Syraku-

ſaner hatten im Peloponnes, namentlich in Korinth, Hülfe geſucht und gefunden und außerdem noch von den Lacedämoniern eine bedeutende Flotte und Armee erhalten, wodurch es ihnen endlich gelang alle Angriffe der Athener abzuſchlagen, ja endlich die athenienſiſche Flotte zu vernichten. Dieſe Unglücksfälle wurden aber auch für Athens Verbündete das Signal zum Aufſtande; ja ſogar die Perſer miſchten ſich jetzt in den Krieg und glaubten gute Gelegenheit gefunden zu haben, ſich an Athen für die früheren Niederlagen rächen zu können, daher ſich nun der Krieg gegen den Helleſpont und die Küſten Kleinaſiens hinſpielte. Mitten in dieſer Noth ward Alciabiades Athens Retter, indem er 410 den Athenern einen großen See- und Landſieg bei Cyzikum erfocht, dem bald 406 ein zweiter bei Arginuſä folgte. Freudetrunken verwarfen die Athener alle Friedensvorſchläge, wurden aber auch ſorglos und nachläſſig. Da erſchien endlich der ſchlaue Lyſander, ſtellte ſich, als ob er blos vertheidigungsweiſe verführe, überfiel aber, nachdem er die Athener ſicher gemacht hatte, die athenienſiſche Flotte bei Argos potamos und vernichtete ſie, ſo daß nur 9 Schiffe entkamen (405). Die Folge von dieſem entſcheidenden Siege der Lacedämonier war, daß Athen von Lyſander belagert und durch Hungersnoth endlich gezwungen wurde ſich zu ergeben. Die Athener mußten nun die Mauern der Stadt und die Befeſtigungswerke des Piräus niederreißen, alle ihre noch übrigen Schiffe ausliefern, den Spartanern Gehorſam geloben und ihre demokratiſche Verfaſſung 30 Tyrannen in die Hände legen, die, ſpartaniſch geſinnt, eine Oligarchie einführten (404 v. Chr.), wodurch die Hegemonie Griechenlands von Neuem in die Hände der Spartaner kam (das Weitere ſ. unter Thraſybulus). Unter den alten Hiſtorikern, die dieſen Krieg beſchrieben haben, ſteht Thucydides (ſ. d. Art.) an der Spitze, der in 8 Büchern uns die Begebenheiten der erſten 21 Jahre des peloponneſiſchen Kriegs erzählt. 20.

Pelops, ein Sohn des Tantalus (ſ. d. Art.), ward von ſeinem Vater den Göttern zur Speiſe vorgeſetzt. Ceres aß eine Schulter; allein Zeus merkte den Betrug und befahl die übrigen Stücke in einen Keſſel zu werfen, woraus ihn Klotho ſchöner hervorzog, als er vorher geweſen war; ſtatt der verzehrten Schulter erhielt er eine elfenbeinerne. Nach Pindar hatte ihn Zeus entführt, um ihn an die Stelle des Ganymedes zu ſetzen, ſandte ihn jedoch in Folge eines unwürdigen Benehmens wieder auf die Erde zurück. Er folgte ſeinem Vater in der Regierung, wurde aber vom trojaniſchen Könige Tros vertrieben und gezwungen nach Griechenland zum Könige von Piſa, Önomaus, zu fliehen. Mit dieſem hielt er, um ſeine Tochter Hippodamia zur Gemahlin zu erlangen, einen Wettlauf zu Wagen, in welchem er, da er des Önomaus Wagenlenker, den Myrtilus, durch Verſprechungen gewonnen hatte, Sieger blieb. Nachdem er ſich mit der ſchönen Hippodamia vermählt hatte, vergrößerte ſich ſeine Macht ſo ſehr, daß man die ganze Halbinſel von Griechenland, worin er ſo viel beherrſchte, nach ihm Peloponneſus benannte. Seine Nachkommen wurden von immerwährendem Unglücke heimgeſucht. P. wird der Stifter der olympiſchen Spiele genannt; im Haine zu Olympia ward ihm nach ſeinem Tode ein Tempel geweiht. 11.

Peloton (ſpr. Plotong) (Knäuel) heißt beim Militair eine Unterabtheilung einer Compagnie, welche ein Lieutenant beſonders commandirt; daher Pelotonfeuer, wenn die Compagnie in ſolchen einzelnen Abtheilungen feuert. 30.

Pelvimeter, Beckenmeſſer, iſt ein Inſtrument mittelſt deſſen der Geburtshelfer die Durchmeſſer des kleinen Beckens (ſ. d. Art.), hauptſächlich den geraden Durchmeſſer deſſelben (die conjugata) zu ermitteln ſucht, um aus deren Größe auf die Möglichkeit zu ſchließen, ob dieſelben den Durchgang eines ausgetragenen Kindes durch das Becken geſtatten, oder ob die Geburt deſſelben die Anwendung der Geburtszange oder die Enthirnung oder den Kaiſerſchnitt nöthig machen. Der erſte Erfinder eines P. iſt Baudelocque, deſſen Inſtrument die Geſtalt eines Ver-

Digitized by Google

hältnißcirkels hat. Daſſelbe wird noch jetzt für eines der zweckmäßigſten gehalten. Nach ihm ſind bis in die neueſte Zeit, z. B. von Stein, Desberger, Wigand u. A., noch mehrere Erfindungen dieſer Art bekannt gemacht worden; indeſſen entſprachen alle dem Zwecke ſehr wenig und es bleibt immer noch die geſchickte Hand des Geburtshelfers das beſte Mittel zur Erforſchung der nöthigen Verhältniſſe. 39.

Pelzwerk, Rauchwerk, franz. pelleterie; engl. furs, heißen im Handel die Felle gewiſſer Thierarten, die man zur Bekleidung anwendet. Sind dieſe Felle noch in dem Zuſtande, wie ſie dem Thiere abgezogen wurden, ſo ſpricht man von rohem Pelzwerke; ſind ſie aber gegerbt und zugerichtet, ſo heißt es zubereitetes P. Das beſte P. kommt aus den nördlichen Gegenden, beſonders aus Sibirien und Nordamerika, und zwar vom Zobel, Hermelin, Luchs, Fuchs, Wolf, Bär, Marder, Dachs, Haſen, Eichhörnchen, Vielfraß, Fiſchotter, Katze, Iltis, Biber, Wieſel u. a. m., dann auch vom Leopard, Tiger, deren Felle, ſo wie die der Bären, Wölfe, Hunde, Haſen ꝛc. man grobes P. nennt, während die Zobel, Hermeline u. a. das feine P. liefern. Die Zubereitung des Pelzwerks iſt die Hauptbeſchäftigung des Kürſchners, welcher auch den Fellen, die nicht von Natur gefärbt ſind, künſtliche Farben gibt. Es iſt daher im Handel viel Vorſicht und Kenntniß nöthig, um die künſtlich gefärbten gehörig von den natürlich gefärbten zu unterſcheiden. Der Pelzwerkhandel iſt von großer Wichtigkeit und im Mittelalter galt in den nördlichen Ländern das P. häufig als Geld, ſo z. B. in Nowogorod die Marderfelle und die Stirnläppchen des Eichhörnchens; auch wurde es oft als Abgabe oder Tribut auferlegt. 1.

Pembrocke (Herbert, Graf von), wurde im Jahre 1580 geboren und folgte als älteſter Sohn des Hauſes ſeinem Vater im Beſitze der Grafſchaft Pembrocke, während ſein jüngerer Bruder vom Könige Jakob I. zum Grafen von Montgomery erhoben wurde. Im Jahre 1611 wurde er in das Miniſterium aufgenommen. Er war ſehr für das Gedeihen der neuen Colonien in Virginien thätig und um ſein Andenken zu ehren, erhielt ein Departement der Inſel Bermudas nach ihm den Namen Pembrocke. Im Jahre 1616 wurde er zum Kanzler der Univerſität Oxford ernannt, deren Statuten er ordnen half. Auch machte er ſich um die Univerſität noch beſonders dadurch verdient, daß er ihr eine ſehr reichhaltige und geſchätzte Bibliothek, die er erſt zu dieſem Zwecke gekauft hatte, zum Geſchenke machte. Im Jahre 1618 rettete er durch ſeine klugen Maßregeln während einer ſtarken Feuersbrunſt einen großen Theil des königlichen Palaſtes. Im Jahre 1630 wurde er zum Ritter des Hoſenbandordens erhoben und ihm kurz darauf die Oberaufſicht über die Zinnbergwerke in den Grafſchaften Devonſhire und Cornwallis übertragen. In den letzten Jahren ſeines Lebens bekleidete er die erſten Würden des Staates und wurde noch kurz vor ſeinem Tode zum high-steward der City ernannt. Er ſtarb am 10. April 1630, an ſeinem Geburtstage. P. war ein kluger, gelehrter und edler Mann, welcher allgemeine Liebe und Hochachtung genoß. Beſonders eifrig zeigte er ſich in Beförderung der proteſtantiſchen Kirche und einer ſchnellen und unparteiiſchen Gerechtigkeitspflege. Von Eigennutz war er ſo gänzlich frei, daß er nie eine Beſoldung für ſeine Verwaltung großer und oft beſchwerlicher Staatsämter annahm. Auch in Verwaltung ſeines eigenen Vermögens bewies er ſich keineswegs ſparſam. Er ſtarb ohne einen Erben zu hinterlaſſen. Sowohl Jakob I. als Karl I. hatte er ſich unentbehrlich gemacht und ſtand bei Beiden in hoher Achtung, obgleich ihm erſterer im Herzen abgeneigt war. 81.

Penaten, eine Art von Genien oder Schutzgöttern bei den Römern, waren jeder Familie eigenthümlich und wurden, wie es ſcheint, willkührlich aus den großen Göttern zum beſondern Schutze und Dienſte gewählt. Man verehrte ſie in dem Innerſten des Hauſes, welcher Penetralia hieß, und zu den heiligen Gebräuchen derſelben wurde Niemand zugelaſſen, als die nächſten Verwandten einer Familie.

In dieſer Beziehung werden ſie ſehr oft mit den Laren (ſ. d. Art.) verwechſelt. Aber auch jede Stadt hatte ihre P., welche dann publici hießen. Die P. Roms hatte Äneas nebſt der Veſta und ihrem heiligen Feuer nach Italien gebracht; ihr Tempel war nicht weit von dem der Veſta. Die Bilderchen der P. waren roh, von Stein oder Holz mit Spießen. Feldherrn bei Eröffnung des Feldzugs, Conſuln, Dictatoren ꝛc. bei Niederlegung ihres Amtes opferten ihnen. 11.

Pence, ſ. Penny.

Pendel, lat. und engl. **pendulum**; franz. **pendule**, bezeichnet jeden in irgend einem Punkte ſo befeſtigten Körper, daß er um dieſen beweglich iſt und lothrecht herabhängt (ſ. Loth). Wird nun ein ſolcher Körper aus dieſer lothrechten Lage gebracht und ſich ſelbſt überlaſſen, ſo wird er vermöge der immer wirkenden Schwere in ſeine urſprüngliche Lage wieder zurückkehren; indem er aber hiernach in Bewegung geſetzt iſt, kann er der Trägheit wegen in dieſer Lage nicht augenblicklich beharren, ſondern muß nach der entgegengeſetzten Seite mit der erlangten Fallgeſchwindigkeit wieder ſo lange aufſteigen, bis die Wirkung der Trägheit erſchöpft iſt. Am einfachſten geſchieht dieſes durch das Senkel, einen an einem dünnen Faden herabhängenden ſchweren Körper, welcher einmal in Bewegung geſetzt ſo lange hin und her ſchwankt (oſcillirt), bis Hinderniſſe der Bewegung ihn zum Stillſtande bringen. Die vorzüglichſten Conſtructionen des Pendels aber ſind: a) eine Kugel oder ein Cylinder oder ein aus zwei mit ihren Grundflächen verbundenen Kegeln beſtehender Doppelkegel, an einem Faden aufgehangen; b) eine einfache, gleichmäßig dicke, aber willkührlich geſtaltete gerade Stange; c) eine Stange mit einer mehr oder minder ſchweren Linſe (die bei Uhren gebräuchlichſte Pendelart); d) das Reverſionspendel (von Kater) oder unveränderliche P., welches auf einer Meſſerſchneide ſchwingt. Da nun aber die Anziehungskraft der Erde auf den körperlichen Inhalt des Pendels wirkt und dieſe am Äquator ſchwächer iſt als unter den Polen, ſo folgt daraus, daß die Längen iſochroniſcher P. (d. h. ſolcher, die in gleicher Zeit gleich große Schwingungen machen) ſich zu einander verhalten wie die beſchleunigende Kraft der Schwere und hieraus ergibt ſich die Möglichkeit, aus der Länge der an verſchiedenen Orten in gleichen Zeiten ſchwingenden P. (Secundenpendel) die beſchleunigende Kraft der Schwere und daraus die Geſtalt der Erde zu erforſchen. Denn iſt die Pendelbeſchaffenheit an zwei verſchiedenen Orten der Erde gleich, die beſchleunigende Kraft der Schwere dagegen ungleich, ſo ſind die Schwingungszeiten den Quadratwurzeln aus den beſchleunigenden Kräften der Schwere umgekehrt proportional; finden aber die Schwingungen an einem und demſelben Orte ſtatt, ſo verhalten ſich die Schwingungszeiten wie die Quadratwurzeln aus den Pendellängen. Hierbei kommt es jedoch ſehr darauf an, zwei Größen durch die genaueſten Beobachtungen auszumitteln, nämlich die Schwingungszeiten und die abſolute Länge des Pendels von der Schwingungsachſe an bis zum Schwingungspunkte (dem **centrum oscillationis**) und da wegen mehrerer in der Wirklichkeit vorhandenen unvermeidlichen Unvollkommenheiten die gefundenen Reſultate doch nicht vollſtändig genau ſind, ſo muß man meiſt eine Reduction des phyſiſchen Pendels auf das mathematiſche (d. i. ein ſchwerer Punkt, den man ſich an einer unkörperlichen Linie aufgehängt denkt) vornehmen. Dieſe beſteht a) in der Correction wegen der Größe der Schwingungsbögen; b) in der Verbeſſerung wegen der Temperatur; c) in der Auffindung des Mittelpunktes der wahren Schwingungen; d) in der Beſtimmung des Einfluſſes der Meſſerſchneiden, auf welchen die beſtconſtruirten P. meiſtens ſchwingen; e) in der möglichſten Beſeitigung des Widerſtandes des Mittels, in welchem das P. ſchwingt, ſo wie in dem Berechnen der Wirkung des noch übrig bleibenden Widerſtandes und f) in der Reduction der Anzahl der Pendelſchwingungen auf die, welche an demſelben Orte, wenn er als im Niveau des Meeres gelegen gedacht wird, ſtattfinden

würden. Die weſentlichſten P. ſind folgende: a) das einfache Secundenpendel, deſſen beſte Einrichtung das Kater'ſche oder Reverſionspendel iſt; b) das Uhrpendel, deſſen vorzüglichſte Arten das Queckſilberpendel, das Roſtpendel, das P. mit Hebelwerk und das P. mit thermometriſchen Federn ſind; c) die Tactpendel oder Tactmeſſer (Metronome), von denen das Metronom von Mälzal in Wien und das Tactpendel von Gottfried Weber die bekannteſten ſind, und d) die P. verſchiedener Art zum techniſchen Gebrauche, wie z. B. die pendelartig ſchwingenden Hämmer zum Eintreiben von Keilen oder ſonſt zum Stoße gegen bewegliche Laſten. — Vergl. Gehler's „Phyſikaliſches Wörterbuch" (Bd. VII. Abth. 1. Leipz. 1833), wo man auch die vollſtändige Literatur über das P. angeführt findet. 13.

Pendſch=Ab, ſ. Sikhs.

Penelŏpe, Tochter des Ikarios und der Nymphe Periböa, Gemahlin des Odyſſeus und Mutter des Telemachus, wird von den Dichtern als ſchön, liſtig, tugendhaft und vorzüglich treu gegen ihren Gemahl geprieſen. Als nämlich Odyſſeus auf ſeiner Fahrt von Troja umherirrte und die Nachricht ſeines Todes ſich verbreitet hatte, bewarben ſich viele Freier aus Ithaka um ſie. Dieſe hielt ſie durch eine Liſt lange Zeit hin, indem ſie vorgab, erſt dann einen zu wählen, wann ſie ein großes Leichengewand für den Laertes verfertigt haben würde. Daran arbeitete ſie am Tage, trennte es aber des Nachts wieder auf, bis eine Dienerin ſie verrieth. Bald darauf kehrte Telemachus, der nach Kunde über ſeinen Vater ausgegangen war, von ſeiner Reiſe wieder zurück und brachte ihr die Nachricht von ſeinem Leben und ſeiner baldigen Rückkehr. Endlich erſchien Odyſſeus und befreite ſie von den Freiern (ſ. Ulyſſes). Mit ihrem Gemahle wieder vereinigt gebar ſie den Ptoliporthes. Als Odyſſeus von ſeinem mit der Circe erzeugten Sohne Telegonos getödtet worden war, heirathete ſie auf Anrathen der Athene dieſen und gebar von ihm den Iſalus. Mit ihr als Jungfrau ſoll Mercur in Geſtalt eines Bockes den Pan gezeugt haben. 11.

Penēus, einer der größten Flüſſe Altgriechenlands, entſpringt am Fuße des Pindus in Theſſalien, bewäſſert in öſtlicher Richtung die Hochebene von Lariſſa, wendet ſich hier nach Norden, durchſtrömt das Thal Tempe zwiſchen den Bergen Olympus und Oſſa und ergießt ſich in den thermaiſchen, jetzt ſalonichiſchen Meerbuſen. Plinius erzählt, daß die Schafe ſchwarz geworden ſeien, welche von ſeinem Waſſer getrunken hätten. Jetzt heißt er Salambria. 35.

Penn (William), ein berühmter Quäker und Gründer des Staates Pennſylvanien, einziger Sohn Wilhelm P.'s, Viceadmirals von England, ward geboren zu London 1644, erhielt eine ſorgfältige, die öffentliche Laufbahn in ſeinem Vaterlande vorbereitende Erziehung und ward dann zu ſeiner fernern Bildung auf die Univerſität Oxford geſchickt, wo er ſich zwar mit Eifer den Studien widmete, aber ſchon Hang zum zurückgezogenen Leben und Separatismus zeigte. Als ein an Talent, Geiſt und Kenntniſſen viel verſprechender Jüngling in ſeine Familie zurückgekehrt, bemerkte dieſe an ihm ſehr ungern jene fromme Schwärmerei, weßhalb ihn ſein Vater nach Paris ſandte, damit er Sinn für die ſogenannte große Welt gewänne. Bei ſeiner Rückkehr wurde er nach Irland verſchlagen und kam in eine Verſammlung von Quäkern, welche ſolchen Eindruck auf ihn machten, daß er ſich ſeitdem ganz dieſer Geſellſchaft widmete. Sein Vater darüber höchſt unzufrieden ſchickte ihn 1661 nach Irland zur Beaufſichtigung ſeiner Güter; allein, da ſich der Sohn dem Könige und dem Herzoge von York nicht mit abgezogenem Hute vorſtellen laſſen wollte, wurde er von dem erzürnten Vater abermals aus dem Hauſe geſtoßen. 1668 fing er an zu predigen und dieſerhalb und wegen der in ſeinen Schriften: „Die erhabene Wahrheit", „Der irrige Führer", „Der erſchütterte Grund", niedergeſchriebenen Grundſätze ward er verhaftet und in den Tower geſetzt, wo er unter Anderem „Kein Kreuz, keine Krone" ſchrieb. Abermals in

Newgate in Verhaft genommen, vertheidigte er ſich bei dem Verhöre ſo nachdrücklich, daß er von der Jury freigeſprochen ward, aber der Koſten wegen, die er nicht erlegen wollte, in der Haft blieb, bis dieſelben ſein Vater heimlich bezahlte (1670). Er beſchloß nun mit Fox Miſſionen in fremde Länder zu ſchicken; ſie ſelbſt ſchifften ſich nach dem Continente ein und P. beſuchte mehrere fürſtliche und andere bedeutende Perſonen, kehrte aber noch in dieſem Jahre auf die Nachricht von der Krankheit ſeines Vaters nach England zurück, ſöhnte ſich mit ihm aus und ererbte ein beträchtliches Vermögen. Als 1678 das Parliament ſehr ſtrenge Maßregeln gegen die Katholiken erließ, ſah ſich P. veranlaßt, mit Feuereifer die Gewiſſensfreiheit zu vertheidigen; dadurch machte er ſich aber viele Feinde und kam ſogar in den Verdacht, ein heimlicher Katholik zu ſein, erwarb ſich aber dadurch die Gunſt des Königs Karl's II. und Jakob II. überließ ihm ſogar für eine von der Regierung an ſeinen verſtorbenen Vater zu entrichten geweſene Schuld von 16000 Pfd. St. ein großes Landgebiet am Delawarefluſſe mit vollem Rechte des Eigenthums gänzlich und auf immer, jedoch unter engliſcher Hoheit. Hier gründete er für „ſeine Freunde" einen Staat, wo völlige Religionsfreiheit herrſchte und jeder Unterſchied der Stände ſich verlor. Dieſer Landſtrich erhielt von ihm den Namen Pennſylvanien. Nachdem er 2 Schiffe mit Anſiedlern aus England und Schottland und mit allen Erforderniſſen zum Anbaue aufs Reichlichſte verſehen hatte, begab er ſich 1682 ſelbſt dahin, gründete ſogleich die Stadt Philadelphia und entwarf die Verfaſſung, welche ſpäter die Grundlage der nordamerikaniſchen Freiſtaaten geworden iſt. Durch ſein menſchenfreundliches Betragen, weiſe Einrichtungen und den Segen der Natur war die Colonie bald im raſchen Aufblühen. Später nach England wieder zurückgekehrt war er eifrig bemüht ſeinen Glaubensgenoſſen Duldung und Schutz zu verſchaffen, was ihm nicht ſogleich gelang. Er ward beſchuldigt, mit den Stuart's in geheimen Verbindungen zu ſtehen, es wurde ihm die Regierung ſeiner Colonie genommen und er mußte ſich vor Gericht ſtellen, wo er ſich aber mit ſolchem Erfolge vertheidigte, daß ſeine Unſchuld völlig erwieſen und er in den Beſitz ſeiner Regierung wieder eingeſetzt ward (1696). Mehrere Jahre hindurch lebte er nun in England in der größten Zurückgezogenheit und reiſte dann wieder nach Amerika, um die letzte Hand an die Einrichtung ſeiner Colonie, die er in der ſchönſten Blüthe fand, zu legen und machte dann in Angelegenheiten der Quäker eine Reiſe nach Holland und Deutſchland. 1712 verkaufte er ſein Eigenthumsrecht an Pennſylvanien der Regierung um 280000 Pfd. St. Er ſtarb zu Rushamb in Buckinghamſhire am 30. Mai 1718. 25.

Pennalismus iſt der Name für jene thörichte und grobe Unſitte auf Gymnaſien und Univerſitäten, welche in der Mitte des XVII. Jahrh. den Culminationspunkt erreichte. Sie beſtand anfangs darin, daß die neuangekommenen Schüler den älteren einer höheren Claſſe das Pennal (die Federbüchſe) nachtragen mußten. Späterhin kamen noch andere entehrende und ſchmutzige Geſchäfte hinzu, welche den Novizen (Pennale genannt) anbefohlen wurden und deren Verſäumung hart geahndet ward. Wie weit dieſer Unfug um ſich gegriffen hatte, ſieht man daraus, daß im XVII. Jahrh. ſogar Reichsgeſetze wiederholt gegeben werden mußten, um ihm zu ſteuern. Gegenwärtig haben wir in Deutſchland nichts mehr als den Namen, in England aber erſcheint der P. auf den lateiniſchen Schulen noch in einer ſehr abſchreckenden Geſtalt. Vergl. Schöttgen, „Hiſtorie des ehedem auf Univerſitäten gebräuchlich geweſenen Pennalweſens" (Dresden und Leipzig 1743. 8.); Malet, „Account of the system of fagging" (Lond. 1829). 84.

Pennant (Thomas), berühmter engliſcher Naturforſcher, ward zu Downing in der Grafſchaft Flint am 14. Juni 1726 geboren, faßte von ſeiner Jugend an eine große Vorliebe für das Studium der Natur und legte ſich mit Ernſt darauf, ſobald er die Univerſität Oxford verlaſſen hatte. Die erſte Frucht ſeines Fleißes

war ſein Prachtwerk „British Zoology“ (Lond. 1761. 4 Bde. Fol. Lateiniſch und deutſch von Murr 1771—1776. 4 Bde. Fol.). Auf einer nach dem Continente gemachten Reiſe trat er mit mehreren Gelehrten in Verbindung und gab hierauf ſeine „Synopsis of quadrupeds“ (Chester 1771) heraus. Späterhin erwarb er ſich ein großes Verdienſt um Schottland, indem er dieſes Land, das er auf ſeinen Reiſen kennen gelernt hatte, genau beſchrieb und die Aufmerkſamkeit ſeiner Landsleute, denen es der Nähe ungeachtet noch eine terra incognita war, darauf hinlenkte. Noch erſchienen von ihm eine „Arctic zoology“ (Lond. 1786. 3 Bde. Deutſch von Zimmermann, Leipz. 1787. 2 Bde. 4.) und eine „Indian Zoology“ (Lond. 1769. Lateiniſch von Forſter, Halle 1781. Fol.). Jene enthält eine große Menge damals noch unbekannter Geſchlechter und Arten; dieſe iſt dagegen unvollendet geblieben. Sein Tod erfolgte am 16. Dec. 1798. 39.

Pennſylvanien, ſ. Nordamerikaniſcher Freiſtaat.

Penny (plur. Pence), **Pfennig**, iſt eine großbritanniſche Rechnungsmünze, welche früher von Silber, jetzt von Kupfer geprägt wird. 12 P. betragen 1 Schilling und 240 ein Pfund Sterling. In England und Schottland iſt 1 P.-Sterling = 2 Halfpence = 4 Farthings = $7\frac{1}{2}$ Pf. Conv. In Irland iſt 1 P.-Iriſh = $7\frac{1}{3}$ Pf. Conv. 33.

Penroſe (Thomas), einer der beſten neueren Odendichter Englands, 1743 zu Newbury in Berkſhire geboren, widmete ſich auf der Univerſität Oxford der Theologie, folgte aber bald ſeinem Hange zum Abenteuerlichen und machte 1762 eine Seeexpedition nach Buenos Ayres mit. Das gewagte Unternehmen hatte einen ſehr ſchlechten Erfolg und P. kam mit Narben bedeckt und mit zerrütteter Geſundheit in ſein Vaterland zurück, wo er ſeine früheren Studien fortſetzte. Nach Beendigung derſelben erhielt er die einträgliche Pfarre von Beckington und Standerwick in der Grafſchaft Somerſet, welcher er ſich aber nur kurze Zeit erfreute. Er ſtarb 1779 in der Blüthe ſeiner Jahre zu Briſtol, wo er ſich zur Herſtellung ſeiner Geſundheit aufhielt. P.'s lyriſche Gedichte ſind voll Feuer und Leben und zeichnen ſich dadurch vor der eleganten, aber nüchterern Wortmacherei der meiſten gleichzeitigen Dichter vortheilhaft aus. In ſeinen „Flügen der Phantaſie“ („Flights of fancy“), ſeinem „Trinkgelage Odin's“ („Carousal of Odin“), ſo wie in dem kühnen Dithyrambus: „Der Wahnſinn“ („The madness“) ſtürmt er mit einer poetiſchen Kraft, die nicht ſelten an Wildheit grenzt, über alle gewöhnlichen Beſchränkungen der Kunſt hinaus. Seine Elegien ziehen an durch glühendes, inniges Gefühl und auch in ſeinen übrigen kleinen Gedichten zeigt ſich ſtets ein freier, kräftiger und wahrhaft poetiſcher Geiſt. Der Hauptfehler des Dichters beſteht darin, daß er ſich nicht ſelten in der Übertreibung der Stärke des Ausdrucks, der Gefühle und der Kühnheit der Gedanken allzuſehr gefällt. „Works of Th. Penrose“ (Lond. 1781. 12.). 67.

Penſion (ſpr. Pangſiong), wörtlich die Zuwägung der ſchuldigen Summe (indem bei den Alten das Geld gewogen wurde), iſt 1) Zahlung überhaupt; 2) der Monats- oder Jahrgehalt; 3) der Gehalt, welcher dem in Ruheſtand verſetzten Staatsdiener und Krieger oder nach deſſen Ableben ſeinen Hinterlaſſenen ausgeſetzt wird. Je mehr in einem Staate die Humanität ihre Anerkennung findet, deſto mehr wird derſelbe bedacht ſein, ſeinen Dienern, wenn ſie ihre beſten Kräfte ihm geopfert haben, die Ausſicht auf ein ruhiges Alter und auf Verſorgung ihrer Hinterlaſſenen zu verſchaffen. Man hat daher in ſolchen Staaten gewiſſe Einnahmen (Penſionsfond), aus welchen dieſe Penſionen verabreicht werden, abgeſetzt und die Verhältniſſe beſtimmt, nach welchen die jährliche P. nach der Zahl der Dienſtjahre oder beim Krieger nach den empfangenen Wunden abgemeſſen wird. Wo es zur Verabreichung von Penſionen an hinlänglichen Mitteln fehlt, da hilft man ſich gewöhnlich mit Beſoldungsabzügen, welche zum Penſionsfond eingeliefert wer-

den, was auch bei Privatinſtituten, z. B Theaterunternehmungen und Muſikvereinen, Eingang gefunden hat. Die P. unterſcheidet ſich vom Wartegelde oder der Stellung auf halben Sold darin, daß man im letztern Falle den Staatsdiener blos der für ſeine jetzigen Kräfte zu beſchwerlichen Stelle überhebt, mit dem Vorbehalte, ihn auf einem andern Platze wieder zu beſchäftigen. Bei den Geiſtlichen ſind die Verſorgungen wegen Alters meiſtens local und führen andere Namen, wie man denn den Verſorgungsfond für die Hinterlaſſenen den Wittwenfiscus zu nennen pflegt. Penſionirter iſt der, welcher eine P. bezieht; Penſionair aber Einer, für den die Koſt bezahlt wird, ein Koſtgänger. Großpenſionair von Holland wurde der erſte Miniſter bei den ſonſtigen Generalſtaaten von Holland genannt, weil er von allen ſieben vereinten Staaten gemeinſchaftlich ſalarirt wurde, ſo wie der erſte Bürgermeiſter einiger Städte Rathspenſionair. Bisweilen nennt man auch den einen Penſionair, welcher, ohne angeſtellt zu ſein, einen Jahrgehalt bezieht. 17.

Pentachord iſt eine Reihe von fünf diatoniſchen Tönen. Wie die Griechen das P. mit ihrem auf dem Tetrachord beruhenden Tonſyſtem verbanden ſ. in dem Art. Tetrachord. Zu vergleichen iſt außerdem Forkel, 1. Bd. S. 329. — Damit nicht zu verwechſeln iſt ein von dem Neapolitaner Fabio Colonna zu Anfang des **XVII.** Jahrh. erfundenes und Pentekontachordon genanntes Inſtrument, auf welchem der ganze Ton in 4 Theile getheilt war. Es iſt jetzt nicht mehr im Gebrauche. 29.

Pentagramm iſt ſ. v. a. Alfenfuß.

Pentameter, ſ. Metrum und Rhythmus.

Pentapolis (Gebiet von 5 Städten) hießen im Alterthume mehrere Landſtriche: 1) in Afrika die Provinz Cyrenaica (j. Barka) wegen ihrer 5 Hauptſtädte, Berenice (Bernich), Arſinoe, Ptolemais (Tolemeta), Apollinopolis und Cyrene (Kairwan); 2) in Italien das Gebiet der Städte Rimini, Peſaro, Ancona, Oſimo und Baconia. 37.

Pentateuch (πεντατεύχος, fünffaches Buch) werden von den **LXX.** die 5 Bücher Moſis genannt, welche die Juden ſchlechthin das Geſetz (הַתּוֹרָה) nennen. Sie enthalten im erſten Buche (Geneſis) zuerſt die Schöpfungsſage und die Urgeſchichte der Menſchheit, dann im Beſondern die Geſchichte der israelitiſchen Stammväter bis zur Einwanderung Jakobs in Ägypten; im zweiten nach einer Lücke von beinahe 400 Jahren den Auszug der Israeliten aus Ägypten (daher **Exodus** genannt) bis zu ihrer Ankunft am Berge Sinai (C. 19), dann allgemeine Geſetzgebung; im dritten Buche Geſetzgebung über religiöſe Gegenſtände (daher **Leviticus**); im vierten zuerſt eine Volkszählung (daher der Name **Numeri**), dann mancherlei Vorfälle auf dem Marſche, wobei ſich wieder eine Lücke von 38 Jahren findet, bis zur Ankunft der Israeliten an der Grenze Kanaans; im fünften endlich eine Art Wiederholung der drei vorhergehenden Bücher (daher **Deuteronomium** genannt) bis zum Tode Moſis. Es ſtellt ſich ſonach in dieſen Schriften ein vollſtändiges Ganzes dar, das im Buche Joſua ſeine unmittelbare Fortſetzung findet; es drängen ſich aber die Fragen nach dem eigentlichen Verfaſſer und der Zeit der Abfaſſung auf. Daß Moſes nicht durchgängig der Verfaſſer ſein kann, leuchtet auch denen ein, welche dieſe Bücher ihm zuſchreiben, wenigſtens deuten mehrere Stellen im Deuteronomium auf eine ſpätere Zeit; wie viel ihm aber angehöre, hat noch keine Kritik ganz deutlich machen können; denn die Hypotheſen über die Abfaſſung dieſer Bücher ſind meiſtens zu künſtlich, um ganz wahrſcheinlich zu ſein. Die meiſten und gewichtigſten Gründe ſprechen jedoch für eine ſpätere Abfaſſung, obwohl manche einzelne Stücke von Moſes ſelbſt herrühren mögen, welche in das Ganze verflochten ſind; deſſenungeachtet aber iſt der P. als die älteſte ſchriftliche Urkunde zu betrachten, welche wir beſitzen. 23.

Pentäthlon, ſ. Gymnaſium.

Pentheus, Sohn des Echion und der Agave, einer Tochter des Kadmos, erhielt von ſeinem Großvater das Königreich Theben. Als er ſich der Einführung des bacchiſchen Cultus widerſetzte, erſchien Bacchus unter der Geſtalt eines Jünglings vor ihm ſelbſt, um ihn zu warnen. Doch P., noch mehr von Zorn entbrannt, ließ den vermeintlichen Jüngling ins Gefängniß werfen und zu ſeiner Marter und Hinrichtung die grauſamen Werkzeuge bringen. Da ſtürzte das Gefängniß plötzlich ein, der Gott ſchüttelte ſeine Banden ab und P., der voll raſender Wuth die Bacchantinnen auf dem Berge Kithäron verfolgte, ward von ſeiner eigenen Mutter und Schweſter, die ihn in ihrer wilden Begeiſterung für einen Löwen anſahen, mit den Thyrſusſtäben zu Boden geſchlagen und in Stücken zerriſſen. Nach Andern verwandelte ihn Bacchus erſt in ein Kalb, die Bacchantinnen aber in Panther, in welcher Geſtalt ſie ihn tödteten. 11.

Pentz, ſ. Peins.

Pepe iſt der Name einer angeſehenen neapolitaniſchen Familie, unter deren Gliedern einige von geſchichtlicher Bedeutung geworden ſind. — Gabriel P., geb. 1781, machte ſich zuerſt im Jahre 1799 als eifriger Anhänger republikaniſcher Grundſätze bemerklich, mußte daher, als die parthenopeiſche Republik Todes verblichen war, flüchtig werden, ging nach Frankreich und trat in die italieniſche Legion. Im Jahre 1801 jedoch erhielt er die Erlaubniß zur Rückkehr, ſchloß ſich ſeitdem der eben herrſchenden Ordnung der Dinge an und focht nicht ohne Verdienſt in den neapolitaniſchen Heeren. So blieb er auch nach Ferdinand's Rückkehr als Oberſt eines Regiments in Activität; als er ſich aber im Jahre 1820 der Bewegungspartei anſchloß und als Mitglied des Parliaments angelegentlich die Einführung der ſpaniſchen Conſtitution betrieb, wurde er nach der Rückkehr des Königs ſeiner Würden entſetzt und von den Öſtreichern, denen er ausgeliefert worden war, in Mähren einige Jahre gefangen gehalten. Später lebte er meiſt zu Florenz. — Floreſtan P., geb. 1780, ſchloß ſich 1799 ebenfalls der Bewegungspartei an, ging dann nach Frankreich, wo er in der italieniſchen Legion Dienſte nahm und kehrte 1801 nach Neapel zurück. Später diente er dem Könige Joſeph, ward unter Murat Diviſionsgeneral und focht in dem ruſſiſchen Kriege, wo er unter andern Napoleon's Rückzug nach Wilna deckte, mit vieler Auszeichnung. In Danzig gefangen, unterdrückte er nach Wiedererlangung ſeiner Freiheit eine Inſurrection in den Abruzzen und erwarb ſich 1815 dadurch große Verdienſte, daß er die hoffnungsloſe Lage Murat's (dem er jedoch bis zuletzt treu blieb) erkennend in der Hauptſtadt wenigſtens die Ausbrüche der Pöbelwuth verhinderte. Auch behielt er unter Ferdinand ſeine Würde als Generallieutenant der Armee. An der Revolution von 1820 nahm er anfangs keinen Theil, verlor auch ſpäter, als er ſich für dieſelbe erklärt hatte, jedoch nicht entſchieden genug zu handeln ſchien, ſeine Befehlshaberſtelle, trat indeß bald darauf auf kurze Zeit noch an die Spitze des Generalſtabes. Vergeblich drang er zuletzt, als bereits keine Hoffnung mehr vorhanden war, auf Unterwerfung, glaubte aber nun um ſo ruhiger die Ankunft der Öſtreicher abwarten zu können. Allein er ſahe ſich getäuſcht und wurde aus der Armeeliſte geſtrichen. Seitdem lebt er in ſtiller Zurückgezogenheit. — Guglielmo P., des Vorigen Bruder, geb. 1782, nahm ebenfalls Theil an den Begebenheiten des Jahres 1799, fand aber keine Gelegenheit zur Flucht, wurde gefangen und 6 Monate ſpäter des Landes verwieſen. Er nahm hierauf Dienſte in der italieniſchen Legion, kehrte 1801 nach Neapel zurück und zettelte in Calabrien eine Verſchwörung an, ward aber gefangen genommen und zu lebenslänglicher Haft in Maritimo verurtheilt. Er ränzionirte ſich indeß nach einiger Zeit und wurde ſpäter unter dem Könige Joſeph Major, fiel aber bei einem Gefechte den Ferdinandiſten in die Hände und wäre erſchoſſen worden, wenn er nicht glücklicher Weiſe abermals ein Mittel die Freiheit

wieder zu erlangen gefunden hätte. Er diente hierauf einige Zeit in der franzöſiſchen Armee, trat jedoch unter Murat in die neapolitaniſche zurück und commandirte ſpäter in Spanien. Als unruhiger Kopf bekannt gerieth er mehr als einmal in ernſtliche Mißhelligkeiten, doch diente er dem Könige Murat treu bis zum Jahre 1815. Nach der Rückkehr Ferdinand's behielt er ſeine Stelle als Generallieutenant und erwarb ſich beſonders um die Bildung der Miliz nicht zu verkennende Verdienſte. Als im Juli 1820 der Aufſtand ausbrach, ſtieß er, von Allem ſchon früher unterrichtet, mit einem Dragonerregimente zu den in Monteforte verſchanzten Aufrührern, übernahm den Oberbefehl (5. Juli) und zog, als der König nothgedrungen die Einführung der ſpaniſchen Conſtitution beſtätigt hatte, an der Spitze der Truppen feierlich in Neapel ein (9. Juli). Als im Februar des folgenden Jahres in Folge der zu Troppau von den Großmächten gefaßten Beſchlüſſe ein öſtreichiſches Heer unter Frimont in Neapel einrückte, rief P. die Freiwilligen unter den alten Namen der Bruttier, Lucaner, Samniter ꝛc. zu den Waffen und übernahm nebſt den Generalen Carascoſa und Ambroſia den Oberbefehl und die Vertheidigung der Abruzzen. Allein ſchon ſein erſtes Gefecht (7. März) lief entſchieden unglücklich ab und ein zweites verſetzte dem ganzen Unternehmen den Todesſtoß. P. nebſt den übrigen Hauptanführern geächtet floh nach Spanien und begab ſich ſpäter nach London, wo er ſich jetzt noch aufhält. Übrigens wurde er im Januar 1823 in contumaciam zum Tode verurtheilt, nachdem er nebſt 10 Andern von der am 28. Sept. 1822 erlaſſenen Amneſtie ausgeſchloſſen worden war. 22.

Peplum oder **Peplus**, ſ. Minerva und Panathenäen.

Pera, ſ. Conſtantinopel.

Perception, ſ. Wahrnehmung.

Perceval (ſpr. Perſivel) (Spencer), erſter Lord der Schatzkammer und Präſident des engliſchen Miniſterium, zweiter Sohn des Lord Holland, ward geboren den 1. Nov. 1762, ſtudirte zu Cambridge und galt als Advocat für einen eben ſo redlichen als geſchickten Mann. 1799 ward er Conſulent der Admiralität und der Univerſität Cambridge. Seitdem ſtieg er ſchnell; nicht nur, daß er für den Flecken Northampton ins Parliament gewählt wurde, ſondern er ward auch, da er dem miniſteriellen Syſteme Pitt's huldigte, Kronanwalt, dann Generalprocurator. Nach dem Tode Pitt's (23. Jan. 1806) verlor er letztere Stelle, kam aber, nachdem der König das Grenville-Addington'ſche Miniſterium aufgelöſt hatte, in das Cabinet und wurde Kanzler des Herzogthums Lancaſter. Während der ſchwierigen Verhältniſſe des Kampfes mit Frankreich für die Miniſter Großbritanniens erklärte ſich P. entſchieden gegen die Forderungen der irländiſchen Katholiken und brachte es beſonders durch ſeinen Einfluß dahin, daß der Antrag wegen deren Emancipation nicht durchging. Der Zug gegen Kopenhagen 1807 wird beſonders ihm zugeſchrieben, obſchon er ſich in mehreren Parliamentsreden dagegen zu verwahren ſuchte. Zu rühmen iſt aber von ihm, daß er ſich bei mehreren Verhandlungen dem Sclavenhandel entſchieden entgegenſtellte. Er löſte glücklich das Problem der damaligen Finanznoth und ſeine Budgets von 1808 und 1809 wurden mit großer Stimmenmehrheit bewilligt. Nach dem Tode des Herzogs von Portland (Oct. 1809) ward er erſter Lord der Schatzkammer. Sein Miniſterium beharrte im Ganzen bei dem einmal angenommenen Continentalſyſteme; von ihm wurden die Unruhen in Irland ſo wie in Oſtindien unterdrückt; die Expedition nach Walcheren lief jedoch unglücklich ab (29. Juli 1809). Auch die Ernennung des Prinzen von Wales zum Regenten (10. Jan. 1811) änderte im Gange der Dinge nichts. Die Miniſter hatten, um ihre eigene Macht zu ſtärken, mehrere Beſchränkungen der Regentſchaftsgewalt im Parliamente durchgeſetzt; ſo ward dem Regenten das Recht abgeſprochen, Pairs zu ernennen. Nach dem Austritte des Marquis Wellesley aus dem Miniſterium (März 1812) kam die Leitung des Ganzen in P.'s Hände. Aber

dieſer wurde am 11. Mai 1812 von dem verunglückten Kaufmanne Bellingham aus Liverpool, nicht ſowohl politiſcher als Privatrache halber, beim Eintritte in das Parliamentsgebäude, durch einen Piſtolenſchuß getödtet. Die britiſche Regierung gewährte ſeinen Hinterlaſſenen eine nicht unbedeutende Penſion. 25.

Percuſſion wird die neuere Erfindung genannt, welche man an Schießgewehren angebracht hat, um die Ladung ſtatt durch Stahlfunken durch eine beſondere chemiſche Miſchung mittelſt eines Schlages zu entzünden. Die Miſchung dieſer Zündung beſteht aus Queckſilber, gereinigter Salpeterſäure und waſſerfreiem Weingeiſte oder auch aus chlorſaurem Kali, Schwefel und Kohle. Sie wurde anfangs in Pillenform dargeſtellt und zum Schutze gegen die Feuchtigkeit mit Wachs überzogen, ſpäter aber dahin vervollkommnet, daß man dieſelbe in kleinen, dünnen kupfernen Hütchen — Zündhütchen — anbrachte. — Percuſſionskraft nennt man die Gewalt, mit welcher Geſchoſſe irgend einen Gegenſtand treffen. Sie iſt das Product der Maſſe des Geſchoſſes und der Geſchwindigkeit, mit welcher daſſelbe fortgetrieben wird. 61.

Percuſſionsmaſchine, ſ. Stoß.

Percy (ſpr. Perſi) (Thomas), ein beliebter engliſcher Dichter und Literator, 1728 zu Bridgenorth in Shropſhire geboren, widmete ſich auf der Univerſität Oxford der Theologie und bekleidete nach Beendigung ſeiner Studien mehrere geiſtliche Würden, bis er 1769 zum Kaplan des Königs und 1778 zum Dechant von Carlisle ernannt wurde. Später erhielt er das Bisthum von Dromore in Irland und erwarb ſich in dieſer Stellung die allgemeinſte Achtung und Liebe. Seinen ſchriftſtelleriſchen Ruhm verdankt er hauptſächlich der Herausgabe alter engliſcher Balladen („Reliques of ancient english poetry, consisting of old heroic ballads, songs and other pieces of our earlier poets“, Lond. 1765 u. ö. 3 Voll. 8. N. E. Lond. 1812. 3 Voll. 8.), welche gänzlich vergeſſen in den Handſchriften moderten und deren großer Werth erſt durch ihn Anerkennung fand. Der Sinn für die alte ungeſchminkte Naturpoeſie der Vorfahren wurde dadurch rege und die Dichter verſuchten ſich nun um die Wette in der Ballade und im Volksliede. P. ſelbſt war in ſeinen eigenen Verſuchen, in denen er den alten Liederſtyl nachahmte, nicht unglücklich; beſonders fand ſein „Eremit von Warkworth“ („The hermit of Warkworth“, Lond. 1806. 4. Deutſch von J. H. Campe, Braunſchw. 1790. 8.), eine Ballade in drei Geſängen, großen Beifall. Von ſeinen übrigen Schriften, theils theologiſchen, theils literaturgeſchichtlichen Inhalts, nennen wir nur noch ſeine Überſetzung des chineſiſchen Romans: „Han-Kiou-Choan“ (Lond. 1761. 4 Bde. 12.) und ſeine „Five pieces of runic poetry, transl. from the islandic language“ (Lond. 1763. 8.). P. ſtarb am 28. Septbr. 1811 zu Dromore. 67.

Percy (Peter Franz, Baron), berühmter Militairwundarzt der Napoleon'ſchen Armee, wurde zu Montagny im Departement der Oberſaône am 28. Oct. 1754 geboren. Sein Vater, ſelbſt ein Militairarzt, war mit ſeinem Stande ſo unzufrieden, daß er ſeinen Sohn demſelben unter keiner Bedingung widmen wollte; er beſtimmte ihn daher den mathematiſchen Studien, die er zu Beſançon ſtudiren ſollte. Indeſſen waltete bei demſelben die Liebe zum ärzlichen Studium ſo vor, daß er ſehr bald zu ihm überging, 1775 als Doctor promovirt wurde und hierauf eine Stelle als Feldarzt bei der Gensd'armerie übernahm, wobei ſich ihm die Gelegenheit darbot, des berühmten Lafoſſe Unterricht in der Thierheilkunde benutzen zu können. 1782 wurde er Chirurgien-major beim Cavallerieregimente Berry; hierauf Chefwundarzt von Flandern und Artois und, nachdem der Krieg ausgebrochen war, conſultirender Wundarzt der Nordarmee, als welcher er die Feldzüge unter Luckner, Kellermann, Pichegru und Moreau mitmachte, wobei er ſich nicht nur durch ärztliche Geſchicklichkeit, ſondern auch durch perſönliche Tapfer-

keit auszeichnete. Später wurde er chirurgien en chef der Armee und einer der 6 Generalſanitätsinſpectoren. Im Jahre 1814 wurden ſeine Bemühungen um die vor Paris verwundeten Ruſſen, Preußen ꝛc. von den alliirten Monarchen durch Ertheilung mehrerer ihrer Orden anerkannt. So blieb P. wegen ſeiner chirurgiſchen Geſchicklichkeit und wegen ſeiner adminiſtrativen Talente in großem Anſehn beim Militair, bis er ſich endlich nach der Schlacht von Waterloo Alters wegen ins Privatleben zurückzog, wo er am 25. Febr. 1825 an einer Herzkrankheit ſtarb. Er war Commandant der Ehrenlegion, Mitglied des Inſtituts und vieler gelehrten Geſellſchaften. — Als Schriftſteller hat er durch ſeinen leichten, originellen Styl, ſo wie durch ſeine tiefen Kenntniſſe ſich großes Anſehn erworben; als Mitbewerber bei den Aufgaben der königlichen Akademie der Chirurgie trug er viermal den Preis davon, ſo daß man ihn endlich bitten mußte, von dieſer Preisbewerbung abzuſtehn; außerdem erhielt er ſechzehnmal den Preis bei den Aufgaben vieler anderen gelehrten Geſellſchaften. Seine Schriften beſtehen in einem „Mémoire sur les ciseaux à incision“ (1783); „Manuel du chirurgien d'armée“ (1792); „Pyrotechnie chirurgicale pratique“ (1794) und in einigen andern. 39.

Perdikkas, Name mehrerer Könige von Macedonien. — **P. I.**, Urenkel des Herakliden Karanos, welcher ungefähr 700 v. Chr. mit einer argiviſchen Colonie nach Edeſſa in Macedonien gezogen war und durch Bezwingung mehrerer kleinen Fürſten daſelbſt ein Reich geſtiftet hatte, welches dann P. anſehnlich vergrößerte, daher er auch für den eigentlichen Stifter des macedoniſchen Reiches gilt. — **P. II.**, blieb im Anfange ſeiner Regierung der Verbindung, die Alexander bis an ſeinen Tod mit Athen unterhalten hatte, treu, wendete ſich aber dann auf die Seite der Spartaner, weil Athen zur Zeit des korcyräiſchen Krieges des P. Bruder und Vetter gegen den P. ſchützte. Durch ſeine ganze Regierung war P. in Kriege verwickelt, hat ſich aber auch dadurch als einen zwar unternehmenden und verſchlagenen, aber auch als einen ehrgeizigen und durch keine ſittlichen Grundſätze geleiteten Regenten bewieſen, was beſonders aus ſeinen Ränken während des peloponneſiſchen Krieges hervorgeht, durch die er Athen erſt mit Korinth und dann auch mit Lacedämon in Krieg verwickelte. Er regierte von 435—412 v. Chr. und ihm folgte ſein natürlicher Sohn Archelaos. — **P. III.**, ein Sohn des Amyntas, führte mehrere Kriege mit ſeinen nächſten Verwandten und blieb in einer Schlacht gegen die Illyrier 360 v. Chr. — **P. IV.**, Sohn des Orontes, ein vornehmer Macedonier und bekannt als Feldherr Alexander's des Großen, den er auf allen ſeinen Zügen begleitete. Alexander hatte dem P. ſterbend ſeinen Siegelring mit den Worten übergeben: „Der Würdigſte ſei mein Nachfolger!“ In der Meinung, er ſelbſt ſei mit dieſen Worten gemeint, ſtrebte P. nach der Herrſchaft, mußte ſich jedoch, da die übrigen Generale Alexander's ebenfalls nicht geringe Anſprüche machten, nur mit der Würde eines Reichsverweſers begnügen. Aber durch den Neid, die Herrſchſucht und Eiferſucht der neuen Statthalter wurde das ganze damals ſo ausgebreitete macedoniſche Reich in Krieg verwickelt, ſelbſt mehrere Anverwandte des Alexander unterlagen der Niederträchtigkeit des P. und mußten mit dem Tode büßen. Indeß dauerte des P. blutige Herrſchaft nicht lange; denn ſchon im dritten Jahre ſeiner Reichsverwaltung wurde er in Ägypten 320 v. Chr. von ſeinen eigenen Soldaten erſchlagen. 20.

Peregrinus, mit dem Zunamen **Proteus**, den er wegen der vielen und oft wechſelnden Geſtalten und Rollen, in denen er auftrat, erhielt, lebte im II. Jahrh. n. Chr. und war aus Parium in Myſien gebürtig. Vergleichen wir die ſehr widerſprechenden Berichte der Alten über ihn, von denen einige ihn als einen Mann von ernſtem Charakter und Tugendprediger preiſen, dagegen der Spötter Lucian ihn als bloßen Charlatan, ausſchweifenden und verbrecheriſchen Menſchen blosſtellt, der, nachdem er als Jüngling wegen ſeines laſterhaften Lebenswandels aus Arme-

nien vertrieben, in Paläſtina zum Chriſtenthume übergegangen, bald wieder Apoſtat, dann wegen auf ihm haftenden Verdachts des Vatermords aus ſeinem Vaterlande flüchtig durch Italien, Ägypten, Griechenland geirrt war, hier vor dem verſammelten Volke zu Olympia ſich ſelbſt verbrante, um gleich dem Hercules unſterblich zu werden, ſo mögen wir den Schluß ziehen, daß er, ein ächtes Kind ſeiner entnervten, darum exaltirten Zeit unſtät und in haſtigem Streben nach allen Mitteln griff, um ſeinen Geiſt, mehr wohl um ſeine Sucht nach äußerer Geltung, nach Effect und Ruhm zu befriedigen, daß er zu dieſem Zwecke eben ſo gut die ſtrenge cyniſche Lehre (wie er denn gewöhnlich ein Cyniker heißt) als ein genußvolles, frivoles, abenteuerliches Leben tauglich fand, und endlich ſein auf den Schein berechnetes Treiben durch einen effectvollen Tod ſchloß, der ihm in den Augen der leichtſinnigen und abergläubigen Menge zu dem Rufe eines Wunderthäters oder höhern Weſens verhalf.— Vergl. Luciani „Lib. de mort. Peregrini“, und dazu Germari „Symbolae ad Luc. lib. de morte P. rectius aestimandum“ (Thorn 1789. Fol.); Wieland's „Peregrinus Proteus“ (ſämmtl. Werke von Gruber, Bd. XXXIII. IV.), worin ſeine Denk- und Lebensweiſe gegen Lucian's Anſchuldigungen in Schutz genommen und in milderem Lichte gezeigt wird. 80.

Peremtoriſch, adjectiv., zerſtörlich, umſtoßend kommt in Rechtsſachen vor 1) bei den einer gemachten Forderung entgegengeſetzten Einreden (ſ. d. Art.); 2) bei den Friſten, wo man diejenigen darunter verſteht, binnen welchen etwas bei Verluſt des Rechts, es ſpäterhin nachzuthun, zu expediren aufgegeben worden iſt. Da, wo erhöhete Verwarnungen eintreten, iſt nur die letzte Friſt, welcher man nicht weiter ausweichen kann, die peremtoriſche. Iſt die Friſt nicht vom Geſetze ſchon beſtimmt, wie die Beweisfriſt, ſondern wird ſolche, wie die zur Einlaſſung auf die Klage, erſt durch eine Ladung beſtimmt, ſo erhält auch die Ladung das nämliche Prädicat, welches der darin ausgedrückten Friſt zugekommen ſein würde, und heißt peremtoriſch, wenn eine peremtoriſche Friſt darin enthalten war. Im gemeinen Leben heißt peremtoriſch ſo viel, als beſtimmt, determinirt, unausbleiblich. 3.

Perez (s) (Don Antonio), ein durch ſein Mißgeſchick bekannt gewordener ſpaniſcher Staatsmann, um 1552 zu Madrid geboren, widmete ſich auf der Univerſität Alcala der Jurisprudenz und den Staatswiſſenſchaften und machte zu ſeiner weiteren Ausbildung mehrere Reiſen an fremde Höfe. Nach ſeiner Zurückkunft wußte er ſich durch ſeinen Geiſt und ſein geſchmeidiges Benehmen die Gunſt Philipp's II. zu erwerben, der ihn zum Staatsſecretair ernannte und zu ſeinem Vertrauten in dem Liebeshandel mit der Prinzeſſin von Eboli machte. Bald war der liebenswürdige junge Mann der Nebenbuhler des Königs und wußte lange Zeit allen Verdacht von ſich zu entfernen, bis er durch unvorſichtiges Verrathen der Staatsgeheimniſſe an die Prinzeſſin den Zorn des Königs ſich zuzog. Er wurde vor Gericht geſtellt und zu zweijähriger Haft und achtjähriger Verbannung verurtheilt. Er entſprang 1590 dem Gefängniſſe, wurde aber eingeholt und nach Saragoſſa gebracht, wo er das Mitleid des Volkes in ſo hohem Grade zu erregen wußte, daß die Häſcher ſich gezwungen ſahen ihn frei zu laſſen. Um weiteren Nachſtellungen zu entgehen flüchtete ſich P. nach Frankreich, wo er von der Prinzeſſin Katharina von Bourbon, mit welcher er ſchon früher in Verbindung geſtanden hatte, und von Heinrich IV., welchem er während des Krieges gegen die Ligue gute Dienſte geleiſtet haben ſoll, freundſchaftlich aufgenommen ward. Er ſtarb am 3. Nov. 1611 zu Paris, wo er ſich mit einer geringen Penſion behelfen mußte. Nach ſeiner Flucht wurden ſeine bedeutenden Güter in Spanien eingezogen und ſeine treue Gattin, Donna Coëllo, ſtarb 1602 im Kerker, worin ſie für ihren Gemahl ſchmachtete. P. hat ſelbſt ſeine Lebensgeſchichte, die über manche Verhältniſſe ſeiner Zeit werthvolle Aufſchlüſſe gibt, niedergeſchrieben. Sie erſchien unter

dem Titel: „Obras y relaciones“ (Paris 1598. 8. N. Ed. Geneva 1675. 8.). 66.

Perez (David), ein italieniſcher Componiſt, ſpaniſcher Abkunft, geb. zu Neapel im Jahre 1711, ward ſpäter Kapellmeiſter in Palermo und hat ſich durch mehrere kirchliche Compoſitionen, vor Allem aber durch ſeine Opern, vorzüglich durch „La clemenza di Tito“ und „Alessandro nell' Indie“ einen rühmlichen Namen erworben. Auch gehörte P. unter die beſten Violinſpieler ſeiner Zeit. Er ſtarb im Jahre 1779. 36.

Pergament, lat. membrana; fr. parchemin, vélin; engl. parchment, nennt man ein ſchon im früheſten Alterthume bekanntes, aus Schaf-, Hammel-, Kalb- und Ziegenfellen, Eſels- und Schweinshäuten bereitetes, ſteifes, glattes, elaſtiſches, dauerhaftes Leder, welches ſeinen Namen von der Stadt Pergamus hat, wo es erfunden ſein ſoll und einen vorzüglichen Handelszweig dieſer Stadt ausmachte. Die Zubereitung deſſelben weicht im Ganzen wenig von der Weißgerberei ab, aus welchem Grunde die Pergamentmacher auch gewöhnlich zu der Innung der Weißgerber gerechnet werden. — Hornpergament wird aus mageren Kalbfellen bereitet, iſt durchſichtig, ſtark, feſt und glatter als das gewöhnliche P. Auch aus den Abfällen des Kälberpergaments wird letzteres gemacht, indem daſſelbe gekocht, mit Farbe untermiſcht und dieſer Leim auf Glastafeln oder Kupferplatten ausgegoſſen und getrocknet wird. Gegenwärtig wird auch viel unächtes P. verfertigt. Man benutzt es zu allerlei Schriften, Documenten, Lehrbriefen, zum Überziehen der Trommeln und Pauken, zum Einbinden der Bücher ꝛc. Schon zu David's Zeiten hatten die Iſraeliten aufgerollte Bücher von Thierhäuten und nach Herodot ſchrieben die Jonier auf Hammel- und Ziegenfelle, von denen blos die Haare abgeſchabt waren. Später wurden dieſe durch Reiben und Schaben mit Kalk zu Blättern bereitet. Das erſte P. war gelb, in Rom machte man es weiß, hernach gab man ihm auch eine violette und purpurrothe Farbe und gegenwärtig weiß man ihm alle Farben zu geben. 26.

Pergamus (um) war eine unbedeutende Stadt Myſiens in Kleinaſien an dem kleinen Fluſſe Kaïkus, der Inſel Lesbos gegenüber, und fiel nach der Schlacht bei Ipſus (301 v. Chr.) dem Lyſimachus zu. Während dieſer aber noch im Kriege mit Seleucus begriffen war, bemächtigte ſich Philetärus, ein Verſchnittener, derſelben und gründete (283) das nach ihr benannte pergameniſche Reich. Anfangs erſtreckte ſich daſſelbe nur auf die nächſte Umgegend, doch erweiterten deſſen Nachfolger, Eumenes I. und Attalus II., ſeine Grenzen und letzterer legte ſich ſchon den Titel eines Königs bei. Noch einen größern Umfang gewann es unter Eumenes II., da ihm von den Römern wegen ſeines Beiſtandes im Kriege gegen Antiochus den Großen die ganzen vorderaſiatiſchen Provinzen bis an den Taurus zugetheilt wurden. Unter ihm blühten Künſte und Wiſſenſchaften; die berühmte pergameniſche Bibliothek, welche ſpäter Antonius der Cleopatra ſchenkte, wurde durch ihn gegründet und die Erfindung des Pergaments gemacht. Aber durch ſeine politiſche Verbindung mit Rom legte er auch den Grund zu dem baldigen Untergange des jungen Staats. Attalus II. mußte ſich ſchon dem Willen der Römer unterordnen und Attalus III. vererbte ihnen ſogar, wie ſie es beſtimmt hatten, ſein Reich (133 v. Chr.), das ſeitdem unter dem Namen Aſien als römiſche Provinz dem Römerreiche einverleibt wurde. P., der Geburtsort Apollodor's und Galenus', heißt jetzt Bergama und iſt ein armſeliger Ort, deſſen Ruinen an den einſtigen Wohlſtand erinnern. 77.

Pergoleſe (Giovanni Battiſta), einer der berühmteſten italieniſchen Componiſten des XVIII. Jahrh., hieß eigentlich Jeſi, wurde im Jahre 1704 zur Pergoli (daher ſein Name) in der Mark Ancona geboren und in ſeinem 13. Jahre unter die Zöglinge des Conſervatorium dei poveri di Gesù Cristo in Neapel aufge-

nommen. Hier machte er unter der Leitung Gaëtano Greco's ſchnell tüchtige Fortſchritte und verſuchte ſich bereits im 14. Jahre im Componiren. Seine erſte Oper indeß, welche er auf einem Theater zweiten Ranges in Neapel zur Aufführung brachte, fiel entſchieden durch und zwar deßhalb vorzüglich, weil ſie zu gelehrt war. Weit entfernt ſich dadurch einſchüchtern zu laſſen, arbeitete der junge P. muthig fort und ſtudirte vor Allem die Werke Haſſe's und anderer großen Muſiker, trat aber öffentlich erſt im Jahre 1731 wieder hervor, wo er ſeine „Serva padrona“ zur Aufführung brachte. Der außerordentliche Beifall, welchen dieſes in der That treffliche Werk erhielt, beſtimmte ihn ſich in Rom einen größern Wirkungskreis zu verſchaffen. Allein er fand ſich bitter getäuſcht; ſeine „Olympiade“, welche er hier im Jahre 1735 zur Aufführung brachte, ward heftig getadelt und dem gleichzeitig erſchienenen „Nerone“ des verdienſtloſen, doch P.'s Überlegenheit edelmüthig anerkennenden Duni allgemein der Vorzug eingeräumt. Gekränkt und den Keim des Todes in ſich tragend begab ſich P. wieder nach Neapel, componirte hier ſein treffliches „Dixit“ und „Laudate“ und zog ſich dann Geneſung hoffend auf eine Beſitzung des Herzogs von Mondragone am Fuße des Veſuv zurück. Hier ſchuf er außer einigen andern Werken ſein herrliches Allen bekanntes „Stabat mater“ und ſtarb im Februar 1737 (zu Pozzuoli), nachdem er kurz zuvor noch das „Salve regina“ vollendet hatte. — Die Anerkennung, welche P. im Leben nicht fand, wurde ihm nach ſeinem Tode zu Theil. In ganz Italien kamen jetzt ſeine Werke zur Aufführung und heute noch ſteht er in großer Achtung. Auch iſt nicht zu verkennen, daß die Muſik P.'s viel Anziehendes hat; ſie iſt charakteriſtiſch und äußerſt rein und verfehlt, beſonders die Kirchenmuſik, nie ihres Eindrucks. Doch erſcheint allerdings auch der Vorwurf, den man ihr macht, daß ſie nämlich bisweilen etwas ermüdend und abrupt ſei, in gewiſſer Hinſicht nicht ganz grundlos. 36.

Perhorresciren heißt im Juſtizfache einen beſtellten Richter aus angegebenen Gründen ablehnen. Die Wahrheit dieſer Gründe muß aber meiſt durch einen Eid beſtätigt werden, welcher dann der Perhorrescenzeid heißt. 30.

Peri's heißen in der alten perſiſchen Mythologie weibliche Genien, luftige, zarte, aus Blumenduft gewebte Geſchöpfe und ſchön wie die Morgenröthe, welche vom Dufte der Blumen leben, die Luft bevölkern, die Menſchen ſchützen und mit ihnen oft im vertrauten Umgange leben. Sie ſind ein häufiger Gegenſtand der perſiſchen Dichtung und ſollen nach Vieler Meinung den abendländiſchen Feen den Urſprung gegeben haben. 23.

Periander, Tyrann von Korinth im VI. Jahrh. vor Chr., wird gewöhnlich zu den 7 Weiſen Griechenlands gezählt; doch unterſcheiden Andere den Weiſen P. von dem Tyrannen dieſes Namens, während noch Andere dieſen Namen gar nicht in der Reihe der Weiſen aufführen. Es werden von ihm folgende Weisheitsſprüche angeführt: „Bedenke das Ganze;“ „Thue Nichts des Geldes halber;“ „Die Vergnügungen ſind vergänglich, die Ehren unſterblich;“ „Im Glück ſei mäßig, im Unglücke weiſe;“ „Verheimliche dein Unglück, damit du nicht deine Feinde ergötzeſt;“ „Strafe nicht blos die Fehlenden, ſondern halte auch vom Fehlen die ab, die im Begriffe ſtehen, es zu thun.“ 80.

Périer, ſ. Perrier.

Perigäum, ſ. Erdferne.

Perihelium, ſ. Sonnenferne.

Perikles, atheniſcher Feldherr und Staatsmann im V. Jahrh. vor Chr., war der Sohn des mykaliſchen Helden Xanthippus. Den von der Natur mit ſo vorzüglichen wie liebenswürdigen Gaben ausgerüſteten Knaben ließ der Vater von den damals berühmteſten Männern bilden; ſo genoß er Unterricht in der Philoſophie bei Anaxagoras, in der Politik bei Damon; wodurch ſein Geiſt die edelſte Rich-

tung bekam und jener hohe Sinn für das Schöne und jene tiefe Verehrung der Künſte und Wiſſenſchaften in ihm gepflanzt wurde, welche ſein ganzes Leben beherrſchten. Dazu kam eine glückliche Vereinigung aller äußern Vorzüge, Körperſchönheit, edler Anſtand, hinreißende Beredſamkeit (von welcher der Komiker Ariſtophanes ſagt, daß er mit derſelben blitze, donnere und ganz Griechenland erſchüttere) und ein großes von ſeinem Vater hinterlaſſenes Vermögen und Anſehn bei dem Volke. Der ſo von Natur und Glück begabte P. trat nun gerade zu einer Zeit in Athen auf, welche beſonders dazu geeignet war, hochſtrebenden Männern Gelegenheit zu geben, ihren Einfluß geltend zu machen; Athen ſtritt damals mit Sparta. Cimon's, vielleicht durch P.'s Mitwirkung durchgeſetzte, Verbannung war das Mittel zu P.'s Erhebung (459) und ſeit dieſer Zeit wurde 40 Jahre hindurch Nichts ohne ſeinen Rath, Alles nach ſeiner Angabe geführt und gethan. P.'s Beſtrebungen gingen gleich denen Cäſars auf nichts weniger, als auf die Unterwerfung des Volkes unter ſeine Willkür; um aber des Volkes Blick von dem Erkennen ſeines Verluſtes abzuziehen, wußte er daſſelbe auf ſinnlichem Wege zufrieden zu ſtellen, ſo daß ihm ſeine Freiheit entbehrlich wurde. Den durch Ariſtides Sparſamkeit geſammelten Staatsſchatz (9700 Talente = 12837500 Reichsthlr.) wußte er durch Bauten, Kunſtwerke, Schauſpiele, Kriegsunternehmungen u. dgl. in die Hände des Volks zu bringen und beſonders die ärmere Klaſſe durch Abführung in Colonien und Vertheilung eroberter Ländereien unter ſie (Kleruchien) ſich zu gewinnen. Er ließ unter andern die Akropolis durch die Propyläen befeſtigen, das Parthenon auf der Akropolis erbauen, die Mauern, welche den hohen Piräus mit der Stadt verbanden, vollenden, Theater errichten, das Odeum anlegen ꝛc.; den Richtern ließ er einen Gehalt, den Bürgern, welche Kriegsdienſte thaten, einen beſtimmten Sold auszahlen, den Zutritt zu den Schauſpielen ließ er dem Volke unentgeldlich oder ließ ihm die Eintrittsgelder aus der Staatskaſſe vergüten. Nachdem er ſo ſein Anſehn im Innern befeſtigt hatte, trat er mit einem andern Plane hervor, welcher auf die Vereinigung aller mit Athen verbündeten Staaten zu einem Staate, deſſen Hauptſtadt Athen ſein ſollte und deſſen Haupt er ſein wollte, abzweckte. Den Eingang dazu machte er dadurch, daß auf ſeine Veranlaſſung der Bundesſchatz von der Inſel Delos nach Athen verlegt wurde, deſſen Aufſicht man ihm übertrug; aber den Plan ſelbſt in ſeiner Größe führte er nicht nur nicht aus, ſondern legte dadurch auch den Grund zum Sturze Athens. Denn alle jene Städte und Inſeln, welche wohl gemerkt hatten, daß ſie nicht ſowohl zum Schutze ihrer Freiheit, als vielmehr zur Vergrößerung der atheniſchen Macht mit jenem Staate im Bunde ſtanden und für fremde Vortheile ſich ſelbſt nicht mehr vergeſſen wollten, weigerten ſich, wenn ſie auch die Hinwegſchaffung des Schatzes nach Athen nicht hatten hindern können, doch theils jener Vereinigung ſtandhaft, theils ſchlugen ſie ſich geradezu zur feindlichen, von Sparta geführten Partei. Von nun an hörten Athens Kämpfe mit andern griechiſchen Staaten nicht auf und da P. unglücklich gegen die Spartaner bei Tanagra geweſen war, ſo ſah er ſich genöthigt, zur Zurückberufung ſeines Gegners Cimon ſelbſt Veranlaſſung zu geben. Derſelbe brachte die ſchwankenden Rohre wieder in das Gleichgewicht und während er auswärts den Krieg führte, hatte P. daheim durch die Leitung der Wiedereroberung von Euböa und Megara ſein Anſehn wieder befeſtigt und wo möglich noch erhöht. Eine ſcharfſinnige Durchſchauung der Verhältniſſe hatte dem P. die Nothwendigkeit gezeigt, mit Sparta Waffenſtillſtand zu ſchließen, der auch von Sparta 445 eingegangen wurde, aber ſtatt der beſtimmten 30 Jahre nur 14 dauerte. Athens Stolz und Übermuth, ſeine harte und unwürdige Behandlung der Bundesgenoſſen, beſonders die ungeſtüme Eintreibung der Kriegsſteuern, gab ſelbſt Veranlaſſung zum Bruche und dieſer Bruch war der Beginn des peloponneſiſchen Kriegs. P. hatte als die Seele des Staates den Krieg erregt, er gedachte ihn auch auszu-

Digitized by Google

kämpfen; ſein Plan war das Glück Athens dem Meere anzuvertrauen, dagegen das Land dem Feinde Preis zu geben und die ganze Volksmaſſe in die Stadt Athen zu ziehen. Dieſen Plan befolgten auch die Athener auf ihres P. Rath; da ſich aber das Volk durch die ungehemmten Einfälle der Feinde ſeiner Beſitzungen beraubt ſah, da ſich wegen des Ausbruchs einer verheerenden Peſt eine allgemeine Muthloſigkeit in Athen verbreitete und die Hoffnung auf den Sieg wegen des fortdauernden Abfalls der Bundesgenoſſen höchſt ungewiß zu ſein ſchien; ſo erging an P. die allgemeine Anforderung, er ſollte mit Sparta Frieden ſchließen. P. weigerte ſich deß ſtandhaft und da er ungeachtet wiederholter und ſtürmiſcher Bitten nicht nachgab, ſo nahm ihm das erbitterte Volk das Commando und verurtheilte ihn zur Bezahlung einer bedeutenden Geldſtrafe (430). Bald ſahen die Athener jedoch, daß ihnen P. unentbehrlich war und reuevoll ſuchten ſie ihn wieder zur Annahme des Oberbefehls zu vermögen. Er that es, aber nur kurze Zeit ſtand er noch am Ruder des Staates, denn bald riß ihn die Peſt (429) den Seinigen, die ſchon ein Opfer derſelben geworden waren, nach. P. ſtarb mit einer eines Weiſen würdigen Ruhe; in den letzten Momenten ſeines Lebens überblickte er noch einmal ſeine Thaten und wenn er ſich dieſelben nicht zum Verdienſte angerechnet wiſſen wollte, ſondern als ein Geſchenk anerkannte, ſo ſchätzte er ſich nur darum glücklich, weil er nie einen Bürger in Trauer verſetzt habe. Die Athener bedauerten ſeinen Hingang um ſo ſchmerzlicher, weil ſein Nachfolger, der wilde, rohe, unkluge Kleon ihm ſo ganz unähnlich war und mit ſeinem Gelichter Athen der großen Kataſtrophe immer näher brachte. Hatte gleich P. große Fehler, hatte er ſich vieler Willkürlichkeiten ſchuldig gemacht, den durch Solon's Verfaſſung ſo hoch geſtellten und für die Entſcheidung in den wichtigſten Staatsangelegenheiten ſo bedeutenden Areopag um ſein Anſehen gebracht, den Zutritt zu Ämtern bei dieſem Gerichte auch unwürdigen Männern erleichtert, hatte er durch andere Abänderungen an der ſoloniſchen Staatsverfaſſung einer unbändigen Volksherrſchaft Thür und Thor geöffnet, hatte er Luxus und Sittenverderbniß veranlaßt und befördert und war er namentlich die Urſache zu den für Athen ſo unheilvollen peloponneſiſchen Kriege: ſo darf man doch auf der andern Seite ſeine unbeſtreitbar großen Verdienſte um Athen nicht ſchmälern; denn unter ihm wurde Athen die glänzendſte, reichſte und mächtigſte Stadt, indem er Künſte und Wiſſenſchaften beförderte, Dichtern, Hiſtorikern, Rednern, Philoſophen, Künſtlern in Athen Aufnahme und Belohnung bereitete und ſein eigenes Haus jedem geiſtreichen und nach höherer Bildung ſtrebenden Manne gaſtlich öffnete, weßhalb man mit Recht den Beginn einer neuen Periode in Kunſt und Wiſſenſchaft mit P. beginnt. Er hob den Handel und die Betriebſamkeit der Bürger, vermehrte die atheniſche Flotte und brachte dadurch die Seemacht auf eine noch nie erreichte Höhe, vergrößerte die Beſitzungen ſeines Vaterlandes und machte den atheniſchen Namen weit und breit gefürchtet. Dabei darf man nicht vergeſſen, daß er ein wackerer Kriegsmann war; als ſolchen bewies er ſich auch auf der Expedition gegen den thraciſchen Cherſonnes, im Kampfe gegen die Sicyonier bei Nemea, auf ſeinem Feldzuge gegen die pontiſchen Länder, bei der Eroberung von Samos und in andern Kriegen. Was endlich ſeine Verwaltungstreue anlangt, ſo iſt ſie zwar durch mancherlei Geſchichten und durch die hämiſchen Angriffe der Komiker nicht ſelten verdächtigt worden; aber wenn er auch vielleicht im Einzelnen ſo gewirthſchaftet hatte, daß ihm Alcibiades rathen durfte, lieber darüber nachzudenken, wie er keine Rechenſchaft gäbe als wie er ſolche ablegte, ſo iſt doch im Allgemeinen das Alterthum darin übereinſtimmend, daß niemals ein Staatsmann die öffentlichen Einkünfte edler verwendet habe als P., und jene Beſchuldigungen beziehen ſich wohl mehr darauf, daß er überhaupt zu viel, als daß er es zu eigennützigen Abſichten verwendet habe. 6.

Perikopen, d. h. Abſchnitte, heißen vorzugsweiſe diejenigen bibliſchen Ab-

ſchnitte, über welche bei dem Vor- und Nachmittagsgottesdienſte an den Sonn- und Feſttagen gepredigt wird, alſo die gewöhnlichen Sonn- und Feſttagsevangelien und Epiſteln. In manchen proteſtantiſchen Ländern pflegen dieſelben in dem Vormittagsgottesdienſte wohl auch vor der Predigt noch am Altare verleſen zu werden, in andern dagegen nur die Epiſteln und dann noch irgend ein anderer bibliſcher Abſchnitt, Lection genannt, meiſt aus dem alten Teſtament. Ja man nennt ſelbſt wohl auch ausſchließlich nur die Sonntagsevangelien P. Schon in den Synagogen der Juden las und betete man die heiligen Schriften (ſ. Paraſchen). In den erſten Jahrhunderten der chriſtlichen Kirche hatten die Lehrer derſelben völlige freie Wahl in Hinſicht ſolcher Stellen und erſt ſeit dem IV. Jahrh. wurden ſie auf die kanoniſchen Bücher des alten und neuen Teſtaments beſchränkt. Unſere heutigen P. rühren vom Papſte Gregor dem Großen her, der ſie in ein eigenes Lectionarium brachte; Karl der Große ließ über daſſelbe eine Sammlung von Homilien von Kirchenvätern, welche Homiliarius genannt wurde, verfertigen und führte dieſelbe in ſeinem ganzen Reiche ein. Luther behielt auch dieſe P. bei und nur die Reformirten kehrten auch hierin zur Einrichtung der alten chriſtlichen Kirche zurück und überließen die zum Vorleſen am Altare wie den Predigten zum Grunde zu legenden bibliſchen Abſchnitte dem Geiſtlichen ſelbſt. Indeß ſeit dem Ausgange des vorigen Jahrhunderts warf man dieſen Perikopenzwang in Dänemark, Würtemberg und Baden ab und für die Jahre 1810 und 1811 ſchrieb auch Reinhard für das Königreich Sachſen andere bibliſche Abſchnitte aus, über welche an den Sonn- und Feſttagen gepredigt werden ſollte, welchem Beiſpiele in neuerer Zeit Sachſen-Weimar, Meiningen u. a. gefolgt ſind. Man hat nun viel für und wider den Perikopenzwang geſprochen und ſelbſt gemeint, daß auch die Vorſchrift neuer P. unproteſtantiſch und dem Standpunkte der jetzigen Bildung der Geiſtlichen entgegen ſei. Indeß hat eben ſelbſt Reinhard gezeigt, wie ſich über ganz unfruchtbare P., z. B. über die des neuen Jahres, doch mehrere Jahre hindurch ſehr fruchtbar und erbaulich predigen laſſe, und die vielen Predigtentwürfe über die Evangelien und Epiſteln bethätigen dieſes hinlänglich; auch iſt es nicht zu läugnen, daß die alten P. wenigſtens das Eine Gute haben, daß der Prediger veranlaßt wird, ſie von allen Seiten zu betrachten, um daraus jährlich immer ein neues Thema zu gewinnen, daß ſie aber auch unter vielen Nachtheilen den einen haben, daß ſie viele Prediger veranlaſſen, ihre Gedanken in den Text auf eine höchſt gezwungene Weiſe hineinzutragen und in ihrer ganzen Predigt denſelben unberückſichtiget liegen zu laſſen. Dürfte nun wohl auch jeder Prediger zur eigenen freien Wahl eines Textes für ſeinen Vortrag fähig ſein, ſo iſt doch gewiß nicht zu leugnen, daß es in vieler Hinſicht für ihn wünſchenswerth ſei, wenn für jeden Sonntag ihm ein Text gegeben iſt, wenn nur mit denſelben gehörig abgewechſelt und eine paſſende Auswahl derſelben getroffen wird, zumal da es ja auch in den Ländern, wo der alte Perikopenzwang nicht abgeſchafft iſt, jedem Prediger frei gelaſſen bleibt, bei beſonderen Veranlaſſungen ſich ſeinen Text ſelbſt zu wählen. In der katholiſchen Kirche hält man ſich heute an das Lectionarium Gregor's des Großen bei der Liturgie am Altare, die Wahl der Predigttexte iſt jedoch nicht überall nur an daſſelbe gebunden. 78.

Periode nennt man in der Chronologie eigentlich den Umfang zweier oder mehrerer Cykeln; meiſt gebraucht man aber auch P. als gleichbedeutend mit Cyklus und dann bedeutet ſie eine wiederkehrende Reihe von Jahren, nach deren Ablauf gewiſſe Zeitverhältniſſe oder Erſcheinungen ſich erneuen. Die Angabe aller Perioden, welche ſich bei den Chronologen finden, würde hier zu weit führen, wir nennen nur außer den in den Artt. Cyklus und Chronologie bereits namhaft gemachten, bei den Ägyptern die Apisperiode von 25 Jahren (weil der heilige Stier Apis zu Memphis nach 25jähriger Verehrung getödtet und durch einen neuen erſetzt wurde); die große P. von 36525 Jahren (welche ſich wahrſcheinlich auf

aſtronomiſche Ideen ſtützt) und die von J. Scaliger durch Multipliciren der drei cykliſchen Zahlen 28, 19 und 13 (Sonnen-, Monds- und Indictionscykel) gebildete P. von 7980 Jahren. Letztere heißt die julianiſche, weil ſie nach julianiſchen Jahren (365¼ Tage) zählt, nimmt zugleich mit dem Sonnen-, Mond- und Indictionscyklus ihren Anfang und erneut ſich nicht eher, als bis alle drei Zeitkreiſe zugleich abgelaufen ſind, alſo nach 532 Jahren. — In der Geſchichte verſteht man unter P. einen Zeitabſchnitt, deſſen Beginn und deſſen Ende durch eine allgemein wichtige und einflußreiche Begebenheit beſtimmt iſt. Daraus geht ſchon hervor, daß man die Geſchichte nicht in beliebige Perioden zertheilen kann, ſondern man ſtets ein Ereigniß, welches die vorhergehende P. ſchließt und eine neue bedingt, als Scheidepunkt annehmen müſſe. Die älteſten Hiſtoriker, wie Herodot, bearbeiteten die Geſchichte ethnographiſch, ſpäter zog man die ſynchroniſtiſche Methode vor (wie Diodor von Sicilien); die annaliſtiſche Darſtellungsweiſe beliebte beſonders den Römern und das beſte Muſter dieſer Art lieferte Tacitus. Die Chroniſten des Mittelalters arbeiteten faſt alle ohne beſtimmten Plan; erſt Rolewink de Laer ſuchte in ſeinem „Fasciculus temporum“ (1480) eine beſtimmte Methode zu Ehren zu bringen. Durch die Reformation entſtand im XVI. Jahrh. das ſogenannte auf eine Bibelſtelle gegründete (Daniel 7, 17) vier Monarchien-Syſtem. Nach dieſen Anſichten ſchrieb Carrion zu Wittenberg das erſte ſyſtematiſche Compendium der Weltgeſchichte (1532). So ſeicht dieſe Methode war, ſo ungleich und unverhältnißmäßig die Perioden ausgetheilt waren und ſo ſehr die neuere Geſchichte gegen die alte in Hintergrund treten mußte, ſo dauerte ſie doch allgemein durch das XVI. Jahrh. und durch einen Theil des XVII. fort, bis Petavius in ſeinem „Rationarium temporum“ (1633) die ſeither ohne Gegenrede eingeſchlichenen Fehler aufdeckte und eine beſſere Zeiteintheilung in Gang brachte. Georg Horn vermehrte in ſeinem „Tractatus de tredecim orbis imperiis“ (1650) die vier Perioden bis auf dreizehn und zeigte, daß die Geſchichte ſich mit mehr als vier Völkern zu beſchäftigen habe. Einen erfolgreichen Angriff auf alle frühere Syſteme machte J. M. Haſe in ſeinem Werke „Historiae universalis politicae idea“ (Lips. 1743) und ſtellte viel höhere Anforderungen an die Geſchichte, als man ſeither geahnt hatte. Boſſuet ordnete in ſeinem „Discours sur l'histoire universelle“ (1681) das Material noch lichtvoller und fand an Voltaire, Rollin, Millot, Condillac, Mably und A. treffliche Nachfolger, welche ſtets tiefer in den Geiſt der Geſchichte eindrangen. In Deutſchland betraten zuerſt Gatterer, Schlözer, Remer, Eichhorn, Heeren, Beck, Galletti und Johann von Müller die richtige Bahn, auf welcher man bis auf die neueſte Zeit ſtets Fortſchritte gemacht hat. — Die Geſchichte zerfällt in drei Hauptperioden, welche unmöglich verrückt werden können, nämlich in die alte, mittlere und neuere Zeit. Das Alterthum beginnt mit dem Anfange unſerer Kenntniſſe überhaupt und reicht bis zur Zertrümmerung des römiſchen Staatenverbandes durch die Völkerwanderung (—400). Indier, Babylonier, Ägypter, Phönicier, Griechen und Römer ſpielen darin die Hauptrollen. Das Mittelalter beginnt mit dem Eintritte des germaniſchen Lebens und endet mit der allgemeinen Wiederbelebung der Wiſſenſchaften und der Gründung des großen ſpaniſchen Staatenvereins durch Karl V. (400—1517). Die Hauptbegebenheiten dieſer P. ſind die Gründung des fränkiſchen Reiches, das Emporblühen des Islams, die Erfindung der Buchdruckerkunſt und die Entdeckung Amerikas. Die neuere Zeit umfaßt die P. von Karl V. bis auf die neueſte Zeit. Die Reformation und die daraus entſtandenen Kriege und die Revolution mit ihren Folgen ſind die für die Welt wichtigſten Ereigniſſe dieſer P. Dieſe drei großen Zeiträume bieten wieder durch die erwähnten und andere Hauptereigniſſe Gelegenheit zu Unterabtheilungen in kleinere Perioden, die wir hier nicht angeben wollen, da jedes in der neueren und neueſten Zeit erſchienene brauchbare

Geſchichtswerk darüber genügenden Aufſchluß gewährt. — In der Lehre vom Styl verſteht man unter P. eine Reihe logiſch zu einem Ganzen verbundener Sätze. Ältere und neuere Theoriſten haben ſich mit Definitionen der P. vergebens zermartert. Manche nennen ſchon einen jeden Satz, er mag ſo kurz ſein als er wolle, eine P.; Andere fordern eine beträchtliche Länge und ſuchen dieſe ſogar näher zu beſtimmen. Schon der Name P. (von dem griechiſchen περίοδος, Umweg) deutet auf eine Verbindung mehrerer Sätze zu einem ſchönen Ganzen hin. Daraus geht hervor, daß nicht bloße Nebeneinanderſtellung einzelner Sätze eine P. bildet, ſondern daß das wahre Weſen derſelben in der genauen Verkettung mehrerer einander untergeordneter Sätze und beſonders in der Suspenſion des Sinnes liege. Diejenigen Theile einer P., welche für ſich als beſondere Sätze beſtehen könnten, heißen Glieder, diejenigen Theile aber, welche nur als Beſtimmung eines andern Satzes und in Verbindung mit ihm einen Sinn haben, Abſätze. Die Perioden können ſo verſchiedenartig ſein als es verſchiedenartige Sätze gibt; denn jeder Satz läßt ſich unter gehörenden Umſtänden zu einer P. erweitern; es wäre daher ein ſehr undankbares Unternehmen, die verſchiedenen Arten der Perioden angeben zu wollen. Die Haupterforderniſſe einer guten P. ſind: 1) Logiſche Richtigkeit und Klarheit in der Verbindung der einzelnen Sätze und leichte Verſtändlichkeit dieſer Sätze ſelbſt; dunkle Ausdrücke müſſen ſorgfältig vermieden werden; jedes Wort, jedes Glied eines Satzes muß mit den übrigen nach den Regeln der Grammatik und Logik ſo verbunden ſein, daß immer durch die folgenden Theile eines Gliedes die durch die vorhergehenden erregten Erwartungen befriedigt werden; deßwegen dürfen die Glieder nicht mit zu vielen Nebenſätzen überladen und durch lange und häufige Einſchiebſel auseinander gezogen werden. 2) Gehört dazu die genaueſte Verwandtſchaft ihrer Theile und man nennt dieſes gewöhnlich die Einheit einer P. Jeder P. darf nur ein einziger Hauptgedanke, der dann auf jede beliebige Weiſe erläutert und erweitert wird, zu Grunde liegen; alle Theile müſſen durch ein gemeinſchaftliches Band der Verwandſchaft zuſammengehalten werden und **ein** Gegenſtand muß den Inhalt des Ganzen bilden. Nicht ſelten fehlen Schriftſteller gegen dieſe Hauptregel, wenn ſie getrennte, einander fremde Gedanken in eine P. zuſammenfaſſen wollen. Als Beiſpiel einer ſolchen fehlerhaften P. führt man gewöhnlich folgende Stelle Plutarch's, worin er von einem Feldzuge der Griechen unter Alexander ſpricht, an: „Ihr Zug ging durch ein unangebautes Land, deſſen wilde Einwohner ſich ſelbſt kümmerlich ernährten, da ihr ganzer Reichthum in einer Art von kleinen Schafen beſtand, deren Fleiſch thranicht und unſchmackhaft war, weil dieſe Thiere gewöhnlich todte Seefiſche zu freſſen bekamen.“ Mehrere Kritiker verlangen auch in einer guten P. Einheit der Scenen, welche Forderung aber offenbar übertrieben und unſtatthaft iſt. 3) Verlangt man, daß die Sätze nicht nur folgerecht und klar ſind, ſondern daß ſie auch ſchön und kräftig verbunden werden. Wörterüberfluß muß man nicht weniger meiden, als unverſtändliche Kürze; der entſprechendſte Ausdruck iſt ſtets der beſte, die kürzeſte Darlegung die eindringlichſte und man muß ſtets bedenken, daß nur der Hauptſatz, ſo viel es Noth thut, erweitert werden ſoll. Fließt in dieſe Erweiterung mehr ein, als zur Verſtändigung hinreicht, werden Unter- und Nebenſätze, die ohne Nachtheil weggeſchnitten werden können, mit Gewalt herbeigezogen; ſo wird die P., die man nicht ſelten durch ſolche überflüſſige Zuſätze zuzurunden glaubt, unerträglich. Um eine P. klangreich und eindringlich zu machen, müſſen die bedeutendſten Wörter eines Satzes an eine ſolche Stelle zu ſtehen kommen, wo ſie im vollſten und beſten Lichte erſcheinen und die Gedanken müſſen nach dem Grade ihrer Wichtigkeit auf einander folgen und die Rede nie ſinken laſſen. 4) Endlich fordert man noch von einer annehmbaren P., daß ſie nicht zu lang ſei. Cicero, ſelbſt kein ſehr vorzüglicher Periodendrechsler, will ſie durchaus nicht länger haben, als das Maß von vier Hexametern; dieſe Beſtim-

mung läßt ſich aber durch nichts rechtfertigen; man mache ſie nicht länger, als es die möglichſte Leichtigkeit des Verſtändniſſes geſtattet. Der Leſer oder Zuhörer muß das Ganze bei einem gewöhnlichen Grade der Aufmerkſamkeit völlig überſehen können und die erſten Glieder der P. müſſen ihm bei dem Schluſſe derſelben noch völlig gegenwärtig ſein. Aus der Natur der P. geht ſchon von ſelbſt hervor, bei welcher Schreibart ſie anwendbar ſei. In einem kurzen, abgebrochenen, raſchen Style wird ſie unſtatthaft ſein, dagegen ſich für einen feierlichen, abgemeſſenen Vortrag am meiſten eignen. In einer ernſthaften dogmatiſchen Abhandlung, ſo wie im Geſchichtsſtyle wird ſie ebenfalls mit großem Vortheile gebraucht werden können. Keine Sprache iſt zu einem ſo verſchlungenen und doch klaren Periodenbau ſo geeignet, als die griechiſche; in der deutſchen wird beſonders der Mangel an Participien ſchmerzlich empfunden. 66.

Periodiſche Krankheiten, lat. **morbi periodici**, ſind diejenigen, die in vielfach erneuten, aber unter einander ähnlichen Ausbrüchen mit Zwiſchenräumen von ſcheinbarem Wohlbefinden verlaufen. Dieſe Zwiſchenräume ſind von verſchiedener Dauer, ſo daß ſie von wenigen Stunden bis auf Monate und Jahre ſich erſtrecken können. Sind dieſelben von beſtimmter, nur auf die Zeit von wenigen Tagen beſchränkter Dauer und mit der Krankheit fieberhafte Symptome verbunden, ſo nennen wir ſie eine intermittirende (davon ſ. das Weitere unter Wechſelfieber), bindet ſich dagegen die Exacerbation der Krankheit an keinen beſtimmten Typus und iſt ſie fieberlos, ſo ſtellt ſich das ein, was wir periodiſche Krankheit nennen. Die Urſache dieſer Erſcheinung liegt theils in der Natur des ergriffenen Syſtems, theils in der Beſchaffenheit der auf daſſelbe einwirkenden äußern Veranlaſſung. Was jenes anlangt, ſo iſt es das Nerven- und das Gefäß-Syſtem, in denen periodiſche Krankheiten am häufigſten vorkommen. In erſterem erſcheinen faſt alle Krankheiten unter der Form der Periodicität; wir brauchen nur an das periodiſche Vorkommen vieler Krämpfe und Schmerzen, als der Epilepſie, der hyſteriſchen und hypochondriſchen Anfälle, der Kopfſchmerzen, der Koliken, des Aſthma's, des Geſichtsſchmerzes ꝛc., an die häufigen Fälle ausſetzender Gemüthskrankheiten, der Raſerei, der Schwermuth ꝛc. zu erinnern. Die Urſache dieſer Erſcheinung liegt theils in der Eigenthümlichkeit namentlich des Bauchnervenſyſtems, auch in ſeinen geſunden Verrichtungen einer periodiſchen Verſtärkung ſeiner Thätigkeit zu unterliegen, ſo wie es auch die periodiſchen Thätigkeiten des Körpers im geſunden Zuſtande regulirt, theils in der durch die Krankheitsanſtrengung bewirkten Erſchöpfung der Senſibilität, die einen Nachlaß der Symptome zur Folge haben muß. Im Gefäßſyſteme ſind namentlich periodiſch eintretende Blutflüſſe, als aus der Naſe, aus den Lungen, aus den Hämorrhoidalgefäßen, ſehr häufig, was in der Krankheit ſelbſt ſeinen Grund hat, in ſofern als die Entleerung der Gefäße eine Stockung des Blutfluſſes nothwendig bewirkt, der aber wieder anfängt, ſobald ſich die Menge des Bluts wieder angeſammelt hat. Endlich tragen auch die äußeren Einwirkungen zur Unterhaltung einer periodiſchen Krankheit bei, in wiefern die Schädlichkeiten von fortdauerndem Einfluße ſind, die Krankheitsanlage unterhalten und, indem ſie zeitweiſe verſtärkt einwirken, dadurch auch eine Verſtärkung der Krankheit hervorrufen. 39.

Perioptrik iſt ein beſonderer von Marat aufgefundener Theil der Optik, welcher von der Ablenkung der Lichtſtrahlen an der Oberfläche der Körper handelt. Die darauf Bezug habende Schrift legte Marat 1779 der Akademie der Wiſſenſchaften vor, welche ihr aber wenig Beachtung ſchenkte. 26.

Peripatetiſche Philoſophie heißt das von Ariſtoteles (ſ. d. Art.) geſtiftete, und von ſeinen Schülern und Nachfolgern, den ſogenannten Peripatetikern, ausgebildete, auch mannigfach modificirte philoſophiſche Syſtem. In ihrem Grundcharakter, wie ſie aus dem philoſophiſchen Geiſte ihres Stifters hervorging,

war dieſe Philoſophie ein tüchtiger, auf vollſtändige und conſequente Erklärung aller Erſcheinungen abzweckender Empirismus, der nicht, wie der Platonismus, ein göttliches Weſen durch Ideen von dem ewigen, wandelloſen Sein, ſondern eine Erkenntniß aus Gründen von dem Werden der Dinge anſtrebte, ein Zurückführen der einzelnen Erſcheinungen auf das Allgemeine, auf die erſten Urſachen und Geſetze alles Werdens, welche das wahre Sein der Dinge (τὸ ὄντως ὄν) enthalten. Ein innerer Trieb drängt uns zum Forſchen; die Verwunderung über das bunte Spiel der Erſcheinungen läßt uns philoſophiren, um uns der tiefern Bedeutung der Geſetze dieſes Spiels bewußt zu werden. Am Einzelnen, Veränderlichen haftet der Sinn; aus vielen einzelnen Wahrnehmungen erzeugt ſich durch den Verſtand die Erfahrung, weiter die Kunſt und Wiſſenſchaft; ſo wird aus dem Einzelnen durch Induction das Allgemeine gewonnen; ſo geht jede Wiſſenſchaft aus von allgemeinen Gründen; die Philoſophie hat für alle Wiſſenſchaften die höchſten und letzten Gründe aufzuſtellen. Aus dieſen erklärt und beweiſt ſie dann rückwärts das Einzelne durch den Schluß. Darum ſteht an der Spitze der Philoſophie die Logik als die Lehre vom Beweiſe, als die Wiſſenſchaft von den Grund- oder Allgemeinbegriffen der Dinge, den Kategorieen (ſ. d. Artt. Logik und Kategorie); ihr oberſter Grundſatz iſt das Geſetz des Widerſpruchs; neben ihr die erſte Philoſophie (von den Spätern Metaphyſik genannt, ſ. d. Art.), die Lehre von den oberſten Principien der Dinge (πρῶται αἰτίαι). Deren ſind vier; das Was? d. h. das Weſen derſelben, die Materie, das Bewegungsprincip, der Zweck (τὸ τί εἶναι, ἡ ὕλη, ἡ ἀρχὴ τῆς κινήσεως, τὸ οὗ ἕνεκα). Die nächſte Analyſe der Dinge nun zeigt uns den allgemeinen Dualismus von Materie (ὕλη) und Form (μορφή), davon jene das unbeſtimmte unendliche zu Grunde Liegende iſt, die bloße Möglichkeit der Erſcheinung (δυνάμει ὄν), dieſe das, wodurch die Materie ein wirkliches Ding wird (ἐνεργείᾳ ὄν). Welches von Beiden das rechte Weſen des Dinges, das Vorzüglichere ſei, darüber ſcheint Ariſtoteles ſelbſt nicht ganz ſchlüßig geweſen zu ſein, obgleich er die Form höher ſtellte und die ſpäteren Peripatetiker waren in ihren Anſichten darüber noch ſchwankender. Nun giebt es freilich in der Natur keine Materie ohne Form, keine Form, die nicht wieder Materie für eine vollendetere Form wäre; ſo oft eine neue Form eintreten ſoll, muß die ſchon an der Materie haftende weggenommen werden durch die Beraubung (στέρησις) und ſo geht dann die Materie, als das ganz Beſtimmungsloſe, durch die neuhinzutretende Form in die Erſcheinung über, als deren relatives Nichts ſie vorher gelten konnte. Dieſer Übergang ſelbſt geſchieht durch die Bewegung, (κίνησις), welche eben Nichts iſt, als der Übergang von der Möglichkeit zur Wirklichkeit. In eben dieſem Übergange, in dem Entſtehen der Form, d. h. der Wirklichkeit, der ἐνεργεία, liegt auch der Zweck der Natur; die Bewegung, das ſtete Formbilden, die Verwirklichung aller Möglichkeiten, iſt Selbſtzweck. So fallen jene vier Principien der Dinge eigentlich zuſammen unter das eine höchſte Geſetz der Natur, das Formſchaffen, das Wirklich-, Lebendigmachen und Geſtalten; die ἐνεργεία iſt das Princip der Natur und ihr Zweck; die ganze Natur iſt Energie, Leben, bildende Kraftbewegung. Dieſe Bewegung muß unendlich ſein, weil das Mögliche nicht in ſich ſelbſt den Grund des Übergangs ins Wirkliche enthalten kann, alſo durch ein anderes, ſchon vorhandenes Wirkliches den Anſtoß dazu erhalten muß. Indeß wurde Ariſtoteles hier inconſequent, indem er, um den Rückgang ins Unendliche bei der Erklärung zu vermeiden, ein erſtes Bewegendes, als ſelbſt unbewegt (κινοῦν ἀκίνητόν τι) vorausſetzte, Gott, den er, abgerechnet, daß er ihm Vernunft beilegte, faſt ganz mechaniſch, eben nur als erſten Beweger betrachtete. Dieſe allgemeinen Principien, welche die erſte Philoſophie aufſtellt, finden dann ihre Anwendung in den beiden abgeleiteten Haupttheilen der Philoſophie, der Phyſik und der Politik (ob die Eintheilung in theoretiſche

und praktiſche Philoſophie ſchon von Ariſtoteles ſei, iſt zweifelhaft). Von dieſen umfaßt jene das geſammte Reich der Natur und hat es mit den Problemen der Bewegung im Einzelnen, der Veränderung, des Entſtehens ꝛc., des Raums und der Zeit, mit den Elementen und der Bildung der Geſchöpfe, beſonders des Menſchen, zu thun, deſſen Seele als Lebensprincip (ἐνεργεία oder ἐντελεχεία) mit vielen Vermögen, oft aber auch wieder als ein Leidendes betrachtet wird, dem der thätige Verſtand, der göttliche nämlich, Erkenntniſſe einpflanze; die Politik zeigt zuerſt den Menſchen als Individuum nach ſeinen Neigungen und Trieben (πάϑη), deren conſequente Richtung den Charakter (ἦϑος) ausmacht; ſie hat den Verſtand ſo zu beherrſchen, daß nie das Maß überſchritten wird (τὸ μέτριον), worin die Tugend beſteht, ſo wie die Glückſeligkeit in dem Gefühle voller Thatkraft, der Energie, gegründet iſt, alſo der vernünftigen Luſt; dann aber denſelben im geſelligen Verbande der Familie mit dem Staate. — So ungefähr ging die peripatetiſche Lehre aus dem Genie ihres großen Stifters hervor, als eine Lehre der lebendigen Wirklichkeit, im einfachen Gange der Analyſe dem Proceſſe des Werdens in der Natur folgend, der ſich ſelbſt Grund und Zweck iſt, der Erfahrung ſich anſchließend, ohne Etwas in ſie hineinzutragen. Ihrem Weſen nach fremd war ihr das platoniſche Schwärmen in Ideen und ſelbſtgeſchaffenen Begriffen, nach denen die Erſcheinungen ſich richten ſollten, und nur durch Inconſequenz und Mißverſtändniß kamen dergleichen Anſichten in ſie hinein, zum Theil allerdings durch Ariſtoteles ſelbſt. Allein in dieſer ihrer einfachen Lebendigkeit und Natürlichkeit konnte ſie ſich nicht lange halten; theils wurde ſie verderbt durch einſeitige und flache Deutung und erſtarrte ſo zum Formalismus (ſo beſonders in der chriſtlichen Philoſophie, ſ. d. Art. Scholaſtik), theils wurde ſie, ganz wider ihren eigenſten Geiſt, mit dem Platonismus zuſammengezwängt (ſ. Plato). Nur einige der nächſten Schüler des Ariſtoteles, ſo beſonders Theophraſtus aus Ereſſus und Strato von Lampſakus, bildeten das Princip der Lehre fort und ſuchten den Empirismus derſelben von allen ihm noch anhängenden metaphyſiſchen und abſoluten Begriffen entkleidet zum vollſtändigen Materialismus durchzubilden; der größte Theil der übrigen, zu denen noch Eudemus von Rhodus, Dikäarchus von Meſſana, Ariſtoxenus von Tarent, Demetrius Phalereus, Lyko aus Troas, Hieronymus von Rhodus, Ariſto von Ceos, Kritolaus von Phaſelis, Diodorus von Tyrus (II. Jahrh. v. Chr.) gerechnet werden, beſchäftigte ſich, nächſt der Auslegung der ariſtoteliſchen Schriften, faſt blos mit ethiſchen Unterſuchungen über das höchſte Gut, dem Modeartikel jener Zeit. Noch mehr beſchränkten ſich auf jenes Commentatorengeſchäft die ſpäteren Peripatetiker aus dem I. Jahrh. v. Chr. bis zum Verfalle der griechiſchen Philoſophie: Andronikus von Rhodus, Kratippus von Mitylene, Nikolaus von Damaskus, Xenarchus aus Seleucia, Alexander von Ägä, Adraſtus und Alexander von Aphrodiſias; ſynkretiſtiſche Peripatetiker dieſer Zeit waren Ammonius, Themiſtius, Syrianus, Simplicius. Endlich erwachte das Studium dieſer Philoſophie, als Reaction gegen die verderbte ſcholaſtiſch-ariſtoteliſche Lehre in Melanchthon und dieſer fand an Camerarius, Schegk, Scherbius, Martini ꝛc. Nachahmer. — Vergl. „Patricii discuss. peripatt. T. IV., quibus aristotelicae phil. historia atque dogmata cum veterum placitis collata declarantur" (Bas. 1581. Fol.); Joh. Launoy, „De varia philos. aristotelicae fortuna-recudi curavit Elswich" (Viteb. 1720. 8.); P. Roetenbeck, „Oratio de phil. aristot. per singulas aetates fortuna varia" (Altd. 1668. 4.). 80.

Peripetie (περιπέτεια, von περιπίπτειν, umfallen, hineinfallen, hineingerathen), plötzliches Umſchlagen, gänzliche Umänderung der Glücksumſtände eines Menſchen, iſt in der dramatiſchen und epiſchen Poeſie der Theil des Stücks, welcher der Auflöſung des ſogenannten Knotens vorangeht und deßhalb, weil er

ſich durch unerwartete Wendung des Schickſals der Hauptperſonen auszeichnet, der Ausſchlag genannt wird. Oft iſt auch die P. eine Folge der Agnition (ſ. d. Art.); letztere iſt jedoch zur Entwickelung der Handlung nicht unbedingt nothwendig. Eine Agnition kann zwar zugleich eine P. ſein, es iſt aber nicht jede P. eine Agnition. Wenn nun aber überhaupt die Knüpfung des Knotens natürlich und wahrſcheinlich ſein muß, ſo insbeſondere auch die P., um die Haupttendenz derſelben, die Überraſchung der Zuſchauer oder der Leſer, nicht zu verfehlen. Aus demſelben Grunde iſt ſie nur vorſichtig und nicht zu häufig anzuwenden. Als Beiſpiel für die P. vergegenwärtige man ſich vor Allem aus dem claſſiſchen Alterthume den Moment in der Ilias, wo Achilles durch den Tod ſeines Freundes Patroklus plötzlich umgewandelt den alten Groll gegen Agamemnon vergißt und racheglühend zur Rettung der Griechen gegen die Trojaner auftritt; aus der neuern Kunſt, wie Tell (bei Schiller) durch den kühnen Sprung aus dem Nachen ſeine Freiheit wieder gewinnt; und beurtheile hiernach den unglücklichen Gebrauch der P. in den ſogenannten Rettungsſtücken. 84.

Peripherie, Perimeter, lat. **circumferentia, ambitus**; franz. **périphérie, circonférence périmètre**; engl. **periphery, circumference, perimeter**, nennt man im Allgemeinen den Umfang einer Figur, ſie mag gerad-, krumm- oder gemiſchtlinicht ſein. Beſonders aber gebraucht man den Ausdruck P. beim Umfange des Kreiſes; den Ausdruck Perimeter aber beim Umfange der geradlinigen vielſeitigen Figuren, als beim Dreiecke für die Summe der drei Seiten; beim Vierecke für die Summe der vier Seiten ꝛc. Eben ſo verſteht man auch in der praktiſchen Geometrie unter dem Ausdrucke Peripherialaufnahme oder Perimetermethode dasjenige Verfahren beim Aufnehmen, wobei man die Begrenzungslinien der aufzunehmenden Figur ſucceſſive mißt und die von zwei Seiten eingeſchloſſenen Winkel berückſichtigt. Dieſes Verfahren wendet man beſonders bei der Aufnahme von Wäldern und Städten an. 40.

Periphraſe (περίφρασις) iſt eine rhetoriſche Figur und ein bei Dichtern ſehr gewöhnlicher Tropus, welcher beſonders aus dem Begriffe, dem Weſen eines Gegenſtandes, aus der Vergleichung mit einem andern und überhaupt aus den ſogenannten Accidenzien entlehnt wird. Wörtlich iſt ſie Umſchreibung ſtatt des kürzern dem Begriffe eigenthümlichen Wortes. Daher iſt ſie gleichſam eine erweiterte, umſchreibende Definition, unterſcheidet ſich aber noch von ihr dadurch, daß dieſe die Erläuterung des Begriffs zum Zwecke hat, jene aber den Reichthum, die Anmuth und Eleganz der Rede. Die P. wird nämlich angewendet zur Verſchönerung, Verſtärkung oder Schwächung der Rede, vorzüglich als Euphemismus, um das Anſtößige zu vermeiden, das in dem der Sache zugehörigen Ausdrucke liegt; ſie iſt daher nicht zu verwechſeln mit Paraphraſe. 84.

Periſtyl, lat. **peristilium**, iſt ein Säulengang, welcher rings um einen Hofraum oder andern freien Platz geführt iſt. Derſelbe iſt vom Porticus dadurch unterſchieden, daß letzterer ein Gebäude von Außen umgibt. 26.

Perizonius (Jakob), einer der beſten holländiſchen Philologen des XVII. Jahrh., wurde zu Dam den 26. Oct. 1651 geboren, ſtudirte zu Deventer und ſeit 1671 zu Utrecht und Leyden, wurde dann Rector zu Delft, kam 1681 als Lehrer der Geſchichte nach Franecker und endlich 1693 als Profeſſor der Geſchichte, Beredſamkeit und griechiſchen Sprache nach Leyden, woſelbſt er mit dem größten Beifalle lehrte und den 6. April 1715 ſtarb. Seine vorzüglichſten Schriften ſind: „Animadversiones historicae“ (Amsterd. 1615); „Origines babylonicae et aegyptiacae“ (2 Voll. Leyd. 1711) und mehrere Ausgaben alter Schriftſteller, namentlich des Älian. Sehr ſchätzenswerth iſt auch ſeine Bearbeitung von Sanctius „Minerva sive de causis linguae latinae et graecae.“ Eine vollſtändige Sammlung ſeiner Werke erſchien Leyden 1740. 20.

Perkins (Eliſha), lebte in der Mitte des vorigen Jahrhunderts als Arzt in Blainfield in den vereinigten Staaten und ward der Erfinder eines Heilverfahrens, des **Perkinismus**, das darin beſteht, daß zwei lange Nadeln von verſchiedenem Metalle, die eine von Meſſing, die andere von Eiſenblech, die an dem einen Ende abgeſtumpft, an dem andern ſpitzig ſind, von dem Operateur perpendiculär über die kranken Theile oder über ihre Nähe hinweg geführt werden, wobei man gefunden haben will, daß ſie bei Kopfſchmerzen und leichten rheumatiſchen Beſchwerden angewendet auf der Haut eine leichte entzündliche Röthe und Nachlaß der Schmerzen bewirkten. So unbedeutend im Ganzen dieſe Wirkung des P. war, ſo machte er doch eine Zeit lang wie alles Unerklärliche vorzüglich in England und Dänemark großes Aufſehn; man ſah in ihm vom Enthuſiasmus für alles Neue geblendet ein Univerſalheilmittel; indem er aber dieſen Erwartungen nicht zu entſprechen vermochte, gerieth er in Mißcredit und iſt jetzt außer allen Gebrauch gekommen. — P.'s Sohn, Benjamin Douglas, hat mehrere Schriften in engliſcher Sprache über die Erfindung ſeines Vaters verfaßt. 39.

Perlen, lat. uniones, margaritae; franz. perles; engl. pearls, glasartige Körper, wie jetzt, ſo ſchon im Alterthume ein Gegenſtand des Luxus, werden von den Perlenmuſcheln gewonnen. Den Grund ihrer Entſtehung oder was ſie eigentlich ſind, weiß man nicht zuverläſſig anzugeben. Früher hielt man ſie für Eier der Muſcheln; neuere Naturforſcher aber ſind der Meinung, daß ſie, weil ſie im Körper und in der Schale der Perlenmuſcheln gefunden werden, entweder durch Krankheit, namentlich durch Wunden, welche ſie erhalten und auszuſtopfen pflegten, entſtandene Auswüchſe oder Verhärtungen ſeien, oder daß ſie aus einer kalkartigen Feuchtigkeit hervorgingen, die ſich ſchalenweiſe anſetze und gleichſam verſteinere. Die Schönheit der P. wird nach deren Glanze oder Waſſer beſtimmt. Dieſes iſt bei den orientaliſchen P., welche darum für die köſtbarſten gelten, ſilberweiß, bei den amerikaniſchen grünlich, bei den europäiſchen und beſonders den ſchottiſchen bläulich; doch gibt es auch P. von gelblicher und ſchwärzlicher Farbe. Darnach aber, wie nach ihrer Größe, beſtimmt man ihren Werth. Die größten, Zahlperlen genannt, erreichen den Umfang eines Taubeneis und darüber. Von dieſer Größe ſoll z. B. die P. geweſen ſein, welche Cleopatra in Eſſig aufgelöſt dem Antonius zu Ehren trank. Ihren Werth ſchätzt man auf ½ Mill. Thaler. Auf 80000 Ducaten gibt man auch den Werth der ſogenannten la Peregrina von faſt gleicher Größe an, welche dem Könige von Spanien Philipp II. überreicht wurde. Sind ſie kleiner, ſo daß ſie den Umfang eines Kirſchkerns haben, nennt man ſie Kirſch-, auch Samen- oder Lothperlen und die kleinſten Staubperlen. Hinſichtlich ihrer Geſtalt unterſcheidet man runde, birnförmige, zwiebelförmige, auch Baroqueperlen oder übelgeformte. — Die Perlenmuſcheln leben vorzüglich in dem oſtindiſchen Oceane, beſonders an den Küſten von Ceylon, Birma, Japan, Sumatra, Java, im perſiſchen Meerbuſen ꝛc.; doch trifft man ſie auch anderwärts, ſelbſt in Flüſſen, wiewohl nicht in ſolcher Menge, wie hier. Dergleichen Küſten, wo ſie gefunden werden, nennt man Perlenküſten oder Perlenbänke, und das Geſchäft, ſie herauszuholen, Perlenfiſcherei, die gewöhnlich durch Taucher (ſ. d. Art.) vorzüglich in den Monaten Juli und Auguſt betrieben wird. Man ſieht um dieſe Zeit oft jene Küſten von unzähligen Böten beſetzt. Die gewonnenen Perlenmuſcheln werden entweder ans Ufer geworfen, damit die Thiere ſterben und austrocknen und ſich ihre Schalen deſto bequemer öffnen laſſen; oder in Fäſſer geſchlagen, wo die P., ſobald jene in Fäulniß übergegangen ſind, herausfallen. Hierauf werden dieſe getrocknet und wie jene durch Siebe geſchlagen und als Handelsgegenſtand feil geboten. Noch erwähnen wir, daß nicht alle Perlenmuſcheln P. enthalten; finden ſich aber dergleichen vor, ſo ſind es immer 8—12 Stück. Unter den Flüſſen führen beſonders die Elſter im ſächſiſchen Voigtlande von ihren

Quellen einige Meilen weit, die Wottawa im prachimer und die Moldau im budweiſer Kreiſe des Königreichs Böhmen P. bei ſich, die den orientaliſchen bisweilen wenig an Güte nachſtehen. Die Perlenfiſcherei in erſterem Fluſſe wird ſeit 1621 auf landesherrliche Koſten betrieben und rentirt in der neuern Zeit nur wenig. Die unächten oder künſtlichen P., welche den ächten an Glanz und Farbe ſehr nahe kommen, werden aus Glas bereitet und inwendig mit den Schuppen des Weißfiſches überzogen. Einem Franzoſen Jaquin in der Mitte des XVI. Jahrh. verdankt man dieſe Erfindung und eine Fabrik in Chalons an der Saone liefert jetzt täglich gegen 10000 Stück. 35.

Perlhuhn, lat. numida meleagris; franz. pintade; engl. pintado, Guinea-hen, eine urſprünglich in Afrika und Arabien einheimiſche Hühnergattung mit kurzem ſtarken erhabenen Schnabel, kahlem Kopfe und Halſe, zurückgebogenem hornartigen Kamme und lappenartiger Wachshaut an der Wurzel, iſt größer als das gemeine Huhn und hat eine ſchwärzlichaſchgraue Farbe mit weißen perlenartigen Flecken. Es wird jetzt in Europa häufig gezogen, da das Fleiſch, beſonders der Jungen, ſehr ſchmackhaft iſt. Übrigens iſt das P. ſehr zankſüchtig und läßt ſich nicht ſelten ſelbſt mit dem Truthahne in ernſthaften Kampf ein. 8.

Permoſer (Balthaſar), ein namhafter deutſcher Bildhauer, bekannter unter dem Namen Balthaſar, geb. 1650 in Baiern, erlernte die Anfangsgründe der Bildhauerei, man weiß nicht von wem? in Salzburg und ging ſpäter nach Italien, wo er ſeine Ausbildung durch das Studium der Antike und anderer Meiſterwerke vollendete. Er kehrte hierauf nach 14jähriger Abweſenheit nach Deutſchland zurück und hielt ſich abwechſelnd zu Wien und Dresden auf. Hier befinden ſich auch die meiſten ſeiner Werke, beſonders zu Wien, wo er vom Prinzen Eugen anhaltend beſchäftigt wurde. Dahin gehören unter andern eine Statue, die Charitas darſtellend; die Bildhauerei und Malerei, eine Gruppe; eine Mohrin mit ihrem Kinde; eine Statue des Prinzen Eugen und mehrere allegoriſche Darſtellungen. P. ſtarb den 20. Febr. 1732 zu Dresden, wo auf dem katholiſchen Kirchhofe der Friedrichſtadt ſein von ihm ſelbſt gearbeitetes Grabmal zu ſehen iſt. Es beſteht aus einer Marmorgruppe, welche die Abnahme vom Kreuze darſtellt. 36.

Pernambuco, ſ. Braſilien.

Péron (François), ein berühmter franzöſiſcher Naturforſcher, am 22. Aug. 1775 zu Cerilly, einem Städtchen in Bourbonnais geboren, zeigte ſchon als Knabe große Anlagen und ſollte ſich nach Beendigung ſeiner Vorſtudien in der Schule ſeiner Vaterſtadt der Theologie widmen, ward aber von den durch die franzöſiſche Revolution verbreiteten Ideen ſo unwiderſtehlich hingeriſſen, daß er als Freiwilliger in die Rheinarmee trat, von welcher er zur Garniſon der ſtrengbelagerten Stadt Landau abging. Nach Aufhebung der Belagerung kam er zu dem Armeecorps, welches zu Kaiſerslautern von den Preußen geſchlagen wurde (1793). Er gerieth in Gefangenſchaft und ward nach Magdeburg abgeführt. Für das glücklich gerettete Geld kaufte er ſich Bücher und las mit raſtloſem Eifer Geſchichte und Geographie bis zu ſeiner am Ende des Jahres 1794 erfolgten Auswechſelung. Weil er durch eine Wunde das rechte Auge verloren hatte, erhielt er ſeinen Abſchied und eine Stelle in der medieiniſchen Schule zu Paris. Nach dreijähriger unermüdlicher Anſtrengung hatte er in der Medicin und in den Naturwiſſenſchaften erſtaunliche Fortſchritte gemacht, erhielt den Doctorgrad und hätte von jetzt an ein ruhiges Leben führen können, wenn ihn nicht unglückliche Liebe zu dem Entſchluſſe gebracht hätte, die Hauptſtadt zu verlaſſen und ſich durch weite Reiſen zu zerſtreuen. Um dieſe Zeit ward eine Expedition nach der Südſee unter der Anführung Baudin's ausgerüſtet; P. bot Alles auf, um bei derſelben angeſtellt zu werden, was ihm auch endlich gelang und er ging am 19. Oct. 1800 als Zoolog zu Havre unter Segel. Sogleich nach Beſteigung des Schiffes begann er ſeine meteorologiſchen

Beobachtungen, welche er während der Dauer der ganzen Reiſe von ſechs zu ſechs Stunden fortſetzte. Auf dem Wege machte er die für die allgemeine Phyſik ſehr wichtige Entdeckung, daß das Meerwaſſer immer kälter wird, je tiefer es unter der Oberfläche iſt, und ſtellte erfolgreiche Unterſuchungen über das durch eine Menge von Zoophyten verurſachte Leuchten des Meeres an. Nach einer kurzen Raſt auf Isle de France ſegelten die Schiffe nach Neuholland und legten bei der Inſel Timor an. Dieſem Aufenthalte haben wir P.'s gediegene Arbeiten über die Mollusken und Zoophyten zu verdanken; denn hier förderte die Untiefe des Meeres die Forſchungen ungemein. Von hier ging die Expedition nach der Oſtküſte von Van Diemensland und nach der Meerenge von Baß. Nachdem ſich die faſt durchaus kranke Mannſchaft in Port=Jackſon etwas erholt hatte, durchforſchte man die an dem weſtlichen Eingange der Baßenge gelegenen Inſeln und die Küſten von Neuholland. P. bewies in allen Verhältniſſen einen unerſchütterlichen Muth und eine ſeltene Ausdauer. Die übrigen Zoologen der Expedition waren theils auf Isle de France zurückgeblieben, theils geſtorben; er nahm die Arbeiten Aller auf ſich. Als ihm der geizige Capitain den zur Aufbewahrung der Mollusken nöthigen Branntwein verweigerte, entzog ſich der unerſchütterliche Forſcher ſeine tägliche Portion Arak und wußte auch einige ſeiner Freunde zu dieſer Entſagung zu bereden. Als er auf der Inſel King die Natur des Landes unterſuchte, trieb ein heftiger Windſtoß das Schiff auf die hohe See; P. ſetzte, obſchon er vierzehn Tage lang das Schiff nicht gewahrte, unbekümmert ſeine Studien fort. Nach einem zweiten Aufenthalte zu Timor ſegelten die Schiffe nach Isle de France, wo ſie fünf Monate liegen blieben. Während dieſer Zeit ordnete und vermehrte P. ſeine Sammlungen. Nachdem man noch einmal auf dem Cap, wo P. über die Natur der Buſchmänner Unterſuchungen anſtellte, angelegt hatte, ſegelte man nach Europa zurück und landete am 7. April 1804 zu Lorient. P. ſchaffte ſeine Ausbeute, welche aus mehr als 100000 verſchiedenen Stücken, worunter bei 2500 neue Species, beſtand, in das naturhiſtoriſche Muſeum zu Paris und beſchäftigte ſich auf Befehl der Regierung mit ſeinen Freunden Freycinet und Le Sueur mit der Beſchreibung ſeiner Reiſe; aber unausgeſetzte Anſtrengungen hatten ſeine Geſundheit untergraben und nöthigten ihn zur Wiederherſtellung derſelben nach Nizza zu gehen. Kaum fühlte er ſich etwas beſſer, als er ſeine Arbeiten mit verdoppeltem Eifer fortſetzte, wodurch er ſich ein hartnäckiges Bruſtübel zuzog. In völlig unheilbarem Zuſtande begab er ſich nach Cerilly, wo er am 14. Dec. 1810 ſtarb. Außer ſeinen zahlreichen in mediciniſchen und naturhiſtoriſchen Zeitſchriften zerſtreuten Aufſätzen (z. B. „Sur la force physique des Sauvages, comparée à celle des Européens", „Observations sur les maladies des pays chauds et sur l'usage de bétel", „Sur la température de la mer", „Sur le nouveau genre pyrosama", „Sur l'habitation des animaux marins") ſind hier vorzüglich ſeine leider unvollendete „Histoire générale et particulière des méduses" und ſeine von L. Freycinet fortgeſetzte „Voyage de découverte aux terres australes, pendant les années 1800—1804" (Par. 1807—1816. 3 Voll. 4.), welche ſich eben ſowohl durch Gründlichkeit und Wahrheit, als durch einen anziehenden blumenreichen Styl auszeichnet, zu erwähnen. Zu ſeinen Lieblingsplänen gehörte eine philoſophiſche Geſchichte der verſchiedenen Völker in phyſiſcher und moraliſcher Beziehung; zu dieſem Zwecke wollte er noch drei Reiſen machen, eine nach dem Norden von Europa und Aſien, eine andere nach Amerika und eine dritte nach Afrika. 66.

Perpendikel, lat. perpendiculus; franz. perpendicule; engl. perpendicle, nennt man 1) diejenige gerade Linie, welche auf einer andern ſenkrecht ſteht, d. h. welche auf beiden Seiten mit den andern gleiche Winkel macht. Die hierher gehörigen Aufgaben ſind: a) von einem Punkte über einer Linie auf ſelbige einen P. zu

fällen, b) von einem Punkte auf der Linie über oder unter derſelben einen P. zu errichten und c) am Endpunkte einer Linie über oder unter derſelben einen P. zu errichten; 2) den Uhrpendel oder die ſogenannte Unruhe. — Perpendikularmethode nennt man in der praktiſchen Geometrie diejenige Aufnahme, welche durch lauter ſich ſchneidende Perpendikularlinien bewerkſtelligt wird. 40.

Perpetuum mobile nennt man ein Etwas, welches ſich ohne alle äußere Beihülfe unaufhörlich fortbewegen und die Urſache ſeiner Bewegung in ſich ſelbſt haben oder durch ſeine eigene Bewegung die bewegende Kraft ſtets wieder erneuern ſoll. Obwohl es nun aber ganz unmöglich iſt, daß irgend eine Maſchine, welche ſich in Ruhe befindet, die Urſache ihrer Bewegung im ſtrengſten Sinne aus ſich ſelbſt nehmen könne, oder daß die Bewegung, welche urſprünglich durch irgend einen Impuls gegeben worden iſt, nun ohne Aufhören fortdauere, weil die Hinderniſſe der Bewegung, z. B. Widerſtand der Luft, Reibung, Einfluß der Witterung, Abnutzung der Maſchinentheile ꝛc. jeden auch noch ſo großen anfänglichen Kraftüberſchuß verzehren, und da jede Erneuerung der Kraft durch den Gang der Maſchine nur ſcheinbar ſein muß, weil ſie immer auf Koſten jenes anfänglichen Kraftüberſchuſſes geſchieht und die Wirkung nicht größer als die Urſache ſein kann; ſo hat man doch ſeit einem langen Zeitraume Zeit und Mühe auf die Erfindung eines ſolchen P. mobile verwendet, ohne zum Zwecke zu gelangen. Hierher gehören unter andern das Barometer von Cox, die durch den Luftzug oder die Erſchütterung bewegten Uhren des Le Paute und Recorder, die Uhren mit zamboliſchen Säulen, die Uhren von Grollier de Servière, die durch Seiler in Ulm gefertigte Maſchine, die bekannte durch Vorlach geprüfte merſeburger, das Rad von Charles Caſtelli, das anſcheinend durch Kugeln getriebene von Konrad Schiviers, das durch den Uhrmacher Geiſer aus Chaux de Fond verfertigte Rad, welches durch das Umlegen gegenſeitig balancirter Cylinder ſich ſelbſt zu drehen und zugleich eine Uhr in ſteter Bewegung zu erhalten ſchien, und das von Buſchmann in Plauen in der Ausführung verunglückte P. mobile zum Behufe der Spinnerei. 26.

Perrault (ſpr. Perrōl) (Claude), ein berühmter franzöſiſcher Architekt, 1613 in Paris geboren, widmete ſich zuerſt der Medicin und den Naturwiſſenſchaften, befaßte ſich aber ſpäter faſt ausſchließend mit der Architectur. Sein berühmteſtes Werk iſt die Façade des Louvre; weniger gelungen iſt das Obſervatorium. Außer einer Überſetzung des Vitruvius (Par. 1684. Fol.) beſitzen wir von ihm noch „Essais de Physique“ (Par. 1680—1688. 4 Voll. 12.) und „Mémoires pour servir à l'histoire naturelle des animaux“ (Par. 1671—1676. 2 Voll. Fol. Deutſch von J. J. Schwabe, Leipz. 1757—1758. 3 Bde. 4.). Er ſtarb am 9. Oct. 1688. — Sein Bruder Charles P., am 12. Jan. 1628 zu Paris geboren, machte ſich als Dichter und Kritiker bekannt. Seine poetiſchen Verſuche ſind jetzt vergeſſen, erregten aber damals ſo großes Aufſehen, daß Colbert den Dichter unter ſeinen Schutz nahm und ihm die Oberaufſicht über die königlichen Gebäude übertrug. P. entwarf auch die Statuten der von Colbert geſtifteten Akademie der Inſchriften und ward 1671 in die franzöſiſche Akademie aufgenommen. Des verdrüßlichen und launenhaften Charakters Colbert's müde, legte P. ſpäter ſeine Anſtellung nieder, um ganz der Wiſſenſchaft zu leben. Sein Gedicht: „Siècle de Louis XIV“ (1687) und noch mehr der in langweiliger dialogiſcher Form darüber geſchriebene Commentar: „Parallèle des anciens et des modernes“ (Par. 1688—1696. 4 Voll. 12.), worin er den Vorzug der Neuern (nämlich der Franzoſen) vor den Alten behauptete, erregten großes Aufſehen und führten einen in der Literatur genugſam bekannten Streit herbei, der um ſo lächerlicher war, da die beiden Parteien den wahren Unterſchied zwiſchen den Alten und Neuen nicht zu begreifen vermochten. Für die Zeitgeſchichte wichtig ſind P.'s „Eloges des hommes illustres, qui ont paru en France pendant ce [XVII]

ſiècle“ (Par. 1696—1700. 2 Voll. Fol. N. E. Par. 1805. Fol.); als ſeine werthvollſte Leiſtung müſſen wir aber die „Contes de ma mère l’Oye“ (Beſte Ausg. Par. 1781. 12. Deutſch, Weim. 1790. 8.) betrachten, obſchon wir ihn deßwegen nicht als den Schöpfer des franzöſiſchen Feenmährchens anſehen wollen; denn dieſe vielgeleſenen Erzählungen ſind arabiſchen Muſtern nachgebildet. P. ſtarb am 16. Mai 1703 zu Paris. Über ſein Leben gibt er ſelbſt Aufſchluß in ſeinen leſenswerthen „Mémoires“ (Par. 1759. 12.). 67.

Perrier oder **Périer** (François), ein ausgezeichneter Maler und Kupferſtecher, geb. zu Maçon in Burgund 1590, beſaß einen guten Geſchmack in der Zeichnung, ſeine Zuſammenſetzung iſt ſchön, verſtändig und voll Feuer und ſein Pinſel außerordentlich leicht. Seine Landſchaften ſind im Geſchmacke der Caracci’s. Er ſtarb als Profeſſor der königlichen Akademie zu Paris 1650. — Jacques Conſt. P., ein ausgezeichneter Mechaniker, geb. zu Paris den 2. Nov. 1742, führte, nachdem er mehrmals in England geweſen war, in Frankreich die erſte Dampfmaſchine ein, baute zu Chaillot zwei große Luftpumpen und eine dritte zu Groß-Caillou, welche das Waſſer aus der Seine heben und mittelſt gegoſſener Röhren in alle Theile der Stadt Paris leiten. Auch legte derſelbe die großen Stückgießereien zu Chaillot und London an. Er ſtarb zu Paris den 17. Aug. 1818. — Sein Bruder, Auguſt Charles P., gleichfalls ein geſchickter Mechaniker, verfertigte mit Beihülfe ſeines Bruders die Centrifrugalpumpe und das im Conservatoire des arts et métiers zu Paris befindliche Modellcabinet. 26.

Perrier oder **Périer** (Caſimir), berühmter franzöſiſcher Staatsmann, zu Grenoble am 12. Oct. 1777 geboren, erhielt im Oratorium zu Lyon vortrefflichen Unterricht, diente 1799 und 1800 in den italieniſchen Feldzügen beim Geniecorps und errichtete, aus ihnen heimgekehrt, mit ſeinem Bruder, Antoine Scipion, ein Handelshaus zu Paris, das durch Talent, Thätigkeit und Ordnung bald eines der erſten in Frankreich wurde. So glücklich, ruhig und zufrieden P. in dieſer Stellung hätte leben können, ſo wenig verſtand er es, dem Hange zur Politik und dem perſönlichen Ehrgeize zu widerſtehen. Er wurde vom Departement der Seine 1817 zum Deputirten gewählt und trat ſogleich mit entſchiedener Heftigkeit zur Oppoſition, wo er Gelegenheit hatte, Fleiß, Talent und Induſtrie gegen die Anmaßlichkeit der Geburt und des Clerus geltend zu machen. Unter Karl X unterſtützte er zwar jede conſtitutionelle Maßregel der Regierung, doch ohne ſich auch nur entfernt in revolutionaire Umtriebe einzulaſſen, was Karl X. anerkannte und ihn, wenn ſchon für ſeinen Thron zu ſpät, am 30. Juli 1830 zum Miniſter ernannte. Nach der Julirevolution wurde P. zwar am 11. Aug. 1830 von Ludwig Philipp zum Miniſter ohne Portefeuille ernannt, doch widerſetzte er ſich ſeinem Syſteme, durch Widerſtand das Verliehene zu erhalten, treu nicht ſelten den Vorſchlägen der Miniſter Dupont de l’Eure und Lafitte. Als Letzterer am 2. Nov. 1830 Präſident wurde, trat er ganz aus dem Miniſterium, wurde aber, weil Ludwig Philipp ſich überzeugte, daß P. ein feſterer Mann als Laffitte nicht zwiſchen Bewegung und Erhaltung ungewiß ſchwanke und dabei ein guter Financier ſei, vom Könige am 30. März 1831 zum Staatsſecretair des Innern und zum Präſidenten des Miniſterraths ernannt. Als ſolcher ſtand er länger als ein Jahr von der Oppoſition, der er früher ſelbſt angehört hatte, hart angegriffen, vom jungen Frankreich wie von den Republikanern gehaßt, im Kampfe gegen die Verſchwörungen und Aufſtände in Paris, Lyon, Grenoble, Straßburg, Marſeille, Toulon, Perpignan, Toulouſe und in der Vendée, ſo wie gegen das Ausland, wo ein allgemeiner Krieg Europa und Ludwig Philipp’s noch unſichern Thron nicht minder, wie den ſchon ſehr geſchwächten Credit des Staats bedrohte, mit eiſernem Willen an der Spitze des franzöſiſchen Miniſterium. Bei der Eröffnung der Kammerſitzung im Juli 1831 gab er eine Darſtellung der damaligen Lage Frankreichs und die Gründe des vom

Miniſterium angenommenen politiſchen Syſtems der rechten Mitte und des Widerſtandes gegen die zu gewaltſam vorſchreitende Bewegungspartei. Sein Wahlſpruch war: „Die Charte und der Friede!" ſo wie Kühnheit und Feſtigkeit der Charakter ſeiner kräftigen, nur allzukurzen Verwaltung. Während ſeiner Präſidentſchaft erfolgte am 22. Febr. 1832 die Beſetzung Ancona's, ein Staatsſtreich, durch welchen Frankreich ſeinen Einfluß in Italien ſichern und Europas Frieden erhalten wollte. Gefahrbringender war der Kampf des Miniſterium im Innern, wo die Aufſtände, beſonders in Lyon, nur mit Blut unterdrückt werden konnten, bei der fortdauernden Gährung des Volks aber der Aufſtand in der Vendée weiter um ſich griff. Errang auch P. bei dem Widerſpruche der linken Seite in der Deputirtenkammer durch die Gewalt ſeiner Rede die Majorität der Kammer, ſo ließ er ſich doch durch Jähzorn und Leidenſchaftlichkeit eben ſo oft hinreißen, ſeine Stellung aus den Augen zu ſetzen, als er überhaupt ſeine frühere Popularität immer mehr verlor. Noch iſt zu erwähnen, daß P. wider ſeine Überzeugung die Aufhebung der Erblichkeit der Pairswürde vorſchlagen mußte. Allen ſolchen Geiſt, Gemüth und Körperkraft eines Mannes erſchütternden Verhältniſſen mußte P. unterliegen, zumal er am 7. April 1832 von der Cholera befallen worden war. Er ſtarb, nachdem er wahnſinnig geworden war, am 16. Mai 1832 mit Hinterlaſſung eines Sohnes gleiches Vornamens, der bis zum Jahre 1835 erſter Secretair bei der franzöſiſchen Geſandtſchaft zu Brüſſel war. Die Art ſeines Todes und die Gediegenheit ſeines Charakters vereinigte Freunde und Feinde bei ſeiner feierlichen Beerdigung. — Sein älterer Bruder, Antoine Scipion P., geb. zu Grenoble den 14. Juni 1776, zeichnete ſich durch großartige Unternehmungen im Fabrikweſen aus und ſtarb als Director der franzöſiſchen Bank den 2. April 1821. — Der jüngere Bruder, Auguſtin P., wirkte kräftig als Deputirter im Sinne Caſimir's und ward 1832 zum Pair erhoben, ſtarb aber ſchon den 2. Nov. 1834. 65.

Perrin (ſpr. Perräng) (Pierre, Abbé), der Schöpfer oder wenigſtens einer der erſten Beförderer der franzöſiſchen Oper und ziemlich fruchtbarer Dichter, geb. um das Jahr 1620 oder 1625, intereſſirte ſich ſchon früh für Poeſie und Muſik und fand ſpäter an dem Hofe des Herzogs Gaſton von Orleans, ſeines Beſchützers, die erwünſchte Gelegenheit, ſeine Ideen und Pläne zur Ausführung zu bringen. Nachdem bereits im Jahre 1659 ein von ihm gedichtetes und von Cambert in Muſik geſetztes Paſtorale mit Beifall in Scene geſetzt worden war, brachte er ſeine „**Ariadne ou le mariage de Bacchus**" zur Aufführung, welche, eben ſo wie der „**Adonis**" (1660) allgemeine Anerkennung fand. Im Jahre 1669 gründete er vereint mit Cambert, Sourdeac und Champeron eine muſikaliſche Akademie zur öffentlichen Aufführung von Theaterſtücken, behielt jedoch das Privilegium nur bis zum Jahre 1672, wo er es auf Betrieb der Monteſpan gegen eine Entſchädigung an J. B. Lulli abtreten mußte. Seit dieſer Zeit nahm er nur geringen Antheil an den Theaterangelegenheiten und lebte in der Zurückgezogenheit wiſſenſchaftlichen Beſchäftigungen. Er ſtarb im Jahre 1680 zu Paris. — Außer den ſchon angeführten Werken P.'s verdienen noch Bemerkung: „**L'Eneïde, traduite en vers françois**" (1648 et 1658. 2 Voll.); „**Les oeuvres de Poésie de M. Perrin**" (1661); „**Paroles et musique pour le concert de la chambre de la reine**" (1667) und „**Pomone, opéra, ou représentation en musique**" (1671). 36.

Perſephŏne, ſ. Proſerpina.

Perſepŏlis, ſ. Perſien.

Perſerkriege heißen vorzugsweiſe diejenigen Kriege der Hellenen mit den Perſern, in denen die erſteren ſich ihre Freiheit und Unabhängigkeit erkämpften und durch welche Griechenland ſich zu einem ſelbſtſtändigen Staate erhob. Die erſte Veranlaſſung zu dieſen langwierigen Kriegen war die Vertreibung des Hippias (ſ. d. Art.) aus Athen (510 vor Chr.) und die Hülfe, welche die Athener den

ioniſchen Griechen in Kleinaſien gegen die perſiſchen Machthaber geleiſtet hatten. Hierüber erbittert und durch Hippias gereizt beſchloß der perſiſche König Darius an den europäiſchen Griechen Rache zu nehmen. Die erſte Unternehmung des perſiſchen Hofes unter Mardonius (ſ. d. Art.) mißlang zwar durch den Verluſt der Flotte am Vorgebirge Athos und eines Treffens in Thracien; die Erbitterung des perſiſchen Königs ward aber hierdurch nur noch größer und er forderte daher, ehe er noch einen zweiten Feldzug begann, durch abgeſchickte Herolde alle griechiſchen Staaten in Europa auf, ſich freiwillig zu unterwerfen. Geſchreckt durch das Machtgebot des mächtigen Perſerkönigs und ihren Kräften nicht vertrauend ergaben ſich die meiſten griechiſchen Staaten, nur Athen und Sparta begegneten mit edlem Trotze dieſer Frechheit und waren feſt entſchloſſen Alles aufzubieten, um ſich ihre Freiheit gegen Perſien zu erhalten. Zur Züchtigung dieſer Staaten brach daher ſogleich ein neues Heer unter Datis und Artaphernes auf, nahm Naxos in Beſitz, landete auf Euböa, verheerte Eretria, brach in Attika ein und ſtellte ſich in der Ebene bei Marathon zur Schlacht. Nur 10000 Hellenen (9000 Athener und 1000 Platäer) ſtellten ſich unter Miltiades hier den Perſern entgegen, aber ein glänzender Sieg krönte der Griechen Heldenmuth (den 29. Sept. 490 vor Chr.). Einen neuen baldigen Feldzug verhinderte des Darius Tod 485; aber ſein Sohn, Xerxes, erbte mit dem Reiche auch die Lieblingsidee ſeines Vaters, ſich an den Griechen zu rächen. Nach einer langen Rüſtung brach er gegen dieſelben auf. Die Gefahr für Griechenland ſtieg hoch, zumal da des Themiſtokles Plan, einen Bund aller Hellenen gegen die ſo furchtbare Macht zu Stande zu bringen, nur zum Theil gelang, Theben perſiſch geſinnt war, Argos neutral und die übrigen Staaten unentſchloſſen blieben. Aber dennoch ſiegte der Griechen Tapferkeit. Den erſten Widerſtand leiſtete den Perſern der Spartaner Leonidas (ſ. d. Art.), der bei Thermopylä den ruhmvollſten Heldentod ſtarb (480); gleichzeitig war bei Artemiſium ein unentſchiedenes Seetreffen. Furchtbar waren die Verwüſtungen, die von perſiſcher Seite das Feſtland trafen; daher Themiſtokles ſeine einzige Hoffnung auf die athenienſiſche Seemacht ſetzte. Bei Salamis kam es 480 zu einem entſcheidenden Seetreffen, in dem die perſiſche Flotte vollkommen geſchlagen wurde, worauf Xerxes mit ſeiner ganzen Macht, ausgenommen 300000 Mann, die er unter dem Obercommando des Mardonius zurückließ, nach Hauſe zurückeilte. Aber auch Mardonius erlag dem Muthe der Griechen bei Platää 479 und an demſelben Tage ward auch die perſiſche Flotte bei Mykale vernichtet, durch welche Siege den perſiſchen Einfällen in Europa für immer ein Ende gemacht und der Schauplatz des immer noch fortdauernden Kriegs nach Aſien verlegt ward. Die Perſer waren nun gezwungen blos vertheidigungsweiſe zu verfahren, bis im Jahre 469 vor Chr. der athenienſiſche Feldherr Cimon am Eurymedon in Pamphylien ihre Flotte und Landarmee an einem Tage vernichtete und 20 Jahre ſpäter (449) durch den doppelten Sieg der Athener über die Perſer bei Cypern, wodurch die letzteren zum Frieden gezwungen wurden, dem Kriege ein Ende machte (vergl. Cimon). 20.

Perſeus war der Sohn des Zeus und der Danae, mit der er in einem Kaſten ins Meer geworfen, jedoch bei der Inſel Seriphos ans Land ſchwamm und vom Polydektes aufgenommen ward, der den P. erzog, aber, als dieſer zum Jünglinge herangereift war, ihn wieder von ſich zu entfernen ſuchte, um die Danae zu heirathen, und ihn daher zu einem Zuge gegen die Gorgone Meduſa beredete. Der muthige Jüngling ging auf den Vorſchlag ein und tödtete mit Hülfe des Mercur und der Minerva plötzlich das Ungeheuer, mit deſſen Haupte er den Atlas, der ſich weigerte ihn zu beherbergen, in einen Felſen verwandelte, befreite dann die Andromeda (ſ. d. Art.), die hierauf ſeine Gemahlin wurde, verwandelte ſeinen Nebenbuhler Phineus in Äthiopien in Stein und kehrte dann nach Griechenland zurück. Hier befreite er erſt ſeine Mutter von den Nachſtellungen des Polydektes,

den er ſammt ſeinen Leuten ebenfalls in Stein verwandelte, und eilte dann zu ſeinem Großvater Akriſius. Dieſer war jedoch, fürchtend, der ihm gegebene Orakelſpruch, er ſolle durch den Sohn ſeiner Tochter das Leben verlieren, möchte in Erfüllung gehen, nach Theſſalien geflohen. Allein auch P. war hier, ſchleuderte bei den Leichenſpielen des Königs von Lariſſa den Diskus und traf den Akriſius. Aus Verdruß hierüber verkaufte P. die ihm durch die Erbſchaft zugefallene Herrſchaft von Argos an den Megapenthes, der ihm dafür die Herrſchaft über Tirynth abtrat. Die feſten Städte Midea und Mycenä verdankten ihm hier ihre Entſtehung. Sein Grabmal zeigte man dem Pauſanias (vergl. 2, 18) zwiſchen Argos und Mycenä. Später wurde er als Heros verehrt und unter die Geſtirne verſetzt. Abgebildet erſcheint P. oft nackend mit dem Meduſenhaupte, bisweilen auch in ſeiner ganzen Rüſtung, in der er gegen die Gorgone auszog. 20.

Perſeus, ein außerehelicher Sohn Philipp's IV. von Macedonien, bewog, neidiſch auf ſeinen in Rom beliebten Bruder, Demetrius, ſeinen Vater, Philipp, dieſen durch Gift hinrichten zu laſſen, worauf Philipp bald aus Gram ſtarb und P. den Thron beſtieg. Von Jugend auf den Römern feind rüſtete er ſich im Geheimen gegen ſie, verband ſich mit mehrern andern Staaten, wie mit Syrien und Carthago, und verſuchte ſelbſt den Eumenes, König von Pergamus, der aus Angſt vor des P. wachſender Macht ſelbſt nach Rom gezogen war und dem Senate des P. geheime Rüſtungen entdeckt hatte, auf ſeiner Rückreiſe durch Meuchelmörder zu tödten. Sogleich brach nun der Krieg aus, den P. den Römern im Jahre 171 v. Chr. erklärte. Der Kampf blieb anfangs unentſchieden, da P. ſogar vom illyriſchen Könige Genthius ſo wie von den Baſtarnern Hülfe erhielt. Allein im Jahre 168 erſchien der kriegserfahrene römiſche Conſul, C. Ämilius Paullus, und bald wendete ſich das Glück. Ziemlich lange ſtanden ſich beide Heere nahe gegenüber, bis endlich Ämilius durch einen geſchickten Marſch dem P. ziemlich in den Rücken kam, worauf ſich P. etwas nördlicher nach der an der Küſte Pieriens gelegenen Stadt P y d n a zurückzog. Die Nacht darauf ſoll ſich eine totale Mondfinſterniß gezeigt haben, die aber von einem Römer vorausgeſagt wurde. Die macedoniſchen Truppen hierüber beſtürzt, wollten den darauffolgenden Tag nicht ſchlagen, da ſie in jener Naturerſcheinung eine unglückliche Vorbedeutung zu ſehen glaubten. Allein aus einem anfangs unbedeutenden Reitergefechte entſtand dennoch eine Schlacht (am 22. Juni 168), die mörderiſch genug war und über des P. Schickſal entſchied; denn 25000 Macedonier verloren in ihr das Leben, wogegen die Römer nur 100 Mann eingebüßt haben ſollen. P. floh nach dieſer gänzlichen Auflöſung ſeiner Armee über Pella nach Samothrake, wo er ſich jedoch dem nacheilenden Prätor Octavius ergeben mußte. Er wurde nun mit ſeiner Gattin und 3 Kindern im Triumphzuge des Siegers aufgeführt und ſtarb nach fünfjährigem Leiden in einem Kerker zu Alba, wo ihn harte Gefangenwärter zu Tode gemartert haben ſollen. Sein Reich aber wurde ausgeplündert, in vier Bezirke getheilt und zu einer römiſchen Provinz gemacht. 20.

Perſeus mit dem Meduſenhaupte iſt ein Sternbild mitten in der Milchſtraße zwiſchen der Andromeda, dem Fuhrmanne und der Kaſſiopeja, welches nach Flamſteed 59 Sterne, worunter zwei, A l g e n i b und A l g o l, von der zweiten Größe, enthält. 13.

Perſien, eins der mächtigſten Reiche des Alterthums und noch jetzt ein wichtiger Staat Aſiens, begreift in ſeiner weiteſten und gewöhnlichſten Bedeutung die ganze Länderſtrecke Aſiens, welche die Einwohner ſelbſt Iran (ſ. d. Art.), das dieſſeitige Land, nennen und welche im Oſten vom Indus, im Norden vom Oxus und dem kaspiſchen Meere, im Weſten vom Tigris und Araxes begrenzt wird, ſo daß das früher als eigenes Reich beſtehende Medien im Süden des kaspiſchen Meeres und Aſſyrien mit gerechnet werden, da beide ſeit der Gründung des perſi-

ſchen Reiches immer weſentliche Beſtandtheile deſſelben geblieben ſind und ihre Einwohner Stammverwandte der Perſer waren, während Babylonien, Chaldäa, Meſopotamien und Armenien wegen der bekannten oder vermuthlichen Stammverſchiedenheit der Einwohner nur als unterworfene Länder anzuſehen ſind. Es liegt demnach zwiſchen 63—90° L. und 25—40° N. Br. und umfaßt einen Flächenraum von ungefähr 50000 □M. Dieſer weitläufige Landſtrich iſt im Allgemeinen ein Hochplateau, um eine große Salzwüſte gelagert und im Norden ſich ebenfalls in wüſte Ebenen abdachend. Den Hauptſtock der Gebirge bildet der Hindukuſch (Jmaus der Alten), der als Fortſetzung des Himaleh, welcher am nordöſtlichen Rande der Ländermaſſe (36° N. Br.) hereinbricht und nach Norden den Belurdagh (comedi montes) und deſſen weſtliche Fortſetzung, Nur Karadagh (oxii montes) ausſendet, nach Süden aber in mehreren Zweigen ſich ausſtreckt, welche ſich im Suffaid kuh in einen Knoten ſchürzen und in mehreren Ketten als Solimangebirge (Paropamiſus der Alten) und ſüdlicher als Brahusgebirge die Grenze gegen den Jndus bis an das Meer bilden. Vom Hindukuſch aus ſtreckt ſich nach Weſten der Paropamiſus (Sariphi Montes) von 8000′ bis 4000′ F. ſich herabſenkend und mit ſeinem ſich in die nördliche Wüſte abdachenden Nordrande, den Haſaragebirgen, die Berginſel Heſarah bildend. Daran ſchließt ſich im Weſten um die Südküſte des kaspiſchen Meeres ſich biegend der zu 12000′ F. aufſteigende Elbrus (Albordſch, Spongylus), welcher endlich mit dem Hochplateau Armeniens zuſammenſtößt. Von hier aus zieht ſich dann im Oſten des Tigris nach Südoſten der Sagroſch (Zagros mons), welcher nebſt dem Biſutun und Elwend (Orontes) in einer mehrfachen Kette die nördlichen Küſtenländer des perſiſchen Meerbuſens durchzieht und als Serdſchir, Deſcht Erſen, Nurmanſchir, Mogh rc. in mannigfachen Verzweigungen im Süden bis zum Brahusgebirge ſich hinſtreckt. Mitten in dieſen Bergmaſſen erſtreckt ſich zuletzt eine ausgedehnte waſſerloſe Salzwüſte, welche jedoch nicht aller Fruchtbarkeit ermangelt und im Oſten des in ihr liegenden Sarehſees mit fruchtbaren und waſſerreichen Gefilden abwechſelt. Im Ganzen iſt übrigens Jran arm an Gewäſſern; denn die das Plateau rings umſchließenden Bergrücken ſenden ihre Gewäſſer faſt durchgehends nach Auswärts; nur der Hilmend (Elymandrus), der am Hindukuſch entſpringt und die ſüdlichen Gewäſſer des Paropamiſus, wie die weſtlichen des Solimangebirges aufnimmt, ſtrömt bis in die Mitte des Landes in den See Sareh (Aria lacus). Die bedeutendſten Flüſſe ſind: der Kabul, der die ſüdlichen Gewäſſer des Hindukuſch (Pendſchkora, Kamah [Guraeus], Pendſchſchir [Choes]) in ſich vereinigt und nach einem Laufe von ungefähr 80 Meilen in den die ganze Oſtgrenze bildenden Jndus fällt; der Oxus mit dem Badakſchan (Icorus), Akſerai (Durgidus), Kullum (Zariaspis), ſämmtlich aus dem Hindukuſch; der Murghab (Vogelwaſſer, margus), welche aus dem Paropamiſus ſtrömend ſich in einem Sumpfe verliert; der Atrek (Sideris), der Sefidrud (Mardus) und der Araxes als nordweſtlicher Grenzfluß, welche in das kaspiſche Meer ſtrömen; der Sab (Zabatus), Diala (Delas) und der Kerah, welche im Tigris münden; der Tab (Arosis) und viele Küſtenflüſſe, welche in den perſiſchen Meerbuſen und den indiſchen Ocean fallen. An Seen finden ſich: der Urmia oder Tebris (Martiana Lacus, 32 M. lang, 164 M. breit, mit ſalzigem Waſſer) in dem Winkel des Elburs und Sagroſch; der Sareh (Aria), faſt rund und von 30 M. Umfange; der Bachtegan bei Schiras von geringem Umfange, aber ſehr ſalzreich. Wegen dieſer Beſchaffenheit iſt auch die Natur des Landes, das Klima und die Ergiebigkeit des Bodens vielfach verſchieden. Die Berge des Hindukuſch und Soliman ſind kahle, zerriſſene, häufig mit ewigem Schnee bedeckte Kegel, zwiſchen welchen die üppigſten Thäler ſich hinziehen; der Paropamiſus iſt ein kaltes, rauhes Gebirge, nur von einzelnen fruchtbaren Thälern durchzogen; von da bis zum kaspiſchen Meere iſt rauhes, waſſerarmes Land, nur gegen den Nord-

abfall fruchtbar und ergiebig; herrlicher ſchon geſtaltet ſich Alles in der Nähe des kaspiſchen Meeres, wo der Boden von einem üppigen Pflanzenwuchſe bedeckt iſt; ähnlich iſt die Beſchaffenheit der weſtlichen Landſtriche; aber ſüdlich nach dem perſiſchen Meerbuſen zu ſtrahlt von den weſtlichen Bergen geſchützt unter einem ewig heiteren Himmel die Natur in ihrer ganzen Herrlichkeit, während die Küſtenländer am Meere dürre von der Sonne verbrannte Steppen ſind und die große Wüſte des Mittellandes (80 M. lang, 45 M. breit) einen dürren mit Flugſand überdeckten Salzboden hat. Das Klima iſt daher in dem ganzen Lande im contraſtirendſten Wechſel; neben empfindlicher Kälte auf den Bergen herrſcht in den Thälern oft die herrlichſte Temperatur oder auch brennende Hitze, vorzüglich in der Mitte des Landes. Die Producte Perſiens ſind mannigfaltig; das Thierreich liefert Löwen, Leoparden, Panther, Tiegerkatzen, Bären, Luchſe, Schakale, Hyänen, Wölfe, Füchſe, Marder, Wieſel, Stachelſchweine, wilde Eſel, Kameele, Rindvieh, Schafe mit und ohne Fettſchwänze, Ziegen, treffliche Pferde, wilde Schweine und mancherlei Arten Wild, Adler, Falken, Pfauen, Schwäne, Papageien, Nachtigallen in großer Menge und überhaupt die meiſten europäiſchen Hausthiere; das Pflanzenreich gibt weniger von großen Gewächſen, als niedere Pflanzen, vorvorzüglich die herrlichſten Blumen, unter ihnen die ſo oft von Dichtern verherrlichten prächtigen Roſen von Schiras; das Mineralreich gewährt edle Metalle, Edelſteine, Alabaſter, Marmor, Naphtha und beſonders viel Salz. — Dieſe im Allgemeinen beſchriebene Ländermaſſe hat aber in politiſcher Hinſicht im Laufe der Zeiten viele Veränderungen erfahren, indem ſie nur in der eigentlichen Blüthe des perſiſchen Reiches als ein Ganzes daſtand, ſpäter beſtändig unter verſchiedene Herrſcher getheilt war und gegenwärtig noch aus den drei Reichen Jran, Afghaniſtan und Beludſchiſtan beſteht, ſo wie die nordöſtlichen Theile mehrere türkiſche Chanate bilden. — Das alte Perſien war ein völlig despotiſcher Staat unter einem erblichen Kaiſer (Schah oder Padiſchah), welcher eine weichliche Serailregierung führte, einen glänzenden Hofſtaat um ſich hatte, die einzelnen Provinzen durch Satrapen regieren ließ, denen jedem ein Militairgouverneur zur Seite ſtand, und von ſeinen Unterthanen zu beſtimmten Zeiten, vorzüglich wenn er ſich öffentlich ſehen ließ und zum neuen Jahre, Geſchenke erhielt; doch iſt ſehr wenig über den innern Zuſtand des Landes bekannt, da alle einheimiſchen Denkmäler verloren gegangen und die Nachrichten der Griechen und Juden darüber mangelhaft und ungewiß ſind; daß aber die Staatsverfaſſung ziemlich geregelt war, beweiſen unter Anderm die beſtändigen Verbindungen der Provinzialregierungen mit dem Hoflager durch reitende Poſten. Zur Zeit der höchſten Blüthe des Reiches war es außer den eroberten Ländern von Weſten nach Oſten in folgende Satrapien eingetheilt: 1) Atropatene, an der Weſtſeite des kaspiſchen Meeres und im Oſten von Armenien, mit der Sommerreſidenz der alten mediſchen Könige, Gaza; 2) Aſſyrien (ſ. d. Art.) im Oſten des Tigris; 3) Medien (ſ. d. Art.) öſtlich davon; 4) Suſiana, ſüdlich von Medien bis an die Mündungen des Euphrat und Tigris, mit den Städten Suſa (Sommerreſidenz der perſiſchen Könige) und Charax am Paſitigris; 5) Perſis, ſüdöſtlich von Suſiana, am perſiſchen Meerbuſen, das Stammland der Perſer, mit der prachtvollen Winterreſidenz Perſepolis und der alten Hauptſtadt Paſargada; 6) Karmanien, öſtlich von Perſis, am perſiſchen Meerbuſen, mit den Städten Karmana und Harmozia; 7) Parätacene, im Norden von Perſis und Karamanien, die Salzwüſte bis zum See Aria; 8) Hyrkanien, im Süden des kaspiſchen Meeres, mit den Städten Syringis oder Hyrkana und Niſäa, wo die ſpäteren parthiſchen Könige begraben wurden; 8) Parthien (ſ. d. Art.); 9) Aria, öſtlich von Parthien, das Stammland der Arier (Jranier), der Schauplatz der Sagen der Zendbücher und des Schahnameh und das Stammland Zoroaſter's und nicht unwahrſcheinlich (nach von Hammer) das Land, von dem die Jdee des Paradieſes

(ſ. d. Art.) entſtand, mit den Städten Aria, Bitaxa und Phra; 10) Drangiana, ſüdlich von Aria, vom Elymandrus durchſtrömt, mit den Städten Prophthaſia und Ariaspe; 11) Gedroſien, öſtlich von Karamanien, ſüdlich von Drangiana, am Meere, wo die Ichthyophagen wohnten; 12) Arachoſia, die ſüdweſtlichſte Provinz bis an den Indus, mit den Städten Arachota und Abeſta; 13) Margiana, vom Margus durchſtrömt, nördlich von Aria; 14) Baktriana (ſ. d. Art.); 15) Sogdiana, jenſeits des Oxus bis an den Jaxartes, mit den Städten Nautaka, Marakanda (Samarkand) und Cyreſchäta am Jaxartes. — Die Urgeſchichte Perſiens fällt in die Zeit der Mythen zurück und iſt ſchon deßhalb ſehr dunkel, aber eben ſo auch, weil ſie mit der babyloniſchen, aſſyriſchen und mediſchen Geſchichte eng zuſammenhängt. Kajomors, der erſte Menſch nach der parſiſchen Mythologie, war auch der erſte Regent. Nach ihm regierte die Dynaſtie der Piſchdadier, als deren erſter Huſchenk genannt wird. Dieſe bildet den eigentlichen Zeitpunkt des perſiſchen Heroenalters und den vorzüglichſten Gegenſtand des Schahnameh. Aus ihr ſtammten Dſchemſchid (ſ. d. Art.), der Stifter der perſiſchen Nationalität, Sohak, Feridun, Efraſiab, Gusſchtasp. Sämmtliche Könige hatten ihren Sitz wahrſcheinlich in Baktrien, als dem Urſitze der perſiſchen Cultur, wo auch Zoroaſter auftrat und wo, vorzüglich in der Stadt Bamian, Kunſt und Wiſſenſchaft in hohem Flore ſtand. Die Einfälle der Turanier vertrieben die Herrſcherfamilie von dort und die Kajaniden, vielleicht die mediſchen Könige, ſchlugen ihre Reſidenz mehr im Weſten auf. Endlich tritt mit Cyrus (ſ. d. Art.) die Geſchichte aus dem Dunkel hervor (560 v. Chr.). Mit ſeinen Paſargarden warf er die Herrſchaft der Meder ab, zertrümmerte deren Reich, ſo wie das der Lydier und dehnte ſeine Herrſchaft vom Indus und Jaxartes bis nach Ägypten und den griechiſchen Archipelagus aus. Sein Sohn Kambyſes (527) eroberte noch Ägypten (525), ſtrebte aber vergebens weiter und ſtarb auf dem Marſche gegen den Empörer Sfendodates, der ſich für ſeinen hingerichteten Bruder Smerdis, Herrſcher von Baktrien, ausgab. Nach deſſen baldiger Ermordung kam dann der kraftvolle und weiſe Darius Hyſtaspes (519) durch das Wiehern ſeines Pferdes auf den Thron, von welchem das Land eine Organiſation, Eintheilung in 20 Satrapien und feſtſtehende Behörden bekam. Dieſer züchtigte nach einer langen Belagerung das empörte Babylon und Cyrenaika in Afrika, verband ſich mit den griechiſchen Staaten, unterwarf nach einem unglücklichen Zuge gegen die Scythen jenſeits der Donau, Thracien und Macedonien (513) und mehrere Länder jenſeits des Indus (508) und brachte ſomit das Reich auf den höchſten Gipfel ſeiner Macht, von dem es ſchnell wieder herabſank. Denn der Aufſtand der joniſchen Griechen, welche von den über die Aufnahme des vertriebenen Hippias aufgebrachten Athenern unterſtützt wurden, ward zwar bald blutig unterdrückt; aber die Macht des „Königs der Könige" brach ohnmächtig an dem kleinen Griechenland, das er zu zertreten gedachte. Die Schlacht bei Marathon (490) vernichtete die abgeſendete perſiſche Heeresmacht und das empörte Ägypten und der Tod (486) verhinderten die Rache, die zwar ſein Sohn Xerxes, nachdem er Ägypten gedemüthig hatte, mit ungeheurer Kriegsmacht zu vollziehen ſuchte, aber, obgleich im Bunde mit Carthago, das gegen die griechiſchen Colonien in Italien kämpfte, bei den Thermopylen, Salamis (480), Plaläa und Mykale (479) dieſelbe vernichten ſehen mußte und in ohnmächtiger Wuth darüber ſich nun in ſeinem Serail dem Sinnenrauſche hingebend das Reich durch Schwelgerei, Hofintriguen und Tyrannei der Satrapen zerrütten ließ und endlich 465 ermordet ward. Sein Sohn, Artaxerxes I. Langhand, hatte zuerſt ſchweren Kampf gegen das empörte Ägypten zu beſtehen, doch war dieſes zwar wieder unterjocht, aber Cimon's Siege in Kleinaſien zwangen ihn endlich zum Frieden (449), der die aſiatiſchen Griechen von P. unabhängig machte. Nach ſeinem Tode (424) kämpften ſeine Söhne Xerxes II., Sogdianus und Darius II. Nothus um

die Herrſchaft, bis letzterer die Oberhand behielt, der aber mit beſtändigen Empörungen zu kämpfen hatte, den Ägyptern eigene (tributbare) Könige zugeſtehen und zum Schutze ſeiner Herrſchaft griechiſche Miethstruppen in ſeine Dienſte nehmen mußte. Sein Nachfolger, Artaxerxes II. Mnemon (404), hatte zuerſt mit ſeinem jüngern Bruder Cyrus, der von einem griechiſchen Heere unterſtützt ſich gegen ihn empört hatte (ſ. Xenophon), und nach deſſen Tode gegen die Lacedämonier zu kämpfen, die von den aſiatiſchen Griechen gegen die Perſer zu Hülfe gerufen unter Dercyllidas und dann unter Ageſilaus den Krieg mit großem Glücke führten; doch der Haß der übrigen Griechen und perſiſches Gold neigte die Athener ihm zu und Konon zwang als perſiſcher Admiral durch mehrere Siege über die Lacedämonier dieſe zu dem nachtheiligen antalcidiſchen Frieden, durch welchen die aſiatiſchen Griechen wieder unter perſiſche Herrſchaft kamen (385). Weniger glücklich waren ſeine folgenden Kriege und endlich erlag er der Empörung ſeiner Söhne (362). Unter dieſen behauptete ſich der Tyrann Artaxerxes III. Ochus, welcher das empörte Phönicien unterwarf, Sidon zerſtörte und Ägypten aufs Neue unterjochte, aber wegen Beſchimpfung des ägyptiſchen Gottesdienſtes von einem ägyptiſchen Eunuchen ermordet ward (336). Sein Nachfolger, Darius III. Kodoman, ein gutmüthiger Fürſt, erlag dem Schickſale. Der anſtürmende Alexander von Macedonien (ſ. d. Art.) ſiegte am Granikus, bei Iſſus und Arbela; Darius fiel durch des Verräthers Beſſus Hand (330) und das perſiſche Reich ward zertrümmert und macedoniſche Provinz und nach Alexander's Tode durch den Statthalter Seleukus in Babylon verwaltet, der nach der Niederlage des Antigonus (ſ. d. Art.) bei Ipſus (301) aus den geſammten perſiſchen Ländern nebſt Nordſyrien, Armenien und Kappadocien das Reich der Seleuciden gründete und dazu ſpäter noch Kleinaſien, Thracien und Macedonien fügte. Aber ſchon unter Antiochus II. machten ſich Parthien (ſ. d. Art.) unter Arſaces (256) und Baktrien (ſ. d. Art.) unter Theodotus (254) zu unabhängigen Reichen, beide anfangs von kleinem Umfange; doch ward, während Baktrien ſich immer weiter nach Oſten ausdehnte, nach einem bedeutenden Siege, welchen Arſaces II. gegen Seleukus II. gewann (238), die Macht des parthiſchen Reichs begründet, welches nun unter den Arſaciden als Weltreich auftrat und durch Mithridates I. (ſeit 174), nachdem auch das baktriſche Reich unterworfen war (138) das ganze Reich der alten Perſer jenſeits des Tigris in 18 Provinzen umfaßte und von Seleucia und Kteſiphon aus regiert ward. Doch wurde es durch häufige Empörungen im Innern und den Andrang der nördlichen Nomadenſtämme und die Syrer beſtändig beunruhigt, ohne jedoch etwas von ſeiner Integrität zu verlieren. Im Kriege der Römer mit Mithridates und Tigranes blieben die Parther neutral, wurden aber bald vom römiſchen Conſul Craſſus angegriffen und rächten ſich durch die völlige Niederlage deſſelben bei Carrä (53), wodurch ſie das Schrecken des Abendlandes wurden und ſich in die Verhältniſſe Roms miſchten, ja ſie hätten, nachdem auch Antonius von ihnen geſchlagen worden war (37), den Römern gefährlich werden können, hätten nicht Thronſtreitigkeiten die innere Ruhe geſtört; ſie ſchloſſen daher mit Auguſtus Frieden. Ununterbrochen dauerten nun ſowohl die innern Streitigkeiten, theils durch die hochmüthigen Satrapen angeregt, theils im Regentenhauſe ſelbſt, das endlich von Artabanus III. aus einer arſacidiſchen Nebenlinie geſtürzt und durch die jüngere arſacidiſche oder aſchganiſche Dynaſtie erſetzt ward, als gegen die Römer meiſt unglücklich fort, die der Auflöſung des Reichs nahe waren, als der Perſer Ardſchir Babeghan die Fahne des Aufruhrs erhob, Artabanus IV. in einer dreitägigen Schlacht gänzlich ſchlug und als Artaxerxes I. die Dynaſtie der Saſſaniden und das mittlere perſiſche Reich begründete (226 n. Chr.). Durch ihn erhielt daſſelbe auch eine kräftige innere Geſtaltung, vorzüglich durch die Wiederherſtellung der zoroaſtriſchen Religion und Erneuerung der altperſiſchen Nationalität.

Digitized by Google

Heftig entbrannte wieder der Krieg gegen die Römer, doch erſt Schahpur I. (ſeit 238) eroberte Armenien, mußte aber vor der palmyreniſchen Macht wieder zurückweichen und Narſes mußte endlich nach wechſelvollem Kriege mit Diocletian Frieden ſchließen, worin er außer Armenien noch Meſopotamien und 5 Provinzen jenſeits des Tigris an die Römer abtrat (296). Aber Schahpur II. brach nach Conſtantin dem Großen aufs Neue ins Römerreich ein und nahm nach vielen Verheerungen das Verlorne wieder (363), ſeit welcher Zeit der Krieg faſt ganz ruhte. Behramgur erwarb um 430 durch Theilung mit dem Kaiſer Anaſtaſius I. die öſtliche Hälfte Armeniens. Doch litt das Reich ſehr durch die Kämpfe mit den Hunnen. Kobad aber (ſeit 491) ward aufs Neue furchtbar durch Eroberung Meſopotamiens und Armeniens, noch mehr aber Choſru I. (ſ. d. Art.), welcher jedoch endlich einen 50jährigen Frieden mit dem Kaiſer einging (556). Aber über die Eroberung Jemens brach der Krieg aufs Neue los und die byzantiniſchen Fahnen wehten jenſeits des Tigris und die Türken brachen von den Griechen angeregt von Nordoſten herein. Der Feldherr Behram ſchlug letztere zwar in einer furchtbaren Schlacht; aber die Völker empörten ſich gegen den tyranniſchen Hormus IV. und mit ihnen Behram, und Choſru II. deſſen Sohn mußte die Hülfe des griechiſchen Kaiſers anflehen, der auch durch ſeinen Feldherrn Narſes den Uſurpator Behram vom Throne ſtürzte (591) und das perſiſche Armenien von Choſru zur Dankbarkeit abgetreten erhielt. Bald jedoch brach ein neuer Krieg gegen Byzanz los, der zu Choſru's II. (ſ. d. Art.) Verderben endete. Nach ſeiner Ermordung durch ſeinen empörten Sohn Schirua (628) ſchien aber das Unglück Perſiens entſchieden; mehrere Jahre lang wüthete der Bürgerkrieg im Innern und als endlich der 15jährige Jesdedſcherd auf den Thron erhoben ward (632), war keine Rettung mehr. Die Araber ſtürmten heran; in der Schlacht bei Kadeſſia (636) ſank die Blüthe des Perſerheeres, die Reſidenz Madain ward von den Arabern erſtürmt und, nachdem die Perſer noch in mehreren Schlachten geblutet hatten, ward ihr mächtiges Reich Provinz des Chalifats (640), die herrlichſten Denkmäler der Kunſt und Wiſſenſchaft wurden zertrümmert und 300 Jahre hindurch ſelbſt der Klang der einheimiſchen Sprache nur in verborgenen Gegenden gehört. Der Islam herrſchte nun durch das ganze Reich und arabiſche Statthalter regierten die einzelnen Provinzen, die ſich aber ſpäter unabhängig machten und in den Dynaſtien der Taheriden, Soffariden, Samaniden, Gasneviden, Gauriden, Buwaihiden, Dilemiden, Seldſchuken, Atabeken, Chowaresmſchahs (ſ. d. Artt.), über die einzelnen Ländertheile regierten; auch die Aſſaſſinen beſaßen bedeutende Strecken des perſiſchen Hochlands am kaspiſchen Meere. Unter dieſen einzelnen Dynaſtien aber erwachte der ſchlummernde Genius Perſiens wieder; die perſiſche Sprache ward durch die Gasneviden wieder Hof- und Hauptſprache; die Fürſten intereſſirten ſich für die Wiſſenſchaften und es regte ſich der ſchönſte Geiſt (ſ. perſiſche Literatur). Aber plötzlich brachen die Mogolen herein, zerſtörten das mächtige Reich der Chowaresmſchahs (1224), ſo wie die Feſten der Aſſaſſinen; bei der Theilung des großen mogoliſchen Reichs bildeten darauf die perſiſchen Länder nebſt Meſopotamien und Armenien das von Holagu (ſ. d. Art.) gegründete Reich Iran, das aber durch innere Unruhen zerrüttet und bald unter eine Menge ſich befehdender Fürſten zertheilt (1355) ohnmächtig vor Timur's Andrange zuſammenſank (1384). Doch kurz nach Timur's Tode (1409) brachen die Turkomannen aus Turan ins Herz von Iran ein und die Horden derſelben (vom ſchwarzen Schöps) ſtritten gewaltig mit den Timuriden, die unter großen Zerrüttungen herrſchten, bis endlich Uſum Haſſan, Chan der Horde vom weißen Schöps, beide Theile unterjochte und in Iran ein mächtiges turkomanniſches Reich ſtiftete (1468), das jedoch durch den fanatiſchen Scheich Ismael Sofi, einen angeblichen Nachkommen des Chalifen Ali (ſ. d. Art.), welcher 1505 die Fahne des Aufruhrs im Aſerbeidſchan erhob, geſtürzt

ward. Dieſer gründete die geiſtliche Dynaſtie der Sofi's in Armenien, Meſopotamien und im Weſtperſiſchen, nahm den Titel Schah an und machte die Secte der Schiiten zur herrſchenden in Iran. Seine Nachfolger kämpften glücklich gegen die Usbeken; weniger aber gegen die Türken, welche ihnen 1516 Diarbekr nahmen, bis Schah Abbas I. (1587—1629) ein grauſamer, aber tüchtiger Fürſt durch Eroberung Chораſans und Kandahars von den Usbeken, Georgiens von den Türken und Ormus von den Portugieſen, die Kraft des Reichs wieder ſteigerte und in Ispahan ſeine Reſidenz aufſchlug. Unter ihm hatte das Reich wieder 24 Provinzen. Doch bald erſchlafften auch die Sofi's; die Kriege gegen die Türken koſteten ihnen Meſopotamien; die Afghanen in Kandahar empörten ſich, eroberten den größten Theil des perſiſchen Reichs und ihre Häupter ſchlugen unter dem Titel von Sultanen ihre Reſidenz in Ispahan auf (1722), während der junge Sofi Tahmasp zu Kasbin die weſtlichen Provinzen unter ſeinem Scepter hielt. Dieſer wandte ſich in ſeiner Noth an Peter I. von Rußland, dem er als Preis ſeiner Hülfe die ſämtlichen kaspiſchen Provinzen abtrat und an Kulichan in Choraſan, welcher letzterer die Afghanen aus Ispahan vertrieb und den jungen Tahmasp wieder auf den Thron ſetzte (1729), aber ſchon 1732, weil er in einem Frieden mit den Türken dieſen Georgien und Tauris abgetreten hatte, entthronte, deſſen Sohn, Abbas III., einen kleinen Knaben, zum Schah erannte, ſtatt deſſen er die Regierung führte, den Türken Armenien und Georgien wieder abnahm und von Rußland die abgetretenen Provinzen freiwillig zurückerhielt, aber 1736, nachdem Abbas (vermuthlich erdroſſelt) geſtorben war, als Nadir Schah (ſ. d. Art.) ſich auf den perſiſchen Thron ſchwang. Furchtbar erwuchs jetzt das perſiſche Reich wieder; Baharein in Arabien (1735), Balch (1736), das Afghanenreich (1738) und ſelbſt der Staat des Großmoguls in Delhi (1739) wurden ihm unterthan; letzterer als zinsbarer Staat. Aber ſogleich nach Nadir's Ermordung (1747) brachen die inneren Unruhen los; die Afghanen und Beludſchen (ſ. d. Artt.) riſſen ſich als zwei ſelbſtſtändige Reiche los und in den übrigen Theilen wüthete die ſchrecklichſte Zerrüttung, bis endlich der Kurde Kerim Chan, ein Mann niederer Herkunft ſich der Herrſchaft bemächtigte (1750) und 1755 ſeine Reſidenz zu Schiras aufſchlug. Doch auch nach ſeinem Tode (1779) ging die Verwirrung wegen den Thronſtreitigkeiten aufs Neue an. Endlich behielt Ali Murad (1784) den Thron, aber ſchon 1785 nahm Aga Muhammed, der ſich in den nördlichen Provinzen zum Herrſcher aufgeſchwungen hatte, Schiras ein und machte ſich zum Herrn des ganzen Reiches. Er ward während eines Kriegs mit Rußland (1796) ermordet und ſein Neffe Feth Ali Schah, ein Turkomane aus dem Stamme Katſchar, übernahm die Regierung, der ſogleich im Frieden mit Rußland an dieſes Derbend und das Land am Kur abtrat und als wollüſtiger Tyrann in ſeiner Reſidenz zu Teheran nicht im Stande war der zunehmenden Schwäche ſeines Reichs zu begegnen. Seinen Haß gegen Rußland, der ihn zu neuem Kriege gegen daſſelbe vermochte, mußte er durch Abtretung der ſämmtlichen kaukaſiſchen Provinzen und Dageſtans (1813) und nachdem er 1826 den Krieg aufs Neue begonnen hatte, durch den Verluſt der Provinzen Eriwan und Nachtſchewan bezahlen (1828), ſo wie auch der Krieg gegen die Pforte (1821—1823) ohne wichtige Folgen blieb. Feth Ali ſtarb den 20. Oct. 1834 und da ſein erwählter Thronfolger, der als Feldherr berühmte Abbas Mirſa, ſchon 1833 geſtorben war, entſtanden aufs Neue die heftigſten Thronſtreitigkeiten; doch ward durch ruſſiſchen und engliſchen Einfluß Muhammed Mirſa, Abbas' Sohn, am 21. Dec. 1834 in Teheran als Schah ausgerufen, ohne daß jedoch die Ruhe völlig hergeſtellt wäre. — So hat ſich das Reich des Cyrus nach den mannigfaltigſten Schickſalen zwar bis heute erhalten, aber es ſteht jetzt da als ein Schattenbild, kaum die Erinnerung mehrmaliger Größe noch an ſich tragend. Es umfaßt gegenwärtig folgende Provinzen: 1) Irak Ad-

Digitized by Google

ſchem (das alte Medien) mit der Haupt- und Reſidenzſtadt Teheran (68° 31′ 10″ L. 35° 41′ 50″ N. B.) am Fuße des Elburs in einer dürren Gegend, mit 70000 Einw., großem Reſidenzſchloſſe des Schahs, aber eng und ſchmutzig; ferner Kaſbin (60000 Einw.), eine der ſchönſten perſiſchen Städte, in der Nähe die 40 Burgen der Aſſaſſinen; Kum mit den Gräbern der alten perſiſchen Könige; Iſpahan im Süden (60° 24′ 22″ L. 32° 39′ 34″ N. B.), ehemalige Reſidenzſtadt, 6 Meilen im Umfange, mit 38000 Häuſern, 100000 Einw. und vielen Ruinen alter Pracht, aber noch anſehnlich als Fabrik- und Handelsſtadt; Hamadan (65° 24′ L. 34° 53′ N. Br.) am Elwend, das alte Ekbatana, jetzt ziemlich ein Trümmerhaufen, doch mit einigen wichtigen Fabriken. 2) Farſiſtan (Perſis) in Serdſir (Hochland) und Dſchermſir oder Deſchtiſtan (Niederland) getheilt, mit der Hauptſtadt Schiras (70° 20′ 5″ L. 29° 37′ 50″ N. Br.) in einer der reizendſten Gegenden der Erde, welche mit den üppigſten Roſengärten prangt, mit 50000 Einw., ſchönen Gebäuden und vieler Gewerbsthätigkeit; in ihrer Nähe die prächtigen Ruinen von Perſepolis oder Iſtachr (29° 59′ 37″ N. B.), der Hauptſtadt der älteſten perſiſchen Könige, wo man noch Überreſte des alten Königspalaſtes (Dſchil Minar, 40 Säulen) mit vielen Basreliefs und andern Bildwerken und die berühmten Inſchriften in Keilſchrift findet, alles in Felſen gehauen und überall die Spuren weit vorgeſchrittener Kunſt und hoher Cultur zeigend; auch finden ſich hier viele Grabmäler alter Könige; ferner Jeſd an der Wüſte (40000 Einw.), Handelsſtadt; Firuſabâd, berühmt wegen des Roſenöls; Abuſchehr, Hafenſtadt am perſiſchen Meerbuſen. 3) Lariſtan im Süden des vorigen mit Lar (12000 Einw.), wichtige Handelsſtadt. 4) Kerman (Karamanien) und Mogiſtan mit den Städten Kerman (30000 Einw.) und Minab. 5) Chuſiſtan und Loriſtan (Suſiana) mit Ahwas; Schuſter (Suſa 66° 34′ L. 31° 38′ N. Br.), 15000 Einw. und prächtige Ruinen. 6) Kurdiſtan (Aſſyrien) mit Kermanſchah (10000 Einw.). 7) Aſerbeidſchan (Atropatene) mit Tebris oder Tauris, ſchöngebaute Stadt von 100000 Einw. 8) Gilan am kaspiſchen Meere; Hauptſtadt Reſcht mit 10000 Einw. 9) Maſenderan (Hyrkania) mit Aſterabad, Stammſitz der jetzigen perſiſchen Dynaſtie (4000 Einw.). 10) Choraſan (Parthia) mit Niſchabur. 11) Kohiſtan (Parätacene) mit Tabs. — In dieſen verſchiedenen Provinzen von ungefähr 22000 □ Meilen wohnen etwa 12 Mill. Einw., von den 8½ Mill. Tadſchiks oder eigentliche Perſer, 100000 Afghanen, 500000 Türken, 100000 Araber, 90000 Kurden, 20000 Juden, 60000 Parſen, 350000 Gilaks, 140000 Luren ꝛc. ſich befinden. Die eigentlichen Perſer ſind ein aus den vielen hier nach und nach herrſchenden Nationen hervorgegangenes Miſchvolk von mittlerer Größe, ſchön gebaut, mit Habichtsnaſe, ſchwarzen Haaren und Augen. Ihre Kleidung iſt grün oder blau und beſteht aus weiten Beinkleidern, einem bis über die Hüften gehenden Hemd, einer langen herabgehenden Weſte und einem durch einen Gürtel zuſammengehaltenen Oberkleide, an dem Gürtel Dolch und Säbel. Die Männer ſcheeren den Kopf bis auf einen Büſchel auf dem Scheitel, die Frauen flechten die Haare in lange über die Bruſt herabhängende Zöpfe und färben die Augenbrauen und Nägel mit Alhenna; beide Geſchlechter lieben das Baden. Die Wohnungen ſind meiſt einſtockig, von Stein, welche meiſt in einem von Mauern umgebenen beſchatteten Hofe ſtehen; bei den Reicheren herrſcht große Pracht. Faſt alle ſind Schiiten. Über den allgemeinen Charakter der Perſer herrſcht verſchiedene Meinung; im Allgemeinen ſind ſie ſteif, aber zuvorkommend und artig; jedoch ſehr hinterliſtig, lügneriſch und grauſam. — Die Staatsverfaſſung iſt vollkommene Deſpotie; alle Unterthanen ſind Sklaven des Schah (Kaiſer) oder Chakan; die Provinzen werden durch Beglerbegs regiert. Die Staatseinkünfte, beſtehend in Grundſteuern, Naturalienlieferungen, Neujahrsgeſchenken, Zöllen u. ſ. f. betragen ungefähr 20 Mill. Thaler. Die Armee ſoll 250000 Mann

Digitized by Google

betragen, darunter 60000 Mann Cavallerie, 1000 Mann Artillerie und 1500 Mann Kameelartillerie, und iſt jetzt durch engliſche und franzöſiſche Officiere nach europäiſcher Art organiſirt. — Die Induſtrie Perſiens ſteht auf einer hohen Stufe, vorzüglich in Metallarbeiten, Färbereien, Webereien, Stickereien u. dgl.; doch iſt der Handel, der durch Karawanen geführt wird, meiſt in den Händen der Ausländer (Ruſſen und Engländer). Der Ackerbau kann wegen der vielfachen Bedrückungen des Landbeſitzers nicht gedeihen; außer den Getreidearten baut man vorzüglich Mohn, Tabak und Baumwolle und bei Schiras herrlichen Wein. Seidenbau wird ſtark in den nördlichen Provinzen betrieben; der Bergbau iſt ſehr gering. — Eine treffliche Darſtellung der Sitten, Gebräuche und des Lebens der jetzigen Perſer findet man in Morier's „Abentheuer des Hadſchi Baba von Iſpahan," überſetzt von Lindau (Leipz. 1828). Vergl. auch Frazer's „Hiſtoriſche und beſchreibende Darſtellung von Perſien" (deutſch von Sporſchill. Peſth 1836.). 37.

Perſiſche Literatur. Gleich kräftig wie in politiſcher Hinſicht hat ſich das perſiſche Volk in den verſchiedenen Glanzperioden ſeiner Geſchichte (vielleicht die Zeiten der wilden Parther ausgenommen) auch durch geiſtigen Aufſchwung und herrliche Producte eines kräftigen Geiſteslebens ausgezeichnet; aber leider haben ſchon die Stürme der frühern Zeiten faſt alle geiſtigen Denkmäler aus dem erſten großen Perſerreiche zerſtört und was unter den Saſſaniden der Schrift übergeben worden war, ward auf des Chalifen Omar Befehl, wie die Bibliothek zu Alexandria, dem Feuer oder Waſſer zur Vertilgung übergeben und nur die heiligen Bücher der Parſen (Zendaweſta) aus der vorchriſtlichen Zeit und einige religiöſe Werke aus der Periode des mittlern perſiſchen Reichs (darunter der bekannte Tractat Bundeheſch) ſind dem Verderben entgangen, da dieſe von den Prieſtern geſchützt und verborgen wurden. Daß aber eine hohe Cultur der Wiſſenſchaften ſchon vor Alexander in Perſien herrſchte, bezeugen nicht nur die Ausſagen gleichzeitiger ausländiſcher Schriftſteller und die Sagen der Perſer ſelbſt von den gelehrten Akademien zu Baktra, Bamian und Bochara, ſondern auch eben die übriggebliebenen Zendbücher in ihrer wunderbaren Erhabenheit und die herrlichen Trümmer der alten Perſepolis. Noch herrlicher blühten aber die Wiſſenſchaften und Künſte unter den Saſſaniden, welche (beſonders die beiden Choſru) durch gelehrte und die Wiſſenſchaften liebende Miniſter geleitet nicht allein die herrlichſten Werke der Baukunſt, Malerei (als Maler war der bekannte Sectenſtifter Manes berühmt) und Bildhauerkunſt entſtehen ließen, ſondern auch die Muſik (Barbud wird als trefflicher Muſiker erwähnt) hochſchätzten und byzantiniſche Gelehrte an ihren Hof riefen. Eine Menge Schriften hiſtoriſchen und romantiſchen Inhalts (in Pehlewi geſchrieben), ſpäter nur noch in arabiſchen oder neuperſiſchen Überſetzungen vorhanden, fallen in dieſe Zeit und ſelbſt die bekannten arabiſchen Märchen der „Tauſend und eine Nacht" ſollen ihrem Hauptinhalte nach in dieſer Zeit entſtanden ſein. Da ging plötzlich mit dem Einbruche der Araber (640 nach Chr.) alle geiſtige Cultur Perſiens zu Grunde; ſelbſt die Sprache verſchwand aus dem öffentlichen Leben und 300 Jahre lag das Land in einer geiſtigen Lethargie. Doch mit jugendlicher Kraft trat der Geiſt wieder hervor, als die einzelnen Statthalterſchaften einheimiſche Dynaſtien gründeten und nicht allein nach dem Muſter der Chalifen von Bagdad den Glanz ihres Hofes durch Herbeirufen von Gelehrten und Dichtern zu erhöhen ſuchten, ſondern auch (vorzüglich Mahmud von Gasna) die perſiſche Sprache als Hof- und Geſchäftsſprache wieder einführten, und eine Literatur fing an aufzublühen, die in ihrer Großartigkeit jede andere außereuropäiſche weit übertrifft und mit jeder occidentaliſchen wetteifert, in der Maſſe der Erzeugniſſe faſt unüberſehbar iſt. Wie bei anderen Völkern, ſo ſehen wir auch hier die Dichtkunſt beginnen und mit dem Verfalle derſelben die Gelehrſamkeit eintreten; leider aber gingen endlich beide wieder zu Grunde und die politi-

Digitized by Google

ſche Verwirrung des Landes hat in dem letzten Jahrhunderte faſt allen geiſtigen Aufſchwung ertödtet. Es würde zu weit führen und nicht an ſeinem Orte ſein, wollten wir hier einen vollſtändigen Abriß der perſiſchen Literaturgeſchichte geben; wir begnügen uns daher damit, einige Bemerkungen über den allgemeinen Charakter derſelben aufzuſtellen und die berühmteſten Namen in jedem Fache aufzuzählen. — Was zuerſt die ſchöne Literatur betrifft, ſo iſt dieſe zwar unermeßlich reich; aber ſo wie in ihr die ganze dramatiſche Gattung gänzlich fehlt, ſo dürfen wir auch an die übrigen Gattungen keinen europäiſchen Maßſtab oder ariſtoteliſche Regeln legen; denn wie der Geiſt des Orients überhaupt ein ganz anderer iſt, als der des Occidents, ſo hat er ſich auch ſeine eigne Formen geſchaffen. Für letztern wurden die Regeln der arabiſchen Poeſie unübertretbares Geſetz und Gaſelen und Kaſſiden wie dort gewöhnlich, wozu hier noch die Mesnewi's oder doppelgereimten Gedichte kommen, ohne daß die eine oder andere Art ausſchließlich für eine beſtimmte Dichtungsart gewählt wurde; doch ſchreiten ſie im Ganzen nicht über das Gebiet der lyriſchen Poeſie. Dieſe iſt auch in Perſien vorzüglich angebaut worden, zieht ſich durch das ganze Gebiet der Dichtung hindurch und fand in der reichen Phantaſie des Volks, in der herrlichen Natur des Landes und der dadurch bedingten Zartheit der Gefühle trefflichen Stoff und herrliche Nahrung. Wein und Liebe ſind hier die vorzüglichſten Gegenſtände der Begeiſterung (in den Gaſelen) und die ſchönen Gleichniſſe der Liebe der Nachtigall zur Roſe, des Schmetterlings zur Flamme, des Schlägels zum Ballen finden häufige Anwendung; eben ſo häufig iſt das Lob des Fürſten und ausgezeichneter Perſonen (in der Kaſſide) und bei den myſtiſchen Dichtern die Ode, welche ſich in dem Raume zwiſchen dem höchſten Fluge der Phantaſie und der didaktiſchen Richtung bewegt. Als die vorzüglichſten lyriſchen Dichter der Perſer ſind zu nennen 1) in der Kaſſide: Ferruchi (ſt. um 1070), Enweri (ſt. 1152), Sahir Farjabi (ſt. 1201), Ewhadi (ſt. 1297), Saadi (ſt. 1291) und Kiatibi (ſt. 1491); 2) in der Gaſele: Niſami aus Gendſch (ſt. 1180), Saadi, Emir Choſru (ſt. 1315), der größte perſiſche Lyriker Hafis (ſt. 1389), Kemal (ſt. um 1380), Dſchami (ſt. 1492), Hilali (ſt. 1529); 3) in der myſtiſchen Gaſele und Kaſſide (Hymne, Ode ꝛc.): Senaji (ſt. 1180), Chakani Hakaiki (ſt. 1186), Dſchelaleddin Rumi (ſt. 1233), Iraki (ſt. 1319), Urfi (ſt. um 1500), Saib (ſt. um 1540) als philoſophiſcher Dichter. — Die epiſche Poeſie, vorzugsweiſe das romantiſche Epos, fand in Perſien eigentlich einen heimathlichen Boden. Die zwar beſchränkte, aber erhabene Mythologie der zoroaſtriſchen Lehre, welche ſich mit der Heldenſage des Zeitalters der Piſchdadier verband; die großartigen Erſcheinungen in der Geſchichte des erſten Perſerreiches und die Expedition Alexander's des Großen; dann die Großthaten der Saſſaniden und endlich der Islam mit ſeinen Verweiſungen auf arabiſche, hebräiſche und ägyptiſche Sagen und die Urzeiten des Chriſtenthums häuften einen Stoff auf, der keinem andern muhammedaniſchen Volke zugänglich die reiche Phantaſie der Perſer vielfach beſchäftigte. So entſtanden die großen epiſchen Dichtungen, welche aus alten Sagen geſchöpft, die Geſchichten der Vorzeit darſtellen, ſo wie die ſchönen Gebilde der Phantaſie, welche theils romantiſche Stoffe rein poetiſch entwickeln oder als äußeres Kleid des tiefſinnigſten Myſticismus ſich darſtellen. Die Geſchichte der perſiſchen Poeſie beginnt gewiſſermaßen mit dem Epos; denn aus der Zeit der Saſſaniden herüber tönt noch die Kunde von epiſchen Bearbeitungen der Landesgeſchichte und die erſten als Beſchützer der Wiſſenſchaften und Künſte auftretenden muhammedaniſchen Fürſten wendeten ihre Aufmerkſamkeit vor Allen wieder auf dieſen Gegenſtand. So entſtand das Schahnameh des Firduſſi (ſ. d. Art.), das herrlichſte Werk des Morgenlandes, das auch für alle Zeiten unübertroffen geblieben iſt; denn erſt ſeit XVI n. Chr., als die perſiſche Literatur ſchon ihrem Falle entgegeneilte, wagte man Nachahmungen deſſelben, die freilich erbärmlich genug

ausfielen (Hatifi, Kaſſim u. A.). Deſto glücklicher verſuchten ſich viele im romantiſchen Epos, das in Perſien zur höchſten Blüthe gelangte. Schon Anſſari (ſt. 1039), der Dichterfürſt am Hofe Mahmud's von Gasna, beſang die Liebe von Wamik und Asra (ſchon unter Chosru Nuſchirwan Stoff eines epiſchen Gedichts), Amik aus Bochara (ſt. 1156) die Geſchichte von Juſſuf und Suleicha (ſ. Joſeph), Niſami aus Samarkand (ſt. um 1140) die Liebesgeſchichte von Ramin und Weiſſe; aber zuerſt Niſami aus Gendſch ward das unerreichte Muſter dieſer Dichtungsart, welcher die Liebesgeſchichten von Chosru und Schirin, Medſchnun und Leila, die Thaten Alexander's (Iskandernameh), Heft peiger (die 7 Schönheiten, die Geſchichte des Saſſaniden Behram) und ein moraliſches Werk „Magazin der Geheimniſſe" ſchrieb, welche 5 Werke unter dem Namen Chamße (Fünfer) geſammelt allen ſpäteren romantiſchen Dichtern ſo zum Vorbilde dienten, daß jeder derſelben 5 ähnliche zu verfaſſen ſuchte und auch faſt die nämlichen Stoffe wählte. Die berühmteſten romantiſchen Dichter ſind außer den erwähnten: Chosru aus Dehli, Dſchami, Niſami, Hatifi, Meſſud, Kiatibi, Raſchidi, Hilali. — Die didaktiſche Poeſie der Perſer ſtellt theils die Myſtik der Sſufi's (ſ. d. Art.) in allen ihren Graden, theils Lebensanſchauungen und Regeln überhaupt dar, und tritt in allen Formen auf. Dieſer Zweig iſt aber einer der vorzüglichſten der perſiſchen Literatur, indem ſich in dem myſtiſchen Theile der ganze Glanz der morgenländiſchen Phantaſie entwickelt und außerdem in dieſer dem Morgenlande ſo zuſagenden Dichtungsart die ausgezeichnetſten Geiſter ſich verſucht haben. Wir nennen aus ihnen von den Myſtikern: Senaji, Ferideddin Attar, Dſchelaleddin Rumi; von den übrigen die trefflichen Dichter Niſami aus Gendſch, Saadi („Guliſtan", „Boſtan"), Dſchami („Behariſtan"); doch dürfen wir auch des Abu Iſhak (ſt. um 1450) nicht vergeſſen, der die Kochkunſt in ſchönen Verſen beſang. — Von weit weniger Bedeutung iſt die Proſa und die eigentliche wiſſenſchaftliche Literatur. Sie beginnt eigentlich erſt mit dem Vorfalle der Dicht- und Redekunſt (zu Ende des XV. Jahrh.), obwohl auch ſchon vorher Manches darin geleiſtet worden war, ſeit Raſchid Watwat (ſt. 1182) ſeine Rhetorik und Poetik nach arabiſchen Geſetzen ſchrieb. Vorzüglich wurde die Geſchichte cultivirt und beinahe jeder Fürſt dieſer Zeit fand ſeinen Hiſtoriographen; doch ſind nur die großen Geſchichtſchreiber Binakiti, Raſchideddin, Mirchond, Chondemir, Abdorriſak, Scherefeddin Ali und Abu Faſl, der Weſir des Kaiſer Akbar; Literaturhiſtoriker Dewletſchah und Prinz Sam Mirſa; Dſchami mit ſeiner „Geſchichte des Sſufismus" als die vorzüglichern zu nennen; ſo wie auch die „Hiſtoriſche Encyklopädie" (Nigariſtan) des Gaffari zu erwähnen iſt. Für Aſtronomie und Mathematik leiſteten Ausgezeichnetes Weſireddin von Tus, der berühmte Aſtronom der Sternwarte von Maragha unter Holagu, Verfaſſer der ilchanſchen Tafeln, und der gelehrte Timuride Ulugbeg im XV. Jahrh., der Gründer der großen Akademie zu Samarkand und Verfaſſer der gurganiſchen Tafeln. — Das Studium der Geographie blieb weit hinter dem der Araber zurück; eben ſo wenig ward in der Theologie, Jurisprudenz und Medicin etwas Erhebliches geleiſtet; nur das große ethiſche Werk des dilemitiſchen Prinzen Kabus (um 1080) („Kabusnameh", deutſch von Diez, Berl. 1811), das als Fürſtenſpiegel noch jetzt im Oriente in großem Anſehn ſteht, ſo wie deſſelben „Lehrbuch der Rhetorik" ſind von einiger Bedeutung. — In der Philologie iſt für Lexikographie Manches gethan worden durch die großen Wörterbücher: „Ferhengi Schuuri" (gedruckt zu Conſtantinopel 1742); „Burhâni Kâti" (gedruckt zu Calcutta 1818) und die „Heft Kolsum" des Sultan von Aude (Luknow 1822. 7 Bde. Fol.). — Vergl. J. v. Hammer's „Geſchichte der ſchönen Redekünſte Perſiens" (Wien 1818. 4.); Eichhorn's „Geſchichte der morgenländiſchen Literatur"; J. v. Hammer's „Encyklopädiſche Überſicht der Wiſſenſchaften des Orients" (Leipz. 1804. 2 Bde.). 9.

Digitized by Google

Perſiſcher Meerbuſen oder das **grüne Meer** heißt derjenige Theil des arabiſchen Meeres, welcher ſich in nordweſtlicher Richtung tief zwiſchen Arabien und Perſien hineindrängt und nebſt dem arabiſchen Golf oder dem rothen Meere die große arabiſche Halbinſel bildet. Seine Länge beträgt gegen **135 M.** und die Breite gegen **50 M.**, an dem Eingange aber (Straße von Ormus) nur **10 M.** Unter den Inſeln, die in dieſem Golfe liegen, iſt Keiſchma die bedeutendſte. **15.**

Perſiſche Sprache gehört zum großen indogermaniſchen Sprachſtamme und bildet eine von den verſchiedenen Nuançen, in welchen derſelbe auftritt. Wir müſſen aber hier verſchiedene bekannte Hauptdialekte derſelben unterſcheiden (denn jede Provinz Perſiens ſcheint eine eigene Mundart gehabt zu haben), welche wahrſcheinlich neben einander entſtanden, aber zu verſchiedenen Zeiten das Übergewicht über einander erhielten. Als der älteſte derſelben erſcheint das Zend (Send, lebendige Sprache), vermuthlich die Sprache des nordöſtlichen Perſiens unter den Piſchdadiern, in welcher die Schriften Zoroaſter's verfaßt ſind, rauh und hart, aber ſehr vocalreich und deutliche Spuren des hohen Alterthums an ſich tragend. Das Pehlewi hingegen, höchſt wahrſcheinlich die Sprache des nordweſtlichen Perſiens (Mediens und Parthiens), welche ſeit der Herrſchaft der Kajaniden (**600** v. Chr.) hervortrat und in welcher mehrere Religionsbücher geſchrieben ſind, iſt ſchon regelmäßiger und ärmer an Vocalen, aber auch in ſeiner bekannten Geſtalt mit vielen ſemitiſchen Elementen vermiſcht. Das Parſi dann, die Sprache der Provinz Perſis, welche unter den Saſſaniden (Behramgur im **V.** Jahrh.) Hofſprache (Deri) ward und durch den Aufſchwung der Wiſſenſchaften in dieſer Zeit ſich bald ſehr vervollkommnete, tritt dem Sanskrit am nächſten, hat ſich aber weit mehr als jenes abgeſchliffen; in dieſem Dialecte ſind die erſten Werke der neuperſiſchen Literatur, das Schahnameh u. a., geſchrieben und ſeine Schätze umfaßt das noch ungedruckte große Wörterbuch Ferhengi Dſchehangiri. Aus dieſem Parſi ging zuletzt im **XI.** Jahrh. der chriſtlichen Zeitrechnung das neuperſiſche Idiom hervor, welches gegenwärtig die Landesſprache Perſiens iſt und ſich von der Mutter faſt nur durch die Vertauſchung vieler ächt perſiſcher Wörter mit arabiſchen unterſcheidet. Denn da nach der Eroberung Perſiens durch die Araber **300** Jahre hindurch die perſiſche Sprache verboten war und ſich nur im Geheimen erhalten konnte, ſo war es nicht anders möglich, als daß ſie von ihrer Beherrſcherin, der arabiſchen, eine große Menge Wörter in ſich aufnehmen mußte, und wunderbar erſcheint es ſogar, daß gerade die erſten neuperſiſchen Werke in größerer Reinheit auftreten, als die ſpätern. Dieſe neuperſiſche Sprache nun iſt in ihrem Baue ſehr einfach. Declination iſt faſt gar nicht vorhanden; die Conjugation iſt ſehr einfach und wird ganz wie die neudeutſche zum großen Theile durchs Hülfsverba gemacht. Sie wird mit arabiſchen Buchſtaben geſchrieben, hat aber mehrere eigenthümliche Laute und bedarf daher noch einiger anderer Zeichen, während wieder mehrere arabiſche Buchſtaben gleich ausgeſprochen werden. Der allgemeine Sprachcharakter iſt dem der germaniſchen Sprachen gleich. Als Hülfsmittel zur Erlernung derſelben dienen vorzüglich: Dombay's „**Grammatica linguae persicae**“ (**Wien 1804**); Lumsden's „**Grammar of the persian language**“ (**Calcutta 1810. 2 Voll. Fol.**); Jones „**Grammar of the persian language**“ (neueſte Ausgabe, Orford 1828); Wilken's „**Institutiones linguae persicae**“ (**Leipz. 1805**); Richardſon's „**Dictionary persian, arabic and english**“ (**Oxf. 1777. 2 Voll. Fol.**, neueſte Ausgabe von Johnſon, Lond. 1829. 4.). **9.**

Perſius (vollſtändig Aulus Perſius Flaccus), ein vornehmer römiſcher Ritter zur Zeit des Kaiſers Nero, ausgezeichneter Dichter und Menſch, war geboren **34** n. Chr. zu Volaterrä in Hetrurien, erhielt eine treffliche Erziehung und bildete ſich vollends zu Rom unter der Leitung der beſten Rhetoren und Philoſophen ſeiner Zeit. Dem reinen, unſchuldigen Geiſte des P., den er ſich durch das Studium

Digitized by Google

ſeiner vaterländiſchen Dichter, namentlich des Horatius u. A., und der ſtoiſchen Philoſophie mitten unter den vornehmen, aber zugleich auch verdorbenſten Römern erhielt, mußte das Laſter, die moraliſche Verdorbenheit und die Frivolität ſeiner Zeitgenoſſen ein Greuel ſein; daher er auch, obgleich von Charakter beſcheiden und anſpruchslos, doch in ſeinen Satyren, leider das Einzige, was uns von ihm erhalten iſt und die Cornutus veröffentlichte, mit männlicher Kraft und Strenge ſeine moraliſch und ſittlich verdorbenen Zeitgenoſſen geißelt. Dieſe Satyren, an der Zahl 6, geben ein treues Bild der damaligen Zeit und des damaligen Lebens in Rom, ſind vortrefflich geſchrieben, ethiſch gediegen, aber auch oft wegen allzu großer Kürze im Ausdrucke und wegen häufiger Anſpielungen, die wir nicht enträthſeln können, dunkel und ſchwer zu verſtehen, daher P. auch zu den ſchwierigſten Schriftſtellern des Alterthums gerechnet wird. Leider ſtarb P. ſchon im Jahre 62 n. Chr., erſt 28 Jahr alt. Seine Satyren ſind meiſtentheils den Ausgaben des Juvenalis beigegeben. Die beſonderen Ausgaben aber ſind von Pithöus (cum vett. schol. Par. 1585. 8. und Heidelb. 1600. 8.); Iſ. Caſaubonus (mit Commentar, Leyden 1605, 1615, 1647. 8. 1695. 4.); Paſſow (lateiniſch und deutſch, Leipz. 1808. 8.); F. Plum (Kopenh. 1825. 8.). Andere Erklärer des P. waren König (Götting. 1804) und Meiſter, der vorzüglich mehrere ſehr brauchbare Abhandlungen über einzelne Satyren des P. geſchrieben hat. Eine gute deutſche Überſetzung iſt die von J. Fr. Wagner (Leipz. 1811). 20.

Perſon iſt ein mit Selbſtbewußtſein begabtes Weſen, welches ſich eben vermöge dieſes Selbſtbewußtſeins einestheils als ſelbſtſtändig, andern Weſen gegenüber, anderntheils aber auch in ſeinen Beziehungen zu denſelben, erfaßt; Perſönlichkeit iſt daher der Ausdruck der Einheit von Einzelheit und Allgemeinheit, wie ſie das menſchliche Bewußtſein ausmacht. Durch dieſen Charakter unterſcheidet ſich die P. von der blos formalen Einzelheit des iſolirten Gegenſtandes, wie von dem Individuum, als dem Ausdrucke der Gattung, dem aber als ſolchem das Bewußtſein ſeiner Beziehung auf ſich ſelbſt und zugleich auf die Gattung abgeht. — Die nächſte Anwendung von dieſem Begriffe der Perſönlichkeit macht die Philoſophie in der Idee einer perſönlichen Unſterblichkeit, d. h. einer Fortdauer der Seele mit Selbſtbewußtſein, entgegen der pantheiſtiſchen Anſicht, welche die Seele nur als Theil des allgemeinen Geiſtes, nicht ſelbſtſtändig fortbeſtehen läßt. Derſelbe Begriff iſt dann übergetragen auf die Idee eines perſönlichen Gottes, der als ſolcher ſich von der Welt unterſcheidet, nicht mit ihr verfließt, wie es die Gottheit des Pantheismus thut. Die neueſte Schule ſtellt als ſpeculativen Begriff des perſönlichen Gottes den auf, daß Gott, an ſich reiner Geiſt, ſich entäußere, gleichſam verkörpere, ſich ſelbſt gegenſtändlich werde, um dann als Geiſtnatur wirkliche Perſönlichkeit zu werden, woraus man dann auch die drei Perſonen in Gott gleichſam die 3 Stadien ſeines Perſönlichwerdens erklärt. Dieſe Anſicht iſt mit vielen Modificationen neuerdings ſehr geltend geworden. Wie nun die P. ſich ganz beſonders in der freien Thätigkeit äußert, mit welcher ein Weſen nur aus ſeinem Willen handelt, der nur das allgemeine Geſetz, nicht aber den Einzelwillen eines Andern über ſich erkennt, ſich nicht als bloßes Glied eines Mechanismus, als Mittel für fremde Zwecke, ſondern als Selbſtzweck, als autoteles, anerkennt, ſo bedingt dieſelbe vornämlich in rechtlicher Beziehung den Zuſtand, wonach eine P. als ſolche, andern Perſonen gegenüber, einen gewiſſen Kreis von Rechten hat, die aus jener Anwendung ihrer Perſönlichkeit fließen und darum Rechte der Perſönlichkeit (jura personalia) heißen, z. B. perſönliche Freiheit ꝛc. Doch ſind die Grenzen, welche der Staat als Repräſentant des Rechts hier anerkennt, nicht ganz die, welche das philoſophiſche Bewußtſein ſetzt; denn während auf der einen Seite derſelbe auch die Individuen, welche noch nicht das entwickelte Bewußtſein, ſondern nur die Anlage dazu haben — z. B. die Kinder (infantes), ſelbſt die un=

geborenen — ſchließt er andererſeits andere davon aus, welche von Natur deſſelben Vorrechts genießen ſollten, aber in dem Grade ihre äußere Selbſtſtändigkeit verloren haben, daß ſie zu bloßen Sachen herabſinken — die Sklaven. — Dieſer Gegenſatz der P. und der Sache, davon letztere blos Object einer freien Handlung iſt, erſtere zugleich auch Subject, bedingt die Unterſcheidung des *Perſonenrechts* und des *Sachenrechts*, davon jenes die Rechte darſtellt, die wir als P. an anderen Perſonen haben und wodurch wir dieſen Verbindlichkeiten (**obligationes**) auferlegen. — *Perſönliche Rechte* im engern Sinne (**jura personalissima**) heißen diejenigen, welche einer P. nach ihrer beſondern bürgerlichen und politiſchen Stellung zukommen, z. B. das der Geburt. — Ferner unterſcheidet man zwiſchen *phyſiſcher* P., deren Einheit durch die phyſiſche leibliche Einzelheit bedingt iſt und *moraliſcher* oder *myſtiſcher*, der durch eine Idee, alſo ein nicht ſinnliches, geiſtiges oder moraliſches Medium entſtandenen Einheit, z. B. einer Geſellſchaft. 80.

Perſona (Gobelinus), ein deutſcher Geſchichtsſchreiber des XIV. Jahrh., geb. 1358 im Paderborn'ſchen, trat in den geiſtlichen Stand, ward 1386 Prieſter, 3 Jahre ſpäter Prediger und Rector der Dreifaltigkeitskirche zu Paderborn und ſpäter Pfarrer an einer der Hauptkirchen daſelbſt, gerieth aber mit dem Rathe der Stadt über eine Verordnung, die er den Rechten des päpſtlichen Stuhls für zuwiderlaufend hielt, in Zwieſpalt, legte deßhalb ſeine Stelle nieder und wurde Official (1405) und vom Biſchofe beauftragt, das Benedictinerkloſter in Paderborn einer Reform zu unterwerfen. Allein auch hier machte er ſich durch ſeinen Amtseifer Feinde und ging deßhalb als Dekan nach Bielefeld, welches er ſpäter ebenfalls verließ, um ſeine Tage im Kloſter Bodekem zu beſchließen (1420). — P. beſaß für ſeine Zeit ziemlich umfaſſende Kenntniſſe und ſchrieb ein geſchichtliches Werk, welches ſich durch einen hellen Blick und Spuren kritiſchen Urtheils vor den meiſten der ähnlichen Erzeugniſſe jenes Zeitraums rühmlich auszeichnet. Es führt den Titel: „**Cosmodromium, hoc est Chronicon universale complectens res ecclesiae et reipublicae ab orbe condito usque ad ann. Christ. 1418**“ und ſteht in dem I. Thle. der Meibom'ſchen „**Scriptor. rer. Germanic.**“ — Auch wird ihm eine „**Vita S. Meinulphii**“ zugeſchrieben. 22.

Perſonification oder **Perſonificirung** (**personificatio**) bezeichnet dasjenige Verfahren, nach welchem man lebloſe Gegenſtände in menſchliche Form verwandelt und dieſelben unter dem Bilde einer ſelbſtſtändigen Perſon darſtellt. Daſſelbe bezeichnet auch das griechiſche Wort *Proſopopöie* (von πρόσωπον ποιεῖν, die Perſon vorſtellen), welches jedoch auch die Vergegenwärtigung abweſender Perſonen mit in ſich begreift. Etwas Ähnliches iſt die *Sermocination*, welche entfernte Perſonen, höhere Weſen und ſelbſt lebloſe Gegenſtände redend einführt und zur *Invocation* wird, wenn die abweſenden Perſonen höhere Geiſter oder perſonificirte abſtracte Begriffe ſind, oder zur *Viſion*, wie z. B. die Muſen, wenn man eine Sache oder eine Perſon als im Geiſte geſchaut oder gehört vorſtellt. Die P. wird ſehr häufig in allen Sprachen angewendet; denn ſchon durch die Figuren der Metonymie und Metapher perſonificiren wir lebloſe Gegenſtände und Gedanken faſt jeden Augenblick; am Vorzüglichſten aber erſcheint die P. in der Allegorie (ſ. d. Art.), welche daher auf das Innigſte mit der P. verwandt iſt, und am Ausgeprägteſten in der Fabel (ſ. d. Art.). Eben ſo ſind aber auch die Götter und Helden der alten Religionen meiſt als Perſonificationen von Naturkräften oder ſonſtigen Verhältniſſen der Natur zu betrachten. 84.

Perſpectiv, ſ. Fernrohr.

Perſpective, Scenographie, perſpectiviſche Zeichenkunſt, Schein-Fernzeichenkunſt, lat. **perspectiva**; franz. und engl. **perspective**, iſt diejenige Wiſſenſchaft, welche lehrt, das Bild eines Gegenſtandes ſo durch Zeichnung

auf einer Fläche darzuſtellen, wie er aus einem gegebenen Standpunkte ſeiner Geſtalt und Farbe gemäß geſehen wird. Man unterſcheidet: 1) eine Linearperſpective, welche ſich mit der wiederzugebenden Geſtalt der Gegenſtände, und 2) eine Luftperſpective, welche ſich mit der Darſtellung der Gegenſtände nach der Beleuchtung und Entfernung beſchäftigt. In der P. nimmt man die Fläche, auf welcher das Gemälde gezeichnet werden ſoll, vertical an, denkt ſich von jedem Punkte des jenſeit der Zeichnungsebene liegenden Gegenſtandes gerade Linien nach dem Auge gezogen, beſtimmt die Punkte, wo dieſe in die Zeichnungsebene eintreffen, und erhält durch dieſe auf der Zeichnungsebene das Bild jedes einzelnen Punktes des zu zeichnenden Gegenſtandes und aus deren Verbindung den richtigen Umriß des Bildes, welcher die perſpectiviſche Projection des Gegenſtandes genannt wird. Man unterſcheidet dabei folgende Gegenſtände: den Punkt, wo das Auge ſich vor der Zeichnungsebene in der Luft befindet, nennt man den Geſichtspunkt; den Punkt, in welchem eine vom Auge auf die Zeichnungsebene gezogene Senkrechte dieſe Ebene trifft, den Augenpunkt; die durch den Augenpunkt gezogene Wagerechte die Horizontlinie oder den Horizont des Auges; die durch den Augenpunkt gezogene Senkrechte die Verticallinie; die durch das Auge und der Horizontallinie gelegte unbegrenzte Ebene die Horizontal- oder wagerechte Ebene; die durch das Auge und die Verticallinie gelegte unbegrenzte Ebene die verticale oder lothrechte Ebene; die Ebene ferner, worauf die abzubildenden Gegenſtände ſtehen, die Grundebene und die Durchſchnittslinie derſelben mit der Zeichnungsebene die Grundlinie oder die Erdlinie; die vom Auge auf die Grundebene gefällte Senkrechte die Höhe des Auges; die Entfernung des Auges von der Zeichnungsebene den Hauptſtrahl (rayon principal) oder die Diſtance; die beiden Punkte in der Horizontallinie, welche vom Augenpunkte gerade um die Diſtance entfernt ſind, die Diſtancepunkte; den unterſten Theil des Gemäldes, welcher die nächſten Gegenſtände vorſtellt, den Vorder- oder Vorgrund, den höheren, welcher die entfernteren Gegenſtände vorſtellt, den Hintergrund oder die Ferne und den zwiſchen beiden liegenden den Mittelgrund; die größere oder kleinere Menge von Gegenſtänden, die in einem perſpectiviſchen Gemälde abgebildet werden können, das Geſichtsfeld oder das Feld. Alle Regeln der P. beruhen auf dem Satze, daß das Licht nach geraden Linien fortgeht. — Orthographiſche Projection oder Vogelperſpective heißt diejenige, wo jeder Punkt des abzubildenden Gegenſtandes durch Parallellinien auf die Zeichnungsebene das Bild desſelben beſtimmt. Eine Abhandlung zu dieſer Art von Zeichnungsprojection findet man in O. Gregory's „Mathematik für Praktiker" (überſetzt von Drobiſch, Leipz. 1828). — Nach Vitruvius hat ſchon Agatharchus zur Zeit des Äſchylus Regeln zu perſpectiviſchen Zeichnungen angegeben. Democritus und Anaxagoras ſollen über dieſen Gegenſtand geſchrieben haben. In Euklid's Optik findet man mehrere Lehrſätze, welche zur P. gehören. Auch hat Ptolemäus bei der Entwerfung der Kugelfläche in ſtereographiſcher Projection die Regeln der P. befolgt. Um das Jahr 1500 ſchrieb Leonardo da Vinci eine Abhandlung über die P. und kurze Zeit darauf erſchienen mehrere Bücher über die P. Vorzüglich verdienen Albrecht Dürer, Montucla, Pietro del Borgo S. Stefano, Baldaſſare Peruzzi, Ignaz Dante, Daniel Barbaro, Ubaldi und Aquilonius genannt zu werden. Den perſpectiviſchen Winkelmeſſer erfanden gleichzeitig Lacaille in ſeinen „Leçons d'Optique" und Lambert in ſeiner „Freien Perſpective." Eine ſehr ausführliche Abhandlung über P. hat Karſten in dem 7. Theile ſeines „Lehrbegriffs" (herausgeg. 1818 von Mollweide) gegeben. Auch verdient Monge mit ſeiner „Geométrie descriptive" (nouv. édition, avec un supplément par M. Hachette. Paris 1811) genannt zu werden. Unter den neueren Lehrbüchern der P. ſind vorzüglich: J. A. Eytelwein's „Handbuch der Perſpective" (Berlin 1810.

Digitized by Google

2 Thle.); J. E. Hummel, „Die freie Perſpective, erläutert durch Beiſpiele hauptſächlich für Maler und Architekten“ (Berlin 1824); Karl Ludwig Franke's „Methodiſche Anleitung für den Unterricht im Zeichnen“ (Berlin 1833) und deſſen „Elemente der Perſpective und Schattenlehre“ (Berl. 1836) zu erwähnen. 40.

Pertinax (**Aelius** oder **Publius Helvidius**), römiſcher Kaiſer, aus einem niedrigen Geſchlechte entſprungen, lehrte anfangs die Grammatik, trat dann in den Staatsdienſt, ſchwang ſich bis zum praefectus urbi empor und wurde nach der Ermordung des Kaiſers Commodus durch den Anführer der Prätorianer Lätus (192 n. Chr.) zum Kaiſer ernannt. Das Volk und der Senat billigten die Wahl dieſes ehrwürdigen Greiſes; nur die zügelloſen Prätorianer, die gleichfalls ſeine ſtrenge Ordnungsliebe und Rechtlichkeit kannten, waren damit unzufrieden und fügten ſich nur kurze Zeit in ſeinem Willen. Denn nach 3 Monaten fiel er als Opfer ihrer grenzenloſen Wuth und Grauſamkeit. 77.

Pertinenzien, **Pertinenzſtücke**, **Zubehörungen**, ſind ſolche einem größern Ganzen beigeordnete Nebenſtücke, welche zwar nicht als deſſen nothwendige Beſtandtheile anzuſehen, aber doch des Nutzens und der Bequemlichkeit wegen dazu beſtimmt ſind, daß ſie dabei verbleiben ſollen. Sind ſie mit dem Hauptgegenſtande innig verbunden, ſo nennt man ſie Einbehörungen und die andern, die dieß nicht ſind, Zubehörungen. Lehnspertinenzen ſind die zum Lehngute geſchlagenen und mit demſelben verkauften Allodialſtücke. Bei Käufen über Immobilien ſollen der Sicherheit wegen die eigentlichen Zubehörungen einzeln angegeben werden. Wird die Hauptſache an einen Andern überlaſſen, ſo gehören in der Regel die P. dazu. 3.

Perturbationen heißen in der Aſtronomie die Abweichungen der Planeten von ihrem elliptiſchen Laufe, erzeugt durch die wechſelſeitige Anziehung dieſer Himmelskörper gegen einander. Gemäß dem von Newton entdeckten Geſetze der allgemeinen Gravitation ſind nämlich nicht nur die Planeten gegen die Sonne und gegen ſich, ſo wie der Mond gegen die Erde, ſondern auch wieder dieſe gegen jene ſchwer. Die Theorie der P. iſt daher ein ſehr wichtiger Theil der phyſiſchen Aſtronomie. Newton ſelbſt machte einen berühmten Anfang der höchſt ſchwierigen Unterſuchungen über die P., Clairaut, d'Alembert und Euler ſetzten dieſelben weiter fort und Laplace endlich erſchöpfte den Gegenſtand in ſeiner „Mécanique céleste“ ſo vollſtändig und genau, daß die nach ſeinen Berechnungen entworfenen Planetentafeln hinſichtlich der Genauigkeit faſt nichts mehr zu wünſchen übrig laſſen. Man unterſcheidet im Allgemeinen periodiſche Störungen, welche jedesmal wiederkehren, ſo oft zwei Himmelskörper in ihrem periodiſchen Laufe ſich ſo nahe kommen, daß ſie auf einander einwirken können (die beträchtlichſten Störungen finden ſich in dem Laufe des Mondes und der ſogenannten vier neuen Planeten, beſonders der Pallas), und ſeculäre Störungen, welche die Planeten durch die Geſetze des Weltgebäudes überhaupt erleiden, welche aber durch eine lange Zeitdauer währen, wie die Abnahme der Schiefe der Ekliptik, welche bis zum Jahre 6600 fortdauern wird, worauf dieſe dann wieder wächſt. (Vergl. Gehler's „Phyſikaliſches Wörterbuch“, neue Ausg. 7. Bd. 1. Abth.) 13.

Pertz (Georg Heinrich), berühmter Geſchichtsforſcher, ward den 12. Oct. 1795 zu Hanover geboren und ſtudirte in Göttingen Jurisprudenz, Philoſophie und Geſchichte. Der nähere Umgang mit Heeren und eigenes Studium veranlaßten ihn ſich ſpäter ausſchließlich der Geſchichte und dem Urkundenſtudium des Mittelalters zu widmen, in welchem Fache er dermalen wohl der Gelehrteſte und Unermüdeſte iſt. Nachdem er ſich in der Literatur durch ſeine von Heeren eingeleitete Schrift: „Geſchichte der merovingiſchen Hausmeyer“ (Hanover 1819) bekannt gemacht und hierdurch von ſeinem Fleiße und ſeinen Kenntniſſen in der Geſchichte des Mittelalters ein rühmliches Zeugniß öffentlich gegeben hatte, wurde er

als Mitglied der auf des Miniſters von Stein Veranlaſſung ins Leben getretenen Geſellſchaft für ältere deutſche Geſchichtskunde aufgenommen und ihm die genauere Unterſuchung der Bibliotheken und Archive Italiens übertragen. Nach Rückkehr von ſeiner vom Nov. 1821 bis Aug. 1823 deßhalb unternommenen Reiſe wurde er als Archivar in Hanover angeſtellt und beſchäftigte ſich nunmehr mit Ordnen und Herausgabe ſeiner geſammelten Schätze und Urkunden. Später erhielt er mit dem Titel eines Archivraths die Stelle als königlicher Bibliothekar zu Hanover und die Herausgabe der hanöverſchen Zeitung. Außer der oben erwähnten Schrift und einer Ausgabe des Eginhard (Hanover 1834); wobei er die in England und Belgien aufgefundenen Urkunden mit Umſicht benutzte, hat ſich zwar P. durch eigene ſelbſtſtändige Schriften bis jetzt weiter nicht bekannt gemacht, aber als Sammler der aufgefundenen geſchichtlichen Urkunden, wie als Herausgeber der von der Geſellſchaft für ältere deutſche Geſchichtskunde unternommenen „Monumenta Germaniae historica inde ab anno Christi 500 usque ad a. 1500“ (Hanover 1826 ff. bis jetzt 3 Bde. Fol.) hat er ſich eben ſo die Anerkennung der Gelehrtenrepublik als unvergänglichen Ruhm erworben. Noch iſt zu erwähnen, daß P. Herausgeber des „Archivs der Geſellſchaft für ältere deutſche Geſchichtskunde zur Beförderung einer Geſammtausgabe der Quellenſchriften deutſcher Geſchichte des Mittelalters“ vom 5. Bande (1824) an iſt und darin Rechenſchaft von ſeiner erwähnten italieniſchen Reiſe gegeben hat (beſonders abgedruckt 1824), ſo wie, daß er ſich gegenwärtig mit einer möglichſt vollſtändigen Ausgabe der Schriften des Petrus de Vineis (ſ. d. Art.) beſchäftigt. 64.

Peru, franz. le Pérou; engl. Peru, eine Republik in Südamerika, erſtreckt ſich längs des ſtillen Meeres von 3° 20′—21° 48′ S.Br., während es öſtlich über 48° W.L. hinausreicht, grenzt nördlich an Columbien, öſtlich an Braſilien und Bolivia und ſüdlich und ſüdweſtlich ebenfalls an letzteres. Der Flächenraum des ganzen hierher gehörigen Gebiets mag ſich auf 27500 □Meil. (nach Andern ſogar 45000 □Meil.) belaufen. Das Land iſt größtentheils gebirgig; öſtlich in der Entfernung von 10—20 Meilen vom Meere zieht die große aus Bolivia hereintretende Hauptkette der Anden, an welcher wieder mehrere Nebenketten auslaufen. In Cuzco vereinigen ſich dieſe verſchiedenen Züge zu einem Centralgebirgsknoten, deſſen Äſte in ihrer Fortſetzung nach Norden ein zwiſchen der weſtlichen Hauptkette und den der Oſtgrenze naheliegenden Anden von Cuchao ſich ausbreitendes Hochland (Sierra) bilden, welches eine angenehme Abwechſelung von Berg, Wald und Thal darbietet und bis auf 14000 Fuß emporſteigt. Die höchſten Höhen der Hauptandenkette überhaupt ſind hier die Cuipicani (über 17000 Fuß), der Vulcan von Arequipa (16600 Fuß) und der Inchocaja (gegen 16000 Fuß); die über die Gebirge führenden Päſſe erreichen oft die Höhe von 14000 Fuß (vergl. übrigens den Art. Cordilleras). Jenſeits der Gebirgsregion, beſonders im Nordoſten und im Südweſten ſind die einzigen Ebenen Perus (Pampas del Sacramento) weide- und waldreich, zum Theil auch hügelig, letzteres beſonders die dem Oſtabfall der Anden (Montaña real, Königsgebirge genannt) zunächſt gelegenen Landſtrecken. Beſondere Erwähnung verdient außerdem das lange ſchmale, wellenförmige Thal (Valles) zwiſchen dem Weſtabfalle der Cordilleras und dem Meere, ein öder, ſandiger, im Norden beſonders völlig wüſtenartiger Landſtrich, der nur an den wenigen Stellen, wo ein Küſtenfluß aus den Gebirgsthälern hervortritt, üppige Vegetation zeigt und bewohnbar iſt. Den größten Reichthum an Gewäſſern hat der öſtliche Theil des Landes, wo die Quellflüſſe des Amazonenfluſſes ſtrömen und aus unzähligen Quellen und Bächen ihren Zufluß erhalten (vergl. d. Art. Maranhon). Unter den Seen, deren das Gebirge wahrſcheinlich viele hat, ſind der Lauricocha, die Hauptquelle des Maranhon, und der große Titicacaſee (ſ. d. Art.) die bedeutendſten. Das Klima iſt nach Maßgabe der örtlichen Verhältniſſe ſehr verſchieden, in dem weſtlichen

Küſtenſtriche heiß und wegen des beſtändigen Mangels an Regen meiſt ungeſund, in den Gebirgsregionen aber gemäßigt und geſund. Nur in den Pampas erzeugt die ſumpfige Luft bisweilen Krankheiten. Seine Naturerzeugniſſe hat P. mit Bolivia und Colombia (ſ. d. Artt.) gemein, das Thierreich insbeſondere mit ganz Südamerika, vorzugsweiſe einheimiſch aber ſind das Llama, das Guanaco, der Paco und das feinwollige Vicunna. Am wichtigſten iſt auch hier das Mineralreich, als welches Gold und Silber in großer Menge (alle Flüſſe und Bäche führen Gold), auch Eiſen, Blei, Kupfer, Queckſilber, Zinn und Schwefel liefert. Die Bewohner Perus ſind theils eigentliche Peruaner, die Nachkommen der alten Beſitzer des Landes, theils Weiße, Miſchlinge (Mulatten, Meſtizen ꝛc.), abhängige Indianer und wilde unabhängige Indianer. Auch Neger gibt es und zwar ungefähr 40000, die jedoch größtentheils frei ſind. Die Geſammtzahl der Bevölkerung beläuft ſich mit Ausnahme der wilden Indianerſtämme (mehr als 300000) auf 1700000, darunter 250000 Weiße. Das katholiſche Chriſtenthum iſt herrſchende Religion, die Bildung im Allgemeinen, beſonders unter den eigentlichen Peruanern nicht gering, Landesſprache die alte Guichua, an einigen Orten auch die Chimuſprache. Bei den wilden Indianern, unter deren zahlreichen Stämmen die Omayas, Conibos, Panos, Carapachos, Amahuacas, Comavos, Manoas u. a. genannt werden, hat Cultur und Chriſtenthum noch wenig Eingang gefunden, da es nur wenigen der zahlreichen Miſſionsanſtalten gelungen iſt, die Indianer an ein geregeltes Beiſammenleben zu gewöhnen. Haupterwerbszweige ſind Viehzucht und Acker- und Plantagenbau; der ſonſt ſo ergiebige Bergbau iſt in den Unruhen der neuern Zeit gänzlich vernichtet worden, eben ſo wenig hat die Induſtrie dadurch befördert werden können, und der Handel, im Innern ſchon durch den Mangel an Verbindungsſtraßen und die ſchwierigen Gebirgwege gehemmt, hat auch nach Außen noch nicht den Grad von Ausdehnung erlangt, den er unter günſtigen Umſtänden bei dem außerordentlichen Reichthume des Landes unfehlbar erreichen muß. Die bedeutendſten Häfen ſind: Guanchaco, Callao, Payta, Pacasmayo, Ilay und Arica. — Die Verfaſſung iſt demokratiſch, der colombiſchen ähnlich, bis jetzt aber bei Weitem noch nicht ausgebildet und ein Spielball der Parteien, was wohl hauptſächlich darin ſeinen Grund haben mag, daß die entſchiedene Hinneigung der einzelnen Provinzen zur Unabhängigkeit die Vereinigung der verſchiedenen beſonderen Intereſſen höchſt ſchwierig macht, zumal da in der Verfaſſung ſelbſt den einzelnen Provinzen zu große Regierungs- und Verwaltungsbefugniſſe zugeſtanden ſind. Eintheilung in 7 Provinzen oder Departements und das Indianergebiet im Oſten: 1) Truxillo mit der Hauptſtadt gl. N., gut gebaut, mit 8000 Einw.; Piura (9000 Einw.), 1531 von Pizarro gegründet, mit wichtigem Handel und Induſtrie; Caxamarca (7000 Einw.), mit berühmten Heilquellen, Ruinen und Bergwerken; Chacapoyas (10000 Einw.); Moyobamba (5000 Einw.); Lambayeque (8000 Einw.). 2) Lima. Die Hauptſtadt Lima am Rimac, ſeit dem großen Erdbeben von 1740 ſchön und regelmäßig wieder aufgebaut, iſt der Sitz des Congreſſes und der Regierung. Sie hat 73000 E. und treibt wichtigen Handel, beſonders mit edeln Metallen. Drei Stunden von ihr entfernt liegt die Hafenſtadt und Feſtung Callao, der letzte Punkt, welchen die Spanier bis 1826 inne hatten; an der Küſte die Felſeninſel Lorenzo, welche bei dem erwähnten Erdbeben vom feſten Lande losgeriſſen wurde. 3) Tarma, mit der Hauptſtadt gl. N. (5500 Einw.); Huari (7000 Einw.); Pasco, mit reichen Silberminen; Guanuco, mit ſehenswerthen Ruinen; Atanjauja (3000 Einw.), mit ergiebigem Bergbau. 4) Arequipa. Die Hauptſtadt gl. N. (25000 Einw.) liegt über 7000 F. am Weſtabhange der Cordilleras; noch höher Puno (12000 F. hoch), mit 5000 Einw.; Arica und Tacna; in der Nähe der letztern der faſt 14000 F. hohe Paß Gualillas. 5) Cuzco. Hauptſtadt gl. N. mit 26000 Einw.,

früher die alte Reſidenz der Inkas, ziemlich gewerbreich; Chucuito am Titicaca, 12400 F. hoch gelegen. 6) Guanca Velica. Hauptſtadt gl. N., ebenfalls über 12000 F. hoch gelegen, mit 12000 Einw., wichtigen Erzgruben und warmen Mineralquellen. 7) Ayacucho mit der Hauptſtadt Guamanga (25000 E.) und dem durch Sucre's Sieg über die Spanier (1824) berühmten Dorfe gl. N. — Kurze Überſicht der Geſchichte Perus. Es ſcheint mit Gewißheit angenommen werden zu können, daß die Geſchichte Perus nicht über 300 Jahre vor der Ankunft der Spanier hinaufreicht. Einer alten unter den Peruanern verbreiteten Sage zu Folge war in den älteſten Zeiten das Land wild und in Barbarei verſunken, weder Ackerbau noch Kunſt blühte und die Religion beſtand in einem rohen blutige Opfer fordernden Aberglauben. Da erſchienen aber (nach wahrſcheinlicher Berechnung um das Jahr 1290) an den Ufern des Titicacaſees die Kinder der Sonne, Manko-Kapak und Mama-Okollo, ein Götterpaar, welches menſchliche Cultur und Geſittung einführte, die alten Götzentempel umſtürzte und eine neue Religion, einen Sonnen- und Sternendienſt einführte. Alle Geſetze, die im Namen der Sonne, des göttlichen Vaters der Inkas, gegeben wurden, waren mild und menſchlich; auf ihrer Übertretung aber ſtand ſchwere Strafe, da dieſelbe als ein Verbrechen gegen den Willen des göttlichen Weſens angeſehen wurde. Schnell wuchs das neue Reich der Sonne an Macht und Umfang und kurz vor der Ankunft der Spanier beherrſchte der zwölfte Inka, Huana-Kapak, den ganzen großen Landſtrich von Cuzco, der Reſidenz, bis Quito und weit nach Chile hinein. Aber er ſelbſt gab Veranlaſſung zum Sturze des Reiches dadurch, daß er durch unkluge Theilung zwiſchen ſeinen Söhnen, Huascar und Atahualpo, blutigen Bürgerkrieg entzündete. Der kühne Pizarro (ſ. d. Art.) benutzte dieſen Zwiſt auf argliſtige Weiſe und unterwarf das Land mit einer Hand voll Abenteurer im Jahre 1532 der ſpaniſchen Herrſchaft. Zwar dauerte der Widerſtand der Peruaner noch einige Zeit fort, doch vergebens; das Land blieb eine Beute der Eroberer. In den folgenden Jahrhunderten genoß P. Ruhe und eines gewiſſen Wohlſtandes, in ſo weit wenigſtens, als es die ſpaniſchen Verwaltungs- und Regierungsgrundſätze zuließen. Auch wurden keine Verſuche gemacht, das Joch abzuſchütteln, und der erſte von Bedeutung im Jahre 1780 durch Tugak Amaru, einem Abkömmling der alten Inkas, blutig unterdrückt. Selbſt ſpäter, wo rings um P. die Fahne der Freiheit mit Erfolg erhoben wurde, blieb P. das einzige Land, wo man kaum das Bedürfniß zu fühlen ſchien, der allgemeinen Bewegung beizutreten. Doch konnten die Nachbarländer unmöglich der ſpaniſchen Macht einen Stützpunkt in Südamerika zugeſtehen; es ſandten daher im Jahre 1821 die Regierungen von Colombia und Buenos-Ayres den General San Martin mit einem Heere gegen P. Bald folgte die Unabhängigkeitserklärung und Bolivar (ſ. d. Art.) übernahm die Vollendung des begonnenen Werkes. Der Sieg ſeines Unterfeldherrn Sucre bei Ayacucho (9. Dec. 1824) entſchied die Vernichtung der ſpaniſchen Herrſchaft, deren Trümſich nur in Callao noch einige Zeit erhielten. P. gab ſich jetzt eine Verfaſſung und Bolivar ward zum Dictator ernannt. Doch entſtanden bald Zerwürfniſſe der verſchiedenen Parteien und zugleich ernſthafter Zwieſpalt mit den Nachbarſtaaten, beſonders Colombia, der erſt im Jahre 1829 nach Bolivar's Abdankung beigelegt wurde. (Vergl. darüber den Art. Bolivar). In P. wurde im Auguſt 1829 Gomarra Präſident, ohne aber die inneren Unruhen dämpfen zu können. Ein neuer Aufſtand im Jahre 1833, dem ein blutiger Bürgerkrieg folgte, rief Orbegozo an das Ruder, allein auch dieſer mußte im Februar 1835 dem Salaverry weichen, welcher von Callao aus gegen Lima vorrückte und den Präſidenten zur Flucht nöthigte. Nach den bis jetzt zu uns gelangten Nachrichten hatte ſich Orbegozo mit dem Präſidenten von Bolivia, Santa Cruz, verbündet und beide waren zu Ende des Jahres 1835 gegen Salaverry in das Feld gerückt und hatten einige Siege er-

Digitized by Google

fochten. Zugleich nahm man als wahrſcheinlich an, daß Santa Cruz die Stimmung der Bolivia zunächſt gelegenen Provinzen Cuzco und Arequipa benutzen und ſie mit Bolivia vereinigen werde. 15.

Perücke (von dem ſpaniſchen peluca, Haarhaube), lat. capillamentum; fr. perruque; engl. periwig, wig, nennt man eine beſonders im XVII. und XVIII. Jahrh. ſehr gewöhnliche Kopfbedeckung. Falſche Haare ſcheinen ſchon im hohen Alterthume den Mangel eigener erſetzt zu haben; Aſtyages, der Großvater des Cyrus, trug einen ſolchen falſchen Haarputz. Auch römiſche Kaiſer (wie Caligula und Otho) bedienten ſich der Perücken. Commodus tränkte die ſeinige ſogar mit wohlriechendem Waſſer und beſtreute ſie mit Goldſtaub. Die Kirchenväter aus den erſten chriſtlichen Jahrhunderten eifern ſehr gegen die Perücken und nennen ihren Gebrauch eine gottloſe Eitelkeit und im Mittelalter warf man ſogar die Frage auf, ob das Tragen falſcher Haare keine Todſünde ſei. In Deutſchland finden wir die Perücken ſchon zu Anfange des XVI. Jahrh. und Herzog Johann von Sachſen trug eine ſolche; aber erſt im XVII. Jahrh. wurde ihr Gebrauch in Frankreich allgemein und bald verbreitete ſich dieſe franzöſiſche Mode, wie manche ähnliche unſinnige, über ganz Europa. Was Heinrich III., der durch eine galante Krankheit ſein Haupthaar verloren hatte, aus Noth that, ahmten bald die übrigen Fürſten aus Eitelkeit nach. Wir wollen hier nichts über die verſchiedenartigen Geſtaltungen und Benennungen der Perücken, welche man ſpäter noch durch einen Zopf verlängern zu müſſen glaubte, ſagen und verweiſen auf F. Nicolai's Werk: „Über den Gebrauch der falſchen Haare" (Berl. 1801. 8.) und J. C. Thiers' „Histoire des perruques" (Par. 1689. 8. Deutſch, Frankf. 1712. 12.). Als Putz hat die P. ſich bereits überlebt und man greift jetzt nur in der höchſten Noth zu ihr. 66.

Perugino (ſpr. Perudſchino) (Pietro Vanucci [ſpr. Vanutſchi], bekannter unter dem Namen il), ein berühmter italieniſcher Maler, 1446 zu Citta della Pieve geboren, lebte anfangs ſehr arm zu Florenz, bis ihn ſeine trefflichen Arbeiten bekannt machten, und bildete im Stillen mehrere talentvolle Schüler. Später ließ er ſich zu Perugia (woher er auch ſeinen Beinamen erhielt) nieder und erwarb ſich durch ſeine Werke anſehnliche Reichthümer. Seine Malereien, die ſich großentheils zu Bologna, Florenz, Rom, Paris und Perugia finden, werden von den Kennern ſehr hochgeſchätzt, obſchon ſie noch große Rohheit und Trockenheit verrathen und einen auffallenden Mangel an Erfindungsgabe beurkunden. Beſonders ſind die Gewänder gezwungen und der Anzug ſeiner Perſonen überhaupt ſtets etwas arm. Über ſeinen Zeitgenoſſen ſteht er jedoch ſehr weit, ſowohl durch die Anmuth ſeiner Jünglings- und Frauenköpfe, als auch durch ſanftes Colorit und anſprechende Haltung ſeiner Geſtalten. Der berühmteſte ſeiner Schüler iſt der große Raphael. P. ſtarb 1524 zu Citta della Pieve, wohin er ſich in ſeinem Alter zurückgezogen hatte. 66.

Perün, eine alte ſlaviſche Gottheit, wahrſcheinlich des Feuers, wurde vorzüglich in Nowgorod verehrt, wo ſeine Bildſäule, in der Hand einen großen Feuerſtein haltend, ſich befand. Ihm wurde ein immerwährendes Feuer unterhalten. 23.

Peruvianiſche Rinde, ſ. Chinarinde.

Peruzzi (Baldaſſare), ein berühmter italieniſcher Maler, einer der glücklichſten Nachahmer Raphaels, zugleich auch einer der ausgezeichnetſten Architekten ſeiner Zeit, ward 1481 im Florentiniſchen geboren. Nachdem er den erſten Unterricht zu Siena erhalten hatte, ging er im Jahre 1502 nach Rom, wo er neben der Malerei, in welcher Raphael, wenn nicht, wie Einige behaupten, ſein Lehrer, doch ſein Vorbild wurde, auch die Baukunſt zum Gegenſtand ſeiner anhaltenden Studien machte. So ſchwer es auch damals war, ſich bei ſolchen Zeitgenoſſen, wie P. hatte, einen Namen zu erwerben, ſo wurde er doch ſchon nach

ſeinen erſten Leiſtungen in ganz Italien mit Achtung genannt und von allen Seiten her mit Aufträgen überhäuft. Er hielt ſich die meiſte Zeit ſeines Lebens abwechſelnd zu Rom und Siena auf, und eben war ihm im Verein mit Sangallo die Fortſetzung des Baues der Peterskirche übertragen worden, als ihn der Tod ereilte im Auguſt des Jahres 1536. — Unter ſeinen Gemälden, die ſich mehr durch die Zeichnung als durch ihr Colorit auszeichnen und zum Theil auch nur Nachahmungen ſind, aber den Raphael'ſchen Meiſterwerken in der Auffaſſung häufig ſehr nahe kommen, verdienen vorzüglich Bemerkung: ein Urtheil des Paris, mehrere heilige Familien, eine Sibylla (in Siena befindlich), eine heilige Jungfrau, Darſtellungen aus der Sagengeſchichte des Ulyſſes und der Meduſa, die Darbringung Jeſu im Tempel, eine Anbetung der Weiſen u. a. m. Unter ſeinen architektoniſchen Arbeiten verdienen der Palaſt Maſſimi in Rom, die Befeſtigungen von Siena und der Ausbau der Petroniuskirche zu Bologna die erſte Stelle. Auch wurde der Farneſe'ſche Palaſt zu Rom zum Theil nach ſeinen Zeichnungen aufgeführt. 36.

Pervigilien, lat. pervigilia; griech. παννυχίδες, παννύχια, παννυχισμοί, διαπαννυχισμοί), wörtlich das Wachen die ganze Nacht hindurch, hießen bei den Alten übergetragen die nächtlichen Feſte, an welchen mehrere Gottheiten, beſonders Apollo, Bacchus, Ceres und Venus verehrt wurden. In vielen Religionen des Alterthums wird die ſtille, geheimnißvolle Nacht, beſonders die Stunde der Mitternacht zu heiligen Handlungen und Verſammlungen als ſehr angemeſſen betrachtet; eben ſo auch bei den Griechen, von welchen die bei ihnen ſehr gewöhnlichen P. zunächſt abſtammen. Bei den Römern findet man aber in den älteſten Zeiten ſelten P., obgleich ſchon Spuren von nächtlichem Gottesdienſte entdeckt werden; die Greuel der Unzucht, welche ſtets in deren Gefolge waren, verabſcheuten die ernſten, kräftigen Römer und als endlich doch die Cerealien und Bacchanalien von Griechenland aus nach Rom verpflanzt worden waren, hob ſie der Senat wieder auf und erließ ſogar ſehr ſcharfe Verbote dagegen, wie ſchon früher Geſetze gegen die nächtlichen Opfer der Frauen. Die nächtlichen Feſte aber, welche zu Rom erlaubt waren, wurden von den Frauen, mit Ausſchluß der Männer, zu Ehren einiger Göttinnen begangen. So das Feſt der bona dea, der Ceres und wahrſcheinlich auch der Juno. Die P. der Römer waren entweder öffentlich und heilig, wie die eben genannten, oder nur Privatfeſte, jährlich wiederkehrend oder blos zufällig. Es waren dann mehr nächtliche Schmauſereien, bei denen Fröhlichkeit und Ausgelaſſenheit vorherrſchten. — Von dieſem Standpunkte aus haben wir auch die öffentlichen P. zu betrachten, welche ſpäter unter den römiſchen Kaiſern Eingang fanden, als die ehrwürdigen, ſtrengen Sitten der alten Römer verſchwunden und Luxus und Ausſchweifung aller Art eingeriſſen waren. Öffentlich durfte man zur Zeit der P. ſingen, tanzen und überhaupt jeder Art von Vergnügen ſich hingeben. Die P. waren alſo damals nichts Anderes, als feſtliche Zeiten der ausgelaſſenſten Schwelgerei, oder auch Theile des öffentlichen Gottesdienſtes durch Geſang, Tanz und Darſtellungen der Mimen und Hiſtrionen ausgezeichnet. Daher ſcheint auch unter den römiſchen Kaiſern der feierlichen Verehrung der Venus, welche ſchon längſt beſtand, erſt das Pervigilium hinzugefügt worden zu ſein. Obgleich dieſes Pervigilium der Venus nur von Jungfrauen und Frauen mit Geſang und Tanz gefeiert wurde, ſo kommen doch auch nächtliche Schmauſereien und Tänze mit Jünglingen vermiſcht vor. Das Pervigilium der Venus wurde im April zu Ehren dieſer Göttin, als der hervorbringenden Kraft der Natur, drei Nächte hindurch begangen. Es wird auch ſonſt noch Veneralia und Castra genannt. Letztere Bezeichnung wohl deßhalb, weil diejenigen, welche den Veneralien beiwohnten, in einem Haine unter vielen Zelten oder in Laubhütten von Myrthe auf einer Tiberinſel zwiſchen der Stadt Rom und Oſtia ſich aufhielten. — Ein Gedicht: „Pervigilium Veneris" (frei bearbeitet von Bürger: „Die Nachtfeier der Venus"), aus 93 Verſen beſte-

Digitized by Google

hend, iſt uns noch erhalten, deſſen Verfaſſer aber ungewiß iſt. Einige nennen Caſſius aus Parma, Andere Catullus aus Verona, Catullus Urbicarius, Seneca, Luxurius. Einige ſetzen es in die Zeit Auguſt's, Andere viel ſpäter. — Ob die P. auch ſchlechtweg Vigilien genannt, mit den Oſter- und Pfingſtvigilien der Chriſten, welche auch anfangs des Nachts gefeiert und ſpäter als anſtößig verboten wurden, in genauem Zuſammenhange ſtehen, läßt ſich nicht nachweiſen und iſt ſehr unwahrſcheinlich. Eben ſo waren auch die Agapen der erſten Chriſten, welche man auch des Nachts feierte, keine Folge oder Nachahmung der P., ſondern wohl nur durch die Verfolgung der Chriſtusbekenner veranlaßt. 84.

Peſcheck (Chriſtian), ein bekannter Mathematiker, geb. den 31. Juli 1676 zu Zittau, konnte aus Armuth nur mit großer Mühe ſeine Neigung zur Mathematik befriedigen und erhielt 1704 eine Stelle als Lehrer am Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt, wo er den 28. Oct. 1747 ſtarb. Seine arithmetiſchen Schriften erlangten durch ihre Deutlichkeit und das Beſtreben, ſich auch den ſchwächſten Köpfen begreiflich zu machen, einen ausgebreiteten Ruf und ſind ſpäter von mehreren Gelehrten verbeſſert worden. Die bekannteſten darunter ſind: „Das ABC der Rechenkunſt" (Zittau 1750) und ſeine „Rechenſtunden" (herausgegeben von Heinatz, Zittau 1801—1809. 3 Bde.). 26.

Pescennius (Cajus), mit dem Beinamen Niger und Juſtus, war Befehlshaber der römiſchen Legionen in Syrien und wurde nach der Ermordung des Didius Severus Julianus 194 n. Chr. von ſeinen Soldaten zum Kaiſer ernannt. Allein nicht lange bekleidete er dieſe Würde. Septimius Severus Pertinax, der gleichzeitig in Pannonien zum Thronfolger beſtimmt worden war, zog ihm entgegen, ſchlug ihn in mehreren Treffen und P. fiel, eben als er ſchon glücklich der Schlacht bei Iſſus in Cicilien entronnen zu ſein meinte. 77.

Peſcherăs, ſ. Feuerland.

Peſchito, ſ. Syriſche Literatur.

Peſt, lat. pestis, pestilentia; fr. peste; engl. playne, pestilence, iſt eine fieberhafte, contagiöſe Krankheit, die dermaßen tödtlich iſt, daß der vom Peſtcontagium Betroffene zuweilen wie vom Blitzſtrahl berührt leblos niederſinkt. Tritt dieſe Höhe der Krankheit aber nicht ſogleich ein, ſo entſteht nach kurzem Froſte große Athembeklemmung, heftiges Würgen und Erbrechen, ungeheure Angſt oder große Apathie, die dann zuweilen mit wüthendem Irrereden abwechſelt, dabei heftiger Kopfſchmerz, großer Durſt, allgemeine Schwäche. Gleichzeitig hiermit oder erſt nach einigen Tagen brechen im Achſel- und Schenkelgelenke 2 bis 7 hühnereigroße Drüſengeſchwülſte (Peſtbeulen, Bubonen, daher Beulen- oder Bubonenpeſt) hervor, die in Eiterung übergehen und, wenn dieſe raſch vor ſich geht, ſo daß die Beulen ſich öffnen, für die Krankheit von günſtigem Einfluſſe ſind. Gefährlicher dagegen iſt es, wenn ſich neben dieſen Beulen Carbunkeln (Peſtgeſchwüre) ausbilden. Dieſe erſcheinen am Rumpfe, am Oberarme und Oberſchenkel, ſtellen kleine blau-röthliche Hautflecken dar und vergrößern ſich; es bilden ſich kleine Bläschen auf ihnen, die aufplatzen und eine brandige, ſchwarze Fläche zeigen, deren Brand um ſich und in die Tiefe greift und alle lebende Theile zerſtört. So erreicht die Krankheit ihren höchſten Grad; überall zeigt ſich Zerſetzung der Säfte, die mit üblem Geruche verbunden iſt; es entſtehen Petechien und Blutungen; der Kranke liegt im Sopor und ſtirbt endlich apoplektiſch. Geht dagegen die Krankheit in Geneſung über, ſo tritt die Beſſerung am 7. Tage ein; die Bubonen ergießen ein gutes Eiter und der Kranke verfällt in Schweiß. Seine völlige Herſtellung erfolgt indeſſen ſehr langſam und vorzüglich vergeht längere Zeit, bis die Beulen geheilt ſind. — Da, wo die P. herrſcht, ſind faſt alle Einwohner ohne Ausnahme des Standes und Alters ihr ausgeſetzt; indeſſen befällt ſie in der Regel nur einmal. Das Contagium, das ſie erzeugt, läßt man faſt einſtimmig ſeinen Urſprung aus Ägyp-

ten nehmen, wo die P. ſich häufig, ohne ſich dabei an eine beſtimmte Jahreszeit zu binden, aus andern Krankheiten entwickelt. Von da breitet ſie ſich nach den Küſten Afrikas, nach Syrien, Kleinaſien und der europäiſchen Türkei aus. An dem weitern Eindringen in Europa verhindern ſie die beſtehenden Quarantainemaßregeln. Das Contagium wird durch den Hauch, die Hautausdünſtung, den Eiter des Kranken mitgetheilt; es iſt wenig flüchtig, daher diejenigen verſchont bleiben, die, obgleich in der Nähe des Kranken, ihn nicht berühren und 4 Fuß von ſeinem Bette entfernt bleiben; dagegen haftet es ſehr feſt an wollenen Stoffen, Häuten, Federn und Haaren, durch welche es in fremde Länder übergeführt werden und noch nach Jahren die P. zum Ausbruch bringen kann. Zur Heilung der P. werden im Anfange der Krankheit ſeltener Aderläſſe und kühlende Mittel, als mineraliſche Säuren, ſo wie kalte Waſchungen und Umſchläge benutzt; ſpäterhin kommen ſchweißtreibende und Reizmittel an die Reihe; die Beulen muß man ſehr bald zu erweichen ſuchen, darf ſie aber nicht zu frühzeitig eröffnen. Von großer Wichtigkeit iſt für die Europäer die Vorbauungscur. Man hat dagegen allerlei Mittel, in neueſter Zeit Öleinreibungen vorgeſchlagen, die indeſſen dem in ſie geſetzten Vertrauen auch nicht entſprochen haben; von größerem Nutzen ſind der Gebrauch der mineralſauren Räucherungen und des Chlorkalks; das ſicherſte Schutzmittel iſt aber das Verſchließen der Häuſer und völlige Abſperrung von der an der P. leidenden Einwohnerſchaft eines Orts. — Die erſte, ſichere Nachricht von der P. ſtammt aus der berühmten Epidemie des VI. Jahrh. unſerer Zeitrechnung, die Procopius und Evagrius beſchrieben haben; ſeit dieſer Zeit geſchieht der P. ab und zu Erwähnung. So herrſchte 1186 eine ſehr mörderiſche P. in Polen, 1308 in den Beſitzungen des deutſchen Ordens. Vorzüglich reich an Peſtepidemien war das XVI. Jahrhundert. 1709 ſtarben in Wilna und der Umgegend 80000 Menſchen daran; 1715 wüthete ſie in Wien, Regensburg und Nürnberg, zum letzten Male in Deutſchland; Marſeille verlor 1721 40000 Menſchen; 1770 wurde Moskau fürchterlich mitgenommen; in friſchem Andenken ſind noch die Verheerungen, die die P. im Jahre 1828 und 1829 in der im Kriege gegen die Türkei begriffenen ruſſiſchen Armee anrichtete. Deutſchland iſt vor dem Wiedererſcheinen der P. durch die vortrefflichen Quarantainemaßregeln Öſtreichs an der ungariſchen Militairgrenze geſchützt. 39.

Peſtalozzi (Johann Heinrich), ein um Jugenderziehung und Volksbildung hochverdienter Schweizer, wurde am 12. Jan. 1745 zu Zürich geboren, wo ſein Vater, den er in früher Kindheit verloren hatte, Arzt geweſen war. Fromme Verwandte, die ſich des verwaiſten Knaben annahmen, bildeten ſein religiöſes und rechtliches Gefühl, ſein Mitleid für Arme und ſeine Liebe zu Kindern durch Lehre und Beiſpiel noch mehr aus. Neigung und Verhältniſſe beſtimmten ihn ſich dem Studium der Theologie zu widmen, welches er aber bald mit der Rechtswiſſenſchaft vertauſchte, als ihm ein Verſuch im Predigen gänzlich mißlungen war. Schon in jener Zeit erſchienen außer einer Überſetzung mehrerer Reden des Demoſthenes verſchiedene Aufſätze über Berufsbildung und ſpartaniſche Geſetzgebung, welche ſeinen Fleiß und ſeine Anlagen beurkundeten. Da er ſich jedoch durch übermäßiges Studiren eine ſchwere Krankheit zugezogen hatte und während derſelben das Leſen von Rouſſeau's „Emile" ihn auf die Gebrechen des Gelehrtenſtandes und der ganzen neueren Bildungsweiſe aufmerkſam gemacht hatte, ſo verbrannte er nach ſeiner Geneſung alle mühſam geſammelten Auszüge über Geſchichte und Rechtswiſſenſchaft und widmete ſich der Landwirthſchaft. Nachdem er ſich einige Erfahrungen in derſelben bei einem Landwirthe geſammelt hatte, erbaute er auf einem wenig benutzten Stücke Landes bei Lenzburg, welches er von ſeinem väterlichen Erbtheile erkauft hatte, ein Gütchen, gab ihm den Namen „Neuhof" und bewirthſchaftete es in einem Alter von 22 Jahren ſelbſt. Hierauf heirathete er die Tochter des Kaufmann

Digitized by Google

Schultes in Zürich und nahm Antheil an den Geſchäften einer Kattunfabrik. Hierbei lernte er den ſittlichen Verfall des Volkes aus eigener Erfahrung kennen und beſchloß demſelben nach Kräften abzuhelfen. Im Jahre 1775 nahm er 50 Bettelkinder zu ſich in das Haus und ſorgte für ihren Unterhalt und ihre Erziehung. Sie unterſtützten ihn in dem Feldbau, der Hauswirthſchaft und in Fabrikarbeiten, allein der durch ihre Beköſtigung und Bekleidung ihm verurſachte Aufwand überſtieg bald ſeine Einnahme und er gerieth ſowohl dadurch, als auch durch den häufigen Mißbrauch ſeiner Gutherzigkeit, ungeachtet der größten Einſchränkung, in Armuth. Nirgends hatte ſein edler Zweck der Menſchenbildung Aufmunterung oder Unterſtützung gefunden, vielmehr wurde er als Schwärmer und Thor verlacht. Allein P. ließ ſich dennoch weder durch den Hohn der Welt noch durch die häusliche Noth ſeinen erhabenen Beruf verleiten. In ſeinen Volksromanen: „Lienhard und Gertrud“ (Baſel 1781—1789. 4 Bde.) und „Chriſtoph und Elſe“ (Zürich 1782. Neue Aufl. 1790) legte er ſeine Erfahrungen über die Urſachen des Elendes der niedern Volksclaſſen und die Mittel zu ihrer Beſſerung in kräftiger und herzlicher Sprache nieder. In einem Gemüthszuſtande, den die mannigfachſten Kränkungen und Unfälle herbeigeführt und dadurch ſeinen Glauben an die Menſchheit faſt erſchüttert hatten, ſchrieb er ſeine reichhaltigen „Nachforſchungeu über den Gang der Natur in der Entwickelung des Menſchengeſchlechts“ (Zürich 1797). Ohne irgend eine Unterſtützung von Seiten der Regierung ſah er ſich nun genöthigt die übernommene Erziehung der Kinder aufzugeben und Neuhof zu verlaſſen. Er gründete hierauf im Jahre 1798 in Stanz ein Erziehungshaus für Bettelkinder, wobei er durch das neue Schweizerdirectorium unterſtützt wurde. Hier hatte er gegen 80 Kinder der niedrigſten Volksclaſſen in Unterricht und Aufſicht. Jedoch nöthigten ihn der Ausbruch des Krieges und ſeine Gegner noch in demſelben Jahre das mit Erfolg begonnene Geſchäft aufzugeben, und nun legte er in Burgdorf, wohin er ſich gewendet hatte, eine Schule an und wurde durch das Hinzutreten mehrerer Koſtgänger in den Stand geſetzt, auch andere Lehrer als Mitarbeiter anzunehmen. Um den erſten Jugendunterricht zweckmäßig vorzubereiten, gab er die Schrift: „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt“ (Zürich 1801) heraus, kurz darauf: „Das Buch der Mütter“ (Leipz. 1803) und die „Anſchauungslehre der Maß- und Zahlenverhältniſſe“ (Leipz. 1803). Seine Theilnahme an den politiſchen Angelegenheiten der Schweitz und ſeine Anhänglichkeit an das Volk, welches ihn auch im Jahre 1802 an den erſten Conſul nach Paris ſandte, ſo wie ſeine Schrift: „Anſichten über die Gegenſtände, auf welche die Geſetzgebung Helvetiens ihr Augenmerk vorzüglich zu richten hat“ (Bern. 1802) zog ihm durch die darin offen ausgeſprochene Darſtellung der Mißbräuche und der Mittel zu ihrer Abſtellung viele Unannehmlichkeiten von Seiten der Begüterten und Angeſehenen zu. Obgleich dieß vielfach hemmend auf ſeine Erziehunganſtalt einwirkte, ſo gedieh dieſelbe doch durch die Thätigkeit und Geſchicklichkeit der Theilnehmer, ſo wie durch den von ihnen verbreiteten Geiſt der Liebe und Ordnung und durch die Uneigennützigkeit des Vorſtehers immermehr. Aus nicht bekannten Urſachen verlegte jedoch P. ſeine Anſtalt im Jahre 1804 von Burgdorf nach München-Buchſee, wo ſich Fellenberg an ihn anſchloß, und noch in demſelben Jahre von da nach Yverdun, deſſen Schloß ihm nebſt ſeinen Zöglingen eingeräumt worden war. Eine von ihm im Jahre 1819 veranſtaltete Ausgabe ſeiner Werke bildete den Fonds zu einer im vorigen Jahre errichteten Armenſchule. Bis zu ſeinem am 17. Febr. 1827 zu Brugg im Aargau erfolgten Tode war er in mannigfache Streitigkeiten, zum Theil mit den Lehrern ſeiner Anſtalt, verwickelt. Außer den ſchon einzeln erwähnten Schriften P.'s iſt noch anzuführen die Sammlung ſeiner „Sämmtlichen Werke“ (Stuttgart und Tübingen 1819—1826. 15 Bde.) und ſeine „Selbſtbiographie“ (Leipz. 1826). P. ragte durch Genialität, Gediegenheit und Tiefe der Einſicht, durch Kraft und Fülle ſei-

Digitized by Google

nes Geiſtes, durch Thätigkeit und uneigennützige Wirkſamkeit, durch aufopfernde Liebe für das Wohl der Menſchheit, beſonders der niedern Volksclaſſen, über die meiſten ſeiner Zeitgenoſſen hervor. Dieſelben Eigenſchaften ſeines Charakters ſprechen ſich auch durchgängig in ſeinen höchſt geiſtreichen und eigenthümlichen Schriften aus. Seine Unbekanntſchaft mit der neueren Literatur verleitete ihn freilich oft zu Geringſchätzung der Leiſtungen Anderer und zu anmaßender Würdigung ſeiner eigenen Wirkſamkeit. Seine Erziehungsmethode hatte zum Zweck, alle phyſiſchen und geiſtigen Kräfte des Menſchen, durch ſinnliche oder geiſtige Anſchauung unterſtützt, in naturgemäßer Stufenfolge des Unterrichtes anzuregen, zu entwickeln und auszubilden. Dabei ſchien ihm nicht ſowohl die mechaniſche Erlernung gewiſſer Fertigkeiten, als vielmehr die Übung und Bildung der Kraft des Kindes der Zweck alles Elementarunterrichtes. Seine Methode findet ſich ausführlich in folgenden Schriften dargeſtellt: „Peſtalozzi's Wochenſchrift für Menſchenbildung" (Leipz. 1810 und 1812. 3. und 4. Bd.); Niederer, „Peſtalozzi's Erziehungsunternehmen im Verhältniſſe zur Zeitcultur" (Jfferten 1812); Niemeyer „Über Peſtalozzi's Grundſätze und Methode" (Halle und Berlin 1810) und mehrere Abhandlungen in Guthsmuths' „Bibliothek". Die vorzüglichſten Mitarbeiter und Beförderer derſelben waren: Ladomus, Himly, Niederer, Plamann, Zöller, Goring, Trapp, Schultheiß, Tillig und von Türk. Die Verbreitung derſelben erſtreckte ſich über Deutſchland, Frankreich, Italien, Spanien, Rußland und Nordamerika, wo ſie überall bei richtiger Anwendung die ſegensreichſten Früchte getragen hat. Am wenigſten Gerechtigkeit hat man ihr in der Schweitz ſelbſt wiederfahren laſſen. 81.

Peſth (Br. 47° 31′ 40″, L. 36° 43′ 27″), die ſchönſte und volkreichſte Stadt Ungarns und die größte Handelsſtadt deſſelben, Sitz der königlichen und Septemviraltafel, am linken Donauufer, in einer ſandigen Ebene, vergrößert und verſchönert ſich immerfort, hat 3 Stunden im Umfange und mit dem Militair und den Fremden 75000 Einwohner, unter denen Deutſche, Magyaren, Griechen, Slaven und Raizen ſich befinden. Sie beſteht aus der Altſtadt oder innern Stadt, und aus 4 Vorſtädten (Neu- oder Leopoldſtadt, Thereſien-, Joſeph- und Franzensſtadt), von welchen die Leopoldsſtadt mit ihrem herrlichen Marktplatze durchaus regelmäßig angelegt iſt. Die Altſtadt iſt zwar unregelmäßig gebaut, hat jedoch viele ſchöne Gebäude. In der Herrengaſſe, der ſchönſten Straße in P., iſt Alles in großartigem Style. Merkwürdig iſt auch das neue Pariſergäßchen mit 32 Handelsgewölben und mit einem kunſtvollen Glasdache verſehen, ſo daß es eigentlich ein großer nur für Fußgänger beſtimmter Saal iſt. Zu den vornehmſten Gebäuden von P. gehören: das große Invalidenhaus, das 4 Höfe umſchließt; das Univerſitätsgebäude (vormals Seminar); das Rathhaus; das große und ſchön gebaute Theater mit dem neuen prächtigen Redoutenſaal; die prächtige Grenadiercaſerne; das coloſſale Joſephiniſche oder Neu-Gebäude mit 5 Höfen, jetzt als Artilleriecaſerne und als Munitionsdepot gebraucht; das große Lagerſpital; die herrliche Univerſitätskirche mit zwei großen ſchönen Thürmen und kunſtreichen Frescogemälden und Wölbungen; die alte Hauptpfarrkirche Mariä Himmelfahrt mit dem einfachen Grabmale des Feldzeugmeiſters Kray; die griechiſch-wallachiſche Kirche; das Piariſtencollegium und zahlreiche Privatpaläſte, unter denen der Feſteties'ſche der ausgezeichnetſte iſt. Von wiſſenſchaftlichen Anſtalten gibt es zu P. die 1635 in Tyrnau gegründete, 1777 nach Ofen und 1784 nach P. verſetzte ungariſche Univerſität, mit mehr als 300000 Gulden jährlichen Einkünften, über 100 Lehrern, 1829 mit 1700 Studenten, mit einer Thierarzneiſchule, einer Bibliothek mit 60000 Bänden und bedeutenden Sammlungen, einem botaniſchen Garten und Sternwarte; die 1830 geſtiftete ungariſche Akademie; das 1802 geſtiftete ungariſche Nationalmuſeum mit reichen Sammlungen und Privatbibliotheken; ein theologiſches Generalſeminar; ein Piariſtengymnaſium; ein luthe-

14 *

Digitized by Google

riſches Gymnaſium; eine Hauptſchule; ein Inſtitut der engliſchen Kloſterfräulein zur Bildung von mehr als 400 Fräulein; ein Blindeninſtitut und eine militairiſche Schwimmſchule. Dieſe Stadt iſt der Hauptſitz der ungariſchen Induſtrie und es gibt hier mehrere Fabriken, als in Tabak, Leder u. a. und viele Gewerbanſtalten. Ungemein lebhaft iſt der Handel mit Wein, Wolle, Tabak, Getreide und Vieh, ſowohl in das Innere Ungarns, als mit andern Theilen der Monarchie und mit dem Auslande. Auf den 4jährlichen anſehnlichen Meſſen, wo polniſche Juden, Griechen, Türken und wiener Großhändler die Hauptgeſchäfte machen und wohin eine außerordentliche Menge einheimiſcher Producte und auswärtiger Kunſterzeugniſſe gebracht werden, iſt der Zuſammenfluß von Menſchen äußerſt groß und man ſchätzt den Werth ſämmtlicher Waaren einer jeden Meſſe auf 16 bis 17 Millionen Gulden. Auch die Wochenmärkte ſind ungemein lebhaft. Zu den beliebteſten Spaziergängen gehören: das Stadtwäldchen oder der neue parkähnliche Volksgarten, auch der peſther Prater genannt, und die Palatins- oder Margaretheninſel in der Donau, wohin ſich die reiche und vornehme Welt von P. und Ofen begibt. Die Umgebungen Peſth's ſind übrigens ganz uneben und nicht ſchön. Der Stadt öſtlich iſt das berühmte Feld Rakos, wo die Ungarn vor Zeiten oft ihre Landtage unter freiem Himmel gehalten haben und wo jetzt Pferderennen ſtattfinden. P. wird mit Ofen von Anfang März bis Anfang December (im Winter wird die Verbindung durch Kähne und durch die Eisdecke des Stromes unterhalten) durch eine aus 46 Pontons beſtehende, 240 Klaftern lange, 4 Klaftern 4 Fuß breite Schiffbrücke, welche auf das rechte Donauufer führt, verbunden. Der Brückenzoll iſt für Rechnung beider Städte für 52500 Fl. w. W. (excl. der dem Pachter zur Laſt fallenden 40—50000 Fl. w. W. betragenden Erhaltungs- und Einrichtungskoſten) verpachtet. — Peſth (Pestum, Pestinum) bedeutet nach der altungariſchen Sprache ſo viel als „Ofen" und deutet auf Kalkbrennereien hin; doch hatte ſich ſchon in dieſer Gegend eine römiſche Colonie (Transacineum) angeſiedelt und unter Geiſa I. erwähnt man zuerſt des peſther Zolles. Im Jahre 1241 war P. eine bedeutende von Deutſchen beſetzte Stadt, die in demſelben Jahre von den Mogolen zerſtört wurde. Doch erholte ſie ſich bald nach deren Vertreibung wieder und ertrug alle Widerwärtigkeiten mit dem Reiche, das nach Erlöſchung des arpadiſchen Mannsſtammes (1307) von den ausländiſchen Kronprätendenten, von den Huſſiten und ſpäter von dem Kreuzheere des Dóſa hart heimgeſucht wurde. Durch Karl I., Ludwig I. und Matthias Corvinus und vorzüglich durch die öfteren Reichsverſammlungen, die auf dem berühmten Felde Rakos gehalten wurden, wobei oft Heerlager von 80—100000 Mann ſtattfanden, ward das Reich mächtig und P. fing an ſich mit der damals unter Bela IV. ſich erhebenden Reſidenz Ofen an Blüthe zu meſſen; 1526 wurde es aber, nach der Niederlage bei Mohacz, in einen Schutthaufen verwandelt und ſchmachtete bis 1686 unter dem türkiſchen Joche, in welchem Jahre es mit Ofen zugleich ſeine chriſtliche Freiheit wieder erlangte. Hierauf ſiedelten ſich hier Deutſche und Raizen an und die Stadt erhob ſich ſo ſchnell wieder, daß ſie ſchon 1723—1724 Sitz der höchſten Juſtizbehörden wurde. Ihre Blüthe ſtieg immer höher und zwar unter Karl VI., der 1727 aus deutſchen Reichshülfsgeldern gegen die Türken, aus Zuſchüſſen ungariſcher Biſchöfe und aus den Redemtionsgeldern der Kumanier und Jazygen die prächtige Invalidenkirche erbaute, unter Maria Thereſia, welche hier 1751 eine große Heerſchau abhielt; am meiſten aber zu ihrem jetzigen Flor erhob ſie ſich durch Joſeph II., welcher 1784 die Univerſität nach P. verlegte, das Generalſeminarium, das große Lagerſpital, das ungeheure Neugebäude erbaute und durch den letzten Krieg mit den Türken eine ſo ergiebige Nahrungsquelle der Stadt verſchaffte, daß ſie 1790 ſchon gegen 2500 Häuſer zählte, und bis jetzt ſchreitet die Stadt im Wachsthume immerfort. 71.

Petalismus hieß in Syrakus daſſelbe Verfahren, welches man in Athen un-

ter Oſtracismus (ſ. d. Art.) verſtand, weil man dort die Namen auf ein Blechblättchen (πέταλον) ſchrieb. 30.

Petarden ſind Geſchütze, deren man ſich in früheren Zeiten zur Sprengung von Thoren, Palliſaden, ſchwachen Mauern und Ketten bediente, die aber jetzt nur noch ſelten angewendet werden. Sie ſind aus Eiſen oder einer Miſchung von Kupfer und Zinn gegoſſen und haben im Äußern Ähnlichkeit mit einer Glocke, im Innern mit einer kegelförmigen Kammer, deren größte Weite etwa 10 Zoll, die kleinſte 5 Zoll und deren Länge 10 Zoll beträgt. Die Petarde hat außerdem, außerhalb in der Mitte ſeiner Höhe, auf jeder der 4 Seiten eine Handhabe und am dünnen Ende ein Zündloch. Nachdem letzteres verſtopft iſt, wird dieſelbe mit feinem Pulver geladen, welches man möglichſt feſt einzupreſſen ſucht; daher man es nur lagenweiſe hineinbringt. Auf das Pulver kommt eine Filzplatte, dann Werg und auf dieſes eine Maſſe von Pech und Ziegelmehl, in welche eine ſtarke Eiſenplatte gepreßt wird, die 3 Spitzen hat, um ſie in das Matrillbret einzudrücken. Auf dieſes wird die Petarde möglichſt feſt durch eiſerne Schrauben befeſtigt, welche durch ihre Handhaben gehen, der Pfropf aus dem Zündloche genommen und entweder ein metallener Zünder eingeſchraubt oder ein hölzerner eingeſchlagen. Bei der Anwendung hängt man die P. vermöge eines oder mehrerer Haken oder Ringe an den zu ſprengenden Gegenſtand oder befeſtigt ſie, wenn dieß nicht thunlich iſt, durch ſtarke Stützen an denſelben. Zur Sprengung der Ketten hat man P., deren Bohrung cylindriſch iſt. Sie werden ſtatt des Matrillbrets mit einem eiſernen Cylinder verſchloſſen, der ſich in eine Spitze endigt, welche in eine der Kettenſchaken eingeſteckt wird. An den P. ſelbſt ſind 2 Haken, um ſie an die Ketten zu hängen. — Die Erfindung der P. fällt in die zweite Hälfte des XVI. Jahrh.; denn ſie wurden um das Jahr 1574 zuerſt in Frankreich, nachher aber häufiger während des niederländiſchen Krieges gebraucht, wo ſich Martin Schenk ſogar einmal eines Apothekermörſers ſtatt einer Petarde bediente. 61.

Petavius (latiniſirt aus Petau) (Dionyſius), ein gelehrter Jeſuit des XVI. Jahrh., war geboren zu Orleans den 21. Aug. 1583, ſtudirte erſt in ſeiner Vaterſtadt, dann zu Paris, hielt hier in ſeinem 18. Jahre eine Disputation in griechiſcher Sprache, wurde in ſeinem 19. Jahre Profeſſor der Philoſophie zu Bourges und trat endlich 1605 in den Jeſuitenorden. Als Theolog, Philoſoph und Humaniſt lehrte er darauf zu Rheims, la Flèche und Paris, woſelbſt er auch als Bibliothekar an dem Collège Clermont den 11. Dec. 1652 ſtarb. Von ſeinen Schriften ſind vorzüglich anzuführen: „De doctrina temporum et uranologium“ (Antw. 1703. 3 Tom.); „Rationarium temporum“ (Leyd. 1745. 3 Voll. 8); „Tabulae chronolog.“ (Par. 1728. Fol.); „Varr. dissert. libr. VIII.“ (Amst. 1703. 3 Voll., Verona 1734. Fol.) und endlich außer vielen andern ſeine Ausgabe der Werke des Kaiſers Julian und des Epiphanes. 20.

Petechien, lat. petechiae; fr. pétéchies; engl. purples, ſind kleine, den Flohſtichen ähnliche, bald roth und purpurfarben, bald braun, blau und ſchwarz gefärbte, runde, nicht erhabene, meiſtens einzeln ſtehende Hautflecke, die meiſtentheils am Halſe, an der Bruſt und den Armen, ſelten im Geſichte vorkommen und ſelten anders als in Verbindung mit typhöſen Fiebern (woher auch der Name derſelben: Fleckenkrankheit) ausbrechen. Hier werden ſie gewöhnlich einige Tage nach dem Anfange der Krankheit bemerkt, erſcheinen öfters in großer Anzahl und häufen ſich nicht ſelten ſo an, daß lange rothe Streifen auf der Haut (vibices) und Blutunterlaufungen (ecchymoses) durch den Zuſammentritt mehrerer von ihnen gebildet werden; gleichzeitig mit ihrem Ausbruche verſchlimmert ſich die Krankheit. Als die Urſache der P. ſind kleine Blutergießungen anzuſehn, die als ein Blutstropfen unter der Haut geronnen ſind. — Außerdem kommen noch die P. ſelbſtſtändiger ohne Fieber und unter chroniſchen Verlauf vor, welche Krankheit Werlhof's Blutflecken-

krankheit (morbus haemorrhagicus Werlhofii oder purpura haemorrhagica) heißt. Dieſelbe iſt nicht ſelten gefährlich; denn außer den ſchon beſchriebenen Flecken ſtellen ſich heftige Blutungen aus der Naſe, dem Zahnfleiſche, dem Magen, den Därmen ꝛc. ein; die Kranken werden ſehr ſchwach, magern ab und ſind zuweilen unrettbar verloren, vorzüglich wenn den ſtarken Blutverluſten kein Einhalt gethan werden kann. 39.

Peter, Kaiſer von Rußland. — P. I. **Alexejwitſch, der Große**, Sohn des Czaren Alexej, ward geb. den 30. Mai alten Styls (den 10. Juni neuen Styls) 1672. Sein Stiefbruder Feodor III. (ſt. den 27. April 1682) überließ ihm, mit Übergehung ſeines ſtumpfſinnigen rechten Bruders Iwan, den Thron. Darüber entbrannte ſeine ſchöngebildete und herrſchſüchtige Stiefſchweſter Sophia, welche ſchon lange geheimen Groll über die Erhebung der Familie des Bojaren Nariſchkin, aus welcher ihre Stiefmutter ſtammte, empfand, und ließ mit Hülfe der Strjelitzen den ältern Bruder Iwan zum Kaiſer ausrufen. Dieſer jedoch erbat ſich ſogleich Petern zum Mitregenten und beide wurden den 23. Juni 1682 als künftige Czaren gekrönt; während ihrer Minderjährigkeit ſollte Sophia die Regentſchaft übernehmen, die ſie mit ihrem Favoriten, dem Fürſten Waſilej Galitzin, führte. Ein neuer Aufſtand der Strjelitzen, gegen die Sophia nun ihre Herrſchſucht richtete, hätte P. und ſeiner Mutter beinahe das Leben gekoſtet, wären nicht durch das Herbeieilen der czariſchen Reiterei beide noch am Altare des Kloſters Troizkoi gerettet worden. In ſtiller Zurückgezogenheit ward P. nun von ſeiner trefflichen Mutter, dem gewandten Diplomatiker Nikitia Moiſnewitſch Sotow und dem Mathematiker Franz Timmermann erzogen und bildete unter wilden Vergnügungen ſeinen unternehmenden Geiſt. Denn gar bald nahmen die Soldatenſpiele, denen er ſich in dem Dorfe Preobraſchenskoe mit einem Schwarme junger Ruſſen aus den angeſehenſten Familien hingab, einen ernſtern Charakter an. Franz Jacob le Fort aus Genf, ein junger Mann von feinen Sitten und mannigfachen Kenntniſſen, unterhielt nicht nur den wißbegierigen Knaben von den Staatsverfaſſungen und Gebräuchen in andern Ländern und lehrte ihm holländiſch und deutſch, ſondern verſtand auch durch franzöſiſche Kriegsübungen das Jugendfeuer immer heller zu entflammen. Unter der Leitung des zum Oberſten erwählten le Fort bildete ſich eine Compagnie, Poteſchnie (Spielgeſellen) genannt, in welcher P. als Tambour von unten hinauf diente, und bei dem Rufe dieſer neuen geſchmackvollen Exercitien ſtrömte eine ſolche Menge junger angeſehener Ruſſen herbei, daß noch in dem benachbarten Dorfe Semenowsky ein Theil derſelben einquartirt werden mußte. Zu ſpät bemerkte Sophia den kraftvoll aufſtrebenden Geiſt, mit dem ihr P. im Staatsrathe mehrmals ſo heftig widerſprach (im Jahre 1688), daß ſie vor ſeiner Macht zitterte. Endlich als P. bei einem gottesdienſtlichen Aufzuge ihr die Ehre abſprach, als Regentin ihm beizuwohnen, ſpann ſie wiederum Verrath mit den Strjelitzen. P. floh in das Dreieinigkeitskloſter bei Moskau, verſammelte eiligſt ſeine Poteſchnie, zu der noch eine große Menge von Officieren, unter ihnen vornehmlich der treue General Gordon, mit vielen Truppenabtheilungen ſich geſellten, und zwang die Rebellen zur Unterwerfung. Sophia ſelbſt, der Iwan nachzugeben dringend anrieth, gehorchte dem Befehle, in ein nahes Nonnenkloſter ſich zu begeben und ſich unter eine ſtrenge Bewachung zu ſtellen. Grauſam wurde der Anführer der aufrühreriſchen Soldateska (Tſcheglowsky) mit Andern hingerichtet und ein großer Theil mit ausgeſchnittenen Zungen nach Sibirien verbannt. Auch der Fürſt Galitzin verlor ſeine reichen Güter und ward nach Puſtoſero am Eismeere verwieſen. Iwan (ſtarb 1696) verzichtete nun gern auf die Theilnahme an der Regierung und P. war Alleinherrſcher (1689). Von jetzt an beſchäftigte ihn raſtlos der Gedanke, ſein Reich zur Würde eines europäiſchen Staates zu erheben. Sein Augenmerk richtete ſich daher auf ein wohl disciplinirtes

Digitized by Google

Heer, wozu die herangewachſene Mannſchaft der preobraſchenskiſchen und ſemenowskyſchen Compagnie als Garderegimenter den Kern bildeten und welches beſonders viele aus Frankreich vertriebene Hugenotten verſtärkten, auf die Erbauung einer Flotte und auf die Belebung des Handels, um mit den Schätzen des weſtlichen Auslandes auch ſeine Cultur nach dem Oſten zu verpflanzen. Bereits hatte ſein Vater auf dem kaspiſchen Meere von Holländern ein Schiff erbauen laſſen, das aber von Koſaken zerſtört worden war. Von den beiden entronnenen Fremdlingen ernannte P. den Conſtable Karſten Brand zum erſten Schiffsbaumeiſter, mit dem er auf einem neuerrichteten Schiffe ſchon 1693 das weiße Meer bis nach Lappland befuhr und im folgenden Jahre ſchon eine kleine Flotille im Hafen von Archangel verſammelte. Aber bald erkannte P., daß das nördliche Meer zur Förderung des Handels nicht ausreiche, um ſo eifriger ſtrebte er nun nach der Herrſchaft auf der Oſtſee und dem ſchwarzen Meere. Die feſte Stadt Aſow ward bei dem noch fortdauernden Türkenkriege nachdrücklicher blokirt (1695) und, nachdem aus Berlin und Wien geſchicktere Ingenieure auf ſeine Einladung zu Hülfe gekommen waren, am $\frac{18}{28}$. Juli 1696 erobert. Während der Belagerung war bereits eine Schiffswerft zu Woroneſch am Don entſtanden und aus ihr ein Geſchwader von 29 Fahrzeugen hervorgegangen; in dem Hafen jener Feſtung ward hierauf die Ausrüſtung von 55 Kriegsſchiffen anbefohlen, der Obriſt vom Ingenieurcorps Brokel aus Deutſchland beauftragt, einen Canal aus der Wolga in den Don anzulegen, und eine bedeutende Anzahl ruſſiſcher Edelleute nach Deutſchland zur Bereicherung ihrer militäriſchen Kenntniſſe und nach Holland und Italien zur Erlernung der Schiffsbaukunſt abgeſendet. Bei dem Czar ſelbſt aber gedieh der längſt gefaßte Plan, in fremden Ländern die höhere Cultur mit eigenen Augen zu ſehen, zur Reiſe. Die Zurüſtungen zu dieſer Reiſe, von der man eine gänzliche Umgeſtaltung der militäriſchen Verhältniſſe fürchtete, erregten ſtärker als je den Unwillen der Strjelitzen; eine neue Verſchwörung gegen das Leben des ihnen verhaßten Czaren und für die einſtige Regentin Sophia kam im Hauſe des Staatsraths Sokownin zu Stande, wurde jedoch durch den perſönlichen Muth P.'s völlig vereitelt (den 2. Febr. 1697). Nachdem er hierauf in Moskau eine interimiſtiſche Regentſchaft beſtellt hatte, trat er im April 1697 die Reiſe an mitten unter einer Geſellſchaft von Ruſſen, welche gleich einer damals üblichen großen Geſandtſchaft die vornehmſten Höfe Europas beſuchen ſollte und an deren Spitze der General le Fort ſtand. Über Riga und Mitau gelangte man nach Königsberg, wo P. unerkannt (und doch mit großer Pracht unter den Übrigen) empfangen vornehmlich die brandenburgiſche Regierungsverfaſſung kennen lernte. Er verließ dieſe Reſidenz des Churfürſten Friedrich III. am 9. Juni und eilte über Berlin, Magdeburg und Kleve nach dem Ziele ſeiner Wünſche, nach Amſterdam. Unermüdet war er in der Befriedigung ſeiner Wißbegierde, die auf den Schiffswerften und unter den Seeſoldaten nicht minder, wie in den unzähligen Werkſtätten der Künſtler und Handwerker und in dem raſtloſen Gewühle der Kaufleute reiche Nahrung und einen immer neuen Reiz empfing. Sein Incognito ſchützte ihn lange vor zeitraubenden Ehrenbezeigungen, bis man ihn im Dorfe Saardam erkannte, wo er 7 Wochen hindurch bei einem Schiffsbaumeiſter als Lehrling unter dem Namen Peter Michaelow arbeitete. Nach dieſer Übung nahm er wieder in Amſterdam Unterricht in der Mathematik und Naturkunde und der Anatom Ruyſch lehrte ihm chirurgiſche Operationen. Ein Schiff von 60 Kanonen, bei deſſen Erbauung er ſelbſt mit Hand angelegt hatte, kaufte er und ſchickte es nach Archangel. Eine Einladung des Königs Wilhelm III. führte ihn im Januar 1698 nach England. Vorzugsweiſe hielt er ſich in Deptfort bei den großen Schiffswerften für die königliche Flotte auf und wie hier, ſo erſchien er auch zu London in der Tracht eines Matroſen oder in einfacher bürgerlicher Kleidung, um deſto ſorgfältiger alle Gegenſtände der Kunſt bis auf den Anfang

Digitized by Google

ihrer Entſtehung kennen zu lernen; beſonders beſchäftigten ihn in dieſer Hauptſtadt die Uhrmacher und Aſtronomen und die Betrachtung der großartigen Paläſte, der öffentlichen Gebäude und Gartenanlagen. Auf einer ihm von Wilhelm III. geſchenkten Jacht von 24 Kanonen fuhr er wieder nach Holland, nachdem er vorher 28 Capitains von Kriegs- und Kauffartheiſchiffen, 40 Lieutenants, 30 Lootſen, 30 Wundärzte, 250 Kanoniere und über 300 Künſtler in Sold genommen und nach Rußland abgeſendet hatte. Von den Niederlanden begab er ſich nach Dresden und Wien, wo das Militairweſen ſeine ganze Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahm. Schon war er im Begriffe, noch nach Italien abzureiſen, als ihn die Nachricht von einem gefahrvollen Aufſtande der Strjelitzen (im Aug. 1698) nach Moskau zurückrief. Dieſe meuteriſche Soldateska hatte die gefangene Sophia, welche auch jetzt wieder die geheime Seele der Verſchwörung war, förmlich durch eine Bittſchrift aufgefordert, die Regentſchaft zu übernehmen, mit offener Gewalt den beſtehenden Verhältniſſen den Untergang bereitet und war vom General Gordon in einer Schlacht überwunden worden, in der mehrere Tauſende in Gefangenſchaft geriethen. Der Czar, nachdem er noch im Flecken Rawa wichtige Unterhandlungen mit dem polniſchen Könige Auguſt II. gepflogen hatte, erſchien den 4. Sept. 1698 in Moskau und hielt ein grauſames Blutgericht. Über 2000 Aufrührer mußten mit dem Leben büßen; mehrere Wochen hindurch dauerten die ununterbrochenen Hinrichtungen, bei denen P. ſelbſt ſchlachten half; um Sophiens Kloſter wurden gegen 200 Galgen errichtet und vor ihren Fenſtern die drei Bittſteller mit einem Blatt Papier in den Händen aufgeknüpft, gegen 500 mit der Verbannung begnadigt und der Reſt der Strjelitzen im Jahre 1704 in Aſtrachan endlich ganz vernichtet. Sophia erhielt ein ſtrenges Gewahrſam und mußte ſich nun ſelbſt alle fernere Unternehmungen verſagen. Auch ſeine Gemahlin, Eudoria, die ihn durch gerechte Eiferſucht erzürnt hatte, beſchuldigte P. der Theilnahme an der Verſchwörung und entließ ſie in das Kloſter Susdal, wo ſie nun unter dem Namen Helena lebte. Solchen Schlägen der Gewalt folgte die grauenvolle Ruhe eines Kirchhofs, die jedoch bald der lebendig ſchaffende Geiſt des Alleinherrſchers unterbrach und verdrängte. Neue Regimenter wurden errichtet, die Civilbehörden umgeſtaltet und vermehrt, viele Schulen und andere wiſſenſchaftliche Anſtalten geſtiftet, auch mehrere Buchdruckereien angelegt, ſogar die deutſche Kleidung nach anbefohlenen Muſtern eingeführt und das Tragen der Bärte abgeſchafft. Zur Belohnung ausgezeichneter und treuergebener Officiere diente der geſtiftete Andreasorden (ſ. d. Art.). Nicht minder wichtig waren die Neuerungen in kirchlichen und häuslichen Angelegenheiten. Allen Fremden wurde völlige Religionsfreiheit zugeſichert und allein den Jeſuiten der Eintritt in das Reich unterſagt; blos Capuziner ſollten Geiſtliche der katholiſchen Kirche ſein. Auch die unumſchränkte Gewalt des ruſſiſch-griechiſchen Patriarchats brach P., als er nach dem Tode des Patriarchen Hadrian (1700) die Biſchöfe des Reichs an einer neuen Wahl verhinderte, indem er ſich an die Spitze der griechiſchen Geiſtlichkeit in ſeinem Reiche ſtellte und darauf das ganze Kirchenregiment der heiligen Synode in Moskau, einer Körperſchaft aus geiſtlichen und weltlichen Räthen, unterwarf (ſ. griechiſche Kirche). Weſentlich förderte er auch die ſittliche Bildung dadurch, daß er nach dem Vorbilde ſeines Hofes und der Großen das weibliche Geſchlecht aus der bisherigen ſklaviſchen Abgeſchloſſenheit und Gefangenſchaft befreite und des geſelligen Umgangs zu würdigen lehrte. — Mittlerweile war das Bündniß zwiſchen Dänemark, Polen und Rußland zu Stande gekommen (1699), das den nordiſchen Krieg (ſ. d. Art.) herbeiführte. Die Ruſſen erlitten zwar bei Narwa (ſ. d. Art.) eine ſchreckliche Niederlage; doch bald ſetzte P. die Armee wieder in guten Stand und verſah ſie ſowohl mit einer ſtärkern Reiterei als auch mit einem beträchtlichern Artilleriepark, zu deſſen Feldſtücken ſelbſt viele Klöſter und Städte das Metall ihrer Glocken liefern mußten, concen-

trirte ſeine Macht zwiſchen Pleskow und Nowgorod und errichtete im Kreml zu Moskau ein Zeughaus. Dem Fürſten Prozorowski in Archangel, gegen welche Stadt die Schweden einen feindlichen Angriff vorbereiteten, gab er Befehl für die nöthigen Vertheidigungsmaßregeln zu ſorgen und förderte ſie vom Mai bis zum September 1702 durch ſeine perſönliche Gegenwart. Die Ruſſen verheerten unterdeſſen Liefland und Eſthland; der ſchwediſche Generalmajor Schlippenbach ward vom Feldmarſchall Scheremetew den 1. Jan. 1702 bei dem Dorfe Erreſtfer unweit Dorpat geſchlagen; Apraxin errang auf dem Ladogaſee und in Ingermannland und Gulitz auf dem Peipusſee große Vortheile; bei Hummelhof am Fluß Embach erlitten die Schweden eine völlige Niederlage (im Juli) und die feſten Städte Wolmar und Marienburg wurden von Scheremetew im Auguſt erobert und zerſtört, wobei auch „das Mädchen von Marienburg,“ nachherige Kaiſerin Katharina I. (ſ. d. Art.) unter den Gefangenen erbeutet wurde. Im folgenden Monate verſammelte der Czar, der ſich unter ſeinen Feldmarſchall als Bombardiercapitain ſtellte, das Hauptheer vor Nöteburg, zwang die Beſatzung nach einem fürchterlichen 13ſtündigen Sturme vom $\frac{1}{12}$. Oct. zur Capitulation (den $\frac{1}{14}$. Oct.), nannte es hierauf Schlüſſelburg und ließ es noch in dieſem Jahre (1702) unter den Gouverneur Mencʒikoff ſtark befeſtigen. Ein glänzender Triumphzug in Moskau folgte dieſen Ereigniſſen (im Dec.). Im nächſten Jahre (1703) kam auch Nienſchanz unweit des Ausfluſſes der Newa am 1. Mai in die Gewalt der Ruſſen und P. ſelbſt eroberte mit Mencʒikoff am 7. zwei feindliche Schiffe, wofür er ſich vom Admiral Golownin den Andreasorden umhängen ließ. Kaum war jener ſichere Landungsplatz an der Oſtſee gewonnen, als der Czar ſogleich Anſtalten zur Gründung einer Stadt auf der Inſel Ljuſt-Elant (Luſtinſel) traf, womit den $\frac{16}{27}$. Mai 1703 der Anfang gemacht wurde. Durch rieſenhafte Anſtrengungen, denen ſich viele Tauſende von Leibeigenen, die man auf 200 Meilen weit zuſammenholte, mehrere Jahre lang unterziehen mußten, gelang es ſchon nach 4 Monaten die Feſtungswerke zu vollenden, welche das neue St. Petersburg (ſ. d. Art.) umgeben ſollten. Mencʒikoff erbaute noch in demſelben Jahre die feſte Schanze Kronſlot und P. auf der Inſel Retuſari ein Jahr ſpäter die Feſtung Kronſtadt; auch wurden bei Olonetz neue Schiffswerften errichtet. Außerdem ſorgte P. unermüdlich für den Gewerbfleiß ſeiner Unterthanen; er ließ zur Veredelung der Schafzucht aus Polen Schafe und Schäfer kommen, in Manufacturen in Leinwand und Papiermühlen und den Werkſtätten der Büchſenſchäfter und Stückgießer, die er aus Deutſchland verſchrieben hatte, manche niegekannte Erwerbsquellen eröffnen, auch in Sibirien Bergwerke anlegen und machte neben den Kopeken die Rubel zuerſt zu einer wirklichen Münze. Unterdeſſen blieb ihm das Kriegsglück treu. Auf dem Peipusſee erfocht der Generalmajor von Werden über eine Flottille von 13 Segeln einen glänzenden Sieg, in welchem er 12 Schiffe erbeutete und nur das 13., das Feuer fing, verlor. Hierauf eroberten die Ruſſen den 13. Juli Dorpat, den 9. Aug. Narwa, das eine Belagerung von mehr als 3 Monaten ausgehalten hatte, und durch Capitulation den 16. Aug. Iwangorod; der ſchwediſche General Schlippenbach ward bei Weſenberg vom General Rönne nach Reval und eine andere feindliche Abtheilung in Samogitien vom Fürſten Repnin nach Riga zurückgedrängt. Der Czar ſah indeſſen den Bau von 15 Kriegsſchiffen bei Olonetz vollendet, legte hierauf die Admiralität in St. Petersburg an, förderte auch in Woroneſch den Schiffbau und, nachdem er im Dec. einen glänzenden Triumphzug in Moskau gehalten hatte, wendete er zu Anfange des Jahres 1705 ſeine Blicke wieder der Oſtſee zu. Hier hatte die neue Hauptſtadt einen zweimonatlichen Angriff der Schweden (im Juni und Juli) zu beſtehen, der mit ihrer Flucht und großem Verluſte endete. Mit Gelaſſenheit hörte P. den Bericht von der bei Gemauerthof den 19. Juli verlorenen Schlacht, da die Schweden eben ſo viele Leute verloren hatten, beſetzte hier-

auf das am 5. Sept. zur Capitulation gezwungene Mitau und beſprach ſich im Oct. mit Auguſt II. in Grodno, welche Stadt im Febr. 1706 Karl XII. hart bedrängte, währenddem ſein General Rhenſkjöld die vereinigten Sachſen und Ruſſen bei Frauſtadt (den 3. Febr.) ſchlug, wofür ſich die Ruſſen in dem Siege bei Kaliſch vom 18. Oct. rächten. Je weiter nach Weſten zu bedeutende ruſſiſche Truppenabtheilungen entfernt worden waren, um ſo gefahrdrohender war für den Czar der ſchon im Sept. geſchloſſene und bis im Dec. 1706 geheimgehaltene altranſtädter Friede, welcher ihn dem ſchwediſchen Helden nun allein Preis gab. Ein großer Theil der ruſſiſchen Armee hielt Polen beſetzt, das P. wegen der weiten Entfernung von ſeinen Landen in weiſe angeordneten Rückmärſchen räumte und den Feind in ſein eigenes Reich hineinlockte, wo er beſonders Moskau und Petersburg in ſichern Vertheidigungszuſtand ſetzen ließ (im Jahre 1707). Mit Auguſt II. unterhielt er einen geheimen Briefwechſel. Während aber Karl XII. in die Ukraine vordrang, bemeiſterten ſich die Ruſſen immer erfolgreicher der Provinzen Ingermannland, Eſthland und Liefland, verringerten durch Streifzüge die ſchwediſchen Heere mit jedem Monate, ſchlugen in 6 Angriffen innerhalb 3 Tagen (im Sept.) bei dem Dorfe Ljeſna und zwiſchen den Dnjepr und den Soʒcha den General Löwenhaupt, rückten darauf in die Ukraine, wo Baturin, Mazeppa's Reſidenz, von Menczikoff verbrannt wurde (im Nov.), und ſchlugen im Juni 1709 bei Pultawa das vielfach geſchwächte ſchwediſche Heer. Am 30. Juni zwang noch Menczikoff die unter Löwenhaupt entronnenen 16000 Schweden bei Perewolotſchna am Dnjepr, ſich zu ergeben, die wider den eingegangenen Capitulationsvertrag im ruſſiſchen Reiche zerſtreut und dem Elende Preis gegeben wurden. Glänzende Belohnungen empfingen die ruſſiſchen Officiere, P. ſelbſt aber nahm von ihnen die Stelle und den Titel eines Generallieutenants bei der Landarmee und Admirals auf der Flotte an. Während nun Karl XII. von Bender aus in Conſtantinopel gegen Rußland durch Poniatowski intriguirte, drang P. in Polen vor, vertrieb den neuen König Stanislaus und erneuerte in einer Unterredung mit Auguſt II. zu Thorn (den 7. Oct.) das Bündniß mit Sachſen, deſſen Truppen bereits in dieſes Land eingefallen waren, ſo wie auch die Dänen in ihren wiewohl vergeblichen Angriffen auf Schonen die eingegangene Allianz thätig veröffentlichten. Die Ruſſen bemächtigten ſich hierauf der ganz blosgeſtellten Provinzen Liefland, Eſthland und Karelien; am $\frac{28.\ \text{Jan.}}{8.\ \text{Febr.}}$ 1710 ergab ſich Elbing, den 13. Juni Wiborg, den 4. Juli Riga, das ſeit dem Nov. 1709 blokirt worden war, den 15. Aug. Pernau, im Aug. die Inſel Öſel mit der Feſtung Arensburg, den 8. Sept. Kerholm und den 29. Sept. Reval. Während dieſer Unternehmungen war P. für die Vergrößerung der Stadt Petersburg, die ihm ſchon als Reſidenz galt (was ſie jedoch erſt eigentlich ward, als im April 1712 der dirigirende Senat Moskau verließ und in der neuen Hauptſtadt für immer ſeine Sitzungen eröffnete), raſtlos bemüht; er befahl den Grund zum Alexander-Newskikloſter zu legen und feierte hier mit prachtvollem Glanze die Vermählung der Prinzeſſin Anna Iwanowna mit dem Herzoge von Kurland (den 31. Oct.). Unterdeſſen hatte Karl XII. den türkiſchen Sultan für ſeine Zwecke zu ſtimmen vermocht, der ruſſiſche Botſchafter Tolſtoi meldete im Dec. den Bruch mit der Pforte (vom 21. Nov.), Scheremetew bekam eilig Befehl, aus Liefland nach der türkiſchen Grenze aufzubrechen, in Moskau ward im Febr. ein dirigirender Senat eingeſetzt und in dieſer Stadt am 25. Febr. 1771 die Kriegserklärung an die Türkei bekannt gemacht. Im April brach P. mit ſeiner Gemahlin Katharina nach dem Hauptheere auf, das aus ungefähr 40000 M. beſtand, führte es, im Vertrauen auf den zugeſicherten Beiſtand der Hospodaren in der Moldau und Wallachei, von Jaſſy am Pruth hinab bis zum Dorfe Falczin. Ihm entgegen rückte der Großweſir Baltadſchi Muhammed mit 270000 M., von denen faſt die Hälfte der Rei-

Digitized by Google

terei angehörte, ſetzte einen Theil der Mannſchaft über den Fluß und ſchloß das ruſſiſche Heer, das bereits an allen Lebensmitteln den fühlbarſten Mangel litt, auf allen Seiten ein, ſo daß P. ſich ſchon verloren glaubte und einer verſchloſſenen Verzweiflung hingab (im Juli 1711). Aus dieſer augenſcheinlichen Gefahr befreite ihn mit bewundernswürdiger Verſchlagenheit ſeine Gemahlin, welche durch ihren insgeheim überſendeten Juwelenſchmuck den Großweſir ſo zu beſtechen wußte, daß er den angebotenen Waffenſtillſtand, den wenige Tage darauf der erſehnte Friede vom $\frac{12}{23}$. Juli 1711 folgte, einging und ſogar das ausgehungerte Heer des Czars mit Lebensmitteln zur Rückreiſe verſorgte. Nach dieſem Frieden trat P. Aſow und das am 11. Juli vom General Rönne eroberte Brailow an die Pforte ab und verpflichtete ſich alle an der türkiſchen Grenze neu erbauten Feſtungen und Fortificationen zu ſchleifen. Zum Andenken an Katharinen's männliche Klugheit und Unerſchrockenheit während dieſer Ereigniſſe ſtiftete P. nachmals den 24. November 1714 den Orden der heiligen Katharina und legte ihn der Czarewna mit eigner Hand um. Im Sept. des Jahres 1711 beſuchte P. zur Wiederherſtellung ſeiner Geſundheit die Heilquellen in Karlsbad, unterrichtete ſich auf der Hinreiſe von dem Baue und der Einrichtung der freiberger Bergwerke, feierte auf der Rückreiſe den 14. Oct. zu Torgau die Vermählung ſeines Sohnes Alexej Petrowitſch mit der braunſchweigiſchen Prinzeſſin Charlotte Chriſtine und pflog in Croſſen mit dem Kronprinzen von Preußen und däniſchen Geſandten Unterhandlungen wegen der Blokade von Stralſund, das nebſt Stettin und Wismar noch von den Schweden behauptet wurde. Dieſe Städte nebſt der Inſel Rügen, welche beſonders der tapfere General Steenbock vertheidigte, wünſchte P. ſehnlichſt zur Übergabe zu zwingen, um dem Feinde die letzten deutſchen Beſitzungen an der Oſtſee zu rauben, und betrieb daher faſt das ganze Jahr 1712 hindurch, eine wiederholte Reiſe nach Karlsbad und Teplitz im Sept. und Oct. abgerechnet, in Pommern und Holſtein perſönlich unter Menczikoff's Oberbefehl mit der ſächſiſchen und däniſchen Armee die engere Einſchließung dieſer feſten Plätze. Da jedoch zwiſchen den drei alliirten Heeresabtheilungen oft wenig Eintracht herrſchte, gelang es P. nicht, die Niederlage der Dänen und Sachſen bei Gadebuſch (den 20. Dec.) und die Einäſcherung Altonas (den 9. Jan. 1713), wofür nachmals von den Ruſſen Garz und Wolgaſt verbrannt wurden, zu verhindern; er ſchloß aber den gefürchteten General Steenbock noch in Tönningen ein, wo er ſich darauf im Mai an Menczikoff ergeben mußte. Jedoch wäre dieſer ſo begünſtigte Feldmarſchall faſt in bleibende Ungnade gefallen, als er nach glücklichen Operationen in Pommern dieſes Land nach der Übergabe von Stettin im Sept. 1713 zu Anfange des Jahres 1714 unter Preußens Obhut neutraliſiren ließ, was zwiſchen den verbündeten Mächten, denen noch dazu einzeln nach und nach von Schweden Friedensanträge gemacht wurden, Mißhelligkeiten zur Folge hatte. Sie waren um ſo auffallender, je erfolgreicher P. vom April 1713 bis zu Ende des Jahres 1714 in Finnland zu Lande und zur See kämpfte. Tawaſthus fiel in die Hände der Ruſſen (im Oct. 1713), die Flotte derſelben behauptete den finniſchen Meerbuſen, erfocht einen nicht unbedeutenden Sieg bei Tweremünde im Juli 1714 und drang unter dem Befehle des Admirals Apraxin im Oct. bis Chriſtianſtadt und Waſa vor, währenddem auch die Feſte Nyſlot ſich im Juli an den Oberſten Schuwalow ergeben hatte. Bei dem feierlichen Triumpheinzuge in Petersburg (Sept.) ernannte Romadanowski, der an der Spitze der Regierung ſtand, den Czar zum Viceadmiral der Flotte, der darauf die Tapferkeit ſeiner Officiere, beſonders des Generals Weide, durch nicht geringere Belohnungen zur öffentlichen Anerkennung brachte. Da erſcholl die Nachricht von der Ankunft Karl's XII. in Stralſund (den 22. Nov. 1714), der ſeit dem Feldzuge am Pruth zweimal Bewegungen türkiſcher Heeresabtheilungen nach der ruſſiſchen und polniſchen Grenze, aber ohne Erfolg, bewirkt hatte, da P. immer in dieſen

Digitized by Google

Gegenden ein Obſervationscorps unterhielt, durch die Beſchleunigung der Ausgleichung wegen der abgetretenen ſüdlichen Länderſtriche die Pforte zufrieden ſtellte und ſeine Diplomaten in Conſtantinopel ununterbrochen für die Aufrechthaltung des Friedens arbeiten ließ. Während nun P. im Jahre 1715 durch ſeine Flotte, welche durch holländiſche und engliſche Schiffe verſtärkt wurde, die ſchwediſchen Küſten und Inſeln beunruhigte, ging unter Weide, Repnin und Scheremetew ein Landheer nach Pommern ab, das aber zum Theil von der Blokade Stralſunds und Wismars eine Conföderation des polniſchen Adels nach der Weichſel rief. Die genannten Feſtungen capitulirten im Dec. 1715 und im März 1716, da aber den Ruſſen die Mitbeſetzung nicht geſtattet ward, ſo hätte die Allianz im erſten Zorne des Czaren beinahe ſich in eine Spaltung umgewandelt. In der erſten Hälfte des Jahres 1716 machte P. mit der Czarewna eine Reiſe nach Danzig, Stettin, Hamburg, Pyrmont, von da zurück über Roſtock nach Kopenhagen, wohin bereits 15000 M. zu Fuß und 6000 Reiter aus ſeinem Reiche aufgebrochen und zu 21 ruſſiſchen noch 21 däniſche und 20 engliſche Schiffe verſammelt waren, um unter ſeinem Obercommando einen Einfall in Schonen zu forciren. Allein das ganze Project ſcheiterte an den geheimen und öffentlichen Zwiſtigkeiten, welche beſonders der hanöveriſche Miniſter Bernſtorf, der über die im April 1716 vollzogene Vermählung des Herzogs von Meklenburg mit einer ruſſiſchen Prinzeſſin ergrimmt war, durch gewiſſenloſe Intriguen nährte, ſo daß nicht blos der engliſche Admiral Norris ſich zweideutig benahm, ſondern der däniſche Hof dem falſchen Gerüchte Glauben bewies, nach welchem P. Kopenhagen in ſeine Gewalt zu bekommen trachte. Die ruſſiſchen Generale, das Mißliche der Unternehmung, noch dazu im Spätherbſte, erkennend, riethen ohnedieß von einer Landung in Schonen ab und P. ließ ſeine Truppen nach Meklenburg überſetzen und daſelbſt überwintern. Hierauf reiſte er nach Amſterdam, wo er ſein altes Saardam beſuchte und vom 16. Oct. bis 4. April 1717 da verweilte, und von da über Antwerpen, Brüſſel, Gent, Brügge und Dünkirchen nach Paris. Die Denkwürdigkeiten und Kunſtſchätze boten ſeinem wißbegierigen Geiſte reichliche Nahrung, jedoch verfehlte er den politiſchen Zweck, außer einem Handelsvertrage auch eine Trennung zwiſchen Frankreich und England zu erzielen. Über Haag und Amſterdam, das ihn wieder 4 Wochen lang feſſelte (im Aug.), begab er ſich nach Berlin und Petersburg, das er im Oct. 1717 erreichte. Mittlerweile hatten ſeine Truppen größtentheils Meklenburg verlaſſen (1717) und der Generaladmiral Apraxin hatte bei Aland manches glückliche Seegefecht beſtanden (vom Juli bis Oct. 1716) und durch ſeine Wachſamkeit, mit der er im Frühling und Sommer in den ſchwediſchen Gewäſſern kreuzte, jedes Landen einer feindlichen Flotte an ruſſiſchem Boden vereitelt. Nach der Rückkehr wurde P. mit dem traurigen Proceſſe über ſeinen Sohn erſter Ehe, den Czarewitſch Alexej, beſchäftigt. Dieſer Prinz hatte die Verſtoßung ſeiner Mutter Eudoxia Fedorowna Lapuchin ſchmerzlich empfunden und ſich von dem öffentlichen Leben ſchwermüthig zurückgezogen, war von Prieſtern, welche die kirchlichen Neuerungen längſt haßten, erzogen worden und immer von Ruſſen, deren Adelsrechte bei der Umgeſtaltung des Reichs manche Beſchränkung erfahren hatten, umgeben geweſen und bemerkte nur zu oft das Mißfallen des Vaters, der ihn ſcharf tadelte, weil ihn weder das Militairweſen noch Staatsangelegenheiten beſchäftigten. Mit einem Scheine von Demuth erklärte er endlich, in den geiſtlichen Stand treten und auf die Thronfolge verzichten zu wollen, erſchien aber dabei höchſt verdächtig, mit geheimen Planen umzugehen, wenigſtens nach P.'s Tode eine Reaction im Sinne altgläubiger Ruſſen zu bewirken. Während jener Abweſenheit des Czaren im Auslande flüchtete ſich Alexej zu ſeinem Schwager Karl VI. in Wien, der ihn heimlich auf einem Schloſſe bei Neapel in Sicherheit brachte. Allein P. erfuhr im Juli 1717 durch abgeſendete Kundſchafter ſeinen Aufenthalt und forderte vom Kaiſer Karl VI.

Digitized by Google

ſeine Zurückgabe, die der Czarewitſch in eine freiwillige Rückkehr verwandelte. Auf Befehl ſeines Vaters ward nun eine förmliche Unterſuchung gegen ihn und ſeine Mitſchuldigen, die ſeine Flucht befördert hatten, eingeleitet, und wiewohl er nochmals auf die Krone zu Gunſten ſeines Stiefbruders Peter's verzichtete und äußerlich tiefe Reue zeigte, fällten doch die weltlichen Stände, da von ſeinen Genoſſen mehrere ihn hart beſchwerende Geſtändniſſe erpreßt worden waren, über ihn als einen Staatsverbrecher das Todesurtheil. Ohne feſten Entſchluß, ob er daſſelbe wolle vollziehen laſſen, befahl P. doch es ſeinem Sohne vorzuleſen, der dabei von einem ſolchen Schrecke befallen wurde, daß er erkrankte und wenige Tage darauf ſtarb (den $\frac{\text{26. Juni}}{\text{7. Juli}}$ 1718). Der Czar beweinte ihn öffentlich bei dem prachtvollen Leichenbegängniß, machte aber durch eine Denkmünze bekannt, daß nach dieſem Todesfalle der Thron gerettet ſei. Falſch waren die Gerüchte von einer Enthauptung oder Vergiftung deſſelben. (Vergl. Halem, „Leben Peter's des Großen", Bd. 2. S. 250 ff.) Ernſtlicher als früher dachte nun P. an die Erringung des Friedens, der ihm vom ſchwediſchen Miniſter Görz ſchon 1717 in Amſterdam geboten worden und auf deſſen Betrieb im Mai 1718 der Congreß zu Aland zuſammengetreten war, aber vergebens gearbeitet hatte, als dieſer hochverdiente Mann nach Karl's XII. Ermordung (den 11. Dec. 1718) der ſchwediſchen Adelspartei den 28. Febr. 1719 zum Opfer fiel. In dem politiſch verworrenen Cabinette zu Stockholm erlangten zuerſt die Engländer (den 20. Nov. 1719), dann die Preußen (den 21. Jan. 1720) und die Dänen (den 3. Juli 1720) den an Schweden theuer verkauften Frieden: nur den Ruſſen verweigerte man die eroberten Beſitzungen. Da ließ P. dem Feinde in ächt barbariſcher Weiſe ſeinen Zorn fühlen. Apraxin landete an der Küſte von Upland (im Juli 1719) und in Kurzem waren 13 Städte, 361 Dorfſchaften mit 43 Mühlen, 141 adelige Güter, 16 Eiſen- und Kupferwerke und große Strecken von Waldungen der Vernichtung anheimgefallen, wobei die Einwohner aufs Grauſamſte gemartert und hingeopfert wurden und der Staat einen Schaden von mehr als 12 Mill. Thalern erlitt. Dieſe Raubzüge ſah das folgende Jahr erneuert und Schweden ſich zum Frieden gezwungen, der in Nyſtädt den $\frac{\text{30. Aug.}}{\text{10. Sept.}}$ 1721 nach langen Congreßverhandlungen zu Stande kam. Wiborgslehn, Karelien, Liefland, Eſthland und Ingermannland wurden an Rußland abgetreten, wofür dieſes 2 Mill. Thaler zahlte. Dagegen ließ P. den Herzog Karl Friedrich von Holſtein-Gottorp fallen, dem er den ſchwediſchen Thron verſprochen hatte. Das darauf erfolgte allgemeine Dank- und Freudenfeſt verherrlichten viele wohlthätige Handlungen des Czaren und eine Begnadigung aller Verbrecher, mit Ausnahme der vorſätzlichen Mörder (den 22. Oct. 1721). Der petersburger Senat erſuchte hierauf den Czaren, ſich von nun an „Kaiſer von Rußland, Vater des Vaterlandes, Peter der Große" nennen zu laſſen. Dieſen Kaiſertitel, den nach ihm alle Beherrſcher Rußlands geführt haben, kannten Schweden, Holland und Preußen an und bald auch die übrigen europäiſchen Großmächte. Hierzu kam noch das Geſetz vom 5. Februar 1722, nach welchem es jedem ruſſiſchen Kaiſer frei ſteht, ſeinen Nachfolger ſelbſt zu erwählen und die Wahl zu ändern, wenn er die Tüchtigkeit des Gewählten ſpäter bezweifeln ſollte. Nachdem ſonach P. die Mitherrſchaft auf der Oſtſee erkämpft hatte, zu deren Behauptung er außer den angelegten und befeſtigten Häfen in Riga, Reval u. a. O. noch eine Kriegsflotte von 41 Segeln bei ſeinem Tode hinterließ, ſicherte er auch den Handel ſeiner Unterthanen auf dem kaspiſchen Meere, was ihm in dem Feldzuge gegen Perſien vom Jahre 1722—1723 durch die Eroberung der Städte Derbend und Baku und der Landſtriche Gilan, Maſenderan und Aſtarabad gelang. Seine letzte Unternehmung war gegen Schweden gerichtet (im Juli 1724), das er nöthigte, dem früher von ihm der Politik geopferten Herzoge von Holſtein-

Digitized by Google

Gottorp (den er im Nov. 1724 mit ſeiner Tochter Anna vermählte) einen Jahrgehalt von 25000 Thalern zu ertheilen und das Recht der Thronfolge im Erledigungsfalle zu beſtimmen. In den beiden letzten Jahren beunruhigte ihn lebhafter als jemals der Gedanke, daß alle ſeine getroffenen Einrichtungen und Entwürfe nach ſeinem Tode untergehen würden. Dabei litt er an einer Entzündung der Harnblaſe, die er lange verheimlicht hatte, und machte ſie durch eine Erkältung, die er ſich bei der Rettung eines Schiffes im Waſſer zugezogen hatte, tödtlich, ſo daß er nach einer ſchmerzhaften Operation am $\frac{28.\ \text{Jan.}}{8.\ \text{Febr.}}$ 1725 verſchied. Er hinterließ mit ſeiner Gemahlin und Nachfolgerin, Katharina I., zwei Töchter, Eliſabeth und Anna. Zu ſeinem ruhmvollen Andenken ward im Jahre 1782 ſeine Statue zu Pferde auf einem Granitfelſen in Petersburg errichtet. — Es kann nicht geläugnet werden, daß P. dem Jähzorn ergeben war, welcher ſeine Launen noch fürchterlicher machte, daß ſeine rohen Sitten die Ausſchweifungen ſeines ganzen Lebens noch greller hervorhoben und daß er zur Ausführung ſeiner Plane ſich oft der grauſamſten Mittel bediente. Dennoch lebte in ihm ein hoher Sinn für Kunſt und Wiſſenſchaft, für Induſtrie und Handel, viele Ausländer zog er in ſein Reich, mit deren Hülfe die petersburger Akademie der Wiſſenſchaften gegründet wurde, wobei auch Leibnitzens (ſ. d. Art.) Einfluß ſichtbar war, und ſchützte überall das Verdienſt, das er gewiſſenhaft aufſuchte. Völlig aber änderte er die Verfaſſung des Reichs, beſchränkte die Vorrechte des Adels und der Geiſtlichkeit und beſtrafte aufs Härteſte jede Veruntreuung und ungerechte Gewaltthätigkeit in der Rechtspflege. Hiervon waren ſelbſt ſeine Lieblinge nicht ausgenommen, von denen mancher mit dem Leben oder in Sibirien büßen mußte, und ſogar Menczikoff fühlte ſeinen Zorn. Endlich ſchuf er für Rußland erſt ein eigentliches Landheer und eine Seemacht, mit welcher er ſeiner Regierung nach Innen und Außen eine wahrhaft europäiſche Kraft verlieh. So eröffnete er die Reihe der Regenten, unter denen das ruſſiſche Reich eine welthiſtoriſche Bedeutung erhielt, und wenn irgend ein Monarch, ſo errang er mit vollem Rechte den Beinamen des Großen. — P. II. (Alexejwitſch), Enkel Peter's des Großen und Sohn des hingerichteten Großfürſten Alexej, geb. 1715, beſtieg zu Folge Teſtaments (Mai 1727) den Thron unter der Vormundſchaft der Prinzeſſinnen Anna und Eliſabeth, dem Herzoge von Holſtein, dem Fürſten Menczikoff und 5 Senatoren des Reichs. Menczikoff's Anmaßungen dabei führten zwar deſſen Sturz herbei; doch wollten bald die ihm folgenden Dolgorucki's dergleichen thun, als P. ſchon am 9. Febr. 1730 an den Pocken ſtarb. — P. III. (Fedorowitſch), Sohn des Herzogs Karl Friedrich von Holſtein-Gottorp und Annens, der älteſten Tochter Peter's I., geb. zu Kiel 1728, hieß eigentlich Karl Ulrich, ward aber, da mit Peter II. der Romanow'ſche Mannsſtamm ausgeſtorben war, von der Kaiſerin Eliſabeth nach Petersburg berufen, zum Großfürſten von Rußland ernannt (18. Nov. 1742) und, nachdem er die griechiſche Religion angenommen hatte, zum Thronerben erklärt. Zu gleicher Zeit rief ihn der Reichsſenat zu Stockholm auf den Thron Schwedens, für den er aber ſeinen Oheim Adolph Friedrich empfahl. Seine Erziehung, die in Rußland hatte vollendet werden ſollen, war abſichtlich vernachläſſigt worden; daher es auch kam, daß er, mehreren rohen Leidenſchaften nachhängend, ſchon während des Lebens der Kaiſerin Eliſabeth mit ſeiner Gemahlin in Mißverhältniſſe gerieth, die bei den Liebesintriguen Katharinens mit mehreren Großen und P.'s mit der Fürſtin Woronzow immer geſpannter wurden. Nach dem Tode der Eliſabeth (Anfang 1762) beſtieg P. den erledigten Thron und ererbte einen glücklich begonnenen Krieg gegen Friedrich II., mit dem er aber, ein warmer Bewunderer und vieljähriger Freund deſſelben, nicht nur ſogleich Frieden ſchloß und ihm in demſelben das ganze eroberte Preußen zurückgab, ſondern auch ſeine eigenen Truppen mit den Preußen gegen das mit Rußland verbündete Öſtreich ſchickte. Er rief unter andern zahlreichen nach Sibirien Verbannten Leſtocq, Biron

und Münnich zurück, erlaubte dem russiſchen Adel wieder ins Ausland zu reiſen und in fremden Heeren zu dienen, hob die vielen Großen ſo gefährlich gewordene geheime Polizei auf und verfügte viele Verbeſſerungen in der Finanzverwaltung und in der Rechtspflege. Hatte er aber ſchon durch die ſchnelle Veränderung des politiſchen Syſtems gegen Preußen nnd Dänemark und durch ſeine Verordnungen gegen die Bilder und gegen die Geiſtlichkeit vieles Mißvergnügen erregt, ſo hatte er noch mehr durch die Geringſchätzung der Großen des Reichs, ſo wie durch ſeine Vorliebe für die Holſteiner, den Stolz der Ruſſen verletzt und eben hatte er ſich zum Kriege gegen Dänemark wegen der Rechte des Hauſes Holſtein gerüſtet und wollte ſich an die Spitze der ins Meklenburgiſche vorgerückten Truppen ſtellen, als plötzlich eine längſt vorbereitete Verſchwörung, von ſeiner Gemahlin Katharina II. (ſ. d. Art.) geleitet, ausbrach. Er befand ſich auf ſeinem Luſtſchloſſe Oranienbaum, während Katharina in Petersburg von den Garden zur Kaiſerin ausgerufen wurde (9. Juli). Vergebens ermahnte der alte General Münnich ihn zur muthigen Gegenwehr. Verzagt übergab er ſich ſeinen Feinden, entſagte der Krone (10. Juli), rettete aber ſein Leben nicht. Er ſtarb auf einem Landhauſe unweit Petersburg eines gewaltſamen Todes am 14. Juli 1762. 2. 25.

Peter iſt der Name mehrerer Könige von Aragonien. — **P. I.**, der Sohn des Königs Sancho aus dem Hauſe Bigorre, ward während der Belagerung von Hueſca, bei welcher ſein Vater den Tod gefunden hatte, von der Armee zum Könige ausgerufen (1094). Nachdem er zuvörderſt die früher eng beſchränkte königliche Gewalt wieder hergeſtellt und das Wahlrecht der Stände vernichtet hatte, zog er gegen die Mauren zu Felde, ſchlug ſie und ihren Verbündeten, den König Alphons VI. von Caſtilien zu wiederholten Malen, unter andern in der entſcheidenden Schlacht bei Alcantara (18. Nov. 1096), und bekam bald darauf Hueſca in ſeine Gewalt. Gleiches Glück krönte ſeine Waffen in den ſpäteren, faſt ununterbrochenen Feldzügen gegen die Mauren, wobei er ſtets in hohem Grade perſönliche Tapferkeit bewies. Dieſer kräftige Fürſt ſtarb im Jahre 1104. — **P. II.**, der Sohn Alphons' II. aus dem barceloniſchen Hauſe, ward im Jahre 1196 König von Aragonien und zugleich auch von Catalonien. Eine harte Verfolgung der Waldenſer und Unterdrückung einer in Catalonien zwiſchen einigen Großen entſtandenen Fehde war ſein erſtes Regierungsgeſchäft. Hierauf begab er ſich nach Rom und ließ ſich von Innocenz III. krönen, nicht ohne dafür dem römiſchen Stuhle beſonders hinſichtlich der Beſetzung der geiſtlichen Pfründen wichtige Rechte zu überlaſſen. Nach ſeiner Rückkehr nahm er rühmlichen Antheil an der großen Schlacht gegen die Mauren bei Navas de Tolozo (16. Juli 1212), fiel aber am 17. Sept. des folgenden Jahres in der Schlacht bei Muret, welche der Graf von Toulouſe, ſein Schwager, an der Spitze der Albigenſer gegen den Grafen Simon von Montfort verlor. Ihm folgte unter Vormundſchaft ſein Sohn Jakob. — **P. III.**, genannt der Große, geb. 1239, hatte ſich bereits durch ruhmvolle Kämpfe gegen die Mauren einen gefürchteten Namen erworben, als ihm nach ſeines Vaters Jakob I. Tode im Jahre 1276 der aragoniſche Thron anheimfiel. Kühn und herrſchſüchtig weigerte er ſich gleich anfangs die Privilegien der Großen nach herkömmlicher Sitte eidlich zu beſtätigen und unterdrückte mit Strenge einen darüber ausgebrochenen Aufſtand. Neue im Jahre 1280 durch den Grafen von Foix erregte Unruhen dämpfte er ebenfalls und wandte nun ſeine eroberungsſüchtigen Blicke nach Sicilien, auf welches er als Schwiegerſohn des Königs Manfred in der That gerechtere Anſprüche hatte, als der Uſurpator Karl von Anjou. Auch gelang es ihm nach der ſicilianiſchen Vesper (Oſtertag 1282) feſten Fuß in Sicilien zu faſſen und er ſchlug, nachdem er allgemein als König anerkannt und gekrönt war, die Flotte Anjou's entſcheidend aufs Haupt. Ohne Notiz von dem über ihn verhängten Kirchenbanne zu nehmen, lud er hierauf Karl von Anjou auf den 1. Juni des Jahres 1283 nach Bor-

Digitized by Google

beaur zum Zweikampfe, erſchien auch zur beſtimmten Zeit, verließ aber Tags die Stadt wieder unter dem (wahrſcheinlich auch begründeten) Vorgeben, daß ihm von ſeinem Gegner hinterliſtig Gefahr drohe. So nahm der Krieg ſeinen Fortgang und wurde für P. ſchwieriger als je, da er außer Karl von Anjou auch noch den König Philipp den Kühnen von Frankreich zu bekämpfen hatte. Der Feldzug von 1284 war indeß glücklich für ihn. Anjou's Flotte wurde geſchlagen und deſſen Sohn, Prinz Karl von Salerno, ſelbſt gefangen, worauf der Papſt die ſiciliſche Krone an Karl von Valois, den Sohn Philipp's des Kühnen verſchenkte. Letzterer brach ſomit im Jahre 1285 mit einem 100000 Mann ſtarken Heere in Catalonien ein, machte aber um ſo geringere Fortſchritte, als ſeine Flotte von P. geſchlagen und der wichtige Waffenplatz Roſas bald weggenommen wurde. Er zog ſich daher bald wieder zurück. P. ſah ſich kurz darauf durch den Tod ſeines Gegners aller Beſorgniß enthoben, ward jedoch plötzlich krank und ſtarb am 10. Nov. 1285 befreit vom Kirchenbanne zu Villafranca de Penades. Ihm folgte ſein Sohn Alphons III. — P. IV., zubenannt der Ceremoniöſe, auch der Grauſame, geb. den 15. Sept. 1319, beſtieg den Thron nach ſeines Vaters Alphons' IV. Tode im Jahre 1336. Kenntnißreich und tapfer, dabei äußerſt thätig und entſchloſſen, aber auch liſtig, ehrgeizig und grauſam, erſcheint dieſer Fürſt in vielen Stücken ſeinem Zeitgenoſſen Peter dem Grauſamen von Caſtilien ähnlich. In eine ununterbrochene Reihe von inneren und auswärtigen Kämpfen verflochten, die er zum Theil ſelbſt hervorrief, zeigte er eine Härte und Unbeugſamkeit, die ihn oft in die gefährlichſte Lage verwikkelte und häufig an den Rand des Verderbens brachte. So hatte er gleich anfangs, nachdem er ſich dem Erzbiſchofe von Saragoza zum Trotze die Krone ſelbſt aufgeſetzt hatte, einen gefährlichen Aufſtand ſeiner Großen zu bekämpfen, weil er ihnen weder neue Rechte zugeſtehen, noch die alten beſtätigen wollte. Hart bedrängt von zwei Unionen, der ſogenannten aragoniſchen und valencianiſchen Union, trug er zuletzt doch den Sieg davon und befeſtigte ihn durch zahlreiche Hinrichtungen der Rädelsführer. Hierauf fand er die längſt geſuchte Urſache zum Streite mit dem Könige Jakob II. von Majorca, ſeinem Schwager, und nahm ihm ſein Reich, überzog dann Sardinien, welches ſich der aragoniſchen Herrſchaft entſchlagen wollte, mit Krieg und führte den langedauernden glücklich, während er zu gleicher Zeit rühmlich gegen die Mauren focht und einen mit Peter dem Grauſamen von Caſtilien ausgebrochenen Kampf nicht immer ſiegreich zwar, doch rühmlich und unerſchrocken fortſetzte. Durch ſeine Unterſtützung beſonders blieb Graf Heinrich von Traſtamare ſiegreich gegen Peter von Caſtilien, worauf auch er von dieſer Seite wenigſtens im Jahre 1374 Friede erhielt. Seine Ländergier veranlaßte ihn ſpäter die Erbin Siciliens, Maria, die Braut Johann Galeazzo's von Mailand, bei einer ſich ihm darbietenden Gelegenheit gefänglich zurückzuhalten und an ſeinen Enkel Martin zu vermählen, auch machte er im Jahre 1382 einen obwohl unglücklichen Verſuch, ſich des Herzogthums Athen zu bemächtigen. Nach dieſer Zeit gerieth er noch mit den aragoniſchen Ständen wegen ſeines Sohnes und Nachfolgers Johann (I.) in ernſte Zerwürfniß, doch wurde im Jahre 1386 die Ruhe wieder hergeſtellt und um dieſe Zeit auch die Verwirrung in Sardinien endlich beſeitigt. Bald darauf ſtarb P. nach 51jähriger Regierung den 5. Jan. 1387. 22.

Peter der Grauſame, König von Caſtilien und Leon, ein berüchtigter Fürſt, geb. den 30. Aug. 1334 zu Burgos, übernahm die Zügel der Regierung erſt 16 Jahre alt nach ſeines Vaters Alphons' XI. Tode im Jahre 1350, anfangs jedoch unter der Vormundſchaft ſeiner Mutter, Maria von Portugal, und Albuquerque's, ſeines Lehrers und Günſtlings. Unter des Letztern, eines verdorbenen Wüſtlings, Leitung erhielt ſein leidenſchaftliches, ungeſtümes Weſen eine gänzlich verfehlte Richtung und die natürliche Härte ſeines Gemüths ward bald zur vollendeten Verhärtung. Rückſichtslos wüthete er ſeitdem einem Nero (wie man ihn auch nannte)

Digitized by Google

ähnlich gegen Freund und Feind, nichtachtend auch die engſten Bande des Bluts, ſchreckenerregend überall, wo er erſchien, ſtets treulos und hinterliſtig, nur ſelten den Schein des Rechtes bewahrend. Als erſtes Opfer ſeiner Grauſamkeit fiel Eleonore de Guzman, die Maitreſſe ſeines Vaters; von deren 4 Söhnen aber Heinrich von Traſtamare, Friedrich, Ferdinand und Tello, die ihm gleichfalls gefährlich dünkten, entkam der Entſchloſſenſte, der Graf von Traſtamare, durch die Flucht nach Portugal. Gleichzeitig entſtand ein Aufruhr zu Burgos (1351), deſſen Urheber P. mit eigener Hand erdolchte. Dennoch wurde das Herz des Grauſamen durch die Liebe zu der ſchönen Maria Padilla ſo ſehr gefeſſelt, daß er ſich ſogar, wie behauptet wird, heimlich mit ihr vermählte, während öffentlich Blanka von Bourbon ſeine Gemahlin wurde. Selbſt Albuquerque fand damals ſchon die Tyrannei P.'s ſo unerträglich, daß er entfloh und ſich mit Heinrich von Traſtamare verband, welcher ſich an die Spitze der Unzufriedenen geſtellt und den Bürgerkrieg begonnen hatte. Doch P. ſiegte in Kurzem, verſtieß hierauf ſeine allgemein beliebte Gemahlin Blanka und vermählte ſich mit Johanna de Caſtro, die indeß nach wenigen Monaten das Schickſal ihrer Vorgängerin theilte. Rache brütend verband ſich jetzt die mächtige und einflußreiche Familie derſelben mit den zahlreichen Feinden P.'s, die von Neuem die Waffen ergriffen hatten und um ſo mehr auf Erfolg rechneten, da der Tyrann um dieſelbe Zeit in den Kirchenbann verfallen war. Traſtamare ſelbſt erſchien in Toledo, welches ebenfalls abtrünnig geworden war, worauf von Tag zu Tag die Zahl der Inſurgenten wuchs. Allein P. half ſich durch Liſt, wußte ſeine Mutter zu gewinnen und entwaffnete Toledo durch die Vorſpiegelung, als wolle er die Blanka wieder zur Gemahlin annehmen. Nun ließ er die Maske fallen; gräßlicher als je wüthete er gegen die Betrogenen; 22 der vornehmſten Bürger Toledo's verfielen dem Henker; Friedrich, der Bruder Traſtamare's, wurde gemeuchelmordet, desgleichen Don Juan von Aragonien, P.'s erſter Miniſter; Blanka ſtarb an Gift; auch P.'s Eleonore fiel als ein Opfer unmenſchlicher Grauſamkeit und ſein Finanzminiſter, der Jude Levi, mußte ſterben, weil er reich war. Ein um dieſe Zeit mit Aragonien ausgebrochener Krieg endete in dem Frieden von 1361 ohne weitern Vortheil für P.; eben ſo erfolglos blieb auch ein Zug gegen die Mauren in Cadiz, worauf der Barbar eine neue Schandthat beging, indem er den Muhammed Barbaroſſa, welcher ſich Grenadas bemächtigt hatte und daſſelbe von Caſtilien zu Lehn nehmen wollte, verrätheriſcher Weiſe zu ſich lockte und mit eigener Hand niederſtieß. Mit Gewalt nöthigte er ſpäter die Stände, die Kinder der unterdeß verſtorbenen Maria Padilla für legitim zu erkennen, mußte aber, als ihm Traſtamara in Verbindung mit dem Könige von Aragonien von Neuem einen gefährlichen Aufſtand erregte, ſeine Zuflucht zu dem unter dem Namen des ſchwarzen Prinzen bekannten Eduard von Wales nehmen, durch deſſen Hülfe er auch im Jahre 1367 einen entſcheidenden Sieg gewann. Allein ſchon im Jahre 1369 kehrte der Graf von Traſtamare jetzt durch die ſogenannten Kameradſchaften (grandes compagnies) unter Du Guesclin's Anführung verſtärkt nach Caſtilien zurück und trieb P. abermals in die Enge. Geſchlagen in der Schlacht bei Montiel ſchloß ſich der Tyrann in dem feſten Montiel ein, ließ ſich aber von Du Guesclin, den er hatte beſtechen wollen, zu einer Zuſammenkunft aus dem Schloſſe locken, traf an dem verabredeten Orte ſeinen Halbbruder, den Grafen von Traſtamare, und fiel nach einem kurzen Wortwechſel unter den Dolchſtichen deſſelben am 14. März 1369. — Vgl. J. Talbot Dillon's „History of the reign of Peter the Cruel, king of Castile and Leon“ (Lond. 1788. 2 Voll., deutſch Leipz. 1790). 22.

Peter, Könige von Portugal. — P. I., der Gerechte, der Sohn Alphons' IV., geb. 1320, beſtieg den Thron nach ſeines Vaters Tode im Jahre 1357 kurz nach Beendigung eines blutigen Bürgerkrieges, den er wegen Ermordung ſeiner geliebten Iñez de Caſtro (ſ. d. Art.) erregt hatte. Zehn Jahre lang regierte

Digitized by Google

er, für ſeine Zeit ein ſchönes Muſter von Regententugend, löblich und gerecht und die zu grauſame Beſtrafung der Mörder ſeiner Iñez abgerechnet völlig vorwurfsfrei. Er gab heilſame Geſetze und verſchaffte ihnen Achtung bei Volk und Adel, verminderte die Abgaben, förderte Ackerbau und Gewerbe und ſteuerte dem überhand nehmenden Luxus. Auch verdankte ihm die Juſtizverfaſſung weſentliche Verbeſſerungen. Allgemein verehrt und tief betrauert ſtarb er den 18. Jan. 1367. — P. II., der dritte Sohn des Königs Johann IV., geb. 1648, faßte zu der Gemahlin ſeines wilden, ausſchweifenden Bruders, des Königs Alphons VI., der liebenswürdigen Maria von Savoyen, eine heftige Zuneigung und benutzte die allgemeine Unzufriedenheit des Volks, um ſeinem Bruder die Herrſchaft zu entreißen. In der That gelang ihm dieß bereits im Jahre 1667, ohne irgend Widerſpruch zu finden; doch behielt er den Titel eines Regenten bei und nannte ſich erſt König, als ſein Bruder im Jahre 1683 im Gefängniſſe geſtorben war. Nach dem Tode Karl's II. von Spanien nahm er anfangs auf Frankreichs Seite, dann als Bundesgenoſſe Öſtreichs Theil an dem ſpaniſchen Erbfolgekriege, war auch glücklich und brachte die wichtigſten Städte von Eſtremadura in ſeine Gewalt, wurde aber an ferneren Eroberungen durch den Tod verhindert. Er ſtarb den 9. Dec. 1706 zu Alcantara. — Übrigens war ſeine Regierung im Allgemeinen ſegensreich für Portugal, indem er Recht und Gerechtigkeit ſtreng handhabte, Handel und Gewerbe in Flor brachte und das Finanzweſen einer heilſamen Reform unterwarf. Auch erhielten durch ihn die amerikaniſchen Colonien eine nützliche Umgeſtaltung. 22.

Peter, zwei Könige von Sicilien. — P. I., ſ. Peter III. von Aragonien. — P. II. beſtieg den Thron nach ſeines Vaters Friedrich I. Tode im Jahre 1337, wüthete aber ſo unſinnig, daß eine heftige Empörung ausbrach, welche unter der Mitwirkung des Königs Robert von Neapel bald eine drohende Geſtalt annahm. Schon waren die wichtigſten Städte, ſelbſt Meſſina, in der Gewalt der Feinde und Sicilien ſchien eine ſichere Beute des Königs von Neapel, als Peter plötzlich ſtarb, den 8. Aug. 1342. — Nach ſeinem Tode ward die Ruhe hergeſtellt und Ludwig, ſein Sohn, als König anerkannt. 22.

Peter, König von Ungarn, wegen ſeiner Vorliebe für die Deutſchen in der Geſchichte unter dem Namen Alemannus bekannt, ſuccedirte ſeinem Onkel, dem König Stephan I., im Jahre 1038, machte ſich aber in Kurzem durch unbeſonnenes Handeln, vor Allem aber wegen unkluger Begünſtigung der Deutſchen, ſo allgemein verhaßt, daß er Ungarn verlaſſen mußte. Hülfe flehend erſchien er in Deutſchland vor Kaiſer Heinrich III., fand Gehör und ſahe ſich im Jahre 1044 durch ein deutſches Heer unter Heinrich's eigener Anführung wieder auf dem Throne, doch als Vaſall Deutſchlands. Sein Nebenbuhler, Aba, war in der Schlacht gefallen, allein bald erhielt er einen neuen gefährlichern in Andreas (I.), welcher um ſo größern Anhang fand, als P. noch grenzenloſere Willkühr übte, wie früher. Nach kurzem und vergeblichem Widerſtande ſuchte der Angegriffene durch die Flucht zu entkommen, ward aber gefangen und geblendet. Drei Tage nachher ſtarb er (1047). 22.

Peter von Abano (Petrus Aponensis), berühmter Arzt und Sterndeuter, war zu Abano bei Padua 1250 geboren. Um ſich griechiſche Gelehrſamkeit zu erwerben lebte er eine geraume Zeit in Conſtantinopel und begab ſich hierauf nach Paris, um Medicin und Mathematik zu ſtudiren. Später lebte er in Padua als Profeſſor der Medicin, ſodann in Treviſo, wo er ums Jahr 1320 geſtorben iſt. Er ſtand bei den Ärzten ſeiner Zeit in ungemein großem Anſehn, allein ſeine Anhänglichkeit an den arabiſchen Arzt Ebn Raſchid (Averroes) und die damit verbundene Verachtung der herrſchenden Kirche, ſo wie ſeine uneingeſchränkte Vertheidigung der Sterndeuterei zogen ihm große Verfolgungen zu. Selbſt ſeine Gebeine blieben nicht einmal verſchont und erſt hundert Jahre nach ſeinem Tode ehrte man

ſeine Verdienſte durch Errichtung einer Ehrenſäule. — Sein Buch: „Conciliator differentiarum medicorum“ hat viele Auflagen (zuerſt Venet. 1471. Fol.) erlebt. Es iſt von Wichtigkeit, weil man aus ihm die Art kennen lernt, wie die gelehrten Ärzte ſeiner Zeit die Theorie und Praxis zu bearbeiten pflegten. 39.

Peter von Amiens oder **Peter der Einſiedler** (Pierre l'hermite), aus der Picardie von Amiens (vielleicht aus Acheris bei Laon) gebürtig, iſt als Erwecker des Kreuzzugeifers berühmt geworden. Von ſeinem frühern Leben iſt nur wenig bekannt. Er ſoll ſich anfänglich mit den Wiſſenſchaften beſchäftigt, als er aber fühlte, daß er dazu untüchtig ſei, Kriegsdienſte genommen haben, dann im flandriſchen Kriege gefangen worden ſein, aus Verdruß darüber dem Kriege entſagt, darauf geheirathet, nach dem Tode ſeiner Frau aber ſich zum Prieſter haben weihen laſſen und nachmals in eine Einöde gegangen ſein. Im Jahre 1093 wanderte er mit mehreren Pilgern nach Paläſtina und ſah dort die Bedrängniſſe der Chriſten durch die Seldſchucken. Mit der ihm eigenthümlichen Beredſamkeit ſchilderte er ſolche nach ſeiner Rückkehr dem Papſte Urban II. und überbrachte ihm ein Schreiben des Patriarchen von Jeruſalem, in welchem er die abendländiſchen Chriſten dringend bat, ihren bedrängten Brüdern zu Hülfe zu eilen. Nachdem P. von Urban den apoſtoliſchen Segen zur Verkündigung des heiligen Krieges empfangen hatte, durchzog er mit Thränen in den Augen, das Crucifix in der Hand, barfuß und im härenen Gewande, auf einem Eſel reitend Frankreich, Italien und das öſtliche Deutſchland, ſchilderte mit beredtem Munde das Elend der Chriſtenheit unter den Feinden des Kreuzes und goß durch ſeine Feuerworte ſeine Schwärmerei in die Seelen von Hunderttauſenden. Man ſah in ihm einen Geſandten aus höherer Welt und ſeinem Eſel raufte man in heiliger Wuth die Haare aus, ſie wie Reliquien aufbewahrend. Als durch ſeinen und des Papſtes Eifer das Unternehmen zu Stande gekommen war, zog er, noch ehe die Rüſtungen der größeren Häupter vollendet waren, an der Spitze eines Haufens von mehr als hunderttauſend Mann voraus. Aber aus Ärger über den zügelloſen Schwarm, namentlich über die verkleideten Dirnen, die ſich im Lager befanden und unterwegs ihr Conto beſſer zu finden glaubten, als in der zerſtreuten Geſellſchaft von Europa, ergriff P. die Flucht. Doch ward er durch Tancred wieder zurückgebracht, welcher ſich dadurch um das Heer der Kreuzfahrer ein großes Verdienſt erwarb. Denn was war von den Übrigen zu erwarten, wenn der ſchwärmeriſche Urheber des ganzen Kriegs ſelbſt entwiſchte! Daß P. übrigens beim Heere ſehr beliebt war, beweiſt der Umſtand, daß, als Bohemund auf ſeine Beſtrafung drang, Alle einſtimmig Fürbitte für ihn einlegten. Der Eroberung von Jeruſalem ſoll P. noch beigewohnt haben, ſpäter aber nach Europa zurückgekehrt und in dem von ihm gegründeten Kloſter zu Huy (1115) geſtorben ſein. Die Urtheile über dieſen Mann ſind in alter und neuer Zeit ſehr verſchieden geweſen. Von ſeinen Zeitgenoſſen ward er als Heiliger geehrt, von den unſrigen meiſt als Fanatiker verachtet. Spittler nennt ihn einen „blöden Kerl,“ einen „guten einfältigen Menſchen, dem der Kopf ſehr leicht warm gemacht werden konnte.“ Rotteck dagegen ſagt von ihm: „Dieſer hochbegeiſterte Mann bleibt immer, als von Gott erkorenes Werkzeug einer großen Umwälzung, als ein durch und für ſein Zeitalter gebildeter kräftiger, ob auch ſchwärmeriſcher Geiſt, eine ehrwürdige Erſcheinung.“ 63.

Peter von Arezzo, ſ. Aretino (Pietro).

Peter von Cortona, ſ. Bereltini.

Peter von Dresden, einer der früheſten deutſchen Kirchenliederdichter, um 1380 zu Lauskow ob der Miß geboren, hielt ſich bis 1409 als Huſſit in Prag auf und verwaltete ſpäter mehrere Schulämter in ſeinem Vaterlande, bis er als Waldenſer verdächtigt und verfolgt wieder nach Prag ging, wo er 1440 ſtarb. Er iſt

Digitized by Google

beſonders deßwegen merkwürdig, weil er zuerſt durch lateiniſch-deutſche Kirchenlieder dem reindeutſchen Kirchengeſange Eingang zu verſchaffen ſuchte. 66.

Peter von Perugia, ſ. Perugino.

Petermännchen, alte Scheidemünze zu Aachen, Trier u. a. O., = 6 Buſche; 54 P. = 1 Thlr. Es gab zweierlei Arten von P., nämlich nach dem 20 Guldenfuße geprägt gehen 72 Stück und nach dem 25 Guldenfuße 90 Stück auf einen Speciesthaler. Erſteres hat einen Werth von $5\frac{3}{4}$ Pf. Conv. und letzteres von $5\frac{4}{15}$ Pf. Conv. 33.

Petersburg, (59° 56′ 23″ N. Br., 47° 59′ 30″ L.), Hauptſtadt des gleichnamigen Gouvernements, neue Hauptſtadt des ganzen ruſſiſchen Reichs, gewöhnliche Reſidenz des Kaiſers, Sitz des Reichsrathes, der Miniſterien, des dirigirenden Senats und der heiligen Synode, ſo wie aller übrigen Centralbehörden, des Gouverneurs und der Provinzialbehörden, eines griechiſchen Erzbiſchofs und eines römiſch-katholiſchen Erzbiſchofs, Metropolitan für alle Katholiken in Rußland, ſo wie eines lutheriſchen Biſchofs, iſt eine der prächtigſten und nach London und Paris der volkreichſten Städte Europas. Sie liegt niedrig, auf einem flachen, meiſtens ſumpfigen Moorboden, da wo der breite Newaſtrom, welcher mit ſeinen Armen und Canälen ſie in mehrere Inſeln theilt und hier einen großen Hafen von geringer Tiefe bildet, ſich in den finniſchen Meerbuſen ergießt, und iſt eine offene Stadt, blos mit einem Graben umgeben und mit einer Citadelle verſehen, die in militairiſcher Hinſicht keine Wichtigkeit hat. Die einzelnen durch die Newa, deren klares Waſſer das fehlende Trinkwaſſer erſetzt, getrennten Stadttheile ſind durch mehrere Schiffbrücken verbunden, von denen die 1050 Fuß lange und 60 Fuß breite Iſaaksbrücke, die Woskreſenskoibrücke und die Troitskoibrücke die merkwürdigſten ſind, und über die Canäle, die aus ihr führen, gehen Kettenbrücken, unter denen die über die Fontanka merkwürdig iſt. Dieſe ruht auf 10 Ketten, unter denen die Fahrzeuge ohne Schwierigkeit weggehen. Ein Newaarm iſt die Moika, über welchen 4 Brücken von Gußeiſen führen, von denen die neueſte 1818 erbaute 28 Ellen breit iſt. Die Stadt iſt 9 Werſte lang, 8 breit, hat 24 Werſte oder $3\frac{1}{2}$ Meile im Umfange und 74 □Werſte oder $1\frac{1}{2}$ geogr. □Meile im Areale, wovon jedoch die Gebäude erſt $\frac{1}{13}$ einnehmen und macht unter allen europäiſchen Hauptſtädten bei dem erſten Anblick den vortheilhafteſten Eindruck durch die Breite, den ſchnurgeraden Lauf und die Reinheit ihrer Straßen, durch die Pracht und Regelmäßigkeit ihrer Häuſer, welche 3, höchſtens 4 Stockwerke haben und mit lauter italieniſchen Dächern, deren roth gefirnißte Eiſenbedeckung eine vorzügliche Schönheit der Stadt ausmacht, mit ſchönen, geſchmackvoll geordneten Basreliefs und mit eleganten Balcons von gegoſſenem und vergoldetem Eiſen verſehen ſind, durch die vortheilhafte Lage ihrer bemerkenswertheſten Gebäude und die Granitquais längs der Newa, Fontanka und anderer Canäle, die man für die ſchönſten und prächtigſten Europas hält. Sie wird in 11 Haupttheile, nämlich in 4 Admiralitätstheile, in den Stückhofs-, den roſchetwenkiſchen, den Karätnoi- und jämskoiſchen, in den Waſilei-Oſtrowſchen, den petersburgiſchen und den wiburgiſchen Stadttheil und in 55 Quartiere getheilt. P. hat gegen 11000 Häuſer mit 479993 Einwohnern, worunter 24000 Deutſche, 11 Markt- und 9 andere öffentliche Plätze, 159 Hauptſtraßen, 469 Krongebäude, 2000 Buden, 179 Kirchen und Kapellen (darunter 140 griechiſche, 4 altgläubige, 19 proteſtantiſche und römiſch-katholiſche, 1 reformit-deutſche, 1 reformirt-franzöſiſche, 1 reformirt-holländiſche, 1 anglikaniſche, 2 armeniſche, 8 Bethäuſer) 2 griechiſche Klöſter, 1 Moſchee und 1 Synagoge; überhaupt wird der Gottesdienſt in 15 Sprachen gehalten. Die ſchönſten Straßen ſind: die Newsky-Perſpective mit Trottoirs belegt, mit ſchönen Bäumen bepflanzt, mit reichen Kaufläden, geſchmackvollen Gebäuden und mit der kaſanſchen Kirche geziert; die ſehr lange und breite Liteinaja; die Sadowaja; die Millionenſtraße; die Morskaja und die Admiralitätsſtraße. Die ausgezeichnetſten öffentlichen Plätze ſind:

der große Platz vor dem Winterpalaſte, der ſchönſte, auf dem jetzt die jüngſt errichtete rieſenhafte, 154 Fuß hohe Alexanderſäule von Granit ſich erhebt; der Iſaaksplatz mit der noch im Bau begriffenen Iſaakskirche; der Peters- oder Senatsplatz mit dem Monumente Peter's I., welches auf einem ungeheuern Granitblocke, von einem einzigen Stücke, von 17 Fuß Höhe ruht und eine Schwere von 30000 Centnern hat; der Theaterplatz, welcher ſeinen Namen von dem großen Theater hat, das ſich in ſeiner Mitte erhebt; das Marsfeld (Czarizin Lug, Wieſe der Czarin) zwiſchen der Newa und Moika, von zwei großen kaiſerlichen Gärten, dem Marmorpalaſte, ſchönen Caſernen und anderen ausgezeichneten Gebäuden umſchloſſen, zu den Militairübungen beſtimmt und mit der Statue Suwarow's geziert; der Platz des erſten Cadettencorps, mit einem zu Ehren des Feldmarſchalls Romanzow errichteten Obelisken geſchmückt; der Börſenplatz, durch die ſchöne Börſe verſchönert. Keine Stadt der Erde iſt ſo reich an neuen öffentlichen Gebäuden und Privatpaläſten und man kann ſie mit Recht die Stadt der Paläſte nennen. Die vorzüglichſten Gebäude darunter ſind: der Winterpalaſt, die gewöhnliche Wohnung des Kaiſers, ein rieſenhaftes Gebäude, aber von einer ſchwerfälligen und fehlerhaften Bauart; ein bedeckter Bogengang verbindet ihn mit der großen und kleinen Eremitage, die wieder durch einen andern Bogengang mit dem Theater in Verbindung ſteht. Die Eremitage, ein von der Kaiſerin Katharina II. erbauter, ſchöner Palaſt, deren Lieblingsaufenthalt er war, enthält mehrere koſtbare Sammlungen, unter andern die Gemäldegallerie und das Cabinet von geſchnittenen Steinen, die mit Recht unter die reichſten Europas gerechnet werden; das Edelſtein- und Kleinodiencabinet, worin die Krondiamanten aufbewahrt werden, unter denen man den berühmten Diamant von 194 Karat, einen der drei größten vorhandenen, bewundert; auch ſind hier Büſching's Chartenſammlung, Pallas' naturhiſtoriſches Cabinet, die Bibliotheken Voltaire's, Diderot's und d'Alembert's mit 10600 Bänden und die herrlichen Gemälde- und Statuenſammlungen, welche einſt Malmaiſon, den Lieblingsaufenthalt Napoleon's, zierten. Der Marmorpalaſt iſt ein äußerſt reiches, prachtvolles, aber unregelmäßiges Gebäude. Der Palaſt Anitſchkow, im italieniſchen Geſchmacke erbaut, ward vom jetzigen Kaiſer Nikolaus als Großfürſt bewohnt und auch noch jetzt wohnt er jährlich mehrere Wochen hier. Der tauriſche Palaſt iſt merkwürdig wegen ſeiner geſchmackvollen Bauart, ſeiner großen Gallerien, ſeines Gartens und weil er von dem reichen mächtigen Fürſten Potemkin (der Taurier genannt) erbaut worden iſt. Der in den Jahren 1819—1825 erbaute Palaſt des Großfürſten Michael zeichnet ſich durch ſeine ſchöne Bauart, geſchmackvolle und reiche Ameublirung aus und es findet ſich darin eine ſchöne Sammlung von Waffen und Uniformen faſt aller neuern und alten Völker. Der vormalige Palaſt des Kaiſers Paul oder michailow'ſche Palaſt, jetzt Sitz der höheren Schule des Geniecorps, deſſen Erbauung an die Schlöſſer des Mittelalters erinnert, indem er mit Feſtungswerken verſehen war, die man jetzt in freundliche Esplanaden verwandelt hat, ward vom Kaiſer Paul zu Folge einer Traumerſcheinung erbaut und hier endigte er auch ſein Leben. Ferner ſind zu bemerken: der Palaſt der Akademie der ſchönen Künſte; die Börſe; die Admiralität, deren vergoldeter, hoher Thurm der erſte Gegenſtand iſt, welchen man erblickt, indem man ſich P. nähert, und deſſen ungeheurer Umfang eine große Schiffswerft, wo man Linienſchiffe baut, und große Säle in ſich ſchließt, voll von den intereſſanteſten Gegenſtänden, die das Marinemuſeum bilden; der Palaſt der Akademie der Wiſſenſchaften; der Senatspalaſt; der Palaſt der Reichsaſſignationsbank; das Gebäude des Pagencorps, vormals des Malteſerritterordens; das ſchöne Gebäude des Oberpoſtamts; das herrliche Gebäude der zwölf Reichscollegien, jetzt der Univerſität, dem Senatsarchive und der heiligen Synode eingeräumt; das Rathhaus und beſonders der Generalſtabspalaſt, ein prachtvolles, halbrundes, erſt in neueren Zeiten, dem Winter-

palaſte gegenüber, errichtetes Gebäude, das die ganze Südſeite des vor dem Winterpalaſte ſich ausbreitenden Platzes einnimmt und die ſämmtlichen Obermilitairbehörden umfaßt. Höchſt merkwürdig iſt auch das große Kaufhaus (Goſtinoi-Dwor) mit ſeinen zwei brillanten Gallerien über einander, wovon die im Erdgeſchoſſe 170 Kaufläden enthält, in denen die Kunſt- und Naturproducte aller Erdtheile ausgeſtellt liegen; das große Local der kaiſerlichen Bibliothek; das Prachtgebäude des Bergcadettencorps mit einem künſtlichen, vollſtändigen Bergwerke unter der Erde zum Unterrichte der Zöglinge, das ſich in deſſen Garten befindet; das Smolnoikloſter; das St. Katharineninſtitut; das prächtige Abuchow'ſche oder Sadthospital für dürftige Kranke, womit auch eine Irrenanſtalt in Verbindung ſteht; das Findelhaus, vielleicht nächſt dem zu Moskau das größte in Europa; das Gebäude des Inſtituts der Land und Waſſercommunicationen. Alle Militairinſtitute ſind höchſt charakteriſtiſch und großartig. Dazu gehören: das Exercierhaus; die Caſernen, ſowohl durch ihre Größe, als durch die Zahl merkwürdig, worunter ſich die Caſernen der Garderegimenter Ismailowsky, Pawlowsky, Moskowsky und der Reitergarden, zuſammen 46000 Mann, auszeichnen; die Reitbahnen, welche unter die ſchönſten Europas gehören; das neue Zeughaus, worin man beſonders die Stückgießerei bewundert; die Artilleriewerkſtätte mit 12 Bohrmaſchinen; die großen und ſchönen Gebäude des erſten und zweiten Landcadettencorps; das Gebäude der Militairwaiſen und das vormalige Kriegscollegium. Unter den Kirchen ſind die vorzüglichſten: die Kathedrale oder Kirche der Mutter Gottes zu Kaſan, eine Nachbildung der Peterskirche in Rom (56 Granitſäulen mit bronzenen Capitälern tragen das Schiff und die Kuppel) mit einem wunderthätigen Marienbilde; die Iſaakskirche, die man 1822 nach einem neuen Plane wieder zu erbauen angefangen hat, mit einer ſehr hohen prächtigen Kuppel und 4 Säulenhallen, jede von 16 Säulen mit bronzenen Baſen und Capitälern, die jede aus einem Granitblocke beſtehen und 5 Fuß 10 Zoll an der Baſis im Durchmeſſer und 56 engl. Fuß Höhe haben, ganz mit finnländiſchem und ſibiriſchem Marmor, Jaspis und Porphyr bekleidet und von 32 Öfen und unter dem Marmorboden gezogenen Röhren erwärmt; die St. Peter- und St. Paulskirche in der Citadelle von P., welche ſich durch ihren kühnen Thurm auszeichnet und die Gruft der kaiſerlichen Familie enthält; ferner die St. Nikolaikirche, die St. Simeonskirche, die Kirche der Verklärung Chriſti, die ſchöne und prachtvolle katholiſche Kirche und beſonders die vor den Stadtthoren liegende Kirche des Alexander-Newskykloſters, welche das reiche Grab dieſes Heiligen von maſſivem Silber enthält. Außerdem gibt es eine Menge ſchöner Privatpaläſte, unter denen die vorzüglichſten ſind: die herrlichen Paläſte Stroganow, Besborodko, Scheremetew, Gagarin, Beloſſelsky und Labanow. Von den wiſſenſchaftlichen Anſtalten ſind beſonders wichtig: die im Jahre 1819 geſtiftete Univerſität, mit welcher die im Jahre 1805 geſchaffene Rechtsſchule vereinigt worden und zu welcher eine große Section für die orientaliſchen Sprachen mit 11 Profeſſoren und mehreren Adjuncten gekommen iſt, die eine Buchdruckerei, eine Bibliothek beſitzt und 40 Zöglinge unterrichtet und unterhält; die chirurgiſch-mediciniſche Akademie, von Peter dem Großen geſtiftet und von dem Kaiſer Alexander neu organiſirt, mit 520 Penſionairs und 386000 Rubel Einkünften; das pädagogiſche Centralinſtitut, 1828 wieder hergeſtellt und mit demſelben Range wie die Univerſitäten, welche die jungen Leute aufnimmt, die ſich dem Unterrichte widmen; die ſogenannte hohe Schule von P., 1822 gegründet und jetzt in ein Gymnaſium verwandelt; die geiſtliche Akademie von P., eine der 4 großen Anſtalten des Reiches, wo junge Leute von der griechiſchen Religion in den theologiſchen Wiſſenſchaften unterrichtet werden; das mit der Univerſität verbundene Adelspenſionat; die Akademie der Wiſſenſchaften; die Bau- und Malerakademie; die zwei Militairſchulen, bekannt unter dem Namen des erſten und zweiten Landcadettencorps; die

Digitized by Google

Artillerieſchule, im Jahre 1809 eröffnet; das Seecadettencorps, von Peter dem Großen errichtet, wozu Kaiſer Alexander im Jahre 1803 eine Schifffahrtsſchule für 50 Zöglinge gefügt hat; das Ingenieurcorps der Land- und Waſſercommunicationen, im Jahre 1820 geſtiftet; das Pagencorps; die Akademie der ſchönen Künſte; das Forſtinſtitut; die Bergwerksſchule, welcher der Kaiſer Alexander im Jahre 1804 eine größere Ausdehnung gegeben hat; die Handelsſchule; das technologiſche Inſtitut, kürzlich errichtet, um gute Handwerker und Fabrikanten zu erziehen, mit 132 Zöglingen; die 1801 geſtiftete kaiſerliche Ackerbauſchule und die Schule, welche die Gräfin Stroganow 1824 zu demſelben Zwecke eröffnet hat; die Handelsmarineſchule, die Kaiſer Nikolaus ohnlängſt geſchaffen hat, um geſchickte Capitaine und Steuermänner ſo wie Schiffbaumeiſter für die Handelsmarine zu bilden, worin die Krone 32 Zöglinge unterhält; die Thierarzneiſchule; die 2 Gymnaſien; die Hauptſchule der Proteſtanten, wo über 500 Zöglinge zu allen nützlichen Kenntniſſen in den verſchiedenen Lebensverhältniſſen geführt werden (der Unterricht geſchieht in deutſcher Sprache); die Taubſtummenſchule; das Schullehrerſeminar; das Fräuleininſtitut im Kloſter Schmelnoi für 500 junge arme Mädchen aus dem Adelſtande; das St. Katharineninſtitut für 180 junge Mädchen von hoher Geburt; das Militairwaiſenhaus, im Jahre 1805 neu organiſirt; die Töchterſchule in dem Findelhauſe; die Fähnbrichsſchule; die deutſchen St. Anna- und St. Katharinasſchulen, große anführungswerthe Elementarſchulen; die deutſche Petriſchule; das kalmückiſche Inſtitut; die große Soldatenſchule u. a. Außerdem gibt es viele gelehrte Geſellſchaften zur Beförderung der Civiliſation, wie: die freie Geſellſchaft der Freunde der Wiſſenſchaften, der Literatur und der Künſte; die Geſellſchaft der Freunde der ruſſiſchen Sprache; die Geſellſchaft der Arzneiwiſſenſchaft; die pharmaceutiſche Geſellſchaft; die kaiſerliche Geſellſchaft der Mineralogie; die freie ökonomiſche Geſellſchaft; die freie Ackerbaugeſellſchaft; die kaiſerliche philanthropiſche Geſellſchaft; die militairiſche Geſellſchaft; die Geſellſchaft zur Ermunterung der Schulen des wechſelſeitigen Unterrichts; die Geſellſchaft zur Ermunterung der Künſtler, welche die beſten aus der Schule der ſchönen Künſte entlaſſenen Zöglinge zu Rom unterhält. Die Hülfsanſtalten für Wiſſenſchaft und Kunſt ſind äußerſt zahlreich. Dahin gehören: die kaiſerliche Bibliothek mit 300000 Bänden; die Bibliothek in der Eremitage, womit die koſtbare Sammlung, ruſſiſche Bibliothek von 10000 lauter ruſſiſchen Büchern, verbunden iſt; die Bibliothek der Akademie der Wiſſenſchaften mit 100000 Bänden und einer koſtbaren Sammlung orientaliſcher Handſchriften; ferner die Bibliotheken der Univerſität, der Admiralität, des Marmorpalaſtes, des Cadettencorps, des Alexander-Newskyklosters, der Akademie der ſchönen Künſte, des Großfürſten Conſtantin, der mediciniſch-chirurgiſchen Geſellſchaft und der ökonomiſchen Geſellſchaft. Unter den Sammlungen anderer Art ſind nennenswerth: das Naturaliencabinet der Akademie der Wiſſenſchaften; die kaiſerliche Gemäldegallerie in der Eremitage; das Muſeum der Bildhauer- und Baukunſt der Akademie der ſchönen Künſte mit der kleinen Sammlung des tauriſchen Palaſtes; das aſiatiſche Muſeum der Akademie der Wiſſenſchaften, welche das reichſte orientaliſche Münzcabinet begreift, das je geſammelt worden iſt; das Münzcabinet der Eremitage, beſonders durch die Nationalmünzen und Medaillen merkwürdig; die ſchöne mineralogiſche Sammlung des kaiſerlichen Bergcadettencorps; die ſchönen Sammlungen von Modellen, Maſchinen und Verzierungen, welche in der Admiralität und vornehmlich im Locale des Bergcadettencorps aufbewahrt werden; das kürzlich errichtete ethnographiſche Muſeum; die prächtige Sammlung alter und neuer Waffen im alten Zeughauſe; der prächtige botaniſche Garten. Auch hat Petersburg mehrere merkwürdige Privatſammlungen, z. B. die Muſeen von Romanzow, Swignin und Orlowsky; ferner die Gemäldegallerie von Nariſchkin, Besborodko, Stroganow, Muſſin-Puſch-

kin ꝛc. — Es ſind in P. 16 Druckereien vorhanden, wovon 3 dem Senate, der Synode und dem Kriegsminiſterium gehören; eine druckt Schriften in tatariſcher Sprache, eine andere blos Muſikalien. Ruſſiſche Buchhandlungen gibt es 50, fremde 20; mehrere dem Publicum geöffnete Leſezimmer und viele Leihbibliotheken. P. hat mancherlei Manufacturen und Fabriken. Kaiſerlich davon ſind die Tapetenmanufactur der Gobelins mit 139 Arbeitern und einem Etat von 33210 Rubeln, die Crownglasfabrik und Spiegelhütte zu Oſerki mit 300 Arbeitern, die Porzellanfabrik mit 190 Arbeitern und die Baumwollenſpinnerei zu Alexandrowsk. Von den übrigen ſind zu erwähnen: 1 Gold- und Silberſcheidungsfabrik, 1 Vitriolölfabrik, 1 Bronzefabrik, 1 Metallgießerei, 1 Scheidewaſſerfabrik mit 15 Deſtillirkolben, 7 Seidenmanufacturen, 8 Spielkartenfabriken, mehrere Rauch- und Schnupftabaksfabriken und 5 Schriftgießereien. P. umfaßt ⅓ des ganzen ruſſiſchen Handels (1827 betrug die Einfuhr 110827315, die Ausfuhr 94998645 Rubel). Doch müſſen die großen Schiffe zu Kronſtadt anlegen und ihre Ladung auf kleinen Fahrzeugen in die Newa ſchicken. Übrigens iſt hier der Sitz des Reichscommerzcollegium, der Reichsbank, der Aſſignatenbank; es beſteht 1 Börſe, 1 Handelsaſſecuranzcomptoir; auch werden Wochen- und Jahrmärkte gehalten. Für die Vergnügungen gibt es 3 Theater und 1 Opernhaus mit Ballet, öffentliche Gärten (die vornehmſten in der Stadt ſind die beiden tauriſchen, die 2 Sommergärten, der Stroganow'ſche, das Kreuzeiland), Caffeehäuſer, Billarde, Reſtaurationen, Schenken aller Art, Sorbettbuden ꝛc.; aber das Leben iſt ungemein theuer und die Luft im kurzen Sommer nicht angenehm. Charakteriſtiſch iſt der Hauptſtadt der Limnoi-Rynok, ein großer Platz, auf welchem im Winter ungeheure Haufen von getödteten Ochſen, Hammeln, Schweinen, Fiſchen, Hühnern, hernach Butter, Eier, kurz alle Arten von Lebensmitteln aufgeſchichtet zu ſehen ſind; ferner die Straßenöfen auf großen Plätzen, mit Mauerwerk und eiſernem Dache verſehen, wo man ſich wärmt, um dann in den langen Straßen ſeinen Geſchäften weiter nachzugehen. P. hat einen Gouverneur, einen eigenen Stadtmagiſtrat und Stadtgericht. An der Spitze der Polizei ſtehen 1 Oberpolizei- und 2 Polizeimeiſter; jeder der 11 Stadttheile hat 1 Priſtav oder Major, jedes Quartier 1 Nadsaratel, auch befindet ſich in jeder derſelben eine Unterpolizeibehörde mit einem Officier- und 4 kleinen hölzernen Wachthäuſern, worin 3 Straßenwächter Wache halten. Jeder Stadttheil hat 1 Brandwache, aus 1 Officier, 1 Unterofficier und 50 Gemeinen beſtehend; das ganze Feuerwächtercommando beträgt 529 Mann. Das Polizeicommando beſteht aus 1 Commando von 264 Dragonern und 240 Musketieren. Die Stadterleuchtung durch 6514 Laternen iſt geſchmackvoll und hinreichend; das Straßenpflaſter, die Straßenreinigung, der Canalbau vorzüglich. — Der Czar Peter der Große gründete 1703 dadurch die Stadt, daß er zuerſt auf einer Inſel der Newa eine Feſtung zum Schutze gegen die angrenzenden feindlich geſinnten Schweden anlegte. Der Feſtung gegenüber ließ ſich Peter, um den Bau ſelbſt zu leiten, ein kleines hölzernes Haus bauen, das noch jetzt erhalten worden iſt und zu deſſen längerer Erhaltung man es mit einem ſteinernen Gebäude umgeben hat. Bald darauf erhoben ſich andere öffentliche und Privatgebäude, zu deren Theilnahme Peter der Große den in der Nähe wohnenden Adel und die in Moskau, Nowogorod und andern Städten befindlichen reichen Kaufleute zu gewinnen wußte, ſo daß in kurzer Zeit daraus eine bedeutende Stadt wuchs, die nun vorzüglich unter Katharina II. und Alexander I. zu einer beinahe unnachahmlichen Vollkommenheit emporgeſtiegen iſt. — Die nächſten Umgebungen Petersburgs ſind durch eine Menge Gärten und Sommerhäuſer verſchönert, beſonders auf dem Wege nach den Luſtſchlöſſern Strelna, Narwa, Peterhof und Oranienbaum, und überaus prächtig und reich ſind alle kaiſerliche Luſtſchlöſſer mit ihren großen Gartenanlagen. 71.

Digitized by Google

Peterſen (Johann Wilhelm), einer der innigſten Anhänger Spener's und der eifrigſte Vertheidiger des (ſubtilen) Chiliasmus in der zweiten Hälfte des XVII. Jahrh., wurde den 1. Juni 1649 zu Osnabrück geboren. Seine Schulbildung erhielt er auf dem Gymnaſium zu Lübeck, ſtudirte ſeit 1669 Theologie zu Gießen und lebte dann abwechſelnd ebendaſelbſt und in Roſtock. In Frankfurt am Main, wohin er ſich ſpäter wandte, lernte er Spener kennen, in deſſen Umgange er, wie durch die Schriften Jacob Böhme's und anderer theoſophiſchen Myſtiker zu der Einſicht und der Überzeugung von der Wahrheit jener Glaubensanſichten gelangte. Da er ſich in einem Hochzeitsgedichte gegen das päpſtliche Verbot der Prieſterehe harter Ausdrücke bedient hatte, wurde dem Rathe zu Lübeck im Geheimen vom Kaiſer der Auftrag ertheilt, ſich der Perſon P.'s zu bemächtigen. Aber er entging dieſer Gefahr, indem er ſich 1677 Roſtock zu ſeinem Aufenthaltsorte wählte und hier als Lehrer der Dichtkunſt auftrat. Von hier aus folgte er dem Rufe als Prediger an der Ägidienkirche in Hanover, wurde dann Superintendent in Eutin und 1688 in Lüneburg. Hatte P. ſchon vorher ſich apokalyptiſchen Erwartungen hingegeben und ſich nicht geſcheut, dieſelben öffentlich auszuſprechen, ſo war dieß in ſeiner jetzigen Stellung noch mehr der Fall. Die Folge davon war, daß er 1692 ſeines Amtes entſetzt wurde. Seine übrige Lebenszeit brachte er in Magdeburg, ſpäter auf einem Landgute in deſſen Nähe zu und ſtarb zu Thymern bei Zerbſt den 31. Jan. 1727. Seine Schriften (89 an der Zahl), unter denen ſich Erklärungen einzelner bibliſcher Bücher befinden, ſind größtentheils in der Form von Sendſchreiben an Theologen abgefaßt, gegen die er ſeine Anſichten zu rechtfertigen ſucht. 1719 erſchien ſeine Autobiographie in der 2. Aufl. 77.

Petersgroſchen oder **Peterspfennig** (denarius St. Petri), in England Romespenny oder Romescoth genannt, war eine Abgabe eines Denars für jedes Haus in England an den Papſt, welche jährlich am Peterstage eingeſammelt wurde und im XIII. Jahrh. das Einkommen des Königs bedeutend überſtieg. Die Päpſte hatten ſie auf alle Laien im ganzen Lande ausgedehnt, während ihre urſprüngliche Beſtimmung nur die geweſen war, daß einer der Heptarchen, Offa in Mercia, im Jahre 794 bei einer Wallfahrt zu Rom eine Lehranſtalt für Engländer geſtiftet hätte, zu deren Unterhaltung von jedem Hauſe, aber nur in ſeinem Gebiete, ein geringer jährlicher Beitrag gegeben werden ſollte. König Heinrich VIII. aber verweigerte dem Papſte dieſen Tribut und ſchlug ihn zur königlichen Kammer. 63.

Peterſilie, Garteneppich, lat. petroselinum; franz. pérsil ordinaire; engl. common pursley, ein bekanntes Küchengewächs (apium petroselinum L., zu Juſſieu's Familie der umbelliferae und Linné's pentandria digynia gehörend), deren Samen ein gelbes ätheriſches Öl enthalten, iſt eine zweijährige Pflanze, wächſt wild in Sardinien und Sicilien an Bäumen, Quellen und kleinen Bächen, wird aber in Deutſchland als eine allgemein bekannte Pflanze, die einen durchdringenden und eigenthümlich gewürzhaften Geruch, einen ſcharfen, gewürzhaften und angenehmen Geſchmack hat, angebaut und ſowohl in der Medicin als reizendes, harntreibendes und auflöſendes Mittel (beſonders bei Blennorrhoe und als Unterſtützungsmittel anderer Arzneien bei Waſſerſuchten) angewendet, wie auch in unſern Küchen als Gewürz zu manchen Speiſen und ihre Wurzeln als eine Art von Gemüſe benutzt. Die P. gleicht ſehr dem Schierling (ſ. d. Art.), von dem ſie, da dieſer giftig iſt, wohl unterſchieden werden muß. 14.

Peterwardein (Peterwaradin), nächſt Semlin und Carlowitz der wichtigſte Ort der ſlavoniſchen Miltairgrenze, zugleich eine der ſtärkſten Feſtungen der öſtreichiſchen Monarchie, liegt in einer fruchtbaren gut angebauten Gegend (Syrmien) am rechten Ufer der Donau und beſteht aus der auf einer ſteilen Felſenhöhe hart an der Donau liegenden obern Feſtung und der an dem ſüdlichen Fuße derſelben liegenden untern Feſtung, welche außer ihren Werken noch ein großes Hornwerk hat.

Digitized by Google

Außerdem ſind auch die Vorſtädte befeſtigt, überhaupt aber die Feſtungswerke ſehr weitläufig, ſo daß wenigſtens 10000 Mann zu ihrer Vertheidigung erforderlich ſind. Mit der gegenüber am linken Ufer der Donau gelegenen Stadt Neuſatz ſteht P. durch eine Schiffbrücke in Verbindung. Hier iſt übrigens der Sitz des Generalcommandos und des Militairoberappellationsgerichts. Ohne die Beſatzung, welche jetzt nur gegen 2000 Mann ſtark iſt, zählt die Stadt 5000 Einw. — Hiſtoriſch denkwürdig iſt P. durch einen Sieg, welchen hier Prinz Eugen am 5. Aug. 1716 über die Türken erfocht. Den Bitten der in Morea hart bedrängten Venetianer nachgebend war das öſtreichiſche Cabinet vermittelnd in Conſtantinopel eingeſchritten und hatte, um ſeinen Vorſtellungen größern Nachdruck zu geben, zugleich ein Heer von 70000 Mann unter Eugens Oberbefehl ſchlagfertig gehalten. Allein die Pforte, jeden Vorwand, um den Carlowitzer Frieden brechen zu können, ergreifend, erklärte den Krieg und ſchickte unter des Großweſiers Kumurdſchi Anführung ein wohlgerüſtetes Heer von 200000 Mann gegen die Donau. Bei Carlowitz nahm daſſelbe Poſition und rückte hierauf durch einige glückliche Reitergefechte ermuthigt gegen P. vor, unter deſſen Kanonen ſich Eugen nach ſeinem unangefochtenen Übergange über die Donau aufgeſtellt hatte und zwar in einer Poſition, die auf der rechten Flanke durch unerſteigliche Anhöhen und auf der linken von tiefen Moräſten hinlänglich gedeckt war. Ihrer faſt um das dreifache überlegenen Anzahl vertrauend ſtürzten die Türken am 5. Aug. aus ihrem ſchlecht befeſtigten Lager hervor, zuerſt auf die Infanterie Eugens und warfen ſie, gaben aber im ungeſtümen Vordringen gefährliche Blößen, wurden auch überdieß von der öſtreichiſchen Reiterei ſo heftig angegriffen und zugleich von dem wohlgeordneten Kanonenfeuer Eugens ſo mörderiſch beſchoſſen, daß ſie bald wankten und zuletzt zum Rückzuge in ihre Verſchanzungen genöthigt wurden. Auch hier angegriffen ſtoben ſie bald in wilder planloſer Flucht auseinander und überließen das Schlachtfeld mit einem Verluſte von wenigſtens 10000 Mann (nach Andern 30000 Mann), 150 Fahnen und 164 Stück Geſchütz dem Sieger. Unter den Todten war der Großweſir ſelbſt nebſt 10 Paſchas; ſein Zelt mit ſeinen Koſtbarkeiten, auf 300000 Gulden angeſchlagen, verblieb dem Prinzen Eugen; überhaupt aber rechnete man die Beute auf 5 Mill. Gulden an Werth. — In Folge dieſes wichtigen Siegs fiel, jedoch erſt am 13. Oct., das wichtige Temeswar und mit ihm die Walachei in die Hände Eugens. 15.

Pétion, ſ. Haiti.

Péthion du Villeneuve (Jérome), einer der thätigſten Jacobiner, geb. zu Chartres, wo er ſpäter Advokat war, wurde von ſeiner Vaterſtadt 1789 zum Deputirten des dritten Standes ernannt, erlangte durch das Talent der Beredſamkeit bald einen gewiſſen Ruf, wandte ſich zu der republikaniſchen Partei, ward Mitglied des erſten Sicherheitsausſchuſſes, unternahm 1791 eine Reiſe nach England, um mit den dortigen Revolutionsmännern zu verhandeln, und ward zurückgekehrt zum Präſidenten des pariſer Criminalgerichts ernannt, war dann einer von den drei Commiſſarien, welche den entflohenen König von Varennes zurückführen mußten (23. Juni), gegen den er ſich aber rauh und ungeſchickt benahm, ward dann Maire von Paris, begünſtigte die aufrühreriſchen Bewegungen, welche den Ereigniſſen im Juni 1792 folgten, und ward deßhalb von der Departementsverwaltung ſeines Amtes auf kurze Zeit entſetzt (6. Juli). Schon am 13. Juli ward aber dieſer vom Könige bereits beſtätigte Entſchluß von der Nationalverſammlung wieder aufgehoben. P. ward nun der erbittertſte Gegner des Königs und Königthums und verlangte am 3. Aug. vor der Nationalverſammlung im Namen der pariſer Sectionen des Königs Entthronung. Von jetzt an ſank aber ſein Anſehn beim Volke und er mußte ſich beim Aufſtande am 9. und 10. Aug. in ſeinem Hauſe von Aufrührern, die unter ſeinem Befehle ſtanden, bewachen laſſen. Robes-

Digitized by Google

pierre, Danton und Marat entzogen ihm ihre Gunſt. Als jedoch der Nationalconvent zuſammentrat, ward P. erſter Präſident deſſelben (21. Sept.), an den Mordſcenen in den Septembertagen hatte er aber keinen Antheil, vielmehr ſuchte er ihnen Einhalt zu thun. Er wurde (11. Oct.) mit Briſſot, Danton, Barrère, Sieyes, Thomas Payne und Anderen zu einem Ausſchuſſe ernannt, um eine neue Conſtitution zu entwerfen, trat als offener Gegner Robespierre's auf, ſtimmte für den Tod Ludwigs XVI., jedoch zugleich für deſſen Recht an das Volk zu appelliren, und arbeitete nun mit aller Thätigkeit in dem ſeit dem April 1793 errichteten Wohlfahrtsausſchuſſe, wo ſein Kampf gegen die Parteihäupter Robespierre und Danton ein Kampf auf Tod und Leben ward, in welchem er aber unterlag. Des Einverſtändniſſes mit Dumouriez angeklagt, decretirte man (2. Juni) ſeine Anklage. Er entfloh (28. Juli), nebſt Buzol, Lanjuinais und noch 14 Anderen außer dem Geſetz erklärt, und irrte, nachdem vom Convent über ihn und noch 52 Deputirte der Verhaftsbefehl ausgeſprochen war, mit Buzol und Lanjuinais in der Bretagne umher. Man fand ſie endlich im Juli 1794 unweit St. Emilian geſtorben oder ermordet und halb von Thieren aufgefreſſen. 25.

Petit (ſpr. P'ti) (Jean Louis), einer der berühmteſten franzöſiſchen Chirurgen, ward am 13. März 1674 zu Paris geboren. Schon frühzeitig lernte er bei Littre die Anatomie, ſo daß er in ſeinem 12. Jahre die zu den Vorleſungen erforderlichen Präparate anfertigen und die Anatomie mit den Zuhörern repetiren konnte. Von ſeinem 16. Jahre an erlernte er die Chirurgie, erhielt hierauf eine Stelle als Feldwundarzt, als welcher er der Belagerung von Namur beiwohnte, und wurde nach dem Frieden am Hoſpital zu Tournay angeſtellt. 1700 verließ er den Dienſt und ließ ſich als practicirender Wundarzt zu Paris nieder, wo ſein Ruf ſehr bald außerordentlich ſtieg, ſo daß bis auf Deſault kein Wundarzt in ſolchem Anſehn als er ſtand. Er war der erſte Praktiker der Hauptſtadt und keine wichtige Operation wurde ohne ihn verrichtet; die Könige von Polen und Spanien riefen ihn bei wichtigen Erkrankungen in ihre Nähe; Friedrich der Große ließ ſich von ihm franzöſiſche Wundärzte ſchicken, um ſie in ſeiner Armee anzuſtellen, und eben ſo ließen ſich andere Fürſten von ihm ihre Leibwundärzte auswählen. 1715 wurde er Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften und 1731 bei Gründung der königlichen Akademie der Chirurgie Vorſteher derſelben. Er ſtarb am 20. April 1760. — P. hat ſich um die franzöſiſche Chirurgie ſehr große Verdienſte erworben; ſeine Erfahrungen und Entdeckungen hat er in ſeinen Schriften niedergelegt, die noch jetzt ein claſſiſches Anſehn behaupten. Es ſind: „Traité des maladies des os“ (Par. 1705 u. ö.) und „Traité des maladies chirurgicales“ (Par. 1794. 3 Voll. u. öft.). 39.

Petition (Geſuch) iſt überhaupt jede ſchriftlich oder mündlich abgegebene Bitte eines Niedern an einen Höhern, um von dieſem irgend etwas zu erlangen; im öffentlichen Leben aber iſt es beſonders eine von den Unterthanen an den Regenten oder in conſtitutionellen Staaten auch an die Kammern eingereichte, die Wünſche der Unterzeichneten enthaltene Schrift und in dieſer Hinſicht iſt das Petitionsrecht ein wichtiger Gegenſtand des Staatsrechts. Will nämlich die Regierung die zeitgemäßen Bedürfniſſe der Unterthanen genau kennen lernen, ſo iſt der Weg der P. von Seiten der letztern der ſicherſte dazu; denn auf dieſe Weiſe wird allein eine unmittelbare und unverfälſchte Anſicht ihrer Wünſche und Beſchwerden möglich und dabei die dem Verhältniſſe zwiſchen Regierenden und Regierten entſprechende Form vollkommen berückſichtigt. Daher iſt auch das Petitionsrecht in allen conſtitutionellen Staaten anerkannt, obwohl in manchen es nicht allen Unterthanen, ſondern nur den Ständen als deren Vertretern, geſtattet iſt. Den weiteſten Umfang hat es im britiſchen Reiche, wo geſetzlich ganze Corporationen zur Abfaſſung einer P. zuſammentreten können, wenn wenigſtens 3 Friedensrichter ihre Zu-

Digitized by Google

ſtimmung dazu gegeben haben und die Verſammlung ſelbſt mit Anſtand und Ruhe handelt; hier iſt es aber auch Sitte und erlaubt, durch Petitionen von Seiten ſolcher Verſammlungen Anſichten über beabſichtigte Maßregeln des Parliaments auszuſprechen. 30.

Petition of rights, ſ. Karl I. von England.

Petitio principii, Erſchleichung oder Erbettlung eines Grundſatzes iſt der Fehler im Schließen, da man einen Satz als für wahr erwieſen an die Spitze des Beweiſes ſtellt, der doch ſelbſt problematiſch iſt. S. Beweis. 80.

Petitorienklage, actio petitoria, petitorium (im Gegenſatze des possessorium) wird diejenige Klage genannt, welche auf das Recht des Klägers ſelbſt und deſſen Ertheilung und Zuſprechung auf gerichtlichem Wege gerichtet ſind. Bei den Poſſeſſorienklagen iſt das Verfahren ſummariſch und eine ſchnellere Rechtshülfe gewöhnlich, mit den petitoriſchen Klagen dagegen ſind mehrere Weitläuftigkeiten verbunden. Es iſt daher in der Regel gerathener, poſſeſſoriſch zu klagen, falls nicht der Kläger ein klares und nur ein vermeintliches Recht zu beſcheinigen im Stande iſt. 64.

Petitot (ſpr. P'titó) (Jean), ein berühmter Portraitmaler in Email, geb. im Jahre 1607 zu Genf, erlernte anfangs nach dem Willen ſeines Vaters bei einem gewiſſen Bordier die Juwelierkunſt, beſchäftigte ſich aber, da ihm dieß beſonders glückte, bald nur mit der Verfertigung von Emailfarben und verſuchte ſich auf Bordiers Veranlaſſung ſpäter auch mit Erfolg in der Emailmalerei. Mit Bordier, der ſein Freund geworden war, ging er hierauf nach Italien und von dort aus nach England, wo er mit Mayerne, einem geſchickten Chemiker und Leibarzt König Karl's I. Bekanntſchaft machte. Hier war es, wo es den Anſtrengungen der 3 eng verbundenen Künſtler gelang, Emailfarben zu erfinden, die ſelbſt die von Venedig und Limoges weit übertrafen. Auf den Rath Vandyck's widmete ſich hierauf P. ausſchließlich der Emailmalerei, ging mit Karl II. nach Paris und nahm hier von Ludwig XIV. veranlaßt und durch eine anſehnliche Penſion unterſtützt, ſeinen immerwährenden Aufenthalt. Erſt nach der Aufhebung des Edicts von Nantes fand er noch im hohen Alter für gut nach der Schweitz zurückzukehren. Er nahm ſeinen Aufenthalt anfangs zu Genf und dann zu Vevay im Waadtlande. Hier ſtarb er im Jahre 1691. — Unter ſeinen Portraits in Email, die ſich ſowohl durch Feinheit der Zeichnung als durch eine bewundernswürdige Friſche und Lebendigkeit des Colorits auszeichnen, verdienen vor allen Bemerkung: mehrere Portraits Ludwigs XIV. und der Königin Anna von Öſtreich und ein Portrait der Gräfin Southampton. Übrigens beſitzt das Muſeum des Louvre zu Paris eine ſehr ſchöne 56 Stück enthaltende Sammlung von Portraits dieſes Meiſters. P. war der erſte in Frankreich, welcher die Emailmalerei zur Kunſt erhob und kann in gewiſſer Beziehung als Wiedererfinder derſelben gelten. 36.

Petrarca (Francesco), eigentlich Petracco, einer der größten Dichter Italiens, am 20. Juli 1304 zu Arezzo geboren, wanderte, nachdem er ſeinen erſten Unterricht zu Florenz und Piſa erhalten hatte, mit ſeinem Vater, welcher als Anhänger der Partei der Gibelinen Italien verlaſſen mußte, nach Avignon, wo der päpſtliche Hof ſeinen Sitz aufgeſchlagen hatte und vollendete ſeine Schulſtudien mit großem Eifer. Die Werke der alten Claſſiker zogen ihn ſo ſehr an, daß ſein Vater die Schwärmerei des Jünglings zu befürchten anfing und ihm ſeine Lieblinge Cicero und Virgil ins Feuer warf. P. mußte ſich zum Studium des kanoniſchen Rechts auf den Univerſitäten Montpellier (1318) und Bologna (1322) bequemen, hegte aber einen ſolchen Widerwillen gegen dieſe Fachwiſſenſchaft, daß er ſie ſogleich nach dem Tode ſeines Vaters aufgab und nach Avignon zurückkehrte, wo er von ſeinem Gönner J. Colonna als Geiſtlicher ohne Tonſur zum Dienſte der Kirche befördert wurde. Dieß hinderte ihn nicht als galanter Herr in der bedeutendſten Geſellſchaft

Digitized by Google

zu erſcheinen. Nach ſeinem eigenen Geſtändniſſe war er in ſeiner Jugend ſehr eitel und für ſeinen Putz äußerſt beſorgt; darüber verſäumte er aber keineswegs ſeine Studien und ſuchte beſonders in den ſchönen Wiſſenſchaften und in der Moralphiloſophie ſeine Kenntniſſe zu erweitern. Von den angeſehenſten Männern wegen ſeiner Gelehrſamkeit geachtet und ſeines artigen Benehmens und gefälligen Äußern wegen ein Liebling der Damen, durchſchwärmte P. die Provenze und Italien, ohne ſich an irgend einen Ort feſſeln zu laſſen. Am 6. April 1327 ſah er Morgens in der Kirche zu Avignon zum erſtenmale Laura; eine gewaltige, grenzenloſe Liebe bemächtigte ſich ſeiner und begeiſterte ihn zu jenen herrlichen Liedern, die bis jetzt ihres Gleichen nicht fanden. Er liebte dieſe Dame, die, eine Tochter des Schöffen Audibert von Avignon, ſeit 1325 an Hugo von Sades, einem angeſehenen Beamten Avignons vermählt, von vorzüglicher Schönheit und reich war, aber als eine ehrſame Hausfrau ihm nie einen Beweis unerlaubter Gunſt gegeben zu haben ſcheint, mit aller Schwärmerei der Leidenſchaft; aber er liebte ſie nur als die ſchönſte Erſcheinung; ihre Geſtalt wurde ihm die verkörperte Göttlichkeit, die er zu ſehen, ihre Stimme die Engelſtimme, die er zu hören ſich ſehnte; ſeine Phantaſie hatte ein Idol, ſein Herz einen Ruhepunkt ſeiner Wünſche gefunden und in dieſem Cirkel von Träumen und Wünſchen bewegte ſich ſeine Liebe zwanzig Jahre, ohne daß er jemals Laura's Haus betrat. Die Behauptung einiger Literatoren, dieſe Laura ſei nichts mehr als eine allegoriſche Perſon, die himmliſche Weisheit, widerlegt ſich am Beſten durch P.'s Gedichte. Von heftiger Liebe getrieben durchreiſte der Dichter Frankreich, Deutſchland und die Niederlande und ſuchte dann die Ruhe, welche er im Getümmel der Welt nicht gefunden hatte, in dem einſamen Vaucluſe, von wo aus er nur ſelten Ausflüge zu ſeinen Freunden in Italien machte. Hier faßte er auch den Plan, eine Geſchichte Roms zu ſchreiben, ward aber durch die Helden des zweiten puniſchen Kriegs ſo ſehr begeiſtert, daß er dieſe in einer auf uns gekommenen Epopöe „Africa“, welche freilich kein Meiſterſtück geworden iſt, beſang. Dadurch begründete er hauptſächlich ſeinen Dichterruhm; denn Gedichte in der Vulgärſprache wurden von ſeinen Zeitgenoſſen noch nicht ſehr geachtet. Am Oſtertage 1341 wurde ihm auf dem Capitole der Dichterkranz feierlich aufgeſetzt und ſein Ruhm ſtieg bald aufs Höchſte. Auch Laura ſcheint ihn jetzt nicht mehr ſo ſtreng behandelt zu haben, da auch ihr Ruf durch ganz Europa verbreitet worden war; aber durch mancherlei Leiden war ihre Schönheit jetzt faſt ganz entſchwunden. Doch des Dichters Liebe blieb ſich gleich. Er ſah ſie zum letztenmale, bevor er 1347 ſeine Reiſe nach Italien antrat, in einer Geſellſchaft, aus der er ſtumm und bis zu Thränen gerührt ſich entfernte. Laura ſtarb den 6. April 1348 an der Peſt; ihr Tod ſchlug ihn zwar heftig darnieder, aber ſie ſich als ſterbend, todt oder ſelig zu denken, gab ſeiner Phantaſie einen neuen Schwung und er ſchwärmte für ſie noch 10 Jahre, bis ſeine Flamme von ſelbſt erloſch. — Vielleicht iſt kein Dichter irgend eines Jahrhunderts von ſeinen Zeitgenoſſen ſo allgemein verehrt und im Genuſſe dieſer ſeltenen Huldigung ſo wenig angefeindet worden, als P., wozu jedoch auch ſein liebenswürdiger Charakter nicht wenig beigetragen zu haben ſcheint. Nur ſeine Vaterlandsliebe zog ihn einmal (1347) beinahe ins Verderben, als er ſich an den patriotiſchen Revolutionsſchwärmer Cola Rienzi, der die alte römiſche Republik wieder herſtellen wollte, anſchloß. Früh genug ſah er jedoch ſeinen Irrthum und den geringen Gehalt Rienzi's ein, um ſich ungefährdet zurückziehen zu können. Fruchtlos blieben ſeine Bemühungen, den deutſchen Kaiſer zur Beruhigung ſeines durch wilde Parteien zerriſſenen Vaterlandes zu bewegen; Karl IV. und Heinrich VII. ſchätzten jedoch den gutmüthigen Dichter ſehr hoch und der erſte gab ihm ſogar den Pfalzgrafentitel. Glücklicher war P. auf ſeinen literariſchen Reiſen in der Auffindung der Meiſterwerke der alten Claſſiker, die vorzüglich durch ſeine Bemühungen damals wieder ans Licht gezogen

Digitized by Google

wurden. Er hatte eine koſtbare Bibliothek geſammelt, die er ſpäter der Republik Venedig ſchenkte und welche die Grundlage der berühmten Marcusbibliothek geweſen ſein ſoll. Auch in ſeinen ſpäteren Jahren konnte ſich P. an keinen ruhigen Aufenthalt gewöhnen; bald befand er ſich zu Rom, entweder um das Jubiläum (1350) zu feiern oder den Einzug des Papſtes, welcher ſeinen Sitz von Avignon wieder nach Rom verlegt hatte (1367), zu ſehen, bald zu Florenz, das ihm die ſeiner Familie genommenen Güter wieder gegeben hatte, aber ihn auf keine Weiſe zur Annahme einer Lehrerſtelle an der neuerrichteten Univerſität zu bewegen vermochte, und bald zu Venedig, wo er einer ungewöhnlich hohen Achtung genoß. Zuletzt hielt er ſich auf ſeinem Landſitze zu Arqua bei Padua auf, wo er am 8. Juli 1374 ſtarb. Man fand ihn des Morgens todt in ſeiner Bibliothek, mit der Stirn auf einem Buche ruhend; ſein Leichnam ward in der Kirche zu Arqua feierlich beigeſetzt. Er hatte zwei natürliche Kinder, einen Sohn, welcher 1361 an der Peſt ſtarb und eine Tochter, die ſich mit einem italieniſchen Edelmanne verheirathete. — P.'s Bemühungen verdanken die Wiſſenſchaften ſehr viel; durch ſeinen Eifer wurde das Studium der alten Literatur wieder angeregt und fruchtbar gemacht und er war eben ſo gut einer der berühmteſten Philoſophen und Gelehrten ſeiner Zeit, als er der berühmteſte aller Liebesdichter aller Zeiten iſt. Seine gelehrten Werke, die freilich jetzt durch beſſere Leiſtungen weit übertroffen ſind, waren zu ſeiner Zeit Muſterwerke und ſind alle in lateiniſcher Sprache geſchrieben. Wir nennen hier nur die wichtigen Briefe „De scriptis veterum indagandis", die Abhandlungen „De ignorantia sui ipsius et multorum" und „De contemptu mundi", worin ſich, ſo wie in ſeinen „Epistolae familiares" treffliche Aufſchlüſſe über ſein äußeres und inneres Leben finden, und die minder bedeutenden moraliſchen Schriften „De remediis utriusque fortunae", „De otio religiosorum" und „De republica optime administranda." Seine lateiniſchen Gedichte („Eclogae", „Epistolae", „Africa") ſind jetzt nur noch den Gelehrten bekannt und finden ſich in den Ausgaben ſeiner lateiniſchen Werke (Bas. 1581. Fol. und öfter). — Die Bewunderung der Nachwelt erwarb ſich P. durch ſeine italieniſchen Gedichte, die faſt ausſchließend den Gefühlen der Liebe geweiht ſind. Sie zerfallen in zwei Abtheilungen, Sonette und Triumphe. Die Sonette, Canzonen und Seſtinen athmen alle einen ächt poetiſchen Geiſt, wenn auch nicht über alle derſelbe Zauber der Phantaſie verbreitet iſt. Ihre Form iſt den provenzaliſchen Liebesliedern nachgebildet, die ſie aber durch Geſchmack und Natürlichkeit weit übertreffen; mit ihnen fängt eine neue Epoche in der Geſchichte der lyriſchen Poeſie an. Pedantiſche Gelehrſamkeit zeigt der gelehrte P. in ihnen faſt nie; nur einigemal berühren uns aſtronomiſche und mythologiſche Bemerkungen unangenehm; weniger ſorgfältig vermied er kleinliche Wortſpiele und Reimkünſteleien, aber ſelbſt dieſe Spielereien zeichnen ſich durch Reinheit der Diction und durch rhythmiſche Grazie aus. Das Thema iſt ſtets daſſelbe, aber auf die mannigfaltigſte Weiſe variirt und zwar mit einer wunderbaren Übereinſtimmung zwiſchen dem Ausdrucke und der rhythmiſchen Form. Steigt das Gefühl bis zur leidenſchaftlichen Heftigkeit, ſo wird auch die Sprache härter und rauher; verliert ſich der dichtende Geiſt ohne Ungeſtüm in ſüßen Schwärmereien und elegiſchen Klagen, ſo wird ſie zur lieblichſten Melodie, die je aus Worten ohne Geſang ertönte. Am meiſten werden die Gedichte auf Laura's Augen, die ſogenannten Schweſtercanzonen (canzoni sorelle) von den Italienern geſchätzt. Weit weniger poetiſchen Geiſt verrathen die patriotiſchen Sonette. — Die Triumphe, welche man als moraliſche Allegorien anſehen kann, ſind nicht die Triumphe des Geiſtes ihres Verfaſſers, obſchon in ihnen manche einzelne köſtliche Perle verborgen liegt. Vielleicht wollte P. in dieſen didaktiſchen Verſuchen ein Seitenſtück zu Dante's göttlicher Komödie liefern, obſchon ſie mit dieſer in keiner Beziehung verglichen werden können

Digitized by Google

und ſchon die Anlage des Ganzen faſt ins Lächerliche fällt. Die italieniſchen Gedichte P.'s ſind von kenntnißreichen Literatoren herausgegeben und erläutert worden; die beſten Ausgaben beſorgten A. Taſſoni (Modena 1711. 4.), L. Caſtelvetro (Ven. 1756. 4.), A. Marſand (Padov. 1819—1820. 2 Voll. 4.) und G. Biagioli (Par. 1821. 2 Voll. 8.); eine gute Handausgabe lieferte C. L. Fernow (Jena 1806. 2 Voll. 8.). Eine vortreffliche deutſche Überſetzung gab C. Förſter, Leipz. 1818—1819. 2 Bde. 8. N. A. Leipz. 1833. 2 Bde. (Vergl. de Sade's „Mémoires pour la vie de Fr. Pétrarque", Amst. 1764—1767. 3 Voll. 4. Deutſch, Lemgo 1774—1779. 3 Bde. 8. und Baldelli, „Del Petrarca e delle sue opere", Firenze 1797. 4.) 66.

Petrefactenkunde, **Petrefactologie**, enthält die Lehre von den Verſteinerungen, lat. petrefacta, petreficata; franz. pétrifications; engl. extraneous fossils, d. h. in der Erde ohne menſchliches Zuthun geborgene Foſſilien oder Mineralſubſtanzen, die in ihrer äußern Form einem früher vorhanden geweſenen organiſchen Naturkörper gleichen, ſo daß alſo davon ausgeſchloſſen ſind theils alle diejenigen Steinbildungen, welche in neuerer Zeit durch zufällige, freie Bildungen von Mineralmaſſe entſtanden, obgleich ein Theil der Incruſtationen oder mineraliſchen Bildungen über organiſche Körper mit Recht dazu gerechnet werden kann, theils alle in Pflanzen- und Thierkörpern durch mannigfaltige Veranlaſſungen ſich findenden ſteinigen Bildungen. Die Verſteinerungen wurden von den älteren Naturforſchern zum Theil als beſondere Zufälligkeiten betrachtet und nur erſt durch Blumenbach wurde die Wiſſenſchaft von denſelben mit der Geognoſie in Verbindung gebracht. Sie dienen in dieſer Hinſicht als ſchätzbare Erkennungsmittel des früheren Zuſtandes auf dem Erdballe und geben überhaupt die ſicherſten Zeichen über die Beſchaffenheit der Bildung eines Geſteines zu ſchließen, in dem ſie ſich finden; ſie gewähren ſelbſt Hülfsmittel, um die Arten der Bildung verſchiedener Geſteine von einander zu unterſcheiden, da man gefunden zu haben glaubt, daß theils ihre mineraliſche Beſchaffenheit, theils das Zuſammenvorkommen gewiſſer Arten mit der Art der Geſteinbildung und der Zeit der Bildung zuſammenhängen mag; ja man glaubt ſogar gefunden zu haben, daß einige Arten von Petrificationen einzelnen Gebirgsformationen und ihren Geſteinbildungen ausſchließlich oder wenigſtens in außerordentlich verſchiedener Menge zukommen. Nur wenige der gefundenen Petrefacten werden noch jetzt in der Natur lebend gefunden. Viele von denen, welche die älteſten Gebirgsformationen einſchließen, gehören völlig ausgeſtorbenen Arten und Geſchlechtern an; von einigen finden ſich verwandte Species noch jetzt lebend; aber nur erſt in den neueſten Gebilden ſind Formen und Verſteinerungen zu finden, welche noch heutigen Naturproducten gleich kommen. Völlig frei von ihnen ſind die Urgebirge. Man trifft ſie tief unter dem Meeresniveau und viele tauſend Fuß über der Fläche deſſelben auf den höchſten Gebirgen und ſie liegen entweder einzeln mitten inne in den Gebirgsſchichten oder in großen Haufen und familienartig zuſammen, oder ſie bilden in ungeheurer Anzahl ganze Schichten und ganze Ablagerungen einzig und allein. Ihrem Weſen nach laſſen ſich die Petrefacten in zwei Hauptabtheilungen bringen, nämlich erſtens in Petrefacten im engern Sinne, welche 1) völlig unverändert erhaltene, im Innern der Erde gefundene Naturproducte des organiſchen Reichs ſind z. B. Perlmutterſchalen vom nautilus pompilus; oder Knochen mit Fleiſch und Haar von großen Landthieren (welche z. B. in Sibirien 1771 in gefrorenem Boden, dem Mammuthe angehörig, gefunden wurden); 2) calcinirte Körper, die durch die Zeitlänge den thieriſchen in ihnen enthaltenen Leim verloren und dafür zum Theil mit Kalkſinter, Mergel oder Thon durchzogen ſind; 3) wirklich in Stein übergegangene oder mineraliſirte, foſſile Körper, denen nur die Form des Organismus im Äußern übrig geblieben iſt und die daher aus Kalkſtein, Kalkſpath,

Sandſtein, Schieferthon, Mergelſchiefer, Hornſtein, Opal, Feuerſtein, Strontian, Meerſchaum, Schwefelkies, Fahlerz, Eiſenerz, Bitumen, Kohle, Bernſtein ꝛc. beſtehen. In den letzten Fällen enthält das Äußere eines Petrefactes häufig einen andern Körper oder denſelben in einem andern Zuſtande, als er im Innern befindlich iſt. Die Umbildung der organiſchen Körper oder ihre Mineraliſation in Steinmaterie erfolgte höchſt wahrſcheinlich allmählig in dem Grade, als durch die Verweſung Theile derſelben aus dem Geſammtverbande entfernt wurden, durch Einfüllung in dieſen Raum oder durch freie Bildung aus Auflöſungen, in denen ſich jene genannten Materien befanden. Im weitern Sinne ſind die Petrefacten Foſſilien mit Abbildungen früher exiſtirender organiſcher Körper. Zu dieſen gehören 1) Steinkerne (nuclei, franz. pierres moulées) oder Bildungen der Ausfüllung hohler thieriſcher Körper, wenn nach der Zerſtörung der äußern Hülle der die Form bietenden Weſen von demſelben nur ein Abguß des Innern oder ein Kern als Abformung zurück blieb; 2) Spurenſteine (typolithi, franz. pierres inprimées) oder Geſteine, welche Abdrücke der äußern Oberfläche eines vergangenen, organiſchen Körpers beſitzen. Zuweilen iſt Steinkern und Abdruck an einem Exemplare enthalten und ſichtlich. — Der Form nach werden die Verſteinerungen I. in Verſteinerungen aus dem Thierreiche und II. in Verſteinerungen aus dem Pflanzenreiche abgeſchieden. Die Verſteinerungen aus dem Thierreiche (Zoolithen) ſind A) Säugthierverſteinerungen und entweder ganze Geripe oder Theile derſelben (Oſtrolithen), oder Hörner (Keratolithen), oder Zähne (Odontolithen). Sie rühren entweder von Menſchen her (Anthropolithen), von denen die an der Meeresküſte bei Guadeloupe in einem neueren Meereskalkſteine gefundenen Geripe die vollkommenſten ſind (Philos. transact. 1814, Journ. de Physique 1814 Sept.), oder von Quadrupeden (Mammaliolithen). Unter den merkwürdigſten derſelben, die der jetzigen Schöpfung nicht mehr angehören, ſind Überreſte a) des Megatherium und des ihm ähnlichen Megalonyx aus dem Geſchlechte der Faulthiere, welche zuſammen in Südamerika gefunden werden; b) des Ornithocephalus antiquus, eines ſeltſam geformten, zu München aufbewahrten, zu Solenhofen in Baiern gefundenen Geſchöpfes mit vogelähnlichem Kopfe; c) zweier Höhlenbären (ursus spelaeus und arctoïdeus); d) des Rieſenelenn (corvus giganteus); e) mehrerer zum Theil ungeheurer Büffelarten; f) des Mammuth (elephas mammoteus), von welchem mit andern Knochen in Kalktuffen und Lehmen in Frankreich, Deutſchland, Sibirien und Nordamerika Knochen und Stoßzähne nicht ſelten gefunden worden ſind; g) von fünf Arten von Maſtodonten: des Ohiothieres (elephas americanus), in Nordamerika am Ohio, am Urale, in Sibirien, in der kleinen Tatarei aufgefunden; des Rieſentapir (tapir giganteus), im aufgeſchwemmten Lande Frankreichs; das Palaeotherium, einer ausgeſtorbenen Gattung, zugleich dem Rhinoceros und dem Tapir ähnlich, von dem Cuvier 10 Arten von der Größe eines Pferdes bis zu der des Kaninchen in Frankreich und den angrenzenden Ländern entdeckte; des Rhinoceros der Urwelt (rhinoceros antiquitatis), das häufig in aufgeſchwemmten Ländern im Mergel- und Flußſande entdeckt wird; eines ebergroßen Hippopotamus, einer aus fünf Arten beſtehenden Gattung Anaplotherium mit Individuen von der ſpecifiſchen Größe eines Ebers bis zu der eines Haſen. — B) Ornitholithen oder Reſte von Vögeln (man hat Abdrücke von Knochen und Federn, Sumpfvögeln und Schwimmvögeln angehörig). — C) Amphibiolithen oder Reſte von Amphibien. Von Schildkröten unterſchied man mehrere von ganz verſchiedenen Arten; eine Art Gavial (crocodilus priscus) in Baiern; den Rieſenmonitor (Megaloſaurus), eine Eidere von 30—45 F. Länge, bei Maſtricht; den Rieſenſalamander im öninger Kalkſteinſchiefer (Ichthyoſaurus von 15 Fuß

Digitized by Google

und Pleſioſaurus von 20 F. Länge) und Schlangenknochen (Ophiolithen). — D) Fiſchreſte (Ichthyolithen); ganze, ſehr große Fiſchverſteinerungen enthält das Übergangsgebirge, das bituminöſe Mergelſchiefergebirge, neuerer Kalkſtein; Gräten, Schuppen, Zähne (Gloſſipetren, die der Haiſiſche), Rückenwirbel (Ichthyoſpondiliten); Abdrücke ſind in den jüngeren Flötzgebirgen nicht ſelten. — E) Inſekten (Entomolithen); zu dieſen gehören in Bernſtein eingeſchloſſene Fliegen, Spinnen, Käfer, Larven, Schmetterlinge, Ameiſen und andere Geſchöpfe dieſer Art; ferner Krebſe (Gamarolithen), verſteinert mit der Schale, als Steinkerne oder als Abdrücke in Kalkſtein, ſelten metalliſirt. — F) Würmer (Helmintholithen); zu ihnen gehört der größte Theil der überhaupt aufgefundenen Zoolithen. Ihre Überreſte erfüllen oft ganze Gebitgsſtrecken. Man unterſcheidet a) Schalthierverſteinerungen oder Conchyliolithen; b) Verſteinerungen von Cruſtaceen und c) Corallenverſteinerungen (Koralleolithen). Die Verſteinerungen aus dem Pflanzenreiche, Phytolithen, zerfallen in: 1) Lithoxylen (verſteinerte Holzarten, Sündfluthholz) als Dendrolithen (Stammholz), Stelechiten (Wurzelholz), Rhizolithen (Wurzelverſteinerungen); man findet es aus Calcedon, Hornſtein, Opal, Braunkohlen, Staubkohlen, Schwefelkies, Thoneiſenſtein, Wacke beſtehend; 2) Bibliolithen (Phytotypolithen, Calamiten, Lithophyllen, Zereiden, Blätter- und Kräuterverſteinerungen, meiſt Abdrücke); 3) Antholithen (Abdrücke von Blüthen); 4) Karpolithen, Spermolithen (Verſteinerungen von Früchten und Samen). — Unter den Gelehrten, welche dieſe Wiſſenſchaft cultivirten, zeichneten ſich aus Scheuchzer, Moro (ein Italiener), Bourguet (ein Franzoſe), Wallerius, Knorr, Walch, Schröter, Schwab, Blumenbach, v. Schlotheim, v. Sternberg, Cuvier, Lamark, Bronn, Goldfuß. — Empfehlungswerthe Werke ſind: F. F. v. Schlotheim, „Die Petrefactenkunde“ (1820 und Nachträge 1822 mit Kupfern); J. S. Schröter's „Vollſtändige Einleitung in die Kenntniß und die Geſchichte der Steine und Verſteinerungen“ (1774—1784. 4 Bde.); J. F. J. Walch, „Naturgeſchichte der Verſteinerungen“ (1768—1774. 4 Thle.); v. Sternberg, „Flora der Vorwelt“; Goldfuß, „Die Verſteinerungen des Muſeum der Univerſität zu Bonn“ (mit Abbildungen) und „Die Petrefacten Europas“ (mit Abbildungen); Bronn, „Lethaea geognostica“ (1834); „Palaeologica, zur Geſchichte der Erde und ihrer Geſchöpfe“ von Herrmann v. Mayer (Frankf. a. M. 1832). 76.

Petrobruſianer waren eine antihierarchiſche Secte des XII. Jahrh., Anhänger des Peter von Bruys (Petrus Brusius), eines entſetzten Prieſters, welcher ſeit dem Jahre 1104 in Südfrankreich gegen die Sittenloſigkeit der Geiſtlichen, gegen die Kindertaufe und den Cölibat auftrat, die kirchlichen Lehren und Gebräuche der Meſſe ſchmähte, die Cruzifixe als Marterwerkzeuge des Herrn verbrannte und zur Zerſtörung der Klöſter und Kirchen aufforderte, weil Gott in den Schenken oder in den Ställen angerufen ſo gut wie am Altare höre. Nach ſtürmiſchen Bewegungen ward er endlich (1124) bei ſeiner Lieblingsarbeit, der Verbrennung der Cruzifixe, von einem vom Klerus angereizten Volkshaufen zu St. Gilles ergriffen und in den von ihm aus hölzernen Kreuzen errichteten und angezündeten Scheiterhaufen geworfen und verbrannt. 63.

Petrographie umfaßt die geographiſchen Verhältniſſe der Steinmaſſen, ſo daß man durch dieſelbe die Verbreitung der einzelnen Gebirgsgeſteine und ihrer Maſſen, die Grenzen derſelben gegen andere Geſteine an der Oberfläche der Erde und die Form und Lage dieſer Grenzen im Innern der letztern zu beſtimmen ſucht. Um auch auf dazu verfertigten Charten zugleich die Art der Geſteine unterſcheiden zu können, werden verſchiedene Farben für verſchiedene Geſteine gewählt und die Scala dieſer Farben und ihre quantitative und qualitative Miſchung wird in den

„Petrographiſchen Farbentafeln“ aufbewahrt, die man bereits ſeit langer Zeit von Werner in Freiberg vermehrt, von Leonhardt geändert, beſitzt und deren eine 1833 von Fürſt Metternich in Wien bei der Vereinigung deutſcher Naturforſcher in Breslau übergeben worden iſt. Das Reſultat der P. iſt daher die Geographie der Geſteine, die Nachweiſung des Altersverhältniſſes derſelben und eine ideale Darſtellung der Aufeinanderfolge ihrer Bildung in der Zeit. 76.

Petronius (Titus), ein vornehmer römiſcher Ritter und Dichter zur Zeit des Kaiſers Nero, mit dem Beinamen Arbiter, weil er als Liebling und Vertrauter Nero's an deſſen Hofe die ausſchweifenden Vergnügungen und Luſtbarkeiten leitete und anordnete, war geboren zu Maſſilia in Gallien. Wie Viele vor und nach ihm, ſo ward auch P., obgleich Nero's Freund, einer Verrätherei gegen den Kaiſer beſchuldigt und zum Tode verurtheilt, den er durch Öffnen der Adern ſich ſelbſt gab, um 67 n. Chr. Zugeſchrieben wird ihm eine freilich nur in Fragmenten erhaltene Schrift: „Satiricon liber“, die halb in Proſa und halb in Verſen geſchrieben iſt und ein treues Bild von der Laſterhaftigkeit und Verdorbenheit des damaligen römiſchen Lebens gibt. Das Ganze iſt nicht ohne Witz und in guter Sprache geſchrieben, doch voll von obſcönen und ſchlüpfrigen Beſchreibungen, daher P. auch „Auctor purissimae impuritatis“ genannt wird. Nach der Vermuthung einiger Gelehrten iſt jedoch P. nicht der Verfaſſer dieſes Werkes, ſondern ein anderer, der zur Zeit des Kaiſers Commodus und eine Zeit lang in Neapel gelebt habe. Die erſte Ausgabe des P. erſchien zu Venedig 1499. 4., dann „cum Jani Dousae praecidaneis“ (Lugd. B. et Par. 1585. 8.). Die beſte Ausgabe iſt aber von Burmann (1709. 1743. 4.), ein unerſchöpflicher Schatz von Gelehrſamkeit; „e recens. Burm. cum not. crit. et ind.“ ed. Kr. Gl. Anton (Lips. 1782). Eine beſondere Bearbeitung des in des P. Werke ſich findenden Gedichts „De bello civili“ oder „De mutat. reip. Rom.“ iſt von Wernsdorf; vergl. deſſen „Poet. lat. min.“ (T. 3. p. 24. sqq.). Über andere Abſchnitte vergl. ibid. Tom. 4. P. 1. p. 283. P. 2. p. 753. T. 5. P. 3. p. 1362. T. 6. P. 1. p. 183. Eine gute Überſetzung iſt die von Gröninger (Berlin 1796). 20.

Petrus (der Apoſtel), Bruder des Andreas, eigentlich Simon, von Jeſus aber zum Merkzeichen deſſen, was er werden ſollte, Kephas, d. i. (griechiſch) P. (Fels) genannt, war ein Fiſcher aus Bethſaida in Niedergaliläa und einer der erſten und vertrauteren Jünger Jeſu, der ihn nebſt Johannes und Jakobus bei bedeutenderen Angelegenheiten auszeichnete. Sein heftiges Temperament aber, das ihn zu manchen Übereilungen hinriß, bedurfte nicht ſelten der Zurechtweiſung ſeines Lehrers und Meiſters. Doch hing er an dieſem mit unerſchütterlicher Liebe, die ihn auch nach der Verhaftung Jeſu wieder in deſſen Nähe, in das Haus des Hohenprieſters, zog. Hier war es, wo er ſeinen Herrn dreimal verläugnete, weniger wohl aus Sorge um eigene Gefahr, als aus dem Wunſche, Jeſu nahe zu bleiben. Aber der Abſtand ſeiner Meinung von ſeiner That, daß er denjenigen verläugnet hatte, für den er ſterben wollte, erfüllte dieſen edlen Geiſt mit dem Schmerze der Selbſtverachtung und brachte eine große Veränderung in ihm hervor. Vermöge der Entſchloſſenheit und Raſchheit ſeines Charakters erſcheint er nach Jeſu Hinweggange als früheſter Wortführer des Chriſtenthums nicht blos im Kreiſe der Apoſtel, ſondern auch vor der Welt. Für die neue Lehre war er vorzugsweiſe unter den Juden thätig und die Hauptſtütze der judenchriſtlichen Partei. Nach der Enthauptung des ältern Jakobus (44), bis zu welcher er in Jeruſalem und Judäa geblieben war, wurde er verhaftet, entkam jedoch und ging ins Ausland. Um das Jahr 51 erſchien er wieder auf dem Apoſtelconvente zu Jeruſalem, nach welchem er zunächſt nach Antiochia, von hier aber nach dem nördlichen Kleinaſien, Pontus, Galatien, Kappadocien und Bithynien reiſte. Dann lebte er in Baby-

lon, von wo aus vielleicht ſein erſter Brief geſchrieben iſt. Zuletzt war er nach kirchlicher Überlieferung in Rom, wo er zugleich mit Paulus während der Neroniſchen Verfolgung um das Jahr 67 gekreuzigt worden ſein ſoll und zwar, nach der Volksſage, das Haupt nach unten, weil er, wie die ſpätere Deutung hinzuſetzte, dem Herrn gleichgeſtellt zu werden ſich nicht werth achtete. Die ſpätere Ausſchmückung aber, daß P. ſchon um das Jahr 44 nach Rom gekommen, die Gemeinde daſelbſt geſtiftet, oder wenigſtens organiſirt und 25 Jahre lang als Biſchof regiert habe, iſt mit ſeinem Wirken am Euphrat, mit der Richtung aller Judenapoſtel nach dem Oriente und mit Paulus' (um das Jahr 58 geſchriebenem) Römerbriefe, in welchem er ſagt, daß vor ihm kein Apoſtel in Rom geweſen ſei, nicht vereinbar. Auch in den von Rom aus geſchriebenen Briefen erwähnt Paulus des P. nicht. — Die unter des Apoſtels Namen im neuteſtamentlichen Kanon ſich befindenden zwei Briefe, von denen der zweite aus inneren und äußeren Gründen für unächt erklärt werden muß, ſind an judenchriſtliche Gemeinden in Kleinaſien gerichtet und in griechiſcher Sprache abgefaßt. 63.

Petrus Alfonſi, ein gelehrter ſpaniſcher Jude und Arzt des Königs Alfonſus, war nach eigner Angabe 44 Jahr alt, als er im Jahre 1106 zur chriſtlichen Religion übertrat. Um den Beſchuldigungen ſeiner früheren Glaubensgenoſſen zu begegnen, ſchrieb er die „**Dialogi XII. contra Judaeos**" (zuerſt gedruckt Köln 1536), worin er die Gründe ſeines Übertritts auseinanderſetzt und die Lehren des Chriſtenthums dem Judaismus und Muhammedanismus gegenüber zu bewahrheiten ſucht. Wichtiger, aber erſt der neueren Zeit im Originale vollſtändig bekannt geworden, iſt ſeine „**Disciplina clericalis**" (mit werthvollen Anmerkungen herausgegeben von Fr. Wilh. Val. Schmidt. Berlin 1827. 4.); eine ſchon im XIII. Jahrh. gefertigte franzöſiſche Überſetzung davon iſt unter dem Namen „**Castriment d'un père à son fils**" von Barbazan zu Paris 1760. 8. bekannt. Die „**Disc. cler.**" enthält Unterweiſungen und Lehren eines Vaters für ſeinen Sohn, die durch eingeflochtene Erzählungen und Fabeln anſchaulich gemacht werden. Alfonſi nahm, wie er ſelbſt angibt, dieſe Erzählungen aus dem Arabiſchen und ſeine Schrift iſt als eine der erſten Quellen vieler ſpäteren Novellen und Fabelſammlungen anzuſehn. — Unter dieſen ſind vor Allen zu nennen die „**Gesta Romanorum**", öfters auch „**Historiae moralisatae**" genannt. Was erſteren Namen betrifft, ſo mag er aller Wahrſcheinlichkeit nach daher rühren, daß ein großer Theil der erzählten Geſchichten in die Zeiten der römiſchen Kaiſer verſetzt wird. Über den eigentlichen Urſprung, die Zeit der Abfaſſung und den Sammler der „**Gesta Romanorum**" iſt man noch nicht ſo im Klaren, als man von den bisher darüber angeſtellten ſorgfältigen Nachforſchungen erwarten ſollte. Vermittelſt der Kreuzzüge entſtand im XII. Jahrh. ein lebhafter Verkehr des Occidents mit dem griechiſchen Reiche und dem Morgenlande; eine große Anzahl morgenländiſcher Fabeln, Sagen und Legenden gelangten auf dieſem Wege in das Abendland und fanden hier durch lateiniſche Überſetzungen allgemeine Verbreitung. So wurden gegen Ende des XII. Jahrh. die „7 weiſen Meiſter" durch einen Mönch von Haute-Selve aus dem Griechiſchen, ſo die indiſche Fabelſammlung „**Hitopadesa**" aus dem Arabiſchen zunächſt in das Hebräiſche und hieraus durch Johann von Capua im Jahre 1262 in das Lateiniſche übertragen. Aus mehreren Zeugniſſen geht mit Gewißheit hervor, daß aus dieſer und ähnlichen Sammlungen, vermehrt mit abendländiſchen, beſonders in Italien gangbaren Sagen (z. B. vom Zauberer Virgilius) noch im XIII. Jahrh. die ſogenannten „**Gesta Romanorum**" zuſammengetragen wurden. Im Jahre 1340 ſchrieb der Prior im Kloſter St. Eloi zu Paris, Bercheur aus Poitou, zu den einzelnen Erzählungen der „**Gesta Romanorum**" moraliſche Auslegungen (**moralisationes**, daher der oben angeführte Name); dieſe finden ſich in den meiſten Handſchriften und, da alle gedruckten Ausga-

Digitized by Google

den in dieſer Geſtalt erſchienen ſind, ſo lag es nahe, jenen Mönch als den erſten Verfaſſer der „Gesta Romanorum“ zu betrachten. Das Anſprechende, oft Wunderbare des Inhalts der nicht ohne Kunſt behandelten Erzählungen ließ die „Gesta Romanorum“ im Mittelalter bis zum XVI. Jahrh. herab zahlreiche Leſer finden; ſie wurden, wie nicht leicht eine andere ähnliche Sammlung, eine reiche Fundgrube älterer und ſpäterer Novelliſten und Fabeldichter, wie des Bocaccio, Straparola, Hans Sachs, Burkard Waldis u. A., und ſind daher ſchon als ſolche für die Geſchichte der Novelle und Fabel von Wichtigkeit. Übertragen wurden ſie in mehrere Sprachen, in das Deutſche, Engliſche ꝛc. Die erſte lateiniſche Ausgabe erſchien 1488. Fol.; ihr folgten andere, die jedoch, wie die vorhandenen Handſchriften, unter einander bedeutend abweichen, indem ſie bald mehr, bald weniger Erzählungen enthalten. — Vergl. Görres „Deutſche Volksbücher“ (S. 157). 83.

Petrus Lombardus aus einem kleinen Flecken bei Novara in der Lombardei gebürtig, nimmt unter den ſcholaſtiſchen Theologen des XII. Jahrh. einen bedeutenden Rang ein. Er war ein Schüler des berühmten Abailard, lehrte in der Abtei der heiligen Geneviève zu Paris Philoſophie und Theologie, war Inſtructor der Söhne Ludwig's VII. und ſtarb als Erzbiſchof von Paris 1164. Dem damaligen Geiſte der gelehrten Behandlung der Theologie gemäß trug er die chriſtlichen Dogmen hauptſächlich nach dem Syſteme des Auguſtinus und zwar ſo vor, daß er bei einem jeden Dogma die dialektiſchen Gründe für und wieder daſſelbe anführte und entweder zwiſchen dieſen eine Vereinigung zu Stande zu bringen oder durch Autoritäten der Kirchenväter und der Schrift die Gegner zum Stillſchweigen zu bringen ſuchte. Dieſe halb dialektiſche, halb compilatoriſche Arbeit, die er in der Schrift: „Theologiae christianae sententiarum libri IV.“ niederlegte, verſchaffte ihm in den damaligen Zeiten einen großen Ruf und eine bedeutende Auctorität in der gelehrten Theologie. Seine Schrift wurde vielfach commentirt und das Studium derſelben in den öffentlichen Schulen von der Kirche angeordnet und durch Ertheilung der theologiſchen Grade belohnt. Auch erhielt er ſelbſt den Titel Magister sententiarum, der dann auch der Schrift anſtatt des urſprünglichen beigelegt ward. Herausgegeben wurde dieſe Venedig 1477, Köln 1576. 8. Vergl. Cramer-Boſſuet, „Allgemeine Geſchichte der Scholaſtik“ (VI. Thl. 586); Tiedemann's „Geiſt der ſpeculativen Philoſophie“ (IV. Thl. 300). S. auch d. Art. Scholaſtik. 80.

Petrus de Vineis, ein ausgezeichneter Rechtsgelehrter und Staatsmann, welcher um die Mitte des XIII. Jahrh. lebte, ward zu Capua von armen Eltern geboren und ſtudirte durch fremde Unterſtützung auf der damals in ganz Europa gefeierten hohen Schule zu Bologna die Rechte. Dem Kaiſer Friedrich II., der ihn durch Zufall hatte kennen lernen, gefiel er ſo ſehr, daß er ſogleich eine Anſtellung am Hofe erhielt. Durch die erhöhte Gunſt deſſelben ſtieg er bald darauf zum Pronotarius, Rath und Kanzler des Kaiſers, in welcher Stellung er das vollkommenſte Vertrauen ſeines Herren genoß und alle Staatsgeſchäfte leitete. Gegen die Anmaßungen der Päpſte Gregor IX. und Innocenz IV. vertheidigte er Friedrich II. durch Wort und Schrift und bewirkte beſonders durch eine gründliche, ſcharfſinnige und witzige Widerlegung der Schmähſchrift Gregor's IX. auf den Kaiſer, daß der gegen denſelben ausgeſprochene Bann ohne nachtheilige Folgen blieb. Auf dem Concilium zu Lyon im Jahre 1245 trat P. de Vineis als Bevollmächtigter Friedrich's II. vor Innocenz IV. für ſeinen Fürſten mit Kraft und Wärme auf. Die Feinde des Kanzlers brachten aber hierauf dem Kaiſer den Verdacht bei, als habe ihm jener durch den kaiſerlichen Leibarzt Gift beizubringen geſucht. Der durch viele Unfälle und Nachſtellungen argwöhniſch und mißmuthig gewordene Fürſt ließ ihm die Augen ausſtechen und zu Piſa in das Gefängniß ſetzen, in welchem der Unglückliche im Jahre 1249 gewaltſam ſein Leben dadurch endigte, daß

Digitized by Google

er ſeinen Kopf an einem der Pfeiler des Gefängniſſes zerſchmetterte. Die von P. de Vineis hinterlaſſenen Schriften ſind: 1) „Sechs Bücher Briefe von den Thaten Friedrich's II."; 2) eine Abhandlung von der kaiſerlichen Machtvollkommenheit unter dem Titel „De potestate imperiali." Eine Ausgabe derſelben bereitet Pertz vor. 81.

Petſcheneger oder **Patzinatzen**, ein wildes aſiatiſches Volk, drangen von den Uzen aus ihren Sitzen am Ural vertrieben im IX. Jahrh. plötzlich hervor, trieben die Magyaren vor ſich her, nahmen den Chazaren das ganze Land vom Dnieper bis nach Siebenbürgen und der Wallachei ab und gründeten hier ein gewaltiges Reich, das aber im XII. Jahrh., nachdem auch die Chazaren von den Ruſſen und Griechen vernichtet waren, durch die vereinten Angriffe der Ungarn, Komanen, Griechen und Ruſſen ſpurlos zu Grunde ging. 37.

Peucer (Kaspar), der berühmte Schüler und Schwiegerſohn Melanchthon's, geb. im Jahre 1525 zu Bautzen, war einer der gelehrteſten und angeſehenſten Männer ſeiner Zeit. Mit dem Studium der Geſchichte, Mathematik und Philoſophie verband er das der Arzneikunde, ward Doctor und Profeſſor derſelben zu Wittenberg, und Leibarzt des Churfürſten Auguſt, bei welchem er ſehr großen Einfluß hatte. Nach Melanchthon's Tode ward er das Haupt der von jenem hinterlaſſenen und ſich zum Calvinismus hinneigenden Schule, wußte aber gegen die Einwirkungen der ſtreng Lutheriſchen eine Zeit lang vor dem Churfürſten den Schein lutheriſcher Rechtgläubigkeit zu unterhalten. Endlich aber wurde der des Kryptocalvinismus beſchuldigte P. mit zehnjährigem Gefängniſſe beſtraft. Nach ſeiner Freilaſſung begab er ſich nach Zerbſt und ſtarb daſelbſt 1602. Außer mehreren anderen Schriften hat man von ihm: „Commentarius de praecipuis divinationum generibus" (Viteb. 1553 u. ö.); „Historia carcerum et liberationis div." ed. Pezel. (Tig. 1605). 63.

Peucer (Heinrich Karl Friedrich), Oberconſiſtorialdirector zu Weimar und Ritter des weimar'ſchen Falkenordens, geb. den 26. Dec. 1779 zu Buttſtädt bei Weimar, erhielt ſeine wiſſenſchaftliche Vorbildung auf dem Gymnaſium zu Weimar und bezog im Jahre 1799 die Univerſität Göttingen, wo er mit Heyne in nähere Verhältniſſe trat und denſelben bei der Bearbeitung der neuen Ausgabe ſeines Virgil durch die Anfertigung des index geographicus und historicus unterſtützte. Nach zweijährigem Aufenthalte zu Göttingen ging er nach Jena und ſetzte hier mit vielem Eifer das begonnene Studium der Jurisprudenz fort, wobei er noch Muſe genug zu poetiſchen Verſuchen übrig behielt, deren mehrere in den Wieland'ſchen „Mercur" aufgenommen wurden. So auf das Trefflichſte vorbereitet trat er in Staatsdienſte und wurde 1805 Hofadvocat. Im Jahre 1806 nahm er in dem franzöſiſchen Commandanturbureau eine Anſtellung als secretaire-interprète an, begleitete im Jahre 1807 einen weimar'ſchen Geſandten nach Paris und beſorgte hier, da derſelbe erkrankte, die Geſchäfte ganz allein. In Anerkennung ſeiner Verdienſte erhielt er hierauf nach ſeiner Rückkehr im Jahre 1809 die Stelle eines geheimen Secretairs im Staatminiſterium, wurde ſpäter Aſſeſſor bei der Landesregierung, dann Regierungsrath und zuletzt (nachdem er noch den Sommer 1813 in geſandtſchaftlichen Angelegenheiten in Dresden zugebracht hatte) im Jahre 1815 Director des Oberconſiſtorii, in welcher hohen Stellung er jetzt noch thätig iſt. Auf ſein amtliches Wirken hier näher einzugehen wäre überflüſſig, da ſeine Verdienſte um Kirche und Schule, milde gemeinnützige Anſtalten ꝛc. hinlänglich bekannt ſind. Was ſeine literariſchen Arbeiten betrifft, ſo ſind vorzüglich zu erwähnen: „Claſſiſches Theater der Franzoſen" (Leipz. 1819—1823. 4 Bde.); „Alexander in Perſien", eine Oper, componirt von Götze; „Proſerpina", eine dramatiſche Allegorie, componirt von Häſer; die beiden Schauſpiele: „Wanderer und Pächterin" und „Vermählt und Unvermählt"; ferner in neueſter Zeit eine deutſche Bearbeitung von

Digitized by Google

Vict. Hugo's „Hernani" und Scribe's Schauſpiel: „Die Familie Riquebourg." Andere Überſetzungen aus dem Franzöſiſchen und Engliſchen hat er zum Theil begonnen, zum Theil zwar vollendet, doch noch nicht veröffentlicht. Übrigens iſt P. bekanntlich Mitarbeiter an mehreren kritiſchen und literariſchen Zeitſchriften, beſorgte früher auch einige Zeit lang die Redaction des Journals für „Luxus und Mode." 22.

Peurbach oder **Purbach** (Georg von), ein ausgezeichneter Mathematiker und Aſtronom, geb. 1423 im öſtreichiſchen Städtchen Peurbach, ſtudirte in Wien unter Johann von Gmünden, ſpäter auf mehreren deutſchen, italieniſchen und franzöſiſchen Univerſitäten, nahm eine Lehrerſtelle der Mathematik zu Wien an und ſtarb daſelbſt den 8. April 1461. Er iſt als der Wiederherſteller der Aſtronomie jener Zeit zu betrachten, gab der Trigonometrie eine neue Geſtalt und führte das geometriſche Viereck und den Gebrauch des Bleiloths ein. Unter ſeinen Schriften ſind bemerkenswerth: „Theoriae novae planetarum" (mehrmals gedruckt, zuletzt Köln 1581); „Sex priores libri systematis Almagesti" (mit Kpfrn. Venedig 1496. Baſel 1543. Nürnberg 1550); ſeine „Tabulae eclipsium super meridiano Viennensi" (Wien 1514. 2. Aufl.), nach deſſen Abſterben von Regiomontan herausgegeben, ſind mit faſt übertriebener Genauigkeit abgefaßt. 26.

Peutinger (Konrad), ein verdienter deutſcher Gelehrter und Alterthumsforſcher, 1465 zu Augsburg geboren, widmete ſich nach Beendigung ſeiner Vorbereitungsſtudien auf der Univerſität Padua der Jurisprudenz und kam, nachdem er noch einige Zeit die Schule des berühmten Humaniſten Pomponius Lätus zu Rom beſucht hatte, in ſeine Vaterſtadt zurück, wo er 1493 zum Secretair des Senats ernannt wurde. Obſchon ihn die mit ſeiner Stelle verbundenen vielen Arbeiten und beſonders die damals ſehr häufigen Reichstage, bei welchen er den Senat vertreten mußte, den größten Theil ſeiner Zeit in Anſpruch nahmen, ſo beſchäftigte er ſich doch eifrig mit den Wiſſenſchaften und Künſten, ſammelte eine treffliche Bibliothek und brachte zuerſt in Deutſchland die Alterthumskunde zu Ehren. Dafür genoß er die allgemeinſte Achtung und der Kaiſer Maximilian, zu welchem er mehrmals als Geſandter geſchickt wurde, ernannte ihn zu ſeinem Rathe. Nach dem Tode Maximilian's ging er 1519 nach Brügge, um Karl V. zu ſeinem Regierungsantritte Glück zu wünſchen und wohnte ſodann 1521 dem Reichstage zu Worms bei, auf welchem er die Beſtätigung der Privilegien ſeiner Vaterſtadt und das Recht, Münzen zu prägen, erlangte. In ſeinem Alter zog er ſich gänzlich von den Geſchäften zurück und ſtarb am 28. Dec. 1547 zu Augsburg. Unter P.'s Schriften ſind diejenigen, welche ſich mit der Alterthumskunde beſchäftigen, die bedeutendſten. Hierher gehören: „Romanae vetustatis fragmenta in Augusta Vindelicorum et ejus dioecesi" (Aug. Vind. 1505. Fol.) und „Sermones convivales de mirandis Germaniae antiquitatibus" (Argent. 1506. 4. N. Ausg. von G. W. Zapf, Aug. Vind. 1789. 8.). Auch iſt nach ihm die älteſte uns bekannte Landcharte: „Tabula Peutingeriana" benannt. 67.

Peyronnet (ſpr. Péronné) (Graf von), Miniſter des Innern und der Juſtiz unter Polignac, 1770 zu Bordeaux geboren, widmete ſich der Jurisprudenz und erregte nach der Reſtauration durch ſeine entſchiedene Anhänglichkeit an die Bourbons die Aufmerkſamkeit der Regierung. Unter Decaze's Miniſterium ward er Präſident des Tribunals erſter Inſtanz zu Bordeaux und kam dann als Generalprocurator an den Gerichtshof zu Bourges. Zu Paris ward er 1820 zuerſt durch ſeine ſtreng royaliſtiſchen Anſichten, welche er vor der Pairskammer bei Gelegenheit der ſogenannten Verſchwörung vom Auguſt dieſes Jahres äußerte, bekannt, blieb ſeitdem in der Deputirtenkammer ſeinen Geſinnungen getreu und ſprach mit Enthuſiasmus für die Beſchränkung der Preßfreiheit. Dieſes bewirkte ſeinen Eintritt in das Miniſterium Villèle's als Siegelbewahrer (1821) und ſeine Erhebung in den Grafenſtand (1822). Für den Juriſtenſtand in Frankreich that er ſehr

Digitized by Google

viel, war aber unerbittlich ſtreng für alle Maßregeln, welche die Äußerungen freier Geſinnungen zurückhalten konnten, und ſetzte ſogar die Wiedereinführung der Cenſur durch. Seine Bemühungen für die Regierung bei den Wahlen von 1824 und ſeine Feſtigkeit, mit welcher er allen im Sinne des Ultraroyaliſmus gefaßten Beſchlüſſen Anerkennung und Geltung zu verſchaffen wußte, bereiteten ſeinen Eintritt in das unglückliche Miniſterium Polignac's vor (20. Mai 1830). Er wurde das Opfer ſeiner unbedingten Ergebenheit, denn ſeine eigene Überzeugung ſoll ſich gegen die Ordonnanzen und die Art ihrer Ausführung ausgeſprochen haben. Der Julirevolution ſuchte er durch ſchleunige Flucht zu entgehen, ward aber in Tours feſtgenommen, nach Paris gebracht und mit ſeinen Collegen zu lebenslänglicher Gefängnißſtrafe zu Ham verurtheilt. Seine gezwungene Muße verwendet er zu literariſchen Artbeiten; doch haben ſeine „Pensées d'un captif" (deutſch, Leipz. 1834—1835. 2 Bde. 8.) und ſeine „Histoire des Francs" (Par. 1835. 8.) keinen großen Beifall gefunden. Das Miniſterium Villele's ſuchte er in ſeiner Flugſchrift: „Esquisse politique" (Par. 1829. 8.) vergebens zu rechtfertigen. 66.

Pfänden, lat. pignori sumere; franz. saisir; engl. seize, geſchieht bei Beeinträchtigungen geringerer Art, beſonders auf dem Lande, indem man z. B. wegen Betreten eines der Communcation nicht angehörigen Privatweges, bei Beſchädigungen durch fremdes Vieh u. dergl. den Beſchädiger zurück zu behalten oder zur Zurücklaſſung irgend eines Gegenſtandes zu nöthigen ſucht, welcher entweder zum Beweiſe oder pfandweiſe zur Deckung des angerichteten Schadens dient. Es ſoll jedoch nicht mehr genommen werden, als unumgänglich erforderlich iſt; doch braucht bei Pfändungen des bloßen Beweiſes halber nicht auf den Werth des abgepfändeten Gegenſtandes geſehen zu werden. Die Pfändung beruht auf dem *Haus-* und *Beſitzungsrechte* gegen den, der ſich *factiſcher Weiſe eingedrungen* hat; ſie darf daher blos als *Zurückhaltungsrecht* auf unſerer Beſitzung ausgeübt werden, nicht aber außerhalb, wenn der Störer ſie bereits wieder verlaſſen hätte, indem dieß unerlaubte Selbſthülfe enthalten würde, außer im Falle der *unmittelbaren Verfolgung des Flüchtlings*. Des Beweiſes halber wird die Pfändung oftmals vorgenommen bei Beſitzſtreitigkeiten, um den Gegner nicht zur Vollendung der Verjährung gelangen zu laſſen, indem ſolche durch die Pfändung unterbrochen wird. Die *abgepfändeten* Gegenſtände werden dann bei dem Richter, unter welchen die Sache, auf der die Störung vorgegangen iſt, gehört, deponirt und über das Anbringen des Pfänders ein Protocoll aufgenommen. 31.

Pfaff (Chriſtian Matthias), einer der berühmteſten Theologen des vorigen Jahrhunderts, ward den 25. Dec. 1686 in Stuttgart geboren, bezog ſchon in ſeinem 13. Jahre die Univerſität Tübingen, wo er die Theologie und die morgenländiſchen Sprachen mit ſolchem Erfolge ſtudirte, daß er 1702 eine öffentliche Rede in ſamaritaniſcher Sprache halten konnte und kurz darauf ein glänzendes Magiſterexamen machte. Nachdem er hierauf noch mehrere Proben ſeiner gründlichen Gelehrſamkeit gegeben hatte und 1705 Repetent der Theologie geworden war, beſuchte er ſeit 1706 die berühmteſten Städte und Univerſitäten Deutſchlands, Dänemarks und der Niederlande, ſtudirte in Halle und Hamburg (bei Edzard) das Rabbiniſche, ging dann 1708 nach England, verweilte längere Zeit in Oxford und Cambridge, kehrte 1709 nach Deutſchland zurück und beſchäftigte ſich eben in Gießen mit dem Studium des Äthiopiſchen, als er zum Reiſeprediger und Führer des Erbprinzen Karl Alexander von Würtemberg berufen ward. Bei einem dreijährigen Aufenthalte deſſelben in Turin hatte er dann Gelegenheit viele gelehrte Schätze und Manuſcripte, welche man eben wegen Unkenntniß aus der Bibliothek entfernen wollte, zu retten und bekannt zu machen, indem er nicht nur einen Katalog davon verfertigte, ſondern auch viele wichtige Excerpte machte, die er theils anderen Gelehrten (Montfaucon, Fabricius u. A.) mittheilte, theils ſelbſt edirte (wie einige unbekannte

Digitized by Google

Schriften des Lactantius, Paris 1712). Gegen Ende des Jahres 1712 kehrten Beide nach Stuttgart zurück, reiſten aber im Sept. 1713 aufs Neue nach den Niederlanden und nach zweijährigem Aufenthalte im Haag 1715 nach Paris, worauf ſie zu Ende des Jahres 1716 wieder in Stuttgart eintrafen und P. die ihm übertragene dritte ordentliche Profeſſur der Theologie zu Tübingen 1717 antrat. Schon 1720 war er in die erſte Profeſſur aufgerückt, ward zu gleicher Zeit Kanzler der Univerſität und Propſt, 1724 kaiſerlicher Pfalzgraf, 1727 Abt des Kloſters Lorch und 1731 Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften in Berlin. In dieſer hohen Stellung hatte er nun vielfache Gelegenheit, ſeine ausgebreitete und gründliche Gelehrſamkeit zu bewähren, die er auch in einer großen Anzahl trefflicher Schriften und Diſſertationen niedergelegt hat. Am Berühmteſten davon ſind ſeine „Institutiones theologiae dogmaticae et moralis“ (Tueb. 1719. 8. u. öft.) und „Introductio in historiam theologiae literariam“ (Tueb. 1720 — 1726. 3 Voll. 8.), welche lange als Hauptwerke gegolten haben. Vergebens waren aber bei dem Eifer der Parteien ſeine Verſuche, die beiden proteſtantiſchen Kirchen zu vereinigen, zu welchem Zwecke er einen lebhaften Briefwechſel mit dem preußiſchen und engliſchen Hofe unterhielt und eine Anzahl Schriften, unter andern ſein „Alloquium irenicum ad Protestantes“ (Regensb. 1720. 4, auch deutſch u. öft. gedruckt), ſchrieb und wobei er einen ſichern Tact und große Freimüthigkeit entwickelte. Dafür genoß er aber auch eines Anſehns und Rufs, wie ſelten ein anderer Gelehrter. Nichts deſto weniger legte er 1756 ſeine ſämmtlichen Stellen plötzlich nieder und zog ſich nach Frankfurt a. M. in den Privatſtand zurück; doch nahm er kurz darauf den Ruf als Generalſuperintendent und Kanzler an der Univerſität zu Gießen an, ſtarb aber als ſolcher ſchon den 19. Nov. 1760 mit Hinterlaſſung eines außerordentlichen Reichthums. 16.

Pfaff (Chriſtian Heinrich), bekannt als Univerſitätslehrer und Schriftſteller im chemiſchen und medieiniſchen Fache, ward am 2. März 1773 zu Stuttgart geboren. Als Knabe beſuchte er die Karlsakademie, wo er Cuvier zum Mitſchüler hatte, und wurde hier durch des berühmten Kielmeyer's Unterricht für Chemie und vergleichende Anatomie gewonnen; ſeine Vorliebe für die Elektricitätslehre weckte aber der Experimentator Groß in ihm. 1793 beſuchte er Göttingen und im folgenden Jahre Kopenhagen, wo er das Brown'ſche Syſtem ſtudirte, machte 1795 eine Reiſe nach Italien, ließ ſich hierauf 1797 in Heidenheim im Würtembergiſchen als praktiſcher Arzt nieder, ging aber bald darauf als außerordentlicher Profeſſor der Medicin nach Kiel. Hier legte er ſich beſonders außer der Phyſiologie auf Phyſik und Chemie, weßwegen ihm auch nach wenigen Jahren das Lehrfach dieſer beiden letzteren Disciplinen mit einer ordentlichen Profeſſur übertragen wurde. Nunmehr errichtete er ein chemiſches Laboratorium und legte ſich faſt ausſchließlich auf Bearbeitung von Schriften über Phyſik und Chemie. Als von einem ſehr fleißigen Schriftſteller beſitzen wir von ihm mehrere größere und kleinere Werke. Seine bedeutendſten ſind: „Handbuch der analytiſchen Chemie“ (Altona 1825. 2 Bde. 2. Aufl.); „Syſtem der Materia medica“ (Leipz. 1808—1824. 7 Bde.); „Über thieriſche Elektricität und Reizbarkeit“ (Leipz. 1795); „Über Newton's Farbentheorie“ (Leipz. 1813). Jetzt beſchäftigt er ſich mit der Herausgabe eines mediciniſchen Journals, das unter dem Titel: „Mittheilungen aus dem Gebiete der Medicin, Chirurgie und Pharmacie“ ſeit dem Jahre 1832 in mehreren Bänden erſchienen iſt. 39.

Pfaffe iſt aus papa, Vater, entſtanden und war folglich früher, wie das gleichbedeutende Pope, Ehrentitel aller Geiſtlichen; der Name iſt aber in der neuern Zeit ſo in Mißcredit gekommen, daß man darunter jetzt nur einen ſolchen Geiſtlichen verſteht, welcher mehr weltlichen als geiſtlichen Zwecken nachſtrebt. 30.

Pfaffenmütze, ſ. Fortification.

Digitized by Google

Pfahlbürger nennt man die Beſitzer ſtädtiſcher Grundſtücke, welche weder das volle Bürgerrecht genießen, noch die gewöhnlichen Laſten tragen. Es waren dieß urſprünglich ſolche, deren Grundſtücke außerhalb der Stadtbefeſtigung (vor der Verpfählung, Palliſadirung) lagen und nicht vollſtändig geſchützt waren. Daher genießen Vorſtädter, Beſitzer von Erbzinshäuſern, welche von einem Hauptgrundſtücke abhängen und zu dieſem den Abgabenbeitrag liefern ebenfalls nicht das volle Bürgerrecht und werden deßhalb unter die P. gerechnet. 17.

Pfahlgraben, ſ. Teufelsmauer.

Pfalz (altdeutſch Pfalenz oder Palenz, vom lateiniſchen palatium, Palaſt) hießen im Mittelalter die in den verſchiedenen Provinzen des deutſchen Reiches zerſtreut liegenden Schlöſſer und Paläſte, welche die Kaiſer, damals bekanntlich ohne feſten Sitz, auf ihren Reiſen zu ihrem gewöhnlichen Aufenthalte nahmen. Da ſie hier oft Reichstage hielten und Recht ſprachen, ſo wurde überhaupt jede Gerichtsſtätte, Rathhaus ꝛc. mit dem Namen „Pfalz“ belegt, ein Gebrauch, der ſich in Schwaben bis heut noch erhalten hat. Unter den Städten, wo ſich kaiſerliche Pfalzen befanden, den Pfalzſtädten, werden in den Provinzen fränkiſchen Rechtes Aachen, Ingelheim, Trebur und Speier, in den Provinzen ſächſiſchen Rechtes Merſeburg, Goslar, Grona, Allſtädt und Wallhauſen am häufigſten genannt. Die oberſten Beamten, welche in dieſen Pfalzen in der Abweſenheit des Kaiſers und an deſſen Statt Recht ſprachen, hießen Pfalzgrafen (comites palatini), welche als unmittelbare königliche Richter über Sachen und Perſonen zu Gericht ſaßen, die der Gerichtsbarkeit des Herzogs oder Markgrafen, in deſſen Sprengel die P. lag, nicht unterworfen waren; doch galten ſie in gewiſſen Fällen als oberſte Inſtanz und konnten ſelbſt die Entſcheidung des Herzogs nach Belieben umſtoßen. Mit dieſen Pfalzgrafen in älterer Bedeutung ſind nicht die ſpäteren Pfalzgrafen, auch des heiligen römiſchen Reiches Hofgrafen genannt (comites sacri palatii Lateranensis oder aulae Caesarea et imperialis consistorii comites) zu verwechſeln, als welche nach Einführung des römiſchen Rechtes, beſonders ſeit Karl IV., gewöhnlich wurden. Dieſe, von weit geringerer Bedeutung, erhielten von dem Kaiſer mit dem Titel die Befugniß, gewiſſe meiſt geringe kaiſerliche Rechte auszuüben, z. B. unehelich Geborene zu legitimiren, Doctores, Magiſtri, Licentiaten, Baccalaureen (die zum Unterſchied bullati hießen) und Notarien zu creiren, zu adeln u. a. m. Bisweilen wurde dieſe Pfalzgrafenwürde gewiſſen Familien erblich ertheilt (z. B. den Grafen von Ortenburg im Jahre 1524). Jetzt iſt ſie natürlich mit dem heil. röm. Reiche verblichen. — Pfalzgrafſchaften in älterer Bedeutung hatten ſeit den ſächſiſchen Kaiſern alle Herzog- und Markgrafthümer. Wie dieſe wurden bei der immer mehr ſich entwickelnden Ausbildung des Lehnsweſens auch die mit der Pfalzgrafenwürde verbundenen Beſitzungen erblich, doch verſchmolz im Laufe der Zeit das pfalzgräfliche Amt mit dem Herzogthume; am Rheine aber, wo die wichtigſten Reichsdomänen lagen und unveräußert blieben, erhielt ſich die pfalzgräfliche Würde in ihrer urſprünglichen Geſtalt, obwohl ſpäter auch als erbliches Beſitzthum beſtimmter Familien. Der Umfang dieſer Pfalzgrafſchaft, der Pfalz am oder bei Rhein (jetzt zum Theil zum baieriſchen Unterrheinkreis, zum Theil zur heſſiſchen Provinz Starkenburg, Rheinheſſen und zur preußiſchen Rheinprovinz gehörig) umfaßte über 70 □M., eines der geſegnetſten Länder Deutſchlands und erhielt ſpäter den Namen Unterpfalz, zum Unterſchiede von der Oberpfalz, worunter man einen 125 □M. enthaltenden Landſtrich verſtand, welcher jetzt zum baieriſchen Obermain- und Regenkreis gehört und Amberg zur Hauptſtadt hatte. Derſelbe ward, nachdem im Jahre 1215 die Rheinpfalz an das Haus Baiern gekommen war, ſpäter von dem Kaiſer Ludwig dem Baier den Söhnen ſeines Bruders, des Pfalzgrafen Rudolph, überlaſſen, welcher die Churwürde erhalten hatte und als Stammvater aller Pfalzgrafen und Churfürſten von der

P. zu betrachten iſt. Dieſe von Rudolph gegründete Hauptlinie des pfälziſchen Hauſes theilte ſich in mehrere Äſte; die ältere oder eigentliche Churlinie ſelbſt erloſch im Jahre 1359, worauf ihr die pfalz-ſimmerſche Linie folgte, nach deren Erlöſchen im Jahre 1685 die neuburgiſche vom Pfalzgrafen Wolfgang zu Zweibrücken geſtiftete Linie zur Chur gelangte. Dem Letzten dieſer Linie, dem Churfürſten Karl Philipp, welcher im Jahre 1742 ſtarb, folgte Karl Theodor von der neuburg-ſulzbachſchen Linie, welcher 1777 nach dem Ausſterben der baieriſchen Hauptlinie ganz Baiern mit Ausnahme des Innviertels erbte. Dieſem, dem letzten Sproſſen der ſulzbachſchen Linie, ſuccedirte im Jahre 1799 in ſämmtlichen pfälziſchen und baieriſchen Landen Maximilian Joſeph von der Linie Pfalz-Zweibrücken-Birkenfeld, der einzigen noch blühenden Linie des pfälziſchen Hauſes. 1.

Pfand, lat. pignus; fr. gage, mortgage; engl. pawn, bledge, bezieht ſich ſowohl auf die Sache, als auf das daran zuſtändige Recht, Pfandrecht. Letzteres beſteht in der Berechtigung, wegen einer Forderung ſeine Befriedigung aus den Nutzungen und, wenn ſolche nicht zureichen, aus dem Verkauf einer fremden Sache zu erlangen. Die Ertheilung der Berechtigung, welche zu den dinglichen Rechten gezählt wird, heißt Verpfändung, die verſchuldete Sache Pfand. Gehört ſolche zu den beweglichen Gütern, ſo muß ſie dem Pfandberechtigten ausgehändigt werden und heißt Fauſtpfand. Bei Immobilien tritt blos Beaufſichtigung ein, welche der Staat beſorgt. Die Sache wird gewöhnlich Hypothek oder Pfandverſchreibung, Pfandverſicherung, benannt. Die Hypothek wird in Anſehung der Verfügung darüber, wie die Immobilie, der ſie aufliegt, behandelt und iſt völkerrechtlicher Natur. — Pfandbriefe ſind ſolche vom Staate geſicherte Schuldbriefe, worin dem Inhaber auf Höhe der darin bemerkten zinsbaren Summe gewiſſe Güter oder Einkünfte als ſpecielle Hypothek verſchrieben worden ſind. Sie werden bisweilen von den Staaten ſelbſt, meiſtens aber von größeren Geſellſchaften und Vereinen ausgegeben, welche vom Staate die beſondere Erlaubniß dazu haben, wie z. B. von den Ständen einer Provinz oder einer zum Welthandel errichteten Compagnie u. a. Der Inhaber erhält vorſchriftsmäßig ſeine Zinſen aus der angewieſenen Caſſe. So lange dieſe richtig abgeführt werden, haben die Pfandbriefe, wie andere öffentliche Schuldſcheine, ihren angemeſſenen Cours. Da man nun gegen Sicherheit wohlfeiler Geld bekommen kann, als auf anderen Wegen, ſo nennt man das hierauf begründete Beſtreben durch Pfandbriefe Geld billig anzuſchaffen, welches man dann vortheilhafter benutzt, Pfandſyſtem (ſ. Creditſyſtem). 24.

Pfarrer, lat. parochus; fr. curé; engl. parson, curate, iſt jeder Geiſtliche, welcher das vollſtändige Seelſorgeramt an einer Kirche zu verwalten hat. Wenn an einer Kirche mehrere Geiſtliche angeſtellt ſind, ſo iſt gewöhnlich nur der erſte Pfarrer oder Oberpfarrer, die übrigen ſind Diakonen oder Collaboratoren. 23.

Pfau, lat. pavo cristatus; fr. paon; engl. peacock, wegen der Pracht ſeines bunten Gefieders der ſchönſte Vogel, gehört zu dem Hühnergeſchlechte und unterſcheidet ſich von dieſem nur durch ſeine vorwärtslaufenden Scheitel- und die verlängerten Schwanzfedern, welche ausgebreitet die Geſtalt eines Rades annehnehmen. Man kennt bis jetzt 4 verſchiedene Arten von Pfauen. Die bei uns gewöhnlichen ſtammen aus Oſtindien, wo ſie wild in den Wäldern leben. Eine zweite Art, welche in Tibet heimiſch iſt, ſoll doppelte Spornen haben und an den Schwanz- wie an den Schulterfedern doppelte Augenflecken tragen. — P. iſt auch ein unbedeutendes Sternbild des ſüdlichen Himmels, das nach Halley und Bayer 23 kleine Sterne enthält und bei uns niemals aufgeht. 35. 13.

Pfeffel (Gottlieb Konrad), ein beliebter deutſcher Dichter, am 28. Juni 1736 zu Colmar geboren, widmete ſich, nachdem er die nöthigen Vorbereitungsſtudien in ſeiner Vaterſtadt beendigt hatte, zu Halle der Jurisprudenz, ſah ſich aber bald durch

die immer zunehmende Schwäche ſeiner Augen in ſeinen Fortſchritten gehemmt und erblindete 1757 völlig. Eine glückliche Ehe und die ruhige Heiterkeit ſeines Gemüthes erleichterten ihm dieſes harte Loos. Ludwig XV. ertheilte ihm 1773 die Erlaubniß, in Colmar ein akademiſches Erziehungshaus unter dem Titel „Militairſchule" für die proteſtantiſche Jugend anzulegen, welches ſich des ſchönſten Fortgangs erfreute, als ihm durch die franzöſiſche Revolution ein Ende gemacht wurde. Seitdem widmete er ſich nur literariſchen Beſchäftigungen und ward 1803 Präſident des neuerrichteten proteſtantiſchen Conſiſtorium zu Colmar, wo er am 1. Mai 1809 ſtarb. P.'s Muße iſt eine durchaus freundliche und heitere, was um ſo merkwürdiger iſt, da die Phantaſie der Blinden gewöhnlich nur um feierlich ernſte oder ſanfte Wehmuth erregende Gegenſtände ſchwebt. Seine Fabeln und Erzählungen ſind faſt ohne Ausnahme in einem leichten, ſcherzenden Tone gehalten und nur in der letzten Zeit ſeines Lebens äußerte die Politik einen nachtheiligen Einfluß auf ſein dichteriſches Streben und ſeine ſpäteren Poeſien ſind nur dürftige Bekleidungsmittel ſeiner politiſchen Geſinnungen. Seine Fabeln ſind ſeinen übrigen Werken weit vorzuziehen; in ihnen offenbaren ſich am meiſten geſunder Verſtand, Phantaſie, kauſtiſcher Witz und Begeiſterung für alles Edle und Große. Seine dramatiſchen Verſuche ſind längſt vergeſſen. Seine Werke ſind in zwei Abtheilungen: „Poetiſche Verſuche" (Tübing. 1804—1820. 10 Thle. 8.) und „Proſaiſche Verſuche" (Tübing. 1810—1813. 10 Thle. 8.) geſammelt und mit einem Supplementbande (Tübing. 1820. 8.), welcher P.'s Leben von Rieder enthält, vermehrt. 66.

Pfeffer, lat. piper; fr. poivre; engl. pepper, nennt man die Früchte des Schwarzpfefferſtrauches (piper nigrum, L.), welche Juſſieu's Familie der **Piperaceae** begründet und Linné's **Diandria Trigynia** angehört. Dieſe Früchte ſind rundliche, einfächerige, in 6—8 Zoll langen Trauben ſtehende (zur Zeit der Reife rothe) Beeren mit einem Samen. Die reifen fallen bald ab und werden dann aufgeleſen; die unreifen dagegen, welche man abpflückt, trocknet man an der Sonne, wodurch ſie ſchwarz und runzlich werden und den gemeinen ſchwarzen P. liefern; die reifen hingegen werden in Seewaſſer eingeweicht, dann durch Waſchen und Reiben von ihrer Haut befreit, zuletzt ebenfalls getrocknet und geben dann den weißen P., der aber nicht ſo ſcharf iſt, wie der ſchwarze. Er wächſt vorzüglich auf Malabar, Sumatra, Java ꝛc. und der kleinſte wird in Indien am meiſten geſchätzt. Seine Schärfe ſoll der P., nach Örſtedt, einem kryſtalliſirbaren eigenthümlichen Stoffe, dem Piperin, der den Harzen verwandt iſt, verdanken. Der Gebrauch des Pfeffers als Gewürz iſt allgemein bekannt; außerdem dient er auch als Arzneimittel. 14.

Pfefferkuchen, ſ. Lebkuchen.

Pfeffermünze, lat. mentha piperita; fr. menthe poivrée; engl. peppermint, iſt eine zu Juſſieu's Familie der **Labiatae** und Linné's **Didynamia Gymnospermia** gehörende, in ganz Europa in Gärten und auf Feldern angebaute, wahrſcheinlich aber urſprünglich in England einheimiſche Pflanze, deren Kraut aus einem äſtigen, etwas behaarten Stengel mit geſtielten, eirunden, ſpitzigen oder lancettartigen, gezähnten, glatten, oben dunkelgrünen Blättern beſteht, einen gewürzhaften, durchdringenden, ſehr angenehmen Geruch und einen balſamiſchen, beißenden, brennenden, kampherartigen Geſchmack hat, der zugleich ein Gefühl von Kälte im Munde zurückläßt. Sie enthält eine große Menge flüchtiges Öl, das bekannte Pfeffermünzöl, womit man die ebenfalls Kühlung im Munde zurücklaſſenden Pfeffermünzplätzchen bereitet, welche vorzüglich für Perſonen paſſen, deren träger Magen einer Reizung bedarf, um ſeine Verrichtungen gehörig auszuüben. Außerdem bereitet man daraus auch Branntweine und Liqueure. Dieſe Pflanze wird im Allgemeinen häufig bei Unterleibsbeſchwerden gebraucht und iſt in neuerer Zeit, ſowohl ihr Öl, als ihre Blätter und Blüthenſpitzen im Thee-

Digitized by Google

aufguß gegen die aſiatiſche Cholera bisweilen, namentlich gleich im Anfange der Krankheit, mit Erfolg angewendet worden. — Außerdem gibt es noch folgende Münzenarten: die Krauſemünze (**mentha crispa**), welche in Sibirien und Europa einheimiſch iſt, aber auch in Gärten gezogen und von den Schafen gern gefreſſen wird. Sie iſt weniger kräftig als die P. und hat auch einen anderen Geruch und Geſchmack. — Die Gartenmünze (**m. gentilis**), wovon das Kraut, das aus einem etwas behaarten, ſehr äſtigen Stengel mit eirunden, geſtielten und gezähnten Blättern beſteht und einen angenehmen Geruch, einen etwas ſcharfen und bittern Geſchmack hat, ebenfalls als Arznei gebraucht wird. — Die Bach- oder Waſſermünze (**m. aquatica**) hat einen nicht ſehr angenehmen aber ſtarken Geruch, einen bittern und etwas ſcharfen Geſchmack; das Kraut davon beſteht aus glatten Stengeln mit ebenfalls glatten, geſtielten, eirundherzförmigen, gezähnten Blättern. — Eine in ganz Europa ſehr häufig auf Stoppelfeldern und feuchten Plätzen als Unkraut wachſende Pflanze iſt die Ackermünze (**m. arvensis**), welche ganz haarig iſt und einen ſtarken, gewürzhaften, ſüßlichen, für viele Perſonen unerträglichen Geruch hat. — Die zahme oder Frauenmünze (**m. sativa**) ähnelt an Geruch und Geſchmack der Krauſemünze. Sie wird ſowohl in der Medicin, als auch zu mancherlei Speiſen gebraucht und hat einen ſtarken, aber dabei ſehr angenehmen Geruch. — Die rundblätterige Münze (**m. rotundifolia**), deren Kraut aus einem filzigen Stengel mit ſitzenden, eirunden oder rundlichen, oben runzlichen, unten weißfilzigen, gezähnten Blättern beſteht und ebenfalls als Arznei gebraucht wird. — Die Roß- oder Waldmünze (**m. sylvestris**) iſt eben ſo officinell wie die Krauſemünze, unterſcheidet ſich aber von dieſer durch ihr filziges Kraut, ihre länglichen, lancettförmigen, ungleich gezähnten Blätter und durch ihren angenehmern Geruch. — Den angenehmſten Geruch unter allen hat die grüne Münze (**m. viridis**), welche purpurrothe Blüthen hat. — Endlich gehört noch hierher das ſehr ſtark riechende und an ätheriſchem Öle reichhaltige Flöhkraut oder der Polei (**m. pulegium**), der ſich durch ſeinen faſt walzigen, behaarten, ſehr äſtigen Stengel, ſeine eirunden, ſtumpfen, ganz kleinen Blätter von den übrigen Arten unterſcheidet und als ein reizendes, nervenſtärkendes Mittel angewendet wird. **21.**

Pfeffers oder **Pfäfers**, lat. **Fabarium**, ein beſuchtes Bad im Canton St. Gallen in der Schweiz, 2188 F. über dem Meere, verdient beſonders wegen ſeiner ſeltenen Lage der Erwähnung. In einem furchtbaren Abgrunde, von der reißenden Tamina durchſtrömt, zu der die Strahlen der Sonne nur einige Stunden des Tages hinabdringen können, erheben ſich an die ſchroffen Felſen angelehnt die Gebäude dieſer Badeanſtalt und an die Stelle hölzerner Brücken über den ſchauerlichen Felſengrund, die früher zu ihnen führten, ſind in neuerer Zeit ſchmale Fußſteige durch die Klippen hindurch gekommen. Dieſe Anſtalt, welche ſchon im XI. Jahrh. bekannt geweſen ſein ſoll, gehört jetzt der in der Nähe liegenden Benedictinerabtei Pfeffers. Das Waſſer der zum Baden und Trinken benutzten Quellen iſt klar und hell, geſchmack- und geruchlos, hat eine Temperatur von 29—30° R. und wird zu den alkaliſchen Stahlwaſſern gerechnet. Sehr heilkräftig hat es ſich beſonders bei Unterleibsbeſchwerden und Augenkrankheiten bewieſen und dieß, wie die übrige reizende Umgegend, ſichert dem Orte ſeine nicht geringe Frequenz. Die neueſte Beſchreibung des Bades P. haben wir von dem Badearzte Dr. Kaiſer (3. Aufl. Chur 1833). **35.**

Pfeffinger (Johann Friedrich), ward den 5. Mai 1667 zu Straßburg geboren. Nachdem er mehrere Jahre in ſeiner Vaterſtadt und in Leipzig ſtudirt hatte, wurde er 1691 an der Ritterſchule zu Lüneburg als Lehrer der Mathematik angeſtellt und 1708 Inſpector an derſelben, in welcher Stelle er auch bis an ſeinen Tod verblieb. Seine Kenntniſſe in der Mathematik, Geſchichte, Genealogie und im

Digitized by Google

deutſchen Staatsrechte waren eben ſo ausgebreitet, als für die Zeit und den Standpunkt der angegebenen Wiſſenſchaften und Studien ungewöhnlich. Beſonders bedeutend ſind ſeine Verdienſte um das deutſche Staatsrecht und hierbei namentlich ſein berühmt gewordener Commentar des Vitriarius unter dem Titel: „Vitriarius illustratus seu Vitriarii jus publicum germanicum“ (Friburg. 1691, nachmals öfterer und zuletzt unter dem Titel: „Corpus juris publici. Voll. IV. Gothae 1739 und dazu „Ricci repert. locupletiss.“ Goth. 1741 erſchienen) anzuführen. Außerdem ſind von ſeinen Schriften noch: „Merkwürdigkeiten des XVII. Jahrh.“ (Hamburg 1706), nur 20 Jahre umfaſſend; „Geographia curiosa“ (Lips. 1690), mehr Statiſtik als Geographie enthaltend, und „Geſchichte des braunſchweigiſch-lüneburgiſchen Hauſes“ (Hamburg 1731. 3 Bde.) zu erwähnen. 64.

Pfeifergericht war unter der älteren Reichsverfaſſung ein zu Frankfurt a. M. unter Pfeifen und Pauken gehegtes, mit einem Volksfeſte verbundenes Gericht, wo die Deputirten der Städte Bamberg, Nürnberg und Worms dem kaiſerlichen Oberzolleinnehmer zur Anerkennung der ihnen aus Gnaden verliehenen Zollfreiheit ein Geſchenk, beſtehend in einem Paar Handſchuhen, einem Räderalbus und einem hölzernen Becher mit Pfeffer, in feierlicher Proceſſion zu überreichen hatten. 31.

Pfennig, Pennig, lat. denarius; fr. dénier; engl. penny, iſt der Name I. einer Rechnungs- und Scheidemünze. Vor dem XII. Jahrh. prägte man aus der Mark feinem Silber 320 Pfennige, wobei der Werth eines Pfennigs beinahe 2 Groſchen Conv. hatte; um die Mitte des XIII. Jahrh. 660, des XIV. Jahrh. 960 und zu Anfange des XV. Jahrh. 1200 bis 1400 Pfennige aus der Mark feinem Silber. Der viele Kupferzuſatz gab den Pfennigen ein ſchwarzes Anſehn und man unterſchied dieſerwegen weiße Pfennige (Wißpennig, Albus, Silberpfennige) und ſchwarze Pfennige (Kupferpfennige). Von den Kupferpfennigen unterſchied man ſchwere Pfennige à $\frac{1}{12}$ Gr. = $\frac{1}{288}$ Thlr. und leichte à $\frac{1}{4}$ Kr. = $\frac{1}{432}$ Thlr. Der Werth der Pfennige iſt ſehr verſchieden und richtet ſich in jedem Lande nach der größeren Scheidemünze. Man rechnet den Groſchen und Schilling zu 12 Pfennigen, den Kreuzer zu 4 Pfennige. — II. Ein Handelsgewicht, 1 Pf. = $\frac{1}{4}$ Quent = $\frac{1}{16}$ Loth = $\frac{1}{512}$ Pfund, nach den verſchiedenen Gewichtsverhältniſſen verſchieden. 33.

Pferch, Hordenſchlag, franz. fiente; engl. fold, park, iſt die Einſtallung der Schafe in viereckige mit Horden umzäunte Plätze auf der Brache oder andern Feldern oder auch auf Wieſen, um entweder darin zu freſſen oder das Land zu düngen. Zu letzterm Behufe werden die Horden alle Tage auf einen andern Fleck geſchlagen, bis das ganze dazu beſtimmte Feld auf dieſe Art gedüngt iſt. — Pferchgerechtigkeit iſt das Recht zu fordern, daß eine fremde Schafheerde auf das pferchberechtigte Grundſtück in den Pferch geſtellt werden müſſe. 26.

Pferd, lat. equus; franz. cheval; engl. horse, faſt überall als eins der nützlichſten Hausthiere bekannt, war urſprünglich wild, wurde aber wohl ſehr frühzeitig von der Hand des Menſchen gezähmt und zu einem der ſchönſten Thiere ausgebildet. Die wilden Pferde, deren es noch um den Aralſee, am Donfluſſe, im ſüdlichen Sibirien, in den mogoliſchen Wüſten gibt und, wie Einige berichten, auch auf Ceylon und im Innern Afrikas, ſind weit kleiner als die zahmen, haben einen weit größern Kopf mit einer etwas gebogenen Stirn und ein ſtruppiges, mauſefahlfarbiges Haar und leben in großen Heerden beiſammen. Obgleich ſie den Menſchen ſcheuen und bei deſſen Anblicke die Flucht ergreifen, werden ſie doch von den Bewohnern jener Gegenden gefangen und zahm gemacht. Dieſen an Lebensweiſe und Größe, nicht aber an Farbe ähnlich ſind die verwilderten Pferde, häufig in der Mogolei, in Schottland, in der Ukraine, Wallachei und in unermeß-

licher Menge in Paraguay anzutreffen. — Die Mannigfaltigkeit der Farben hinſichtlich der Haare des Pferdes hat zu den verſchiedenen Benennungen derſelben Anlaß gegeben. Zu den einfachen Farben rechnet man das weiße, iſabellenfarbige, braune und ſchwarze Haar; die graue und wolfsgraue nennt man zuſammengeſetzt und als außerordentlich bezeichnet man die Tiger-, Schecken-, Puzzellan- und Pfirſichblüthenfarbe. Bläſſen oder Sterne heißen die weißen Flecke an der Stirn, welche bei Pferden, deren Haare dunkel ſind, bisweilen geſehen werden. Hat auch die Verſchiedenheit der Nahrungsmittel, ſeitdem das P. unter allen Himmelsſtrichen heimiſch geworden iſt, keinen Einfluß auf die Körperbildung deſſelben geäußert, ſo iſt doch gewiß das Klima nebſt der übrigen Pflege dieſes Thiers deſto erheblicher für dieſe geworden und die dadurch bewirkte Mannigfaltigkeit im Körperbau hat zu folgenden Racebeſtimmungen die Hand geboten. Die arabiſchen Pferde, beſonders aus der Gegend um Palmyra, welche für die ſchönſten gehalten werden, ſind von mittlerem Wuchſe, faſt mager, deßhalb geſchmeidig und leicht, dabei aber ſtolz, muthig und ausdauernd. Über die beſten Arten derſelben halten die Araber Stammregiſter. Dieſen zunächſt ſetzt man die berberiſchen. Ihr Hals iſt lang und dünn mit gleichen Mähnen, der Kopf mehr klein, ihr Körper ſchmächtig und erreicht nur die mittlere Größe. Unter den europäiſchen Pferden zeichnet man vorzüglich die ſpaniſchen und engliſchen aus. Erſtere haben als charakteriſtiſche Kennzeichen einen großen Kopf mit langen Ohren und dieſer ſchließt ſich durch einen ſtarken und langen Hals an eine breite Bruſt an. Übrigens ſind ſie gewöhnlich ſchwarz mit einer Bläſſe und führen bei ihrem ſchweren Körper einen ſtolzen und reizenden Gang. Letztere ſtammen von arabiſchen und berberiſchen Racen ab und werden in 3 Arten eingetheilt. Erkennbar ſind ſie an ihrem kleinen Kopfe mit einer krummen Naſe und kleinen ſteifen Ohren. Der mehr längliche Körper ruht auf ſchlanken dünnen Beinen und wegen ihres großen, weit ausgreifenden Schrittes ſind ſie als Wettrenner bekannt. Auf dieſe läßt man die neapolitaniſchen und venetianiſchen folgen, welche erſtere ſich durch einen dicken Hals, großen Kopf, gebogene Naſe und vollſtändigen Wuchs auszeichnen und vorzüglich zu Parade- und Kutſchpferden eignen. Sie ſollen jedoch höchſt ungelehrig, boshaft und eigenſinnig ſein. Außer dieſen Racen unterſcheidet man unter den europäiſchen noch die friesländiſche, holſteiniſche, mecklenburgiſche, polniſche, ungariſche, ruſſiſche, türkiſche, isländiſche und deutſche. — Das P. erreicht ein Alter von 24—30 Jahren und darüber. Das Alter nach den Zähnen zu beſtimmen, iſt etwas höchſt unſicheres und höchſtens nur bis in das 10. oder 12. Jahr ohne Täuſchung zu erkennen, da die Hundszähne, welche man als Merkmal des Alters annimmt, ſchon in dieſen Jahren ſtumpf werden. Die Stute trägt 11—12 Monate. Hinſichtlich der Bewegung des Pferdes unterſcheidet man den gewöhnlichen Gang, wobei zuerſt der rechte Vorderfuß, dann der linke Hinterfuß, hierauf der linke vordere und der rechte hintere fortgeſetzt werden. Im Trab werden der rechte Vorder- und dann der linke Hinterfuß und dann die 2 andern aufgehoben. Im Galopp kommt zuerſt der linke Hinterfuß, dann der rechte Hinterfuß mit dem linken vordern und dann der rechte vordere in die Höhe. Eine eigene Art der Bewegung iſt der Paß. Das P. ſchreitet zuerſt mit dem rechten Vorder- und Hinterfuße aus und dann mit den 2 linken. Für den Reiter iſt er am bequemſten, ſoll aber das P. ungemein angreifen und nur ſchwachen eigen ſein. Dergleichen Pferde, die den Paßſchritt haben, nennt man Zelter oder Paßgänger. — Der ſchönſte Pferdekopf, den die Bildhauerkunſt geliefert hat, ſoll von Phidias herrühren. Er war früher im Parthenon zu Athen aufgeſtellt, wurde aber durch den Grafen Elgin nach England gebracht. In der Pferdezeichnung thaten ſich unter den Neuern Pforr, Heß, Klein, Adam, Horace Vernet und einige Andere hervor. Vergl. „Abbildungen ſämmtlicher Pferde-

racen von R. Kuntz, mit naturhiſtoriſcher Beſchreibung von E. d'Alton" (Karlsruhe 1827 ff.); F. v. d. Brücken „Bemerkungen über die engliſchen Pferde und die Pferdezucht im Allgemeinen" (mit 7 Abbildung. Weimar 1827). — Pferd, das kleine (Füllen), iſt ein aus 10 Sternen beſtehendes Sternbild zwiſchen dem Delphin und dem Kopfe des Pegaſus, nördlich über dem Waſſermanne. 35. 13.

Pfingſten, franz. pentecôte, heißt dasjenige von den drei hohen chriſtlichen Feſten, welches zum Gedächtniß der Stiftung der chriſtlichen Religion durch die Ausgießung des heiligen Geiſtes über die Jünger Jeſu gefeiert wird. Der Name dieſes Feſtes, welches ſtets auf den funfzigſten Tag nach Oſtern fällt, iſt aus dem griechiſchen Worte Pentecoſte (πεντηκοστή, sel. ἡμέρα der funfzigſte Tag) entſtanden. Schon der Name, noch mehr aber der Gegenſtand der Feier, beweiſet den jüdiſchen Urſprung des Pfingſtfeſtes. Die jüdiſche Kirche feierte nämlich am funfzigſten Tage nach dem Paſcha das Andenken der Geſetzgebung auf Sinai, oder das Feſt der göttlichen Offenbarung durch heilige Schrift. Da die Juden ihr Pentecoſte nur einen Tag feierten, ſo ſcheint anfangs bei dem chriſtlichen daſſelbe geſchehen zu ſein. Die dreitägige Feier wurde auf einer Synode zu Koſtnitz (1094) feſtgeſetzt. In der alten Kirche gehörte dieſes Feſt, das ſeit dem IV. Jahrh. allgemein gefeiert ward, unter die feierlichen Taufzeiten. Aus dieſem Grunde iſt wahrſcheinlich der in England gewöhnliche Name Whitsunday (der weiße Sonntag) entſtanden, indem diejenigen, welche getauft worden waren, eine Zeit lang in weißen Kleidern gingen. Auch das Abendmahl ward zu Pfingſten vorzugsweiſe gehalten. Die Häuſer und Kirchen ſchmückte man mit Blumen und grünen Birkenzweigen und in Deutſchland ſind die Pfingſtmaien und die Pfingſtmaientänze noch bis auf den heutigen Tag in den meiſten Provinzen gebräuchlich. Auch pflegt man noch die Kirchen und Thürme mit Birkenzweigen (Maien) auszuſchmücken, eine Sitte, welche ebenfalls jüdiſchen Urſprungs, oder wie Andere wollen, aus dem römiſchen Heidenthume, von dem Majumis, Spielen zu Ehren der Göttin Maja, abzuleiten iſt. 63.

Pfinzing (Melchior), ein mittelmäßiger deutſcher Dichter, am 25. Nov. 1481 zu Nürnberg geboren, kam nach Beendigung ſeiner Studien in die Dienſte des kaiſerlichen Kanzlers von Serntein zu Wien und wurde durch deſſen Empfehlung Geheimſchreiber Maximilians I., deſſen Gunſt er ſich durch ſeine Kenntniſſe bald zu erwerben wußte. Auf die Verwendung des Kaiſers wurde er 1512 zum Probſt bei der Sebalduskirche in Nürnberg ernannt, verließ aber noch im nämlichen Jahre dieſe Stadt wieder, um in die Dienſte ſeines hohen Gönners zurückzukehren, der ihm mehrere wichtige Aufträge anvertraute. Auf dem Reichstage zu Köln (1513) unterſtützte er mit Kraft und Erfolg einige Anträge des Kaiſers und wurde zur Belohnung der geleiſteten Dienſte zum kaiſerlichen Rathe ernannt und mit mancher einträglichen Pfründe beſchenkt. Nachdem er ſeine Stelle zu Nürnberg niedergelegt hatte (1521), weil er die Unruhen, welche die Reformation hervorrufen mußte, vorausſah, wurde er zum Probſt zu St. Victor in Mainz ernannt, wo er am 24. Nov. 1535 ſtarb. Sein Ruhm gründet ſich auf das hiſtoriſch-allegoriſche Gedicht: „Die geuerlichkeiten vnd eins teils der geſchichten des loblichen ſtreytparen vnd hochberümbten helds vnd Ritters herr Tewrdannckhs," (Nürnb. 1517. Fol. u. öfter), in welchem die Abenteuer beſchrieben ſind, welche der deutſche Kaiſer Maximilian I. zu beſtehen hatte, ehe er zum Beſitze der ſchönen und reichen Prinzeſſin Maria von Burgund gelangen konnte. Maximilian ſoll den Plan zu dieſem matt und froſtig ausgeführten Gedichte ſelbſt entworfen haben. In einem harten Style und in gezwungenen Reimen werden ohne alles poetiſche Feuer Allegorien auf Allegorien bis zur räthſelhaften Unverſtändlichkeit gehäuft und allenthalben tritt die moraliſche Tendenz zu grell und abſichtlich hervor. So hart die Sprache iſt, ſo fehlt es ihr doch nicht an Kraft, die aber in der ſpätern Umar-

Digitized by Google

beitung des bekannten Fabeldichters B. Waldis (Frankf. 1553. Fol.) völlig verſchwindet. Den Titel Theurdank hat das Gedicht, weil die Gedanken des darin gefeierten Helden ſtets auf theuerliche (abentheuerliche) Unternehmungen gerichtet waren. Den Schlüſſel zu den in den Allegorien verſteckten Namen gibt S. Frank in ſeiner „Chronik" (Bern 1539. Fol.). Der Werth des Theuerdanks beruht nicht auf ſeiner poetiſchen Ausführung, ſondern auf der eigenthümlichen typographiſchen Ausſtattung und auf den trefflichen von H. Schäufelin gefertigten Holzſchnitten; doch kann das Geſagte nur von der erſten Ausgabe gelten, die ſpäteren Abdrücke ſind von geringer Bedeutung. Eine neue Ausgabe beſorgte Haltaus (Quedlinburg 1835). — Vergl. **J. D. Koeleri dissertatio de inclyto libro poetico 'Theuerdank" (Altdorf 1714. 4. Ed. nov. cur. B. F. Hummel, Norimb. 1790. 4.).** 67.

Pfirſche oder **Pfirſich** nennt man die Frucht des Pfirſichbaumes (amygdalus persica, persica vulgaris), den Juſſieu zu den rosaceae und L. zur icosandria monogynia zählt. Er ſtammt urſprünglich aus Perſien, von wo er durch die Römer nach Italien verpflanzt wurde und den Namen des perſiſchen Apfels (malum persicum) erhielt. Dieſe brachten ihn nachher nach Frankreich, woſelbſt er, ſo wie in Italien, am meiſten angebaut wird und eine Menge Abarten daraus gezogen worden ſind, indem es hier unſtreitig die ſchönſten P. gibt. Die Früchte ſind in der Regel rund, fleiſchig, auf der einen Seite der Länge nach mit einer Naht oder Rinne verſehen und enthalten einen runden, harten, dicken und oben zugeſpitzten Stein, der auf beiden Seiten tiefe Furchen hat, innen aber von einem eßbaren Kerne ausgefüllt iſt. Ihr weinartig und zugleich gewürzhaft ſchmeckendes, meiſt in Saft ſich auflöſendes Fleiſch macht ſie zu einer der ſchätzbarſten Obſtſorten. Die Pfirſicharten ſind ſehr mannigfaltig; ſo unterſcheidet man z. B. die Nuß-, große rothe Früh- oder ſogenannte zwolſche P., die Safran-, weiße Magdalenen-, Purpur-, Prinzeſſin-, Malteſer-, Kirſchen-, Cardinal-, Venus-, Aprikoſenpfirſiche und noch viele andere Arten. Man ißt die P. gewöhnlich roh, beſonders die ſaftigen, die ſich deßwegen nicht zum Backen oder Einmachen eignen, obgleich ſie ebenfalls mit Zucker getrocknet werden; dagegen benutzt man die P. mit feſtem Fleiſche zu Compot, Torten und Backwerk ꝛc. Die Kerne der P. geben den Perſico, wenn man Branntwein darüber abzieht. — Aus den Blumen und jungen Blättern des Pfirſichbaumes bereitet man in manchen Apotheken einen ſehr wohlſchmeckenden Syrup. 21.

Pfiſter (Johann Chriſtoph von), ein ausgezeichneter deutſcher Hiſtoriker, am 11. März 1772 zu Pleidelsheim in Würtemberg geboren, widmete ſich der Theologie und beendigte ſeine Studien auf der Univerſität Tübingen, wo er mit Schelling in ſehr freundſchaftlichen Verhältniſſen lebte. Durch Spittler's „Geſchichte Würtembergs" (1783) zu ähnlichen Forſchungen angeregt, vollendete er als Repetent am theologiſchen Stifte zu Tübingen den erſten Band ſeiner „Geſchichte von Schwaben" (1802) und ging dann 1804 nach Wien, wo er die reiche Handſchriftenſammlung der kaiſerlichen Bibliothek zu ferneren hiſtoriſchen Arbeiten benutzte und ſich der rathenden Freundſchaft des trefflichen Johannes von Müller erfreute. Die Ausſichten, welche ſich ihm durch Müller's Einfluß boten, wurden durch die Ereigniſſe des Jahres 1806 vereitelt, wodurch er ſich bewogen fühlte, wieder nach ſeinem Vaterlande zurückzukehren. Mit raſtloſem Fleiße ſammelte er zu Ulm, wo ihm der Prälat von Schmid ſeine handſchriftlichen Schätze bereitwillig zur Benuzzung mitheilte, und in den Archiven der vormaligen Reichsſtädte und Abteien Oberſchwabens neue Materialien zur Fortſetzung ſeiner Geſchichte, welche er als Diakon zu Waihingen an der Enz (1810) und Pfarrer zu Kleinglattbach ordnete. Durch ſeine Beförderung zum Paſtor zu Untertnökheim bei Stuttgart (1813) wurde er den literariſchen Schätzen der Hauptſtadt näher gebracht und er ließ nun

Digitized by Google

bis zu ſeinem Tode (1835) eine Reihe hiſtoriſcher Werke, welche ſich eben ſo ſehr durch Gründlichkeit und Gediegenheit der Forſchung, als durch kunſtreiche und anſprechende Darſtellung auszeichnen, erſcheinen. Wir nennen folgende: „Geſchichte von Schwaben" (Heilbr. 1803—1827. 5 Thle. 8.); „Über das Weſen der Verfaſſung des ehemaligen Herzogthums Würtemberg" (Heilbr. 1816. 8.); „Denkwürdigkeiten der würtembergiſchen und ſchwäbiſchen Reformationsgeſchichte" (in Verbindung mit J. C. Schmid herausgegeben, Tübingen 1817. 2 Hfte. 8.); „Herzog Chriſtoph zu Würtemberg" (Tüb. 1820. 2 Thle. 8.); „Eberhard im Bart, erſter Herzog von Würtemberg" (Tüb. 1822. 8.); „Miscellen aus der würtembergiſchen Geſchichte" (Tüb. 1824. 8.) und die eine Abtheilung der von Ukert und Heeren beſorgten „Geſchichte der Deutſchen" (Hamb. 1829—1835. 5 Thle. 8.). P.'s literariſche Verdienſte wurden 1832 von der Regierung durch ſeine Ernennung zum Prälaten und Generalſuperintendenten von Tübingen auf eine ehrenvolle Weiſe anerkannt. Als Deputirter bei der Ständeverſammlung zeigte er eine unüberwindbare Vorliebe für das Alte und Hergebrachte und ſtimmte ſtets mit der miniſteriellen Majorität. 67.

Pfizer (Guſtav), ein beliebter deutſcher Dichter der neueſten Zeit, am 29. Juli 1807 zu Stuttgart geboren, widmete ſich, nachdem er ſeine Schulbildung auf dem Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt und in dem Seminare zu Blaubeuren erhalten hatte, im theologiſchen Seminare zu Tübingen theologiſchen und philologiſchen Studien und wurde 1830 an dieſer Anſtalt als Repetent angeſtellt. Seine „Gedichte" (Stuttgart 1831. 8.), „Neue Sammlung" (Stuttg. 1835. 8.) zeichnen ſich durch Tiefe und Ideenreichthum aus, wenn ihnen gleich noch Vieles zur künſtleriſchen Vollendung fehlt. 66.

Pflanzen, lat. plantae; franz. plantes; engl. plants, nennt man zwar im engern Sinne nur diejenigen Gewächſe, welche als Kräuter, Stauden, Sträucher und Bäume bekannt ſind; allein im Allgemeinen werden darunter alle Gewächſe überhaupt begriffen, welche das Pflanzenreich und die Wiſſenſchaft der Botanik (ſ. d. Art.) umfaſſen. Die P. ſind organiſche Körper ohne willkührliche Bewegung und beſtehen gleich dieſen aus feſten und flüſſigen Theilen. Die Fiber oder Faſer (ſ. d. Art.) bildet wie in den thieriſchen Körpern die erſte Grundlage der meiſten feſten Theile und beſteht aus immer feinern Fäden; ihre weitere Zuſammenſetzung bildet die Häute und dieſe die Gefäße. Unter der Oberhaut verſteht man die dünne Bedeckung, welche alle Theile der Gewächſe von außen umkleidet und nach Beſchaffenheit der Theile ſelbſt mehr oder weniger dicht und hart iſt. Unter dieſer Oberhaut liegt eine aus vielen Faſern zuſammengeſetzte Subſtanz, das Zellgewebe, welches faſt den ganzen innern Raum der P. einnimmt und aus dünnen Häuten beſteht, die in geſchloſſene Fächer oder Zellen abgetheilt ſind. Je nachdem nun dieſe Zellen alle in Reihen neben einander ſtehen oder ſich in ſehr mannigfaltiger Form, vorzüglich bei den kryptogamiſchen Gewächſen zeigen, nennt man es ein regelmäßiges oder unregelmäßiges Zellgewebe. Jenes kann einfach (wo die Wände der Zellen nicht aus andern Zellen geformt ſind) und dabei entweder locker oder ſtraff, baſtartig oder zuſammengeſetzt ſein; das unregelmäßige aber ſich als blaſenförmiges, faſriges, febriges oder häutiges Gewebe darſtellen. Die Oberhaut und das Zellgewebe begreift man unter dem gemeinſchaftlichen Namen der Rinde, auf welche der Splint folgt, welcher aus den verhärteten Fibern und Gefäßen des Zellgewebes entſpringt und wovon ſich jährlich eine ſolche Lage abſetzt. Der noch ſtärker verhärtete Splint wird das Holz genannt, welcher das Mark einſchließt. Bei ausdauernden Gewächſen iſt die Mitte des Stammes meiſt mit Mark angefüllt, dagegen findet man bei den jährigen die Stengel oft hohl und das Mark in die Gegend der Blumen und Früchte getrieben. Die in dem Zellgewebe eingeſchloſſene Subſtanz iſt von verſchiedener Conſiſtenz und Farbe und

Digitized by Google

das Mark immer weicher und beträchtlicher vom Holze verſchieden. Auch ſetzt man in das Mark vorzüglich den Grund des Lebens und der Vermehrung der P. Malpighi und beſonders Linné ſchreiben ihm die Entſtehung der Augen und Knospen nebſt den weiblichen Befruchtungswerkzeugen in den Blüthen zu. Doch haben ſpätere Erfahrungen bewieſen, daß die Gegenwart deſſelben weder zum Leben der Gewächſe, noch zur Erzeugung, die ſich auch bei älteren markloſen Stämmen entwickeln, ſo unbedingt nothwendig ſei. Im Gegentheil wird es ſehr wahrſcheinlich, daß alle die früher dem Marke zugeſchriebenen Kräfte den Spiralgefäßen eigen ſein dürften. Dieſe letzteren beſtehen aus einem ſchmalen, in der Mitte concaven Bande, das ſpiralförmig gedreht iſt und eine hohle Röhre durch ſeine Windungen bildet. Alle Spiralgefäße werden durch das Alter in Treppengänge verwandelt. Ob dieſelben Flüſſigkeiten oder Luft führen, darüber ſind die Meinungen ſehr getheilt; ſo viel iſt aber gewiß, daß die P. Luft= und Saftgefäße enthalten. Dieſe unterſcheidet man in zu= und ausführende Gefäße, weil die einen den äußern Theilen den bearbeiteten Nahrungsſaft zuführen, während die andern die unnützen flüſſigen Stoffe herausſchaffen. Erſtere verlaufen entweder dicht unter der Haut, oder etwas tiefer unter dem Zellgewebe und dringen bisweilen in das Mark. Die zweiten hingegen befinden ſich faſt nur innerhalb des Zellgewebes und des Markes und endigen ſich mit ihren Ausgängen an der Oberhaut. Wenn die Gefäßbündel bei einem Baume oder Strauche geradeaus laufend bleiben, ſo ſchießt der Stamm, ohne einen Aſt zu machen, in die Höhe; ſobald aber die Spiralgefäße eine ſchiefe Richtung erhalten, bilden ſie Knoſpen und es entſtehen Zweige. Die in den anderen Gefäßen enthaltene Luft tritt als ein Beſtandtheil des Nahrungsſaftes der Gewächſe in dieſe über, wird aber auch von den andern Theilen der P., z. B. den Blättern, eingeſogen und dient den P. ebenfalls zum Nahrungs= oder vielmehr zum geiſtigen Belebungsſtoffe. Auf der Oberfläche der P. findet man noch beſondere Theile, die man theils zu den Gefäßen rechnen wollte, theils für Producte derſelben anſah, wie z. B. die Haare, die aus einer oder mehreren über einander ſtehenden Zellen beſtehen; die Borſten, welche aus neben einander liegenden Zellen gebildet ſind; den Reif, welcher als ein feiner Staub die Pflaumen, Weintrauben oder auch die Stengel und Blätter mehrerer ſaftiger P. überzieht und eine aus der Oberfläche des Zellgewebes abgeſonderte harzige, faſt wie Wachs ſich verhaltende Materie iſt; endlich die Bläschen, welche nur eine Erweiterung der vom Safte ſtrotzenden Zellen ſind. — Die in dem Zellgewebe, den Gefäßen ꝛc. enthaltenen Säfte ſind nach Verſchiedenheit der Art ſehr mannigfaltig: harzig bei vielen Nadelhölzern, gummig bei den Fruchtbäumen und lymphatiſch faſt bei den meiſten Gewächſen. Von gleicher Verſchiedenheit iſt auch ihre Farbe, ſo daß dieſe weiß, gelb, roth, blau und grün gefunden wird, indeß bei den meiſten P. farblos iſt. Dagegen findet man die in den Früchten vorkommenden Säfte von allen Farben. Raſn entdeckte in den Säften der P. viel Übereinſtimmendes mit dem Blute der Thiere. Übrigens nannte ſchon Ariſtoteles die P. umgekehrte Thiere und die Neueren haben vielfache Vergleichungen zwiſchen P. und Thieren angeſtellt. So viel ſcheint gewiß, daß die Säfte in den P. die Stelle des Blutes vertreten und in ihren Verrichtungen mit denſelben verglichen werden können, und daß die P. Zuſammenziehungskraft, Reizbarkeit, Bildungskraft, Reproductions= und andere Kräfte (nur in geringerm Grade) mit den Thieren gemein haben. Beſonders haben die Blätter vieler P. einen hohen Grad von Reizempfänglichkeit, z. B. viele Mimoſenarten. Faſt alle gebreite und aus kleineren Blättchen zuſammengeſetzte Blätter legen ſich des Abends zuſammen, ſo daß ein Blättchen das andere deckt, welchen Zuſtand man den Schlaf der P. genannt hat. Daß die P. ſich dem Lichte zuneigen, iſt erwieſen; am deutlichſten bemerkt man dieß in Treibhäuſern, wo ſich die Blüthen nie mit Gewalt nach der Hellung an die Glasfenſter

Digitized by Google

drängen. Das Licht äußert demnach einen ſtarken Reiz auf die Pflanzenfaſer, hat aber beſonders noch für die Vegetabilien den Nutzen, daß es die Zerſetzung des eingeſogenen Waſſers und die Abſcheidung des Sauerſtoffgaſes befördert; denn wo ſich dieſer letztere bei den P. anhäuft, werden alle ihre Theile weiß, wie dieß diejenigen Gewächſe, welche im Dunkeln vegetirt haben, beweiſen; daher iſt für ſie der Sauerſtoff, eben ſo wie das Licht, ein Reizmittel, wie dieß in ganz vorzüglichem Grade auch der Wärmeſtoff iſt. Dieſe Stoffe, zu welchen man beſonders auch den Waſſerſtoff mitrechnen muß, ſind es auch, welche das Wachsthum der P. vermitteln. Ihre Hauptnahrung iſt der Waſſerſtoff. Sie ziehen denſelben aus der Erde mit ihren Wurzeln und über der Erde alle in Dünſte aufgelöſte Feuchtigkeiten an ſich und das Licht bewirkt durch ſeinen Reiz die Zerſetzung des Waſſers dermaßen, daß dieſes in ſeine Beſtandtheile, Waſſer- und Sauerſtoff, zerlegt wird. Der Sauerſtoff geht mit dem natürlichen Wärmeſtoffe der P. eine Verbindung ein, wird gasartig und ſtrömt durch die ganze Pflanze und zu den grünen Theilen heraus. Der Waſſerſtoff verbindet ſich mit dem Kohlenſtoffe, den die Gewächſe ebenfalls einſaugen, und mit mehreren anderen Elementen, welche der Pflanzenkörper nach Maßgabe ſeiner Organiſation in mannigfaltigem Verhältniſſe aufnimmt, woraus alsdann die Vegetabilien die ihnen eigenen Säfte und Beſtandtheile bilden. Das Wachsthum der P. wird durch die Entwickelung der Blumen begrenzt, welche die zur Begattung weſentlich nothwendigen Organe einſchließt. Auf die Zeugungstheile hat Linné ſein Sexualſyſtem gegründet (ſ. Botanik). — Was endlich die chemiſche Analyſe der P. betrifft, ſo ergibt ſich ſchon aus dem Obigen, daß ihre Hauptbeſtandtheile Kohlen-, Waſſer- und Sauerſtoff ſein müſſen. Erſterer überwiegt die anderen, daher auch die Gewächſe bei trockener Deſtillation eine ſo große Menge kohlengeſäuertes Gas liefern und ſo viele Kohle hinterlaſſen. Schwefel und Phosphor kommen im Gewächsreiche ſparſam vor; am meiſten findet man ſie bei den P. der 15. Claſſe (Tetradynamia), welche zugleich auch Stickſtoff enthalten. Kali beſitzen faſt alle Gewächſe, am meiſten aber die Farrenkräuter, ſo wie die Früchte von Syringa vulgaris und die Kaſtanien. Natrum haben nur die Seepflanzen und Kalkerde iſt in den Gewächſen an die vegetabiliſchen Säuren gebunden. Kieſelerde findet ſich in der Aſche der meiſten Gewächſe und bildet im Bambusrohre ſogar eine eigene Concretion. Die Bittererde kommt weit ſeltener vor; doch enthält deren die Sodapflanze in bedeutender Menge. Thonerde iſt am ſeltenſten. Baryterde wollen Einige bei den Gräſern gefunden haben. Eiſen, aber noch häufiger Braunſtein, zeigt ſich in der Aſche faſt aller Gewächſe. Von den Neutral- und Mittelſalzen ſollen, nach Willdenow, ſchwefelſaures und ſalzſaures Kali, ſo wie ſchwefelſaurer Kalk am häufigſten angetroffen werden, ſelten hingegen ſchwefelſaures und ſalzſaures Natrum, erſteres bei Tamaris gallica und letzteres bei verſchiedenen Seeuferpflanzen. Salpeterſaures Kali kommt indeß häufiger vor, ſeltener hingegen der ſalpeterſaure Talk. Als nähere Beſtandtheile der P. hat genannter Botaniker folgende 19 angegeben: 1) Schleim; 2) Zucker; 3) vegetabiliſche Säure: Weinſteinſäure, Kleeſäure, Citronenſäure, Äpfelſäure, Benzoëſäure und Gallusſäure, welche letztere mit Gerbſtoff verbunden, in allen abſtringirenden Gewächſen vorkommt; 4) Stärkemehl; 5) Kleber; 6) Eiweißſtoff; 7) Extractivſtoff; 8) Gerbſtoff; 9) fettes Öl; 10) Wachs; 11) Harz; 12) Federharz (Gummi elasticum); 13) Gummiharze, Schleimharze; 14) ätheriſches Öel; 15) Campher; 16) ſcharfer Stoff, wie ihn z. B. die Rettigarten, der Seidelbaſt u. m. a. enthalten; 17) betäubender Stoff, wie die Mohnpflanzen, die Belladonna ꝛc.; 18) Holzfaſer und 19) harziger Färbeſtoff, welcher letztere, oder vielmehr die in ihm ſich vorfindende Vermiſchung des Waſſerſtoffs und Kohlenſtoffs, den P. ihre grüne Farbe gibt. 21.

Pflanzenabdruck. Die Erfindung des Verfahrens, Pflanzen möglichſt

Digitized by Google

ſchnell und ſicher abzudrucken, fällt in die erſte Hälfte des XVI. Jahrh., wenigſtens machte ſie um dieſe Zeit Alexius Pedemontanus zuerſt bekannt. Später erwarben ſich Hieronymus Cardanus und Andere weſentliche Verdienſte um die Verbeſſerung derſelben; doch wurde erſt im XVIII. Jahrh. dieſe Kunſt ins Große betrieben und zwar vorzugsweiſe von Heſſel und dem Profeſſor Kniephof in Erfurt. Letzterer legte im Jahre 1728 zu Erfurt eine förmliche Pflanzenbruckerei an, aus welcher eine Sammlung hervorging, die 1200 Abdrücke enthält. Von den wenigen noch vorhandenen Exemplaren dieſes Werks befindet ſich eins auf der Erfurter Bibliothek. Gleichzeitig mit Kniephof machte Kirnhals glückliche Verſuche, bunte Pflanzenabdrücke herzuſtellen. Später wurde der P. durch Trampe (in Halle) und Henning (in Berlin), zuletzt aber durch Junghans in Halle zu dem möglichſten Grade von Vollkommenheit gebracht. — Was das Verfahren ſelbſt betrifft, ſo iſt dieß kürzlich folgendes: Man beſtreicht ein glattes Stück Bret, auch feines, aber ſtarkes Papier oder eine Metallplatte dünn und gleichförmig mit einer aus Leinöl und Kienruß beſtehenden ſchwarzen Farbe, legt das Pflanzenblatt, welches man abdrucken will, darauf und auf dieſes ein etwas ſtarkes Blatt feinen weißen Papiers, reibt hierauf die Stelle deſſelben, wo das Pflanzenblatt liegt, ſo lange mit einem Glättglaſe, Falzbeine u. dgl., bis ſich die Farbe an das Pflanzenblatt hinlänglich angedrückt hat, nimmt dann letzteres hervor und legt es behutſam zwiſchen zwei Blätter weißen Papiers und reibt dieß nun aufs Neue mit dem Falzbeine ſo lange, bis alle Stellen hinlänglich gepreßt ſind. So wird man einen genauen, deutlichen und dauernden Abdruck des Blattes erhalten. — Pflanzenabdrücke (Typolithen oder Phytolithen) finden ſich auch häufig im Mineralreiche, beſonders aber in Schieferlagern und zwar oft ſo deutlich, daß man Geſchlecht und Art der Pflanze unterſcheiden kann. Irrthümlich hält man dieſe Typolithen bisweilen für wirkliche Pflanzenverſteinerungen. 1.

Pflanzenthiere, ſ. Zoophyten.

Pflaſter, lat. emplastrum; franz. emplâtre; engl. plaster, iſt ein mehr oder weniger conſiſtentes Arzneimittel, das ſich durch die Wärme erweicht und auf den Theilen, an die man es applicirt, kleben bleibt. Man unterſcheidet eigentliche P. und pflaſterartige Salben. Jene werden bereitet, indem man fette Körper (Butter, Schweinefett, Baumöl) durch die Wärme in flüſſigen Zuſtand bringt und ihnen ein metalliſches Oxyd, am liebſten Bleioxyd, zuſetzt, wodurch eine feſte, alle Erforderniſſe eines guten Pflaſters habende Maſſe gebildet wird, dagegen diejenigen, welche aus Fett, Wachs, Öl, mit Pulvern, Extracten ꝛc. verſetzt bereitet werden, weniger feſt auf der Haut haften. Beide Arten von P. werden blos äußerlich angewendet, zu welchem Zwecke man ſie erwärmt und mit einem Spatel oder mit dem mit Öl beſtrichenen Finger auf Leder, Leinwand oder Taffet ſtreicht. Auf die Haut gebracht kleben ſie feſt an derſelben und verhindern die Ausdünſtung. Dadurch ſammelt ſich die Feuchtigkeit unter dem P. an und bewirkt eine Art örtliches Dampfbad; gleichzeitig erregt das P. Wärme, Röthe und Jucken in der Haut und verurſacht einen Ausſchlag von kleinen Blüthen. Je nach ihren beſondern Wirkungen theilt man die P. ein in erweichende, die die Haut erſchlaffen, die Auswüchſe erweichen, die Eiterung befördern; in adſtringirende, die die Gewebe zuſammenziehen, die Vernarbung beſchleunigen; in erregende, die auf Geſchwürflächen Entzündung und Eiterung vermehren, auf geſunder Haut zertheilend wirken; in reizende, die Röthe, Blüthen, Puſteln oder breite Blaſen und ſpäter Eiterung hervorrufen; endlich in narkotiſche, die auf den Sitz des Übels gelegt beruhigend wirken. 39.

Pflaume oder **Zwetſche**; lat. prunum; franz. prune; engl. plum, die faſt überall, nur die nördlichſten Gegenden ausgenommen, gefunden wird, iſt die Frucht des Pflaumenbaums. Man zählt über 50 Arten derſelben. Alle haben

Digitized by Google

eine eiförmige, bald größere, bald kleinere Geſtalt und einige derſelben enthalten viel Zuckerſtoff. Das Fleiſch iſt bei allen gelblich, ſelbſt wenn die äußere Schale roth, blau, gelb oder grünlich ſein ſollte. Der Geſchmack der Schale iſt bei einigen rothen Arten bitter. Das Holz des Pflaumenbaums iſt an ſeiner röthlichen Farbe und Härte zu erkennen. 35.

Pflicht, lat. officium; franz. devoir; engl. duty, nennt man im Allgemeinen die Verbindlichkeit, Etwas zu thun und es ſetzt dieſelbe alſo ſtets Etwas voraus, was uns verbindet, eine Anforderung an uns, ſo zu handeln, ſie komme, woher ſie wolle. Dieſe heißt das Pflichtgebot oder Geſetz. So bezieht ſich die pflichtgemäße Handlung eigentlich und zunächſt nur auf jenes Geſetz, mag daſſelbe nun (worüber die Pflichtenlehre oder Moral zu entſcheiden hat, ſ. d. Art.) als Ausfluß eines göttlichen Willens oder als Ausdruck eines natürlichen ſittlichen Bewußtſeins (des Einzelnen oder einer Geſammtheit, z. B. eines Staats) gelten, und folgerecht gibt es daher nur Pflichten entweder gegen Gott oder gegen das Sitten- oder Staatsgeſetz, kurz gegen das Pflichtgebot. Unpaſſend iſt daher die gewöhnliche Eintheilung der P. in P. gegen Gott, gegen andere Menſchen und gegen uns ſelbſt, indem hier die P. in der bloßen Beziehung auf das Object des Handelns gedacht wird, welches doch durchaus unweſentlich iſt. Richtiger iſt die Eintheilung in Rechts- und Tugendpflichten, auch wohl Zwangs- und Gewiſſenspflichten genannt, — davon letztere die Verbindlichkeit gegen das allgemeine Sittengeſetz, erſtere die gegen das Rechtsgeſetz, d. h. das poſitive, vom Staate ſanctionirte Recht enthalten, daher auch vom Staate im Nothfalle erzwungen werden können. Wie alſo hier die Rechtspflichten auf einer und durch ein (fremdes) vom Staate anerkanntes Recht auferlegten Verbindlichkeit beruhen; ſo bezieht ſich auch wieder ein Theil der Tugendpflichten auf gewiſſe als nothwendig und rechtlich anerkannte, allgemein menſchliche Zuſtände, denen gemäß zu handeln wir verbunden ſind (z. B. die Verbindlichkeit, eines Jeden Ehre zu ſchonen) und dieſe heißen darum Pflichten der Gerechtigkeit, ſo wie die übrigen mehr dem freien Zuge nach dem allgemeinen Sittengeſetze anheimgegebenen Pflichten der Gütigkeit oder Liebespflichten genannt werden (z. B. die Verpflichtung, Andern wohlzuthun), auch wohl unvollkommne oder unvollkommen beſtimmte; jene dagegen vollkommne, vollkommen beſtimmte, eben weil dieſen die durch gewiſſe feſte Beziehungen gegebene Beſtimmung abgeht. Aus demſelben Grunde ſollen auch die Pflichten der Gerechtigkeit den Liebespflichten voranſtehen, als die höheren den niederen, wo eine Colliſion der Pflichten (ſ. d. Art.) ſtattfindet. 80.

Pflichttheil, lat. legitima hereditatis pars; franz. légitime; engl. legitimate portion, iſt derjenige der Quantität nach zu berechnende Theil einer Verlaſſenſchaft, welcher dem Notherben geſetzlich gebührt. Es kann dieſer Theil weder mit Legaten, noch mit irgend einer läſtigen Bedingung beſchwert werden, ſondern muß durchaus frei ſein. Es iſt jedoch nicht nothwendig, bei der Erbeinſetzung in den P. den Betrag richtig auszuwerfen, ſondern der Ausdruck „P." iſt hinlänglich, ſo wie auch die Angabe einer jeden geringeren Summe genügt, indem der Notherbe dann blos die Klage auf Erfüllung (suppletoria actio) haben würde. 34.

Pflug, lat. aratrum; franz. charrue; engl. plough, plow, iſt ein dem Landwirthe unentbehrliches Ackerwerkzeug, um den Boden gehörig aufzulockern und umzuwenden und zur Aufnahme des Samens vorzubereiten. Er iſt ein horizontaler, gegen den Boden geneigter Keil, deſſen Spitze die Erde ſpaltet und deſſen hinteres Ende ſie umdreht. Die Form der Pflüge iſt zwar höchſt mannigfaltig, doch laſſen ſie ſich ſämmtlich in zwei Hauptclaſſen bringen: in Pflüge, die einen halben Keil, ein rechtwinkliges Dreieck darſtellen, und in ſolche, die einen ganzen Keil bilden und einem gleichſchenkligen Dreiecke ſich nähern. Jene nennt

Digitized by Google

man Ackerpflüge oder geradehin Pflüge, dieſe Hakenpflüge oder Pflughaken. Die weſentlichſte Verſchiedenheit beider beſteht darin, daß jener hinter der Schar mit einem Streichbrete verſehen iſt, welches die Beſtimmung hat ordentliche Erdfurchen zu machen, d. h. die Erde ſtrichweiſe neben einander zu legen, dieſer dagegen den Boden wohl aufreißt, aber nicht gehörig umwendet. Die Beſtandtheile des Pfluges werden eingetheilt in wirkende oder nothwendige und in leitende oder nicht nothwendige. Zu erſteren gehören die Schar, das Sohlenſtück oder Pflughaupt, der Grindel oder Pflugbaum, die Griesſäule, die Handhabe (Rüſter oder Stürze), das Streichbret und das Secheiſen oder Pflugmeſſer; zu letzteren das Vordergeſtell. Daſſelbe beſteht entweder aus einem zweirädrigen Wagen, an welchen das Zugvieh angeſpannt wird und auf den der Grindel gelegt und befeſtigt iſt, oder auch nur aus einem Rade oder einer Schleife. Durch dieſe Einrichtungen erhalten die Pflüge wieder beſondere Benennungen; ſo heißen Pflüge ohne alles Vordergeſtell Schwingpflüge, die mit einem Wagen verſehenen Räderpflüge und die mit einer Schleife oder blos einem Rade Stelzenpflüge oder einrädrige Pflüge. Jede Art derſelben hat ihre beſonderen Vortheile wie ihre Nachtheile. Diejenige Art von Vordergeſtell iſt die zweckmäßigſte, welche zur Stetigkeit des Ganges und zur Richtung des Pfluges am meiſten beiträgt, und das iſt ohne Widerrede der Wagen. Außer den oben genannten Pflügen gibt es noch verſchiedene Arten derſelben: als den Hügelpflug, welcher aus zwei dreieckigen 5—6 Fuß langen Prismaten beſteht, deren Schärfe die Hügel abzuſchneiden dient; den Doppelpflug, bei dem zwei Grindel hinter einander an einem Pflugbaume vereinigt ſind, welche in einem geraden Winkel von einander abſtehen und wovon der eine die gewöhnliche Stellung des Streichbretes, der andere aber eine dieſer entgegengeſetzte hat. Mit dieſem Pfluge iſt man im Stande, den Acker mit der größten Vollkommenheit eben zu pflügen und den abgeſchnittenen Erdſtreifen immer auf dieſelbe Seite zu werfen. Zur Lockerung der Oberfläche des Erdbodens bedient man ſich der Egge (ſ. d. Art.), des Schneidepflugs und des Schaufelpflugs. Der Schneidepflug, Schröpfer oder Scarificator beſteht aus zwei hinter einander mit einander verbundenen Balken, in welchen mehrere Secheiſen in gleicher Entfernung von einander angebracht ſind, mittelſt welcher man ohne große Kraftanſtrengung den wieder verhärteten Boden zu einer mäßigen Tiefe zertheilen und lockern kann. Der Schaufelpflug, Exſtirpator, unterſcheidet ſich von letzterem dadurch, daß ſtatt der ſchneidenden Secheiſen entweder lothrecht oder ſchief nach vorwärts geſtellte Stangen angebracht ſind, an denen ſich vorn kleine Schareiſen befinden, womit die Ackererde gelockert, gemiſcht und das Unkraut ſehr wirkſam zerſtört wird. Der Zweck des eigentlichen Pflügens iſt: einen Streifen Erde von einer beſtimmten Breite zu einer beſtimmten Tiefe ſenkrecht vom Boden und wagerecht vom Untergrunde abzuſchneiden und ſo umzuwenden, daß ſeine untere Fläche zur obern werde. Ein P., der dieſe Bedingungen mit dem mindeſten Aufwande von Kraft, ſowohl von Seiten des Zugviehes als der leitenden Menſchen, erfüllt und dabei dauerhaft und einfach iſt, tiefer und ſeichter, und zu ſchmäleren und breiteren Furchen geſtellt werden kann, entſpricht allen Anforderungen, die man an ein ſolches Werkzeug machen kann. Leider aber beſitzen ſelbſt diejenigen, die man bis jetzt als die beſten angeprieſen hat, als der Small'ſche, der Bailey'ſche, der Dombasle'ſche (Schwingpflüge), der Schwarz'ſche und der brabanter (Stelzenpflüge), der thüringer und der pfälziſche P. (Räderpflüge), noch immer mannigfaltige Mängel. Über den Drillpflug ſ. Drillcultur. — Vergl. Bürger's „Lehrbuch der Landwirthſchaft" (2. Aufl. Wien 1823); Thaer's „Abbildung und Beſchreibung der Ackergeräthſchaften" (Berlin 1805). 26.

Pforr (Johann Georg), ein ausgezeichneter deutſcher Thiermaler, geb. den 4. Januar 1745 zu Ulfſen im Heſſiſchen, machte ſeine Studien zu Caſſel und

wurde ſpäter Mitglied der im Jahre 1777 daſelbſt errichteten Malerakademie. 1781 ließ er ſich in Frankfurt a. M. nieder und ſtarb hier am 9. Juni 1798. — Alle ſeine Arbeiten, unter denen die trefflichen Blätter zu Hünersdorf's „Anleitung, Campagnepferde abzurichten" zu den vorzüglichſten gehören, zeichnen ſich durch außerordentliche Naturtreue, ſchöne Färbung und vollendete Ausführung vortheilhaft aus. Beſonders gelang ihm die Darſtellung der Pferde, deren Eigenthümlichkeiten er genau ſtudirt hatte. In dieſer Hinſicht insbeſondere möchte er von Keinem ſeitdem übertroffen worden ſein. 36.

Pfortader, ſ. Adern.

Pforte (hohe) wird gewöhnlich das osmaniſche Reich in demſelben Sinne genannt, wie man von einem Cabinet der Tuilerien, von St. James ꝛc. ſpricht. Der Name rührt aber nicht von dem großen Serailthore in Conſtantinopel her, ſondern wie überhaupt im alten Morgenlande die Thore als Verſammlungsörter des Volks, als Gerichtsplätze ꝛc. eine große Rolle ſpielten, ſo ward die Benennung ſchon im Alterthume auf den Sitz der Regierung überhaupt übergetragen und die Reſidenz des Fürſten, wie bei uns Hof, ſo dort P., Thor, genannt und dieſer Gebrauch iſt in allen vorderaſiatiſchen Staaten noch; denn auch die perſiſche Reſidenz zu Teheran heißt noch eben ſo gut jetzt, wie die des Cyrus zu Perſepolis Der (P., Thor), weßhalb auch der perſiſche Dialekt, der unter den Saſſaniden der herrſchende war und welcher auch Parſi heißt, gewöhnlich als Deri (Hofſprache) aufgeführt wird. 9.

Pforte oder **Schulpforte**, ſ. Fürſtenſchulen.

Pforzheim, die wichtigſte Fabrikſtadt im Großherzogthume Baden, im Murg- und Pfinzkreiſe, an der ſchiffbaren Enz, am Eingange des Schwarzwaldes in einem Thale, hat 3 Vorſtädte, 25 Straßen, 671 Häuſer mit 6200 Einw., 1 altes Schloß mit 2 fürſtlichen Begräbnißgewölben in der Schloßkirche, ein Pädagogium, ein adeliges Fräuleinſtift, ein Hospital, ein Zucht- und Waiſenhaus, ein Irren- und Siechhaus und ein Taubſtummeninſtitut. Die Stadt iſt einer der gewerbreichſten Örter des Landes; denn ſie hat 21 Bijouteriefabriken, deren Goldwaaren nicht unter 14 Karat halten dürfen und die jährlich an tauſend Menſchen beſchäftigen und für 600000 Gulden Waaren liefern. Ferner ſind hier wichtige Gerbereien, als eine Saffiangerberei und eine türkiſche Garnfärberei, Tuch-, Strumpf-, Salmiak-, Potaſche-, Glauberſalz-, Eſſig-, Uhren- und Eiſenfabriken; auch eine chemiſche Fabrik, ein Eiſenhammerwerk, das jährlich 5000 Centner Stab- und Zinneiſen liefert, ein Kupferhammerwerk und Öl-, Papier-, Pulver- und Schleifmühlen. P. treibt einen bedeutenden Holzhandel mittelſt des Neckars und des Rheins bis nach Holland und unterhält auch einen wichtigen Öl-, Frucht-, Wein- und Viehhandel, welcher vorzüglich durch die vortheilhafte Lage der Stadt an der Heerſtraße von Frankreich nach Süddeutſchland begünſtigt wird. 71.

Pfranger (Johann Georg), ein bekannter deutſcher Dichter und Kanzelredner des vorigen Jahrh., am 5. Aug. 1745 zu Hildburghauſen geboren, widmete ſich auf der Univerſität Jena der Theologie und wurde nach Beendigung ſeiner Studien 1772 Pfarrſubſtitut und im folgenden Jahre Pfarrer zu Streſſenhaußen, einem Dorfe nahe bei ſeiner Vaterſtadt. Zum Hofprediger nach Meiningen berufen (1776) erwarb er ſich durch ſeinen ehrwürdigen Charakter und ſeine ächtchriſtlichen Vorträge die allgemeinſte Liebe und Achtung. Er ſtarb am 10. Juli 1790. Als Dichter hat ſich P. durch das didaktiſche Drama: „Der Mönch vom Libanon" (Deſſau 1782. 8.), welches ein Seitenſtück zu Leſſing's „Nathan" ſein ſollte, bekannt gemacht. Der Hauptzweck dieſer weit hinter ihrem Vorbilde zurückbleibenden Arbeit war, die chriſtliche Religion gegen Nathan's Bedenklichkeiten zu vertheidigen, und dieſem Bemühen hat das ſonſt, was Charakteriſtik der Perſonen und den Dialog betrifft, ſehr ſchwache Stück den ihm gewordenen Beifall zu verdan-

ken. Unter P.'s „Gedichten" (Meining. 1794. 8.) findet ſich manches Anerkennungswerthe. Seine Kanzelreden („Predigten über die Sonn- und Feſttagsepiſteln", Hildburgh. 1779—1791. 4 Thle. 8. und „Vermiſchte Predigten", Leipz. 1792—1794. 3 Theile 8.) können zu den beſſeren Verſuchen dieſer Art gezählt werden. 67.

Pfropfen, auch **Impfen**, **Pelzen**, **Zweigen**, lat. inserere, imponere; franz. greffer; engl. graff, heißt in der Gärtnerſprache das abgeſchnittene Reis eines Baums in den Aſt oder Stamm eines andern einſetzen. Die gewöhnlichſte Art iſt das P. in den Spalt. In dem Aſte, auf den man propfen will und den man (flach oder ſchräg) abgeſchnitten hat, macht man einen und, wenn er ſtark iſt, auch mehrere Spalten, ohne dabei dem Kerne zu ſchaden. In den Spalt ſetzt man das zugeſchnittene Reis ein, ſo daß die Rinde beider genau zuſammenpaßt. Dieſe Art zu pfropfen ſoll beſonders bei dem Kernobſte mit Erfolg angewendet werden. Weniger gebräuchlich iſt das Einſchieben eines Reiſes hinter die auf der einen Seite abgelöſte Rinde. Bisweilen ſchneidet man auch, wenn man auf einen Zweig pfropfen will, denſelben ſchief ab und ſetzt dann das gleich ſtarke und eben ſo abgeſchnittene Reis darauf. Iſt das Aufſetzen der Reiſer erfolgt, ſo beſtreicht man den Spalt mit Baumwachs oder Lehm und verbindet es mit Baſt, um die Näſſe davon abzuhalten. Die Zeit des Pfropfens iſt der Monat März und die erſte Hälfte des Aprils. Zu Pfropfreiſen wählt man einjährige tragbare, gewöhnlich auf der Spitze des Baums nach Süden ſtehende Zweige, die erſt, ehe man ſie aufſetzt, einige Wochen in friſcher Erde oder in einem Keller aufbewahrt werden müſſen. Beim Zurichten muß man ſo viel als möglich die Rinde ſchützen und von Faſern frei zu erhalten ſuchen, weil dieſe dem Wachsthume hinderlich ſind. Pfropft man auf junge Bäumchen, ſo ſoll es dienlich ſein, ſie wenigſtens einige Zoll über der Erde abzuſchneiden. 35.

Pfriem, ſ. Ahle.

Pfründe, **Präbende** (beneficium, praebenda), iſt 1) das zur Begründung eines Kirchenamtes feſtgeſetzte Einkommen, 2) das mit einem ſolchen Einkommen begründete Kirchenamt ſelbſt. Im letztern Sinne ſind die Pfründen entweder *höhere* (beneficia majora), deren Inhaber über Untergebene zu gebieten haben, wie der Biſchof, Praepositus u. A., und *niedere* (beneficia minora) gewöhnliche Pfarreien; oder *Curatpfründen* (beneficia curata), mit welchen die Seelſorge verbunden iſt, und *einfache*; oder *Wahlpfründen*, deren Beſetzung vom Capitel ausgeht, und *Collaturpfründen*, welche von irgend einem Patron vergeben werden. In proteſtantiſchen Ländern gibt es endlich noch verſchiedene weltliche Pfründen, welche vorzüglich unter dem Namen *Präbenden* vorkommen; indem man bei Säculariſirung der geiſtlichen Stifter die Einkünfte der Stellen unter Beibehaltung der einmal hergebrachten Namen zu Sinecuren an verdiente Staatsmänner oder Gelehrte verwendet. 17.

Pfund, lat. libra; franz. livre; engl. pound, iſt I. im Münzweſen der Name einer Rechnungsmünze, welcher entweder allein oder durch Hinzuſetzung der Wörter Banco, Heller, Pfeunige ꝛc. gebraucht wird. So iſt 1) 1 P. als Rechnungsmünze in der Schweiz = $7\frac{1}{2}$ Batzen = $\frac{1}{2}$ Gulden; 2) 1 P. Banco in Hamburg = 2 Mark Silber fein; 3) 1 P. flämiſch a) in Hamburg = 20 Schilling flämiſch, b) in Amſterdam = 6 Fl. holl.; 4) 1 P. Heller in der Schweiz = 8—10 Batzen; 5) 1 P. Permiß in Belgien = $2\frac{1}{4}$ Fl. rheiniſch = 1 Thlr. 6 Gr. Conv. II. Der Name eines Handelsgewichts, welches gewöhnlich in Deutſchland in 16 Unzen oder 32 Loth oder 128 Quent eingetheilt wird. Doch kommen auch in Deutſchland und in der Schweiz Pfunde von 36—40 Loth vor. Das metriſche P. aber wird in 100 gleiche Theile getheilt. An einigen Orten, als in Frankfurt a. M., Zürich u. a., hat man Pfunde von größerem und geringerem Gewichte,

welche man alsdann unter ſchweres und leichtes, oder großes und kleines P. unterſcheidet. An mehreren Orten iſt 1 P. Fleiſchergewicht um 2—4 Loth ſchwerer als 1 P. Handels- oder Kramergewicht. Zu einem Stein rechnet man 20—25 P., zu einem Centner 100—120 P. und zu einem P. ſchwer 300 P. Man hat auch Schiffspfunde und Liespfunde (ſ. d. Art.). Die Größe des Gewichts der Pfunde iſt ſehr verſchieden. Die gebräuchlichſten ſind folgende. Es iſt 1 P. = $\frac{1}{100}$ Centner in Aachen = 9718½, in Amſterdam = 10280, in Antwerpen = 9790, in Augsburg = 10220, in Nürnberg = 10621, in Baden = 10406¼, in Baiern = 11651, in Braunſchweig = $\frac{1}{114}$ Ctn. = 9726, in Bremen = $\frac{1}{116}$ Ctn. = 10375, in Breslau = $\frac{1}{132}$ Ctn. = 8430½, in Danzig = $\frac{1}{120}$ Ctn. = 9062, in Dresden und Leipzig Handelsgewicht = $\frac{1}{110}$ Ctn. = 9729, Berggewicht = $\frac{1}{114}$ Ctn. = 9387½, Fleiſchgewicht = $\frac{1}{102}$ Ctn. = 10492, Stahlgewicht = $\frac{1}{118}$ Ctn. = 9069⅓, in Frankfurt a. M. Leichtgewicht = $\frac{1}{108}$ Ctn. = 9737¾, Schwergewicht = $\frac{1}{100}$ Ctn. = 10516¾, in Hamburg = $\frac{1}{112}$ Ctn. = 10081, in Köln = $\frac{1}{106}$ Ctn. = 9728, in Lübeck = $\frac{1}{112}$ Ctn. = 10059, in Würzburg Leichtgewicht = $\frac{1}{106\frac{7}{8}}$ Ctn. = 9930⅔ und Schwergewicht = $\frac{1}{100}$ Ctn. = 10588⅝ holl. Aß. III. Als Gold- und Silbergewicht iſt 1 P. = 2 Mark = 16 Unzen, und IV. bei gezählten Sachen in Nürnberg 1 P. = 240 Stück und in Regensburg 1 P. Salz = 8 Schilling = 240 Scheiben. 33.

Pfyfer (Franz Ludwig), rühmlichſt bekannt durch ſeine topographiſche Abbildung eines Theils der innern Schweitz in erhabener Arbeit, ward im Jahre 1715 zu Luzern geboren, trat ſchon in früher Jugend in franzöſiſche Kriegsdienſte, wurde im Jahre 1758 zum Hauptmann erhoben, erhielt den Orden des heil. Ludwig, focht mit vorzüglicher Tapferkeit in den Feldzügen vom Jahre 1734—1747 und ward im folgenden Jahre zum Generalmajor befördert. Schon im Jahre 1736 hatte ihn ſeine Vaterſtadt zum Mitgliede des großen und im Jahre 1752 zu dem des kleinen Raths erhoben. Im Jahre 1763 wurde er zum Generallieutenant und zum Befehlshaber eines Regiments ernannt, legte aber im Jahre 1768 das Commando deſſelben nieder, ohne jedoch die franzöſiſchen Dienſte zu verlaſſen und kehrte im Jahre 1789 nach Luzern zurück, wo er 1802 ſtarb. Seine Abbildung der Schweitz in erhabener Arbeit, deren Erfinder er iſt und die er in gefärbtem Wachſe ausführte, zeichnet ſich durch die bewundernswürdigſte Genauigkeit aus, womit er die mannigfaltigſten Geſtaltungen der Felſen und Berge, ſelbſt einzelne Hütten und kaum betretene Fußſteige nachbildete. Als Verhältniß derſelben hat er die deutſche Meile gleich 1 pariſer Schuh angenommen. Sie ſteht in Luzern der Anſicht jedes Reiſenden offen. 81.

Phäaken nennt Homer (Odyſſ. 5, 34) die Einwohner der Inſel Scheria (jetzt Corfu), daher auch unter dem Namen Inſel der P. oder Phäakia bekannt. Von den Cyklopen auf Sicilien ſollen ſie dahin vertrieben worden ſein und hier lernte ſie Odyſſeus kennen. 35.

Phädo von Elis, ein Schüler des Sokrates, iſt bekannt als Stifter der nach ſeiner Vaterſtadt benannten eliſchen Philoſophenſchule, die für einen Nebenzweig der megariſchen gilt, doch weniger Anſehen als dieſe erlangt hat und in die eretriſche übergegangen ſein ſoll (ſ. d. Art. Menedemus). Von ſeinen Dialogen iſt nichts mehr übrig. Dagegen iſt der Name P. berühmter faſt als durch den Mann ſelbſt durch den nach ihm benannten platoniſchen Dialog über die Unſterblichkeit. 80.

Phädra, Tochter des kretenſiſchen Königs Minos und der Paſiphae, Schweſter der Ariadne, ward nach dem Tode der Antiope nebſt ihrer Schweſter von Theſeus entführt, der ſich mit ihr vermählte. Der Haß der Venus gegen Paſiphae verfolgte aber auch ihre Tochter, der ſie eine ſtrafbare Liebe zu ihrem Stiefſohne Hippolytus einflößte. Als aber der Jüngling ihrem Antrage kein Gehör gab, verwandelte ſich ihre verſchmähte Liebe in Haß und ſie verläumdete ihn beim Theſeus, als habe er ſie

zur Untreue verleiten wollen. Da ergrimmte Theſeus und flehte den Neptun an, ſeinen Sohn zu tödten. Als die Nachricht von deſſen gewaltſamen Tode nach Athen kam, bekannte ſich P. ſchuldig und erhängte ſich. Dieſen Stoff haben Sophokles und Euripides zu zwei Tragödien benutzt, die uns aber verloren gegangen ſind; Racine dichtete daraus ſein Trauerſpiel „Phädra", welches Schiller überſetzt hat. 11.

Phädrus, ein Thracier von Geburt, Freigelaſſener des Kaiſers Auguſtus und bekannt als einer der beſten Fabeldichter (ſeine näheren Lebensverhältniſſe ſind unbekannt), ſchrieb „**Fabularum Aesopicarum libb. V**" in Jamben und gutem und gefälligem Style, die jedoch, wie aus einer Äußerung des Seneca (vrgl. **Cons. ad Polyb. 27**) erhellt, den Alten unbekannt blieben, weßwegen auch der gelehrte Chriſt zu Leipzig dieſelben für ein Product eines neueren Dichters erklärte. Ungeachtet aber, wie allerdings wahrſcheinlich wird, nur ein Theil dieſer Fabeln dem P. zugeſchrieben werden kann, ſo möchte doch wohl ſchwerlich die Behauptung, daß ſie aus alter Zeit abſtammen, genügend geläugnet werden können. Die erſte Ausgabe beſorgte P. Pithöus (**Augustob. 1596. 12.**). Die beſten Ausgaben aber ſind: **Cum not. Conr. Rittershusii et spicileg. Casp. Scioppii (Lugd. Bat. 1598. 1610. 8.)**, von P. Burmann (**Lugd. Bat. 1719. 12., 1727. 4.**), von Schwabe (**Hal. 1779—1781. 3 Voll. 8., Braunschw. 1816. 2 Voll. 8.**) von Orelli (Zürich 1832). Unächt ſind dagegen die von J. A. Caſitti und Cataldo Gionelli zu Neapel 1808 angeblich aufgefundenen und herausgegebenen Fabeln des P., die mit einem Commentar und kritiſchen Noten (von Eichſtädt) **Jena 1812. Fol.** und deutſch überſetzt von Gruber (Wien 1816) erſchienen. 20.

Phänomen, *φαινόμενον*, Erſcheinung, nannten die alten Philoſophen, beſonders die Skeptiker, das, was den Sinnen erſcheint, im Gegenſatze zu dem in Begriffen Gedachten, dem *νοούμενον*. Dieſe Bedeutung des Worts beſtimmte Kant dahin, daß P. die erfahrungsmäßige Erſcheinung, d. h. das in Zeit und Raum wahrnehmbare Mannigfaltige bezeichnet, wie es für uns iſt, nach unſerem ſubjectiven Vorſtellungsvermögen — gegenüber den Dingen an ſich, die als ſolche nicht erſcheinen, ſondern blos von uns als das den Phänomenen zu Grunde Liegende gedacht werden, alſo Noumena ſind (ſ. Noumen und Kriticismus). In ähnlichem Sinne nimmt Hegel dieſen Ausdruck, wenn er die Darſtellung der Erſcheinungsweiſen des Geiſtes in ſeiner ſtufenweiſen Herausbildung zum in ſich vollendeten Weſen eine Phänomenologie des Geiſtes nennt. — Im gewöhnlichen Leben nennt man P. irgend eine bedeutende und merkwürdige Erſcheinung, beſonders in der Natur. 80.

Phaëthon, Sohn des Helios und der Klymene, gerieth einſt mit dem Epaphus in Wortwechſel, weil dieſer ſeine Abſtammung von Helios bezweifelte, und bat nun, von ſeiner Mutter angetrieben, den Helios, nachdem dieſer durch einen feierlichen Schwur ihm jede Bitte zu gewähren verſprochen hatte, zur Beſtätigung ſeiner Abkunft einen Tag für ihn den Sonnenwagen führen zu dürfen. Helios mußte gewähren; aber kaum merkten die Sonnenroſſe den unerfahrenen Wagenlenker, als ſie ihn nicht achtend ihre Bahn verließen und gegen die Erde herabfuhren. Eine fürchterliche Hitze entſtand daſelbſt, die Erde borſt, die Bäume und Feldfrüchte verdorrten, die Flüſſe und Seen fingen an zu ſieden, die Berge entzündeten ſich, die Äthiopier wurden ſchwarz gebrannt, Libyen ward zur Wüſte und ſelbſt die Wolken entbrannten. Alle Götter zitterten und flehten Jupiter um Hülfe an, der endlich den ſchwindelnd gewordenen P. mit ſeinem Blitze vom Wagen herabſtürzte, daß er in den Eridanus (Po) fiel, worauf die Sonnenpferde den Wagen vollends zertrümmerten, aber endlich vom Helios wieder beruhigt wurden. Der Sinn der Mythe deutet auf eine große Naturrevolution. 23.

Phalänen, ſ. Schmetterlinge.

Phalanſtère, ſ. Fourier.

Phalanx war bei den alten Griechen eine beſondere Art von Schlachtordnung, welche vorzüglich von Philipp von Macedonien ausgebildet wurde. Über ihre Geſtalt und Größe hat man verſchiedene Meinungen aufgeſtellt; wahrſcheinlich war ſie aber der Grundbedeutung nach (Balken, Walze) urſprünglich nichts weiter, als ein in gerade Linien geordneter Heerhaufen im Gegenſatze zu der bisherigen unregelmäßigen Kampfweiſe, wurde dann vielfach abgeändert und von den Macedoniern ſo eingerichtet, daß ein ganzes Corps in geſchloſſenen Gliedern ſo hinter einander geſtellt wurde, daß die Lanzenſpitzen der hinteren Glieder zwiſchen den vorderen hervorragten und das Ganze ſo einen Coloß bildete, der im Vorſchreiten Alles vor ſich niederſtürzte. Die Zahl der Soldaten blieb daher unbeſtimmt. — Die neuerrichtete P. im jetzigen Griechenland hat mit der alten blos den Namen gemein, indem es nur ein Ehrenname für die errichtete Legion der griechiſchen Freiheitskämpfer iſt, welche in derſelben alle Officiersrang haben und eine königliche Garde bilden. 30.

Phalăris, geb. auf der Inſel Aſtypalea, wurde von dort vertrieben und kam gegen das Jahr 570 vor Chr. nach Sicilien, wo er ſich der Herrſchaft von Agrigent zu bemächtigen wußte. Durch unmenſchliche Härte und Grauſamkeit ſuchte er ſich in derſelben zu befeſtigen. Das berüchtigſte Beiſpiel davon iſt der eherne Stier, welchen der Athenienſer Perillus verfertigt hatte. Derſelbe war durch einen künſtlichen Mechanismus ſo eingerichtet, daß, wenn er glühend gemacht und der zu Beſtrafende hineingeſteckt worden war, das Geſchrei des Unglücklichen das Brüllen des Stiers nachahmte. Perillus, eine große Belohnung erwartend, mußte zuerſt ſein Kunſtwerk verſuchen. Dieſen Stier nahmen die Carthager nach Eroberung Siciliens mit nach Carthago. Das Volk von Agrigent empörte ſich endlich gegen den Tyrannen, bemächtigte ſich ſeiner und tödtete ihn. Unter ſeinem Namen ſind noch 148 Briefe vorhanden, die, wenn ſie ächt wären, ſeinen Charakter von einer ſehr liebenswürdigen Seite darſtellten; doch ſind ſie wahrſcheinlich von einem ſpätern Sophiſten Phalarus, wie Bentley gegen Boyle gezeigt hat. Die beſte Ausgabe iſt die von Lennep und Valckenaer (Gröningen 1777. 2 Bde. 4.). In Storkhauſen's „Sammlung vermiſchter Briefe" (Helmſtädt 1768) ſind 11 Briefe überſetzt. 11.

Phallus, das männliche Glied, war in der Iſisreligion und bei den Bacchusfeſten ein Gegenſtand der öffentlichen Verehrung, indem eine Abbildung deſſelben auf ein Bret befeſtigt in feierlicher Proceſſion herumgetragen wurde. 23.

Phanarioten, *Φαναριῶται*, Fanariotes, werden mit Rückſicht auf ihren Urſprung und den Grund ihres Einfluſſes auf die türkiſche Regierung und auf Griechenland diejenigen Griechen der morgenländiſchen Kirche genannt, welche den Theil Conſtantinopels, der Phanar, *φανάριον*, genannt wurde, bewohnten und ohne beſondern Vorzug vor den anderen Griechen hier lebten. Nachdem die Pforte ſich zu diplomatiſchen Geſchäften meiſt der Juden und Renegaten als Dollmetſcher und Secretaire bedient hatte, jedoch in der zweiten Hälfte des XVII. Jahrh. der Phanariot Panagioti oder Panagiotaki, der erſte Grieche, Dragoman des Divan geworden war, ſuchten ſich in Folge allgemeinen Ehrgeizes die P. nicht nur im Beſitze dieſer Stelle zu erhalten, ſondern auch aus ihrer Mitte die Hospodariate der Moldau und Wallachei ausſchließlich zu beſetzen. Je wichtiger letztere an ſich waren und durch den Einfluß der Hospodare in den Provinzen wurden, deſto mehr wurden ſie durch den Einfluß der P. auf die Pforte ſelbſt Gegenſtand des Ehrgeizes und der Habſucht derſelben. So bildeten ſich die P. zu einer eigenen politiſchen Kaſte der griechiſchen Einwohner in der Türkei, zu einer Art Ariſtokratie, die aber weder im wahren Intereſſe Griechenlands noch der Pforte handelte. Der eigene Vortheil war der Zweck ihrer Handlungsweiſe und ihre Klugheit, verbunden mit Kenntniſſen mancher Art, brachte es ſo weit, daß ſie nicht blos in den beiden Fürſtenthümern, ſondern auch

ſpäter im türkiſchen Reiche überhaupt die meiſten höheren und einflußreichen wie vortheilhaften Stellen durch ihre Günſtlinge, ihre Creaturen, beſetzten. Als Beiſpiele führen wir die Familien der Maurokordatos, Ypſilantis, Karadſcha, Maurogenis, Muruſis und Soutzos an, aus denen in den ſpäteren Zeiten die einflußreichſten türkiſchen Staatsbeamten hervorgegangen ſind. Auf Griechenland übten ſie beſonders durch die obere Geiſtlichkeit der griechiſchen Kirche Einfluß aus, die aber ſklaviſch genug mehr im Syſteme der P. handelte, ohne dabei auf Verbeſſerung des Unterrichts im Volke, auf eine glücklichere Lage deſſelben, auf Freiheit und Milde in der Regierung zu achten. Irrig iſt die Anſicht, als ſtammten die angeſehenen Phanariotenfamilien von fürſtlichen Familien aus der Zeit des griechiſchen Kaiſerthums her, und nur daher entſtanden, daß die eigentlichen P., urſprüngliche Griechen, ſpäter ſich Macht und Anſehen im türkiſchen Reiche zu erwerben wußten. Aber für die Griechen überhaupt, ſogar für die in Conſtantinopel lebenden, that dieſe wahre bevorzugte Ariſtokratie nichts; die P. ſuchten ſich nur als Hospodare der Moldau und Wallachei oder als Dragomane der Marine und des Diwans in Anſehen zu halten und beſtanden äußerlich in dieſen und den Inhabern der Stellen und Ämter, wodurch ſie mit der türkiſchen Regierung in Verbindung traten und auf dieſe Weiſe von der griechiſchen Nation ſich abſonderten, ja dieſer feindſelig entgegentraten. Das innere Kennzeichen der P. und ihrer Anhänger iſt Mangel an wahrem Patriotismus, Hinneigen zu türkiſchen Grundſätzen, Egoismus, Ehrgeiz, Herrſchbegierde, Habſucht, Intrigue ꝛc. Die beſte Schilderung der P. nach ihrer Entſtehung, Fortbildung und nach ihrem Syſteme gibt „Essai sur les Fanariotes par Marc-Philippe Zallony" (Marseille 1824) und hiernach Th. Kind „Beiträge zur beſſern Kenntniß des neuen Griechenlands" (Neuſtadt 1831. S. 105—123). **64.**

Phanerogamen, ſ. Botanik.

Phanokles, ein alter griechiſcher Dichter, wahrſcheinlich bald nach Demoſthenes lebend, iſt der Verfaſſer von Elegien, die er Ἔρωτες ἢ καλοί nannte. Seine Poeſien ſollen ſich durch Einfachheit und Naivetät, ſo wie durch rhythmiſchen Wohllaut vortheilhaft ausgezeichnet haben. (Vergl. Ruhnken „Epistola critica" (1751 und 1782) und van Santen in ſeinen latein. Elegikern und ſeiner Überſetzung des homeriſchen „Hymn. in Cerer." Ausgabe ſeiner Fragmente von N. Bach (Halle 1829). **20.**

Phantaſie, Phantasmen, ſ. Einbildungskraft.

Phantasmagorie heißt die Kunſt, durch optiſche Mittel, wie Hohlſpiegel und dergl., Luftbilder und geſpenſtähnliche Geſtalten hervorzubringen. Sie mag in früherer Zeit häufig als Mittel zu Geiſtererſcheinungen (ſ. d. Art.) gedient haben. **9.**

Phantaſus, ein Sohn des Schlafes, der in Träumen lebloſe Dinge darſtellte, daher ihn auch Ovid (Met. 11, 642) den Gott der Phantaſien nennt. (Vergl. den Art. Morpheus.) **20.**

Phantome ſind der Inhalt der Phantasmen, die Gegenſtände, welche die Einbildungskraft vorgaukelt. **9.**

Pharao, der Titel, welchen die alten ägyptiſchen Könige in der Bibel führen, iſt wahrſcheinlich nichts Anderes als das koptiſche Ph'uro, der König. — Das gewöhnliche Hazardſpiel Pharao oder Faro hat ſeinen Namen von einem Kartenblatte erhalten, auf welchem der König Pharao abgebildet war und welches für ein ſehr glückliches galt. Es iſt ein Spiel, wobei die einzelnen Kartenblätter von den Mitſpielenden beſetzt werden, der Bankhalter aber eine Karte auf zwei Haufen abzieht und die linksfallenden für ihn, die rechtsfallenden für die Beſetzenden gewinnen. Da es aus Frankreich ſtammt, ſo ſind die gebräuchlichen Benennungen dabei ſämmtlich franzöſiſch; das Spiel ſelbſt aber als bloßes Zufallsſpiel höchſt gefähr-

lich und verderblich und daher obrigkeitlich ſtreng unterſagt, obwohl in Bädern und bei manchen Volksfeſten es geſtattet wird. (Vergl. Hazardſpiele.) 30.

Phariſäer, d. i. ſolche, die ſich von Andern abſondern und unterſcheiden, waren eine jüdiſche Secte, welche wahrſcheinlich mit der entgegengeſetzten Partei der Sadducäer aus der Zeit ſtammten, in der die ſyriſchen Könige durch die grauſamſte Verfolgung einen großen Theil der Juden dem Glauben der Väter untreu gemacht hatten und einige Häupter der unterjochten Nation den letztern um ſo ſchärfer und nachdrücklicher hervorzuheben und geltend zu machen ſuchten, je mehr er in Vergeſſenheit gebracht und verfälſcht worden war (im II. Jahrh. v. Chr.). Als Quelle der Religionserkenntniß diente ihnen neben den kanoniſchen Büchern des Alten Teſtaments die Tradition, nach welcher ſie zugleich mit witzelnder Sylbengrübelei beſonders das Ceremonialgeſetz deuteten und einſchärften, damit die Würde der herkömmlichen Religionsgebräuche bei der abergläubiſchen Volksmaſſe theils ſelbſt aufrecht erhalten, theils ihr eigener Ehr- und Geldgeiz befriedigt und in ein heiliges Dunkel gehüllt würde. Ihre übrigen Dogmen laſſen ſich bei dem Mangel an ausreichend hiſtoriſchen Zeugniſſen nicht mit philoſophiſcher Genauigkeit angeben; doch iſt es ziemlich gewiß, daß ſie an ein fataliſtiſches Verhängniß, an eine Geiſterwelt und ihren Einfluß auf die ſichtbare Schöpfung, daneben an eine Mitwirkung des freien Willens im Menſchen, an eine Seelenwanderung und Auferſtehung des menſchlichen Körpers und mit der Unſterblichkeit der Seele an eine dereinſtige Vergeltung der Handlungen der Menſchen geglaubt haben. Die zuverſichtliche Erwartung eines nahe bevorſtehenden Meſſiasreiches hatte auch bei ihnen einen mehr ſinnlichen als geiſtigen Charakter. Auf die niederen Volksclaſſen wie auf die Prieſter und ſonach auf alle öffentliche Angelegenheiten ſelbſt übten ſie einen entſchiedenen Einfluß, den ſie bis zum völligen Untergange des jüdiſchen Staates behaupteten, zumal da in ihrem Vereine, an den ſich im Verlaufe der Zeit immer auffallender die angeſehenſten Perſonen beiderlei Geſchlechts anſchloſſen, die Geſetze, Einrichtungen und Verfügungen berathen und getroffen wurden, die von ihnen, als den in der Volksmeinung geheiligten Schriftgelehrten, der Aberglaube der Zeit gleich Orakeln blindlings hinnahm. Ihre Lehrſatzungen gingen in den Talmud (ſ. d. Art.) über und fixirten weſentlich den ſchrift- und geſetzmäßigen Lehrbegriff der heutigen orthodoxen Juden. Im Zeitalter Chriſti boten ſie natürlich Alles auf, die Lehre Jeſu und der Apoſtel zu vernichten, indem ſie in ihrer Anerkennung und Verbreitung den gänzlichen Untergang der eigenen Macht erkennen mußten. Sofern ſie nun zur Erreichung dieſes Zweckes und zur Erhaltung der angemaßten Herrſchaft über ihre Nation, die ſie gerade ins Verderben führten, ſich jedes Mittes und namentlich der Heuchelei und Scheinheiligkeit bedienten, ſind die Namen dieſer beiden Laſter mit dem des Phariſäismus gleichbedeutend geworden. 27.

Pharmacie, Pharmaceutik, ſ. Apothekerkunſt.

Pharmakopöe iſt ein Verzeichniß der Arzneimittel, welche der Apotheker vorräthig zu halten verpflichtet iſt, ſo wie auch der Vorſchriften, welche bei Verfertigung der zubereiteten und zuſammengeſetzten Mittel befolgt werden ſollen. Schon im IX. Jahrh. hatte eine arabiſche P. wahrſcheinlich geſetzliche Kraft. Merkwürdiger war die pariſer P. vom Jahre 1484, welche den Apothekern ſchon wiſſenſchaftliche Bildung vorſchreibt. Später hat faſt jedes europäiſche Land, auch manche große Stadt, eine eigene P. herausgegeben. In neuerer Zeit ſind die preußiſche, hanöverſche, würtembergſche, pariſer, londoner und edinburger Pharmakopöen für die vorzüglicheren gehalten worden. In der Verſammlung der deutſchen Naturforſcher iſt einige Male von Harleß in Bonn die Rede darauf gebracht worden: ob dem deutſchen Vaterlande nicht eine allgemeine P. gegeben werden könne? zu welchem löblichen Beginnen indeſſen bis jetzt keine Ausſicht vorhanden iſt. 5.

Pharſalus war eine der anſehnlichſten Städte in Theſſalia Phthiotis am Eni-

peus, ſüdweſtlich von Lariſſa. Dicht über ihr ſind die pharſaliſchen Gefilde, wo im Jahre 48 v. Chr. Cäſar und Pompejus die berühmte Schlacht über die Weltherrſchaft kämpften. 11.

Pharus, ſ. Leuchtthurm.

Phaſen heißen (in der Aſtronomie) die regelmäßig abwechſelnden Lichtgeſtalten, in denen ſich unſer Mond, der Mercur, die Venus und ſogar auch der Mars der Erde zeigen. Sie entſtehen, indem dieſe an ſich dunkeln Körper ihre von der Sonne beſchienene Seite (die halbe Oberfläche) während ihres Laufes bald ganz, bald theilweiſe, bald gar nicht der Erde zuwenden. — Am merkwürdigſten ſind 1) die Lichtgeſtalten des Mondes, welche wahrſcheinlich auch ſchon frühzeitig Veranlaſſung gegeben haben, die kleineren Zeiträume von 28 und 7 Tagen (Monat und Woche) einzuführen. Wenn nämlich der Mond drei bis vier Tage unſichtbar geweſen iſt, während welcher Zeit er Neumond genannt wird, zeigt er ſich bald nach Untergang der Sonne auf der linken Seite derſelben am weſtlichen Himmel in Geſtalt einer ſchmalen Sichel, die aber mit jedem Tage breiter wird, wobei der Mond täglich immer ſpäter nach Sonnenuntergang untergeht, bis er etwa nach 7 Tagen ungefähr um 6 Uhr Abends am ſüdlichen Himmel als eine halbe Scheibe glänzt, deren gerade Kante auf der linken Seite iſt. An dieſem Tage iſt der Mond im erſten Viertel. Von nun an krümmt ſich ſeine Lichtgrenze immer erhabener, bis er endlich 7 Tage nach dem erſten Viertel als eine voll erleuchtete Scheibe am Oſthimmel aufgeht, wenn die Sonne untergeht. Von dieſem Tage an, an welchem er Vollmond genannt wird, geht nun der Mond täglich faſt eine Stunde ſpäter als am vorhergehenden Tage auf und verliert zugleich auf ſeiner rechten Seite immer mehr an Licht, bis er 7 Tage nach dem Vollmonde, als ſogenanntes letztes Viertel, um Mitternacht in Geſtalt einer halben Scheibe (doch jetzt die gerade Kante auf der rechten Seite) am Morgenhimmel aufgeht. Doch auch dieſe halbe Scheibe wird in den nächſten Tagen ſtets kleiner, die gerade Kante geht in eine hohl gekrümmte über und der Mond nimmt die Geſtalt einer Sichel an, die immer ſchmäler wird und endlich 14½ Tage nach dem Vollmonde wieder gänzlich verſchwindet und als Neumond drei bis vier Tage unſichtbar bleibt, worauf ſeine Lichtgeſtalten in der eben mitgetheilten Reihenfolge aufs Neue beginnen. — Da unſere Erde gleichfalls eine dunkle, nur von der Sonne, um welche ſie ſich herumbewegt, beleuchtete Kugel iſt; ſo würden wir, wenn wir auf dem Monde wären, an der Erde offenbar gleiche Abwechſelungen von Lichtgeſtalten wahrnehmen, nur daß dieſelben in verkehrter Reihenfolge eintreten müßten. — 2) Die P. der Venus ſind nach denen des Mondes die ſchönſten und auffallendſten, daher ſchon durch mittelmäßig gute Fernröhre ſichtbar. — 3) Die P. des Mercur gehen in einer ähnlichen Folge wie die der Venus vor ſich. Merkwürdig iſt es, daß dieſe beiden Planeten, nur ſichelförmig geſehen, am hellſten glänzen. — 4) Mars hingegen, weil er ſchon weiter von der Erde entfernt iſt, kann nie halb, noch weniger ſichelförmig der Erde erſcheinen, ſondern verliert nur bisweilen etwas von ſeiner Kreisform ſo, daß ſie in eine wenig bemerkbare Ellipſe übergeht. 13.

Pheloplaſtik, **Korkbildnerei** nennt man die Kunſt, aus geſchnittenem Kork Kunſt- und Bauwerke im verkleinerten Maßſtabe darzuſtellen und nachzubilden. Die Modelle dieſer Art ſind den andern theils ihrer Wohlfeilheit, theils aber auch ihrer Farbe wegen, welche der der alten Bauwerke ähnlich iſt, allen andern von Holz, Thon, Pappe ꝛc. vorzuziehen. Die Erfindung der P. iſt dem römiſchen Architekt Auguſt Roſa um das Jahr 1780 und deren Vervollkommnung dem Baurathe Mai zu Frankfurt a. M. zuzuſchreiben. 26.

Pherecydes, ein Philoſoph aus der joniſchen Schule (ſ. d. Art.), gebürtig von der Inſel Syros, einer der Cycladen, daher **P. Syrius** genannt, lebte ungefähr vor der 45.—61. Olympiade (597—533 v. Chr.). Ob er ein Schüler

des Thales oder des Pittakus geweſen iſt, ob er ſeine Weisheit aus ſich ſelbſt geſchöpft oder von den Ägyptiern geholt hat, darüber ſind die Nachrichten der Alten unſicher und widerſprechend. Er war einer der Erſten, die in ungebundener Rede ſchrieben, wenn auch ſein Ausdruck mehr poetiſch als philoſophiſch iſt. Sein Buch, mit einem räthſelhaften Titel: „Ἑπταμυχος", das ſiebenwinkelige genannt, von dem nur noch Fragmente vorhanden ſind, enthielt in 10 Büchern eine Theogonie über die Erzeugung der Götter und ihre Folge in der Regierung und eine Kosmogonie über die Entſtehung der Welt, für welche er drei Principien annahm, die Erde, die Zeit und den bildenden Zeus oder Feueräther, wogegen ihm jedoch Andere nur ein Princip, die Erde, zuſchreiben. Auch ſoll er zuerſt die Unſterblichkeit der Seele gelehrt haben. — Die Fragmente ſeines Werkes, das von den Späteren auch unter dem Namen „Θεολογια" aufgeführt wird, ſind herausgegeben worden von Fr. Wilh. Sturz (Gera 1789. 8. Leipz. 1824. 8.), womit zu vergleichen Aug. Matthiä, „Diss. de Ph. fragmentis" in Wolf's „Literariſchen Analekten", Bd. 1. Hft. 2. Nr. 3, und Heinius „Diss. sur Ph., philosoph. de Syre", in den „Mém. de l'Académie des sciences de Berlin" 1749. Deutſch in Hißman's „Magazin", Bd. 5. — Vergl. Tiedemann, „Griechenlands erſte Philoſophen." — Ein anderer P., von der Inſel Leros gebürtig, lebte um 450 zu Athen und ſchrieb eine Geſchichte von Attika, wovon nur einzelne Fragmente erhalten ſind, welche zugleich mit denen des Philoſophen P. von Sturz geſammelt ſind. 80.

Pherekrates, ein griechiſcher dramatiſcher Dichter der ältern Komödie, lebte ums Jahr 420 v. Chr. zu Athen, war ſelbſt ein trefflicher Schauſpieler und ſchrieb eine Anzahl Komödien (nach Suidas 17, nach Fabricius und Meurſius 23), von denen wir noch einige Fragmente beſitzen. Dieſe gehören zu den vorzüglichſten Denkmälern rein attiſcher Diction und zeichnen ſich überhaupt durch Zartheit der Sprache und Feinheit des Witzes vortheilhaft aus. Geſammelt ſind ſie in Jak. Hertel, „Vetustorum comicorum sententiae" (Verona 1616. 8.). Ein Fragment, das Plato aufbewahrt hat, iſt herausgegeben worden von Heinrich (Kiel 1813. 4.). Von ihm ſtammt das pherekratiſche Versmaß (ſ. Rhythmus). 16.

Phidias, ein griechiſcher Bildhauer, einer der berühmteſten Künſtler des Alterthums, wurde um das Jahr 497 oder 498 v. Chr. zu Athen geboren. Sein Vater hieß Charmides; ſein erſter Lehrer war nach Einigen Hippias; gewiß aber iſt es, daß er ſeine Bildung in der Schule des trefflichen Agelades vollendete. Cimon war ſein Gönner und Perikles übertrug ihm ſogar die oberſte Aufſicht über die großen von ihm unternommenen Bauten, woraus ſich faſt ſchließen läßt, daß er auch in der Architektur wohl erfahren war. Später klagten ihn die Feinde des Perikles wichtiger Veruntreuungen des Goldes an, welches er zu Ausſchmückung der Statuen gebraucht hatte, und veranlaßten ihn dadurch zur Flucht nach Elis, wo er im Jahre 431 (432) v. Chr. ſtarb. Nach Andern blieb er in Athen und fand im Gefängniſſe und zwar, wie behauptet wird, durch Gift ſeinen Tod. — Mit P. beginnt in der griechiſchen Bildhauerei eine neue Periode, die Periode des großen oder hohen Styles, als deſſen Schöpfer P. allein angeſehen werden muß. Seine unübertrefflichen Meiſterwerke, unter denen die Statue der Pallas im Parthenon zu Athen und des Zeus in Elis, beide aus Gold und Elfenbein, den erſten Rang einnehmen, galten dem Alterthume als wahre Wunderwerke und für das Höchſte, was dem ſchöpferiſchen Geiſte des Menſchen nur möglich iſt. Von dem Zeus in Elis, deſſen ſitzende Geſtalt 64 F. hoch war, verſichern die erhaltenen Berichte, daß ſein majeſtätiſcher Anblick Jedem ein unwillkührliches Zittern erregt habe und für die Dauer unvergeßlich geblieben ſei. Bei der Ausarbeitung dieſes Meiſterwerkes unterſtützte ihn ſein Bruder Panänos. Die Pallas im Parthenon zu Athen, welche zwei Jahre früher als der Zeus im Jahre 438 vollendet wurde, ſetzte durch ihre wahrhaft göttliche, gewaltig imponirende Schönheit Alles in Erſtaunen. Außer-

dem werden noch mehrere andere Werke des P. erwähnt, unter andern mehrere Statuen der Pallas, von denen die eine, aus der Beute von Marathon in Bronze gearbeitet, auf der Akropolis aufgeſtellt war. Ihre Höhe war ſo bedeutend, daß ſie den Schiffern ſchon vom Cap Sunium aus ſichtbar wurde. Die charakteriſtiſchen Eigenthümlichkeiten des P., wie ſie ſich wenigſtens aus den nicht eben zahlreichen uns gebliebenen Überreſten (einige Sculpturen aus dem Parthenon in Athen, jetzt in England befindlich) herausſtellen, ſind Schönheit und Kraft der Formen, edle, reiche und gefällige Gruppirung, kühne, doch wahre Stellung und eine Vollendung der Darſtellung, die bei allem Streben, nur das Große in der Natur zu copiren, doch nie das Wahre, Würdige und edel Einfache ausſchließt. Gleich groß war P. hinſichtlich der techniſchen Ausführung; doch erreichte er ſchwerlich die Reinheit und Correctheit und jenes Anmuthige und Wellenförmige in den Formen und Contouren, als welches der dritten griechiſchen Kunſtperiode, der Periode des ſchönen Styles, eigenthümlich angehört. — Vergl. außer den bekannten Schriften von Ottfr. Müller und Böttiger auch Viſconti's „Mémoire sur les ouvrages de sculpture, qui appartenaient au Parthénon etc." (Par. 1818) und „Lettres adressées de Londres à M. Canova par M. Quatremère de Quincy" (Rome 1820). 36.

Philadelphia, die Hauptſtadt in Pennſylvanien und die zweite Stadt der ganzen Union, bis 1800 Sitz des Generalcongreſſes, liegt unter 39° 56′ 55″ Br. und 302° 58′ 15″ L. und breitet ſich auf einer weiten Fläche zwiſchen den beiden ſchiffbaren Strömen Delaware und Schuylkill, worüber eine geſchmackvolle Brücke führt, aus, hat ohne die Vorſtädte einen Flächeninhalt von 37838293 □Fuß und beſteht aus 5 Theilen: 1) der eigentlichen City, das 14 Wards oder Quartiere enthält; 2) den nördlichen Freiheiten, als Vorſtädten, die in 2 Wards zerfallen; 3) Southwark, im S. der City, in 2 Wards abgetheilt; 4) Moyamenſing und 5) Paſſyunk, deren jede 1 Ward ausmacht. Sie iſt in Hinſicht der Bevölkerung, die mit den Vorſtädten 189000 Seelen (wovon 30000 Deutſche und 20000 Franzoſen) beträgt, die zweite und in Hinſicht der Handelsmarine, die auf mehr als 100000 Tonnen geſchätzt wird, die dritte Stadt in den vereinigten Staaten und hat einen geräumigen und ſichern Hafen, breite, gut gepflaſterte, zum Theil von Bäumen beſchattete und des Nachts durch 662 Laternen, die auf Pilaren ſtehen, erleuchtete Straßen (wovon die Broadſtreet 113, die Dockſtreet 90 bis 117 und die meiſten übrigen 50 bis 80 Fuß breit ſind), mehrere öffentliche Plätze oder Squares, unter denen der Waſhingtonplatz, ein großes vollſtändiges Viereck mit der Reiterſtatue Waſhington's in der Mitte, und der Markt (market) ſich vorzüglich auszeichnen, 16200 meiſt aus Backſteinen gebaute, 2 bis 3 Stock hohe, reinliche, aber ganz ſchmuckloſe Häuſer (in den Vorſtädten ſieht man faſt lauter hölzerne Häuſer, Speicher und Ställe), 84 Kirchen und 91 Kapellen für 22 Religionsparteien und 1 Hauptpoſtamt. Unter den zahlreichen öffentlichen Gebäuden ſind die vorzüglichſten: die Bank der vereinigten Staaten, welche für das ſchönſte Gebäude im ganzen Umfange der Union gehalten wird, von weißem Marmor; die Gerardsbank, die Bank von Pennſylvanien, der Staatspalaſt (state house), wo der Congreß verſammelt war, der am 4. Juli 1776 die Unabhängigkeit der vereinigten Staaten erklärte und wo die Sitzungen des Congreſſes bis zu ſeiner Verlegung nach Waſhington gehalten wurden; das Athenäum, gegründet 1815, mit einer Bibliothek von 2000 Bänden, einem Mineralien- und Metallcabinet; die Münze (the united states mint), die Gebäude der philoſophiſchen Societät, der Stadtbibliothek, auf deren Fronte die Statue des Dr. Franklin von weißem Marmor ſteht, der Univerſität und der Akademie der ſchönen Künſte; das Hoſpital von Pennſylvanien; die Freimaurerloge mit einem ſchönen Saale für öffentliche Feſte; das Theater; das Zuchthaus (penitentiary); das Seehoſpital;

das Seezeughaus, eine der größten Anſtalten dieſer Art in den vereinigten Staaten; die 2 Rathhäuſer der City; die Waſhingtonhall; die 4 Markthallen und das weite Staatenhaus. Unter den Kirchen ſind die vorzüglichſten: die Emanuels-, Chriſt- und presbyterianiſche Kirche. P. iſt der Sitz eines proteſtantiſchen und eines katholiſchen Biſchofs, ſo wie einer Menge wiſſenſchaftlicher und öffentlicher Unterrichtsanſtalten. Unter die erſteren gehören: die amerikaniſche philoſophiſche Societät, die mediciniſche Societät, die Linné'ſche Societät, die Ackerbaugeſellſchaft, die Societät für Naturwiſſenſchaften und die Geſellſchaften zur Aufmunterung mechaniſcher Erfindungen. Von Lehranſtalten ſind zu erwähnen: die Univerſität, die 2 Akademien der Epiſkopalen und Quäker; die Akademie der ſchönen Künſte mit einer Sammlung von ſchönen Gemälden und trefflichen Bildhauerarbeiten; das Seminar für afrikaniſche Miſſionaire zur Bekehrung der Neger, die drei großen Bibliotheken, die der City mit 25000 Bänden, welche der berühmte Dr. Franklin 1742 geſtiftet hat, die loganiſche und die der Quäker; 90 Leihbibliotheken; Franklin's Inſtitut zur Beförderung der Induſtrie; die naturhiſtoriſche Akademie, welche ſeit 1812 beſteht und eine Bibliothek von 2000 Bänden und eine ſchöne Sammlung über Naturgeſchichte hat; das Perlmuſeum mit trefflichen Naturalien und Gemäldeſammlungen; die Sternwarte; der botaniſche Garten; eine Menge Elementarſchulen aller Art, deren faſt jede Confeſſion ihre eigenen hat; Negerſchulen; ein Töchterinſtitut der Herrnhuter; eine Taubſtummen- und Irrenanſtalt. Zu den Mildthätigkeitsanſtalten gehören: das Krankenhaus, in welchem 836 Perſonen unterhalten werden; das Armenhaus der Quäker; das Pennſylvaniahospital, welches ein anatomiſches Theater und eine Bibliothek von 5000 Bänden beſitzt und jährlich 200 Kranke aufnimmt; Chriſtchurchhospital für die Epiſkopalen und Weſt's Hospital, ſo wie das Philadelphia dispensary; ferner die Washington benevolent society und die Humane society, welche ſich allein dem Wiedererwecken ſcheintodter Menſchen und der Rettung Ertrunkener widmet. In P. findet man Handwerker, Künſtler und Fabrikanten aller Art und es beſitzt wichtige Fabriken, vorzüglich Zuckerraffinerien, Strumpfwirkereien, eine Schiffswerfte, auf der man jährlich mehr als 30 neue Schiffe bauet, 65 Buchdruckereien mit 170 Preſſen, aus welchen, außer andern Werken, 9 Tagesblätter (10000 Exemplare), 9 Wochenblätter (9000 Exemplare) und 4 andere zwei- oder dreimal in der Woche erſcheinende Blätter (7000 Exemplare) hervorgehen. Der Handel iſt von einer ſehr großen Ausdehnung; er theilt ſich in den See- und in den Landhandel. In den Hafen laufen jährlich über 1800 Schiffe aus und ein. Der Hauptausfuhrartikel iſt Mehl (jährlich 100 Mill. Ctnr.), Rind- und Schweinefleiſch, Butter und Leinöl; die Einfuhr beſteht in Manufacturen und Luxusartikeln aller Art, auch weſtindiſchen Waaren. 1824 betrug die Ausfuhr 9364839 und die Einfuhr 11386531 Dollars. Eben ſo bedeutend iſt auch der Landhandel. Dazu hat P. 1 Börſe mit Börſencaffeehauſe, welches dem ganzen Publicum offen ſteht, 4 privilegirte und 10 einverleibte Banken und 11 Aſſecuranzgeſellſchaften. Die Municipalität der Stadt beſteht aus 1 Major, 14 Aldermen, 30 Rathsherren und 1 Recorder, wovon der Major durch die Aldermen jährlich aus ihrem Schooße, die übrigen Magiſtratsperſonen aber von den Bürgern gewählt werden; die Municipalität theilt ſich in 3 Collegien, das der Aldermen, das select council und das common council. Der District court, welcher 1811 errichtet iſt, handhabt die oberſte Juſtiz. P. hat eine ſehr gute Polizei und ſehr zweckmäßige Feueranſtalten; das Klima iſt zwar nicht ungeſund, doch hat das gelbe Fieber einige Male die gräßlichſten Verwüſtungen angerichtet. Gegründet wurde dieſe Stadt von dem berühmten W. Penn (ſ. d. Art.). 71.

Philaeni, zwei aus der alten Geſchichte von Carthago bekannte und hochgefeierte Brüder. Die Bewohner von Carthago und Cyrene waren in einen Krieg

verwickelt, der beide Staaten zu erſchöpfen drohte und wegen Grenzſtreitigkeiten entſtanden war; ſie verglichen ſich aber endlich zu einem Waffenſtillſtande und machten, um dem Streite ein Ende zu machen, den Vorſchlag: jede von beiden Städten ſollte zwei Männer wählen, die an einem Tage die Stadt verlaſſen ſollten, und der Ort, wo ſie zuſammenkämen, ſollte dann die gemeinſchaftliche Grenze beider Staaten ſein. Die Carthager ernannten die beiden Brüder P. hierzu. Dieſe kamen indeß viel weiter, als die Abgeſandten von Cyrene, daher die P. des Betruges beſchuldigt wurden, zu früh ausgegangen zu ſein. Die Cyrener verlangten daher, daß die P. ſich entweder von dem Orte, den ſie als Grenze angaben, entfernen oder wenn ſie überzeugt ſeien, rechtlich verfahren zu ſein, ſich an dieſem Orte lebendig begraben laſſen ſollten. Zum Erſtaunen Aller erwählten die P. das Loos des gräßlichſten Todes. Zum Andenken an dieſe edle Aufopferung errichteten die Carthager auf dem Platze, wo die Brüder begraben worden waren, zwei Altäre. Es war dieſer Punkt bei der großen Syrte und hieß arae Philaenorum, bekannt durch einen daſelbſt ſich befindenden Hafen. Vergl. Roos, „Über der Brüder Philäni Aufopferung fürs Vaterland“ (Gießen 1797. 4.). 20.

Philalēthen oder religiöſe Wahrheitsfreunde nannten ſich die Glieder einer 1830 in Holſtein hervortretenden religiöſen Partei, welche in einem „Entwurf einer Bittſchrift an deutſche Fürſten“ und der Schrift „Grundſätze der religiöſen Wahrheitsfreunde oder Philalethen“ (Kiel 1830) alle dogmatiſchen Feſſeln abzuwerfen und Religioſität als einziges Bindemittel zur Glaubenseinheit aufzuſtellen ſtrebten; doch blieb die Öffentlichkeit eine vorübergehende Erſcheinung, die keinen Anklang fand, und die P. ſind daher weder begünſtigt noch angefochten geblieben. 23.

Philanthrop, Menſchenfreund (von φίλος und ἄνθρωπος), iſt auszeichnungsweiſe Benennung einer pädagogiſchen Schule geworden, die in der Geſchichte der neuern Pädagogik großes Aufſehen gemacht, ebenſo viel Enthuſiasmus bei ihrem erſten Auftreten als Anfeindung und Tadel im Fortgange ihres Werkes gefunden, jedenfalls aber auf Einführung eines beſſeren, lebendigeren und beſonders humaneren Geiſtes in das geſammte Erziehungsweſen den kräftigſten Einfluß gehabt hat. Der Philanthropismus trat auf in der Mitte des vorigen Jahrhunderts als eine durchgreifende Reform des Erziehungsweſens oder vielmehr als der eigentliche Begründer eines ſolchen, während bis dahin die Erziehung ein bloßer Formalismus und Pedantismus, ein engherziges, unmethodiſches Anlernen und Abrichten zu beſtimmten Zwecken und nach beſtimmten ſtarren Regeln geweſen war. Der große, erſte und höchſte Zweck aller Erziehung, Bildung zum Menſchen, Kosmopolitismus, mußte die Baſis der ganzen Pädagogik werden; zur Erreichung dieſes Zweckes bedurfte es der vereinten Beſtrebungen aller wahren Menſchenfreunde und der Unterſtützung der Regierungen, damit Pflanzſchulen für Lehrer Künſtler bildeten für die Kunſt der Erziehung, damit Muſterſchulen (Philanthropine) dieſe ſelbſt in ihrer Ausübung zeigten, damit Elementarbücher eine Methode derſelben an die Hand gäben. Durch dieſe werde das Kind auf naturgemäßem Wege von der ihm zunächſt liegenden ſinnlichen Anſchauung fortgeführt zu dem Abſtracteren, lerne ſpielend die Dinge kennen, die Begriffe brauchen, lerne ſprechend die alten Sprachen, werde zuerſt bekannt gemacht mit den einfachſten allgemeinſten Grundwahrheiten der Religion, die allen Parteien gemein ſind, werde durch Freundlichkeit (unterſtützt freilich vom Gehorſam) geleitet und lerne die Tugend lieben, indem man ſie ihm angenehm macht und dabei den natürlichen Trieb zum Guten benutzt und frei walten läßt. Auch der Körper werde geſtählt durch Gymnaſtik; Humanität ſei das letzte Ziel aller Pädagogik. — Nach dieſen Grundſätzen, in dieſem Geiſte und mit jenem Enthuſiasmus, den der Gedanke einer großen Reform und bedeutender Wirkungen durch eine hochherzige und liebevolle Idee erzeugt, wurde das philanthropiſche Syſtem von Baſedow (ſ. d. Art.) aufgeſtellt und von

ſeinen Nachfolgern gepflegt. Das Publicum und die Regierungen nahmen es mit hoher Theilnahme und zum Theil mit begeiſterten Erwartungen auf und es fehlte nicht an Unterſtützung. Das erſte Philanthropin wurde 1774 zu Deſſau eröffnet, löſte ſich jedoch 1793 auf; daſſelbe Schickſal traf nach und nach auch die zu Marſchlins, Heidesheim, Trittow ꝛc. errichteten Töchterſchulen; nur die Salzmann'ſche zu Schnepfenthal erhielt ſich. — Der überſpannte Enthuſiasmus für den Philanthropismus ließ mehr und mehr beim Publicum nach, als ſo manche Mängel des Syſtems ſichtbar wurden, welches beſonders in den Sprachen wenig leiſtete und durch ſeine ſpielende Methode dem Ernſte des Lernens und Thuns ſchadete, und bei den Anhängern ſelbſt, als ihre zu hohen Erwartungen raſcher Erfolge unerfüllt blieben. — Im Gefolge des Philanthropismus erſchienen eine Unzahl von Elementarbüchern und Kinderſchriften, die freilich auch ins Flache und Seichte ausarteten, zum beſſern Theil jedoch einem wichtigen Bedürfniſſe der Jugend trefflich abhalfen (ſo die von Campe, Salzmann, Weiße), aber auch viele theoretiſch-pädagogiſche Werke, welche eine wahre Wiſſenſchaft der Pädagogik begründen halfen. (Vergl. Niemeyer's „Grundſätze der Erziehung", III. Bd.) 80.

Philēmon (der Liebende), 1) ein in der mythologiſchen Welt bekannter Name eines treuen Ehegatten, der mit ſeiner ebenſo alten, aber auch ebenſo treuen Gattin Baucis eine armſelige Hütte bewohnte, aber dennoch hier Alles fand, was ſein Herz begehrte. Einſt, ſo erzählt der Mythus, als Jupiter und Mercur die Erde beſuchten, um die Sitten der Menſchen zu erforſchen, fanden ſie, nachdem ſie überall, wohin ſie gekommen waren, ſchnöde zurückgewieſen worden waren, endlich bei P. und Baucis die gaſtfreundſchaftlichſte Aufnahme und Bewirthung. Zum Danke dafür verwandelten daher die Götter das ihnen vorgeſetzte Waſſer in Wein, ließen denſelben, obgleich Alle davon tranken, nicht abnehmen und führten endlich das treue Paar, das nun in ſeinen Gäſten Götter erkannte, auf eine nahe Anhöhe, von wo aus man die ganze Gegend überſehen konnte. Zu nicht geringem Erſtaunen ſah P. und Baucis die ganze Gegend von einem plötzlich ſich ergießenden Regen überſchwemmt; nur ihre Hütte, in einen ſchönen Tempel verwandelt, ragte aus der Waſſerfluth hervor. Sie erbaten ſich nun von ihren Gäſten, in dieſem Tempel Prieſter zu werden und zu gleicher Zeit mit einander zu ſterben. Die Bitte ward ihnen gewährt, und jedes von ihnen zu gleicher Zeit und in einem hohen Alter in einen Baum verwandelt: P. in eine Eiche, Baucis in eine Linde. Die Verwandlung ging langſam von Statten, ſo daß ſie noch während derſelben den zärtlichſten Abſchied von einander nehmen konnten. — 2) P., aus Soli in Cilicien gebürtig, war nebſt Menander (ſ. d. Art.) Begründer der neuern Komödie unter den Griechen und einer der beſten Dichter ſeiner Zeit. Von ſeinen näheren Lebensverhältniſſen wiſſen wir nichts, als daß er vor Lachen über einen Eſel, der einen Korb Feigen ausfraß, geſtorben ſein ſoll um 262. Von ſeinen Schriften ſind nur dürftige Bruchſtücke erhalten, die allen Ausgaben der Menander'ſchen Schriften beigedruckt ſind. Die beſte Ausgabe davon iſt: „Menandr. et Philem. Reliquiae ed. A. Meinecke, acc. R. Bentleii emendatt." (Berl. 1823. 8.). Vergl. Fabric. Bibl. Graec. T. II. p. 476. 20.

Philētas, ein griechiſcher Dichter und Grammatiker, von der Inſel Kos gebürtig, lebte als Erzieher von Ptolemäus Philadelphus in Alexandria und verfaßte viele Gedichte, vorzüglich Elegien, welche ſehr gerühmt und von Propertius zum Muſter genommen wurden, aber bis auf einige Fragmente bei Grammatikern (geſammelt von Kaiſer, Göttingen 1793, und N. Bach, Halle 1829) verloren gegangen ſind. 16.

Philhellenen, Griechenfreunde, nannten ſich zur Zeit des griechiſchen Freiheitskampfes alle diejenigen, welche durch Wort und That für die Sache der Griechen thätig waren. 30.

Philidor (François André Danican genannt), ein franzöſiſcher Componiſt und berühmter Schachſpieler, geb. den 7. Sept. 1726 zu Dreux, war als Knabe Sänger in der königlichen Kapelle, zeigte glückliche Anlagen zur Muſik und erhielt daher von dem Kapellmeiſter Campra beſondern Unterricht. Bereits in ſeinem 15. Jahre brachte er mit Beifall eine ſeiner Motetten zur Aufführung; doch beſchäftigte er ſich nach dieſer Zeit faſt nur mit Unterrichtgeben und dem Schachſpiele, welches bei ihm förmlich zur Leidenſchaft geworden war. Auch machte er darin ſo gewaltige Fortſchritte, daß er, blos um als Schachſpieler aufzutreten, eine Reiſe nach Deutſchland, Holland und England unternahm, während der er überall die überraſchendſten Proben ſeiner Geſchicklichkeit in dieſem Spiele ablegte. Damals ließ er auch ſeine „**Analyse des Echecs**“ (**Lond. 1749**) drucken. Nach ſeiner Rückkehr warf er ſich wieder mit erneutem Eifer auf die Muſik und brachte eine Menge Opern auf die Bühne, unter denen aber nur „**Blaise le savatier**“ (**1759**), „**Sorcier**“ (**1764**), „**Maréchal-ferrant**“; „**Ernelinde**“ (**1767**) „**Persée**“ und „**Thémistocle**“ (**1785**) einigen Erfolg hatten. Da ſie indeß bei aller nicht zu verkennenden Leichtigkeit und Anmuth der Melodien zu wenig Originelles haben, ja oft ſelbſt Plagiate ſind, ſo haben ſie ſich jetzt vom Repertoire verloren. Während der Schreckensherrſchaft hatte ſich P. nach London zurückgezogen, da er hier als langjähriges Mitglied des Schachclubbs viele Freunde hatte. Er ſtarb, ohne Paris wieder geſehen zu haben, am 31. Aug. 1795. 36.

Philīnus, alter griechiſcher Arzt, von der Inſel Kos gebürtig, Schüler des Herophilus (ſ. d. Art.), ſchrieb Commentarien über die Schriften des Hippokrates und man ſagt, ſein Lehrer ſelbſt habe ihm Gelegenheit gegeben, die Ungewißheit des wiſſenſchaftlichen Theiles der Medicin zur Grundlage eines neuen Syſtemes zu machen; wahrſcheinlicher vermochten ihn aber die Widerſprüche, die den hippokratiſchen Grundſätzen von aufgeklärteren Zergliederern der ſpätern Zeit entgegengeſetzt wurden, alle Dogmen zu verwerfen und nur der Autopſie und Erfahrung zu trauen. 39.

Philipp, Könige von Macedonien. — P. I., ein Fürſt, der mit allen Feldherrn- und Regententugenden geſchmückt geweſen ſein ſoll, verlor in einer Schlacht gegen die Illyrier, mit denen er viele Kämpfe zu beſtehen hatte, im 35. Jahre ſeiner Regierung das Leben (614 v. Chr.). — P. II., Vater Alexander's des Großen, Sohn des macedoniſchen Königs A m y n t a s II., hatte, bevor er zum Throne gelangte, mit vielen Unannehmlichkeiten zu kämpfen, zeigte ſich jedoch ſtets als gewandten und tapferen Regenten und iſt unter allen Königen Macedoniens dieſes Namens der merkwürdigſte. Indem wir die Jahre ſeiner Jugend übergehen, die er theils im Vaterlande theils in Theben verlebte, wohin er wegen der beſtändigen Thronſtreitigkeiten in Macedonien als Geißel gebracht worden war (vergl. die Artt. Pelopidas, Alexander, Perdikkas, Pauſanias) und wo er von Epaminondas in der Kriegskunſt und von Lyſos in der Weltweisheit unterrichtet wurde, beginnen wir erſt ſeine Lebensgeſchichte mit ſeiner Rückkehr von Theben nach Macedonien, wohin er nach erhaltener Nachricht von dem Tode ſeines Bruders Perdikkas eilte, der den Amyntas noch als zartes Kind als Thronerben hinterließ. P. fand ſein Vaterland in der traurigſten Lage. Das Reich war mit einem Einbruche der Illyrier bedroht und ſchon verwüſteten die Päonier die öſtliche Grenze Macedoniens; ein Kind ſollte den Thron beſteigen, und dennoch beſtanden auf die Einnahme deſſelben zwei mächtige von Thracien und Athen unterſtützte Thronprätendenten, Pauſanias und Argäus. P. unternahm daher 360 v. Chr. die Vormundſchaft über den jungen Amyntas, beſtach hierauf die Päonier ſo wie den Pauſanias durch Geldgeſchenke, ſtellte unter den Soldaten die Kriegszucht wieder her, benahm ſich bei der Verwaltung des Staates klug, weiſe und gerecht und befreite dadurch Macedonien wenigſtens von den das Land am meiſten drückenden Übeln. Die vorher gedrückten Macedonier, jetzt plötzlich durch des P. Thätigkeit ermuthigt und gehoben, trugen ihm

nun ſelbſt theils aus eigener Überzeugung von ſeiner Vortrefflichkeit, theils durch einen Orakelausſpruch, wonach ihnen verheißen war, daß Macedonien unter einem von Amyntas' Söhnen in einen blühenden Zuſtand verſetzt werden würde, beſtimmt die Krone an, die er auch 359 v. Chr. annahm. Das Glück begleitete ihn auf allen ſeinen Feldzügen, die er nun gegen den Argäus und deſſen Verbündete, die Athener, unternahm. Den Argäus ſchlug er in einer Schlacht und mit den Athenern ſchloß er einen Frieden, wonach er alle Anſprüche auf die Stadt Amphipolis aufzugeben verſprach. Ebenſo glorreich war das Ende ſeines Feldzuges gegen die Illyrier, denen er alle Städte, die ſie in Macedonien hatten, abnahm und dadurch ſein Reich um ein Bedeutendes erweiterte. Durch dieſe Siege noch mehr ermuthigt und kühn geworden, im Beſitze der tapferſten Soldaten und durch die Ausbildung des ſogenannten macedoniſchen Phalanx der Schöpfer einer neuen Taktik, der Niemand widerſtehen konnte, und endlich überzeugt, daß ihm der Beſitz von Amphipolis unentbehrlich ſei, fing er an dieſe Stadt zu belagern. Bald auch eroberte er ſie und mit ihr zugleich Pydna und Potidäa, welche zwei letztere Städte er jedoch den Olynthiern einräumte, um dieſe, die ihm zu mächtig ſchienen, ſich verbindlich zu machen. Die Athenienſer ſchläferte er inzwiſchen durch leere Vorſpiegelungen ein, wendete ſeine Waffen nach Norden, nahm den Thraciern alles Land zwiſchen den Flüſſen Strymon und Neſſus ab und kam ſo in den Beſitz der reichen thraciſchen Goldgruben, die ihm jährlich 1000 Talente einbrachten. Der phocenſiſche oder ſogenannte heilige Krieg (456—446), der alle griechiſchen Staaten erſchütterte, gab dem P. Gelegenheit zu neuen Eroberungen und Vortheilen. Die Stadt Methone, die ihn beleidigt hatte, wurde belagert, wobei er jedoch das rechte Auge durch einen Pfeilſchuß verlor, nach kurzer Zeit geſchleift und ihr Gebiet unter P.'s Soldaten vertheilt. Hierauf zog er nach Theſſalien, um die alte Adelsfamilie der Aleuaden gegen den Lykophron, Tyrannen von Pherä, zu ſchützen. Auch hier war er anfangs ſiegreich, erlitt jedoch darauf, da die Phocenſer dem Lykophron zu Hülfe kamen, zwei bedeutende Niederlagen. Allein hierdurch noch nicht abgeſchreckt verſtärkte P. ſein Heer, beſiegte den Lykophron, obgleich dieſem der phocenſiſche Feldherr Onomarchus zu Hülfe kam, ja zwang denſelben ihm die Stadt Pherä zu übergeben und ſchenkte, um ſich der Freundſchaft der Theſſalier zu verſichern, allen theſſaliſchen Städten ihre Freiheit, worauf er durch den Engpaß Thermopylä zu gehen verſuchte, um den Krieg in das phociſche Gebiet zu ſpielen. Allein die Athenienſer, Bundesgenoſſen der Phocenſer, hielten dieſen Paß beſetzt und zwangen den P. dieß Vorhaben wenigſtens jetzt aufzugeben. Voll Verdruß, daß, ungeachtet er jetzt außer den Athenienſern die größte Macht Griechenlands beſaß, gerade der Staat, der ihm noch die Wage halten konnte, ja von dem er, zufolge dieſes feindlichen Entgegentretens bei Thermopylä, wohl fürchten mußte gedemüthigt zu werden, beſchloß er nun die Macht dieſes Staates auf alle Art ſowohl durch Liſt als durch Tapferkeit zu brechen. Er verſtärkte daher nicht nur ſeine Armee durch neue Werbungen und rüſtete eine Flotte aus, ſondern beſtach auch in Athen einige Volksredner, die in den Volksverſammlungen ihm zu Gunſten ſprechen mußten, gegen die jedoch der große Demoſthenes (ſ. d. Art.) mit der ganzen Kraft ſeiner Rede loszog. Obgleich P. mit den Olynthiern einen Frieden abgeſchloſſen hatte, ſo brach er doch denſelben und griff Olynth, dem die Athenienſer zu Hülfe kamen, an, bemächtigte ſich der Stadt durch Verrath, plünderte ſie und verkaufte die Einwohner in die Sklaverei. Es kam nun zu Friedensunterhandlungen, aber noch während derſelben nahm P. den Athenienſern einige Städte in Thracien, drang in Phocis ein, unterwarf es ſich und erhielt eine Stimme im Amphyktionengerichte, die die Phocenſer verloren hatten. Um aber die Athener noch mehr zu demüthigen, zog er hierauf nach Thracien und dann gegen die Illyrier, während dem die Athener zwar einige Verſuche machten, ihm in ſeinem eigenen Lande zu ſchaden, aber nichts ausrichten konnten.

Von einer Partei auf der Inſel Euböa zu Hülfe gerufen wendete er ſich hierauf gegen dieſe Inſel, unterwarf zwar einige Städte, mußte aber wieder abziehen, da von Athen Phocion erſchien, der P.'s Waffen hier ein Ziel ſetzte. Er zog nun gegen die Scythen, demüthigte auch dieſe, ſo wie auf dem Rückmarſche die Triballer. Hierauf im zweiten heiligen Kriege durch der beſtochenen Redner, namentlich des Äſchines, Vermittelung zum Oberanführer der Griechen ernannt nahm er zwar die Stadt Amphiſſa ein und zerſtörte ſie, ſetzte ſich aber auch zu Aller Erſtaunen plötzlich in den Beſitz der phociſchen Stadt Elatea, wodurch endlich alle griechiſche Staaten die Überzeugung gewannen, daß P.'s Hauptabſicht ſei, Griechenlands Freiheit zu erdrücken und ſich zum Beherrſcher deſſelben aufzuwerfen. Krieg gegen ihn war daher die Looſung in allen griechiſchen Staaten und bald war ein bedeutendes Heer der verbündeten Griechen zuſammengebracht, das P. jedoch bei Chäronea 338 gänzlich ſchlug, wodurch Griechenland ſeine Freiheit für immer verlor. Dieſer Schlacht ſollte ein Nationalunternehmen der Griechen gegen die Perſer folgen, wozu ſich P. zum Oberanführer ernennen ließ. Allein mitten unter den Zurüſtungen zu dieſem Zuge ward er endlich zu Ägä durch Pauſanias, einen Officier ſeiner Garde, bei der Vermählungsfeier ſeiner Tochter Kleopatra mit Alexander, König von Epirus, meuchlings ermordet (336 vor Chr.). — P. III., des Vorigen Sohn, beſtieg noch minderjährig nach ſeines Bruders Alexander's des Großen Tode den Thron von Macedonien, wurde aber ſchon 317 vor Chr. auf Befehl der Olympias (ſ. d. Art.) nebſt ſeiner Gemahlin Eurydice und 100 vornehmen Macedoniern ermordet. — P. IV., Sohn und ſeit 298 Nachfolger des Kaſſander, der jedoch nur ein Jahr die Regierung führte, da er ſchon 297 an einer auszehrenden Krankheit ſtarb. — P. V., Sohn des Demetrius II., war erſt 3 Jahre alt, als ſein Vater ſtarb, und übernahm 221 im 15. Jahre ſeines Alters die Regierung von Macedonien, zu einer Zeit, wo das mächtige Rom ſeine Flügel über den Erdkreis auszubreiten anfing. Er beſaß den feurigſten Muth und urſprünglich ein gutes Herz; allein durch Schmeichler verdorben überließ er ſich einem ungemeſſenen Ehrgeize und ward in der Folge Tyrann. Seine ganze Regierungszeit iſt voll von Kriegen, ſeinen Sturz aber führte das Bündniß herbei, das er mit Hannibal abſchloß. Denn hierüber erbittert wendeten die Römer ihre Waffen gegen ihn und zwangen ihn zu einem Frieden, zufolge deſſen er ſeinen Sohn Demetrius ihnen als Geißel ausliefern mußte. Von ſeinem andern Sohne Perſeus (ſ. d. Art.) aber gegen den Demetrius, der ſich in Rom beliebt gemacht hatte, argwöhniſch gemacht, wurde er endlich zu der Grauſamkeit verleitet, den Demetrius durch Gift umbringen zu laſſen, aber in Folge dieſer That vom Grame ſo hart gebeugt, daß er 179 v. Chr. in Schwermuth ſtarb. — P. VI., eigentlich Andriskos, trat nach Beſiegung des letzten macedoniſchen Königs Perſeus als Pſeudo-Philippus auf und ſpielte zur Zeit des achäiſchen Krieges eine nicht unbedeutende Rolle. Unter ſeine glücklichen Kriegsthaten iſt namentlich die Niederlage zu zählen, die er dem römiſchen Prätor Juvencius beibrachte, und ſeine Eroberung Theſſaliens kurze Zeit darauf. Q. C. Metellus ſetzte ſeinem Streben dadurch ein Ziel, daß er ihn 149 v. Chr. ſchlug, gefangen nahm und mit ihm ſeinen Triumph in Rom zierte. 20.

Philipp, Könige von Spanien. — P. I., der Schöne, geb. 1478, Sohn des römiſchen Kaiſers Maximilian I., erbte durch den Tod ſeiner Mutter ſchon 1482 die reichen burgundiſchen Länder, die während ſeiner Minderjährigkeit ſein Vater für ihn regierte, vermählte ſich 1496 mit Johanna, der jüngern Tochter Ferdinand's des Katholiſchen und der Iſabella, durch welche er der Vater Karl's V. ward, und erhielt, da die übrigen Geſchwiſter ſeiner Gemahlin alle geſtorben waren, 1501 die Nachfolge in Spanien zugeſichert. Hierauf ging er wieder nach den Niederlanden, nahm nach dem Tode Iſabellens (1504) Wappen und Titel eines Königs von Caſtilien an, wodurch er mit Ferdinand in Streit gerieth, den

jedoch Ximenes beilegte, ſtarb aber ſchon am 25. Sept. 1506 an dem von ſeiner Gemahlin ihm in einem Anfalle von Eiferſucht beigebrachten Gifte. — P. II., Sohn Kaiſer Karl's V., ward zu Valladolid am 21. Mai 1527 geboren und von ſpaniſchen Geiſtlichen ſorgfältig, aber bigott erzogen. Dieſer Dämon des Südens, wie ihn ſeine Zeitgenoſſen nannten, zeigte von früheſter Jugend an eben ſo viel Regierungstalente als Ernſt, ſtolzes Betragen, Tücke und Verſtecktheit, wodurch er hauptſächlich die Deutſchen von ſich entfernte. Kaum 16 Jahre alt ward er von ſeinem Vater, als dieſer nach Deutſchland ging, an die Spitze der Regierung Spaniens geſtellt und ihm der Herzog Alba als Beirath zugeordnet. Nachdem der Plan Karl's V., ihn zum römiſchen König erwählen zu laſſen, vereitelt worden war, vermählte ſich P., um von einer andern Seite her ſeine Macht zu erweitern, mit der Königin von England, Maria, Tochter Heinrich's VIII. (Juli 1554), und erhielt jetzt vom Kaiſer die Belehnung mit Neapel, Sicilien und Mailand, ſo wie mit dem Titularkönigreiche Jeruſalem. Aber in England zeigte P. bald nur den Herrſcher und machte ſich bei den Großen verhaßt. Nach einem 14 monatlichen Aufenthalte verließ er dieſes Reich wieder und begab ſich nach den Niederlanden, die ihm der Kaiſer (Octob. 1555) und bald darauf auch Spanien (1556) abtrat. So ward P. der reichſte und mächtigſte Monarch ſeiner Zeit. Bald gerieth er aber in Krieg mit Frankreich und zugleich mit dem römiſchen Stuhle, wozu ihn Paul's IV. raſche Schritte und der Bruch des von Heinrich II. mit P. und dem Kaiſer Karl V. geſchloſſenen Waffenſtillſtandes von Vaucelles (15. Dec. 1555) reizten. P. zog gegen Frankreich eine große Armee bei Charlemont zuſammen und verwikkelte auch England mit in dieſen Krieg. Sein Liebling, der Herzog von Alba, bekriegte Rom mit Erfolg und vom Herzoge von Savoyen wurden die Franzoſen in der Schlacht bei St. Quentin (10. Aug. 1557) gänzlich geſchlagen. P. hatte während ihrer Dauer — gebetet (denn Heldenmuth beſaß er nicht); nach der Schlacht ſtellte er ſich bei der Armee ein, wohnte in völliger Rüſtung der Wegnahme von St. Quentin bei, und es war dieß das einzige Mal, daß er ſich in einem kriegeriſchen Anzuge zeigte. Von der Überlegenheit über ſeine Feinde wußte er aber keinen Nutzen zu ziehen. Mit Paul IV. ſchloß er dann einen Frieden, den dieſer kaum ſo vortheilhaft gewünſcht hatte; verſäumte aber mit Nachdruck gegen Frankreich zu operiren. Dagegen rief Heinrich II. nach der Schlacht von St. Quentin den Herzog von Guiſe aus Italien zurück, welcher im Fluge das über 200 Jahre in den Händen der Engländer geweſene Calais und andere Plätze nahm (Jan. 1558). Zwar wurden die Franzoſen von den Spaniern in der Schlacht bei Gravelingen am Fluſſe Aa geſchlagen und hierauf neue Rüſtungen zur Fortſetzung des Kriegs gemacht; aber ohne es zu einer Hauptſchlacht kommen zu laſſen, ſchloſſen beide Mächte den Frieden von Chateau-Cambreſis (1559), nach welchem Calais in den Händen der Franzoſen blieb. Inzwiſchen war die Gemahlin P.'s, Maria von England, geſtorben und dieſer hatte, wiewohl vergeblich, um die Hand ihrer Nachfolgerin, Eliſabeth, geworben. Am 20. Aug. 1559 verließ P. nach 3jähriger perſönlicher Verwaltung, unter Anzeichen eines täglich ſteigenden Volksunwillens über ſeine Bedrückungen, die Niederlande, das Ruder der Regierung ſeiner Halbſchweſter, Margaretha, Herzogin von Parma (ſ. d. Art.), als Statthalterin überlaſſend; wohnte in Spanien der Verbrennung einer Anzahl Ketzer bei und rüſtete ſich, um den häufigen räuberiſchen Einfällen der Türken auf den italieniſchen und ſpaniſchen Küſten zu ſteuern, wiederholt zum Kriege gegen die Türken. Er ſchlug dieſe zwar (1560), es fehlte aber wenig, daß der furchtbare Soliman II. Spanien mit Krieg überzog; denn ſeine Macht brach an der Tapferkeit der Malteſerritter, P.'s Verbündeten (Mai bis September 1565). Von nun an wendete P. ſeine ganze Aufmerkſamkeit auf die Ausrottung der Ketzer in den Niederlanden und nöthigte durch ſeine unerträgliche Strenge die Niederländer

zur verzweifelten Gegenwehr gegen ſeine Gewaltträger, beſonders gegen den blutdürſtigen Herzog von Alba (ſ. d. Art. Niederlande), ſo wie er dadurch, daß er um dieſelbe Zeit die in der Provinz Granada noch anſäſſigen Mauren zu Chriſten machen wollte, nicht nur einen Bürgerkrieg erregte, welcher Spanien mehr als 100000 Menſchen koſtete, ſondern auch mit dem Sultan Selim II. in einen Krieg verwickelt ward, bei dem viele Häupter der grauſam verfolgten Mauren Hülfe ſuchten (1570). Gegen dieſen erhob ſich nun P. im Bunde mit Venedig, dem Papſte und andern italieniſchen Staaten (1571); ſein Halbbruder, Don Juan d'Auſtria, erfocht in dieſem Kriege den glorreichen Seeſieg bei Lepanto (7. Oct.), welcher die Pforte zittern machte, und der Schlag ſchien entſcheidend; aber P. aus Trägheit oder Eiferſucht benutzte den Sieg nicht und die einzige Folge davon war die Eroberung von Tunis durch denſelben Don Juan (1573), die aber bald wieder verloren ging und mit ihr faſt Alles, was bis dahin die Spanier in Nordafrika beſeſſen hatten. Inzwiſchen verſchwendete P. ſeine Kraft im fruchtloſen Kriege wider die Niederlande, für deren Verluſt ihm das Glück einen reichen Erſatz an Portugal bot, den er aber eben ſo wenig zu nützen wußte. Als nämlich Sebaſtian, König von Portugal (ſ. d. Art.), nach der großen Schlacht bei Alcazar (1578) nicht wieder zum Vorſchein kam, da erklärte ſich P., als Sohn Iſabellens, des großen Emanuel älteſter Tochter, obgleich gegen die Geſetze des Reichs, zum Thronfolger, überzog Portugal mit Krieg, behauptete ſich gegen Anton, Prior zu Crato, den natürlichen Enkel Emanuel's u. A., ließ ſich von Portugal mit allen Nebenländern in drei Welttheilen huldigen (1581) und machte es zu einer ſpaniſchen Provinz, indem er uneingedenk der den Portugieſen gemachten feierlichen Zuſicherungen, ihre Rechte und Freiheiten zu ſchützen, dieſe ihnen durch das despotiſche Machtwort nahm. Während deſſen aber begünſtigte Eliſabeth von England den Aufſtand der Niederländer durch geheime, bald auch durch öffentliche Unterſtützung; die Engländer beunruhigten den ſpaniſchen Handel, plünderten die ſpaniſchen Beſitzungen in Amerika und verbrannten im Hafen von Cadix eine ganze feindliche Flotte; zudem hatte die unglückliche Königin Maria Stuart P. ihren Anſpruch auf England abgetreten und der Papſt ihn zum Vollſtrecker des Bannes ernannt. P. erhob ſich daher mit ſeiner ganzen Macht; ein großer Schlag ſollte England und Holland zugleich zu ſeinen Füßen werfen. Eine Flotte, wie früher noch niemals das Meer getragen hatte, wurde ausgerüſtet; der vermeſſene Stolz der Spanier nannte dieſelbe die „unüberwindliche Armada." Sie beſtand aus 150 Schiffen, war mit 2630 metallenen Kanonen beſetzt und trug über 30000 Streiter. Andere 30000 ſollte der Herzog von Parma von den Niederlanden aus in flachen Böten nach England überſetzen. Während dieſen aber die Holländer mit 44 Schiffen in den Häfen von Nieuport und Dünkirchen blokirten, lief zwar die unüberwindliche Flotte am 29. Mai 1588 unter den Befehlen des Herzogs von Medina Sidonia aus dem Hafen von Liſſabon aus, aber Stürme und die engliſche Tapferkeit vernichtete dieſelbe faſt ganz und die Macht P.'s war gebrochen. Trotz dieſer Unfälle aber und ohne ſeine eigenen Staaten wieder zum Gehorſame gebracht zu haben, ließ ſich P. aus Bigotterie und ungemeſſenem Ehrgeize doch zu unklugen Einmiſchungen in die Verwirrungen Frankreichs verleiten. Bereits am 2. Febr. 1585 hatte er mit der berüchtigten Ligue von 1576 ein Bündniß geſchloſſen und ließ 1590 und 1592 eine Armee unter den Befehlen des Herzogs von Parma aus den Niederlanden nach Frankreich aufbrechen; denn er hatte beſchloſſen, ſeine Tochter Clara Eugenia (als von einer franzöſiſchen Prinzeſſin geboren) auf den franzöſiſchen Thron zu ſetzen; aber wiederholte Verluſte und drückender Geldmangel nöthigten endlich P. zu dem Frieden von Vervins (2. Mai 1598). Denn unterdeſſen hatte der Krieg mit England fortgedauert. Lord Howard und der Graf von Eſſex hatten ſich mit einer Flotte des Hafens von Cadix bemächtigt (20. Juni

1596), dann die Stadt ſelbſt mit Sturm erobert und unermeßliche Beute mit fortgeführt und in den Niederlanden hatte Prinz Moritz von Oranien ſchon ſo weit die Oberhand gewonnen, daß er die Unabhängigkeit der ſieben vereinigten Provinzen erklären konnte. Jetzt verſuchte zwar P. durch Abtretung ſämmtlicher Niederlande an ſeine Tochter Clara Eugenia und ihren Gemahl, den Erzherzog Albrecht von Öſtreich, unter dem Vorbehalte des Rückfalls an Spanien, den Weg zur Ausſöhnung zu bahnen und unterzeichnete am 6. Mai 1598 die Abtretungsſchrift; die vereinigten Provinzen ſuchten ſich jedoch in der Unabhängigkeit zu behaupten. Aber P. erlebte das Ende dieſes Krieges nicht. Schon ſeit 2 Jahren litt er am Podagra; außerdem überkam ihn ein auszehrendes Fieber und die Waſſerſucht. Von Madrid nach dem Escurial gebracht verſchlimmerte ſich ſein Krankheitszuſtand; er bekam an den Knieen und auf der Bruſt Geſchwüre, in denen ſich, nach ihrer Öffnung ganze Schaaren von Läuſen, die nicht getilgt werden konnten, zeigten. In dieſem jämmerlich-ſchmerzlichen Zuſtande brachte er noch 50 Tage zu, während welcher Zeit er ein würdiges Beiſpiel von Geduld und Starkmüthigkeit abgab. Seine Strenge ſchien er jetzt eingeſehen zu haben, indem er vielen Eingekerkerten die Freiheit ſchenkte und ihnen ihre Güter wieder zurückgeben ließ. Mit Eifer hielt er bis an ſeinen Tod auf die Ausübung der katholiſchen Gebräuche, gab ſeinem Sohne Philipp, von ſeiner vierten Gemahlin Anna von Öſtreich, und ſeiner Tochter Clara Eugenia noch die heilſamſten Lehren und er, der nach der Dictatur von Europa geſtrebt hatte, unterhielt ſich mit ihnen von der Eitelkeit der menſchlichen Größe. Er ſtarb am 13. Sept. 1598. P. war vor ſeinem Tode ſo verſchuldet, daß er durch Geiſtliche von Haus zu Haus in ſeinem Reiche eine Collecte ſammeln laſſen mußte. Er hinterließ eine Schuldenlaſt von 150 Millionen Ducaten. P. war nicht talentlos und vielleicht nicht natürlich böſe; nur der Aberglaube verdüſterte ſeinen Geiſt und die durch das Glück genährte Herrſchſucht ſein Gemüth. Der Aufſtand der Niederländer, herausgefordert und genährt durch ſeine grauſame Verblendung, verſchlang die meiſte Mühe ſeines ganzen Lebens, ſeines ganzen Reiches Geld und Blut; er war der Wendepunkt von Öſtreichs Glück, der Anſtoß zum völligen Umſchwunge der großen Verhältniſſe Europas und hierdurch die wichtigſte politiſche Begebenheit des an Umwälzung reichen XVI. Jahrh. — P. III., Sohn des Vorigen, geb. 1578, übernahm die Regierung des mit einer ungeheuren Schuldenlaſt niedergedrückten entvölkerten und völlig erſchöpften Staates, den aus ſeiner traurigen Lage emporzubringen es ihm aber an Muth und Kraft fehlte. P. übergab gleich beim Antritte der Regierung alle ſeine Gewalt in die Hände ſeines oberſten Miniſters, des Herzogs von Lerma, welcher ſelbſt wieder einen Günſtling, den Grafen von Oliva, damit bekleidete; aber ſo elend war P.'s III. Regierung, daß Spanien unter ihm die Zeiten des Tyrannen P. II. als goldene Zeiten zurückwünſchte. Er ließ, während die Miniſter Spanien zu Grunde richteten, ſeine Truppen in den Niederlanden unbeſoldet, daher auch 3000 davon zu dem Prinzen von Oranien übergingen; doch kam bald nach ſeinem Regierungsantritte das ſchon ſeit länger als 3 Jahre belagerte Oſtende in die Gewalt der Spanier, wo ſie 80000 Mann verloren hatten. Um der ungeheuren Geldnoth abzuhelfen, ſollte alles Kirchenſilber an die Münze abgeliefert werden, welcher Maßregel ſich aber die Geiſtlichkeit mit ſolchem Erfolge widerſetzte, daß dieſer Befehl wieder zurückgenommen werden mußte. Die reichen Einkünfte von Amerika wurden zu einer Expedition gegen Irland und zur Eroberung von Algier verwendet. Beide Unternehmungen mißglückten völlig. Wegen gänzlicher Erſchöpfung des Staats ſchloß Lerma mit England Friede (1604) und mit den Niederlanden (1609) einen Waffenſtillſtand auf 12 Jahre, während welcher Zeit ſich dieſe zur Erneuerung des Kampfes verſtärkten. Dagegen aber wüthete der Fanatismus im Innern des Staates gegen die Moriskos. In dieſem und den folgenden Jahren wurde die

ganze Nation an 600000 Seelen, nicht einmal die Kinder wollte man ausgenommen wiſſen, aus Spanien vertrieben und nach Afrika verjagt, wodurch Ackerbau und Gewerbfleiß den Todesſtoß erhielten. Der Unwille des Volks zwang endlich P. (1611) ſeine unwürdigen Günſtlinge zu entfernen und der Herzog von Uzeda trat an Lerma's Stelle. Wie in Spanien, ſo entſtanden auch in Neapel Unruhen. 1619 ſchloß P. ein Bündniß mit Öſtreich und unterſtützte den Kaiſer Ferdinand II. mit einem Heere von 40000 Mann, welches die Churpfalz eroberte; es hatte aber dieſes Bündniß einen Krieg mit Frankreich zur Folge. Auch nahm der Krieg mit den Niederlanden, nach Ablauf des Waffenſtillſtandes, wieder ſeinen Anfang. P. ſtarb 1621, nachdem er auf ſeinem Sterbebette das Bekenntniß abgelegt hatte, daß er während ſeiner Regierung ſeinen Unterthanen nur Böſes zugefügt habe. — P. IV., Sohn des Vorigen, geb. 1605, gelangte am 28. Febr. 1621 zur Regierung und erhob (1623) den Herzog von Olivarez zum erſten Miniſter, einen jungen Mann voller Talente, aber eitel und ehrgeizig, der während ſeiner Verwaltung Spanien eine höhere Rolle übernehmen ließ, als ſie den damaligen Kräften angemeſſen war. Mit der Thronbeſteigung erbte P. die Kriege mit Frankreich und den Niederlanden; gegen jenes war das Veltlin, als zu Mailand gehörig, verloren gegangen (1620), und hier ſcheiterte an dem Muthe und an dem Glücke der Republik der Plan des Herzogs Olivarez, die vereinigten Niederlande zu bezwingen. In allen Unternehmungen Spaniens herrſchte daher blos Unſtern und angeerbte Schwäche. Zwar beſaß P. mehr Talente und größere Einſichten als ſein Vater, aber Genußliebe und Arbeitsſcheu behielten die Oberhand; zwar wurden die bereits von P. III. gegebenen Geſetze zur Wiederaufbringung des Ackerbaues erneuert und erweitert und alle Aufmerkſamkeit auf fleißige Einwanderer gerichtet, aber auswärtige Kriege verſchlangen die Einkünfte und drückten ſonſt auf alle Weiſe den Staat, und die Niederländer richteten den ſpaniſchen Handel zu Grunde. Hierzu kam der Krieg mit Frankreich und dem mit dieſem verbundenen England, welcher erſt im pyrenäiſchen Frieden (7. Nov. 1659, ſ. Friedensſchluß) endigte. Bereits 1640 brach ferner ein Aufſtand in Catalonien aus, der 12 Jahre lang wüthete und mit bedeutendem Länderverluſte verbunden war; auch empörte ſich Andaluſien und zu gleicher Zeit machte ſich Portugal von Spanien unabhängig. Das Ende des deßhalb begonnenen Krieges, in welchem Spanien bedeutende Schlachten verlor, erlebte P. nicht. Er ſtarb 1665. — P. V., Herzog von Anjou, zweiter Sohn des Dauphin, Enkel Ludwig's XIV., geb. 1683, wurde durch ein Teſtament und durch ein Codicill vom 2. und 5. Oct. 1700 vom letzten ſpaniſchen Habsburg, dem Könige Karl II., zum Erben aller ſpaniſchen Reiche ernannt und beſtieg, von allen europäiſchen Mächten, außer von Öſtreich, anerkannt, nach Karl's II. Tode (1. Nov.) 1701 den ſpaniſchen Thron. P. war ein Fürſt ohne Selbſtthätigkeit und Charakter, ein lenkſames Werkzeug in den Händen ſeiner Miniſter gleich ſeinen Vorgängern. Glückliche Umſtände jedoch brachten Spanien wiederum auf eine Achtung gebietende Stufe, wobei er freilich nichts that, als daß er Umſtände und die Perſonen, welche für ihn regierten, für ſich walten ließ. Er hatte nicht ſobald die Krone erhalten, als Öſtreich unter Leopold I. ſeine Anſprüche laut werden ließ (ſ. ſpaniſcher Erbfolgekrieg). P. mußte zweimal Madrid verlaſſen (1706). Aber durch die Erhebung der Spanier für ihn und durch die Tapferkeit der Franzoſen unter Vendome blieb P.'s Sache, beſonders nach der Schlacht von Villa viciosa (9. und 10. Dec. 1710), in ganz Spanien mit Ausnahme Cataloniens ſiegreich. In dieſer Zeit, beſonders da Ludwig ſeinen Enkel aufgab, entwickelte P. eine Energie und Feſtigkeit, die ſonſt nicht in ſeinem Charakter lag, und erhielt ſich und ſeinen Nachkommen dadurch den Thron. Viel verdankte er jedoch dem günſtigen Umſtande, daß durch die Präliminarien eines Separatfriedens zwiſchen Frankreich und England (8. Oct.

1711) die große Allianz zerriſſen wurde, viel der Klugheit ſeines Miniſters, des Cardinals Puerto Carrero. Der Frieden zu Utrecht (1713) (ſ. Friedenſchluß) befeſtigte die Krone auf ſeinem Haupte, doch wurden viele herrliche Nebenländer von Spanien losgeriſſen. Jetzt traf aber beſonders Catalonien der Zorn P.'s. Nachdem er das ganze Land und endlich auch Barcellona nach den verzweiflungsvollſten Widerſtande bezwungen hatte, vertilgte er ohne Einſprache der Mächte alle Verfaſſungsrechte und behandelte es als eroberte Provinz. Eine Folge der Befeſtigung ſeines Thrones war das neue Thronfolgegeſetz von 1713, welches allen männlichen Abkömmlingen den Vorzug vor den weiblichen zuſprach. Aber auch ein neuer Geiſt entwickelte ſich. Ackerbau, Gewerbe und Handel erfreuten ſich jetzt wenigſtens einiger Ermunterung, die Adminiſtration wurde beſſer geregelt, fähige Männer bildeten ſich und gelangten zur Geſchäftsführung. Freilich wurde die Regierung auch despotiſcher. In dem treuen Caſtilien hörten die Cortes auf, nachdem ſie zum letzten Male ſich verſammelt hatten. Selbſt der Staatsrath mit den übrigen alten Collegien wurden hintenangeſetzt. Die Befehle ergingen aus dem Cabinet. Nur in Biscaya und Navarra blieb noch ein Schatten der alten Freiheit. Außerdem nahm der 1714 an das Ruder gekommene Alberoni (ſ. d. Art.) eine impoſante Stellung gegen das Ausland an; doch von kurzer Dauer. Die mancherlei Unfälle nöthigten P. Alberoni zu entlaſſen (1719) und Frieden zu ſchließen (1720). Nun ſchien Spanien der Ruhe zu genießen; nur die Mauren ſuchten feſten Fuß in Andaluſien zu faſſen und belagerten Ceuta; wurden aber endlich gezwungen die Belagerung aufzuheben. Jetzt überließ ſich P., frei von Kriegsunruhen, ganz ſeiner natürlichen Schwermuth und der Unthätigkeit; er brachte 6 Monate im Bette zu, ohne krank zu ſein, legte endlich die Regierung zu Gunſten ſeines Sohnes Ludwig ganz nieder (1724) und zog ſich nach S. Ildefonſo zurück, mußte aber die Regierung wieder übernehmen, da ſein Sohn nach 7 Monaten ſtarb, worauf er mit Kaiſer Karl VI. Frieden ſchloß und die pragmatiſche Sanction anerkannte. Als aber Karl VI. die vom madrider Hofe gewünſchte Vermählung ſeiner Erbtochter Maria Thereſia mit dem ſpaniſchen Infanten Carlos ausſchlug, ergriff P. wieder Frankreichs Partei und ſandte im Kriege zwiſchen dieſer Macht und Öſtreich wegen der polniſchen Thronfolge (1733) ein Heer von 30000 M. nach Italien, wodurch endlich doch dem ſpaniſchen Prinzen Carlos die Krone von Neapel und Sicilien erobert ward. 1739 ſah ſich Spanien zum Kriege mit England genöthigt, weil dieſe Macht ihr im Frieden von Utrecht von Spanien erhaltenes Handelsprivilegium zu weit ausdehnte, an den ſich der Landkrieg wegen der öſtreichiſchen Erbfolge anſchloß (1740). P. erlebte aber das Ende beider Kriege nicht; er ſtarb den 9. Juli 1746. 25.

Philipp, Könige von Frankreich. — P. I., Sohn Heinrich's I., ward geboren 1053 und 1059 zum Könige erwählt, noch bei Lebzeiten ſeines Vaters gekrönt und beſtieg ſchon 1060 unter der Vormundſchaft des vortrefflichen Balduin von Flandern den Thron. Dieſer verwaltete ſein ſchweres Amt würdig und mit Erfolg, hielt den ehrgeizigen Adel und die ränkevolle Geiſtlichkeit im Zaume, dämpfte die Unruhen in der Gascogne und half dem Herzoge Wilhelm von der Normandie zu ſeinem Zuge nach England. Nach deſſen Tode (1068) bekämpfte er zwar Robert den Frieſen, der in Flandern eingedrungen war, ward aber geſchlagen und ſchloß mit dieſem Frieden. Dieß, ſo wie ſeine Habſucht und die Gleichgültigkeit gegen die päpſtlichen Eingriffe verringerten aber ſehr ſeine Liebe unter dem Volke. Indeſſen ward dieß Alles in den Hintergrund geſtellt, als es ihm 1073 gelang, den damals furchtbarſten Feind Frankreichs, Wilhelm von England, zu einem nicht eben ſehr rühmlichen Frieden nach ſeinem Einfalle in die Bretagne zu zwingen. Um ſeine Hauptabſicht, die Wiedervereinigung der Normandie mit Frankreich, durchzuſetzen, wiegelte er Wilhelm's Sohn, den tapfern Robert, gegen dieſen auf

und verwickelte ſie 1077 in einen blutigen Krieg, der auch nach Wilhelm's Tode (1087) unter den Söhnen Wilhelm, Robert und Heinrich noch fortdauerte. Alle drei wandten ſich an P., der gegen ſie insgeſammt mit der größten Verſtellung verfuhr und durch Geld bewogen Wilhelm's ungerechten Angriff auf die Normandie unterſtützte und ſeine Eroberungen ſchützte. Weil er hierauf ſeine Gemahlin Bertha verſtieß und Bertrada, die Gemahlin des Grafen Fulco von Anjou entführte, that ihn Papſt Urban II. wiederholt in den Bann, da er ſtets Demuth und Bußfertigkeit heuchelte, aber das Verſprechen, Bertraden zu entlaſſen, nie hielt. Alles dieſes, ſo wie ſeine Theilnahmloſigkeit an der Begeiſterung für die Kreuzzüge, machten ihn bei ſeinen Unterthanen verächtlich und Frankreich ward durch innere Kriege aufs Heftigſte erſchüttert, welche P. nicht einmal unterdrücken konnte. Zwar ward er durch die größten Demüthigungen 1105 vom Banne losgeſprochen, aber auch dieß ſtellte ſein Anſehn noch nicht wieder her, ſondern er mußte 1100 ſeinen Sohn Ludwig (VI.) als Mitregenten annehmen. Dieſer ſtellte zwar nach mannigfachen Kämpfen und Mühen das Anſehn des Königs und die Ruhe im Staate wieder her, während P. nur ſeiner Liebe zur Bertrada fröhnte; dieſe wandte aber alle Kunſtgriffe an, um ihren Söhnen die Thronfolge zu verſchaffen, brachte es dahin, daß Ludwig nach England entfliehen mußte und verſuchte es ſogar, ihn bei ſeiner Rückkehr nach Frankreich zu vergiften. Allein der Anſchlag mißglückte und der gerettete Ludwig verſöhnte ſich mit ſeinem Vater. Dieſer ſtarb den 29. Juli 1108 und hatte durch Kauf die Grafſchaft Bourges an Frankreich gebracht, welches der größte Gewinn unter ſeiner Regierung war. — P. II. mit dem Beinamen Auguſtus, Gabe Gottes u. a. m., war ein Sohn Ludwig's VII., um 1165 geboren, 1179 gekrönt und trat 1180 die Regierung unter Vormundſchaft des Grafen von Flandern an. Er bezeichnete ſeinen Regierungsantritt durch die Verweiſung aller Schalksnarren und Poſſenreißer von ſeinem Hofe und aller Juden ihres Wucherns wegen (1182) aus dem Reiche; er rottete die umherſchwärmenden abgedankten Soldaten aus, verſchönerte Paris, ließ die Städte des Königreichs ummauern und verſtand es vortrefflich, ſich die Liebe der untern Geiſtlichkeit zu erwerben. Da er ſeine Gemahlin wider Willen ſeiner Mutter genommen hatte, wandte ſich dieſe an Heinrich von England, der mit einem Heere in Frankreich einfiel, aber von P. an der Spitze einer wohlgerüſteten Armee empfangen ward. Es kam zu Unterhandlungen und hierauf zum Vergleiche, welcher aber ſo ſehr den Verdruß des Grafen von Flandern erregte, daß er ſich mit dem Herzoge von Burgund gegen P. verſchwor. Dieſer jedoch kam ihnen zuvor, ſchlug 1184 den Herzog und brachte ſeine Feinde zur Ruhe. Hierauf vereinigte er, allen Anſtrengungen der Gegner zum Trotze, die Grafſchaft Vermandois, nach Abſterben der Gräfin von Flandern, wieder mit Frankreich und forderte nach dem Tode Heinrich's von England auch Giſors und Vexin zurück, welches ſeiner Schweſter Margarethe zum Leibgedinge gegeben worden war. Man verglich ſich jedoch und Alles blieb im beſtehenden Beſitze. Da P. ſehr früh ſchon den Vorſatz hatte, den Engländern ihre reichen Beſitzungen in Frankreich zu entreißen, ſo ward er in mannigfache Streitigkeiten mit ihnen verwickelt, welche endlich 1189 mit einem Vergleiche endeten. Hierauf begab ſich P. auf einen Kreuzzug, kam 1191 vor Acre an, ſah aber ſchnell das Thörichte des Unternehmens ein, nachdem er ſchon vorher in Sicilien wegen des dortigen Königs Tancred mit Richard von England in neue erbitterte Streitigkeiten gerathen war. Als ſich die beiden Könige wieder verſöhnt und über manche gegenſeitige Forderungen einen Vergleich errichtet hatten, trennten ſie ſich, um ſich in Paläſtina von Neuem zu begegnen und von nun an zu entzweien, ſo daß P. nach der Eroberung von Acre durch die Kreuzfahrer in ſein Vaterland zurückkehrte. Aus Rache gegen Richard ließ er ſich in geheimen Briefwechſel mit deſſen Bruder Johann ein, überſchickte

dem erſteren in ſeiner Gefangenſchaft eine Kriegserklärung und griff die Normandie an, ward aber durch den lauten Unwillen ſeiner Großen genöthigt, in die Loskaufung Richard's 1194 zu willigen, mit dem er ſich nun in einen blutigen Kampf verwickelt ſah, bis 1195 endlich ein Friede in Louviers zu Stande kam, durch welchen P. die Befreiung ſeiner Schweſter Alix und das Ländchen Verin für ſich erhielt. Der Friede dauerte indeſſen kein halbes Jahr, ſo ſchnell brach ihn P.; allein dießmal handelte Richard anders. Er verband ſich mit dem Grafen von Toulouſe und Flandern und begann den Angriff von allen Seiten, wobei P. eben nicht im Vortheile ſtand. Nach vielen Bemühungen gelang es 1199, einen fünfjährigen Waffenſtillſtand zum Abſchluſſe zu bringen, und Richard's Tod hinderte die weitere Fortſetzung des Kampfes. Aus Liebe zu Agnes, Tochter Herzog Berthold's von Meranien, vermählte er ſich mit ihr, nachdem er ſeine Gemahlin Ingeborg verſtoßen hatte, und dieß verwickelte ihn in ſchlimme Händel mit dem Papſte, welche ſo weit gingen, daß über Frankreich das Interdict ausgeſprochen wurde und er ſich nur davon befreien konnte, indem er Agnes entließ und Ingeborg als ſeine Gemahlin erkannte. Die großen Beſitzungen der Engländer in Frankreich ſchürten immer und immer wieder die Kriegsflamme an, und als nun gar Johann wegen der Ermordung Arthur's in den Bann gethan und vom Papſte abgeſetzt ward, ging P.'s Abſicht dahin, ſeinen Sohn Ludwig auf den Thron von Großbritannien zu ſetzen. Da aber Johann ſich entſchloß, die Krone Englands vom Papſte zu Lehn zu nehmen, ſo mußte P. von dieſem Vorhaben, obſchon ſehr unwillig, abſtehen und ſah ſich noch obenein in einen Krieg mit dem Grafen von Flandern, dem Kaiſer Otto IV. von Deutſchland und dem Grafen von Boulogne verwickelt, mit welchen ſich Johann gegen ihn verbündet hatte. In dieſem blutigen Streite gewann P. die entſcheidende Schlacht bei Bouvines (27. Juli 1214), konnte ſie aber theils ſeines großen erlittenen Verluſts halber, theils weil er ſah, wie unruhig ſeine eignen Großen über die ſteigende Macht des Königs wurden, nicht benutzen. Hierauf ſchloſſen Johann und P. einen 5jährigen Waffenſtillſtand, welchen aber der König mittelbar dadurch brach, daß er aller Abmahnungen zum Trotze ſeinen Sohn Ludwig 1215 auf Bitten der engliſchen, mit Johann unzufriedenen Großen nach England gehn ließ, um es zu erobern, welches jedoch nach mannigfachen Verſuchen völlig mißlang. Die übrige Zeit ſeines Lebens war P. in die Kämpfe mit den Albigenſern verwickelt, bis er, 59 Jahre alt, am 14. Juli 1223 zu Monte ſtarb. Er war ein glücklicher Herrſcher, aber niedrigen, grauſamen und hinterliſtigen Sinnes, obſchon er gute Geſetze gab, Kriegszucht und Befeſtigungskunſt verbeſſerte und viele öffentliche Bauten ausführte. — P. III., genannt der Kühne, war ein Sohn Ludwig's IX. und erwarb ſich den Beinamen durch die Tapferkeit, mit welcher er nach dem Tode ſeines Vaters in Ägypten gegen die Saracenen focht. Nach einem mit dem Dei von Tunis geſchloſſenen, nicht ruhmloſen Frieden ſchiffte ſich P. ein und kam 1271 mit Freuden von ſeinen Unterthanen aufgenommen wieder nach Paris zurück. Er fand, daß trotz aller weiſen Vorkehrungen ſeines Vaters die Lehnsverfaſſung das königliche Haus noch immer ſehr drücke; daß die Kammergüter, damals das einzige Einkommen der Könige, vortrefflich beſtellt und verwaltet waren; aber ein bürgerlicher Krieg herrſchte zwiſchen den Heeren von Armagnac und Caſaubon, welcher ihn kräftig einzuſchreiten nöthigte. Kurz nachher vermählte er ſeinen zweiten Sohn Philipp mit der Erbin des Königreichs Navarra, Johanna, und nahm 1275 Beſitz von dieſem Königreiche. Er war ſo friedliebend, daß er die Anſprüche Eduard's I. von England auf die Grafſchaft Agenois befriedigte und dieſelbe ihm 1279 gab. Allein außer häuslichen Vorfällen beunruhigten ihn doch ein unglücklicher Krieg mit Sancho von Caſtilien (1276) und die bekannte ſicilianiſche Veſper (1282). Als nun in Folge der letzteren Begebenheit Papſt Martin IV. den König von Aragonien in Bann that, abſetzte

und die Krone dem Sohne P.'s zuſprach, zog er 1285 mit einem Heere nach Aragonien, um ſeinen Sohn Karl von Valois auf den Thron zu ſetzen. Allein ſeine Flotte wurde geſchlagen und ſein durch Krankheiten geſchwächtes Heer mußte ſich nach Perpignan zurückziehn, wo der König 1285, 41 Jahre alt, aus Gram ſtarb. Er war friedfertigen, gerechten Charakters und brachte die Grafſchaft Poitiers zu Frankreich. — P. IV., Sohn des Vorigen, ſetzte den mit Spanien begonnenen Krieg mit vielen Verwüſtungen fort, der jedoch endlich durch Vergleich endigte. Bald ſah ſich aber P. mit Eduard von England in Kampf verwickelt. Kleiner Mißhelligkeiten halber forderte P. Eduard, als ſeinen Lehnsmann, wegen der franzöſiſchen Beſitzungen vor ſein Parliament und erklärte ihn, als er nicht erſchien, aller ſeiner Länder für verluſtig. Es ward zwar bald ein Vergleich geſchloſſen, da aber P. deſſen Stipulationen nicht hielt, erhob ſich ein blutiger Streit, der endlich 1297 durch Vermittelung Karl's des Lahmen beigelegt wurde. Kaum hatte aber P. von dieſer Seite Ruhe gewonnen, als er in einen Kampf mit Bonifacius VIII. gerieth, deren Grund in dem Ausſpruche des Papſtes über P.'s Streitigkeiten mit England, in den Beſchwerden der franzöſiſchen Geiſtlichkeit gegen P. und in deſſen Weigerung, einem Kreuzzuge beizuwohnen, lag. Andere Handlungen päpſtlicher Willkühr ſchürten das Feuer an. Bonifacius ernannte nämlich den Biſchof von Pamiers, einen Unterthanen P.'s, zu ſeinen Legaten in Frankreich, und als der König dieſen ſeines Trotzes halber gefangen nehmen ließ, ſchleuderte er wiederholt ſtolze Bullen gegen P. Dieſer aber warf ſie ins Feuer und als er darüber in Bann gethan ward, läugnete er gänzlich die Rechte des Papſtes in weltlichen Dingen und verſammelte deßhalb 1302 ſeine Stände, die auch an Bonifacius ſchrieben, welcher aber den König von Neuem in den Bann that. Da verſammelte der König 1303 von Neuem ſeine Stände, klagte feierlich den Papſt an, appellirte an eine allgemeine Kirchenverſammlung und begann einen Krieg gegen Bonifacius, welchen er auch durch Wilhelm von Nogaret aufheben und gefangen ſetzen ließ. Benedict XI., Bonifacius' Nachfolger, aber ſtellte durch Aufhebung des Bannes die Einigkeit zwiſchen Frankreich und Rom wieder her. Nach dem Tode Benedict's brachte P. Clemens V. gegen das Verſprechen, unbedingt ſeinen Vortheil zu wollen, auf den päpſtlichen Thron und dieſer verlegte auch den Sitz des Papſtes von Rom nach Avignon, obwohl er weder das Andenken Bonifacius' verdammte noch P.'s Abſichten auf die deutſche Kaiſerkrone beförderte. Bekannt iſt auch die Ausrottung der Tempelherren unter P.'s Regierung. Am 13. Oct. 1307 wurden in ganz Frankreich alle Templer gefangen genommen und ihre Schätze zum Beſten der Krone eingezogen. Nachdem ihnen hiernach der Proceß gemacht und ſie für ſchuldig befunden worden waren, ließ P. 59 vor den Thoren von Paris verbrennen. Hatte P. in dieſer großen Angelegenheit ſeinen Zweck erreicht, ſo wandte er ſich nun nach Flandern, um dieß zu erobern. Schon ſeit 1295 hatte er in beſtändigen Kämpfen mit den Flanderern gelebt, allein erſt 1299 ließ er ſeine Hauptabſicht blicken. Doch die Niederländer vertrieben 1302 den harten Statthalter Jakob von Chatillon, und als hierauf eine franzöſiſche Armee unter dem Grafen von Artois und dem Connetable von Nesle einrückte, ward dieſelbe den 11. Juli 1302 bei Courtrai ſo aufs Haupt geſchlagen, daß 20000 nebſt dem Grafen und dem Connetable die Wahlſtatt deckten. Hierauf dauerte der Krieg mit abwechſelndem Glücke fort, bis 1305 ein Vergleich zu Stande kam, der wenigſtens einige Zeit hindurch Ruhe gab. Bald aber brachen die Feindſeligkeiten von Neuem aus und die Flanderer erlitten bei Mons en Puelle eine große Niederlage, nach welcher ſich P. ſchon Sieger glaubte, als zu ſeinem größten Erſtaunen ein neues Heer von 60000 Mann gegen ihn auftrat. Nun ſchloß er endlich 1305 völligen Frieden, der, wenn er auch nicht alle die Vortheile gewährte, welche ſein Ehrgeiz wünſchte, doch ſehr gute Bedingungen für ihn enthielt. Seine Streitigkeiten mit England wurden 1313 bei

einer perſönlichen Zuſammenkunft P.'s und Eduard's zu Paris ausgeglichen und dadurch von einer Seite beruhigt fing er, auf einen Ausſpruch des pariſer Parliaments geſtützt, von Neuem an mit Flandern zu kriegen; allein auch hier ward bald ein Vergleich getroffen, welcher dem Streite ein Ende machte. Alle dieſe Anſtrengungen, häusliche Bekümmerniſſe, Streitigkeiten mit ſeinen Unterthanen und andere Unfälle brachen den Muth und die Geſundheit P.'s und warfen ihn aufs Krankenlager. Er ſtarb den 29. Nov. 1315 im 47. Jahre an der Auszehrung nach 30 Jahren einer durch ſein wildes, ehrgeiziges, treuloſes Gemüth ſehr unruhigen Regierung. — P. V., der Lange, zweiter Sohn Philipp's IV., trat die Regierung 1316 an und unter ihm ward das ſaliſche Geſetz als unumſtößlich für die Thronfolge in Frankreich anerkannt. Er ſchränkte die Tyrannei der Großen gegen ihre Unterthanen durch ein weiſes Benehmen und feſtes Auftreten dermaßen ein, daß die Ruhe des Landes dadurch geſichert und vermehrt wurde. Auch mit den Flanderern ſchloß er 1320 Waffenſtillſtand und darauf Friede und brach nicht mit Eduard II. von England, als dieſer Ausflüchte machte ihm der franzöſiſchen Beſitzungen halber zu huldigen. Dieſe Ruhe ward aber 1321 unterbrochen, als ſich unter dem Volke die Meinung feſtſetzte, als hätten die Juden alle Brunnen vergiftet und man dieſe daher auf das Grauſamſte verfolgte. Außer dieſem Vorfalle bekümmerte den König der Widerſtand ſeiner Großen, der Geiſtlichkeit und der durch beide beſtändig aufgehetzten Unterthanen alſo, daß er aus Verdruß über das Fehlſchlagen ſeiner beſten Abſichten, z. B. der Feſtſtellung eines Münzfußes ꝛc., in Krankheit verfiel und erſt 28 Jahre alt am 3. Januar 1322 ſtarb; ein Todesfall, der von Manchen dem Gifte zugeſchrieben wird, da P. die eigennützigen Intereſſen der Großen und Prieſter zu ſehr in ſeinem wahrhaft großen und edlen Geiſte durchkreuzte. — P. VI., der Glückliche, ein Abkömmling Karl's, dritten Sohns Philipp's des Kühnen, ward 1328 nach mannigfachen Streitigkeiten und Einſprüchen zum Könige gekrönt und vom Volke anerkannt. Gleich nach ſeiner Thronbeſteigung hatte er harte Streitigkeiten mit Eduard III. wegen deſſen Huldigung zu beſtehen, welche endlich zwar mühſam ausgeglichen wurden, aber den gegenſeitigen Groll doch nährten, welcher auch bald in neuen Zwiſtigkeiten ausbrach und einen der blutigſten, für Frankreich unglücklichſten Kriege zur Folge hatte. Dieſer brach aus, als P. ſich des von Eduard vertriebenen Prätendenten auf die ſchottiſche Krone, David Bruce, annahm und deßhalb die franzöſiſchen Beſitzungen der Engländer anfiel und ihre Küſten verheeren ließ. Von beiden Seiten hatte man unterdeſſen Bundesgenoſſen geſucht und gefunden; der Krieg begann mit vielen Verwüſtungen 1337 und dauerte mit abwechſelndem Glücke fort, bis 1340 die Franzoſen bei Sluis in einer Seeſchlacht vollkommen geſchlagen worden. Nach dieſem Siege kehrte aber das Glück dem Könige von England den Rücken und er ward genöthigt einen Waffenſtillſtand mit Frankreich einzugehen, der eben nicht ſehr vortheilhaft war. Allein ehe die dazu geſetzte Friſt von einem Jahre abgelaufen war, entzündete ſich der Kampf um die Erbfolge der Bretagne heftiger als jemals. Karl von Blois, dem die Nachfolge gegen Johann von Montfort, den männlichen Nachkommen Arthur's II. von Bretagne, zugeſagt worden war, fiel in Bretagne ein und es erfolgte nun ein heftiger Kampf, in den ſich Eduard von England zu miſchen dadurch Gelegenheit fand, daß Montfort ihn als Oberlandesherrn anerkannt hatte. Der Krieg ward nun mit abwechſelndem Glücke und nicht ſo hitzig geführt, bis die grauſame Hinrichtung Cliſſon's, eines der mächtigſten Großen von Bretagne, welche auf Befehl P.'s vollzogen wurde, die Flamme des Kampfes von Neuem anfachte. Der Krieg zog ſich mit wechſelndem Glücke in die Länge, endlich aber wurden in der Schlacht bei Creſſy (den 25. und 26. Aug. 1346) die Franzoſen gänzlich geſchlagen, worauf den 3. Aug. 1347 Calais an die Engländer verloren ging. Hierauf ward ein dreijähriger Waffenſtillſtand geſchloſſen, da Krankheiten und Geld-

mangel für beide Theile eine Pauſe nothwendig machten. Dieſe benutzte P., um die Dauphinée an ſich zu bringen, welches ihm auch 1349, kurz vor ſeinem Tode, gelang. Er ſtarb 57 Jahre alt am 22. Aug. 1350 und hinterließ den Staat nicht in der beſten und glücklichſten Lage. 82.

Philipp von Schwaben, deutſcher Kaiſer, Sohn Friedrich's I., hatte 1195 von ſeinem Bruder Heinrich VI. die Güter der Mathildis und 1196 das Herzogthum Schwaben erhalten und ließ ſich nach deſſen Tode (1197), um ſeinem Neffen, Friedrich, die Krone zu erhalten, zum Kaiſer wählen. Auf Betrieb des Papſtes, Innocenz' III., ſetzte ihm aber eine andere Partei Otto von Braunſchweig entgegen (ſ. Otto IV.) und der Papſt that ihn in den Bann. Es begann nun ein Krieg beider, der endlich zum Vortheile P.'s ausfiel, da ſich zuletzt auch der Papſt wieder für ihn erklärte; aber nachdem beide auf einer Zuſammenkunft zu Köln (1207) ſich nicht hatten verſtändigen können und P. zu Bamberg ſein Heer zu einem neuen Feldzuge ſammelte, ward er von dem beleidigten Otto von Wittelsbach (ſ. d. Art.) plötzlich ermordet (den 23. Juni 1208). Er galt für einen tapfern, gelehrten und frommen Fürſten. 37.

Philipp, mit dem Beinamen der Großmüthige, Landgraf zu Heſſen, einer der entſchloſſenſten Anhänger und Vertheidiger der Reformation wurde den 13. Nov. 1504 geboren. Fünf Jahre alt verlor er ſeinen Vater (Wilhelm der Mittlere) und kam unter Vormundſchaft ſeiner Mutter, doch ward er durch kaiſerlichen Ausſpruch bereits 1518 für mündig erklärt. Obgleich erſt 14 Jahre alt entwickelte er doch bald eine ungewöhnliche Thätigkeit, welche große Hoffnungen erregte und erwarten ließ, daß er bei der ſchon damals ſich geſtaltenden politiſchen Zerwürfniß Deutſchlands keinen ruhigen Zuſchauer abgeben werde. Mit Franz von Sickingen bekam er gleich anfangs ernſten Streit, konnte jedoch erſt im Jahre 1522 Erhebliches gegen ihn ausrichten und nöthigte ihn im Bunde mit Trier zum Frieden. 1525 zog er gegen die aufrühreriſchen Bauern zu Felde und bei dieſer Gelegenheit war es, wo er mit dem Churfürſten Johann von Sachſen innig vertraut und in dem Entſchluſſe beſtärkt wurde, die Sache der Reformation, der er ſich bereits 1524 öffentlich angeſchloſſen hatte, mit Gut und Blut zu vertheidigen; auch ſchloß er bereits im Jahre 1526 mit dem Churfürſten von Sachſen eine Defenſivallianz und machte einen obwohl vergeblichen Verſuch, ſeinen Schwiegervater, den Herzog Georg von Sachſen, zum Beitritte zu bewegen. 1527 traf er durch falſche Gerüchte bewogen ernſte Anſtalten zum Kriege, doch wurde die Sache durch Vermittelung jetzt noch beigelegt. Auf den Reichstagen zu Speier und Augsburg 1529 und 1530 betrieb er die proteſtantiſchen Angelegenheiten mit dem größten Eifer, ſprach auch für den vertriebenen Herzog von Würtemberg und ſchloß einen Bund mit Baſel, Zürich und Straßburg zur Vertheidigung gegen etwaige Angriffe von Seiten des Kaiſers. Nachdem er im J. 1531 nebſt dem Churfürſten von Sachſen zum Haupte des ſchmalkaldiſchen Bundes gewählt worden war, betrieb er mit Erfolg die Auflöſung des ſchwäbiſchen Städtebundes und die Wiedereinſetzung des Herzogs Ulrich von Würtemberg und ſtiftete einen Vergleich zwiſchen den Churfürſten und dem Herzoge Georg von Sachſen (1536), worauf er 1542 einen mit Herzog Heinrich dem Jüngern ausgebrochenen Kampf ſiegreich beendete. Als endlich der Krieg des ſchmalkaldiſchen Bundes mit dem Kaiſer im J. 1546 zum Ausbruche gekommen war, ſtellte er ſich ſelbſt an die Spitze ſeiner Truppen, wurde aber, als das Jahr 1546 nutzlos verſtrichen war, im folgenden Jahre nach der unglücklichen Schlacht von Mühlberg gleich ſeinem unglücklichen Verbündeten Johann Friedrich von Sachſen, ungeachtet er ſich unterworfen und beträchtliche Opfer gebracht hatte, Gefangener des Kaiſers. Dieß blieb er bis zum J. 1552, wo er durch den paſſauer Vertrag die Freiheit und den Beſitz ſeiner Länder zurückerhielt. Fortan regierte er ungeſtört und beſchäftigte ſich mit der Heilung der Wunden, deren ſein Land nur zu viele erhalten hatte. Er ſtarb

am 31. März 1567. — Übrigens lieferte P. das ſeltene Beiſpiel einer Doppelehe, indem er ſich im Jahre 1540 mit Bewilligung ſeiner Gemahlin Chriſtine nach vorhergegangener Berathung mit Luther und Melanchthon in der Perſon des Hoffräuleins Margarethe von Saale eine zweite Gemahlin („linke Landgräfin“) antrauen ließ. 22.

Philipp von Orleans, ſ. Orleans.

Philippi (j. Felibe), eine von Philipp II. von Macedonien erbaute oder erweiterte und nach ihm genannte Stadt in der Provinz Edonis mit ergiebigen Goldbergwerken, iſt beſonders merkwürdig durch die Niederlage, welche Brutus und Caſſius hier durch Antonius und Auguſtus erlitten (42 vor Chr.), und ſpäter als Sitz einer Chriſtengemeinde, an welche der Apoſtel Paulus einen ſeiner Briefe ſchrieb. 37.

Philippicae (nämlich **orationes**) nannte Demoſthenes ſeine Staatsreden gegen Philipp von Macedonien; eben ſo Cicero ſeine Reden gegen Antonius, und daher nennt man überhaupt jede gegen irgend Etwas feindſelig gerichtete Rede eine **Philippica**. 9.

Philippinen, Maniliſche Inſeln, eine große Inſelgruppe des oſtindiſchen Archipels auf der Grenzſcheide des chineſiſchen Meeres und des großen Oceans gelegen, bilden das Nordglied der Oſtreihe der indiſchen Inſelwelt und erſtrecken ſich ungefähr von 5° — 21° N.Br. gegen 200 Meilen weit in der Richtung von Süd nach Nord. Sie beſtehen aus 10 großen und mehr als 1000 kleinen Inſeln und enthalten einen Flächenraum von 7000 □Meilen. Was ihre phyſiſche Beſchaffenheit betrifft, ſo ſcheinen ſie ſämmtlich vulcaniſcher Natur zu ſein, wenigſtens tritt letztere auf den größeren Inſeln deutlich und oft ſchrecklich hervor. Übrigens ſind die meiſten mit hohen Gebirgen bedeckt, dabei waſſerreich und äußerſt fruchtbar. Nächſt Java haben ſie unbedingt die größte Fülle und Mannigfaltigkeit des oſtindiſchen Productenreichthums und Alles gedeiht, was nur irgend die tropiſche Natur hervorzubringen vermag. Da findet man die üppigſten Reis-, Mais- und andere Getreidefelder, Gemüſe und Obſt, Zucker, Caffee, Indigo, Cacao, Baumwolle, Brodfrüchte und Gewürze aller Arten und in großer Menge, die edelſten Hölzer und prächtige Zierpflanzen; ferner alle gewöhnlichen Hausthiere, Büffel, Antilopen, Affen und Wild in Menge, die mannigfaltigſten Vögelgattungen, beſonders viele Hühner- und Taubenarten, in den Flüſſen und im Meere Schildkröten, Auſtern, Perlmuſcheln, Corallen, Ambra, ferner Bienen in Menge, aber auch manches Ungeziefer, wie Heuſchrecken, Termiten und Mosquitos, auch Schlangen und Krokodile; im Mineralreiche endlich Gold, Silber, Eiſen, Blei, Queckſilber, Zinnober und mehrere Arten Edelſteine. Das Klima iſt völlig tropiſch, für Europäer insbeſondere wegen ſeiner feuchten Hitze häufig ungeſund. Vom December bis Mai iſt die Temperatur ſchön; dann aber beginnen fürchterliche, mit Regenſtrömen vermiſchte Orcane, die nicht ſelten große Verheerungen anrichten; auch fehlt es um dieſe Zeit nicht an Erderſchütterungen. Krankheiten herrſchen fortwährend. — Die Bewohner der P., zuſammen gegen 4 Mill., ſind der Hauptmaſſe nach Malaien in verſchiedenen Stämmen (Ylocco’s, Biſtaier, Pampanger, Harafora’s, Zambalen u. a.), dann Papus, die in das Innere zurückgedrängten Urbewohner, ferner Chineſen und Spanier mit Meſtizen und Creolen. Acker- und Plantagenbau ſind die Hauptnahrungszweige der Bevölkerung; nur die Chineſen und die Spanier treiben Handel, obwohl derſelbe gegen ſonſt, wo jährlich die ſogenannte „Galione von China“ aus Acapulco nach Manila kam, ſehr geſunken iſt und ſich nur auf den Handel mit den Inſeln und Küſtenländern Oſtaſiens beſchränkt; zwar findet auch noch directer Verkehr mit Spanien ſtatt, doch iſt dieſer wegen der Vorrechte, welche die königliche Geſellſchaft der P. immer noch genießt, nur höchſt unbedeutend. — Die P., 1521 durch Magelhaens entdeckt und 1571

von den Spaniern förmlich in Beſitz genommen, ſtehen unter einem auf 6 Jahre gewählten Gouverneur oder Generalcapitain und ſind in 29 Provinzen getheilt, von denen 16 die Inſel Luzon, 3 Magindanao, eben ſo viel Panay und die übrigen die anderen Inſeln umfaſſen. Doch iſt die ſpaniſche Herrſchaft nur auf Luzon überall anerkannt, auf den übrigen Inſeln aber zum Theil nur an den Küſtenſtrichen. Die größte der P. Luzon, auch Manila genannt, zwiſchen 12° 31′ 20″ und 18° 42′ 10″ N.Br. gelegen, der Hauptſitz der ſpaniſchen Macht, ſeltſam geſtaltet und zerſchnitten, vulcanreich (Mayon), aber äußerſt fruchtbar, umfaßt einen Flächenraum von 2500 □Meil. Auf der Weſtſeite derſelben liegt die Hauptſtadt Manila (Sitz des Generalcapitains und eines Erzbiſchofs) und zwar auf einer durch den Fluß Paſig gebildeten Landzunge zwiſchen drohenden Vulcanen und dem Meere. Gut und regelmäßig, obwohl wegen der häufigen Erdbeben nur aus Holz gebaut, ſchön gepflaſtert und reinlich zerfällt ſie in die eigentliche Stadt und 8 Vorſtädte, welche zuſammen eine Bevölkerung von 120000 Einw. enthalten. Die Spanier und Angeſtellten wohnen ſämmtlich in der eigentlichen Stadt, zu deren Vertheidigung ein wohlbefeſtigtes Fort dient. Anſehnlicher Handel und Gewerbfleiß. Univerſität. — Außer Manila ſind noch von Bedeutung Tayabas (13000 Einw.), Yba, St. Maria, Bigan und Batangas. — Nächſt Luzon iſt Magindanao oder Mindanao (5° 33′—9° 55′ N.Br.) die bedeutendſte Inſel der Gruppe. Sie iſt die ſüdlichſte, gebirgig und vulcanreich und enthält 1175 □Meil. Ihre Bewohner (Malaien und im Innern Papus), an der Zahl gegen 900000, ſind berüchtigt als Seeräuber, treiben aber auch Ackerbau, Handel und Gewerbe. Im öſtlichen Theile der Inſel herrſcht ein Sultan, im Innern ſind die 33 Bundesſtaaten von Illana, von Radſcha's und Sultanen beherrſcht. Die Spanier haben hier 3 Gebiete mit 40000 Einw., im Oſten Caraga, im Weſten Zamboanga und im Norden Miſamis. — Nördlich von Mindanao liegen die ſogenannten Biſſaierinſeln, ein Name, den man überhaupt allen ſüdlich von Luzon gelegenen Inſeln beilegt. Zu ihnen gehören auch die Surigao's. Die bedeutendſten der Biſſaier ſind Negros (10° N.Br.) mit 475 □Meil., Zebu mit 200 □Meil., Bohol mit 160 □Meil., Leyte oder Tandaya mit 480 □Meil., ferner Panay mit 530 □Meil., Samar oder Ybabao mit 640 □Meil., Masbate mit 200 □Meil. und Mindoro mit 600 □Meil. Flächenraum. Die übrigen ſind von weniger Bedeutung und zum Theil nicht mehr als Felſenbänke. Die nördlichſte Inſel iſt Bashi. 15.

Philipponen (ruſſiſche Secte), ein Zweig der Roskolniken (ſ. d. Art.) und zwar derjenigen, welche keine Prieſter (Popen) dulden, haben ihren Namen von einem ihrer Führer, Philipp Puſtoſwiät. Sie ſind gegen das Ende des XVII. Jahrh. im nördlichen Rußland entſtanden, zum Theil aber nach Polen und Preußen ausgewandert, weil ſie von der orthodoxen ruſſiſchen Kirche bis unter der Regierung der Kaiſerin Anna oft verfolgt worden. Jede Gemeinde hat einen Vorſteher des Gottesdienſtes im Bethauſe, mit ziemlich dem gewöhnlichen Ritus, doch keine Abendmahlsfeier und prieſterliche Abſolution, weil nur Chriſtus Sünden vergeben könne. Auch verwerfen ſie Eid und Kriegsdienſte, verachten die geiſtlichen und weltlichen Obrigkeiten, ſuchen den Märtyrertod um ihres Glaubens willen, halten den Selbſtmord, beſonders unter Verfolgungen, für verdienſtlich und taufen auch Erwachſene, welche von einer andern Partei zu ihnen übergehen. Sie leben übrigens in großer Unwiſſenheit und haben keine Schulen, ſind aber fleißige und ruhige Unterthanen. (Vergl. Schlözer in der „Neuen berliner Monatsſchrift" vom Jahre 1802. Aug. S. 98—105.) 63.

Philippus (Marcus Julius), aus Boſtra in Arabien gebürtig, daher Arabs genannt, war unter Gordian III. Anführer der Garde und wurde, als er deſſen Ermordung durch ſeine Soldaten bewerkſtelligt hatte, 244 nach Chr. zum Kaiſer

erwählt. Strenge, die an Grauſamkeit grenzte, und eine ungewöhnliche Prachtliebe bezeichnen ſeine Regierung, die aber bald zur Freude des Volks ein Ende hatte. P. wurde nämlich von Decius, der die in Pannonien entſtandene Unruhe dämpfen ſollte, bei Verona 249 beſiegt und ermordet. Sein religiöſer Indifferentismus verbreitete im IV. Jahrh. die Sage, daß er der erſte römiſche Kaiſer geweſen ſei, welcher ſich im Geheimen wirklich zum Chriſtenthume bekannt habe. 77.

Philippus, ein Apoſtel, aus Bethſaïda gebürtig und allem Vermuthen nach früher ein Fiſcher, war einer der erſten, die Jeſus nachfolgten. Über ſeine ſpäteren Lebensverhältniſſe läßt ſich nichts Gewiſſes berichten. Einer Sage zufolge predigte er in Phrygien oder in Scythien das Evangelium und ſtarb unter Claudius oder Domitian im 87. Lebensjahre zu Hierapolis (in Phrygien) den Märtyrertod. Die evangeliſche Geſchichte, welche ihn zum Verfaſſer haben ſoll und bei den Gnoſtikern in Gebrauch war, iſt ſicher unächt. Sein Gedächtniß wird in der katholiſchen Kirche am 1. Mai und in der griechiſchen am 14. Nov. begangen. 77.

Philips (Ambroſe), ein nicht zu verachtender engliſcher Idyllendichter, 1671 in Leiceſterſhire geboren, vollendete ſeine Studien zu Cambridge und ſcheint ein Mann von nicht gewöhnlichen Kenntniſſen geweſen zu ſein. Trotz ſeiner Anhänglichkeit an die politiſche Partei der Whigs wurde er doch von den Häuptern derſelben nur zu kleinen Ämtern befördert. Erſt gegen das Ende ſeines Lebens gelangte er durch die Thronbeſteigung Georg's I. zu einigen bedeutenden Stellen. Er ſtarb am 18. Juni 1749 zu London. Seine (6) Idyllen, auf welche ſich ſein Dichterruhm gründet, wurden von Pope, der eine andere Manier liebte, zu parteiiſch und bitter angefeindet; leiden ſie auch an dem weſentlichen Fehler, daß das Ländliche und wahrhaft Idylliſche nicht ſelten in das Gemeine und Geiſtloſe fällt, ſo beurkunden ſie doch ein unbeſtreitbares Talent des Verfaſſers für dieſe Dichtungsart, welche zu jener Zeit durch Unnatürlichkeit gänzlich ausgeartet war. Ohne Werth ſind dagegen P.'s Tragödien: „The distress 'd mother“, „The Briton“ und „Humphrey.“ („Pastorals, odes and other poems by A. Philips“, Lond. 1748. 8.) 66.

Philips (John), ein bekannter engliſcher Lehrdichter, 1676 zu Campton in der Grafſchaft Oxford geboren, widmete ſich mit großem Fleiße der Medicin und lebte nach Beendigung ſeiner Studien anſpruchlos ſeiner Praxis, welche er ſich durch den Umgang mit den Muſen zu erheitern ſuchte. Sein erſter Verſuch: „Der blanke Schilling“ („The splendid shilling“, 1703) erregte großes Aufſehen, welches noch durch ſein Lehrgedicht: „Der Äpfelmoſt“ „The Cider“ (Lond. 1706. N. E. 1791. 8.) erhöht wurde. Unſtreitig gehört dieſes zu den beſſeren didaktiſchen Leiſtungen der Engländer. Sprache und Styl ſind rein, klar, beſtimmt und edel und der Phantaſie iſt ihr gebührendes Recht eingeräumt. Vorzüglich gelungen ſind die Naturſcenen und die mit tiefem poetiſchen Gefühle geſchilderten ländlichen Beſchäftigungen zu nennen. P.'s „Hiſtoriſches Gedicht auf den Sieg der Engländer bei Blenheim“ (1705) iſt weit geringeren Inhalts. Er ſtarb am 3. Juni 1713. („Poems“, Lond. 1715. 8.) 67.

Phillips (Charles), ein irländiſcher Dichter und Sachwalter, 1788 zu Sligo in Connaught geboren, widmete ſich, nachdem er in Dublin eine gute Schulbildung erhalten hatte, zu London der Rechtsgelehrſamkeit und wurde Sachwalter bei den irländiſchen und ſpäter auch bei den engliſchen Gerichtshöfen. Sein bedeutendes Rednertalent hat ihm eine große Praxis, ſein Dichtergenie den Beifall der Nation erworben. Seine Gedichte: „The emerald isle“, „The consolations of Erin“ und ſeine Elegie: „Garland“ zeichnen ſich durch reiche Phantaſie und tiefes Gefühl aus und werden gern geleſen. Seine „Recollections of Curran“ und die „Specimens of Irish eloquence,“ ſo wie die Sammlung ſeiner eigenen Gerichtsreden wurden mit Beifall aufgenommen, obſchon alle irländiſchen Reden an übertriebenem Blumenreichthum und ſchwülſtigen Pomp leiden. 66.

Philiſter, auch **Philiſtäer**, hießen die Bewohner des ſchmalen, im Oſten gebirgigen Landſtriches am mittelländiſchen Meere im Südweſten von Paläſtina, der ſich von Gaza bis in die Gegend von Joppe erſtreckte. Sie waren eine phöniziſche Colonie, theilten ſich in 5 kleinere Reiche und lebten in ſtetem Kampfe mit den Iſraeliten. Zur Zeit der Richter kamen letztere ſogar wiederholt unter ihre Botmäßigkeit, bis ſie dafür durch David gezüchtigt wurden und an Iſrael Tribut zahlen mußten. Vorübergehend war für ſie die Macht der Aſſyrer; erſt die Perſer und Syrer konnten ſie bezwingen und ſeit dieſer Zeit gedenkt die Geſchichte ihrer nicht weiter. Von den P. erhielt bei den Römern der ganze Strich Land bis an den Jordan den Namen Paläſtina. — In der Studentenſprache wird der Name P. Jedem, der nicht Student iſt, beigelegt, eine Sitte, welche ſich von der Univerſität Prag zur Zeit Huß's herſchreiben ſoll. 35.

Philo aus Alexandria, ein jüdiſcher Philoſoph, lebte und lehrte in ſeiner Vaterſtadt im I. Jahrh. vor und nach Chriſti Geburt. — Nach der ſynkretiſtiſchen Weiſe jener Zeit verband er Begriffe früherer griechiſcher Philoſophen, des Pythagoras, der Stoiker, beſonders jedoch des Plato, mit orientaliſchen Vorſtellungen. Die ganze griechiſche Weisheit war ihm ein Ausfluß der moſaiſchen Lehre und wenn er daher von jener die Mannigfaltigkeit der Begriffe und Beſtimmungen entlehnte, ſo war ihm doch dieſe der Mittelpunkt, auf den er Alles bezog und von dem aus er Alles erklärte, wobei ihm die allegoriſche Deutung der moſaiſchen Schriften zu Hülfe kam. Daß eine ſo unſelbſtſtändige und aus ſo heterogenen Elementen zuſammengeſetzte Lehre ſchwankend, ja ſelbſt widerſprechend in ihren Behauptungen ſein mußte, iſt leicht begreiflich. — Der orientaliſche Geiſt lehrt ihn die menſchliche Wiſſenſchaft geringſchätzen und einzig im Anſchauen Gottes Wahrheit und Befriedigung des Vernunftſtrebens finden, in der Ekſtaſe, darin Gott ſich dem Geiſte ſelbſt enthüllt, ohne daß dieſer erſt durch Forſchen ſich zu dieſer höchſten Erkenntniß vorzubereiten nöthig hätte; der griechiſche Sinn für die ſinnliche Erfahrung und die encykliſchen Kenntniſſe läßt ihn auf dieſen einen Werth fürs Leben und der Wahrnehmung, der vom Niedern zum Allgemeinen aufſteigenden Erklärung, einen Rang unter den Erkenntnißmitteln einräumen. — Wenn er Gott ſchaut, ſo findet er keinen Begriff für ſein Weſen; er iſt das S e i n (τὸ ὄν) ohne Eigenſchaften ganz nur an ſich, unerkennbar, undenkbar; ſobald er ihn als Schöpfer betrachtet, muß er ihm Eigenſchaften, Kräfte beilegen. Um ihn ſo ſehr als möglich von der Welt zu ſcheiden, läßt er ihn nicht umittelbar ſchaffen, ſondern durch gewiſſe Kräfte oder Werkzeuge, die dann wohl auch als ſelbſtſtändig erſcheinen, aber wiederum verbunden und befaßt ſind im göttlichen Worte, dem λόγος, auch wohl S o h n G o t t e s genannt. Hier bilden jene Kräfte, deren bald ſechs angenommen werden, bald zwei (Güte und Macht), die überſinnliche Welt der Ideen. So ſind nun die Ideen aller Dinge zunächſt zwar im göttlichen Worte, weiter aber, in ſofern dieß Wort hier das Gott inwohnende (λόγος ἐνδιάθετος) iſt, in Gott ſelbſt. Erſt wenn er das Wort wirklich ausſpricht (λόγος προφορικός), erſt mit ſeinem „Es werde" entſteht eine wirkliche Schöpfung (dieſe beiden bilden mit Gott die philoniſche Trias). So gehen in unendlicher Stufenfolge die Ideen aller Dinge aus Gott hervor, wie die Strahlen aus dem Lichte, immer ſchwächer, je weiter in dieſer Emanation von Gott entfernt. Hier iſt der privative Grund des Übels, die Unvollkommenheit der niederen Ideen. Allein, ob auch unvollkommener, gehören doch auch dieſe Ideen noch der überſinnlichen Welt an; dagegen, ſobald ſie in die Wirklichkeit treten, verbinden ſie ſich mit der Materie, einem rein Beſtimmungsloſen (μὴ ὄν), dem leidenden Principe, das den poſitiven Grund des Übels enthält, die Macht der Ideen hemmt. Zwiſchen der Materie und den Ideen getheilt, alſo bald der blinden Nothwendigkeit des Vernunftloſen, bald der übermächtigen Einwirkung Gottes hingegeben, iſt die Seele eigentlich nie recht ſelbſtſtändig;

dennoch, vielleicht eben jener doppelten Gewalten halber, zwiſchen denen ſie wählen kann, ſchreibt P. ihr Freiheit des Handelns zu. — Dieſes nun iſt bei dem irdiſchen Menſchen auf Sinnengenuß, bei dem himmliſchen auf weltliches Wiſſen, bei dem göttlichen auf den einzig hohen Zweck des Daſeins, auf den Frieden in Gott und das Leben in den Ideen gerichtet. Zwar gibt es nach der ſinnlichen Natur des Menſchen vier Tugenden (die platoniſchen), aber über ihnen ſteht die wahre Tugend, die nur in Gott lebt und ſich des Irdiſchen, des Leibes, ganz zu entſchlagen ſucht. Wiſſenſchaft und Übung vermögen zur Tugend viel, doch mehr natürliche Gabe, die uns unmittelbar jenes göttlichen Lebens theilhaft werden läßt. — Für die Geſchichte der Philoſophie haben dieſe philoniſchen Ideen ſehr geringes Intereſſe; wichtiger iſt die Kenntniß ſeiner Philoſophie für das Verſtändniß des chriſtlichen Dogmas, theils ſeiner Methode der Schriftauslegung halber, die auch von chriſtlichen Philoſophen nachgeahmt wurde, theils ſelbſt wegen der mannigfachen Uebereinſtimmung, die man neuerdings zwiſchen ſeinen Ideen und den Ausſprüchen neuteſtamentlicher Stellen hat finden wollen. — Seine in griechiſcher Sprache geſchriebenen Werke ſind herausgegeben worden von Mangey (mit lat. Überſetz. Lond. 1742. 2 Bde. Fol.) und von Pfeiffer (Erlangen 1785 ꝛc. 8.). Einige neuaufgefundene Schriften deſſelben hat Mai (Mailand 1816 u. 1818. 8.) bekannt gemacht. Auch gibt es eine gute „Chrestomathia philoniana“ von Dahl (Hamb. 1800—1802. 2 Thle. 8.) Vergl. Fabricii „Diss. de platonismo Philonis“ (Lips. 1793. 4. und in deſſen „Syll. diss.“, Hamb. 1738. 4.); Stahl's „Verſuch eines ſyſtematiſchen Entwurfs des Lehrbegriffs Philo's von Alexandria“ (in Eichhorn's „Allgemeiner Bibliothek der bibliſchen Literatur“, Bd. 4. St. 5); J. Chr. Schreiter, „Philo's Ideen über Unſterblichkeit ꝛc.“ (in Keil's und Tzſchirner's „Analekten“, Bd. I. St. 2. No. 3. u. Bd. III. St. 2. No. 6); Planckii „Comm. de princip. et causis interpretat. phil. allegoricae“ (Gött. 1807); Ch. G. L. Großmann, „De theol. Philonis“ und „De λόγῳ Philonis“ (Lips. 1829. 4.); „Quaestionum phill. p. II.“ scr. Guil. Scheffer (Marburg 1829—1831. 8.); „Philo und die alexandriniſche Theoſophie“ von Gfrörer (Stuttg. 1831. 2 Bde.); Dähne, „Einige Bemerkungen über die Schriften des Juden Philo“ (in den „Theol. Stud. u. Krit.“, Jahrg. 1833. S. 984 ꝛc., ſ. ebend. Jahrg. 1832. 1. Hft.); John Jones, in den „Ecclesiastical researches“ (Lond. 1812. 8.), will Joſephus und P. zu Chriſten und zwar zu Nazarenern machen. 80.

Philo, mit dem Beinamen **Herennius**, aus Byblus in Phönicien, um 25 n. Chr. geboren, lebte zwar in Rom, ſchrieb aber in griechiſcher Sprache verſchiedene hiſtoriſche und grammatiſche Werke, welche ihm einen großen Ruhm erwarben, aber bis auf ein Fragment ſeiner Überſetzung der phöniziſchen Geſchichte des Sanchuniathon, welches Euſebius in ſeiner „Praeparatio evangelica“ (I. 9.) aufgenommen hat, verloren gegangen ſind. Zu Ende des Jahres 1835 erſcholl aber die Nachricht, daß der portugieſiſche Obriſt Pereira das letztere ganze Werk (9 Bücher) in der Bibliothek des Kloſters Santa Maria de Marinhao in der Provinz Entre Minho y Duero aufgefunden habe und in Deutſchland herausgegeben werde (Allgemeine Zeitung. 7. Nov. 1835). 16.

Philo, ein alter Mathematiker, aus Byzanz gebürtig, lebte zu Anfange des III. Jahrh., ſchrieb über Mechanik und wird als der Verfaſſer der mit lateiniſchen Verſen nebſt Fragmenten von Kallinikos und Hadrianus Tyrius von Orelli (Leipz. 1816) herausgegebenen Schrift „Von den ſieben Wunderwerken der Welt“ bezeichnet. 26.

Philo von Lariſſa, Schüler und Nachfolger des Klitomachus in der Akademie, blühte um 100 vor Chr., ging während des erſten mithridatiſchen Kriegs nach Rom und lehrte dort Philoſophie und Beredſamkeit. Unter ſeinen Schülern war auch

Cicero. Zwar folgte er der damaligen Richtung der (neuern) Akademie in Bekämpfung der ſtoiſchen Kriterien der Erkenntniß, wollte aber ihre Hinneigung von der alten dogmatiſchen Anſicht zur Skepſis nicht anerkennen und gilt darum für den Stifter einer neuen Akademie (der vierten), welche die Verſöhnung des Stoicismus und der akademiſchen Philoſophie vorbereitete. 80.

Philodemus, aus Gadára in Paläſtina gebürtig, Dichter und epikuräiſcher Philoſoph, von Cicero als Zeitgenoſſe erwähnt, iſt der Verfaſſer mehrerer ſchlüpfriger Gedichte in der griechiſchen Anthologie und einer Abhandlung über die Muſik, welche erſt in Herculanum aufgefunden worden iſt (deutſch von Murr, Berlin 1806). 16.

Philoktet war nach Homer ein trefflicher Bogenſchütze und führte die Bewohner von Thaumacia, Melibóa, Methone und Olizon vor Troja. Unterwegs auf der Inſel Lemnos ward er bei einem Opfer von einer giftigen Schlange gebiſſen. Als auf der Reiſe ſeine Wunde immer heftiger eiterte und der Geruch derſelben unausſtehlicher wurde, brachte man ihn auf des Odyſſeus Rath nach Lemnos zurück, wo er 9 ſchmerzvolle Jahre einſam verlebte. Doch konnte Troja nach des Sehers Helenus Weiſſagung ohne die Pfeile des Hercules nicht erobert werden, die er von dieſem für die Anzündung des Scheiterhaufens mit dem giftigen Blute der lernäiſchen Schlange getränkt erhalten hatte. Daher wurden Odyſſeus und Neoptolemos abgeſandt, um ihn auf alle mögliche Weiſe zu bewegen, nach Troja zu kommen. Nach vieler Weigerung gab P. durch Liſt gezwungen nach. Hier ward er durch Machaon geheilt und tödtete viele Trojaner, unter andern den Paris; Troja aber wurde erobert. Nach ſeiner Rückkehr ging er nach Italien, wo er die Stadt Petilia gründete und einen Tempel des Apollo baute, in welchem er ſeine vergifteten Pfeile niederlegte. Er blieb darauf im Kampfe mit den Urbewohnern. Die drei berühmteſten Tragiker der Alten, Äſchylus, Euripides, Sophokles, benutzten ſeine Geſchichte zu Tragödien, von welchen jedoch nur die des Letztern uns übrig geblieben iſt. 11.

Philologie. Es ſcheint nicht ganz zweckmäßig, die Beſtimmung des Begriffes dieſer Wiſſenſchaft von der Geſchichte derſelben zu trennen, da jener in verſchiedenen Zeiten ſich ſehr veränderte, indem er theils erweitert, theils verengert, theils ganz anders aufgefaßt wurde. Etymologiſch gefaßt iſt die P. weder Vernunftliebe, noch Streben nach Bildung, ſondern vielmehr eine Liebe zum Sprechen und zwar über gelehrte Dinge, beſonders Literatur, alſo überhaupt das Beſchäftigen damit, welches eine Vertrautheit und ein gründliches Bewandertſein mit den Gegenſtänden der Literatur hervorbringt. Den Titel eines Philologen (φιλόλογος) legte ſich in dieſer Beziehung zuerſt der alexandriniſche Polyhiſtor Eratoſthenes (ſ. d. Art.) bei, ſo wie auch Atejus (unter Auguſtus) ſich ſelbſt philologus nannte, weil er ein Mann von mannigfacher umfaſſender Gelehrſamkeit war. Und ſo blieb durch die ganze alexandriniſche Zeit die P. auf einem höchſt unſicher begrenzten Gebiete und war mit der nachmals ſogenannten Polyhiſtorie gleich und noch nicht Wiſſenſchaft. Neben dieſer P. beſtand eines Theils Philoſophie, andern Theils Grammatik, beide als ſelbſtſtändige Studien, und als jene vage Gelehrſamkeit der Polyhiſtoren aufgehört hatte, bemächtigten ſich die Grammatiker des freigewordenen Namens und ſo wurde P. eine ſelbſtſtändige Wiſſenſchaft, welche ſich mit grammatiſcher und rhetoriſcher Erklärung der claſſiſchen Werke, die bei herabſteigender Zeit im Gegenſatze zu gleichzeitigen Erzeugniſſen Werke des Alterthums wurden, beſchäftigte (ſ. Grammatiker unter dem Art. Grammatik). In dieſer Weiſe blieb der Begriff der P. bis in das XIV. Jahrh. herab, bald durch wiſſenſchaftliche Anſtalten, bald durch die Sorge fürſtlicher Perſonen, bald in Klöſtern und Schulen gefördert, bald aber auch wieder durch Geiſtloſigkeit, Mangel an Sinn für das Befohlene (wie in den Klöſtern), bald auch wegen Mangels an Kenntniß der zu behandelnden Gegenſtände mißlich berathen. Im XIV. Jahrh. erhielt die P. wieder einen höheren Rang: in Italien

bildete ſich durch Griechen, welche durch die türkiſche Tyrannei aus Conſtantinopel getrieben worden waren und in Italien ein Aſyl geſucht hatten, geweckt und gefördert, ein hohes Intereſſe an den Werken des claſſiſchen Alterthums, die nun als Quelle alles Wiſſens und als Muſter alles Denkens und aller Darſtellung betrachtet und ſtudirt wurden, ohne ſie noch als Mittel zu einem andern Zwecke, als Dienerin anderer Wiſſenſchaften, anzuſehen. Die Juriſten laſen römiſche Schriftſteller nicht um die Pandekten zu verſtehen, nicht Theologen und Mediciner griechiſche, um ſich zum Verſtändniß des neuen Teſtaments oder des Hippokrates und Galenus vorzubereiten; ſondern man ſtudirte die Alten, um ſeinen Geſchmack zu reinigen und zu bilden, um die im Drucke der Geiſter vergeſſenen Muſter wieder nachzuahmen und ihre Vorzüge auf die vaterländiſche Literatur überzutragen. Vor allen waren die Dichter Petrarca und Boccaccio Beförderer und Verbreiter der P., die auch bald an vornehmen Männern und den Behörden einzelner Städte Unterſtützer fand und zwar in dem Maße, daß es Ehrenſache für Staaten, Fürſten und Standesperſonen wurde, der P. einen Tempel oder wenigſtens einen Altar zu bauen. Aber nicht in den Grenzen der Halbinſel blieb jener ſchöne Enthuſiasmus; er ging zum leicht erregbaren Nachbarvolke über die Alpen nach Gallien und ſchritt dann, nachdem er nur leichte Spuren daſelbſt zurückgelaſſen hatte, zu dem ernſten germaniſchen Stamme in England und den Niederlanden und von da nach Deutſchland herein und fand daſelbſt eine freundſchaftliche Aufnahme und eine bleibende Stätte. Unterdeſſen war die Buchdruckerkunſt erfunden worden; durch ſie wurde die Verbreitung der Claſſiker erleichtert, aber der P. auch eine neue Bahn eröffnet. Die Vervielfältigung der Claſſiker war nicht immer mit der gehörigen Umſicht und Kenntniß betrieben worden; theils enthielten die Bücher Unrichtiges und Unächtes, theils waren ganze Bücher unter falſchen Auctornamen im Umlaufe. Das Richtige von dem Falſchen zu unterſcheiden, das Ächte von dem Unächten zu ſondern, das Überflüſſige von dem Nothwendigen zu trennen, unternahmen jetzt die Philologen und ſo wurde P. neben grammatiſcher und äſthetiſcher Erklärung auch kritiſche Behandlung der Alten. Die Kritik verlangte eine genauere Kenntniß und vielſeitigeres Studium des Alterthums und während man dieſer nachging, wurde die Grammatik etwas vernachläſſigt; doch dauerte die Zurücktretung des grammatiſchen Elementes nicht lange. Zwei Philologen, die zu Ende des **XV.** und zu Anfang des **XVI.** Jahrh. lebten, gaben der Wiſſenſchaft eine wenn nicht entgegengeſetzte, doch ziemlich verſchiedene Tendenz: Julius Cäſar Scaliger machte die P. durch ſeine philoſophiſchen Sprachunterſuchungen (**de causis linguae latinae**) wieder zur Sprachforſchung, wogegen Deſiderius Erasmus von Rotterdam die P. auf andere Wiſſenſchaften anwenden lehrte und ihr ſo praktiſchen Werth geben wollte; jener brachte die P. auf ein Gebiet, dem ſie ſchon angehört hatte, dieſer lenkte ſie auf eine neue Bahn; bei jenem war P. noch ihr eigener Zweck, dieſer ließ ſie nur ein Mittel zum Zwecke ſein; der Zweck aber war ihm wiſſenſchaftliche Bildung. Auch die Nachfolger Scaliger's wurden in ihren grammatiſchen Forſchungen auf einen ganz neuen, bis jetzt noch gar nicht betretenen Weg gebracht und ſie machten die P. zur Sprachphiloſophie, während die Nachfolger des Erasmus, deren ungleich mehrere waren, die P. zur Hülfswiſſenſchaft für die übrigen machten und ſie zur Alterthumswiſſenſchaft ſtempelten. So entſtand eine Spaltung, ähnlich der einſt in den philoſophiſchen Syſtemen, die wir nach jenen die Realen und Verbalen nennen wollen; aber man blieb nicht lange und hartnäckig auf den Extremen ſtehen. Diejenigen, welche die Spaltung wieder zu verbinden ſuchten, definirten P. als die kritiſche Behandlung der alten Auctoren und Erläuterung der Alterthümer, aber meiſt waren, wenn man ſich auch die Definition gefallen ließ, doch die Arbeiter an der P. geſchieden in Alterthumsforſcher und Sprachforſcher und man ſieht auch aus den neueſten Definitionen der P., daß die Philologen ſelbſt noch nicht recht einig über

Digitized by Google

den Begriff der P. ſind; denn nach den Einen ſoll ſie Sprachforſchung, nach Andern Alterthumswiſſenſchaft, nach noch Andern Beſchäftigung mit der alten Literatur ſein. Aber nicht blos über den Begriff war verſchiedene Anſicht, ſondern ſogar über das Gebiet; denn was man unter Alterthum zu verſtehen hat, ob das ganze, was jenſeit dem Beginn der chriſtlichen Zeitrechnung und dem Mittelalter liegt, alſo indiſches, perſiſches, ägyptiſches, hebräiſches, germaniſches, oder ob nur griechiſches und römiſches, das war noch lange eine Frage. Soll die P. als eine Wiſſenſchaft erſcheinen, ſo muß ihr Gegenſtand das Auffaſſen und Durchdringen gewiſſer Ideen ſein; mit den aus der Vernunft ſich entwickelnden hat ſie nichts zu thun, ſondern ſie iſt gewieſen an die aus den Thatſachen des Lebens hervortretenden. Nun haben zwar die Völker des Alterthums, von denen ausführlichere Kunde zu uns gekommen iſt, nach Möglichkeit die Ideen des Schönen, Wahren, Guten und Heiligen in Kunſt, Wiſſenſchaft, geſelligem und politiſchem Leben zu realiſiren geſucht und zur Erkenntniß dieſer Beſtrebungen und ihrer Ergebniſſe könnte jedes Volk und jede Zeit dienen; aber es ſcheint der Wiſſenſchaft förderlich und dem Zwecke am entſprechendſten, Völker zu wählen, welche in den Leiſtungen des geiſtigen Wirkens am weiteſten vorgeſchritten und Muſter geworden ſind und deren intellectueller und ſittlicher Zuſtand nicht mehr im Entwickeln begriffen, ſondern abgeſchloſſen und vollendet, daher auch für die Erkenntniß am meiſten geeignet iſt. Setzen wir aber als das Höchſte einer Muſterhaftigkeit (Claſſicität) bei einem Volke den Beſitz einer vollſtändigen Literatur, eine ausgebildete Kunſt und ein gebildetes politiſches und religiöſes Leben; ſo können wir weder Ägypter noch Perſer, noch Hebräer claſſiſch nennen; jene blieben auf der Stufe der Civiliſation ſtehen, die Letztern hatten nur theilweiſe Ausbildung erlangt. Literatur iſt nur bei freier Handlung eines ganzen Volkes möglich. In Ägypten und Indien war ſie nur Eigenthum gewiſſer Kaſten, bei den Hebräern zu unvollſtändig; dort iſt die Literatur uns noch in tiefes Dunkel vergraben, hier meiſt einſeitig geblieben und nur gewiſſen Zwecken dienend. Die Sprachen aller jener Völker waren nicht zur Vollendung erhoben, denn ſie bildeten ſich ohne Freiheit des Geiſtes. Suchen wir eine vollſtändige und freie, mithin organiſche Entwickelung des menſchlichen Geiſtes in Wiſſenſchaft, Kunſt und Leben und eine unter und mit ſolchen Verhältniſſen gewordene und gebildete Literatur, ſo muß unſer Blick vor Allem auf den Griechen und nächſt ihnen auf den Römern ruhen und ohne deßhalb der Weisheit der Inder, der Naturkunde der Ägypter, der Poeſie der Hebräer die ſchuldige Bewunderung zu entziehen und ohne das Studium der orientaliſchen Sprachen herabſetzen zu wollen, das im Gegentheil das Verdienſt in ſich hat, den ſich entfaltenden, aber durch äußere Hinderniſſe entweder gebundenen oder gehemmten Geiſt in ihnen nachzuweiſen, müſſen ſie für das Gebiet der eigentlichen P. oder der P. im engeren Sinne, ausgeſchloſſen bleiben und die Orientaliſten mögen eine eigene Branche der allgemeinen P., welche man entweder Sprachkunde (nur nicht Linguiſtik, denn dieſe umfaßt auch die neueren Sprachen mit, oder will ſie auch wohl allein begreifen) oder Alterthumswiſſenſchaft nennen mag, bilden. Nach dieſer Ausſcheidung bleibt uns die P. die Wiſſenſchaft des claſſiſchen Alterthums, d. h. die wiſſenſchaftliche Summe der Kenntniſſe, welche das Leben und die Werke der alten claſſiſchen Völker unterſucht, aufhellt und beurtheilt. Umfang und Theile der P. laſſen ſich unter zwei Anſichten bringen: I. eine ſtatariſche, wenn wir betrachten, was ſich im genannten Alterthume als Factiſches vorfindet. Die ſind zunächſt 1) die Werke des denkenden Geiſtes, zu denen S p r a c h e und S c h r i f t gehört, welche die Grammatik im allgemeinen Sinne umfaßt und wieder zerfällt a) in Sprachlehre (Grammatik in engerer Bedeutung), die ſich mit dem Grundbau und den Lehren der Sprache befaßt; b) in die Regeln für formelle Darſtellung, welche α) für die Proſa der Styl (oder Rhythmik im weitern Sinne) und β) für die Poeſie die Metrik iſt; c) in Hermeneutik, welche uns die alten Schrift-

ſteller erklärt, und d) in Kritik, welche ſich mit Unterſuchung der Genuinität und Richtigkeit der Schriftwerke und deren Herſtellung beſchäftigt. 2) Dann die Lehre von den Werken des künſtlich ſchaffenden Geiſtes (Äſthetik des Alterthums), wozu a) die Werke der intellectuellen Kunſt oder die Werke der Rede- und Dichtkunſt, b) die Werke der plaſtiſchen Kunſt gehören. Endlich 3) die Nachweiſungen über die dauernden Zuſtände des Lebens oder was unter dem Einfluſſe der äußeren Natur und in den Lebensverhältniſſen geworden iſt (Alterthümer). Dahin rechnen wir a) Geographie und Topographie; b) Antiquitäten. II. Betrachtet man aber das Alterthum auch, wie es geworden, alſo von dem hiſtoriſchen Standpunkte aus, ſo gehören hierher: 1) Staatengeſchichte oder politiſche Geſchichte; 2) Literaturgeſchichte; 3) Geſchichte der Kunſt. Die Zeit, welche die der P. zur Betrachtung und Unterſuchung gegebenen Gegenſtände umfaßt, geht von der mythiſchen Zeit an und muß bis herunter zur Zerſtörung von Conſtantinopel angenommen werden, weil ſich der griechiſche Geiſt in beſonderer Art bis dahin erhalten hatte, durch das Eindringen der barbariſchen Türken aber aufgehoben, wenigſtens unterdrückt wurde. Die Quellen der P. ſind zugleich ihre Objecte und beſtehen in den auf unſere Zeit geretteten Schrift- und Kunſtwerken des Alterthums. Zu jenen gehört die ganze griechiſche und römiſche Literatur (ſ. d. Artt.), zu dieſen alle Antiken (Gemälde, Statuen, architektoniſche Überreſte ꝛc.) und Anticaglien (Werkzeuge, Verzierungen, Bronzen, Gemmen, Cameen ꝛc.); zu beiden Münzen und Inſchriften. Die Hülfswiſſenſchaften ſind überhaupt Philoſophie, beſonders Pſychologie und Logik, auch Rechtsgeſchichte und jüdiſche wie chriſtliche Alterthümer. Der unmittelbare Zweck der P. liegt als Wiſſenſchaft in ihr ſelbſt, aber erſt in der Anwendung gewinnt ihr Werth die Anerkennung; denn ſie iſt die Pflegerin der Humanität, bildet die Grundlage anderer Wiſſenſchaften und der Kunſt und ſteht auch noch helfend allenthalben der Philoſophie, Sprachkunde, Theologie, Jurisprudenz und Medicin zur Seite. Das Erſte anlangend, in ſofern ſie die Bildnerin zur Humanität genannt und beſonders ihr der Unterricht der zum gelehrten Stande beſtimmten Jugend angewieſen wurde, fand ſie im vorigen Jahrh. einen heftigen Widerſpruch in den Beſtrebungen des Philanthropismus (ſ. dieſ. Art. und Human) und im Allgemeinen in neuerer Zeit bei den Verfechtern des Realismus (ſ. d. Art.). Gegen beide hat ſie ſich indeß ſiegreich gehalten und wird ſich ferner erhalten, wenn ſie das Studium der claſſiſchen Sprachen auf dem Standpunkte des formalen Bildungsmittels behält und nicht verächtlich auf andere Wiſſenſchaften, die dem Menſchen das Leben nöthig macht, ohne gerade zur Handwerksmäßigkeit zu führen, herabſieht. Die gelehrte P., um die der in Schulen gelehrten und üblichen entgegengeſetzte ſo zu nennen, hat übrigens nicht in allen Fächern ſich gehalten gegen die Leiſtungen des vorigen Jahrh.; die geſchmackvolle Erklärung der Alten hat hin und wieder einer Kleinigkeitskrämerei über Einzelnheiten, die Totalauffaſſung des Sprachgeiſtes einer ſtümperhaften Nachlallerei und die geiſtreiche Kritik einer dürftigen Minucienjagd nur zu oft weichen müſſen. Nur zwei Theile der P. kann ſich unſer Jahrhundert rühmen mit ſeinen Strahlen erleuchtet zu haben, nämlich die Geſchichte und die Grammatik im engern Sinne; beides aber iſt Eigenthum des deutſchen Philologen; denn von Italien hat ſich der alte Ruhm ganz weggezogen und höchſtens für Kunſtgeſchichte und Alterthümer wirkt man noch, was wegen des Landes Reichthum an Kunſtſchätzen ſo nahe liegt; Frankreich hat nichts aufgegeben, denn dort haben die philologiſchen Wiſſenſchaften nie feſten Fuß gefaßt; England, einſt das Land großer Kritiker, iſt der claſſiſchen P. untreu geworden und hat ſich meiſt der orientaliſchen zugewendet; von Holland, woher Deutſchland Liebe und Verehrung der P. bekommen hatte, hat ſich Sinn und Streben ganz zu uns gewendet und was noch Ernſtes und Großes in der P. geleiſtet wird, davon dürfen wir uns zumeiſt den Ruhm aneignen. Hierher ge-

hörige Schriften ſind: Creuzer, „Über das akademiſche Studium des Alterthums“ (Heidelberg 1807); F. A. Wolf's „Alterthumswiſſenſchaft“ (im 1. Stücke des 1. Bandes des von ihm und Buttmann herausgegebenen „Muſeum der Alterthumswiſſenſchaften“ (Berlin 1807); Aſt's „Grundriß der Philologie“ (Landshut 1808). 6.

Philomele, Tochter Pandion's, Königs von Attika und Schweſter der Prokne. Dieſe heirathete den Tereus, einen Fürſten Thraciens und zeugte mit ihm den Itys. Als ihr Sohn herangewachſen war, reiſte Tereus nach Athen und brachte auf die Bitten ſeiner Gemahlin ihre Schweſter P. mit. Von deren Schönheit hingeriſſen entehrte er ſie unterwegs und ſchnitt ihr die Zunge aus, damit ſie die Schandthat nicht verrathen konnte; bei ſeiner Gemahlin brachte er die falſche Nachricht von ihrem Tode. Unterdeſſen jedoch fand P. Gelegenheit, ihrer Schweſter die That durch ein Gewebe kund zu thun und Beide tödteten nun aus Rache den Itys und ſetzten ihn dem Tereus zur Speiſe vor. Dieſer merkte nichts, vermißte aber bald ſeinen Sohn. Da ſchleuderte ihm Prokne das Haupt des Gemordeten entgegen, ihm zurufend, daß er das Übrige bei ſich habe. Tereus ſprang auf und wollte Beide mit ſeinem Schwerte tödten; doch ſie entflohen und riefen die Götter um Erbarmen an. Dieſe verwandelten die Prokne in eine Nachtigall, P. in eine Schwalbe, den Tereus in einen Wiedehopf. Spätere Dichter, vorzüglich die römiſchen, vertauſchten die Namen beider Schweſtern und machten die P. zur Nachtigall. Daher noch bei uns derſelbe Name für dieſen Vogel. 11.

Philopömen, der letzte große Feldherr der Griechen, wurde im Jahre 253 v. Chr. zu Megalopolis in Arkadien geboren und nach dem frühzeitigen Tode ſeines Vaters von ſeinem Vormunde Kaſſander aus Mantinea, ſo wie durch die platoniſchen Philoſophen Ekdemus und Demophanes mit großer Sorgfalt erzogen. Schon von früher Jugend an zeigte er beſondere Vorliebe für kriegeriſche Übungen und bewies als Jüngling auf dem Kriegszuge ſeiner Landsleute in das Gebiet der Spartaner viel Unerſchrockenheit und Muth. Darauf beſchäftigte er ſich mit der Jagd und mit Bearbeitung eines kleinen Grundeigenthums. Als Kleomenes, König von Sparta, einſt Megalopolis bei Nacht überfiel (223) und aller Widerſtand vergebens war, deckte P. mit Gefahr ſeines Lebens den Rückzug der Einwohner nach Meſſene, befehligte dann unter Antigonus Soter, König von Macedonien, welcher den Achäern zu Hülfe kam, die arkadiſche Reiterei, trug weſentlich zu dem Siege bei Sellaſia bei und diente unter dieſem einige Jahre als Freiwilliger gegen Kreta, um ſich in der Kriegskunſt zu vervollkommnen. Bei ſeiner Rückkehr erhielt er den Befehl über die Reiterei des achäiſchen Bundes, welche unter ſeiner Führung ſich allen Feinden furchtbar machte, und wurde 210 v. Chr. zum Oberfeldherrn des achäiſchen Bundes ernannt. Nachdem er das ganze Kriegsweſen der Achäer zweckmäßiger eingerichtet, den Soldaten beſſere Waffen gegeben und ihnen erfolgreichere Stellungen und Schwenkungen gelehrt hatte, erfocht er einen glänzenden Sieg bei Mantinea über Machanidas, den Tyrannen von Sparta, und tödtete dieſen im perſönlichen Kampfe, wofür ihm die Achäer im Tempel zu Delphi ein ehernes Standbild errichteten. Zwar wurde er von Nabis, dem Nachfolger des Machanidas, der Gythium belagerte und den er zur See angreifen wollte, ſo gänzlich geſchlagen, daß er kaum ſelbſt entrann, er rächte ſich aber dafür durch den Überfall des feindlichen Lagers. Nun zog er gegen Sparta (191) und bewog die Lacedämonier, dem Bunde der Achäer beizutreten, wies aber ein Geſchenk von 120 Talenten, welches ihm die Einwohner von Sparta aus Dankbarkeit für Wiederherſtellung der Ruhe aus dem veräußerten Beſitze des Nabis geben wollten, mit den Worten zurück, man ſolle es lieber anwenden, die ſchlechten Bürger damit zu gewinnen, als gutgeſinnte Männer zu verführen. Da aber Sparta das Bündniß mit den Achäern bald wieder aufhob und die Römer zu Hülfe rief,

erklärte P. den Krieg, rückte, als eine Vermittelung des Friedens durch die Römer fruchtlos geblieben war, gegen Sparta, nahm es, ließ drei Lacedämonier hinrichten, die Mauern der Stadt niederreißen und zwang die Lacedämonier, ihre Miethstruppen zu entlaſſen und die Geſetze des achäiſchen Bundes ſtatt der des Lykurgus anzunehmen; doch mußten durch Roms Vermittelung endlich dieſe harten Bedingungen wieder aufgehoben und Sparta als unabhängiger Staat in den Bund aufgenommen werden. Hierauf empörten ſich die Meſſenier gegen den Bund. P., durch Alter und Krankheit ſchon geſchwächt, zog gegen ſie und ſchlug ſie in einem Treffen, wurde aber bald mit überlegener Macht aufs Neue angegriffen, ſelbſt von den Seinigen getrennt, vom Pferde geriſſen und nach einer gefährlichen Verwundung am Kopfe, von den Feinden, die ihn anfangs für todt hielten, gefangen genommen. In Meſſene, wohin er gebracht wurde, rührte ſein Anblick die meiſten Einwohner, denen er faſt allen Wohlthaten erzeugt hatte, zu Thränen. Sein perſönlicher Feind Dinokrates ließ ihn hierauf in einen unterirdiſchen Kerker werfen, und ihm hier am folgenden Morgen den Giftbecher überreichen. P. trank ihn im Jahre 183 v. Chr. freudig, als er gehört hatte, daß ſein Heer gerettet ſei, mit den Worten: „Das iſt mir genug, ich ſterbe zufrieden." Lykordas, der Feldherr der Achäer, rächte P.'s Tod an den Meſſeniern, ließ deſſen Mörder hinrichten und den Leichnam mit großer Pracht beſtatten. Seine Aſche wurde in ſeine Vaterſtadt geſendet, ihm daſelbſt Bildſäulen und andere Denkmäler errichtet und jährlich an ſeinem Grabe ein Opfer dargebracht. Als Feldherrn ſtellten ihn ſeine Zeitgenoſſen dem Hannibal und Scipio an die Seite, als Menſch zeichnete er ſich durch hohe Vaterlandsliebe, Rechtſchaffenheit und Uneigennützigkeit aus. 81.

Philoſophie. Was zuerſt den Urſprung und die etymologiſche Bedeutung des Wortes anbelangt, ſo iſt faſt allgemein angenommen, daß daſſelbe — wie es ein Streben nach Weisheit ausdrückt (von φίλος, Freund, und σοφία, die Weisheit) — zuerſt von Pythagoras für das höhere Wiſſen gebraucht wurde, welches man bis dahin mit einem ſtolzern Namen Weisheit, σοφία, genannt hatte. Doch wollen Manche die beſtimmte Anwendung dieſes Ausdrucks, als des auszeichnenden Namens für jene beſondere Art der Erkenntniß, erſt bei der ſokratiſchen Schule finden. — Schwerer dürfte es ſein, den wahren Begriff der P. allgemeingültig aufzuſtellen und nach dieſem ſowohl ihre einzelnen Theile als auch ihre verſchiedenen zeitlichen Erſcheinungsweiſen zu beſtimmen; denn es herrſcht über dieß Alles unter den Philoſophen ſelbſt die größte Meinungsverſchiedenheit und faſt ſcheint es, als könne die wahre Idee der P. derſelben nicht vorausgehen und deren Gang beſtimmen, ſondern als ſei dieſelbe erſt das Reſultat und Ziel dieſes Ganges ſelbſt. Als Ausgangspunkt für dieſe Unterſuchung mag wohl mit Recht der Ausſpruch des Ariſtoteles gelten: „Wegen der Verwunderung fingen einſt und fangen noch jetzt die Menſchen zu philoſophiren an." Sobald nämlich der Menſch, aus der kindlichen Unbefangenheit des bewußtloſen Denkens und Fühlens hervortretend, aufhört im unmittelbaren Inſtinkte die Erſcheinungen aufzufaſſen und hinwiederum ſeine Thätigkeit an ihnen zu äußern, wird ihm in ſeinem Innern ein Zwieſpalt fühlbar, der ſich in ſeiner Handlungsweiſe als Ungewißheit, in ſeiner Vorſtellungsweiſe als Verwunderung äußert, vorzugsweiſe jedoch dieſe zweite Geſtalt annimmt, weil im Handeln der Menſch weit länger und feſter an die Unmittelbarkeit des Triebes und Bedürfniſſes gebunden zu ſein pflegt, als im Denken. Wenn die Erſcheinungen der Außenwelt ſich unſerer Vorſtellung als vereinzelt zeigen, jede für ſich beſtehend und in ſich abgeſchloſſen, ſo ahnen wir doch in der unendlichen Mannigfaltigkeit dieſer Einzelnheiten Zuſammenhang — Beziehungen einer auf die andere, und ſuchen dieſe zu erklären; wenn wir die unbeſtimmte Kraft fühlen, zu handeln und zu ſchaffen, ſo fühlen wir das Bedürfniß, für die Äußerungen dieſer Kraft feſte Formen zu finden, ſie zu beſtimmen durch Geſetze, Gründe. Dieß natürliche

Streben alſo, in allen Erſcheinungen des (äußern und innern) Lebens, den durchgehenden Zwieſpalt des Einzelnen und des Allgemeinen, der Form und des Weſens oder der Kraft, den unſer Bewußtſein allenthalben findet und der eben in ihm jene Verwunderung, jene Unſicherheit der Unbegreiflichkeit erzeugt, zu vermitteln, jedes Einzelne in Beziehungen zu ſetzen zu einem Andern, Allgemeinern, jedes Allgemeine zurückzubeziehen auf ein Einzelnes, iſt eben das Philoſophiren, daß darum weder angelernt, noch ſelbſt, ſeinem Weſen nach, begreiflich gemacht werden kann, wofern nicht Jemand in ſich ſelbſt dieſen Trieb empfindet. Die Anfänge dieſes Triebes ſind ſchon in der einfachen Frage der Verwunderung: Was iſt das? Woher iſt das? bemerkbar, welche andeutet, daß wir uns nicht bei der Betrachtung eines Dinges als ſolchen beruhigen, ſondern ein Anderes, ein Etwas haben wollen, was jenes für uns erkläre, begründe. Allein auch dieß anſcheinend uns Bekanntere oder Höhere wird ſich bald, bei wiederholter Frage, als eben ſowohl einer weitern Erklärung durch ein anderes Etwas und Herleitung aus einem höhern Grunde bedürftig erweiſen und ſo wird unſer ganzes Philoſophiren darin beſtehen, daß wir von Frage zu Antwort, von Antwort zu Frage fortgehen, daß wir fort und fort, weiter und weiter begründen, erklären, neue und neue Beziehungen finden. Es bildet alſo im Proceſſe des menſchlichen Denkens das fortlebende Princip, welches die Trägheit des gewöhnlichen Vorſtellens zur Conſequenz eines ſtetigen Fortſchrittes zwingt. Eben dieſe Trägheit jedoch verführt den Geiſt leicht auf irgend einer Stufe dieſer philoſophiſchen Erklärung ſtehen zu bleiben und ein daſelbſt gewonnenes Reſultat als das letzte und höchſte, nicht weiter zu begründende feſt zu halten oder auch wohl ein ſolches Höchſtes und Vollendetes aus einem dunkeln Gefühle gleich von vorn herein anzunehmen, um dann von da aus jenen Proceß des Erkennens zu beginnen. Auf dieſe Weiſe hat man ein ſogenanntes Abſolutes als Ausgangspunkt für das Erkennen angenommen und die vollkommene, d. h. dem Abſoluten ganz gleichkommende, alſo ſelbſt abſolute Erkenntniß deſſelben für Ziel und Weſen der P. ausgegeben, die man daher gemeinlich als Wiſſenſchaft des Abſoluten definirt, man mag nun als jenes Höchſte, alles Erklären in ſich Abſchließende, das Weſen der Dinge (τὸ ὄντως ὄν, wie Plato und Ariſtoteles), oder die Gottheit (wie die meiſten, beſonders chriſtlichen Philoſophen), oder das Ich, das menſchliche Bewußtſein, betrachten. Eine ſolche Beſchränkung des Philoſophirens aber auf einen abgeſchloſſenen Kreis, eine ſolche Annahme eines feſten, abſoluten Grenzpunktes der Erklärung, welche der P. den ſtabilen Charakter eines fertigen, vollendeten Syſtems gibt, iſt eben dem philoſophiſchen Triebe entgegen und ſelbſt unphiloſophiſch. Daher ſind auch jene abſoluten Grenzpunkte, jene Begriffe oder Vorſtellungen eines Abſoluten, ſämmtlich willkührlich, bloße Meinungen und beliebige Vorausſetzungen der Philoſophen, Dogmen, und das darauf gegründete Syſtem iſt Dogmatismus. Der Dogmatismus in der P. ſtützt ſich eben auf die Infallibilität ſeiner abſoluten Principien und beſtreitet daher jeden andern Dogmatismus als falſch, der nicht von denſelben Principien ausgeht. Der philoſophiſche Trieb jedoch in ſeiner ſtrengen Conſequenz vernichtet alle dogmatiſchen Syſteme, ihrem abſoluten Charakter nach als geſchloſſene Wiſſenſchaft, indem er ihre abſoluten Grundſätze und Begriffe ſelbſt wieder fraglich macht, zu erklären ſucht. In ſofern nun hier das Philoſophiren das eigentliche Weſen des Dogmatismus, das Abſolute ſeiner Erkenntniß, die ſogenannte abſolute Wahrheit, völlig aufhebt, erſcheint es als bloße Negation, als bloßer Zweifel an dem vollkommenen Wiſſen, als Skepſis (ſ. d. Art.); in ſofern es jedoch dieß nur thut, um das, was dort für letzte, abſolute Wahrheit galt, ſelbſt wieder zu erklären und zu begründen, und zwar deßhalb, weil die Anerkennung eines in unſerm Geiſte gegründeten Bedürfniſſes ein ſolches Verfahren rechtfertigt und nöthig macht, mag dieß als das ächt kritiſche (ſ. d. Art. Kriticismus) bezeichnet werden. Dieſe Anerkennung des Grundes alles Philoſo-

phirens im Weſen des Menſchengeiſtes, wiefern dieß in einem Gegenſatze von Richtungen oder Äußerungsweiſen, der des Einzelnen und der des Allgemeinen, der Form und der Kraft und in dem Triebe beſteht, dieſen Gegenſatz auszugleichen, durch Beziehung der entgegengeſetzten Glieder auf einander, mag nun philoſophiſche *Grundlehre* oder *Fundamentalphiloſophie* heißen; ſie ſtellt die Grundelemente alles Philoſophirens, eben jene beiden Äußerungsweiſen des Bewußtſeins und den ganzen Schematismus der Beziehungen beider auf einander dar, wie er ſich in jeder einzelnen philoſophiſchen Erklärung und Beſtimmung wiederholt. Man mag dieß auch die *reine* P. nennen. Indem nun dann die einzelnen poſitiven Stoffe der Erfahrung dieſem philoſophiſchen Proceſſe unterworfen werden, entſteht die *angewandte* P. in den einzelnen philoſophiſchen, d. h. nach jener philoſophiſchen Auffaſſungsweiſe bearbeiteten Wiſſenſchaften. Der Boden aller dieſer wird daher die Erfahrung ſein und, was eine ſolche nicht zuläßt, iſt von der P. eben ſo gut wie von den Erfahrungswiſſenſchaften ausgeſchloſſen. Dieſe hat alſo kein beſonderes, über oder außer dem Leben, dem erfahrungsmäßigen Sein, gelegenes Reich, ſondern wurzelt ganz in dieſem, iſt auch keine beſondere Form oder Erſcheinung deſſelben, eine geſchloſſene Wiſſenſchaft für ſich, ſondern einzig die *bewußte*, *klare* und *conſequente* Auffaſſung, die Kritik des Lebens, aller Erſcheinungen der Natur und aller Äußerungen der menſchlichen That, welche (als *theoretiſche* P.) für jene die allgemeinen Gründe ihres Entſtehens und Beſtehens als Naturgeſetze, (als *praktiſche* P.) für dieſe ihre Beſtimmungsgründe als praktiſche Gebote für den Einzelnen, als Geſetze der Fortbildung zu immer höheren Formen für die Thatkraft der ganzen Menſchheit aufſtellt. Mit dieſem Geiſte findet auch das Philoſophiren die ihm gebührende Stellung zum Leben, welche eben ſowohl ſeiner Würde als ſeiner Wirkſamkeit günſtig iſt. Wenn die P. im gewöhnlichen Sinne, als eine geſchloſſene Wiſſenſchaft, theils der Willkühr ihrer Dogmen halber, die jeder Erklärung durch den geſunden Menſchenverſtand ſich entziehen, theils ſelbſt wegen ihres Gegenſtandes des Abſoluten, das außer aller Beziehung zum Leben ſcheint, großentheils in den Geruch einer unfruchtbaren, unverſtändlichen, phantaſtiſchen Speculation verfallen iſt und man den Werth derſelben fürs Leben, wohl gar die Möglichkeit ihrer Anwendung darauf in Zweifel gezogen hat, ſo iſt dagegen das Philoſophiren dieſem unumgänglich nothwendig, wenn wir nicht in bewußtloſer Dumpfheit fortleben, ſondern ſelbſtbewußt denken und handeln wollen. Eher möchte es ſcheinen, als ob das Philoſophiren ſich gar nicht über das ganz gemeine Thun und Treiben des Geiſtes erhöbe; und allerdings philoſophirt mehr oder weniger ein jeder nur nicht ganz geiſtig Träge. Der Philoſoph von Fach unterſcheidet ſich daher von dieſen Naturaliſten im Philoſophiren nur durch eine ſchärfere Conſequenz, nach welcher er ein jedes einzelne Reſultat ſeiner Erkenntniß in ſeiner Stellung zur Totalität ſeiner Erfahrung und zu dem Weſen ſeines Bewußtſeins erfaßt, um von da aus ſich den Fortgang zu einem zweiten mit jenem zuſammenhängenden zu ſichern, da hingegen im gemeinen Leben wir zwiſchen einzelnen zum Bewußtſein gebrachten Begriffen oder Zwecken wieder das unmittelbare Gefühl oder den genialen Inſtinkt eintreten und bewußtlos walten laſſen. Aus dieſem Grunde bildet die zeitliche Fortentwicklung des philoſophiſchen Geiſtes der Menſchheit eine beſondere Sphäre neben der des allgemeinen geiſtigen Lebens, weil dort jedes einzelne Moment dieſes Fortganges mit dem andern durch das Bewußtſein der Philoſophen von der nothwendigen Beziehung des Einen aufs Andere verknüpft iſt und daher dieſer ganze Verlauf eine ſtetige Reihe darſtellt von Verſuchen, ein immer höheres Bewußtſein von den Dingen zu erhalten. Doch ſteht auch dieſe Geſchichte des *philoſophiſchen Triebes* oder des *Philoſophirens* ihrem allgemeinen Geiſte nach und einzelne abweichende Richtungen der Willkühr ausgenommen unter den Bedingungen der Geſchichte des menſchlichen Geiſtes;

denn ſie ſetzt zu ihrem Entſtehen einen gewiſſen Charakter des allgemeinen geiſtigen Lebens voraus und muß auch aus dieſem, aus der jedesmaligen Erfahrung einer Zeit, die Elemente aufnehmen, die ſie zum Bewußtſein bringen will, aber auch die, wodurch ſie jene vermitteln kann. Stets iſt es ein gewiſſer Kreis des Denkens, Empfindens, Vorſtellens, den das Philoſophiren ſich zu eigen zu machen, zum Bewußtſein zu erheben ſucht. Hat ſie innerhalb deſſelben alle vorhandenen Elemente benutzt, alle Beziehungen derſelben zu einander erſchöpft, ſo kann die Erklärung nicht weiter fortgehen, weil Nichts mehr da iſt, wodurch man erklären könnte; die Frage, welcher die Antwort fehlt, wird zum bloßen Zweifel, der die ganze bisher für einzig wahr angenommene Sphäre des Erkennens vernichtet und auf eine andere hinweiſt, durch welche jene erſt bewahrheitet werden müſſe. So bricht von Zeit zu Zeit jene ſtetige Reihe der Syſteme und Schulen in der Geſchichte des Philoſophirens ab und es tritt eine durchgreifende ſkeptiſche Richtung ein, bis man aus der vorgeſchrittenen Erfahrung ein neues Element des Denkens, neue Ideen, Vorſtellungen u. ſ. w. aufnimmt, durch die eine Wiedererklärung der in Zweifel gezogenen Erkenntniß erfolgen, eine neue Periode in dem geſchichtlichen Fortgange beginnen könne. — Betrachten wir nach dieſer Auffaſſungsweiſe die geſchichtlichen Erſcheinungen des philoſophiſchen Triebes, ſo finden wir denſelben — mit Übergehung ſchwacher Spuren davon in der ſogenannten orientaliſchen P., die großentheils in poſitiven Religionsvorſtellungen befangen iſt, ſo wie der mythiſchen und gnomiſch-praktiſchen Philoſopheme bei den erſten Griechen — kräftige Wurzeln ſchlagend in den erſten anerkannten griechiſchen Philoſophen, vom VII. Jahrh. v. Chr. an, gemeinlich unter den Sectennamen der joniſchen, atomiſtiſchen, pythagoräiſchen Philoſophen zuſammengefaßt. Die Erfahrung iſt hier noch eine ganz ſinnliche und ſo geht denn auch die Erklärung nur an der Sinnenbeobachtung fort. Das Einzelne ſoll nicht mehr als ſolches betrachtet werden, ſondern in ſeiner Beziehung auf ein Anderes, als ſeinen Erklärungsgrund, als ſein Weſen, mag daſſelbe nun erſcheinen als der Grundſtoff oder die Grundkraft, oder als der Grundbeſtandtheil in der mechaniſchen Zuſammenſetzung, oder als die allgemeine Vorſtellungsform, unter die das Einzelne geordnet wird, die Zahl. — Hier geſchah dem philoſophiſchen Triebe ſchon Genüge, wenn ſolcherweiſe ein Sinnliches aus dem Andern hergeleitet wurde. Allein bald fand man dieſe Herleitung ſelbſt unerklärlich und zweifelte, ob jenes Etwas, woraus Alles werden ſollte, wirklich das Erſte, nicht weiter zu Begründende ſei. Entweder gibt es nur ein Werden und alle Einzelnheiten ſind nichts als verſchwindende Momente in dieſem allgemeinen Fluſſe (Heraklit), oder das Werden, der Wechſel der Erſcheinungen iſt Täuſchung und es iſt Alles nur ein ſtarres, ewiges Sein (Eleaten). So war von zwei Seiten die ſinnliche Erfahrung vernichtet worden durch die Conſequenz des philoſophiſchen Denkens. „Es gibt gar nichts,“ war das ſkeptiſche Reſultat dieſer Periode in der Sophiſtik (ſ. d. Art.) ausgeſprochen. Eine neue Welt voll neuer Elemente des Erkennens ging dem Menſchen aber auf in ſeinem Innern und zunächſt in ſeinem moraliſchen Bewußtſein. Wo die ſinnliche, materielle Erſcheinung nicht ausreicht für die Erklärung des Einzelnen, für die Beſtimmung der Handlungsweiſe, da erkennen wir unmittelbar in den Ideen das Weſen der Dinge, wie die Norm unſerer Thätigkeit. Nicht das natürliche, mechaniſche Entſtehen der Dinge, ſondern ihre Beziehungen auf das Gute, Schöne, Zweckmäßige, bilden jetzt ihre Erklärung und dieſe geht fort bis zu einem Urguten, als der höchſten Idee. So kündigte ſich die Sokratiſche Periode an (ſ. d. Art. Sokrates); ſo trat in dieſem neuen, geiſtigen Elemente, dem Reiche der unmittelbaren Begriffe und Ideen, die P. in jugendlicher Begeiſterung auf bei Plato (ſ. d. Art.). Aber dieſe Begeiſterung war der Conſequenz des Philoſophirens nicht günſtig: man glaubte zu erklären, wo man nur mit un-

mittelbaren, nicht tiefer begründeten Ideen ſchaltete. Es mußte der nüchterne Gang der Forſchung nach Beobachtung wieder aufgenommen werden; jene Begriffe ſelbſt waren nur Allgemeinbegriffe, auf welche die Erklärung des Einzelnen führte. So ſprechen ſie das Weſen der Dinge aus, nachweisbar an der Erſcheinung und ſo, in organiſcher Wechſelwirkung, erklären und begründen ſich Begriff und ſinnliche Anſchauung. Auf dieſem Punkte, in der peripatetiſchen P. (ſ. d. Art.), ſtand der philoſophiſche Geiſt der Griechen am Höchſten; hier war lebenskräftige Erfahrung, gehalten in der ſichern Form des Begriffes, der ſtetigen Erklärung immer zugänglich. Von jetzt an ſchied ſich der Begriff immer mehr von der ſinnlichen Beobachtung. Entweder man erklärte die Dinge willkührlich nach dogmatiſchen Formeln, oder man faßte ſie ſchlechtweg auf, wie ſie die Sinne boten, ohne nach ihrem Weſen zu fragen, und gleicherweiſe beſtimmte man die menſchliche Handlungsweiſe bald nach ſchroffen und ſtarren Geſetzen, bald nach ſinnlichem Gelüſte, ohne in beiden Fällen dieſelbe eigentlich zu begründen. So deutet die ſtoiſche und die epikureiſche P. (ſ. d. Artt.) ſchon den Verfall der griechiſchen P. an. Vollkommen wurde dieſer in der dritten Periode, oder der Zeit des allmähligen Abſterbens der griechiſchen P. Denn als eine neue Skepſis, die der akademiſchen und pyrrhoniſchen Schule (ſ. d. Art. Skepſis), auch dieſes neue Element des Erklärens, die Begriffe der zweiten Periode, vernichtet und die Unmöglichkeit gezeigt hatte, ſowohl durch ſie, als durch die ſinnliche Erfahrung oder die Verbindung beider Gewißheit zu erlangen, da verlor das ganze Erkennen allen Halt und alle Conſequenz der Erklärung wurde aufgegeben. Der Begriff galt als gleichgültige leere Form, in den man einen beliebigen Inhalt hineintragen könnte und einen ſolchen wiederum bot theils die gemeine Wirklichkeit, theils eine unmittelbare Anſchauung eines höhern Seins. Und ſo entſtanden hier gleichzeitig die trocknen Verſuche einer Syſtematiſirung des Rechts, der Moral ꝛc. nach philoſophiſchen Begriffen, beſonders bei den nüchternen Römern, und die ſchwärmeriſchen Phantaſien der orientaliſch-griechiſchen Philoſophien, der philoniſchen, neuplatoniſchen, kabbaliſtiſchen ꝛc. (ſ. d. Artt.). In ganz anderm Boden und darum mit ganz anderm Charakter erhob ſich über den Trümmern jener claſſiſchen P. die der zweiten Hauptperiode, die chriſtliche. Wenn dort der philoſophiſche Trieb von der äußern Erfahrung ausging und in ihn ſein rechtes Leben hatte, auch dann, als er mehr in das unmittelbare Denken eintrat; ſo fehlte eine ſolche Richtung dem chriſtlichen Geiſte ganz, der in der ihm ſich unmittelbar erſchließenden Fülle der Gottheit ruhte, die Erſcheinungswelt, die Welt des Nichtigen, Vergänglichen ignorirend. Wenn daher auch hier das philoſophiſche Streben rege ward, ſo konnte es nur jenes Abſolute, den Gegenſtand ſeines Glaubens zu erkennen, zu einem Gegenſtande des Wiſſens zu machen ſuchen; es hatte als Element dieſer Erkenntniß nichts, als jene leeren, in todte Formeln verkehrten Begriffe, die aus der griechiſchen P. einzig übrig waren, und ſo begann denn in dieſem engen, durch den Mangel jeder Beziehung auf die lebenskräftige Einzelerfahrung begrenzten und von der poſitiven Religion ſelbſt und ihrer Repräſentantin, der Kirche, ſorgfältig gehüteten Kreiſe ein Philoſophiren als ein Syſtematiſiren und gegenſeitiges Erläutern jener Begriffe unter ſich und der religiöſen Vorſtellungen durch ſie. Das war eine P. der Schule, wie die griechiſche eine P. des Lebens geweſen war; die in Formalismus und Dogmatismus erſtarrte Scholaſtik (ſ. d. Art.). — Doch gemach erwachte auch die Erfahrung und Beobachtung wieder und ſobald ſie ſich geltend machte, mußte die unmittelbare Gewißheit jener willkührlichen Begriffe (der Realismus) verſchwinden vor der Forderung des Bewußtſeins, ſie auch durch die Erfahrung zu begründen. Die empiriſche Forſchung, angeregt durch die Nominaliſten, wurde wieder aufgenommen bei dem Erwachen eines freieren, regeren Lebens in Staat, Religion, Wiſſenſchaft, und ſo ſtürzte vor dem furchtbaren Zweifel des Carteſius

(ſ. d. Art.) der Bau ſcholaſtiſcher Begriffe, um einer Erklärung nach Erfahrung Platz zu machen, freilich vor der Hand nur nach innerer, d. h. nach angeborenen Ideen. Denn wollte man auch das Abſolute nicht mehr blos in unmittelbarem Glauben aufnehmen und in gegebenen Formen faſſen, ſondern es demonſtriren; ſo konnte doch die ſinnliche Erfahrung nicht zur Geltung kommen, ſo lange man überhaupt an jenem reinen Überſinnlichen feſthielt. Sie ſollte zwar wohl mit den angeborenen Ideen verſöhnt werden; man fragte, wie dieſe mit der Außenwelt einzuſtimmen vermöchte; man wollte auch die Beziehungen des Abſoluten zur Erſcheinungswelt nachweiſen: aber Alles unter dem Einfluſſe jener unmittelbaren Begriffe und eines eben ſo unmittelbaren Glaubens an das Abſolute, den man vergebens verläugnete. Dieß iſt die demonſtrirende Periode der carteſianiſchen Schule, eines Malebranche, Spinoza, Leibnitz, Wolf u. A. Darum machte ſich dieſen gegenüber die reine Empirie geltend und zwar in ihrer ganzen Äußerlichkeit, als die bloße Mannigfaltigkeit der ſinnlichen Empfindung, die darum auch Alles, was darüber hinausliegt, für unwahr erklärt, in ſofern es ſich nicht eben durch die Empfindung rechtfertigt und begründet. Dieſe abermalige Skepſis (ausgehend von den engliſchen Senſualiſten), deren Haupt Locke (ſ. d. Art.) und vollendet in Hume (ſ. d. Art.), vernichtete endlich vollends die dogmatiſche Willkühr der Begriffe und Ideen und ſetzte die Erfahrung in ihr Recht wieder ein. Es galt, den Gegenſatz des ganz Äußerlichen in der Erfahrung, der bloßen Sinnenempfindung, der Mannigfaltigkeit, und des Innerlichen, der Begriffe, in die ſich jene als in feſte Einheiten, Stützpunkte der Erklärung, abſchließt, einen Gegenſatz, den die frühere P. in ihrer Unbefangenheit ignorirt oder durch ihr unmittelbares Erkennen in Begriffe ſich verſteckt hatte, aus dem Weſen des Bewußtſeins ſelbſt darzuſtellen, die Beziehung beider Glieder deſſelben auf einander nachzuweiſen und wo möglich ihre Einſtimmung zu bewirken. Dieſes Bewußtſein eines Gegenſatzes von Endlichem und Unendlichem, Erſcheinung und Weſen, Erkennen und Sein ꝛc., und der Nothwendigkeit, eine Ausgleichung deſſelben zu verſuchen, macht den Charakter der Periode der P., in welcher wir ſtehen, der kantiſchen aus (ſ. d. Art. Kriticismus). Weil man nun aber bei jener Ausgleichung übereilt einen Punkt feſthielt, in dem man wirklich die Einheit beider Entgegengeſetzten zu haben und von dem aus man daher dieſe ſelbſt erklären zu können meinte, iſt man wieder in eine neue Art von Dogmatismus gefallen, indem man für jene Annahme ganz neue Erkenntnißweiſen und unverſtändliche, beliebige Vorſtellungen erfand. Dieſen Geiſt bekunden die Fichte'ſche, Schelling'ſche, Hegel'ſche und andere Philoſophien, die denn allmählig, eben weil auch ſie an einem Abſoluten, Unerklärlichen feſthalten, in jene Willkühr des Vorſtellens eines unmittelbar gegebenen Inhalts in beliebigen jenem ſich accommodirenden Begriffen zurückgefallen ſind, welche wir ſchon beim Verfalle der griechiſchen P. fanden und welche man insgemein mit dem Namen Myſtik bezeichnet. Ob darum auch unſere neueſte P. ein ſolcher gänzlicher Verfall bevorſteht oder welche Richtung ſie nehmen werde, ſteht noch zu erwarten. — Was nun das mehr Äußerliche des Syſtems, der Eintheilung, der Methode in der P. betrifft, ſo findet ſich hier große Verſchiedenheit bei den einzelnen Philoſophen, deren einige ein geſchloſſenes Syſtem aufgeſtellt, andere freier und ungebundener philoſophirt haben (vergl. d. Art. Methode). Auch die innerhalb des Syſtems angenommenen Theile der Wiſſenſchaft ſind ſehr verſchieden beſtimmt worden. In der ſokratiſchen Schule findet ſich zuerſt die dreifache Eintheilung der P. in Dialektik oder Logik, Phyſik, Ethik oder Politik, daneben auch die allgemeinere in theoretiſche und praktiſche P., für deren Urheber man den Ariſtoteles ausgibt. Jene drei Theile blieben, ihrem Weſen nach, wenn auch unter verſchiedenen Beziehungen, auch in den folgenden Syſtemen, wie ſie denn auch die natürlichſten ſind, wenn man die Logik als den vorbereitenden oder begründenden,

Digitized by Google

Phyſik und Ethik als die angewandten Theile der P. betrachtet. Später trat an die Stelle der Phyſik die **Metaphyſik** (ſ. d. Art.) und bildete mit der Logik und der auch als Wiſſenſchaft aufgenommenen Äſthetik die theoretiſche P., während die Ethik ſich durch die P. des Rechtes und der Religion ergänzte und mit dieſen die praktiſche P. ausmachte. Dann ſtellte man wohl auch vor dieſe beiden Haupttheile eine Fundamentalphiloſophie. — Doch kommen auch abweichende Eintheilungen vor, wie z. B. die herbartiſche, welche die Ethik unter der Äſthetik ſubſumirt ꝛc., und die neueſte P. entſchlägt ſich der Eintheilung, wie überhaupt des Methodiſchen und Syſtematiſchen, faſt gänzlich. — Im Ganzen iſt die P. weit mehr von der theoretiſchen als von der praktiſchen Seite bearbeitet worden; man hat ſich begnügt, Geſetze des Handelns aufzuſtellen und danach Tugend und Pflicht zu beſtimmen, ohne, wie beim Erkennen, auf das eigentliche Weſen der Thatkraft in allen ihren Beziehungen und Äußerungsweiſen tiefer einzugehen. — Über Literatur der P. ſ. Krug's „Philoſophiſches Lexikon" unter dieſem Worte. Vergl. H. Schmid, „Über das Weſen der Philoſophie und ihre Bedeutung für Leben und Wiſſenſchaft" (Heidelberg 1836). 80.

Philoſtrătus. 1) **Flavius** P. aus Lemnos, daher Lemnius, lebte im III. Jahrh. nach Chr. als Sophiſt zu Rom und Athen und iſt bekannt als Verfaſſer mehrerer zwar unkritiſcher und mit Prunk überladener, aber doch ſchätzenswerther und namentlich für Archäologie wichtiger Schriften. Dieſe ſind: „**Leben des Apollonius von Tyana**" 8 Bücher (zuerſt ed. Venet. Aldus. s. a. 1501 sqq. Fol. 2 Voll.); „**Leben der Sophiſten**" 2 Bücher, enthaltend 59 Lebensbeſchreibungen; „**Heroica,**" ein Geſpräch über 21 im Homer und den Cyklikern vorkommende Helden (rec. J. Fr. Boissonade. Paris 1806. 8.); „***Εἰκόνες,***" d. i. eine Beſchreibung von 66 Gemälden in der Galerie zu Neapel (vergl. Chr. Gottl. Heynii „Philostrati imagin. illustratio in opusc. acad. Vol. V."); 36 Briefe und Epigramme. 2) P. der jüngere, Neffe des Vorigen und Zeitgenoſſe des Kalliſtratos unter Caracalla, ſchrieb eine Fortſetzung von ſeines Oheims „*Εἰκόνες,*" die 18 Entwürfe zu Gemälden enthält und vorzüglich für Archäologen intereſſant iſt. Die Schriften beider P. zuſammen erſchienen: „Philostratorum imagines (et Callistrati statuae)" rec. Fr. **Jacobs** observatt. add. F. Th. **Welcker** (Leipz. 1825. 8.); „Philostr. et Callistr. opp." gr. lat. cum n. G. **Olearii** (Leipz. 1709. Fol.). Eine gute Überſetzung beſitzen wir von **Seybold** (Lemgo 1776 und 1777. 2 Bde.). Vergl. Fabric. B. Graec. (T. V. p. 540 et 554). 20.

Philtrum, ſ. Liebestrank.

Phineus, Sohn des phöniciſchen Königs Agenor, nach Andern des Neptun, wurde mit ſeinen Brüdern ausgeſchickt, um ihre Schweſter Europa zu ſuchen, und ließ ſich zu Salmydeſſus in Thracien nieder, wo er König ward. Er vermählte ſich mit der Cleopatra, einer Tochter des Boreas, und zeugte mit ihr 2 Söhne, Pleriphos und Pandion. Bald aber verſtieß er ſeine Gemahlin und heirathete die Idäa, des Dardanus Tochter, welche ſeine Söhne bei ihm verläumdete, weil ſie ihrer ſchändlichen Liebe kein Gehör gaben. P. ſtach ihnen die Augen aus und ſetzte ſie auf einen Felſen den wilden Thieren zum Raube vor. Dafür wurde er ſelbſt geblendet und von den Harpyien geplagt, welche ihm alle Speiſen, die er genießen wollte, entriſſen oder beſudelten (ſ. d. Art.). Von dieſen befreiten ihn die Argonauten, denen er weiſe Rathſchläge und einen Wegweiſer durch die Symphlegaden gab. Dieſelben hatten auch ſeine Söhne aus ihrem qualvollen Zuſtande befreit. Nach den Herakleendichtern wurde Hercules ihr Rächer, indem er den P. tödtete. Nach einer andern Mythe wurde er von den Göttern des Augenlichts beraubt, weil er die Zukunft vorherſah; oder vom Neptun, weil er den Kindern des Phrixus den Weg aus Kolchis nach Griechenland gezeigt hatte. 11.

Digitized by Google

Phiole heißt in der Chemie eine hohle Glaskugel mit einem verhältnißmäßig engen und langen Halſe. Man bedient ſich ihrer nur ſelten noch zu Deſtillationen. 5.

Phlegĕthon nannten die Alten einen Fluß der Unterwelt. Die Feuermaſſen, die in demſelben ſtatt des Waſſers nach ihrer Meinung floßen, riſſen brennende Felſenblöcke mit ſich fort und verwandelten die nahen Ufer in öde Steppen. 77.

Phlegma heißt jede Flüſſigkeit oder Schleim, beſonders im Blute; daher der Ausdruck phlegmatiſches Temperament. Eben ſo nennt man vorzugsweiſe in der Chemie den Waſſergehalt einer geiſtigen Flüſſigkeit, der beim Deſtilliren der letztern zurückbleibt. 35.

Phlogiſton, ſ. Brennſtoff.

Phocäa (h. Fokia, Fotſcha), eine alte berühmte Handelsſtadt Joniens, an der Grenze von Äolis, iſt als Mutterſtadt mehrerer Colonien in Unteritalien und vorzüglich von Marſeille in Frankreich bekannt. Als nämlich Cyrus den lydiſchen Kröſus beſiegt und ſchon die weſtlichſten Striche Aſiens durch Harpagus ſeiner Herrſchaft zu unterwerfen drohte, wanderten die Einwohner (Phocäer, Phocenſer) unter der Anführung des Protis und Simis nach Corſika aus. Doch ein unglückliches Treffen mit den Carthaginenſern und Tyrrhenern bewog ſie ſchon nach 5 Jahren der Übermacht zu weichen und auf fremden Boden volle Freiheit zu ſuchen. Der eine Theil wandte ſich nach Unteritalien; der andere ſchlug ſich neue Wohnſitze in Gallien auf und gründete hier das nach Kurzem ſo wichtige Maſſilia. 35.

Phocĭon, atheniſcher Staatsmann, berühmter durch ſein muſterhaftes Leben, welches ihm den Beinamen des Trefflichen, χρηστός, erwarb, und ſeine Klugheit, als durch ſeine kriegeriſche Tapferkeit. Seine Blüthe fiel in jene für Griechenland ſo unheilvolle Zeit der macedoniſchen Hegemonie und der Parteiſtreitigkeiten in ſeiner Vaterſtadt; er gehörte der ariſtokratiſchen Partei an und obgleich ſomit ein Gegner des Volks wurde er doch wegen ſeiner erprobten Rechtſchaffenheit, Gerechtigkeit und Uneigennützigkeit 45mal zur Verwaltung von hohen obrigkeitlichen Stellen gewählt. Beſonders hatte er ſich die Liebe und Achtung der atheniſchen Bundesgenoſſen erworben, weil er in ſeinen Heeren ſtrenge Mannszucht hielt und dadurch jene vor Ausbrüchen ſoldatiſcher Rohheiten ſchützte. Nur der Achtung vor P.'s Perſönlichkeit war es zuzuſchreiben, daß die Euböer den Athenern treu blieben, da ſie von Philippus von Macedonien vielfache Aufforderungen zum Abfalle von Athen hatten. So lange eine Möglichkeit da war, mit Glück dem mächtigen Macedonier zu widerſtehen, war er als guter Patriot ein arger Widerſacher der fremden Herrſchaft; als er aber jenen zu mächtig, ſein Volk aber immer mehr an Kraft ſinken ſah, änderte er ſeine Grundſätze und rieth, ſich dem Philippus nicht mehr feindlich gegenüberzuſtellen; denn er hoffte auf dieſe Weiſe noch etwas für ſein geſchwächtes Vaterland von dem ſtarken Gegner zu gewinnen. Aber ſeine Vaterlandsliebe wurde verkannt und endlich gar für Verrätherei ausgegeben. Nach Philippus' Tode war große Freude in Athen; der Redner Demoſthenes erlaubte ſich ſogar Invectiven gegen den Verſtorbenen und deſſen Nachfolger, Alexander den Großen; P. rieth Mäßigung und warnte vor einem Kriege gegen den jungen König; aber er wurde nicht gehört. Erſt als die Athener beſiegt worden waren und eine traurige Kataſtrophe ſich nahen ſahen, wendeten ſie ſich wieder an P., um den beleidigten König wieder zu beſänftigen, und dieſer brachte es auch durch ſein Anſehn dahin, daß Alexander von der Züchtigung Athens abſtand. Die Athener aber, noch nicht klug geworden, wiederholten nach Alexander's Tode das alte Spiel und machten ſich dadurch die macedoniſchen Regenten zu erbitterten Feinden. Zwar kämpfte P. ſelbſt gegen die Macedonier und ſchlug ſie oft ſiegreich zurück, allein da er das Commando niedergelegt hatte, wurde ſein Nachfolger von Antipater und Kraterus in der Schlacht bei Kranon beſiegt und an P. kam die

Reihe wieder für ſein Land zu unterhandeln. Es glückte ihm nun zwar einen Frieden zu erlangen, allein unter ſehr harten Bedingungen, von denen die härteſte die war, daß nach Munychia, dem einen der atheniſchen Häfen, eine macedoniſche Beſatzung gelegt wurde. Da nach Antipater's Tode Kaſſander ſich Athens bemächtigt hatte, ohne daß es P. hinderte, obgleich er von Kaſſander's Vorhaben unterrichtet geweſen ſein ſoll, ſo wurde P. als ein Landesverräther betrachtet und von der demokratiſchen Partei, welche das Übergewicht durch Polyſperchon's Unterſtützung erhalten hatte, unter deſſen Einfluſſe erſt verbannt, dann nach Athen zurückgebracht und ungehört zum Tode verurtheilt; er trank den Giftbecher, und ſo erzürnt war auf ihn das Volk, daß er nicht einmal ein ehrliches Begräbniß erhielt; ſondern ſeine Leiche wurde über die Grenze geworfen, wo Freunde ſeine Überreſte nach Eleuſis begruben. Daß er bei ſeiner zweideutig ſcheinenden Politik doch ein redlicher Patriot war, ſieht man aus der Uneigennützigkeit, mit der er alle Geſchenke, die ihm die macedoniſchen Regenten ſendeten, abwies; er wollte weder ſeinen Landsleuten Veranlaſſung zu einem Verdachte geben, noch bei jenen die Überzeugung aufkommen laſſen, als ſpreche er für ſie, um ihrer Gnade würdig zu werden, noch auch überhaupt um ſeine einfache Lebensweiſe zu ändern. P.'s Unſchuld und Rechtlichkeit wurde bald nach ſeinem Tode erkannt und nicht nur ſeine Ankläger wurden mit dem Tode beſtraft, ſondern auch ſeine Gebeine auf öffentliche Koſten begraben und ihm eine Bildſäule geſetzt. 6.

Phocis, eine Landſchaft im eigentlichen Griechenland, wurde durch Theſſalien, durch das Land der opuntiſchen und epiknemidiſchen Lokrer, Böotien, den korinthiſchen Meerbuſen, durch Doris und die ozoliſchen Lokrer begrenzt. Es wurde durch den Kephiſſos (h. Keſiſſo) und den Pleiſtos bewäſſert. Außer Delphi (ſ. d. Art.) waren Elatia (in der Nähe des Dorfes Elata) am Kephiſſos und Kriſſa, unweit Delphi, mit einem Hafen, die wichtigſten Städte. P. ſoll ſeinen Namen von Phocus, dem Sohne des Ornytion, erhalten haben. Seine Einwohner, die Phocenſer, waren ein arbeitſames und tapferes Volk und zeichneten ſich in dem Kriege gegen die Theſſalier, in dem perſiſchen, peloponneſiſchen und den ſogenannten heiligen Kriegen durch ihre Tapferkeit aus. Seit der Schlacht bei Chäronea (338 v. Chr.) theilten ſie das allgemeine Loos Griechenlands. 35.

Phocylides, aus Milet gebürtig, Zeitgenoſſe des Theognis um Ol. 58, war ein von den Alten ſelbſt ſehr hochgeſchätzter elegiſch-gnomiſcher Dichter. Athenäus (4, 8) erzählt, daß ſeine Poeſien gewöhnlich mit Muſikbegleitung geſungen worden ſeien. Von ſeinen Dichtungen beſitzen wir jedoch leider nur wenige Fragmente. Es ſind dieß einzelne elegiſche Sentenzen, deren jede, wohl aus Eigenliebe des Verfaſſers, mit den Worten „Καὶ τόδε Φωκυλίδεω" beginnt und die urſprünglich ein Ganzes ausgemacht haben ſollen (vergl. „Dio Chrysost. declam. 36. T. II. p. 799. ed. Reisk."). Noch beſitzen wir zwar ein in epiſchem Versmaße abgefaßtes Gedicht: „Ποίημα νουθετικόν", das des P. Namen führt und allerdings auch einzelne alte Verſe enthält; allein die Kritiker haben hinlänglich nachgewieſen, daß es ein Machwerk aus der ſpäteren chriſtlichen Zeit iſt. Ed. pr. Venet. 1495. 4. mit Conſt. Lascaris griech. Gramm.; dann in den Sammlungen der gnomiſchen Dichter von Hertel (1561 sqq.), Mich. Neander (1577), Winterton (1675 sqq.), Brunck (1772 sq.), Boiſſonade (1823) und in den „Poetae min." von Winterton (1635 sq.) und Gaisford (Oxon. 1814; Lips. 1823). — Gr. et lat. ed. J. Ad. Schier (Lips. 1751. 8.). Eine gute metriſche deutſche Überſetzung mit Bemerkungen iſt von Thudichum (Frankf. 1829. 8.) erſchienen. 20.

Phöbus (φοῖβος, rein, glänzend) iſt ein Beiname Apollo's als Sonnengottes; Phöbe der Artemis als Mondgöttin. 11.

Phönicien, ein durch ſeine Schifffahrt und Handelsverbindungen, wie durch

ſeine Cultur ſchon im Alterthume berühmtes Land und die Pflanzſchule vieler Colonien Europas und Afrikas, lag an der Küſte des Mittelmeers in Aſien. Im weitern Sinne verſtand man darunter den ganzen ſchmalen öſtlichen Küſtenſtrich des mittelländiſchen Meeres, im engern dagegen blos das Gebiet zwiſchen den Flüſſen Eleutherus im Norden, der Inſel Aradus gegenüber, und Belus, an dem die Stadt Akko lag, im Süden. Nur Ptolomäus nennt den ſüdlichen Grenzfluß Chorſeus. In dieſer Ausdehnung erſtreckte es ſich von 34° 26′—32° 50′ Br., reichte 4—5 M. tief ins Land hinein und begriff ungefähr 250 □M. Der Libanon und Antilibanon, von welchen es durchſchnitten wurde, lieferten Holz im Überfluſſe. Eiſen und Kupfer gewann man um Sarepta. Der Getreidebau war nur gering und für die Bewohner nicht ausreichend. Die älteſte und berühmteſte Stadt war Sidon (h. Said); in ſpäteren Zeiten machte ihr aber Tyrus am Leontes, die Tochterſtadt, den Ruhm ſtreitig. Die anderen wichtigeren Städte waren Byblus, Sitz des Adonisdienſtes (h. Dſchibili oder Esbile), Berytus, durch eine Rechtsſchule in ſpäteren Zeiten berühmt, Akko (ſ. d. Art.), Orthoſias, ſüdlich von der Mündung des Eleutherus, Aradus und Tripolis. — Die Einwohner waren ein kanaanitiſcher Stamm, der urſprünglich am rothen Meere wohnte, aber ſchon lange vor der Einwanderung der Hebräer nach Paläſtina dieſen Landſtrich inne hatte. Später mögen ſich auch ägyptiſche Colonien zu ihnen geſellt haben. Von ihrer Verfaſſung ſind nur geringe Nachrichten auf uns gekommen; ſo viel nur wiſſen wir, daß jede der einzelnen Städte, obgleich anfangs als Colonieſtädte Sidons von dieſer abhängig, ſpäter zur Selbſtſtändigkeit gelangte und ihre eigenen Könige hatte. P. bildete alſo nie einen einzigen Staat, doch übten Sidon und Tyrus einen gewiſſen politiſchen Einfluß auf ſie aus, beſonders Tyrus, als es an der Spitze des Städtebundes (von 1000—600 v. Chr.) ſtand. Daher iſt die bekannte Geſchichte des Landes auch nur die der genannten beiden Städte. — Sidon, eine uralte Stadt, war die Mutterſtadt der übrigen Städte und behauptete die Oberherrſchaft bis ins 11. Jahrh. v. Chr., wo ihre Tochterſtadt Tyrus auch ſie unterwarf. Die Hebräer rühmen ſie ſeit ihrer Einwanderung als eine große Stadt und Homer ſchildert ſie als den Sitz der Kunſt. Zur Belebung ihres Handels ſahen ſich die Einwohner frühzeitig zur Schifffahrt und zur Anlegung von Colonien bewogen und wir wiſſen, daß ſie gegen 1170 v. Chr. dergleichen in Utika und ſpäter zu Leptis in Afrika gründeten. Um dieſelbe Zeit entſtand auch Tyrus, das bald ſehr mächtig ward und Cypern unterjochte und von wo aus Carthago gegründet ward. Dieſe Stadt hielt ſich tapfer gegen die Aſſyrer, mußte aber, nachdem Sidon von Nebukadnezar zerſtört worden war, nach einer 13jährigen Belagerung, ungeachtet ihre bisherigen Suffeten Alles aufboten, demſelben Ländereroberer unterliegen; doch flüchteten ſich die Einwohner auf die nahe liegende Inſel, wo ſich Neu-Tyrus bald wieder mächtig erhob, jedoch unter der Hoheit Babyloniens ſtand, mit deſſen Auflöſung es durch Cyrus an Perſien fiel. Über das neuerbaute Sidon herrſchten in der Folge wieder Könige, deren Truppen ſich unter Xerxes mit in der Schlacht bei Salamis befanden. Später verſuchte es zwar im Vereine mit anderen phöniziſchen Städten und dem ägyptiſchen Könige Nektanebus das perſiſche Joch abzuwerfen, war aber nicht mächtig genug und mußte den Sieg, den der König Tennes über Artaxerxes Ochus erfochten hatte, ſpäter (350 v. Chr.) mit ſeiner Zerſtörung büßen. Ein Theil der Ausgewanderten erbauete erſt ſpäter die Stadt wieder. Nach der Schlacht bei Ipſus kam ganz P. an Alexander den Großen. Sidon ergab ſich freiwillig und erhielt an Ballonymus einen neuen König. Tyrus allein leiſtete den hartnäckigſten Widerſtand und erſt durch die Verbindung der Inſel mit dem Feſtlande wurde ſeine Eroberung möglich. Nach Alexander kam P. an die Seleuciden und im Jahre 65 an Rom. Seit dieſer Zeit hatte ganz P. ein gleiches Schickſal mit Syrien. Je weniger P. als Staat betrachtet das Au-

Digitized by Google

genmerk der Nachwelt auf ſich zieht, deſto mehr Aufmerkſamkeit verdient es als Ausgangspunkt der Schifffahrt und mit dieſer eines Länder verbindenden Handels. Durch ihre Lage begünſtigt und von dem Handelsgeiſte getrieben wagten ſich die Phönicier von dem Meeresſtrande bald in die offene See und von dem einen Welttheile bis zu den andern und ſo kamen ſie bald von dem nahen Cypern nach Griechenland, Sicilien, Sardinien und Spanien, wo ſie Tarteſſus, Carteja und Gades (Cadiz) gründeten, und ſetzten von da ihre Fahrt weiter in den atlantiſchen Ocean bis hinauf nach England und in die Oſtſee. Noch beſuchter waren von ihnen die nördliche Küſte Afrikas, wie die weſtlich gelegenen canariſchen Inſeln (insulae fortunatae). Unſicher iſt die Nachricht, daß ſie die erſten geweſen ſeien, welche Afrika umſchifften, und ganz zweifelhaft, daß ſie Amerika gekannt haben. Nur von kurzer Dauer war ihr Verkehr im perſiſchen und arabiſchen Meerbuſen. Ihr Handel ſelbſt war wenigſtens in der früheſten Zeit nur Tauſchhandel. Sie führten inländiſche Erzeugniſſe, namentlich Glas aus Sidon, Purpur aus Tyrus, feine Leinwand und andere Waaren Aſiens aus und brachten dafür Bernſtein aus der Oſtſee, Zinn aus England ꝛc. Rein wiſſenſchaftliche Beſtrebungen ſcheinen ihnen fremd geblieben zu ſein. Ihre Sprache gehörte zu dem ſemitiſchen Sprachſtamme; doch erſt der neuern Zeit war es vorbehalten, ſie durch die Bemühungen eines Bayer („Del alfabeto y lengua de los Fenices y de sus colonias“ Madr. 1772), Hamaker („Miscellanea phoenicia“ Leyd. 1828) und vor Allen Geſenius, („Paläographiſche Studien über phöniciſche und puniſche Schriften“ Leipz. 1835), der auch „Scripturae linguaeque Phoeniciae monumenta quotquot supersunt edita et inedita etc.“ (Lips. 1836) angekündigt hat, in ein helleres Licht zu ſetzen. Der vornehmſte Gott in ihrem polytheiſtiſchen Religionsſyſteme war Baal (ſ. d. Art.), das Symbol der ſchaffenden männlichen Kraft. Gleich angeſehen war die höchſte weibliche Gottheit, Symbol der weiblichen Naturkraft, Aſtarte (ſ. d. Art.). Die Verehrung dieſer und noch mancher Untergötter beſtand im Darbringen von Opfern, ſelbſt Menſchenopfern, in Kaſteiungen und Unzucht vielfacher Art. Übrigens ſtand der Charakter der P. nicht im beſten Rufe. (S. „Heeren's Werke“, 11. Thl. 1824.) 35.

Phönix, ein Wundervogel des ägyptiſchen Alterthums, von der Größe eines Adlers, mit theils goldfarbigem, theils rothem Gefieder, kam, wie die Einwohner von Heliopolis (nach Herodot 2, 73) ſagten, alle 500 Jahre aus Arabien nach Ägypten, aber nur, wenn ſein Vater geſtorben war. Dieſen hüllte er in ein Ei von Myrrhen ein und begrub ihn in dem Tempel des Sonnengottes. Nach Plinius (lib. X. c. 2.) machte er ſich, wenn er alt wurde, ein Neſt von Weihrauchzweigen, füllte es mit wohlriechenden Sachen an und verbrannte ſich in demſelben. Aus ſeiner Aſche aber entſtand der junge P., zuerſt als ein Wurm, aus dem, vom Sonnenſtrahle erwärmt, der neue Vogel ſich bildete. Die Alten zählten 4 Erſcheinungen dieſes Vogels; die erſte unter der Regierung des Seſoſtris; die 2. unter Amaſis; die 3. unter Ptolemäus III. und die 4. nach Tacitus unter dem Kaiſer Tiberius. Man deutet dieſe Mythe gewöhnlich als Symbol einer Zeitperiode (Phönixperiode). Das Wichtigſte über dieſen Vogel ſ. bei Ant. Métral, „Le Phénix ou l'oiseau du soleil“ (Paris 1824). 11.

Phokas, oſtrömiſcher Kaiſer, ſ. Byzantiniſches Reich.

Phonetik iſt Lautlehre oder die Theorie der Ausſprache ſowohl als der Unterricht über einen richtigen und gefälligen Gebrauch der Stimme im Allgemeinen. — Phonetiſch heißt, was durch die Stimme (durch Laute) dargeſtellt werden kann. 9.

Phonomime heißt ein in der neuern Zeit von einem wiener Mechaniker erfundenes Inſtrument, welches die Geſtalt einer Stubenorgel hat und aus 4 Pfeifenregiſtern, Baß, Bariton, Tenor und Falſet, beſteht. Die Claviatur hat nur

den Umfang der alten Clavicorde, der Ton aber iſt der Menſchenſtimme täuſchend ähnlich, ſo daß man, wenn es gut geſpielt wird, ein 4ſtimmiges Männerchor zu hören glaubt. Es ſcheint indeß, als werde auch dieſes Inſtrument, wie ſo viele andere neuerer Erfindung, der Vergeſſenheit anheimfallen. 29.

Phorcus, auch **Phorcys**, Sohn des Pontus und der Gäa, oder des Neptun und der Nymphe Theſea, erzeugte mit ſeiner Schweſter, der ſchönen Ceto, die Gräen, die Gorgonen und den Drachen Ladon, der an den äußerſten Enden der Erde die goldenen Äpfel der Hesperiden bewachte. Nach Einigen war er auch der Vater der Scylla und der Thooſa, der Mutter des Polyphem. 11.

Phorometrie lehrt die Tragfähigkeit meſſen und wird zur höhern Mechanik (ſ. d. Art.) gerechnet; eben ſo bezeichnet Phorometer einen Ertragfähigkeitsmeſſer. 40.

Phoronŏmie, ein Zweig der höhern Mechanik, iſt die Wiſſenſchaft von der Bewegung der feſten und flüſſigen Körper. In dieſer Beziehung hat ſie der baſeler Geometer Jakob Hermann in ſeiner „Phoronomia, seu de viribus et motibus corporum solidorum et liquidorum" (Libb. II. Amstelod. 1716. 4.) bekannt gemacht. Kant unterſcheidet in ſeiner Metaphyſik die P., welche die Bewegung als ein reines Quantum nach ſeiner Zuſammenſetzung, ohne alle Qualität des Beweglichen, betrachtet, von der Dynamik. Später wird aber dieſes Wort in phyſikaliſchen und mathematiſchen Büchern höchſt ſelten vorgefunden. 40.

Phosphor, eigentlich **Lichtträger**, eine nach ihrer Subſtanz und ihrem Äußern ſchwefelartige Maſſe, hat die Eigenſchaft, daß ſie im Finſtern, ſelbſt wenn ſie in Fett aufgelöſt iſt, leuchtet, bei einer Wärme von 28—30° R. zerſchmilzt und bei 60° ſich entzündet. Er wird als ein Reizmittel in der Medicin und zur Bereitung der ſogenannten Phosphorfeuerzeuge gebraucht und in den Apotheken, um ſeine Entzündung zu verhindern, in Waſſer aufbewahrt. Ein hamburger Kaufmann, Namens Brand, wurde bei ſeinen Verſuchen, aus Harn Gold zu gewinnen, zufällig zu der Entdeckung des P. 1669 geführt; ſpäter (1716) machte Kunkel in Dresden zum zweiten Male ſelbſtſtändig dieſelbe Entdeckung und 1743 fanden die bis dahin üblichen Methoden an Marggraf einen Verbeſſerer. Der Ertrag blieb aber immer nur gering, der Aufwand noch groß. Scheele erſt gelang es, 1769 den P. aus Knochen in größerer Menge zu ziehen und ſeitdem hat man ihn aus mehreren Subſtanzen, beſonders aus Kreide in Scheidewaſſer aufgelöſt und aus Kalkerde mit Salzſäure, zu bereiten verſucht. Der aus Harn gewonnene P. heißt gewöhnlich der Brand'ſche, Kunkel'ſche, auch Harnphosphor, und in der Chemie und Phyſik wird er ohne eine nähere Beſtimmung P. genannt. 35.

Phosphorescenz ſchreibt man den Körpern zu, welche die Eigenſchaft haben, ohne helle Flamme im Dunkeln zu leuchten. Sie iſt dem Diamante, den Flußſpatharten und dem bologneſer Leuchtſteine eigen; den letzteren, wenn ſie vorher durch das Licht der Sonne entzündet, oder ſonſt eine Flamme ihnen nahe gebracht worden iſt. Dieſer Schein iſt aber nur von kurzer Dauer. Die P. bemerkt man auch an einigen Arten der Schwämme und beſonders dem faulen Holze, namentlich dem verfaulten Fichten-, Tannen-, Erlen- und Weidenholze. Aus dem Thierreiche gehören hierher das Johanniswürmchen, einige Inſecten und Würmer unter der heißen Zone und gewiſſe Seefiſche, wenn ſie in Fäulniß übergegangen ſind. Über den Grund dieſer Erſcheinung hat die Phyſik noch keine hinreichende Auskunft geben können. S. Heinrich, „Über die Phosphorescenz der Körper" (Nürnberg 1811). 35.

Phosphŏrus, ſ. Lucifer und Venus (Planet).

Photius, Patriarch von Conſtantinopel im IX. Jahrh., hatte, weil er nicht blos von vornehmer Geburt, ſondern auch von großem Talente und vielſeitiger Gelehrſamkeit war, allmählig die höchſten Kriegs- und Staatsämter am griechi-

ſchen Hofe mit Auszeichnung verſehen und war zuletzt unter dem Kaiſer Michael III. Staatsſecretair, als er plötzlich durch die Gunſt des kaiſerlichen Oheims Bardas, nach der Verbannung des wider des Kaiſers Sittenloſigkeit eifernden Patriarchen Ignatius, zur oberſten Kirchenwürde erhöhet ward. Innerhalb ſechs Tagen durchlief er alle Grade der kirchlichen Weihe und am Tage der Salbung ward er vom Biſchofe Gregorius von Syrakus zum Patriarchen geweiht (858). Aber der Papſt Nikolaus I. (ſ. d. Art.), welchen der kaiſerliche Hof um Mitwirkung zur allgemeinen Anerkennung des Neuerhobenen erſucht hatte, erklärte ſich für Ignatius und ſprach den Bannfluch über deſſen eingedrungenen Nachfolger, worauf dieſer kühn in die geöffneten Schranken trat und mit kirchlichen Waffen wie mit jenen der Gelehrſamkeit den Papſt bekriegte. Er blieb in ſeiner Würde, weil der Hof es wollte, und behauptete ungeachtet der päpſtlichen Anſprüche den Supremat über die griechiſche Kirche; denn die ſardicenſiſchen oder römiſchen Kirchengeſetze, mit denen die unmittelbare Erhebung eines Laien zum Biſchofe ſtreiten ſollte, waren bei den Griechen nie anerkannt worden. In einem Rundſchreiben zu einer Synode zu Conſtantinopel (867) beſchuldigte P. die römiſche Kirche mit einer Reihe irriger Lehren und Gebräuche, als der Entſtellung des ökumeniſchen Symbolum durch den Zuſatz filioque, des Faſtens am Sonnabende, der Verſtümmelung der großen Faſten, der Verachtung der Confirmation durch die Hand des Prieſters, des Verbots der rechtmäßigen Prieſterehe ꝛc.; aber bald darauf, noch im Jahre 867, ward P. geſtürzt durch Michael's Mörder und Nachfolger, Baſilius Macedo. P. verweigerte dem kaiſerlichen Mörder die Kirchengemeinſchaft, ſtand mit hoher ſtiller Würde ſeinen Richtern gegenüber und wurde in ein Kloſter verwieſen und auf einer Synode zu Conſtantinopel (869) verdammt, Ignatius aber wieder eingeſetzt. Nach deſſen Tode (878) verſöhnte ſich jedoch P. mit dem Kaiſer und erhielt ſeine vorige Würde wieder, in welcher er ſich durch des Papſtes Johann VIII. Freundſchaft befeſtigte und durch eine Synode zu Conſtantinopel (879) beſtätigt ward. Doch war auch dieſes nicht von Dauer. Bald in ſeinen Erwartungen hinſichtlich ſeiner geltend gemachten Anſprüche auf Bulgarien getäuſcht, ſprach der Papſt den Bann gegen P. und ſeine Synode aus. Dem Thronerben Leo verhaßt wurde P. nun, als dieſer 886 den Thron beſtieg, zum zweiten Male abgeſetzt und in ein Kloſter nach Armenien verwieſen, wo er ums Jahr 891 ſtarb. Über die in des P. Angelegenheiten gehaltenen Synoden ſ. d. Art. Kirchenverſammlung im VI. Bande dieſes Werks (S. 105. IX, 13 und 16—18). Wie im Leben und Handeln, ſo auch in der Wiſſenſchaft war P. ein Vorbild ſeiner Kirche. Durch ſeine Bibliothek („Μυριόβιβλον s. bibliotheca", ed. Hoeschelius, Aug. Vind. 1601. Fol. und Imm. Bekker, Berol. 1824 sq. 2 Voll. 4.) hat er mehr als 270 chriſtliche und heidniſche Schriftſteller, deren Werke nachher untergegangen ſind, in kurzen Auszügen und Anzeigen auf die Nachwelt gebracht. Sein Nomokanon (ed. Justellus, Par. 1615), eine für das griechiſche Kirchenrecht wichtige Geſetzſammlung, verdrängte die älteren Rechtsbücher und wurde durch freies Herkommen das Geſetzbuch der Kirche. Auch ſein Lexikon (ed. Hermann, Lips. 1808 und Porson, ibid. 1823) iſt von nicht geringem Werthe. Außerdem hat man von P. (253) Briefe (ed. Montacutius, Lond. 1651), Homilien und andere, zum Theil noch ungedruckte, Schriften. 63.

Photometer, Lichtſtärkemeſſer, lat. photometrum; franz. photomètre; engl. photometer, iſt ein Inſtrument zur Abmeſſung der Intenſität des Lichtes oder der Erleuchtung. In neueren Zeiten hat man ſich ſehr mit Verſuchen dieſer Art beſchäftigt, ſo daß dadurch eine eigene Wiſſenſchaft, die Photometrie (lat. photometria; franz. photométrie; engl. photometry), entſtanden iſt, welche nun einen neuen Zweig der optiſchen Wiſſenſchaften ausmacht. Zwar hatte ſchon Huyghens verſucht, das Licht der Sonne mit dem des Sirius zu vergleichen und

Digitized by Google

Auzout die Erleuchtung durch die Sonne, wie ſie auf anderen Planeten ſtattfindet, darzuſtellen; allein beide Methoden leiſteten nichts Beſtimmtes. Nach ihm geſchahen noch verſchiedene Vorſchläge, z. B. von Celſius und Nicold, die Stärke des Lichtes zu beſtimmen; allein auch ſie erreichten alle die richtige Beſtimmung nicht. Bouguer hat zuerſt die P. recht eigentlich wiſſenſchaftlich zu behandeln angefangen. Um eben dieſe Zeit erſchien Lambert's „Photometria sive de mensura luminis, colorum et umbrae" (Augsb. 1760), ein Werk, das die P. ſehr vollſtändig und mit der vollkommenſten mathematiſchen Schärfe und Eleganz abhandelt. In neuerer Zeit ſind verſchiedene Verſuche über einzelne Zweige der Photometrie angeſtellt worden; namentlich von Ritchie, Wollaſton und Rumford. Das von Letzterem angegebene P., das einfachſte unter allen bisher vorgeſchlagenen, beruht auf dem Grundſatze: daß der Schatten eines Körpers deſto dunkeler erſcheint, je ſtärker ſeine Umgebung erleuchtet iſt. Es beſteht aus einer verticalen mit gleichförmig weißem Papiere überzogenen Ebene, von welcher in der Entfernung von einigen Zollen ein ſchmaler cylindriſcher Stab von einem halben Zoll im Durchmeſſer aufgeſtellt iſt. Will man nun den Glanz zweier leuchtender Körper, z. B. das Licht einer Lampe mit dem Lichte einer Wachskerze mit einander vergleichen, ſo ſtellt man beide in gleichen Entfernungen ſo hinter den Stab, daß derſelbe zwei Schatten auf die weiße Fläche neben einander wirft. Iſt nun der eine Schatten dunkeler als der andere, ſo entfernt man dasjenige Licht, welches den dunkelern Schatten wirft, ſo lange in derſelben Richtung, bis beide Schatten gleich dunkel erſcheinen. Dieſe Intenſität des Lichtes der Lampe verhält ſich demnach zu jener des Kerzenlichtes, wie das Quadrat der Entfernung der erſteren zu jenem des letzteren. Sauſſure bediente ſich bei ſeinen Alpenreiſen des tropfbaren Chlors als P., indem er die verſchiedene Intenſität des Lichts nach der Menge des Sauerſtoffgaſes ſchätzte, die ſich bei der Einwirkung deſſelben aus dem tropfbaren Chlor entwickelte. Leslie's P., welches eigentlich ein Differentialthermometer iſt und die Lichtſtärke nur mittelbar durch die erregte Wärme angibt, beſteht aus zwei correſpondirenden Thermometern, wovon nur die Kugel des einen geſchwärzt iſt. Im Dunkeln ſtehen die beiden Thermometer gleich hoch; im Lichte aber jener mit geſchwärzter Kugel höher als der andere und zwar um ſo höher, je größer die Intenſität des darauffallenden Lichtes iſt. Das von Lampadius vorgeſchlagene P. gibt zwar Abſtufungen des Lichtes an, jedoch nicht eigentlich verhältnißmäßig. Es beſteht aus Hornſcheiben, deren mehrere hinter einander geſtellt werden, bis der leuchtende Gegenſtand unſichtbar wird. — Vergl. Langsdorf's „Grundlehren der Photometrie oder der optiſchen Wiſſenſchaften" (Erlangen 1803); Littrow's „Dioptrik" (Wien 1830) und Lampadius' „Beiträge zur Atmoſphärologie" (Freiberg 1817). 40.

Photoſphäre iſt 1) die Lichthülle, von welcher der, wahrſcheinlich an und für ſich dunkele, Sonnenkörper umgeben iſt (ſ. d. Art. Sonne). 2) Nach Paſtorff eine ſchwach ſichtbare Erſcheinung, die in guten achromatiſchen Fernröhren als das Bild der Planeten umgebend geſehen werde. Doch iſt Paſtorff's Meinung, als ſei dieſes eine wirkliche Lichtkugel, welche die Planeten, namentlich die Venus, den Jupiter und Saturn umgibt, durch die neueren und ſorgfältigeren Beobachtungen, beſonders Kunowsky's und des jüngern Herſchel, hinlänglich widerlegt und es leidet alſo keinen Zweifel, daß Paſtorff's entdeckte P. der Planeten nichts Anderes als eine optiſche Täuſchung iſt. 12.

Phototechnik, Erleuchtungskunſt, ſtellt die äſthetiſchen Regeln auf, nach welchen man bei Illuminationen u. dgl. zu verfahren hat. 30.

Phraſe (von φράζειν, reden) iſt eigentlich ein Satz, ein dargeſtellter Gedanke, dann aber überhaupt eine Redensart, ſowohl eine irgend einer Sprache eigenthümliche Wortverbindung, als (und dieß vorzüglich) ein leerer, nichts ſagen-

Digitized by Google

der Ausdruck, ſ. v. a. Floskel. Daher nennt man einen Phraſenmacher denjenigen, welcher hohle Gedanken in ſchöne Worte zu faſſen verſteht. — Phraſeologie iſt alſo überhaupt die Lehre von der Zuſammenſetzung der Wörter zu Sätzen und Redensarten, im beſondern Sinne aber die Lehre von den einer Sprache eigenthümlichen Redensarten. 9.

Phrenĕſie, ſ. Seelenſtörungen.

Phrenolŏgie, ſ. Schädellehre.

Phrixus, ſ. Athamas und Argonauten.

Phrygien, eine kleinaſiatiſche Landſchaft, wurde in Groß- und Klein-P. eingetheilt. Erſteres lag zwiſchen Galatien, Kappadocien, Piſidien, Karien, Lydien und Myſien; letzteres zwiſchen Lydien und Myſien und begriff einen Theil von Troas in ſich. Zur Zeit der Römer wurde das ganze P. in drei Theile getheilt; der öſtliche hieß Ph. salutaris, der weſtliche pacata oder epiktetos und der mitten inne liegende katakekaumene, der verbrannte, weil er nicht ſelten von Erdbeben heimgeſucht wurde. Großphrygien wurde von dem Mäander, dem Lykus, Marſyas und Hermus bewäſſert. Zu den wichtigſten Städten rechnet man Laodicea (h. Eskihaſſar), Coloſſä (h. Chone), Hieropolis (h. Bambakkale), Apamea Kibotos (von dem Zufluſſe mehrerer Flüſſe), nach Epheſus die größte Stadt Kleinaſiens und zugleich Hauptſtadt, und Antiochia ad Pisidiam. Die älteſte Geſchichte der Bewohner dieſes fruchtbaren Landſtriches (Phrygier) iſt höchſt fabelhaft. Sie ſollen die älteſten Stämme Kleinaſiens ſein, mehrere Pflanzſtädte gegründet und für ein kräftiges und gebildetes Volk gegolten haben. Unter ihren Königen ſind die Namen Gordius und Midas vorzugsweiſe bekannt. Mit Adraſtus, Midas' IV. Sohn, ſtarb dieſe Herrſcherfamilie aus, worauf P. an Lydien unter Kröſus, ſpäter an Perſien und zuletzt an die Römer kam. 35.

Phryne, durch Geiſt und Schönheit eine der berühmteſten Hetären Griechenlands, war im böotiſchen Thespiä geboren, kam um das Jahr 360 v. Chr. nach Athen, wo ſie, von Armuth gedrückt, anfangs mit Kapern handelte, dann aber, als ſich ihre geiſtigen und körperlichen Reize entwickelten, dieſelben zu einer bequemeren und anziehenderen Lebensart benutzte. Als ſie von dem verſchmäheten Euthias vor den im Richteramte ergrauten Heliaſten des Atheismus angeklagt worden war und ihr Freund Hyperides ſie vergebens durch Reden zu vertheidigen geſucht hatte, zerriß er ihr Gewand und erlangte ſo durch Enthüllung ihrer Reize ihre Freiſprechung. Dem Praxiteles, der ein eifriger Verehrer ihrer Schönheit war, diente ſie als Modell zur gnidiſchen Venus. Wiewohl ſie den Genuß ihrer Reize nur um hohen Preis verkaufte, ſtieg ſie doch einſt zu Eleuſis vor der verſammelten Menge als Anadyomene in das Meer, vielleicht um dem ganzen Volke die Bewunderung ihrer Reize abzunöthigen. Deſſenungeachtet war es ihr unmöglich, den wegen ſeiner ſtrengen und enthaltſamen Lebensweiſe berühmten Philoſophen Xenokrates in ihr Netz zu ziehen. Noch im Alter angebetet ſoll ſie ſich einen ſolchen Reichthum erworben haben, daß ſie ſich erboten habe, die Mauern Thebens wieder herzuſtellen, wenn man über die Thore ſchreiben wolle: Alexander hat es zerſtört, Phryne wieder aufgebaut. 11.

Phrynĭchus, 1) ein altgriechiſcher Dichter aus Athen (wahrſcheinlich Ol. 67—76), erwarb ſich um die Ausbildung der griechiſchen Tragödie nicht geringes Verdienſt. Mehrere ſeiner Stücke, die übrigens nach dem Urtheile der Alten ſich durch eigenthümliche Einfachheit, ſo wie durch anmuthige Kraft ausgezeichnet haben ſollen, ſcheinen Satyrſpiele geweſen zu ſein, wenigſtens eine tragiſch-ſatyriſche Haltung gehabt zu haben. Bemerkenswerth von ihm iſt noch, daß er in einem der tragiſchen Wettkämpfe, die um Ol. 63 entſtanden, den Sieg davon trug, ferner daß er hauptſächlich den Tetrameter gebrauchte (vergl. Hermann ad Aristot. Poet. p. 108) und daß er Frauenzimmerrollen, die er ſelbſt ſpielte, zu-

erſt einführte. Vergl. Blomfield, „Praef. Aesch. Pers.“; H. Brentano's „Abhandlung über die Perſer des Äſchylus mit Vergleichung der Phöniſſen des Phrynichus“ (München 1832. 8.) und Hoffmann, „Über Phrynichus nebſt deſſen Fragmente“, in Jahn's „Jahrbüchern“ (II Supplembd. Heft 1. [1833]. S. 40—48). — 2) Ein Sophiſt unter den römiſchen Kaiſern M. Aurel und Commodus, wahrſcheinlich ein Araber von Geburt, ſchrieb ein Verzeichniß der Atticismen unter dem Titel: „Ἐκλογὴ ῥημάτων καὶ ὀνομάτων Ἀττικῶν“ und hat ſich dadurch den Ruhm eines guten Sammlers erworben. Ed. Zach. Calliergi s. a. 8.; cum not. Jo. Nonnesii, Dav. Hoeschelii, Jos. Scaligeri et suis ed. Jo. Corn. de Pauw (Traj. ad Rh. 1739. 4.); cum var. suisque n. ed. Chr. A. Lobeck (Lips. 1820. 8.). — Vergl. „Bekkeri Anecd. gr.“ (T. I. p. 3); „Fabric. Bibl. Graec.“ (T. VI. p. 175). 20.

Phtha war eine Gottheit der Ägyptier, vorzüglich zu Memphis verehrt. Als ſein Vater wird Kneph genannt, auf deſſen Befehl er die Welt erſchaffen habe. Manetho ſtellt ihn als die Urzeit dar, Andere als den allgemeinen Weltordner. Die Griechen nannten ihn Hephäſtos, vielleicht, weil das Feuer als ein wichtiges Mittel bei der Weltſchöpfung angeſehen wurde. Gewöhnlich ward er mit dickem Bauche, großem Munde, ungeheuren Augen und Ohren, aber an den übrigen Theilen klein abgebildet. 11.

Phthiōtis, ſ. Theſſalien.

Phthiriăſis, Läuſeſucht, iſt das Vorhandenſein einer großen Menge Läuſe auf der Oberfläche des Körpers. Man hat in älterer Zeit angenommen, daß dieſes in gewiſſen Fällen Folge einer beſonderen, mit obigem Namen belegten Krankheit ſei, daß dabei unzählige Läuſe und zwar meiſtentheils Kleiderläuſe (pediculi corporis auf der Haut, in geſchloſſenen Beulen, die ſtatt des Eiters oder anderer Flüſſigkeiten Läuſe enthalten hätten, in offenen Geſchwüren und ſogar in inneren Theilen des Körpers, wie z. B. im Gehirne, gefunden worden wären, daß dieſelben nicht allein allen Vertilgungsmitteln, ſo wie der größten Reinlichkeit widerſtanden, ſondern im Gegentheile den Kranken dem Tode zugeführt hätten. Zum Belege dieſer Behauptung führt man berühmte Männer, als Herodes, Sulla, Philipp II. von Spanien u. m. A. an, die an dieſer Krankheit geſtorben ſein ſollen. Jetzt ſchenkt man allen dieſen Berichten keinen Glauben mehr, indem man der Meinung iſt, daß ſie auf Übertreibung, unrichtiger Beobachtung, Unkenntniß der Naturgeſchichte des Inſects und Verläumdungsſucht, die einen verhaßten Fürſten auch noch einen recht fürchterlichen Tod ſterben laſſen will, beruhen; ſondern ſchreibt vielmehr das in einzelnen Fällen allerdings ungewöhnlich häufige Vorkommen dieſer Schmarotzerthiere der ſtattfindenden Unreinlichkeit mancher Menſchen und der faſt ans Unglaubliche grenzenden ſchnellen Vermehrung der Läuſe (nach Leeuwenhoeck ſollen ſich 2 Paar in 2 Monaten auf 18000 vermehren) zu. Zu bemerken iſt, daß in manchen Krankheiten, z. B. im Nervenfieber, ſich die Läuſe ſehr ſchnell vermehren, woher es gekommen ſein mag, daß, wenn in dieſer Krankheit der Tod eintritt, Leichtgläubige denſelben nicht der Krankheit an und für ſich, ſondern der Anzahl der Läuſe zuſchrieben. 39.

Phthiſis, ſ. Schwindſucht.

Phylakterien (φυλακτήρια, Matth. 23, 5) heißen im Neuen Teſtamente die Arm- und Stirnbänder oder Gebetriemen (Luther: Denkzettel) der Juden. Sie beſtanden in ſchmalen Pergamentſtreifen mit Abſchnitten aus dem Pentateuch beſchrieben, wurden in einem Käſtchen verwahrt und mitten auf der Stirn oder an dem linken Arme in gerader Richtung mit dem Herzen befeſtigt, in der Abſicht, derſelben immer eingedenk zu ſein und ſich dadurch gegen jedes Übel, das Einem zugefügt werden möchte, zu ſichern. Auf letzteres deutet ſchon der griechiſche Name hin und iſt in ſofern gleichbedeutend mit dem Worte Amulet. Einen gleichen Zweck

hatten auch die Quaſten oder Franzen, welche die Juden an den 4 Enden ihres Oberkleides vermittelſt einer braunen Schnur trugen. 77.

Phyſharmonica iſt der Name eines im Jahre 1821 von Anton Hankel in Wien erfundenen Taſteninſtruments. Der Mechanismus der P. iſt einfach und beruht im Weſentlichen darauf, daß die durch einen von den Spielenden mittels eines Pedals in Bewegung geſetzten Blaſebalg hervorgebrachte Luft die meſſingenen Tonzungen zum Klingen bringt. Da ſich aber die P. nur zum Vortrage langſamer gebundener Stücke eignet und überdieß das Treten des Blaſebalgs etwas ſtörend iſt, ſo iſt der Gebrauch derſelben trotz ihres angenehmen Tones nicht allgemein geworden. 29.

Phyſicus, ein im Mittelalter gebräuchlicher Name für Arzt, pflegt jetzt einem vom Staate zur Verwaltung der Medicinalpflege in einem beſtimmten Bezirke angeſtellten Arzte beigelegt zu werden. Je nach dem Umfange ſeines Bezirks heißt er Stadt=, Amts=, Kreis=, Landphyſicus ꝛc. 30.

Phyſik, Naturlehre, lat. physica; franz. physique; engl. physics, iſt ein beſonderer Zweig der Naturwiſſenſchaften, behandelt die Urſachen der Erſcheinungen und ſucht die Eigenſchaften aller Dinge auf ihre Urſachen oder verurſachenden Kräfte zurückzuführen. Nach den berühmteſten Schriftſtellern über Naturlehre oder P. enthält dieſelbe in ihrem allgemeinen Theile metaphyſiſche Unterſuchungen über das Sein und die allgemeinſte Beſchaffenheit des Seienden, über die Naturgeſetze, welche allen Körpern gemein ſind, und über die allgemeinen Eigenſchaften der Körper. Zu den letzteren gehören die Geſetze und Eigenſchaften der Körperlichkeit, der Form, Ausdehnung, Erfüllung des Raumes, Undurchdringlichkeit, des Zuſammenhaltes, des Aggregatzuſtandes, der Anziehung, der Schwere, der Gravitation, des Gleichgewichtes feſter, tropfbarer und gasartiger Körper, die Lehre von der Bewegung dieſer Körper und von den dieſelbe betreffenden Beziehungen, der Elaſticität, die Geſetze des Tones und Schalles oder die Akuſtik (ſ. die beſonderen Artt.). In dem beſonderen Theile enthält dieſelbe die Lehre von der Wärme, vom Lichte, von der Elektricität, vom Magnetismus, die phyſikaliſche Geographie der Erde, die P. der meteorologiſchen Erſcheinungen und die Reſultate der Chemie. Ein großer Theil des Inhaltes der P. enthält Experimente oder die Beſchreibung der Herbeiführung von Erſcheinungen, mittelſt welcher die Nachweiſung von Grundurſachen aus den verſchiedenſeitigſten Beziehungen gegeben wird. Sie enthält zugleich die Beſchreibung von phyſikaliſchen und mathematiſchen Inſtrumenten und die Theorie oder Folge von den auf Naturgeſetzen gegründeten Schlüſſen, von denen die Einrichtung und der richtige Gebrauch derſelben abhängt. — Phyſikaliſche Studien und Unterſuchungen ſind ſchlechterdings nothwendig für den geiſtigen Standpunkt des Menſchen in der Natur. Die Art und Weiſe dieſelben zu führen kann ſehr verſchieden ſein, je nach der Art der Beziehungen der Erſcheinungen und ihrer Wirkungen gegen die Sinnenwerkzeuge. Es iſt nicht ſchlechterdings nothwendig, eine einzige allgemeine Methode der Auffaſſung beizubehalten. Jede verſchiedene allgemeine Methode der Auffaſſung wird jedoch ein beſonderes wiſſenſchaftliches Syſtem von phyſikaliſchen Anſichten begründen. Die Kunſt richtig zu beobachten, das Fundament der P., hängt von vielen Umſtänden ab. Belehrungen darüber geben Sennebier („Kunſt zu beobachten", aus dem Franz. von J. F. Gmelin, Leipz. 1776. 2 Thle.) und Berkeley „Traité de la recherche de la vérité", Paris 1721). Der Einfluß richtiger phyſikaliſcher Beobachtungen zeigt ſich zuerſt durch richtiges Beſtimmen der Grundurſachen der Erſcheinungen, durch folgerechte Auffindung gleicher Urſachen bei ſehr verſchiedenen Erſcheinungen, durch Erkennung ihrer Mitwirkung in verwickelten Fällen und durch die daraus folgende, allgemeine Aufklärung der Geiſtigkeit des Menſchen in der Natur. Dieſe Verhältniſſe haben viele reine Philoſophen der neuern Zeit zu Phyſikern gemacht und die

P. verdankt ihnen wichtige Aufſchlüſſe. — Der Nutzen der P. leuchtet von ſelbſt ein. Außerdem, daß ſie die Anleitung gibt, die Erſcheinungen richtig aufzufaſſen, ſind ihre Reſultate ganz unentbehrlich im gemeinen Leben, im Techniſchen, in der Maſchiniſtik, in den Künſten, in der Ökonomie, in den Naturwiſſenſchaften ꝛc. — Die neueſten Behandlungen der P. verbinden Experimentalphyſik oder Naturlehre, begleitet von einer Folge von phyſikaliſchen Verſuchen zur Erläuterung gegebener Naturgeſetze und Beobachtungen, mit theoretiſcher (oder dogmatiſcher und ſpeculativer) P., welche nur aus allgemeinen Gründen die Naturereigniſſe und Erſcheinungen zu erklären und auf ſolche dieſelben zurückzuführen ſucht. Letztere ohne die erſtere verliert ſich leicht in zweckloſe Träumereien, erſtere ohne die letztere nähert ſich der ſogenannten natürlichen Magie (ſ. d. Art.). Zu den neueſten Lehrbüchern der P. von Ruf gehören: Green's „Naturlehre"; A. Baumgartner's „Naturlehre" (Wien 1834. 4. Aufl. u. Supplementband 1831); G. W. Munke's „Anfangsgründe der Naturlehre" (Heidelberg 1820. 2 Thle.); G. F. Parrot's „Grundriß der theoretiſchen Phyſik" (Riga u. Leipz. 1809—1815. 3 Thle.); C. W. G. Kaſtner's „Grundriß der Experimentalphyſik"; Fr. Kries' „Lehrbuch der Phyſik" (Jena 1821); J. T. Mayer, „Anfangsgründe der Naturlehre" (Göttingen 1827. 6. Aufl.); H. W. Brandes, „Vorleſungen über die Naturlehre" (Leipz. 1830 u. 1832); und andere von J. P. Neumann, F. W. Snell, Fr. Hildebrand, G. A. Suckow, J. H. Hellmuth, J. B. Trommsdorf, J. A. Donndorf, B. Scholz, A. F. A. Straus u. A. Unter den franzöſiſchen iſt E. Peclét, „Traité élémentaire de Phys." (1830); J. B. Biot, „Traité de phys. et mathématique (Par. 1824, 1827. IV Tom.) und die Überſetzung davon nebſt 4 Supplementbänden von G. Th. Fechner (Leipz. 1829) zu nennen. Italieniſche Handbücher der P. ſind: A. Mozzoni, „Elementi di Fisica generale" (Milano 1824); Giuseppo Saverio Poli, „Elementi di Fisica sperimentale" (Venezia 1812); von den engliſchen ſind: J. Robinson, „A System of mechanical Philosophy" (Ediub. 1822 by David Brewster); J. Playfair, „Outlines of natural philosophy" (Lond. 1814) anzuführen. Viel gebraucht ſind endlich beim Studium der Naturlehre die alphabetiſchen encyklopädiſchen Wörterbücher, von denen das von J. C. Fiſcher („Phyſikaliſches Wörterbuch", 10 Thle. mit Supplementen) und J. B. T. Gehler („Phyſikal. Wörterbuch", 6 Thle. 1787—1795, neue Bearbeitung 1835, noch unbeendigt) unter den Deutſchen vorzüglich gebrauchte Werke ſind. Zur Unterhaltung der phyſikaliſchen Forſchungen dienen endlich die phyſikaliſchen Zeitſchriften und Journale, von denen Poggendorf's „Annalen der Phyſik" eine Fortſetzung der Gilbert'ſchen und Green'ſchen „Annalen der Phyſik", Baumgartner's „Zeitſchrift für Phyſik", „Les annales des sciences natur." und die „Annales de physique et de chimie" vorzüglich bekannt ſind. — Die Geſchichte der P. iſt eng verwebt mit der Geſchichte der Mathematik, Philoſophie, Aſtronomie, Naturgeſchichte, zum Theil auch mit der Geſchichte der Künſte und nützlichen Erfindungen. Eine Entdeckung in der einen Wiſſenſchaft ward durch ihre Folgerungen fruchtbar in den Zweigen der übrigen. Sie beginnt mit den Weiſen und Magiern der Ägypter, Phönicier, Syrier und anderer Völker, welche die phyſikaliſchen und aſtronomiſchen Kenntniſſe zu prieſterlichen, aſtronomiſchen, techniſchen und gelehrten Zwecken gebrauchten und durch Tradition bewahrten. Von ihnen nahmen die griechiſchen Philoſophen ihre Kenntniſſe und von dieſen wurde die Wiſſenſchaft in ihren einzelnen Theilen immer mehr entwickelt. Doch würde ſelbſt eine nur ſkizzenhafte Darſtellung der Geſchichte der geſammten P. hier zu weit führen; wir verweiſen daher in dieſer Hinſicht auf die beſonderen Artikel der einzelnen Zweige, wo das Nöthige kurz angegeben iſt. 76.

Phyſikotheologie nennt man diejenige Gotteslehre oder Gotteserkenntniß, welche ſich auf religiöſe Naturbetrachtung gründet. Von der Zweckmäßigkeit und

weiſen Einrichtung der Natur ſchließt ſie auf ein vernünftiges und freies Weſen als deren Urheber und findet überall in der Natur die Spuren eines waltenden Gottes (phyſikotheologiſcher Beweis). Die Betrachtung der Natur allein aber wird, wenn der Glaube an Gott in uns nicht ſchon vorhanden iſt, nie im Stande ſein uns vom Daſein eines höchſten Weſens als des Schöpfers der Welt zu überzeugen. Sie führt nur auf einen weiſen und gütigen Bildner oder Baumeiſter der Welt, wobei auch die alten Phyſikotheologen, Anaxagoras, Sokrates, Plato u. A., ſtehen blieben. Der Menſch wird nur dann Gott in der Natur finden, wenn er ihn in ſeinem Gewiſſen gefunden hat. Die P. muß ſich daher an das moraliſch-religiöſe Gottesbewußtſein im Menſchen anſchließen, welches dann durch jene ergänzt, belebt und verſtärkt wird. — In einer weiteren Bedeutung des Wortes, die ſich zwar mit der Etymologie, nicht aber mit dem Sprachgebrauche verträgt, verſtehen Manche unter P. die natürliche Theologie überhaupt, wiefern ſie der geoffenbarten oder poſitiven Theologie entgegengeſetzt wird. 63.

Phyſiognomie (von γινώσκειν, erkennen ꝛc., und φύσις, die Natur) wird das äußere Anſehn des Menſchen genannt, beſonders das Geſicht, in wiefern der Ausdruck in demſelben, ſeine Züge den Stempel ſeines geiſtigen Weſens, ſeines Charakters tragen; daher auch die Kunſt, durch die Beſchaffenheit und den Ausdruck der Geſichtszüge die Eigenſchaften des Geiſtes und Herzens zu beſtimmen, Phyſiognomik genannt wird. Zu läugnen iſt es auch nicht, daß das Innere ſich in dem Äußern nach gewiſſen Naturgeſetzen auszudrücken vermöge; denn die organiſche Verbindung zwiſchen Geiſt und Körper äußert jederzeit ihre verſchiedenartige Beſchaffenheit durch gewiſſe äußere Kennzeichen, von denen die hauptſächlichſten ihren Sitz im Geſichte haben, und dieſes kann daher in allen dieſen Beziehungen, durch ſeine allgemeine Dispoſition, ſeine verhältnißmäßige Ausdehnung zum Schädel ꝛc., das Maß der Intelligenz und der moraliſchen Vermögen ſicher andeuten. So tragen auch die Formen des Thierreichs verſchiedene, dem Naturforſcher verſtändliche Charaktere; demnach ſoll z. B. die Kopfbildung des Wolfes räuberiſche Tücke und Wildheit, die des Fuchſes Liſt und Verſchlagenheit, die des Löwen edlen Stolz, Stärke und Großmuth, die des Schweines Unreinlichkeit ausdrücken. Die Baſis der Phyſiognomik des Menſchen iſt aber auf dieſe P. der Thiere geſtützt worden; wenigſtens beruhten hierauf die Unterſuchungen des Neapolitaners Bapt. della Porta (ſt. 1615) und ſpäterhin auch die von Lavater. Wenn aber auch das, was in der Kunſt der P. von der anatomiſchen Dispoſition des Geſichts und von dem Verhältniſſe des Umfanges deſſelben zu dem des Schädels abhängt, nur allgemeine Anzeichen und offenbar kein beſonderes Licht über jedes intellectuelle und moraliſche Vermögen, im Beſondern betrachtet, zu liefern vermag und daher beide erwähnte Gelehrte dieſe Kunſt auf falſche Baſen geſtützt haben (denn falſch iſt es, das, was durch das Gehirn bedingt wird, von dem Geſichte ableiten zu wollen); ſo iſt es doch unumſtößlich wahr, daß das Geſicht der fortwährende Sitz von Ausdruckserſcheinungen iſt. Man lieſt in ihm nicht nur ziemlich gut den gegenwärtigen Gedanken, die Empfindung des Augenblicks, ſondern es kann auch dem Phyſiognomiker bis auf einen gewiſſen Punkt die Dispoſitionen, die Gewohnheiten verrathen; denn das Geſicht modificirt ſich nach jeder innern Affection, ſo daß man nach der P. ziemlich genau über die Dispoſitionen zur Güte, zur Freimüthigkeit, zum Neide, zur Falſchheit, zur Traurigkeit, zum Jähzorn, zur Geduld ꝛc. urtheilen kann, aber dieß ſelbſt nur bei ſolchen Menſchen, welche die durch die inneren Empfindungen erregten Ausdruckserſcheinungen im Geſichte nicht zu beherrſchen vermögen; denn wo der Menſch das Vermögen beſitzt, ganz entgegengeſetzte Mienen von denen, die er äußern ſollte, hervorzubringen, da muß natürlich alle Kunſt der Phyſiognomen daran ſcheitern. Dieß Letztere beweiſt aber nur, daß dieſe Kunſt ſehr ſchwierig anzuwenden und in gewiſſe Grenzen eingeſchloſſen iſt. Die beiden

Hauptelemente aber beſtehen 1) in dem, was in dem Geſichte den Entwickelungsgrad des Gehirns beurtheilen läßt, und 2) in dem, was in demſelben durch ſeine Ausdruckskraft bedingt wird. Was die Einzelnheiten in Bezug auf P. betrifft, ſo verweiſen wir auf das Werk Lavater's (ſ. d. Art.); Thomper, „Über den natürlichen Unterſchied der Geſichtszüge" (aus dem Holländ. überſetzt von Sömmerring, Berl. 1792. 4.); Maaß, „Ideen zu einer phyſiognomiſchen Anthropologie" (Leipz. 1803); J. Croß, „An attempt to establish physiognomy upon scientifical principles" (Clasg. 1817); Gall's und Spurzheim's Schriften ꝛc. — Endlich iſt auch die Beurtheilung einer pſychiſchen und ſomatiſchen Krankheit aus den Geſichtszügen und andern äußern Merkmalen oder die pathologiſche Phyſiognomik ein höchſt wichtiger Gegenſtand für den praktiſchen Arzt. Hierüber vergl. man beſonders Esquirol's „Pathologie und Therapie der Seelenſtörungen" (aus dem Franzöſ. von Hille, mit Anmerkungen und Zuſätzen von Heinroth, Leipz. 1827). 7.

Phyſiographie heißt in den Naturwiſſenſchaften die Beſchreibung der natürlichen Beſchaffenheit der einzelnen Gegenſtände. 9.

Phyſiokratie, ſ. Staatswirthſchaft.

Phyſiologie iſt die Lehre von der Natur belebter Weſen oder von der Erſcheinung des Lebens im Gegenſatze zur Phyſik, der Lehre von der Natur und den Eigenſchaften der Körper im Allgemeinen. Je nach den Organismen, die ſie ihrer Unterſuchung unterwirft, iſt ſie eine P. der Pflanzen, oder der Thiere, oder des Menſchen. In Hinſicht auf letztern iſt ſie am Längſten bearbeitet und es beziehen ſich die meiſten Beobachtungen und Forſchungen auf ihn, ſo daß unſere Kenntniſſe vom Leben im Allgemeinen hauptſächlich vom Leben des Menſchen entlehnt ſind. Obgleich aber das Leben und ſeine Erſcheinungen ein unzertrennliches und unter ſich eng zuſammenhängendes Ganze darſtellen, ſo muß man es doch behufs ſeiner genaueren Kenntniß in einzelnen Theilen betrachten, und indem man daher die P. in eine allgemeine und beſondere zerfallen läßt, ſtellt man in erſterer die allgemeinen Lehren der Anthropologie (ſ. d. Art.), der Anthropotomie oder Anatomie, der Anthropochemie (die ſich mit den chemiſchen Beſtandtheilen des menſchlichen Körpers beſchäftigt) und der Zoonomie (welche die Geſetze, unter denen das Leben zu Stande kommt, zu erforſchen ſucht) zuſammen, worauf man in letzterer die Emfindung, Bewegung, Ernährung und Erzeugung einer nähern Betrachtung unterwirft. Die Quellen, aus denen die P. ihre Erläuterungen ſchöpft, ſind Beobachtung und Verſuch; da dieſelben aber nicht überall genügen, ſo haben vorzüglich deutſche Phyſiologen die Speculation mit zu Hülfe genommen und dabei meiſtenstheils je nach den herrſchenden Syſtemen die undurchdringlichen Dunkelheiten mit Hülfe der Philoſophie zu erhellen geſucht; ein Verfahren, das zwar vielem Tadel ausgeſetzt iſt, jedoch in ſofern Billigung verdient, ſobald es nur dazu benutzt wird, das Bedürfniß des Geiſtes nach Zuſammenhang in ſeinem fragmentariſchen Wiſſen über die Erſcheinungen des Lebens zu befriedigen, den Forſcher ſelbſt aber an der Aufnahme reeller Thatſachen nicht behindert. Dieſe Thatſachen werden aber mit mehr Nutzen aus der Naturgeſchichte, der Phyſik, der Chemie, der Anatomie und der Pathologie entnommen und, wenn man auch noch genug Urſache über die Unvollkommenheit der P. zu klagen hat, ſo kann man doch nichts deſto weniger mit Grund erwarten, daß ſich die Mängel derſelben immer mehr ausgleichen werden, je mehr jene Hülfswiſſenſchaften ihrer Vervollkommnung entgegengehn. Indem aber die Lücken der P. auf dieſe Art ausgefüllt werden, wird auch ihr Werth, den ſie an und für ſich, ſodann aber auch für jeden Arzt, Phyſiologen und jeden Mann von Bildung, der ſich ſelbſt genauer kennen lernen will, hat, immer größer und allgemeiner anerkannt werden. — Die beſten Schriften über P. ſind: **A. de Haller**, „**Elementa Physiologiae corporis humani**" (**Lausann. 1757. Tom. I—VIII.**), ein claſſiſches,

zum tieferen Studium der P. noch jetzt unentbehrliches Werk. Von neueren Werken ſind die vorzüglichſten: Burdach, „Die Phyſiologie als Erfahrungswiſſenſchaft“ (1826—1835. 1.—5. Thl., noch nicht beendigt, aber von ganz vorzüglichem Werthe); Rudolphi, „Grundriß der Phyſiologie“ (Berlin 1821—1828. 3 Thle., iſt unbeendet geblieben); F. Magendie, „Précis élémentaire de Physiologie“ (Paris 1816. 2. éd. 2 Voll., deutſch von Elſäßer und Heuſinger). 39.

Phytochemie, Phytologie, Phytonomie, Phytotomie, ſ. Botanik.

Phytolithen, ſ. Pflanzenabdrücke.

Piacenza (Herzog von), ſ. Lebrun.

Piano, abgekürzt p., d. i. ſchwach, in der Muſik, wird über diejenigen Stellen eines Stücks geſetzt, welche leiſe oder gedämpft vorgetragen werden ſollen. Der Grad der Schwäche ſelbſt wird dadurch nicht genau beſtimmt, vielmehr bleibt dieſer theils dem Ermeſſen des Vortragenden anheimgeſtellt, theils richtet er ſich auch nach dem Weſen des Stücks ſelbſt. Die möglichſte Schwäche wird durch pianissimo (pp.) oder gar wohl piano pianissimo (ppp.) ausgedrückt. 29.

Pianoforte, Fortepiano, ein allgemein bekanntes, im Jahre 1717 von Chriſtoph Gottlieb Schröter aus Hohenſtein in Sachſen erfundenes Taſteninſtrument, welches nach und nach alle übrigen Clavierinſtrumente verdrängt und mehr als irgend ein anderes muſikaliſches Inſtrument an Verbreitung gewonnen hat, unterſcheidet ſich von dem Clavier und dem alten Flügel (ſ. d. Artt.) hauptſächlich dadurch, daß hier der Ton durch ein belederte͏s und in Kapſeln gehendes bewegliches Hammerwerk hervorgebracht und durch eine Dämpfung (ſ. d. Art. Dämpfer) modificirt wird, ſo daß alſo der Spieler Stärke und Schwäche des Tons in ſeiner Gewalt hat und nach Belieben das Fortklingen deſſelben verhindern kann. Man unterſcheidet tafelförmige und flügelförmige Pianoforte's. Erſtere, wie der Name zeigt, an Geſtalt dem Clavier ähnlich, nur aus weſentlichen Gründen breiter, zerfallen wieder nach der Lage des Stimmſtocks in vornſtimmige und ſeitenſtimmige und ſind entweder zwei= oder dreichörig (d. i. zu einem Tone 2 oder 3 Saiten). Die flügelförmigen, gewöhnlich ſchlechtweg Flügel genannt, haben die Form der alten Flügel und ſind wieder ſogenannte Stutzflügel, wenn ſie kleiner ſind, oder lange Flügel. Letztere zieht man ſowohl den Stutzflügeln, da dieſe beſonders im Baſſe weniger Stärke bekommen können, als auch den tafelförmigen Pianoforte's vor, indem dieſe bei Weitem weder die Kraft und Fülle, noch die Rundung und den Geſang des Tones haben, wie jene. Man zieht ſie daher bei größeren Muſikaufführungen, zumal bei Concerten, allen übrigen vor. Der Tonumfang des Pianofortes überhaupt geht vom ſogenannten contra f bis zum $\overline{\overline{\overline{\overline{f}}}}$, beträgt alſo 6 Octaven; doch hat man auch Inſtrumente von 7 Octaven Umfang. Die Züge oder Veränderungen, die man jetzt nicht mehr, wie ſonſt üblich war, mit den Knieen, ſondern durch Tritte mittels der Füße in Bewegung ſetzt, hat man gegenwärtig von der großen Anzahl meiſt unnützer, wie Trommel, Becken u. a. m., auf wenige reducirt und nur das eigentliche Pedal (ſ. d. Art.) zum Aufheben des Dämpfers, der Pianozug und die Verſchiebung (ſ. d. Art.), bisweilen auch noch der Fagott- und Harfenzug, ſind beibehalten. Sonſt gab man, und nicht mit Unrecht, den wiener Inſtrumenten den Vorzug, jetzt jedoch findet man auch anderwärts Inſtrumente, welche dieſen gleichkommen. Die engliſchen Pianoforte's, wie ſie unter andern auch die große unter der Leitung Kalkbrenner's ſtehende Fabrik zu Paris liefert, zeichnen ſich durch eine beſondere Stärke aus, haben aber einen eigenthümlichen, bis jetzt nur von Wenigen bekannten Mechanismus. Andere verſchieden benannte Arten von P., wie der aufrechtſtehende Giraffe, Feu d'Anges u. a. m., ſind weſentlich nicht, ſondern nur in Form und einzelnen Theilen des Mechanismus von dem eigentlichen P. verſchieden. 29.

Piariſten (in Polen Piaren) oder Väter frommer Schulen (scholarum piarum), heißen die Glieder eines geiſtlichen Ordens, welcher durch den Spanier Joſeph Calaſanze (geſt. 1648) zu Rom in der erſten Hälfte des XVII. Jahrh. gegründet, 1621 vom Papſte beſtätigt und 1690 mit einem großen Theile der Privilegien der Bettelorden ausgezeichnet ward. Die P. ſind, wie die Jeſuiten, mit denen ſie bald wetteiferten, regulirte Weltgeiſtliche und haben den unentgeldlichen Unterricht der Jugend in Gymnaſien und Volksſchulen zum Zwecke. Auch in ihrer Ordensverfaſſung den Jeſuiten ähnlich, ohne jedoch deren Herrſchſucht und politiſche Wirkſamkeit zu theilen, haben ſie ſich zahlreich über Italien, Deutſchland, Ungarn und Polen verbreitet und ſich nicht geringe Verdienſte um das katholiſche Schulweſen erworben. — Vergl. (Seyfert) „Ordensregeln der Piariſten“ (Halle 1783. 2 Bde.) 63.

Piaſt, der Stammvater der erſten nach dem mythiſchen Zeitalter in Polen auftretenden Herrſcherdynaſtie, ward nach der gewöhnlichen Annahme im Jahre 840 oberſter Herzog oder König von Polen, regierte 50 Jahre und ſtarb 120 Jahre alt. Aus den wunderbaren Erzählungen indeß über die Art ſeiner Gelangung zur Herrſchaft und aus anderen Gründen läßt ſich mit ziemlicher Wahrſcheinlichkeit annehmen, daß P. ſelbſt noch zum Theil der Mythe angehört, wenigſtens aber den Thron ſelbſt nicht beſtiegen, ſondern nur ſeinem Stamme als Vater des erſten Herrſchers (Ziemowit) den Namen (Piaſten) gegeben hat. Das Geſchlecht P.'s erloſch in den Herzogen von Schleſien, einer Nebenlinie, in der zweiten Hälfte des XVII. Jahrh. Die polniſche Hauptlinie ſelbſt war ſchon 300 Jahre früher mit Kaſimir dem Großen (ſ. d. Art.) im Mannsſtamme ausgeſtorben (1370); weiblicher Seits aber blühte ſie fort, indem Hedwig, die Erbtochter des von Eliſabeth, einer Schweſter Kaſimir's, herſtammenden Königs Ludwig (Anjou) an der Seite ihres Gemahles, Jagello von Litthauen, den Thron beſtieg, im Jahre 1386. 22.

Piaſter, lat. uncialis hispanicus; fr. piastre; engl. piaster; ital. piastra, iſt I. eine in Indien, Spanien, Südamerika und in der Türkei gebräuchliche Rechnungs- und Silbermünze. 1 P. iſt 1) in Ägypten = 40 Medini (Paras) = 11 Gr. 2 Pf. Conv. (die ſeit 1826 geprägten haben wegen ihres wenigen Silbergehaltes nur einen Werth von 2 Gr. 4 Pf. Conv.); 2) in Arabien = 80 Kabirs = 1 Thlr. 8 Gr. Conv.; 3) in Gibraltar = 12 Reales = 1 Thlr. 8 Gr. 6$\frac{1}{2}$ Pf. Conv.; 4) auf den ioniſchen Inſeln entweder = 100 Cents = 1 Thlr. 9 Gr. 3 Pf. Conv. oder = 40 Paras = 4 Gr. 11 Pf. Conv.; 5) in Italien = 20 Soldi = 23 Gr. 6 Pf. Conv.; 6) in Oſtindien = 2 Rupien = 1 Thlr. 5 Gr. $\frac{3}{4}$ Pf. Conv.; 7) auf den Philippinen = 8 Silberreales = 1 Thlr. 9 Gr. 2$\frac{1}{2}$ Pf. Conv.; 8) in den ſüdamerikaniſchen Freiſtaaten = 8 Silberreales = 1 Thlr. 5 Gr. 1 Pf. Conv.; 9) in der Türkei = 40 Paras = 11 Gr. 1$\frac{9}{10}$ Pf. Conv. Die hier ausgeprägten Silberpiaſter von 1760 aus 10 Loth 7$\frac{1}{5}$ Grän feinem Silber haben einen Werth von 17 Gr. 2 Pf. Conv., von 1780 aus 8löthigem Silber von 12 Gr. 4$\frac{3}{4}$ Pf. Conv., von 1790 aus 7$\frac{2}{3}$löthigem Silber 8 Gr. 4 Pf. Conv., von 1820 aus 7$\frac{1}{4}$löthigem Silber 5 Gr. 11$\frac{1}{2}$ Pf. Conv. Jetzt aber iſt der innere Werth ſo gering, daß derſelbe nur noch 2 Gr. 9$\frac{1}{2}$ Pf. Conv. beträgt. 1 Piaſterſtücke heißen Gruſche oder Tarolo; 1$\frac{1}{2}$ Piaſterſtücke Almiſchlek oder Doppel-Solota; 2 Piaſterſtücke Ikilik oder Ikigruſch; 2$\frac{1}{2}$ Piaſterſtücke Juspara oder Juslik und 4 Piaſterſtücke Karagruſch. — Goldpiaſter, Fonduk, Fondukli, türkiſche Zechine aus 19 Karat 3 Grän feinem Golde, enthält 17$\frac{1}{4}$ holl. Aß an Gewicht und einen Werth von 2 Thlr. 7$\frac{2}{3}$ Gr. in Golde. 10) Auf den britiſchen Bahamainſeln = 6 Schilling = 1 Thlr. 1 Gr. 2$\frac{1}{4}$ Pf. Conv.; 11) auf der däniſchen Inſel St. Croix = 8 Reales = 21 Gr. 9 Pf. Conv.; 12) auf den niederländiſchen Inſeln St. Euſtaz, Curaſſao ꝛc. = 8 Reales = 1 Thlr. 2 Gr. 5$\frac{2}{3}$ Pf. Conv.; 13) auf der ſchwediſchen Inſel St. Barthelemi = 11 Escalins = 1 Thlr.

8 Gr. 3 Pf. Conv. II. Ein auf den ſpaniſchen Philippineninſeln gebräuchliches Gewicht = $\frac{1}{8}$ Mark Silber = 562$\frac{1}{4}$ holl. Aß. 33.

Piazetta (Giambattiſta), ein berühmter italieniſcher Hiſtorienmaler venetianiſcher Schule, geb. 1682 zu Venedig, erhielt den erſten Unterricht von Molineri, einem nur mittelmäßigen Künſtler, bildete ſich aber ſpäter in Bologna durch das Studium der Carracci, Ribeira's und anderer tüchtiger Meiſter einen eigenthümlichen großartigen Styl, als deſſen charakteriſtiſches Merkmal der ſchärfſte Contraſt zwiſchen Licht und Schatten zu betrachten iſt. In der Ausführung jedoch war P. ſo über die Maßen keck, daß jetzt die Schattenpartien ſeiner Gemälde völlig verdunkelt ſind, während die Lichter ganz vergelbt erſcheinen. Unter der nicht eben großen Anzahl ſeiner Werke, an denen man beſonders die Köpfe ſehr rühmt, wird eine Enthauptung Johannes (in Padua) für eines der vorzüglichſten gehalten. Übrigens erwarb ſich dieſer Künſtler großes Verdienſt durch ſeine „Studj di pittura", welche im Jahre 1760 bekannt gemacht wurden; auch lieferte er die Zeichnung zu Albrizzi's Ausgabe des befreiten Jeruſalem (1745). Er ſtarb d. 24. April 1754. 36.

Piazza iſt der Name mehrerer italieniſcher Maler. — Calliſto P., geb. zu Lodi gegen das Ende des XV. Jahrh., war einer der beſten Schüler Titian's, malte aber auch in Barbarelli's Geſchmack, ohne in deſſen Fehler zu verfallen. Unter ſeine gelungenſten Arbeiten rechnet man eine heilige Jungfrau in der Mitte mehrerer Heiligen (zu Brescia) und eine Hochzeit zu Kana (in Mailand). Die meiſten ſeiner Werke, darunter treffliche Fresken, befinden ſich in Crema, Codogni, Lodi, Brescia und Mailand. — Das Todesjahr P.'s iſt unbekannt. — Paolo P., geb. 1557 zu Caſtel franco, ein Schüler Palma's des Jüngern, arbeitete, auch noch als er Capuciner geworden war, Vieles für den Papſt Paul V. und Venedig. Man hat von dieſem geſchickten Meiſter meiſt Frescogemälde, deren einige in Rom befindlich ſind und von Kennern ſehr hochgehalten werden, unter ihnen eine Abnahme vom Kreuze (auf dem Capitole). P. ſtarb 1621. — Andrea P., ſein Neffe, hat ſich ebenfalls als tüchtigen Frescomaler bekannt gemacht. 36.

Piazzi (Giuſeppe), geb. zu Ponte im Veltlin den 16. Juli 1746, der größte unter den neueren Aſtronomen Italiens, widmete ſich zuerſt dem geiſtlichen Stande, trat 1764 zu Como in den Theatinerorden, legte 1765 ſeine geiſtlichen Gelübde ab und ward hierauf nach Turin und ſpäter nach Rom geſchickt, wo er ſich bei dem Minoriten Franc. Jacquier in ſeinem Lieblingsſtudium, der Mathematik, ungemein ausbildetete. Nachdem er in Genua und dann zu Rom Profeſſor der Philoſophie und Theologie geweſen war, ging er nach Malta als Profeſſor der Mathematik, nahm aber, da der Großmeiſter, Emanuel Pinto, bald ſtarb, zu Ravenna eine Profeſſur der Philoſophie an, die er bis 1781 verwaltete, wo er als Profeſſor der Aſtronomie an die Univerſität Palermo berufen wurde. Von dieſer Zeit an begann ſeine ausgezeichnete aſtronomiſche Laufbahn. Er wendete ſich an den König von Neapel, der die Erbauung einer Sternwarte und den Ankauf nöthiger Inſtrumente auf königliche Koſten gern genehmigte, und erhielt den Auftrag, europäiſche Aſtronomen und Sternwarten zu beſuchen und in England die Inſtrumente zu beſtellen. P. ging nun zuerſt 1787 nach Paris, übte ſich unter Lalande in der praktiſchen Aſtronomie, hielt ſich 1788 in London auf, wo er bei Ramsden ſeinen, nachher ſo berühmt gewordenen fünffüßigen Meridiankreis beſtellte und 1789 im Auguſt erhielt, und trat dann ſeine Rückreiſe nach Sicilien wieder an. Den 4. Sept. 1789 endlich mit ſeinen neuen Inſtrumenten in Palermo angelangt leitete er nun den Bau der Sternwarte (ſ. Hindenburg, „Archiv der reinen und angewandten Mathematik", Bd. I. S. 488 ff.) unter vielen Schwierigkeiten dennoch ſo geſchickt, daß er bereits am 11. Mai 1791 ſeine größeren praktiſch-aſtronomiſchen Arbeiten auf dem neuen Obſervatorium anfangen und die erſten Früchte ſeiner Beobachtungen in dem Werke: „Della specola astronomica de'regij studj di Palermo libri

quattro di G. Piazzi“ (1792—1794) darlegen konnte. Nun verwandte P. mehrere Jahre zu vielen Beobachtungen über gerade Aufſteigungen und Declinationen der Fixſterne, um einen großen und genauen Sternkatalog entwerfen zu können. Da er hierbei es ſich zur Pflicht gemacht hatte, jeden Stern, ſelbſt alle unter ſechſter Größe, wenigſtens ein paarmal zu beobachten, ſo war es ihm auf dieſe Weiſe auch gelungen, am 1 Jan. 1801 im Stier die Ceres zu entdecken, welchen neuen Planeten er bis zum 11. Febr. beobachtete, wo er ſehr krank wurde. Seine Entdeckung und Beobachtungen der Ceres machte er in zwei kleinen Schriften bekannt: „Risultati delle osservazioni della nuova stella scoperta etc.“ (Palermo 1801) und „Della scoperta del nuova pianeta Cerere etc.“ (Palermo 1802). Der König von Neapel belohnte P.'s Verdienſte durch eine Gehaltsvermehrung von 50 Louisd'or und durch Bewilligung einer Summe zum Ankaufe eines Äquatorials. Darum blieb auch P. aus Dankbarkeit in Palermo, als er kurze Zeit darauf als erſter Aſtronom und Director der Sternwarte nach Bologna berufen ward, und gab 1803 die Reſultate ſeiner 10jährigen Fixſternbeobachtungen in dem Kataloge: „Praecipuarum stellarum inerrantium positiones mediae“ (Panormi 1803) heraus. An Größe, Ausdehnung und Genauigkeit ließ dieſes Sternverzeichniß alle bisherigen weit hinter ſich zurück. Im Jahre 1806 erſchien ſein berühmtes „Libro sesto del Reale Osservatorio di Palermo“ (der dritte Theil des 1792 und 1794 herausgegebenen Werkes). — Eine Gradmeſſung, die P. in Sicilien veranſtalten wollte, kam leider nicht zur Ausführung. — Seit 1807 wandte ſich P. nun auch der rechnenden und phyſiſchen Aſtronomie zu. — Er ſtarb den 22. Juli 1826 zu Neapel, wohin er ſich auf einer Erholungsreiſe begeben hatte. 13.

Picard (Jean), ein franzöſiſcher Aſtronom, deſſen Geburtsjahr unbekannt iſt, war nach Einigen Rechtsgelehrter zu Paris, nach Anderen Prior zu Rilli in Anjou, wurde 1666 Mitglied der Akademie und 1671 von Ludwig XIV. nach Uranienburg auf der däniſchen Inſel Huen geſchickt, um die wahre Lage der berühmten Sternwarte Tycho's auszumitteln, da ſie 1601 zerſtört worden war. Als P. nach einer reichen geographiſchen Ernte wieder nach Paris zurückgekehrt war, wurde er 1679 mit Lahire nach Languedoc, 1679 nach dem weſtlichen Frankreich und 1680 nach Bayonne geſchickt, um Beobachtungen und Vermeſſungen Behufs beſſerer Landcharten anzuſtellen. Später bereiſte er zu gleichem Endzwecke die nördlichen Küſten von Bretagne, die Normandie, Picardie und Flandern. Im Jahre 1681 überreichte er Colbert zuerſt ein Memoire, in welchem er alle bisher üblichen Methoden der Ländervermeſſungen genau durchging und ihre weſentlichen Mängel bewies, und zuletzt ſchlug er (als der Erſte) die Methode vor, ein ganzes Land (Frankreich) in ein zuſammenhängendes trigonometriſches Netz zu legen, dieſes nach aſtronomiſchen Beobachtungen zu orientiren, auf einen beſtändigen Meridian und deſſen Perpendikel zu reduciren und nachher mit dem typographiſchen Detail ausfüllen zu laſſen. P., welcher in demſelben Jahre noch mit Lahire die Orte St. Malo, Cherbourg, Calais und Dünkirchen aſtronomiſch beſtimmte, bediente ſich ſchon ſeiner Methode, um die Länge von St. Michel trigonometriſch herzuleiten und einen Begen des Meridians in der Gegend von Amiens genau zu meſſen. Überhaupt hat P., wie faſt Keiner vor ihm, ſo unermüdet an Ortsbeſtimmungen und an der Verbeſſerung der franzöſiſchen Charten gearbeitet. Seine Schriften finden ſich in den „Memoiren der Akademie“ (Bd. VI. und VII.). 13.

Picard (Louis Benoit), bekannter franzöſiſcher Schriftſteller, 1769 zu Paris geboren, fühlte ſich allem ernſteren Studium abhold und durch Andrieux und Colin d'Harleville angeſpornt mit heftiger Neigung zur dramatiſchen Poeſie hingezogen und da ſeine erſten Verſuche nicht ohne Beifall aufgenommen wurden, arbeitete er nun rüſtig fort und ward bald mit dem Namen „petit Molière“ geehrt.

Später übernahm er die Direction des Odeon und trat zugleich ſelbſt als Schauſpieler auf, als welcher er nicht ungern geſehen ward, aber bald wieder abtrat. Nachdem er 1807 in die franzöſiſche Akademie aufgenommen worden war, übertrug ihm Napoleon die Direction der großen Oper; 1816 übernahm er aber das Odeon wieder und, als dieſes 1818 abbrannte, wurde ihm das Theater Favart überlaſſen, bis das Odeon am 2. Oct. 1819 wieder eröffnet werden konnte. Jetzt erhielt auch P. die Erlaubniß, dieſelben Stücke wie das théâtre français aufzuführen, wodurch das Odeon ſehr gewann und als **second théâtre français** anerkannt ward. P. ſtarb den 31. Dec. 1828. — Seine Theaterſtücke, meiſt Luſtſpiele, gehören der alten komiſchen Schule an und zeichnen ſich durch lebhaften Dialog, treffenden Witz und ſchöne Anordnung der einzelnen Partien aus; bewegen ſich aber faſt durchgehends nur in dem Kreiſe des gewöhnlichen Lebens, deſſen Darſtellungen oft vortrefflich ſind. Sie ſind geſammelt in den „**Oeuvres de P.**“ (**Paris 1822. 8 Voll.**), auch durch Iffland, Th. Hell u. A. zum Theil für deutſche Bühnen bearbeitet worden. — P. verſuchte ſich auch im Romane und gilt, obwohl er ebenfalls ſich ſtets in niederer Sphäre bewegt, in demſelben für einen der beſten Sittenmaler. 16.

Picarden, ſ. Adamiten.

Picardie, ſ. Frankreich.

Picart, zwei franzöſiſche Kupferſtecher. — Etienne P., genannt **le Romain**, geb. 1631 zu Paris, erhielt ſeine Ausbildung während eines mehrjährigen Aufenthaltes in Italien, ward nach ſeiner Rückkehr Mitglied der Akademie der Malerei und arbeitete meiſt Blätter für das königliche Cabinet, unter ihnen mehrere nach Correggio. Im Jahre 1710 begab er ſich nach Holland und ſtarb 1721 zu Amſterdam. — Seine Arbeiten zeichnen ſich durch große Genauigkeit in der Ausführung aus, leiden aber faſt alle an einer gewiſſen Härte, die ihren ſonſt bedeutenden Werth zum Theil ſchmälert. — Bernard P., des Vorigen Sohn, geb. 1663 zu Paris, bildete ſich theils nach ſeinem Vater, theils durch das Studium berühmter Meiſter zu einem tüchtigen Kupferſtecher und Zeichner. Er arbeitete nach verſchiedenen Meiſtern, z. B. Rembrandt, Guido u. A., Vieles aber auch nach ſeinen eigenen Zeichnungen, die hinſichtlich der Feinheit und Correctheit nichts zu wünſchen übrig laſſen. Leider gerieth er ſpäter, als er ſeinen Vater nach Holland begleitet hatte, aus Liebe zum Gewinn auf Abwege und arbeitete für Kunſthändler ohne Unterſchied Alles, was ihm aufgetragen wurde, natürlich aber ziemlich ſchnell und leichtfertig. Deſſenungeachtet werden ſeine Blätter von Kennern und Liebhabern ſehr geſchätzt. Unter die vorzüglichſten rechnet man einen Kindermord nach ſeiner eigenen Zeichnung, ferner die Stiche zu Bernard's und Martinière's „**Traité des cérémonies religieuses de toutes les nations**“ und mehrere Portraits. P. ſtarb im Jahre 1733 zu Amſterdam. 36.

Piccini (ſpr. Pitſchini) (Nicolo), einer der gefeiertſten italieniſchen Operncomponiſten des XVIII. Jahrh., der Hauptrepräſentant der italieniſchen Schule, ward im Jahre 1728 zu Bari im Königreiche Neapel geboren. Dem Wunſche ſeines Vaters gemäß widmete er ſich anfangs ausſchließlich wiſſenſchaftlichen Studien; allein ſein bald entſchieden hervortretendes Talent zur Muſik ließ ſo Großes hoffen, daß er die Erlaubniß erhielt, ſich als Schüler in das Conſervatorium di Santo-Onufrio aufnehmen zu laſſen. Hier ſtudirte er unter der Leitung Leo's (ſ. d. Art.), deſſen Aufmerkſamkeit er durch einige glückliche im Geheim gemachte Verſuche im Componiren auf ſich gezogen hatte, 12 Jahre lang mit dem größten Eifer und glücklichſten Erfolge und trat hierauf mit der komiſchen Oper „**Le donne dispettose**“ zum erſten Male öffentlich auf. Ermuthigt durch den Beifall, welchen dieſelbe gefunden hatte, brachte er bald darauf eine zweite: „**Il curioso del proprio danno**“ und 1756 eine ernſte Oper: „**Zenobia**“ zur Aufführung. Jetzt war ſein Beruf entſchieden; ſchon nannte man in Italien ſeinen Namen mit Ach-

tung und bereits im Jahre 1758 erhielt er einen ehrenvollen Ruf nach Rom. 15 Jahre lang beherrſchte er hier förmlich das Theater; alle Verſuche, ihm die Gunſt des Publicum zu rauben, waren vergeblich und kaum wollte man noch irgend eine andere Oper anhören. In dieſe Zeit, die fruchtbarſte des Componiſten, fällt ſeine „Cecchina“ (bekannter unter dem Namen „La buona figliuola“) und die „Olympiade“, zwei Meiſterwerke, welche Alles, was bisher die italieniſche Opernmuſik geleiſtet hatte, übertrafen und ſeinen Ruhm auf den höchſten Gipfel erhoben. Doch gelang es zuletzt einer ihm feindlich geſinnten Partei, ſeinem Nebenbuhler Anfoſſi einen Theil der öffentlichen Gunſt zuzuwenden und ſelbſt es dahin zu bringen, daß eine ſeiner Opern förmlich durchfiel. Hart davon berührt begab ſich P. augenblicklich nach Neapel zurück, wo er mit ungetheiltem Enthuſiasmus aufgenommen wurde und für ſeine erſte Oper, die er zur Aufführung brachte („I viaggianti“), den ſtürmiſchſten Beifall erhielt. Während dieſer Zeit waren ihm von Frankreich aus glänzende Anerbietungen gemacht worden und er glaubte dieſelben um ſo weniger ausſchlagen zu müſſen, als ſie von der Königin Maria Antoinette ſelbſt ausgingen. Er begab ſich ſomit im Jahre 1776 nach Paris, wo damals Gluck auf dem Gipfel ſeines Ruhms ſtand. Veranlaßt von den Gegnern deſſelben, beſonders von dem der Muſik gänzlich unkundigen Marmontel, unternahm er die Compoſition einer Oper von Quinault „Roland“ und brachte ſie im Jahre 1778 zur Aufführung. Je größer der Beifall war, den dieſelbe bei den Gegnern Gluck's fand, deſto heftiger dagegen wurde die Erbitterung der Gluckiſten und es begann jener famöſe Streit der Parteien, welcher alle andere Intereſſen faſt in den Hintergrund drängte und mit der größten Animoſität noch fortdauerte, als ſich Gluck und P. perſönlich längſt ausgeſöhnt hatten. Obwohl P. in dem Wettkampfe, welchen er mit Gluck in der Compoſition der „Iphigenie in Tauris“ verſuchte, überwunden wurde, ſo wäre er doch, da Gluck damals Frankreich verließ, unbezweifelt ohne Nebenbuhler geblieben, wenn nicht Sacchini um dieſe Zeit erſchienen wäre und einen Theil der öffentlichen Gunſt an ſich geriſſen hätte. Doch erndtete er für ſeine Opern: „Atys,“ „Didon,“ „Diane et Endymion“, „Pénélope,“ „Le dormeur éveillé“ und „Le Faux-Lord,“ die er damals componirte, ungetheilten Beifall. Im Jahre 1782 ward er Director der königlichen Geſangſchule; als er aber beim Ausbruche der Revolution ſeinen Gehalt einbüßte, begab er ſich nach Neapel zurück, wo er ſogleich vom Könige eine anſehnliche Penſion erhielt. Doch wurde er jacobiniſcher Geſinnungen verdächtig, verlor die Gunſt des Hofs und gerieth in großen Mangel, den ein Engagement in Venedig (1798) nur wenig linderte. Endlich begab er ſich mit Päſſen verſehen im Jahre 1799 wieder nach Frankreich, wo er eine Stelle am Conſervatorium erhielt. Doch ging er bereits ſeiner Auflöſung entgegen. Sie erfolgte am 7. Mai 1800 zu Paſſy. — Vergl. Ginguené's „Notice sur la vie et les ouvrages de Piccini“ (Paris 1801). Die Zahl der Arbeiten P.'s beträgt mehr als 150, von denen ſich nur „Didon“ noch auf dem Repertoir erhalten hat. Das Charakteriſtiſche in der Muſik dieſes trefflichen Künſtlers iſt Anmuth der Melodie, Klarheit der Harmonie und Eleganz in der Form; dagegen entbehrt ſie faſt immer dramatiſchen Schwungs und jener Hoheit, die in der Gluck'ſchen Muſik vorherrſchend iſt. 36.

Piccolomini (Octavio), deutſcher Reichsfürſt, Herzog von Amalfi, Ritter des goldenen Vließes und kaiſerlicher Feldmarſchall, ſtammte aus einem der älteſten Geſchlechter Italiens, welches anfangs in Rom, ſpäter in Siena lebte und wurde im Jahre 1599 geboren. Er widmete ſich von früher Jugend an dem Kriegsdienſte, ſtand anfangs unter den ſpaniſchen Truppen in Mailand und ging dann mit dem Regimente, welches der Großherzog von Florenz dem deutſchen Kaiſer Ferdinand II. gegen die Böhmen zu Hülfe ſandte, nach Deutſchland. In der Schlacht bei Lüz-

zen ſoll er das Regiment, gegen welches Guſtav Adolph perſönlich focht, angeführt haben. Im Jahre 1634 wurde er von Wallenſtein zum Oberbefehlshaber im Lande ob der Ens ernannt und vertheidigte als ſolcher die Salzburger Päſſe, welche nach Italien führten. Durch Verrätherei trug er zum Sturze Wallenſtein's bei, deſſen Güter er zum Theil erhielt. Nach der Schlacht bei Nördlingen kämpfte er mit Iſolani in Würtemberg und am Main, kam im Jahre 1635 dem Könige von Spanien gegen die Franzoſen in den Niederlanden zu Hülfe und vertrieb ſie aus dem Lande. Eben ſo glücklich kämpfte er gegen die Schweden, eroberte Hörter und entſetzte im Jahre 1634 die Stadt Freiberg in Sachſen, welche von den Schweden belagert wurde. Der König von Spanien erbat ſich ihn hierauf von dem deutſchen Kaiſer zum Feldherrn, in welcher Stellung er gegen Franzoſen und Holländer mit Glück kämpfte und dafür mit dem Orden des goldenen Vließes belohnt wurde. Als aber im Jahre 1648 die Schweden wieder ſiegreich in Böhmen vordrangen, rief ihn der Kaiſer aus ſpaniſchen Dienſten zurück und ernannte ihn zum Feldmarſchall; allein der in demſelben Jahre geſchloſſene weſtphäliſche Friede hinderte ihn ſich ferner als Feldherr auszuzeichnen. Bei dem Convent zu Nürnberg im Jahre 1649 trat er als kaiſerlicher Generalbevollmächtigter auf, um für die Vollſtreckung des Friedens zu ſorgen, wurde hierauf in den Reichsfürſtenſtand erhoben und erhielt von dem König von Spanien das Fürſtenthum Amalfi zurück, was ſeine Vorfahren beſeſſen hatten. Er ſtarb am 10. Aug. 1656 zu Wien. Da er keine Kinder hinterließ, ſo fielen ſeine Beſitzungen an den Enkel ſeines Bruders. Sein in Schiller's Wallenſtein genannter Sohn Max iſt eben ſo wie Wallenſtein's Tochter Thekla eine erdichtete Perſon. 81.

Picēnus ager, das Gebiet der Picener, umfaßte im Alterthume den Landſtrich Mittelitaliens, welcher zwiſchen dem adriatiſchen Meere und den Apenninen und den Flüſſen Äſis (Eſino) und Aternus (Pescara) ſich erſtreckt, die heutige Mark Ancona, mit den Hauptſtädten Ancona und Asculum. Die tapferen Einwohner (Picener, Picenter) waren eins der älteſten Völker Italiens, verloren ſich aber ſpäter unter den Römern. Nicht zu verwechſeln damit ſind die Picentiner in Lucanien und Campanien, welche im Bundesgenoſſenkriege (ſ. marſiſcher Krieg) von den Römern unterjocht wurden, die dann zu ihrer Niederhaltung die Feſte Salernum erbauten. 37.

Pichegru (ſpr. Piſch'grü) (Charles), franzöſiſcher General, am 16. Nov. 1761 im Jura-Departement geboren, wurde von ſeinem Vater, der hier Schullehrer war, zu einem Gelehrten beſtimmt, da er ſchon früh ausgezeichnete geiſtige Anlagen zeigte. Die erſte Unterweiſung in den Wiſſenſchaften empfing er von ſeinem Vater und im Collegium zu Arbois ſetzte er das Studium fort. Hiernächſt machte P. ſeinen philoſophiſchen Curſus bei den Minimen und zeichnete ſich daſelbſt ſo aus, daß die Lehrer ſich veranlaßt ſahen, ihm die Repetitionsſtunden in ihren Collegien zu Brienne zu übertragen. Bald wurde er von den Minimen zum wirklichen Lehrer der Mathematik mit einem Gehalte von 50 Louisd'or erhoben und ſoll, wie Einige behaupten, von dieſen vermocht worden ſein, bei einer Zulage von 300 Livres, das Ordenskleid zu nehmen, ſpäter aber einer Liebesintrigue wegen ſich entfernt haben. Es iſt indeß wahrſcheinlicher, daß er nie dem Orden angehört, ſondern ſchon früh in dem Artillerieregimente von Auxerre Dienſte genommen habe. Seinen mathematiſchen Kenntniſſen verdankte er die baldige Beförderung zum Sergeant; beim Ausbruche des nordamerikaniſchen Freiheitskrieges wurde er ebenfalls mit eingeſchifft und benutzte dieſe Gelegenheit, ſich als Soldat auszubilden und ſelbſt mit dem Seedienſte vertraut zu machen. Im Jahre 1790 kehrte er nach Frankreich zurück, avancirte zum Sergeant-Major, ſpäter zum Compagnieadjutanten und würde trotz ſeiner bürgerlichen Geburt bald eine Officierſtelle erhalten haben, wenn nicht der Ausbruch der franzöſiſchen Revolution dazwiſchen gekom-

men wäre. Doch auch dieſe fand an P. einen eifrigen Anhänger. Kurz nach dem Ausbruche derſelben ſehen wir ihn in Beſançon, wo er zuletzt in Garniſon ſtand, als den Präſidenten einer Volksverſammlung und, als ein Bataillon Nationalgarden von Gard bei dieſem Orte ſeinen Chef verlor, wurde er auf die Empfehlung der Clubbiſten einſtimmig zum Führer deſſelben erwählt. Nachdem es ihm gelungen war, ſeine Truppe einigermaßen zu discipliniren, führte er ſie der Rheinarmee zu. Hier zeichnete er ſich ſo aus, daß er im Jahre 1792 in den Generalſtab verſetzt, zum Oberſten und Brigadegeneral avancirt und 1793 zum Diviſionsgeneral ernannt wurde. Bald darauf erhielt er den Oberbefehl über die Rheinarmee. In dieſer Armee waren alle Bande der militairiſchen Zucht und Ordnung geriſſen und ſo wurde die ganze Kraft des Oberfeldherrn in Anſpruch genommen, erſt Ordnung und Subordination herzuſtellen, ehe er daran denken konnte, ſeine Waffen gegen den äußern Feind zu kehren. Seinem unerſchütterlichen Muthe und ſeiner Ausdauer gelang dieſe ſchwierige Arbeit, der er gleichzeitig in taktiſcher Hinſicht das in Amerika kennen gelernte Tirailleurſyſtem beifügte, und hierdurch ſowohl, als auch durch den glücklichen Gebrauch, den er von ſeiner reitenden Artillerie zu machen wußte, ſeinen Mangel an Cavallerie, der bei der trefflichen Reiterei ſeiner Gegner um ſo fühlbarer werden mußte, bei allen ſeinen ſpäteren Unternehmungen ſo glücklich zu erſetzen. Der erſte Angriff, welchen er auf die Öſtreicher unternahm, mißlang zwar, als er jedoch denſelben am 23. Dec. 1793 wiederholte, war der Erfolg glücklicher, indem er ſtürmend und unter der tapferſten Gegenwehr ſich der Linien von Hagenau bemächtigte und kurz darauf Landau entſetzte und Lauterburg einnahm. Im Jahre 1794 erhielt er den Oberbefehl über die Nord-, Sambre- und Maasarmee, welche derſelben Reorganiſation bedurfte wie die Rheinarmee. Als der Angriff auf das feindliche Centrum, welches der Prinz von Coburg commandirte, unüberlegt von dem Wohlfahrtsausſchuſſe befohlen, mißlungen war, ließ P. auf eigene Gefahr eine Abtheilung ſeines Heeres nach Weſtflandern rücken, gewann dadurch die Flanke des Feindes, erfocht vom 26. bis 29. April die glänzenden Siege von Courtray, Montcaſtel und Menin, zwang Clairfait zum eiligen Rückzuge, ſchlug dann die vereinte Macht der Prinzen von Coburg und York am 18. Mai zwiſchen Courtray und Menin, und dieſen Siegen folgte am 12. und 13. Juni die Schlacht in der Nähe von Ypern, wo er den öſtreichiſchen General Clairfait aufs Haupt ſchlug und ſo Weſtflandern in die Hände der Franzoſen brachte. Nachdem nun bald darauf Jourdan den Sieg bei Fleurus erfochten hatte, überſchritt P. die Schelde, trennte dadurch die Verbindung zwiſchen Clairfait und der engliſchen Armee, nahm Brügge, Oſtende, Gent und Oudenaarde ein und ließ Nieuport, Sluys, Condé, Valenciennes und Quesnoy theils belagern, theils berennen. Er ſelbſt rückte hierauf gegen Mecheln und ſchlug den 16. und 17. Juli die vereinte Armee der Engländer und Holländer, nahm Antwerpen, drängte im Sept. die Engländer über die Maas zurück und beſetzte nach einer 3 wöchentlichen Belagerung das feſte Herzogenbuſch. Am 19. Oct. erfocht er bei Puhlbach einen abermaligen Sieg über die Engländer, beſetzte in Folge deſſelben Hulſt, Axel, Sas de Grand und Nimwegen und ſchloß Grave ein. Den grauſamen Befehl des Convents, keinem Engländer Pardon zu geben und die Garniſonen der Plätze, wenn ſie ſich nicht ſofort ergeben würden, bei deren Eroberung über die Klinge ſpringen zu laſſen, ſuchte der menſchlicher geſinnte P. durch Liſt zu umgehen. Am 2. Jan. 1795 überſchritt P. mit ſeinem Heere die zugefrorene Waal und Maas, nahm Grave, die Bommelinſel und das Fort St. Andreas mit Sturm und blokirte Breda. So war denn ganz Holland unterworfen, der Erbſtatthalter floh nach England, die holländiſche Armee ging aus einander, die Engländer ſchifften ſich ein und P. hielt ſeinen triumphirenden Einzug in Dortrecht und Amſterdam. Nach dieſem glanzvollen Feldzuge übertrug ihm der Convent neben dem Commando der Nordarmee

unter Moreau und der Moſelarmee unter Jourdan noch den Oberbefehl über die Rhein- und Moſelarmee, von wo er jedoch ſchon im April 1795 abberufen wurde, um die Stadtcommandantur in Paris zu übernehmen. Seine Dispoſitionen und kräftigen Maßregeln trugen viel dazu bei, die Terroriſten von den blutigen Verſuchen abzuhalten und zu hindern, ſich ihrer alten Gewalt wieder zu bemeiſtern. Auf ſeinen Antrag kehre er indeß bald wieder zur Rheinarmee zurück; nun änderte er aber plötzlich ſeine politiſchen Geſinnungen, indem er den Republicanismus mit dem Royalismus vertauſchte. Den Bourbons war dieſer Wechſel nicht fremd geblieben und durch Vermittelung des Buchhändlers Fauche-Borel und eines gewiſſen Montgaillard traten ſie mit ihm in Verbindung. Die Einigung mit dem Prinzen Condé über die zu ergreifenden Maßregeln ließ aber die beſte Zeit zu Unternehmungen verſtreichen, während welcher Montgaillard auftrat und durch Darlegung der ganzen Correſpondence dem Convent den Verrath P.'s entdeckte. Das neue Directorium hielt es nicht für rathſam, den Liebling der Armee und des Volkes ſofort zur Rechenſchaft zu ziehen, ſondern ſuchte ihn vorläufig dadurch zu entfernen, daß es ihm die Geſandtſchaft nach Schweden übertrug, die jedoch P. nicht annahm, ſondern ſich nach Arbois zurückzog und daſelbſt mehrere Monate im Kreiſe ſeiner Familie lebte. Im März 1797 wurde er von den Wählern des Juradepartements zum Volksrepräſentanten bei dem Rathe der Fünfhundert gewählt und in der erſten Sitzung deſſelben zum Präſidenten ernannt. Ungeachtet ſeiner Vorträge, welche die Reorganiſation der Nationalgarde betrafen, das Verfahren tadelten, von der italieniſchen Armee Truppen nach Frankreich zu ziehen, und ſich auf die conſtitutionellen Grenzen des geſetzgebenden Körpers bezogen, und ungeachtet des allgemeinen Beifalls, den er ſich dadurch erwarb, war er doch nicht im Stande, den Furchtſamen Muth einzuflößen und in die royaliſtiſche Partei Einheit zu bringen und dieſe dahin zu vermögen, den erſten Angriff auf eine Faction zu unternehmen, die ſie Alle zu vernichten drohete. So geſchah es denn, daß am 4. Sept. 1797 P. mit ſeinen Anhängern aufgehoben, in den Tempel gebracht und von dem Directorialtriumvirate verurtheilt wurde, nach Cayenne transportirt zu werden. Der Agent des Directorium, welcher die Verbannten hier empfing, wies ihnen zum Aufenthalte die ungeſunden Wüſten von Sinamari an, von wo es P. gelang, nachdem bereits mehrere ſeiner Gefährten dem ungeſunden Klima unterlegen waren, mit Willot, Barthélemy, Ramel und einigen Anderen auf einer Barke zu entfliehen und nach einer gefahrvollen Fahrt auf der holländiſchen Colonie Surinam zu landen. Von hier aus ſchiffte ſich P. nach England ein, wo er von den Prinzen und Miniſtern des bourboniſchen Hauſes eine ausgezeichnete Aufnahme fand, doch bald nach Deutſchland überſetzte und beim Beginne des Feldzuges von 1799 ſich der Armee des ruſſiſchen Generals Korſakow, welche in der Schweiz agirte, anſchloß. Nach dem Rückzuge der Ruſſen und dem Friedensſchluſſe zwiſchen Frankreich und Öſtreich lebte er noch einige Zeit in Deutſchland; da er ſich hier aber vor den Nachſtellungen des franzöſiſchen Directorium nicht ſicher glaubte, ſo kehrte er wieder nach England zurück. Die früheren Verbindungen, in denen er mit den Bourbons ſtand, wurden wieder angeknüpft und in Folge deſſen entwarf er mit dem ehemaligen Chef der Chouans, Georges Cadoudal, deſſen Bekanntſchaft er hier machte, den Plan, durch die Ermordung des erſten Conſuls Buonaparte die Conſularregierung in Frankreich zu ſtürzen. Verkleidet begaben ſich Beide nach Paris und hofften eine große Partei und in Moreau einen thätigen Theilnehmer zu finden, fanden ſich aber in erſterem getäuſcht und Moreau's ſchwankender Charakter ließ denſelben zu keinem Entſchluſſe kommen, ſo daß dadurch die Ausführung des Plans ſo lange verzögert wurde, bis die Polizei, von Fouché geleitet, hinter das ganze Geheimniß kam und plötzlich den Georges Cadoudal verhaftete und endlich durch den Verrath des Kaufmanns Leblanc auch P.

den Gensd'armes nach der hartnäckigſten Gegenwehr in die Hände fiel. Letzterer wurde nach dem vom Staatsrathe Real eingeleiteten Verhöre in den Tempel abgeführt und der Proceß gegen ihn, Georges und Moreau, der ebenfalls eingezogen war, inſtruirt. Ehe es jedoch bis zum Spruche gekommen war, fand man am 5. April P. erwürgt in ſeinem Gefängniſſe. Wahrſcheinlich hat derſelbe ſich mittelſt ſeines ſeidenen Halstuches ſelbſt erdroſſelt und die Gerüchte, welche ſich anfangs verbreiteten, daß Napoleon ihn habe foltern und nachher erdroſſeln laſſen, ſind um ſo unwahrſcheinlicher, als ſein Vergehen, die bewieſene Verſchwörung und der aufgedeckte Mordanſchlag, dem erſten Conſul Grund genug gaben, ihm in Folge eines gerichtlichen Urtheils geſetzlich den Tod geben zu laſſen. P. war höchſt uneigennützig und ſehr menſchenfreundlichen Charakters, welches er zu verſchiedenen Malen gegen ſeine Gefangenen bewies. Als Feldherr hat er ſein Vaterland gerettet und er legte den erſten Grund zu der ſpäteren Größe deſſelben, ſo wie zu einer neuen Kriegskunſt. Die neue franzöſiſche Regierung hat ſeinem Andenken in ſeiner Vaterſtadt ein Denkmal errichten laſſen. Bald nach ſeinem Tode erſchien von Montgaillard ein „**Mémoire concernant la trahison de Pichegru dans les années III., IV., V. (1795, 1796, 1797)**“ welches viele Aufſchlüſſe über die Verbindung P.'s mit den Bourbons liefert. 61.

Pichler iſt der Name mehrerer berühmter deutſcher Künſtler. — Johann Anton P., ein trefflicher Steinſchneider, geb. im Jahre 1700 zu Brixen in Tyrol, widmete ſich anfangs nach dem Willen ſeines Vaters dem Handel, fand jedoch keinen Geſchmack daran und beſchäftigte ſich ſeiner Neigung folgend ausſchließlich, doch ohne einen Lehrer zu haben, mit Zeichnen und Modelliren. Ein böhmiſcher Künſtler, Namens Ziegler, gab ihm hierauf Unterricht im Graviren, worin er in Kurzem bedeutende Fortſchritte machte. In Neapel, wo P. bei einem Goldſchmidt als Metallgraveur Condition genommen hatte, erregte er Aufſehen und wurde von einem Kenner veranlaßt, ſich im Steinſchneiden zu verſuchen. Bald erwarb er ſich auch ſo große Geſchicklichkeit darin, daß er ſelbſt vom Hofe wichtige Aufträge erhielt und überhaupt mit Arbeiten überhäuft wurde. Im Jahre 1743 ließ ſich P. in Rom nieder und hier ſtarb er im Jahre 1779. — Johann von P., des Vorigen Sohn, geb. den 1. Jan. 1734 zu Neapel, widmete ſich unter ſeines Vaters Leitung ebenfalls der Steinſchneiderei und ſtudirte beſonders mit anhaltendem Eifer die Antike. Kaum 14 Jahre alt ſchnitt er bereits einen Hercules im Kampfe mit dem nemeiſchen Löwen, welcher die allgemeine Bewunderung aller Kunſtkenner erregte und ihm eine Menge Aufträge von allen Seiten her verſchaffte. Vom Kaiſer Joſeph während deſſen Anweſenheit in Rom bemerkt erhielt er vorzüglich wegen eines trefflich gelungenen Portraits deſſelben den Antrag, ſich in Wien niederzulaſſen und, als er dieß ausſchlug, das Adelsdiplom. Er ſtarb den 25. Jan. 1791 mit dem Ruhme, in ſeinem Fache der vollendetſte Künſtler des XVIII. Jahrh. geweſen zu ſein. Unter ſeinen Arbeiten, die häufig von den Antiken nicht unterſchieden werden konnten und daher als ſolche verkauft wurden, rühmt man vorzüglich eine Sammlung von Gravuren nach den Werken Raphael's im Vatican. — Johann Peter P., geb. 1765 zu Botzen, hat ſich als Kupferſtecher rühmlich ausgezeichnet und vorzüglich in der Schabkunſt Treffliches geleiſtet. Er ſtarb im Jahre 1806. — Zwei andere Künſtler dieſes Namens, Anton und Johann P., ſind als Steinſchneider bekannt worden, ohne jedoch Ausgezeichnetes geleiſtet zu haben. 36.

Pichler (Karoline von), eine beliebte deutſche Romanſchriftſtellerin, am 7. Sept. 1769 zu Wien geboren, erhielt in dem Hauſe ihres Vaters, des Hofraths von Greiner, welches als Sammelplatz der gebildetſten Männer der Hauptſtadt galt, eine ſehr ſorgfältige Erziehung und entwickelte durch den Umgang mit Denis, Metaſtaſio, Maſtalier, Haſchka, Alxinger, Maffei, Leon, Ratſchky,

Blumauer und anderen Hausfreunden ihr nicht gewöhnliches Talent. Nebſt der lateiniſchen erlernte ſie die franzöſiſche, italieniſche und engliſche Sprache mit großer Leichtigkeit und wagte auch manche poetiſche Verſuche. Dabei verſäumte ſie nicht die Pflichten einer guten Hausfrau kennen zu lernen, welche ſie bald durch ihre eheliche Verbindung mit dem Regierungsrathe Andreas Pichler (1796) zu üben Gelegenheit fand. Erſt auf Anrathen ihres Gatten trat Karoline mit ihren „Gleichniſſen" (Wien 1800. 8.), welche nicht ungünſtig aufgenommen wurden, als Schriftſtellerin hervor. Seitdem dauerte ihr ſchriftſtelleriſches Wirken ununterbrochen fort und neben vielem Mittelgute floß auch manches Vorzügliche aus ihrer fruchtbaren Feder. Tiefes, wohlwollendes Gemüth, Gefühl für alles Edle und Gute, beſonnener Verſtand und ein ruhiger, mäßiger Styl zeichnen die meiſten ihrer Leiſtungen aus. Den größten Beifall fand der ſinnige, einzelne Charaktere und Situationen trefflich ſchildernde Roman „Agathokles" (Wien 1808. 3 Thle. 8.). Außer dieſem ſind noch zu nennen: „Leonore" (Eb. 1804. 2 Thle. 8.); „Frauenwürde" (Eb. 1808. 4 Thle. 8.); „Die Grafen von Hohenberg" (Leipzig 1811. 2 Thle. 8.); „Die Nebenbuhler" (Wien 1821. 2 Thle. 8.); „Die Belagerung Wiens im Jahre 1683" (Eb. 1824. 3 Thle. 8.); „Die Schweden in Prag" (Eb. 1827. 3 Thle. 8.); „Die Wiedereroberung von Ofen" (Eb. 1829. 2 Thle. 8.); „Friedrich der Streitbare" (Eb. 1831. 4 Thle. 8.); „Henriette von England" (Eb. 1832. 2 Thle. 8.) und „Eliſabeth von Guttenſtein" (Eb. 1835. 3 Thle. 8.). Den geſchichtlichen Roman verſuchte Karoline P. auf Anrathen des Freiherrn v. Hormayr, welcher ſie veranlaßte, ſich vorzüglich mit der Geſchichte Öſtreichs zu beſchäftigen und die Gegenſtände ihrer Arbeiten aus derſelben zu wählen. Von weit geringerer Bedeutung ſind ihre dramatiſchen Verſuche („Germanicus," 1813; „Heinrich von Hohenſtaufen," 1813; „Ferdinand II., König von Ungarn und Böhmen," 1816); und ihre Gedichte („Idyllen," Wien 1803. 8.; „Ruth," Eb. 1805. 8.; „Bibliſche Idyllen," Leipz. 1812. 8.). „Sämmtliche Werke" (Wien 1820—1835. 49 Bde. 8.). 67.

Pickelhäring, ſ. Harlekin.

Picten, ſ. Großbritannien (Schottland).

Pictenmauer oder **Pictenwall** war eine große Mauer, welche der römiſche Feldherr Agricola an der Grenze zwiſchen England und Schottland aufführen ließ, um den Einfällen der Picten zu wehren. Sie war 12 Fuß hoch und 8 Fuß dick, mit einzelnen von Soldaten beſetzten Thürmen verſehen und ging von dem jetzigen Newcaſtle (oder auch erſt von Herham am Tyne) in Northumberland quer durch das Land bis an die Weſtküſte (bei Carlisle). Öfters zerſtört und wieder aufgebaut wurde ſie endlich 431 nach Chr. aufs Neue von den Picten zerſtört und blieb ſeitdem Ruine, von welcher ſich noch einige unbedeutende Spuren finden. 37.

Pictet (Marcus Auguſt), ein bekannter Phyſiker der neueren Zeit, 1752 zu Genf geboren, war der Schüler des berühmten de Sauſſure und folgte dieſem in der Profeſſur der Philoſophie 1786 nach. Obſchon faſt ausſchließend mit den Naturwiſſenſchaften beſchäftigt, blieb ihm doch die Politik nicht fremd und 1798 befand er ſich bei den Deputirten, welche die Vereinigung Genfs mit der franzöſiſchen Republik nachſuchten. Nach ſeiner Zurückkunft war er einer der fünfzehn Bürger, welche zur Regulirung der Staatsſchuld und zur Verwaltung des zur Unterhaltung des proteſtantiſchen Gottesdienſtes und des öffentlichen Unterrichts beſtimmten Fonds ernannt wurden. Als Mitglied des Tribunats (1802) und als Secretair dieſer Behörde (1803) hielt er mehrere in das Fach der Staatsökonomie einſchlagende wichtige Reden über die Mauth und den Straßen- und Canalbau. Er ſtimmte ſowohl für das lebenslängliche Conſulat, als auch für die Erhebung des erſten Conſuls zum Kaiſer und ward dafür nach Aufhebung des Tribunats (1807) von dieſem zu einem der funfzehn Generalinſpectoren der Univerſität ernannt.

Nach der Reſtauration ließ er ſich zu Genf nieder, wo er als Präſident der Akademie zur Beförderung der Künſte mit raſtloſer Thätigkeit wirkte und wo er am 18. April 1825 ſtarb. Außer der „Bibliothèque britannique“ (ſeit 1816 „Bibliothèque universelle“), welche er mit Maurice, dem Maire von Genf, und ſeinem Bruder Charles Pictet ſeit 1796 herausgab und zu deren Förderung er 1803 eine Reiſe nach England, die unter dem Titel „Voyage de trois mois en Angleterre, en Ecosse et en Irlande“ (deutſch, Wien 1804. 8.) erſchien, unternahm, beſitzen wir von ihm noch mehrere Werke, unter welchen der „Essai sur le feu“ (Par. 1798. 8., deutſch von S. J. Kapf, Tüb. 1790. 8.) das bekannteſte iſt, und einige Überſetzungen aus dem Engliſchen. — Sein jüngerer Bruder, Charles Pictet de Rochemont, 1755 zu Genf geboren, diente zuerſt in der Schweitzergarde und zog ſich dann in ſeine Vaterſtadt zurück, wo er mehrere Staatsämter bekleidete und beinahe als Opfer der Genfer Revolution gefallen wäre. Nach der Reſtauration ward er mit einigen wichtigen Sendungen beauftragt und lebte dann faſt ausſchließend literariſchen Arbeiten und der Landwirthſchaft. Er ſtarb am 27. Dec. 1824 zu Genf. Von ſeinen Werken nennen wir nur: „Tableau de la situation actuelle des Etats-Unis d'Amérique“ (Par. 1795—1796. 2 Voll. 8.); „Traité des assolemens ou l'art d'établir les rotations des récoltes“ (1801. 8.) und „Faits et observations concernant la race des mérinos d'Espagne à laine superfine“ (1802. 8., deutſch, Wien 1808. 8.). 66.

Picus, ein alter Seher oder Waldgott in Italien, war der Sohn des Saturnus und Gemahl der Canens, mit welcher er den Faunus erzeugte. Als er die Circe, welche wegen ſeiner Schönheit in Liebe zu ihm entbrannt war, verſchmähte, verwandelte ihn dieſe in einen Specht (picus) und ſeine Begleiter in wilde Thiere; weßhalb er gewöhnlich mit einem Spechtkopfe abgebildet wurde. Er ſtand übrigens den Augurien vor. Seine Gemahlin zerfloß vor Gram über ſein Schickſal in den Äther. 11.

Picus (Johann), Fürſt von Mirandola und Concordia, aus dem Hauſe Pico (welches ſchon im XII. Jahrh. in Mirandola herrſchte, ſpäter [1619] vom Kaiſer Karl V. zur herzoglichen Würde erhoben, aber 1709 vom Kaiſer Joſeph I. der Herrſchaft beraubt ward, die nun an Modena kam), geb. den 24. Februar 1463, war einer der gelehrteſten Männer ſeiner Zeit. Mit einem ausgezeichneten Gedächtniſſe und großem Scharfſinne begabt erregte er ſchon in früher Jugend allgemeine Bewunderung. In ſeinem 14. Jahre begann er zu Bologna das kanoniſche Recht zu ſtudiren, um ſich dem geiſtlichen Stande zu widmen, ward aber bald mit Widerwillen gegen die Theologie erfüllt und legte ſich auf Philoſophie und Naturwiſſenſchaften, die er nebſt der griechiſchen, hebräiſchen und arabiſchen Sprache von 1479—1486 auf den berühmteſten Schulen Italiens und Frankreichs mit Eifer ſtudirte. Vorzüglich zog ihn die Kabbala an. 1486 ging er nach Rom und veröffentlichte hier mit Genehmigung des Papſtes 900 Theſen aus allen Wiſſenſchaften, die er gegen Jedermann zu vertheidigen und ſeinen etwaigen Opponenten ſogar die Reiſekoſten zu erſtatten ſich erbot. Doch der Neid anderer Gelehrten fand 13 dieſer Theſen für ketzeriſch, wogegen er ſich zwar in einer Schrift vertheidigte, was aber ein Verbot des Papſtes, ſeine Theſes zu leſen, herbeiführte. Er begab ſich nun nach Frankreich, mußte aber nach neuen Angriffen ſeiner Gegner wieder in Rom erſcheinen, wo ihn jedoch Papſt Alexander VI. auf Empfehlung Lorenzo's von Medici ein Sicherheitsbreve ertheilte. Von nun an beſchäftigte er ſich ausſchließlich mit der Theologie, trat ſeine Beſitzungen an ſeinen Neffen, Johann Franz Picus, gegen eine mäßige Geldſumme ab und kaufte ſich dafür in der Nähe von Ferrara an, ſtarb aber ſchon den 17. Nov. 1494 zu Florenz. Trotz ſeiner großen Gelehrſamkeit (Scaliger nennt ihn „monstrum sine vitio“)

ſind aber ſeine literäriſchen Leiſtungen unbedeutend; denn wenn er auch als Gegner der Scholaſtik und der Aſtrologie auftrat, ſo war doch ſeine Verſenkung in die Tiefen der Kabbala für eine unbefangene philoſophiſche Anſicht nicht günſtig und ſein Streben, die ariſtoteliſche und platoniſche Philoſophie zu vereinigen, ſo wie die letztere in ſeinem „Heptaplus“ (einer kabbaliſtiſchen Auslegung der Schöpfungsgeſchichte) auf Moſes zurückzuführen, ganz unfruchtbar. Vielleicht hätten ſeine Liebesgedichte (5 Bücher) ihm einen Namen erworben, wenn er ſie nicht 1491 im heiligen Eifer verbrannt hätte. — Sein erwähnter Neffe, Johann Franz (ſt. 1533), trat ganz in ſeine Fußtapfen. Beider Schriften erſchienen zu Baſel 1573 und 1601 (2 Bde. Fol.). 16.

Piedeſtal, ſ. Säule.

Piemont, ſ. Sardinien.

Pierer (Johann Friedrich), ärztlicher Literator, ward den 22. Jan. 1767 zu Altenburg geboren, ſtudirte ſeit 1784 Medicin zu Jena und ließ ſich hierauf 1790 in ſeiner Vaterſtadt als Arzt nieder, wo er zwar nach einigen Jahren ſeine Praxis aufgab, jedoch ſeine Stelle als Landphyſicus, die er ſpäter mit dem Stadtphyſicate vertauſchte, beibehielt und daneben ſeit 1798 ſich mit der Herausgabe der „Mediciniſchen Nationalzeitung für Deutſchland“ und der Verwaltung einer Buchdruckerei beſchäftigte. Jene Zeitung erhielt ſpäter den Titel der „Mediciniſchen Annalen“, unter welchem ſie noch jetzt vom Dr. Pabſt fortgeſetzt wird. Außer derſelben beſorgte P. im Jahre 1806 eine vollſtändige Ausgabe der Foëſiſchen lateiniſchen Überſetzung des Hippokrates in 3 Theilen und gab ſeit dem Jahre 1816 in Verbindung mit Choulant ein anatomiſch-phyſiologiſches Wörterbuch unter dem Titel: „Mediciniſches Realwörterbuch“ heraus, deſſen erſte Abtheilung in 8 Bänden 1829 vollendet worden iſt. P. erhielt 1814 den Titel eines Hofraths; ſein Tod erfolgte am 22. Dec. 1832. 39.

Pieriden, ſ. Muſen.

Pierre (ſpr. Piär) (Jean Baptiſta Maria), ein ausgezeichneter franzöſiſcher Hiſtorienmaler des XVIII. Jahrh., geb. 1714, beſuchte zuerſt die Schule Natoire's und ging ſpäter nach Rom, wo er ſich unter der Leitung de Troy's und durch das Studium der berühmteſten dort befindlichen Meiſterwerke eine bedeutende Geſchicklichkeit erwarb. Nach ſeiner Rückkehr nach Paris wurde er erſter Maler des Herzogs von Orleans, dann erſter Maler des Königs und Director der Akademie. — Seine Verdienſte um die Wiederbelebung der Malerei in Frankreich ſind erſt in neuerer Zeit gehörig gewürdigt worden, da ſeine Zeitgenoſſen viel zu viel Anſtoß an ſeiner ſchnellen und glücklichen Laufbahn nahmen, als daß von ihnen ein gerechtes Urtheil zu erwarten geweſen wäre. Allerdings laſſen die Arbeiten P.'s, unter denen vorzüglich ein heiliger Petrus und der Tod des Herodes (zu St. Germain-des-Prés), ein heiliger Franziscus und die Marter des heiligen Thomas von Canterbury (im Louvre) zu nennen ſind, Manches zu wünſchen übrig; doch haben ſie durchgängig correcte Zeichnung, erträgliches Colorit und bisweilen ſelbſt eine großartige Compoſition; nur die Ausführung erſcheint etwas zu ſorglos. — P. ſtarb zu Paris im Jahre 1789. 36.

Pieters, auch **Peters** (Gerhard), ein niederländiſcher Maler, geb. um 1580, war ein Schüler Lenard's und Cornelis' und vollendete ſpäter ſeine Ausbildung in Italien. Nach ſeiner Rückkehr ließ er ſich in ſeiner Vaterſtadt Amſterdam nieder, wo er um das Jahr 1640 ſtarb. — Die Arbeiten dieſes Künſtlers, meiſt Portraits und Converſationsſtücke, werden ihrer ſchönen Compoſition, ihres trefflichen Colorits und ihrer höchſt ſorgſamen Ausführung wegen von Kennern ſehr geſchätzt. — Ein anderer Künſtler dieſes Namens, Bonaventura, geb. 1614, geſt. 1652 zu Antwerpen, hat ſich durch ſeine Darſtellungen von Seeſtürmen, Ungewittern, brennenden Schiffen u. a. dieſer Art großen Ruhm erworben. — Jo-

hann P., ſein jüngerer Bruder, zeichnete ſich ebenfalls in dieſem Genre aus. — Mit dieſem iſt nicht ein anderer Johann P. zu verwechſeln. Geb. zu Antwerpen im Jahre 1667 ging derſelbe nach England, wo er in Kneller's Dienſten eine Zeit lang die Draperie zu deſſen Portraits malte, ſpäter aber ſich auf das Copiren der Rubens'ſchen Gemälde legte. Hierin brachte er es auch wirklich ſo weit, daß ſelbſt Kenner oft keinen Unterſchied zu finden wiſſen. Seine eignen hiſtoriſchen Gemälde haben wenig Selbſtſtändiges. 36.

Pietismus, Pietiſten. Bereits zu Ende des XVI. und noch mehr im XVII. Jahrh., welches alle Wiſſenſchaftlichkeit in einem langen Kriege abſterben und jede freiere Bewegung des Geiſtes gewaltſam unterdrücken ſah, war die proteſtantiſche Theologie, die man auf eine anbefohlene Auctorität der überſchätzten kirchlich-ſymboliſchen Bücher baſirte, in die Feſſeln der ſtarren Scholaſtik geſchlagen und die Religionswiſſenſchaft als unfruchtbar vom religiöſen Leben völlig getrennt worden. Gegen dieſen verderblichen Zeitgeiſt forderte der fromme Spener (ſ. d. Art.) zu einem lebendigern Studium der heiligen Schrift auf, welche allein die Baſis zu jedem theologiſchen Syſtem ſein ſollte, und verlangte eine vorzugsweiſe populär-praktiſche Erklärung derſelben, um eine wahrhafte Beſſerung und Gottſeligkeit der Lehrenden und Lernenden zu bezwecken. In dieſer Abſicht hielt er in Frankfurt a. M. ſeit 1670 im eigenen Hauſe und ſeit 1682 mit Erlaubniß des Stadtraths Collegia pietatis, in denen Erwachſene beiderlei Geſchlechts freien Zutritt hatten und vielſeitige und ächt chriſtliche Erbauung fanden. In Folge des Einfluſſes, den nun mehrere ſeiner Schriften und er ſelbſt als Oberhofprediger in Dresden (1686—1691) hatten, ſtifteten ſeine Anhänger, wie A. H. Franke, Joh. Caſp. Schade und Paul Anton in Leipzig unter dem Präſidium des Dr. Alberti 1686 das Collegium philobiblicum und hielten ſeit 1689 Collegia biblica, in denen mit der Kraft und Wärme der Docenten der zahlreiche Beſuch und die Verehrung der Zuhörer nicht ohne großes Aufſehen wetteiferten. Die Neuheit und der allgemeine Beifall dieſer öffentlichen Collegien, zumal da Spener's Übungen auch anderwärts, wie in Darmſtadt, Nachahmung gefunden hatten, erregten bald den heftigſten Widerſpruch. Beſonders heftig kämpfte Joh. Bened. Carpzov (ſt. 1699), der in der Wahl Spener's zum dresdner Oberhofprediger ſich durch Übergehung ſeiner Perſon gekränkt fühlte und, als dieſer Mann bei dem ſächſiſchen Hofe in Ungnade fiel, mit ungezügelter Leidenſchaft ſich zu rächen trachtete; je mehr ſeine Gegner in Leipzig, wie durch den Dr. Olearius und den Philoſophen Thomaſius, den man nur den Advocaten der Pietiſten nannte, und in der Umgegend ſich vermehrten, deſto eifriger entflammte er ſeine Anhänger, die übrigen Profeſſoren in dieſer Stadt, den Dr. Mayer in Hamburg, den Dr. Schelwig in Danzig und die theologiſche Facultät in Wittenberg, zum kräftigen Beiſtande und zur unchriſtlichen Erbitterung. Der Streit erregte durch Druckſchriften und unſittliches Schimpfen auf Kathedern und Kanzeln ein allgemeines Ärgerniß, ſo daß im Jahre 1690 (vom März bis Aug.) ſich die oberſte Behörde in Dresden genöthigt fand, durch Befehle in Leipzig, Wittenberg und Dresden dem öffentlichen Lärme zu ſteuern und alle religiöſe Privatverſammlungen zu verbieten. Da dieſe Maßregeln den Unfug nicht unterdrückten, ſo erſchien 1694 eine churfürſtlich-ſächſiſche Commiſſion in Leipzig, welche Spener's Unſchuld daran außer allen Zweifel ſetzte und den Gebrauch der Namen Pietiſten und Pietiſterei, mit denen man auf ärgerliche Weiſe ſeinen Spott trieb, für immer unterſagte. Aber auch anderwärts hatten dieſe geiſtlichen Übungen Anklang gefunden und ließen eine noch größere Weiterverbreitung erwarten. Im Heſſiſchen, namentlich in Darmſtadt, waren ſchon von Joh. Winckler die frankfurter Collegia pietatis nachgeahmt, aber durch Balth. Menzer und eine landesherrliche Verordnung vom Jahre 1678 aufgehoben worden. In Gießen dagegen begann 1689 der Profeſſor Joh. Heinr.

Majus mit auffallenderem Erfolge Privaterbauungen in ſeinem Hauſe anzuſtellen, die der daſige Superintendent Phil. Ludw. Hanneken mündlich und ſchriftlich ſo heftig verurtheilte, daß den gewaltig erregten Bewegungen die Befehle des Landgrafen Ernſt Ludwig, deſſen Bevollmächtigte ſich übrigens bei der Unterſuchung von der Gefahrloſigkeit dieſer Zuſammenkünfte überzeugt hatten, nur mit Mühe zu ſteuern vermochten (1693 und 1695). Weit zügelloſer waren die Unruhen in Hamburg. Hier ſetzte der Paſtor an der Jacobikirche, Joh. Friedr. Mayer (ſt. in Stettin 1712), der ein perſönlicher Feind Spener's war, Himmel und Erde in Bewegung, als die Prediger Winckler (ſt. 1705) und Abraham Hinckelmann (ſt. 1695), beſonders aber der Paſtor an der Nicolaikirche, Joh. Heinr. Horbius, Spener's Schwager, dem P. auf der Kanzel und im Privathauſe huldigten und den Revers (d. i. ein Glaubensbekenntniß), den er den hamburgiſchen Geiſtlichen zur Annahme vorlegte, nicht unterſchrieben (1690). Eine Fluth von Streitſchriften gab ein empörendes Zeugniß von dem ſchmachvollen Verhetzen und Verketzern, deſſen ſich Mayer und die Jakobiten, wie ſeine Anhänger hießen, gegen die „Horbianer“ oder „Nicolaiten“ bedienten, um dieſe völlig zu vernichten. Die Erbitterung kannte keine Grenzen, als Horbius am Neujahrstage 1693 Poiret's Buch: „Die Klugheit der Gerechten“ in deutſcher Überſetzung unter ſeine Bekannten vertheilen ließ und der Stadtrath mit weiſer Mäßigung die entſtandenen Irrungen beizulegen wünſchte, ohne auf die ungeſtümen Forderungen der ſcholaſtiſchen Orthodoxen einzugehen. Da ward der wildtobende Pöbel in die Schranken gerufen, der dem Stadtrathe die Entfernung des Horbius (im Nov. 1693, ſtarb im Holſteiniſchen im Jan. 1695) gewaltſam abtrotzte und mit fanatiſcher Wuth, deren geſetzwidrige Ausbrüche mehrmals ein Einſchreiten der bewaffneten Macht erfordert hatten, ein ganzes Decennium ſich an Pasquillen und entehrenden Mißhandlungen ergötzte. Von kürzerer Dauer und mit längeren Unterbrechungen waren die pietiſtiſchen Streitigkeiten in Erfurt, von wo Joach. Juſt Breithaupt und A. H. Franke 1691 und 1692 vertrieben wurden, in Halberſtadt, Quedlinburg, Lüneburg, Waldeck, Gotha, Berlin u. a. O., bis die neuerrichtete Univerſität in Halle für jene Richtung der theologiſchen Studien eine fruchtbare Pflanzſtätte ward. Denn hier arbeiteten vom letzten Jahrzehend des XVII. Jahrh. an für den gemeinſchaftlichen Zweck vor Andern die Profeſſoren und Prediger Breithaupt, Franke, Joh. Anaſt. Freylingshauſen und der ſtreitluſtige Joh. Joachim Lange, der vorzüglichſte Gegner des D. Val. Ernſt Löſcher in Dresden, und das halliſche Waiſenhaus erhob und erweiterte ſich trotz aller gewiſſenloſen Verunglimpfungen zum ſchönen Denkmale ächt chriſtlicher Frömmigkeit. Betrübend war es hierbei, daß dieſe Schule, deren Grundſätze im ganzen nördlichen Deutſchland und Preußen, in Würtemberg und Heſſen, ja ſelbſt in Straßburg und auf den ſchwediſchen Univerſitäten bald größern, bald geringern Beifall erlangten, von myſtiſch-ſchwärmeriſchen Ausartungen nicht frei blieb, weit öfterer aber von ihren Feinden der Theilnahme an den chiliaſtiſchen und fanatiſchen Ausſchweifungen, wie ſie Dippel, Peterſen, das Fräulein von Aſſeburg, Jacob Böhme's Schriften um dieſe Zeit erregten, widerrechtlicher Weiſe beſchuldigt wurde, ſo daß man auf jene die vielen Edicte der einzelnen Regierungen, welche vorzugsweiſe dieſen letztern galten, ſehr oft in Anwendung zu bringen trachtete, jedoch gewöhnlich bei den Obrigkeiten ſelbſt, die unbefangener ihre frommen Unterthanen zu würdigen verſtanden, die beabſichtigten Gewaltſchritte nicht durchzuſetzen vermochte. Der Zweck jener Theologen aber, namentlich der halliſchen, war die Glaubens- und Sittenlehre von allen Schuldefinitionen und ſubtilen Diſtinctionen zu reinigen, in einem bußfertigen und demüthigen Lebenswandel die alleinige Aufgabe jeglichen Studiums zu ſuchen und bei dem Streben nach chriſtlicher Weisheit und Rechtſchaffenheit keine Handlung für gleichgültig zu achten,

ja ſogar ſich mancher anderwärts erlaubten Vergnügungen, wie des Spielens, Tanzens, Theaterbeſuches, ſelbſt des Lachens, zu enthalten, weil alles dieß nicht blos an ſich unnütz, ſondern nicht ſelten verführeriſch und unrecht ſei. Während nun auf der einen Seite durch dieſe Beſtrebungen, die weder auf die Bildung einer Secte berechnet waren, noch in ihr ſich endigten, das Gebäude der Orthodoxie völlig erſchüttert wurde und die Syſteme der theologiſchen Disciplinen eine merkliche Umgeſtaltung erfuhren, wie die Schriften von Hollaz, Jäger, Pfaff, Weismann, beſonders von Buddeus und Walch augenfällig bewieſen; ſo läßt ſich doch auf der anderen Seite nicht läugnen, daß jene Stimmführer der ſpeneriſchen Schule das wahre Verhältniß des religiöſen Glaubens und Lebens zur ſyſtematiſchen Erkenntniß und Lehrnorm für daſſelbe großentheils verkannten, daß daher auch ihre populäre Haltung die wiſſenſchaftliche Bildung, wie ſie jedes fortſchreitende Zeitalter bedarf, mehr hemmte als förderte und belebte, und daß demnach ihre zum Theil überſpannten Anforderungen an ihre Schüler oft wider ihren Willen ſtatt Frömmigkeit eine gefährliche Frömmelei, d. i. Pietismus, erzeugten. Denn ſie ſchienen ganz vergeſſen zu haben, welch kräftige Verwahrungsmittel gegen die Überſpannungen der Einbildungskraft und den Hochmuth der Halbwiſſerei ſie gerade in der wiſſenſchaftlichen Jugendbildung empfangen hatten, die ſie mit einer einſeitigen populär-praktiſchen Unterrichtsmethode bei ihren Schülern vertauſchen wollten, wobei ſie ſelbſt ihnen die Waffen zur eigenen Vertheidigung vorenthielten. Auch jetzt, nachdem in dem langen Zeitraume von Leibnitz und Wolf auch die Theologie mit der Philoſophie immer inniger ſich befreundet hat, fehlt es nicht an ſolchen Gelehrten, welche gegen den Geiſt des Zeitalters das einſt ſegensreiche Verfahren Spener's und ſeiner Freunde in ſeiner ganz veralteten Form wieder ins Leben rufen wollen, unter den veränderten Verhältniſſen aber, bei denen ihnen nicht mehr eine ſymboliſche Orthodoxie, ſondern der Naturalismus und Rationalismus entgegen ſtehen, in bekannten oder geheimen Zuſammenkünften (Conventikeln) den religiöſen Glauben zu einem bloßen Gegenſtande des Gefühles und die Moral durch willkührlich erſonnene Satzungen zur Gewiſſenslaſt machen, hierbei auch unter dem Deckmantel der Demuth recht hoffärtige Tugendhelden bilden, die ſich wohl gar noch ihre Geringſchätzung der Wiſſenſchaft zur Ehre anrechnen und ſonach den Weg für jene myſtiſche Schwärmerei bahnen, welche ſo leicht ſich mit dem reinen P. verſchwiſtert. — Sind nun dieſe Männer und Frauen von Einfluß auf das bürgerliche und geſellſchaftliche Leben ihrer Zeitgenoſſen, ſo bringen ſie unter dieſelben eine widernatürliche Kopfhängerei, welche ſich recht gut mit ſittlicher Schlaffheit und Verdorbenheit des Herzens verträgt, oder ſie zählen unter denſelben eine Menge von Schmeichlern und Heuchlern, welche ſich durch Nachbeten angelernter Formeln in ihrer Gunſt zu erhalten trachten, während ſie doch in ihrem Innern theils gar nicht über dieſelben nachdenken, theis ſie geradezu verwerfen. Sonach trägt der P. der neueren Zeit mit andern betrübenden Erſcheinungen auf dem Gebiete der Theologie die Schuld, daß das Heilige hier zu einem abſchreckenden Zerrbilde geworden, dort einer ſchimpflichen Verachtung anheimgefallen iſt und demnach bald als Gegenſtand eines geiſttödtenden Wahnglaubens dient, bald als unnützer Ballaſt des Gewiſſens weggeworfen wird. 2.

Pigafetta (Antonio), ein berühmter Reiſender und Reiſebeſchreiber, der getreue Begleiter Magelhaens' (ſ. d. Art.), gegen das Ende des XV. Jahrh. zu Vicenza, wo ſein Vater Matteo P. bedeutende Staatsämter bekleidete, geboren, ward ſchon in früher Jugend durch die Lectüre portugieſiſcher und ſpaniſcher Reiſeberichte zu ähnlichen Unternehmungen angefeuert und bereitete ſich zu dem mit großer Vorliebe und Entſchiedenheit gewählten Berufe durch ſorgfältiges Studium der Mathematik, Geographie und Schifffahrtskunde vor. Als der Streit zwiſchen den Portugieſen und Spaniern über den Beſitz der Molukken durch den Papſt ſollte

entſchieden werden, befand ſich P. in Rom und ergriff freudig die Erlaubniß dem päpſtlichen Geſandten Fr. Chiericato nach Spanien folgen zu dürfen, wo ihm Karl V. auf ſein Bitten geſtattete, ſich auf dem Geſchwader, welches unter Magelhaens' Befehlen nach den Molukken ging, einzuſchiffen. Als Freiwilliger hatte P. keine beſtimmten Dienſte zu leiſten und konnte um ſo beſſer ſich mit der täglichen Aufzeichnung alles deſſen, was ihm auf der Reiſe merkwürdig ſchien, befaſſen. Sein ſtarker Körperbau und ſeine Mäßigkeit ſchützten ihn gegen die Krankheiten, an welchen ein großer Theil ſeiner Gefährten zu Grunde ging. In dem unglücklichen Gefechte bei Zebu auf den philippiniſchen Inſeln, in welchem Magelhaens ſeinen Tod fand, ward er zwar ſchwer verwundet, entging aber dieſer Gefahr und einer anſteckenden Krankheit, welche die Mannſchaft dahinraffte, glücklich und befand ſich unter den achtzehn Seeleuten, welche am 8. Sept. 1522 nach einer dreijährigen Abweſenheit zu Sevilla wohlbehalten landeten. Nachdem ſich P. mit der übrigen Mannſchaft eines Gelübdes, welches ſie in großer Bedrängniß gethan hatten, durch einen feierlichen Zug nach der Liebfrauenkirche mit nackten Füßen und brennenden Kerzen entledigt hatte, begab er ſich nach Valladolid, um Karl V. eine eigenhändige Abſchrift ſeines Reiſetagebuches zu überreichen. Von da ging er zuerſt nach Portugal, um dem Könige von dem, was er geſehen hatte, Bericht abzuſtatten, dann an den franzöſiſchen Hof, den er mit einigen von ihm mitgebrachten Merkwürdigkeiten beſchenkte, und kehrte endlich nach Italien zurück, wo er bei Clemens VII. eine ehrenvolle Aufnahme fand. Er beſchäftigte ſich nun mit der Abfaſſung eines ausgedehnten Reiſeberichts. Später ward er Gouverneur von Norſia. Den letzten Theil ſeines Lebens ſcheint er in ſeinem Vaterlande und in behaglicher Ruhe zugebracht zu haben; über das Jahr ſeines Todes findet ſich keine beſtimmte Nachricht. Noch jetzt zeigt man zu Vicenza ſein Wohnhaus, über deſſen Thüre er einen Roſenkranz, mit der Inſchrift: „Il n'est rose sans espine" („Keine Roſe ohne Dorn"), als Anſpielung auf die überſtandenen Gefahren und den dadurch erlangten Ruhm, ſetzen ließ. P. beſaß nicht geringe Kenntniſſe und war in der Aſtronomie und Geographie ſehr bewandert. Was er ſelbſt ſah und erlebte, erzählt er ſchlicht und wahr; wenn er aber den Berichten Anderer nachſchreibt, ſo überſteigt ſeine Leichtgläubigkeit jeden Begriff. Wir verdanken ihm die erſten Wörterverzeichniſſe aus den Sprachen der Philippinen und Molukken, deren Richtigkeit und Genauigkeit neuere Reiſende außer Zweifel geſetzt haben. Ohne ihn wüßten wir nur Weniges und Unzureichendes von Magelhaens' Expedition. P.'s Originalreiſebericht galt lange als verloren und wir kannten nur die dürftigen und fehlerhaften Auszüge von J. A. Fabre (1530) und Ramuſio in ſeiner Reiſeſammlung (1563), bis C. Amoretti in der ambroſianiſchen Bibliothek zu Mailand das vollſtändige Tagebuch, deſſen Sprache aus einem Gemiſche von italieniſchen und ſpaniſchen Wörtern beſtand, entdeckte und in gutem Italieniſch unter dem Titel: „Primo viaggio intorno al globo terracqueo ossia ragguaglio della navigazione alle Indie orientali per la via d'Occidente, fatto da A. Pigafetta sulla squadra di F. Magaglianes negli anni 1519—1522" (Milano 1800. 4.; deutſch von C. W. Jacobs und F. Kries, Gotha 1801. 8.) mit guten Anmerkungen herausgab. 66.

Pigalle (Jean Baptiſte), ein franzöſiſcher Bildhauer, geb. im Jahre 1714 zu Paris, widmete ſich frühzeitig der Kunſt zuerſt unter der Leitung des Bildhauers Le Lorrain, zeigte aber äußerſt wenig Talent und leiſtete nur im Modelliren Erträgliches. Auch nachdem Lemoyne ſein Lehrer geworden war, vermochte er nicht mit ſeinen Mitſchülern gleichen Schritt zu halten; er faßte daher, als er ſich vergeblich um den Preis beworben hatte, den Entſchluß nach Italien zu gehen. Unterſtützt von dem jüngern Couſtou ſtudirte er hier 3 Jahre lang die berühmteſten Meiſterwerke der Bildhauerei mit einem Fleiße und einer Ausdauer, die endlich den

Mangel an höherem Talent erſetzte. Zurückgekehrt arbeitete er einige Zeit in Lyon, übergab dann nach ſeiner Ankunft nach Paris der Akademie eine Statue des Mercur (1744), welche günſtig aufgenommen wurde. Doch erhielt er erſt ſpäter größeren Ruf, als er durch eine gelungene Statue der heiligen Jungfrau mit dem Miniſter d'Argenſon und der Marquiſe von Pompadour bekannt geworden war. Im Auftrage des Königs arbeitete er hierauf ſeinen Mercur im Großen und eine Venus (letztere zugleich ſein Aufnahmsſtück in die Akademie), welche beide der König von Preußen im Jahre 1748 zum Geſchenke erhielt. Sein Ruhm war jetzt feſt begründet; er wurde 1752 Profeſſor, 1777 Rector und 1785 Kanzler der Akademie. Als ſolcher ſtarb er den 20. Aug. 1785. — Außer den bereits genannten Werken P.'s verdienen noch Erwähnung: ein Knabe mit einem Käfig, aus welchem ein Vogel entflohen iſt; das Grabmal des Marſchals von Sachſen in der Thomaskirche zu Straßburg; eine Statue Ludwig's XV. zu Rheims (in der Revolution vernichtet); die Figuren des Piedeſtals, die Basreliefs und die Trophäen des von Bouchardon begonnenen Monuments Ludwig's XV. zu Paris; ein Mädchen, welches ſich einen Dorn aus dem Fuße zieht, und mehrere treffliche Büſten, unter andern die Diderot's, Perronet's, Gougenot's und Raynal's. Daß P. übrigens mehr nach dem Wahren als dem Schönen ſtrebte, dabei aber übertrieb, bezeugt die Statue Voltaire's, wo die Magerkeit deſſelben zu abſchreckend dargeſtellt iſt, desgleichen das Grabmal des Herzogs von Harcourt in der Kirche Notre Dame zu Paris. 36.

Pigault-Lebrun (ſpr. Pigol-L'bröng) (Guillaume Charles Antoine), ein fruchtbarer franzöſiſcher Romanſchriftſteller, 1753 zu Calais geboren, widmete ſich keinem beſtimmten Fache und erhielt während des Kaiſerreiches eine Anſtellung bei der Mauthverwaltung. Als er dieſe nach der Reſtauration unter dem Vorwande, durch ſeine Schriften die öffentliche Sittlichkeit beleidigt zu haben, verlor, zog er ſich nach Laſille bei Bougival zurück, wo er am 24. Juli 1835 ſtarb. Er war bis zur neueſten Zeit, wo die romantiſche Schule die Oberhand erlangte, der Liebling des gewöhnlichen Leſepublicum und der einträglichſte Autor der Leihbibliotheken. Witz, lebhafte Phantaſie, Wahrheit in der Schilderung der Chararaktere, gelungene Anlegung und Ausführung des Plans, unerſchöpfliche Jovialität und feiner Spott laſſen ſich dieſem beliebten Romanſchreiber nicht abſprechen; aber dieſe Vorzüge werden durch gefährliche Leichtfertigkeit und Sittenloſigkeit in den Schilderungen der Sitten und Perſonen völlig verdunkelt und man könnte ihn in dieſer Beziehung mit dem freilich bei Weitem geiſtloſeren Clauren vergleichen. Von ſeinen Romanen wollen wir nur folgende nennen: „L'enfant du carneval" (1792. N. E. Paris 1818. 3 Voll. 12. Deutſch von W. C. S. Mylius, Berlin 1801. 2 Thle. 8.); „Les barons de Felsheim" (1798. N. E. Paris 1818. 4 Voll. 12. Deutſch, Goßlar 1810. 8.); „Angelique et Jeanneton" (1799. N. E. Paris 1817. 2 Voll. 8.); „Mon oncle Thomas" (1799. N. E. Paris 1819. 4 Voll. 12. Deutſch von F. von Zink, Baſel 1801. 8.); „La folie espagnole" (1799. N. E. Paris 1820. 4 Voll. 12.); „Adélaide de Méran" (1800. N. E. Paris 1820. 4 Voll. 12. Deutſch, Berl. 1802. 8.); „M. Botte" (1802. N. E. Par. 1818. 4 Voll. 12. Stuttg. 1806. 4 Thle. 8.); „L'homme à projets" (1807. N. E. Paris 1819. 4 Voll. 12.); „Le garçon sans souci" (Paris 1818. 2 Voll. 8. Deutſch, Leipz. 1826. 2 Bde. 8.); „L'égoisme ou Nous le sommes tous" (Paris 1819. 2 Voll. 12.); „Jerôme" (Paris 1818. 4 Voll. 12. Deutſch, Leipz. 1805. 4 Bde. 8.) und „Une Macédoine" (Paris 1817. 2 Voll. 12.). „Oeuvres", Paris 1821—1824. 20 Voll. 8. — Auch im Drama verſuchte ſich P.-Lebrun nicht ohne Glück; ſeine Stücke, worunter: „Les rivaux d'eux mêmes", „Le Pessimisme", „L'Amour et la Raison" und „Charles et Caroline" die bekannteſten ſind, werden noch immer gern geſehen. — „Théâtre",

Par. 1807. 6 Voll. 12. Die Beſchreibung einer Erholungsreiſe („Voyage dans le midi de la France", Par. 1826. 8.) gab er gemeinſchaftlich mit ſeinem Schwiegerſohne, V. Augier, heraus. Am unbedeutendſten iſt P.-Lebrun als Hiſtoriker, denn ſo ſehr ſich ſeine „Histoire de France" (Paris 1823 – 1830. 8 Voll. 8.) durch Wahrheitsliebe und gute Darſtellung auszeichnet, ſo verräth ſie doch auf jeder Seite einen ſehr fühlbaren Mangel der jedem Hiſtoriker unentbehrlichen Kenntniſſe. 67.

Pigmente, ſ. Farben.

Pignatelle, Pignata, Pignatōlo iſt ein in Neapel gebräuchliches Ölmaß = $\frac{1}{32}$ Staja = $\frac{1}{320}$ Salma und hält in Apulien 24¼, in Bari 26$\frac{1}{25}$, in Calabrien 48 pariſer Cubikzoll. 33.

Pigres, Bruder der Königin Artemiſia von Halikarnaſſus, um Ol. 103, ſchrieb zu jedem Hexameter der Iliade einen Pentameter. Er wird gewöhnlich, jedoch ohne zureichenden Grund, Verfaſſer der Batrachomyomachia genannt. (Vgl. die Artt. Homer und Froſchmäusler.) 20.

Pik, ein in der Türkei und Griechenland gebräuchliches Längenmaß, entſpricht unſerer Elle, wird in langen und kurzen geſchieden und enthält, erſterer ungefähr 300, letzterer über 200 pariſer Linien. 30.

Pilaſter nennt man in der Baukunſt nach der Säulenordnung verfertigte und verzierte viereckige Pfeiler, welche meiſt an die Mauer an, oder mit derſelben zuſammen, ſelten aber ganz freiſtehend gebaut ſind. 26.

Pilatre de Rozier (ſpr. Pilatr d'Roſié) (Jean François), ein franzöſiſcher Phyſiker, 1756 zu Metz geboren, wurde von ſeinem Vater zur Chirurgie beſtimmt, gegen welche er aber eine ſo unüberwindliche Abneigung zeigte, daß ſeine Familie ſich endlich gezwungen ſah, ihn bei einem Apotheker in die Lehre zu geben, wo er die Anfangsgründe der Chemie, Botanik und Mineralogie erlernte und dann in das väterliche Haus zurückkehrte. Des ihm daſelbſt auferlegten Zwanges überdrüßig ergriff er mit einem Freunde die Flucht, um in der Hauptſtadt ſein Glück zu ſuchen. Hier kam er in eine Apotheke und benützte ſeine Freiſtunden, um Collegien über Mathematik, Phyſik und Naturgeſchichte zu hören. Bald hatte er es ſo weit gebracht, daß er in einem Kreiſe von Frauen und jungen Leuten Vorträge halten konnte, worin er beſonders Franklin's Entdeckungen über die Elektricität durch Experimente erläuterte; auch wagte er der Akademie der Wiſſenſchaften einige Abhandlungen vorzulegen, welche mit Nachſicht aufgenommen wurden. Durch des Phyſikers Sage Verwendung erhielt er die Profeſſur der Chemie zu Rheims, von wo er aber bald wieder nach Paris zurückkehrte, um die Aufſeherſtelle bei dem naturhiſtoriſchen und phyſikaliſchen Cabinet des Grafen von Provence (Ludwig XVIII.) zu übernehmen. Von dem Prinzen unterſtützt gründete er das naturhiſtoriſche Muſeum, welches 1787 eröffnet wurde und durch ſeinen großen Vorrath von phyſikaliſchen Inſtrumenten ſowohl den Gelehrten, denen ihre Benützung vergönnt war, als auch den Lehrbegierigen von entſchiedenem Vortheile ſein mußte. Um dieſe Zeit hatten die Gebrüder Montgolfier den Luftballon erfunden und P. war der Erſte, welcher in Paris Verſuche der Luftſchifffahrt wagte. Seine erſten Fahrten (1783 und 1784) waren glücklich und er bereitete ſich zu einer großen Reiſe nach England vor, worin ihm jedoch Blanchard vorauskam. Am 15. Juni 1785 ſtieg er nebſt dem Phyſiker Romain zu Boulogne auf; kaum aber hatte der Ballon eine Höhe von beinahe 300 Toiſen erreicht, als er ſich von ſelbſt entzündete und nach einer halben Stunde mit den beiden Unglücklichen zur Erde ſtürzte. P. war ſogleich todt; Romain verſchied nach einigen Minuten. Man hatte P. ſein Unglück vorausgeſagt und doch blieb er bei ſeinem Vorſatze, die Verfahrungsweiſe Montgolfier's mit der, welche Charles erfunden hatte, und die ſich ſo wenig wie Pulver und Feuer

mit einander vertragen, vereinigen zu wollen. (Vergl. Tournon de la Chapelle's „Vie et mémoires de Pilâtre de Rozier“, Paris 1786. 12.) 66.

Pilatus (Pontius), römiſcher Ritter und fünfter Procurator Judäas (28—37 n. Chr. Geb.), Nachfolger des Valerius Gratus, erſcheint in der evangeliſchen Geſchichte als ein Weltmenſch, der zwar nicht ohne Empfänglichkeit für das Rechte und Göttliche iſt, aber verſunken in den Skepticismus der damaligen vornehmen Welt und gebunden von weltlichen Rückſichten aller Art ſein Gewiſſen den Verhältniſſen zum Opfer bringt. Überzeugt von der Unſchuld des angeklagten Jeſus, in welchem er nichts als einen unſchädlichen, vom Sectenhaſſe verfolgten Fanatiker erkannte, ergriffen von der ſtillen Würde ſeiner Vertheidigung und bewegt durch einen Traum ſeiner Gemahlin (Claudia Procula), erſchöpfte er ſich in zum Theil unklugen und inconſequenten Verſuchen, ihn gegen die Anklage des Hohenrathes und gegen den Haß des vor dem Prätorium verſammelten Volkes zu vertreten. Allein entbehrend der ſittlichen Grundveſte eines in ſich gewiſſen Geiſtes und durch das Bewußtſein einer tyranniſchen und feilen Verwaltung genöthigt, die Gunſt der Provincialen gegen mögliche Anklagen beim Kaiſer ſich zu erkaufen, genehmigte er endlich die Strafe des Hochverrathes. — Nach Joſephus erlaubte ſich P. ſpäter ſo große Bedrückungen und Mißhandlungen in ſeiner Provinz, daß der Proconſul von Syrien ihn im letzten Jahre der Regierung des Tiberius ſeines Amtes entſetzte und nach Gallien ins Exil verwies. (Vergl. Jos. Arch. XVIII, 5. Tacit. Ann. XV, 44.) Was die von den Kirchenvätern erwähnten Acta (Berichte) des P. (in Fabricii „Codex apocryphus“ I, 3) über die gerichtliche Unterſuchung gegen den Judenkönig an den Kaiſer Tiberius betrifft, in deren Folge dieſer mit dem Senate um ein Duldungsgeſetz für die Anhänger Jeſu unterhandelt haben ſoll, ſo ſind ſie jedenfalls unächt. Höchſt wahrſcheinlich iſt aber der von Suetonius bezeugten römiſchen Sitte gemäß ein Bericht an den Kaiſer erſtattet worden, nur nicht ein ſo günſtiger, der des Pilatus Denkart und Intereſſe widerſtreitet und deſſen Wirkung auf Tiberius mit dem Charakter deſſelben nicht wohl vereinbar iſt. 63.

Pille, lat. pilula; fr. pilule; engl. pill, iſt ein Arzneimittel von runder Form und beinahe feſter Conſiſtenz, das aus verſchiedenen Pulvern beſteht, die mit Extracten, oder Schleim, oder Syrup, oder Honig unter ſich vereinigt ſind, wird mittelſt einer Maſchine in 1—6 Gran ſchwere Kügelchen getheilt, die, um ihr Zuſammenkleben zu verhindern, mit einem indifferenten Pulver beſtreut oder mit Gold- oder Silberblättchen überzogen werden. Es gewährt dieſe Form, Arzneien darzureichen, darum weſentlichen Nutzen, weil ſich auf dieſe Art übelſchmeckende Mittel leicht nehmen laſſen, heftig wirkende im Magen langſam auflöſen oder anhaltend gebrauchte lange aufbewahrt und weit verſendet werden können. Die Pillen werden meiſtentheils nach den Vorſchriften des Arztes zuſammengeſetzt; doch gibt es auch officinelle, die nach conſtanten Vorſchriften in den Apotheken vorräthig gehalten werden. 39.

Pilnitz, königlich ſächſiſches Luſtſchloß, liegt am Fuße des beinahe 1000 Fuß hohen Borsberges, 1 Meile von Dresden, an der Elbe und im Amte Pirna. Es iſt mit herrlichen Gebäuden und prachtvollen Gartenanlagen geziert und grenzt an das 1725 angelegte franzöſiſche Dorf gleiches Namens. Merkwürdig iſt dieſes Schloß geworden durch die Zuſammenkunft des deutſchen Kaiſers Leopold II und des preußiſchen Königs Friedrich Wilhelm II. am 27. Aug. 1791, welche den Zweck hatte, eine Übereinkunft zu ſchließen, um den franzöſiſchen König Ludwig XVI. bei der in Frankreich ausgebrochenen Revolution kräftig zu unterſtützen. Dieſe Übereinkunft führt den Namen „Pilnitzer Convention“, und in derſelben betrachteten ſie die derzeitige Lage des Königs Ludwig XVI. als eine gemeinſchaftliche Angelegenheit ſämmtlicher europäiſchen Souveraine und vereinigten ſich zu Maßregeln, die den

König von Frankreich in den Stand ſetzen ſollten, die Grundlagen einer monarchiſchen Regierung, die den Rechten des Monarchen ſowohl, als auch dem Wohle der franzöſiſchen Nation angemeſſen ſei, zu befeſtigen. Der Inhalt dieſer Convention wurde durch den Grafen Artois, welcher bei deren Abſchluſſe zugegen war, bald öffentlich bekannt gemacht und dieſelbe wurde in Frankreich als der Grund der erſten Coalition gegen daſſelbe angeſehen. Die pilnitzer Convention war es, welche zuerſt alle Leidenſchaften der franzöſiſchen Nation entfeſſelte und gegen das Ausland richtete und macht daher durch ihre wichtigen Folgen in der neueren Geſchichte Epoche. 61.

Pilon (ſpr. Pilong) (Germain), ein berühmter franzöſiſcher Bildhauer des **XVI.** Jahrh., geb. zu Loué in Maine (Departement der Sarthe) um das Jahr **1525** oder **1530**, gilt nebſt Goujon (ſ. d. Art.) für den Begründer einer neuen Periode der Bildhauerei in Frankreich. Wer ſein Lehrer geweſen, iſt nicht bekannt, doch nimmt man an, daß er in Italien die Antike ſtudirt habe, da ſeine Werke den Einfluß derſelben nicht verkennen laſſen, übrigens auch an die Schöpfungen eines Michel Angelo und Primaticcio erinnern. Mehrere derſelben ſind noch vorhanden, unter andern das Grabmal Heinrich's II. (in der königlichen Kirche zu St. Denis) und des Kanzlers de Birague (im Muſeum), die 3 Grazien, eine Gruppe (ebenfalls im Muſeum), die Basreliefs am Grabmale des Königs Franz I. und das Grabmal Langei's du Bellay (in der Hauptkirche zu Mans). — Der Tod P.'s fällt wahrſcheinlich in das Jahr 1590. 36.

Pilot, ſ. Lootſe.

Pilpai, ſ. Bidpai.

Pilſen, Kreisſtadt des nach ihr genannten pilſener Kreiſes in Böhmen an der Beraun mit 9000 Einw., iſt in der neueſten Zeit durch die Heilquelle berühmt geworden, welche in deren Nähe, eine Viertelſtunde von der Stadt, auf der Höhe bei Lachotin entdeckt wurde. Ihr Waſſer ſoll alkaliſch eiſenhaltig ſein, wird zum Baden und Trinken benutzt und hat ſich bisher bei Magenkrankheiten, Mangel an Verdauung und Erbrechen, Bleichſucht und Steinſchmerzen ſehr heilſam bewährt. Mit dem Baue prachtvoller und geräumiger Badehäuſer und der Anlegung von Gärten und Spaziergängen iſt man noch beſchäftigt; nach deren Vollendung wird der Curort, wie der „Allgemeine Anzeiger von 1835 Nr. 153" berichtet, den Namen „Friedlandshöhe" erhalten, weil auf jener Höhe Wallenſtein ſein berühmtes Lager aufgeſchlagen hatte. 35.

Pilze lat. fungi; fr. **potirons, champignons**; engl. **fungus**, heißen in der Botanik alle die Gewächſe, welche ohne Blatt, Blüthe, Frucht und Befruchtungstheile den unterſten Grad der Vegetation, gleichſam den Beſchluß des Gewächsreiches, bilden, indem in ihnen alles höhere vegetabiliſche Leben als erloſchen erſcheint, während das ihnen eigenthümliche Leben ſich nur als ein Erzeugniß aus anderen in ihre Elemente ſich auflöſenden organiſchen Körpern darſtellt. Sie bilden ſich meiſt auf aufgelöſten oder gährenden Pflanzen- und Thierſubſtanzen und erſcheinen bald als bloße Fäden und Staubgewächſe, bald in vollkommenerer Geſtalt als fleiſchige, holz- und lederartige Subſtanzen in verſchiedener Form. Sie zerfallen in die eigentlichen P. und in Schwämme. Die P. theilt man wieder in Staubpilze, Fadenpilze, Bauch- und Keimpilze, und die Schwämme zerfallen ebenfalls in verſchiedene Gattungen, unter denen die Kernſchwämme (z. B. die Champignons u. a.) die wichtigſten ſind. (Über ſie vergl. den beſondern Art. Schwämme.) Was die angeführten Gattungen der eigentlichen P. betrifft, ſo nehmen unter ihnen die Staubpilze den niedrigſten Rang ein. Sie erſcheinen als kleine Schmarozergewächſe an Blättern und Früchten verſchiedener Vegetabilien, insbeſondere auch des Getreides, wo ſie als Brand und Roſt (**uredo, ustilago, accidium**) häufig ſehr nachtheilig ſind. Hierher rechnet man auch die ausartenden ſich verhärtenden

Pflanzenſäfte (xylomata), welche man als Keime neuer, aber erſtorbener Bildungen anſehen kann. Zu den Fadenpilzen gehört der Schimmel (monilia glauca) und das bekannte ſchwarzgrüne Staubgewebe, welches ſich häufig in den Kellern an den Fäſſern erzeugt (racodium cellare), auch das dieſem ähnliche racodium aeruginosum und rupestre. Unter den bereits organiſcher ausgebildeten Bauchpilzen iſt der ſogenannte Boviſt (lycoperdum giganteum) der bekannteſte. (Über die Trüffel vergl. den beſonderen Artikel.) 8.

Pin (ſpr. Päng) (Louis Ellies du), berühmter Theolog und Geſchichtsforſcher, ward den 17. Juni 1657 aus einer altadeligen Familie der Normandie zu Paris geboren, erhielt ſeinen Unterricht von ſeinem gelehrten Vater und ſeit 1667 im Collége Harcourt, ward 1672 Magiſter, 1680 Baccalaureus und 1684 Doctor der Sorbonne und kurz darauf Profeſſor der Philoſophie an derſelben, aber 1703 wegen ſeiner Neigung zum Janſenismus und der Vertheidigung der Rechte der gallicaniſchen Kirche auf Antrieb der Jeſuiten verbannt und erſt 1707, nachdem er widerrufen hatte, in ſeine Ämter wieder eingeſetzt; war dann beſonders thätig in Sachen der Constitutio Unigenitus, ſoll ſelbſt mit Peter dem Großen bei ſeiner Anweſenheit in Paris über die Vereinigung der katholiſchen und ruſſiſchen Kirche in Unterhandlungen getreten ſein und ſtarb, nachdem er kurz vorher ſeinen Widerruf zurückgenommen hatte, den 6. Juni 1719. — Sind auch ſeine eigenthümlichen Leiſtungen nicht von großer Bedeutung, ſo hat er deſto mehr Verdienſt als Sammler. In letzterer Hinſicht erwähnen wir ſeine „Bibliothèque universelle des historiens“ (Paris 1707. 8. Amsterd. 1708. 4.); „Nouvelle bibliothèque des auteurs ecclésiastiques“ (Paris 1687 sqq. 47 Voll. 8. Amsterd. 19 Voll. 4.; geht bis 1710); „Histoire du concile de Trente etc.“ (Brüssel 1721. 8.). 16.

Pinakothek (πιναχοθήκη, pinacotheca) hieß bei den Griechen und Römern jeder Ort, wo Kunſtſammlungen aufbewahrt wurden, was bei den Römern insbeſondere in den Galerien zu beiden Seiten des Atrium (Vorhauſes) geſchah. Dieſen Namen gab König Ludwig I. von Baiern dem ſeit 1826 im Bau begriffenen erſt kürzlich vollendeten Gebäude zu München, welches künftig zur Aufbewahrung der königlichen Gemäldeſammlungen dienen ſoll. Daſſelbe iſt in dem edelſten Style erbaut, beſteht aus 2 Flügeln und hat eine Länge von 520 F., eine Breite von 92 F. und eben ſo viel Fuß Höhe. Die Hallen ſind mit Darſtellungen aus dem Leben der Kunſt und der Künſtler geſchmückt, welche nach Entwürfen von Cornelius von verſchiedenen tüchtigen Künſtlern, unter andern von Clemens Zimmermann, ausgeführt worden ſind. Die Übertragung der Gemälde aus den verſchiedenen Galerien, unter andern auch der ſchleißheimer, hat bereits begonnen und ſoll bis zum Octoberfeſte 1836 beendigt ſein. 1.

Pincette, lat. volsella; fr. pince; engl. pincers, iſt ein ſtählernes, zuweilen auch ſilbernes chirurgiſches oder anatomiſches Inſtrument, das dazu beſtimmt iſt, die Stelle der anfaſſenden und feſthaltenden Fingerſpitzen zu vertreten, und da angewendet wird, wo der zu faſſende Gegenſtand zu fein iſt oder verborgen liegt oder zu lange feſtgehalten werden muß, als daß dieſen Dienſt die Finger leiſten könnten. Hiernach wendet man die P. an bei Abnahme von Verbandſtücken, bei Reinigung der Wunden, zur Ausziehung fremder Körper aus denſelben, zur Unterbindung der Polypen oder blutender Gefäße, zur Wegnahme der Überbleibſel der Kryſtalllinſe bei der Staaroperation ꝛc., bei anatomiſchen Sectionen zum Feſthalten, Emporheben u. dgl. m. Zu allen dieſen Zwecken ſind die Pincetten von verſchiedener Größe, Stärke und Geſtalt. In Hinſicht letzterer beſtehen ſie aus zwei nach vorn mit gezähnten zum Feſthalten beſtimmten Spitzen verſehenen Blättern, die bald in ihrer Mitte wie Scheerenblätter mit einander verbunden und beweglich, bald an ihrem hinteren Ende feſt mit einander vereinigt ſind, ſo daß ſie

zum Anfaſſen von Gegenſtänden von verſchiedener Dicke bald erweitert, bald verengt werden können. 39.

Pinchbeck (ſpr. Pintſchbeck) iſt ein nach ſeinem Erfinder (einem engliſchen Mechanikus, welcher 1783 zu London ſtarb) benanntes künſtliches Metall, deſſen Hauptbeſtandtheil Kupfer mit kleineren Theilen Meſſing und Zink iſt. Das gewöhnlichſte Miſchungsverhältniß iſt 128 Theile Kupfer, 7 Theile Meſſing und 7 Theile Zink, wodurch eine geſchmeidige dem Golde an Farbe ähnliche Miſchung entſteht, welche nicht leicht roſtet, während andere ebenfalls gewöhnliche Miſchungen dem Roſte mehr oder weniger ausgeſetzt ſind. 30.

Pindar, der größte lyriſche Dichter des ganzen griechiſchen Alterthums, ward geboren zu Kynoskephalä in Böotien bei Theben 517 v. Chr., erhielt eine ſorgfältige Erziehung, genoß bei Agathokles Unterricht in der Muſik, bei den Sängerinnen Korinna und Myrtis aber und den Dichtern Laſos und Simonides in der Dichtkunſt und lieferte ſchon als Jüngling die glänzendſten Proben ſeines Dichtergenies. Von ſeinen näheren Lebensverhältniſſen wiſſen wir leider ſo viel wie nichts, nur daß er gegen 90 Jahre alt wurde und um 430 v. Chr. zu Theben ſtarb. Groß iſt aber die Anzahl der Fabeln, die man ſchon im Alterthume in ſein Leben einflocht, die aber gewiß Folge ſeiner nachherigen Berühmtheit als Sänger waren und in deren Andenken wie früher die Spartaner, ſodann auch Alexander bei der Einnahme der Stadt Theben P.'s Haus ſchonte, deſſen Überreſte ſogar noch Pauſanias (24) geſehen haben will. So ſollen nach einer Fabel ſeine Lippen von Bienen mit Honig benetzt worden ſein und ſelbſt das Orakel zu Delphi befohlen haben, dem P. gleichwie dem Apollo von allen Erſtlingen zu opfern; indeß ſpricht ſich auch in dieſer übertriebenen Sage nur die höchſte Verehrung aus, die dem P. auch noch bei der Nachwelt zu Theil wurde. Alle Schriftſteller des Alterthums gedenken, wo ſie ihn erwähnen, ſeiner nur mit Lob und Ruhm; bei allen Fürſten und Völkern ſeiner Zeit ward er tief verehrt und genoß überall die größte Auszeichnung; viele Städte ſuchten durch ihm geweihte Statuen oder Denkmäler ſeinen Ruhm bei ihren Nachkommen in ehrenvollem Andenken zu erhalten. Groß iſt auch das Verdienſt, das er ſich um die Ausbildung der griechiſchen Lyrik, die er auf den Gipfel ihrer Vollendung brachte, erwarb. Er dichtete *ὕμνοι*, *παιάνες*, *διθύραμβοι*, *παρθένια*, *ὑποχρήματα*, *θρῆνοι*, *σκολία* und *ἐπινίκια*, die ſich alle durch Gefühl, Sprache, Rhythmus, Phantaſie und erhabenen Schwung auszeichneten. Leider ſind uns von allen ſeinen Schriften vollkommen nur 45 Siegeshymnen oder Preisgeſänge erhalten, die zum Lobe beſtimmter Sieger in den 4 großen helleniſchen Nationalſpielen, oder zur Feier eines ſolchen Sieges ſelbſt gedichtet ſind und mit Begleitung der Lyra abgeſungen wurden. Der Alexandriner Ariſtophanes ſchied dieſe Geſänge aus den früheren lyriſchen Sammlungen aus und theilte ſie nach den Siegesorten in die Form, in der wir ſie jetzt noch beſitzen, ſo daß ſie aus 14 olympiſchen, 12 pythiſchen, 11 nemeiſchen und 8 iſthmiſchen beſtehen. Auch ſie ſind vollendete Muſter in dieſer Dichtungsart zu nennen und empfehlen ſich durch ächt poetiſchen Geiſt, erhabenen Schwung, die gewählteſten Bilder, unerſchöpfliche Phantaſie und ein reines Gefühl. Mit philoſophiſch-religiöſem Ernſte gedenkt P. der Götter, ſchildert mit Wahrheit das Herz des Menſchen, ſpendet reichen Troſt im Unglück, erinnert den oftmaligen Wechſel des menſchlichen Geſchicks beſchreibend beim Glück an die Nemeſis, ermuntert zum Streben nach Weisheit, iſt reich an den herrlichſten Gedanken und bewegt oft auf wunderbare Weiſe das Gemüth des Leſers. Aber bei ſeinem hohen poetiſchen Schwunge, bei ſeinem kühnen Gedankenfluge und bei der ſtrömenden Fülle ſeines Ausdrucks geſchieht es nicht ſelten, daß der Faden des Gedankens, den er durch jedes ſeiner Gedichte feſthält, für uns geriſſen zu ſein ſcheint. Aus demſelben Grunde gehört P. auch zu den ſchwierigſten Dichtern der Griechen. Dazu kommt das

Schwierige der poetiſchen Form dieſer Gedichte, die ſelbſt bis jetzt noch nicht allgemein gültige Feſtigkeit gewonnen hat. Zu den Hülfsmitteln bei der Lectüre und dem Studium der Pindar'ſchen Gedichte gehören vor Allem die Scholien, welche den einzelnen größeren Ausgaben beigegeben ſind. Die „Ed. pr." erſchien bei Aldus (Vened. 1513. 8.). Die vorzüglichſten Ausgaben ſind von Zach. Calliergus (Rom 1515. 4.), Erasm. Schmid (Wittenb. 1616. 4.), C. Gl. Heyne (Götting. 1773 ff. 2 Bde. 4. Nachträge ebend. 1791. 4. Ebend. 1798. Leipz. 1817. 3 Bde. 8. Beiden letzteren Ausgaben ſind von Gf. Hermann Bemerkungen über die Pindar'ſche Metrik beigefügt), Chr. Dan. Beck (Leipz. 1792—1795. 2 Bde. 8. unvollendet), A. Böckh (Leipz. 1811—1821. 4 Bde. 4.), Ch. W. Ahlwardt (Leipz. 1820. 8.) und ex rec. A. Boeckhii c. comm. ed. Ludolf. Dissen (Gott. 1829. 2 Voll. 8.). Deutſche Überſetzungen von P. beſorgten (metriſch) Fähſe (Penig 1804—1806. 2 Bde.), Bothe (die olympiſchen Oden, Berl. 1808) und (proſaiſch) Gurlitt (Hamb. 1809. 4.). Schätzbare Schriften beim Studium des P. ſind endlich noch A. Böckh, „Über die kritiſche Behandlung der pindariſchen Gedichte" (Berl. 1823) und Theoph. Luc. F. Tafel, „Dilucidationes Pindaricae" (Berol. 1824—1827. 2 Voll. 8.). 20.

Pindar (Peter), ſ. Woolcott.

Pindarris (d. h. Räuber), ein Hinduſtamm an den gebirgigen Ufern des Nerbudda, ein Zuſammenfluß aus allen Kaſten, höchſt unwiſſend, ſelbſt ihren einheimiſchen religiöſen Anſichten entfremdet, gelangten durch die Mahratten, in deren Dienſt ſie ſtanden, zu der Macht, durch welche ſie ſich, wie durch ihre Raubſucht und Grauſamkeit, namentlich ſeit dem Anfange dieſes Jahrhunderts, in den benachbarten engliſchen Beſitzungen furchtbar machten. Unter ihrem Häuptlinge (Turai) und mehreren Führern (Lubhuri) ſetzten die flüchtigen Reiterſchaaren, von ihren Weibern begleitet, bei ſeichtem Waſſerſtande (im November) durch den Nerbudda, fielen in das engliſche Gebiet ein, raubten und verwüſteten daſſelbe in einem Umkreiſe von 100 M. und ehe man den Gräueln Einhalt thun konnte, waren ſie wieder in ihr Gebirgsland verſchwunden. Das Fußvolk beſchützte unterdeß die Heimath. Von der gemachten Beute wurde der vierte Theil dem Häuptlinge zugetheilt, das Übrige verkauft und von dem Gewinne die Schulden des Stammes bezahlt. Unter Muſik, dem Genuſſe eines ſcharfen Getränkes, Pinda (wovon ſie nach Einigen auch den Namen erhalten haben ſollen), verbrachten ſie die übrige Zeit. Seit 1817 iſt aber die Macht dieſer Räuberhorden, die bis zu 31000 Reitern angewachſen waren, gebrochen. Nach dem Beſchluſſe des britiſchen Generalgouverneurs Marquis Haſtings wurden ſie von allen Seiten angegriffen, ihre feſten Plätze zerſtört, ein großer Theil mit ſeinen Führern getödtet und dem Überreſte ein jährlicher Tribut auferlegt. 35.

Pindemonte (Giovanni, Marcheſe), ein beliebter italieniſcher Dramatiker, 1751 zu Verona geboren, erhielt ſeine erſte Erziehung in dem Collegium zu Modena und verſuchte ſich ſchon früh als Dichter. Seine reiche, aber zügelloſe Phantaſie ließ keine gediegene Leiſtung, die ſeinen Ruhm feſt begründet hätte, zu Stande kommen und führte ihn auf zahlloſe Abwege. Endlich wählte er die theatraliſche Laufbahn und ſuchte durch freiere Bewegung, Lebendigkeit und ſceniſchen Pomp den ſtreng an ariſtoteliſchen Regeln haftenden und kalten Alfieri zu überflügeln, welches ihm auch bei dem ſchauluſtigen, ſtets nach Neuem haſchenden Publicum einige Zeit hindurch gelang. P. gehörte zu den venetianiſchen Patriciern und gelangte durch ſeine Stellung als Prätor der Republik zu ſehr hohem Anſehn. Die Unerkenntlichkeit des venetianiſchen Gouvernements zwang ihn jedoch ſpäter ſein Vaterland zu verlaſſen und Paris zu ſeinem Aufenthalte zu wählen, wo er die Aufmerkſamkeit des erſten Conſuls erregte und von dieſem zum Mitgliede des italieniſchen geſetzgebenden Körpers ernannt wurde. Als Italien den erſten Revolutions-

ſturm überſtanden hatte, kehrte er dahin zurück und ließ ſich zu Mailand nieder, wo er ſich ausſchließend mit literariſchen Arbeiten beſchäftigte. Er ſtarb im Januar 1812. Reiche Phantaſie, Kenntniß deſſen, was auf der Bühne Effect macht, ächtes Gefühl und glühender Patriotismus verleihen ſeinen Leiſtungen einen nicht geringen Werth, wenn auch mitunter Dunkelheit, Unverſtändlichkeit, leere Declamation und falſches Pathos an ihnen ſtreng zu tadeln ſind und ſeine Diction nicht immer die reinſte und gediegenſte iſt. Anerkennung verdient jedenfalls ſein Beſtreben, natürliche Bilder des Lebens über die Bühne zu führen und durch Wechſel der Farben, Lebhaftigkeit und Mannigfaltigkeit der Scenen und Situationen, ſo wie durch Reichthum der Handlung nicht nur den Anforderungen der Kritik, ſondern auch den Wünſchen der ſchauluſtigen Menge zu entſprechen. Seine in Italien als ein Wunder der Beredſamkeit und Gelehrſamkeit geprieſene Lobrede auf den heiligen Thomas von Aquino jedoch kann jeder unbefangene Beurtheiler höchſtens ſehr gelehrt nennen. Seine dramatiſchen Werke, worunter „Ginevra di Scozia“, „L. Quinzio Cincinnato“ und „Adelina e Roberto“ die bedeutendſten ſein mögen, erſchienen unter dem Titel: „Componimenti teatrali“ (Mil. 1804. 4 Voll. 8. 1827. 2 Voll. 8.). 67.

Pindemonte (Ippolito, Ritter), der jüngere Bruder des Vorigen, welchen er als Dichter weit überragt, 1753 zu Verona geboren, verrieth ſchon als Schüler in dem Collegium zu Modena ein nicht gewöhnliches Dichtertalent und trat bereits in ſeinem 16. Jahre mit einem freilich ſehr mittelmäßigen Trauerſpiele („Ulyß“) hervor. Nachdem er ſeinen Kunſtgeſchmack an den claſſiſchen Muſtern Griechenlands und Roms herangebildet hatte, machte er zur weiteren Kräftigung ſeines Genies eine Reiſe durch Frankreich, England, Holland und Deutſchland. Die Erfahrungen, welche er auf dieſer Wanderung ſammelte, übten einen entſcheidenden Einfluß auf ſeine Anſicht von Welt und Menſchen und gaben ſeinem geiſtigen Leben eine ganz andere Richtung; aus dem liberalen Manne wurde ein ſtrenger Ariſtokrat; aus den Armen der Liebe warf er ſich in die Arme der Frömmelei. Seine Reiſeerfahrungen legte er in dem Gedichte: „Viaggi“ und in dem Romane: „Aberite“ nieder; Englands Induſtrie pries er beſonders in dem „Saggio di poesie campestri“ (Parma 1788. 12.). Foscolo's an ihn gerichtetes bekanntes Gedicht: „Die Gräber“, begeiſterte ihn zu einem ähnlichen Verſuche („I sepolcri“, Brescia 1808. 12.), welcher durch weiche Schwermuth und herrliche maleriſche Schilderungen anzieht. Seine Lebensanſichten ſprechen ſich am klarſten in den ſatyriſchen, aber durchaus nicht beißenden „Sermoni“ (Verona 1819. 8.), welche mit verdientem Beifalle aufgenommen wurden, aus; auch in ſeinen „Epistole“ (Verona 1805. 8. Fir. 1809. 8.) offenbart er ein tiefes, inniges, frommes Gemüth, eine zarte poetiſche Empfindung, einen richtigen künſtleriſchen Tact und eine hohe Vollkommenheit der Sprache. Sein Trauerſpiel „Arminio“ (Pisa 1804. 8. N. E. Verona 1819. 8.), welches einen ausgebreiteten Ruhm beſitzt, eignet ſich nicht zur Aufführung und ſein Hauptverdienſt beſteht in der richtigen Behandlung der Chöre. In ſpäteren Jahren hat ſich P.'s Muße nur bei außerordentlichen Gelegenheiten (wie bei der Rückkehr des Capitain Parry von ſeiner Polarreiſe, welcher ſeine Verlobte in den Armen eines Andern fand, und bei dem Tode der Miß Bathurſt in der Tiber) rüſtig geregt. Seine letzte bedeutende Arbeit war die gelungene Überſetzung von Homer's „Odyſſee“ (1822). Er ſtarb alterſchwach und gänzlich in Frömmelei verſunken am 18. Nov. 1828 zu Verona. Süße Melancholie, heitere Zufriedenheit, Ruhe, ſtilles Herzensglück und fromme Zuverſicht ſprechen ſich in ſeinem Leben, ſo wie in allen ſeinen Gedichten aus. Außer den ſchon erwähnten Werken nennen wir noch folgende: „La fata Morgana“ (Verona 1782. 8.); „Gibilterra salvata“ (Verona 1783. 8.); „La Francia“ (Par. 1789. 8.); „Poesie“ (Pisa 1798. 8. Milan. 1830. 2 Voll.

16. u. d.); Il colpo di martello di campanile di S. Marco in Venetia“ (Verona 1820. 8.) und „Discorso sul gusto presente in letteratura“ (deutſch von C. J. Jagemann, Halle 1788. 8.). Seine Überſetzungen aus dem Griechiſchen (Homer's „Odyſſee“ ausgenommen) und Lateiniſchen ſind unter dem Titel: „Volgarizzamenti dal latino e dal greco“ (Verona 1781. 8.) geſammelt. 67.

Pindus iſt ein hohes und rauhes, von Südoſten nach Südweſten ziehendes Gebirge in Griechenland, zwiſchen Epirus, Ätolien, Theſſalien und Doris. Aus ihm entwickeln ſich die kerauniſchen Gebirge, der Olymp, Oſſa, das Ötagebirge u. a.; der Peneus und Inachos entſpringen auf ihm. Es war, wie der Helikon und Parnaß, dem Apollo und den Muſen geheiligt. Jetzt heißt es Mezzowo. 11.

Pinel (Philipp), berühmter Irrenarzt, ward am 11. April 1745 zu St. Paul, einem Dorfe zu Caſtres im Departement des Tarn geboren, wo ſein Vater Arzt war. Er ward zum geiſtlichen Stande beſtimmt und auf die Schule nach Toulouſe geſchickt, wo er jedoch die Medicin ſtudirte und 1773 daſelbſt die Doctorwürde erhielt. 1775 ging er aller Hülfsmittel beraubt nach Montpellier, um ſich weiter auszubilden, und endlich 1778 nach Paris, wo er anfänglich Unterricht in der Mathematik ertheilte, bald durch Desfontaines mit anderen berühmten Männern in Bekanntſchaft kam und ſich mit Schriftſtellerei und Arbeiten in Journalen beſchäftigte. Beſonders legte er ſich auf die Seelenheilkunde und bewarb ſich 1791 um den Preis, den die mediciniſche Societät über dieſelbe ausgeſetzt hatte. Zwar wurde derſelbe wegen der damaligen Unruhen nicht ausgetheilt, doch erregte ſeine Schrift Aufmerkſamkeit, ſo daß er zum Arzte des Bicêtre ernannt wurde und wegen ſeiner außerordentlichen Leiſtungen den Auftrag zur Reorganiſation der Salpetrière erhielt. Die in dieſen Anſtalten gemachten Erfahrungen bewogen ihn zur Abfaſſung ſeines Traité sur l'aliénation mentale.“ Bei Errichtung der mediciniſchen Schule wurde er Profeſſor der Hygiene und dann der Pathologie, in welcher Stellung er ſeine bekannte und vielmals aufgelegte „Nosographie philosophique“ (deutſch von Pfeiffer in 2 Bänden, Caſſel 1829) herausgab. Die von P. errichtete Klinik ward von vielen Studirenden beſucht; die in ihr gewonnenen Erfahrungen gaben Veranlaſſung zu ſeiner „Médecine clinique.“ P. beſaß eine hohe Rechtlichkeit, Uneigennützigkeit und Liebe zu den Wiſſenſchaften; er war verſchloſſen, beſcheiden und von großer Herzensgüte; er gebrauchte wenig Arzneien und verließ ſich viel auf die Hülfe der Natur; er war ſehr für die ſanfte, menſchliche Behandlung der Irren und daher ein Gegner von Ketten und allen Zwangsmaßregeln; der erſte unter allen ſprach er ſich für die Nothwendigkeit einer pſychiſchen Behandlung der Irren aus; ſehr war er gegen den Aderlaß bei dieſen Kranken eingenommen. — Bei der Reformation der Facultät blieb er nur Professor honorarius, ward aber Ehrenmitglied der Akademie. 1823 erlitt er einen apoplektiſchen Anfall, der endlich am 25. Oct. 1826 ſeinen Tod im 81. Jahre herbeiführte. 39.

Pingré (ſpr. Pänggré) (Alexander Guy), Kanonikus von St. Genoveva und Bibliothekar des Pantheons zu Paris, geb. den 4. Sept. 1711 zu Paris, ward zwar durch ſeine Talente begünſtigt ſchon 1735 Profeſſor der Theologie, doch durch die theologiſchen Zänkereien des Janſenismus 1745 nach Rouen verwieſen, durch Le Cat an der daſelbſt geſtifteten Akademie der Wiſſenſchaften aſtronomiſches Mitglied und bildete ſich jetzt ſo ſehr in der Aſtronomie aus, daß die pariſer Congregation ihn nach Paris zurückberief, 1751 ihm in der Abtei eine Sternwarte erbauen und die nöthigen Inſtrumente geben ließ. Er lebte nun mit Lacaille, Le Monnier und Lalande in enger Verbindung, lieferte faſt für jeden Band der „Mémoires de l'acad. roy. de Paris“ eine oder mehrere Abhandlungen, wurde wirkliches Mitglied und Associé libre bei dieſer Akademie, beſchäftigte ſich von 1757 an ſtets mit der Theorie und Berechnung von Kometen und reiſte, den

Vorübergang der Venus vor der Sonne den 6. Juni zu beobachten, nach der Inſel Rodrigue im indiſchen Meere. Im Jahre 1766 berechnete er für die zweite Auflage des berühmten Werkes „L'art de vérifier les dates“ alle Sonnen- und Mondfinſterniſſe vom Jahre 1 bis 2000 nach Chr. mit bewundernswürdiger Geduld ſehr genau und unterſuchte nachher auf einer von de Courtanvaux unternommenen Seereiſe die Seeuhren von Le Roy. Als 1768 abermals Aſtronomen in alle Theile der Welt ausgeſchickt wurden, um den Vorübergang der Venus vor der Sonne 1769 zu beobachten, ſegelte P. zu gleicher Abſicht nach dem Cap François; auch begleitete er mit Borda die 1771 von der Regierung angeordnete Expedition, um die Berthoud'ſchen und Le Roy'ſchen Chronometer zur See zu prüfen. Die Beſchreibung dieſer Reiſe, welche 1778 in zwei Bänden erſchien, iſt faſt ganz P.'s Werk. 1785 überſetzte er das aſtronomiſche Gedicht des Manilius ſehr glücklich in die franzöſiſche Sprache. Lalande beſorgte die Ausgabe davon in 2 Octavbänden mit vielen Noten. Ferner nahm P. 1786 eine im Jahre 1756 angefangene „Geſchichte der Sternkunde des XVII. Jahrhunderts“ wieder vor, die er 79 Jahre alt beendigte. Er ſtarb den 1. Mai 1796. 13.

Pinien nennt man die zu Juſſieu's Familie der coniferae und Linné's monoecia monadelphia gehörenden Bäume. Einer der vorzüglichſten derſelben iſt der Pinien- oder Zirbelbaum (pinus pinea L.; franz. pin-pignier; engl. cultivated pine-tree), welcher in Italien, Spanien, kurz im ſüdlichen Europa wächſt, der gemeinen Fichte gleicht, aber 5—6 Zoll lange Nadeln hat und oft über 4 Zoll dicke Zapfen mit 15—20 Nüſſen trägt, deren Kerne wegen ihres angenehmen Geſchmacks die ſüßen Mandeln ſehr gut erſetzen und auch in den Apotheken zur Bereitung von Emulſionen benutzt werden. 21.

Pinke, engl. fliebot, iſt ein Laſtſchiff, deſſen Boden flach, das Hintertheil aber lang und hoch iſt. 30.

Pinte, Pinta, ein Flüſſigkeitsmaß in Italien, der Schweitz, den Niederlanden und Schottland, entſpricht der norddeutſchen Kanne und enthält in Amſterdam 30, Bern 84,25, Brescia 69,50, Genua 37,4, Mailand 75, Turin 79, Prag 96,25, Schottland 82,50 pariſer Cubikzoll. 30.

Pinto (Fernando Mendez), durch ſeine wunderbaren Schickſale und Reiſeabentheuer merkwürdig, wurde zu Anfange des XVI. Jahrhunderts in der portugieſiſchen Stadt Montemor Velho geboren, ging mit dem 12. Jahre ſchon auf Reiſen und erwarb ſich durch kaufmänniſche Speculationen große Reichthümer. Während ſeines mehrjährigen Aufenthaltes in fernen Ländern, beſonders in Japan, Siam, Korea, war er mit dem bekannten Heidenbekehrer und indianiſchen Apoſtel Franz Xaver, dem er beim japaniſchen Könige von Bungo große Dienſte erwies, und mit dem Miſſionair Melchior Nunnez Barret näher befreundet worden. Durch dieſen Umgang veranlaßt entſchloß ſich P., ſtatt 1554 nach ſeinem Vaterlande zurückzukehren, ſich der Ambaſſade, welche der Vicekönig zu Goa, Don Alfonſo de Noracha, nach Japan zur Verbreitung des chriſtlichen Glaubens ernannt hatte, anzuſchließen. Durch widrige Winde wurden ſie 10 Monate lang in Malakka aufgehalten, kamen erſt 1556 nach Japan und wurden hier ſo gleichgültig empfangen, daß P. ſchnell von ſeinem Entſchluſſe, Miſſionair zu werden, zurückgebracht nach Goa und 1558 in der Hoffnung, eine Belohnung für ſein im Dienſte des Vaterlandes und für die Verbreitung der chriſtlichen Religion erlittenes Ungemach und ſeiner dargebrachten Opfer zu erhalten, nach Portugal kam. Allein obgleich er 21jährige Dienſte der portugieſiſchen Regierung geleiſtet, in denen er 13mal in Sklaverei gerathen und 16mal verkauft worden war, auch ſein durch Gefahren und Müheſeligkeiten erworbenens Vermögen, bis auf wenige Beſitzthümer, Gott und ſeiner Lehre zu Ehren den Jeſuiten überlaſſen hatte, erhielt er doch keinen Lohn, ſondern mußte ſich von den Einkünften ſeines kleinen Vermögens er-

halten. Dennoch galt er bei König Philipp II., der ihn oft um ſeine Meinung befragte, ſehr viel; aber er ſtarb, mit der Zeit und ſeinem Schickſale zufrieden, als Privatmann, nachdem er noch ſeine Reiſeerfahrungen und Nachrichten über die von ihm durchwanderten Länder niedergeſchrieben hatte. Sie erſchienen zuerſt in Liſſabon 1614 und wurden zunächſt in engliſchen, holländiſchen und franzöſiſchen Überſetzungen verbreitet. Deutſch kamen ſie unter dem Titel „Die wunderliche Reiſen Ferdinandi Mendez Pinto, ſo er in 21 Jahren durch Europa, Aſia und Afrika gethan ꝛc." (Amſterd. 1671) heraus. Ein Auszug derſelben ſteht im 10. Bande der „Allgemeinen Sammlung von Reiſen," und eine neue Bearbeitung erſchien Jena 1810. 64.

Pinturicchio (Bernardino), ein trefflicher italieniſcher Maler, geb. 1454 zu Perugia, hatte den berühmten P. Perugino zum Lehrer, folgte demſelben nach Rom und unterſtützte ihn bei ſeinen Arbeiten. Später ward er ein vertrauter Freund Raphael's und eignete ſich auch von deſſen Style ſo viel an, daß er ihm in Einzelheiten faſt gleich kam. Er ſtarb 1513. — Unter ſeinen zahlreichen Arbeiten ſind vorzüglich bemerkenswerth: ein heiliger Laurentius, eine Verkündigung, eine Geburt Jeſu, Jeſus im Tempel (dieſe ſämmtlich in Spello); ferner Scenen aus dem Leben des Papſtes Pius II., eine Krönung Pius' III. (beide in Siena) und mehrere Städteanſichten (in den Logen des Vaticans). — P. behielt noch den Gebrauch des Golds in der Draperie bei, war aber übrigens ein tüchtiger Coloriſt, componirte gut und verſtand ſeinen Figuren großen Ausdruck zu geben. Doch glaubt man, daß zu den beſten ſeiner Gemälde Raphael die Cartons geliefert habe. 36.

Piombino, ſ. Toscana.

Piombo (Sebaſtiano del) eigentlich Luciani, ein ausgezeichneter italieniſcher Hiſtorienmaler, geb. 1485 zu Venedig, daher auch Sebaſtiano Veneziano genannt, erhielt ſeinen erſten Unterricht von Bellini, bildete ſich aber ſpäter nach Tizian und vorzüglich Giorgione, dem er hinſichtlich des Colorits faſt gleichkommt. Eiferſüchtig auf den Ruhm Raphael's verſuchte er von Michel Angelo dazu veranlaßt mit ihm um den Preis zu ſtreiten, mußte ihn jedoch ſeiner trefflichen Leiſtungen ungeachtet dem überlegenen Genie ſeines Nebenbuhlers überlaſſen. Bemerkenswerth iſt es übrigens, daß P. von Michel Angelo häufig Compoſition, Zeichnung und ſelbſt Cartons der Gemälde erhielt; doch ſind auch die ihm allein gehörigen Werke, was Zeichnung und Colorit betrifft, lobenswürdig. In ſeinen ſpäteren Jahren, beſonders als er frate del piombo geworden war, entſagte P. der Malerei faſt ganz und beſchäftigte ſich vorzugsweiſe mit Poeſie und Muſik. Er ſtarb im Jahre 1547 zu Rom, wo er die meiſte Zeit ſeines Lebens zugebracht hatte. — Die berühmteſten ſeiner Arbeiten ſind in Rom: ein Plafond in der Villa Medici, einige Stücke in der Madonna del Populo und eine Geißelung Chriſti in der Kirche St. Pietro Montorio. Das letztere Gemälde iſt in Öl auf Stein gemalt, eine Kunſt, welche P., wenn nicht erfunden, doch verbeſſert hat. Im Hoſpitale von Monſerrate zu Madrid befinden ſich ebenfalls mehrere Gemälde von P., u. a. auch eine treffliche Kreuzabnahme. 36.

Pionnier, ſ. Ingenieur.

Pipe, Pipa, iſt ein in Deutſchland, England, Portugal und Spanien gebräuchliches Wein- und Ölmaß, welches in Braſilien 21944, auf den canariſchen Inſeln 22156, in Danzig, Königsberg ꝛc. 17316, in Hamburg 17495—18225, in London und England Wein 28850, Bier 24729, in Portugal 21944, in Spanien die caſtilianiſche P. 21438 und die cataloniſche P. 24955 pariſer Cubikzoll enthält. 33.

Pipin, Majores domus von Franken. — P. I., zubenannt von Landen, ſeinem Geburtsorte in Brabant, ſtammte aus edlem Geſchlechte und ward für ſeinen

Eifer für Chlotar II. von Neuſtrien von dieſem zum Major domus gewählt (623), als welcher er durch kräftige Maßregeln viel zur Ruhe des Landes beitrug; nachdem er aber durch Dagobert's II. üppiges Leben in manche mißliche Lage gekommen war, ging er 638 als Major domus zu Siegbert II. von Auſtraſien, ſtarb aber ſchon 640. Durch ſeine Tochter Begga, welche ihrem Gemahle Anſegiſil, Sohn des Biſchofs Arnulf von Metz, Pipin von Heriſtal gebar, ward er Stammvater des karolingiſchen Hauſes. — P. von Heriſtal, war anfangs Major domus fränkiſcher Könige, zuletzt Herzog von Francien, wozu er nach dem Tode des Königs Dagobert II. während eines Kriegs vom Volke gewählt worden war. Noch bei Lebzeiten des Königs herrſchte er unter deſſen Namen unumſchränkt über die Auſtraſier oder öſtlichen Franken und hinterließ dieſelbe Macht im Jahre 714 nach vielen glücklich beendigten Kriegen ſeinem natürlichen Sohne, Karl Martel (ſ. d. Art.). — P., der Kleine genannt, der eigentliche Gründer des karolingiſchen Königsſtammes der Franken, Sohn Karl Martel's, anfangs Major domus, beherrſchte nach der Entſagung ſeines Bruders, Karlmann, einige Zeit das Reich der Franken allein, ſah ſich aber durch einen Aufruhr, den die Mißgunſt der Großen erregt hatte, genöthigt, wenigſtens den Titel eines Königs an einen Zweig des alten merovingiſchen Stammes abzutreten. Jedoch herrſchte er auch vom Jahre 742 unter dem neuen Fürſten Childerich III. unumſchränkt wie zuvor. Ungeachtet ſeiner unanſehnlichen Leibesgeſtalt bewies er doch eben ſo große Stärke des Körpers wie des Geiſtes. Sein Ehrgeiz ſtrebte fortwährend ſich den Thron allein zu verſchaffen und er konnte mit Recht hoffen in ſeinen Bemühungen durch die Liebe und Dankbarkeit des Volkes, das er von der Herrſchaft der Araber befreite, unterſtützt zu werden. Auch hatte er außer den Alemannen und Baiern, denen er einen Herzog gab, mehrere andere unruhige Völker wieder zur Anerkennung der fränkiſchen Herrſchaft genöthigt. Obgleich er das Reich nicht durch Eroberungen erweiterte, ſo wußte er doch auf kräftige Weiſe die Sicherheit und Ordnung im Innern zu erhalten. Bonifacius vermochte dem Papſte bei den Franken ſolches Anſehn zu verſchaffen, daß ſie Verordnungen und Entſcheidungen, welche von Rom kamen, für göttliche Gebote anſahen. P.'s Staatsklugheit beſchloß dieſe Stimmung des Volkes als ein Mittel zu benutzen, den Thron, auf welchem er herrſchte, auch ſeinen Nachkommen zu ſichern. Er ließ daher dem Papſte Stephan II. durch eine feierliche Geſandtſchaft die Frage vorlegen: „Ob derjenige den Titel eines Königs verdiene, der denſelben zwar führe, aber den Geſchäften des Reichs nicht vorzuſtehen vermöge, oder derjenige, welcher die Geſchäfte zum Beſten des Reichs verwalte." Da der Papſt P.'s Freundſchaft und ſeine Unterſtützung gegen die ihn hart bedrängenden Longobarden wünſchte, ſo entſchied er nach P.'s Wunſche, und der Ausſpruch des Papſtes wirkte ſo mächtig auf das Volk ein, daß es ohne den geringſten Widerſtand P. durch einen Geſandten des Papſtes zum Könige krönen ließ und den abgeſetzten König Childerich III. im Jahre 752 ruhig in ein Kloſter einſchließen ſah. Da P. mit der dem Papſte verſprochenen Hülfe zu lange zögerte, ſo ſtattete dieſer dem Könige im Jahre 753 mit reichen Geſchenken verſehen einen Beſuch in Frankreich ab. Bei ſeiner Ankunft ging ihm P. entgegen und hielt ihm, ſo oft er das Pferd beſtieg, den Steigbügel. Der Papſt ſalbte nun P. aufs Neue zum Könige und dieſer zog bald darauf mit einem um ſo muthigeren Heere, da es für die Sache Gottes zu ſtreiten glaubte, nach Italien, zwang Aiſtulph, König der Longobarden, 754 zur Genugthuung gegen den Papſt und kehrte dann nach Frankreich zurück. Kaum war er daſelbſt angekommen, ſo erſchienen päpſtliche Geſandte mit neuen Klagen über die Bedrückungen Aiſtulph's. P. ging noch einmal nach Italien, ſchlug die Longobarden, eroberte das Exarchat und machte im Jahre 756 dem Papſte ein Geſchenk damit. P. wurde von dieſem während ſeiner Anweſenheit in Rom zum römiſchen Patricier ernannt. Er re-

gierte bis zum Jahre 768 und hinterließ bei ſeinem Tode die Herrſchaft des Reichs ſeinem Sohne Karl dem Großen (ſ. d. Art.). Andere karolingiſche Fürſten gleiches Namens ſ. unter Karl dem Großen, Ludwig I. und Lothar I. 37. 81.

Pippi (Giulio), bekannt unter dem Namen **Giulio Romano**, ein berühmter italieniſcher Maler römiſcher Schule, der vorzüglichſte Schüler, Gehülfe und einer der Erben Raphael's, ward 1492 zu Rom geboren. Ob er außer Raphael noch andere Lehrer gehabt hat, weiß man nicht; denn ſein Name wird zuerſt mit dem Raphael's zuſammen genannt. Seine Eigenthümlichkeit aber erſcheint erſt nach ſeines großen Lehrers Tode in wirklich überraſchender Größe; denn während er früher nur in Raphael's Manier arbeitete, fing er nun an, ſeiner Neigung zum Furchtbaren und Großartigen zu folgen, wobei er freilich die Grenzen nur zu häufig überſchritt. Man betrachtet ihn daher nicht mit Unrecht als den, der den erſten Grund zu der manierirten Malerei des folgenden Zeitraums legte. In Rom vollendete P. unter Clemens VII. den großen Saal des Conſtantin; ſpäter (1524) begab er ſich nach Mantua, wo er den Palaſt del Te mit trefflichen Gemälden ſchmückte und eine Schule gründete, aus welcher Schüler wie Primaticcio und Raphael dal Colle hervorgingen. Überhaupt trug er viel dazu bei, daß Raphael's Styl in der Lombardei Eingang gewann. Sein Ruhm war ſo feſt begründet, daß er nach Sangallo's Tode als Baumeiſter an die Peterskirche zurückberufen wurde; doch ſtarb er noch in demſelben Jahre (1546). Unter ſeinen Werken gilt „der Fall der Giganten" im Palaſte del Te als das vorzüglichſte. Die Compoſition P.'s iſt, wie oben ſchon angedeutet wurde, groß, bisweilen zu kühn; die Zeichnung zwar gezwungen, doch richtig und ſein Pinſel feurig und lebhaft. Die Ausführung aber erſcheint oft zu grell und unfreundlich, und die Schattirung dunkel und ſchwarz. Übrigens kennt man von P. auch einige gute Bildhauerarbeiten. 36.

Pips, eine Krankheit der Hühner, beſteht in Anſchwellung der Naſenlöcher und dem Überzogenſein der Zungenſpitze mit einer hornartigen Haut, iſt katarrhaliſcher Natur, wobei es den Thieren gewöhnlich an Luft mangelt, und wird durch üble Witterung, Unreinigkeit oder Mangel des Getränks, zu friſches Getreide, friſchbackenes Brod ꝛc. erzeugt. Man curirt das Übel durch vorſichtiges Ablöſen der entſtandenen Haut und durch Knoblauch oder Spießglanz, welche man auf das friſche Futter ſtreut; ſchädlich aber iſt, mit einer Feder in die Naſenlöcher zu fahren. — Im gewöhnlichen Leben gebraucht man das Wort P. auch vom Menſchen bei rheumatiſchen Übeln. 30.

Piquet (ſpr. Piké) iſt eine Abtheilung der Soldaten, welche, wenn man bei einem vor dem Feinde ſtehenden Truppencorps oft in der Nacht mit den Sicherheitsmaßregeln des Tages nicht ausreicht, zur Unterſtützung oder Verſtärkung der Feldwachen (ſ. d. Art.) dient. Sie rücken gegen Abend aus und wählen zu ihrer Aufſtellung ſolche Punkte, von welchen aus ſie die Feldwache bei einem feindlichen Angriffe mit Nachdruck unterſtützen, entweder denſelben durch Beſetzung eines vorliegenden Terrainabſchnitts zu Hülfe eilen, oder ſelbige in einer gewählten Poſition aufnehmen können. Zu ihrer eigenen Sicherheit und zur Erhaltung der Verbindung mit den Feldwachen müſſen die Piquets die nöthigen Patrouillen abſenden, ſo wie dafür ſorgen, daß ſie durch ausgeſtellte Poſten von einem etwaigen Angriffe des Feindes raſch in Kenntniß geſetzt werden. Im Übrigen haben ſie ſich, was ihre Wachſamkeit und ſonſtigen Anordnungen betrifft, wie die Feldwachen ſelbſt zu verhalten. Nachdem man ſich am nächſten Morgen überzeugt hat, daß der Feind nicht geſonnen iſt, etwas zu unternehmen, ſo gehen die Piquets wieder ab. Zuweilen aber bleiben ſie auch über Tag ſtehen, wenn nämlich das Andringen des Feindes, eine ſehr durchſchnittene Gegend, nebligtes und dunkeles Wetter ꝛc. es nöthig machen. Sobald nun ein P. zur Unterſtützung der Feldwachen ausrückt, wird im Lager oder in dem Cantonnement ein Reſervepiquet gebildet. 61.

Piräus, ſ. Attika.

Piraten, ſ. Seeräuber.

Pirckheimer oder **Pirckhaimer** (Wilibald), ein berühmter deutſcher Gelehrter und Staatsmann des XV. Jahrh., am 5. Dec. 1470 zu Eichſtädt, wo ſein Vater biſchöflicher Rath war, geboren, ſtammte aus einem angeſehenen Patriciergeſchlechte der Stadt Nürnberg und erhielt eine ſehr ſorgfältige Erziehung. Nachdem er einige Jahre unter den Truppen des Biſchofs von Eichſtädt gedient hatte, ging er, obſchon er große Neigung für das Soldatenweſen fühlte, nach dem Wunſche ſeines Vaters, der ihn zum Staatsmanne heranzubilden gedachte, nach Italien und ſtudirte auf den Univerſitäten Padua und Piſa mit ausdauerndem Fleiße die Jurisprudenz und neben dieſer mit großer Vorliebe Mathematik, Medicin, Theologie und Philologie. Nach einem ſiebenjährigen Aufenthalte in Italien kehrte er nach Nürnberg, wo ſich ſeine Familie niedergelaſſen hatte, zurück, verheirathete ſich daſelbſt und nahm eine Anwartſchaft auf eine Senatorſtelle an. Als Nürnberg dem Kaiſer Maximilian Hülfstruppen gegen die Schweitzer ſchickte (1499), erhielt P. das Commando des Contingents und leiſtete durch Rath und That ſo treffliche Dienſte, daß ihn der Kaiſer trotz des unglücklichen Ausganges des Kriegs zu ſeinem Rathe ernannte. Dieſe Gunſt erregte den Neid ſeiner Collegen in Nürnberg und er fühlte ſich, nachdem er manche Chikane ruhig ertragen hatte, bewogen, ſeine Senatorſtelle niederzulegen und nur den Wiſſenſchaften zu leben. Später trat er jedoch wieder auf die Bitten ſeiner Freunde in den Senat ein und ging mehrmals als Deputirter Nürnbergs mit wichtigen Aufträgen an verſchiedene Reichstage, die er nie, ohne ſeine Obliegenheiten mit Eifer und Glück erfüllt zu haben, verließ. Die letzten Jahre ſeines Lebens wurden ihm durch ſtete Kränklichkeit verbittert. Er ſtarb am 22. Dec. 1530 zu Nürnberg. Obſchon kein entſchiedener Anhänger Luther's wußte er doch die großen Vortheile und wichtigen Folgen der Reformation gebührend zu würdigen; Künſte und Wiſſenſchaften und wer ſie übte und pflegte, waren ſeine Freude; Alb. Dürer und C. Celtes genoſſen ſein Vertrauen in hohem Grade. Außer vielen Überſetzungen aus dem Griechiſchen beſitzen wir von ihm mehrere kleinere Schriften, von denen vorzüglich die „Explicatio Germaniae ex variis scriptoribus“ (Norimb. 1530. 8.); die „Aestimatio priscorum numorum“ (Tubing. 1533. 8.); das „Bellum Helveticum“ (deutſch von E. J. H. Münch, Baſel 1826. 8.) und die „Apologia podagrae“ (Norimb. 1522. 4.) hier zu nennen ſein möchten. Alle Schriften P.'s ſind von M. Goldaſt unter dem Titel: „Opera politica, historica, philologica et epistolica“ (Francof. 1610. Fol.) geſammelt und herausgegeben. (Vergl. „Zum Andenken W. Pirckheimer's“, Nürnb. 1828. 8.) 67.

Pirithous, ein Sohn des Jupiter und der Dia, der Gemahlin des Jxion, und König der Lapithen. Bei ſeiner Vermählung mit der Dejanira oder Hippodamia, der Tochter des Adraſtes, eines andern Lapithenhäuptlings, entſpann ſich der berühmte Kampf zwiſchen den Lapithen und Centauren. Bei dieſem Kampfe zeichnete ſich unter Andern auch Theſeus aus, mit welchem P. eine vertraute Freundſchaft geſchloſſen hatte. Nach dem Tode ſeiner Gemahlin begab ſich P. zum Theſeus nach Athen. Da auch deſſen Gemahlin geſtorben war, raubten Beide die ſpartaniſche Helena und entführten ſie nach Athen, wo ſie um ihren Beſitz looſten, doch unter der Bedingung, daß derjenige, dem ſie zufallen würde, dem Andern ebenfalls zu einer Gemahlin verhelfen ſolle. Da ſie dem Theſeus zu Theil wurde, verlangte P. die Proſerpina, die Gemahlin des Pluto; weßhalb Beide in die Unterwelt hinabſtiegen. Doch der Gott entdeckte ihr Vorhaben und P. wurde mit 300 Ketten an einen Felſen gefeſſelt, Theſeus aber vom Hercules befreit. Nach Andern wurde P. vom Cerberus zerriſſen. Nach Homer mußte ſowohl Theſeus als P. in der Unterwelt zurückbleiben. P. iſt auch als Theilnehmer an der kalydo-

niſchen Jagd bekannt. Mit ſeiner Gemahlin hatte er einen Sohn Polypotes gezeugt, welcher mit 40 Schiffen am trojaniſchen Kriege Theil nahm. 11.

Pirogue oder **Piroke**, ſ. Canot.

Pirol (der gemeine), auch **Golddroſſel**, lat. oriolus galbula; fr. merle doré; engl. gold-throstle, ein Zugvogel, in Europa und im Oriente heimiſch, erreicht die Größe einer Amſel und iſt am ganzen Körper mit goldgelben Federn bedeckt, die an der Kehle und am Unterleibe ins Blaßgelbe und am Hintertheile ins Grünliche ſpielen. Nur die Flügelfedern ſind ſchwarz mit weißen Spitzen. Das Weibchen ſieht mehr zeiſiggrün und hellgelb und hat ſchwarzgraue Flügel. Sie ſind ſehr ſcheu, leben von Kirſchen, Erdbeeren, Himbeeren und Inſecten, bauen ein beutelförmiges Neſt ins Dickicht der Waldränder, legen 4—5 Eier und verlaſſen uns ſchon im Monat Auguſt. Ihr Fleiſch ſoll ſehr ſchmackhaft ſein. 35.

Piron (Alexis), ein bekannter franzöſiſcher Dichter, am 9. Juli 1689 zu Dijon geboren, widmete ſich zu Beſançon ohne große Neigung der Jurisprudenz und begann nach der Beendigung ſeiner Studien in ſeiner Vaterſtadt die Laufbahn eines Sachwalters, welche er jedoch bald wieder verließ, um ganz dem Vergnügen zu leben. Ein obſcönes Gedicht machte ihm viele Feinde und verleidete ihm den Aufenthalt in ſeiner Vaterſtadt ſo ſehr, daß er ſich entſchloß, ſein Glück zu Paris zu ſuchen. Nachdem er einige Zeit ſeinen Unterhalt als Copiſt kümmerlich verdient hatte, fing er an für die komiſche Oper zu arbeiten und trat endlich mit dem Luſtſpiele „L'école des pères" (1728) hervor, welches mit Beifall aufgenommen wurde und ſchon die Gattung der Poeſie andeutete, in welcher ſich P. mit Glück bewegen konnte. Seine Trauerſpiele „Callisthène" (1730); „Gustave Wasa" (1733) und „Fernand Cortès" (1741) geriethen ſehr mittelmäßig und machten wenig Glück; dagegen wurde ſein meiſterhaftes Luſtſpiel „La métromanie" (1738) mit Enthuſiasmus aufgenommen und noch jetzt wird es mit Vergnügen geſehen und als dasjenige Werk P.'s betrachtet, auf welches ſich ſein Dichterruhm gründet. Seine übrigen Gedichte (Opern, Schäferſpiele, Oden, Satyren, Epiſteln und Epigramme), in welchen ſich durchgehends ein kecker, kauſtiſcher, oft bis zur Frechheit ausſchweifender Witz offenbart, werden nur noch ſelten geleſen. Sein Styl iſt oft (beſonders in ſeinen proſaiſchen Schriften) hart und zerhackt und wird nicht ſelten durch ſtetes Jagen nach bizarren Gedanken, auffallenden Wendungen und ungewöhnlichen Metaphern unerträglich. Sein beißender Witz gegen die franzöſiſche Akademie, deren Mitglieder er „die Invaliden des Geiſtes" nannte, verſperrte ihm den Eingang in dieſelbe, obſchon er nicht gleichgültig gegen dieſe Auszeichnung geweſen wäre. Mit Wenigem zufrieden lebte P. ein vergnügtes Leben und ſtarb am 21. Jan. 1773. Seine von ihm ſelbſt verfertigte Grabſchrift: „Ci-gît Piron, qui ne fut rien, Pas même Académicien", iſt bekannt. Die beſte Ausgabe ſeiner Werke („Oeuvres complètes", Par. 1776. 7 Voll. 8. 9 Voll. 12.) beſorgte Rigoley de Juvigny. Die anſtößigen Gedichte finden ſich in den „Poésies diverses d'Aléxis Piron" (Neufchâtel 1775. 8. Lond. 1793. 8.) geſammelt. (Vergl. Perret's „Eloge de Piron", Dijon 1774. 8.) 67.

Piſa, eine der älteſten und berühmteſten Städte Italiens, an beiden Seiten des Arno, über welchen 3 Brücken führen, eine Meile vor der Mündung deſſelben ins Meer, iſt eine der 3 Hauptſtädte des Großherzogthums Toscana, aber nur eine Ruine ehemaliger Größe. Sie hat etwa 20000 Einw. (im XIII. Jahrh. 150000), einen bedeutenden Umfang, aber auch viele Gärten und Felder innerhalb der Ringmauer, iſt noch großentheils alterthümlich gebaut, hat breite, gerade, ſchön gepflaſterte, aber meiſtens mit Gras zwiſchen den Steinen bewachſene Straßen, 89 Kirchen und 3 alte Citadellen und wird von den Italienern la pendente (die hängende) genannt, weil wegen des ſumpfigen Bodens die Häuſer ſich

faſt alle nach der Meeresſeite zu geſenkt haben. An Merkwürdigkeiten ſind zu erwähnen: die beiden mit ſchönen Gebäuden beſetzten Kaie (lungarni) an den beiden Ufern des Arno; der Kirchhof beim Dome, campo santo (heiliges Feld) genannt, weil die Erde dazu in den Kreuzzügen aus Paläſtina mitgebracht wurde, mit einer Säulengalerie von G. Piſano umgeben, deren Wände mit trefflichen Frescogemälden und einer Menge Kunſtdenkmäler des Alterthums und der ſpätern Zeit geſchmückt ſind; der Dom, im XI. Jahrh. im byzantiniſchen Style gebaut, mit metallenen Thüren, deſſen Schiff 70 marmorne Säulen zieren und worin das Grab des Kaiſers Heinrich's VII. und das von Friedrich II. von Preußen errichtete Denkmal Algarotti's ſehenswerth ſind; das Battiſterio oder die Taufkirche neben dem Dome, ein ganz rundes mit herrlichen Säulen und einem prachtvollen Taufſteine geſchmücktes Gebäude; die Kirche Madonna della Spina, im gothiſchen Geſchmacke erbaut; die Kirche San Stefano nebſt dem angrenzenden Stephanspalaſte, Sitz des von Cosmo von Medici 1561 geſtifteten Stephansordens; der bekannte 168 F. hohe und 13 F. ſich überneigende hängende Thurm beim Dome, der ganz rund iſt und aus 8 über einander ſtehenden marmornen Säulenreihen beſteht, deſſen Schiefe man aber nicht der Kunſt, wie in Bologna, ſondern der Senkung zuſchreibt; Ruinen des Thurmes, in welchen Ugolino (ſ. d. Art.) ſtarb. Übrigens iſt P. der Sitz eines Erzbiſchofs, einer 1338 geſtifteten berühmten Univerſität mit einer Bibliothek von 60000 Bänden, botaniſchem Garten, Sternwarte und vielen herrlichen Sammlungen, einer accademia italiana und einer Kunſtakademie; auch gibt es hier verſchiedene Fabriken, vorzüglich die weitberühmte Fabrik künſtlicher Blumen; der Handel iſt unbedeutend. In der Nähe iſt die Stuterei San Roſſori, worin auch 200 Kameele gehalten werden, und 4 italieniſche Meilen entfernt liegen die ſchon im Alterthume berühmten mineraliſchen Bäder, 36 Quellen, welche bei einer Temperatur von 29—34° Wärme vorzüglich von Gichtkranken und Nervenſchwachen beſucht werden. — Die Stadt ſoll eine Colonie von Piſa am Alpheus in Elis ſein und hieß deßwegen im Alterthume ſchon Pisae Alpheae. Im Mittelalter ward ſie ſehr mächtig, eroberte Corſica, Sardinien und die Balearen, behauptete ihre Herrſchaft auf dem Meere gegen Genua, gründete Colonien in der Levante und hielt ſich ſtandhaft zur Partei der Gibellinen. Dadurch gerieth ſie aber in heftigen Kampf mit Florenz, Lucca, Siena und Genua, von welcher letzteren ſie einſt in blutiger Seeſchlacht beſiegt 49 Schiffe und 12000 Mann und Livorno verlor, während der Papſt Gregor IX. Corſica wegnahm. Doch blieb die Stadt immer noch mächtig; Ugolino, der ſich mit Hülfe von Florenz 1282 derſelben bemächtigt hatte, wurde bald wieder vertrieben und mehrere Angriffe der Guelfen wurden tapfer abgeſchlagen. Doch wich ihre Kraft nach und nach, ſie mußte mehreren Uſurpatoren gehorchen, deren letzterer, Gerhard Apianus, ſie endlich an Galeazzo Visconti von Mailand und deſſen Sohn Gerhard 1406 an Florenz verkaufte. Nach der äußerſten Vertheidigung und Auswanderung der angeſehenſten Bürger unterwarf ſie ſich und 1409 ward eine berühmte Kirchenverſammlung (ſ. d. Art.) daſelbſt gehalten. So blieb ſie bis zum Zuge Karl's VIII. unter florentiniſcher Hoheit, erhob ſich dann 1494 von Neuem mit franzöſiſcher Hülfe, eroberte ihr altes Gebiet wieder und gab ſich eine Verfaſſung; doch 1499 begann der Kampf von Florenz gegen P. aufs Neue und wenn auch die erſte Belagerung (1499) bald wieder aufgehoben werden mußte und alle Anſtrengungen der Florentiner in den nächſten Jahren, ſelbſt eines franzöſiſchen Heeres 1504, vergeblich waren, ſo mußte ſie ſich doch endlich den 8. Juni 1509 aus Hungersnoth ergeben und verlor ihre Selbſtſtändigkeit auf immer. Aber auch ihr Flor war dahin; denn die angeſehenſten Bürger wanderten aus und die Stadt verödete. 37.

Piſander, 1) ein altgriechiſcher Dichter aus Kamiros auf Rhodus (um

Olymp. 33), der von den Alexandrinern zu den claſſiſchen epiſchen Dichtern gezählt wurde, von dem ſich jedoch nichts erhalten hat. Er ſchrieb eine „Ἡρακλῆς“, worin er die Großthaten des Hercules beſang. 2) Ein unglücklicher ſpartaniſcher Feldherr, bekannt durch die Schlacht bei Knidos, 394 v. Chr., die er gegen Konon verlor und durch welche Sparta die ſeit der Schlacht bei Ägospotamos behauptete Herrſchaft zur See einbüßte. 20.

Piſang, Piſangbaum iſt ein krautartiges, unſere Treibhäuſer faſt ſchon ſeit 100 Jahren zierendes Gewächs (zu Juſſieu's Claſſe der epigynae und der Familie musae gehörig), welches in Oſt- und Weſtindien gezogen wird, eigentlich aber im innern Aſien und Afrika einheimiſch zu ſein ſcheint. Der gemeine P. (musa paradisiaca) erreicht eine Höhe von 10—20 und noch mehr Fuß und hat einen baumartigen Stamm, der aber nicht holzig, ſondern häutiger, markiger Subſtanz iſt. Seine Blätter ſind ſehr groß, denn ſie werden 6—12 F. lang und gegen 2 F. und darüber breit. Der ganze Stamm geht in dem folgenden Jahre, wo er Früchte getragen hat, ein, doch dauert die Wurzel fort. In heißen Gegenden (beſonders den Tropen) kommt der P. am beſten fort, verlangt anfangs mäßige, gegen die Blüthenzeit aber viel Feuchtigkeit und wächſt ſo ſchnell, daß man die Entwickelung der Blätter ſtundenweiſe deutlich ſehen kann. Bei der Reife ſitzen 10—15 Büſchel, jeder mit 10—20 Früchten, an dem Kolben. Dieſe letzteren ſind den Gurken ähnlich, reif citrongelb, gegen 1 F. lang, 2—3 Zoll dick, haben ein mildes, ſaftiges Fleiſch und werden theils roh, theils vielfach zubereitet genoſſen. Der Abſud derſelben gibt ein angenehmes Getränk und durch Gährung gewinnt man von ihnen auch einen Wein. Aus dem Stamme kann übrigens eine Art Flachs bereitet werden und der Blätter bedient ſich der Indianer zum Decken ſeiner Hütten, ſo wie man ſie auch zu Tafeltüchern und zum Einpacken der Waaren benutzt. — Eine andere Art iſt die Banane oder Bananenpiſang (musa sapientum), der vorzüglich in Weſtindien wächſt und kürzere, runde, wohlſchmeckendere, lieblicher riechende Früchte und einen rothgeſtreiften und gefleckten Stamm hat. Die 3. Art nennt man Affenpiſang (musa troglodytarum), der auf den Molukken wild wächſt, deſſen Früchte aber nicht genießbar ſind und viel Samen enthalten. 21.

Piſano heißen mehrere alte italieniſche Architekten, Bildhauer und Maler. — Giunta P., ein ausgezeichneter Maler, blühte um das Jahr 1230. Er iſt als der Vorläufer Cimabue's zu betrachten; denn wenn er ſich auch nicht ganz von der Trockenheit des herrſchenden byzantiniſchen Styls loszumachen vermochte, ſo leiſtete er doch im Nakten bereits mehr als alle ſeine Zeitgenoſſen, verſtand das Helldunkel und die Vertheilung der Farben und hatte erträglichen Faltenwurf. Als ausgezeichnet werden beſonders ſeine Kreuzigung des heiligen Petrus und ein Chriſtus in halber Lebensgröße genannt. — Nicolo P., Nicolas von Piſa, ein berühmter Bildhauer und Baumeiſter, geb. 1202 zu Piſa (Siena), ſcheint ſich aus ſich ſelbſt heraus zu dem gebildet zu haben, was er wurde, der Wiederherſteller der plaſtiſchen Kunſt; wenigſtens findet man keinen ſeiner Lehrer namentlich angeführt. Aus ſeinen Werken, die freilich nur zum Theil bekannt ſind, geht hervor, daß ihm die Antike vorzugsweiſe zum Muſter gedient hatte, obwohl er es nicht gerade verſchmähte, von dem eben Herrſchenden das, was ihm gut dünken mochte, beizubehalten. Von ſeinen Arbeiten ſind vor Allem die Reliefs am Dome zu Lucca, ferner die Reliefs an der Kanzel der Taufkirche zu Piſa und mehrere Arbeiten an dem Dome zu Piſtoja, deſſen Bau er eine Zeit lang leitete, als ſolche zu bezeichnen, die man ihm mit Beſtimmtheit zuſchreiben kann; von anderen, die man ihm zuſchreibt, iſt es entweder zweifelhaft, ob ſie ihm angehören, oder geradezu das Gegentheil erwieſen. Er ſtarb um das Jahr 1275. — Giovanni P., ſein Sohn und Schüler, geſt. 1320 zu Piſa, erwarb ſich gleichen, ja in gewiſſer Beziehung noch

größeren Ruhm. Auch ſind die meiſten ſeiner Arbeiten bekannt. Die berühmteſten derſelben ſind das Campo Santo zu Piſa; der Altar der Kathedrale zu Arezzo (koſtete gegen 90000 Thlr.); die Kanzel in der Kirche des heiligen Andreas zu Piſtoja mit trefflichen Basreliefs; ebendaſelbſt eine Gruppe von 3 Statuen, der Mäßigung, Klugheit und Gerechtigkeit; ferner eine Gruppe, die heilige Jungfrau mit dem Jeſuskinde und zwei Engeln darſtellend, in dem Dome zu Florenz; endlich die Mauſoleen der Päpſte Urban IV. und Benedict XI. zu Perugia. — Vittore P., ein Maler, geb. 1368, gehörte unter die geſchickteſten Künſtler ſeiner Zeit, iſt aber weniger durch ſeine Malereien, als durch ſeine Medaillons, die er ſehr geſchickt zu gießen verſtand, bekannt geworden. Er ſtarb im Jahre 1448. 36.

Piſidien, eine Landſchaft in Kleinaſien, wurde von Phrygien, Iſaurien, Pamphylien und Karien begrenzt. Obgleich gebirgig, war ſie doch höchſt fruchtbar und beſonders der Weinbau ergiebig. Sagalaſſus (h. Sadſchaklu), in der Nähe von Apamea Kibotos in Phrygien, Selga (durch das ſelgitiſche Öl, deſſen man ſich als Arznei bediente, bekannt) und Nermeſſus waren die wichtigeren Städte. Die Einwohner, Piſidier, werden auch, wahrſcheinlich weil ſie mit den Urbewohnern Kariens gleicher Abkunft waren, Solymer genannt. 35.

Piſiſtrătus, Sohn des Hippokrates, welcher ſein Geſchlecht auf den König Kodrus zurückführte, hatte ſich von Jugend an mit den Wiſſenſchaften beſchäftigt und ſich beſonders zu einem trefflichen Redner gebildet. Die Macht ſeiner Beredſamkeit brauchte er, unterſtützt von allen anderen äußeren und inneren Vorzügen, welche einen Mann zu empfehlen und ihm Liebe und Vertrauen zu erwerben geeignet ſind, ſich eine Partei zu verſchaffen. Durch Solon's eben vollendete Einrichtung waren die Oligarchen und Ariſtokraten zu Athen nicht ganz zufrieden geſtellt worden und mißvergnügt wegen des Verluſtes mancher Vortheile hatten ſich jene unter Lykurgus, dieſe unter Megakles vereinigt und dem Volke gegenüber geſtellt. Dieſem geſellte ſich P. zu und wurde ſein Parteiführer. Solon erkannte ſeine Pläne, warnte das Volk und da ihm nicht Gehör, dem P. aber immer mehr Einfluß vergönnt wurde, ſo verließ er die Stadt. P. zögerte nun nicht, von Solon's argwöhniſchem Auge befreit, zur Ausführung ſeines Planes, der auf nichts weniger gerichtet war, als die Oberherrſchaft über Athen an ſich zu bringen, zu eilen. Er ſtürzte einſt mit Wunden bedeckt unter das Volk, gab vor, dieſelben von den Gegnern aus der ariſtokratiſchen Partei erhalten zu haben und bat um Schutz gegen dieſelben (561 vor Chr.). Das Volk erlaubte ſeinem Lieblinge eine Leibwache von 50 (nach Anderen 100) Trabanten (Korynephoren, d. i. Keulenträgern) um ſich zu halten und ſo glaubte P. ſeinen Zweck erreicht zu haben und Gebieter über Athen zu ſein, zumal da er in dem Beſitze der Akropolis war; allein auch die Gegenparteien waren mächtig und zwar jetzt gerade um ſo mächtiger, da ſie, früher auch ſich gehäſſig und feindlich, jetzt im Drange der Umſtände ſich vereinigt hatten, und es gelang dem Lykurgus und Megakles den P. zu vertreiben (560). Da indeß jene Parteihäupter ſich wieder entzweit hatten und Megakles, um ſich gegen Lykurgus geltend zu machen, kein Mittel unverſucht ließ, trat er mit P. in Unterhandlung und verhieß ihm zu ſeiner Rückkehr förderlich zu ſein, wenn er ſeine Tochter heirathete, was auch P. annahm und (556) ſeinen feierlichen Einzug in Athen hielt, wobei man eine Weibsperſon als Minerva angezogen hatte und den P. gewiſſermaßen durch die Schutzgöttin Athens ſelbſt in die Stadt zurückführen ließ. Aber das Bündniß des P. und Megakles war nicht von Dauer; P. hatte die Tochter des Megakles nur aus Eigennutz genommen und behandelte ſie nicht als ſeine Gattin; auch ſah die oligarchiſche Partei durch ſeine Rückkehr für ſich nichts gewonnen und 552 mußte P. noch einmal von jenen genöthigt die Stadt verlaſſen. Dießmal lebte er 11 Jahre in der Verbannung. Dieſe Zeit benutzte er aber, um mit mehreren Städten, beſonders mit Theben, Verbindungen anzuknüpfen und

nun, da er ſich ſtark genug glaubte, griff er 538 mit gewaffneter Hand Athen an und eroberte die Stadt; die oligarchiſche Partei wurde vertrieben und P. regierte in Frieden bis an ſeinen Tod (528). Er war ein weiſer, gerechter und milder Regent, der ſich auch nicht eine der ſoloniſchen Einrichtungen oder Geſetze umzuſtoßen oder zu ändern erlaubte; ja er achtete den Areopagus, das von Solon ſo hoch geſtellte Gericht, ſo ſehr, daß er ſich ſelbſt vor daſſelbe ſtellte, um ſich gegen einige Anklagen zu rechtfertigen. Seines Vaterlandes Macht vergrößerte er durch die Eroberung des Hafens Niſäa in Megaris und der Inſeln Salamis, Delos, Naxos; für den ärmeren Theil des Volkes ſorgte er dadurch, daß er ihnen Ländereien außerhalb der Stadt und in den eroberten Inſeln anwies; die im Kriege Verſtümmelten ließ er auf öffentliche Koſten erhalten und ihre Kinder bis zu ihrer Mannbarkeit unterſtützen; auch für Künſte und Wiſſenſchaften wirkte er eifrig; ließ Künſtler und Gelehrte nach Athen kommen und ihm wird auch das Verdienſt zugeſchrieben, die in den ioniſchen Städten Kleinaſiens zerſtreuten Gedichte Homer's durch die Diaſkeuaſten geſammelt und ſie in die Ordnung gebracht zu haben. Er war es eigentlich, der die Macht, Größe und literariſche Blüthe Athens begründete, und kann in vieler Hinſicht mit Perikles (ſ. d. Art.) verglichen werden. Er hinterließ ſeinen Söhnen, Hippias und Hipparchus (Piſiſtratiden), die Regierung. 6.

Piſonen ſind mehrere vornehme, wiewohl aus plebejiſchem Blute entſproſſene und zum calpurniſchen Geſchlechte gehörende Römer. Der merkwürdigeren einer war Lucius Calpurnius P., der 59 vor Chr. mit A. Gabinius Conſul war und des P. Clodius ränkevolles Benehmen gegen Cicero unterſtützte. Da Cicero aus der Stadt gewichen war, wußte Clodius dem P. durch ſeinen Einfluß die Statthalterſchaft in der Provinz Macedonien zu verſchaffen. Cicero aber bewirkte nach ſeiner Rückkehr, daß P. aus ſeiner Provinz gerufen wurde, und hielt die von Schmähworten angefüllte Rede (in Pisonem) gegen ihn, welche wir noch beſitzen. Nichts deſto weniger wurde er im Jahre 50 Cenſor und war von ſeinem Schwiegerſohne Cäſar zum Vollſtrecker ſeines Teſtaments ernannt worden. Auch Cicero ſcheint ſich wieder mit ihm ausgeſöhnt zu haben; wenigſtens rühmt er ſein Benehmen, daß er ſich dem Antonius ernſtlich widerſetzt habe. Ein anderer P. gleiches Vornamens lebte ſpäter und war im Jahre 15 nach Chr. mit M. Livius Druſus Conſul, ging nach Niederlegung ſeines Conſulats als Statthalter nach Pamphylien und erhielt dann im Jahre 11 von Auguſtus den Befehl, gegen den fanatiſchen Bacchusprieſter Vologeſes, der einen Aufſtand in Thracien erregt hatte, zu marſchiren. Das Vertrauen, welches er bei Auguſtus gehabt hatte, erhielt ihm auch Tiberius, unter deſſen Regierung er praefectus urbi ward. Dieſem Amte ſtand er, obgleich er nach Seneca's Zeugniß die Nächte trinkend zu durchſchwärmen und den Morgen über zu ſchlafen pflegte, dennoch gut vor und hielt die Stadt in lobenswerther Ordnung. Endlich fiel er doch auch bei Tiberius in Ungnade; indeß ſtarb er, ehe das Urtheil an ihm vollſtreckt wurde. P. war auch ein Beförderer und Verehrer der Künſte und Wiſſenſchaften, beſonders der Dichtkunſt, in der er vielleicht ſelbſt einzelne Verſuche gemacht hatte. An ihn und ſeinen Sohn iſt die bekannte poetiſche Epiſtel (epistola ad Pisones) des Horatius gerichtet, in welcher er, nach Wieland's Meinung, den jungen Piſo auf eine Veranlaſſung des Vaters von den hohen Anforderungen an ein gutes Gedicht und ſomit der Schwierigkeit ein ſolches zu liefern bekannt machen und zugleich denſelben von dem etwa gefaßten Entſchluſſe, ſelbſt ein Dichter zu werden, oder von dem vielleicht ſchon unglücklich gefaßten Glauben, ein Dichter zu ſein, abziehen wollte. 6.

Piſtacien oder **grüne Mandeln**, auch **Pimpernüßchen**, **ſyriſche Nüßchen** genannt, lat. pistaciae; franz. pistaches; engl. pistachio nuts, ſind die eiförmigen, länglichen, röthlichen, äußerlich runzligen, einen öligen, hellgrünen und angenehm ſchmeckenden Kern enthaltenden Samen vom ächten Piſtacien-

baume (pistacia s. pistachia vera, terebinthaceae Juſſieu und dioecia pentandria L.), welcher urſprünglich in Aſien einheimiſch, aber im ſüdlichen Europa angepflanzt worden iſt. In Sicilien unterſcheidet man den Faſtuca oder zahmen und den Scornabecco oder wilden Piſtacienbaum. So lange die äußere Schale der P. noch grün iſt, bereiten die Sicilianer aus jener einen Saft von angenehm gewürzhaftem Geſchmacke daraus. Der Mandelkern ſelbſt wird wegen ſeiner grünen Farbe in den Apotheken, um Morſellen, und im Haushalte, um Crêmes damit zu zieren, benutzt. — Die dreiblätterige (p. trifolia) und Terpentinpiſtacie (p. terebinthus) haben mit den wahren P. gleiches Vaterland. Die Früchte der erſteren werden ebenfalls genoſſen; in Bezug auf letztere ſ. man Terpentin. Erwähnungswerth ſind noch die franzöſiſche P. (p. narbonensis), die ebenfalls genießbare Früchte hervorbringt und in Languedoc und Italien wild wächſt, wohin dieſer Baum aus ſeinem Vaterlande Perſien und Armenien gekommen iſt, und die Maſtixpiſtacie (ſ. Maſtix). 21.

Piſtacit, auch **Epidot** genannt, iſt ein Geſtein von der Härte des Feldſpathes und grünen Farben, welches in durchſichtigen Varietäten von Dichroismus iſt und als Halbedelſtein benutzt werden kann. Die beſten Steine dazu kommen aus dem ſüdlichen Frankreich. Sein ſpecifiſches Gewicht iſt 3, 2—3, 4. 76.

Piſtill oder **Stempel** (pistillum) iſt der Name, womit man die weiblichen Befruchtungswerkzeuge der Gewächſe bezeichnet. Es befindet ſich ſtets in der Mitte der Blüthe und beſteht aus 3 Theilen: 1) dem Fruchtknoten (germen oder ovarium), dem unterſten Theile des P., welcher zugleich die Anlage zur Frucht oder zum Samen (die Eichen, ovula) enthält, ſehr verſchiedene Geſtalten hat und der reifen Frucht mehr oder weniger ähnlich ſieht; 2) dem Staubwege oder Griffel (stylus), der den mittleren zwiſchen dem Fruchtknoten und der Narbe liegenden Theil ausmacht, aber da fehlt, wo die Narbe unmittelbar auf dem Fruchtknoten ſitzt; er hat das Anſehn einer kleinen Säule oder eines Stiels; die Zahl der Staubwege gibt zum Theil die Ordnungen der Linné'ſchen Claſſen an (vergl. Botanik); ihre verſchiedenen Richtungen beſtimmt man faſt eben ſo wie bei den Staubfäden und nach ihrer Größe ſind ſie dieſen entweder gleich oder größer und kleiner; 3) der Narbe (stigma), die meiſtentheils feucht iſt, den Samenſtaub (pollen) der Kolben aufnimmt und in welche ſich gewöhnlich der Staubweg endigt; allein ſehr oft iſt ſie auch gar nicht als Theil des Staubweges anzuſehen, wenn nämlich dieſer gänzlich fehlt und die Narbe unmittelbar auf dem Fruchtknoten ſitzt; ſehr häufig iſt aber die Narbe nur durch Vergrößerung ſichtbar, beſonders wenn ſie an der Spitze des Griffels ſteht. Wenn die Gewächſe verblüht ſind, entſteht aus dem P. die Frucht. 21.

Piſtocchi (Franceſco Antonio), ein italieniſcher Geſanglehrer, geb. 1660 zu Bologna, war in ſeiner Jugend ſelbſt ein gern gehörter Sänger, verſchaffte ſich dann gründliche Kenntniſſe in der Theorie der Muſik, vorzüglich des Geſanges, und bildete ſich auf mehrjährigen Reiſen durch ſorgfältige Beobachtung eine eigenthümliche Methode, die er ſpäter als Kapellmeiſter zu Anſpach und zuletzt in einer von ihm in ſeiner Vaterſtadt gegründeten Geſangſchule mit Erfolg in Ausübung brachte. Muß man ihm das Verdienſt zugeſtehn, zuerſt auf die möglichſte mechaniſche Fertigkeit hingearbeitet zu haben, ſo iſt ihm doch andererſeits auch der Vorwurf zu machen, in dieſem Beſtreben zu weit gegangen zu ſein. Er wird daher nicht mit Unrecht als der Schöpfer des neuern manirirten italieniſchen Geſanges angeſehn. 36.

Piſtōja (Leonardo), ein italieniſcher Maler, ſogenannt von ſeinem Geburtsorte Piſtoja, hieß, wie man aus einem zu Lucca befindlichen Gemälde ſchließen kann, mit ſeinem Familiennamen wahrſcheinlich Grazia und lebte um das Jahr 1550. Er war ein Schüler Penni's, übertraf jedoch denſelben beſonders hinſicht-

lich des Colorits. Unter ſeinen Arbeiten, von denen man die meiſten zu Lucca, Volterra, Rom und Neapel trifft, bewundert man vor allen eine Verkündigung (zu Lucca) und einen heiligen Petrus (zu Caſal Guidi), beide eines Raphael nicht unwürdig. P. ſtarb nach 1561 zu Neapel. — Zwei andere Maler dieſes Namens, Gerino und Paolo da P., Zeitgenoſſen des Vorigen, ſind weniger berühmt geworden. Doch arbeitete der Erſtere ſehr ſorgfältig und hatte ein gutes Colorit; der Letztere war ein glücklicher Nachahmer von Bartolomeo della Porta. 36.

Piſtōle, Piaſtola, Plättchen, iſt eine urſprünglich ſpaniſche, im XVI. Jahrh. aus doppelten Goldkronen entſtandene Goldmünze aus 21 Karat 9 Grän bis 22 Karat feinem Golde und einem Gewichte von $140\frac{9}{10}$ holl. Aß, deren $34\frac{1}{2}$ auf die rauhe, $38\frac{1}{10}$—$38\frac{7}{11}$ auf die feine Mark kölniſch gehen und die einen Goldwerth von 5 Thlr. 4 Gr. 6 Pf. bis 5 Thlr. 5 Gr. $8\frac{1}{2}$ Pf. hat. Man hat $\frac{1}{2}$=, 1=, 2= und 4fache Piſtolen. Später prägte man ſie in Italien, in der Schweitz, in Frankreich, in Deutſchland und Dänemark als Louisd'or, Karlsd'or, Georgsd'or, Friedrichsd'or, Wilhelmsd'or ꝛc. 33.

Piſtole, ſ. Schießgewehr.

Pitcairn (ſpr. Pitcärn) (Archibald), berühmter Arzt, geb. den 25. Dec. 1652 zu Aberdeen in Schottland, kam, nachdem er bereits Theologie und Jurisprudenz ſtudirt hatte, wegen Kränklichkeit nach Montpellier, wo er Vorliebe für die Medicin faßte und dieſelbe nach einem vorgängigen tiefen Studium der Mathematik erlernte. Hierauf ging er zu ſeiner weiteren Ausbildung nach Paris, nahm ſodann den Doctorhut in ſeinem Vaterlande an und erwarb ſich ſehr bald durch ſeine mediciniſchen Schriften einen ſolchen Ruf, daß er in Leyden als Profeſſor angeſtellt wurde, wo er Boerhave unter ſeine Schüler zählte. Da indeſſen ſein iatromathematiſches Krankheitsſyſtem viel angefeindet wurde, ſo verließ er 1693 Leyden und kehrte in ſein Vaterland zurück, wo er als Profeſſor an der Univerſität Edinburg am 20. Oct. 1713 ſtarb. Seine Verdienſte beſtehen in ſeiner Bekämpfung des chemiatriſchen Syſtems und in ſeinen ſcharfſinnigen Unterſuchungen über die Bewegungsurſachen des Blutumlaufs. Seine „Opera“ ſind zu Leyden 1737 in 4. erſchienen. 39.

Pitt (William, Graf von), der größte Staatsmann ſeiner Zeit, ward den 15. Nov. 1708 zu Boconnock in Cornwall geboren. Sehr früh vertauſchte er die Militairdienſte mit dem Studium der Staatswiſſenſchaften und zeichnete ſich, ins Unterhaus gewählt, daſelbſt ſo aus, daß er von der verwittweten Herzogin von Marlborough und von einem gewiſſen Pyſent anſehnliche Erbſchaften erhielt. Ihm war inzwiſchen eine Kammerherrnſtelle beim Prinzen von Wales übertragen worden, die er aber 1745 niederlegte und (1746) Mitſchatzmeiſter in Irland, ſo wie in demſelben Jahre Schatzmeiſter und Generalzahlmeiſter der Armee und geheimer Rath ward; doch mußte er, ſehr bald zum Staatsſecretair befördert, auf Befehl des Königs Georg II., welcher durch Cabale gegen ihn eingenommen war, ſeinen Poſten verlaſſen (1756). Aber unaufhörlich beſtürmte, für P. enthuſiaſirt, das engliſche Volk ſeinen König, ſo daß dieſer genöthigt war ihn wieder zum Staatsſecretair zu ernennen. Sein Geiſt zeigte ſich jetzt in den zweckmäßigſten Anordnungen der innern Verwaltung ſowohl, als in der Thätigkeit, mit welcher er den Krieg mit Frankreich wegen der Grenzen Akadiens leitete, in ſeiner ganzen Größe. Er überſtrahlte die Miniſter und das Parliament und die Nation unterſtützte freudig und mit Begeiſterung ſeine weiſen Unternehmungen, die für England die ſchönſten Früchte trugen (ſ. Großbritannien). Der Tod Georg's II. (25. Oct. 1760) unterbrach aber die Ausführung ſeiner tief durchdachten Pläne, England auf den Trümmern der bourboniſchen Throne zu erheben; denn Georg III., den Tory's und Gegnern des bisherigen Syſtems ergeben, neigte ſich zum Frieden und P. legte aus Unmuth über die Verwerfung ſeines Antrags, Spanien zu bekriegen, ſeine

Stelle nieder. Man ſah ſich jedoch bald gezwungen zu thun, was er als unvermeidlich dargeſtellt hatte, und P., welcher im Unterhauſe geblieben war, erhielt eine allgemeine Dankſagung von der Stadt London. Im Parliamente behielt er immer einen großen Einfluß; er widerſetzte ſich den Maßregeln zur Bedrückung des Volks, rieth zur Gelindigkeit in der Behandlung der amerikaniſchen Colonien, beſonders im Jahre 1766, und drang auf Zurücknahme der Stempelacte. Um ſeine Partei wegen des überwiegenden Einfluſſes im Unterhauſe zu ſchwächen, ernannte ihn der König in demſelben Jahre zum geheimen Siegelbewahrer, Viscount von Burton, Pyſent und Grafen von Chatam; er kam dadurch ins Oberhaus und ſollte, wie man glaubte, durch dieſe Maßregel dem ohnehin aus Tory's und Whig's gemiſchten Miniſterium Grafton nicht ſo gefährlich werden. Aber ſchon 1768 nöthigten ihn wiederholte Anfälle von Podagra, dieſer Stelle wiederum zu entſagen. Er rieth nun fortwährend mit der lebhafteſten Freimüthigkeit zur Mäßigung gegen die Colonien und dann zur Ausſöhnung mit ihnen. Er hatte eben die Miniſter in einer heftigen Rede wegen ihrer zweckwidrigen Maßregeln gegen Amerika getadelt (8. April 1778), da ſank er ohnmächtig nieder und mußte aus dem Parliamente getragen werden. Er ſtarb auf ſeinem Landgute Hayes bei Kent am 11. Mai 1778. Zwar triumphirten die Tory's, aber das Volk trauerte tief. P. ward mit dem größten Pomp auf öffentliche Koſten begraben; man ſetzte ihm in der Weſtminſterabtei und ſpäter (1782) in Guildhall prächtige Denkmäler. Graf Shelburne ſagte bei ſeinem Tode im Parliamente: „Ich fürchte, daß mit Chatam's Tode die Sonne der Herrlichkeit Großbritanniens auf immer untergegangen iſt." Er war einer der größten Redner, die England je gehabt hat. 25.

Pitt (William), Staatsminiſter Großbritanniens, dritter Sohn des Vorigen, ward geboren zu Angers auf einer Reiſe ſeiner Eltern am 28. Mai 1759. Bis in ſein 14. Jahr unter den Augen ſeines Vaters erzogen ſtudirte er zu Cambridge und bereitete ſich mit Anſtrengung und gutem Erfolge zum Sachwalter oder Richter vor. Dabei ließ er die Staatenkunde, beſonders die ſeines Vaterlandes, ſo wie Philoſophie, beſonders Logik und Beredſamkeit, wo ihm ſein Vater Lehrer und Muſter war, nicht aus den Augen. Nach kurzem Verweilen zu Rheims trat er, nach London wieder zurückgekehrt, mit Glück als Sachwalter auf, ward aber ſchon 1781, kaum 21 Jahre alt, zum Parliamentsgliede erwählt und im folgenden Jahre (10. Juli) zum Kanzler der Schatzkammer ernannt. Er benahm ſich in ſeinem Amte mit dem Ernſte eines ſchon gereiften Charakters, ſprach und ſtimmte, wie ſein Vater, mit der Oppoſition, trat, als der Herzog von Portland erſter Lord der Schatzkammer wurde, aus dem Miniſterium und blieb bloßes Parliamentsglied. Von einer Reiſe aus Italien und Deutſchland zurückgekehrt erneuerte er jetzt im Parliamente ſeine Vorſchläge, wiewohl ohne Erfolg, zu einer beſſeren Volksvertretung im Unterhauſe; mit beſſerem Erfolge widerſetzte er ſich der kühnen von Fox vorgeſchlagenen India-Bill, ſo wie der Beſchränkung des Rechts der Pairs, dem Könige in wichtigen Fällen auch ungefragt ihren Rath zu ertheilen. Als hierauf der König ein neues Miniſterium ernannte, ſetzte er (18. Dec. 1783) den jugendlichen P. an deſſen Spitze. Mit Umſicht und Kraft leitete er ſeitdem die Regierung, obſchon er gleich zu Anfange eine furchtbare Oppoſition von erfahrenen, talentvollen und kenntnißreichen Männern, wie Fox, Burke, Sheridan, North u. A., zu bekämpfen hatte. Bei den jetzt zu entſcheidenden wichtigen Fragen hatte P. die Mehrheit des Oberhauſes, das volle Vertrauen des Königs und die Gunſt der Nation für ſich. Der erſte Kampf, den er führte, betraf die Vorrechte der Krone. Das Unterhaus beſtritt zunächſt die Befugniß des Königs, ſein Parliament während der Sitzung, wo öffentliche Angelegenheiten noch unentſchieden ſchwebten, aufzuheben; aber der König vertagte, nachdem die wichtigſten Angelegenheiten beſeitigt waren, am 24. März 1784 das Parliament. Dabei hatte P. aber eine Seelenſtärke und

Feſtigkeit gezeigt, welche gerade bei den Engländern die höchſte Bewunderung für ihn zur Folge hatte. Nach Eröffnung des neuen Parliaments hatte der Miniſter in Allem die Mehrheit für ſich. Er wandte jetzt ſeine ganze Thätigkeit auf die innere Verwaltung des Reichs und ſelbſt die Oppoſition mußte endlich ſeine Verdienſte anerkennen. Vor Allem faßte er die Finanzen ins Auge und ſein Finanzplan iſt die Grundlage des neueren britiſchen Finanzſyſtems geblieben. Am 26. Mai 1786 gründete er den in ſich wachſenden Schuldentilgungsfonds (sinking Fund) mit 1 Mill. Pfd. Sterl. jährlich und durch die Bill vom 17. Febr. 1792 einen eigenen Sinkingfonds von 1 Procent für jede neue Anleihe. Unter anderen von ihm mit Gewandtheit geleiteten Staatsgeſchäften folgte der 1786 glücklich zu Stande gebrachte, wiewohl auf unrichtigen Principien beruhende Handelsvertrag zwiſchen Großbritannien und Frankreich; die Vereinfachung der Zoll- und Accisgefälle. Siegreich beſtritt er 1787 die Aufhebung der Corporations- und Teſtacte. Als die franzöſiſche Revolution begann, ſchloß Pitt mit Holland (25. April 1788) und Preußen (13. Aug.) Schutzbündniſſe unter gegenſeitiger Gewährleiſtung des gegenwärtigen Beſitzſtandes und hatte hierauf bis zu ſeinem Tode einen doppelten Kampf ſowohl mit der franzöſiſchen revolutionairen Politik, als mit dem Neuerungsſtolze der britiſchen Republikaner zu beſtehen. In jenem war er nicht glücklich, weil ihn die Gewandtheit oder Liſt Talleyrand's überflügelte; in dieſem verlor er ſeine Popularität, wozu die Vermehrung der öffentlichen Taxen und die theilweiſe Störung des Handels viel beitrug. Jedoch blieb ihm dabei immer das Verdienſt, in dieſen gefährlichen Zeiten England vor Anarchie bewahrt zu haben. Dem Einfluſſe franzöſiſcher Jacobiner ſetzte er die Allienbill entgegen, welche im Dec. 1792 trotz alles Widerſpruchs der Oppoſition durchging. Anlangend die äußeren Angelegenheiten behauptete England auf ſeinen Rath auch nach der pillnitzer Zuſammenkunft gegen Frankreich eine ſtrenge Neutralität; erſt nach der Hinrichtung Ludwig's XVI. wurde der franzöſiſche Geſandte aufgefordert, binnen 8 Tagen das Königreich zu verlaſſen. Hierauf kündigte Frankreich England den Krieg an (Febr. 1793). Seine ganze Thätigkeit war nun auf den nachdrücklichſten Kampf gerichtet; mit allen Mächten ſchloß er nun Subſidienverträge, bewaffnete engliſche Schaaren von Freiwilligen, vermehrte die Land- und Seemacht, erweiterte zugleich die britiſchen Hülfsquellen durch ſeine Handels- und Colonialpolitik und vermehrte endlich mit den Kriegstaxen zugleich die Nationalſchuld bis zu einer ungeheueren Höhe. Dagegen erhob er durch den glorreichſten Seekrieg die britiſche Marine und Schifffahrt, vernichtete den Plan, die 1797 eingetretene Verlegenheit der Bank verderblich zu machen und dämpfte die drohende Empörung der Flotten von Portsmouth, Plymouth und in der Nore. Englands Zuſtand wurde indeß immer beunruhigender; die Getreidetheuerung veranlaßte tumultuariſche Auftritte; für den Miniſter, der anfangs Frankreich hatte aushungern wollen, gewiß ein ſehr bitterer Vorwurf. Er ſuchte nunmehr die Emancipation der irländiſchen Katholiken und die Einführung eines neuen Teſtgeſetzes zu befördern. Als aber der König die Vorſchläge ſeiner Miniſter verwarf, legte P., obgleich der Stimmenmehrheit immer noch gewiß, am 14. März 1801 ſeine Stelle nieder. Addington ergriff das Ruder. Zwar wurde ſeine Finanzverwaltung als untauglich angeklagt und jener Antrag wurde mit großer Stimmenmehrheit verworfen, aber mit 211 Stimmen gegen 52 genehmigt, P. ausdrücklich den Dank des Hauſes zu bezeugen. Als aber nach dem Frieden von Amiens der Wiederausbruch des Krieges mit Frankreich unvermeidlich ſchien, ward P. von Neuem an die Spitze der Staatsverwaltung geſtellt. Sogleich vermehrte er die Streitkräfte des Reichs, widerſetzte ſich jetzt der Emancipation der irländiſchen Katholiken, forderte Spanien zum offenen Kampfe gegen England heraus (1804) und brachte bald die neue Coalition gegen Frankreich zuſammen (April 1805). Schon ſeit dem Juni 1805 hatte aber P. wegen Kränklichkeit nicht mehr an den

Digitized by Google

Parliamentsverhandlungen Theil nehmen können und immer mehr bekümmerte ſein ſo vielfach bewegtes Gemüth der Gang der auswärtigen Angelegenheiten. Der Friede von Preßburg beſchleunigte ſeinen Tod, welcher am 23. Jan. 1806 erfolgte. Er ward auf öffentliche Koſten am 22. Febr. d. J. feierlich in der Weſtminſterabtei beerdigt; es war ein Trauerfeſt der Nation über einen Mann, den ſelbſt Fox beweinte. Sein Andenken ehrte man durch eine Denkmünze mit der aus Shakeſpeare entlehnten Inſchrift: „Er war ein Mann, deſſen Gleichen wir, Alles in Allem genommen, nicht wieder ſehen werden.“ Das Parliament bezahlte ſeine 40000 Pfd. belaufenden Schulden; 1815 ward ihm von demſelben auch ein Denkmal errichtet. P. war nach Walpole der zweite Miniſter, der ſich ſo lange, faſt 20 Jahre, auf ſeinem Poſten erhielt. Seine heftigſten Feinde erklärten ihn für den größten Finanzminiſter. Als Redner ward er allgemein bewundert. Er ſprach leicht und gewählt, klar und gedrängt, aber doch erſchöpfend, heftig und raſch, wenn er zürnend ſich erhob, um Unrecht zu bekämpfen. 25.

Pittăkus, einer der ſieben Weiſen Griechenlands, war aus Mitylene gebürtig und machte ſich um ſein Vaterland nicht allein durch die Vertreibung des Tyrannen Melanchrus (612) verdient, ſondern auch durch eine vortheilhafte Beendigung eines Kriegs mit den Athenern (610), theils durch die Beſiegung ihres Feldherrn Phrynon im Zweikampfe, theils durch eine billige Entſcheidung, nach welcher jede Partei die früher gehabten Beſitzungen behalten ſollte. Die Bürger von Mitylene, dem P. deßhalb ſehr ergeben, machten ihn zum Vorſteher (Aiſymnetes) ihrer Stadt (589), welche Würde er, nachdem er die Verhältniſſe wohl geordnet hatte, wieder niederlegte und in den Privatſtand zurücktrat (579), in welchem er 569 in einem Alter von 70 Jahren ſtarb. Er war frei von Rachſucht (ſeinem Todfeinde, dem Dichter Alcäus, that er während der Zeit ſeiner Gewalt kein Leid), von Eigennutz (die ihm angewieſenen Ländereien gab er theils zurück, theils widmete er ſie dem Apollo), tapfer, klug, freundlich gegen Jedermann und die Bildung zu ſolchem Weſen waren die Aufforderungen ſeiner Sittenlehren, die er in 600 Verſen zuſammengefaßt haben ſoll. Sein Wahlſpruch war: „Lerne die rechte Zeit kennen!“ 6.

Pittōni (Giambattiſta), ein berühmter italieniſcher Hiſtorienmaler, geb. 1687 zu Venedig, war ein Schüler ſeines Onkels Franciſco Pittoni, eines mittelmäßigen Malers der venetianiſchen Schule, ſtudirte aber ſpäter die Meiſterwerke der römiſchen und bologneſiſchen Schule und bildete ſich einen eigenthümlichen Styl, welcher von dem verderbten Geſchmacke der damaligen venetianiſchen Schule ganz frei iſt. Seine Compoſition iſt geiſtreich und erhaben, das Colorit außerordentlich friſch, die Ausführung keck, aber genau und die Zeichnung ſtets correct. Dabei erſcheint das Ganze äußerſt graziös. Unter ſeinen ziemlich zahlreichen Arbeiten, von denen ſich die meiſten im Venetianiſchen befinden, rühmt man vorzüglich die Marter des heiligen Bartholomäus und des heiligen Thomas (zu Padua und Venedig) und ein treffliches Gemälde, die Speiſung der 5000 darſtellend, zu Venedig. P. ſtarb den 16. Nov. 1767. 36.

Pittōresk oder maleriſch iſt alles das, was leicht Gegenſtand der Malerei werden kann, was demnach theils durch eigenthümlichen Farbenreiz oder Miſchung der Farben, theils durch beſondere Lage, Stellung, Gruppirung die Phantaſie anſpricht und gewiſſermaßen etwas Ideales entwickelt. 9.

Pityuſen (Fichteninſeln) iſt der alte, häufig noch gebrauchte Name für die beiden Inſeln Iviza und Formentera im mittelländiſchen Meere an der ſpaniſchen Küſte. 37.

Pius, Päpſte. — P. I. (142—157), der Heilige, aus Aquileja, war Nachfolger des Hyginus, kämpfte wider die Ketzereien des Valentinianus und Marcion und ſtarb im Jahre 157 (nach Andern ſchon 147). Die 4 Briefe, welche ihm beigelegt werden, ſo wie die 7 Verordnungen, die ſeinen Namen führen, ſind

unächt. — P. II. (Äneas Sylvius Bartholomäus Piccolomini, 1458—1464), Nachfolger Calixtus' IV., war einer der gelehrteſten und geiſtreichſten Männer ſeiner Zeit, aber von höchſt zweideutigem Charakter, ein ganz anderer vor ſeiner Ernennung zum Papſte, als nach derſelben und in ſeiner Jugend den Ausſchweifungen ergeben. Als Secretair des baſeler Concilium freiſinniger Vertheidiger der Rechte der Kirchenverſammlungen gegen die Päpſte, widerrief er, den Glanz der Tiara höher achtend als den edlen Ruhm, als Papſt feierlich, was er früher Beifallswürdiges zu Gunſten der Kirchenfreiheit geſprochen und geſchrieben hatte, und verdammte in einer Bulle vom 26. April 1463 ſeine früheren Schriften ſelbſt; daher auch mehrere derſelben, namentlich die, welche er für das baſeler Concilium geſchrieben hat, im „Index librorum prohibitorum" ſtehen. Unter ihm wurden in Deutſchland die meiſten Artikel des wiener Concordats verletzt und in Frankreich die pragmatiſche Sanction (1462) beſchränkt. Einen Kreuzzug gegen die Türken beabſichtigend ſchrieb er eine allgemeine Verſammlung der chriſtlichen Mächte nach Mantua aus, welche 1459 in ſeiner Gegenwart eröffnet wurde, aber fruchtlos war. In Ancona, wohin er ſich begeben hatte, um, obwohl alt und krank, in Perſon einem Seezuge gegen die Türken beizuwohnen, ſtarb er im Jahre 1464, hiſtoriſche, geographiſche, rhetoriſche und poetiſche Schriften hinterlaſſend. „Opera" (Bas. 1571 u. ö.). Sein Leben iſt von ſeinen Verehrern, Platina, Campani und von ihm ſelbſt in ſeines Geheimſchreibers Gobellini „Commentar. rerum memor. quae tempore Pii II. contigerunt" (Rom. 1584. 4. Frcf. 1614) beſchrieben. — P. III. (Franz Todeschini Piccolomini), des Vorigen Neffe, beſtieg nach Alexander VI. am 22. Sept. 1503 den päpſtlichen Stuhl, ſtarb aber ſchon den 18. Oct. deſſelben Jahres. — P. IV. (Johann Angelo von Medici) aus Mailand, folgte Paul IV. am 23. Oct. 1559 in der Papſtwürde. Er ließ das Concilium zu Trient (Jan. 1562) wieder fortſetzen und am 4. Dec. 1563 beſchließen, auch zu deſſen weiterer Sicherſtellung einen index librorum prohibitorum oder expurgandorum ausgehen. Durch die trienter Schlüſſe noch unbefriedigt ſuchte er durch Concordate mit den vereinzelten Nationen billige Vortheile zu erlangen. Durch Mäßigung und Gerechtigkeit ſuchte er das päpſtliche Anſehn zu ſichern, geſtattete, mit Verweigerung der Prieſterehe, den Kelch für Öſtreich und unterſtützte die Tapferkeit der Johanniter zur Rettung Maltas. Auch that er viel für die Verſchönerung der Kirchen in Rom und des Vaticans. Er ſtarb am 8. Dec. 1565. — P. V. (Michael Ghisleri), geb. 1504 zu Bosca bei Alexandria von niedrigen Eltern, trat 15 Jahre alt in den Dominicanerorden, in welchem er ſich bald durch Gelehrſamkeit und Frömmigkeit auszeichnete, ward unter Paul IV. Biſchof von Sutri, 1557 Cardinal und Großinquiſitor der geſammten Chriſtenheit, 1560 Biſchof von Mondovi und den 8. Jan. 1566 Papſt. Auch als ſolcher blieb er ein harter Sitten- und Ketzerrichter, unter welchem freiſinnige Gelehrte, wie Palearius, den Scheiterhaufen beſteigen mußten. Er verdammte die Lehren des Mich. Bajus, that die Königin von England, Eliſabeth, in den Bann, drohte ſogar Maximilian II. mit Abſetzung, wenn er den Proteſtanten freie Religionsübung gewähren würde, und erließ die Nachtmahlsbulle („In coena domini") im Tone der hildebrandiſchen Zeit. Minder glücklich gegen die Proteſtanten erlebte er noch die Freude, zur Vernichtung der Seemacht der Türken bei Lepanto (1571) durch ſeine Galeeren mit beigetragen zu haben. Er ſtarb am 1. Mai 1572 und ward von Clemens X. ſelig, von Clemens XI. heilig geſprochen. — P. VI. (Giovanni Angelo) ward am 27. Dec. 1717 zu Ceſena in der päpſtlichen Provinz Romagna geboren und ſtammte aus dem gräflichen Hauſe Braschi. Obwohl zum geiſtlichen Stande beſtimmt beſchäftigte er ſich ſeit ſeinem 13. Jahre mit der Rechtskunde, in welcher er, 19 Jahre alt, die Doctorwürde erlangte, ging 1740 nach Rom, um Theologie zu ſtudiren, und ward hier 1745 Auditor der päpſtlichen Kanzlei und 1753 Geheimſchreiber Bene-

dict's XIV, welcher ihm auch ein Kanonicat an der Peterskirche ertheilte. Clemens XIII., unter welchem P. VI. ſeine Staatskunſt feſter begründete und deſſen Vorbild er ſorgſam bewahrte, ernannte ihn 1766 zum Generalſchatzmeiſter, in welchem ſchwierigen Amte er ſich anfangs durch ſeine Berufstreue, Uneigennützigkeit und Rechtſchaffenheit das Vertrauen des Papſtes wie des Volkes erwarb. Aber die Nachwehen einer mehrjährigen Hungersnoth und die Fortdauer vieler drückenden Laſten brachten ihn endlich um des Volkes Gunſt. Clemens XIV. erhob ihn am 26. April 1773 zum Cardinal und gab ihm zur Beſtreitung des nöthigen Aufwandes die Abtei Rubiaco. Mit tiefem Schmerze und Unwillen ſah er die Aufhebung des Jeſuitenordens unter dieſem Papſte, deſſen Grundſätze der Schüler des dreizehnten Clemens nicht theilen konnte, die eigenen Geſinnungen jedoch ſchlau verbergend, bis er am 15. Febr. 1775 durch den Beſchluß aller Parteien des Cardinalscollegium ſelbſt auf den päpſtlichen Stuhl erhoben ward. Nicht ohne einen Schein der Demuth, vielleicht auch von einer geheimen Ahnung ergriffen, äußerte er, „daß dieſer Beſchluß der verſammelten Väter für ihn ein Unglück ſei." Der ſchöne und ſelbſtgefällige Prieſterfürſt umgab ſich nun mit aller prunkenden Herrlichkeit ſeines Amtes und vergaß über den Sorgen für die wichtigen Angelegenheiten ſeiner neuen Herrſchaft nicht die Sorgfalt für ſeinen Körper und für den Eindruck, den ſein öffentliches Erſcheinen machen ſollte. Das Volk von Rom, obwohl durch ſeinen angenommenen Namen an ein altes ominöſes Verschen erinnert: „Semper sub Sextis perdita Roma fuit" (d. i. „Immer war unter den Sechſten Rom dem Verderben geweihet"), freute ſich zunächſt des unverkennbaren Adels, der natürlichen Hoheit, des feierlichen und doch gefälligen Anſtandes ſeines äußeren Weſens und der wahrhaft geiſtlichen Würde, mit welcher er die kirchlichen Gebräuche verwaltete; die Frommen erbauten ſich an der ungeheuchelten Gottesfurcht und herzinnigen Andacht und die Römerinnen waren entzückt von dem noch im Alter ſchönen Papſte. Aber dieſe Formen waren nicht vermögend die Mängel ſeiner Regierung zu verbergen, die allerdings in eine für das Papſtthum mißliche und ungünſtige Zeit fiel. Dieſes war bereits in der öffentlichen Meinung tief geſunken; die Klöſter, die man nur noch als Spitäler für Geiſteskranke dulden wollte, waren damals von bitteren Spottſchriften angefallen; die Fürſten nahmen die Reichthümer der Mönche in Beſitz und verwandelten ihre Wohnungen in Caſernen; der Papſt ſchien als Landesfürſt und als Kirchenoberhaupt von der Fürſten Gnade abzuhängen; der Kirchenſtaat endlich war im höchſten Grade zerrüttet. Bei allem frommen und redlichen Willen vermochte P. nicht, den Sturm zu beſchwichtigen, und bald zeigte es ſich, wie wenig er zum Reformator ſeiner Kirche ſich eignete. Den Grund ihres Verfalles und die Quelle ſo vieler Übel zu wenig erkennend war auch ſein Bemühen ſelbſt von vorgefaßten Meinungen und Vorurtheilen gefeſſelt und mit der Beſchränktheit des eignen Geiſtes vermochte er den Zeitgeiſt nicht klar aufzufaſſen, am wenigſten ſich über ihn zu erheben. Seine Maßregeln waren nicht immer zweckmäßig, ſtets ſchwankend und halb. Die Anwartſchaften auf Ämter hob er zwar auf, aber es blieb die Verkäuflichkeit derſelben; er decretirte zwar die völlige Aufhebung aller Durchgangszölle im Kirchenſtaate, begünſtigte aber zum Beſten ſeines Schatzes das verderbliche Lottoſpiel; von dem Vorſatze, eine allgemeine Grundſteuer auf alle geiſtliche und weltliche Güter einzuführen, mußte er abſtehen, und doch verbaute er zwecklos die Einkünfte des Kirchenſtaates und verſchwendete große Summen zur Austrocknung der pontiniſchen Sümpfe. Auch in ſeinem Hofſtaate herrſchte Pracht und Verſchwendung, ſo daß die Staatsſchuld unter ſeiner Regierung ſich mit jedem Jahre mehrte, während die Einkünfte aus fremden Ländern ſich minderten. Neue Anleihen verſtimmten die öffentliche Meinung und ſteigerten die allgemeine Unzufriedenheit, in welcher ſich die Keime einer Empörung entwickelten, die nur einer äußern Begünſtigung be-

durfte, um auszubrechen. Nichts aber erregte mehr den Unwillen und die Erbitterung ſeiner Unterthanen, als der Nepotismus, mit dem er ſeine unbedeutenden Verwandten zu hohen Würden und Reichthümern beförderte. Schon im Jahre 1777 wurde ein Verſuch gegen das Leben des heiligen Vaters gemacht, aber vereitelt. Auch ſeine Verhältniſſe zu den katholiſchen Höfen geſtalteten ſich immer mißgünſtiger. In Neapel ward (1777) das Lehnsband mit Rom gelöſt und dagegen eine geringe, willkührliche Entſchädigung dem Papſte geboten. In Toscana begann Leopold II. und in Öſtreich Joſeph II. ohne Berückſichtigung des Papſtes eine Reform des Kirchenweſens. Da beſchloß P., der Macht ſeiner Perſönlichkeit vertrauend, durch die Gegenwart des Statthalters Chriſti das Herz des Kaiſers zu bezwingen und in den Völkern jenſeit der Alpen das faſt vergeſſene Anſehn der päpſtlichen Heiligkeit wieder herzuſtellen. Mit Erſtaunen ſah die Welt den römiſchen Oberprieſter, zu dem einſt die Kaiſer demüthig um Segen oder um Vergebung flehend gepilgert waren, jetzt als Bittenden nach der Kaiſerſtadt ziehen, welche er am 22. März 1782 betrat. Mit allen Ehrenbezeugungen ward er dort empfangen; aber vergebens waren ſeine beredten Bitten und unbefriedigt wanderte er nach Rom zurück. Franzöſiſche Schriftſteller bemerken bei dieſer Gelegenheit: der Papſt habe in Wien zwei Meſſen gehalten, die eine ohne das Credo für den Kaiſer und die andere ohne Gloria für ſich. Schwere Kämpfe hatte er auch mit dem Herzoge von Modena, mit Venedig, Spanien und Portugal zu beſtehen. Aber die ſchwerſte Prüfung und traurigſte Erfahrung war ſeinen letzten Lebensjahren aufgeſpart. Die franzöſiſche Revolution brach aus und fügte ſchnell dem Papſtthume den größten Verluſt zu. Schon 1789 wurden durch die Natinalverſammlung alle geiſtliche Güter als Nationalgüter erklärt, 1790 Avignon und Venaiſſin dem römiſchen Stuhle genommen und dem franzöſiſchen Reiche einverleibt und von allen geiſtlichen Staatsbeamten der Bürgereid gefordert. Je ſtärker ſich P. gegen denſelben erklärte, deſto heftiger tobte gegen ihn der Aufruhr von aller Scheu entblößt; die Pariſer verbrannten 1791 vor dem königlichen Palaſte und vor den Augen des Nuntius eine Strohfigur, die P. VI. vorſtellte. Dieſer erließ zahlreiche Hirtenbriefe, Breven und Bullen und verdammte laut und feierlich die Grundſätze der franzöſiſchen Revolution. Aber nichts vermochte das Ungewitter zu beſchwören. Als der in Italien ſiegreiche Napoleon vergebens die Aufhebung aller gegen Frankreich erlaſſenen Decrete vom Papſte, der ſich ſogar zu rüſten wagte, verlangt hatte, ſtürzte er ſich auf den Kirchenſtaat. Nur um theuern Preis erhielt P. 1796 den Waffenſtillſtand zu Bologna und 1797 den Frieden zu Tolentino und als in einer Volksbewegung zu Rom (27. Dec. 1797) der franzöſiſche General Duphot getödtet worden war, ward Rom am 18. Febr. 1798 durch Berthier's Waffen republikaniſirt und P., der durch nichts zu bewegen war, die Regierung, wie man forderte, niederzulegen, als Staatsgefangener betrachtet, gegen welchen man ſich den gröbſten Muthwillen und bitterſten Hohn erlaubte. Am 20. Febr. von Rom weggeführt mußte der kranke und unwürdig behandelte Greis oft den Ort ſeiner Gefangenſchaft wechſeln, bis er endlich in der Citadelle zu Valence das Ziel ſeiner Leiden fand. Er ſtarb am 29. Aug. 1799. Weniger ein ausgezeichneter Fürſt, als welcher er für ſeine Verirrungen bitter büßte, bleibt ihm doch der Ruhm eines guten Menſchen, der Unbeſcholtenheit der Sitten und ungeheuchelte Gottesfurcht bis an ſein Ende bewahrte. Vergl. über ihn (Ade) „Lebens- und Regentengeſchichte des Papſtes Pius VI." (Ceſena [Ulm] 1781—1796. 6 Bde.); P. P. Wolf's „Geſchichte der römiſch-katholiſchen Kirche unter Pius VI." (Leipz. 1802. 7 Bde.); (Bourgoing) „Mémoires hist. et philos. sur Pie VI. et son Pontificat." (Par. 1799. 3 Voll., überſetzt [von Meyer], Hamb. 1800. 2 Bde.); Haſſe in den „Zeitgenoſſen", I. Bd. 4. Abth. S. 71 ff. — P. VII. (Gregor Barnabas Chiaramonte, 1800—1823), der 255ſte Papſt, geb. den 14. Aug.

1742 zu Ceſena, aus dem gräflichen Hauſe der Chiaramonti, trat 1758 in den Benedictinerorden, lehrte ſpäter mit Beifall in Parma Philoſophie und in Rom Theologie und ward von Pius VI. 1782 zum Abte des Kloſters St. Anſelm zu Rom, bald darauf zum Biſchofe von Tivoli und am 14. Febr. 1785 zum Cardinalprieſter und zum Biſchofe von Imola erhoben. Als ſolcher hatte er, ſeit dem Frieden von Tolentino Bürger der cisalpiniſchen Republik, bei ſcheinbarer Nachgiebigkeit gegen die Franzoſen einen klugen und zähen Sinn bewährt und in ſeiner berüchtigten Weihnachtspredigt („Homélie du citoyen Card. Chiaram.", 1797, trad. de l'Ital. par Grégoire, Par. 1814. 1818.) mit bibliſcher und patriſtiſcher Gelehrſamkeit, ja ſelbſt aus Rouſſeau's Emil, die Vereinbarkeit der Demokratie mit dem Chriſtenthume dargethan. Nachdem er ſich auf ſolche Weiſe den Franzoſen angenehm gemacht hatte, wurde er am 14. März 1800 von 35 zu Venedig verſammelten Cardinälen zum Papſte erwählt und am 21. März mit der dreifachen Krone feierlich gekrönt. Offen bekannte er ſich kurz nach ſeiner Thronerhebung in einer gefliſſentlich bekannt gemachten Rede, bei Ernennung des Cardinals Harras, zu den ſtrengſten Grundſätzen des Papſtthums und ſchrieb alles bisherige Unglück der fortſchreitenden Geiſtesbildung, von ihm Philoſophie genannt, zu. Auf gleiche Weiſe ließ er ſich in einem Hirtenbriefe vom 13. Mai und in der ihm bald folgenden Bulle zur Verkündigung eines Jubeljahres vernehmen. Noch im Jahre 1800 (am 3. Juli) konnte er ſeinen feierlichen Einzug in Rom halten. Alsbald traf er im Vereine mit dem Staatsſecretair Conſalvi mehrere zweckmäßige Maßregeln, wodurch er dem Elende und der Unordnung im Kirchenſtaate zu ſteuern ſuchte. Auch die Verhältniſſe mit Frankreich geſtalteten ſich beſſer. Der erſte Conſul beſchloß zur Befeſtigung der neuen Regierungsform die Herſtellung der inneren Kircheneinheit und der katholiſchen Religion. Nur hierzu bedurfte er des Papſtes. P. VII. erhielt daher im Frieden zu Luneville den größeren Theil des Kirchenſtaates zurück und am 15. Juli 1801 kam zwiſchen Conſalvi und der franzöſiſchen Regierung ein Concordat zu Stande, welches dem römiſchen Stuhle ſeine alten Suprematsrechte über die franzöſiſch-katholiſche Kirche wenigſtens der Form nach wieder einräumte. Ein ſolches Concordat wurde 1803 auch mit der italieniſchen Republik geſchloſſen. In demſelben Jahre ſah der Papſt aber ſeinen Einfluß in Deutſchland durch den Reichsdeputationsreceß (Säculariſation der geiſtlichen Fürſtenthümer und Stifter) ſehr geſchwächt. Im Jahre 1804 folgte er der Einladung Napoleon's, ſich nach Paris zur Vollziehung der Salbung und Kaiſerkrönung zu begeben. In der Hoffnung, dadurch Vortheile für den päpſtlichen Stuhl zu erlangen, reiſte er wider den Rath des Cardinalcollegium und gegen den Wunſch des römiſchen Volkes am 2. Nov. deſſ. Jahres dahin ab. Allein der heilige Vater fand ſich bald in allen ſeinen Erwartungen getäuſcht. Der neue Kaiſer zeigte keine Neigung zur Schlichtung der noch obwaltenden Mißverſtändniſſe und noch mehr Widerſetzlichkeit, als der erſte Conſul offenbart hatte. Nach mannigfachen Demüthigungen, die P. während ſeines Aufenthaltes in Paris erfahren mußte, verließ er am 4. April 1805 dieſe Stadt und traf am 16. Mai wieder zu Rom ein, wo er mit Spott empfangen ward. Nie zeigte das römiſche Volk eine ungünſtigere Stimmung als gegenwärtig. Unter Bücherverboten, Heiligſprechungen und nutzloſen Verhandlungen zwiſchen dem päpſtlichen Hofe und dem Cabinete von St. Cloud vergingen die nächſten Jahre. Da nahte ſich dem bedrängten Papſte eine neue Kataſtrophe. Auf ſeine Verweigerung des Beitrittes zum Continentalſyſteme und der Einführung des napoleoniſchen Geſetzbuches ließ der übermüthige Kaiſer den Kirchenſtaat (Febr. 1808) beſetzen. Vergebens proteſtirte P. gegen ſolche Gewaltthat; vergebens erklärte er in einem Breve an den Kaiſer (27. März), wie er, nicht durch irdiſche Gewalt geſchreckt, ſeine letzte Zuflucht zu den geiſtlichen Waffen nehmen würde. Fortwährend mußte er und ſeine Umgebung die gröbſten Mißhandlungen

erfahren; fortwährend wurde er ſelbſt im Innern ſeiner Wohnung durch Gewaltthätigkeiten beunruhigt. Franzöſiſche Soldaten drangen in den Palaſt des Papſtes und entwaffneten ſeine Leibwache; die Cardinäle wurden in die Länder verwieſen, wo ſie geboren waren, weil ſie Unterthanen der dort regierenden Fürſten ſeien, und ein kaiſerliches Decret (2. April) verleibte die Provinzen des Kirchenſtaates, Urbino, Ancona, Macerata und Camerino dem Königreiche Italien ein. Endlich erließ Napoleon am 17. Mai 1809 von Wien aus das berüchtigte Decret, des Inhalts, daß der ganze Kirchenſtaat mit dem franzöſiſchen Reiche vereinigt werden und die weltliche Macht des Papſtes ein Ende haben ſolle; daß der Kaiſer dadurch nur zurücknehme, was ſein Vorfahrer, Karl der Große, einſt dem römiſchen Biſchofe als bloßes Lehen geſchenkt habe; daß übrigens der Papſt ſeine geiſtliche Macht behalten, 2 Mill. Franken jährliche Einkünfte, einige Paläſte im franzöſiſchen Reiche haben und in Anſehung ſeiner Einkünfte und Beſitzungen von jeder Auflage und Jurisdiction frei ſein ſollte. P. verwarf jeden Gehalt als Schimpf und ſprach (10. und 11. Juni) den Bann über Napoleon und über Alle aus, die ſich am Erbe des heil. Petrus vergriffen. Darauf erfolgte ſeine Verhaftung (6. Juli) und Deportation nach Savona, wo er den Bitten wie den Drohungen des Kaiſers eine unerſchütterliche Ergebung entgegenſetzend als unfrei und des Rathes der Cardinäle beraubt die Beſtätigung aller von jenem ernannten Biſchöfe verweigerte. Vor ſeinem verhängnißvollen Zuge in den Norden ertheilte Napoleon den Befehl, den Papſt nach Fontainebleau zu bringen (1812), unter dem Vorgeben, in der Nähe der Küſte von Savona habe ſich ein britiſches Schiff blicken laſſen, deſſen Abſicht Entführung des Papſtes ſei. Hier nöthigte ihm nach dem Unglücke in Rußland der Kaiſer (25. Jan. 1813) ein Concordat ab, worin P. ſich zur Beſtätigung der von jenem ernannten Biſchöfe verpflichtete, welches er aber nicht öffentlich anerkannte und nach dem Rathe der Cardinäle zurücknahm. Als endlich der gewaltige Kriegsfürſt zuſammenſtürzte, wurde auch P. frei. Am 24. Mai zog er wieder ein in ſeine Stadt, die ihn jubelnd empfing. Der wiener Congreß garantirte ihm die neue Beſitznahme des Kirchenſtaates mit Ausnahme eines ſchmalen Landſtriches jenſeit des Po, gegen deſſen Abtretung der päpſtliche Geſchäftsträger Conſalvi eben ſo feierlich proteſtirte (14. Juni 1815), wie gegen die öſtreichiſche Beſetzung von Ferrara, gegen die Vorenthaltung Avignons, gegen die Säculariſationen und gegen die Aufhebung des deutſchen Reiches. Die Staatsmänner in Wien lächelten. Um das geſunkene Anſehn und die geſchwächte Macht des Papſtthums wieder zu erheben und zu verſtärken, traf P. Maßregeln, welche ſämmtlich verkündigten, daß der Zuſtand vor Clemens XIV. zurückgebracht werden ſolle: die Jeſuiten und die Inquiſition wurden wiederhergeſtellt, (nicht approbirte) Bibelüberſetzungen und die Bibelgeſellſchaften (1816) verdammt und die ſchärfſten Verordnungen wider die Freimaurer und Carbonari erlaſſen. Auch ſoll P. — wie die Gräfin Eliſa von der Recke um das Jahr 1817 von dem verſtorbenen ſchwediſchen Admiral Güldenſchild, einem Vertrauten des jetzigen Königs von Schweden, durch vertrauliche Mittheilung erfahren zu haben berichtet (vergl. den bezüglichen Brief derſelben in Röhr's „Kritiſcher Predigerbibliothek" 15. Bd. 3. Hft. S. 533) — den Plan entworfen und einigen proteſtantiſchen Fürſten mitgetheilt haben, nach welchem der Papſt durch einen Vertrag mit allen proteſtantiſchen Fürſten von dieſen als das Oberhaupt von allen verſchiedenen chriſtlichen Confeſſionen anerkannt werde, dem die Pflicht obliege, darüber zu wachen, daß die Geiſtlichkeit jeder Confeſſion nicht von den Lehren abweiche, die zur Zeit der Reformation von den verſchiedenen Reformatoren als Grundpfeiler ihrer Lehre und ihres Glaubens feſtgeſetzt wurden. Denn, wenn der Papſt als Aufrechthalter der verſchiedenen Confeſſionen anerkannt werden würde, dann nur könnten alle Religionsſtreitigkeiten aufhören. Die proteſtantiſchen Regierungen ſcheinen jedoch auf dieſen Plan nicht eingegangen

zu ſein. Was die innere Verwaltung des Kirchenſtaates betrifft, ſo gab P. demſelben ſchon am 6. Juli eine neue Verfaſſung. Dem Mangel, der Verwirrung und Unruhe ſuchte er nach Kräften zu ſteuern, ſchränkte Alles möglichſt ein, was zum äußeren Glanze der biſchöflichen Würde gehörte, beförderte dagegen den Glanz der Künſte und verwendete, ſo viel er nur konnte, für mildthätige Zwecke, ohne dem Nepotismus die geringſten Rechte einzuräumen; denn die Mitglieder ſeiner Familie blieben arm und lebten in glanzloſer Einfachheit, wie er ſelbſt. Die Beſtimmung der ſtaats- oder kirchenrechtlichen Stellung des Kirchenoberhauptes zu den auswärtigen Staatsgewalten und Nationalkirchen konnte P. auf dem wiener Congreſſe nicht erlangen und mußte Concordaten mit den einzelnen Regierungen überlaſſen bleiben, welche auch zum Vortheile des päpſtlichen Stuhles mit Frankreich, Neapel, Baiern, Preußen (für ſeine Rheinländer), Polen, Hanover u. a. zu Stande kamen. — Nach ſolchem Wechſel des Glückes ſtarb P. VII. an einem Schenkelbruche den 20. Aug. 1823 nach zurückgelegtem 81. Lebensjahre, im 24. ſeiner päpſtlichen Regierung. Seine letzten Tage waren noch durch den Brand der Paulskirche und durch das neue Herandrängen der Revolution verdüſtert worden. In der Geſchichte des Papſtthums wird er immer eine der denkwürdigſten Stellen einnehmen. Wie ſein Vorgänger war er rein in ſeinem Lebenswandel, aber mehr als jener gelehrter Theolog und ſtaatskluger Fürſt, der für die Wiederherſtellung des ganz verfallenen Gebäudes der Hierarchie, von den Umſtänden begünſtigt, Unglaubliches erreichte. Erregte er in letzterer Beziehung durch ſeine Kühnheit Erſtaunen, ſo erwarb er ſich durch ſeine Seelengröße und Standhaftigkeit im Unglücke, ſo wie durch ſeine Entſchloſſenheit und Feſtigkeit, die er gegen den franzöſiſchen Gewalthaber bewies, die Achtung ſelbſt der Gegner. (Vergl. über ihn: „Storia di Pontificato di Pio VII.“, Vened. 1815. 2 Voll.; Simon, „Vie politique et privée de Pie VII.“, Par. 1823; Jäger, „Leben Pius' VII., mit Urkunden“, Frankf. 1824; Biographie von Fr. Cramer in den „Zeitgenoſſen“, neue Reihe, Nr. XXI—XXIII.). — P. VIII. (Franz Xaver Caſtiglioni, 1829—1830), Nachfolger Leo's XII. Geb. am 20. Nov. 1761 zu Cingoli in der Mark Ancona trat er frühzeitig in den geiſtlichen Stand und ward wegen ſeiner Begeiſterung für die Hierarchie, wegen ſeiner Gelehrſamkeit und Frömmigkeit ein Liebling des vorigen Pius, im Jahre 1800 zum Biſchofe von Montalto ernannt, nach der Einnahme des Kirchenſtaates durch die Franzoſen (1808) aber ins ſüdliche Frankreich verbannt. Zurückgekehrt (1814) erhielt er zur Belohnung für ſeine Anhänglichkeit an Pius VII. von dieſem die Würde eines Biſchofs von Ceſena und 1816 den Cardinalshut, wurde dann Großpönitentiar, Vorſtand der Congregation für den Index der verbotenen Bücher und 1821 Biſchof von Frascati, bis er endlich am 31. März 1829 faſt einſtimmig zum Papſte erwählt ward. Als ſolcher ſchaffte er mehrere drückende Einrichtungen ſeines Vorgängers ab, traf manche neue zweckmäßige Anordnungen und begünſtigte das Gedeihen der Kunſt. Aber bange vor den Fortſchritten der Aufklärung bot er ſeine letzten Kräfte zur Aufrechthaltung des alten Syſtems auf. Das Inquiſitionsgericht ward in der Romagna neu eingerichtet, am 14. Mai 1829 eine Warnung gegen den Wahn, daß der Chriſt in jeder Kirche ſelig werden könne, am 24. Mai ein Verbot der Bibelverbreitung und am 15. Juni im Geiſte der größten Despotie ein Edict gegen alle geheimen Geſellſchaften erlaſſen. P. ſtarb am 30. Nov. 1830 noch vor dem Aufſtande im Kirchenſtaate, deſſen Ausbruch er durch ſein Regierungsſyſtem vorbereitet hatte. 63.

Pizarro (Francisco) der Entdecker und Eroberer von Peru, Baſtard eines ſpaniſchen Edelmannes, geb. zu Truxilla 1478, ward in ſeiner Jugend ganz vernachläſſigt, mußte die Schweine hüten, lief endlich davon, ward gemeiner Soldat, focht in Italien, ſchiffte ſich zu Sevilla ein, machte alle Kriege auf Cuba und

Hiſpaniola, ſo wie die Expeditionen nach dem Meerbuſen von Darien unter Ojeda und durch den Iſthmus der Südſee unter Bilboa mit (1513) und zeichnete ſich durch Muth, Ausdauer und Unternehmungsgeiſt aus. Ob er gleich ſo ununterrichtet war, daß er nicht leſen konnte, ſo fand man ihn doch zu einem Commando geſchickt genug. Energie und reiche Erfahrungen erſetzten ihm die erforderlichen Kenntniſſe. Er hatte bereits einiges Vermögen erworben, als er aus Eigennutz, aber heldenkühn ſich zur Eroberung der muthmaßlich reichen Länder an der Südſeeküſte mit Diego de Almagro und dem Prieſter Fernando Luque in Panama (1524) vereinigte. Ein Schiff von 112 Mann war die ganze Ausrüſtung, mit dem er von Panama ſüdöſtlich ſteuerte, worauf Almagro mit 70 Mann zu ihm ſtieß und 1526 ihm neue Verſtärkung zuführte. Der Statthalter von Panama verbot zwar P. die Fortſetzung des allzukühnen Werkes, P. ließ ſich jedoch nicht irren, ſchiffte ſich auf der Inſel Gorgona ein, entdeckte glücklich die Küſten von Peru und ſtieg bei der durch einen Palaſt der Inkas ausgezeichneten Stadt Tumbez ans Land. Genug des Metalles und der Schätze erblickten die habgierigen Spanier bei den Eingebornen, ſahen ſich aber bei ihrer Schwäche jetzt noch zum friedlichen Verkehre mit dieſen genöthigt, während P. fortfuhr, die Küſten zu unterſuchen und gegen Ende des Jahres 1527 mit einigen Proben der Erzeugniſſe und Reichthümer des Landes nach Panama zurückkehrte. Noch jetzt zeigte ſich der Gouverneur nicht geneigt, das Unternehmen zu unterſtützen. Da ging P. nach Europa an den Hof Karl's V. von Spanien, erhielt, ohne an das Intereſſe ſeiner beiden Theilnehmer zu denken, von dieſem und ſeinen Miniſtern die Würde eines Statthalters und Generalcapitains in den zu erobernden Ländern und die Erlaubniß zu deren Eroberung eine beſtimmte Kriegsmacht, jedoch auf eigene Koſten, auszurüſten, kehrte hierauf begleitet von ſeinen drei Brüdern (1529) nach Panama zurück und ſegelte nun von da, nachdem er den wegen ſeiner Treuloſigkeit erbitterten Almagro wieder beſchwichtigt hatte, mit 3 kleinen Schiffen und 180 Streitern (worunter 36 zu Pferd), zum zweiten Male nach Peru ab (Februar 1531). Er landete 100 Stunden nördlich von Tumbez, drang an der Seeküſte hinauf, ſah ſich aber bald mit den Seinigen durch die von ihm feindlich behandelten und deßhalb erbitterten Einwohner dem drückendſten Mangel preisgegeben. Während dem ſammelte er ungeheure Schätze und ſchickte ſie nach Panama und warb dort neue Verſtärkung. Er nahm die Inſel Puna in dem Meerbuſen von Guayaquil und gründete die erſte ſpaniſche Colonie in Peru, welche er St. Michael nannte. Sein Vordringen ward durch einen im peruaniſchen Reiche ausgebrochenen Bürgerkrieg erleichtert. Die Brüder, Huaſcar und Atahualpa, ſtritten um die Herrſchaft über das väterliche Reich, jener beherrſchte Cuzco, dieſer Quito; Beide ſuchten die Freundſchaft der Fremdlinge. P. nahm den vertrauenden Atahualpa bei Capamalca durch den ſchändlichſten Verrath gefangen (1532) und forderte und erhielt die Schätze ſeines Hauſes, ſeiner Vorfahren und der Tempel für ſeine Befreiung, ohne ſie ihm zu gewähren, vielmehr wurde der unglückliche Inka auf die falſcheſten und abgeſchmackteſten Beſchuldigungen verurtheilt, lebendig verbrannt zu werden, und als er ſich aus Furcht vor einem ſo gräßlichen Tode dem Gebrauche der Taufe unterwarf, milderte man ſeine Strafe dahin, daß er öffentlich erdroſſelt wurde. P. eroberte nun mit leichter Mühe Quito, ſo wie das prächtige Cuzco und mit demſelben das ganze weite Reich, und verlegte ſeinen Regierungsſitz in das neu erbaute Lima (1535), zerfiel aber mit ſeinem Mitverbundenen, Almagro. Dieſer ſollte ſich nämlich erſt in Chile erkämpfen, was P. in Peru ſich zugeeignet hatte. Während dieſer daſelbſt ſtritt, erhob ſich in Peru ein allgemeiner Aufſtand gegen die tyranniſchen Eroberer und 200000 Peruaner unter Huaſcar belagerten Cuzco und Lima. Der aus Chili zurückkehrende Almagro ſchlug jedoch die Peruaner vor Cuzco, behielt aber die Stadt für ſich. Nun eilte P. ſelbſt herbei, bekriegte den

oft betrogenen Freund, der übrigens aus den königlichen Gewaltbriefen bewies, daß die Stadt in den Grenzen ſeiner und nicht in P.'s Statthalterſchaft liege, umgarnte ihn mit tückiſcher Kunſt, ſchlug ihn endlich in blutiger Schlacht Angeſichts von Cuzco und der über dieſe Zwiſtigkeiten im Stillen erfreuten Peruaner, die aber den Muth nicht hatten, die Gelegenheit zu benutzen, nahm ihn gefangen und ließ ihn, den tapfern, redlichen, kranken Greis im Gefängniſſe erwürgen. Aber bald ereilte den P. die rächende Nemeſis. 12 ehemalige Anhänger des Almagro überfielen ihn in ſeinem Palaſte in Lima, wo er erſchöpft von langer Gegenwehr durch ihre Schwerter fiel. 25.

Pizzicato, abgekürzt piz. oder pizzic. (franz. pincé) in der Muſik, wird in den Stimmen der Bogeninſtrumente über diejenigen Stellen geſetzt, welche nicht mit dem Bogen intonirt, ſondern mit dem Finger geriſſen werden ſollen. Arco oder coll' arco, abgekürzt coll' ar. zeigt dann an, daß der Gebrauch des Bogens wieder eintritt. 29.

Placāt iſt ein öffentlicher Anſchlag, obrigkeitlicher Erlaß; **plácet** dagegen heißt: *es gefällt, beliebt*, und war die Formel der Zuſtimmung der Biſchöfe auf den Concilien; daher überhaupt das **Plácet** ſ. v. a. Genehmigung. 9.

Places d'armes, ſ. Waffenplätze.

Plafond, ſ. Decke.

Plagge nennt man in Niederdeutſchland ein Stück abgeſtochenen Haide- oder Moorlandes; *Plaggen* aber heißt das Gras und Geſträuche in einem Walde um die Bäume herum abhauen. 30.

Plagiat, von plagium, dem Verbrechen, wenn Jemand einen freien Menſchen heimlich wegſtiehlt, hergenommen, iſt ein in der Schriftſtellerwelt hergebrachter bildlicher Ausdruck für das Benutzen fremder Gedanken, Phraſen und dergleichen (gleichſam als werde dadurch die Perſon, deren Kinder ſie ſind, geſtohlen), indem der Plagiarius ſolche, ohne der Quelle zu gedenken, vorbringt oder ſie geradezu für die ſeinigen ausgibt. Indeß, da gleiche Verhältniſſe auch gleiche Empfindungen erregen, ſo iſt es möglich, daß ein Gedanke ſo oft von ſelbſt bei Andern wieder entſtehe, als das Individuum und die Verhältniſſe den vorigen gleich ſind. Zum P. gehört daher, daß der Plagiar ſich der vorgefundenen Form des Drucks wieder bediene; denn außerdem würde anzunehmen ſein, daß er die Sache ſelbſt in ſich aufgenommen und ſich zu eigen gemacht habe, ſo daß ſie nun als die ſeinige anzuſehen iſt; indeß würde ſich das Eine oder das Andere bald ausweiſen. Vom P. unterſcheiden ſich die *Sammlung* und die *Compilation* (ſ. d. Art.). 10.

Plaidiren (ſpr. Plädiren) (franz.) heißt einen Streit vor Gericht ausmachen, beſonders in Bezug auf die mündlichen Angriffs- und Vertheidigungsreden der Advocaten gegen einander. 31.

Plan, lat. dispositio; franz. und engl. plan, iſt in bildlicher Bedeutung überhaupt die gefaßte Idee, wie irgend eine Sache hergeſtellt werden ſoll, um den beabſichtigten Zweck zu erreichen; alſo überhaupt das Syſtem der Regeln, welche man bei Verfertigung irgend eines Werks befolgt; daher ſo viel als Entwurf, Dispoſition (ſ. d. Artt.). 9.

Planck (Gottlieb Jakob), berühmter Theolog, geb. den 15. Nov. 1751 zu Nürtingen im Würtembergiſchen, ſtudirte in Tübingen Theologie, ward hier im Jahre 1774 Repetent der theologiſchen Facultät, 1780 Prediger bei der Karlsſchule zu Stuttgart und 1781 Profeſſor daſelbſt. Im Jahre 1784 aber folgte er einem Rufe als ordentlicher Profeſſor der Theologie nach Göttingen, ward 1791 Conſiſtorialrath und erſter Profeſſor der theologiſchen Facultät, 1805 Generalſuperintendent des Fürſtenthums Göttingen, unter der weſtphäliſchen Regierung Präſident des Conſiſtorium zu Göttingen, 1828 Abt zu Bursfelde und 1830 Ober-

conſiſtorialrath. Er ſtarb am 31. Aug. 1833. P. gehört unter die gelehrteſten und geiſtvollſten Theologen der neueren Zeit, welcher namentlich um die hiſtoriſche Theologie ſich entſchiedene Verdienſte erworben hat. Sein vorzüglichſtes Werk in dieſer Hinſicht iſt ſeine „Geſchichte der Entſtehung, der Veränderungen und der Bildung unſers proteſtantiſchen Lehrbegriffs, vom Anfange der Reformation bis zur Einführung der Concordienformel" (6 Bde. Leipz. 1781—1800). Sie zeichnet ſich durch Unparteilichkeit und Pragmatismus aus und iſt in den erſten Bänden höchſt anziehend. Als Fortſetzung dieſes Werkes iſt ſeine „Geſchichte der proteſtantiſchen Theologie von der Concordienformel an bis in die Mitte des XVIII. Jahrhunderts" (Göttingen 1831) zu betrachten. Außerdem haben wir von P. folgende Schriften: „Neueſte Religionsgeſchichte" (3 Bde. Lemgo 1787—1793); „Anecdota quaedam ad historiam concilii Tridentini pertinentia" (Gott. 1791—1801); „Abriß einer hiſtoriſchen und vergleichenden Darſtellung der dogmatiſchen Syſteme unſerer verſchiedenen chriſtlichen Religionsparteien" (Gött. 1797. 3. A. 1822); „Über die Trennung und Wiedervereinigung der getrennten chriſtlichen Hauptparteien" (Tüb. 1803); „Geſchichte der Entſtehung und Ausbildung der chriſtlich-kirchlichen Geſellſchaftsverfaſſung" (5 Bde. Hanov. 1803—1809); wozu ſeine „Geſchichte des Chriſtenthums in der Periode ſeiner erſten Einführung in die Welt durch Jeſum und die Apoſtel" (2 Bde. Gött. 1818) eine treffliche Einleitung bildet; „Betrachtungen über die neueſten Veränderungen in dem Zuſtande der katholiſchen Kirche und beſonders über die Concordate zwiſchen proteſtantiſchen Souverains und dem römiſchen Stuhle, welche dadurch veranlaßt worden ſind" (Gött. 1808); „Worte des Friedens an die katholiſche Kirche gegen ihre Vereinigung mit der proteſtantiſchen" (Gött. 1809); „Über Spittler als Hiſtoriker" (Gött. 1811); „Spittler's Grundriß der Geſchichte der chriſtlichen Kirche," in der fünften Auflage bis auf unſere Zeit herab fortgeführt (Gött. 1812); „Über die gegenwärtige Lage und Verhältniſſe der katholiſchen und proteſtantiſchen Partei in Deutſchland" (Hanov. 1816); „Über den gegenwärtigen Zuſtand und die Bedürfniſſe unſerer proteſtantiſchen Kirche" (Erfurt 1817); „Leben des ſchottiſchen Reformators Johann Knox," aus dem Engliſchen des Th. M'Crie ins Deutſche überſetzt (Gött. 1817); „Über die Behandlung, die Haltbarkeit und den Werth des hiſtoriſchen Beweiſes für die Göttlichkeit des Chriſtenthums" (Gött. 1821); „Das erſte Amtsjahr des Pfarrers von S." (Gött. 1823). — Sein älteſter Sohn, Heinrich Ludwig P., hat ſich beſonders als Exeget ausgezeichnet. Geb. den 19. Juli 1785 ſtudirte er zu Göttingen Theologie, gewann 1805 den Preis bei der theologiſchen und im folgenden Jahre bei der philoſophiſchen Facultät, ward 1806 Repetent bei der theologiſchen Falultät und 1810 außerordentlicher Profeſſor der Theologie. Aber den allzu frühen und fortgeſetzten Anſtrengungen unterlag endlich die Kraft ſeines Körpers und regen Geiſtes. Er ſtarb am 23. Sept. 1831. — P. der Jüngere hat das große Verdienſt, den Charakter des neuteſtamentlichen Sprachidioms zuerſt tiefer erfaßt und klar und vollſtändig in folgenden zwei Schriften entwickelt zu haben: „De vera natura atque indole orationis graecae N. T. commentatio" (Gott. 1810. 4.); „Observationes quaedam ad hist. verbi gr. N. T." (Gott. 1821. 4.). In ſeinen „Bemerkungen über den erſten Pauliniſchen Brief an den Timotheus" (Gött. 1808) ſuchte er die Ächtheit dieſes Briefes gegen Schleiermacher's Angriffe zu vertheidigen und ſeine theologiſche Denkart entwickelte er in der Schrift: „Über Offenbarung und Inſpiration, in Beziehung auf Schleiermacher's neue Anſichten über Inſpiration" (Gött. 1817), wovon ſein „Kurzer Abriß der philoſophiſchen Religionslehre" (Gött. 1821) eine weitere Ausführung iſt. Vergl. „Dr. G. J. Planck, ein biographiſcher Verſuch, nebſt einem erneuerten Abdruck einer biographiſchen Mittheilung über Dr. H. L. Planck" von Dr. F. Lücke (Gött. 1835. 8.). 63.

Planetarium iſt eine mehr oder weniger künſtliche Vorrichtung, die Bewegungen der Planeten und aller dadurch erzeugt werdenden Erſcheinungen zu veranſchaulichen, weßhalb das P. beim Unterrichte in der Aſtronomie ein ſehr gutes Hülfsmittel iſt. Gewöhnliche P. werden mit der Hand bewegt; die zuſammengeſetzten und beſſeren aber haben ein Räderwerk, welches wie eine Uhr durch eine aufgezogene Feder in Gang geſetzt die Planeten nach ihren verhältnißmäßigen Geſchwindigkeiten um eine in der Mitte befindliche, die Sonne vorſtellende Kugel oder Lampe herum laufen läßt. — Weil Lord Orrery zuerſt ein P. verfertigen ließ und bekannter machte, ſo nennt man es auch oft Orrerium. 13.

Planeten oder **Irrſterne** (von πλανᾶσθαι, herumirren) heißen diejenigen Sterne, welche ihren Ort unter den Firſternen verändern, nach und nach an verſchiedenen Punkten des Horizonts auf- und untergehen u. ſ. w. und nicht nur vorwärts, d. h. von Weſten nach Oſten, ſondern auch öfters rückwärts ſich bewegen, ja bisweilen eine Zeit hindurch ſtill zu ſtehen ſcheinen und ihr Licht von der Sonne erhalten. Außer der Erde mit dem Monde kennen wir 10 Hauptplaneten mit 17 Nebenplaneten oder Monden, nämlich Mercur (☿), Venus (♀), Mars (♂), Ceres (⚳), Pallas (⚴), Juno (⚵), Veſta (⚶), Jupiter (♃) mit 3 Monden, Saturn (♄) mit 7 Monden und Uranus (♅) mit 6 Monden (ſ. d. einzelnen Artt.). — Dem äußern Anſehen nach ſind die Planeten, wenigſtens die, welche man mit bloßen Augen deutlich ſieht, den Firſternen ſehr ähnlich; ihr Licht iſt nicht ſo funkelnd wie das der Firſterne, ſie verlieren durch Fernröhre betrachtet ihren hellen Glanz und erſcheinen nicht nur in matterem Lichte, ſondern auch vergrößert und ſcheibenförmig und vollführen endlich ihren Lauf nur im Thierkreiſe, jedoch mit Ausnahme der Pallas und Juno, die ihn überſchreiten. — Die der Sonne näher als die Erde ſtehenden P. Mercur und Venus heißen untere, die übrigen, welche von der Sonne weiter als die Erde abſtehen, obere P.; alle aber bewegen ſich in elliptiſchen Bahnen, die mehr oder weniger gegen die Ekliptik geneigt ſind, um die Sonne und außerdem um ihre eigenen Achſen, wodurch Tag und Nacht auf jedem P. entſteht, während durch die erſtere Bewegung das Jahr und die Jahreszeiten eines jeden P. erzeugt werden. Das Nähere hiervon ſ. im Art. Weltſyſtem. 13.

Planetenmaſchinen ſind den Planetarien (ſ. Planetarium) ganz ähnlich eingerichtete aſtronomiſche Modelle, den Lauf nur eines Hauptplaneten und ſeiner Monde zu veranſchaulichen. So hat man z. B. ein Tellurium, das den Lauf der Erde und ihres Mondes, ein Jovilabium, welches den Lauf des Jupiters und ſeiner 4 Monde darſtellt. Die Abſicht des Gebrauchs der P. iſt übrigens ganz dieſelbe wie die beim Gebrauche der Planetarien. 13.

Planetentafeln ſind Tafeln, mittelſt welcher der rechnende Aſtronom, namentlich der, welcher aſtronomiſche Ephemeriden zu entwerfen hat, den Ort eines gewiſſen Planeten für irgend eine gegebene Zeit genau und bequem zu beſtimmen im Stande iſt. Solcher Tafeln, denen die ſogenannten Elemente der Bahn zum Grunde liegen müſſen, gibt es für die Sonne (von Carlini und Beſſel), Mercur (von Lalande und Lindenau), Venus und Mars (von Lindenau), Jupiter, Saturn und Uranus (von Delambre und Bouvard) und für den Mond (von Tob. Mayer, Burckhardt, Bürg und Damoiſeau). Gewöhnlich findet man aus dieſen Tafeln, deren Gebrauchsanweiſung ihnen vorgeſetzt iſt, die mittlere und wahre Länge und Breite, die dann mittelſt trigonometriſcher Formeln ſich in gerade Aufſteigung und Abweichung verwandeln laſſen. 13.

Planiglobium oder **Planiſphärium** iſt eine nach der orthographiſchen oder ſtereographiſchen Projection ausgeführte bildliche Darſtellung: 1) der Himmelskugel auf einer Ebene, welche zur Erklärung und leichteren Beobachtung der Geſtirne bei ihrem Durchgange durch den Meridian, Auf- und Untergange ꝛc. angewendet

wird; 2) der Erdkugel und zwar entweder mit der öſtlichen und weſtlichen, oder mit der nördlichen und ſüdlichen Hälfte der Erdkugel. 13.

Planimetrie iſt derjenige Theil der niedern Geometrie, welcher ſich mit den von geraden oder krummen Linien eingeſchloſſenen Flächen beſchäftigt. 30.

Planiren, ſ. Buchbinder.

Plantäge (ſpr. Plantaſch) iſt überhaupt Anpflanzung, beſonders eine ſolche, welche zur Cultur einzelner Pflanzengattungen, wie Zucker, Reis ꝛc., beſtimmt iſt, dergleichen in Weſtindien und Amerika ſich viele finden. Die Plantagenbeſitzer werden gemeiniglich Pflanzer genannt. 30.

Plantagĕnet heißt die Dynaſtie, welche nach dem Ausſterben der normänniſchen Könige den Thron Englands beſtieg. Nach dem Tode Heinrich's I. (1135), deſſen Erbtochter Mathilde mit Gottfried Plantagenet, Grafen von Anjou, vermählt war, bemächtigte ſich zwar Stephan von Blois, Enkel Wilhelm's I., der Herrſchaft, mußte aber deſſenungeachtet nach langwierigem Kriege den Sohn Mathilde's, Heinrich, als ſeinen Nachfolger anerkennen. Derſelbe beſtieg den Thron als Heinrich II. im Jahre 1154. — Die Reihe der Könige aus dem Hauſe P. endete mit Richard III. im Jahre 1483, welchem Heinrich VII. aus dem weiblicher Seits mit den P.'s verwandten Hauſe Tudor folgte. Der letzte P. Eduard ſtarb 1499 auf dem Schaffot. 1.

Planūdes (Maximus), aus Nikomedien gebürtig, gelehrter Mönch zu Conſtantinopel (1327), ein tüchtiger Kenner der lateiniſchen und griechiſchen Sprache, iſt bekannt als Sammler der äſopiſchen Fabeln und einer griechiſchen Anthologie (ed. Laskaris Flor. 1494). Er ſchrieb außerdem Abhandlungen über tranſitive und intranſitive Zeitwörter (vergl. Hermann „De emend. rat. gr. gr." p. 391); ferner grammatiſche Aufſätze in Bachmann's „Anecd." 2. p. 1 sq.; Scholien zu Diophantos (von geringem Werthe); überſetzte des Ovid „Metamorphoſen" und „Heroiden" (ed. J. F. Boissonade. Paris 1822. 8.), ſo wie des Jul. Cäſar „Bell. gall." ins Griechiſche. Vergl. die Ausgaben von Jungemann (1606) und Daveſius (1706). Mehrere ſeiner Schriften liegen in Bibliotheken zerſtreut und noch ungedruckt. 20.

Plappert, ſ. Blaffert.

Plas (David van der), ein niederländiſcher Portraitmaler, geb. 1647 zu Amſterdam, zeichnete ſich beſonders durch ſein treffliches Hellbunkel und eine außerordentliche Kraft des Pinſels aus. Seine Arbeiten wurden ſtark geſucht und von Einigen nicht mit Unrecht denen Titian's an die Seite geſtellt. Er ſtarb im Jahre 1704. 36.

Plaſtik, bildende Kunſt (vom griech. πλάσσειν, bilden) im weiteren Sinne iſt diejenige ſchöne Kunſt, welche das Schöne oder äſthetiſch Wohlgefällige in bildſamen Geſtalten darſtellt und umfaßt ſomit Alles, was nicht in den Kreis der toniſchen und mimiſchen Künſte gehört, auch die Graphik. Im engeren gewöhnlichen Sinne ſchließt man die Graphik (Malerei ꝛc.) ſowohl, als die Baukunſt, Gartenkunſt, Münzkunſt u. a. aus und verſteht unter P. die eigentliche Bildnerkunſt, d. i. die Kunſt, das Schöne oder äſthetiſch Wohlgefällige als ſolches an und für ſich ohne Rückſicht auf andere Zwecke mittels weicher oder harter Maſſen in ſtereometriſchen Formen darzuſtellen. In dieſer Beziehung zerfällt die P. in 4 Gattungen: die Formkunſt, Schnitzkunſt, Bildhauerkunſt und Bildgießerkunſt. Die Stoffe, deren ſich der Plaſtiker bedient, ſind höchſt mannigfaltig. Die vorzüglichſten derſelben ſind Metall (Gold, Silber, Bronze, Eiſen), Steine (Marmor, Alabaſter, Baſalt, Granit, Porphyr u. a.), Glas, Murrha (ſ. d. Art. Murrhiniſche Gefäße), Thon, Gyps, Elfenbein, Wachs und Holz. Nach Verſchiedenheit der Stoffe unterſcheidet man nun Metalloplaſtik (Metallbildnerei), Xyloplaſtik (Holzbildnerei) ꝛc., welche Ausdrücke alſo nicht als Hauptgattungen

der P., ſondern nur als Bezeichnungen der verſchiedenen techniſchen Unterarten zu betrachten ſind. — Soll ſich überhaupt jeder Künſtler, wenn er anders dieſen Namen verdienen will, nur das Schöne in höherer Bedeutung des Worts zur Aufgabe ſtellen, ſo muß dieß auch der Plaſtiker; dabei hat er vorzüglich darnach zu ſtreben, daß er nicht, wie es ſo häufig geſchieht, in das Gemeine und Handwerksmäßige verfalle und ſeine Kunſt nicht als Mittel zu irgend einem Zwecke, ſondern als Zweck ſelbſt betrachte. — Den Ausdruck „Plaſtiſch" (d. i. das durch die P. Hervorgebrachte) braucht man häufig auch in der Malerei, Dichtkunſt und ſelbſt in der Muſik, wenn man andeuten will, daß irgend ein Gemälde, Gedicht oder Muſikſtück in ſeinen Verhältniſſen ſo beſtimmt und harmoniſch erſcheint, daß man gleichſam das körperliche Hervortreten der Ideen, Perſonen und Geſtalten zu bemerken ſcheint. In wie weit die plaſtiſche Auffaſſung in den angeführten ſchönen Künſten zuläſſig ſei, gehört nicht hierher. 1.

Plata (la), Fluß und Staat, ſ. La Plata.

Platää, eine Stadt im weſtlichen Böotien, am nördlichen Abhange des Berges Kithäron, in einer ſchönen vom Aſopus bewäſſerten Ebene, mit einem Minervatempel, welcher von der bei Marathon den Perſern abgenommenen Beute erbaut und mit ſchönen Gemälden geſchmückt war, iſt berühmt durch die 479 v. Chr. (25. Sept.) zwiſchen den Perſern und Griechen geſchlagene Schlacht. Nachdem nämlich Mardonius, der perſiſche Anführer, den Griechen die glänzendſten Anerbietungen, um ſie zur Unterwerfung zu bewegen, vergebens gemacht hatte, fiel er endlich in Attika ſelbſt ein und verheerte Alles mit Feuer und Schwert. Da verſammelten ſich die Griechen unter Anführung des Pauſanias und Ariſtides und ſchwuren feierlich, Alles für die Freiheit ihres Vaterlandes zu wagen. Sie erfochten bei P. den glänzendſten Sieg; Mardonius mit dem größten Theile der Seinigen blieb, während der Verluſt der Griechen unbedeutend war. Vorzüglich aber zeichneten ſich in dieſer Schlacht die Einwohner von P. aus, ſo wie ſie ſchon früher in der Schlacht bei Marathon gegen die Perſer den Preis der Tapferkeit davon getragen hatten. Ruinen von P. ſieht man in der Nähe des heutigen Fleckens Kokla; ſie heißen Paläo-Kaſtro. 11.

Platane iſt eine Baumgattung, bei der als Kennzeichen ſowohl die weiblichen als männlichen Blüthen kugelrunde Kätzchen bilden, die männlichen aber noch eine kaum merkliche Blumenkrone und viele Staubfäden haben, an denen die Staubbeutel unten herumgewachſen ſind. Die weiblichen dagegen ſind mit vielen Blumenblättchen und Fruchtknoten verſehen, deren Griffel ſich mit einer umgekrümmten Narbe endigen. Man kennt deren folgende 2 Hauptarten: 1) die morgenländiſche glattblätterige P. (platanus orientalis), die urſprünglich in Aſien einheimiſch iſt, aber auch in Griechenland und bei uns guten Samen hervorbringt. Die ungemeine Höhe, die ausgebreiteten Äſte, die großen Blätter geben dieſem Baume ein ſchönes Anſehn. Sein Schatten ſoll mehr als 1000 Menſchen bergen können. Eine Varietät dieſer Art iſt die morgenländiſche ſchmalblätterige P. (p. orientalis folio digitato), die durch Ableger und Stecklinge in gutem Boden unterhalten und vermehrt wird. 2) Die abendländiſche oder nordamerikaniſche wollige P. (p. occidentalis) wächſt wild in Nordamerika bis gegen 44° N. Br. ſehr ſchnell auf einem feuchten, ſchwarzen, fruchtbaren Boden. Dieſer Baum erreicht eine Höhe von 60—70 Fuß und ſein Stamm eine Stärke von 3—4 F. im Durchmeſſer; auch dieſer breitet ſich in ſehr ſtarke Seitenäſte aus. Seine Rinde hat das Eigenthümliche, ſich alle Frühjahre, ſo wie der Baum wächſt, von ſelbſt abzuſchälen und zu erneuern. Die Wilden in Amerika verfertigen daraus leichte Kähne; auch kann das Holz mit Vortheil zum Bauen und Verbrennen benutzt werden. Eine Abart deſſelben iſt die kleinblät-

terige, wollige P. (p. hispanicus), mit der es ſich eben ſo wie mit der Varietät der erſten Art verhält. 14.

Platen-Hallermünde (Auguſt, Graf von), einer der kunſtreichſten deutſchen Dichter der neueſten Zeit, am 24. Oct. 1796 zu Anſpach geboren, wurde von ſeinem Vater zum Militairſtande beſtimmt und kam 1806 in das Cadettenhaus zu München, aus welchem er 1810 in die königliche Pagenerziehungsanſtalt daſelbſt übertrat, wo er blieb, bis er 1814 das Patent eines Cavallerieofficiers erhielt. Nachdem er mit den baieriſchen Truppen den zweiten Feldzug nach Frankreich (1815) mitgemacht hatte, ging er 1816 nach der Schweitz und brachte einen großen Theil des folgenden Jahres in den baieriſchen Gebirgen zu. Mit der militairiſchen Halbbildung unzufrieden ging er 1818 nach Würzburg, wo er ſeine literariſchen Studien fortſetzte, und 1820 nach Erlangen, wo ihn Schelling's geiſtreiche Vorträge bis 1826 feſthielten; doch machte er während dieſer Zeit mehrere Reiſen durch Deutſchland und die Schweitz und 1824 einen Ausflug nach Venedig, wo ſeine „Venetianiſche Sonette" entſtanden. Da er jedoch immer noch in einem gewiſſen Militairverbande ſtand, ſo mußte er die in Venedig genoſſenen Freuden, über welchen er die Dauer ſeines Urlaubs vergaß, mit einem langwierigen Arreſte in Nürnberg theuer bezahlen. Während dieſer gezwungenen Muße dichtete er die Dramen: „Der Schatz des Rhampſinit", „Der Thurm mit ſieben Pforten" und „Treue um Treue", welche er unter dem Titel: „Schauſpiele" (Erlangen 1828. 8.) herausgab. Nach der Bekanntmachung ſeines erſten ſatyriſchen Dramas: „Die verhängnißvolle Gabel" (Stuttg. 1826. 8.) ging er nach Italien, wo er während eines ſechsjährigen Aufenthalts viele kleinere Gedichte und den „Romantiſchen Ödipus" (Stuttg. 1829. 8.), ein Seitenſtück zu dem genannten Drama, vollendete. Auch die „Geſchichten des Königreichs Neapel" (Frankf. 1833. 8.) und die „Abaſſiden" (Stuttg. 1835. 8.) wurden damals ſchon begonnen. Durch den Tod ſeines Vaters in die Heimath zurückgerufen ſchrieb er in wenig Tagen das freilich nicht ſehr vorzügliche Drama: „Die Liga von Cambray" (Frankf. 1833. 8.) und kehrte dann wieder nach Venedig zurück. Nachdem er noch einmal ſein Vaterland geſehen hatte und in die Akademie der Wiſſenſchaften zu München aufgenommen worden war, durchreiſte er von Neuem Italien und wohnte zuletzt in Syrakus, wo er am 5. Dec. 1835 in der Blüthe ſeiner Jahre ſtarb. P. gehört unſtreitig zu den beſten deutſchen Dichtern der neueſten Zeit; Reichthum und Lebendigkeit der Phantaſie, tiefes Gefühl und Zartheit zeichnen ſeine Leiſtungen eben ſo ſehr aus, als die hohe Vollendung der Form, und nicht leicht möchte ihn ein anderer deutſcher Dichter an Feſtigkeit, Leichtigkeit und Wohlklang in Sprache und Versbau übertreffen. Beſonders ſind ſeine kleineren „Gedichte" (Stuttg. 1828. N. A. 1834. 8.) und ſeine „Gaſelen" (Erlang. 1821. 8.), eine Frucht ſeines Studium der perſiſchen Sprache, mit großem Lobe hervorzuheben. Seine ſatyriſche Polemik gegen ſeine Widerſacher (beſonders Immermann und Heine) iſt kräftig, nicht ſelten aber auch tödtlich verwundend. 66.

Plater (Felix), bekannter Mediciner, geb. zu Baſel 1536, ſtudirte Medicin zu Montpellier und wurde hierauf Profeſſor der Medicin in ſeiner Vaterſtadt, wo er am 28. Juli 1614 ſtarb. Er hat ſich ſehr eifrig mit Anatomie, Botanik und Naturgeſchichte beſchäftigt und ſich durch Herausgabe mehrerer Schriften, als „Observationes in hominis affectibus" (Basil. 1641) und „De partium corporis humani structura et usu (Basil. 1583. Fol. mit vielen Abbildungen), ausgezeichnet. 39.

Plater (Emilie, Gräfin), berühmt durch ihren Heldenmuth und ihre Vaterlandsliebe während des letzten polniſchen Aufſtandes, ward den 18. Nov. 1806 zu Wilna geboren und lebte ſeit 1815 mit ihrer geſchiedenen Mutter bei einer Verwandtin, der Frau von Sieberg, zu Lipna im polniſchen Liefland, wo ſie eine

mehr männliche Erziehung, die auf ihren Charakter weſentlich einwirkte, erhielt und durch ihre nahen und entfernten Umgebungen in glühender Vaterlandsliebe beſtärkt wurde. Ihre Mutter ſtarb 1829 und Emilie, da ſie vergeblich ſich ihrem Vater zu nähern ſuchte, ſtand nun allein. Während des Aufenthalts in Liebau, wo ſie die Seebäder brauchte, hörte ſie zuerſt von der Julirevolution. Mit dieſem Augenblicke trat ſie aus dem bisherigen Privatleben. Denn kaum hatte ſie auch den Aufſtand in Warſchau erfahren, ſo trat ſie jetzt zu den jungen ruſſiſchen Portepeefähndrichen in Dünaburg, wiegelte in Verbindung mit letzteren das Volk auf, marſchirte gegen die Stadt Dünaburg und erfocht hier den erſten Sieg. Nachdem ſie ſich anfangs unter Karl Zalusky bei den freiwilligen Jägern von Wilkomir hatte anwerben laſſen, dann mit Maria Raszanowicz, die ebenfalls als Freiwillige diente, zu Parezewski's Corps getreten war, wurde ſie Capitain und Commandant der 1. Compagnie des 25. Linienregiments. Begeiſtert für ihr unglückliches Vaterland machte ſie mit männlichem unerſchrocknen Muthe die Affaire bei Przyſtowiany, die Schlachten bei Kowno, Schawle und Schawlany mit und folgte bei der Theilung des polniſchen Heeres dem Corps des Generals Chlapowski, trennte ſich aber wieder von ihm, als dieſer das preußiſche Gebiet betrat. Vergebens ſuchte ſie jetzt Polen zu erreichen; denn Krankheit, Ermüdung und Furcht vor den ruſſiſchen Truppen verzögerten und verhinderten ihren Plan. Von einem heftigen Fieber ergriffen ward ſie in eine Förſterhütte und von da in das Haus eines Gutsbeſitzers in den Wäldern von Auguſtowo geſchafft, wo ſie mehr aus Schmerz über ihr unglückliches Vaterland am 23. Dec. 1831 ſtarb. Ein einfacher Stein mit dem Namen „Emilie" deckt ihr Grab. — Man ſehe Joſeph Straszewitz's „Emilie Plater, sa vie et sa mort" (Paris 1835). 64.

Platform, franz. plate forme; engl. plat-form, nennt man in der Baukunſt ein flaches Dach, auf welchem man herum gehen kann, wie ſie noch jetzt in Italien und im Oriente gebräuchlich ſind. — Auch verſteht man unter P. eine Reihe von Balken, welche auf dem oberen Rande der Mauern eines Gebäudes aufliegend das Zimmerwerk des Daches tragen. — Beim Kriegsweſen bedeutet P. ſo viel wie eine Stückbettung oder eine Erhöhung zur Aufſtellung des Geſchützes. Sie beſteht aus den Ripphölzern (gîtes oder lambourdes), dem Stoßbalken (le heurtoir) und den Batteriedielen (madriers). Auch die ſogenannten Katzen auf der Mitte der Courtinen ſind dergleichen Platformen. 26.

Platina, ein Metall, ward von Ulloa 1735 in Peru und von Wood 1741 in Jamaica entdeckt und durch Pallas unter dem Namen „weißes Gold vom Ural" bekannt. Es iſt feſt, gräulich ſilberweiß, ſehr ſtreck- und hämmerbar (man kann Dräthe von $\frac{1}{1200}$ Millimeter Dicke daraus verfertigen), oxydirt ſich nur durch ſehr ſtarke elektriſche Entladung und hat eine Härte von 4—4,5 (Mohs) und ein ſpecifiſches Gewicht von 20,98, läßt ſich aber ſehr ſchwer ſchmelzen und im reinen Zuſtande darſtellen. Es wird gediegen im Grus und Schuttlande in Peru, Colombia, Braſilien, Haiti, am Ural und in Silbererzen zu Guadalcanal in Spanien gefunden; ſelten aber ſind würfliche Kryſtalle davon. Es führt mehr oder weniger Theile von gediegenem Eiſen mit ſich, wodurch ſeine Farbe ins Schwärzlichgraue fällt (man kennt Abänderungen, die 10—12 Procent davon enthalten); außerdem iſt es durch Rhodium, Palladium, Osmium, Iridium und Kupfer verunreinigt. Sehr große Geſchiebe dieſes Metalls ſind mit Chromeiſenſteine in der neueſten Zeit am Ural gefunden worden; man erbeutet davon in Rußland öfters in einem Jahre 150 Pud. In den Anden findet man es mit Quarz und Brauneiſenſtein nebſt gediegenem Golde auf ſchmalen Gängen. Außer zu Münzen dient es zu Gefäßen, Dräthen, Blechen, Blättchen für verſchiedene Zwecke; es empfiehlt ſich wegen ſeiner Unzerſtörbarkeit durch Feuer und Säuren zu verſchiedenen

Zwecken und dient wegen ſeiner chemiſchen Eigenſchaften zu manchen Präparaten, wie z. B. die Platinafeuerzeuge beweiſen. 76.

Platner (Ernſt), bekannter Philoſoph, geb. zu Leipzig 1744, ſtudirte ebendaſelbſt von 1762—1766, wurde im letzteren Jahre Doctor der Philoſophie, im darauf folgenden Doctor der Medicin, machte eine Bildungsreiſe nach Holland und Frankreich und wurde darauf in ſeiner Vaterſtadt 1770 als außerordentlicher Profeſſor der Medicin, 1780 als ordentlicher Profeſſor der Phyſiologie angeſtellt, erhielt daneben 1801 auch eine außerordentliche Profeſſur der Philoſophie, die ſpäter in eine ordentliche verwandelt wurde, und endlich auch den Titel eines königlich ſächſiſchen Hofraths. Als Lehrer jener beiden Wiſſenſchaften, die er, beſonders in ſeiner Anthropologie, mit Geiſt zu verbinden wußte, lockte er durch die Anmuth ſeines intereſſanten Vortrags viele Schüler an, ſelbſt aus den Kreiſen, die dem eigentlichen Studium jener Wiſſenſchaften ferner waren. Als philoſophiſcher Schriftſteller iſt er beſonders bekannt durch ſeine „Aphorismen“, welche, nebſt hiſtoriſch-philoſophiſchen Andeutungen, aphoriſtiſche Bemerkungen über Gegenſtände der Logik, Pſychologie, Metaphyſik ꝛc. enthalten mehr im ſkeptiſchen und dogmatiſchen Geiſte, wie er denn unter den hauptſächlichen Beſtreitern des Kant'ſchen Syſtems war (ſie erſchienen Leipz. 1776—1782. 2 Thle. 8. N. A. Ebend. 1793—1800) und durch ſeine „Anthropologie für Ärzte und Weltweiſe“ (Leipz. 1772—1774. 2 Thle. 8. N. A. Ebend. 1790. Bd. 1. 8.). Außerdem ſchrieb er noch „Geſpräch über den Atheismus“ (an Schreiter's Überſetzung von Hume's „Geſprächen über natürliche Religion“, Leipz. 1781. 8. und beſonders gedruckt 1783), mehrere Streitſchriften gegen Wezel; „Über Leibnitzen's Theodicee“ (Lpz. 1782. 8.); „Über die Einſeitigkeit des ſtoiſchen und epikureiſchen Syſtems in der Erklärung vom Urſprunge des Vergnügens“ („Neue Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften“, 19. Bd., wobei zu bemerken, daß P. dem Wolf'ſchen Eudämonismus anhing und als Zweck des Handelns die Glückſeligkeit aller lebenden Weſen anſah); endlich „Lehrbuch der Logik und Metaphyſik“ (Leipz. 1795. 8.). Auch ſeine „Quaestiones physiologicae“ enthalten gute pſychologiſche und anthropologiſche Bemerkungen. — Er ſtarb 1818. — Vergl. ſeine Charakteriſtik von ſeinem Sohne in der „Jenaiſchen Literaturzeitung“ (Intelligenzbl. 38. Jahrg. 1819). 80.

Plato (ſo genannt von der Breite, πλάτος, ſeiner Bruſt, da er eigentlich Ariſtokles hieß), wurde zu Athen im Jahre 430 oder 429 in einem der edelſten Geſchlechter geboren, indem ſein Vater, Ariſto, von Kodrus, ſeine Mutter, Periktione, von Solon abſtammte. Seine ſpäteren Verehrer, um ſeiner Geburt die Glorie des Wunderbaren und Göttlichen zu verleihen, wollen ihn gar aus dem Umgange der Periktione mit dem Apollo entſtehen laſſen. Seine vornehme Geburt verſchaffte ihm alle Vortheile einer ausgezeichneten Bildung, wie ſie Athen bot, und eröffnete ihm zugleich glänzende Ausſichten für die Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten. Sein reichbegabter und hochſtrebender Geiſt wandte ſich zuerſt zur Dichtkunſt hin, deren Meiſterwerke er ſtudirte und in der er ſich auch ſelbſt verſuchte, die er aber aufgab, weil er ſeine Muſter nicht zu erreichen hoffte, und er faßte zugleich die Idee, ſich für den Staatsdienſt zu bilden. Aber auch hier ſchreckte ihn die Ungunſt der äußeren Verhältniſſe ab, die ihm keine Ausſichten zur Realiſirung ſeines hohen und idealen Strebens gewährte, und bald überwog jede andere Richtung ſeines geiſtigen Lebens die Liebe zur Philoſophie. In dieſe wurde er eingeführt durch den Herakliteer Kratylus, einen Eleatiker Hermogenes oder Hermippus und (ſo müſſen wir annehmen) den Beſuch der Sophiſtenſchulen. Allein das wahre Weſen der Philoſophie ging ihm erſt auf, als er mit Sokrates (im 20. Jahre ſeines Lebens) bekannt wurde, der ihn ſo innig an ſich und die göttliche Wiſſenſchaft, die er lehrte, zu feſſeln wußte, daß P. über acht Jahre bis zum Tode des Lehrers bei ihm ausharrte und in ſeinem ſteten Umgange durch ſokrati-

ſchen Geiſt ſeine philoſophiſche Bildung vollendete. Nach dem Tode des Meiſters zog ſich P. mit den meiſten Schülern deſſelben nach Megara zum Euklides zurück, verweilte einige Zeit bei dieſem und unternahm dann eine große Reiſe nach Italien, wo er mit der pythagoriſchen Lehre Bekanntſchaft machte, nach Cyrene in Afrika, wo er den Mathematiker Theodorus hörte, dann weiter nach Ägypten, vielleicht ſelbſt noch öſtlicher. Auf ſeiner Rückreiſe verweilte er am Hofe des Dionyſius, wurde von dieſem einiger freier Äußerungen halber als Sklave verkauft, aber von einem gewiſſen Anniceris losgekauft und ging nun nach Athen zurück, wo er im 36. Jahre ſeines Alters in der Akademie, einem öffentlichen Gymnaſium vor der Stadt, eine Philoſophenſchule ſtiftete, zu der ſich bald Jünglinge und Männer von allen Seiten drängten, ſelbſt ſolche, denen es nicht ſowohl um eigentliche philoſophiſche Wiſſenſchaft, als um allgemeine Bildung zu thun war, wie Timotheus, Phocion, Demoſthenes u. A. Denn P. hatte, vielleicht nach dem Muſter der pythagoriſchen Schule, ſeine Vorträge in eſoteriſche und exoteriſche eingetheilt, deren jene das eigentliche Weſen ſeiner Philoſophie in ſtrengwiſſenſchaftlicher Form ausſprachen, dieſe in mehr populärer Weiſe nur die allgemeinfaßlichſten und dem gewöhnlichen Leben, beſonders dem politiſch-praktiſchen, näher liegenden Reſultate mittheilten. — Noch einmal entriß er ſich dieſem theoretiſchen Wirkungskreiſe, da er den Bitten Dion's, vielleicht auch dem eignen Antriebe folgend, ſein Ideal vom Staate durch einen jungen, ſcheinbar gutgearteten, nur verbildeten Fürſten ins Leben treten zu laſſen, ſich zum jüngeren Dionyſius nach Sicilien begab. Mit großen Ehrenbezeigungen empfangen ward er doch abermals durch eigne Gefahr inne, wie wenig die Philoſophie an den Hof eines Despoten tauge, und kehrte zu der Stille ſeiner Akademie zurück, wo er im Jahre 348 v. Chr., im 81. Jahre ſeines Lebens, ſtarb. Die Athenienſer errichteten ihm auf ſeiner Grabſtätte, dem Kerameikos, ein Denkmal. — P.'s Geiſt iſt uns aufbewahrt in ſeinen Dialogen, aber leider nicht ſein Syſtem. Denn jene Dialogen, Geſpräche, in denen er den Sokrates meiſt mit ſeinen Schülern oder Freunden redend und ſeine Ideen und wiſſenſchaftlichen Reſultate auf geſchickte Weiſe aus dem Bewußtſein jener entwickelnd oder fremde Anſichten eben ſo widerlegend einführt, können weder nach ihrer Form, die mehr eine künſtleriſche, poetiſche, als philoſophiſche iſt, noch nach ihrer Beſtimmung (mit Grund vermuthet man, daß ſie nur eine Darſtellung ſeiner exoteriſchen Philoſophie enthalten, darum auch mehr andeuten und anregen, als ausführen und abſchließen ſollten) für einen wahren Ausdruck ſeines eigentlichen Syſtems gelten, das uns erſt aus ſeinen eſoteriſchen Schriften, deren von ihm unter dem Namen der „Ἄγραφα δόγματα“, der „Διαιρέσεις“ und den „Πυθαγόρεις“ erwähnt werden, bekannt werden könnte. — Auch iſt die Ächtheit jener Dialoge zum Theil ſehr zweifelhaft und man iſt weder über dieſe, noch über die Erklärung und Ordnung derſelben Behufs einer genügenden Darſtellung des Entwickelungsganges der platoniſchen Philoſophie in ihnen recht einig. Schon beim Diog. Laert. (III. 49) findet ſich eine Eintheilung derſelben in unterrichtende und unterſuchende, davon jene in theoretiſche (phyſiſche, logiſche) und praktiſche (ethiſche, politiſche), dieſe in übende (vorbereitende und verſuchende) und kämpfende (beweiſende, zerſtörende) zerfallen. Neuerdings hat ſich der Überſetzer des P., Schleiermacher, das große Verdienſt erworben, den geiſtigen Bildungsgang dieſes Philoſophen in der Folge ſeiner Dialogen nachgewieſen zu haben. Er nimmt deren drei Claſſen an: 1) ſolche, deren Aufgabe iſt, die Nichtigkeit der gemeinen Anſicht der Dinge bemerklich zu machen (Phädrus, Protagoras, Parmenides); 2) ſolche, deren Zweck iſt, die Einheit der Gegenſätze zu erweiſen, alſo durch Vereinigung deſſen, was die gemeine Reflexion trennt, das höhere Wiſſen vorzubereiten (Gorgias, Theätetus, Menon, Euthydemus, Kratylus, Sophiſtes, Politikus, Gaſtmahl, Phylebus, Phädon); 3) ſolche, die beſtimmt ſind, die

Wiſſenſchaft ſelbſt zu vollenden und aufzuſtellen (Timäus, Kritias, Republik, Geſetze). Ein neuerer Bearbeiter dagegen, Aſt, theilt ſie in ſokratiſche, in denen das Poetiſche und Dramatiſche vorherrſchend iſt, in dialektiſche, darin der dialektiſche Scharfſinn heraustritt, und in reinwiſſenſchaftliche oder ſokratiſch-platoniſche, in denen ſich jene beiden Elemente durchdringen; doch erkennt er überhaupt nur 14 als ächt an. — Die älteſte Eintheilung, die man wohl auch dem P. ſelbſt zuſchreibt, iſt die, dem Drama nachgeahmte, in Trilogien und Tetralogien. — Die vorzüglichſten Ausgaben ſeiner Schriften ſind: „Pl. opp. cura Aldi Manutii“ (Ven. 1513. 2 Voll. Fol.); „cum interpret. lat. Joh. Serrani, cura H. Stephani“ (Par. 1578. 3 Voll. Fol.); „cum interpret. lat. Mars. Ficini stud. soc. Bipont.“ (Biponti 1781 — 1786. 12 Voll. 8.) und die neueren von Heindorf („Plat. diall. selecti“, Ber. 1802—1807. 3 Tom.), Aſt (Leipz. 1819—1824. 8 Bde.), Stallbaum (Leipz. 1821—1824. 6 Bde.) — Deutſche Überſetzungen ſind von Kleuker (Lemgo 1778—1797. 6 Bde. 8.) und von Schleiermacher (Berl. 1804—1809. 5 Bde. unvollendet); eine franzöſiſche iſt neuerdings von V. Couſin (1822. auch unvollendet) geliefert worden. — So ſehr nun die Dialoge P.'s ein vollgültiges Zeugniß für deſſen hohen und reichen Geiſt, die Kunſt ſeiner Erfindung und Darſtellung, die Feinheit ſeiner Dialektik, kurz für ſein zur Poeſie und zur Philoſophie gleich befähigtes Talent geben, ſo ſchwer iſt es doch aus den oben angegebenen Gründen, aus ihnen mit Hülfe der ſehr dürftigen und trüglichen Mittheilungen anderer Philoſophen den ganzen Organismus ſeines Syſtems in ſeinen Grundgedanken und deren allſeitiger Entwickelung darzuſtellen, wie wir ein ſolches bei ihm vorauszuſetzen uns gedrungen fühlen, da es uns ſchwer wird, jene geniale, allſeitige, aber meiſt fragmentariſche Behandlungsweiſe der Gegenſtände, wie ſie ſich in den Dialogen findet, für das Weſen ſeiner Philoſophie, oder dieſe ſelbſt, wie es wohl Manche gethan haben, für einen bloßen Eklekticismus zu halten. P. hatte die Dinge von Heraklit als einen bloßen Wechſel von Erſcheinungen, ohne Beſtehen und Realität, von den Eleaten als ein ſtarres Sein kennen gelernt; die Sophiſten endlich hatten jede Erkenntniß der Dinge geläugnet, indem ſie dieſelbe zu einem ganz Individuellen, an die augenblickliche Lage des Erkennenden, nicht an die Weſenheit der Gegenſtände Gebundenen, machten. Sokrates dagegen hatte an die Stelle aller jener ſchwankenden oder unzureichenden Elemente des Denkens und Vorſtellens das eine Sichere und Genügende unſers innern Bewußtſeins geſetzt, dem ſich das Weſen der Dinge unmittelbar im Begriffe offenbart. Dieſes innere Bewußtſein aber dient nicht nur zur Erkenntniß des Wahren, ſondern auch zur Richtung unſerer Handlungsweiſe auf das Schöne und Gute. — Genährt mit ſolchen Gedanken, angeregt durch ſo verſchiedene Arten der Forſchung und durch die ganze Kriſis jener Zeit, beſchloß P. eine vollendete Wiſſenſchaft zu gründen, in welcher alle jene Aufgaben gelöſt und jene erhabene Anſicht ſeines Meiſters von dem Wahren und Guten zum Syſtem verbunden wären. Das Weſen der Dinge zu erforſchen, nicht die flüchtige Erſcheinung, war längſt als Problem des Philoſophirens erkannt; P. ſprach es aus, indem er die Philoſophie als Wiſſenſchaft vom Weſen der Dinge (ἐπιστήμη τῶν ὄντως ὄντων) aufſtellte. Die gewöhnliche Anſicht (δόξα) gibt nur eine Mannigfaltigkeit der Dinge; ihr Weſen erſchließt uns nur ihr Begriff (ἰδέα). Dieß ihr Weſen nun iſt nicht das ſtarre Sein der Eleaten, ſondern ein ſolches, welches ſelbſt eine Mannigfaltigkeit, ein Werden, in ſich ſchließt. Der Ideen ſind unendlich viele, denn jedes Ding iſt ein wirkliches dadurch, daß es eine Idee darſtellt. So bildet dieſe ganze Reihe der Weſen, der Ideen, eine Stufenleiter bis zur höchſten Idee, Gott. Dieſer bildete aus den Ideen, die gleichſam als Muſterbilder in ihm waren, als eine Welt des Gedankens (κοσμὸς νοητὸς), die endliche, ſinnliche Welt (den κ. αἰσθητὸς) dadurch, daß er die Materie, das dem Weſen oder Sein der Dinge Entgegengeſetzte,

das Nichtige, blos Erſcheinende daran, mit jenen ewigen Ideen zu der Einheit wirklicher Dinge verband. Als das Band beider, welches ihre Verbindung fortwährend erhält, ſchuf er die Weltſeele. Denn jenes Unweſentliche der Dinge (μὴ ὄν), den Ideen oder dem wahrhaften Sein (ὄν) Entgegengeſetzte, was Materie heißt, iſt ein der Form, welche ihr jene göttlichen Abbilder geben wollen, Widerſtrebendes, Böſes; ſie hindert die vollkommene Darſtellung der Ideen in der Wirklichkeit, die daher nur theilweiſe zur Erſcheinung gelangen. Darum iſt auch unſere Erkenntniß derſelben verworren durch die zugleich in unſere Sinne tretende Materie; doch dient auch die ſinnliche Vorſtellung der Dinge dazu, in uns die Idee derſelben zu erwecken durch die Erinnerung. Jene Ideen nämlich kommen nicht aus den Dingen in uns; vielmehr haben wir einſt, in einem vollkommenen Leben, inmitten dieſer Ideen ſelbſt, im göttlichen Geiſte, gelebt; unſere Seelen wurden nun zwar, zur Strafe für eine Schuld, in dieſe Sinnenwelt feſtgebannt, aber aus jenem göttlichen Leben blieb uns doch noch die Erinnerung an das Ewige, die Ideen, blieb uns auch die Sehnſucht zu jenem Ewigen, zu dem einen vollkommenſten Sein der Gottheit zurückzukehren. Dieß Streben theilen wir mit der Natur, in der auch alles Werden und Entſtehen nur den Zweck hat, immer vollkommener die göttlichen Ideen im Irdiſchen auszuprägen. Unſere Seelen nun ſind getheilt zwiſchen jenem ewigen Weſen, das ſie von den Ideen haben, und dem unvernünftigen, was ihnen aus der Materie, aus ihrer Verbindung mit dem Körper zugekommen iſt. Jener, der vernünftige Theil der Seele, iſt unſterblich und kann, wenn er tugendhaft gelebt hat, in jenen erſten ſeligen Zuſtand zurückkehren. Die Tugend können wir nun einfach als Streben nach Gottähnlichkeit oder als Handeln mit Vernunft bezeichnen. Das Gute iſt uns in ſeiner Vollkommenheit nicht erreichbar; nur einen Abglanz deſſelben gewährt uns die vernünftige Luſt. Jenes allgemeine Vernunftſtreben iſt ausgeſprochen in vier einzelnen Tugenden, der Weisheit, Mäßigkeit, Tapferkeit und Gerechtigkeit. Im Großen wird dieß Streben nach vollkommener Vernunftmäßigkeit realiſirt durch den idealen Staat, in welchem die Gewalten ſo vertheilt ſein müſſen, wie die Kräfte der Seele, alle auf den einen Vernunftzweck hinarbeitend; die tauglichſte Form für einen ſolchen Staat iſt die geſetzliche Monarchie. — Die Kunſt ſelbſt ſoll der Wahrheit dienen, indem ſie den Urtypus des Schönen in der Natur nachahmt. Ob und wie P. ſeine Philoſophie eingetheilt hat, iſt ungewiß; man hat ſie wohl in theoretiſche und praktiſche, oder in die Wiſſenſchaft des Schönen, des Wahren, des Guten geſchieden, in die von den göttlichen und die von den menſchlichen Dingen, oder in Phyſik, Ethik, Logik. Keine dieſer Eintheilungen wurde wohl von P. ſelbſt ausgeſprochen, wenn ſich auch die zuletzt genannte ſchon in der älteren Akademie findet; wohl aber erfaßte er die geſammte Philoſophie nach ihrer doppelten Stellung als die Wiſſenſchaft des einen, göttlichen Seins, der Ideen, wie ſie dieſe aus der ſinnlichen Umhüllung herauszulöſen und rein aufzuſtellen hat (die Dialektik) und als die Wiſſenſchaft der natürlichen Dinge, des Werdenden, Unvollkommenen, in Natur und Menſchenthat (die Phyſik und Ethik, letztere die Politik mit befaſſend). — Von den zahlloſen Schriften über P.'s Leben und Lehre ſind die wichtigſten: „Remarks on the life and writings of P." (Edinb. 1760. Deutſch von Morgenſtern, „Entwurf von Plato's Leben ꝛc.", Leipz. 1797. 8.); Tennemann's „Syſtem der platoniſchen Philoſophie" (Leipzig 1792—1795. 4 Bde.); Aſt's „Platon's Leben und Schriften" (Leipz. 1816, womit zu vgl. Fr. Thierſch's Recenſion darüber in den „Wiener Jahrbüchern der Literatur" 1818. III. 59); Socher, „Über Plato's Schriften" (München 1820); Dacier, „Plato's Leben mit einer nähern Angabe ſeiner philoſophiſchen Lehrſätze" (aus dem Franzöſiſchen von Götz. Augsb. 1829). P. iſt der Typus alles Idealen, über die gemeine Wirklichkeit des Lebens und der ſinnlichen Erſcheinung Hinausſtrebenden geworden und platoniſch iſt daher gleichbedeutend mit ideal, rein-

geiſtig, wie denn in dieſem Sinne beſonders die platoniſche Liebe bekannt iſt, die nicht das Irdiſche, Körperliche an ihrem Gegenſtande liebt, ſondern nur das Ideal der Schönheit in ihm anbetet. 80.

Plattdeutſch, beſſer **Niederdeutſch** oder **Niederſächſiſch**, heißt im eigentlichſten Verſtande die deutſche Mundart, welche in den nördlichen Gegenden Deutſchlands von den niederländiſchen bis an die litthauiſchen Grenzen geſprochen wird. Der deutſche Sprachſtamm theilte ſich ſchon in den älteſten Zeiten in zwei Hauptäſte, den hochdeutſchen (oberdeutſchen) und den niederdeutſchen. Mit der Miſchung der Völkerſtämme während der großen Völkerwanderung vermiſchten ſich freilich auch die uralten deutſchen Dialekte; aber die Abgrenzung zwiſchen Norddeutſchen und Süddeutſchen war nicht zu verwiſchen. Welche der beiden Hauptmundarten die ältere ſei, iſt nicht leicht zu ermitteln; gewiß iſt aber, daß die niederdeutſche die verbreitetſte war; die alte angelſächſiſche Sprache, deren Überreſte jetzt nur noch in der engliſchen fortleben, war ihre Schweſter; die niederländiſche (holländiſche), däniſche, ſchwediſche, norwegiſche und isländiſche Sprache ihre näheren oder entfernteren Verwandten. Doch war ſie ſtets unglücklicher als ihre rauhere ſüdliche Schweſter, welche als Sprache der Herrſchenden die Oberhand erhielt. Die blutigen Kriege, in welchen die Sachſen von den Franken unterjocht wurden, brachten die fränkiſche Mundart nach Norddeutſchland und zwangen ſie den Überwundenen auf. Im Mittelalter blieb Niederſachſen in der Cultur weit hinter den übrigen deutſchen Ländern zurück, da eine große Strecke dieſes Landes noch von Wenden und Sorben bewohnt wurde und wenn auch unter den ſchwäbiſchen Dichtern des Mittelalters einige niederdeutſche Sänger auftraten, ſo bedienten ſie ſich doch ſtets der herrſchenden oberdeutſchen Mundart. Als durch die Reformation die hochdeutſche Sprache zur Bücherſprache erhoben wurde, mußte ſie ſchon dadurch, daß Niederdeutſchland ſeine Prediger und Gelehrten aus Oberſachſen erhielt, die niederdeutſche Sprache herabdrücken. Auf den Kanzeln, in den Hörſälen und Gerichtsſtuben hörte man bald nur hochdeutſch ſprechen und Jeder, der auf Geſchmack und feine Sitten Anſpruch machen wollte, mußte ſich dieſe Mundart anzueignen ſuchen. Die einheimiſche Landesſprache blieb auf dieſe Weiſe blos dem gemeinen Volke überlaſſen; an manchen Orten entſtand ſogar durch Vermiſchung beider Dialekte eine dritte Mundart. Leicht erklärbar iſt es alſo, wie das Niederdeutſche, welches man von jetzt an als eine verachtete Volksſprache betrachtete, in der Cultur gänzlich zurückblieb. Dieſe Volksſprache erſtreckt ſich jedoch immer noch über einen ſehr großen Theil Deutſchlands und behauptet feſt ihr Recht in den an die Oſtſee grenzenden Ländern, in Niederſachſen, in Weſtphalen, am Niederrhein und in Belgien; die Grenzlinie zwiſchen beiden Dialekten zieht ſich ungefähr vom Rhein durch Heſſen längs des Mains und der Saale bis zur Elbe und Havel hin. Als Schriftſprache hat ſie ſich nur von der letzten Hälfte des XII. Jahrh. bis zum Ende des XVI. geltend machen können. Unter allen deutſchen Mundarten, ſagt Bürger, iſt die niederdeutſche in der Wahl und Ausſprache der Töne die ſanfteſte, wohlklingendſte, gefälligſte und angenehmſte; ſie iſt eine Feindin aller hauchenden und ziſchenden, am meiſten aber der blaſenden Laute; ſie verachtet den unnützen Aufwand eines vollen, mit vielen hochtönenden Lauten wenig ſagenden Mundes und iſt dagegen reich an einer kernhaften Kürze, an lebhaften treffenden Ausdrücken und naiven Bildern. Es fehlt ihr weiter nichts, als eine ſorgfältige verſtändige Cultur, um ſie zu der reichſten, angenehmſten und blühendſten Sprache zu machen. Der Ausländer, dem die vielen Hauch-, Blaſe- und Ziſchlaute der oberdeutſchen Sprache ein Ärgerniß ſind, lernt die niederdeutſche Sprache gewöhnlich am Leichteſten. Auf gleiche Weiſe lernt auch der Niederſachſe wegen ſeines feineren Gehörs und wegen der Feinheit und Biegſamkeit ſeiner Sprachwerkzeuge jede fremde Sprache weit eher und vollkommener ſprechen, als der ſchwerzüngige ſüdliche Oberdeutſche. In der neuſten Zeit iſt man von den

Digitized by Google

lange gehegten Vorurtheilen gegen die niederdeutſche Sprache zurückgekommen und hat ihre Vorzüge eingeſehen; doch wird ſie ſich ſchwerlich je wieder zur Schriftſprache erheben; denn die Verſuche, welche J. H. Voß und Andere gewagt haben, ſtehen zu vereinzelt da, als daß ſie von bedeutſamen Folgen ſein könnten. Großen Dank verdienen jedoch die kritiſchen Bearbeitungen dieſes großen Zweiges unſerer Mutterſprache und beſonders die ſich mit den einzelnen Mundarten beſchäftigenden Wörterbücher (Idiotiken) von M. Richey („Hamburgiſches Idiotikon", Hamb. 1755. 8.), J. C. Strodtmann („Osnabrückiſches Idiotikon", Altona 1756. 8.), J. F. Schütze („Holſteiniſches Idiotikon", Altona 1800—1806. 4 Thle. 8.), J. H. Tiling („Verſuch eines bremer niederſächſiſchen Wörterbuchs", Bremen 1767—1772. 5 Thle. 8.) und J. K. Dähnert („Plattdeutſches Wörterbuch nach der alten und neuen pommeriſchen und rügiſchen Mundart", Berlin 1781. 4.). 66.

Plattenſee oder **Balaton** (bei den Römern lacus Pelso, lacus Pelsonis), der größte See des öſtreichiſchen Staates und zugleich von Südeuropa, liegt zwiſchen den ungariſchen Comitaten Wesprim, Schümeg und Szalad. Er iſt 10 M. lang, 1—2 M. breit und 4—5 Klaftern tief. Außer dem größten Fluſſe, der Szala, ergießen ſich gegen 30 kleinere in ihn; überdieß erhält er durch viele Quellen in ſeiner Mitte neuen Zufluß und die Schio (Sio), die in den Sarvitz fällt, ſetzt ihn mit der Donau in Verbindung. Merkwürdig iſt es übrigens, daß ſeine Oberfläche in ſteter Bewegung iſt, vorzüglich Abends, ſelbſt bei ſtillem Wetter, eine Erſcheinung, die Viele eine ſchnell wechſelnde Ebbe und Fluth nennen. Dieß und der kohlenſaure Gehalt des Waſſers bewirkt aber, daß das Waſſer immer friſch bleibt. Außer zahlreichen höchſt ſchmackhaften Fiſcharten finden ſich auch Schildkröten im P. vor. 35.

Plattiren oder **Plaquiren**, fr. placage; engl. to plate, nennt man die Kunſt, geringe metallene Geräthſchaften, z. B. Caffee-, Milch- und Theekannen, Doſen, Leuchter, Wagen- und Pferdegeſchirre, Knöpfe, Schnallen ꝛc. mit einer weit ſtärkeren Gold- oder Silberdecke zu überziehen, als dieß bei der gewöhnlichen Vergoldung oder Verſilberung ſtattfindet. Das P. kann mit mehreren Metallen und ſowohl mit Gold als mit Silber vorgenommen werden; am gebräuchlichſten iſt jedoch die Plattirung des Kupfers mit Silber. Nach der älteſten deutſchen Plattirmethode wird das Kupfer, nachdem es gereinigt und befeilt oder behackt worden iſt, im Feuer erhitzt, dann mit Silberblech belegt und die Vereinigung durch Reiben mit dem Polirſteine bewirkt. Eine andere Plattirmethode beſteht darin, daß man das Kupfer, ſo wie das Silberblech, nachdem beide ſorgfältig gereinigt worden ſind, mit etwas Boraxpulver beſtreut, bevor man ſie auf einander legt. Die Verbindung beider geſchieht ſodann durch ein Zuſammenſchmelzen. In den meiſten Plaquirfabriken wendet man jedoch gegenwärtig das neuere engliſche Verfahren an. Eine dünne Silber- oder Goldplatte wird auf einer wenigſtens achtmal ſo dicken Kupferplatte befeſtigt, beide werden ſodann ſtark glühend gemacht und wiederholt durch erforderliche Schlag- und Walzwerke gezogen. Die Vereinigung beider Platten geſchieht dann ſo innig, daß beim Dünnerwalzen oder Dünnerſchlagen ihre Trennung nicht mehr veranlaßt, vielmehr ihre Verbindung immer feſter wird. Die plattirten Tafeln werden ſodann nach Bedarf zerſtückt, noch weiter geſtreckt und unter mehrmaligem Glühen durch Hämmer und andere Werkzeuge zu allerlei Gefäßen ausgearbeitet. Die vorzüglichſten plattirten Waaren erhalten wir aus den engliſchen Fabriken zu Sheffield; aber auch Deutſchland hat gute Plaquirfabriken, namentlich hat man zu Wien, Berlin, Karlsbad u. a. O. dieſe Kunſt zu großer Vollkommenheit gebracht. 26.

Plauiſcher Grund, ein anmuthiges, von ſchroffen Syenitwänden begrenztes, 3 St. langes Thal, hat ſeinen Namen von dem Dorfe Plauen, $\frac{3}{4}$ St. von Dresden entfernt, erhalten. Es wird von der Weiſſeritz durchſtrömt und die enge Felſenſchlucht, die uns bei dem Eintritte in daſſelbe empfängt, geht allmählig in

ſchroffe Berge über, bis man an deſſen Ende wiederum von einem engen Thalgrunde eingeengt durch die Ausſicht auf die Ruinen der Burg Tharandt und das gleichnamige freundliche Städtchen überraſcht wird. Merkwürdig und von beſonderer Wichtigkeit für Sachſen iſt es durch ſeinen Bergbau auf Steinkohlen, namentlich in Burgk und Potſchappel. Es finden bei demſelben über 1200 Bergleute Beſchäftigung und der jährliche Gewinn an Steinkohlen ſoll ſich auf 1700000 Centner belaufen. 35.

Plautus (Marcus Accius), einer der witzigſten römiſchen Dichter, ward geboren 227 v. Chr. zu Sarſina in Umbrien. Obgleich er in den dürftigſten Umſtänden lebte, ſo daß er ſelbſt durch Handarbeit ſowohl als durch ſeine Komödien ſeinen Unterhalt ſich mußte zu verſchaffen ſuchen, ſo war doch ſeine Laune beſtändig froh und heiter und durch dieſe Gemüthsſtimmung ſowohl, als durch glückliche Nachahmung der griechiſchen Muſter Philemon, Diphilos u. m. A., durch Selbſtſtändigkeit in der komiſchen Geſtaltung des entlehnten Stoffes, durch meiſterhaftes Auffaſſen und Durchführen der zu beſchreibenden Charaktere, durch glückliche Berückſichtigung ſeiner Zeit und des damaligen römiſchen Lebens und dabei ausgerüſtet mit Menſchenkenntniß, Welterfahrung und tiefer Sprachkenntniß leiſtete er, wenn er auch nicht als Dramatiker im höchſten Sinne daſteht, doch wenigſtens für ſeine Zeit das Höchſte. Zwar verfolgt er nicht ein durchdachtes Kunſtideal; aber den flüchtigen Eindruck hält er feſt, überſchreitet freilich auch oft die Grenzen des Anſtandes, gefiel aber auch dadurch eben dem kunſtloſen Volke. Übrigens behält er auch Vorzüge im Dialoge, wenn er auch in anderer Hinſicht übertroffen wurde. Er ſtarb zu Rom 184 v. Chr. Von ſeinen zahlreichen Schriften gab es im Alterthume eine Sammlung, die aus 130 Stücken beſtand, von denen jedoch der alte Kritiker L. Älius Stilo nur 25, Varro dagegen nur 21, die uns auch noch bis auf eins (die „Vidularia“) erhalten ſind, für ächt anerkannten. Die Namen derſelben, die übrigens auch fabulae **Varronianae** genannt werden, ſind: **Amphitruo, Asinaria, Aulularia, Captivi, Curculio, Casina, Cistellaria, Epidicus, Bacchides, Mostellaria, Menaechmi, Miles gloriosus, Mercator, Pseudolus, Poenulus, Persa, Rudens Stichus, Trinummus, Truculentus.** Unächt iſt **Querulus.** Schwerlich möchte ſich die Zeit der einzelnen Stücke beſtimmen laſſen. Der Text iſt leider mehr oder minder durch Spätere verſtümmelt, interpolirt und durch Unkenntniß der Metrik in Unordnung gebracht. Die Ed. pr. von Ge. Merula erſchien Veneb. 1472. Fol. Andere Ausgaben ſind von Sim. Carpentarius (1513. 8.); Nic. Angelius (Flor. ap. Junt. 1512); Joach. Camerarius (Baſ. 1551. 1558. 8.); D. Lambinus (Par. 1577. 1587. Fol.); Gruterus (1592). Vor allen iſt in exegetiſcher Hinſicht zu empfehlen die Ausgabe von Friedr. Taubmann (Frankf. 1612. 1621. 4.) und in kritiſcher Hinſicht von J. Friedr. Gronovius (Amſterd. 1684. 8. cum praef. **J. A. Ernesti,** Leipz. 1760. 8.). Gute Bearbeiter des P. ſind ferner: Schmieder, Bothe, Reitz, Lindemann, Hermann, Danz ꝛc., größtentheils Herausgeber einzelner plautiniſcher Stücke. Von Aug. Mai neuaufgefundene Fragmente gab Oſann heraus (Berl. 1816). Gute deutſche Überſetzungen ſind von Leſſing, Goldhagen und Mylius (Berl. 1748), Küffner (Wien 1806 und 1807. 5 Bde.), Köpke (metriſch mit Einleit. und Anmerkk. Berl. 1820. 2 Bde.). Schätzenswerthe Schriften bei der Lectüre des P. ſind endlich auch: **J. P. Parei „Lexicon Plautinum“ (Francof. 1614. 1634. 8.)**; Niebuhr, „Über die untergeſchobenen Scenen im Plautus“ (in d. Abhandl. d. Berl. Ak. 1816. ff., und in Niebuhr's kleinen Schriften, Bd. I. S. 159 ff.); Leſſing, „Leben und Schriften des Plautus“ (in Leſſing's Werken von 1793, Bd. 22, von 1826, Bd. 10); **C. Lingii, „Quaestiones Plautinae“ (Vratisl. 1817. 8.)** u. m. a. 20.

Plebējer (plebs, alterthümlich plebes), das gemeine Volk Roms, die

gemeinen Bürger im Gegenſatze theils des populus (des Geſammtvolkes), theils der Vornehmen (patricii, nobiles), waren im alten Rom bis auf die Regierung des Servius Tullius der Inbegriff der gemeinen Freien, ohne Stimmrecht in den Curien (ſ. d. Art.) und politiſch unmündig und urſprünglich entſtanden aus dem Überreſte albaniſcher Bürger, die Tullus Hoſtilius nach dem Sturze Albas Rom einverleibte. Durch die Einführung einer neuen Art von Comitien unter Servius zu einem eigenen Stande ausgebildet ſtrebten die P. raſtlos nach Selbſtſtändigkeit und Gleichheit des Rechtes mit den andern Bewohnern Roms, bis ſie durch ihre Repräſentanten, die Volkstribunen, dieß erlangten und im Fortgange der Zeit endlich neben den Patriciern und Rittern die dritte Claſſe der römiſchen Bürger bildeten, ſo daß ſie nun ebenſo gut wie die Patricier an allen höheren Staatsämtern Theil nehmen konnten und in völlig politiſcher Gleichheit mit dem Erbadel ſtanden. Es leuchtet daher ein, daß unter den Plebejern nicht blos Leute des niedrigſten Standes und Arme zu verſtehen ſind, vielmehr zählten ſie unter ihrer Mitte ebenfalls viele der Geburt nach hoch Abſtammende, namentlich Adelige aus den im Laufe der Zeit eroberten Städten, ſo wie viele trefflich gebildete und begüterte Leute. Die Geſammtzahl der P. betrug in den blühendſten Zeiten des römiſchen Freiſtaates gegen 225000 Menſchen, beſtehend aus Beamten, Handwerkern, Kaufleuten, ſo wie aus Soldaten, Krämern, Müßiggängern und Bettlern. Eingetheilt wurden die P. in **plebs rustica**, die freien Bürger, die auf dem Lande lebten, meiſtens Ackerbau trieben und für die angeſehenen P. galten, und **plebs urbana**, d. i. diejenigen, die in der Stadt Rom ſelbſt lebten. 20.

Plectrum (πλῆκτρον, vom griech. πλήσσειν, ſchlagen), hieß bei den Griechen (neben andern Bedeutungen) das Werkzeug, womit die Saiten der Lyra und anderer Saiteninſtrumente geriſſen wurden. Die Geſtalt deſſelben iſt nicht genau bekannt, wahrſcheinlich aber war es aus Elfenbein. 1.

Plejāden, die 7 Töchter des Atlas und der Pleione, deren Namen waren: Alcyone, Merope, Celäno, Elektra, Sterope, Taygete und Maja. Vom Orion unabläſſig verfolgt flehten ſie den Zeus um Schutz an, welcher ſie unter die Sterne verſetzte, daher das Siebengeſtirn. Sechs von ihnen waren nur am Himmel ſichtbar, da Merope ihr Antlitz aus Scham vor ihren Schweſtern verbarg. Denn jene alle waren mit Göttern vermählt, dieſe nur mit dem ſterblichen Siſyphus. Die Griechen beſtellten ihre Felder mit dem Untergange und erndteten mit dem Aufgange dieſes Geſtirns. Der Name ſcheint von πλέειν (ſchiffen) abzuſtammen, weil die Schifffahrt mit dem Aufgange der P. begann. Die Römer nannten ſie **Vergiliae**, Frühlingsgeſtirn, weil ihr Frühaufgang gegen Ende des April den Frühling herbeiführt.— Sie ſind ein kleiner Haufen ſehr nahe bei einander ſtehender Sterne am Nacken des Stieres. Mit bloßem Auge erkennt man darin nur 6, aber mit guten Fernröhren gegen 120 Sterne. 11. 13.

Pleißnerland war eigentlich die ſpätere Benennung des ehemaligen ſorbiſchen Gaus **Plisni**, des Landſtriches an der Pleiße von Werdau bis zum Einfluſſe der Wiera, wurde aber nach Beſiegung der Sorben durch Heinrich I. bedeutend vergrößert und durch Grafen verwaltet, die vermuthlich in Schmölln reſidirten, und 1157 wurden die Ämter Kolditz und Leißnig noch dazu geſchlagen, worauf es durch ein kaiſerliches Landgericht regiert ward und den Namen P. erhielt. Durch Heirath Albrecht's, des Sohnes Heinrich's des Erlauchten, kam das Land 1254 nebſt den 3 Reichsſtädten Altenburg, Chemnitz und Zwickau an Meißen, ward mit denſelben 1290 wieder reichsunmittelbar, aber 1308 von Friedrich dem Gebiſſenen wieder erobert, deſſen Nachkommen nach mehreren Streitigkeiten im Beſitze blieben. Der Name verlor ſich dann allmählig. (Vergl. Limmer, „Geſchichte des Pleißnerlandes" (Ronneb. 1833). 39.

Plenipōtenz, ſ. Vollmacht.

Pleonasmus, gr. πλεονασμός, lat. abundantia, Erweiterung, Vermehrung, Überfluß, iſt der logiſche Fehler in der Rede, wenn in einem zuſammengeſetzten Worte oder in einem ganzen Gedanken etwas vorkommt, was ſchon in dem übrigen Geſagten mit enthalten iſt und folglich unbeſchadet des Verſtändniſſes wegbleiben könnte. Er unterſcheidet ſich demnach von der Tautologie (τὰ αὐτὰ λέγειν, daſſelbe ſagen) dadurch, daß dieſe den vollſtändigen Begriff oder Gedanken wiederholt, während der P. nur Wiederholung eines Unterbegriffes iſt. 9.

Pleß, ein Fürſtenthum im Regierungsbezirke Oppeln der preußiſchen Provinz Schleſien = 19 □M. mit 44000 Einw., iſt eine von den 6 ſchleſiſchen Standesherrſchaften, welche ſonſt auf den Fürſtentagen Sitz und Stimme hatten, und gehörte früher den Herzogen von Schleſien, kam aber ſpäter in den Beſitz der Freiherren von Thurzo und zu Anfange des XVI. Jahrh. in den der Familie von Promnitz. Seit 1765 gehört ſie dem Hauſe Anhalt, wo ſie eine Secundogenitur von Köthen bildet. Der jetzige Beſitzer iſt der Bruder des regierenden Herzogs, Fürſt Ludwig, welcher den Titel: Fürſt von Anhalt-Köthen-Pleß führt. — Hauptorte ſind: Pleß und Nikolai. 16.

Pleurĕſie oder **Pleuritis**, ſ. Lungenentzündung.

Pleureuſen (ſpr. Plöröſen) (vom franz. pleurer, weinen) heißen überhaupt die Zeichen der Trauer, vorzüglich die ſchwarzen Ränder um die öffentlichen Blätter bei Landtrauer. 30.

Pleyel (Ignaz), ein bekannter Componiſt, geb. 1757, hatte Haydn zum Lehrer, ging ſpäter nach Frankreich und wurde in ſeinem 30. Jahre Kapellmeiſter am Münſter zu Straßburg. Nach dem Ausbruche der Revolution ſah er ſich trotz dem, daß auch er der Freiheit eine Hymne componirt hatte, genöthigt ſeine Zuflucht in London zu nehmen und erſt 1796 kehrte er nach Paris zurück, wo ſein Name öffentlich mit unter denen genannt wurde, welche ihr Talent der Sache der Freiheit gewidmet hatten. Später gründete er eine Muſikalienhandlung, in welcher unter Anderm ſeit 1801 die bekannte „Bibliothèque musicale“ erſchien. Seine eigenen zahlreichen Compoſitionen, meiſt Inſtrumentalſtücke verſchiedener Gattungen, waren ſonſt ſehr beliebt, da ſie bei angenehmer, wenn auch nicht origineller, Melodie nicht ſchwer auszuführen ſind. Jetzt werden ſie nur mit Auswahl noch geſpielt. P. ſtarb den 14. Nov. 1831. 36.

Plinĭus, zwei berühmte römiſche Schriftſteller. — 1) **Cajus P. Secundus, major**, oder der Ältere, ein Mann von den umfaſſendſten Kenntniſſen, wurde geboren wahrſcheinlich zu Novocomum (nach Andern zu Verona) im Jahre 23 nach Chr., war unter Claudius, Nero und Veſpaſianus im Kriegsdienſte und öffentlichen Leben thätig, ließ jedoch keine Stunde der Muße vorbeigehen, um durch Leſen oder Schreiben über wiſſenſchaftliche Gegenſtände ſein Wiſſen zu bereichern, bis er endlich bei einem Ausbruche des Veſuv im Jahre 78 nach Chr. ſein Leben verlor. Er beſchäftigte ſich mit allen zu ſeiner Zeit ausgebildeten Wiſſenſchaften, ward ſo der größte Polyhiſtor ſeiner Zeit, iſt aber freilich auch, da er theils die Werke, die er las und verglich, zu oberflächlich ſtudirte, theils das, was er geleſen hatte, nicht richtig auffaßte, theils auch, weil er ſich zu vielſeitig beſchäftigte, ohne Gründlichkeit und Tiefe. Indeß liefern doch ſeine Schriften einen deutlichen Beweis von ſeiner großen Gelehrſamkeit, enthalten neben dem Oberflächlichen auch viel Brauchbares und Schätzenswerthes und ſind namentlich für den Geographen, Kunſtliebhaber und Naturforſcher höchſt intereſſant. Von ſeinen zahlreichen Schriften iſt uns wenigſtens ſein umfaſſendſtes Werk gerettet worden: „Naturae historiarum libri triginta septem“ (Naturgeſchichte), bei deſſen Ausarbeitung, wie P. ſelbſt erzählt, er 2500 Schriftſteller benutzte. Das erſte Buch dieſes großen Werks enthält den Plan zum Ganzen und ein Regiſter der benutzten Schriftſteller; Buch 2 erörtert die allgemeinen aſtronomiſchen, meteorologiſchen und kosmographiſchen

Verhältniſſe; Buch 3—6 umfaßt die Geographie; Buch 7 die Anthropologie; Buch 8—11 die Zoologie; Buch 12—27 die Pharmakologie; Buch 28—32 die Heilkunde; Buch 33—37 das Mineralreich in verſchiedenen Rückſichten auf Naturkräfte, Kunſt und Luxus. Die Darſtellungsweiſe iſt zwar eigenthümlich, aber entfernt von claſſiſcher Vollendung. Die Ed. pr. erſchien Venet. 1469. Fol.; andere Ausgaben ſind von P. Beroaldus (Parm. 1476. Fol.); Hermol. Barbari (Venet. 1497. Fol., 1499. Fol.); Alex. Benedictus (Venet. 1507. Fol.); J. Caesarius (Colon. 1524. Fol.). Ausgezeichnet ſind die Ausgaben von J. Fr. Gronov (Lugd. Bat. 1669. III. 8.); J. Harduin (Paris 1685. 4. 5 Voll., 1723. 2 Voll. Fol., 1741. 2 Voll. Fol.); Gabr. Brotier (Paris 1799. 12. 7 Voll.); J. G. F. Franz (Lips. 1788 sqq. 8. 10 Voll.). — Die neueſte Bearbeitung des P. iſt von Jul. Sillig (Lips. 1831—1836. 8. 2 Voll.). Eine deutſche Überſetzung lieferte Grosse (Frankf. 1781—1788. 12 Voll.). Vergl. Ant. Jos. Conr. a Turre Rezzonici „disquisitiones Plinianae“ (T. I. Parm. 1763. II. 1767. Fol.). — 2) Cajus Pl. Caecilius Secundus, der Jüngere, Neffe des Vorigen, Schüler des Quintilian, ward geboren im Jahre 62 nach Chr. zu Novocomum, war erſt Sachwalter in Rom, erwarb ſich hier Beifall und Ruhm, ſo daß er unter Domitian, Nerva und Trajan zu den höchſten Ehrenſtellen gelangte, und ward zuletzt Statthalter in Bithynien. Von ſeinen Schriften beſitzen wir noch 1) 10 Bücher Briefe (darunter das 10. Buch und namentlich ep. 97. am wichtigſten ſind, enthaltend Berichte des P. an Trajan und deſſen Reſcripte über das Verfahren gegen die Chriſten), die zur öffentlichen Bekanntmachung geſchrieben ſich nicht nur durch die größte Sorgfalt, ſondern auch durch treffende Bemerkungen über Geſchichte, Sitten und Gebräuche der damaligen Zeit auszeichnen, und 2) einen „Panegyricus Trajano dictus“ (Lobrede auf Trajan), voll von einzelnen Schönheiten, aber zu künſtlich und von zu wenig frei entwickeltem Geiſte in den gebrauchten und ungleich vertheilten redneriſchen Phraſen. Als Schriftſteller groß erſcheint P. als Menſch edelgeſinnt, mild und freigebig, doch auch eitel und ruhmſüchtig, weßhalb ſeinem ſtaatsbürgerlichen Charakter gediegene Kraft abgeht. Oft hat man, obſchon jedenfalls mit Unrecht, das 10. Buch ſeiner Briefe für unächt gehalten. Zugeſchrieben wird ihm endlich auch das dem L. Aurelius Victor beigelegte Werk: „de viris illustribus.“ Die Ed. pr. von ſeinen Briefen erſchien 1471. Fol. 8 Bde., vollſtändig Venet. ap. Ald. 1504. 1518.; dann „cum obs. exc. var. et J. Fr. Gronovii et Veenhusen“ (Lugd. Bat. 1669. 8.); „cum. not. Cortii et sel. var. ed. P. Dav. Longolius“ (Amst. 1734. 4.) und von J. M. Gesner (Lips. 1739. 8. 1770). — Ferner erſt die Epiſteln beſonders von Gierig (Lips. 1800—1802. 2 Voll. 8.); dann Epist. et Paneg. von Gierig (Lips. 1806. 2 Voll. 8.). Eine empfehlenswerthe Ausgabe iſt ferner die von Gf. H. Schaefer (Lips. 1805. 8.), ſo wie die der selectae epist. von J. Casp. Orelli (Turici 1832. 8.); beſondere Ausgaben des Panegyric. ſind: ed. pr. cum Panegyricis (Mediol. 1482. 4.); von Justus Lipsius (Antv. 1600. 4., 1604. 4.; 1622. 8.); J. Arntzenius (Amst. 1738. 4.); Ch. Gl. Schwarz (Norimb. 1746. 4.); Gierig (Lips. 1796. 8.). Gute Überſetzungen ſind von C. T. A. Schott (Stuttg. 1827 sqq. 16.); Ed. Thierfeld (München 1828 sqq. 12. 2 Voll.). Außerdem vergl. J. Masson „Vita Plinii“ (Amst. 1709. 8.); Gierig „Leben des jüngern Plinius“ (Dortmund 1798. 8.); Jul. Held „Über den Werth der Brieffammlung des jüngern Plinius in Bezug auf Geſchichte der römiſchen Literatur“ (Breslau 1833. 8.). 20.

Plinthe, ſ. Säule.

Plombiren heißt ein Siegel von Blei (franz. plomb) anlegen. Es geſchieht ſolches an Gegenſtände gröberer Art oder da, wo Gefahr der Beſchädigung vorhan-

den iſt, indem hier die Anlegung eines gewöhnlichen Siegels mit Siegellack oder Oblate nicht ausreichend ſein würde. Man verſichert ſich des Gegenſtandes, z. B. eines Waarencollo, Faſſes oder beladenen Wagens durch Umſchlingen mit einer Schnure, ſo daß ohne Verletzung derſelben nichts heraus oder hinein gebracht werden kann. Die Enden der Schnure werden in einen Knoten geſchürzt, welcher in eine darum gebiegte Bleiplatte gezwängt wird. Indem man mittelſt eines, wie ein Petſchaft gravirten Hammers darauf ſchlägt, erhält man die Verbindung zu einem Ganzen, in deſſen Mitte der Knoten bleibt. Ohne ſichtbare Verletzung des Bleiſiegels, auf welchem das in dem Hammer eingegrabene Zeichen abgedrückt wird, iſt die Schnur nun nicht mehr aufzulöſen. Man wendet dieſes Verfahren ſtatt jeder anderen Verſiegelung beſonders bei Tranſitogütern an, um gewiß zu ſein, daß im Lande kein Unterſchleif damit vorgeht. 38.

Plotinus, neuplatoniſcher Philoſoph, geb. zu Lykopolis in Ägypten 205 oder 206 nach Chr., kam in ſeinem 28. Lebensjahre in die Philoſophenſchulen nach Alexandria, deren jedoch keine ſeinen ins Unendliche ſtrebenden Geiſt befriedigte. Bei Ammonius Sakkas endlich (ſ. d. Art.) fand er Sättigung für ſeinen Wiſſensdurſt und war 11 Jahre lang deſſen Schüler. Um jedoch auch die perſiſche und indiſche Weisheit aus der Quelle kennen zu lernen, ſchloß er ſich dem Zuge des Kaiſers Gordianus gegen die Perſer an, zog ſich jedoch, da dieſer mißglückte, nach Antiochia zurück und ging dann nach Rom, wo er eine Schule ſtiftete, anfangs ohne rechten Erfolg, ſpäter mit großem Beifalle und Gunſt bei Männer und Frauen, ſelbſt beim Kaiſer Gallienus und deſſen Gemahlin. Anfangs theilte er die Lehre ſeines Meiſters, des Ammonius, nur mündlich ſeinen vertrauteſten Schülern mit; im 10. Jahre ſeines Aufenthaltes in Rom endlich ſchrieb er ſie auf. Er lebte 26 Jahre in Rom, zog ſich dann wegen Krankheit nach Campanien zurück und ſtarb hier im 66. Jahre ſeines Alters. In ſeinen Schriften, wie in ſeinen mündlichen Vorträgen fehlte ihm bei großer Fülle der Gedanken die Klarheit des Ausdrucks; ſeine zügelloſe Phantaſie führte ihn über alle Schranken ruhigen Denkens hinaus; dazu war er des Griechiſchen nicht recht mächtig. Vorherrſchend iſt bei ihm der platoniſche Ausdruck; doch finden ſich auch ariſtoteliſche und ſtoiſche Begriffe neben orientaliſcher Denkweiſe. — Er war, wie im Denken ſo auch im Leben, ganz der Schwärmerei jener Zeiten ergeben; er ſchämte ſich ſeines Körpers und verheimlichte darum ſein Geburtsjahr und alle Umſtände, die ſich auf ſeine Geburt bezogen; verachtete das politiſche Leben und die Sorge für weltliche Dinge und ſuchte einzig durch Enthaltſamkeit und Abtödtung des Fleiſches ſich auf unmittelbare Weiſe mit der Gottheit zu vereinigen, was ihm auch viermal in ſeinem Leben vermöge einer lebhaften Ekſtaſe gelungen ſein ſoll. Auch wollte er eigens in einer ihm dazu vom Kaiſer Gallienus geſchenkten Stadt einen platoniſchen Staat, **Platonopolis**, errichten; doch fand ſein Unternehmen Hinderniſſe. Seine Schriften ordnete auf ſeinen Befehl Porphyrius, ſein Schüler. Dieſer ſtellte die wenig zuſammenhängenden Bücher in 6 Enneaden (Abtheilungen von je 9 Büchern) zuſammen, nach der Verſchiedenheit des Inhalts, verbeſſerte die äußere Geſtalt der Rede und fügte Einzelnes hinzu. Wahrſcheinlich iſt es dieſe Ausgabe, die wir noch beſitzen. Doch wird auch einer anderen vom Euſtachius, gleichfalls einem Schüler des P., gefertigten erwähnt (ſ. Creuzer in den theol. Stud. und Krit. 1834. S. 344.). Derſelbe Porphyrius ſchrieb auch das Leben des P., das ſich gewöhnlich vor jener Ausgabe ſeiner Werke findet. Dieſe erſchienen zu Florenz (1492. Fol.) und „cum interpr. Ficini“ (Bas. 1580. 1615. Fol.) und in deutſcher Überſetzung, mit Anmerkungen begleitet, von J. G. Engelhardt (Erlangen 1820—1823. 8.). — Über P.'s Lehre ſelbſt ſ. d. Art. **Neuplatoniker**. 80.

Ploucquet (ſpr. Plukkeh) (Gottfried), ein Philoſoph, ward 1716 zu Straßburg geboren, ſtudirte zu Tübingen Theologie und Philoſophie und ward 1750

Profeſſor der Logik und Metaphyſik daſelbſt, als welcher er 1790 ſtarb. Er war ein ſcharfſinniger Denker der leibnitz-wolfiſchen Schule, entwickelte beſonders die Monadologie ſehr genau und ſuchte die Logik ganz mathematiſch durchzuführen, was er den „mathematiſchen Calcul“ nannte; fand aber mit letzterem keinen Beifall und bedeutende Gegner. Seine vorzüglichſten Schriften ſind: „Primaria monadologiae capita“ (Berol. 1748. 8.); „Fundamenta philosophiae speculativae“ (Tubing. 1782. 8.); „Principia de substantiis et phaenomenis. Accedit methodus calculandi in logicis ab ipso inventa etc.“ (Francof. 1764. 8.). 16.

Plunkett (ſpr. Plönkett) (William Coningham, Baron von), ein engliſcher Staatsmann und vorzüglicher Redner, wurde im Jahre 1765 in der irländiſchen Grafſchaft Fermanagh geboren, genoß eine ſorgfältige Erziehung, ſtudirte dann in Dublin, ward 1787 Sachwalter und trat im Jahre 1797 als Mitglied in das irländiſche Parliament, wo er ſich als einen entſchiedenen Gegner der Union zeigte. Als dieſe dennoch durchgeführt wurde, ward er Kronanwalt und ſchloß ſich als gemäßigter Tory, nachdem die Whigpartei in das Miniſterium getreten war, an Grenville an, nahm aber im Jahre 1807 ſeine Entlaſſung, wurde Sachwalter in Dublin und glänzte hier als einer der beſten Redner in den Gerichtshöfen. Im Jahre 1812 erwählte ihn die Univerſität von Dublin zu ihrem Stellvertreter im Parliamente, wo er ſein großes Talent als Redner aufs Neue entfaltete. Beſonders kräftig und nachdrucksvoll ſprach er für die Emancipation der Irländer; durch ſeine politiſche Verbindung mit Caſtlereagh und mehr noch durch ſeine Vertheidigung der Metzeleien in Mancheſter verlor er aber die Gunſt des Volkes gänzlich. Im Jahre 1821 wurde er Kronanwalt für Irland, kurz darauf Pair des Reiches und unter dem Miniſterium Grey's Kanzler von Irland. Als ſolcher war er eine der kräftigſten Stützen des Miniſterium im Oberhauſe und ſprach im October 1831 mit Feuer und Klarheit für die Reform des Parliaments. Als Redner hat er ſtets eine ausgezeichnete Stelle unter den Mitgliedern des Parliamentes eingenommen. 81.

Pluralismus (von plures, Mehrere) iſt die Annahme mehrerer Subſtanzen und zwar 1) in pſychologiſcher Hinſicht die Annahme mehrerer ſelbſtſtändiger geiſtiger Weſen, im Gegenſatze zum Emanationsſyſteme; 2) in kosmologiſcher Beziehung die Behauptung von dem Daſein mehrerer neben einander beſtehender Welten, und 3) im theologiſchen Sinne ſo viel als Polytheismus (ſ. d. Art.). 9.

Plus (mehr) und **Minus** (weniger) ſind in der Mathematik die Bezeichnung für Addition und Subtraction. Die von Rudolf und Stiefel dafür eingeführten Zeichen ſind für erſteres +, für letzteres —. 30.

Plutarchus, einer der ausgezeichnetſten und zugleich fruchtbarſten griechiſchen Schriftſteller, ward geboren 50 n. Chr. zu Chäronea in Böotien, war eklektiſcher Philoſoph, eifriger Gegner der Stoiker und Epikureer, lebte dann als Lehrer der Philoſophie zu Rom, wurde hier der Lehrer Hadrian's, dann Procurator Graeciae und ſtarb daſelbſt 120 nach Chr. Sowohl als Philoſoph wie als Geſchichtſchreiber, namentlich als Biograph, verdient er die größte Bewunderung; denn er iſt, wie Ulrici treffend bemerkt, antiker als ſeine Zeitgenoſſen und nächſten Vorgänger, daher aber auch ſelbſtſtändiger, eigenthümlicher und frei von der Sucht nach Nachahmung. Außer ſeinen zahlreichen philoſophiſchen (denen man insgeſammt den Namen „Moraliſche Aufſätze“ [„Moralia, συγγράμματα μικτά, ἠθικά“] gegeben hat, von denen jedoch einige verdächtig und unächt ſind und worin er ſich an Plato und die Akademiker anſchließt und mit Eifer für Wahrheit und Recht, aber in myſtiſch-dialektiſcher Speculation nicht zu verachtende Lebensregeln aufſtellt), antiquariſchen und vielen anderen Schriften ſchrieb er noch ſein vorzüglichſtes Werk

„*Βίοι παράλληλοι*“ (vergleichende Biographien), worin er ſein dabei ſich geſtecktes Ziel, moraliſch zu beſſern, unverrückt im Auge behielt. Moraliſch gut und edel, philoſophiſch hoch gebildet und reich an viel umfaſſenden Kenntniſſen bleibt P. einer der anziehendſten und intereſſanteſten Schriftſteller, wenn er auch bei ſeiner Genauigkeit nicht ſelten ins Kleinliche fällt und ſein Styl an Nachläſſigkeit und Ungleichheit leidet. Ausgaben ſämmtlicher Werke haben wir von **H. Stephanus** (Paris 1572. 8. 13 Voll.); J. Jac. **Reiske** (Lips. 1774—1782. 8. 12 Voll.); J. G. **Hutten** (Tubing. 1791—1804. 8. 14 Voll.). Von einzelnen Werken: 1) „Vit. parall.“ ed. pr. (Florent. ap. Junt. 1517. Fol.); ferner von **Marcus Musurus** (Venet. Ald. 1519. Fol.); A. **Korais** (Paris 1809 sqq. 8. 6 Bde.); Gf. H. **Schaefer** (Lips. 1826 sqq. 12. 5 Voll.). 2) „Moralia“ von Dan. **Wyttenbach** (Oxf. 1795—1800. 8. 5 Voll.); die „*Βίοι τῶν δέκα ῥητόρων*“ ſind oft als unächt verworfen, allein von A. G. **Becker** und vorzüglich von Ant. **Weſtermann** mit Recht vertheidigt worden. Vergl. „Plutarchi vitae 10 oratorum“ recogn. ann. crit. et comm. adj. Ant. **Westermann**. Acc. de auctore et auctoritate vitarum 10 oratorum commentatio (Quedlinb. 1833. 8.). Außerdem gibt es viele treffliche Ausgaben einzelner Schriften. Eine gute Überſetzung iſt die von **Kaltwaſſer** („Moralia,“ Francof. 1783—1800. 9 Bde.; „Parall.,“ Magdeb. 1799—1806. 10 Bde.). 20.

Pluto (bei den Griechen Pluton, Chthonios, Stygios, Aides, Hades; bei den Römern Dis, Orcus, Summanus, Februus), der Gott der Unterwelt (ſ. d. Art.), war der Sohn des Saturnus und der Rhea. Nach ſeiner Geburt wurde er von ſeinem Vater verſchlungen, doch durch Jupiter (ſ. d. Art.) wieder errettet. Das Unfreundliche der Höhle, in welcher er nun erzogen wurde, ging auf ſein ganzes Weſen über und er wurde ein ſo heftiger Feind des Lichts, wie der Freude, daß ſeine Gemeinſchaft den Göttern läſtig wurde und den Sterblichen Furcht und Schrecken einjagte. Bei der Welttheilung fiel ihm die Unterwelt zu, wo er ſeitdem ſeinen Wohnſitz aufſchlug. Neben dem Throne von Schwefel und Erz lag der Schlüſſel zu ſeinem Reiche und zu ſeinen Füßen ruhte der Cerberus. Von vier ſchwarzen Roſſen, Orphnäos, Äthon, Nyktäos und Alaſtor, wurde ſein Wagen gezogen und in ſeinem Hofſtaate befanden ſich außer den Richtern der Unterwelt die Furien, Charon und Cerberus. Als die Titanen den Himmel erſtürmen wollten, eilte er von den Cyklopen mit einem Doppelſpieße und einem Helme, der unſichtbar machte, bewaffnet ſeinem Bruder zu Hülfe. Dem Saturnus hatte er zu demſelben Behufe die Senſe entwendet, durch die er unüberwindlich wurde. Zum Danke für ſeinen Beiſtand erhielt er nun vom Jupiter auch die Herrſchaft über das Reich der Todten, dem dieſer einen Platz in der Unterwelt anwies. Seine Gemahlin war **Proſerpina** (ſ. d. Art.). Seine Verehrung war weit verbreitet im Alterthume. Die Griechen hatten ihm den berühmteſten Tempel zu Pylos in Meſſenien erbaut und bei den Römern war ihm der Terentus heilig, eine Stelle auf dem Marsfelde, unter welcher ein Altar, der zu großen Feſtlichkeiten ausgegraben wurde, verborgen lag. Geweiht waren ihm die Gladiatoren, die Cypreſſe und der Buchsbaum. Er wird abgebildet als ein Mann von finſterem Anſehn, mit Bart und über die Stirne herabhängendem Haare und am Oberleibe entblößt. Auf dem Kopfe trägt er eine Krone aus Ebenholz, die ſeine unbeſtechliche Gerechtigkeit bezeichnet. In der Rechten hält er den Zweizack oder einen Stab mit zwei Knöpfen und in der Linken eine Seele in der Geſtalt eines Wickelkindes. 77.

Plutus, der Gott des Reichthums, ein Sohn des Jaſion und der Ceres, wurde auf Kreta geboren. Die Tyche (Glück) übergab ihm alle im Schooße der Erde verborgene Schätze; da er aber den Reichthum immer nur an die guten Menſchen vertheilte, ließ ihn Jupiter erblinden, um nicht mehr unterſcheiden zu können.

Seinen Wohnſitz hatte er tief unter der Erde, ſuchte hinkend die Erdbewohner heim, kehrte aber im ſchnellen Fluge zurück, um von ihnen nicht beraubt zu werden. Die bildende Kunſt ſtellt ihn als Kind mit einem Füllhorne auf Tyche's Armen ſitzend vor und bei Dichtern erſcheint er als hinkender und blinder Mann, eine volle Börſe in ſeiner Linken haltend. Als Perſonification des Reichthums drückt er durch ſeine Eltern und ſeine Wohnung zugleich die Idee aus, daß nur Acker= und Bergbau den eigentlichen Reichthum begründen; er konnte alſo nur erſt bei der wirklichen Anſäſſigkeit der Griechen als Gott erſcheinen. 77.

Pluviāle, bei den Römern ein Regenmantel, nennt man das große Meßgewand, deſſen ſich die katholiſchen Geiſtlichen nur bei großen Feierlichkeiten bedienen. Es bedeckt rings um den Leib und wird vermittelſt zweier Haken vorn zuſammengehalten. 77.

Plymouth (Plimmudd) (Br. 50° 22′ 24″, L. 13° 31′ 35″), eine wichtige anſehnliche engliſche Seeſtadt in der Grafſchaft Devon, am Canale zwiſchen der Mündung der Flüſſe Tamar und Plym, beſteht aus der Vereinigung der drei noch kürzlich getrennten Städte, P., Stonehouſe und Devonport, hat 75000 Einw. und drei verſchiedene Häfen, Catwater, Suttonpol und Hamoaze, deren Ganzes einen der ſchönſten Hafen Europas bildet und wovon der dritte beſonders für die Schiffe der königlichen Marine beſtimmt iſt, von welchen immer gegen 100 hier ſind. Wichtige Feſtungswerke beſchützen dieſe drei Hafen gegen feindliche Angriffe, während der Damm Breakwater (Wellenbrecher), im Jahre 1812 angefangen und jetzt faſt vollendet, ſie gegen das Meer ſichert. Dabei ſind zwei Leuchtthürme, von denen der Eddyſtone, welcher mitten im Waſſer unter 50° 10′ 54″ Br. und 13° 24′ 58″ liegt, der berühmteſte iſt. Ungeachtet der überhaupt engen, unregelmäßig und ziemlich ſchlecht gepflaſterten Straßen, beſonders in dem eigentlichen P., zeichnet ſich dieſe Stadt doch durch die Zierlichkeit und Reinlichkeit ihrer Häuſer und durch mehrere Gebäude von einer merkwürdigen Schönheit aus. Die merkwürdigſten Gebäude ſind: das neue Schauſpielhaus in Devonport, das man für das ſchönſte in allen Provinzialſtädten hält und bei welchem ein prächtiges Gaſthaus (royal hôtel) ſich befindet; das Gebäude des Athenäum zu Devonport, welches 1818 nach dem Modelle des Parthenon erbaut iſt; die Börſe; die Kirche von Devonport; die äußerſt großen und prächtigen Gebäude des Arſenals der königlichen Marine, worin man vorzüglich die Docks oder Baſſins, die bedeckte Schiffswerfte mit Stückgießerei, Ankerſchmiede, Magazine, Seilwindereien und anderen Werkſtätten, in denen beſtändig 3—4000 Arbeiter Beſchäftigung haben, bewundert; das große königliche Seehoſpital, ein ungeheures Gebäude von Granitſteinen; die Cidatelle und die beiden wegen ihres ungeheuren Umfanges merkwürdigen Caſernen zu Stonehouſe. Zu den wiſſenſchaftlichen Anſtalten dieſer Stadt gehören das Athenäum, eine Art von Univerſität, wo Vorleſungen über alle Wiſſenſchaften, mit Ausnahme der Theologie, gehalten werden; 1 lateiniſche, ſeit 1573 vom Staate unterhaltene Schule (die einzige dieſer Art in Altengland); die königliche Marineſchule und die Sternwarte. Äußerſt merkwürdig ſind die ſchöne 112 engl. Fuß hohe Säule, die zu Devonport errichtet iſt, zum Andenken der im Jahre 1827 geſchehenen Umänderung ſeines alten Namens Plymouthdock in den jetzigen, und das große Reſervoir am Ende der Bai Boveyſand, wo man ſtets genug Waſſer aufbewahrt, um eine Flotte von 50 Linienſchiffen zu verſorgen. P. beſitzt große Fabriken, auch eine Segeltuchfabrik, einige Seilerbahnen, eine große Gerberei und Manufacturen; dabei treibt es einen bedeutenden Handel nach Weſtindien und Amerika, hat einen nicht unbeträchtlichen Antheil an der Sardellenfiſcherei und iſt der Sammelplatz ſowohl der Canalflotte, als auch der auswärts gehenden Convoyen, eine Niederlage für Priſengüter und führt nach Weſtindien viel Kalk aus. P. wird durch einen Aquäduct aus dem Dartmoor mit Trinkwaſſer verſorgt. 71.

Pneuma iſt der griechiſche Ausdruck für Hauch, Geiſt, Luft; daher Pneumatologie, Geiſterlehre, entweder ſo viel als Pſychologie, im Gegenſatze zur Somatologie oder Körperlehre, oder in medieiniſcher Hinſicht, die Lehre von den Blähungen, und Pneumatik oder Aërodynamik, Aërometrie, die Lehre von der Bewegung elaſtiſch= oder expanſibel=flüſſiger Körper und luftförmiger Stoffe. Bei den Franzoſen iſt letztere Bezeichnung wenig gebräuchlich, deſto mehr aber bei den Engländern, welche nicht ſelten die ganze Aëroſtatik mit darunter begreifen. Unter den Deutſchen hat beſonders Karſten in ſeinem „Lehrbuch der geſammten Mathematik" (Greifswalde 1771. 8. Thl. VI.) die Lehre von der Bewegung elaſtiſch=flüſſiger Körper unter dieſem Titel abgehandelt. 40.

Pneumatiſch=chemiſcher Apparat iſt eine Vorrichtung, welche bei Entwickelung von Gaſen in der Chemie Anwendung findet und aus einer Wanne mit Waſſer oder Queckſilber gefüllt und einem durchlöcherten Stege beſteht. Wenn das Gas in einem Gefäße entwickelt iſt, wird es in die vorſtehende mit Queckſilber oder Waſſer gefüllte Wanne unter den Steg geleitet und kommt hier vermöge ſeiner geringen ſpezifiſchen Schwere durch die trichterförmigen Öffnungen an die Oberfläche, wo es in mit der Mündung nach unten aufgeſtellten und mit Queckſilber oder Waſſer gefüllten Gläſern aufgefangen wird. 5.

Pneumatomachen, ſ. Macedonius.

Pnyx, ſ. Attika.

Po (bei den Römern Bodincus, Padus, Eridănus), der Hauptfluß Italiens, entſpringt aus mehreren kleinen Seen am nordöſtlichen Abfalle des Monte Viſo in den cottiſchen Alpen in Piemont, 6000 Fuß über dem Meere, und richtet ſeinen Lauf nach Norden. Unterhalb Turin aber, wo er ſchiffbar wird, wendet er ſich nach Oſten und verfolgt dieſe Richtung unter vielfachen Krümmungen bis an ſeine Mündung. Auf dieſer Bahn bildet er die Grenze zwiſchen dem lombardiſch=venetianiſchen Königreiche und einem Theile von Sardinien, Parma, Modena und dem Kirchenſtaate und berührt die Städte Piacenza, Cremona und Guaſtalla. Einige Meilen von ſeiner Mündung theilt er ſich in zwei Hauptarme, von denen der nördliche Po grande, der ſüdliche Po morto heißt. Beide ſpalten ſich wieder in mehrere kleinere und ſo ergießt er ſich durch weit ausgedehnte Lagunen in den Meerbuſen von Venedig. Er iſt gegen 95 Meilen lang und ſeine mittlere Flußbreite beträgt 200 Schritte. Obgleich er bei gewöhnlichem Waſſerſtande einen ruhigen Lauf hat, ſo richtet er doch wegen ſeines verſandeten Flußbettes, wenn er nur einigermaßen anſchwillt, Überſchwemmungen an. Inſeln zählt er mehrere, doch nur in ſeiner oberen Hälfte. Sein Flußgebiet, das ſüdlich von den Apenninen und nördlich von den Alpen begrenzt wird und 1400 □ Meilen beträgt, führt ihm rechts den Tanaro, die Trebbia, den Taro, die Secchia, den Panaro und Reno, links die große Doria, die Seſia, den Teſſino, die Adda, den Oglio und Mincio neben zahlreichen kleineren Flüſſen zu. 35.

Pochwerke, Pochmühlen ſind diejenigen bergmänniſchen Betriebswerke, welche nöthig ſind, um das Geſtein zur nachfolgenden Aufbereitungsarbeit durch Verwaſchen zu zerkleinern. Pochen heißt dieſe Arbeit ſelbſt. Gegenwärtig ſind die meiſten P. mit Waſſerrädern in Verbindung und durch die an denſelben befindlichen Wellen mit Heblingen werden vierkantige Bäume, die Pochſtempel, an deren unterem Ende viereckige 1½ Spannen lange Eiſen, die Pocheiſen, angeſchuht oder eingelaſſen ſind, ſenkrecht abwechſelnd in die Höhe gehoben. Durch ihr Zurückfallen zerſtampfen dieſelben das grobgeſchlagene darunter befindliche Geſtein. Gemeiniglich bilden drei Stengel einen Pochſatz, welcher durch zwei tief eingerammte Pochſäulen und durch horizontale Pochleitungen (Querriegel) aufgerüſtet iſt. Mehrere Pochſätze ſind gemeiniglich von einer Welle bewegt. Zwiſchen den Pochſäulen im Erdboden befindet ſich beim Naßpochen oder Zerpo-

chen im Waſſer der Pochtrog, deſſen Boden die Pochſohle oder Pochwand heißt. Das Waſſer reißt das Gepochte und den Staub mit ſich fort zunächſt in das Gefälle, einem Gerinne von der meiſten Neigung, und aus dieſem in Pochgräben und Sümpfe von allmählig abnehmender Neigung. In dem erſten ſammeln ſich die gröberen und ſchwereren Theile des Zerpochten, in den letzteren die feineren und leichteren. Nach den Punkten ihres Niederfallens werden dieſe Pochmehle oder Pochſande in verſchiedene Abtheilungen gebracht, in verſchiedene Stände eingeſchlagen, geſammelt und verſchiedenartig verwaſchen. Das Unterſchüren neuer Geſteinmaſſen zum Zerpochen unter die Stempel und ihre Eiſen bewirken Naßpochmaſchinen ſelbſt durch eine einfache Vorrichtung. — Pochwerk wird auch dasjenige Erz genannt, welches zum Zerpochen beſtimmt iſt. Meiſtens iſt armes Erz damit gemeint. 76.

Pockels (Karl Friedrich), einer der beſten deutſchen didaktiſchen Proſaiſten, am 15. Nov. 1757 zu Wörmlitz bei Halle geboren, widmete ſich auf der Univerſität Halle der Theologie und wurde, nachdem er eine kurze Zeit lang die Stelle eines Hauslehrers zu Potsdam bekleidet hatte, auf Rochow's Empfehlung 1780 als Erzieher zweier jungen Prinzen nach Braunſchweig berufen. Nachdem er den älteren derſelben, Herzog Auguſt, als Geſellſchafter bei ſeinem Eintritte in den hanöveriſchen Kriegsdienſt begleitet hatte, ward er von dieſem 1788 zum Secretair und 1800 zum Hofrathe ernannt und erhielt ein einträgliches Kanonikat zu Braunſchweig, wo er am 28. Oct. 1824 ſtarb. In dem letzten Jahre ſeines Lebens war ihm auch das Amt eines Cenſors übertragen worden. P.'s Stellung war ſehr geeignet, die Menſchen von allen Seiten und in allen Ständen kennen zu lernen und er benutzte dieſe Gelegenheit, um ſich einen reichen Schatz von Erfahrungen zu ſammeln. Seine pſychologiſch-didaktiſchen Werke („Beiträge zur Beförderung der Menſchenkenntniß", Berl. 1788—1789. 2 Stücke. 8.; „Fragmente zur Kenntniß des menſchlichen Herzens", Hanov. 1788—1794. 3 Sammlungen. 8.; „Verſuch einer Charakteriſtik des weiblichen Geſchlechts", Ebend. 1797—1802. N. A. 1806. 5 Thle. 8.; „Neue Beiträge zur Bereicherung der Menſchenkunde", Hamb. 1798. 8.; „Contraſte zu dem Gemälde der Weiber", Hanov. 1804. 8.; „Der Mann", Ebend. 1805—1808. 4 Bde. 8.; „Über den Umgang mit Kindern", Ebend. 1811. 8. und „Über Geſellſchaft, Geſelligkeit und Umgang", Ebend. 1813—1816. 3 Thle. 8.) beurkunden einen eben ſo feinen und richtigen Beobachtungsgeiſt, als eine ſchöne Darſtellungsgabe. Weniger gediegen iſt ſein biographiſcher Verſuch „Karl Wilhelm Ferdinand von Braunſchweig" (Tübingen 1809. 8.), worin er ſich freilich nicht wenig durch die Zeitverhältniſſe beſchränkt ſah. 66.

Pocken, ſ. Blattern.

Pococke (Eduard), berühmter Orientaliſt, ward den 8. Nov. 1604 zu Oxford geboren, ſtudirte ſeit 1618 daſelbſt morgenländiſche Sprachen, ward nach eifrigen Studien 1630 Kaplan der britiſchen Factorei in Aleppo und benutzte daſelbſt ſeine Zeit ſo trefflich zu ſeiner weiteren Ausbildung in der Kenntniß der Sprachen, Literaturen und Gebräuche Vorderaſiens, daß nach ſeiner Rückkehr nach England (1636) ein Lehrſtuhl der arabiſchen Sprache in Oxford für ihn gegründet ward. 1638 reiſte er wieder nach Conſtantinopel, fand aber bei ſeiner Rückkehr (1640) die engliſche Revolution im vollen Gange und er beſchäftigte ſich jetzt nur mit Studien, mußte jedoch 1642 als Royaliſt ſich nach Childrey in Berksſhire flüchten und ward erſt 1647 wieder angeſtellt, worauf er 1648 zum Profeſſor der hebräiſchen Sprache in Oxford ernannt ward und zugleich ein einträgliches Kanonikat erhielt, das er zwar 1650 ſchon wieder verlor, aber 1660 durch die Reſtauration wieder bekam. Er ſtarb den 12. Sept. 1691. — Seine umfaſſende und gründliche Gelehrſamkeit bezeugen ſeine geſchätzten Ausgaben mehrerer trefflicher

arabiſcher Werke und rabbiniſcher Schriften, mehrere Commentare über kleine Propheten und Überſetzungen ſyriſcher und arabiſcher Werke. Zu bemerken iſt, daß er zur Bekehrung der Muhammedaner die Schrift von Hugo Grotius „De veritate religionis christianae“ ins Arabiſche überſetzte und nach dem Oriente ſandte. — Ein Verwandter P.'s, Richard P., 1704 zu Southampton geboren, hat ſich als Reiſender in den Orient und durch ſeine Schrift: „Description of the East and some other countries“ (Lond. 1743—1745. 2. Aufl. 1774. 2 Bde. Fol. mit 179 Kpfrn. Deutſch von Breyer, Erlangen 1771—1773. 3 Bde. 4.) bekannt gemacht. Er ſtarb 1765 als Biſchof zu Meath. 16.

Podāgra, ſ. Gicht.

Podalirius, ein Sohn des Äſkulap und Bruder des Machaon (ſ. d. Art.), war einer von den Freiern der Helena und zeichnete ſich im trojaniſchen Kriege nicht nur als Arzt, ſondern auch als Held und Anführer aus. Auf ſeiner Rückreiſe wurde er nach Karien verſchlagen, wo er des Königs Damäthus Tochter, Syrna, heilte. Zur Belohnung erhielt er ſie zur Gemahlin und zur Mitgift die ganze kariſche Halbinſel. 11.

Podestà iſt in Italien der Titel des Directors einer ſtädtiſchen Behörde und entſpricht unſerm Schultheiß oder Bürgermeiſter. 30.

Podiebrad (Georg), König von Böhmen, wurde am 6. April 1420 zu Horſtwitz geboren. Sein Vater, ein böhmiſcher Edelmann und Beſitzer von Kunſtadt und Podiebrad, nährte die frühererwachte Neigung ſeines Sohnes zum Soldatenſtande, ſo daß dieſer ſich bald bei mehreren Gelegenheiten durch ſeine Tapferkeit und Klugheit auszeichnete und ſpäter für den größten Krieger ſeiner Zeit galt. Er war ſtets auf Seiten der Huſſiten, ſtimmte deßhalb auch auf dem im Jahre 1437 wegen der Wahl eines Königs gehaltenen Landtage für Caſimir, einen polniſchen Prinzen, gegen Albrecht II., der von den Katholiken gewählt worden war, und wußte in mehreren Treffen ſeiner Partei den Sieg zu verſchaffen. Nach dem im Jahre 1440 erfolgten Tode Albrecht's II. trat er während des Interregnum auf die Seite der Wittwe Sigismund's und brachte es durch allerlei Ränke und mit Hülfe der Huſſiten dahin, daß er erſt zum Landeshauptmanne ernannt und dann zu einem der Reichsverweſer erhoben wurde. Nach dem Tode ſeines Amtsgenoſſen, der nicht ohne den Verdacht, Gift bekommen zu haben, frühzeitig ſtarb, verwaltete P. das Reich allein. Auch als der junge König Ladislaus im Jahre 1456 nach Ungarn ging, überließ er ihm die Verwaltung des Staates. Nachdem Ladislaus kurz nach ſeiner Vermählung mit einer franzöſiſchen Prinzeſſin in Prag plötzlich, wie man vermuthete, durch Gift, welches ihm P. beigebracht hatte, geſtorben war, erhielt dieſer bei der neuen Königswahl beſonders durch die Gunſt der Huſſiten die meiſten Stimmen, da ſich ihm auch die Katholiken geneigter zeigten, nachdem er dem Papſte feierlich Gehorſam angelobt hatte. Nach ſeiner Thronbeſteigung befreite er ſogleich den durch Ladislaus gefangen gehaltenen Matthias Corvinus, ſchloß mit Polen ein Bündniß und verſchaffte Friedrich III., welcher von ſeinen eignen Bürgern belagert wurde, die Freiheit. Allein beide Fürſten belohnten ihn für ſeine Dienſte mit Undank. Seine Töchter verheirathete er mit den angeſehenſten benachbarten Fürſten; mußte aber viele Städte des Reichs, ſo wie Mähren, die Lauſitz und Schleſien durch die Gewalt der Waffen zum Gehorſam bringen. Im Jahre 1462 leiſtete er Friedrich III. von Neuem Beiſtand gegen deſſen Unterthanen und zur Dankbarkeit dafür erhielt das Königreich Böhmen viele Privilegien. Später zerfiel er aber mit dem Kaiſer ganz. Er weigerte ſich nämlich, dem Verlangen des Papſtes gemäß, den Huſſiten den ihnen auf der Kirchenverſammlung zu Baſel zugeſtandenen Gebrauch des Kelches im heiligen Abendmahle zu unterſagen, wurde deßhalb mit dem Banne belegt und ſogar ſeines Königreiches entſetzt. Man predigte nicht nur das Kreuz gegen ihn, ſondern es wurde

Digitized by Google

auch auf dem Reichstage ein Krieg wider ihn beſchloſſen, obgleich unter allen daſelbſt anweſenden Fürſten allein der Kaiſer und außer ihm der päpſtliche Nuntius dafür geſtimmt hatten. P. fiel nun im Jahre 1467 in Öſtreich ein, während Matthias Corvinus mit dem Kreuzheere und ſeinen eignen Truppen in Böhmen eindrang und ſich im Jahre 1469 zu Olmütz von dem päpſtlichen Geſandten zum Könige von Böhmen krönen ließ. Allein deſſenungeachtet wußte P. bis zu ſeinem am 22. März 1471 erfolgten Tode ſeine königliche Würde zu behaupten. Da ſein Sohn von Seiten der Stände bei der Königswahl nicht die gewünſchte Unterſtützung fand, ſo kam Böhmen an Ladislaus, König von Ungarn. 81.

Podolien, ſ. Rußland.

Poecile (ποικίλη sc. στοά, gemalte Halle) war in Athen eine große Halle im Norden der Akropolis und der Agora, welche von Cimon erbaut den Namen Stoa Peiſianaktios führte und von den darin hängenden Gemälden des Polygnotus, Panänus und Pamphilus P. genannt wurde. Gewöhnlicher wurde ſie ſpäter Stoa (Halle) überhaupt genannt und gab der ſtoiſchen Philoſophenſchule den Namen. 37.

Poelemburg (ſpr. Pulemburg) (Cornelius), ein berühmter niederländiſcher Maler, geb. 1586 zu Utrecht, beſuchte anfangs die Schule Abrah. Bloemart's und ging dann nach Italien, wo er ſich nach Elzheimer und ſpäter nach Raphael bildete. Auch erwarb er ſich in Kurzem bedeutende Geſchicklichkeit, doch leiſtete er bei allem Fleiße im Zeichnen nur wenig und beſchränkte ſich deßhalb auf kleine Hiſtorienſtücke und Landſchaften. In dieſem Genre aber übertraf er faſt alle ſeine Zeitgenoſſen, ſo daß ſelbſt Rubens nicht verſchmähte, bei ihm Beſtellungen für ſein Cabinet zu machen. Seine Landſchaften zierte er mit ſchönen Hintergründen von Ruinen und Waſſerfällen und häufig mit Gebäuden aus der Umgegend von Rom; auch machte er oft Kinder, Nymphen und andere mythologiſche Perſonen, Frauen ꝛc. zu Gegenſtänden ſeiner Darſtellung. Die Zeichnung abgerechnet trägt Alles den Stempel der Vollendung. Seine Färbung iſt beſonders in den Lüften glänzend, das Helldunkel ohne Tadel und die Ausführung fleißig und geſchmackvoll. Zu vielen ſeiner Gemälde lieferten andere Künſtler die Staffage, unter anderen Berghem. Übrigens war er auch im Kupferſtechen ſehr geſchickt. Er ſtarb im Jahre 1660 zu Utrecht. 36.

Pölitz (Karl Heinrich Ludwig), Profeſſor der Staatswiſſenſchaften zu Leipzig, wurde am 17. Auguſt 1772 zu Ernſtthal im Schönburgſchen geboren, wo ſein Vater Prediger war. Letzterer, zu Leipzig in Gottſched's Schule gebildet, prägte dem Sohne frühzeitig den Sinn für ſtrenge Richtigkeit in der deutſchen Sprache ein und übte den äſthetiſchen Geſchmack deſſelben an dem Leſen der damals im Vordergrunde ſtehenden deutſchen Claſſiker, Wieland's, Klopſtock's, Herder's, Gleim's, Leſſing's, Schiller's u. A. Im Jahre 1786 bezog P. das Lyceum zu Chemnitz und im Jahre 1791 die Univerſität Leipzig, machte im Jahre 1793 anonym ſeinen erſten ſchriftſtelleriſchen Verſuch und erwarb ſich am 12. April 1794 die Rechte eines Privatdocenten der Philoſophie durch die Vertheidigung der Disputation: „De gravissimis theologiae seriorum Judaeorum decretis.“ Er begann mit philoſophiſchen und geſchichtlichen Vorleſungen. Im Jahre 1795 ward er durch den damaligen Oberhofprediger Reinhard dem Cabinetsminiſter von Schiebell zur zweiten Profeſſur der Moral und Geſchichte an dem churfürſtlichen Cadettenhauſe empfohlen und nach Becker's Verſetzung von Friedrich Auguſt als erſter Profeſſor dieſer Wiſſenſchaften am 1. Febr. 1796 angeſtellt, kehrte aber im Jahre 1803 nach Leipzig als außerordentlicher Profeſſor der Philoſophie zurück und ward im October wegen eines Rufs ins Ausland nach Wittenberg als ordentlicher Profeſſor des Natur- und Völkerrechts verſetzt, wo er nach Schröckh's Tode im Jahre 1808 die ordentliche Profeſſur der Geſchichte erhielt. Dieſe bekleidete er bis zum

Jahre 1815, wo er einem Rufe der königlich ſächſiſchen Regierung zur ordentlichen Profeſſur der ſächſiſchen Geſchichte und Statiſtik nach Leipzig folgte. Allein nach dem Tode des Profeſſors Arndt 1819 ward ihm wegen der damit verbundenen und unmittelbar nach den karlsbader Beſchlüſſen mit möglicher Umſicht zu verwaltenden Cenſur die Profeſſur der Staatswiſſenſchaften übertragen, während deren Bekleidung er im Jahre 1825 zum königlich ſächſiſchen wirklichen Hofrathe, 1830 zum Ritter des Civilverdienſtordens und 1833 vom Großherzoge von Heſſen zum geheimen Rathe ernannt ward. Neben einer großen Zahl genannter und anonymer Schriften aus dem Gebiete der Geſchichte, der Philoſophie, Theologie, der er ſich urſprünglich gewidmet hatte, und der ſchönen Künſte dürften zu nennen ſein: „Allgemeine deutſche Sprachkunde, logiſch und äſthetiſch begründet" (Leipz. 1804); „Praktiſches Handbuch zur ſtatariſchen und curſoriſchen Lectüre der deutſchen Claſſiker" (2. Aufl. 1827. 4 Bde.); „Weltgeſchichte, ein Lehr- und Leſebuch für gebildete Stände" (6. Aufl. 1830. 4 Bde.); „Kleine Weltgeſchichte" (7. Aufl. 1834); „Erziehungswiſſenſchaft" (Leipz. 1806. 2 Bde.); „Encyklopädie der geſammten philoſophiſchen Wiſſenſchaften im Geiſte des Syſtems einer neutralen Philoſophie" (Leipz. 1807 und 1808. 2 Bde.); „Staatslehre" (1808. 2 Thle.); „Der Rheinbund, hiſtoriſch und ſtatiſtiſch dargeſtellt" (1811); „Handbuch der Geſchichte der ſouverainen Staaten des Rheinbundes" (1811. 2 Thle.); „Franz Volkmar Reinhard, nach ſeinem Leben und Wirken dargeſtellt" (2 Thle. 1813—1815); „Das deutſche Volk und Reich" (1816); „Die Conſtitutionen der europäiſchen Staaten ſeit den letzten 25 Jahren" (1816—1824. 4 Thle.); ſpäter umgearbeitet und neugeſtaltet unter dem Titel: „Die europäiſchen Verfaſſungen ſeit dem Jahre 1789" (1832 ff. 3 Thle.); „Geſchichte des öſtreichiſchen Kaiſerſtaats" (1817); „Die Sprache der Deutſchen, philoſophiſch und geſchichtlich dargeſtellt" (1820); „Die Staatswiſſenſchaften im Lichte unſerer Zeit" (1823 ff. 5 Thle. Neue ſehr vermehrte Aufl. 1827); „Das Geſammtgebiet der deutſchen Sprache, nach Proſa, Dichtkunſt und Beredſamkeit, theoretiſch und praktiſch dargeſtellt" (1825. 4 Thle.); „Die Staatenſyſteme Europas und Amerikas ſeit dem Jahre 1783 geſchichtlich-politiſch dargeſtellt" (1826. 3 Thle.); „Die Geſchichte des Königreichs Sachſen" (1826. 2 Bdchen.); „Die Geſchichte der preußiſchen Monarchie" (1827. 4 Bdchen.); „Die Regierung Friedrich Auguſt's, Königs von Sachſen, nach den Quellen dargeſtellt" (1830. 2 Thle., mit einem Facſimile und 18 lithographirten Tafeln); „Das conſtitutionelle Leben nach ſeinen Formen und Bedingungen" (1830); „Vermiſchte Schriften aus den Kreiſen der Geſchichte, der Staatskunſt und der Literatur überhaupt" (1831. 2 Thle.); „Staatswiſſenſchaftliche Vorleſungen für gebildete Leſer in conſtitutionellen Staaten" (1831 ff. 3 Thle.). Außerdem nahm P. Antheil an der Redaction der „Leipziger Literaturzeitung" von 1819—1832; ſelbſt redigirte er die „Jahrbücher der Geſchichte und Staatskunſt" von 1828—1836, das vormals Beck'ſche „Repertorium" im Jahre 1833 und die „Kritiſche Überſicht der neueſten Literatur in dem geſammten Gebiete der Staatswiſſenſchaften" (1835. 2 Thle.). 64.

Pöllnitz (Karl Ludwig, Freiherr von), ein deutſcher Abenteurer, welcher faſt in allen Ländern Europas ſein Glück verſuchte, am 25. Febr. 1692 zu Iſſuin im Kölniſchen geboren, widmete ſich dem Militairſtande und machte 1708 als Freiwilliger den Feldzug der Preußen nach Flandern mit. Der König von Preußen, welcher ihn liebgewonnen hatte, nahm ihn nach ſeiner Zurückkehr nach Berlin unter ſeine Bedienung auf, ſah ſich aber bald genöthigt, ſeinen Schützling wegen einiger Dienſtnachläſſigkeiten vor dem Hofe zurechtzuweiſen, welches dieſer ſo übel aufnahm, daß er Berlin verließ und nach Hanover ging, wo er all ſein Geld im Spiele verlor. Mit Empfehlungsſchreiben der Churfürſtin von Hanover verſehen begab er ſich jetzt nach Paris, wo er aber vergebens einen erklecklichen Beweis der königlichen

Gunſt, die er ſich durch ſeine devoten Complimente erworben zu haben glaubte, erwartete. Nachdem er durch Aufwand und eine theuere Liebſchaft einen großen Theil ſeiner Habe vergeudet hatte, kam er nach Berlin zurück, reiſte aber bald wieder, da er ſich umſonſt eine Hofſtelle zu erbetteln geſucht hatte, nach Paris ab und ließ ſich von Neuem von einer liſtigen Franzöſin betrügen. Als ihm alle Verſuche zu Paris, Berlin und Hanover keine Anſtellung verſchaffen konnten, ging er nach Polen, wo er aber nur mit Mühe dem Gefängniſſe, welches ihm ſeine Gläubiger angewieſen hatten, entkam. Er ging nun wieder nach Paris und ward, um ſchneller eine Stelle zu erhalten, katholiſch; aber auch dieſes Opfer brachte er vergebens und mußte, um Wohnung und Eſſen zu erhalten, den Liebhaber einer alten häßlichen Dame ſpielen. Nach dem Tode derſelben entging er der körperlichen Haft durch eine ſchnelle Reiſe nach Berlin; als aber hier ſeine Religionsänderung bekannt wurde, mußte er die Stadt verlaſſen und kam, nachdem er ſich eine Zeit lang vergebens an mehreren kleinen Höfen Deutſchlands herumgetrieben hatte, nach Wien, wo er durch Eugen's von Savoyen Verwendung eine Officierſtelle bei einem Regimente in Sicilien erhielt. Er nahm ſeinen Weg über Paris, wo er das zu Wien erbettelte Geld in Law's Papierſpeculation verlor, und kam mit leeren Taſchen nach Rom, wo er dem Papſte ſeinen Entſchluß mittheilte, ſich dem geiſtlichen Stande zu widmen; da aber ſein Anerbieten nicht günſtig aufgenommen wurde, richtete er ſein Augenmerk auf Spanien und kam, nachdem man ihn einige Zeit zu Bayonne feſtgehalten hatte, glücklich nach Madrid, von wo aus er ſich, als er nichts als eine Officierſtelle ohne Gage erhalten konnte, nach England einſchiffte. Am engliſchen Hofe fand er kein geneigtes Gehör und wurde mit einer geringen Geldſumme abgefertigt. Er wandte ſich nun nach Holland, wo ihn ſeine Gläubiger bald ſo unbarmherzig verfolgten, daß er wieder in Eile nach Deutſchland flüchten mußte. Endlich lächelte ihm nach vielen Irrſalen ein nicht ſehr beneidenswerthes Glück. Friedrich II. von Preußen ernannte ihn zu ſeinem Großceremonienmeiſter oder vielmehr, wenn man die Stelle bei ihrem wahren Namen nennen will, zu ſeinem Hofnarren. P. ſtarb am 23. Juni 1775. Seine „Lettres et mémoires“ (beſte Ausg. Amst. 1737. 5 Voll. 12. Deutſch, Frankf. 1735. 4 Thle. 8.), ſo wie ſeine „Mémoires pour servir à l'histoire des quatre derniers Souverains de la maison de Brandebourg“ (Berl. 1791. 2 Voll. 8. Deutſch von F. L. Brunn, Berlin 1791. 2 Bde. 8.) ſind anziehend geſchrieben und für die Sittengeſchichte des vorigen Jahrhunderts nicht ohne Werth. Einige andere ihm gewöhnlich zugeſchriebene Werke ſind zu unbedeutend, als daß wir ſie hier anführen dürften. 66.

Pönitentiarius heißt in der römiſch-katholiſchen Kirche 1) der Vorſteher des päpſtlichen Tribunals (la Penitenziaria), eines geiſtlichen Gerichts zu Rom, welches in ganz beſonderen Gewiſſensfällen Diſpenſation ertheilt. Dieſe angeblich vom Papſte Benedict II. eingeführte Würde kann nur von einem Cardinale bekleidet werden. 2) Derjenige Prieſter, welcher von einem Biſchofe die Befugniß erhalten hat, in gewiſſen beſtimmten Fällen Abſolution zu ertheilen. 63.

Pönitenz (poenitentia), eigentlich Reue (eines Sünders), Buße, ſittlich-religiöſe Umänderung, wird in der römiſch-katholiſchen Kirche als ein wahres, von Chriſtus zur Ausſöhnung mit Gott für die Gläubigen, ſo oft ſie auch in die Sünde wieder fallen, eingeſetztes Sacrament betrachtet, durch welches vermöge des Verdienſtes Chriſti mit der Schuld auch die ewige Strafe der Sünde erlaſſen wird. — P. nennt man aber auch die Buße oder zeitliche Kirchenſtrafe, welche der römiſch-katholiſche Prieſter ſeinen Beichtkindern für kanoniſche Sünden auflegt, z. B. Faſten, Wallfahrten, Gebete oder andere religiöſe Übungen (Bußwerke, Bußübungen). Die Auflegung ſolcher Heilmittel wird zur erziehenden Thätigkeit der Kirche gerechnet. In der alten Kirche hatte man beſondere Bücher, Pönitentialbücher (libri s. codices poenitentiales) genannt, welche die Beſtimmung der Bußſtrafen für ver-

ſchiedene, namentlich die gewöhnlicheren ſchweren Vergehungen enthielten. — **Pönitenzpfarre** endlich heißt eine ſolche geringere Pfarrſtelle, welche ein katholiſcher Geiſtlicher begangener Vergehen wegen zur Strafe erhält. 63.

Pöſchel (Thomas), ein katholiſcher Weltprieſter und Stifter einer ſchwärmeriſchen Secte, der nach ihm benannten Pöſchelianer, wurde 1769 zu Horiz in Böhmen geboren. Myſtiſchen Anſichten huldigend und ſelbſt nach ſeinem Bekenntniſſe auf übernatürliche Weiſe erleuchtet lehrte er, daß Chriſtus in das Herz des ihm Ergebenen einziehe und durch Erſcheinungen und Offenbarungen ſich ihm kund gebe. Zu Ampfelwang in Oberöſtreich, wohin er verſetzt worden war, fand er den gewünſchten Anhang, beſonders unter dem weiblichen Geſchlechte, und das Landescommiſſariat des Salzachkreiſes ſah ſich endlich genöthigt, P. 1815 zu verhaften und ſeine Anhänger (126 an der Zahl) wegen ihres fanatiſchen Treibens für das kirchliche und bürgerliche Leben unſchädlich zu machen. 77.

Poëſie und Poëtik, ſ. Dichtkunſt.

Poinſinet (ſpr. Poängſineh) (Antoine Alexandre Henri), ein mittelmäßiger franzöſiſcher Luſtſpieldichter und vielgefoppter Sonderling, am 17. Nov. 1735 zu Fontainebleau geboren, betrat ohne vorherige Schulbildung und ohne die geringſten gelehrten Kenntniſſe die ſchlüpferige Laufbahn eines Theaterdichters und brachte viele Stücke auf die Bühne, die aber nur durch die beigegebene Muſik bekannter Componiſteurs erträglich wurden. Erſt ſein Luſtſpiel: „Le cercle ou la soirée à la mode“ (1764), welches ſehr getreu und lebendig das eitle Getrieb der pariſer Geſellſchaft ſchildert, fand Beifall und hat ſich bis jetzt auf der Bühne erhalten. Seine übrigen dramatiſchen Leiſtungen („Theonis“, „Ernelinde“, „Gilles garçon peintre“, „L'Ogre malade“, „La Bagarre“ etc.), ſo wie ſeine kleineren Gedichte und Briefe ſind ziemlich unbedeutend. P. verrieth ſtets große Reiſeluſt; Italien hatte er 1760 durchwandert und ging 1769 nach Spanien, wo er aber zu Cordova aus Unvorſichtigkeit beim Baden im Quadalquivir am 7. Juni 1769 ertrank. Unerfahrenheit in den gewöhnlichſten zum Leben gehörenden Dingen, Leichtgläubigkeit und Eitelkeit machten ihn zum Spielballe jedes mäßigen Witzlings. Man erzählt von ihm eine Menge beluſtigender Anekdoten. So ſchwor er einmal die katholiſche Religion feierlichſt ab, weil man ihm aufgebunden hatte, der König von Preußen wolle ihn unter dieſer Bedingung zum Erzieher des Kronprinzen machen. Eben ſo ließ man ihm ſagen, die Kaiſerin von Rußland würde ihn mit einer großen Beſoldung in die Akademie der Wiſſenſchaften aufnehmen, wenn er die ruſſiſche Sprache erlerne. P. quälte ſich ſechs Monate mit einer fremden Sprache, fand aber dann erſt, daß er niederbretagniſch ſtatt ruſſiſch getrieben hatte. 66.

Poitiers (ſpr. Poatié) (lat. Pictavium), die Hauptſtadt des franzöſ. Departements der Vienne (Poitou) am Clain gelegen, hat 22000 E. und iſt geſchichtlich denkwürdig durch eine Schlacht zwiſchen den Engländern und Franzoſen am 19. Sept. 1356. — Des Prinzen Eduard von Wales (ſchwarzen Prinzen), welcher von der Normandie und Guyenne aus alles Land bis zur Loire erobert hatte, weiterem Vordringen zu wehren, rückte der König Johann von Frankreich 60000 Mann ſtark ins Feld. Der ſchwarze Prinz, um das Fünffache ſchwächer, begann den Rückzug, ſah ſich aber in der Ebene von Maupertuis bei P. von dem bereits ſiegestrunkenen Feinde ereilt und, da ſeine Vorſchläge zurückgewieſen wurden, zum Kampfe genöthigt. Doch der Vortheil größerer Mannszucht wog die Übermacht auf. Vergeblich that König Johann ſelbſt Wunder der Tapferkeit; die Engländer errangen den entſcheidendſten Sieg und er ſelbſt gerieth nebſt ſeinem jüngſten Sohne in die Gewalt des Siegers. Letzterer konnte indeß wegen zu großer Schwäche ſeiner Kriegsmacht den Sieg nicht weiter benutzen und zog es vor, einen zweijährigen Waffenſtillſtand abzuſchließen. Der König Johann wurde jedoch als Gefangener nach London geführt und erhielt ſeine Freiheit erſt nach 4 Jahren und zwar nur um be-

deutende Opfer zurück. — Die Ebenen von Poitiers ſind noch durch eine andere blutige Schlacht merkwürdig. Wir meinen den großen 7tägigen Kampf zwiſchen Karl Martel und den ſpaniſchen Mauren unter dem gewaltigen Abdorrahman im Jahre 732. Schon war Letzterer, Alles vor ſich her zertrümmernd und vernichtend, bis zur Loire und Saone vorgedrungen; nur noch eines großen Siegs über die Franken bedurfte es, und des Chriſtenthums Untergang wäre gewiß geweſen. Da zogen die Schaaren der Franken und Deutſchen unter des nie beſiegten Martel's Führung heran, ſolches Unglück abzuwenden. Sechs Tage lang kämpften die beiderſeitigen Reiterſchaaren ohne Erfolg, doch chriſtlicher Seits mit großem Verluſte; endlich am 7. ſollte die Entſcheidung geſchehen durch das Fußvolk. Die Deutſchen brachten ſie. Zertrümmert ward das ſtolze Heer der Mauren; nur wenige entkamen über die Pyrenäen und das Abendland war gerettet. 15.

Poitiers (Diana von), ſ. Diana von Poitiers.

Pokutien hieß ſonſt der an die Bukowina grenzende Landſtrich des heutigen Galizien mit der Hauptſtadt Kalomya. Die Einwohner ſind ruſſiſchen Stammes und heißen auch Rothreußen oder Rußniaken. 37.

Pol, lat. polus, heißt jeder der beiden Endpunkte eines Durchmeſſers einer Kugel; daher man in der Aſtronomie und Geographie von den Polen der Erdkugel, des Äquators und der Ekliptik ſpricht; die erſten ſtehen vom Äquator der Erde, die zweiten vom Himmelsäquator und die dritten von der Ekliptik überall 90 Grade ab. Magnetiſche Pole heißen die Spitzen einer Magnetnadel, deren eine Spitze, der Nordpol, nach Mitternacht, die andere Spitze, der Südpol, nach Mittag weiſt. 13.

Polardiſtanz wird der kürzeſte Abſtand eines Sterns von einem der beiden Pole genannt. Die P. iſt alſo der Theil des Declinationskreiſes gedachten Sterns, der zwiſchen dieſem und dem Pole derjenigen Himmelshälfte, in welcher der Stern ſich befindet, liegt, und macht mit der Declination deſſelben Sterns ſtets 90 Grade. 13.

Polarkreiſe ſind diejenigen beiden Parallelkreiſe, welche 66½ Grad von dem Äquator der Erde abſtehend, die beiden Pole der Erde und folglich der eine die nördliche Eiszone, der andere die ſüdliche Eiszone ſo einſchließen, daß ſie, jeder von ſeinem gleichnamigen Pole 23½ Grad abſtehen. Unter den Polarkreiſen fängt der längſte Tag und die längſte Nacht an die Dauer von 24 Stunden zu überſchreiten. 13.

Polarſtern wird der an der Schwanzſpitze des kleinen Bären (α ursae minoris) und jetzt nur ungefähr 1½ Grad von dem Nordpole des Himmels entfernt ſtehende Firſtern zweiter Größe genannt, der folglich, dem Anſcheine nach faſt ſtillſtehend, nur einen ſehr kleinen Kreis um den Pol beſchreibt. Er iſt in der Aſtronomie und Schifffahrtskunde deßhalb von der größten Wichtigkeit, weil man ſich ſeiner zur Beſtimmung der Himmelsgegenden und vorzüglich der Polhöhe oder der geographiſchen Breite bedient. 13.

Polariſation des Lichts, lat. polarisatio luminis; franz. polarisation de la lumière; engl. polarisation of light, nennen die neueren Phyſiker die verſchiedenen Eigenſchaften, welche ein Lichtſtrahl zeigt, der durch Zurückwerfung, Brechung oder Beugung unter gewiſſen Umſtänden eigene Veränderungen erlitten hat. Die Erfahrung lehrt uns, daß ein Lichtſtrahl, welcher auf eine ſpiegelnde Fläche fällt, immer zurückgeworfen wird, das Licht mag nun von der Sonne oder von einer Lichtflamme zu der Spiegelfläche gelangen. Wenn aber der Lichtſtrahl ſchon eine Zurückwerfung oder Brechung erlitten hat, oder wenn er durch einen doppelt brechenden Kryſtall gegangen iſt, ſo iſt es nicht immer der Fall, daß derſelbe an der polirten Oberfläche eines durchſichtigen Körpers zurückgeworfen wird, und findet dieſes auch wirklich ſtatt, wenn die Oberfläche ihm an ſeiner einen Seite dargeboten wird, ſo findet es nicht immer auch dann ſtatt, wenn die Spiegelfläche an einer andern Seite liegt. Der Lichtſtrahl zeigt alſo an verſchiedenen Seiten ver-

ſchiedene Eigenſchaften und dieſe hat man mit dem Namen P. oder Polariſirung belegt. Am Häufigſten werden Lichtſtrahlen durch Zurückwerfung oder Brechung und von durchſichtigen Körpern oft zu gleicher Zeit polariſirt. Aber nur ſolche zurückwerfende und brechende Subſtanzen ſind im Stande, das Licht ganz, d. h. alle Theile des auffallenden Lichtſtrahles, zu polariſiren, welche, wie Glas, Bernſtein, Bergkryſtall, Steinſalz ꝛc., kein zu großes Brechungsvermögen beſitzen. Subſtanzen mit einem ſehr großen Brechungsvermögen, wie der Diamant, alle Metalle u. dergl., polariſiren es immer unvollkommen; ja ſelbſt jene Subſtanzen polariſiren das Licht nicht unter allen Umſtänden, ſondern es muß unter einem beſtimmten Winkel einfallen, welchen man den Winkel der vollkommenen P. oder kurzweg den Polariſationswinkel nennt und der von dem Brechungsvermögen der polariſirenden Subſtanz ſowohl, als auch von jenem des Mittels, aus welchem das Licht auf dieſe fällt, abhängt; denn der Polariſationswinkel iſt nach Brewſter's Entdeckung immer ſo beſchaffen, daß, wenn ein Theil des unter dieſem Winkel einfallenden Lichtes gebrochen, ein anderer zurückgeworfen wird, der zurückgeworfene Strahl mit dem gebrochenen einen rechten Winkel macht. So iſt z. B. nach Malus und Biot der Polariſationswinkel für Glas 35° 25′, für Schwerſpath 32°, für Diamant 20°, für Glas mit einer Terpentinölbedeckung 45°, für Waſſer 37° 15′. Die Biot'ſche Lichtpolariſationsmaſchine beſteht aus einem meſſingenen 3—4 Zoll im Durchmeſſer haltenden Rohre, an deſſen Enden ſich Ringe um die Achſe drehen laſſen. Bei den Ringen befindet ſich an der Röhre ein in 360 Grade eingetheilter Kreis, deſſen Nullpunkt an beiden Enden in derſelben mit der Achſe parallelen Linie liegt. An entgegengeſetzten Punkten dieſer Ringe ſind Meſſingſtäbe angelöthet, zwiſchen denen ſich ein Rahmen um die Achſe drehen läßt. In den einen Rahmen paßt ein geſchwärzter Planſpiegel, in den andern laſſen ſich ebenfalls ein oder mehrere geſchwärzte oder ungeſchwärzte, d. h. undurchſichtige oder durchſichtige Spiegelplatten legen. Wird der eine Rahmen ſo gedreht, daß er mit der Achſe des Rohres einen Winkel von 35° 25′ macht, und dann eine Kerzenflamme ſo geſtellt, daß einer der von ihr auf den Spiegel geſendeten Strahlen durch das Rohr parallel mit ſeiner Achſe reflectirt wird, ſo kann dieſer von dem Spiegelglaſe des andern Rahmens ebenfalls unter einem Winkel von 35° 25′ aufgefangen werden und indem man nun den einen Ring um die Achſe dreht, kann man alle Polariſationserſcheinungen hervorbringen. Ferner haben Schweigger, Mayer und Seebeck Lichtpolariſationsmaſchinen angegeben. Die Entdeckung der P. des Lichts iſt dem franzöſiſchen Akademiker Malus zuzuſchreiben und Verbeſſerungen und Erweiterungen derſelben haben Arago, Biot, Fresnel u. A. geliefert. In Herſchel, „Vom Lichte" (Stuttgart 1831) findet man die vollſtändigſten Erklärungen und Belehrungen über dieſen Gegenſtand. 40.

Polarität heißt die Eigenſchaft der magnetiſchen und elektriſchen Grundkräfte, ſich in den von ihnen behafteten Körpern in zwei einander entgegengeſetzte Seiten (Pole) zu vertheilen und hier verſchiedene eigenthümliche Verhältniſſe zu zeigen; dann überhaupt jeder Gegenſatz verſchiedener Eigenſchaften und Kräfte in einem Individuum. 30.

Polarländer nennt man alle die Länder und Inſeln, welche innerhalb des nördlichen und ſüdlichen Polarkreiſes liegen. 1.

Polder nennt man in den Niederlanden die durch Eindeichungen geſchützten Niederungen, welche Acker- oder Wieſenland gewähren; mißbräuchlich auch wohl die Dämme ſelbſt. 30.

Polĕmarch hieß in den griechiſchen Freiſtaaten derjenige, welcher die oberſte Leitung des Kriegs hatte, der Kriegsminiſter, der meiſt zugleich Feldherr war; in Athen vorzugsweiſe der die Geſchäfte eines Kriegsminiſters verſehende dritte Archont. 30.

Digitized by Google

Polemik, Streitkunſt, heißt derjenige Theil der Theologie, welcher ſich mit Widerlegung der Lehrſätze anderer Kirchen oder der Ketzer beſchäftigt (ſ. Glaubensbekenntniß und Apologie). — Polemiſch iſt feindſelig, vorzüglich in Schrift und Rede. 9.

Polĕmon, mehrere berühmte Gelehrte des Alterthums. — 1) P., der akademiſche Philoſoph, aus Attika gebürtig, führte anfangs einen ſehr liederlichen Lebenswandel, ward aber, da er einſt im Rauſche in die Akademie trat, um den eben lehrenden Xenokrătes (ſ. d. Art.) zu verſpotten, von deſſen würdigem und kräftigem Vortrage ſo ergriffen, daß er ſogleich deſſen Schüler, bald darauf ſein innigſter Freund und 314 v. Chr. ſogar ſein Nachfolger in der Akademie ward. Sein Weſen war ein hoher Ernſt und ſeine Philoſophie mehr praktiſch, indem er „das Handeln nach der Natur" als oberſten Grundſatz aufſtellte. Sein Todesjahr iſt unbekannt und ſeine ſämmtlichen Schriften ſind verloren; denn die von Einigen ihm zugeſchriebene Schrift: „Physiognomikon" (herausgegeben von Perusſcus, Rom 1545. 4., von Montecuculi, Modena 1611. 4. und J. F. Franzius in den „Scriptores physiognomiae veteres", Altenb. 1780. 8.) iſt höchſt wahrſcheinlich wegen der verderbten Sprache von einem viel ſpätern P. — 2) Antonius P., ein berühmter Sophiſt und Rhetor aus Laodicäa, zu Anfange des II. Jahrh. n. Chr., lehrte vorzüglich in Smyrna, aber auch in Rom, wohin er mehrmals als Geſandter ging, und war unſtreitig der größte Redekünſtler ſeiner Zeit, aber auch im höchſten Grade eitel und ſtolz. In ſeinem 56. Jahre ließ er ſich von heftigen Gichtſchmerzen geplagt lebendig begraben. Wir beſitzen von ihm noch 2 Declamationes (Lobreden auf bei Marathon gefallene Krieger), welche von H. Stephanus (Par. 1567. 4.), Pouſſines (Toulouſe 1637. 8.) und Orelli (Leipz. 1819. 8., mit den Anmerkk. der früheren Herausgeber) im Druck erſchienen ſind. 16.

Polemoſkop iſt ein von Hevel angegebenes Fernrohr, um Gegenſtände zu betrachten, die in einer andern Richtung liegen, als wohin man das Fernrohr gewendet hat. Die Einrichtung des P. iſt folgende: die dem Gegenſtande zugekehrte Öffnung der Röhre hat einen ebenen Spiegel und eine Objectivlinſe und die dem Auge zugekehrte ebenfalls einen ebenen Spiegel und eine Ocularlinſe. Der Name deutet hin, daß es im Kriege (πόλεμος) gebraucht werden könne, um über eine Mauer oder einen Wall wegzuſehen, während das Auge hinter dieſem Schutze verdeckt bleibt. Es iſt aber mehr als Operngucker benutzt worden, um ſcheinbar die Bühne zu ſehen, während man die ſeitwärts ſitzenden Zuſchauer betrachtet. 40.

Polen, ein Theil der großen oſteuropäiſchen Ebene, bildete einſt einen der mächtigſten Staaten Europas; jetzt ſeiner Unabhängigkeit beraubt iſt es Provinz des ruſſiſchen Reiches. So erſchütternd überhaupt der Fall eines ſelbſtſtändigen Volkes ſtets ſein wird, um ſo mehr muß dieß mit Polen der Fall ſein, da gerade dieſes Land mehr als irgend ein anderes nicht minder durch die Zahl und Kraft ſeiner Bewohner wie durch den Reichthum und die Trefflichkeit ſeiner Erzeugniſſe die nöthigen Erforderniſſe zu dauernder Selbſtſtändigkeit vereinigte. Doch es fiel und trug ſelbſt die Schuld ſeines Falles. Es bezeugt dieß ſeine Geſchichte. — Der erſte Zeitraum derſelben gehört, wie allerwärts, der Mythe, und zwar dauert dieſe Sagenzeit noch fort, wenn bei den übrigen Völkern Europas, bei den meiſten wenigſtens, die hiſtoriſche Zeit ſchon längſt begonnen hat. Auch kann dieß nicht anders ſein; denn jene großen unwirthbaren Steppen, wo ſich ſpäter das ſo mächtige und blühende Reich der Polen erhob, hatten für die erobernden Völker des Alterthums zu wenig Anziehungskraft und blieben daher unangetaſtet das Eigenthum der rohen „Barbaren", welche hier ſeit Jahrhunderten nomadiſirten. Zwar erwähnt Herodot ſchon der Sarmaten als eines Volkes, welches von der Donau bis zum Kaukaſus wohne, allein dieß iſt auch das Einzige, was wir über ſie erfahren, und ſpäter deckt tiefes Dunkel das Schickſal jener Gegenden und ihrer Bewohner. Erſt als die Römer zu Anfange des V. Jahrh. n. Chr. in Dacien eingedrungen

waren, erhielt man nähere Kenntniß von den bis zur Weichſel wohnenden Stämmen und im VI. Jahrh. unterſchied man ein europäiſches und ein aſiatiſches Sarmatien, eine Eintheilung, wie ſie ehedem Scythien gehabt hatte. Unter den verſchiedenen Stämmen, die im europäiſchen Sarmatien herumſtreiften, wird namentlich der Jazygen und Roxolanen, der Peruciner und Baſtarnen, der Veneter und der ſcythiſchen Alanen (aus Aſien) Erwähnung gethan. Später und zwar vielleicht ſchon im VI., beſtimmt aber im VII. Jahrh. erſchienen noch die Polen (Polianen) an der Weichſel und Oder, die in der Folge dem ganzen Volke, als deſſen Hauptſtämme außer ihnen von den älteſten Geſchichtſchreibern der Slawen noch die Lachen (zu denen wohl die Polen gehörten), Maſovier, Pommern und Lutyker genannt werden, den Namen gaben. Die Lebensweiſe der Sarmaten oder, wie wir ſie nun nennen wollen, der Polen, ihre körperliche Geſtalt, ihre Sitten und Gebräuche laſſen ihre Identität mit den Scythen der Alten nicht verkennen, gleichwie aus ihrer Sprache ihre Stammverwandtſchaft mit den Böhmen, Ruſſen, Wenden und anderen Völkern der ſlawiſchen Nation (der unbezweifelten Nachkommenſchaft der Scythen) hervorgeht. Aus den uns übriggebliebenen Nachrichten läßt ſich übrigens mit ziemlicher Gewißheit ſchließen, daß das europäiſche Sarmatien das nachherige P. in ſich ſchloß, alſo zur Zeit ſeiner höchſten Ausdehnung von der Oſtſee bis zum ſchwarzen Meere und von dem Fürſtenthume Severien bis an die Grenze Schleſiens (vielleicht noch viel weiter gegen Weſten), ein Gebiet von mehr als 20000 □M. Die älteſten Annalen (Mönchschroniken) erwähnen unter den Fürſten der Sarmaten zuerſt Lech I. als König, natürlich aber nicht des ganzen Volkes, ſondern eines oder mehrerer Stämme. Er gründete die Hauptſtadt Gniezno und führte gleich ſeinen Nachkommen, die mehrere Menſchenalter hindurch herrſchten, glückliche Kriege mit den Grenznachbarn und Stammgenoſſen. Als das Geſchlecht Lech's ausgeſtorben war und längere Zeit große Verwirrung gewaltet hatte, ergriff Krakus, der Erbauer Krakaus, die Zügel der Herrſchaft; ſein Geſchlecht regierte aber nur kurze Zeit und unglücklich. Hierauf herrſchten Fürſten aus den Großen des Volkes (Wojewoden) gewählt, unter ihnen Przemislaw rühmlich, andere, wie mehrere des Namens Leszek und Popiel, unwürdig genug und ohne Frommen für das Volk. So bleibt bis in das IX. Jahrh. herab die Geſchichte Polens dunkel und ſchwer nur und ſelten iſt aus dem Gewirre von Kampf, Zwieſpalt und wunderbaren Begebenheiten das Wahre aufzufinden. Auch über den religiöſen Cultus des Volkes läßt ſich nichts Zuverläſſiges aufſtellen. Im Allgemeinen war derſelbe der allen Slawen eigenthümliche; doch hatten die Polen einige beſondere Gottheiten, wie z. B. Liada, den Kriegsgott; Jeſſa, den Gott des Himmels; Dziedzilia, die fruchtbringende Göttin; Nia, den böſen Geiſt u. a. m., die ſämmtlich an verſchiedenen Stätten verehrt wurden. — Mit dem Jahre 840 beginnt ſich das Dunkel der polniſchen Geſchichte allmählig aufzuhellen; allmälig, denn nicht gewiß iſt es, ob Piaſt (ſ. d. Art.), welcher einer über 500 Jahre in P. herrſchenden Dynaſtie den Namen gab, ſelbſt noch den Thron und zwar, wie man annimmt, in dem ſchon genannten Jahre 840 beſtiegen habe; auch bleiben die Angaben, daß er 50 Jahre König geweſen und 120 Jahre alt geworden ſei, immer ſehr unwahrſcheinlich. Nicht minder erſcheint das, was über die Regierung ſeines Sohnes Ziemowit und deſſen nächſte Nachfolger, Lech und Ziemomyſl, geſagt wird, dunkel und zweifelhaft. Übrigens kann jetzt von einer ausgedehnten königlichen oder herzoglichen Gewalt noch keine Rede ſein, da die Piaſten vorerſt nur den Lechen (an der Weichſel und Wartha) geboten und nur ſpäter erſt auch andere Stämme der Sarmaten ihrem Scepter unterwarfen. Dabei iſt jedoch nicht zu vergeſſen, daß auch ſpäter die, wie es ſcheint, allen ſlawiſchen Völkern eigenthümliche ſcharfe Sonderung des Volkes und Adels und die frühzeitig ſchon errungene Macht des letztern eine unumſchränkte Gewalt des Thrones ganz unmöglich machte, ein

Digitized by Google

Umſtand, der in der Folge, wo aller Grundbeſitz in die Hände des Adels gekommen, das zum Pöbel herabgeſunkene Volk aber nichts mehr war, ſo großes Unheil und zuletzt den Untergang brachte. Überhaupt bietet die polniſche Geſchichte das Bild eines merkwürdigen Kampfes zwiſchen Patriotismus und Egoismus; daß aber letzterer, wenn es galt, über den erſtern, welcher bei äußern Veranlaſſungen ſo glänzend ſich äußerte, auch im Innern zu bewähren, faſt immer den Sieg davon trug, iſt der Grund, warum Polen nie erſtarkte und zuletzt ſeinen beſonnenern Nachbarn unterliegen mußte. — Bis um die Mitte des X. Jahrh. geſchah nichts, was auf die innere und äußere Geſtaltung Polens von weſentlichem Einfluſſe geweſen wäre; denn die immer wiederkehrenden feindlichen Berührungen mit Nachbarvölkern, den Ungarn, Böhmen und Deutſchen, hatten weder wichtige noch bleibende Erfolge. Der geſellſchaftliche Zuſtand aber, das ſittliche und geiſtige Leben erhielt um dieſe Zeit durch die Einführung des Chriſtenthums eine neue Richtung. Mieczyslaw I. (ſeit 962), welcher durch ſeinen Übertritt zur Chriſtuslehre im Jahre 965 dieſe Veränderung herbeiführte, hatte allerdings mit großen Hinderniſſen zu kämpfen, zumal da er wegen vielfachen Unglücks gegen äußere Feinde und weil er Deutſchland momentan zinspflichtig werden mußte, nicht eben beliebt bei dem Volke war. Doch gelang es ihm der neuen Lehre durch Gründung von Kirchen und Bisthümern (von letzteren ſchreibt man ihm 9 zu: Gniezko [Gneſen], Kruszwica, Plock, Kamin, Leubus, Chelm, Smogrow, Poznae und Krakau), wenigſtens nachhaltige Pflanzſtätten zu ſichern, und als er im Jahre 992 ſtarb, hinterließ er ſeinem Sohne, dem kräftigen und heldenmüthigen Boleslaus I., der Große, auch Tragbir, d. i. Biertrinker, genannt, eine durch den chriſtlichen Glauben feſter begründete Obergewalt. Die 33jährige Regierung Boleslaus' des Großen war ſehr ſegensreich für P., theils wegen glücklicher Kriege mit Deutſchland, Böhmen und Rußland, theils auch dadurch, daß durch heilſame Strenge der Rohheit und Raubſucht des Adels Einhalt geſchah. Man muß daher Boleslaus als den eigentlichen Gründer des polniſchen Reiches betrachten, zumal da ſich derſelbe auch das äußere Emblem der königlichen Würde, die Krone, durch Kaiſer Otto III. auf das Haupt ſetzen ließ. Gelang ihm auch ſein Plan, Böhmen mit P. zu vereinigen, nicht, ſo machte er dagegen Preußen, Pommern, die Lauſitz und Mähren zinsbar und gewann von Wladimir dem Großen das unter ſeinem Vater verlorene Rothrußland zurück. Doch hätte es eines beſſeren Nachfolgers bedurft, als ſein Sohn Mieczyslaw II., der Träge, war (ſeit 1025), um die gemachten Eroberungen zu behaupten und die kaum begründete noch ſchwankende Ordnung im Innern zu befeſtigen. Den gewaltigen Bewegungen der Zeit nicht gewachſen verlor derſelbe alles Gewonnene wieder; beſonders gerieth er gegen die Deutſchen in offenbaren Nachtheil; auch Rothrußland ſagte ſich wieder los und die einheimiſchen Großen ſchalteten und walteten nach Belieben, Räubern gleich, in dem laut nach Rettung ſeufzenden Lande. Sein Tod im Jahre 1034 vermehrte anfangs die Verwirrung, da ſeine verhaßte Gemahlin, Rixa, eine Deutſche, für gut fand, nebſt ihrem Sohne, Kaſimir I. (der Wiederherſteller), das Reich zu verlaſſen. Letzterer kehrte indeß zurück, ſtellte mit Hülfe des deutſchen Königs Heinrich III. die Ruhe wieder her und nöthigte die feindſeligen Nachbarn zum Rückzuge aus den Provinzen des Reiches. Von ihm ſchreibt ſich auch die Erbauung vieler feſten Schlöſſer und die Caſtellanswürde her. Sein Nachfolger, Boleslaus II., der Verwegene (ſeit 1058), waltete anfangs mit gleicher Kraft und Umſicht, unterwarf Preußen und Schleſien, kämpfte ſiegreich mit Ungarn und nahm den Ruſſen Volhynien, zuletzt auch das feſte Kiew. Hier aber unter rauſchenden Vergnügungen verlor er Kraft und Reinheit des Charakters und gänzlich umgewandelt durch das tolle Treiben eines einzigen Winters kehrte er einem Flüchtigen gleich nach Polen zurück und ſtrafte vorerſt die ſeiner Vaſallen, die ihn in Kiew heimlich verlaſſen hatten, um die

während ihrer Abweſenheit daheim faſt zur Epidemie gewordene Treuloſigkeit ihrer Weiber zu ahnden, dann, nachdem er genug gewüthet hatte, auch die Ehebrecherinnen ſelbſt und ihre Buhlen. Aber als er fortfuhr, ſinnlos zu walten, zuletzt auch den ihn warnenden Biſchof von Krakau, Szczepanowski, an den Stufen des Altars ermordete, brach der Unwille des Adels und der Geiſtlichkeit los und jagte den Tyrannen von Thron und Land (1079). Anarchie zerriß jetzt 2 Jahre lang das gemißhandelte P., bis endlich Ladislaus I. Hermann, der Bruder des Vertriebenen, mit kräftiger, doch ſchonender Hand der allgemeinen Verwirrung ſteuerte. Gewaltiger noch regierte ſeit 1102 ſein Sohn, Boleslaus III. Krummmaul. Den Anmaßungen des Adels kräftig wehrend und die häufig wiederkehrenden Empörungen ſeines Stiefbruders Zbigniew unterdrückend nahm er zu gleicher Zeit gegen die äußern Feinde eine Achtung gebietende Stellung an, führte glückliche Kriege mit den Deutſchen, Pommern, Ruſſen und Böhmen und vereinigte Preußen aufs Neue mit P. Sieger in 47 Feldſchlachten hatte er ſeinen Namen gefürchtet gemacht und, was für P. von unberechenbaren Folgen hätte werden können, das königliche Anſehn befeſtigt, ja faſt zur Unumſchränktheit gebracht. Unglücklicher Weiſe aber glaubte er, als er die Annäherung des Todes fühlte (1139), den gefürchteten Zwiſt unter ſeinen 4 Söhnen (den 5., Kaſimir, überging er) durch Theilung verhüten zu können, und gab ſo das Reich aufs Neue Parteiungen Preis. Ladislaus hatte Krakau, Sieradz, Lenczyca, Schleſien und Pommern; Heinrich Sandomir und Lublin; Mieczyslaus Großpolen und Boleslaus Cujavien, Maſovien, Chelm und Dobrzyn erhalten; bald aber ſtanden ſie gegenſeitig in Waffen; denn Ladislaus, der Älteſte, begehrte die Alleinherrſchaft. Auch begünſtigte ihn anfangs das Glück, da er um den Preis geleiſteten Lehnseides vom Kaiſer Konrad III., dem Stiefbruder ſeiner Gemahlin, kräftige Unterſtützung erhielt. Allein der Bannſtrahl des Erzbiſchofs von Gneſen und ein kräftiger Ausfall ſeiner Brüder aus Poſen, wo er ſie belagert hielt, gaben ſeiner Sache den Todesſtoß und nöthigten ihn zur Flucht nach Deutſchland (1148). Er wurde der Stammvater der im Jahre 1675 ausgeſtorbenen Herzöge von Schleſien. Seine polniſchen Länder fielen nebſt der oberherrlichen Gewalt an Boleslaus (IV.) Kraushaar, der ſich zwar durch enges Anſchließen an die ſächſiſchen Herzöge, dann auch durch Gold, vor Konrad's III. Rache ſicherte, aber doch 1157 in einen unglücklichen Krieg mit Friedrich Barbaroſſa, dem Beſchützer Ladislaus' II., verwickelt wurde, von deſſen nachtheiligen Folgen ihn nur der Tod des Letztern im Jahre 1159 befreite. Die Söhne deſſelben, Boleslaus der Lange und Mieczyslaus (der Stammvater der Herzöge zu Oppeln und Ratibor) ließen ſich, dieſer mit Oberſchleſien, jener mit Niederſchleſien, abfinden. Dieſe inneren Zwiſtigkeiten, welche kein geregeltes Volksleben emporkommen ließen, mußten natürlich Polens Macht auch nach Außen ſchwächen. An der Oder und Elbe ging meiſt Alles verloren; die jetzige Mittelmark eroberte Albrecht der Bär; Heinrich der Löwe nahm das Obotritenland in Meklenburg in Beſitz, und Rügen wurde eine Beute der Dänen. Dazu kamen 1164 verheerende Einfälle der Preußen, bei deren Wiederholung im Jahre 1165 Boleslaus eine große Niederlage erlitt, dann auch die fortdauernden Neckereien der ſchleſiſchen Herzöge und, wie z. B. im Jahre 1170, Empörungen im Innern. Dieſer Zuſtand dauerte auch noch fort, als Boleslaus IV. im Jahre 1173 geſtorben und der dritte Sohn Boleslaus' III., Mieczyslaus der Alte, Herzog von Großpolen, die oberherrliche Gewalt erhalten hatte. War derſelbe ſchon früher mit ſeinen Vaſallen ſowohl als auch mit den übrigen Piaſten fortwährend in Streit verwickelt geweſen, ſo gerieth er jetzt bei vermehrter Gewalt durch Willkühr und Härte in noch verderblichern Zwiſt, der zuletzt mit ſeiner Vertreibung endete. Unter allgemeiner Zuſtimmung übernahm nun der jüngſte Sohn Boleslaus' III., Kaſimir II. der Gerechte, Herzog von Kleinpolen (Heinrich, ſein Bruder, war bereits 1165

Digitized by Google

in der Preußenſchlacht gefallen), die Obergewalt im Jahre 1178; doch hatte auch er erſt lange Kämpfe, beſonders mit Mieczyslaus zu beſtehen, ehe er daran denken konnte, dem innern Zuſtande des Landes einige Sorgfalt zu widmen. Durch Großmuth gelang es ihm ſeinen Bruder zu beſänftigen; durch kräftiges Benehmen legte er die Zwiſte der übrigen Piaſten bei und in ſiegreichen Kriegen ſtrafte er die Anmaßungen der Ungarn und Ruſſen. Beſſere Ordnung im Innern gründete er durch heilſame Geſetze, zu deren Annahme ſich auf einem eigens dazu berufenen Reichstage Adel und Geiſtlichkeit verpflichten mußten. Hätte nicht jene unheilvolle Oligarchie geherrſcht, ſo hätte ſich Polen unter ſeinem Scepter erholen können; allein kaum war er todt (1194), ſo trat auch Mieczyslaus der Alte, der bis jetzt ruhig in ſeinem Herzogthume Großpolen geſeſſen hatte, mit ſeinen Anſprüchen wieder hervor und machte Leszec V., dem Weißen, Sohne Kaſimir's, die Obergewalt ſtreitig. Sein Vorhaben gelang ihm auch zuletzt, doch ſtarb er bereits im Jahre 1202. Leszec, wenig begierig nach der Herrſchaft, überließ den Thron des Mieczyslaus Sohne, Ladislaus III., nahm ihn jedoch von der Geiſtlichkeit veranlaßt im Jahre 1207 zurück. Der Zuſtand Polens war damals höchſt traurig; die großen und kleinen Dynaſten herrſchten faſt unumſchränkt in ihren Gebieten; die ſchleſiſchen Herzöge kümmerten ſich wenig um die oberherrliche Gewalt; desgleichen war Maſovien, jetzt im Beſitze Konrad's, Leszec's Bruder, ſo gut wie unabhängig; auch Pommern entzog ſich der Lehenspflicht; desgleichen die ruſſiſchen Lande unter ihrem Fürſten Roman. Dazu kamen die Anmaßungen der Wojewoden, Caſtellane und Staroſten, welche ſich nicht minder die Schwächung der oberherrlichen Gewalt angelegen ſein ließen. Die erſteren, als oberſte Landesbeamte, gleichſam Herzöge, ſtanden der Verwaltung der ihnen überwieſenen Bezirke (Wojewodſchaften) vor und befehligten das Aufgebot des Adels; die Caſtellane, als königliche Richter den deutſchen Pfalzgrafen ähnlich, befehligten in den Schlöſſern und hielten Gerichtstage in den Wojewodſchaften; die Staroſten endlich, früher gleichbedeutend mit den Caſtellanen, waren häufig Oberſtatthalter von Provinzen und erhielten ſpäter als Belohnung für ihre Dienſte Güterbeſitz. Alle Inhaber dieſer Würden ſaßen im Senate, bildeten den Rath des Königs und zugleich im Vereine mit den übrigen Adeligen den Reichstag. Sie aber waren gemeiniglich die entſchiedenſten Gegner des Oberherrn auf der einen und die Tyrannen des Volkes auf der andern Seite, welches nun nirgends einen Vertheidiger fand, da die außerordentliche Maſſe des niedern Adels das Syſtem der Unterdrückung vollendete. Alles Grundbeſitzes ledig ſchmachtete ſo das Gros der Nation in Elend und Noth, Unwiſſenheit und Barbarei. Selbſt die Städte vermochten unter ſolchen Umſtänden nur langſam emporzublühen; nie aber gelangten ſie zu jener bewundernswürdigen Größe, wie die deutſchen des Mittelalters; denn Handel, Induſtrie und Kunſt bedürfen der Freiheit und des geſetzlichen Schutzes; beides aber fehlte in P. auch innerhalb der Ringmauern der Städte. Wäre Leszec V. wirklich fähiger geweſen, als er war, ſo hätte er doch ſolcher Verwirrung nicht zu ſteuern vermocht; das Verdienſt wenigſtens hatte er, daß er das Unheil nicht vergrößerte. Unglücklich im Kriege mit Ungarn, bedrängt von den heidniſchen Preußen, die auch ſeinem Bruder Konrad arg zuſetzten, fiel er zuletzt durch die Hand des meuchelmörderiſchen Statthalters von Pommern, Swientopolk, im Jahre 1228. Um die Vormundſchaft ſeines Sohnes Boleslaus V., des Züchtigen, der aber den Namen des Unnützen verdient, ſtritten ſich alsbald Konrad von Maſovien und der Herzog Heinrich von Breslau; Letzterer zum Glücke für das Land ſiegreich; denn er waltete kräftig und ſegensreich bis 1239, wo ſein Mündel ſelbſt die Zügel der Regierung ergriff. Was aber Heinrich gut gemacht hatte, verdarb dieſer von Neuem in unſtetem Hin- und Herſchwanken. Verwüſtende Einfälle der Tataren (ſeit 1240), welche der große Sieg bei Wahlſtadt nur noch kühner gemacht hatte, dann ernſte Zwiſte mit Bran-

denburg, Litthauen und den ſchleſiſchen Piaſten, endlich auch innerer Häder zerſtörten die Keime des hier und da entſtehenden Wohlſtandes. Nicht beſſer ging es ſeit 1279 unter Leszec VI., dem Schwarzen, Sohne des Herzogs Kaſimir von Cujavien. Auch er, ſchwach an Leib und Seele, konnte weder den Tataren wehren, noch den unruhigen Adel zum Gehorſam zurückführen; nur gegen die empörten Ruſſen ſtritt er mit einigem Glücke. Nach ſeinem Tode im Jahre 1289 wurde der Thron der Zankapfel zuerſt zwiſchen Boleslaus von Maſovien und Heinrich IV., Herzog von Breslau; dann, als Erſterer zurücktrat, zwiſchen Letzterem und Ladislaus Ellenlang (Lokietek), dem Stiefbruder Leszec's des Schwarzen. Zuletzt als Heinrich IV. geſtorben und Ladislaus vertrieben war, erſchienen zwei neue Prätendenten in der Perſon des mächtigen Herzogs von Pommern, Primislaus II., und des Königs Wenceslaus von Böhmen, der ſich auf eine vorgebliche Verſchreibung der Wittwe Leszec's des Schwarzen ſtützte. Primislaus wurde, dießmal faſt einſtimmig, weil Gefahr von den Tataren, Litthauen und dem deutſchen Orden drohte, im Jahre 1295 als König gekrönt, fiel aber bereits im folgenden Jahre durch Meuchelmord. Jetzt gelang es Wenceslaus von Böhmen die polniſche Krone zu erhalten und zu behaupten; auch verſöhnte derſelbe die den Böhmen aufſäſſigen Polen durch die Art, wie er von ſeiner Gewalt Gebrauch machte. Ordnung und Wohlſtand kehrte zurück; insbeſondere ward der Ackerbau Gegenſtand der königlichen Sorgfalt; trotz dem aber ſchaute das Volk mit Vorliebe auf den einheimiſchen Herrſcherſtamm und begrüßte daher, als Wenceslaus im Jahre 1305 geſtorben war, mit Jubel den zurückgekehrten Ladislaus IV., Ellenlang. Wenceslaus V. ward aus Kleinpolen vertrieben. Umſichtig und kraftvoll herrſchte Ladislaus; doch zu viel des Böſen gab es zu bekämpfen, als daß dazu eine Regierung hingereicht hätte. Von Außen drohten, Widerſpenſtigkeit der Pommern und Schleſier nicht zu rechnen, die wiederholten Feindſeligkeiten böhmiſcher Seits; auch erregten die Ränke der deutſchen Ritter ernſte Beſorgniß, nicht minder die Raubzüge der Tataren und einzelne Empörungen im Innern, ſo unter andern die der Stadt Krakau. Alle dem zu wehren, war der König zu ſchwach; Schleſien unterwarf ſich der böhmiſchen Krone; das öſtliche Pommern und Danzig hielten die Kreuzherren beſetzt und die Tataren, wenn auch oft geſchlagen, kehrten doch faſt jährlich zurück. Dagegen befeſtigte Ladislaus im Innern den Frieden und wachte mit Sorgfalt über der Würde der Krone. Auch trat er zum großen Vortheile für P. mit Litthauen in nähere Verbindung. Was er begonnen hatte, ſetzte ſeit 1333 ſein noch größerer Sohn, Kaſimir III. (der Große), fort. Ihm verdankte P. vor Allem das Verſchwinden der verderblichen Fehden des Adels und eine Reihe der heilſamſten Geſetze und Inſtitute zur Belebung des Ackerbaues, des Handels und der Induſtrie. Freilich mußte die Muße zu dieſen friedlichen Beſchäftigungen anfangs mit Verluſten nach Außen, beſonders an die Kreuzherren, denen er Oſtpommern und das kulmer Land überließ, und an Johann von Böhmen, welcher die Lehnsherrlichkeit über Schleſien und einen Theil Maſoviens zugeſtanden erhielt, erkauft werden; dafür aber wurden ſpäter Lemberg, das heutige Galizien und Volhynien mit dem Reiche verbunden und auch Cujavien und Maſovien wieder in Lehnsnexus gebracht, desgleichen Rothrußland erworben. Mit Kaſimir, dieſem mit Recht bewunderten Fürſten, erloſch im Jahre 1370 die königliche Linie der Piaſten, worauf Ludwig von Anjou, König von Ungarn und Schwager Kaſimir's, den polniſchen Thron beſtieg. Leider aber brachte derſelbe kein polniſches Herz mit, war auch ſelten anweſend, ſo daß bald aller Orten Verwirrung und Zwieſpalt entſtand. Zum Unglücke hinterließ er bei ſeinem Tode im Jahre 1382 keinen Erben, aber 3 Töchter, deren einer, Maria, der Verlobten des Markgrafen Sigismund von Brandenburg, er P. beſtimmt hatte. Die Stände jedoch waren dem Markgrafen nicht eben geneigt und hatten deßhalb zum Theil wenigſtens eben den maſoviſchen

Herzog Ziemowit zum König ausgerufen, als die Wittwe Ludwig's, Eliſabeth, ihre jüngere Tochter Hedwig in Vorſchlag brachte. Wirklich ward dieſelbe als Königin anerkannt und im Jahre 1384 gekrönt. Zwei Jahre nachher vermählte ſich dieſelbe mit dem Großfürſten Jagello von Litthauen, welcher ſich alsbald zum Chriſtenthume bekannte und den Namen Ladislaus II. annahm. Mit ihm demnach beginnt die Reihe der polniſchen Könige jagelloniſchen Stammes, zugleich auch die ſo höchſt folgenreiche Vereinigung Litthauens mit P., welche jetzt zwar noch nicht förmlich ausgeſprochen wurde (indem Litthauen bis zum Jahre 1440 noch eigene, aber unter polniſcher Hoheit ſtehende Großfürſten behielt), factiſch aber mit dem Augenblicke eintrat, wo Jagello den polniſchen Thron beſtieg. Durch dieſes Ereigniß ward P. die erſte oſteuropäiſche Macht und konnte ferner mit größerem Erfolge gegen ſeine feindlichen Nachbarn, beſonders die Kreuzherren, auftreten. Unter Ladislaus II. ſchon zeigte ſich die zunehmende Erſtarkung des Reiches; mit größerem Erfolge als früher wurde gegen die Kreuzritter gekämpft, die unter Anderm im Jahre 1410 die blutige Schlacht bei Tannenberg verloren; die Preußen ferner hart gedemüthigt und die Würde der Krone gegen die Anmaßungen der ſchleſiſchen Herzöge aufrecht erhalten. Nur gegen den Kaiſer Siegismund blieb Jagello gewöhnlich im Nachtheile, nicht mit den Waffen zwar, doch in der Kunſt der Politik, woraus mehr als einmal P. beträchtlicher Nachtheil erwuchs. Auch trug er dadurch, daß er ſich mit dem Verſprechen der Stände, demjenigen ſeiner 4 Söhne, welchen ſie für den tauglichſten erkennen würden, die Krone zu geben, begnügte, viel zur Errichtung des nachmaligen Wahlreiches bei. Es konnte ſich daher, als er im Jahre 1434 geſtorben war, ſein 10jähriger Sohn, Ladislaus III., nur durch die Entſchloſſenheit des Biſchofes von Krakau, Zbigniew Olesnicki, auf dem Throne erhalten, der außerdem bei der allgemein gewordenen Verwirrung, zumal in Litthauen, leicht der Gegenſtand eines blutigen Parteikampfes hätte werden können. Die litthauiſchen Unruhen wurden durch die Verbannung des Großfürſten Swidrygaylo beigelegt und ein Reichstag im Jahre 1436 ſtellte auch in den übrigen Theilen des Landes die Ordnung wieder her. Doch ſah ſich P. ſeit 1440 in neue Kämpfe verwickelt, als Ladislaus III., der im 15. Jahre die Regierung ſelbſt übernommen hatte, im Jahre 1440 zum Könige von Ungarn erwählt wurde. Denn kaum waren die Kämpfe mit der Ladislaus, dem Nachgeborenen, ergebenen Partei geendigt, als ein neuer Krieg mit den Türken ausbrach, welche damals der Chriſtenheit gefährlich zu werden anfingen und bereits Servien in Beſitz genommen hatten. Ladislaus ſiegte anfangs, fiel aber 1444, als er den Vertrag gebrochen hatte, in der Vernichtungsſchlacht bei Varna. Zwei Jahre lang blieb jetzt der polniſche Thron unbeſetzt, da man noch auf die Rückkehr des Königs hoffte; dann im Jahre 1446 ward Kaſimir IV., der Großfürſt von Litthauen, des Gefallenen Bruder, zum Könige erwählt. Die Umſtände geſtalteten ſich damals ſehr ungünſtig; innerer Hader des übermüthigen Adels auf der einen Seite, auf der andern koſtſpielige Kriege nach Außen, die eben wegen des einheimiſchen Zwieſpaltes, obwohl nicht unglücklich, doch ohne beſonderen Erfolg geführt wurden. Der immer ſchlagfertige deutſche Orden konnte glücklicherweiſe keinen Gewinn aus Polens Schwäche ziehen, da er mit ſeinen aufrühreriſchen Städten genug zu thun hatte, ja er mußte ſogar, als er ſich von Kaſimir angegriffen ſah, zuletzt Weſtpreußen an P. abtreten und Friede halten. Mit Ungarn aber, wo Matthias Corvinus über Kaſimir's Bewerbungen um den Thron den Sieg davon getragen hatte, kämpfte P. meiſt unglücklich und mußte endlich dem Sieger im Frieden zu Olmütz (1478) Schleſien, Mähren und die Lauſitz abtreten. Einige bedeutende Siege über die Tataren und die Gelangung Ladislaus', des älteſten Sohnes des Königs, auf den böhmiſchen und ſpäter auch ungariſchen Königsthron war geringer Erſatz für ſolche Verluſte, die zuletzt auch noch durch Großnowogorod und Weißrußland, welche an den Moskowiter, Iwan I.,

kamen, empfindlichen Zuwachs erhielten. Nicht beſſer wurde der Zuſtand des Reichs unter Kaſimir's ſchwachem Sohne, Johann I. Albrecht (ſeit 1492), welcher ſich unter rauſchenden Vergnügungen der Regierungsſorgen entſchlug und die Grenzen den Einfällen der Tataren und Wallachen preis gab. Auch unter Alexander, ſeinem Bruder (ſeit 1501), zu deſſen Gunſten man den in Vorſchlag gebrachten ungariſchen Ladislaus, den älteſten der Brüder, zurückgewieſen hatte, dauerte die Verwirrung fort; der Adel ward unbändiger als je und die Raubzüge der Tataren wiederholten ſich ungeſtraft. Alle Gewalt ruhte in den Händen des königlichen Günſtlings und nachmaligen Verräthers Glinski. Unter ſolchen Umſtänden war Alexander's Tod im Jahre 1506 ein Glück für das Reich, welches eines kräftigen Regenten ſo dringend bedurfte. Es erhielt denſelben in der Perſon Sigismund's I., genannt der Alte, des jüngſten Bruders Alexander's. Mit Feſtigkeit und weiſer Strenge ſtellte derſelbe die innere Sicherheit wieder her, ordnete die Finanzen und verſchaffte der königlichen Würde die unter den vorigen Regierungen faſt vergeſſene Unterwürfigkeit wieder; glückliche Kriege zuerſt mit dem ruſſiſchen Czar, zu welchem Glinski übergegangen war, dann mit den Wallachen und Tataren, gaben den polniſchen Waffen das verlorene Anſehn zurück; Albrecht von Brandenburg huldigte als Herzog von Preußen der polniſchen Krone; mit der Pforte ward ein vortheilhafter Friede geſchloſſen und Maſovien fiel als erledigtes Lehen an die Krone zurück. Neue Zwiſte mit Rußland endeten ebenfalls zu Polens Vortheil. So ſegensreich indeß auch Sigismund's Regierung im Allgemeinen war, ſo ſorgte doch ſeine Gemahlin, Bona von Mailand, dafür, daß unter dem Waizen das Unkraut nicht mangelte. Durch ſie ward manches Gute im Keime erſtickt und aller Orten Unfriede erzeugt; denn leider war ihr Einfluß über ihren ſonſt kräftigen Gemahl größer, als ihres ſchlechten Charakters wegen zu wünſchen geweſen wäre. Außerdem fehlte Sigismund wohl auch darin, daß er bei Erledigung des ungariſchen Thrones (im J. 1524) die ihm angebotene Krone nicht annahm, ſondern geſchehen ließ, daß ſich Janus von Zapolya der Pforte unterwarf, wodurch ein Theil Ungarns türkiſcher Herrſchaft anheimfiel, während ſich in dem andern das Haus Öſtreich feſtſetzte. Trotz aller dieſer Schattenſeiten bleibt die Regierung Sigismund's eine der achtungswertheſten, die Polen je gehabt hat. Städte und Dörfer wuchſen an Größe und Wohlſtand; der Ackerbau gewann durch Ausrodungen der Wälder an Umfang; der Handel blühte, ſo weit es wenigſtens die politiſchen Zuſtände erlaubten, und aus Italien waren die Künſte in das Reich eingezogen, das einzige Gute, was die Mailänderin mitgebracht hatte. Auch polniſche Sprache und Wiſſenſchaft erfreute ſich unter des freigebigen Königs Schutz trefflichen Fortgangs. In ſolcher Lage des Reiches beſtieg Sigismund II. Auguſtus den polniſchen Thron im Jahre 1548. Eben ſo feſt und kräftig, als ſein Vater, aber noch begabter, hätte er viel wirken können, wenn nicht ſeine Mutter, Bona, den Samen der Zwietracht auszuſtreuen bemüht geweſen wäre. Ja in der erſten Zeit ſeiner Regierung kam es ſo weit, daß er ſelbſt auf dem Throne wankte, da er der Forderung des aufgehetzten Adels, ſich von ſeiner Gemahlin, Barbara Radziwill, zu trennen, beharrlichen Widerſtand entgegenſetzte. Doch ging die Gefahr glücklich vorüber und das königliche Anſehn wurde neu befeſtigt, bei welcher Gelegenheit ſich insbeſondere der gefürchtete Caſtellan von Krakau, Tarnowski, große Verdienſte erwarb. Nach Außen wurde gleicherweiſe die Würde der Krone behauptet; die Herzöge von Preußen und Pommern, nicht minder der lutheriſche Meiſter der Schwerdtritter in Liefland leiſteten den Lehenseid; auch wurde Liefland ſchon 1558, als Gotthard Kettler Herzog von Kurland geworden war, polniſche Provinz; die Anſprüche des Czars Iwan Waſiljewitſch wies man mit gewaffneter Hand zurück. Der damals immer mehr um ſich greifenden Verbreitung des Proteſtantismus war Sigismund nicht ungünſtig; doch geſtattete er dem Biſchofe von

Ermeland, Hoſius, die Einführung der Jeſuiten, wodurch der Katholicismus bald wieder feſten Boden gewann. Wichtig ward außerdem der Reichstag vom Jahre 1569, auf welchem Preußen, Podlachien, Litthauen, Volhynien, Podolien und die Ukraine für ewige Zeiten mit der Krone verbunden und den Landen derſelben gleichgeſtellt wurden. Im Innern beruhigt, nach Außen geachtet hätte jetzt P. ſchnell erſtarken können; allein unglücklicherweiſe hinterließ Sigismund (ſt. 1572) keinen Erben und die Wahlfreiheit gelangte nun zu ihrer völligen verderblichen Ausdehnung. Von dem Ausſterben der Jagellonen daher datirt ſich der Verfall des polniſchen Reichs. An Bewerbern um die Krone war kein Mangel, die Wahl aber um ſo ſchwerer, da man in dem Zurückgewieſenen ſicher einen Feind für die Zukunft vermuthen mußte. Die vorzüglichſten Candidaten waren der Erzherzog Ernſt von Öſtreich, Heinrich von Valois (der Bruder Karl's IX. von Frankreich) und Johann von Schweden (des verſtorbenen Königs Schwiegerſohn) für ſich oder ſeinen Sohn Sigismund; auch auf den Czar Iwan Waſiljewitſch hatte eine Partei ihr Abſehen gerichtet. Nach langem Hader des zum erſten Male in ſeiner charakteriſtiſchen Eigenthümlichkeit ſich zeigenden („polniſchen") Reichstags drang franzöſiſche Intrigue und Beſtechung durch. Heinrich von Valois ward proclamirt und langte im Januar 1574 in P. an. Allein gleich anfangs verſcherzte er das Vertrauen der Nation durch Ungerechtigkeit und Strenge in Religionsſachen ſowohl, wie durch Läſſigkeit in Regierungsgeſchäften und es mochte ihm daher ſehr gelegen ſein, daß er ſchon 4 Monate ſpäter den ihm läſtig gewordenen polniſchen Thron mit dem franzöſiſchen vertauſchen konnte. Nach ſeiner heimlichen Abreiſe ſah man ſich alsbald nach einem neuen Könige um und fand denſelben in der Perſon des Fürſten von Siebenbürgen, Stephan Bathori, da der von einer andern Partei gewählte Kaiſer Maximilian II. mit der Annahme zögerte. Stephan ergriff alsbald mit ſtarker Hand die Zügel der Herrſchaft, demüthigte den ruſſiſchen Czar, gab den Koſaken am Dniepr eine neue Organiſation, wies die Anſprüche Schwedens zurück und zügelte den Übermuth des Adels. Unfehlbar war ſein frühzeitiger Tod (1586) ein großer Verluſt für das Reich, welches unter ihm von Neuem emporzublühen begann. Jetzt aber entbrannte heftiger als je der alte Kampf der Parteien. Die mächtigen Zborowski waffneten für den Erzherzog Maximilian, der edle Großfeldherr Zamoyski anfangs für Andreas Bathori, dann aber, als er nur Wenige demſelben geneigt ſah, für Sigismund, den Sohn des Königs Johann von Schweden. Beide Bewerber erſchienen im Königreiche, der Erzherzog aber ward geſchlagen und Sigismund III. im December 1587 gekrönt. Schneller und ſchneller eilte jetzt Polen ſeinem unglücklichen Schickſale entgegen; denn Sigismund im höchſten Grade ſchwach und unfähig that von Allem dem, was das Reich noch hätte retten können, das Gegentheil. — Unglückliche, weil matt geführte, Kriege mit Rußland und der Pforte; dann innere Spaltungen und offener Aufruhr, herbeigeführt durch des Königs unſinnige Handlungsweiſe; endlich verderbliche Kriege mit Schweden, welches ſich im Jahre 1604 in dem Herzoge von Südermannland einen König gegeben hatte, weil es den erbärmlichen ſtrengkatholiſchen Sigismund nicht auf dem Throne wiſſen mochte. — Zwar wurde durch des Prinzen Ladislaus Heldenſinn die Ehre der polniſchen Waffen zu wiederholten Malen gerettet, ſelbſt Rußland erobert und, als ſich dieſes wieder erhoben hatte, wenigſtens Czerniczew, Smolensk und Severien für Polen gewonnen (1616), aber der Kampf mit Schweden, zumal ſeit 1625, wo ihn Guſtav Adolph führte, endete in dem Waffenſtillſtande von 1630 verderblich mit der Abtretung Polniſch-Preußens und Kurlands. Unter ſolchen Umſtänden konnte die Thronbeſteigung des trefflichen Ladislaus IV., Sigismund's Sohns, im Jahre 1632 für Polen nur erſprießlich ſein; ein Krieg mit Rußland und der Türkei wurde ſchnell und rühmlich beendigt; auch unter klu-

ger Benutzung der Umſtände durch Unterhandlungen mit Schweden Polniſch-Preußen wieder gewonnen, aber alle Verſuche des Königs, die Ordnung im Innern wieder herzuſtellen, ſcheiterten an der Halsſtarrigkeit des unter der vorigen Regierung gänzlich verwilderten Adels; auch konnte jetzt ſelbſt der beſte König kaum noch etwas Erhebliches ausrichten, da bei jeder neuen Königswahl die pacta conventa (ungefähr daſſelbe, was in Deutſchland die Wahlcapitulation war) neue Beſchränkungen auferlegten. Ladislaus war 1648 geſtorben und ſein Bruder Kaſimir V., bis dahin Cardinaldiakon, auf den Thron erhoben worden. Unglück auf Unglück folgte jetzt; erſt die blutigen, aber wenig rühmlichen Streitigkeiten mit den Koſaken, die ſich zuletzt im Jahre 1654 der ruſſiſchen Macht unterwarfen; dann der in demſelben Jahre ausgebrochene, bis 1660 dauernde Krieg mit Schweden, deſſen verderbliche Folgen (unter Anderm ging Liefland zum Theil verloren und Brandenburg wurde unabhängig) das Reich in ſeinen Grundveſten erſchütterten; endlich auch noch innerer Aufruhr, in welchem der Fürſt Lubomirski dem Könige förmlich das Geſetz vorſchrieb, Niemandem zur Thronfolge behülflich zu ſein. Solches Unheil wurde noch vermehrt durch die ſiegreichen Waffen der Moskowiter, welche die Abtretung eines großen Theils Rußlands und der Hälfte der Ukräne erzwangen, und durch die drohenden Rüſtungen der Osmanen. In dieſer Bedrängniß legte der ſchwache entmuthigte Kaſimir V. trotz alles Abrathens die Krone nieder im Jahre 1668. Abermals wiederholte ſich nun das abſchreckende Bild eines Wahlreichstags. Bewerber von allen Seiten und eben ſo viele Parteien, zuletzt aber nach langem Hader ein eingeborner König in der Perſon des Fürſten Michael Korybut Wisniowiecki. Doch jetzt vermochte kein König mehr den wachſenden Verfall des Reichs aufzuhalten; denn zu weit ſchon hatte das Verderben um ſich gegriffen. Es darf daher dieſem Fürſten eben ſo wenig wie ſeinen Nachfolgern allein das Unglück Polens aufgebürdet werden. Allerdings beſaß er wohl nicht den kräftigen Sinn, welcher unter ſolchen Umſtänden erforderlich war, aber doch gute Eigenſchaften genug, um zu einer andern Zeit dem Reiche förderlich ſein zu können. Parteiſpaltungen, Einfälle der Türken und Tartaren und Unruhen unter den polniſchen Koſaken der Ukräne ließen nichts Gutes aufkommen; wenigſtens erhielt jedoch Johann Sobieski die Ehre der Waffen noch aufrecht. Michael ſtarb 1673 und über die zahlreichen Bewerber um die Krone trug der ritterliche Johann III. Sobieski obwohl faſt nur, weil er Gold nicht geſchont hatte, zuletzt den Sieg davon. Vermochte derſelbe auch nicht P. zu retten, ſo verdeckte er doch wenigſtens durch Waffenglanz die Wunden der Republik und verzögerte ihren Fall. Hohen Ruhm gewann unter ihm der polniſche Name durch die Befreiung Wiens von den Ungläubigen im Jahre 1683; auch gegen die Walachei ward mit Hülfe der verſöhnten Koſaken ziemlich erfolgreich geſtritten, obwohl der Plan, dieſelbe nebſt der Moldau mit P. zu vereinigen, fehlſchlug. Mit Rußland wurde ebenfalls ein nicht eben vortheilhafter Friede geſchloſſen. Der innern Zerwürfniß konnte aber bei aller Anſtrengung des Königs nicht geſteuert werden und mehr als ein Reichstag, deſſen Abhaltung in der erſten Zeit ſeiner Regierung würdevoll geſchehen war, ward in der ſpätern Zeit durch das unheilvolle „Veto“ zerriſſen. Wohl mochte häuslicher Zwiſt die Kraft des Königs häufig lähmen, wenigſtens ſchreiben unparteiiſche Schriftſteller der geizigen und intriguenſüchtigen Königin Maria den größten Theil des Unheils zu, das der König allerdings nur zu oft geſchehen ließ; überdieß zeigte ſich ſchon früh auch der älteſte Prinz Jakob ſeinem Vater abgeneigt und widerſpenſtig. Sobieski ſtarb 1696, der letzte ruhmreiche König Polens. Nach altem heilſamen Gebrauche hätte einer ſeiner Söhne den Thron beſteigen mögen; allein die Intriguen der Mutter ſelbſt hinderten dieß; auch war der älteſte, Jakob, nicht eben beliebt und hatte noch den letzten Reſt von Achtung durch ſein beim Tode ſeines Vaters bewieſenes unwürdiges Betragen verſcherzt. Unter den übrigen zahlreichen Bewerbern waren Lud-

wig von Bourbon, Prinz von Conti, der Herzog von Lothringen und der Pfalzgraf Karl Philipp, der Tochtermann der Königin Maria, die wichtigſten; wie gewöhnlich aber gelang es der franzöſiſchen Überredungskunſt durchzudringen und ſchon glaubte die Partei Conti's am Ziele zu ſein, als in der Perſon des Churfürſten Auguſt von Sachſen ein neuer Bewerber auftrat, welcher an Macht und Reichthum alle andere überragend den Sieg davon trug, obwohl zwar erſt nach vielen und ſchwer zu erfüllenden Verheißungen. Die Krönung erfolgte im September 1697 und der Prinz von Conti, welcher bereits mit 6 Fregatten auf der Danziger Rhede angekommen war, kehrte unverrichteter Sache in die pariſer Salons zurück. Noch dauerte der Krieg mit der Türkei fort, wurde aber nach einem ziemlich glücklichen Feldzuge im Jahre 1699 mit dem Frieden zu Carlowitz beendigt. P. erhielt Podolien zurück. Im folgenden Jahre begann nun der unheilvolle nordiſche Krieg (ſ. d. Art. u. d. Art. Auguſt), von P. mitgeführt um die Wiedererwerbung Lieflands. Die verlorene Schlacht bei Kliſſow (Juni 1702) brachte P. bekanntlich in die Gewalt des Schwedenkönigs und gab Veranlaſſung zu der Conföderation der Wojewodſchaften Poſen und Kaliſch, welche angeblich der Verwüſtung des Reichs Einhalt thun wollte, im Grunde aber nur zuſammengetreten war, um die Partei Karl's XII. gegen Auguſt zu verſtärken. Der treuloſe Cardinal Radziejowski zeigte nun ſeine wahren Geſinnungen, erklärte im Mai 1705 den Thron für erledigt und am 12. Juli ward dem Willen des Schwedenkönigs gemäß Stanislaus Leszczynski zum Könige erwählt. Auguſt ſah ſich nach tapferem aber vergeblichem Widerſtande, um ſeine Erblande zu retten, im Jahre 1706 zur Entſagung genöthigt. Das bald darauf über Karl XII. hereingebrochene Unglück indeß bahnte ihm den Weg zur Rückkehr, welche 1709 nach vorhergängiger Ausſöhnung mit dem Czar Peter, den er früher durch Patkul's Auslieferung beleidigt hatte, ohne Widerſpruch erfolgte. Der Unordnung abzuhelfen aber vermochte er bei allem guten Willen und kräftigem Auftreten (beides hat man ihm mit Unrecht abgeſprochen) nicht; im Gegentheil wurde die Unzufriedenheit durch die Anweſenheit ruſſiſcher und ſächſiſcher Truppen ſo ſehr geſteigert, daß im Jahre 1715 zu Tarnogrod eine förmliche Conföderation gegen die Sachſen geſchloſſen wurde. Zwar wurde dieſer Zwiſt durch die Nachgiebigkeit des Königs im Jahre 1717 beigelegt, indem nämlich die Sachſen mit Ausnahme der Garde das Königreich verließen; aber leider hatte man dem Czar Peter, welcher den Vermittler geſpielt hatte, mehr, als nöthig war, Einfluß geſtattet; auch war im Ganzen wenig damit gewonnen, da die Gewaltmaßregeln gegen die Diſſidenten (ſ. d. Art.) neuen Zwieſpalt hervorriefen; und ſo hatte man auch nach Abſchluß des Friedens mit Schweden (1719) im Innern doch keine Ruhe. Wie tief übrigens P. damals ſchon in der Achtung ſeiner Nachbarn geſunken war, zeigte das Benehmen Rußlands bei dem Abſterben des letzten Herzogs von Kurland. Weder Auguſt's Wünſche, das Herzogthum für ſeinen Sohn, den Grafen von Sachſen, zu erlangen, wurden berückſichtigt, noch achtete man Polens Anſprüche auf das erledigte Lehn; ſondern Katharina I. beſtimmte daſſelbe ihrem Günſtlinge Menczikoff. Der Tod Auguſt's im Jahre 1733 ſtürzte das unglückliche Reich in neue Verwirrung. Eine Partei mit dem Erzbiſchofe von Gneſen an der Spitze wünſchte Stanislaus zurück, der unterdeß der Schwiegervater Ludwigs XV. geworden war; eine andere ebenfalls nicht unmächtige Partei ſtimmte für den Sohn des verſtorbenenen Königs, den Churfürſten Friedrich Auguſt. Für letzteren erklärte ſich Öſtreich, dann auch Rußland, welches eine Armee in P. einrücken ließ. So wurde Auguſt III. im October 1733 gewählt, nach langem Hader aber erſt im Jahre 1736 auch von der Gegenpartei anerkannt. Er ſo wenig wie ſein Vater indeß konnte das Verderben Polens aufhalten. Unter ihm ſtieg die Verwirrung auf das Höchſte; der Adel in Factionen getheilt gab nur der Stimme des Egoismus Gehör und trat bald heimlich bald offen mit dem Aus-

lande in Verbindung; auch wurden die ſchleſiſchen Kriege, obwohl P. unmittelbar nicht in dieſelben verwickelt wurde, höchſt nachtheilig für das Reich, da Rußland wie Preußen das Recht der Neutralität nicht achtend ohne anzufragen die Provinzen durchzogen und brandſchatzten. Übrigens brachte der Anfall Schleſiens an Preußen die Diſſidenten Großpolens mit letzterer Macht in nähere Berührung, aus welcher ſich bald ein völliges Schutzverhältniß entwickelte. Auguſt war 1763 geſtorben. Drei Parteien ſtanden jetzt einander gegenüber: die ruſſiſch-preußiſche, die ſächſiſche und die des Großfeldherrn Branicki. Die Geſandten Rußlands und Preußens erklärten gleich anfangs, daß ihre Höfe die beabſichtigte Veränderung der Conſtitution nicht dulden würden, auch ſagte der ruſſiſche Abgeordnete Kaiſerlingk mit dürren Worten: alle Beſtrebungen würden unnütz ſein, da Stanislaus Poniatowski (ſ. d. Art.) von der Kaiſerin zum Könige beſtimmt ſei. Die ſächſiſche Partei, an ihrer Spitze der Fürſt Radziwill, zählte nichts deſto weniger viele Anhänger und verlieh, als der Churfürſt von Sachſen, Friedrich Chriſtian, im Dec. 1763 plötzlich verſtorben war, der Partei des Großfeldherrn, zu der ſie übergetreten war, momentan das Übergewicht. Allein 40000 Preußen näherten ſich der Grenze; die Ruſſen rückten in Warſchau ein und Stanislaus II. Auguſt IV., unterſtützt außerdem von ſeinen Verwandten, den einflußreichen Czartoryski's, ward gewählt am 7. Sept. 1764. P. war verloren; denn Stanislaus hatte nicht den Muth, ſich dem ruſſiſchen Einfluſſe zu entziehen; hin und her ſchwankend, den Einflüſterungen aller Parteien Gehör gebend wurde er den Polen wie den Ruſſen verächtlich und fand ſelbſt dann bei den Patrioten Widerſtand, wenn er in einer kräftigen Aufwallung heilſame Maßregeln zum Frommen des Reichs vorſchlug. Die Kaiſerin Katharina rückte unverweilt ihrem Ziele näher; den wirklich patriotiſch geſinnten Czartoryski's, denen die Widergeburt Polens am Herzen lag, wehrte ſie offen und durch heimliche Aufhetzung, indem ſie immer die Zufriedenſtellung der Diſſidenten an die Spitze ihrer anmaßenden Forderungen ſtellte, wobei ſie nicht minder wie der König von Preußen fortfuhr, ſich als Vertheidigerin der polniſchen Nationalfreiheit zu gebehrden. Durch ihre Gewaltſtreiche endlich ward der Reichstag von 1768 gezwungen, den Diſſidenten, welche in die Conföderation von Radom zuſammengetreten waren, die verlangten Gerechtſame zu bewilligen; in demſelben Jahre aber trat die Conföderation von Bar zuſammen, um die abgedrungenen Beſchlüſſe des Reichstages zu vernichten und Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Unterſtützt von Frankreich und ermuthigt von Öſtreich und der Pforte wurde der ungleiche Kampf begonnen und da ſich Rußland mit der Pforte in einen Krieg verwickelt ſah, wenigſtens nicht unglücklich, obwohl nicht entſcheidend geführt. So blieb der Zuſtand der Dinge bis 1771, wo man mit einem Hauptſchlage, der Abſetzung des Königs und gewaltſamen Entführung deſſelben aus Warſchau die Sache beenden wollte. Allein das Vorhaben mißlang und die drei Mächte, Rußland, Öſtreich und Preußen, welche ſich während dieſer Zeit gegenſeitig verſtändigt hatten, ſchritten zur erſten Theilung Polens. Der Tractat ward am 5. Aug. 1772 zu Petersburg unterzeichnet und am 13. Jan. 1773 erſchien das Manifeſt. P. verlor 3925 □ Meilen, von denen Preußen die Wojewodſchaft Marienburg, Pommerellen, Ermeland und Kulm; Öſtreich das eigentliche Rothrußland, Kleinpolen mit den Salzwerken und einen Theil Podoliens; Rußland endlich die Wojewodſchaften Witebsk und Mscislav und die Landſchaften längs des Dnieprs erhielt. Noch umfaßte P. 10000 □ Meilen mit 8 Mill. Einw. und ſeine Erhaltung wäre möglich geweſen; aber der ruſſiſche Einfluß war zu mächtig und der König ſchwach genug, demſelben ſelbſt in die Hände zu arbeiten. Erfreut, ſich die Krone bewahrt zu haben, wurde er das willigſte Werkzeug der Kaiſerin und ſuchte den Beitritt Polens zu dem Bündniſſe, welches dieſelbe mit Öſtreich abgeſchloſſen hatte, auf jede Art zu befördern. Der Reichstag von 1788 indeß erkannte alles Unheil, das von

Rußlands Seite drohte, erklärte, ermuthigt durch den preußiſcher Seits verſprochenen Beiſtand, die bisherige Verfaſſung für aufgehoben und ſetzte trotz des Einſpruchs des ruſſiſchen Geſandten eine Commiſſion nieder, welche ſich mit dem Entwurfe einer neuen Verfaſſung beſchäftigen ſollte. Rußland, welches damals in einen Krieg mit der Pforte verwickelt war, mußte ſich vor der Hand mit Proteſtationen begnügen und ſo ſchien Alles noch einen glücklichen Ausgang gewinnen zu wollen, da die am 3. Mai proclamirte Conſtitution zur Begründung einer regelmäßigen Regierungsform allerdings geeignet war und auch mit allgemeinem Beifalle aufgenommen wurde. Allein Rußland betrachtete dieſelbe als eine Kriegserklärung und ließ eine Arme einrücken. Unglücklicherweiſe waren alle Vorbereitungen zum Widerſtande vernachläſſigt worden; der König ſelbſt ſuchte ſie gefliſſentlich noch zu hintertreiben und leiſtete dem Befehle des petersburger Cabinets Folge, ſich mit der Conföderation der Unzufriedenen zu Targowice zu vereinigen. Das Unglück der polniſchen Truppen entſchied zuletzt; die Conſtitution ward auf dem famöſen Reichstage von Grodno für aufgehoben erklärt und zugleich die zweite Theilung Polens beſtätigt (den 22. Juli 1793). Preußen, welches, durch die verweigerte Abtretung Danzigs beleidigt, ſich aufs Neue mit Rußland verbündet hatte, erhielt 1061 □Meilen mit 1136000 Einw., nämlich die Wojewodſchaften Kaliſch, Sieradz, Poſen, Gneſen, Lenczica, Danzig, Thorn, Czenſtochau und einiges Andere; Rußland nahm 4553 □Meilen mit 3 Millionen Einw., als: die Ukräne, Podolien, die Hälfte Volhyniens und der Wojewodſchaften Brzesk und Nowgorodek, dann die Reſte von Minsk und Plock. P. behielt 4016 □M. mit 3200000 Einw.; aber der ruſſiſche General Igelſtröm blieb mit der Heeresmacht in Warſchau zurück, um auch den Reſt in Abhängigkeit von Rußland zu erhalten. Der König war in dieſem Beſtreben ſein treuer, wenn auch gezwungener Gefährte. Da erhob noch einmal Kosciuszko (ſ. d. Art.) im Anfange des Jahres 1794 die Fahne der Freiheit; Warſchau ward den Ruſſen nach heftigem Blutvergießen entriſſen (17. und 18. April) und an mehreren Orten glücklich gekämpft, unter andern auch die hart von den Preußen bedrängte Hauptſtadt rühmlich vertheidigt (5., 6. und 7. Sept.); doch vergebens; zu groß war die Übermacht der Feinde und in keinem Verhältniſſe mit derſelben die Kraft der P., zumal da auch jetzt noch die Partei- und Intriguenſucht fortwährend ihr Haupt erhob. Der Verluſt der Schlacht bei Maciejowice (4. Oct.), in welcher Kosciuszko ſelbſt gefangen wurde, entſchied. Die verbündeten Heere rückten vor Warſchau, wo Furcht und Beſtürzung keinen Entſchluß zur Reife kommen ließ. Dem gräuelvollen Sturme von Praga folgte Tags darauf die Übergabe der Hauptſtadt (4. Nov.). Der König verließ dieſelbe am 9. Januar 1795, um ſpäter als Exkönig in Petersburg ſeiner ruhmloſen Erinnerung zu leben. P., einſt ſo mächtig und groß, verſchwand aus der Reihe ſelbſtſtändiger Staaten. In der dritten Theilung nahm Rußland 2185 □M. mit 1176000 Einw., Preußen 997 □M. mit 950000 Einw. und Öſtreich 834 □M. mit 1 Mill. Einw. — Viele von denen, welche die Schmach des Vaterlandes nicht zu ertragen vermochten, hatten ein Aſyl im Auslande geſucht, in der Hoffnung einſt nach der Wiederherſtellung zurückzukehren. Bereits 1796 fochten tapfere Polenſchaaren unter Dombrowski's Anführung als polniſche Legion die Kämpfe Napoleon's in Italien mit; dieſelben ermuthigten ſpäter nach der Schlacht bei Jena die unter preußiſcher Herrſchaft ſtehenden P. zum Aufſtande und pflanzten in Südpreußen den weißen Adler auf. Der Friede zu Tilſit rief hierauf das Herzogthum Warſchau ins Leben, welches 1800 □M. enthielt, in die ſechs Departements Poſen, Kaliſch, Plock, Warſchau, Lomza und Bromberg getheilt wurde, und im Könige von Sachſen ein erbliches Oberhaupt bekam. Im Grunde war freilich der neu gebildete Staat nichts als ein Vaſallenſtaat Frankreichs und mußte Opfer bringen, die ſeine Kräfte über-

ſtiegen; doch trug man Alles geduldig in Erwartung einer beſſern Zukunft. Rühmlich fochten unter Poniatowski die Truppen des Großherzogthums in dem Kriege gegen Öſtreich (1809), der dem Lande eine Vergrößerung von 900 □M. brachte (Weſtgalizien und Zamosc), ſo daß jetzt der Staat 2700 □M. mit faſt 4 Mill. Einw. umfaßte. Unter Napoleon's Fahnen kämpfte ſeitdem ein wohl organiſirtes polniſches Nationalheer in Spanien, bis im Jahre 1812 der Krieg mit Rußland ausbrach. Alsbald bildete ſich im Vertrauen auf des franzöſiſchen Kaiſers Wort, der die Wiederherſtellung des Königreichs P. als den Preis kräftiger Erhebung bezeichnete, im Juni des genannten Jahres eine allgemeine Conföderation zu Warſchau, an deren Spitze der bejahrte Fürſt Adam Czartoryski ſtand. Die Bewegung indeß ward nicht allgemein und alle Verſuche, die ruſſiſch-polniſchen Provinzen in Aufſtand zu verſetzen, mißlangen. Doch wären ſie auch gelungen, immer hätte das Unglück Napoleon's das Unglück Polens nach ſich gezogen. Treu bis zum letzten Augenblicke aber kämpften die Schaaren der tapferen P. für den Kaiſer, bis ſie das Jahr 1814 in das Vaterland zurückrief. Der wiener Congreß darauf entſchied Polens Schickſal. Preußen nahm Beſitz vom Großherzogthume Poſen (538 □M.), Öſtreich erhielt die Gebiete von Tarnopol und Zbaraz zurück und Krakau mit einem Gebiete von 23½ □M. wurde zur Freiſtadt erklärt. Das übrige ward als Königreich P. mit Rußland vereinigt, erhielt aber vom Kaiſer Alexander, welcher den Titel König von P. annahm, eine in ihren Grundlagen auf der Conſtitution von 1791 beruhende Verfaſſung mit zwei Kammern, Preßfreiheit und einer 50000 M. ſtarken Nationalarmee. P. ſchien jetzt beruhigt und in der That konnte es zufrieden ſein mit der großmüthigen Behandlung Alexander's, dem es als Sieger freiſtand anders zu handeln; allein bald ſchwanden die vorſchnell gefaßten Hoffnungen; Mißgriffe von Seiten der Regierung, die ſich mit Grundſätzen des Liberalismus nicht befreunden konnte; dann wohl auch zu heftige Oppoſition der P., als ſie ihre ſanguiniſchen Erwartungen nicht erfüllt ſahen und geheime Umtriebe bereiteten allmählig den Bruch vor, der ſich im Jahre 1830 zu offenem Aufſtande umgeſtaltete. Vergl. darüber den Art. Aufſtände der neueſten Zeit, wo das Nöthige bis zum Einrücken der ruſſiſchen Macht geſagt iſt. Die polniſche Nationalarmee, welche das Werk der Befreiung vollenden ſollte, zählte ungefähr 44000 M. Der Generaliſſimus, Fürſt Radziwill, hatte am 7. Febr., alſo 5 Tage nach dem Übergange der Ruſſen unter Diebitſch über den Bug Warſchau verlaſſen und ohne eigentlichen Operationsplan ſein Hauptquartier zu Okuniew genommen. Der rechte Flügel unter dem General Zymirski rückte bis an den Liwiec und ſüdlich bis nach Zbucyn vor, während 4 Regimenter Reiterei und 1 Regiment Infanterie von dem linken unter dem Generale Krukowiecki ſtehenden Flügel bis Oſtrolenka vorgingen. Diebitſch, welcher 130000 M. ſtark auf 8 Punkten gleichzeitig in P. eingerückt war, wollte durch die Wegnahme Warſchaus den Aufſtand mit einem Schlage vernichten und beorderte zu dieſem Zwecke die Generale Kreuz und Geismar über die Weichſel zu gehen, um Warſchau im Rücken zu kommen, während die Hauptarmee unter Schachoffskoi, Pahlen und Roſen über Lomza und Oſtrolenka gerade auf die Hauptſtadt vordringen ſollte. Auch gewann er durch den Übergang über den Liwiec die Heerſtraße nach Warſchau, wohin ſich Zymirski zurückzuziehen begann, und ſchon am 9. Febr. war Kreuz in Pulawy eingezogen und hatte Zamosc, obwohl vergeblich, aufgefordert. So in einem engen Halbkreiſe zogen die ruſſiſchen Maſſen gegen Warſchau heran. Um die Stellung des linken Flügels derſelben zu recognosciren ging Dwernicki auf den Befehl des am linken Weichſelufer commandirenden Generals Klicki am 10. Febr. bei Mniſzew über die Weichſel und überfiel am 14. das Geismar'ſche Corps bei Seroczyn. Der Erfolg war vollſtändig und wurde noch wichtiger, als es dem muthigen Dwernicki nach ſeiner am 19. bei Mniszew ſtattgefundenen Ver-

Digitized by Google

einigung mit Sierawski gelang den General Kreuz ebenfalls aus ſeiner Stellung zu vertreiben. Unterdeſſen hatte am 17. der General Skrzynecki bei Dobre der ruſſiſchen Hauptarmee entſchloſſenen Widerſtand geleiſtet, und obwohl er ſich in die Stellung von Oſencizna zurückziehen mußte, ſo war doch ſein Zweck, den Rückzug Zymirski's zu decken, erreicht. Das polniſche Hauptquartier befand ſich jetzt zu Grochow, in deſſen Ebenen ſich am 19. das ganze Heer vereinigt hatte, um den Ruſſen eine Schlacht zu liefern. Sie geſchah an dieſem und dem folgenden Tage und endete damit, daß ſich die Ruſſen in die die Ebene begrenzenden Waldungen zurückziehen mußten, um die Ankunft Schachoffskoi's zu erwarten. Letzteren ſchlug Krukowiecki am 25., verfolgte aber ſeine Vortheile nicht weiter, ſondern ließ die Vereinigung deſſelben mit der ruſſiſchen Hauptarmee geſchehen, worauf Diebitſch den Befehl zu einem gleichzeitigen allgemeinen Angriffe auf die polniſche Armee erließ. Mit der heldenmüthigſten Anſtrengung aber ſchlug dieſe die wüthenden Angriffe des überlegenen Feindes ab und erkämpfte ſich einen ungeſtörten Rückzug an das linke Weichſelufer. Praga blieb mit einigen Tauſend Mann unter Malachowski beſetzt. Radziwill legte jetzt den Oberbefehl nieder, welchen nun Skrzynecki erhielt. Derſelbe, Anhänger der doctrinairen oder ariſtokratiſchen Partei, machte ſich indeß durch ſein Zögern bald verdächtig, ein Umſtand, den die demokratiſche Partei, an ihrer Spitze Krukowiecki, trefflich zu benutzen verſtand. Überhaupt hatte während des Monats März, wo die Operationen auf beiden Seiten ruhten, der Parteigeiſt Zeit gefunden, ſein Haupt zu erheben und es war nicht zu verkennen, daß von dieſer Seite der Sache der Freiheit große Gefahr drohe. Die ariſtokratiſche Partei mit dem Fürſten Czartoryski an der Spitze hatte nie im Sinne gehabt, die Sache zum unheilbaren Bruche kommen zu laſſen, ſie wünſchte vielmehr einige Erfolge nur deßhalb, um auf gute Bedingungen mit dem Kaiſer unterhandeln zu können. So mußte ſie natürlich jedes demokratiſche Element zu unterdrücken ſuchen, damit ihr nicht die Leitung der Angelegenheiten aus den Händen gewunden würde. Unter ſolchen Umſtänden machte der Obergeneral am 31. März und 1. April einen plötzlichen Angriff auf das Roſen'ſche Corps, welches auf der Straße vor Praga ſtehen geblieben war. Der vollſtändigſte Erfolg krönte dieß Unternehmen, aber unbegreiflicher Weiſe konnte Skrzynecki nicht bewogen werden, den Sieg zu verfolgen, ſondern ließ den Ruſſen Zeit, ſich in die Stellung von Siedlce zurückzuziehen; das glückliche Gefecht bei Iganie (9. April) konnte jetzt nichts mehr fruchten. Durch dieſe Unthätigkeit, welche mehrere Wochen anhielt, ward Diebitſch gerettet; außerdem wäre er verloren geweſen, weil ihm durch die in Samogitien und Litthauen geſchehenen Aufſtände bereits die Zufuhr abgeſchnitten wurde. Aber auch dieſe Bewegungen unterſtützte die Regierung in Warſchau nicht, ſondern beraubte ſich noch überdieß durch die Abſendung Dwernicki's (ſ. d. Art.) nach Volhynien, wo derſelbe keine Unterſtützung fand, eines fähigen Anführers. Diebitſch ſeinerſeits war am 25. April plötzlich aufgebrochen und hatte mit 40000 M. eine Demonſtration auf den rechten Flügel der polniſchen Armee gemacht, jedoch nichts Erhebliches ausgerichtet. Beide Armeen verharrten wieder in ihren alten Stellungen, bis endlich Skrzynecki angeregt von der Nationalregierung am 12. Mai mit der ganzen Armee aufbrach, um einen Schlag gegen die in Plock und Auguſtowo lagernden ruſſiſchen Garden auszuführen. Allein viel zu langſam operirend erlangte er weiter nichts, als daß die Garden freiwillig zurückwichen, ohne geſchlagen zu ſein, während Diebitſch über den Bug zurückging, um ſich wieder mit den Garden zu vereinigen und ſo verſtärkt von Neuem die P. zurückzudrängen. Skrzynecki zog ſich jetzt gegen Oſtrolenka zurück, wo es am 26. Mai zur Schlacht kam. Nach einem blutigen erbitterten Kampfe, welcher bis Abends um 10 Uhr währte, mußten ſich die P. als beſiegt erkennen, worauf ſie am folgenden Morgen in ziemlich aufgelöſten Zuſtande den Rückzug nach

Warſchau antraten. Die Beſtürzung war allgemein; die demokratiſche Partei beſchuldigte laut den Generaliſſimus und drang auf ſeine Abſetzung. Nur mit Mühe gelang es der Regierung, dieſe für jetzt noch abzuwenden. Die polniſche Armee lagerte bei Praga und nur bei Sierock am Narew war ein Beobachtungscorps zurückgeblieben. Man gab ſich alle Mühe, die erlittenen Verluſte zu erſetzen; auch gelang dieß und es wäre vielleicht noch nichts verloren geweſen, wenn nicht Parteizwiſt das Verderben der Nationalſache herbeigeführt hätte. Die Ariſtokraten arbeiteten bei dem Reichstage darauf hin, die beſtehende Regierung zu ändern und einen Statthalter an die Spitze zu ſtellen; die Volkspartei, beſonders der ſchlaue, aber geldſüchtige und ehrgeizige Krukowiecki widerſtand heftig und es blieb beim Alten; aber die bisher beſtandene Einigkeit war vernichtet und das Vertrauen, welches bis jetzt im Allgemeinen wenigſtens die Nation verbunden hatte, verſchwunden. Das ruſſiſche Hauptquartier befand ſich ſeit dem 4. Juni zu Kleczewo, als am 10. Diebitſch plötzlich an der Cholera ſtarb. Der General Toll übernahm proviſoriſch das Commando, bis Paskewitſch (ſ. d. Art.) eingetroffen ſein würde. Während dieſer Zeit beſchloß Skrzynecki die Entſendung des Kreuz'ſchen Corps zu einem Angriffe auf den General Rüdiger zu benutzen. Er rückte am 14. Juni aus und ſandte von Siennica aus, wo er mit den Reſerven ſtehen blieb, den General Jankowski gegen Stoczek und den General Rybinski nach Siedlce, während Chrzanowski von Zamosc und Ramorino von der Weichſel gegen den am Wieprz ſtehenden Rüdiger anrückte. Alles ging gut und Rüdiger wäre verloren geweſen, aber theils die gänzliche Unfähigkeit Jankowski's, theils die Eile, mit welcher Skrzynecki auf die ſpäter ſich als falſch erweiſende Nachricht, Warſchau ſei bedroht, den Rückzug anordnete, ließ auch dieſes Unternehmen ſcheitern. Da erhob ſich ein allgemeiner Schrei der Mißbilligung in Warſchau und laut ſprach man von Verrätherei; bald kam man auch einer Verſchwörung auf die Spur und der Generaliſſimus ſah ſich genöthigt, die Generale Jankowski, Bukowski, Hurtig u. A. zu verhaften. Der Unwille des Volks ſtieg auf das Höchſte und mit Mühe nur konnte man das Leben der Arreſtaten vor den wilden Pöbelhaufen retten. Unterdeß war Paskewitſch am 25. Juni bei der ruſſiſchen Armee eingetroffen und hatte alsbald den Plan gefaßt, die Offenſive zu ergreifen und über die Weichſel zu gehen. Ungehindert, denn Skrzynecki war gerade im entſcheidenden Augenblicke zu der Heeresabtheilung des Chrzanowski abgegangen, legte er in 3 Colonnen den gefährlichen Flankenmarſch von Pultusk zurück und vollendete am 19. Juli ſeinen Übergang an das linke Weichſelufer. So war der paſſende Augenblick verſchwunden und die polniſche Armee kehrte jetzt zurück, um die Hauptſtadt zu vertheidigen. Eine Schlacht auf Leben und Tod ſchien einem am 27. Juli zuſammenberufenen Kriegsrathe das einzige Rettungsmittel. Skrynecki gab ſeine Zuſtimmung, aber er handelte nicht und ließ die Vereinigung der verſchiedenen ruſſiſchen Corps zu, immer noch die Vermittelung des Auslandes erwartend. Während dieſer Zeit der ängſtlichſten Erwartung erregte die Ankunft Dembinski's, der ſich rühmlich aus Lithauen zurückgezogen (vergl. auch d. Art. Gielgud), freudige Beſtürzung und neue Hoffnung, allein die heller Blickenden verhehlten ſich nicht, daß keine Rettung mehr ſei. Die Unthätigkeit Skrzynecki's führte endlich am 9. Auguſt ſeine Entſetzung herbei; Prondzynski, dem man den Oberbefehl anbot, lehnte ihn ab und Dembinski erhielt ihn; aber auch er von der Partei der Ariſtokraten gewonnen, blieb unthätig und machte ſich überdieß durch ſeine Rauheit der Armee, wie dem Volke verhaßt. Da brach am 15. Aug. ein Aufſtand des erbitterten Volkes aus, welcher bei ſchlecht geleitetem Widerſtande den gefangenen Generalen Jankowski, Hurtig, Benkowski u. A. das Leben koſtete und am 17. die Abdankung der Regierung herbeiführte. Krukowiecki ward Präſident mit faſt unumſchränkter Gewalt, Malachowski Generaliſſimus. Unterdeſſen hatte ſich die ruſſiſche Armee bis auf

wenige Meilen der Stadt genähert. Man beſchloß ſie zu vertheidigen und entſendete 20000 M. unter Ramorino auf das rechte Weichſelufer, um der Hauptſtadt Proviantzufuhr zu verſchaffen. Allein derſelbe entfernte ſich zu weit und konnte, als Paskewitſch am 6. Sept. die Verſchanzungen um Warſchau angriff, nicht mehr zurückkehren. Bei Annäherung der Gefahr entſtand völlige Verwirrung in Warſchau und Krukowiecki ſelbſt, der den Kopf verloren hatte, trug das Meiſte zum unglücklichen Ausgange des Kampfes bei. Wie derſelbe in der Erſtürmung Warſchaus endete ſ. in dem Art. Warſchau. Die Regierung hatte ſich nach Modlin begeben und ſuchte auf alle Weiſe den Muth wieder zu heben, auch konnte noch Vieles ausgerichtet werden, denn noch hatte ſich weder Heer noch Nation ergeben. Rybinski ward Oberbefehlshaber. Allein man konnte zu keinem feſten Entſchluſſe kommen; die mit den Ruſſen angeknüpften Unterhandlungen brachten kein Reſultat und das Heer, 15000 M. ſtark, blieb während der Zeit unthätig. Als endlich die Unterhandlungen abgebrochen wurden, begann man zu operiren; Rybinski aber zögerte von Tag zu Tag etwas Entſcheidendes zu unternehmen; Uminski, ſein Nachfolger im Oberbefehle, ward nicht anerkannt und Ramorino, welcher 15000 M. mit ſich führte und allein operiren wollte, ſah ſich zum Übertritte nach Galizien gezwungen. Dieß vermehrte die Muthloſigkeit und nach langem Zaudern beſchloß man endlich auf preußiſchem Gebiete die Waffen niederzulegen. Dieß geſchah am 5. Oct. und bald darauf ging auch der General Roczycki, welcher in der Wojewodſchaft Krakau commandirte, auf öſtreichiſches Gebiet. So endete dieſer glücklich begonnene Aufſtand zuletzt in völliger Niederlage und Polen ward von Neuem, aber durch ſein eigenes Verſchulden, dem ruſſiſchen Selbſtherrſcher unterthan. Tauſende von den Freiheitskämpfern verſchmähten die Rückkehr und blieben im Auslande, meiſt in Belgien, Frankreich und England, wo ſie zuvorkommend aufgenommen wurden. Hier fuhren ſie fort P. zu repräſentiren und bemühten ſich, obwohl vergeblich, die Sympathien der Regierungen, unter deren Schutze ſie lebten, in thätige Hülfsleiſtung zu verwandeln. Auch war ihr Benehmen nicht immer geeignet, Theilnahme zu erregen und ſo ſehr ſich auch im Allgemeinen die öffentliche Meinung für ſie ausſprechen mochte, ſo ſahen ſich doch die Regierungen oft genöthigt, ernſte Maßregeln gegen ſie zu ergreifen, da ſie ſich nur zu häufig der Erregung oder wenigſtens Theilnahme an aufrühreriſchen Bewegungen ſchuldig machten. Das Schickſal Polens ſelbſt beſtimmte der Czar. Die Conſtitution von 1815 ward zurückgenommen und ein oberſter Adminiſtrationsrath eingeſetzt, dann im Febr. 1832 ein organiſches Statut gegeben, nach welchem künftig regiert und verwaltet werden ſollte. Paskewitſch erhielt die Statthalterſchaft des nun eng mit Rußland verbundenen Königreichs. Um die revolutionairen Elemente zu vertilgen, verhängte alsbald das petersburger Cabinet harte Strafen über die Theilnehmer des letzten Aufſtandes und verfuhr dabei mit einer Strenge, die vielfachen Tadel erfahren hat; auch ſuchte man gefliſſentlich alles Nationale zu vernichten und zu unterdrücken, hob die Univerſitäten auf, decretirte das Aufhören der polniſchen Armee u. a. m. Bedenkt man aber, daß P. ſelbſt ſeine Selbſtſtändigkeit verſcherzt hat, daß Rußland unter den jetzigen Umſtänden um ſeiner ſelbſt willen die, wenn auch nur durch das Recht der Waffen, begründete Eroberung nicht aufgeben **kann**, ſo geſtaltet ſich das Urtheil anders und man gelangt zu der Überzeugung, daß Mitleid das Einzige ſei, worauf P. künftighin Anſpruch machen könne. — Vergl. die Werke der polniſchen Geſchichtſchreiber, beſonders des Niemcewicz, Maruscewitſch und Lelewel, dann die „Mémoires sur la P. etc.“ von Oginski und deſſen „Observations etc.“; „Histoire des révolutions de la Pologne“ (Varsov. 1774); Spazier's „Geſchichte des Aufſtandes des polniſchen Volks in den Jahren 1830—1831“ (Altenburg 1832. 3 Bde.); Soltyk's „La Pologne“ (Par. 1833. 2 Voll.) u. a. m.;

über die Geſchichte Polens im Allgemeinen bis zur Thronbeſteigung Nikolaus' I. die „Geſchichte Polens" (Dresd. 1827. 4 Bde.) von Alex. von Bronikowski. 15.

Polhöhe, lat. hauteur du pôle; engl. latitude, iſt für einen gewiſſen Ort derjenige Theil des Meridians, der zwiſchen dem Horizonte dieſes Orts und deſſen ſichtbarem Pole liegt, oder der Winkel, den die vom Beobachtungsorte aus nach dem Pole des Himmels gezogene gerade Linie mit der Ebene des Horizonts bildet. Die P. iſt zugleich die geographiſche Breite des Orts und daher in der Aſtronomie und Geographie eines der wichtigſten Elemente. Es gibt nun 8 Hauptmethoden, die P. zu beſtimmen: 1) aus der Mittagshöhe eines Geſtirns; 2) mittelſt Circummeridianhöhen; 3) aus der Verbindung zweier Mittagshöhen im ſüdlichen und im nördlichen Theile des Meridians; 4) aus Höhen eines Sterns über und unter dem Pole; 5) aus Höhen des Polarſterns; 6) mittelſt gleicher Höhen der Circumpolarſterne; 7) mittelſt Höhen zweier Sterne und der verfloſſenen Zwiſchenzeit; 8) aus der Beobachtung eines Sterns bei deſſen Durchgange durch den öſtlichen und weſtlichen Verticalkreis. (Man ſ. auch den Art. Äquator und Jahn's „Praktiſche Aſtronomie", II. Thl. S. 164 u. ff.) 13.

Policinell, ſ. Harlekin und Maske.

Polignac (ſpr. Polinjac) iſt eine uralte franzöſiſche Familie, welche ihren Stammſitz auf dem Schloſſe Polignac in Velay in Languedoc hatte und früher ziemlich mächtig geweſen ſein ſoll, ſpäter aber ſehr verarmte. Zu ihr gehören mehrere berühmte und berüchtigte Namen. — 1) Melchior von P., ein kenntnißreicher franzöſiſcher Diplomat, am 11. Oct. 1661 zu Puy geboren, widmete ſich zu Paris der Theologie und ging nach Beendigung ſeiner Studien mit dem Cardinal von Bouillon nach Rom (1689), wo er ſich durch ſein geſchmeidiges Benehmen die Gewogenheit Alexander's VIII. erwarb und zu wichtigen Verhandlungen mit dem Cabinette von Verſailles gebraucht wurde. Nach ſeiner Zurückkunft nach Paris wurde er von Ludwig XIV. ſehr ſchmeichelhaft empfangen und, weil man ſich auf ſeine diplomatiſche Gewandtheit verlaſſen zu können glaubte, 1693 als außerordentlicher Geſandter nach Polen geſchickt. Noch dem Tode Johannes Sobieski's (1696) gab er ſich alle Mühe dem Prinzen von Conti den Thron zu verſchaffen und es gelang ihm auch wirklich viele Großen des Reichs durch Beſtechung für ſeinen Plan zu gewinnen, der jedoch an der Unentſchloſſenheit und Langſamkeit des Prinzen ſelbſt, welcher ſich ſogleich nach ſeiner verſpäteten Ankunft wieder einſchiffen mußte, ſcheiterte. Ludwig warf alle Schuld auf den Geſandten, welchen er alsbald zurückrief und in die Abtei Bon-Port verbannte (1698). P. lebte in dieſem Aſyle einzig und allein den Wiſſenſchaften, bis er 1702 an den Hof zurückberufen und als Geſandter nach Rom geſchickt wurde, wo er mit großer Geſchicklichkeit die gemeinſchaftlichen Angelegenheiten des franzöſiſchen und päpſtlichen Cabinets leitete. Auf dem Congreſſe zu Gertruydenburg, wohin er 1710 mit dem Marſchall von Uxelles geſchickt worden war, führte er eine energiſche Sprache, konnte aber nichts zur Vermittelung des Friedens beitragen, weil die holländiſchen Bevollmächtigten zu ſtolze Bedingungen ſetzten. Glücklicher war er auf dem Congreſſe zu Utrecht, wo er die Holländer für ihren Stolz demüthigte; doch unterſchrieb er die Friedensbedingungen nicht, weil ſie Jakob III., durch deſſen Fürſprache er den Cardinalshut erhielt, von dem engliſchen Throne ausſchloſſen, und ging nach Frankreich zurück. Nach Ludwig's XIV. Tode fiel er einige Zeit in Ungnade und wurde erſt 1725 wieder zum franzöſiſchen Geſandten zu Rom ernannt, welche Stelle er zur Zufriedenheit beider Höfe verſah, bis ihn ſein Alter bewog, ſich von den Geſchäften zurückzuziehen und im Kreiſe ſeiner Freunde der Ruhe zu pflegen. Er ſtarb am 20. Nov. 1741 zu Paris. P. war ein ſehr kenntnißreicher, kunſtliebender und Wiſſenſchaft fördernder Mann und genoß ſein ganzes Leben hindurch eine hohe Achtung. Als Schriftſteller hat er ſich durch ſein philoſophiſches Lehrge-

dicht: „Anti-Lucretius seu de deo et natura“ (Par. 1747. 2 Voll. 8. u. öft. Deutſch von Schäfer, Bresl. 1760. 2 Thle. 8.), worin er die epikuräiſchen Grundſätze des Lucretius durch chriſtliche niederzuſchlagen ſucht, bekannt gemacht. — 2) Jolande Martine Gabriele, Herzogin von P., geborne von Polaſtron, die innigſte Vertraute der unglücklichen Marie Antoinette, 1750 geboren, vermählte ſich 1767 mit dem Grafen Jules von P., welcher ſpäter durch ihren Einfluß manche Hofſtelle und den erblichen Herzogtitel erhielt. Zur Gouvernante der Prinzeſſinnen ernannt wußte ſie ſich bald das Vertrauen der Königin in ſo hohem Grade zu erwerben, daß ihr Einfluß auf dieſelbe von dem Hofe als unbeſchränkt erkannt und als gefährlich angeſehen wurde. Nach dem Ausbruche der Revolution ging der allgemeine Haß, welchen man gegen die Königin hegte, auch auf ihre Freundin über, obſchon dieſe nichts zum Unglücke des Landes beigetragen und ihren Einfluß höchſtens zum Vortheile ihrer Familie ungebührlich benutzt hatte. Sie mußte ſich 1789 durch eine ſchleunige Flucht nach der Schweiz der Volkswuth entziehen und ihre geliebte Gebieterin ihrem Schickſale überlaſſen. Später ging ſie nach Wien, wo ſie, von tiefem Schmerze niedergebeugt, am 9. Dec. 1793 ſtarb. Ihr Gemahl, welcher ſie begleitet und als Agent der königlichen Familie gewirkt hatte, ging nach ihrem Tode nach Rußland, wo er von Katharina II. mit einigen Gütern in der Ukraine beſchenkt wurde. Er ſtarb am 21. Sept. 1817 zu Petersburg. (Vgl. „Mémoires de la Duchesse de Polignac“, Londres 1794. 12.) — 3) Diana, Gräfin von P., Schweſter des Herzogs Jules von P., war anfangs Geſellſchafterin der Gräfin von Artois (Gemahlin des nachherigen Karl X.), ſpäter der Prinzeſſin Eliſabeth und wußte ſich durch ihre Schlauheit und allerhand Cabale ſo unentbehrlich bei Hofe zu machen, daß ſie eine vollkommene Herrſchaft ſelbſt über den König ausübte. Dieſe Gewalt benutzte ſie aber vorzüglich zur Erhebung ihrer Familie, indem ſie theils ihre Schwägerin Jolande (ſ. d. Vorige) bearbeitete, theils ſelbſt die nöthigen Maßregeln ergriff. Auf dieſe Weiſe beherrſchte ſie 6 Jahre lang den ganzen Hof und trug nicht wenig zur Erbitterung des Volks gegen den König bei, wie ſie ſelbſt täglich Gegenſtand des öffentlichen Spotts war. Daher brach auch mit dem Beginne der Revolution (1789) vor Allem der Haß gegen die P.'s aus; ſie wurden ſogleich proſcribirt und Diana ſelbſt entkam nebſt ihrer Schwägerin mit genauer Noth über die Grenze. Ihr Todesjahr iſt unbekannt. — 4) Die drei Söhne des Herzogs Jules und der Jolande, Armand Jules (geb. 1771), Auguſt Jules Armand Marie (geb. 1780) und Melchior (geb. 1782), folgten ihrem Vater, welcher ſich im Gefolge des Grafen von Provence (Ludwig XVIII.) befand, ins Exil zuerſt nach Raſtadt (wo der Vater den jungen Jules 1790 an deſſen Geburtstage durch einen Eid zu einer immerwährenden Bekämpfung der Grundſätze der franzöſiſchen Revolution verpflichtet haben ſoll), hierauf nach Coblenz und zuletzt nach Rußland; Armand ging aber ſpäter nach Edinburg zum Grafen von Artois (Karl X.) und Jules folgte ihm bald nach. Erſterer landete darauf mit Cadoudal (ſ. d. Art.) in der Bretagne und Letzterer mit Pichegru (ſ. d. Art.). Nachdem ſie ſämmtlich verhaftet worden waren (1804), ward Armand zum Tode, Jules zu 2jähriger Haft verurtheilt. Letzterer erbot ſich vergebens für ſeinen Bruder zu ſterben; doch rettete ein Fußfall der Gemahlin Armand's vor Napoleon und die Gunſt der Kaiſerin Joſephine beiden das Leben und ſie wurden nun zuerſt nach dem Schloſſe Ham in der Picardie, dann in dem Tempel und zuletzt nach Vincennes gebracht. Jules erhielt nach einigen Jahren die Freiheit und begab ſich nach England, wo er ſich verheirathete; Armand dagegen blieb in Haft, in welcher er während eines kurzen Aufenthalts in demſelben Lazarethe, in welchem Malet (ſ. d. Art.) war, mit dieſem im Einverſtändniſſe gelebt haben ſoll, entkam aber 1814 mit Hülfe ſeines Bruders und Beide begaben ſich nach Veſoul zum Grafen von Artois, der ſie gegen Ende März nach Paris ſchickte, wo ſie den

31. März die weiße Fahne aufpflanzten. Beide proteſtirten dann gegen die von Ludwig XVIII. gegebene Charte, die ſie jedoch ſpäter unterſchrieben. Während der hundert Tage waren ſie bei Ludwig XVIII. in Gent, kehrten darauf mit dieſem nach Paris zurück und wurden, Armand Mitglied der Chambre introuvable (ſ. d. Art.), Jules Maréchal de camp, Generaladjutant des Königs und Pair, zu welcher Würde durch den Tod des Vaters (1817) auch Armand mit dem Herzogstitel gelangte. Beide zeigten ſich fortwährend als Gegner aller conſtitutionellen Einrichtungen und Jules insbeſondere bewährte durch Begünſtigung der Jeſuiten und Unterwürfigkeit gegen die Geiſtlichkeit einen ſolchen Ultramontanismus, daß ihm 1822 der Papſt den Titel und das Wappen eines römiſchen Fürſten verlieh, ſeit welcher Zeit er ſich Fürſt von P. nannte. Er ward 1823 an Chateaubriand's Stelle Geſandter in London, wo er mit den Tory's, beſonders mit Wellington, im ſchönſten Einverſtändniſſe lebte, kam aber, nachdem Karl X. die Regierung angetreten hatte, öfter auf längere Zeit nach Paris, wo dieſe geheimen Reiſen, die rege Verbindung mit den engliſchen Tory's, der hervortretende Einfluß Wellington's auf die franzöſiſche Politik und die ultramontanen Neigungen des Hofes, als deren einer der Hauptlenker Jules ſchon damals galt, nicht die beſte Stimmung im Volke erzeugten. Letztere, ſo wie der Widerſtand Villèle's und der folgenden Miniſter verhinderten aber vor der Hand noch ſeinen gewünſchten Eintritt ins Cabinet, obgleich der Intriguen deßhalb viele geſpielt wurden, wie unter andern die in den Reden Jules P.'s in der Pairskammer öfter ausgeſprochene große Anhänglichkeit an die conſtitutionellen Grundſätze bezeugt. Nachdem er aber noch im Laufe des Jahres 1829 in London Antheil an der Conferenz wegen der griechiſchen Angelegenheiten genommen, mit Wellington über die künftigen politiſchen Principien ſich verſtändigt und die ultramontane Congregation des Hofes in Paris Alles vorbereitet hatte, ward er den 8. Aug. 1829 zum Präſidenten eines neuen Miniſterium gewählt, wobei er zugleich das Portefeuille des Auswärtigen übernahm. Mit ihm zugleich wurden Courvoiſier Großſiegelbewahrer, Bourmont Kriegsminiſter, Montbel Miniſter der geiſtlichen und Unterrichtsangelegenheiten, Hauſſez Seeminiſter, Labourdonnaye Miniſter des Innern, Chabrol de Crouſol Finanzminiſter, Mangin Polizeipräfect und Frayſſinous erhielt die Aufſicht über die Beſetzungen der geiſtlichen Stellen. Doch allgemein war die Unzufriedenheit; Chateaubriand und viele andere hohe Staatsdiener legten ihre Ämter nieder, Andere wurden entlaſſen; die Journale kämpften mit allen Waffen gegen das Miniſterium P. und den engliſchen Einfluß auf daſſelbe; die Kammern widerſetzten ſich; in mehreren Departements entſtanden Steuerverweigerungsvereine und häufige Feuersbrünſte im nördlichen Frankreich waren üble Vorboten. Zwar wurden mehrere Journale mit Beſchlag belegt, die entſtandenen Vereine unterdrückt, der ultraroyaliſtiſche Labourdonnaye entlaſſen und Guernon de Ranville ins Miniſterium berufen, die Beamten auf Controllirung der politiſchen Geſinnungen der Unterthanen angewieſen, alle Schritte mit Mäßigung gethan und zur Abwendung der Aufmerkſamkeit der Nation eine große Expedition unter Bourmont nach Algier geſchickt; doch zogen ſich bald drohende Wolken am politiſchen Horizonte Frankreichs herauf. Die Wahlen in der Deputirtenkammer waren größtentheils liberal ausgefallen und die Adreſſe derſelben auf die Thronrede, von einer Majorität von 221 beſchloſſen (am 18. März 1830), ſprach unverholen den Mißmuth des Volks über das Miniſterium aus, der durch die Auflöſung der Kammer (den 16. Mai 1830) und Abſetzung vieler liberalen Beamten nur vergrößert ward. Chabrol und Courvoiſier traten jetzt aus dem Miniſterium und wurden durch Peyronnet und Chantelauze erſetzt, zu denen noch Capelle als Miniſter der Staatsbauten kam. Doch auch die neuen Wahlen in den Kammern waren trotz aller Gegenmaßregeln zum Nachtheile des Miniſterium ausgefallen und ſchon neigte ſich daſſelbe

Digitized by Google

zum Nachgeben, als die Nachricht von der Eroberung Algiers den Muth der Hofpartei und die Eitelkeit und den Eigensinn des Fürsten von P. wieder steigerte. Man beschloß nun kräftige Maßregeln zur Begründung einer absoluten Königsgewalt; es erschienen die berüchtigten 6 Ordonnanzen (den 25. Juli 1830), welche die Julirevolution hervorriefen und die ältere bourbonische Linie vom Throne stürzten (s. Aufstände der neuesten Zeit). P. flüchtete in die Tuilerien, gab von dort aus die Befehle und wies stolz jede Mahnung zur Nachgiebigkeit von sich; doch mußte er den 29. Juli nach St. Cloud flüchten und, als der König nach Cherbourg abreiste, unter der Verkleidung eines Bedienten sich verstecken. Da er aber hier öfters in Gefahr war von den aufgebrachten Gardes du corps erschossen zu werden und von den Hofleuten mit beständigen Schmähungen überhäuft ward, trennte er sich in der Nähe von Cherbourg und gelangte unter der Verkleidung eines Bedienten der Marquise von St. Fargeau nach Granville. Hier ward er aber den 15. Aug. als verdächtig verhaftet und, nachdem er sich entdeckt hatte, nach St. Lo und von da nach Vincennes gebracht, wo bereits Peyronnet, Chantelauze und Guernon de Ranville eingebracht waren. Die Pairskammer bestätigte seine Verhaftung und das Volk forderte seine Hinrichtung; doch decretirte die Pairskammer, als bestallter Gerichtshof, nur, daß die vier Angeklagten als des Hochverraths schuldig aller ihrer Titel, Grade und Orden verlustig sein und in lebenslänglicher Haft bleiben sollten, wobei es auch trotz eines gefährlichen Auflaufs des Volks, der jedoch bald gestillt wurde, blieb. Die Gefangenen wurden den 29. Dec. 1830 nach dem Schlosse Ham in der Picardie gebracht, wo sie gegenwärtig noch sind. Die Gemahlin und die Kinder P.'s erhielten bald darauf die Erlaubniß, bei ihm zu bleiben. In seiner Haft schrieb er eine Widerlegung von Capefigue's „Histoire de la restauration" unter dem Titel: „Considérations politiques etc." (Paris 1832). Sein Charakter als Mensch wird von Freunden und Feinden untadelhaft gefunden. — Sein Bruder **Armand**, welcher später Oberstallmeister Karl's X. geworden war, folgte diesem und lebt bei ihm in Prag; **Melchior**, welcher 1814 nach Frankreich kam, darauf Maréchal de camp und Kammerherr des Dauphin wurde, befindet sich noch in dessen Gefolge. 66. 37.

Poliren, franz. polir; engl. polish, heißt die Kunst, einem von Natur rauhen und scharfen Körper eine glatte und glänzende Oberfläche zu geben. Die Art und Weise des Polirens, so wie die dabei anzuwendenden Werkzeuge sind sehr verschieden, je nachdem der zu polirende Körper härter oder weicher ist. Manche werden durch ein bloßes Reiben mit Pulvern und gewissen Tüchern, andere mit besonderen **Schlicht-** und **Polirfeilen** bearbeitet. Gold, Silber, Kupfer, Messing und ähnliche Metalle glättet oder polirt man oft mit einem harten, blanken, gut abgerundeten, mit einem hölzernen Griffe versehenen **Polirstahle** oder **Polirsteine** von Achat, Jaspis, Feuerstein ꝛc. Gerber, Schuhmacher, Sattler, Riemer und andere Lederarbeiter bedienen sich zum Glätten gewöhnlich einer **Glättkeule** und **Glättkugel** von Glas; Messerschmiede, Stahlarbeiter und Scheerenschleifer dagegen einer **Polirscheibe**; der Kupferschmied, Klempner und andere Blechschmiede glätten die Metallbleche mittelst eines **Schlicht-**, **Glanz-** oder **Polirhammers** und der **Polirstöcke**. In Gold- und Silberdrahtfabriken hat man **Polirbänke** ꝛc. Eine eigene Art der Glättung und Verschönerung der Oberflächen ist das Glasiren und Emailliren (s. diese Artt.). 26.

Politik (von πόλις, Stadt, Staat) ist überhaupt der Inbegriff alles dessen, was zur Realisirung der Idee vom Staate gehört und erscheint entweder als **Staatslehre** (theoretische P.), welche in ihrem allgemeinen Theile die Idee des Staates entwickelt und als philosophische Wissenschaft auch **angewandte Moral** heißt, im besonderen Theile die Lehren von der Einrichtung und Verwaltung eines Staats enthält; oder als **Staatskunst** (praktische P.), welche als Anwendung

der aufgeſtellten Regeln in innere (Staatsverwaltung) und äußere P. (Feſtſtellung eines Staats in ſeinem Range zu andern), welche durch die Diplomatie (ſ. d. Art.) wirkt, zerfällt. Da nun aber die Ausübung der P. ſchon an ſich, beſonders aber die äußere, bei den vielfach ſich kreuzenden Intereſſen, den höchſten Grad von Scharfſinn und Klugheit erfordert, ſo hat man den Begriff der P. nicht allein durch Staatsklugheit bezeichnet, ſondern ihn ſogar auf den Begriff der Lebensklugheit überhaupt übergetragen und pflegt einen Menſchen, der die verſchiedenen Lebensverhältniſſe mit Klugheit und Gewandtheit zu benutzen verſteht, politiſch zu nennen. Politiker iſt Staatsmann; dann Jeder, der ſich gern mit P. beſchäftigt. Das neueſte Werk über P. iſt F. C. Dahlmann, „Die Politik auf den Grund und das Maß gegebener Zuſtände zurückgeführt" (Gött. 1835 ff.). 9.

Politiſche Arithmetik nennt man das Verfahren, die durch Zahlen beſtimmten Verhältniſſe in der Staatsverwaltung auf gewiſſe allgemeine Regeln zurückzuführen und daraus im gegebenen Falle Schlüſſe ziehen. Es gehören dazu die Summe der Einw. in Bezug auf die Geburten, die Sterblichkeit, die Conſumtion ꝛc., die Reſultate des Steuerweſens, die Handelsbilanz, die Production, die Verhältniſſe der Claſſen, Stände und Geſchäftszweige der Einw. u. a. m., kurz Alles, was die Statiſtik eines Landes zu beachten hat, wobei aber auch auf beſondere Eigenthümlichkeiten des Staates, Klima, Boden, Charakter der Einw. u. ſ. f. Rückſicht genommen werden muß. Der Begründer der polit. Arithmetik iſt J. P. Süßmilch (ſ. d. Art.). 30.

Polize, Polizza, iſt im Allgemeinen eine der Vorſicht halber ausgefertigte Schrift, eine Vertragsſchrift, beſonders aber das Inſtrument über die Bedingungen eines geſchloſſenen Aſſecuranzvertrages; im Seeweſen die zweite Partei. 38.

Polizei (von πολιτεία, Staatsverwaltung), franz. police; engl. polity, police, enthält im Allgemeinen denjenigen Theil der Verwaltung, welcher ſich mit der Beaufſichtigung und mit vorbeugenden Maßregeln beſchäftigt; im eigentlichen Sinne aber das, was man unter der Sicherheitspolizei verſteht. Montesquieu in ſeiner Schrift: „De l'esprit des loix" ſagt: „Bei der P. ſei es in der Regel mehr die Obrigkeit (le magistrat) als das Geſetz, welche ſtrafe; wogegen beim Urtheile über Vergehungen das Geſetz es ſei, das die Strafe anordne, nicht die Obrigkeit. Das Verfahren der P. gründe ſich mehr auf Vorſchriften (réglemens) als auf Geſetze. Sie beſchäftige ſich mit Kleinigkeiten (détails), welche aber täglich wieder vorkommen und deren Behandlung ſich nicht gern an die gewöhnlichen Formen binden laſſe." Als Zweig der Adminiſtration ſteht in gebildeten Staaten die P. durchaus unter der Juſtiz. Man unterſcheidet gemeiniglich I. die Sicherheits-, II. die Ordnungs- und III. die Wohlfahrtspolizei. Bei zuſammengeſetzten Namen, z. B. Hafenpolizei, Schifffahrtspolizei, gebraucht man jedoch den Ausdruck im Allgemeinen. — Bei der Sicherheitspolizei werden die Hoheitspolizei, als die für Abwendung von Gefahr von Außen (beſonders im Kriege) beſtimmte, und die eigentliche Landespolizei, welche ſich mit der Sicherheit im eigenen Lande abgibt, unterſchieden. Zur letzteren gehören überhaupt alle die Vorkehrungen gegen Attentate und grobe, dieſen ähnliche Fahrläſſigkeiten. Daher die Zuchtpolizei gegen liederliches Geſindel und Excedenten aller Art, dann die Feuerpolizei, die Straßenpolizei u. a., welche die Sicherſtellung gegen Gefahren von dieſen Seiten bezwecken. — Die Ordnungspolizei würde dann alle die Veranſtaltungen in ſich faſſen, welche ein dergeſtalt geordnetes Verhalten betreffen; ſo daß entweder Gefahr nicht wohl entſtehen oder die entſtandene leicht abgewendet werden kann. Allein gleich hier zeigt ſich das Schwankende des Begriffs, indem alle dergleichen Maßregeln an anderen Orten eben ſo gut unter die Sicherheitspolizei gerechnet werden; ja man hat mitunter die ganze Adminiſtration, mit bloßer Ausnahme der Abgabenforderung, zur P. zu ziehen geſucht. Ferner gehören dazu die Handwerks- und Innungs-

ſachen und alle Angelegenheiten, welche die Verſchaffung eines regelmäßigen und geſicherten Aufenthalts der Menſchen neben einander betreffen; daher auch Bauſachen. — Die Wohlfahrtspolizei endlich würde ſich mit Hinwegräumung aller der Hinderniſſe, die dem allgemeinen Wohlbefinden entgegenſtehen, ſo wie mit Herbeiſchaffung aller der Mittel, welche den Wohlſtand befördern, abzugeben haben. Alles dieſes greift jedoch theils an ſich ſelbſt ſo ſehr in einander, theils in die eigentlichen Rechte der Staatsbürger ein, daß man den Begriff „P." zu den ſchwankendſten zählen kann, die es gibt. Hierzu gehört beſonders die ſo häufig überſehene Frage: „Soll die P. für Aufrechthaltung der Moral im Volke mit beitragen oder darf ſie ſolche ungeſtraft beengen? Man hat endlich noch die geheime P., welche in verſchiedenen Ländern, beſonders in Frankreich (wo die Stände ſelbſt das Geld zu geheimen Ausgaben verwilligen), Neapel, Piemont, Polen, Spanien u. a., ihr Weſen getrieben hat. Die Vertheidiger derſelben haben dazu die Frage aufgeworfen: „Ob nicht dem Staate, welcher geheime Unternehmungen (Umtriebe) gegen ſich vermuthe, erlaubt ſein müſſe, dieſen mit gleichen Mitteln entgegenzuwirken?" Allein, da ſelbſt in moraliſchen Dingen die Wirkung allemal der Urſache verwandt iſt und außerdem das Unrecht des Einen den Andern nie zu Gleichem berechtigen kann, ſo hat die Sache im natürlichen Rechtsgefühle des geraden Sinnes ſtets mehr Widerſacher als Solche gefunden, von denen ſie als erlaubte Nothwehr hätte mögen zugelaſſen werden. Hierzu kommt, daß man nur Perſonen von höchſt zweideutigem Charakter, auf deren Treue in die Länge nicht zu rechnen iſt, dazu gebrauchen kann und daß durch ſolche Geſellſchaft die übrigen Zweige der Verwaltung zugleich mit verdächtigt und in der Meinung des Volkes herabgeſetzt werden. Es iſt ihr daher in Frankreich ſogar öffentlich vorgeworfen worden, daß man zu beſonderen Zwecken durch ihre geheimen Agenten Vergehungen anzetteln und denunciren laſſe. Bei den Briten, bei denen z. B. das Poſtgeheimniß ſo geachtet wird, daß die Behörden die nicht untergebrachten Briefe, nachdem die öffentliche Anfrage nach den Adreſſaten gehörige Friſt ausgehangen hat, ſogar nebſt den darinnen befindlichen Banknoten u. a. uneröffnet öffentlich zu verbrennen genöthigt ſind, haben dergleichen geheime Machinationen, ſelbſt als Repreſſalien, nirgends Eingang gefunden; doch hat ſich ihre Regierung auf einer unendlich höheren Stufe moraliſcher Sicherheit erhalten, als die bei ihren Nachbarn auf dem Feſtlande. Vrgl. „Die Polizeiwiſſenſchaft nach den Grundſätzen des Rechtsſtaats" von R. Mohl (Tüb. 1832—1834. 3 Bde. 8.). 10.

Poliziano (Angelo), eigentlich Ambrogini (ſpr. Ambrodſchini), einer der vorzüglichſten italieniſchen Schriftſteller des **XV.** Jahrh., am **14.** Juli **1454** zu Montepulciano (von welchem Städtchen ſich auch ſein Name herleitet) geboren, erhielt in den Schulen von Florenz einen vortrefflichen Unterricht im Lateiniſchen und Griechiſchen und ward auch mit der platoniſchen und ariſtoteliſchen Philoſophie vertraut. Schon in ſeinem **13.** Jahre fing er an lateiniſche und griechiſche Werke auszuarbeiten und benutzte ſein Talent, um ſich eine beſſere Exiſtenz, als ihm ſein Vater bieten konnte, bei ſeinem Schulfreunde Lorenzo von Medici zu verſchaffen. P. erfreute ſich bald der innigſten Zuneigung ſeines Gönners, als er das berühmte Turnier (**1468**), worin dieſer und ſein Bruder Julian ſiegten, in italieniſchen Stanzen beſang. Lorenzo nahm den Dichter in ſein Haus auf, wo er nach ſeinem Geſchmacke ganz den Wiſſenſchaften leben konnte, und übertrug ihm die Erziehung ſeiner beiden Söhne, Pietro und Giovanni, von denen der erſtere als Nachfolger ſeines Vaters in der Verwaltung der Republik Florenz, der andere als Papſt Leo **X.** glänzte. Sein italieniſches Gedicht ließ P., welcher ſich als Gelehrter mehr mit der griechiſchen und lateiniſchen Poeſie befaſſen zu müſſen glaubte, leider unvollendet; wozu auch der Tod Julian's durch die Dolche der Pazzi (**1478**), deren Verſchwörung er als Schützling der Medici nicht ganz unparteiiſch in ſeinem „Com-

mentarius Pactianae conjurationis" (Flor. 1478. 4. Neap. 1769. 4. Pisis 1800. 4.) beſchrieb, nicht wenig mag beigetragen haben. In ſeinem 29. Jahre erhielt er die Profeſſur der griechiſchen und lateiniſchen Sprache zu Florenz und bald wetteiferte er in ſeinen vielbeſuchten Vorleſungen mit ſeinen früheren Lehrern, ohne ſich jedoch mit dieſen zu entzweien. Neben dieſer öffentlichen Wirkſamkeit war er ſtets mit der Bearbeitung, Überſetzung und Herausgabe alter Schriftſteller beſchäftigt. Auf die Bitte Innocenz' III., an deſſen Hof er ſeinen Schüler Pietro von Medici begleitet hatte, übertrug er Herodian's Kaiſergeſchichte ins Lateiniſche und erhielt für dieſe Arbeit von dem Papſte zur Belohnung und zur Aufmunterung zu ähnlichen Arbeiten ein Geſchenk von 200 Goldthalern. Geldunterſtützung hatte P. freilich nicht nöthig; denn außer ſeinem Unterhalte in der Familie der Medici hatte er ein einträgliches Priorat und ein reiches Kanonikat zu Florenz; er verwandte aber ſeine Einkünfte auf die Aufſpürung und Sammlung alter Claſſiker und legte in Verbindung mit anderen berühmten Gelehrten den Grund zu der laurentiniſchen Bibliothek, welche lange als die reichſte in Europa galt und aus der er ſeine reichhaltigen Bemerkungen über die alte Literatur („Miscellanea," Flor. 1489. Fol.) zog. Nach dem Tode Lorenzo's nahm ſich Pietro ſeines Lehrers mit gleicher Sorgfalt an; allein P. folgte ſeinem edlen Freunde bald nach. Er ſtarb am 24. Sept. 1494. P.'s Moralität wird von einigen Zeitgenoſſen verdächtigt, von anderen vertheidigt. In ſeinen letzten Jahren war er Doctor des kanoniſchen Rechts geworden und hatte von dem Könige von Portugal den Auftrag erhalten, die Entdeckungen der Portugieſen zu beſchreiben. Der Tod überraſchte ihn vor der Ausführung dieſes Plans. P.'s zahlreiche und gehaltvolle lateiniſche Werke ſind öfter (Ven. 1498. Fol. Flor. 1499. Fol. Bas. 1553. Fol.) geſammelt und können hier nicht näher charakteriſirt werden, da wir unſere Aufmerkſamkeit vorzüglich ſeinen Leiſtungen in der italieniſchen Sprache zuzuwenden haben. Seine Stanzen („Stanze", Bol. 1494. 4. u. öft. N. E. Brescia 1806. 4.) übertreffen an correcter Leichtigkeit und Anmuth der Sprache und der ganzen Manier Alles, was zwiſchen ihnen und den Gedichten Petrarca's liegt, wenn ſie auch gerade nicht von Seiten der Erfindung großes Lob verdienen. Sein dramatiſches Spiel „Orpheus" („Orfeo", Siena 1512. 8. N. E. Ven. 1776. 4.), die Arbeit von nicht mehr als zwei Tagen, welche er zu Ehren des Cardinals Gonzaga von Mantua übernahm, iſt freilich ohne allen dramatiſchen Geiſt und nur ein zufälliges Aneinanderreihen einzelner Scenen ohne alle Verwickelung, aber es macht ſchon deßwegen in der italieniſchen Literatur Epoche, weil es das erſte poetiſche Erzeugniß ſeiner Art iſt. Unübertrefflich iſt das Triumphlied zu Ehren des Bacchus, welches das Stück beſchließt. Einige kleinere Gedichte P.'s beurkunden nicht weniger als ſeine größeren Werke ein ausgezeichnetes Dichtertalent. Seine Poeſien in italieniſcher Sprache, welche für unſere Zeit als die bedeutendſten ſeiner Leiſtungen betrachtet werden müſſen, ſind mehrmals (Mil. 1808. 8. Fir. 1814. 2 Voll. 12. und 1816. 2 Voll. 16. Ven. 1819. 2 Voll. 18.) geſammelt. 67.

Pollen, ſ. Anthere.

Pollio (Aſinius), ſ. Aſinius Pollio.

Pollux, ſ. Dioskuren.

Pollux (Julius), aus Naukratis in Ägypten, ein berühmter Grammatiker und Rhetor im II. Jahrh. n. Chr., machte ſeine Studien in Rom und zeichnete ſich bald ſo aus, daß ihm, trotz der Angriffe von Lucian und Athenodor, eine Menge Schüler zuſtrömten und der Kaiſer Marc Aurel ihn nicht nur zum Lehrer ſeines Sohnes Commodus ernannte, ſondern ihm auch ſpäter den Lehrſtuhl der Beredſamkeit zu Athen gab, wo er 58 Jahre alt um 190 n. Chr. ſtarb. Von ſeinen vielen verloren gegangenen Werken beſitzen wir nur ein dem Commodus gewidmetes „Ὀνομαστικὸν" in 10 Büchern, ein wohlgeordnetes Verzeichniß der Synonymen,

voll der ſcharfſinnigſten Bemerkungen und mit Auszügen aus vielen verlorenen Schriften, welches für den Sprachforſcher von unſchätzbarem Werthe iſt. Die vorzüglichſten Ausgaben ſind von Aldus (Venedig 1502. Fol. ed. pr., ſehr fehlerhaft), Junta (Florenz 1520. Fol.), Seber (Frankf. a. M. 1608), Wetſtein (ed. Hemsterhuys. Amsterd. 1706. 2 Voll. Fol. die beſte Ausgabe). — Ein anderer, ſonſt unbekannter Julius P., im IV. Jahrh. n. Chr., wird als Verfaſſer einer Weltgeſchichte unter dem Titel: „Historia physica“ (herausgegeb. von Ign. Hardt, München 1792. 8.) genannt. 16.

Polniſche Literatur, ſ. Slawiſche Literatur.

Polniſche Münzen, Maße und Gewichte. I. **Münzen.** Polen rechnet nach Gulden zu 30 Groszy à 10 Denary. Die alten wirklichen polniſchen Münzen ſind folgende. In Gold: Ducaten à 18 Gulden, den holländiſchen gleich; in Silber: Stücke von 6 Gulden, 11 Loth 9 Grän fein; 2 Gulden, 10 Loth fein; 1 Gulden, 8 Loth 10 Grän fein; 10 und 2 Groſchen, 3 Loth 5 Grän fein. Die neuen polniſchen Münzen ſind vorſchriftmäßig dem ruſſiſchen Münzfuße gleich ausgeprägt. In Gold: Ducaten à 25 Fl., 22 Karat fein, 102 holl. Aß ſchwer; doppelte Ducaten im Verhältniſſe; neue ruſſiſche Ducaten oder 3 Rubel-Imperials, ſeit 1834 mit der Inſchrift in ruſſiſcher Sprache: „3 Rubel“ und der polniſchen: „20 Słoty“ (Gulden). In Silber: Stücke von 10 und 5 Gulden, 13 Loth 16 Grän; 2 und 1 Gulden, 9 Loth 9 Grän fein; 10 und 5 Groſchen, 3 Loth 3 Grän fein. Die ruſſiſch-polniſchen Silbermünzen ſind: Stücke von 15 Kopeken 1 Fl. oder 30 Kopeken, 2 Fl. oder 75 Kopeken, oder 5 Fl. und $1\frac{1}{2}$ Rubel oder 10 Fl. mit der polniſchen Inſchrift: „1, 2, 5 und 10 Słot.“ In Kupfer: Stücke von 3 und 1 Słot. II. **Längenmaß:** 1 Stopa (Fuß) = 12 Caly (Zoll) = 144 Linii (Linien) = 288 Milimetry (Milimetres) = $127\frac{2}{3}$ par. Linien; 1 Lokiec (Elle) = 2 Stopy = 4 Cwierci (Viertel) = $255\frac{1}{3}$ par. Linien; 1 Sazén (Klafter) = 6 Stopy; 1 Pret (Ruthe) = $7\frac{1}{2}$ Lokci = 10 Precicy (Ruthchen) = 100 Lawecy; 1 Sznur = 10 Prety (Ruthen); 1 Mila (Meile) = 14816 Lokci 12 Caly 3,74 Linii. III. **Flächenmaß:** 1 □Fuß = 4 □Viertel = 144 □Zoll = 20736 □Linien = 82944 □Millimètres; 1 Wloka (Feldhufe) = 300; 1 Morgy (Morgen) = 300 □Prety; 1 □Ruthe = $56\frac{1}{4}$ □Elle = 100 □Percicy = 10000 □Lawecy. IV. **Getreidemaß:** 1 Korzec (Scheffel) = 4 Cwierci (Viertel) = 32 Garcy = 128 Kwarty = 512 Kwatercy = 6452,8 par. Cubikzoll; 1 Laszt (Laſt) = 30 Korcy. V. **Flüſſigkeitsmaß:** 1 Beczka (Faß) = 25 Garcy = 100 Kwarty; 1 Stangiew = 2 Beczki; 1 Oxhoft = 60 Garny; 1 Kwarta = 50,412416 par. Cubikzoll. VI. **Gewicht:** 1 Funt (Pfund) = 16 Uncyi (Unzen) = 32 Loty (Loth) = 128 Drachmy = 384 Skrupuly = 9216 Grany = 8437 holl. Aß; 1 Centner = 4 Kamienti (Stein) = 100 Pfund. Das Gold- und Silbergewicht iſt die köln. Mark von 4864 holl. Aß und das Apothekerpfund = 7459 holl. Aß. 33.

Polniſche Sprache, ſ. Slawiſche Sprachen.

Polo (Gil), ſ. Montemayor.

Polo (Marco), ein berühmter italieniſcher Reiſender des XIII. Jahrh., welcher den erſten Aufſchluß über die öſtlichen Länder Aſiens gab, ſtammte aus einer reichen venetianiſchen Kaufmannsfamilie und wurde ſelbſt zum Handel erzogen. Sein Großvater, Andrea Polo, hatte drei Söhne, Marco, Maffeo und Nicolo (unſers Marco Vater), von welchen die beiden Letzten 1250 eine Handelsreiſe nach Conſtantinopel, welches ſich damals in den Händen der Abendländer befand, unternahmen. Nachdem ſie ihre Waaren vortheilhaft angebracht hatten, ſetzten ſie den Erlös in Edelſteine um und gingen 1256 über die Wolga nach Bolgar, der Reſidenz Barkah's, eines Enkelſohns des berühmten Eroberers Tſchingiſchan, wo ſie eine gute Aufnahme fanden und ihre Juwelen theuer verhandelten. Als

aber nach zwei Jahren ein Krieg zwiſchen Barkah und ſeinem Vetter Holagu (ſ. d. Art.) ausbrach, wollten ſie auf der öſtlichen Seite des kaspiſchen Meeres nach Conſtantinopel zurückkehren und waren ſchon zu Bochara angelangt, als ſie ein Geſandter Holagu's bewog mit ihm an den Hof des Kaiſers der Tataren zu gehen. Nach einer Reiſe, die nicht weniger als ein ganzes Jahr dauerte, kamen ſie in der Reſidenz an, wo ſie ſehr freundlich bewirthet wurden und von dem Kaiſer den Auftrag erhielten, nach Rom zu reiſen und den Papſt zu bitten, ihm chriſtliche Miſſionaire in ſein Land zu ſchicken. Die Reiſenden brachen bald wieder auf und langten glücklich zu Giazza in Kleinarmenien an, wo ſie ſich nach Saint-Jean-d'Acre einſchifften (1269). Hier erfuhren ſie den Tod des Papſtes Clemens IV. und beſchloſſen ſich erſt nach der Wahl eines neuen Papſtes ihres Auftrags zu entledigen. Die Zwiſchenzeit benutzten ſie, um ihre Heimath wieder zu ſehen; Nicolo fand ſein Weib, welches er ſchwanger zurückgelaſſen hatte, todt, aber einen Sohn von neunzehn Jahren, welcher derſelbe Marco war, von dem dieſer Artikel ſprechen ſoll. Nach einem zweijährigen Aufenthalte in Italien gingen die beiden Brüder nach Syrien und nahmen den jungen Marco mit. Zu Saint-Jean-d'Acre erhielten ſie von Tebaldo de Vicenza, welcher unterdeſſen zum Papſte (Gregor X.) gewählt worden war, zwei Predigermönche, die ſie aber aus Furcht ſchon eher wieder verließen, als ſie in das Innere des Landes eindrangen. Zu Balch befiel den jungen Marco eine Krankheit, welche ſie nöthigte ein ganzes Jahr in dieſer Stadt ſtill zu liegen. Darauf reiſten ſie weiter und kamen endlich, nachdem ſie unwegſame Berge überſtiegen und die Wüſten Lop und Kobi durchirrt hatten, nach China zu dem Großmogul, dem ſie die Beglaubigungsſchreiben und die Geſchenke des Papſtes (welche in Kleinigkeiten beſtanden) überreichten. Der Großmogul nahm ſie ſehr gnädig auf und faßte beſonders eine große Vorliebe für den jungen Marco, welcher ſich die Sprache des Landes ſchnell aneignete und ſich in die Gewohnheiten und Sitten der Bewohner bald zu ſchicken wußte. Das Zutrauen, welches er genoß, war ſo unbeſchränkt, daß er mit den wichtigſten Aufträgen nach den entfernteſten Provinzen des ungeheuren Reichs geſchickt wurde und große Macht in ſeine Hände bekam. Marco benutzte dieſe Geſchäftsreiſen, um ſich über die Sitten und Gebräuche der Völker, welche er beſuchte, und über die Natur und die Merkwürdigkeiten der verſchiedenen Länder genau zu unterrichten. Er war ſogar 3 Jahre hindurch Gouverneur der Stadt Yang-tſchu-fu und begleitete dieſe wichtige Stelle zur allgemeinen Zufriedenheit. Auch ſein Vater und ſein Oheim leiſteten dem Beherrſcher der Tataren bedeutende Dienſte und hatten ſich 17 Jahre recht wohl in dieſem Lande befunden, als ſie die Luſt anwandelte, ihr Vaterland wieder zu ſehen. Aber der Kaiſer war unbeweglich, bis ſie durch eine Liſt die Erlaubniß zur Abreiſe erhielten. Die Geſandten Argûn's, eines tatariſchen Fürſten in Perſien, waren bei dem Großmogul angelangt, um eine kaiſerliche Prinzeſſin als Gemahlin ihres Herrn abzuholen. Da aber der Landweg unſicher war, ſo ſchlug Marco eine Reiſe zur See vor. Eine Flotte wurde ausgerüſtet und die Venetianer mit der ſicheren Geleitung der Braut beauftragt. Sie umſchifften China, Sumatra, Ceylon und das Cap Comorin und landeten glücklich zu Ormus. Nachdem ſie ſich ihrer Aufträge entledigt hatten, kehrten ſie über Trapezunt und Conſtantinopel nach Italien zurück und kamen 1295 nach 26jähriger Abweſenheit wieder nach Venedig. Ihre Häuſer waren von ihren Verwandten in Beſitz genommen und Niemand wollte ſich ihrer, beſonders da ſie ihre Mutterſprache faſt verlernt hatten und eher Aſiaten als Europäern glichen, erinnern; als ſie aber ihre Edelſteine und Koſtbarkeiten vorzeigten, erkannte ſie faſt die ganze Stadt ſogleich wieder und drängte ſich zu ihnen. Marco war bald der Liebling der jungen Welt; man nannte ihn, weil er ſtets von Millionen ſprach, „Mes-er Marco Millioni" und noch in neuerer Zeit nannte man ſeinen Palaſt „Corte del Millioni." Kurz nach ſeiner Ankunft wurde

Marco zum Befehlshaber einer Galeere bei der Flotte, welche gegen Genua ſegelte, ernannt. Die Venetianer wurden aber geſchlagen und Marco nach Genua gebracht, wo ſich Alle um ihn drängten, um ſeine Reiſeabenteuer zu hören. Marco, des ſteten Wiederholens müde, entſchloß ſich endlich ſeine Reiſe und ſeine Beobachtungen niederzuſchreiben, und wir hätten alſo dieſen höchſt wichtigen Beitrag zur Länder- und Völkerkunde unbeſcheidener Neugier zu verdanken. Der Bericht ſoll um das Jahr 1298 niedergeſchrieben ſein. Als Marco ſeine Freiheit wieder erhielt, kehrte er nach Venedig zurück und ſcheint daſelbſt ein ruhiges Leben geführt zu haben. Er ſtarb um das Jahr 1324. Die Glaubwürdigkeit der Erzählung Marco P.'s wurde, obſchon er auf ſeinem Todesbette die Wahrheit derſelben beſchworen hatte, bis zur neueſten Zeit in Zweifel gezogen. Jetzt weiß man durch andere mehrfache Berichte, daß Vieles, was man für offenbare Lüge hielt, wirklich vorhanden iſt und zwar gerade ſo, wie es Marco ſchildert; freilich wird die Leichtgläubigkeit ſeiner Zeit nicht ohne Einfluß auf ihn geblieben ſein. Nach der gewöhnlichen Annahme ſchrieb Marco P. ſeine Reiſe in italieniſcher Sprache und zwar im venetianiſchen Dialekte; ſie wurde oft herausgegeben und in mehrere Sprachen überſetzt. Die älteſte Ausgabe (Ven. 1496. 8.) enthält nur einen ungenügenden Auszug; Ramuſio gab ſie zuerſt in ſeiner Sammlung von Reiſebeſchreibungen (1553) vollſtändig; eine beſſere Ausgabe erſchien Ven. 1626. 8., eine genügende beſorgte erſt G. B. Baldelli Boni unter dem Titel: „Viaggi di Marco Polo“; (Firenze 1827. 4 Voll. 4.). Eine vorzügliche deutſche Überſetzung mit einem Commentare gab F. Peregrini, Zwickau 1802. 8. (Vgl. Pl. Zurla, „Di M. Polo et degli altri viaggiatori Veneziani più illustri“, Ven. 1818—1819. 2 Voll. 4.) 66.

Polonaiſe (ſpr. Polonäſe) heißt ein beliebter polniſcher Nationaltanz. Die Melodie deſſelben bewegt ſich im $\frac{3}{4}$ Tact in einem Zeitmaße, welches zwiſchen Andante und Allegro die Mitte hält, beſteht aus zwei Theilen, denen oft ein oder mehrere Trios folgen und hat das Eigenthümliche, daß Accent und Cäſur ſtets auf dem ſchlechten Tacttheile ruhen. Die Anzahl der Tacte iſt nicht beſtimmt, nur muß der Rhythmus ſtets geradzählig bleiben. Ernſt, Würde und melancholiſche Zärtlichkeit iſt das Charakteriſtiſche der P., wie ſie in Polen ſelbſt national iſt; ihre Nachahmungen aber, wie wir ſie in Deutſchland in Maſſen erhalten, tragen meiſt nicht einmal das Originalgepräge der Form, geſchweige des Geiſtes, auch wird in Polen ſelbſt der Tanz bei Weitem einfacher getanzt, während ſich bei uns die Tanzkünſtler in verwickelten dem Charakter der P. ganz fremden Touren zu überbieten pflegen. — Mit der eigentlichen P. ſind nicht die ſehr gewöhnlich gewordenen Sätze für Inſtrumental- und Vocalmuſik zu verwechſeln, die ſich im Polonaiſentacte bewegen, ohne den Charakter der P. zu beſitzen. Sätze dieſer Art, die man häufig in Opern, Symphonien ꝛc. findet, bezeichnet man mit dem Ausdrucke: „alla Polacca“. 29.

Polyadelphia (vielbrüderige Pflanzen) nannte Linné ſeine 18. Claſſe, welche diejenigen Gewächſe in ſich begreift, wo die Blüthen mit Staubfäden verſehen ſind, die in mehrern Partien zuſammengewachſen oder gleichſam verbrüdert ſind. (Vergl. Adelphia und Botanik.) 21.

Polyänus, ein griechiſcher Schriftſteller aus dem II. Jahrh. n. Chr. um 160, aus Macedonien gebürtig, ſchrieb als Lehrer der Rhetorik in rhetoriſchem Style über Taktik. Sein Werk iſt betitelt: „Στρατηγηματικά“ (8 Bücher). Die Ed. pr. iſt von J. Caſaubonus (gr. et lat. Lugd. Bat. 1589. 12.), dann von Pancr. Maſcivius (Lugd. Bat. 1690. 8.). Neue Ausgaben ſind von S. Murſinus (Berl. 1756. 8.) und Ad. Coray (Paris 1809. 8.). Eine deutſche Überſetzung (von Seybold), mit Anmerkungen und einigen neu aufgefundenen Stücken erſchien Frankf. a. M. 1793 und 1794. 2 Bde. (Vergl. Kronbiegel: „De dictionis Polyaeni virtutibus“ (Lips. 1770. 4.). 20.

Polyandria (vielmännige Pflanzen), bilden im Linnéſchen Sexualſyſteme die 13. Pflanzenclaſſe, nämlich diejenigen Gewächſe, die eine große Zahl Staubfäden, von 20—1000, ohne ein beſtimmtes Verhältniß ihrer Länge, in einer Blüthe enthalten. 21.

Polyarchie, Vielherrſchaft, findet im Allgemeinen da ſtatt, wo die oberſte Staatsgewalt in den Händen mehrerer iſt. Sie ſteht demnach der Monarchie entgegen und eine Art davon iſt die Oligarchie (ſ. d. Artt.). — Daſſelbe bedeutet Polykrätie, doch will man darunter lieber objectiv ein Herrſchen über Vielerlei verſtehen. 30.

Polybius, einer der gehaltreichſten griechiſchen Schriftſteller, ward geboren 205 v. Chr. zu Megalopolis in Arkadien, erhielt frühzeitig von Philopömen Unterricht in der Kriegskunſt, bekleidete in der Folge die höchſten Ämter in ſeiner Vaterſtadt, ging im Jahre 199 als Geſandter an Ptolemäus Epiphanes und wurde endlich 166 v. Chr. mit vielen anderen Häuptern des achäiſchen Bundes als Geißel nach Rom geführt, wo er ſich bald die Achtung und Liebe der vornehmſten Römer, namentlich aber des Scipio Ämilianus erwarb und durch deren Verwendung Zutritt zu den römiſchen Staatsarchiven erhielt, deren Schätze er zu ſeinen hiſtoriſchen Arbeiten benutzte. Unter die merkwürdigen Schickſale ſeines Lebens gehört noch ſeine Gegenwart bei der Zerſtörung Carthagos und Korinths, ſo wie bei der Belagerung von Numantia, ſein Verdienſt um Achaia, deſſen Bürger ihm ſelbſt eine Statue ſetzen ließen, und endlich ſein unglückliches Ende im Vaterlande in Folge eines Sturzes vom Pferde (121 v. Chr.). Durch jene Theilnahme an Scipio's Feldzügen aber ſo wie durch das gründlichſte Studium der ihm zu Gebote ſtehenden hiſtoriſchen Quellen, noch mehr aber durch ſeine Reiſen nach den Alpengegenden, Gallien, Spanien, Afrika, Ägypten und Kleinaſien hochgebildet und in Allem unterrichtet, was er zu ſeinem Geſchichtsſtudium bedurfte, ſchrieb er ein Werk: „*Ἱστορία καθολική*" (allgemeine Geſchichte), durch welches er der Begründer und das Muſter der pragmatiſchen Geſchichtserzählung geworden iſt. Keiner der alten Geſchichtſchreiber iſt geiſtvoller, umfaſſender und durchdringender in Urtheil und Kritik von Staats- und Kriegsſachen, als er. Überall zeigt ſich ſein Streben und ächt hiſtoriſches Forſchen nach Wahrheit, ſo wie die Urſachen der Erſcheinungen bis in ihre geheimſten Tiefen zu verfolgen, wobei ihn überall ſtrenge Gerechtigkeit und Wahrheitsliebe bei reicher Erfahrung, tiefer Einſicht und geübtem Urtheile leiten. Seine Sprache dagegen iſt leider nicht frei von Romanismen und einer gewiſſen Rauhheit, die vielleicht in ſeiner kriegeriſchen Bildung ihren Urſprung hat; großen Werth hat er aber wegen ſeiner genauen Chronologie. Sein Werk umfaßt blos den Zeitraum vom zweiten puniſchen Kriege bis zur Unterjochung Macedoniens durch die Römer und beſtand urſprünglich aus 40 Büchern, von denen uns jedoch leider nur die 5 erſten vollſtändig, die übrigen blos in Fragmenten erhalten ſind. Nach dem Zeugniſſe anderer alten Schriftſteller war P. auch Verfaſſer von mehreren anderen Schriften, die jedoch ebenfalls verloren gegangen ſind. Die Ed. pr. erſchien 1530 Fol. per Vinc. Obsopoeum mit der Verſion des Nicol. Perottus. Dieſer Ausgabe folgten die von Iſ. Caſaubonus (Paris 1609. Fol.); dann cum not. Casaub., F. Ursini, H. Valesii, Jac. Palmerii et suis von Jac. Gronovius (Amstel. 1670. 3 Voll. 8.), wiederholt cum glossar. Polyb. von J. A. Ernesti (Lips. 1763. sqq. 3 Voll. 8.) und endlich von J. Schweighaeuser. (Lips. 1789. 8 Voll. 8.). Polyb. Historiarum excerpta Vatic. ed. Aug. Mai (in Scriptor. vet. collect. T. II. p. 369); rec. Jac. Geel (Lugd. Bat. 1829. 8.); Polyb. et Appian. Hist. excerpt. Vatic. recogn. a. J. F. Lugd (Alton. 1830. 8.). Gute deutſche Überſetzungen lieferten Seybold (Lemgo 1779—1783. 4 Bde.) und von Benicken (Weimar 1820). (Vergl. Heyd, „Vita Polybii" Tubing. 1812. 8.) 20.

Polychord (Vielſaiter) nannte Friedr. Hillmer in Leipzig ein von ihm im Jahre 1799 erfundenes dem Contrabaſſe ähnliches Inſtrument, welches mit einem beweglichen Griffbrete und einem Bezuge von 10 Saiten verſehen, jetzt aber verſchollen iſt. 29.

Polyclinicum, ſ. Klinik.

Polyeder, Polyedrum, Polyhedrum (von πολὺ, viel, und ἕδρα, Sitz) nennt man den von ebenen Flächen eingeſchloſſenen Körper. Sind die denſelben einſchließenden Flächen gleiche und regulaire Polygone, ſo heißt das P. ein regulaires und kann in eine Kugel eingezeichnet werden. Die einzelnen begrenzenden ebenen Figuren heißen Seitenflächen, die Summe der Seitenflächen Oberfläche, die Durchſchnittslinien der Seitenflächen Kanten, die Durchſchnittspunkte der Kanten Ecken, die Neigungswinkel der Seitenflächen gegen einander Flächenwinkel und die in den Ecken durch die Kanten gebildeten Winkel Körperwinkel. Wenn man im Innern des P. irgend einen Punkt annimmt und von demſelben nach den Ecken Linien zieht, ſo zerfällt das P. in eben ſo viele Pyramiden, als es Seitenflächen hat. Die hierher gehörigen Lehrſätze ſind: 1) Zwei congruente P. können in congruente Pyramiden zerlegt werden. 2) Regulaire P. können nur dreierlei Figuren, das gleichſeitige Dreieck, das Quadrat oder das regulaire Fünfeck zu Seitenflächen haben. 3) Es kann der regulairen P. nicht mehr als fünf geben, nämlich das Tetraeder, Oktaeder, Ikoſaeder, Hexaeder und Dodekaeder. 4) Den Inhalt eines regulairen P. findet man durch Multiplication der Oberfläche mit dem dritten Theile des Radius der eingeſchriebenen Kugel. — Polyedralzahlen ſind die Summen der Punkte, welche ſich auf die Ecken, Seitenlinien und Seitenflächen der fünf regulairen Körper in gleicher Entfernung von einander verzeichnen laſſen. Es ſind demnach die Tetraedralzahlen 1, 4, 10, 20, 35, 56 ꝛc.; die Hexaedralzahlen 1, 8, 27, 64, 125, 216 ꝛc.; die Oktaedralzahlen 1, 6, 19, 44, 85, 146 ꝛc.; die Dodekaedralzahlen 1, 20, 84, 220, 455 ꝛc. und die Ikoſaedralzahlen 1, 12, 48, 124, 255 ꝛc. Näheres darüber findet man in Marpurg's „Progreſſionscalcul“ (Berlin 1774). 40.

Polygamia iſt die 23. Claſſe des Linné'ſchen Pflanzenſyſtems, wozu er alle Pflanzen rechnete, welche entweder männliche und weibliche und Zwitterblüthen zugleich, oder letztere mit männlichen oder weiblichen Blüthen allein haben. 30.

Polygămie wird gewöhnlich die Vielweiberei (Polygynie) genannt, weil ſie am häufigſten in dieſer Form auftritt; doch gibt es auch noch uncultivirte Staaten, wo ſie als Vielmännerei (Polyandrie) ſich zeigt. Beide Formen der Ehe ſind aber ſowohl ſchon dem vollſtändigen Begriffe derſelben, da ſie natürlich nur die ſinnliche Seite derſelben ausmachen, und der Einrichtung der Natur zuwider, welche immer beide Geſchlechter in ziemlich gleicher Anzahl neben einander leben läßt, als höchſt nachtheilig für das Gedeihen der menſchlichen Geſellſchaft ſelbſt, da ſie die Menſchen erſchlaffen läßt und für kräftige Entwickelung unfähig macht. Der weichliche Orient hat der P. ſtets gehuldigt und noch herrſcht ſie, ſo weit der Islam reicht, der 4 Weiber und eine unbeſtimmte Zahl Sklavinnen erlaubt, ſo wie in vielen andern Ländern Aſiens, Afrikas und auf den Inſeln der Südſee; die germaniſchen Stämme haben ihr aber nie gehuldigt und wie ſchon Moſes, ohne ſie zu verbieten, durch eine weiſe Geſetzgebung ſie ſehr beſchränkte, ſo hat ſich der Geiſt des Chriſtenthums beſtimmt gegen ſie und für die Monogamie erklärt. — Nach der Anzahl der an eine Perſon des andern Geſchlechtes verbundenen Individuen erſcheint nun die P. unter dem Namen Bigamie (Doppelehe), Trigamie (dreifache Ehe) ꝛc. 30.

Polyglotte (vielſprachiſches Buch) iſt eine Schrift, welche einen Gegenſtand in verſchiedenen Sprachen abhandelt, ſei es als vielſprachiges Wörterbuch oder durch Nebeneinanderſtellung von Überſetzungen einer Schrift in verſchiedene Spra-

chen. In letzterer Beziehung gebraucht man den Namen vorzugsweiſe für diejenigen Bibeln, welche den bibliſchen Text in mehreren Sprachen enthalten. Die vorzüglichſten derſelben ſind 1) die *complutenſiſche* (ſ. Alcala de Henares), von Cardinal Ximenez veranſtaltet (von 1514—1517, hebräiſch, Vulgata, Septuaginta, buchſtäblich lateiniſch, chaldäiſch; 2) die *antwerpener* (v. 1569—1572. 8 Bde. Fol.), von Arias Montanus (ſ. d. Art.) beſorgt, hebräiſch, Vulgata, Septuaginta, chaldäiſch, im N. T. auch ſyriſch; 3) die *pariſer* (1645. 10 Bde. Fol.) von le Jay, die antwerpener P. mit arabiſch und ſyriſch und im Pentateuch ſamaritaniſch; die *londner* (1648—1687. 8 Bde. Fol.) von Brianus Walton, die pariſer P. mit äthiopiſch. In allen ſind die verſchiedenen Texte nochmals lateiniſch überſetzt. 23.

Polygnōtos aus Thaſos, ein berühmter griechiſcher Maler, der Sohn Aglaophon's und deſſen Schüler, lebte um das Jahr 460 v. Chr. zu Athen. Durch ihn ward die Malerei auf eine bis dahin nicht gekannte Höhe gebracht und, wenn er auch von den ſpäteren Kunſtheroen, einem Zeuxis, Parrhaſios u. A., übertroffen wurde, ſo bleibt ihm doch das große Verdienſt, zuerſt den Figuren und Köpfen richtige Zeichnung und Ausdruck gegeben ſo wie auch vorzugsweiſe die Gegenſtände ſeiner Darſtellungen aus den Götter- und Heldenmythen genommen zu haben. Einige ſchreiben ihm außerdem die Erfindung einer ſchwarzen Farbe und, was noch wichtiger iſt, des vierfarbigen Gemäldes (Tetrachrom) zu. Seine bewundertſten Gemälde waren außer denen, welche er für die Pöcile zu Athen und für den Minerven- und Dioskurentempel daſelbſt gefertigt hatte, ein Cyklus von Darſtellungen aus dem trojaniſchen Kriege zu Delphi. 36.

Polўgon (griechiſch), **Vieleck**, fr. polygone; engl. polygon, heißt jede von einer beliebigen Anzahl gerader Linien eingeſchloſſene ebene Figur. Die die Figur einſchließenden geraden Linien heißen die *Seiten*, die Summe der Seiten der *Umfang*, *Perimeter* und die Durchſchnittspunkte der Seiten *Spitzen*. Ferner nennt man jede gerade Linie, welche zwei nicht einer und derſelben Seite angehörende Spitzen mit einander verbindet, *Diagonale*; die von den Seiten gebildeten inneren Winkel *P.*- oder *Vieleckwinkel* und die durch Verlängerung der Seiten über die Spitzen hinaus entſtehenden Winkel die *Außenwinkel* des P. Die Polygone theilt man nach der Anzahl der Seiten in Drei-, Vier-, Fünf- ꝛc. Ecke und beſonders in *regulaire Vielecke*, wenn ſie gleiche Seiten und Polygonwinkel haben, und *irregulaire Vielecke*, wenn dieß nicht der Fall iſt. *Sphäriſche P.* oder *Vielecke* ſind diejenigen, welche auf der Oberfläche einer Kugel von Bogen größter Kreiſe eingeſchloſſen ſind. Die Franzoſen nennen polygones gauches diejenigen P., deren Seiten nicht alle in einer Ebene liegen. Die P. oder Vielecke werden durch Diagonalen in Drei- oder Vierecke getheilt; hat ein P. allgemein n Seiten, ſo werden einer beliebigen Spitze derſelben $n-2$ Seiten gegenüberliegen, die durch Ziehung ſämmtlicher Diagonalen aus jener Spitze zu Grundlinien von $n-2$ Dreiecken werden. Nimmt man aber im Innern des P. einen Punkt an, um von demſelben nach allen n Spitzen gerade Linien zu ziehen, ſo iſt dadurch das P. in n Dreiecke zerlegt worden. Die hierher gehörigen Lehrſätze ſind folgende: 1) die Seiten, Winkel und Spitzen ſind bei jedem P. in gleicher Anzahl vorhanden; 2) die Summe aller Winkel in einem P. beträgt ſo vielmal zwei rechte, als es Seiten hat, weniger zwei; 3) die Summe der Außenwinkel eines P. iſt immer vier rechten gleich, ſofern es keine einſpringenden Winkel hat; 4) congruente P. können in congruente Dreiecke zerlegt und zuſammengeſetzt werden; 5) wenn in einem regulairen P. die Winkel halbirt werden, ſo laufen die Theilungslinien im Mittelpunkte der Figur zuſammen; 6) in und um jedes regulaire P. kann ein Kreis beſchrieben werden; 7) in und um jeden Kreis kann ein regulaires P. beſchrieben werden; 8) den Flächeninhalt eines regulairen P. findet man

durch Multiplication ſeines Umfanges mit dem halben Radius des eingeſchriebenen Kreiſes. — Polygonalzahlen nennt man Summen arithmetiſcher Reihen, deren erſtes Glied 1 und deren Differenz 1, 2, 3, 4 ꝛc. iſt, die man nach den verſchiedenen Arten der Verſinnlichung durch Drei=, Vier=, Fünf= ꝛc. Ecke Trigonal= oder Triangularzahlen, wenn der Unterſchied der Glieder in der arithmetiſchen Reihe = 1 iſt, Tetragonal= oder Quadrat=, Pentagonal=, Hexagonal=, Heptagonal=, Octogonal= ꝛc. Zahlen nennt, wenn der Unterſchied 2, 3, 4, 5, 6 ꝛc. iſt. So ſind 1) 1, 3, 6, 10, 15, 21, 28 ꝛc. Trigonalzahlen; 2) 1, 4, 9, 16, 25, 36 ꝛc. Tetragonalzahlen; 3) 1, 5, 12, 22, 35, 51, 70 ꝛc. Pentagonalzahlen; 4) 1, 6, 15, 28, 45, 66, 91, 120 ꝛc. Hexagonalzahlen ꝛc. Alle dieſe Reihen ſtimmen darin überein, daß man durch Abziehen der Differenzen ihrer benachbarten Glieder auf eine beſtändige Größe kommt, welches die Eigenſchaft einer arithmetiſchen Reihe vom zweiten Range iſt. Sehr ausführlich findet man die Polygonalzahlen in Marpurg's „Progreſſionscalcul" (Berlin 1774) abgehandelt. 40.

Polyhiſtor iſt ein Vielwiſſer. Der Name kommt ſchon im I. Jahrh. n. Chr. als Prädicat der Grammatiker vor und C. J. Solinus ſchrieb ein Buch unter dieſem Titel über allerhand Gegenſtände. In neueren Zeiten pflegten Gelehrte von ausgebreiteter Gelehrſamkeit, wie Scaliger, Salmaſius und Andere eben ſo genannt zu werden. In unſerer Zeit möchte aber bei der Unmöglichkeit, viele Wiſſenſchaften wegen ihres hohen Standpunktes gründlich zu ſtudiren, dieſer Titel eher einen Vorwurf enthalten, da er jetzt nothwendig den Begriff eines oberflächlichen Wiſſens mit einſchließt. 9.

Polyhymnia, ſ. Muſen.

Polykarpus, der letzte unter den ſogenannten apoſtoliſchen Vätern, war ein Schüler des Apoſtels Johannes und Biſchof zu Smyrna. Zwiſchen den Jahren 167—169 litt er den Märtyrertod auf dem Scheiterhaufen, weil er ſich weigerte, dem Herrn zu fluchen, welchem er 86 Jahre treu gedient hatte. Die katholiſche Kirche feiert ſeinen Gedächtnißtag den 26. Jan. Man hat von P. einen Brief an die Chriſtengemeinde zu Philippi, allgemein moraliſchen und erbaulichen Inhals, welcher im Einzelnen an den erſten Brief ſeines Lehrers, Johannes, erinnert. 63.

Polykletos aus Sicyon, ein berühmter griechiſcher Bildhauer, Zeitgenoſſe und Nebenbuhler des Phidias, den er jedoch nicht erreichte, war ein Schüler des Agelades und lebte meiſt zu Athen und Argos. Er war es vorzüglich, der ſich bemühte, die höchſte männliche und weibliche Schönheit, wie ſie als Ideal gedacht werden kann, darzuſtellen, und fand das Mittel, dieſe Aufgabe zu löſen, in der genauen Kenntniß der Proportionen. Seine Meinung ging übrigens dahin, daß die eigentliche Schönheit nicht das Erhabene ſei, und deßhalb ſtellte er meiſt nur jugendliche Perſonen und zwar ſtets in Mittelgröße dar. Durch Aufſtellung eines Kanon, d. i. einer Regel= oder Muſterſtatue, welche Winckelmann mit dem Doryphorus des Künſtlers für identiſch hält, ſuchte er ſeine Anſichten anſchaulich zu machen, konnte indeß nicht verhindern, daß ſich ſpäter bei ſeinen Schülern eine gewiſſe Einförmigkeit zeigte, die er ſelbſt glücklich vermieden hatte. Als Gegenſtück zu ſeinen übrigen Arbeiten und um zu zeigen, daß er gleich Phidias auch das Coloſſale darzuſtellen vermöchte, verfertigte er für Argos eine Juno aus Elfenbein und Gold, welche noch etwas größer als der Jupiter des Phidias war und dieſem in techniſcher Hinſicht nur wenig nachſtand. Übrigens ſchreibt man ihm auch eine Abhandlung über die Proportionen zu. — Ein anderer Bildhauer dieſes Namens aus Argos, welcher um das Jahr 530 vor Chr. lebte, genoß ebenfalls eines wohlverdienten Rufes, ohne jedoch jenem gleichzukommen. In Argos ſtand von ihm eine gelungene Marmorſtatue des Jupiter. 36.

Polykrätes, berühmter Tyrann von Samos, zur Zeit des ältern Cyrus und Kambyſes, von ungefähr 540—520 v. Chr., hatte ſich des vorher freien Samos mit Gewalt bemächtigt, das er anfangs in Gemeinſchaft mit ſeinen Brüdern Pantagnotos und Syloſon beherrſchte. Bald aber tödtete er jenen, vertrieb dieſen und ſchloß mit Amaſis, dem Beherrſcher Ägyptens, ein Schutz- und Trutzbündniß. Mit einer Flotte von 100 Schiffen bemächtigte er ſich der Herrſchaft zur See und mehrerer benachbarter Inſeln; auch die Lesbier wurden nach einem hartnäckigen Widerſtande ſeiner Herrſchaft unterworfen. Den Kambyſes unterſtützte er auf ſeinem Feldzuge nach Ägypten und machte ſchnelle und glückliche Eroberungen. Das außerordentliche Glück, welches ihn bei allen Unternehmungen begleitete, bewog ſeinen Freund Amaſis, ihn in einem Briefe vor dem Zorne der Götter zu warnen und ihn zu ermahnen, ſich die Liebe derſelben durch Aufopferung deſſen, was ihm das Liebſte ſei, zu erwerben. P. gehorchte dieſem Rathe und warf einen koſtbaren Siegelring, ein Geſchenk des Samiers Theodor, in das Meer; doch einige Tage darauf brachte ein Fiſcher ihm einen Fiſch zum Geſchenke, in deſſen Magen ſich der Ring befand. Da ſchauderte Amaſis ob des zu großen Glücks ſeines Freundes und gab das Bündniß mit ihm auf. Bald ging ſeine Ahnung in Erfüllung und die rächende Nemeſis erreichte den Günſtling der Götter. P. faßte nämlich den Plan, ganz Jonien und die aſiatiſchen Inſeln zu unterwerfen. Orötes, ein perſiſcher Satrap, der ſich von P. beleidigt glaubte, bot ihm ſeine Hülfe an und lud ihn zu einer Unterredung nach Sardes ein. Dort angekommen wurde er ſogleich in Verhaft genommen und auf eine grauſame Weiſe gekreuzigt. Sein Schickſal bildet eine der ſchönſten Epiſoden im Herodot (lib. III. c. 39—43) und gab Veranlaſſung zu dem herrlichen Gedichte Schiller's: „Der Ring des Polykrates." Wiewohl Tyrann, zeigte er doch Züge von Edelmuth und Geiſtesgröße und Samos ſcheint ſich unter ihm in einem blühenden Zuſtande befunden zu haben. Er ſchmückte die Stadt mit großartigen Gebäuden, berief Künſtler, Dichter und Gelehrte an ſeinen Hof, unter ihnen den Anakreon, den Sänger ſeines Ruhmes, und legte eine treffliche Büchersammlung an. 11.

Polykrätie, ſ. Polyarchie.

Polyneſien, ſ. Auſtralien.

Polynīces, ſ. Eteokles.

Polynom, ſ. Buchſtabenrechnung. — **Polynomiſcher Lehrſatz**, lat. theorema polynomiale s. infinitinomiale, iſt die analytiſche Formel, welche die Entſtehung der Potenz für einen gegebenen Exponenten von einem Polynomium darſtellt. Der Exponent ſelbſt kann eine ganze poſitive, eine negative oder eine gebrochene, ja ſogar eine imaginäre Größe ſein. Das Polynomium kann entweder blos ein Aggregat von Theilen ſein, ohne ein Geſetz der Folge, oder dieſe Theile können auch nach ihren Potenzen geordnet ſein. Der Erfinder des polynomiſchen Lehrſatzes iſt Leibnitz und Hindenburg hat ſich um ihn vorzügliche Verdienſte erworben. 40.

Polypen (Vielfüße) ſind eine Gattung der ſogenannten Pflanzenthiere oder Zoophyten. Sie werden zu den Würmern gerechnet und haben einen durchſichtigen gallertartigen Körper in der Größe eines faſt ½ Zoll langen feinen Pflanzenſtiels mit einer Enderhöhung, an welcher ſich eine Öffnung und 6—12 und 13 fadenähnliche Arme befinden. Inwendig ſind ſie hohl, haben keine Eingeweide, weder Herz noch Magen; der ganze Körper mit den Armen bildet vielmehr den Magen. Daß ihnen der Sinn des Geſichts nicht ganz entgehe, ſchließt man daraus, daß ſie nach der Nahrung, welche ſich in ihrer Nähe vorfindet, die Arme ausſpannen Durch ein Mikroſkop betrachtet ſcheinen der Körper wie die Arme aus lauter kleinen Kügelchen auf einer zähen klebrigen Maſſe zuſammengeſetzt zu ſein. Im Zuſtande der Ruhe liegt der Körper ausgeſtreckt in ſeiner gewöhnlichen Form; außerdem be-

wegen ſie ſich ſtets mit ihren Armen, dehnen dieſe oft mehrere Zolle in die Länge aus, fangen mit denſelben die Waſſerinſecten, die ihnen zur Nahrung dienen und führen ſie auch durch dieſe zu der Öffnung. Haben ſie dieſelben verſchluckt, ſo ſieht man, wie ſie ſich im ganzen Körper zertheilen. Nach der Verdauung geben ſie den Unrath wieder durch dieſelbe Öffnung von ſich. Haben zwei P. ein und daſſelbe Thier als Beute erhaſcht, ſo ſchlucken beide ſo lange, bis es ſich trennt. Ein Polyp ſcheint aber den andern nicht anzugehen. Hat der Polyp ſich geſättigt, ſo bleibt er ganz bewegungslos liegen und erſt mit dem Grade der Verdauung gewinnt er an Beweglichkeit. Der Aufenthaltsort dieſer ſeltſamen Thiere ſind Teiche und ſanft fließende Gewäſſer. Schon in den erſten Frühlingstagen findet man ſie hier an Waſſerpflanzen, beſonders an den Waſſerlinſen und an Schneckenhäuſern ſitzen und bisweilen ſo dicht neben einander, daß ſie ſich durch ihre Arme feſt verſchlungen halten. Berührt man ſie, ſo knäulen ſie ſich zuſammen und erſcheinen in der Geſtalt einer großen Erbſe. In einem Glaſe voll Waſſer aufbewahrt und gehörig gefüttert kann man ſie am Leben erhalten; gewöhnlich nehmen ſie dann aber die Farbe der Nahrung an, welche man ihnen gibt. Gleich merkwürdig iſt die Fortpflanzung der P. Sie geſchieht, wie bei der Pflanze, durch Ableger. An den Seiten zeigen ſich nämlich kleine Buckel, die ſich allmählig erweitern und endlich von der Mutter losreißen. So lange der junge Polyp mit der Mutter noch verbunden iſt, findet eine gemeinſchaftliche Ernährung ſtatt. Denn was die Mutter genießt, theilt ſie auch dem Kinde mit und ſo umgekehrt. Daſſelbe iſt ſogar der Fall, wenn, wie es bisweilen geſchieht, der junge Polyp wieder Junge treibt. Nur bloße Vermuthungen ſind es, daß ſie ſich auch vermittelſt Eier fortpflanzen. Nicht weniger bewunderungswürdig iſt die Unaustilgbarkeit eines Polyps. Selbſt in die kleinſten Theile zerſchnitten entſteht ein neuer Polyp. Auch wachſen einzelne Theile wieder zuſammen, wenn man ſie an einander drückt. Daher kommt es auch, daß man ſie im Lateiniſchen hydrae nennt. Nach ihrer Farbe unterſcheidet man braune, grüne, orangenfarbige und blaſſe. Insgeſammt haben ſie die beſchriebene Geſtalt, erreichen aber einen größeren oder geringeren Umfang. Die Erzählung von ungeheuer großen Meerpolypen, welche auf dem Meeresboden anzutreffen ſein ſollen, iſt wohl bloße Erdichtung. Dier erſten Nachrichten von P. gab Trembley in ſeinen „Memoiren" (London 1744) und in neuerer Zeit hat Lamourouſe ausführlichere Reſultate darüber mitgetheilt. 35.

Polypen (als Krankheit) ſind eine krankhafte Wucherung der Schleimhaut, die vorzüglich an den Grenzen des Übergangs derſelben in die eigentliche Haut vorkommt und ſich dem zufolge am häufigſten in der Naſe und ihren Höhlen, im Schlunde und in der Gebärmutter findet; ſie ſitzen gewöhnlich mit einem dünnen Stiele auf und endigen ſich kolbenförmig oder nehmen die Geſtalt der Höhlen an, in denen ſie ſich befinden. Mit einer eigenen dünnen Haut umkleidet beſteht ihr Inhalt bald aus dünnem, mit vieler Flüſſigkeit erfülltem Zellgewebe, bald aus einem feſteren körnigen oder faſerigen Gewebe, das mit Blutgefäßen durchzogen iſt. Die Zufälle, die die P. erregen, entſtehen durch den Druck, den ſie auf ihre Umgebungen durch ihren immer mehr zunehmenden Umfang ausüben. So bewirken die Naſenpolypen einen drückenden Schmerz in der Tiefe der Naſe, verſtopfen die Naſenöffnung und erſchweren dadurch das Athemholen, treiben die Naſenknochen aus einander und bewirken Schiefheit der Naſe und große Deformität des Geſichts; ferner entſtehen in den P. häufige Blutungen, die wohl gar das Leben in Gefahr ſetzen können, und endlich geben ſie zur Erzeugung ſehr bösartiger Geſchwüre auf ihrer Oberfläche Veranlaſſung. Die Zerſtörung der P. geſchieht durch das Ausreißen, durch das Abſchneiden, durch das Unterbinden, durch das Cauteriſiren und durch das Zerquetſchen. — Verſchieden von dieſen iſt der Herzpolyp, ein pathologiſches Gebilde, das in älteren Zeiten bei noch unvollkommener Ausbildung

der pathologiſchen Anatomie ſehr oft vermuthet wurde, jetzt aber häufig ganz geläugnet wird. Daſſelbe beſteht aus einem blutfaſerſtoffigen Concremente, das zwiſchen den Muskelbündeln der Herzkammern ſeinen Urſprung nimmt und ſich nach den großen Gefäßen fortſetzt. Es iſt meiſtentheils von dunkelrother Blutfarbe und entſteht erſt während oder kurz vor dem Tode bei der ins Stocken kommenden Blutcirculation aus dem Blute. Es wird bei den meiſten Leichen gefunden und iſt ohne allen Einfluß auf die frühere Krankheit. Außer dieſen falſchen gibt es aber auch ächte Herzpolypen, die indeſſen ſehr ſelten vorkommen. Es ſind dieß Auswüchſe der innern Haut des Herzens und daher mit derſelben feſt verwachſen, ſo daß ſie nicht leicht, wie jene, ausgeriſſen werden können. Sie ſind von muskulöſer Textur, von Fleiſchfarbe und erregen allerdings die Zufälle einer ſchweren Herzkrankheit. 39.

Polypetalen nennt Juſſieu die ganze Familie ſeiner Dikotyledonen (ſ. Kotyledonen), wo die Blüthen der Gewächſe mit einer vielblätterigen Blumenkrone verſehen ſind. 21.

Polyphēmus, ein Sohn des Neptun und der Europa oder der Nymphe Thooſa, der berühmteſte unter den Cyklopen (ſ. d. Art.), war ein ungeheurer Rieſe, hatte nur ein Auge mitten auf der Stirne und wohnte einſam in einer Höhle auf der Südweſtſpitze Siciliens, wo er ſeine Heerden weidete. Ulyſſes (ſ. d. Art.) blendete ihn, indem er ihm im Schlafe einen Pfahl ins Auge ſtieß. Nach Theokrit liebte er als Jüngling die Nymphe Galatea, die ihm aber den Akis vorzog. Aus Rache rollte er auf dieſen ein Felsſtück, doch Galatea verwandelte ihren Geliebten in eine Quelle. Dem Euripides diente P. zum Gegenſtande einer Tragödie „Kyklops.“ 11.

Polyspaſt, ſ. Flaſchenzug.

Polysperchon, einer von Alexander's des Großen Feldherren, wurde vom ſterbenden Antipater (ſ. d. Art.) zum Reichsverweſer Macedoniens und Vormunde des jungen Philippus Arrhidäus ernannt (319), ward aber von dem darüber aufgebrachten Kaſſander (ſ. d. Art.) vertrieben, entkam nach Ätolien, vereinigte ſich mit ſeinem Sohne Alexander, der faſt den ganzen Peloponnes ſich unterworfen hatte, ſchlug ſeine Reſidenz in Korinth auf und begünſtigte, um ſich zu befeſtigen, die erwachte Demokratie in den Städten Griechenlands. Später vereinigte er ſich jedoch wieder mit Kaſſander, da ſein Sohn ermordet worden war; ſein Todesjahr iſt aber unbekannt. 37.

Polyſynthĕton, das Gegentheil von Aſyndeton (ſ. d. Art.), heißt in der Grammatik und Rhetorik die Redeweiſe, wenn überall die Verbindungspartikeln angewendet ſind, wo ſie nur ſtehen können, wie z. B. in Schiller's „Taucher“: „und es wallet und ſiedet und brauſet und ziſcht ꝛc.“ Man gebraucht dieſe Redeform zur lebendigen Darſtellung, um eine raſche Aufeinanderfolge oder innige Verbindung der einzelnen Satztheile mit einander zu bezeichnen. 9.

Polytechnik umfaßt die Theorie der geſammten Gewerbsthätigkeit und die Summe der wiſſenſchaftlichen Kenntniſſe, welche zu einer zeitgemäßen Betreibung derſelben nöthig ſind. Sind nämlich ſämmtliche Gewerbszweige, welche ſich in hervorbringende oder ökonomiſche, Urgewerke (land-, forſt- und bergwiſſenſchaftliche), verarbeitende oder Kunſtgewerke (techniſche, mechaniſche, chemiſche) und verbreitende oder Umſatzgewerbe (mercantiliſche) eintheilen laſſen, auf den jederzeitigen Stand der Wiſſenſchaften gegründet, welche ſich zu ihnen, wie die Theorie zur Praxis verhalten; ſo folgt von ſelbſt, daß, wenn die Gewerbthätigkeit früher meiſt nur auf eine durch praktiſche Erlernung in der Werkſtatt eines Meiſters oder durch eigne koſtſpielige und mühevolle Erfahrung erlangte Fertigkeit beſchränkt, ſie jetzt eine weit höhere wiſſenſchaftliche Ausbildung und unabläſſiges Weiterſtreben erfordert welche auf jene Weiſe nicht erlangt wer-

den kann. Es bedarf daher eines beſtimmten vorbereitenden Unterrichts, welcher die zur Erwerbung der praktiſchen Fertigkeiten und zu ihrer geſchickten Anwendung nöthigen Vorkenntniſſe gewährt und eben in ſeiner Allgemeinheit zur Anwendung auf jedes Gewerbe P. heißt. Die Lehrfächer und Unterrichtsgegenſtände, aus welchen derſelbe im Allgemeinen beſteht, ſind 1) die wiſſenſchaftlichen Kenntniſſe der Gewinnung der Naturproducte, deren Veredlung zu Kunſtproducten, nebſt dazu gehöriger Kenntniß des Umſatzes beider Productgattungen, ſämmtlich auch unter dem Namen Technologie oder Gewerbskunde oder niedere Cameralwiſſenſchaften begriffen und zwar in Bezug auf das eigene Geſchäftsfach eine gründliche und ausführliche, in Anſehung auf die damit verwandten und alle übrigen Fächer eine zwar genügende, nur minder genaue und encyklopädiſche Kenntniß. 2) Die Naturkunde in ihren drei Hauptabtheilungen: techniſche Naturgeſchichte, Phyſik und Chemie (ſ. d. Art.), mit beſonderer Rückſicht auf die von den Gewerben zu benutzenden Naturkörper, Kräfte und Verhältniſſe; ſämmtliche Naturwiſſenſchaften zugleich verbunden mit der Productenkunde, als der Kenntniß ſowohl der Hütten-, pharmaceutiſchen und anderer chemiſchen Producte, als auch der mittelſt mechaniſcher, oft auch gemiſchter Bearbeitung erlangten Manufaktur-, Fabrik- und Handwerksproducte, und beim Unterrichte mit Vorzeigung des ſtufenweiſen Übergangs derſelben aus dem Naturzuſtande bis zu ihrer höchſten Veredlung als Kunſt- und Handelsproducte. 3) Mathematik oder die Größenlehre, ſo wie die auf Naturkunde und Technik angewendeten und in dieſe übergehenden mathematiſchen Wiſſenſchaften, beſonders Mechanik und Maſchinenkunde. Außer der Baukunſt, insbeſondere über die Errichtung bürgerlicher und landwirthſchaftlicher Gebäude und gewerblicher Werkſtätten wird hierher auch noch die Schifffahrtskunde, ſo wie die Kriegskunſt gerechnet. 4) Zeichnen und zwar nach beſonderem Bedarf: freies Handzeichnen, geometriſches, architektoniſches Zeichnen, Maſchinenzeichnen, Situations- und Chartenzeichnen. 5) Nationalökonomie oder Staatswirthſchaftslehre, in ſofern ſie die Gewerbtreibenden ſelbſt näher betrifft, nebſt der hauswirthſchaftlichen Ökonomie; beide wegen ihres nahen Verhältniſſes zu den Gewerbsfächern und hohen Einfluſſes auf das Volksleben in genügender Berückſichtigung. 6) Hiſtoriſch-geographiſche Wiſſenſchaften, z. B. Geſchichte der verſchiedenen Gewerbe und deren Erfindung, ſo wie pragmatiſche Darſtellung des Aufſchwunges und Unterganges der einzelnen Zweige nach Urſachen und Folgen, die neuere techniſche Geographie und techniſche Statiſtik, oder Schilderung der hauptſächlichſten Gewerbszweige der einzelnen Länder, Gegenden und Orte. 7) Äſthetik (Theorie der ſchönen Künſte), die bei ſolchen Gewerben unerläßlich nothwendig iſt, wo die Schönheit der Form an den Producten als ein Haupterforderniß betrachtet wird. 8) Sprachunterricht, in neueren fremden Sprachen, insbeſondere in der engliſchen und franzöſiſchen Sprache, ſo wie Anleitung zur Buchhaltung und zu ſchriftlichen Ausfertigungen, um die in einem jeden größeren oder kleineren Geſchäfte vorkommenden Berechnungen mit Ordnung und leichter Überſicht anlegen und fortführen und die dabei vorkommenden Geſchäftsaufſätze richtig aufſetzen zu können. Nebenbei iſt es von großem Nutzen, wenn ſich bei dergleichen Inſtituten eine Werkſtätte für praktiſche Mechanik, nebſt einer Sammlung von Modellen der vorzüglichſten Maſchinen und Werkzeuge und den zu den Vorträgen über Phyſik und Chemie gehörigen Apparaten befindet; auch iſt es zweckmäßig, eine Sammlung von Mineralien, Hölzern u. dgl., auch wohl von Induſtrieerzeugniſſen anzulegen und auf eine ausgewählte Bibliothek zu halten. — Obwohl Deutſchland und andere cultivirte Länder ſchon längſt einzelne, beſonders zur Staatsbeamtenbildung beſtimmte Fachſchulen für Bau-, Berg-, Forſtweſen und andere gewerbliche Zweige beſaßen und insbeſondere Britannien, durch ſeine günſtige Lage

als Weltmarkt und durch reiche Hülfsmittel begünſtigt, die Ausbildung der auf wiſſenſchaftlichen Grund baſirten neuern Induſtrie am Kräftigſten und Schnellſten förderte und dieſe ſich erſt von da nach Amerika und andern Ländern verbreitete, ſo verdient doch Frankreich hier den erſten Platz, da es zuerſt öffentliche Inſtitute für allgemeine höhere Gewerbsbildung nach jenen neueren Anſichten gründete. Die polytechniſche Schule in Paris zur höchſten Ausbildung junger Männer für die verſchiedenen höhern techniſchen Gewerbe, ſo wie für den Staatsdienſt, vorzugsweiſe aber für beſondere wiſſenſchaftlich-techniſche Corps, namentlich für das Geniewe-ſen, die Artillerie, den Brücken- und Straßenbau beſtimmt, wurde ſchon 1794 auf Lamblardie's Vorſchlag unter dem Namen „Ecole centrale des travaux publiques" gegründet und nach Monge's Plane organiſirt. Nach dem Decrete vom 15. Fructidor des Jahres III (1795) erhielt die Anſtalt den Namen Ecole polytechnique. Die Anzahl der Schüler beträgt ungefähr 300, welche Uniformen tragen und ſich in den Julitagen von 1830 als Vertheidiger für die Sache des Volkes im Kampfe mit dem königlichen Militair ſehr auszeichneten. Seit 1823 wird ſie von einem Gouverneur und einem Untergouverneur dirigirt. Unter den deutſchen Staaten verdient die öſtreichiſche Monarchie wegen zeitiger und vielſeitiger Rückſicht auf höhere Ausbildung der gewerbtreibenden Claſſe die erſte Nennung. Zu den berühmteſten polytechniſchen Inſtituten gehört hier das von den böhmiſchen Ständen ſchon 1801 beſchloſſene, vom Ritter Franz von Gerſtner errichtete, 1806 ins Leben getretene techniſche Inſtitut zu Prag, und vorzüglich das 1815 errichtete wahrhaft kaiſerlich ausgeſtattete polytechniſche Inſtitut zu Wien, mit einem Vereine zur Beförderung der Nationalinduſtrie und einem Conſervatorium (Muſeum) für Kunſt und Gewerbe verbunden. Daſſelbe zählte 1818 500, 1823 aber 780 Schüler und ſteht unter der Direction des Regierungsrathes Prechtl. Mehrere in gewerblicher Induſtrie nicht minder vorgeſchrittene Theile der Schweitz beſitzen öffentliche polytechniſche Inſtitute und andere gewerbliche Unterrichtsanſtalten zu Zürich, Bern, Aarau ꝛc. Dänemark beſitzt eine polytechniſche Hochſchule zu Kopenhagen; Schweden ein polytechniſches Inſtitut zu Stockholm; Preußen das königliche dotirte Gewerbsinſtitut zu Berlin unter Beuth's Direction; Sachſen ſeit 1828 eine techniſche Bildungsanſtalt zu Dresden unter Lohrmann's Direction; Baiern mehrere höhere polytechniſche Inſtitute zu Würzburg, Nürnberg, München ꝛc.; das Großherzogthum Baden eine polytechniſche Schule zu Karlsruhe ꝛc. — Meiſt iſt mit einer polytechniſchen Schule ein beſonderer Verein, eine polytechniſche Geſellſchaft, verbunden, welche durch die Herausgabe einer Zeitſchrift die Arbeiten und Fortſchritte derſelben veröffentlicht und gemeinnütziger macht. Berühmt in dieſer Hinſicht ſind: die ſeit 1819 von Prechtl herausgegebenen „Jahrbücher des polytechniſchen Inſtituts"; Dingler's „Polytechniſches Journal" u. a. Vergl. Preusker's „Andeutungen über Sonntags-, Real- und Gewerbsſchulen ꝛc." (Leipz. 1835. 3 Bde.). 33.

Polytheismus oder **Vielgötterei** beſteht in dem Glauben an das Daſein mehrerer Gottheiten und übermenſchlicher Weſen, denen man eine religiöſe Verehrung zu erweiſen habe, um ſich ihrer machtvollen Gunſt zu verſichern oder ihre verderbliche Ungunſt abzuwenden. Überall und zu allen Zeiten hat den Menſchen, mit wenigen und zwar höchſt unſicheren Ausnahmen, die Welt als Offenbarerin einer unſichtbaren gewaltigen Macht gegolten, deren Wirkungen ſie zwar nicht zu begreifen vermochten, aber mit der ſie, ſei es aus Furcht vor den Schrecken erregenden Naturerſcheinungen oder aus Dankbarkeit für die empfangenen und täglich neuen Wohlthaten, in ein näheres Verhältniß zu treten wünſchten, bei dem ſie ihres Wohlgefallens und ihrer ſteten Fürſorge verſichert blieben. Anfangs war es nur das phyſiſche Bedürfniß, welches bei der Verehrung dieſer Macht Befriedigung ſuchte und, indem das Göttliche mit der Natur ſelbſt zuſammenfiel (die gröbſte Art

des **Pantheismus**), ſprach ſich dieſe Verehrung im rohen und niedrigen Naturdienſte aus, der ſich auf die Elemente (Stoicheiolatrie), Himmelskörper (Aſtrolatrie), Felſen, Flüſſe, Bäume und Thiere (Zoolatrie) bezog (ſ. **Fetiſchismus**). Aber bald erkannte man im Menſchen ſelbſt das Herrlichſte in der Natur und den Herrn der Geſchöpfe und verglich das ihn Belebende und in ihm Handelnde, die menſchliche Seele nach ihren Eigenſchaften und Beſchaffenheiten, mit dem Göttlichen, von dem in vielfacher Geſtalt man die Entſtehung und Erhaltung der Welt ableitete. Die Phantaſie des rohen Naturmenſchen belebte nun die mannigfachen Theile der Schöpfung mit menſchenähnlichen Gottheiten, welche in jenen, wie in den Sternen, dem Meere, den Flüſſen, Wäldern, Bergen, Bäumen ꝛc., wohnen und herrſchen und durch ſie wirken. Hatte man nun ſo die Erde und den Himmel mit einer Menge von göttlichen Weſen bevölkert, ſo genügte dieſe ſinnliche Vorſtellung von ihnen um ſo weniger, je mehr man bei zunehmender Cultur über den menſchlichen Geiſt nachzudenken gelernt hatte. In großartiger und gewöhnlich übermenſchlicher Weiſe trug man die eigenen Triebe, Neigungen, Begierden, Tugenden und Laſter auf jene erträumten Weſen über, die in faſt unendlicher Zahl ſich ſchnell vervielfältigten und nach einer geiſtigen Verwandtſchaft in einzelne Familien und Claſſen geordnet oder nach ihrem Charakter und ihrem Walten feindſelig einander gegenüber geſtellt wurden. Zu ihnen geſellte man von Zeit zu Zeit vergötterte Menſchen und Heroen, die durch ungewöhnliche Körperkraft ſich furchtbar gemacht oder heilſam erwieſen hatten, und verehrte ſie als **Halbgötter** (Anthropolatrie), neben denen noch unſichtbare Geiſter oder **Dämonen** (Dämonologie) bald wohlthätig bald verderblich wirken ſollten. An die Spitze aller dieſer fabelhaften Weſen ſtellte man einen höchſten Gott als „den Vater aller Götter und Menſchen", deſſen Urſprung ſich in das geheimnißvolle Gewirr von mythiſch-kindiſchen Sagen verliert und deſſen Sein und Walten von dem ſeiner Mitgeiſter nicht einmal unabhängig und frei iſt. Denn der Gedanke eines einzigen Weſens, welches das Weltall erſchaffen hat und beherrſcht, blieb hierbei noch immer ausgeſchloſſen, und von einer im Einzelnen mehr oder minder ſelbſtſtändigen Vielheit von überirdiſchen Geiſtern leitete man alle Erſcheinungen, Ereigniſſe und Schickſale wie in der Natur, ſo im Leben der einzelnen Völker und Menſchen ab und ſtellte Beides theils unter die wohlthätige Obhut befreundeter Götter, theils unter die Macht feindſeliger und Unheil bringender Dämonen. Dieſe Gottheiten ſich nun in einer ſegensreichen Gunſt zu erhalten oder ihre Ausſöhnung zu erlangen, erſann man einen willkührlichen Opferdienſt, der um ſo entwürdigender und ſcheuslicher war, je tiefer die Stufe der Cultur war, auf welcher der Götzendiener ſelbſt ſtand. Denn auch die Rohheit derſelben malte ſich in den Bildſäulen, welche jene Idole vorſtellten, in den Tempeln und Altären, die man zu ihrer Ehre errichtete, und den Geſängen und Formeln, in denen man um ihr gewaltiges Wohlwollen buhlte, und mit Schauder betrachtet man die Überreſte und Nachrichten von dieſen Gegenſtänden des Cultus, wie er bei den Orientalen und Indianern in Amerika und auf den Inſeln des weſtlichen und ſüdlichen Oceans gefunden wurde und größtentheils noch beſteht. Zwar hatten bei den beiden gebildetſten Völkern des Alterthums, den Griechen und Römern, die Kunſt und die Wiſſenſchaft, wie den Glauben, ſo die Verehrung ihrer Gottheiten weſentlich veredelt und vorzugsweiſe auf dem Gebiete des Religiöſen die erhabene Vollendung errungen, deren Größe die erhaltenen Denkmale mehr ahnen, als anſchauen laſſen; auch wirkte ſelbſt dieſer polytheiſtiſche Aberglaube wohlthätig auf die ſittliche Bildung des Kunſtſinns unter der Maſſe des Volks (vergl. **C. Grüneiſen**, „Über das Sittliche der bildenden Kunſt bei den Griechen", in Illgen's „Zeitſchrift für die hiſtoriſche Theologie", Leipz. 1833. Bd. 3. St. 2.) und würde noch mehr gewirkt haben, wenn ihn nicht die Herrſch- und Gewinnſucht der prieſterlichen, wie der weltlichen Gewalthaber gemißbraucht hätte, den Pöbel in der

Unwiſſenheit und ſomit auch im blinden Gehorſame zu erhalten. Auf der andern Seite iſt es aber auch hinlänglich beſtätigt, daß der P. nur auf das phyſiſche Wohlſein berechnet war, den Willen des Menſchen nicht wahrhaft beſſerte und heiligte, ihm den Irrthum bald im ſchauderhaften, bald im künſtlich ſchönen Gewande für Wahrheit verkaufte, über grobe und fein ſinnliche Laſter den Deckmantel der Religion ausbreitete und völlig aller Elemente entbehrte, weder um das Menſchengeſchlecht durch das Band der Religion zu einer einzigen Gottesfamilie zu vereinigen, noch um jedem Einzelnen den Zweck und das Ziel des irdiſchen Lebens zu enthüllen (vergl. A. Tholuck, „Über das Weſen und den ſittlichen Einfluß des Heidenthums ꝛc.“, in Neander's „Denkwürdigkeiten aus der Geſchichte des Chriſtenthums ꝛc.“ Berl. 1825. Bd. 1). Nachdem nun beſonders die Philoſophen der alten Welt immer deutlicher die Kräfte und Geſetze des menſchlichen Geiſtes entwickelten und reinere Sittenregeln aufſtellten, ſank auch der Glaube an die alte Volksreligion, den eine allegoriſche Deutelei, wie ſie vornehmlich im II. Jahrh. n. Chr. von den Neuplatonikern verſucht wurde, nicht zu retten vermochte, und löſte ſich in religiöſe Zweifelſucht, Gleichgiltigkeit und völligen Unglauben auf. (Vergl. Tzſchirner, „Der Fall des Heidenthums“, Leipz. 1829. Bd. 1.). 2.

Polyxĕna war die ſchönſte Tochter des Priamus und der Hekuba. Achilles verliebte ſich in ſie und erbat ſie vom Priamus zur Gemahlin, wofür er Friede verſprach. Als man aber deßwegen im Tempel des Apollo unterhandelte, brachte Paris dem Achilles eine tödtliche Wunde bei. Nach Trojas Eroberung wurde ſie dem Schatten Achill's auf ſeinem Grabe geopfert; nach Anderen opferte ſie ſich aus Liebe zu ihm ſelbſt. Sophokles und Euripides wählten ſie zum Gegenſtande von Tragödien, die aber verloren gegangen ſind. 11.

Pombal (Sebaſtian Joſeph Carvalho Mello, Graf von Oeyras, Marquis von), portugieſiſcher Staatsminiſter, ward geboren 1699 in Sera, einem Flecken bei Coimbra, ſtudirte zu Coimbra die Rechte mit großem Erfolge und trat dann in die königliche Garde ein, wurde aber wegen Unbeſonnenheiten vom Militair und von Liſſabon weggewieſen. Er arbeitete hierauf zu Sera mehrere Jahre an ſeiner Ausbildung und kam erſt in ſeinem 40. Jahre an den Hof zu Liſſabon zurück, wo er bald durch Verwendungen den Poſten eines außerordentlichen Geſandten zu London (1739) erhielt und den Plan faßte, ſein Vaterland von den Feſſeln des engliſchen Handelsſyſtems zu befreien. Zwar rief ihn der Staatsminiſter Motta, ſein Gegner, von London wieder ab (1745), aber die Königin, ſeine Gönnerin, ſandte ihn nach Wien, um die Differenzen zwiſchen Maria Thereſia und dem Papſte Benedict XIV. auszugleichen, von wo er aber ebenfalls, da er die Abneigung Johann's V. nicht überwinden konnte, zurück berufen ward. Carvalho heuchelte fortan völlige Hingebung an den Orden der Jeſuiten, wodurch er ſich die Gelegenheit verſchaffte, die inneren Verhältniſſe dieſer Geſellſchaft genau kennen zu lernen, und galt am Hofe der Königin für den beſcheidenſten, frömmſten und liebenswürdigſten Mann, ſo daß ihn dieſe nach des Königs Tode (31. Juli 1750) ihrem Sohne, Joſeph I., zum Staatsſecretair vorſchlug. Das Reich befand ſich im Zuſtande des tiefſten Verfalls und der äußerſten Ohnmacht. Carvalho hatte den ſchwachen, ſeinen Vergnügungen oder wechſelnden Gemüthsſtimmungen nachhängenden König bald von ſich abhängig gemacht; auch war des Königs Beichtvater, Moreira, ein Jeſuit, ſein Gönner. Unter dieſen Umſtänden brachte er bald neues Leben in alle Sphären der Adminiſtration, ordnete die Verhältniſſe Portugals mit den auswärtigen Mächten, ſchloß 1750 und 1753 den Vertrag mit Spanien wegen Paraguay und ließ die Jeſuiten, als ſie ſich dieſem Vertrage widerſetzten, durch ſeinen Bruder, Dom Franz Xavier de Mendoza, der zum Generalcapitain in Marañon ernannt wurde, genau beobachten. Unter ihm erhob ſich der Ackerbau und der Gewerbfleiß; dem Handel bewilligte er bedeutende Vortheile und

ſuchte dem Handelsmonopole der Engländer entgegenzuwirken; ſelbſt das Elend, welches die Zerſtörung Liſſabons durch ein Erdbeben (1. Nov. 1755) herbeiführte, erleichterte er mit einer bewundernswerthen Anſtrengung und großem Heldenmuthe, ſo daß durch die Entwickelung eines ſo ungemeinen Talents der König ſich bewogen ſah, ihn zum erſten Miniſter zu ernennen. Sein ſchnelles Steigen erregte ihm Neider und Feinde, die er aber mit großer Härte unterdrückte, und ſeine Strenge erreichte jetzt auch die Jeſuiten. Die Entdeckung eines Angriffs auf das Leben des Königs (1758), in welchen der Herzog von Aveira und der Marquis von Tavora verwickelt waren, benutzte er wegen des muthmaßlichen Antheils der Jeſuiten an demſelben zur gänzlichen Aufhebung dieſes Ordens in Portugal (1759) und zur Einziehung ſeiner Güter. Sein König ernannte ihn dafür zum Grafen von Oeyras. Darauf beſchränkte er auch die Macht der Inquiſition, deren Ausſprüche er der Beſtätigung des königlichen Rathes unterwarf; die Geiſtlichkeit ward der Oberhoheit des geiſtlichen Nuntius entzogen, welchen er dann über die Grenze bringen ließ (1760); die Klöſter durften die erledigten Stellen nicht wieder beſetzen, um allmählig auszuſterben; die Bewohner Braſiliens wurden den Portugieſen rechtlich gleichgeſtellt; der Handelsverkehr mit dieſer reichen Colonie ward nach richtigen Grundſätzen geſtaltet und neue Akademien für den Anbau der Wiſſenſchaften und Künſte wurden geſtiftet. Wegen ſeiner kirchlichen Reformen entzweite er ſich aber mit Papſt Clemens XIII., ſöhnte ſich jedoch bald mit deſſen Nachfolger, Clemens XIV., welcher den Jeſuitenorden aufhob (1773), wieder aus; zum Danke ernannte ihn ſein König zum Marquis von Pombal. Nur die Umbildung des tief geſunkenen Soldatenſtandes fehlte noch, welche 1762 der, von P. ins Land gerufene Graf von Schaumburg-Lippe bewirkte, während Portugal bei dem Kriege Englands mit Spanien und Frankreich dem engliſchen Bündniſſe bis zum pariſer Frieden (Febr. 1763) treu und unthätig blieb und die Aufforderung Frankreichs und Spaniens zurückwies, an dem Kampfe gegen England Antheil zu nehmen. Um den Handel Portugals immer mehr zu heben, ſuchte P. die Marine zu vermehren, demüthigte auch die Algierer, unterwarf die Univerſität von Coimbra einer gänzlichen Reform (1772), ließ bald darauf den Canal von Oeyras anlegen, verwandelte das alte Jeſuitengebäude zu Liſſabon in ein zweckmäßiges Hoſpital (1775) und ließ ſeinem Herrn, welcher ſeit 1774 kränkelte, eine prächtige Bildſäule errichten. Kaum aber war dieſer geſtorben, ſo ward der große vom Adel und von der Geiſtlichkeit gehaßte P. von der Thronfolgerin, Maria Franciska, entlaſſen (1777). Zwar hatte er 26 Jahre den Staat geleitet; allein bei dem tiefen Verfalle deſſelben zeigten ſich die Erfolge der Verwaltung P.'s nicht im Großen. Nach ſeiner Entfernung ward der Proceß der Königsmörder revidirt; man gab den Familien ihre Güter zurück und ſtellte ihre Ehre her; doch ward P. nicht beſtraft und die Königin erlaubte ihn 20 Stunden von Liſſabon entfernt zu leben und ſeine Revenüen in Ruhe zu genießen. Er ſtarb zu Pombal am 5. Mai 1782. Sein Verdienſt hat erſt der Kaiſer D. Pedro wieder gewürdigt, indem er das bronzene Bildniß P.'s mit der Inſchrift „am 12. Oct. 1833" wieder an dem Piedeſtal der Bildſäule Joſeph's I. anbringen ließ. 25.

Pomeranze, lat. malum aurantium; franz. und engl. orange, iſt die Frucht des Pomeranzenbaums (citrus aurantium L.), welche Juſſieu's Pflanzenfamilie der aurantiaceae begründet und zu Linné's polyadelphia icosandria gehört. Man kennt bis jetzt, die Apfelſinen (ſ. d. Art.) nicht mit einbegriffen, ungefähr gegen 30 Spielarten, deren Unterſchiede durch die Form der Blätter und der Früchte, ſo wie durch den Geſchmack der Schale und des Saftes begründet werden. Zu den vorzüglichſten Abarten gehören die ſauer- und ſüßſaftigen Pomeranzen mit runden, dunkelgelben Früchten, bitterer Schale und bitter gewürzhaft riechenden Blättern; doch hat beſonders die ſüße oder chineſiſche, auch weſtindiſche

P. aus Curaçao genannt, große Vorzüge, indem man dieſe ganz genießen kann, da hingegen bei den gewöhnlichen ſüdeuropäiſchen Pomeranzen die Schale bitter iſt. Die unreifen Pomeranzen werden, in den Apotheken gehörig zubereitet, als aromatiſch bittere Magenmittel, beſonders aber zur Bereitung des Biſchofs und Biſchofsextracts benutzt. Der Saft der reifen Pomeranzen iſt kühlend und von angenehmem Geſchmacke. Ganz vorzüglich aber gebraucht man die Pomeranzenſchalen als magenſtärkendes Mittel und preßt auch daraus das bekannte Bergamottöl (ſ. d. Art.), ſo wie aus den Blüthen das ſo angenehm riechende Neroliöl. Bei Krämpfen im Darmcanale hat ſich auch bisweilen ein Aufguß von getrockneten Pomeranzenblättern, der, wenn dieſe letzteren friſch ſind, an Geſchmack dem chineſiſchen Thee gleichkommt, heilſam erwieſen. 21.

Pommern, ſ. Preußen.

Pomologie oder **Obſtbaumkunde** beſchäftigt ſich mit der Obſtkunde und der Obſtbaumzucht, und bildet demnach einen Theil der Botanik (ſ. d. Art.). Nach Chriſt unterſcheidet man 4 Hauptclaſſen: 1) Kernobſt, von dem man 3 Ordnungen annimmt: a) veredeltes, wozu Äpfel und Birnen, b) von Natur zwergartiges, wozu Quitten, der Mispel= nnd Acerelenbaum, c) von Natur wildes Obſt, wozu die Speierlinge und Atteskirſche und die Corneliuskirſche gerechnet werden; 2) Steinobſt, das Pfirſichen, Aprikoſen, Kirſchen und Pflaumen in ſich begreift; 3) Schalenobſt und zwar a) Bäume, wie Mandel=, Wallnuß- und Kaſtanienbaum, und b) Sträucher und Staudengewächſe, wie Zwergmandeln und Haſelnüſſe; 4) Beerenobſt, das ebenfalls in Bäume (wie der Maulbeerbaum), Sträucher und Staudengewächſe zerfällt, und zwar letztere in ſolche, deren Beeren einen flüſſigen Saft, wie die Wein=, Johannis= und Stachelbeeren, und ſolche, welche eine fleiſchige Frucht enthalten, wie z. B. Feigen, Erd= und Himbeeren, der Sauerach oder Berberitzenſtrauch, die Hagebutte und der Hollunder. Nach der Benutzung theilt man das Obſt ein in Tafel=, Wirthſchafts= und Handelsobſt. Was die anderen Lehren der P., z. B. die Veredlung der Bäume durch Ablactiren, Pfropfen, Oculiren, Copuliren und Pfeifeln oder Röhren (ſ. d. einzelnen Artt.) betrifft, ſo ſind dieſe aus der Gartenkunſt (ſ. d. Art.) überhaupt in die P. mit aufgenommen worden, ſo wie auch die Pflege der Stämme einen weſentlichen Theil dieſer letzteren ausmacht. — Die Länder um das kaspiſche Meer ſcheinen das Mutterland der Obſtbäume zu ſein, von welchem aus alle Obſtarten über alle Länder ſich nach und nach weiter verbreitet haben. So ſollen die Römer ihre feinen Sorten von Äpfeln, Birnen ꝛc. zuerſt aus Aſien, dann aber beſonders aus Ägypten, Syrien, Numidien und Griechenland nach Italien und Frankreich gebracht und jene ſich von hier aus durch ganz Europa verbreitet haben. In Deutſchland hat erſt Karl der Große den Obſtbau begründet. Ganz vorzüglich aber trugen hier die Mönche, namentlich die Benedictiner, zur Verbreitung der Obſtbaumzucht, beſonders zum Anbaue des Weinſtocks bei. Die Reiſen der Fürſten und Edelleute nach Italien und Frankreich verſchafften der damaligen Zeit manche Kenntniſſe zur Anpflanzung edler Obſtſorten; und auch durch die deutſchen Kreuzfahrer, die ſich mit den üppigen Genüſſen einer wärmeren Zone vertraut gemacht hatten, kam manches gute Obſt in das alte deutſche Reich. Große Obſtgärten waren bereits im erſten Viertel des XVI. Jahrh. in Augsburg, Ulm und Nürnberg entſtanden; doch blieben die feineren Obſtſorten Deutſchland noch lange Zeit fern, bis ſpäter erſt (gegen Mitte des XVIII. Jahrh.) die Obſtcultur aus den Baumſchulen der berühmten Carthauſe zu Paris einen großen Aufſchwung bekam und das Franzobſt Verbreitung fand. Als höchſt ausgezeichnete Pomologen, beſonders in wiſſenſchaftlicher Hinſicht, nennt man die berühmten Gärtner Ludwig's IV., Quintiny und Duhamel, in Deutſchland den Paſtor Henne, Otto von Münchhauſen, den Oberpfarrer Chriſt zu Kronenberg (vergl. deſ-

ſen „Handbuch über die Obſtbaumzucht und Obſtlehre", mit 5 Kupfertafeln und 1 Tabelle, Frankf. a. M. 1804. 3. verbeſſerte Auflage); ferner Diel, Sickler, Friſch, Hempel, Raſchig („Die Obſtbaumzucht im Kleinen und Großen", Berl. 1827) u. m. A. Außerdem haben auch mehrere pomologiſche Vereine (z. B. der oſterländiſche zu Altenburg, die „Flora" zu Dresden u. a.) zur Verbreitung guter Obſtſorten und zur Verbeſſerung der Obſtcultur ſehr viel beigetragen und von den großen Fortſchritten der P. in Deutſchland liefern die Gartenanlagen, Baum- oder Obſtſchulen zu Herrenhauſen in Hanover, Podiebrad in Böhmen, Grätz in Steiermark, im großen Garten zu Dresden ꝛc. den augenſcheinlichſten Beweis. 21.

Pomōna hieß bei den Römern eine ſchöne Nymphe, die ſich vorzüglich am Gartenbaue und an der Anpflanzung und Pflege von Fruchtbäumen ergötzte, aber die Liebe verachtete. Alle Gottheiten des Feldes ſuchten vergebens bei ihr Eingang zu gewinnen, bis endlich Vertumnus ſie überliſtete. Nachdem er unter verſchiedenen Geſtalten ihr Gegenliebe einzuflößen geſucht hatte, näherte er ſich ihr unter der Geſtalt eines alten Weibes und rührte ſie durch Erzählungen von dem traurigen Schickſale vieler Frauen, die eben ſo, wie ſie, die Liebe verachtet hatten. Als er ihr darauf als ſchöner Jüngling erſchien, gewann er ſie zur Gemahlin (ſ. Ovid's „Metamorphoſen" lib. XIV, 622 ff.). In Latium wurde ſie als Göttin des Gartenbaues und der Baumzucht verehrt und hatte ihren eigenen Prieſter (pomonalis). Auf alten Denkmälern iſt ſie bald als eine ſchöne Jungfrau dargeſtellt, welche auf einem Korbe mit Früchten ſitzt und reich mit Früchten beladene Zweige in der Hand hält, bald nackt an einem Baume lehnend, an deſſen Zweigen ein Fruchtkorb hängend, in den Locken eine Fruchtreihe und in der Hand Obſt. 11.

Pompadour (ſpr. Pongpaduhr) (Jeanne Antoinette Poiſſon, Frau von Eſtrioles, zuletzt Marquiſe von), die Geliebte des Königs Ludwig XV. von Frankreich, wurde im Jahre 1722 geboren und war nach Einigen die Tochter eines Pächters zu la Ferté ſous Jouarre, nach Anderen die eines Fleiſchers der Invaliden zu Paris. Ihr Vater mußte wegen entdeckten Unterſchleifes beim Kornhandel die Flucht ergreifen; ihre Mutter, die einen ſehr freien Lebenswandel führte, ließ ihr aber eine ſorgfältige Erziehung geben, da ihre Schönheit zu der Hoffnung berechtigte, ſie einſt vortheilhaft zu verheirathen, welches ihr auch mit dem Unterpächter Lenormand d'Eſtrioles, dem Neffen des Generalpächters Lenormand de Tournehem, gelang. Hiermit nicht zufrieden entwarf die Mutter ſelbſt den Plan ſie dem Könige zuzuführen und wurde darin durch die Geneigtheit der Tochter unterſtützt. Der Fürſt ſah ſie zuerſt, als ſie einſt in ſorgfältig gewähltem Schmucke auf das Landhaus Tournehem's fuhr, während er in dem benachbarten Gehölze von Senar jagte. Da ſie ihm gefiel, bezeigte er ihr ſeine Aufmerkſamkeit durch öftere Zuſendung von Wildpret, wurde aber wegen ſeines damaligen Liebeseinverſtändniſſes mit der Frau von Chateauroux gehindert, in ein näheres Verhältniß mit ihr zu treten, obgleich ſie ſich ihm durch einen Kammerdiener angetragen haben ſoll. Erſt ſpäter, als er in Metz krank lag und die Frau von Chateauroux verſtoßen hatte, ging er in die wiederholten Anträge des Kammerdieners ein, ſah ſie bei einem Balle im Stadthauſe, beſuchte ſie dann öfters in einer Privatwohnung und wurde endlich durch Zärtlichkeit und Thränen, ſo wie durch die Eiferſucht ihres Mannes, bewogen, ihr mehrere Zimmer auf einem der Seitengebäude des königlichen Schloſſes zu Verſailles anzuweiſen. Eſtrioles, der ſeine Frau, welche ihm eine Tochter geboren hatte, zärtlich liebte, ſuchte vergebens ſie den Armen des Königs zu entreißen. Er bekam Befehl, Paris zu verlaſſen und entfloh, um einer Verhaftung zuvorzukommen, erhielt aber ſpäter durch ſeine Frau die Stelle eines Generalpächters der Finanzen und dann die des Generalpächters der Poſten. Im Jahre 1745 wurde die Frau von Eſtrioles zur Marquiſe von Pompadour erhoben und war von

nun an die erklärte Geliebte des Königs, der ihr eine Penſion von 240000 Franken ausſetzen und das Schloß Choiſſy zum Aufenthalte einräumen ließ. Sie genoß das höchſte Anſehn, ohne ſich jedoch anfangs in die Regierungsgeſchäfte zu miſchen, mit deren Leitung ſie ſich erſt entſchädigte, als ihre verblühten Reize den König nicht mehr zu feſſeln vermochten und ſie ſich nur dadurch in ſeiner Gunſt erhielt, daß ſie ihm immer neue Geliebten zuführte und ſeine Gedanken durch Unterhaltung mit den Liebesabenteuern von Paris, die ihr durch die Polizei hinterbracht wurden, von den ihm widrigen Staatsgeſchäften abzuziehen wußte. Anfangs wollte ſie blos Beſchützerin von Gelehrten und Künſtlern ſein, ſammelte Bücher, Gemälde und Seltenheiten und trug zur Errichtung der Militairſchule bei. Voltaire ſtand bei ihr in großer Gunſt, wurde zum Kammerherrn und Hiſtoriographen ernannt und erſchien oft in ihren Geſellſchaften, ungeachtet er dem Könige zuwider war; er wurde jedoch ſpäter durch Crébillon verdrängt, wofür er ſich durch eine verdeckte Schilderung von ihr im 2. Geſange der „Pucelle“ rächte. Rouſſeau ſuchte ſie vergebens in ihre Nähe zu ziehn. Im Jahre 1756 wurde ſie der Königin als Palaſtdame aufgedrungen. Sie herrſchte faſt unumſchränkt, verfügte über Beſezzung der erſten Stellen des Staates, wie über die der Miniſter und Generale, empfing die Geſandten auswärtiger Höfe und unterhielt mit denſelben Briefwechſel. Durch die Schmeicheleien der Maria Thereſia gewonnen veranlaßte ſie das Bündniß Frankreichs mit Öſtreich, ſo wie Frankreich mit Preußen in Krieg verwickelt wurde, als Friedrich II. über ſie zu ſpotten gewagt hatte. Die Stelle eines Generalbaudirectors gab ſie ihrem Pflegevater und ſpäter ihrem Bruder, verleitete den an ſich ſparſamen Ludwig XV. zu den koſtſpieligſten Bauten und trug durch Verſchwendung ungeheuer Summen zum Theil zu dem ſpäteren Unglücke Frankreichs bei. Nicht nur alle Männer von Bedeutung machten ihr den Hof, ſondern ſelbſt die edelſten Frauen erſchienen bei ihrer Toilette. Als nach dem Mordverſuche Damien's gegen Ludwig XV. im Jahre 1757 der Dauphin die Leitung des Staates übernahm, befahl er der P., die er heftig haßte, den Hof zu verlaſſen; ſie kehrte jedoch nach der Geneſung des Königs ſogleich ſiegreich zurück. Durch den erbittertſten Haß des Volkes, welches ihr die Schmach des 7jährigen Krieges größtentheils zuſchrieb, wurde ſie ſo tief gekränkt, daß ſie im Jahre 1764 zu Verſailles, wohin ſie ſich von Choiſſy hatte bringen laſſen, an der Auszehrung ſtarb. Da ſie der ſtumpfſinnige König kaum vermißte, gab man ihm ſelbſt Schuld, ſie vergiftet zu haben. Die unter ihrem Namen erſchienenen Memoiren und Briefe ſind angeblich von dem jüngern Crébillon. Die P. war liebenswürdig im Umgange, klug, reich an Talent und Anmuth; ſie vereinte einen gebildeten Verſtand mit gutem Herzen und lebte auch zur Zeit ihres höchſten Glanzes mit Perſonen ihrer früheren Bekanntſchaft noch in gewiſſer Vertraulichkeit. Von ihrem einſtigen Glücke will ſie ſchon in früher Jugend eine Ahnung gehabt haben. Ihrem königlichen Geliebten blieb ſie nicht immer treu. So verderblich auch in vieler Beziehung ihre Herrſchaft auf Frankreich einwirkte, ſo hat ſie ſich doch durch die Vertreibung der Jeſuiten, welche größtentheils ihr Werk war, ein großes Verdienſt um daſſelbe erworben. 81.

Pompeji, ſ. Herculanum.

Pompejus. Römiſche Männer dieſes Namens erſcheinen, obgleich aus plebejiſchem Blute entſproſſen, ſchon im II. Jahrh. v. Chr. in den höchſten Staatswürden; doch war ihr Ruhm theils vorübergehend, theils wurde er ſogar durch einen Cn. P. Strabo, der zwar in dem Bundesgenoſſen- und dem erſten Bürgerkriege tapfer gekämpft, ſich aber habſüchtig, verbrecheriſch und zweideutig bewieſen hatte, geſchändet und untergraben. Aber deſſelben Sohn, Cn. P. Magnus (der Große) hat den Namen ſeiner Familie in der Geſchichte ſeines Volks unvergeßlich gemacht. Er war nach dem Zeugniſſe der römiſchen Schriftſteller ein Mann, der ſeines Beinamens in hohem Grade werth war. Unbeſcholtenheit der Sitten, Treue in der

Freundſchaft, Geneigtheit zum Verzeihen, Schonung gegen die Feinde, Ruhmbegierde ohne Herrſchſucht, Liebe zum Vaterlande, ſtrenges Halten am Geſetze zeichneten ihn als Menſchen und Staatsmann eben ſo aus, wie Klugheit, Tapferkeit und ein entſchiedenes Glück ihn als einen trefflichen Feldherrn darſtellten. Dazu war er wiſſenſchaftlich gebildet und beſaß eine nicht geringe Redegabe. Nur Mangel an Feſtigkeit, zu große Eitelkeit, unmäßiges Selbſtvertrauen und zu geringe Menſchenkenntniß hat man an ihm zu tadeln gefunden. Aber leider fiel ſeine Wirkſamkeit in eine Zeit, wo die perſönlichen Intereſſen in dem Maße hervortraten, daß die des Vaterlandes dabei tief in den Hintergrund zu ſtehen kamen, und wenn P. ſich auch von dieſem Vorwurfe und dieſem republicaniſchen Verbrechen möglichſt frei erhalten hat, ſo konnte er doch wenigſtens für den Staat nicht thun, was er wollte. Seine kriegeriſche Laufbahn begann er unter der Leitung ſeines Vaters im Kampfe gegen ſeine Mitbürger. Sein Haus hing dem Sulla treu an; für dieſen trug Vater und Sohn die Waffen gegen Cinna und ſelbſt da Letzterer und Sulla die Oberhand auf einige Zeit in Italien gewonnen hatte und Sulla von dannen nach Hellas gezogen war, verließ er die ſcheinbar ſinkende Sache Sulla's nicht, und als dieſer wieder zurückkehrte, war P. einer der Erſten, der ſich mit ihm vereinigte, nachdem er ſich mit ſeinen drei ſelbſt geworbenen Legionen mit dem Schwerte durch die feindlichen Schaaren den Weg zu ſeinem Gönner gebahnt hatte. Sulla bewunderte den muthigen Jüngling (er war damals 23 Jahre alt) und ſchenkte ihm ſein Vertrauen in hohem Grade; zugleich feſſelte er ihn durch die Bande der Verwandtſchaft an ſich, indem er ihm ſeine Stieftochter Ämilia verheirathete, nachdem er ſich von ſeiner erſten Gemahlin Antiſtia getrennt hatte. Von nun an folgte ein Sieg auf den andern, den P. erfocht. So ſchlug er die Marianer unter Perperna in Sicilien und unter Domitius Ahenobarbus in Afrika. Sulla aber ſah das Glück ſeines jungen Freundes nicht ohne Neid und Beſorgniß an und rief ihn von dem Schauplatze ſeiner Thaten nach Rom zurück. P. verlangte jedoch die Ehre des Triumphs und Sulla's Weigerung vermochte nichts gegen ſeine hartnäckigen Forderungen, die aus dem Bewußtſein des Verdienſtes hervorgingen. Nicht lange war er in Rom müßig; denn in Spanien war ein unbezwinglicher Feind gegen die römiſchen Waffen aufgetreten, es war der aus einem anſpruchsloſen Landmann wegen ſeines glühenden Patriotismus zum Häuptlinge erhobene Sertorius. P. kam nach Spanien, aber er vermochte nichts gegen den Unbezwinglichen; erſt da derſelbe durch Meuchelmörder gefallen und ſein Heer unter Perperna's, eines römiſchen Flüchtlings, Anführung getreten war, beendigte P. bald den Krieg mit den tapferen und muthigen Landleuten (72 v. Chr.). Als er von dieſer Expedition zurückkam und er an Italiens Küſte landete, kam ihm ein dem Schwerte des Conſuls Craſſus entflohener Reſt des Sklavenheers, das unter Spartacus gegen Rom gekämpft hatte, entgegen, welchen er aufrieb und dann zum zweiten Male triumphirend in Rom einzog. Craſſus, welcher nichts Geringeres erſtreben mochte als P., war wohl durch des P. Vorzug etwas verletzt. Im Jahre 70 wurden Beide Conſuln; Beide ſuchten die Gunſt des Volks; von Beiden traf aber P. gewiß das ſicherere Mittel. Denn während Craſſus durch reiche Spenden ſich die Gemüther zu erwerben ſuchte, gab P. ihm ſeine durch Sulla geſchmälerten Rechte wieder; darunter ſtellte er vorzüglich das Tribunat wieder her. Damals war der Orient gegen Rom in den Waffen und zwar glücklich. P. hatte den Occident beruhigt; daher auch er erleſen wurde, dem Staate neue Lorbeeren dort zu ernten. Vor Allem furchtbar dem römiſchen Namen waren die im öſtlichen Mittelmeere bis an Italiens Küſten raubenden Piraten und daher machte der Volkstribun A. Gabinius, P.'s Freund, einen Vorſchlag (lex Gabinia), man ſollte einen Mann wählen, der über das ganze Mittelmeer und das Feſtland bis auf 25000 Schritte vom Meere vollkommene Obergewalt hätte, nach Gefallen Truppen werben und ſich Geld aus dem Ärarium

zahlen laſſen könnte; dieſe Gewalt ſolle er auf 3 Jahre bekommen und nicht genöthigt ſein über ſeine Kriegsführung Rechenſchaft abzulegen. Wem Gabinius meinte, erkannte man bald; man wählte P. (67) und gab ihm die bisher in einer Republik unerhörte Vollmacht. P. entſprach aber dieſem unbegrenzten Vertrauen auf das Glänzendſte; in 40 Tagen war das Meer von den Räubern gereinigt und durch ſeine weiſen Maßregeln eine Erneuerung ihres gefährlichen Gewerbes unmöglich gemacht. Ein anderer Feind im Oriente war Mithridates, König von Pontus; Lucullus, der den Krieg gegen dieſen bisher geleitet hatte, ward abgerufen und nach Rom beſchieden und das Obercommando gegen Mithridates wurde nach einem von dem Volkstribun Manilius (lex Manilia) gemachten und von Cicero (in der Rede pro lege Manilia) auf das Kräftigſte unterſtützten Vorſchlage dem P. übergeben. In kurzer Zeit war Mithridates beſiegt und außer ſeinem Reiche Pontus, auch Armenien, Kappadocien, Paphlagonien, Medien, Iberien, Albanien, Cilicien, Meſopotamien, Syrien, Phönicien und Judäa theils erobert, theils beruhigt, theils unter römiſchen Einfluß gebracht. P., welcher außer dem Ruhme dieſer Thaten und ſo ausgebreiteten Eroberungen auch noch 20000 Talente in den öffentlichen Schatz brachte und die Staatseinkünfte durch die künftigen Tribute um das Doppelte vermehrte, wurde in Rom würdig mit einem zweitägigen Triumphe empfangen (61). Jetzt glaubte er nicht allein eine vorübergehende Dankbarkeit ſeiner Mitbürger, wie ſie ſich in dem Triumphgepränge ausgeſprochen hatte, verdient zu haben, ſondern er machte nicht ganz unmerkliche Anſprüche auf dauernde, obgleich er ſich ſofort in den Privatſtand zurückgezogen hatte. Aber ihn bewachte jetzt nicht allein das Mißtrauen der Patrioten, ſondern auch die Eiferſucht des an Geiſt ſo mächtigen Cäſar und des unendlich reichen Craſſus. Gegen die Erſteren bediente er ſich eines unedlen Mittels in der Verbindung mit dem gemeinen Clodius, deſſen verbrecheriſchen Plan gegen Cicero, ſeinen treuſten Bewunderer und begeiſtertſten Lobredner, er ſogar nicht hinderte, ſondern denſelben verbannen ließ. Mit den Letzteren theilte er ſeine Intereſſen, nachdem er ſich mit Craſſus verſöhnt und an Cäſar durch die Verheirathung mit deſſen Tochter Julia ſich angeſchloſſen hatte, und ging mit ihnen die unter dem Namen des erſten Triumvirats bekannte Verbindung (60), welche ſie gegen die Republikaner ſchützen ſollte und welche ſie bei einer Zuſammenkunft zu Lucca (58) erneuerten, ein. Cäſar war (ſeit 58) in Gallien; P. und Craſſus wurden 55 wieder Conſuln und als ſie ihre Würde nach Jahresfriſt nach dem Geſetze niedergelegt hatten, ging Craſſus nach Syrien; P. aber blieb in Rom und ließ ſeine Provinz, Spanien und Afrika, durch Legaten verwalten. Unterdeſſen war das an ſich nur loſe geknüpfte Band des Triumvirats noch lockerer geworden; Craſſus war (53) im Kampfe gegen die Parther geblieben; was P. an Cäſar feſſelte, die Heirath mit Julia, war durch den Tod dieſer edeln Frau gelöſt worden; Beide ſtanden ſich jetzt fremd, bald feindlich gegenüber. Im Jahre 52 war P. alleiniger Conſul geworden, nachdem er die Dictatur ausgeſchlagen hatte, und ergriff nun öffentlich Partei gegen Cäſar. Denn als derſelbe abweſend in Gallien um das Conſulat angehalten hatte, was ihm P. als Freund einſt erlaubt hatte, wurde es ihm auf P.'s Rath abgeſchlagen und er beſchieden, daß er ſein Heer entlaſſen und nach Rom kommen ſolle. Cäſar weigerte ſich deſſen und drang mit bewaffneter Macht über den Rubico in Italien vor. P. hatte aus Selbſtvertrauen an keinen ernſten Empfang deſſelben gedacht, weil er ſo ſchnellen Entſchluß des Cäſar nicht vermuthet hatte, und da jener immer näher und näher rückte, wurde P. ſo beſtürzt und muthlos, daß er Rom verließ und nach Brunduſium floh. Dieß hatte ſein Anſehn vollends geſtürzt; das Volk, ſchon längere Zeit dem Cäſar geneigt, verließ ſeine Partei gänzlich und ſo ganz Italien. P. verließ ſeinen Poſten und ging nach Griechenland, wo er ſich in Dyrrhachium verſchanzte. Cäſar, der dort nichts gegen ihn ausrichten konnte, zog nach Theſſalien; P. folgte ihm und

dort kam es (20. Juli 48) bei Pharſalus zur Schlacht, in welcher P. geſchlagen ward und ſeine Rettung in der Flucht ſuchte. Er irrte in Aſien umher und fand keine treue Seele mehr; denn Alles huldigte dem glücklichen Sieger. Doch hatte er noch eine Hoffnung: in Ägypten regierte ein König, deſſen Vater dem P. durch empfangene Wohlthaten verbündlich war; dorthin nahm er ſeine Zuflucht. Aber, wo er gaſtliche Aufnahme erwartet hatte, empfingen ihn Meuchelmörder; denn die unwürdigen Miniſter des unmündigen Königs Ptolemäus Dionyſus, Theodotus und Achillas, uneingedenk der väterlichen Verbindlichkeiten ließen aus Furcht vor dem Cäſar den ankommenden P. durch einige pflichtvergeſſene Römer ermorden; ſein Kopf wurde bis auf Cäſar's Ankunft aufbewahrt; ſeinem Leichnam erzeigten einige mitleidige Römer prunklos die letzte Ehre; die Aſche ließ ſeine Gemahlin, Cornelia, in ſeine albaniſche Villa bringen. Ermordet wurde P. am Tage vor ſeinem 58. Geburtstage. Die Mörder erhielten nicht von Cäſar, was ſie vermuthet hatten. Als ſie ihm das abgeſchlagene Haupt mit Freude und Hoffnung brachten, wendete ſich jener weg. Die Erinnerung an P.'s Größe, an ſeine Freundſchaft und ſeine Verwandtſchaft mit ihm entpreßten ihm eine, ſein Herz ehrende Thräne; er ließ den Kopf beſtatten und über das Grab einen Tempel der Nemeſis bauen. Wo P. ermordet wurde, ſtand eine hohe Granitſäule (Pompejusſäule), wenigſtens hat man vermuthet, daß dort P. fiel, um ſo den ſonſt unerklärlichen Namen eine Erklärung zu geben; ſie ſteht unweit Alexandria auf einer Anhöhe gegen den See Mareotis zu und iſt die höchſte Säule auf der Erde, daher ſie Abulfeda Amad Iſſawari, d. h. Säule der Säulen, nennt. Statt des Vaters ſtellte ſich an die Spitze der pompejaniſchen Partei, welche die Republikaner repräſentirte, ſein älterer Sohn, Cn. P., der ein ſtarkes Heer in Afrika ſammelte und ſich 3 Jahre in Spanien gegen Cäſar hielt, bis er (45) in der Schlacht bei Munda beſiegt wurde. Er ward auf der Flucht ergriffen und von den Cäſarianern erſchlagen. Deſſen jüngerer Bruder, Sextus P., erhielt den pompejaniſchen Namen länger. Nach Cäſar's Ermordung kehrte er aus ſeinem Verſteck in Spanien nach Rom zurück und erhielt durch die Präfectur über Sicilien eine höchſt einflußreiche Stelle; denn von dort aus beherrſchte er das ganze Mittelmeer. Die Triumvirn, Octavianus, Antonius und Lepidus, wußten ihn durch große Verſprechungen in ihr Intereſſe zu ziehen und eine freie Zufuhr für Italien aus den ſüdlichen Ländern zu gewinnen; da ſie aber den Vergleich nicht hielten, ſo kämpfte er gegen ſie, erſt glücklich, zuletzt mit Verluſt ſeiner ungeheuern Flotte. Antonius ließ ihn darauf auf der Flucht zu Miletus ermorden (36), weil er auf ſeine Treue nicht trauen zu dürfen glaubte. — P. (Trogus), ſ. Trogus Pompejus. 6.

Pompelmuſe, ſ. Citronenbaum.

Pompignan (ſpr. Pongpinjang) (Jean Jacques le Franc, Marquis von), ein nicht unbekannter franzöſiſcher Dichter, am 17. Aug. 1709 zu Montauban geboren, widmete ſich der Rechtsgelehrſamkeit und ward nach Beendigung ſeiner Studien Sachwalter und ſpäter Präſident an dem Gerichtshofe ſeiner Vaterſtadt. Seiner Stelle überdrüßig, weil er der Regierung gegenüber nicht frei genug ſprechen und handeln konnte, zog er ſich von den Geſchäften zurück und beſchloß nur den Wiſſenſchaften und Künſten zu leben. Seine Tragödie: „Didon“ (1734) ward trotz ihrer Unvollkommenheiten mit Beifall aufgenommen, wodurch der Verfaſſer zu anderen Leiſtungen aufgemuntert wurde; ſein Drama: „Les Adieux de Mars“ (1725) ſteht jedoch weit hinter ſeinem erſten Verſuche zurück. Größere Aufmerkſamkeit verdienen ſeine leichten Schilderungen in der Manier Chapelle's: „Voyage de Languedoc et de Provence“ und die „Dissertation sur le nectar et sur l'ambrosia.“ In ſeinen ſpäteren Jahren wurden ſeine Anſichten über Politik, Philoſophie und Religion immer beſchränkter; beſonders fing er an gegen die Philoſophen zu Felde zu ziehen, wodurch er den Spott und die Satyre gegen ſich

aufregte. Seine geiſtlichen Poeſien, Oden, Epiſteln und Gelegenheitsgedichte ſind kalt und ſteif und werden nicht mehr geleſen. Er ſtarb am 1. Nov. 1784. Außer den erwähnten Verſuchen beſitzen wir von ihm noch mehrere Überſetzungen griechiſcher und römiſcher Auctoren und einige ſchwache geſchichtliche Arbeiten. „Oeuvres de le Franc de Pompignan“ (Par. 1784. 6 Voll. 8.). 66.

Pomponius, Name mehrerer vornehmen Römer, von denen die bekannteſten ſind: 1) Titus P., mit dem Beinamen Atticus, den er zufolge ſeiner feinen Bildung und ausgezeichneten Kenntniß der griechiſchen Sprache erhielt, Zeitgenoſſe des Cicero, lebte als römiſcher Ritter während der Bürgerkriege ruhig in Rom, war Epikureer und einer der größten Redner ſeiner Zeit. Er iſt bekannt durch Cicero's, ſeines vertrauteſten Freundes, Schriften, namentlich deſſen Briefe und philoſophiſche Abhandlungen: „De amicitia“ und „De senectute“, welche ihm dedicirt ſind. Er ſtarb 31 v. Chr. von allen ſeinen Zeitgenoſſen hochgeachtet. 2) Lucius Quintus P. Secundus, tapferer römiſcher Feldherr unter dem Kaiſer Claudius, beſiegte die Katten, erhielt dafür vom Senate die Triumphauszeichnungen und erwarb ſich zu ſeiner Zeit außerdem noch Ruhm durch ſeine Gedichte, namentlich Tragödien, von denen uns jedoch nichts erhalten worden iſt. 3) Lucius P. Bononienſis, Zeitgenoſſe des Novius und von den Alten gerühmt als Atellanendichter (ſ. Atellanen). 4) Sextus P., ein ausgezeichneter römiſcher Rechtsgelehrter aus der römiſchen Kaiſerzeit unter Hadrian und deſſen Nachfolgern, ſchrieb „Lectionum ad A. Scaevolam libr. 39“; „Epistolarum libr. 20“; „Variarum lectionum libr. 15“; „Senatus consultorum libr. 5“ und mehreres Andere, wovon ſich die Fragmente in den Pandekten finden. (Vergl. Joh. Ludw. Uhle, „Collectio opusculorum ad historiam juris et maxime ad Pomponii enchiridion illustrandum pertinentium“ (1795), wobei ſich eine Vorrede von Joh. Gottl. Heineccius befindet, in welcher das Leben und die Schriften des P. vollſtändig erzählt und aufgeführt werden. Die noch übrigen Fragmente des P. gab H. Theod. Pagenſtecher (Lemgo 1725. 4.) heraus. 5) Julius P. Lätus oder Fortunatus (ſonſt Petrus Calaber genannt), mit dem Beinamen Sabinus, war geboren 1424 zu Amendalaro in Calabrien, ſtarb den 21. Mai 1497 zu Rom und erwarb ſich durch ſeine gründliche Kenntniß der lateiniſchen Sprache, ſo wie durch ſeine ausgezeichneten hiſtoriſchen Kenntniſſe und ſeine trefflichen Bearbeitungen vieler alten Claſſiker nicht geringen Ruhm. Seine Schriften ſind: „Compendium historiae romanae ab interitu Gordiani usque ad Justinum III.“; „De exortu Machometis“; „De romanae urbis antiquitatibus“ u. a. m. Auch beſorgte er die erſten Ausgaben vom Salluſt (1490), Varro („De ling. latin.“), „Plin. Epistol.“, Quintilian (dem er ſelbſt einen Commentar beigab), Virgil und viele andere. Eine Sammlung ſeiner Werke erſchien Straßb. 1515. 4.; vergl. Näcke, „De J. P. S.“ (Bonn 1824) und ejusd. „Prooem. ad catal. lectt.“ (182$\frac{4}{5}$. 4.). 20.

Ponce de Leon (Luis), einer der vorzüglichſten ſpaniſchen Lyriker, 1527 zu Granada geboren, zeigte ſchon in ſeiner frühen Jugend ein tiefpoetiſches Gemüth und trat nach Beendigung ſeiner theologiſchen Studien zu Salamanca in den Auguſtinerorden. Seine Überſetzung des hohen Liedes in die Landesſprache wurde, noch ehe ſie gedruckt war, der Inquiſition, welche das Überſetzen der Bibel in das Spaniſche ſtreng verboten hatte, denuncirt; der Verfaſſer wurde ſogleich in das Gefängniß geworfen, worin er fünf Jahre unverhört ſchmachten mußte. Endlich erkannte man ſeine Unſchuld und brachte ihn feierlich in ſein Kloſter zurück, wo er 1591 als Generalvicar der Provinz Salamanca ſtarb. Die herrlichen Gedichte des frommen Mannes ſind größtentheils Werke ſeiner Jugend und doch die correcteſten in der ſpaniſchen Literatur. Fromme Milde, harmoniſcher Ausdruck des innigſten Gefühls und heitere Anſchauung des nichtigen Erdenlebens ſind der Charakter dieſer

ſanft hinfließenden Poeſien, die faſt alle der Gattung der Ode angehören und den gemüthlichen Leſer in eine beſſere Welt entrücken. Seine Überſetzungen aus Virgil, Horaz und Pindar ſind in der neueren Literatur die erſten claſſiſchen Muſter der Übertragung des antiken Styls der Poeſie in die neueren Formen. Auch ſeine Predigten („Oraciones“) und die moraliſche Abhandlung: „Die gute Hausfrau“ („La perfecta casada“) werden in Spanien ſehr geſchätzt. Seine Werke ſind unter dem Titel: „Obras propias y traducciones de latin, griego y toscano“ (Madr. 1631. 16. 1785. 8.) geſammelt. 66.

Poniatowski (Joſeph, Fürſt), war der Brudersſohn des letzten Königs der Polen, Stanislaus Poniatowski (ſ. Stanislaus) und wurde am 7. Mai 1762 in Warſchau geboren. Neben trefflichen Anlagen und einer außerordentlichen Regſamkeit des Geiſtes zeichnete ſich dieſer Prinz als Jüngling und Mann durch eine ſchwärmeriſche Liebe für ſein Vaterland aus. Als der Krieg zwiſchen Rußland und Polen im Jahre 1792 ausbrach, erhielt er das Commando über eine Armee von 50000 Mann, an deren Spitze er anfangs vielen Eifer und große Einſicht zeigte, ſpäter jedoch mehr durch die ihm vom Hofe ertheilten Befehle, als durch die Fortſchritte des Feindes muthlos gemacht wurde. Nach der Unterwerfung Polens verließ er das Heer und lebte ruhig und eingezogen, bis durch Kosziusko alle Patrioten (1794) zu den Waffen gerufen wurden. P. erhielt von dieſem den Oberbefehl einer Heerabtheilung, an deren Spitze er ſich bei der Belagerung von Warſchau vortheilhaft auszeichnete. Am 16. Aug. beſiegte er in einem heißen Treffen die Preußen und zeigte ihnen am 28. Aug. in der Schlacht bei Wola, welche Kosziusko leitete, wieder ſeine Überlegenheit. Nachdem Kosziusko in die Hände der Feinde gefallen war und Suwarow vor Praga rückte, deckte P. auf dem rechten Ufer der Weichſel die Hauptſtadt Warſchau, lebte nach Pragas Falle einige Zeit in Wien und kehrte dann auf ſeine Güter in Polen zurück. Als im Jahre 1807 die Errichtung des Großherzogthums Warſchau die polniſchen Patrioten mit neuen Hoffnungen erfüllte, trat auch P. wieder auf den politiſchen Schauplatz und wurde zum Kriegsminiſter und Oberfeldherrn des Großherzogthums ernannt. In dieſer Eigenſchaft mußte er der Übermacht der Öſtreicher unter der Führung des Erzherzogs Ferdinand weichen und ſah ſich genöthigt am 12. April die Hauptſtadt demſelben zu übergeben. Nach dem Frieden zu Wien lebte P. einzig ſeinem Berufe als Miniſter, bis ihn im Jahre 1812 der Krieg Napoleon's gegen Rußland wieder an die Spitze eines auserleſenen polniſchen Heeres rief. Nachdem er an allen wichtigen Ereigniſſen dieſes wechſelvollen Krieges thätigen Antheil genommen und zuletzt in der leipziger Völkerſchlacht, wo er von Napoleon zum franzöſiſchen Reichsmarſchall ernannt wurde, die glänzendſten Proben ſeiner Tapferkeit und Feldherrntalente gegeben hatte, erhielt er am 19. Oct. den Befehl, den Rückzug des geſchlagenen Franzoſenheeres zu decken. Bei der Ausführung dieſes Auftrages erhielt er am linken Arme eine Schußwunde und wurde bei dem Vordringen der Verbündeten in die Stadt Leipzig, wo Alles Rettung in der Flucht ſuchte, von dem Schwarme der Fliehenden mit fortgeriſſen. Verhängten Zügels jagte der Fürſt mit den Seinigen nach Lindenau zu, allein die Brücken, welche über die Elſter führten, waren zertrümmert und der einzige Ausweg, dem Tode oder der Gefangenſchaft zu entgehen, mit dem Pferde ſchwimmend das jenſeitige Ufer zu erreichen. P. ſprengte von dem hohen und ſteilen Ufer in der Nähe des japaniſchen Hauſes im Gerhard'ſchen (ſonſt Reichenbach'ſchen) Garten in den Fluß und fand ſeinen Tod in den Wellen. Am 24. Oct. fand ein Fiſcher ſeinen Leichnam. In ihm erſtarb das Geſchlecht der Fürſten Poniatowski. Die Leiche ward mit den gebührenden Ehren in Leipzig beſtattet, wurde jedoch ſpäter von den Polen nach Warſchau geholt, wornach dieſelbe im Jahre 1816 mit Bewilligung des Kaiſers Alexander in der Kathedrale zu Krakau, wo die Könige und Helden Polens ruhen, beigeſetzt wurde. Der berühmte Thor-

waldſen hat ihm ein Denkmal gefertigt und die Stelle, wo er den Tod fand, bezeichnet ein ſteinerner Würfel. 61.

Poniatowsky'ſcher Stier iſt ein aus 5 Sternen, die ein V formiren, beſtehendes, in der Milchſtraße zwiſchen dem Adler, Antinous und Ophiuchus befindliches Sternbild. 13.

Pons (ſpr. Pong) (Louis), ein als Kometenentdecker bekannter Aſtronom, ward den 25. Dec. 1761 zu Peyre im Departement der Hochalpen geboren, ſtudirte vorzüglich Mathematik, ward noch ſehr jung Aufſeher bei der Sternwarte in Marſeille und, nachdem er durch Fleiß und Aufmerkſamkeit ſich auch im Praktiſchen große Kenntniſſe und Übung erworben hatte, Adjunct des Directors der Sternwarte, Gambart. In dieſer Stellung entdeckte, beobachtete und berechnete er ſeit 1801 von einer ungemeinen Sehkraft unterſtützt eine große Zahl Kometen und ward zur Anerkennung ſeiner Verdienſte 1819 zum Director der Sternwarte zu Parma ernannt, die er 1825 mit der zu Piſa vertauſchte. Noch mehrere Kometen wurden in den letzten Jahren von ihm entdeckt, aber ſeit 1827 ward ſein Geſicht immer ſchwächer, welches ſeiner Thätigkeit Schranken ſetzte. Er ſtarb den 14. Oct. 1831. 16.

Pontānus oder **Pontāno** (Giovanni Gioviano), einer der merkwürdigſten Männer des XV. Jahrh., ward 1426 zu Cerreto bei Spoleto geboren, machte ſchnell bedeutende Fortſchritte in den Wiſſenſchaften, ward ſpäter bei der königlichen Kanzlei in Neapel angeſtellt, darauf Secretair des Königs Ferdinand I. und Erzieher des nachherigen Königs Alphons II., bekleidete darauf den König in den Krieg gegen Johann von Anjou, wo er ſich durch Muth und taktiſche Kenntniß ganz das Vertrauen ſeines Königs erwarb, ward nun von dieſem mit Ehrenbezeugungen überhäuft und zu mehreren diplomatiſchen Sendungen, beſonders 1486 an den Papſt Innocenz VIII. gebraucht und gleich nach ſeiner Rückkehr zum erſten Staatsminiſter ernannt, in welcher Stellung er das ſchon früher allgemein geſpendete Lob der höchſten Uneigennützigkeit und Redlichkeit und des größten Berufseifers noch erhöhte; Alphons II. ließ ihm ſogar eine bronzene Bildſäule errichten. Als aber Karl VIII. Neapel mit Krieg überzog, verließ er treulos ſeinen König, übergab Erſterem die Hauptſtadt und trat ſogar mit einer öffentlichen Schmährede gegen Letzteren hervor, welcher ihn großmüthig nach ſeiner Rückkehr nur mit Abſetzung ſtrafte. Er ſtarb als Privatmann 1503. Außer ſeiner Thätigkeit als Staatsmann beſchäftigte er ſich aber auch emſig mit den Wiſſenſchaften, mit Philoſophie, Phyſik und Aſtronomie und zeichnet ſich in ſeinen lateiniſch geſchriebenen Schriften nicht allein durch Klarheit und Schärfe des Denkens, ſondern auch durch einen eleganten und claſſiſchen Styl aus; auch war er der eigentliche Stifter der neapolitaniſchen Akademie, welche noch jetzt Accademia di Pontano heißt. Vorzüglich aber glänzt er als lateiniſcher Dichter (in allen Arten der lyriſchen und didaktiſchen Poeſie) und als Geſchichtſchreiber in ſeinen „Belli quod Ferdinandus — cum Joanne Andegavense gessit, historiae libb. VI." Opera J. J. Pontani (Bas. 1556. 4 Voll. 4.) 16.

Ponte (Giacomo da), ein italieniſcher Maler, bekannter unter dem Namen Baſſano, den ſein Vater, Franceſco, bereits geführt hatte, wurde 1510 zu Baſſano geboren und bildete ſich nach ſeinem Vater und ſpäter nach Titian. Er malte Hiſtorienſtücke und Landſchaften mit ſchönem Colorit und naturgetreuer Auffaſſung, hatte aber eine bizarre Compoſition, verfehlte Draperie und wiederholte ſich häufig. Seltſamer Weiſe vermied er Hände und Füße zu malen. Er ſtarb 1592. — Sein Sohn, Franceſco da P., geb. 1550, erregte zeitig großes Aufſehen und würde vielleicht einer der größten Maler ſeiner Zeit geworden ſein, wenn ihn nicht unheilbare Melancholie zu Größerem unfähig gemacht hätte. Er gab ſich ſelbſt den Tod im Jahre 1594. Von ſeinen Brüdern, welche alle Maler

waren, hat ſich **Leandro da P.**, geſt. zu Venedig im Jahre 1623, als Portraitmaler den meiſten Ruhm erworben. 36.

Ponte (Lorenzo da), italieniſcher Dichter, geb. zu Ceneda bei Treviſo 1749, iſt zwar von ſehr geringer Bedeutung, aber dadurch merkwürdig, daß er den Text zu Mozart's „**Don Juan**“ und „**Figaro**“ geſchrieben hat. Seine Schickſale waren außerordentlich mannigfaltig. Früher begleitete er mehrere Lehrämter in Venedig und zu Treviſo, wurde demagogiſcher Umtriebe verdächtig und floh nach Wien, erhielt hier von Joſeph II. die Stelle eines Theaterdichters, ward aber von Leopold II. wieder entlaſſen, lebte dann in Trieſt und verſuchte von hier aus lange vergeblich in Frankreich, England und Holland Director einer italieniſchen Oper zu werden, bis er endlich am italieniſchen Theater in London angeſtellt ward. Als er hier wieder abgegangen war, gründete er 1800 eine italieniſche Buchhandlung in London, machte aber durch ſeine Verbindung mit zwei Muſikalienhändlern Bankerott, hatte jetzt manche Rechtshändel zu beſtehen und ſchiffte ſich endlich 1806 nach Newyork ein. Durch Unterrichtgeben im Italieniſchen ernährte er hier ſich und ſeine Familie gemächlich, gerieth aber durch neue kaufmänniſche Speculationen wieder in Noth, bis er endlich durch ein buchhändleriſches Geſchäft ſeine Umſtände wieder verbeſſerte. Sein Leben hat er in den „**Memorie di Lorenzo da Ponte**“ (Newyork 1823—1827. 4 Bde. 8.) ſelbſt beſchrieben. 16.

Ponte Corvo, eine zur Delegation Fruſinone des Kirchenſtaates gehörige Parcelle im Königreiche Neapel von 2 □M. und 8000 Einw., gehörte von 1806—1810 unter dem Titel eines Fürſtenthums dem jetzigen Könige von Schweden, Bernadotte. Die Hauptſtadt P. C. am Garigliano hat 6000 Einw. 37.

Pontianus, römiſcher Biſchof, ward den 23. Aug. 230 erwählt, aber den 28. Sept. 235 von Alexander Severus auf die Inſel Sardinien verwieſen und ſtarb im November deſſelben Jahres bei der Chriſtenverfolgung den Märtyrertod, weßhalb er unter die Heiligen verſetzt ward. In den pſeudoiſidoriſchen Decretalen werden 2 Briefe von ihm aufgeführt. 23.

Pontifex (Pontifices) war im alten Rom der Name der Prieſter, welche die allgemeine Aufſicht über die Religion und ihre Gebräuche hatten, ohne einer beſondern Gottheit zu dienen. Wahrſcheinlich wurden ſie ſo genannt, weil ſie, wie Varro berichtet, die über die Tiber führende hölzerne Brücke (pons sublicius) erbaut und öfters ausgebeſſert hatten, oder jährlich gewiſſe Opfer auf derſelben verrichten mußten (in ponte facientes sacra). Numa wählte zuerſt einen P.; in der Folge beſtand das Collegium aus 4, dann aus 8, unter Sulla aus 15 Perſonen, von denen die 7 letzteren pontifices minores (geringere, jüngere) genannt wurden. In den älteſten Zeiten ſich ſelbſt ergänzend wurden ſie ſeit dem Jahre 649 a. u. c. auf den comitiis tributis, und zwar lange Zeit blos aus den Patriciern, gewählt. Sie entſchieden über Religionsſtreitigkeiten (jus pontificum) und Eheſachen, gaben Geſetze in Religionsſachen, beaufſichtigten die Diener des Cultus, die Opferer und die veſtaliſchen Jungfrauen, ordneten die Leichenfeierlichkeiten und beſorgten die Einrichtung des römiſchen Kalenders. Ihre äußeren Abzeichen an feierlichen Tagen und bei Amtsverrichtungen beſtanden in einem mit Purpur verbrämten Kleide (toga praetexta) und einem in Form eines Kegels ſpitz zulaufenden Hute (galerus, tutulus), der von Fellen der geopferten Thiere verfertigt war. — An der Spitze dieſes Prieſtercollegium ſtand der Oberprieſter, **Pontifex Maximus** genannt, welcher in den früheren Zeiten bis um das Jahr 500 a. u. c. aus den patriciſchen Pontifices, beſonders aus ſolchen, welche ſchon die vornehmſten Staatsämter bekleidet hatten, erwählt ward. Er hatte die höchſte Gewalt in Religionsſachen, namentlich die Aufſicht über die heiligen Gebräuche der Veſta, die Inauguration der übrigen Prieſter und früher auch die Beſorgung der öffentlichen Jahrbücher (cura annalium). Sein Amt dauerte auf Lebenszeit; doch durfte er ſich

nicht aus Italien entfernen, und ſo wichtig ſchien die Macht des oberſten P., daß nachmals der Kaiſer Auguſtus zur Erhaltung der Herrſchaft für nöthig fand, ſich dieſelbe ſo wie die conſulariſche und tribuniciſche anzueignen. Seinem Beiſpiele folgten auch alle nachherige Kaiſer; ſelbſt die erſten chriſtlichen bis auf Gratianus legten ſich den Titel eines **Pontifex Maximus** bei. — Pontificalien werden in der römiſch-katholiſchen Kirche die Gewänder der vornehmen Geiſtlichen genannt, welche ſie namentlich an Feſttagen anlegen. — Pontificat, die Würde des **P.**, heißt auch die päpſtliche Würde, wie denn der Papſt ſelbſt lateiniſch **Pontifex Maximus** genannt wird. **63.**

Pontiniſche oder Pomptiniſche Sümpfe, lat. **paludes pontinae**; ital. **paludi pontine**, nennt man die öden und ungeſunden Sumpfgegenden im Kirchenſtaate an der Küſte des Mittelmeeres, ſüdöſtlich von Rom. Sie beginnen oberhalb Nettuno und Ciſterna und erſtrecken ſich in einer Breite von 2—3 M. bis Terracina hinab, ſo daß ihre Länge gegen 10 M. beträgt. Sie ſind von dem Meere durch Dünen getrennt und werden öſtlich von einem Kalkgebirge, Lepine genannt, begrenzt. In den früheſten Zeiten ſah man wohl an ihrer Stelle Lagunen. Dieß ſcheint auch die Erzählung Homer's zu beſtätigen, der zufolge Circe auf der Inſel Änaria, wenn dieſe anders das heutige Vorgebirge Monte Circello bei Terracina iſt, wohnte. Allmählig mögen aber dieſe Lagunen durch die Erde, welche die hier mündenden Flüſſe mit ſich führten, ausgefüllt und Dämme gebildet worden ſein, welche die Entſtehung der Sümpfe zur Folge hatten. Nach dem Zeugniſſe des Plinius ſtanden hier in den älteſten Zeiten der Republik 33 Städte, deren bedeutendſte, Pometia, zur Benennung dieſer Gegend die Hand bot. Der Nachtheil dieſer Sümpfe für die Geſundheit ſowohl als für den Ackerbau lenkte ſchon frühzeitig die Aufmerkſamkeit der alten Römer auf ſie und lehrte Mittel ſuchen, dieſem Übelſtande abzuhelfen. Den erſten Verſuch machte Appius Claudius (312 v. Chr.), indem er die nach ihm benannte Straße durch die pontiniſchen Sümpfe führen ließ. Später erwarben ſich um deren Austrocknung der Conſul Cethegus, Cäſar, der durch den Tod an der Ausführung ſeines Vorhabens, die Tiber hindurchzuleiten, verhindert wurde; Auguſtus, Nero und Trajan Verdienſte. Letzterer ließ die eben erwähnte Straße vollſtändig herſtellen und mehrere Canäle anlegen. Mit dem Verfalle des Reiches verfielen auch die bisherigen Bauten und die Bemühungen Theodorich's, Königs der Oſtgothen, waren nur von kurzer Dauer, bis nach vielen Jahren endlich der Papſt Bonifacius VIII. (um 1300) wieder Hand ans Werk legte und den Canal um Sezze graben ließ, der noch heute dieſe Gegend entwäſſert. Der Bau des Canals Rio Martino wurde von Martin V. 1417 begonnen, doch mit deſſen Tode wieder aufgegeben und während der ganzen 69 Jahre, wo das mediceiſche Haus in den Beſitz dieſer Gegend durch Leo X. kam, geſchah gar nichts für die Austrocknung der pontiniſchen Sümpfe. Sixtus' V. (ſt. 1590) langjährige Bemühungen waren von wenig Erfolg und ſelbſt der große Koſtenaufwand, den Pius VI. ſeit 1778 und die franzöſiſche Herrſchaft machten, ſo lange ſie ſich über Italien erſtreckte, erfüllte die gemachten Erwartungen nicht. Von größerer Wichtigkeit war die treffliche Heerſtraße (**linea pia**), welche Pius VI. anlegen ließ. Von den Flüſſen, welche ſich in die pontiniſchen Sümpfe ergießen, ſind der Ufente, die Tepia, Pedicata und Scaravazza zu erwähnen. Übrigens trifft man in jener Gegend angebaute Stücken Landes und ſelbſt üppige Weideplätze an und das hohe Schilf dient unzähligen Waſſervögeln zum Aufenthaltsorte. Die wenigen Bewohner ſind durch ihre blaſſe Geſichtsfarbe auffällig und nähren ſich meiſt von Jagd und Fiſchfang. S. die Beſchreibung der pontiniſchen Sümpfe von Nicolo Romano (Rom 1800. Fol.) und Prony „**Description hydrographique et historique des marais Pontins**“ (Par. 1823. 4. mit Atlas Fol.) **35.**

Pontons (ſpr. Pontong) ſind kleine leichte Fahrzeuge aus Holz oder Blech (bei den Ruſſen auch getheerte Linnen über ein hölzernes Gerippe gezogen), welche die Armeen im Felde mit ſich führen, um beim Überſchreiten brückenloſer Flüſſe das Geräthe zu den Nothbrücken in den Fluß zu ſchaffen und zur Erbauung derſelben zu dienen. Sie waren ſchon den Alten bekannt, ſind aber in der neueren und neueſten Zeit vielfach verbeſſert worden.— Pontoniers (ſpr. Pongtonieh) ſind diejenigen zu den Ingenieurs (ſ. d. Art.) gehörigen Soldaten, welche die Erbauung der Brücken beim Übergange eines Heers über einen Fluß und überhaupt die nöthigen Waſſerarbeiten zu beſorgen haben. 30.

Pontoppidan (Eric), der ältere, ein bekannter däniſcher Dichter, am 21. Jan. 1616 zu Biergegad auf der Inſel Fyen geboren, zeigte ſchon frühe nicht geringe dichteriſche Anlagen und machte, nachdem er ſeine theologiſchen Studien beendigt und einige Zeit als Erzieher bei einer adelichen Familie gelebt hatte, zu ſeiner weiteren Ausbildung eine Reiſe durch Deutſchland, Holland und Frankreich und ward nach ſeiner Rückkehr nach Kopenhagen zum Pfarrer ernannt, welches Amt er zwanzig Jahre lang mit Würde bekleidete, bis die Regierung ihn zur Belohnung ſeiner vielfachen Verdienſte zum Biſchofe von Drontheim erhob, wo er am 12. Juli 1678 ſtarb. Außer einer däniſchen Grammatik (Kopenh. 1666. 8.) und einigen theologiſchen Schriften, die wir hier nicht namhaft machen wollen, ſind noch ſeine „Bucolica sacra" (Lugd. Bat. 1643. 8.) und „Epigrammatum sacrorum centuriae tres" (Havn. 1641. 12.) zu bemerken. — P. (Eric), der jüngere, ein berühmter däniſcher Hiſtoriker und Alterthumsforſcher, am 24. Aug. 1698 zu Aarhus in Jütland geboren, widmete ſich auf der Univerſität Kopenhagen der Theologie und hielt ſich dann einige Zeit zu Hamburg auf, wo er die deutſche und franzöſiſche Sprache erlernte. Nachdem er ſich nach ſeiner Heimkehr lange als Hauslehrer ernährt und mehrere untergeordnete Stellen bekleidet hatte, ward er 1735 zum königlichen Prediger, 1738 zum außerordentlichen Profeſſor der Theologie und 1747 zum Biſchof von Bergen ernannt, wo er am 20. Dec. 1764 ſtarb. Von ſeinen zahlreichen theologiſchen, hiſtoriſchen, geographiſchen, naturwiſſenſchaftlichen und antiquariſchen Schriften nennen wir hier nur folgende als die bekannteſten und werthvollſten: „Gesta et vestigia Danorum extra Daniam" (Lips. et Havn. 1740—1741. 3 Voll. 4.); „Marmora Danica selectiora" (Havn. 1739—1741. 2 Voll. Fol.); „Norges naturlige historie" (Kiöbh. 1752—1753. 2 Voll. 4., deutſch von J. A. Scheibe, Kopenh. 1753—1754. 2 Bde. 8.); „Danske Atlas, fortsat af H. de Hofman" (Kiöbh. 1763—1774. 7 Voll. 4.) und „Annales ecclesiae Danicae" (Havn. 1741—1752. 4 Voll. 4.). 66.

Pontus wurde früher das ganze ſüdliche Küſtenland am ſchwarzen Meere genannt. Als Landſchaft begriff es aber nur das Ländergebiet vom Halys bis über Trapezus hinauf, wurde ſomit öſtlich von Armenien, ſüdlich von Kappadocien, weſtlich von Paphlagonien und nordwärts vom ſchwarzen Meere begrenzt. In dieſer Ausdehnung zählte dieſes fruchtbare Land zu ſeinen wichtigſten Städten Trapezus (h. Trebiſonde) mit einem Hafen, Ceraſus (h. Keraſonde), von wo aus der Kirſchbaum durch Lucullus nach Italien verpflanzt wurde, gleichfalls mit einem Hafen, Polemonium (h. Valiza), Hafenſtadt, Kabira, ſpäter Diospolis, in deren Nähe zwiſchen Lucullus und Mithridates ein Treffen vorfiel, Amaſia (h. Amaſeah) am Iris, Reſidenz der pontiſchen Könige und Geburtsort des Strabo. Zur Zeit der Perſerherrſchaft bildete P. eine Provinz des genannten Reichs und kam nach Ariobarzanes I. Tode, der ſich gegen Artaxerxes I. unabhängig gemacht und P. zu einem ſelbſtſtändigen Reiche erhoben hatte, an Alexander den Großen und nach deſſen Tode an Antigonus, der es aber nur kurze Zeit Mithridates II., dem Sohne Artaxerxes' I., gegenüber behaupten konnte. Mithridates III. vereinigte

mit P. Kappadocien und Paphlagonien und Mithridates IV. (Evergetes) erhielt für ſeinen den Römern im 3. puniſchen Kriege geleiſteten Beiſtand Großphrygien. So wuchs allmählig das pontiſche Reich und erhob ſich unter Mithridates VII. oder dem Großen zu einer ſolchen Macht, daß es den Römern den heftigſten Widerſtand zu leiſten vermochte und nur durch den Verrath des Tigranes in die Hände derſelben (unter Pompejus) fiel. Tigranes erhielt dafür den Bosporus und wurde, als er das Reich ſeines Vaters wieder erobern wollte, vom Cäſar beſiegt und getödtet. In der folgenden Zeit bildete P. mit dem Bosporus, Kleinarmenien und Kolchis wieder ein eigenes Reich (von Darius, Sohn des Tigranes, Polemo, deſſen Wittwe Pythodoris und Polemo II. regiert) unter der Oberhoheit der Römer. Nero machte es aber zu einer unmittelbaren römiſchen Provinz und ſeitdem zerfiel es in P. Galaticus, Kappadocicus und Polemoniacus. 35.

Pontus Euxīnus, ſ. Schwarzes Meer.

Ponz (Antonio), ein ſpaniſcher Maler, geb. den 28. Juni 1725 zu Bexix im Königreiche Valencia, erhielt ſeine erſte Ausbildung zu Madrid und ging ſpäter nach Rom, wo er ſich insbeſondere auf das Studium der Alterthümer legte. Bald wurde dieſe Neigung vorherrſchend und blieb es auch, als er nach Madrid zurückgekehrt war. Zwar ſchlug er die ihm häufig zu Theil werdenden Aufträge nicht aus und lieferte unter andern für die Bibliothek des Escurial die Portraits der berühmteſten ſpaniſchen Schriftſteller, copirte auch Vieles nach Raphael und Veroneſe; ſeit 1771 aber beſchäftigte er ſich ausſchließlich mit der Herausgabe eines großen Werks, der „Reiſe in Spanien," in welchem er alle die auf Kunſt und Alterthum ſich beziehenden Bemerkungen, Zeichnungen ꝛc., die er auf ſeinen zu dieſem Zwecke angeſtellten Reiſen geſammelt hatte, niederlegte. Dieſes trocken geſchriebene aber reichhaltige Werk gedieh bis zum 18. B., welcher 2 Jahre nach des Verfaſſers Tode (1792) durch deſſen Neffen Joſeph P. herausgegeben wurde. Außerdem hat man von P. eine „Reiſe außer Spanien" (2 B. 1792) und „Comentarios de la pintura" nach einer Handſchrift Guevara's. 36.

Pope iſt der Name der Geiſtlichen in der griechiſchen Kirche. — Bei den alten Römern aber hießen ſo (popae) diejenigen Diener der Prieſter, welche die Opfer zu beſorgen hatten. Sie hielten zu dieſem Zwecke ſtets Opferthiere zum Verkaufe bereit. Sollte eins dargebracht werden, ſo banden ſie es, ſchmückten es aus, führten es zum Altare und ſchlachteten es. Bei den Opfern erſchienen ſie bis auf den Nabel nackt, trugen ein mit Purpurſtreifen beſetztes Kleid (limus) und das Haupt war mit einem Lorbeerkranze geſchmückt. 63.

Pope (Alexander), ein berühmter engliſcher Dichter, im Jahre 1688 zu London von katholiſchen Eltern geboren, war zwar ſehr ſchwächlich, zeigte aber viel Lebhaftigkeit des Geiſtes und große Wißbegierde und ward der Erziehung eines katholiſchen Geiſtlichen in Hampſhire, der ihn von ſeinem 8. Jahre in den Anfangsgründen des Griechiſchen und Lateiniſchen unterrichtete, übergeben. Die erſten engliſchen Verſe, welche der Knabe aus Ogilby's Überſetzung des Homer und aus Shandy's Übertragung von Ovid's Metamorphoſen kennen lernte, entzückten ihn auf das Lebhafteſte. Nun wurde er in die Schule zu Twyfort bei Wincheſter und in die zu Hyde-park-corner aufgenommen, wo der öftere Beſuch des Theaters ihn zu eigenen dramatiſchen Verſuchen, deren Stoff er aus Ogilby's Homer nahm, veranlaßte und die er mit ſeinen Mitſchülern aufführte. In ſeinem 12. Jahre kehrte er in das väterliche Haus zurück und wurde einem andern Geiſtlichen zum Unterrichte übergeben. Um dieſe Zeit erſchien ſein erſtes Gedicht, eine Ode auf die Einſamkeit, welche bei faſt gänzlichem Mangel an Gefühl und Phantaſie blos das Verdienſt eines guten Versbaues hat. Ohne ſich ſeitdem einer einzelnen Wiſſenſchaft ausſchließlich zu widmen, folgte er allein ſeiner Neigung in der Wahl geiſtiger Beſchäftigungen, verſuchte ſich jedoch am meiſten in mannigfachen Nachbil-

bungen und Überſetzungen der geleſenen ausländiſchen Dichterwerke. In ſeinem 14. Jahre überſetzte er das erſte Buch der „Thebais" des Statius und Ovid's Heroide „Sappho an Phaon," welche ihm vorzüglich gelang, und dichtete bald darauf ſeine wegen ihres reinen Versbaues vielgeprieſenen Hirtengedichte (Pastorals). Um dieſe Zeit trat er mit dem Kritiker Walſh in freundſchaftliche Verbindung, ſo wie mit einem gewiſſen Cromwell, einem Schöngeiſte und Pedanten, deſſen unwürdige Anſichten über das weibliche Geſchlecht den nachtheiligſten Einfluß auf P. und auf die oft ſchonungsloſe Herabſetzung der Frauen gehabt zu haben ſcheinen, ſuchte aber auch ſchon damals ſolche Verbindungen anzuknüpfen, welche ihm ſelbſt Anſehen und Auszeichnung verſprachen. Er ſchrieb ſeine „Ode for St. Cecilias Day;" ſeine Chöre für den Brutus des Herzogs von Buckingham und ſeinen „Essay of Criticism." Beſonders letzteres Gedicht beurkundet vielfache Beleſenheit, Schärfe und Richtigkeit des Urtheils, ohne jedoch den hohen Ruhm zu verdienen, der ihm anfangs beigelegt wurde. Er griff in demſelben nicht nur den als Kritiker gefürchteten John Dennis, ſondern auch den Dichter Ambroſe Philipps an und wurde mit Beiden in eine heftige literariſche Fehde verwickelt, welche bleibende Feindſchaft zwiſchen ihnen zur Folge hatte. Im Jahre 1711 ſchrieb er ſeine „Elegy on an infortunate Lady" und das allegoriſche Gedicht „The temple of fame," eine Nachahmung Petrarca's und Chaucer's. Um dieſelbe Zeit verfaßte er ſein ſatyriſches Epos „The rape of the Lok" (der Lockenraub), wozu er ein gewöhnliches Ereigniß benutzte, welches er mit allem Reichthume des Witzes und der Satyre ausſtattete und beſonders gegen den Leichtſinn des weiblichen Geſchlechts richtete. Von jetzt an ſuchte P. aber bei ſeinen dichteriſchen Erzeugniſſen nicht blos Ruhm, ſondern auch reichlichen Gewinn, ſo wenig er deſſen zu ſeinem Lebensunterhalte bedurfte, einzuerndten. Deßhalb kündigte er die Herausgabe einer Überſetzung der „Iliade" auf Subſcription an (1715—1720), welche mit vielem Beifalle aufgenommen wurde, aber von der Einfachheit des Originals keine Spur trägt. Den großen Gewinn, welchen er aus dem Werke zog, benutzte er zum Theil, um das durch ihn berühmt gewordene Haus zu Twickenham zu kaufen, in welches er ſeine Eltern aufnahm. Bei der um dieſe Zeit erſchienenen „Epistle from Eloisa to Abelard," welche Bürger meiſterhaft in das Deutſche übertragen hat, benutzte er die vorhandenen Briefe dieſer Liebenden. Das Gedicht iſt in Hinſicht des reinen Versbaues und in Bezug auf die Behandlung des Gegenſtandes das vollendetſte P.'s zu nennen. Aus Gewinnſucht übernahm er hierauf eine Herausgabe des Shakſpeare, welcher er aus Mangel an den Eigenſchaften eines Kritikers nicht gewachſen war und ſich deßhalb dem gerechten Tadel des ihn hierin bei Weitem übertreffenden Theobald ausſetzte, mit welchem er darüber in immerwährende Streitigkeiten gerieth. Aus gleicher Abſicht überſetzte er mit 2 Gehülfen die Odyſſee, welche er im Jahre 1725 vollendete. Er ſelbſt übertrug blos die erſten 12 Geſänge derſelben und beſorgte die Abrundung der übrigen, welche deſſenungeachtet hinter den ſeinen zurückblieben. Von nun an trat er meiſtentheils als Satyriker und Moraliſt auf und gab im Jahre 1727 im Vereine mit Swift die „Miscellen", eine größtentheils humoriſtiſche Zeitſchrift, heraus, worin er ſeinen „Treatise of the Bathos or Art of Sinking" aufnahm. Da er zur Erläuterung ſeiner ironiſchen Lehren darin viele Beiſpiele aus noch lebenden Dichtern aufgeſtellt hatte und dieſe ſeinem Spotte die heftigſten Angriffe entgegenſetzten, ſo ſuchte er ſie insgeſammt durch Bekanntmachung der „Dunciade," von welcher im Jahre 1728 die erſten 3 Bücher erſchienen, literariſch zu vernichten und dem allgemeinen Spotte Preis zu geben. Obgleich ihm dieß zum Theil gelang, ſo vermehrte er dadurch doch nur die Zahl ſeiner Feinde, ſo wie ihm die im Jahre 1731 herausgegebene perſönlich ſatyriſche „Epiſtel über den Geſchmack" allgemeinen Tadel zuzog. Er macht darin die Geſchmackloſigkeit und Prahlerei eines Edelmanns,

Digitized by Google

dem er den Namen Timon beilegt und unter welchem man den wegen ſeiner Wohlthätigkeit und ſeiner menſchenfreundlichen Geſinnungen allgemein verehrten Herzog von Chandos verſtehen zu müſſen glaubte, lächerlich, wenn auch P. dieſe Beſchuldigung ſtets von ſich abzuwenden ſuchte. Nach dem Tode des Königs Georg I. im Jahre 1727 trat er entſchieden auf die Seite der Tory's, zu denen er ſich ſchon längſt hingeneigt hatte. Da dieſe Partei nicht zu dem gehofften Anſehn und der erwarteteten Macht gelangen konnte, ſo verſammelten ſich mehrere ihres Dienſtes entlaſſene Staatsmänner in Twickenham, unter denen Lord Bolingbrocke der beſonderen Achtung P.'s genoß. Auf deſſen Rath ſchrieb er ſeinen ſo berühmt gewordenen „Essay on Man," eines der beſten Lehrgedichte, welches zuerſt im Jahre 1733 ohne den Namen des Verfaſſers erſchien. Hierauf gab er ſeine „Imitations of Horace," welche eine ſatyriſche Richtung haben, heraus und fügte ihnen moraliſche Briefe oder Charakterſchilderungen von Männern und Frauen, Lehren über den Gebrauch des Reichthums u. ſ. w. bei. P. ahmte hierin Boileau nach, welcher ihn zwar an Reinheit und Richtigkeit der Sprache, aber nicht an geiſtreicher dichteriſcher Auffaſſung des Gegenſtandes übertrifft. Lord Harvey und Lady Montague, mit denen er früher in freundſchaftlichen Verhältniſſen lebte, ſetzte er darin dem bitterſten Spotte aus, ſo wie er letztere noch beſonders in ſeiner „Sappho" auf das Unanſtändigſte angriff. Die von einem Andern herausgegebene Sammlung von Briefen zwiſchen ihm und ſeinen Freunden ſcheint von P. veranlaßt worden zu ſein, um Gelegenheit zu haben, eine vollſtändige Bekanntmachung derſelben bewirken zu können, ohne den Widerſpruch der dabei Betheiligten befürchten zu müſſen. Sie fanden theils wegen ihrer edlen Schreibart, theils wegen ihres anziehenden Inhaltes vielen Beifall. P. beſchloß ſeine dichteriſche Laufbahn mit Herausgabe von 2 Satyren, deren Titel „Seventeen hunderd and thirty eight" von dem Jahre ihrer Abfaſſung entnommen iſt, und mit dem 4. Buche der „Dunciade." Die Satyren hatte er auf Veranlaſſung des Prinzen von Wales, mit dem er in vertrauten Verhältniſſen lebte, geſchrieben, letzteres auf Antrieb ſeines literariſchen Bundesgenoſſen, des Biſchofs Warburton, verfaßt. Er griff darin beſonders den damals gekrönten Dichter Colley Cibber an und als ſich dieſer durch Bekanntmachung von lächerlichen Auftritten aus P.'s Leben rächen wollte, räumte ihm derſelbe den erſten Platz unter den Dunſen ein, den bisher Theobald inne gehabt hatte. P. ſtarb am 30. Mai 1744 und wurde zu Twickenham beerdigt, wo ihm Warburton ein Denkmal ſetzen ließ. Die beſte Ausgabe ſeiner Werke beſorgte Warton (London 1797. 9 Bde.). Die von W. L. Bowles veranſtaltete (Lond. 1806. 10 Bde.) hat eine feindſelige Richtung gegen P. — Duſch überſetzte ſeine Werke in das Deutſche (Altona 1758—1764. 5 Bde.). Vergl. J. Warton „Essay on the writings and genius of P." (London 1756, neue Auflage 1782. 2 Bde.). Als Menſch zeigte ſich P. eitel und beifallſüchtig, war ſehr empfindlich gegen Tadel und Beleidigungen, ſehr empfänglich für Schmeichelei und leicht zur Rache gereizt, Fehler, welche wohl zum Theil aus Schwäche und Kränklichkeit hervorgingen. So unverſöhnlich er gegen ſeine Feinde war, ſo treu ergeben blieb er den meiſten ſeiner Freunde. Liebe zur Unabhängigkeit, zu Gewinn, zu Lebensgenuß und zu dem Umgange mit den höchſten Ständen trat während ſeines Lebens oft hervor. Ungeachtet vielfacher Veranlaſſung den Katholicismus mit dem Proteſtantismus zu vertauſchen, that er es doch nicht, entweder aus Gleichgültigkeit gegen Religion überhaupt oder um ſeiner noch lebenden Mutter dieſe Kränkung zu erſparen. Als Dichter ſteht er unter den engliſchen Schriftſtellern durch Wohlklang und Reinheit des Versbaues, durch Anmuth und Würde der Sprache noch unübertroffen da, obwohl ihm mit Recht Armuth und Mangel ſchöpferiſcher Kraft vorgeworfen wird. 81.

Popelinière oder **Poupeliniere** (Alexandre Jean Joſeph le Riche de la)

Digitized by Google

berühmter franzöſiſcher Generalpächter, ward 1692 zu Paris geboren und 1718 Generalpächter, lebte mehrere Jahre mit großem Aufwande in Marſeille, kehrte dann nach Paſſy bei Paris zurück und machte ſich dort eben ſowohl durch ſeinen ungeheuren Aufwand als durch die Protection der ausgezeichnetſten Geiſter ſeiner Zeit bemerklich. Sein Haus war der gewöhnliche Sammelplatz der ganzen eleganten Welt von Paris und Gelehrte und Künſtler, wie Marmontel, Rameau, Vanloo u. A., fanden hier bequeme Muſe zu ihren Geiſteswerken. Wenn man aber auch letzteren Umſtand mehr ſeiner Eitelkeit und Verſchwendung zuſchreiben muß, als einem geläuterten Sinne für Kunſt und Wiſſenſchaft; ſo fehlte ihm doch auch dieſer nicht ganz; er ſchrieb ſelbſt ziemlich geiſtreich und verfaßte mehrere hübſche Lieder; vorzüglich war ihm ein edler Wohlthätigkeitsſinn eigen und ſein Benehmen höchſt fein und anziehend. Zwar ward er 1762 aus der Liſte der Generalpächter geſtrichen; aber nichts deſtoweniger führte er ſein großes Haus fort, ſtarb jedoch ſchon den 5. Dec. 1762. 16.

Popma (eigentlich Popman) (Auſonius), einer der beſten Gelehrten des XVI. Jahrh., ward geboren zu Aloſt in Friesland 1565, ſtudirte zu Köln und Löwen und ſtarb um 1613. Außer ſeinem Hauptwerke „De differentiis verborum" (zuletzt Leipz. 1769. 8.) und noch mehreren anderen antiquariſchen Schriften iſt er noch bekannt als erſter Herausgeber der dem Celſus beigelegten Schrift: „De arte dicendi." 20.

Poppe (Johann Heinrich Moritz), der rühmlichſt bekannte Technolog, ward den 16. Jan. 1776 zu Göttingen geboren, lernte in der Werkſtatt ſeines Vaters, der Univerſitätsmechanikus war, während er zugleich das Gymnaſium beſuchte, ſtudirte dann auf der Univerſität die mathematiſchen und phyſiſchen Wiſſenſchaften, ließ ſpäter mehrere gehaltvolle Schriften, worunter mehrere gekrönte Preisſchriften, erſcheinen und habilitirte ſich darauf als Privatdocent an der Univerſität. 1804 ging er als Profeſſor der Mathematik und Phyſik an das Gymnaſium zu Frankfurt a. M., wo er 1816 die „Geſellſchaft zur Beförderung nützlicher Künſte" ſtiftete, und 1818 als Hofrath und ordentlicher Profeſſor der Technologie nach Tübingen, wo er gegenwärtig noch ſegensreich wirkt. Von ſeinen zahlreichen und gehaltvollen Schriften, beſonders über technologiſche Gegenſtände, nennen wir nur: „Handbuch der Technologie" (Heidelb. 1806—1810. 4 Abth., 3. Aufl. 1810); „Encyklopädie des geſammten Maſchinenweſens" (1803—1827. 8 Bde., 2. Aufl. 1824 ff.); „Technologiſches Lexikon" (Stuttg. 1815—20. 5 Bde.); „Neue Handwerks- und Fabriksſchule" (Tüb. 1829 ff. 10 Thle.). 16.

Popularität, ſ. Volk.

Pordenone, ſ. Regillo.

Poren, lat. pori; franz. und engl. pores, heißen im Allgemeinen die Öffnungen, Löcher oder Zwiſchenräume, wodurch die Theilchen eines Körpers von einander abgeſondert erſcheinen, und porös nennt man den Körper, an dem ſich jene Öffnungen vorfinden, ſo daß demnach mit dem Namen Poroſität der unterbrochene Zuſammenhang eines ſolchen Körpers, wie ſich dieſer z. B. im gewöhnlichen Waſchſchwamme am auffallendſten darſtellt, bezeichnet wird. P. finden ſich in allen Körpern, ſelbſt den dichteſten, wenn ſie auch dem unbewaffneten Auge nicht ſichtbar ſind und keine Flüſſigkeiten durchdringen laſſen; denn ſelbſt das kleinſte Molecule oder Atom iſt darin durch P. von dem andern getrennt, ſo daß ſich dieſelben ſogar in den dichteſten Metallmaſſen und Steinen, dem Waſſer ꝛc. nachweiſen laſſen. — Im engeren Sinne und im nächſten Bezug auf den Menſchen belegt man in der Anatomie mit dem Namen P. die mehr oder weniger ſichtbaren, gewöhnlich mikroſkopiſchen Öffnungen in der Haut, die theils von den aushauchenden Gefäßen, daher man ſie auch Schweißlöcher nennt, theils von einſaugenden Gefäßen herkommen, theils P. der Talgdrüschen ſind, die ſehr deutlich und

häufig am Eingange des äußern Gehörganges, an der Naſenſpitze, am Umfange der Bruſtwarze, an der After- und Schamöffnung vorkommen. — Endlich werden die Spaltöffnungen, welche ſich auf der Oberhaut der Pflanzen zeigen, P. genannt. Dieſe ſind gewöhnlich des Morgens offen und bei der heißen Mittagsſonne geſchloſſen; man bemerkt ſie an allen der Luft ausgeſetzten Theilen der Pflanze und an denen, welche eine grüne Farbe haben; jedoch fehlen ſie den Pinusarten, ſo wie den Waſſeralgen, Moſen, Flechten, Pilzen und den verwandten Gewächſen. 14.

Porphyr iſt eine gemiſchte Gebirgsart, aus einer feſten Grundmaſſe mit eingeſtreuten kryſtalliniſchen Körnern. Die Grundmaſſe kann Thon, Trapp, Hornſtein, Jaspis, Kieſel, Obſidian u. ſ. w. ſein, wonach der P. verſchiedene Härte hat und ſeine verſchiedenen Namen erhält. Er gehört zu den Urgebirgsarten, iſt über die ganze Erde verbreitet und unterſcheidet ſich nach ſeiner Farbe in ſchwarzen, grünen, braunen, rothen, grauen u. ſ. w. Man benutzt die gröberen Sorten zu Baumaterialien, die feineren zu Säulen, Altären, Monumenten, Geſimſen, Fußböden ꝛc., auch pflegte man ihn früher zu Bildhauerwerken anzuwenden; doch iſt er wegen ſeiner Härte dazu weniger tauglich. 30.

Porphyrius (eigentlich Malchus), ein neuplatoniſcher Philoſoph und heftiger Gegner des Chriſtenthums, zu Tyrus oder nach Andern zu Batanea, einer phönieiſchen Colonie in Syrien, 233 geboren, war ein Schüler des Origenes in Alexandria und des Longinus in Athen. Größeren Einfluß als Beide hatte aber auf ihn Plotinus in Rom, deſſen Lehrſtuhl er auch bis zu ſeinem Tode (304) einnahm. Um dem plotiniſchen Neuplatonismus, namentlich in ſeiner populären Auffaſſung und mit dem Chriſtenthume in Verbindung gebracht, Eingang zu verſchaffen, ſchrieb er: „**De abstinentia ab esu animalium libri IV.**“ (mit den Anmerkungen Felician's, Victorius', Valentin's und Reiske's herausgegeben von Jac. de Rhoer, Utrecht 1767. 4.), eine philoſophiſche Asceſis; „**Vita Pythagorae,**“ ein idealiſirtes Philoſophen-Leben (herausgegeben von Holſtenius, Rom 1630; mit Jamblichus zugleich von Küſter Amſterd. 1707. 4. und von Kiesling 2 Bde. Leipz. 1815) und „*Περὶ τῆς ἐκλογίων φιλοσοφίας*“ (eine Sammlung von Orakeln aus dem Heidenthume als Beweis für deſſen gleich göttlichen Urſprung). Letzteres Werk iſt aber wie ſeine „*Λόγοι κατὰ τῶν χριστιανῶν*“ in 15 Bchrn. (wahrſcheinlich um 270 von Sicilien aus geſchrieben und 449 verbrannt), in denen er unmittelbar gegen das Chriſtenthum doch nur in einigen Punkten von Celſus abweichend auftritt, bis auf einige Fragmente verloren gegangen. (**S. Fabric. Bibl. gr. Voll. IV.**) Die Sache des Chriſtenthums nahmen gegen P. beſonders Euſebius, Hieronymus und Auguſtin in Schutz. 77.

Porpŏra (Nicolo), ein berühmter italieniſcher Componiſt und Geſanglehrer, genannt der Patriarch der Harmonie, wurde 1685 zu Neapel geboren und bildete ſich unter der Leitung Scarlatti's. Seine erſte zur Aufführung gelangte Oper „**Arianna e Teseo**“ fand in Wien ſo großen Beifall, daß er alsbald Einladungen nach London und Venedig erhielt. Letzteres zog er vor und mehrere Jahre beſorgte er hier faſt ausſchließlich das Theater, bis er im Jahre 1729 einem Rufe als Kapellmeiſter nach Dresden folgte. Er kehrte jedoch, vielleicht weil er bemerkte, daß er Haſſe's Ruhm nicht zu verdunkeln vermochte, bereits im Jahre 1731 nach Neapel zurück und begab ſich Jahrs darauf nach London, um im Vereine mit dem berühmten Farinelli (ſ. d. Art.), ſeinem Schüler, die Leitung eines Theaters zu übernehmen. Indeß hier trat ihm Händel entgegen und nöthigte ihn im Kurzen ſein Unternehmen aufzugeben. Nach Italien zurückgekehrt beſchäftigte er ſich theils mit Componiren von Meſſen, Cantaten u. ſ. w., theils mit der Ausbildung von Sängern und Sängerinnen, deren mehrere, wie der ſchon genannte Farinelli, Salimbeni, Uberti, die Gabrieli u. A., ſo großen Ruf erlangten. Später zog er ſich von

Venedig, wo er Lehrer am Conservatorio degli incurabili geweſen war, in ſeine Vaterſtadt zurück und ſtarb hier faſt in Dürftigkeit im Jahre 1167. — Von ſeinen Opern hat ſich keine auf dem Repertoir erhalten; andere Sachen dagegen, wie ſeine Sonaten für Violine, Cantaten und Kirchenmuſiken, werden jetzt noch geſchätzt. Viele derſelben aber ſind noch Manuſcript. 36.

Porſena (Porſenna), Lucumo (Vorſteher, Häuptling) von Cluſium in Hetrurien, unterſtützte den vertriebenen Römerkönig Tarquinius Superbus in ſeinem Beginnen die römiſche Herrſchaft wieder zu erwerben. Die gewöhnliche, von Livius erzählte Geſchichte des Kampfes und der Belagerung Roms durch P. iſt folgende: P. zog mit Heeresmacht 507 v. Chr. gegen Rom und bedrängte es hart; die Römer hatten ſich muthig mit ihm geſchlagen, aber der König rückte näher, nahm den Janiculus ein und drängte die Römer über die Tiber. Dieſen Fluß ſelbſt zu überſchreiten, daran hinderte ihn aber die Tapferkeit des Horatius Cocles (ſ. d. Art.). P. hielt nun die Stadt eingeſchloſſen, ward aber durch den Muth des Mucius Scävola veranlaßt, die Belagerung aufzuheben und den Römern ſeinen ganzen Proviant zurückzulaſſen. Die Römer ſetzten ihm dafür eine Bildſäule auf dem Markte. Plinius und Tacitus dagegen erzählen weit wahrſcheinlicher, daß P. Rom eroberte und ihnen ſehr harte Bedingungen vorſchrieb, unter andern, daß ſie alles Eiſen, außer was ſie zum Ackerbau brauchten, auslieferten. Wenn es aber dann wunderbar erſcheinen ſollte, daß er ſeinem Freunde Tarquinius nicht die Wiederaufnahme in die Stadt und auf den Thron verſchaffte, ſo darf man nur bedenken, daß wie das Ende des Feldzugs, ſo auch der Zweck erdichtet iſt und daß P. für ſein eigenes Intereſſe jenen Zug übernahm. Ein Hauptbeweis, daß P. ſiegreich von dannen zog, iſt der, daß ihm die Römer einen Thron, Scepter und Krone zuſchickten, wodurch ſie ihre Beſiegung und ihr untergeordnetes Verhältniß zu ihm anerkannten. Das Grabmal des P. war bei der Stadt Cluſium, aus Quaderſteinen, jede Seite 300 Fuß breit, 50 Fuß hoch. In dem Grundbau erhob ſich ein Labyrinth, auf welchen 5 Pyramiden, 4 an den Ecken, die 5te in der Mitte an der Baſis 75 Fuß breit, 150 Fuß hoch ſtanden, oben mit einem ehernen Ringe umſchloſſen und mit einem Hute überdeckt, von welchem an Ketten Glocken hingen. Über dem Ringe ſtanden wieder 4 Pyramiden, jede 100 Fuß hoch und darüber auf einem Boden wieder 5 Pyramiden. Dieſe Beſchreibung des Monumentes gibt Plinius (Histor. Natur. 36, 13) aus Varro, doch läßt ſich nicht nachweiſen, wie viel davon noch zu beider Schriftſteller Zeiten übrig war. Der Pater Angelo Cortenovis ſtellte das Monument in ſeiner „Disserlazione del mausoleo di Porsenna“ als eine große Elektriſirmaſchine dar; Luigi Tramontani zweifelt an der Exiſtenz deſſelben. Noch jetzt wird bei Chiuſi ein Labyrinth des P. gezeigt, welches aber jenem alten Baue nichts angeht. 6.

Porſon (Richard), einer der gründlichſten, zugleich aber auch ängſtlichſten Philologen Englands im XVIII. Jahrhundert, war geboren 1759, ward in der Folge Profeſſor der griechiſchen Sprache in Cambridge und ſtarb zu London 1808. Mit einem außerordentlichen Gedächtniſſe ausgeſtattet und mit den Sprachen des claſſiſchen Alterthums innigſt vertraut war er doch raſtlos thätig und dabei ſo beſcheiden, daß er, wenn er einen Schriftſteller nicht 10—12 Mal durchgeleſen hatte, von demſelben nichts zu verſtehen verſicherte. Leider nahm ſeine ſchon frühzeitige Neigung zum Trunke mit jedem Jahre mehr zu, bis er endlich die letzte Zeit ſeines Lebens faſt in vollkommener Unthätigkeit (denn er las in dieſer Zeit blos Romane) hinbrachte. Unſterblichkeit aber ſichern ſeinem Namen außer mehreren kleinern Schriften ſeine Ausgaben von des Euripides Hekuba, Medea und Phöniſſen (London 1797—1801) und des Äſchylus (Glasgow 1795), ſo wie ſeine nach ſeinem Tode von Monk und Blomfield herausgegebenen „Adversaria“ (Leipz. 1814. 8.). 20.

Porta (Baccio della), ſ. Baccio.

Porta (Giovanni Baptiſta), ein ausgezeichneter Phyſiker, geb. zu Neapel 1545, machte große wiſſenſchaftliche Reiſen durch Italien, Deutſchland, Spanien und Frankreich, kam nach ſeiner Rückkehr in die Dienſte des Cardinal von Eſte, wurde einer der Stifter der Accademia de' otiosi und errichtete in der Folge in ſeinem eigenen Hauſe eine ſogenannte Accademia de' secreti, worin nur ſolche Männer als Mitglieder aufgenommen wurden, welche irgend eine nützliche Entdeckung in den Naturwiſſenſchaften oder der Medicin gemacht hatten. Dieſer Verein aber ward der Magie verdächtig angeklagt und P. nach Rom beordert, um ſich zu rechtfertigen. Obgleich er dieß vermochte, konnte er doch nicht verhindern, daß der Verein unterdrückt wurde. P. ſtarb 1615. Er gehört zu den gelehrteſten Italienern des XVI. Jahrhunderts und hat ſich in mehreren Wiſſenſchaften, beſonders in der Philoſophie und Naturkunde, als Schriftſteller ausgezeichnet. Die phyſikaliſchen Wiſſenſchaften verdanken ihm mehrere nützliche Bereicherungen und man ſchreibt ihm unter andern die Erfindung der Camera obscura (ſ. d. Art.) zu. Er war der erſte, der die Erklärung des Mechanismus des Sehens vorbereitete. Beides findet man in ſeiner „Magiae naturalis libri X“ (Antwerpen 1581, Amſterdam 1664, auch ins Italieniſche, Franzöſiſche, Spaniſche, Arabiſche und Deutſche überſetzt, in letzterer Sprache Nürnberg 1680 und 1713. 12.) beſchrieben. Obgleich er an Sympathie und Antipathie, an magiſche Eigenſchaften der Körper, an Einfluß der Geſtirne auf lebende Körper u. dgl. glaubte, ſo erhob er ſich dennoch über die Vorurtheile der Zauberei, enthüllte die betrügeriſchen Kunſtgriffe, deren ſich die Alchymiſten ſeiner Zeit bedienten, um ſcheinbar übernatürliche Wirkungen hervorzubringen und den großen Haufen dadurch irre zu führen, und erklärte mehrere dieſer Phänomene aus natürlichen Urſachen. Aber auch die ſchönen Wiſſenſchaften waren P. nicht fremd und er lieferte mehrere Arbeiten für das Theater, welche immer noch vornehmlich des correcten und gutgeführten Dialogs wegen zu den beſſeren der ältern Epoche gezählt werden. Die zahlreich von ihm hinterlaſſenen Werke haben lange Zeit hindurch ein großes Anſehn behauptet. Die bekannteſten darunter ſind: „De furtivis literarum notis, vulgo de zifaris“ (Neapel 1558. 4., zuletzt 1606.); „Phytognomonica“ (Neapel 1583, zuletzt Hanau 1654); „De calesti physiognomia libri VI“ (Neapel 1601, zuletzt Rouen 1650, ital. Padua 1623); „De humana physiognomia“ (mit Kpftn. Sorento 1586, zuletzt Rouen 1655, ital. und franz.) u. a. 33.

Portal (von porta, die Thüre) nennt man die Einfaſſung und Verzierungen des Haupteinganges zu irgend einem größeren Gebäude. 30.

Pórtal (Antoine), berühmter franzöſiſcher Arzt, ward am 5. Jan. 1742 zu Gaillac, einem Städtchen im Departement des Tarn, wo ſein Vater Arzt war, geboren, ſtudirte Medicin zu Montpellier und fand hierauf 1766 in Paris eine freundliche Aufnahme bei Senac und Lieutaud, denen er ſich vorzüglich durch ſeine anatomiſchen Kenntniſſe empfahl. Als Schriftſteller beſchäftigte er ſich von jetzt an mit anatomiſchen und chirurgiſchen Arbeiten und ſein „Précis de la chirurgie pratique“ (1768. 2 Voll.) und „Histoire de l'anatomie et de la chirurgie“ (1770. 7 Voll.) ſind als die vorzüglichſten Früchte ſeiner literariſchen Muße anzuſehen. Nachdem er 1770 den Lehrſtuhl der Medicin am Collége de France und 1777 den der Anatomie am Pflanzengarten erhalten hatte, legte er ſich mehr auf die Ausübung der innern Praxis, ſchrieb über Gegenſtände der innern Heilkunde, als wohin ſeine „Beobachtungen über die Hundswuth“ (1779), „Über die Rhachitis“ (1797), „Über die Lungenſucht“ (1792), „Über die Apoplexie“ (1781), „Über die Krankheiten der Leber“ (1813), „Über die Epilepſie“ (1827) gehören. Endlich erwähnen wir hier noch ſein Werk über die „Pathologiſche Anatomie“, das die erſte umfaſſende Arbeit dieſer Art für Frankreich war, ſo

daß P. als der Gründer dieſes Fachs bei den Franzoſen, die daſſelbe jetzt ſo eifrig cultiviren, anzuſehen iſt. So erwarb er ſich durch praktiſche und ſchriftſtelleriſche Thätigkeit einen großen Ruf, wurde Mitglied einer Menge gelehrter Geſellſchaften, ſchon vor der Revolution Leibarzt von Monſieur, von Napoleon zum Baron ernannt, hierauf Leibarzt Ludwig's XVIII. und Karl's X. und ſtarb endlich hochbejahrt im 91. Jahre am 23. Juli 1832. — P. war kein glänzendes Genie, doch beſaß er ſehr viel Verſtand und Beurtheilungskraft und großen Sammlerfleiß. In ſeinen Werken geht er einen eigenen Gang und berückſichtigt wenig die Anforderungen, die die neuere Zeit an ſeine Aufgaben macht; daher kommt es auch, daß er als Arzt und Schriftſteller ſich nie von der Humoralpathologie losſagte. 39.

Portalis (Jean Etienne Marie, Graf), geb. zu Beauſſet 1745, zeichnete ſich ſeit 1767 als Rechtsgelehrter und einer der geſchickteſten Advocaten im Departement Aix, ſo wie durch Rednertalent und mehrere Schriften, unter andern durch ſeine „Consultation sur la validité des mariages des protestans en France“ (Paris 1771) vortheilhaft aus. Im Jahre 1790 zog er ſich von den Geſchäften zurück, ging aufs Land, ſpäter nach Lyon und Paris, an welchem letztern Orte er beim mächtigen Fortſchreiten der Revolution als verdächtig eingezogen und erſt 1795 freigegeben wurde. Doch wurde er noch in dieſem Jahre Mitglied, dann Secretair und 1796 Präſident im Rathe der Alten. Doch auch ihm brachte die Revolution Wechſel im Schickſalsgange ſeines Lebens. Schon 1797 mußte er als Proſcribirter Frankreich verlaſſen. Er ging ins Holſteiniſche zum Grafen Reventlow, wurde am 18. Brumaire von Napoleon zurückgerufen, Gouvernementscommiſſair des Priſengerichts und nachmals Mitglied des Staatsraths, in welcher Stelle er beſonders bei Abfaſſung des Code civil thätig war. Er trug 1801 zur Ordnung der Cultusangelegenheiten und zum Abſchluſſe des Concordats mit dem päpſtlichen Stuhle vorzüglich bei und wurde in Anerkenntniß ſeiner Verdienſte 1803 vom Kaiſer zum Senator und 1804 zum Cultusminiſter ernannt. Dabei verlieh ihm Napoleon das Großkreuz der Ehrenlegion und ehrte ihn nach ſeinem am 25. Aug. 1807 erfolgten Tode noch dadurch, daß er ihn im Pantheon beiſetzen ließ, wobei ihm eine Todtenfeier gehalten wurde. Er hinterließ nicht blos Denkwürdigkeiten, die für die Geſchichte ſeiner Zeit von Wichtigkeit ſind, ſondern auch ein beſonderes Werk, das unter dem Titel: „De l'usage et de l'abus de l'esprit philosophique au dixhuitième siècle“ (Paris 1835. 2 Voll.) herausgegeben worden iſt. Man ſehe „Zeitgenoſſen“ (1. Reihe Hft. 19). — Sein Sohn, Joſeph Maria, Graf P., zu Aix 1778 geboren, kam 1793 mit ſeinem Vater nach Paris, machte ſich hier durch einen Aufſatz über Montesquieu bekannt und verließ am 18. Fructidor 1797 nebſt ſeinem Vater Frankreich. Im Jahre 1800 ſchrieb er eine Abhandlung: „Du devoir de l'historien de bien considérer le caractère et le génie de chaque siècle, en jugeant les grands hommes, qui y ont vécu“, die nachmals von der Akademie der Wiſſenſchaften zu Stockholm gekrönt wurde. Nachdem er mit ſeinem Vater nach Frankreich zurückgekehrt war, wurde er der franzöſ. Geſandtſchaft in Berlin beigegeben, 1804 franzöſ. Geſandter beim Churfürſten von Mainz, 1805 Generalſecretair im Cultusminiſterium, ſpäter Staatsrath und Generaldirector der kaiſerlichen Druckerei, fiel aber 1811 in Ungnade, weil er vertraute Nachrichten über ein päpſtliches Breve wegen Napoleon erhalten und dieſe verſchwiegen hatte, mußte deßhalb 40 Stunden fern von Paris ſeinen Aufenthalt nehmen und konnte erſt wenige Monate vor dem erſten pariſer Frieden (1813) nach Paris zurückkehren, worauf er Präſident des Gerichtshofs zu Angers wurde. Zur Zeit der Reſtauration ſtimmte er für Ludwig XVIII. und wurde nach deſſen zweiter Rückkehr Mitglied des Staatsraths und des Caſſationshofs und Pair von Frankreich. Der König übertrug ihm im Jahre 1828 das Miniſterium der Juſtiz; er trat aber, als Polignac ans Ruder kam,

Digitized by Google

wieder ab. Seit dieſer Zeit finden wir P. noch als Mitglied der Pairskammer thätig und beſonders in Sachen der höhern Diplomatie bei Angelegenheiten der Repräſentation, wie im Juſtizfache wirkſam und voll Eifer. 64.

Portament, franz. port de voix; ital. portamento di voce, das Tragen der Stimme oder des Tons, heißt in der Geſangskunſt das ſanfte Aneinanderſchleifen der einzelnen Töne. Es iſt dieß eine wichtige Aufgabe für den Künſtler, da nur durch dieſe genaue Verbindung der Töne die in cantabeln Sätzen erforderliche Biegſamkeit erzielt werden kann. Damit iſt übrigens nicht zu verwechſeln das ſehr gewöhnliche Übertragen der Töne, welches oft bei weit aus einander liegenden Intervallen durch die chromatiſche Tonleiter hindurch mehr geheult als geſungen wird. 29.

Porter, ſ. Bier.

Porticus (griech. στοά) iſt Säulengang, Halle, Galerie. Dieſe meiſt auf marmornen Säulen ruhenden Gänge oder Hallen waren bei den Alten mit Statuen und Gemälden herrlich ausgeſchmückt und theils einzeln und frei ſtehend (Periſtylen), theils an Tempel, Circus oder andere Gebäude ſich anlehnend. Sie dienten bei großer Sonnenhitze oder Regenwetter zu Spaziergängen, Zuſammenkünften, Hörſälen der Philoſophen, Gerichtsplätzen, Verkaufsorten für Juwelen- und Gemäldehändler, zum Vorleſen von Schriften, Gedichten ꝛc. Gewöhnlich waren ſie von einer Seite geſchloſſen und mit Sitzen verſehen; waren beide Seiten offen, ſo ging mitten hindurch eine Mauer, deren Wände mit Gemälden verziert waren. In Griechenland gab es dergleichen P. faſt in allen Städten; in Rom hatte man nicht nur öffentliche, ſondern die Reichen und Großen brachten ſie auch an ihren Häuſern und Villen an. Die berühmteſten waren die Homershalle und die Stoa Pöcile zu Athen. Eins der prächtigſten Gebäude war auch der Porticus Liviae zu Rom, welchen Auguſtus zu Ehren ſeiner Gemahlin Livia erbaute. 11.

Portland (William Henry Cavendiſh Bentinck, Herzog von), engliſcher Staatsmann, geb. den 14. April 1738, ſtudirte zu Oxford, machte dann verſchiedene Reiſen, ward ſpäter Mitglied des Unterhauſes und 1762 nach dem Tode ſeines Vaters Pair, wo er mit der Oppoſition ſtimmte, erhielt 1765 im Miniſterium Rockingham eine Stelle, die er aber mit Auflöſung deſſelben wieder verlor (1766), ward nun einer der Häupter der Oppoſition gegen North und ſtimmte beſonders für die nachdrückliche Bekämpfung des Aufſtandes in Nordamerika. 1782 war er wieder Mitglied des neuen kurzen Miniſterium Rockingham und 1783 im Coalitionsminiſterium (mit Pitt, Fox, North u. A.) erſter Lord der Schatzkammer. Obgleich in beſtändiger Oppoſition gegen Pitt ſchloß er ſich doch 1792 bei den Umtrieben der Whigs und der Irländer an dieſen an, ward nun Kanzler der Univerſität Oxford und 1794 Staatsſecretair des Innern und Lordlieutenant von Nottingham, welche Poſten er auch unter Addington (ſeit 1801) und Pitt (ſeit 1804) behielt, und mußte zwar im Febr. 1805 Addington weichen, ward aber unter Perceval erſter Lord der Schatzkammer, bis er 1809 von Steinſchmerzen geplagt ſeinen Abſchied nahm. Er ſtarb den 30. Oct. 1809. — Ohne gerade ausgezeichneter Staatsmann zu ſein, griff er doch eine lange Reihe von Jahren hindurch thätig in die Staatsmaſchine ein und galt für das Haupt der Oppoſition gegen alle Miniſterien, an welchen er nicht ſelbſt Theil nahm. Auch hat man ihn längere Zeit für den Verfaſſer der Briefe des Junius (ſ. d. Art.) gehalten. 16.

Porto oder **Oporto**, die zweite und nach Liſſabon die volkreichſte Stadt des Königreichs Portugal, Sitz eines Biſchofs, der aber meiſtens zu Mezanfrio reſidirt, und eines Oberappellationsgerichts, in der Provinz Minho, am rechten Ufer des Duero, ¼ Stunde vom Meere, in einer wilden Berggegend zwiſchen hohen

Felſen, hat 10000 Häuſer mit 70000 Einw., 90 Kirchen, 17 Klöſter, 1 Schauſpielhaus, 12 Hospitäler und ungeheure Magazine für Wein (Portwein); zum Theil regelmäßige Straßen und ſchöne Gebäude, z. B. den biſchöflichen Palaſt und des Appellationsgerichts, das große Hospital, die Caſernen, die engliſche Factorei, das Findelhaus, das Stadthaus, die Zollgebäude, die Münze und das Zeughaus. Unter den Kirchen ſind die Kathedrale und die Kirche der Clerigos merkwürdig. Die Stadt hat keine gelehrte Schule und keine Bibliothek, aber eine Akademie der Chirurgie und Anatomie und eine Akademie der Marine und des Handels. Ihre Einwohner unterhalten viele Fabriken, unter denen ſich auch noch eine große königliche Schnupftabakfabrik befindet, Manufacturen, Schiffbau und treiben auch einen anſehnlichen Handel, beſonders mit Öl, Wein, Branntwein (von dem ſie 30 Brennereien beſitzen), Südfrüchten ꝛc., weßhalb auch viele Engländer und Deutſche Handlungshäuſer hier haben. Am Fluſſe ſind die prächtigſten Kaie und den geräumigen und ſichern Hafen, den bisher jährlich 1200 Schiffe beſuchten, ſchützen 2 feſte Werke. Im Alterthume lag hier der Hafen Cale (Portus Cale), woher der Name des ganzen Landes ſtammen ſoll. In der neueſten Zeit iſt P. auch durch den Bruderkampf Don Miguel's und Don Pedro's merkwürdig geworden. 71.

Porto Rico, ſ. Weſtindien.

Portrait (ſpr. Porträ), **Bildniß**, iſt die künſtliche Darſtellung oder Abbildung eines menſchlichen Individuum und kann als ſolche Gegenſtand der Bildhauerei, wie der Malerei ſein. In erſterem Falle ſpricht man von Portraitſtatuen und unterſcheidet dieſelben von der bloßen Büſte (ſ. d. Art.), als welche in der Bildhauerei im Grunde das iſt, was man in der Malerei im eigentlichen Sinne P. nennt. Die Portraitmalerei bildet einen Theil der Hiſtorienmalerei, da ihr Gegenſtand, der Menſch, der Geſchichte angehört; doch nimmt ſie nur dann einen höhern artiſtiſchen Standpunkt ein, wenn die Individuen, welche ſie darſtellt, ſelbſt mehr oder minder über die Gemeinheit ſich erheben, alſo in der That ein höheres geſchichtliches Intereſſe haben. Bisweilen ſetzt man der Portraitmalerei die Idealmalerei entgegen; dieß geſchieht indeß nur relativ, indem man dann unter Portraitbild überhaupt ein ſolches Bild verſteht, welches ſich auf einen wirklichen Gegenſtand bezieht, während das Idealbild der Phantaſie des Künſtlers angehört. — Das Portraitiren in ſeiner handwerksmäßigen Bedeutung zu erleichtern, hat man ſogar Maſchinen erfunden, unter welchen die des Amerikaners Hawkins die bekannteſte iſt. Ein Stäbchen nämlich, außerhalb der Maſchine angebracht, beſchreibt die Umriſſe des Kopfes, welcher gemalt werden ſoll, zu gleicher Zeit aber zeichnet ſich im Innern der Umriß nach einem beliebig verjüngten Maßſtabe auf eine untergelegte Fläche. 1.

Portroyal des Champs (ſpr. Porroajal dä Schang), ein im Jahre 1233 gegründetes Bernhardinerinnenkloſter bei Verſailles, unweit Paris, zu welchem auch ein 1626 von der Äbtiſſin Angelica, Anton Arnauld's (ſ. d. Art.) Schweſter, geſtiftetes Kloſter in der pariſer Vorſtadt St. Jacques, Portroyal de Paris, gehörte, hat unter allen anderen Nonnenvereinen die größte Berühmtheit erlangt, theils durch die neuen eigenthümlichen Übungen der Gottſeligkeit und Sittenſtrenge, welche Angelica eingeführt hatte, theils durch die antijeſuitiſche und janſeniſtiſche Richtung, welche das Kloſter durch den Benedictinerabt von St. Cyran, Jean du Vergier de Havranne, den Seelſorger und Gewiſſensrath der andächtigen und büßenden Geſellſchaft, nahm, indem er, ein Gegner der Jeſuiten, eine mit dem ſtrengen Auguſtinismus vereinte Gemüthstheologie dort einheimiſch machte. Seitdem ward P. der Sammelplatz von Janſen's verfolgten Verehrern, da eine Gemeinſchaft von Einſiedlern, meiſt hochgebildeten und verdienten Männern, unter ihnen Nicole, Pascal und Arnauld, nach Art der alten Anachoreten in der Nähe

des Kloſters ſich anſiedelte (um 1640), die Bußübungen und Arbeiten der Nonnen theilte und den Janſenismus in myſtiſch-aſcetiſchem Geiſte weiter ausbildete. Ihr Beſtreben war, den Gebrauch der heiligen Schrift und Auguſtin's an die Stelle der Schuldialektik zu ſetzen und erſtere auch unter den Laien einzuführen. Zugleich drangen ſie auf eine ſittliche Behandlung aller Kirchenanſtalten, anſtatt des leeren Ritus, und bekämpften mit Geiſt und Witz (ſ. Pascal) die anſtößige Moral der Jeſuiten, wodurch ſie ſich die öffentliche Meinung gewannen. Ihr Ruhm drang durch die ganze katholiſche Welt. Die Herzogin von Longueville, Schweſter des großen Condé, ward ihre Beſchützerin, Boileau ihr Freund, Racine ihr Schüler. So konnten die Nonnen von P. es wagen, der Bulle Innocenz's X., welche 5 Sätze Janſen's verdammte, die Unterſchrift zu verweigern, worauf ihre frommen Freunde zerſtreut und die Verfolgung geſchärft wurde, bis es endlich der Beichtvater Ludwig's XIV., Le Tellier, dahin brachte, daß auf die abermalige Verweigerung der Unterſchrift P. aufgehoben (1709), zerſtört und ſogar die Leichname ausgegraben und den Hunden vorgeworfen wurden. Die Ruinen blieben lange ein Wallfahrtsort andächtiger Pariſer. — Vergl. „Mémoires sur la destruction de l'abbaye de Portr. des Champs" (1711); „Les ruines de Portr." par Grégoire (Par. 1801. Ed. 2. 1809). 63.

Portsmouth (ſpr. Portsmudd), eine berühmte feſte, mit Wällen umgebene Seeſtadt und ein Kriegshafen in der engliſchen Grafſchaft Hamp oder Southampton (Br. 50° 48′ 2″, L. 16° 34′ 2″), auf der durch einen Canal vom feſten Lande getrennten Inſel Portſea, iſt in militairiſcher Hinſicht die wichtigſte Stadt des ganzen britiſchen Inſelreichs, indem ſie eine der ſtärkſten Feſtungen Englands, ja Europa's bildet. Sie beſteht eigentlich aus 2 Städten, dem eigentlichen P. mit 10000 Einw., das klein und eng gebaut, finſter, ſchmutzig und ohne irgend ein merkwürdiges Gebäude iſt, und aus Portſea, das ſeit 1792 ſeinen Namen erhalten, über 40000 Einw. hat und viel größer und ſehr gut gebaut iſt. Beide Städte zählen 6564 Häuſer. In Portſea befinden ſich die großen Schiffswerfte, Docks für Kauffahrer, eine Seeakademie, ein Matroſenhospital für 3000 Mann, das prächtige Seearſenal, welches eine Oberfläche von 100 Acres einnimmt und wo in Friedenszeiten 3—4000 Arbeiter beſchäftigt ſind (in Kriegszeiten aber noch einmal ſo viel) und wo man mehrere, vorzüglich von Dämpfen in Bewegung geſetzte Maſchinen, um die Blöcke zu machen, die Bohlen zu ſägen und 2 Zoll dicke Eiſenplatten zu hauen, bewundert. Merkwürdig ſind überdieß noch die Schiffsbauſchule, das königliche Marinecollegium und die ſchöne Sammlung aller wichtigſten Schiffsbauwerke. Den äußeren Theil der Inſel, worauf das eigentliche P. liegt, umgeben die Feſtungswerke, deren Wälle mit angenehmen Spaziergängen geziert ſind. Ihren großen und ſichern Hafen, welcher die ganze Flotte Großbritanniens faſſen kann, ſchützen 3 ſtarke Forts. Am Eingange deſſelben, in welchem ſich auch in Friedenszeiten 100 Kriegsſchiffe befinden und deſſen Handelsmarine 9000 Tonnen zählt, breitet ſich die herrliche Rhede von Spithead aus und an der weſtlich gegenüberliegenden Spitze des Hafens liegt auf dem feſten Lande Gosport. Die Kaufleute zu P. wenden die vortheilhafte Lage des Hafens und andere Vorzüge dieſer Stadt zum Großhandel an und ſtifteten zu dieſem Behufe eine Handlungsgeſellſchaft. 77.

Portugal, lat. Lusitania; franz. und engl. Portugal, das weſtlichſte Land Europas und der pyrenäiſchen Halbinſel, breitet ſich zwiſchen 8° 9′—11° 55′ L. und 36° 55′—42° 13′ N.Br. aus und umfaßt (hier nur das feſte Land) einen Flächenraum von beinahe 1800 □Meilen. Es bildet ein längliches Viereck, iſt 77 Meil. lang und bis 32 Meil. breit; nördlich und öſtlich macht Spanien (Galicien, Valladolid, Zamora, Salamanca, Eſtremadura und Sevilla) die Grenze; ſüdlich und weſtlich der atlantiſche Ocean. P. iſt von Spanien nur durch politiſche,

nicht durch natürliche Grenzen geſchieden; ſeine Gebirge wie ſeine Ströme ſind Fortſetzung der ſpaniſchen. Im Norden (Tras-os-Montes) bis zum Duero herab finden wir das Hochland von Galicien und Leon wieder unter dem Namen der Serra Suazo Gerez, Montezinho und Maraõ mit dem Gaviara (7380 Fuß) als höchſten Punkt. Südlich vom Duero zieht ſich in ſüdweſtlicher Richtung bis zur Mündung des Tejo als Fortſetzung des caſtiliſchen Gebirgs die Serra Eſtrella, ein Hochland bildend, welches ſich in ſeiner Centralgruppe bis 6462 Fuß erhebt, nördlich aber in Beira und nach dem Tejo hin nach und nach faſt in völlige Ebene abfällt. Die Nordſeite führt wegen ihres ſanfteren Abfalls den Namen Serra manſa, die ſteilere Südſeite heißt Serra brava. Weiter nach Süden zwiſchen dem Tejo und dem Guadiana iſt ebenfalls Hochland, eine Fortſetzung der Hochebene im benachbarten ſpaniſchen Eſtremadura. Der Hauptabfall ſenkt ſich nach dem Meere zu, doch wird es im äußerſten Süden von dem Küſtenlande durch die Serra Monchique getrennt, deren Hauptkamm vom Guadiana weſtlich nach dem Meere herübergeht. Der höchſte Punkt iſt hier die Foya (5000 Fuß). Überall bemerkt man ausgebrannte Vulcane, beſonders in Algarvien. Die Küſten ſind zum Theil ſchroff und felſig, zum Theil wie im äußerſten Norden, Beira, einem Theile Eſtremaduras und an der Mündung des Guadiana flach, oft ſandig und moorig mit Untiefen und verborgenen Klippen im Meere, doch im Allgemeinen wenig zerriſſen. Halbinſelbildung findet ſich höchſtens an der Mündung des Tejo, als deren Endpunkte die Caps Roca und Eſpichel zu betrachten ſind. Andere Vorgebirge ſind das Cap Mondego an der Mündung des gleichnamigen Fluſſes, Carvoeïro an der Landſpitze Peniche, Sines in Alemtejo; in Algarvien endlich die Caps S. Maria, Carveïro und S. Vincente, letzteres der ſüdweſtlichſte Punkt Europas. Was das Flußſyſtem Portugals betrifft, ſo begegnet uns zuerſt der Minho, welcher jedoch nur Grenzfluß (gegen Galicien) bleibt; weiter herab ſtrömt der Douro in faſt gerader Richtung von Oſt nach Weſt, dann der bedeutendere Tejo (ſ. d. Art. Tajo) in mehr ſüdweſtlicher Richtung und zuletzt in ſüdlichem bogenförmigen Laufe der Guadiana. Dieſe, die Hauptflüſſe Portugals, ſind hier ſämmtlich bedeutender als in Spanien und werden auch hier erſt, obwohl nicht eben auf große Strecken, ſchiffbar. Außer ihnen gibt es noch zahlreiche Küſtenflüſſe, welche aber mit Ausnahme des Lima, Cavado, Vouga, Mondego und des Sado (des einzigen Fluſſes in P., welcher von Süd nach Nord fließt) nicht von Bedeutung ſind. Landſeen gibt es im Süden des Tejo und Gebirgsſeen (wie der runde, lange und finſtere See) auf der Serra Eſtrella, die lauwarmes, aber kryſtallhelles Waſſer haben und Blaſen werfen; auch findet man an der Küſte einige ſchmale Binnenwäſſer, wie z. B. die Lagune von Albufeira. Die außerordentliche Menge von trefflichen Heilquellen (Schwefel- und Stahlwaſſer) wird nicht benutzt. Das Klima Portugals iſt nicht überall gleich. Während das ſüdliche Algarvien faſt die Natur der Tropenländer hat, nähert ſich die nördliche Hochebene faſt dem Klima Norddeutſchlands (hier, wie auf der Serra Eſtrella, liegt im Winter Schnee); doch am Fuße des Gebirgs und in den Thälern weht, wie in den übrigen Theilen des Landes, warme milde Luft, in welcher die meiſten Südfrüchte gedeihen. Eigentlich tropiſche Hitze findet man wegen der Berg- und Seeluft nirgends. Der Winter gleicht einem nordiſchen Frühlinge und beſteht in Regengüſſen mit Gewittern; der Sommer iſt wolken- und regenlos. Geerntet wird im Juni, im Auguſt der Wein geleſen. Der leichte und, wo hinlängliche Bewäſſerung iſt, äußerſt fruchtbare Boden liefert eine Menge der herrlichſten Vegetabilien, Südfrüchte aller Art, beſonders ſchöne Oliven, Wein (Portwein), Obſt, Getreide (Mais und Roggen im Norden, Waizen im Süden), Hülſenfrüchte und Gartengewächſe, Kaſtanien in großer Menge, im Norden Eichen und Ulmen, Ciſtus, Cypreſſen, Maſtixbaum u. a. m.; auch Zierpflanzen mancherlei Art. An Producten des Mineralreichs iſt ebenfalls kein Mangel; man

findet Spuren von Gold, Silber und anderen Metallen, benutzt aber nichts, da man früher an Braſiliens Reichthum genug hatte. Bergmänniſch wird nur eine Eiſenhütte und eine Steinkohlengrube betrieben. Deſto wichtiger aber iſt die Gewinnung des Seeſalzes. Das Thierreich bietet vorzüglich Eſel, Mauleſel, Schweine, Schafe (beſonders in Beira), weniger Pferde, Rinder und Wildpret, von letzterem nur Kaninchen, Haſen und rothe Rebhühner in größerer Anzahl. Im Norden und überhaupt auf den Gebirgen trifft man wilde Ziegen und Schafe, auch wilde Katzen, Wölfe und Hunde gibt es überall in zu großer Menge. Fiſche liefern die See und die Flüſſe. Die Bewohner Portugals, die Portugieſen (ſie ſelbſt nennen ſich Spanier und dieſe Caſtilianer), zuſammen 3375000 Köpfe, ſind gleich der Hauptmaſſe der ſpaniſchen Bevölkerung ein Gemiſch von Celten, Carthagern, Römern, Deutſchen, Saracenen und Juden und unterſcheiden ſich durch eine kurze gedrungene, faſt dicke Geſtalt vor dem obwohl nicht eben größeren, aber doch feineren und ebenmäßiger gebildeten Spanier. Dunkel von Farbe und ſchwarzen Haars, wie der Spanier, hat der Portugieſe doch nicht die geiſtreiche Phyſiognomie deſſelben, obwohl auch aus ſeinem Antlitz feurige Augen und Ernſt leuchten. Die Hauptzüge ſeines Charakters ſind Stolz und Unternehmungsgeiſt, Mäßigkeit, Höflichkeit und Liebe für Vaterland und vaterländiſche Sitte; dabei aber iſt er prahleriſch, ſinnlich und leidenſchaftlich, auch häufig argliſtig, zumal gegen Fremde und übertrieben abergläubiſch. Nationalzug iſt Haß gegen die Spanier. Freilich iſt der Portugieſe des XVIII. und XIX. Jahrhunderts nicht mehr der muthige, patriotiſche, unternehmende und rechtliche des XV. und XVI. Jahrhunderts, wo ſich kein anderes Volk Europas über ihn erhob; dieß iſt aber die Schuld einer planmäßigen Verwahrloſung von Seiten einer fanatiſchen Geiſtlichkeit und ſchwacher Regierungen; doch zeigen ſich auf dem Lande immer noch Spuren des alten Sinnes und Charakters. Daß ſich unter dem bis in die neuere Zeit herab dauernden Drucke, zu dem ſich noch ſchwere und anhaltende Unglücksfälle von Außen geſellten, die frühere nationelle Thätigkeit und Betriebſamkeit nicht hat erhalten können, verſteht ſich wohl von ſelbſt. Der Ackerbau, früher bedeutend und bei Weitem mehr als den Bedarf erzeugend, liegt jetzt ganz darnieder, ſo daß es der Einfuhr bedarf; ſelbſt Kartoffeln muß man vom Auslande beziehen, wenn man ſich nicht, wie es meiſt geſchieht, mit dem Erdapfel begnügt. Wichtiger iſt der Wein-, Obſt- und Ölbau, welcher die einzigen Ausfuhrartikel von Bedeutung liefert. Der Seidenbau, welcher ſehr einträglich werden könnte, iſt bis jetzt noch ziemlich vernachläſſigt. Daſſelbe gilt von der Viehzucht, welche nicht minder bei weiſer Unterſtützung und rationellem Betriebe von hoher Wichtigkeit werden müßte; ſo aber beſchränkt man ſich auf die Schaf- und Schweinezucht. Die Induſtrie nimmt ebenfalls eine nur untergeordnete Stelle ein, da nach dem Syſteme der früheren Regierungen viele Fabrik- und Manufacturerzeugniſſe Monopole waren, auch der Abſatz durch hohe Zölle erſchwert, ſomit die Concurrenz mit dem Auslande unmöglich wurde. Man zählt jetzt gegen 200 Fabriken und Manufacturen, unter ihnen wohl eingerichtete Tuch- und Wollenzeugfabriken, Seidenmanufacturen, Baumwolleſpinnereien, Leinwandwebereien und Glasfabriken; von einiger Bedeutung ſind ferner die Hutmacherei, die Gold- und Silberarbeiten, Zuckerſiedereien, Papiermühlen, Band- und Seifefabriken u. a. m. Der Handel, und zwar vorerſt der innere, iſt wegen Mangels an guten Wegen und Canälen und bei der nur theilweiſen Schiffbarkeit der Flüſſe unbedeutend, obwohl die jetzige Regierung durch Aufgaben mehrerer ihrer Monopole und andere nützliche Einrichtungen Manches zu ſeiner Erleichterung gethan hat. Hauptplätze des Binnenhandels ſind: Braga, Coimbra, Portalegre, Elvas (Schleichhandel nach Spanien) und Abrantes. Der auswärtige Handel (faſt ausſchließlich Seehandel) iſt wichtiger; doch hat er durch die Trennung Braſiliens ebenfalls außerordentlich verloren und befindet ſich über-

dieß meiſt in den Händen der Ausländer, beſonders der Briten, ſo daß er, und auch nur erſt in der neueſten Zeit, blos zur Hälfte mit portugieſiſchen Schiffen betrieben wird. Die Ausfuhr (Wein, Seeſalz, Südfrüchte, Obſt, Wolle, Korkholz, etwas Seide u. a.) ſteht zur Einfuhr (Getreide, Fleiſch, Butter, Käſe, Rindvieh, Pferde, Holz, Eiſen, Stahl, Blei, Kupfer, Meſſing, Hanf, Flachs, Steinkohlen und vieles Andere) in keinem Verhältniſſe und nur der Colonialhandel, obwohl er jetzt nur noch Zwiſchenhandel iſt, deckt einigermaßen die Nachtheile der Bilanz. Unter den wenigen Hafenplätzen ſind Liſſabon, Porto, Aveiro, Faro und Setuval die wichtigſten. — Die Verfaſſung Portugals iſt eine conſtitutionelle Monarchie und beruht auf der im April 1826 von Don Pedro erlaſſenen carta de Ley, welche im Allgemeinen das Gepräge der meiſten neueren Verfaſſungen trägt. Der König (jetzt Königin Donna Maria da Gloria) hat die leitende und vollziehende, die Cortes, beſtehend aus den Kammern der Pairs und Abgeordneten, die geſetzgebende Gewalt. Unabhängig von dieſen beiden Gewalten iſt die Juſtizpflege, welche von Richtern, Gerichtshöfen und Geſchworenen ausgeübt wird. In jeder Provinz beſteht ein Obergericht und in der Hauptſtadt als letzte Inſtanz ein höchſtes Juſtizgericht. Der Titel des Königs iſt: „König von Portugal und Algarvien, dieſſeits und jenſeits des Meeres in Afrika, Herr zu Guyana, der Schifffahrt, der Eroberungen und des Handels von Äthiopien, Perſien, Arabien und Indien.“ Außerdem titulirt ihn der Papſt „allergetreuſter König.“ Der Thronerbe heißt Herzog von Braganza. Die 7 Orden des Königreichs ſind: der Chriſtusorden, der Orden des heiligen Jakob oder vom Schwert, der Militairverdienſtorden de Sao Bento de Aviz, der Orden der heiligen Iſabella, der Thurm- und Schwertorden, der Orden der Treue und der Militairorden der heiligen Jungfrau von Villa Vizoſa. Herrſchende Religion iſt die katholiſche; andere Confeſſionen werden geduldet, jedoch ohne äußere Zeichen und Kirchen. Das Finanzweſen Portugals iſt in ziemlich zerrüttetem Zuſtande, obgleich in der neueſten Zeit, insbeſondere durch den verdienſtvollen Finanzminiſter Carvalho, bedeutende Anſtrengungen zur Regulirung deſſelben gemacht worden ſind. Allerdings hat die Trennung Braſiliens weſentlich mit zu ſolcher Zerrüttung beigetragen, doch liegt der Hauptgrund wohl mehr in der früheren kopfloſen Verwaltung. Während 1828 die Ausgaben 31715758 Gulden betrugen, belief ſich die Einnahme nur auf 20278117 Gulden und die Schuld war auf 105 Mill. Gulden geſtiegen. Don Pedro vernichtete ſpäter 20 Mill. Gulden Papiergeld und regulirte das Schuldenweſen, indem er die Staatsgläubiger theils durch den Erlös eingezogener Kloſtergüter befriedigte, theils wenigſtens ſicher ſtellte. Doch aber hat ſich in den neueſten Budgets immer noch ein bedeutendes Deficit ergeben; ſo betrugen im J. 1834 die Ausgaben 12549270912 Müreis (37200000 Fl.), die Einnahmen dagegen nur 9578108553. Das Deficit ſollen Vorſchüſſe der Bank und Hypotheken auf Kirchen- und Nationaleigenthum decken. — Was das Kriegsweſen betrifft, ſo ſcheint ſich daſſelbe wieder zu heben; die Landarmee beſteht aus 29645 M. (mit 4411 Pferden) regulairer Truppen und 32000 Miliz, zu welchen noch ein Corps Veteranen von 2500 M. und ein Polizeicorps in Liſſabon von 1241 M. kommt; doch mögen allerdings kaum die Hälfte dieſer Mannſchaften im Dienſte ſein. Die Flotte, einſt die Beherrſcherin der Meere, zählt jetzt kaum 40 Segel und darunter nur 5—6 Fahrzeuge erſten Ranges. — Das portugieſiſche Staatsgebiet zerfällt in das europäiſche und außereuropäiſche. Zu jenem gehört das eigentliche Portugal mit dem Königreiche Algarvien und die Azoren (ſ. d. Art.), zu dieſem und zwar in Aſien einige Gebiete in Oſtindien (Goa und Diu), die Stadt Macao in China, ein Theil der Inſel Timor und die Inſeln Solor und Fabrao; in Afrika: die Inſeln Madeira (ſ. d. Art.) und Porto Santo, die Inſeln des grünen Vorgebirges (ſ. d. Art.), St. Thomas und do Principe, die Gouvernements von Mozambique und Angola und ein Stück von Senegambien. Den Flächenin-

Digitized by Google

halt der außereuropäiſchen Beſitzungen berechnet man zu 24600 □M. mit 1½ Mill. Menſchen. — In adminiſtrativer Hinſicht war das eigentliche P. mit den Azoren ehedem in 44 Bezirke (Comarcas) getheilt, nach dem Decrete vom Juli 1835 aber zerfällt jetzt P. in 8 Provinzen, die wieder in Diſtricte und Gemeinden getheilt ſind. Die Azoren bilden für ſich 2 und die Inſeln des grünen Vorgebirges ſo wie Madeira und Porto Santo ebenfalls 2 Provinzen. Hier, wo wir es nur mit dem Feſtlande zu thun haben, behalten wir die übliche geographiſche Eintheilung in 6 Provinzen bei. Es ſind dieß folgende: 1) Entre Minho e Douro (135, nach Andern 160 □M.). Städte: Braga mit 20000 Einw.; Sitz eines Erzbiſchofes, Gewerbthätigkeit, römiſche Ruinen; Porto oder Oporto (ſ. d. Art.); Viana mit 8000 Einw., eine der ſchönſten Städte Portugals, Hafen; Guimaraes, alte Reſidenz, mit 7000 Einw.; Panafiel, mit 5000 Einw.; Barcellos, 5000 Einw.; Villa do Conde, 4500 Einw., Hafenſtadt. 2) Traz-os-Montes (137, nach Andern 156 □M.). Städte: Braganza, der Stammort der königlichen Familie, mit 5600 Einw.; Villa Real, 6000 Einw.; Chaves, Feſtung, mit 5000 Einw.; Pezo do Regoa (3000 Einw.), mit einer bekannten Weinmeſſe; Torre de Moncorvo, mit 2000 Einw. und ſtarkem Ölbau. 3) Beira (459, nach Andern 423 □M.), zerfällt in Ober- und Unterbeira. Städte in Oberbeira: Coimbra (ſ. d. Art.); Ovar, an der Küſte, mit 10000 Einw.; Aveiro oder Nova Braganza (4000 Einw.), Feſtung, Handel; Buarcos, mit einer guten Rhede; Lamego (9000 Einw.), Feſtung, Handel, Reichstag von 1143 bis 1181; Viſeu (6000 Einw.), große Meſſe, berühmte Schinken; Pinhel (3000 Einw.); Almeida, Grenzfeſtung gegen Spanien in dem fruchtbaren Landſtriche Riba da Coa. In Unterbeira: Covilhao (5000 Einw.), Meſſen, warme Quellen; Caſtello Branco (5000 Einw.), Feſtung; Sarzedas, Goldwäſcherei; Sabujal, Sieg Wellington's 1811. 4) Eſtremadura (356 □M.). Städte: die Haupt- und Reſidenzſtadt Liſſabon (ſ. d. Art.), in der Umgebung Mafra (ſ. d. Art.); Cintra (4000 Einw.); Bellas (4000 Einw.); Santarem (8000 Einw.), Öl- und Kornbau; Obidos (5000 Einw.), große Waſſerleitung; Thomar (5000 E.), Ölhandel, Baumwollenſpinnerei; Pewihe; Pombal; Abrantes (3000 Einw.), wichtiger Getreide-, Obſt- und Gemüſebau; Palmella (3000 Einw.); Setubal oder St. Ubes (15000 Einw.), wichtige See- und Handelsſtadt. Vor den Küſten Eſtremaduras liegen die kleinen Berlengasinſeln, auf deren größter ſich ein Fort befindet. 5) Alemtejo (480 □M.). Städte: Evora (15000 Einw.), Alterthümer, Weinbau, Erzbisthum; Elvas (16000 Einw.), ſtarke Feſtung, Öl- und Obſtbau, Handel; Beja (6000 Einw.), Handel; Eſtremoz (5000 Einw.), ſtarke Feſtung, ſchöner Marmor; Portalegre (6000 Einw.); Caſtello de Vide (6000 Einw.); Villa Vizoſa (5000 Einw.); Montemor o Novo (4000 Einw.); Moura (4000 Einw.), bedeutender Schleichhandel; Serpa; Mertola; Sines am Meere mit bedeutender Fiſcherei. 6) Algarbien (ungefähr 130 □M.). Städte: Lagos (4000 Einw.), befeſtigte Hafenſtadt, guter Wein; Faro (8000 Einw.), Fiſchfang und ſtarker Seehandel; Tavira (9000 Einw.), Feſtung, Fiſchfang; Loule (5000 Einw.); Villa Real, 1774 von Pombal angelegt (2000 E.); Monchique (2000 Einw.), mit warmen Bädern, auch berühmt durch ſeine Schinken; Villa nova de Portimao (4000 Einw.), Hafen; Albufeira (3000 Einw.). — Geſchichte Portugals. — Seine früheren Schickſale hat P. gemeinſam mit Spanien. Es wohnten hier wie dort in der Zeit vor Chriſtus Zweige des großen celtiſchen Volkes; desgleichen finden ſich auch Spuren phöniciſcher Coloniſation von Tyrus und Sidon aus; beſtimmte Nachrichten aus dieſem Zeitraume aber mangeln. Nach dem Falle Carthagos ward mit Spanien auch P., damals Luſitanien genannt, römiſche Provinz (140 v. Chr.) und theilte ſeit dieſer Zeit, ohne ſich mehr als andere unterjochte Völker bemerklich zu machen, die Schickſale Roms

bis zu Anfange des V. Jahrh. n. Chr. die Alanen ſich hier feſtſetzten. Dieſe indeß mußten den Sueven, dieſe den Gothen und letztere endlich zu Anfange des VIII. Jahrh. den Mauren weichen. Die Anſtrengungen der chriſtlichen Beherrſcher in Aragonien und Caſtilien eroberten, wie bekannt, ſpäter in ununterbrochenem blutigen Kampfe ein Stück Landes nach dem andern von den Saracenen zurück und ſo war bereits im XI. Jahrh. alles Land zwiſchen dem Minho und Duero in den Händen der Könige von Caſtilien und Leon. Dieſe Provinz gab im Jahre 1094 Alphons VI., König von Caſtilien, Leon und Galicien ſeinem Schwiegerſohne, dem Grafen Heinrich von Burgund, einem Sprößlinge des capetingiſchen Geſchlechtes zu Lehn, und zwar erblich und mit Ertheilung des Königstitels. So war der Grund zum Königreiche P. gelegt, deſſen Name (von Porto) auch jetzt bereits üblich zu werden anfing. Schon von Heinrich I. (Henriquez) ward das Gebiet Portugals mit einem Theile Beiras vermehrt und ſein Sohn Alphons I., nachdem er der Gefahr, die ihm unter der Vormundſchaft ſeiner herrſchſüchtigen und ausſchweifenden Mutter, Thereſa, drohte, entgangen war, machte es ſich ſeit 1130, wo er zur ruhigen Regierung gelangte, ebenfalls zur Hauptaufgabe, die Grenzen ſeines Reiches auf Koſten der Mauren zu erweitern. An der Grenze Algarbiens auf der Ebene von Ourique erfocht er 1139 den erſten großen Sieg, dem 1147 die Einnahme Liſſabons und 29 Jahre ſpäter die große Vernichtungsſchlacht bei Santarem folgte. Während dieſer Zeit hatte er auf dem Reichstage zu Lamego im Jahre 1143 den Königstitel angenommen, ſich der Lehnspflicht von Caſtilien entledigt und dem Reiche eine Verfaſſung gegeben. Wichtiger noch wurde ſpäter, im Jahre 1181, ein zweiter eben daſelbſt abgehaltener Reichstag, indem hier die Rechte und Befugniſſe des Königs und ſeiner Familie, das Verhältniß der Unterthanen zu demſelben, ferner Erbfolge, Geſetzgebung und Gerichtsbarkeit in einem Grundgeſetze feſtgeſtellt wurden. Dieß war der erſte Reichstag, wo die Cortes ihre ſtändiſche Befugniß ausübten. Bemerkenswerth iſt es übrigens, daß ſich die meiſten Punkte der neuen Verfaſſung bei aller Strenge durch geſunden Sinn auszeichneten, namentlich wurde dadurch einem großem Unheile vorgebeugt, daß das Recht der Erſtgeburt (nach Ausſterben aller männlichen auch in weiblicher Linie) für alle Zeiten feſtgeſetzt wurde. Minder glücklich als Alphons war ſein Sohn, Sancho I., genannt der Bevölkerer (ſeit 1185), nicht aber ohne Schuld des Vaters, der der Geiſtlichkeit zu großen Einfluß geſtattet und ſich ſogar, wie behauptet wird, als Lehnsträger des Papſtes anerkannt hatte. Sancho, weniger eingenommen für den Klerus, gerieth anfangs in bittere Streitigkeiten mit demſelben und mehrere Male ins Interdict, gab jedoch endlich nach und fand ſo noch Gelegenheit mit Ausführung ſeiner Pläne auf Algarbien durch die Eroberung von Silves wenigſtens den Anfang zu machen. Die Fortſetzung derſelben ließ ſich ſein Sohn, Alphons II., der Dicke (ſeit 1211), angelegen ſein, doch gerieth auch er in verderblichen Zwiſt mit der Geiſtlichkeit, welcher bis zu ſeinem Tode 1223 fortdauerte und ſeinem Sohne, Sancho II. Mönchskappe, durch einen Machtſpruch des Papſtes ſogar den Thron koſtete. Beſſer behauptete ſich ſein zweiter Sohn, Alphons III., der Wiederherſteller (ſeit 1248), obwohl anfangs nur durch Nachgiebigkeit. Während ſeiner Regierung ward die Eroberung Algarbiens vollendet. Ungleich wohlthätiger wie alle vorgenannten Herrſcher wirkte ſeit 1279 Dionyſius der Gerechte (auch Anbauer und Vater des Vaterlandes genannt) für das Reich. Mit angeſtrengter Sorgfalt widmete er ſich den inneren Angelegenheiten, ordnete Geſetzgebung und Rechtspflege, ſchützte die Armen, munterte Ackerbau, Gewerbe, Handel und Schifffahrt auf, legte am Tejo eine Goldwäſcherei an und ſtiftete eine hohe Schule zu Liſſabon, die ſpäter nach Coimbra verlegt wurde; dabei wehrte er kräftig und mit Glücke den Anmaßungen der Geiſtlichkeit. Mehr noch würde er geleiſtet haben, wenn nicht innerer Hader, zumal die wiederholten Empörungen

des Infanten, ſeines eigenen Sohnes, ſeine beſten Kräfte gelähmt hätte. Der Letztere, Alphons IV., der Kühne (ſeit 1325), that wenig für das Reich; zwar kämpfte er vereint mit Caſtilien ruhmvoll gegen die Mauren, gab aber durch die ſchändliche Ermordung der Ines de Caſtro (ſ. d. Art.), der Geliebten ſeines Sohnes Peter, Veranlaſſung zu blutiger Zwietracht, die lange Zeit das Land zur Beute der Verwüſtung machte. Peter der Strenge aber (ſeit 1357) waltete, nachdem er beiſpielloſe Rache an den Helfershelfern ſeines Vaters genommen hatte, kräftig und umſichtig, förderte Wiſſenſchaft, Gewerbe und Handel und nahm das Volk gegen die Bedrückung des Adels in Schutz. Minder rühmlich regierte ſein Sohn Ferdinand der Zierliche (ſeit 1367), ein ſchwacher, dem verderblichen Einfluſſe ſeiner buhleriſchen Gemahlin, Leonora Tellez de Meneſes, unterworfener Fürſt. In langwierigen, aber unglücklichen um den Beſitz Caſtiliens geführten Kriegen verſchwendete er das Mark des Landes und verdarb ſo, was ſein Vater gut gemacht hatte. Erſt 1382 erhielt er Frieden von Caſtilien; die Hauptbedingung deſſelben aber, die Vermählung ſeiner Tochter Beatrix mit dem Könige Johann von Caſtilien, brachte großen Nachtheil; denn kaum war er 1383 ohne männliche Erben geſtorben, ſo trat auch ſein Schwiegerſohn geſtützt auf das allerdings unbeſtrittene Erbrecht ſeiner Gemahlin als Bewerber um P. auf. Allein das Volk, dem Caſtilier Feind, wählte einen unächten Sohn Peter's des Strengen, Johann I. (der erſte Herrſcher Portugals aus der ſogenannten unächten burgundiſchen Linie) und griff zu den Waffen. Unentſchieden, obwohl meiſt rühmlich für P., wogte der Kampf, oft unterbrochen und eben ſo oft von Neuem begonnen, Jahre lang, bis endlich im Jahre 1411 die beiderſeitige Erſchöpfung den Frieden dictirte. Bald darauf wandte der thatenluſtige Johann ſeine Blicke auf die mauriſchen Beſitzungen in Afrika und das erſte Ziel der unternommenen Heerfahrt, das wichtige Ceuta, ward genommen (1415). Bei Weitem folgereicher aber für P. wurden die unter der Leitung des kenntnißreichen und unermüdlichen Prinzen Heinrich (der Seefahrer genannt) begonnenen Entdeckungsreiſen; Gonzalez Sarco und Triſtran Vaz fanden Puerto Santo (1418), bald darauf ward Madeira entdeckt (1419) und nach und nach wehte auch die portugieſiſche Fahne auf ſämmtlichen Azoreninſeln. Dadurch ward dem Unternehmungsgeiſte der Portugieſen ein weites Feld geöffnet und der Grund zu der alle Nationen überſtrahlenden Größe und Macht Portugals im XVI. Jahrh. gelegt. Seit 1433, wo Johann's Sohn, Eduard, den Thron beſtiegen hatte, geſchah indeß weniger zur weitern Verfolgung der Entdeckungen, da ein entſchieden nachtheiliger Krieg mit den Mauren die Kräfte des Landes erſchöpfte; ſpäter aber, als Eduard geſtorben war und Alphons V., der Afrikaner, und zwar unter der Vormundſchaft ſeines Oheims, des Herzogs Peter von Coimbra, die Regierung angetreten hatte (1483), ſetzte man die Entdeckungsverſuche mit erneutem Eifer fort. So wurden nach und nach der Gambia und Senegal befahren, die Inſeln des grünen Vorgebirges entdeckt, Canaria erobert und auf Guinea eine bleibende Niederlaſſung gegründet, welche letztere bereits 1469 zur Errichtung einer Handelsgeſellſchaft Veranlaſſung gab. Während dieſer rühmlichen Beſtrebungen hatte Alphons ſein unrühmliches Benehmen gegen ſeinen Oheim durch glänzende Waffenthaten gegen die Mauren geſühnt und von denſelben alles unter Eduard Verlorene wieder zurückgewonnen. Vergeblich aber waren ſeine Verſuche Caſtilien mit P. zu vereinigen; Iſabelle, die Schweſter des ohne männliche Erben verſtorbenen Königs Heinrich von Caſtilien, verband ſich mit Ferdinand von Aragonien und ſchlug alle Angriffe des Königs Alphons, welcher ſich durch Vermählung mit der (von den meiſten Caſtilianern aber nicht als ächt anerkannten) Erbtochter des Königs Heinrich, Johanna, ſeine Anſprüche ſichern wollte, zurück. Auch waren die Einſichtsvollſten unter den Portugieſen der Meinung, daß eine Vereinigung Portugals mit Caſtilien nie zum Glücke des Landes dienen könne. Die Heilung

der Wunden, die dieſer langwierige Krieg geſchlagen hatte, ließ ſich Johann II. (ſeit 1481) auf das Eifrigſte angelegen ſein; zugleich aber erwies er dem Lande auch dadurch einen großen Dienſt, daß er den unter den vorigen Regierungen übermüthig gewordenen Adel demüthigte, dem Verdienſte allein den Zutritt in den Staatsdienſt geſtattete und der allgemein eingeriſſenen Geſetzloſigkeit kräftig ſteuerte. Den Widerſpruch des mit dieſen Reformen unzufriedenen und zuletzt ſich verſchwörenden Adels entkräftete er durch die Hinrichtung des mächtigen Herzogs von Braganza, deſſen Schwager und Anverwandten, den Herzog von Viſeo, der ſich alsbald an die Spitze dieſes Bündniſſes geſtellt hatte, er mit eigener Hand niederſtieß. Dabei wurden die Entdeckungsreiſen mit raſtloſem Eifer fortgeſetzt, Niederlaſſungen in Angola gegründet, Benin und Kongo beſetzt, durch Bartholomão Diaz das Vorgebirge der guten Hoffnung gefunden, Palma und Teneriffa erobert und auch zu Lande in verſchiedenen Theilen Afrikas und Oſtindiens wichtige Forſchungen angeſtellt. Um Irrungen mit Spanien zu vermeiden, welches durch Colombo und Andere gleiche Zwecke, nur in anderer Richtung, verfolgte, zog auf des Königs Johann Veranlaſſung der Papſt Alexander VI. auf dem Globus eine Demarcationslinie, welche 360 M. gegen Weſten vom Cap Verde und von den Azoren laufend alles öſtlich Liegende den Portugieſen, alles jenſeits derſelben aber und weſtlich Liegende den Spaniern zuertheilte. — Nicht unerſprießlich übrigens für das Reich wurde auch die Aufnahme einer großen Menge der aus Spanien vertriebenen Juden (1492). Unter ſolchen Umſtänden, wo zuſehends das Reich an Macht und Reichthum erſtarkte, beſtieg Emanuel, der Glückliche oder Große genannt, ein Enkel des Königs Eduard, den Thron im Jahre 1495. Während ſeiner 26jährigen Regierung gelangte P. auf den Culminationspunkt ſeiner Größe, obwohl nicht durch das Verdienſt des übrigens milden und rechtlichen Emanuel, ſondern in Folge des höchſt glücklichen Zuſammentreffens äußerer Umſtände und der durch dieſelben hervorgerufenen außerordentlichen Anſtrengungen der thatkräftigen und für Ruhm und Gold begeiſterten Portugieſen. Durch Männer, wie Vasco de Gama (ſ. d. Art.), der den Meerweg nach Oſtindien völlig entdeckte, Cabrol (ſ. d. Art.), welcher Braſilien fand, Amerigo Vespucci und Martin Behaim (ſ. d. Artt.), der Seele der meiſten dieſer Unternehmungen, dann Albuquerque (ſ. d. Art.), den gewaltigen unermüdlichen Eroberer, ward nach und nach ein großer Theil Oſtindiens den portugieſiſchen Waffen zinsbar und auf den Molukken, Ceylon, Malakka, in Goa und Ormus, auf Java und in Bengalen ſammelten portugieſiſche Kaufleute die Reichthümer, mit welchen fortan P., jetzt der Hauptmarkt des Welthandels, überſchwemmt wurde. Während P. auf dieſer Seite Ruhm und Reichthum erwarb, ward auch in Afrika mit großem Erfolge gegen die Mauren geſtritten und die Macht derſelben, wenn nicht gebrochen, doch niedergehalten. Johann III., Emanuel's Sohn, ſeit 1521, ſuchte in dem begonnenen Syſteme, wenigſtens hinſichtlich Oſtindiens, fortzuſchreiten und fand zum Glück in Nuño da Cunha, Meneſes u. A. Männer, die des portugieſiſchen Namens würdig das bereits Gewonnene nicht nur ſiegreich behaupteten, ſondern durch neue Eroberungen vermehrten. So wurde unter Anderm im Gebiete des Sultans von Kambaya das wichtige Diu gegründet und gegen alle Angriffe mit Erfolg vertheidigt. Doch erlitt P. auch großen Verluſt durch den ſelbſtverſchuldeten Übertritt des trefflichen Magelhaens in ſpaniſche Dienſte. Durch ihn ward die Fahrt durch das Südmeer entdeckt und Karl V. von Spanien veranlaßt, von P. als tractatmäßig ihm zugehörig die Molukken zu verlangen. Erſt nach Zahlung einer Summe von 350000 Ducaten entſagte er ſeinen Anſprüchen. Johann III. iſt es übrigens, der den Grund zu Portugals Verfall legte, dadurch nämlich, daß er die Jeſuiten in das Reich rief und die Inquiſition einführte. Der Wirkungskreis der letzteren war anfangs auf die Verfolgung der Juden, welche bereits unter Emanuel hart verfolgt worden waren und

ſich nur durch ſcheinbare Annahme des Chriſtenthumes vor gänzlicher Vertreibung geſichert hatten, beſchränkt; allein bald breitete ſie ihr Netz über ganz P. aus und ertödtete, wie in Spanien geſchah, das ſo herrlich entfaltete Nationalleben auf Jahrhunderte hinaus. Zum Unglücke für P. war der Thronfolger im Jahre 1554 geſtorben und der nächſte Thronerbe, Sebaſtian, der Enkel Johann's III., bei des Letztern Tode im Jahre 1567 noch minderjährig. Während der Vormundſchaft, welche erſt die verwittwete Königin Katharina, dann der Cardinal Heinrich (der dritte Sohn Emanuel's) führte, gewannen die Jeſuiten faſt unumſchränkten Einfluß auf die Staatsangelegenheiten ſowohl wie auf den jungen König und nicht unwahrſcheinlich iſt es, daß ſie bereits damals argliſtiger Weiſe und im Geheimen für das ſpaniſche Intereſſe arbeiteten. Der ohne gehörige Vorbereitung unternommene Zug des jungen fanatiſchen Königs gegen die Mauren im Jahre 1578 iſt unbeſtritten ihr Werk; der unglückliche Ausgang und das Verſchwinden Sebaſtian's förderte ihre Pläne; denn der Cardinal Heinrich, der jetzt als der Nächſte zum Throne die Regierung übernahm, hatte keine Erben und mußte ſich bei aller Zuneigung zur Infantin Katharina von Braganza dem Willen ſeines Beichtvaters fügen. Auch zeigte ſich auf einem zu Almerin zuſammengetretenen Reichstage bereits das Übergewicht der jeſuitiſch-ſpaniſchen Partei ganz deutlich. So war die Lage der Dinge, als Heinrich im Jahre 1580 ſtarb. Alsbald entſtand die grenzenloſeſte Verwirrung; außer Philipp von Spanien (als Sohn Iſabella's, der ältern Schweſter des verſtorbenen Königs) und der Katharina von Braganza traten noch der Herzog Emanuel von Savoyen, ein Schweſterſohn Heinrich's, der Prinz Farneſe, ein Tochterſohn des Herzogs Luiz de Guimaranes, eines Bruders des verſtorbenen Königs, endlich auch der Malteſerprior Dom Antonio, ein Enkel des ältern Bruders Heinrich's, Luiz von Beja, als Bewerber um die Krone auf. Unter ihnen fand nächſt Philipp Dom Antonio den meiſten Anhang und ward in der That von ſeiner Partei als König ausgerufen. Allein Philipp's II. Kriegsminiſter, Alba, rückte an der Spitze eines Heeres in P. ein, ſchlug Antonio aus dem Felde und unterwarf die Widerſpenſtigen. Philipp ſelbſt erſchien hierauf auf einem feierlichen Reichstage, ließ ſich und ſeinem Nachfolger huldigen und beſtellte bei ſeiner Abreiſe den Cardinal Albrecht von Öſtreich als Generalſtatthalter des Reiches. Der Unterwerfung des Mutterlandes folgte die ſämmtlicher Colonieen mit Ausnahme Terceira's, doch wurde auch dieſes bezwungen und P. blieb vor der Hand ohne Rettung Provinz Spaniens. Zwar wurde Philipp einige Zeit hindurch noch geſchreckt durch das wiederholte Auftreten falſcher Sebaſtiane (ſ. d. Art. Sebaſtian), doch wußte er ſich derſelben zu entledigen und ſelbſt der vierte, wahrſcheinlich der ächte, welcher im Jahre 1598 in Venedig auftrat und ſchlagende Beweiſe führte, wurde durch Staatsſtreiche unſchädlich gemacht. — Der Zeitraum von 1581—1640, wo P. unter der drückenden ſpaniſchen Herrſchaft ſchmachtete, iſt mit wenigen Ausnahmen der unglücklichſte und ſchmachvollſte in der Geſchichte des portugieſiſchen Volkes. Nicht nur daß im Innern der Zuſtand der Dinge völlig umgewandelt wurde, auch nach Außen verlor das unglückliche Land das mit ſo großen Anſtrengungen erworbene Nationalgebiet, wie die Nationalehre. Beſonders war dieß der Fall unter Philipp's III. (ſeit 1598) und Philipp's IV. Regierung (ſeit 1621). Früher ſchon hatten die Holländer einen Zug nach Oſtindien unternommen, jetzt aber gingen, ein tödtlicher Schlag für P., die Molukken an die holländiſch-oſtindiſche Compagnie verloren; Ormus ferner nahm der Schah von Perſien, Abbas; die Hälfte von Braſilien huldigte den Holländern, ſpäter auch ein Theil der Goldküſte und zuletzt ſelbſt das wichtige Malakka. Während dieß geſchah, war im Mutterlande die Erbitterung aller Stände, ſelbſt der Geiſtlichkeit, welche die Spanier in ihrem Übermuthe ebenfalls nicht geſchont hatten, auf das Höchſte geſtiegen und der Miniſter Olivarez that Alles, um ſie noch zu vermehren. Seine Crea-

Digitized by Google

turen, Puebla, Suarez und Vasconcellos, glaubten durch Strenge die bereits nicht unbemerkt gebliebene Gährung unterdrücken zu können. Allein ſie täuſchten ſich. Schon hatten die Edelſten des Landes, der Erzbiſchof von Liſſabon an der Spitze, dem Herzoge Johann von Braganza, als dem Nächſten zum Throne, insgeheim die Krone angetragen und ihn bereitwillig gefunden; die Verſuche des Miniſters Olivarez aber, denſelben in ſeine Gewalt zu bekommen, ſcheiterten. So brach der Aufſtand am 1. Dec. 1640 aus und endete, da jubelnd das ganze Volk zu den Waffen griff, mit völliger Vertreibung der Spanier. Die Unabhängigkeit war wieder errungen und wurde auch nach langem, zuletzt glücklichem Kriege mit Spanien in dem Frieden von 1668 (gegen die Abtretung Ceuta's) behauptet und anerkannt; aber die alte Größe war verſchwunden und nichts konnte ſie zurückbringen. Der fortwährende Kriegszuſtand erſchöpfte endlich den Reichthum und die Kräfte; die Colonien blieben ein Zankapfel, hingeworfen zwiſchen P., Holland und Spanien, und nur dadurch, daß P. engliſchem Einfluſſe ſich hingab, mochte es, obwohl nicht ohne Aufopferung, Braſilien wiedergewinnen. Ceylon aber war und blieb ſchon jetzt verloren. Troſtloſer noch geſtaltete ſich die Lage der Dinge, als im Jahre 1656 Johann's Sohn, der phyſiſch und moraliſch ſchwache Alphons VI., zur Regierung gelangte. Während der ſechsjährigen Vormundſchaft ſeiner Mutter, Eleonora, einer Freundin der Jeſuiten, wurde er planmäßig verderbt und Gewinn war es daher noch für das Reich, daß er, als er 1662 die Zügel ſelbſt ergriffen hatte, ſeinem fähigen Günſtlinge Caſtel-Melhor die Regierung überließ. Doch wurde er endlich im Jahre 1667 das Opfer einer ſchändlichen Intrigue, mußte der Krone entſagen und dieſelbe ſeinem Bruder, Peter II., der ſich mit der geſchiedenen Frau des Abgeſetzten, Françoiſe Iſabelle von Savoyen, vermählt hatte, abtreten. Während dieſer Zeit waren alle Beſitzungen in Oſtindien verloren gegangen und in dem haager Vertrage von 1669 blieb nur Goa noch der portugieſiſchen Herrſchaft unterworfen. Peter II. vermochte nicht den Verfall des Reiches aufzuhalten; ſchwankend in der Politik wurde er dem engliſchen Einfluſſe gänzlich unterthan und begründete dadurch die bis in die neueſte Zeit herab dauernde Abhängigkeit Portugals von dieſem Staate, die zwar mehr als einmal vortheilhaft geweſen, im Grunde aber nicht geeignet iſt, P. die Stellung, die es einnehmen könnte und ſollte, zu ſichern. Die Theilnahme Portugals an dem ſpaniſchen Erbfolgekriege war weder kräftig, noch in ihren Folgen eben ſehr vortheilhaft; doch wurde wenigſtens beim Abſchluſſe des Friedens die Oberherrlichkeit über den Amazonenſtrom behauptet. Der Nachfolger Peter's, Johann V. (ſeit 1706), war zum Unglücke ein Fürſt, wie ihn P. gerade damals nicht brauchen konnte. Nicht unedel von Geſinnung, kenntnißreich und ſelbſtthätig hatte er doch einen Hang zur Verſchwendung, welcher P. große Summen koſtete (Bau des Kloſters Mafra) und bei dem Mangel an geordneter Finanzverwaltung gänzliche Zerrüttung herbeiführte. Dazu kam übertriebene Vorliebe für die Geiſtlichkeit und eine gänzliche Nichtachtung deſſen, was allein noch P. hätte retten können, Ackerbau und Induſtrie; denn ſchon war in dieſer Hinſicht P. den benachbarten Ländern, insbeſondere aber England tributpflichtig geworden und das Gold, das Braſilien lieferte, wurde eine Beute fremder Klugheit und Betriebſamkeit. Zufrieden, vom Papſte einen (koſtſpieligen) Patriarchen nach Liſſabon und den Titel „rex fidelissimus“ erhalten zu haben, lebte Johann in ſelbſtgefälliger Ruhe und es war daher ſein Tod im Jahre 1750 kein Verluſt für P. An den Namen ſeines Nachfolgers aber, Joſeph's I., knüpft ſich eine große Erinnerung der portugieſiſchen Geſchichte; denn unter ihm erhielt P. einen neuen Aufſchwung und ſelbſt für Europa begann eine neue Periode der Politik und Cultur. Nicht als ob er ſelbſt dieſe Veränderung herbeigeführt hätte, ſondern Pombal (ſ. d. Art.) war es, ſein ehrgeiziger, aber hochgebildeter, kräftiger und unermüdeter Miniſter, der ſeiner Nation an Bildung

weit voraus den Plan gefaßt hatte, dieſelbe zur Annahme ſeiner wohlthätigen Reformen, wenn es nicht anders ſein müßte, zu zwingen. Kein Zweig der völlig zerrütteten Staatsverwaltung entging ſeinem ſcharfblickenden Auge; bald waren die Finanzen in geregelten Gang gebracht, der Ackerbau hob ſich unter ſeiner hülfreichen Fürſorge, Gewerbe und Handel blühten von Neuem. Der Haushalt des Königs wurde puriſicirt und, ein nicht genug zu preiſendes Verdienſt, der Jeſuitenorden von allem Einfluſſe auf die Staatsangelegenheiten entfernt und, als er im Jahre 1758 eine gefährliche Verſchwörung gegen des Königs Leben angezettelt hatte, des Reiches für immer verwieſen (1759); früher ſchon war die Inquiſition gemildert und die Auto da Fés abgeſchafft worden. P. hatte die Achtung des Auslandes wiedergewonnen, um ſo mehr, als auch das Kriegsweſen (unter der Leitung des Grafen Wilhelm von Lippe-Bückeburg) zu Lande wie zur See eine gänzliche und in dem Kriege mit Spanien (1762) erprobt ſich zeigende Umgeſtaltung erhalten hatte; nur die Abhängigkeit von England, obwohl in minderem Grade wie früher und mehr in Form eines Bündniſſes, dauerte fort. So hätte P., wäre das begonnene Werk fortgeſetzt worden, vielleicht einen Theil ſeiner alten Größe wieder erringen können; aber kaum war der König, die einzige Stütze Pombal's am Hofe, geſtorben, als die Reaction in vollem Maße begann und alles ſo mühſam Aufgebaute wieder vernichtete. Die Königin Maria Franciska Iſabella (Tochter Joſeph's) begnügte ſich nicht damit, den trefflichen Miniſter aus altem Haſſe mit Undank zu belohnen und zu entfernen; ſondern auch ſein Werk, ihr und ihrem jeſuitiſchen Anhange verhaßter noch als Pombal ſelbſt, ſollte vernichtet werden. Es gelang ziemlich vollſtändig, denn in wenig Jahren war, wenn nicht hier und da in dem Geiſte des Volkes, kaum noch eine Spur von dem übrig, was Pombal geſchaffen hatte; ein großes Unglück für P.; denn es nahten ſich jene ſchweren Zeiten, deren Gewicht kaum wohlgeordnete und mächtige Staaten zu ertragen vermochten. Bereits 1792 hatte der Prinz von Braſilien (ſo hieß ſtets der Kronprinz), Johann (VI.), für ſeine plötzlich in Wahnſinn verfallene Mutter die Regentſchaft übernommen und alsbald im folgenden Jahre den beſtehenden Tractaten mit England gemäß eine Heeresabtheilung zu den Spaniern gegen Frankreich ſtoßen laſſen. Der unglücklich geführte Krieg ward ſpaniſcher Seits in dem Frieden zu Baſel geendigt; P. indeß, dem ebenfalls annehmliche Bedingungen angeboten wurden, zögerte und vereinigte endlich, als die Franzoſen Mißgeſchick zu treffen ſchien, ſeine Flotte mit der engliſchen. Doch wurde wenig ausgerichtet und das Land litt außerordentlich; denn abgerechnet die an und für ſich nöthigen Opfer, ſo verlor auch der Handel durch die franzöſiſchen Caper unendlich; der Verkehr mit Braſilien war faſt aufgehoben; Anleihen vergrößerten die Staatsſchuld und das Papiergeld, zu deſſen Einführung man ſich genöthigt ſah, untergrub den Staatscredit. Dazu kam 1801 ein Krieg mit Spanien, der zwar in demſelben Jahre wieder aufhörte, aber doch Olivenza koſtete und überdieß P. die Bedingung auferlegte, ſeine Häfen den Engländern zu verſchließen. Der Friede mit Frankreich in demſelben Jahre koſtete einen Theil Guyanas. Daß P. unter ſolchen Umſtänden täglich mehr ſinken mußte, verſteht ſich von ſelbſt, und größer noch würde das Unglück geweſen ſein, wenn nicht der thätige und wirklich das Gute wollende Regent, ſo viel es die Verhältniſſe geſtatteten, vorgebeugt hätte. Doch gelang es ihm nicht, bei dem Wiederausbrechen des Krieges zwiſchen England und Frankreich die gewünſchte Neutralität zu erhalten, und er faßte daher, als unter Junot's Anführung ein franzöſiſches Heer gegen die Grenzen vorrückte, den Entſchluß, unter dem Schutze der engliſchen Flotte P. zu verlaſſen und ſeinen Hof in Braſilien aufzuſchlagen. Dieß geſchah am 29. Nov. 1807, und an demſelben Tage beſetzte Junot die Hauptſtadt, mit der Erklärung: „Das Haus Braganza habe aufgehört zu regieren.“ Es zeigte ſich indeß bald eine gefahrdrohende Bewegung im Volke und Junot's Lage wurde mißlich, als ſich im

Norden, zuerſt in Entre Duero e Minho, anſehnliche Haufen bildeten, die mit den ſpaniſchen Freiheitskämpfern in Verbindung traten und durch engliſche Schiffe Zufuhr an Munition und Lebensmitteln erhielten. Bereits 1808 war zu Porto eine allgemeine Junta mit der Leitung der Angelegenheiten beſchäftigt und im Auguſt deſſelben Jahres landete ein britiſches Hülfsheer unter Wellington's Anführung zur Unterſtützung des Aufſtandes. Der Sieg bei Vimeira (20. Aug.) führte bekanntlich die Convention von Cintra (ſ. d. Art.) herbei, nach welcher Junot P. verließ. Zwar drang 1809 Soult und 1810 Maſſena von Neuem in P. ein, allein ſie vermochten nicht, feſten Fuß zu faſſen, und ſeit Letzterer im März 1811 nach Spanien zurückgewichen war, blieb der portugieſiſche Boden von franzöſiſchen Heeren verſchont. Ein Theil der portugieſiſchen Armee nahm hierauf bis 1814 rühmlichen Antheil an dem Kriege in Spanien. Hatte auf dieſe Weiſe P. ſeine Freiheit gegen die Franzoſen gerettet, ſo war es deſto abhängiger von ſeinen Bundesgenoſſen, den Engländern, geworden. Bereits 1810 hatte der Hof von Rio-Janeiro beträchtliche Zugeſtändniſſe machen müſſen und das londoner Cabinet benutzte die Abweſenheit des Regenten nur dazu, in P. ſeinen Einfluß zu befeſtigen. Der Regent, jetzt König, erklärte nach dem Tode ſeiner Mutter im Jahre 1816 P., Braſilien und Algarbien als ein vereinigtes Königreich und ließ die Verwaltung Portugals in den Händen einer Regentſchaft, an deren Spitze ein Engländer, der Lord Beresford, ſtand. Dadurch aber, daß er in Braſilien zurückblieb, bereitete er eine Trennung dieſer Colonie von dem Mutterlande vor. Denn waren an und für ſich die Intereſſen beider im Verlaufe der Zeit ſchon ganz verſchiedene geworden, ſo fühlte insbeſondere Braſilien die Abhängigkeit von England faſt mehr noch als P. und ſtrebte ſich derſelben zu entziehen. Während ſich alſo hier bereits jetzt die ſpäter erfolgende Trennung vorbereitete, war auch in P. die Unzufriedenheit auf das Höchſte geſtiegen. Man betrachtete ſich als Colonie, Braſiliens ſowohl wie Englands, und konnte nur mit Unmuth ſehen, wie auf der einen Seite die Schätze des Landes nach Braſilien gingen, auf der andern aber die Parteilichkeit Beresford's die Eingebornen zu Gunſten der ſchaarenweiſe herbeigeſtrömten Engländer zurückſetzte, ohne daß zum Erſatze etwas Weſentliches zum Beſten des Landes gethan worden wäre. Schon 1817 verſuchte der General Freyre eine Umwälzung herbeizuführen, allein er büßte den Verſuch mit dem Leben; deſſenungeachtet verbanden ſich 1820 eine Anzahl kühner Männer, unter ihnen Sepulveda und Antonio Silveira, angereizt durch den glücklichen Erfolg des gleichartigen Unternehmens in Spanien, von Neuem zur Befreiung des bedrängten Vaterlandes. Das Militair war in die Verſchwörung gezogen und die Abweſenheit Beresford's in Braſilien, ſo wie die Stimmung des Volkes verſprach Erfolg. Am 24. Auguſt brach der Aufſtand zu Porto aus. Das Heer ſchwor der neuen noch zu entwerfenden Conſtitution und den Cortes und eine ſchnell gebildete Junta erließ einen begeiſternden Aufruf an das Volk und lud zur Theilnahme ein. Alles ging nach Wunſch, zumal da die Regierung in Liſſabon ſelbſt durch ſchwankendes und zweideutiges Benehmen die Bewegung beförderte. Überall traten die Truppen der neuen Ordnung bei und nur der Befehlshaber in Traz-os-Montes, Graf Amarante, der ſpäter unter dem Namen des Marquis Chaves (ſ. d. Art.) ſo berüchtigte Günſtling Dom Miguel's, leiſtete Widerſtand. Unter ſolchen Umſtänden ward am 15. Sept. auch in Liſſabon die Conſtitution ausgerufen und, nachdem ſich die daſige Junta mit der zu Porto vereinigt hatte, zog am 1. Oct. das Nationalheer in die Hauptſtadt ein und eine proviſoriſche Regierung (von den alten Cortes von Lamego wollte keine Partei etwas wiſſen) unter Vorſitz Freyre's, des Biſchofs von Porto, trat alsbald ihre Functionen an. Dem Lord Beresford, welcher mittlerweile mit Vermittelungsvorſchlägen aus Braſilien angekommen war, wurde die Landung verboten; nachdem man ſich aber überzeugt hatte, daß der König der Bewegung nicht abhold

war, traten im Januar 1821 die conſtituirenden Cortes zuſammen. Noch war der König (auf den Rath Palmella's) geſonnen, durch Einberufen der alten Cortes mit zeitgemäßen Verbeſſerungen den Sturm zu beſchwören, allein die gleichzeitigen Bewegungen in Braſilien, wo ſich eine Provinz nach der anderen dem Mutterlande anſchloß, nöthigten ihn, die Conſtitution der Cortes, wie ſie in ihren Grundlagen am 9. März in P. bekannt gemacht worden war, anzunehmen. Er ſchiffte ſich hierauf nach P. ein und beſchwor vorläufig die neue Verfaſſung. Letztere war im Ganzen der ſpaniſchen ähnlich, hatte aber ein viel ſtärkeres demokratiſches Element als dieſe, da ſie dem Könige nur ein temporaires Veto und nicht einmal einen Staatsrath zugeſtand. Dieß und andere Mängel, die ſich bald herausſtellen ſollten, waren es, was ihr ſpäter den Todesſtoß verſetzte. Der König für ſeine Perſon wollte ohne Zweifel das Gute und hatte dem Wunſche der Nation gewiß ohne großes inneres Widerſtreben nachgegeben; aber ſchon war die Partei der Abſolutiſten, an ihrer Spitze die Königin Charlotte und der Infant Dom Miguel, im Geheimen thätig und ſuchte den Kampf der ariſtokratiſchen und demokratiſchen Elemente in den Cortes zu ihrem Vortheile zu benutzen. Letztere überdieß gaben ſich durch wirkliche Gewaltthätigkeiten bedeutende Blößen und arbeiteten ſo ſelbſt ihren Gegnern in die Hände, zumal als Braſilien, durch ſchnöde Behandlung gereizt, im Auguſt 1822 ſeine Trennung vom Mutterlande ausgeſprochen und ſich in Dom Pedro einen Erbkaiſer gegeben hatte. Während dieſer Zeit war das Verfaſſungswerk völlig beendet worden und der König beſchwor nochmals die Conſtitution, die ihm faſt alle Macht raubte, am 1. Octbr. 1822. Die Königin und Dom Miguel indeß waren thätiger als je geweſen und, als im folgenden Jahre ein franzöſiſches Heer zur Wiederherſtellnng der alten Ordnung der Dinge in Spanien eingerückt war, erhob ihr getreuer Amarante das Panier der Reſtauratioh, ſammelte in Traz-os-Montes und Entre Duero e Minho ein Truppencorps und bildete eine Regentſchaft zu Valladolid. Zwar waren anfangs, zumal da England gegen jede fremde Einmiſchung, die man aber gehofft hatte, feierlich proteſtirte, die Fortſchritte höchſt unbedeutend und Amarante ſah ſich ſelbſt genöthigt, auf galiciſches Gebiet zu flüchten, aber die Cortes in unbegreiflicher Verblendung verabſäumten durch energiſche Maßregeln die Gährung zu unterdrücken und ſo konnte in Erwartung ſicheren Erfolgs Dom Miguel im Mai 1823 von Neuem das Panier des Abſolutismus erheben. Täuſchende Verſprechungen und Gold wirkten, was ſie ſollten. Die Truppen wurden gewonnen, zum Theil auch die Bevölkerung und ſchon zu Ende des Monats ſahen ſich die Cortes genöthigt aus einander zu gehen. Schnellen Schritts eilte jetzt die Reaction vorwärts; die Verfaſſung der Cortes wurde aufgehoben, alle Verbannte zurückberufen und eine Cenſur eingeſetzt. Noch aber zögerte der König vollkommen in die Pläne der apoſtoliſchen Partei einzugehen; denn er ſelbſt war der abſoluten Gewalt nichts weniger als geneigt. Da ſuchte am 30. April 1823 Dom Miguel durch einen Gewaltſtreich die Gegenrevolution zu vollenden; an der Spitze der gewonnenen Soldaten wollte er unter dem Vorwande einer Verſchwörung gegen das Leben des Königs die letzten Reſte der Conſtitutionellen, vor Allem das Miniſterium (Palmella, Oliveyra, Pamplona) vernichten, und dann, wie er ſagte, Thron und Altar wieder herſtellen. Aber der Plan ſcheiterte an der Mißbilligung des Königs und dem kräftigen Einſchreiten des franzöſiſchen und engliſchen Geſandten; Dom Miguel mußte P. verlaſſen und der König ſtellte nun die Verfaſſung der alten Cortes mit einigen zeitgemäßen Verbeſſerungen wieder her und ſuchte auf alle mögliche Art dem zerrütteten Lande wieder aufzuhelfen, erkannte auch endlich im Jahre 1825 die Unabhängigkeit Braſiliens an. Sein Tod im Jahre 1826 rief neues Unheil über P., ehe die alten Wunden nur angefangen hatten zu vernarben. Die Infantin Iſabella, Tochter Johann's III., war in Abweſenheit Dom Pedro's zur Regentin er-

nannt worden, Letzterer aber, nachdem er P. eine Conſtitution gegeben hatte (carta di Leis), entſagte noch im Mai deſſelben Jahres der Krone P. zu Gunſten ſeiner Tochter Maria da Gloria und beſtimmte derſelben ſeinen Bruder Dom Miguel zum Gemahl. Auf dieſe Nachricht verſuchten die Apoſtoliſchen unter Chaves die neue Conſtitution zu ſtürzen; ſie mußten jedoch den Waffen der Conſtitutionellen weichen und ſich auf geheime Umtriebe beſchränken. Um dieſen Zuſtand der Verwirrung endlich zu beenden, ernannte Dom Pedro ſeinen Bruder im Jahre 1827 zum Regenten des Königreichs und dieſer, der von Wien aus im Febr. 1828 in Liſſabon eintraf, beſchwor nochmals die Conſtitution. Aber bald begann die blutigſte Reaction. Jetzt, im Beſitze der Gewalt, hob Dom Miguel die Kammern auf, ließ ſich von den einberufenen Cortes zum abſoluten Könige ausrufen und wüthete fortan gegen Alle, die ihm verdächtig vorkamen, mit einer Rückſichtsloſigkeit, die ſelbſt die dem conſtitutionellen Principe nicht eben günſtig geſtimmten Mächte gegen ihn einnahm. So blieb die Lage der Dinge bis zum Jahre 1832, wo Dom Pedro (ſ. d. Art.), der mittlerweile auf Braſilien zu Gunſten ſeines Sohnes hatte verzichten müſſen, mit Unterſtützung Englands und Frankreichs ernſtliche Anſtalten zur Wiedereroberung Portugals für ſeine Tochter Donna Maria da Gloria traf. Von der Inſel Terceira aus, welche ſich bis jetzt dem Uſurpator noch nicht unterworfen hatte, landete er im Juli 1832 an der Küſte Portugals und bemächtigte ſich alsbald ohne großen Widerſtand zu finden des wichtigen Porto's. Hier hielt er ſich über ein Jahr gegen alle Angriffe Dom Miguel's und als im Juli 1833 die Flotte des Letzteren von Napier bei Cap Vincente vernichtet, durch Villaflor (Herzog von Terceira) auch Algarbien und am 24. Juli ſelbſt Liſſabon beſetzt worden war, ſo nahm die Sache der jungen Königin eine entſchieden günſtige Wendung. Dom Miguel, welcher ſeinen Sitz nach Coimbra verlegt hatte, wurde zu wiederholten Malen geſchlagen und wenn er ſich auch während des Winters noch zu halten im Stande war, ſo mußte er doch endlich nach Wiedereröffnung des Feldzugs im Frühjahre 1834 dem Übergewicht der conſtitutionellen Waffen weichen. Der Verluſt der Schlacht bei Tomar (16. Mai) nöthigte ihn zur Entſagung und am 1. Juni verließ er P. (ſ. d. Art. Miguel). Jetzt ſuchte Dom Pedro als Regent dem tiefgeſunkenen Lande wieder aufzuhelfen, vor Allem aber durch Aufhebung der Klöſter die völlig zerrütteten Finanzen wieder in Ordnung zu bringen. Freilich mochte er wohl etwas zu ſchnell verfahren und in dem guten Willen, von Grund aus zu helfen, hier und da mehr verwunden als heilen; doch würde vielleicht ſein Wirken für P. erſprießlicher geworden ſein, wenn er länger gelebt und die Lage des Landes beſſer kennen gelernt hätte. Er ſtarb im Sept. 1834, nachdem zuvor ſchon Donna Maria für volljährig erklärt worden war. Die junge Königin, heiter und lebensluſtig, ward bald, vielleicht unwiſſentlich, dem Einfluſſe einer Palaſtpartei unterthan, an deren Spitze die Marquiſe von Ficalhao ſtand. Dieß Verhältniß dauerte auch, obwohl nicht in dem Grade, fort, als ſich die junge Königin im Januar 1835 mit dem Herzoge Auguſt von Leuchtenberg vermählt hatte, und hinderte, wenn es nichts Schlimmeres bewirkte, wenigſtens die Thätigkeit der Miniſter. Nach dem plötzlichen Tode des Herzogs von Leuchtenberg (März) erhielten dieſe Intriguen neue Nahrung und der häufige Miniſterwechſel zeigte, wie ſehr die Königin ſich lenken zu laſſen geneigt war. Während ſich Palmella, Saldanha und der Herzog von Terceira gegenſeitig beobachteten und zu verdrängen ſuchten, waren die übrigen Miniſter meiſt ein Spielball der Camarilla, ſo der verdienſtvolle Carvalho, auch Freyre und Villareal. Dieß blieb im Allgemeinen der Zuſtand Portugals während des Jahres 1835, wo im Nov. Loureiro die Präſidentſchaft des Conſeils und Campos das Miniſterium der Finanzen erhielt. Der Mißgriff indeß zeigte ſich bald; denn Campos war nicht der Mann, die finanzielle Lage Portugals gehörig zu würdigen; daher konnte nur mit Mühe der Staatscredit noch aufrecht er-

halten werden. Die Königin unterdeß hatte ſich nach einem zweiten Gemahle umgeſehen und fand ihn in der Perſon des Prinzen Ferdinand von Coburg. Derſelbe erſchien in den erſten Tagen des April 1836 zu Liſſabon und wurde ſogleich nach ſeiner Ankunft wider den Willen der verſammelten Cortes zum Generaliſſimus der Armee ernannt. Die geringe Feſtigkeit, welche bei dieſer Gelegenheit das Miniſterium gezeigt hatte, gab Veranlaſſung zu einer Veränderung, der wohl der junge Gemahl der Königin nicht fremd war, und am 21. April erſchien ein Decret, nach welchem der Herzog von Terceira zum Kriegsminiſter und Präſidenten des Conſeils, der verdienſtvolle Carvalho aber zum Finanzminiſter ernannt wurde. Das Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten erhielt Villareal, das des Innern José Freyre, der Juſtiz Antonio de Aguiar und das der Marine Gonzalez de Miranda. Palmella ſoll als Geſandter nach London gehen, um den abgelaufenen Handelsvertrag mit England neu abzuſchließen. Nach den neueſten Nachrichten hatte die Ernennung Carvalho's zum Finanzminiſter bereits Früchte getragen, indem der Regierung von Seiten der Handelswelt, deren Vertrauen Carvalho beſitzt, ſehr vortheilhafte Anerbietungen gemacht wurden. Zugleich aber berichteten auch die Zeitungen, daß ſich in mehreren Provinzen bedenkliche Spuren von Unzufriedenheit und migueliſtiſchen Umtrieben gezeigt haben, die in mehreren Orten, wie bei Portalegro, Chaves und Vianna (in Alemtejo), ſelbſt in offene Ruheſtörungsverſuche ausarteten. Daraus geht hervor, daß der Zuſtand Portugals bei Weitem noch nicht befriedigend iſt, daß es vielmehr großer Kraft und Umſicht bedürfe, um endlich dieſem hartgeprüften Lande die lang entbehrte Ruhe zu ſichern. — Vergl. „Historical view of the revolutions of Portugal“ (Lond. 1827) und über das Statiſtiſche beſonders Balbi's „Essai statistique sur le royaume de Portugal et d'Algarve“ (2 Voll. Par. 1822). Unter den Werken über die ältere Geſchichte Portugals und die Geſchichte ſeiner Colonien ſind empfehlungswerth: „Histoire générale de Portugal“ (2 Voll. Par. 1700); „Histoire des Portugais dans le nouveau monde“ (4 Voll. Par. 1754) und das noch frühere „Asia Portugueza (3 Voll. Lisb. 1666) von Faria y Souſa. 15.

Portugaleſer, großer Cruſado, portugieſiſche Goldmünze, welche zuerſt um das Jahr 1500 aus 23 Karat 11 Grän feinem Golde 560 holländiſche Aß ſchwer geprägt wurde und damals einen Werth von 10 kleinen Cruſaden = 10000 Rees = 20 Thlr. 19 Gr. in Gold hatte. Die ſpäter in Lüneburg und Hamburg nachgeahmten 1, ½, ¼ fachen P. ſind zu 10, 5 und 2½ Ducaten ausgeprägt. 33.

Portugieſiſche Literatur. Die portugieſiſche Literatur iſt noch ſo wenig bekannt, daß ſie faſt als eine nichteuropäiſche gelten könnte, was hauptſächlich in dem geringen Verkehre der Portugieſen mit den übrigen gebildeten Völkern ſeinen Grund haben mag; denn während ihrer Blüthezeit war alle Aufmerkſamkeit auf Indien gerichtet und ſpäter verhinderte ihre Trägheit, in die ſie allmählig verſanken, die größere Verbreitung ihrer Werke. Und doch iſt dieſe vernachläſſigte Literatur, wenn auch nicht ſehr reich, doch ziemlich vollſtändig und kann faſt in jedem Theile der Wiſſenſchaft gelungene Verſuche aufweiſen, wie man aus folgender kurzen Überſicht erſehen kann. I. Schöne Literatur. Die portugieſiſche Poeſie beginnt mit der Ausbildung des portugieſiſchen Dialekts, welcher ſich im XII. Jahrh. von dem ſpaniſchen Sprachſtamme trennte, zur ſelbſtſtändigen Bücherſprache im XV. Jahrh. Schon im XII. Jahrh. begegnen wir den Dichtern Gonzalo Herminguez und Egaz Moniz, deren Lieder freilich von den Portugieſen ſelbſt nicht mehr ganz verſtanden werden, die aber ſowohl wegen ihres hohen Alters, als auch wegen ihrer Form (kurze trochäiſche gereimte Zeilen) und wegen ihres Inhalts (ſtürmiſch-romantiſche Liebe), die beide den portugieſiſchen Lyrikern lange eigen blieben, Berückſichtigung verdienen. Noch älter als dieſe Lieder iſt wahrſcheinlich ein epiſcher oder vielmehr hiſtoriſcher Verſuch, der die Geſchichte des Einbruchs der

Araber in Spanien in poeſiearmen Stanzen, von denen bis jetzt nur wenige bekannt geworden ſind, erzählt. Alle dieſe Machwerke können nur als Vorübungen gelten und wir beginnen unſere Darſtellung erſt mit dem XIII. Jahrh. Erſte Periode. Von der letzten Hälfte des XIII. Jahrhunderts bis zum Ende des XV. In dem ſchönſten Lande der Erde, wo die köſtlichſten Früchte faſt ohne Pflege reifen, in dem Lande der glühendſten Liebe, in dem Lande der kühnſten Helden, welche ihre Siege weit über das Weltmeer in unbekannte Regionen trugen, warum ſollte da die Poeſie nicht gedeihen? Warum ſollte da die Erinnerung an große Thaten nicht in Geſang und Gedicht fortleben? Sind auch die Verſuche des XII., XIII. und XIV. Jahrhunderts noch ſehr unvollkommen, ſo ſpricht doch aus ihnen ſchon der kräftige Geiſt der Nation. Große Fortſchritte der Sprache zeigen ſich in den (noch ungedruckten) Liedern des Königs Dionyſius (1279—1325), des Geſetzgebers und eines der größten Männer Portugals, und ſeiner Nacheiferer, welche ſogar ſchon einige Bekanntſchaft mit italieniſchen Formen verrathen. Bemerkenswerth iſt überhaupt, daß in keinem andern Lande ſo viele Könige und Fürſten die Literatur mit ſolcher Vorliebe begünſtigt oder ſelbſt angebaut haben, als in Portugal; wir nennen nur Alphons IV., Alphons Sanchez und Peter I.. Gehaltreicher geſtaltet ſich die portugieſiſche Literatur im XV. Jahrh., dem Zeitalter des üppigſten Flors der alten Nationallieder und Romanzen; beſonders ſcheint Galicien der Sitz der romantiſchen Schwärmerei, von welchem die ſpaniſche und portugieſiſche Liederpoeſie ausging, geweſen zu ſein. Die zahlreichen Liebesgeſänge der portugieſiſchen Dichter aus dieſer Zeit, unter welchen der durch ſeine romanhaften Schickſale merkwürdige galiciſche Ritter Macias, gewöhnlich der Verliebte (el enamorado) genannt, der berühmteſte iſt, ſind in den alten Liederbüchern (cancioneiros geraes), am beſten in dem von Garcia de Reſende herausgegebenen (Liſſabon 1516. Fol.), geſammelt. Mit dem XV. Jahrh., in welchem ſich der Nationalcharakter am Großartigſten entwickelte, hebt ſich die portugieſiſche Poeſie ſehr ſchnell und eilt ihrer Blüthenzeit entgegen. Unter der Regierung des großen Emanuel (1495—1521) erſtand der erſte von Portugals ausgezeichneten Dichtern, Bernardin Ribeyro, deſſen tiefgefühlte Eklogen und Liebeslieder jetzt noch in großem Anſehn ſtehen. Auch wagte Ribeyro den erſten, wenn auch höchſt unvollkommenen Verſuch eines Romans in portugieſiſcher Proſa, welchen er nach den Worten, mit welchen er anfängt, „Das kleine, unſchuldige Mägdlein" („Menina e Moça," N. E. Lisb. 1785. 8.) nannte. In derſelben Art und Weiſe ſang Ribeyro's Zeitgenoſſe Chriſtoval Falçam, nur überflügelt manchmal ſpielender Witz das tiefe und glühende Gefühl. — Die portugieſiſche Proſa hob ſich im XV. Jahrh. durch das wiedererwachte Studium des claſſiſchen Alterthums und ſchon der Chroniſt Fernam Lopes verräth in ſeiner „Chronica del Rey D. Joaõ I." (Lisb. 1644. 3 Voll. Fol.) ein unverkennbares Beſtreben, ſich mit einer gewiſſen Würde auszudrücken. Zweite Periode. Vom Beginne des XVI. bis zum Ende des XVII. Jahrhunderts. In dieſer Periode erreichten die politiſche Macht und die poetiſche Cultur Portugals raſch ihren höchſten Gipfel und ſanken eben ſo ſchnell wieder herab. Was das Zeitalter Ludwig's XIV. für die Franzoſen war, das iſt das XVI. Jahrh. für die Portugieſen. Fehlte es auch der Regierung Johann's III. (1521—1557) an Weisheit und Glück, ſo bewies ſie doch unermüdliche Energie; ſelbſt die Anſtrengungen, mit welchen die indiſchen Beſitzungen mußten vertheidigt werden, ſtärkten das Nationalgefühl und gaben dem poetiſchen Geiſte fortwährend Anregung und Nahrung. Erſt als Portugal der ſchamlos und unbeſonnen drückenden Herrſchaft des ſpaniſchen Regentenhauſes anheimfiel (1580), als es durch die Kriege Spaniens mit Holland, in welche es ſchuldlos verwickelt wurde, ſeine Beſitzungen in den andern Welttheilen und damit ſeinen Reichthum verlor, ſank auch ſeine Na-

tionalliteratur ſchnell und tief und nur noch einmal rang ſich dieſe, als das Volk in ſeiner Verzweiflung das ſpaniſche Joch abſchüttelte und das Haus Braganza auf den Thron erhob (1640), krampfhaft empor, um dann in einen bodenloſen Abgrund zu verſinken, aus welchem ſie ſich bis auf die neueſte Zeit nicht emporzuſchwingen vermochte. Während der Zeit der Abhängigkeit mußten ſpaniſche Literatur und Sprache, welche ohnehin nahe mit der portugieſiſchen verwandt ſind, bei dem abhängigen Volke Eingang finden und ſo iſt es leicht erklärbar, wie ſich viele Portugieſen in der ſpaniſchen Poeſie verſuchten. Weniger Einfluß aber, als man gewöhnlich glaubt, äußerte die von Johann III. eingeführte Inquiſition (1536), da die portugieſiſche Nation nicht ſo intolerant iſt als die ſpaniſche, ſelbſt die Jeſuiten, welche bald, nachdem ſie ſich in dem Lande ausbreiten durften (1540), übermächtig wurden, ſchadeten weit mehr in politiſcher und wiſſenſchaftlicher Beziehung als dem poetiſchen Beſtreben. Freilich mögen ſie die gänzliche Zernichtung des geringern Schutzes und der Aufmunterung, welche die Könige ſeither der Landespoeſie noch angedeihen ließen, mehr oder weniger herbeigeführt haben. Die Dichter blieben ſich ſelbſt überlaſſen und bildeten aus eigenem Antriebe den rohen portugieſiſchen Nationalſtyl nach italieniſchen und römiſchen Muſtern weiter. An ihrer Spitze ſtehen Saa de Miranda und Antonio Ferreira. Dem urſprünglichen Nationalgeſchmacke getreuer und origineller war Luis Camoens. Nach dieſen Vorbildern richteten ſich zwei Parteien, nach den erſten die nach glatter Correctheit ſtrebende gelehrte und elegante Welt, nach dem letzten die weniger regelrechten, aber geiſtreicheren, kühneren und poeſiereicheren Volksdichter. Beide Richtungen gingen ohne Reibung ruhig neben einander hin, bis ſie am Ende dieſer Periode in fader Sonettendichterei, die aus Spanien herüberwanderte, zuſammenfloſſen. — In der lyriſchen Poeſie war Saa de Miranda der erſte, welcher den lange nachklingenden Ton angab. Obſchon er ſich nach italieniſchen Muſtern bildete, ſo ſind doch ſeine Sonette, Hymnen, Volkslieder (cantigas) und eine treffliche Elegie ächt national gehalten („Obras", Lisb. 1784. 2 Voll. 8.). Weniger originell, aber muſterhaft correct iſt Antonio Ferreira, gewöhnlich der portugieſiſche Horaz genannt, obſchon gerade ſeine horaziſchen Oden (odas) von ſeinen Petrarca nachgebildeten Sonetten und ſeinen Elegien, unter welchen die „An den Mai" ein herrliches Meiſterſtück iſt, weit übertroffen werden („Poemas Lusitanos", Lisb. 1771. 2 Voll. 8.). Am beſten begriff der große Luis Camoens das Weſen des Sonetts und der Canzone, wie er denn in den meiſten Gattungen der lyriſchen Poeſie, beſonders in der Elegie, ſeine Vorgänger überflügelte. Der correcten Schule Saa de Miranda's ſchloſſen ſich an der weit unter ihm ſtehende Pedro de Andrade Caminha („Poezias", Lisb. 1791. 8.) und der phantaſiereichere Diogo Bernardes, ausgezeichnet in dem geiſtlichen Liede und in der Elegie („Varias rimas", Lisb. 1770. 8.). Ihren eignen Weg gingen Eſtevam Rodriguez de Caſtro, der Volksdichter Bandarra, Fernando Rodriguez Lobo de Soropita und Rodriguez Lobo. Die Sonettiſten des XVII. Jahrh. alle zu nennen, wäre ein eben ſo undankbares, als nutzloſes Bemühen, da faſt jeder, der als Dichter genannt ſein wollte, ſich in dieſer immer mehr überhandnehmenden und ausartenden Gattung verſuchte; die bekannteſten mögen ſein der bis ins Abenteuerliche excentriſche und ſchwülſtige Manoel de Faria y Souſa („Fuente de Aganippe", Madr. 1644. 4 Voll. Fol.), der burleske, aber nicht ſelten platte Thomas de Noronha, der feine und geiſtreiche Antonio Barboſa Bacellar, deſſen elegiſche Liebesgedichte (sandades) als Muſter gelten („Obras poeticas", Lisb. 1716. 8.), der geſchmackloſe Simaõ Torrezaõ Coelho, Jacinto Freire de Andrade, welcher mit großem Witze und bitterer Satyre dem verdorbenen Geſchmacke entgegentrat, die ſeinen Spott verdienenden Reimer Fernaõ

Correa de la Cerda, Jeronymo Bahia und die an Abgeſchmacktheiten überreiche Nonne und Dichterin Violante do Ceo. Auf den Weg der Vernunft kehrte zuerſt wieder Franciſco de Vaſconcellos zurück und fand in Antonio Telles da Sylva, Andre Nunes da Sylva („Poesias varias“, Lisb. 1671. 8.), Diogo de Monroy e Vaſconcellos, Thomas de Souſa und Luis Simões de Azavedo würdige Nachfolger. Eine faſt unüberſehbare Schar von Sonetten haben M. Pereira da Sylva („Fenix renascida“, Lisb. 1746. 5 Voll. 8.) und ein Ungenannter unter dem albernen Titel: „Eccos que o clarim da Fama dà; Postilhaõ de Apollo“ („Echos, die die Drommete der Fama tönt, oder Apollo's Poſtillon“), Lisb. 1761. 2 Voll. 8. geſammelt. In der epiſchen Poeſie erhoben ſich die Spanier weit über ihre Nachbarn. Luis Camoens von hoher Liebe zu ſeinem Vaterlande begeiſtert ſang in ſeiner „Luſiade“ („Os Lusiadas“) die Thaten und Abenteuer der kühnen Seefahrer und Eroberer Indiens in bezaubernd ſchöner Sprache. Kein ſpäterer Dichter vermochte Camoens zu erreichen und man thut ſehr unrecht, wenn man den ohne Grund oft und viel geprieſenen Franciſco de Sa e Menezes („Malaca conquistada“, 1634. N. E. Lisb. 1779. 4.) mit ihm vergleicht. Jeronymo Cortereal's „Belagerung von Diu“ („Successo do segundo cerco de Dio“, N. E. Lisb. 1784. 8.) und „Der Schiffbruch Manoel's de Souſa und ſeiner Gemahlin“ („Naufragio de Manoel de Sousa de Sepulveda e Dona Lianor de Sá“, N. E. Lisb. 1783. 8.) ſind nicht viel mehr als gereimte Geſchichten wirklicher Begebenheiten. Rodriguez Lobo's „Großfeldherr von Portugal“ („O condestabre de Portugal“, N. E. Lisb. 1785. 8.), eine verſifizirte Biographie des berühmten Nuno Alvarez Pereira; Luis Pereira's „Elegiada“ (N. E. Lisb. 1782. 8.), eine Beſchreibung der unglücklichen Schlacht bei Alkaſer Kebir; Vasco Mouſinho de Quevedo's „Alfonſo“ („Alfonso Africano“, Lisb. 1611. 8.), die Geſchichte des Verluſtes von Arzila und Tanger, und G. Pereira de Caſtro's „Ulyssea, Lisboa edificada“ (Lisb. 1636. 4.) ſind faſt durchaus ohne allen poetiſchen Werth. An Idyllen iſt die portugieſiſche Literatur ſo reich, wie wenig andere, was ſowohl in der allgemeinen Hinneigung der Nation zur melancholiſchen Liebesſchwärmerei, als auch in der Eigenthümlichkeit der portugieſiſchen Sprache, die an Naivität und Innigkeit im Ausdrucke zärtlicher Gefühle nicht leicht zu übertreffen iſt, begründet ſein mag. Saa de Miranda, Ferreira, Camoens, Pedro de Andrade Caminha, Diogo Bernardes, Eſtevam Rodriguez de Caſtro, Fern. Alvarez do Oriente, Manoel de Veiga, Rodriguez Lobo („Eclogas“, Lisb. 1605. 4.) und Faria y Souſa verſuchten ſich in dieſer Gattung mit größerem oder geringerem Glücke. Die Fabel wurde von den Portugieſen gar nicht angebaut. Der Geſchmack an Romanen wurde erſt durch Franciſco de Moraes, welcher während ſeines Aufenthalts in Frankreich die franzöſiſchen Ritterromane kennen lernte und in ſeinem „Palmerin de Inglaterra“ (N. E. Lisb. 1786. 3 Voll. 4.) nachbildete, verbreitet. Des bekannten Hiſtorikers Joaõ de Barros Ritterroman „Cronica do Emperador Clarismundo“ (N. E. Lisb. 1791. 3 Voll. 8.) wurde zu ſeiner Zeit verſchlungen. Andere vielgeleſene Ritterromane ſind „Die ſtandhafte Florinde“ („Infortunios tragicos da Florinda“, Lisb. 1625—1630. 2 Voll. 8.) von Gaspar Pires de Rebello, der auch mittelmäßige moraliſche Novellen („Novellas exemplares“, Lisb. 1650. 8.) ſchrieb, und „Die ſorgenfreie Einſamkeit oder Leben des Carlos und der Roſaura“ („Retiro de cuidados, e vida de Carlos e Rosaura“, Lisb. 1681—1689. 4 Voll. 8.) von Matheus Ribeyro. Im Schäferromane brach Eloy de Sà Sotomayor mit ſeinen „Bächen des Mondego“ („Ribeiras do Mondego“) Bahn, ward aber von Rodriguez Lobo in einem mit vielen gelungenen Can-

zonen, Sonetten und Romanzen durchflochtenen Schäferromane, der aus drei Theilen: „Der Frühling", „Der Hirt in der Fremde" und „Der Entzauberte" („Primavera", „O pastor peregrino" und „O desenganado") beſteht, weit übertroffen („Obras", N. E. Lisb. 1774. 4 Voll. 8.). Felix da Caſtanheira Turacem's romanhafte Compoſition: „Der feine Abendcirkel oder der verbeſſerte Mißbrauch" („Seram politico, abuso emendado", Lisb. 1704. 4.) iſt ſchon deßwegen merkwürdig, weil ſie mit verſtändiger Natürlichkeit und Einfachheit dem immer mehr um ſich greifenden ſchlechten Geſchmacke entgegenarbeitete. Die Romanze, welche in Spanien ſo herrlich emporblühte, gedieh in Portugal nur ſehr dürftig, ſelbſt die Verſuche R. Lobo's zielen nur dahin, die ganze Gattung lächerlich zu machen. Die poetiſche Erzählung tummelt ſich nur in mythologiſchem und allegoriſchem Unſinne, beſonders wurden die Fabeln von Polyphem, Narciſſus und Adonis bis zum Ekel in derſelben Weiſe geſungen von Duarte Ribeiro de Macedo, Jeronymo Bahia u. A., und ſelbſt der derbe Spott Jacinto Freire de Andrade's, welcher dieſe geſchmackloſe Dichterei witzig parodirte, konnte der beliebten Unſitte nicht ſteuern. — Von der didaktiſchen Poeſie ſcheinen die Portugieſen nie einen rechten Begriff gehabt zu haben, was wir ihnen nicht zum Unglücke anrechnen wollen. Die Epiſteln Saa de Miranda's, der ſich zuerſt in dieſer Gattung nach dem Vorbilde ſeines Lieblings Horaz verſuchte, ſind geſchwätzig und die darin dargelegte Moral kloſterhaft und ſeicht; eine tüchtigere Lebensphiloſophie verräth Antonio Ferreira; Diogo Bernardes bewährt ebenfalls einiges Talent, aber Antonio Alvares da Cunha iſt unerträglich trivial und ſchwülſtig. Der Geiſt des wahren Epigramms blieb den ſchwachen Verſuchen Ferreira's und Andrade Caminha's in dieſer Dichtungsart fremd. — Die ſchwächſte Seite der portugieſiſchen Poeſie iſt das Drama; die erſten Verſuche, welche gewagt wurden, müſſen, ſo unvollkommen ſie auch ſind, jetzt noch als die beſten gelten. Theater gab es zwar in Liſſabon ſchon in der erſten Hälfte des XVI. Jahrh., aber ein Nationalgeſchmack für irgend eine beſondere Gattung von Schauſpielen wollte ſich, wie dieß ſpäter in Spanien der Fall war, in Portugal nicht bilden. Saa de Miranda ſchrieb zuerſt zwei Luſtſpiele: „Die Fremden" („Os estrangeiros") und „Die beiden Vilhalpandos" („Os Vilhalpandos") in Proſa nach der zu dieſer Zeit in Italien üblichen Art und Weiſe. Natürliche Charakterzeichnung, raſcher Dialog und dramatiſches Leben ſind ihnen nicht abzuſprechen, wohl aber Nationalität und künſtleriſche Vollendung. Origineller und dem Nationalſtyle getreuer, aber auch roher und regelloſer iſt Gil Vicente, gewöhnlich der portugieſiſche Plautus genannt. Vielleicht wäre er ein portugieſiſcher Lope de Vega geworden, wenn er ein halbes Jahrhundert ſpäter gelebt hätte. Vielleicht iſt er ſogar der erſte, welcher die geiſtlichen Schauſpiele (autos) zur Feier der chriſtlichen Feſte, welche in Spanien zu ſo hoher Vollendung gediehen, einführte. Seine geiſtlichen Stücke, welche den in Portugal ſo beliebten idylliſchen Charakter nicht verläugnen können, verrathen zwar ein nicht unbedeutendes Talent, verhalten ſich aber zu denen Calderon's, wie Hans Sachs' Faſtnachtsſtücke zu Shakeſpear's Meiſterwerken. Noch tiefer ſtehen die ſogenannten Komödien und Tragikomödien, die nichts weiter ſind, als bunte Gelegenheits- und Feſtivitätsſtücke. Aber zum Luſtſpieldichter war Gil Vicente geboren; ſeine Farçen (farsas) ſind ächt komiſche, natürlich wahre, mit heiterer Phantaſie hingeworfene Gemälde. Eleganter und, was die Leichtigkeit der Sprache angeht, vortrefflich, aber ohne komiſche Kraft ſind Ferreira's beide Luſtſpiele „Briſto" („Comedia do Bristo") und „Der Eiferſüchtige" („Comedia do Cioso"). Sein vielgeprieſenes Trauerſpiel „Ines de Caſtro", welches der griechiſchen Tragödie nacheifern ſoll, iſt nur der durchgehends ächten tragiſchen Sprache wegen zu loben, das dramatiſche Intereſſe aber iſt ſehr

ſchwach und das Pathos im ganzen Stücke verfehlt, ſo große Anerkennung auch einzelne treffliche Stellen verdienen. Camoens' Schauſpiele („El Rey Seleuco“, „Os Amphitryões“ und „Filodemo“) nähern ſich der Manier Gil Vicente's und förderten die dramatiſche Kunſt eben ſo wenig weiter, als Jorge Ferreira de Vasconcellos mißlungene Verſuche. Gegen das Ende des XVI. Jahrh. hört die Pflege des portugieſiſchen Dramas völlig auf und ſpaniſche Schauſpieler führen in Liſſabon die Werke ihrer Dichter auf. — Für die Cultur der ſchönen Proſa geſchah in Portugal nur Weniges, was hauptſächlich in der ſteten Beſchränkung der Geiſtesfreiheit durch religiöſe Vorurtheile ſeinen Grund haben mag. Rodriguez Lobo war der einzige, welcher in ſeinem politiſch-moraliſchen Werke „Der Hof auf dem Lande oder die Winternächte“ („Corte na aldea, e noites de inverno“) zeigte, wie ein Dichter die Proſa des gewöhnlichen Lebens veredeln könne, ohne die Grenzen der Poeſie und der Beredſamkeit zu verwirren, was in den Romanen und Novellen faſt nie vermieden wurde. Die hiſtoriſche Kunſt wurde durch das Feſthalten an dem alten Chronikenſtyle nur wenig gefördert; Stoff boten die Großthaten der Portugieſen in dieſer Periode in Fülle; auch fehlte es keineswegs an großartigen Verſuchen, die ſich durch Wahrheit und Einfachheit, ſo wie durch einen edeln Nationalſtolz auszeichnen; nur darf man ſie mit den Meiſterwerken des Alterthums nicht zuſammenhalten. Der Inhalt der vorzüglichſten Geſchichtsbücher aus dieſer Zeit iſt die Eroberung Indiens; an ihrer Spitze ſteht Joaõ de Barros' „Aſien, oder von den Thaten, welche die Portugieſen gethan haben zur Entdeckung und Eroberung der Meere und Länder im Orient“ („Asia, dos feitos que os Portuguezes fizeram no descobrimento e conquista dos mares e terras do Oriente“, Lisb. 1552—1602. 4 Voll. Fol. N. E. 1778—1783. 17 Voll. 8.), ſowohl wegen der Wichtigkeit ſeines Inhalts, als auch wegen der Wärme und Gediegenheit der Darſtellung. Fernando Lopez de Caſtanheda behandelt denſelben Gegenſtand mit gleicher Wahrheitsliebe, aber mit weit geringerem Schönheitsgefühle („Historia do descobrimento e da conquista da India“, 1552. N. E. Lisb. 1797. 2 Voll. 8.); daſſelbe gilt von Alfonſo Alboquerque's Biographie ſeines hochverdienten und vielberühmten Vaters („Commentarios do grande Affonso d'Alboquerque“, 1557. N. E. Lisb. 1774. 4 Voll. 8.). In lichtvoller Ordnung und ſchöner Sprache erzählt Bernardo de Brito die älteſte Geſchichte ſeines Vaterlandes („Monarchia Lusitana“, Alcobaça e Lisb. 1597—1609. 2 Voll. Fol.). Die Reihe der portugieſiſchen Hiſtoriker, welche auf Achtung Anſpruch machen können, ſchließt Jacinto Freyre de Andrade, der vorzüglichſte Biograph ſeines Landes, welcher die Thaten des Vicekönigs von Indien, Joaõ de Caſtro „Vida de Dom Joaõ de Castro, quarto Viso-Rey da India“, 1651. N. E. Madr. 1802. 8.) in claſſiſch-ſchöner, oft ſchmuckreicher Sprache verherrlichte. Die geiſtliche Beredſamkeit konnte in Portugal eben ſo wenig wie in Spanien gedeihen; denn nur in übertriebenen Phraſenpomp eingewickelter Unſinn durfte auf der Kanzel vernommen werden und ein verſtändiger, klarer Vortrag hätte den Redner rettungslos in die Kerker der Inquiſition geführt. An Werken über Poetik und Kritik ſind die Portugieſen ärmer, als die meiſten anderen europäiſchen Nationen; Faria y Souſa's Abhandlungen über die Dichtkunſt überhaupt und über das Sonett und die Schäferpoeſie insbeſondere ſind über alle Begriffe flach und erbärmlich; das Einzige, was die Poeſie verlange, meint er, ſeien Erfindung, Bilder, Affecten und eine ſchöne Ausſtellung aller Wiſſenſchaften; Torquato Taſſo's „Befreites Jeruſalem“ iſt ihm ein ſchlechtes Machwerk, weil es ihm an Gelehrſamkeit und Allegorie fehlt. Faria y Souſa's weitläufiger Commentar über Camoens' Luſiade (Madr. 1638. 2 Voll. Fol.) und kleinere Gedichte (Lisb. 1685. 2 Voll. Fol.) gewähren nur in hiſtoriſcher Beziehung einige

Ausbeute, in kritiſcher Hinſicht aber ſind ſie völlig werthlos und doch gilt ihr Verfaſſer in Portugal als ein kritiſches Orakel! — Dritte Periode. Vom Beginne des XVIII. Jahrh. bis auf die Gegenwart. Die portugieſiſche Literatur, welche ſchon in der zweiten Hälfte des XVII. Jahrh. tief geſunken war, zerfiel im XVIII. gänzlich und ſelbſt franzöſiſcher und engliſcher Einfluß vermochte ihr weder Schwung noch irgend eine beſtimmte Richtung zu geben. Die wiedererrungene Unabhängigkeit Portugals (1668) hatte nicht, wie man hätte vermuthen ſollen, eine neue Belebung des Nationalgefühls, ſondern eine gänzliche Erſchlaffung aller Kräfte zur Folge; das mit ſo vielen Opfern errungene Indien, welches die Holländer an ſich geriſſen hatten, wurde nicht wieder erobert, die Land- und Seemacht zerfiel und der Zuſtand der Finanzen und der Nationalinduſtrie wurde immer jämmerlicher. Während des ſpaniſchen Succeſſionskrieges fanden franzöſiſche Sprache und Sitte immer mehr Eingang in Portugal; die franzöſiſche Literatur kam zu ſehr hohem Anſehen, ohne daß ein einziger Dichter ihr wirklich Gutes erkannt und ſich angeeignet hätte; der einzige bemerkbare Einfluß iſt die Verunſtaltung der Sprache durch franzöſiſche Wörter und Wendungen, welche man ſich mit einer nicht leicht begreiflichen Geſchmackloſigkeit aneignete. Die portugieſiſche Akademie (**Academia Portugueza**), welche Johann **IV.** ſtiftete (**1714**), that nichts zur Förderung der Nationalliteratur und verſcholl bald ſpurlos. Der eiſerne Arm des Staatsreformators Pombal, der unter Joſeph Emanuel (1750—1777) unumſchränkt regierte, drückte zwar die Großen und Geiſtlichen mit fürchterlichem Despotismus, rüttelte aber die faſt erſtorbene Nation wieder zu einigem Selbſtgefühle auf und förderte auf dieſe Weiſe mittelbar die Literatur. Die Verbindung mit England wirkte günſtiger auf die Geiſtesbildung als der franzöſiſche Einfluß, welcher gänzlich zurückgedrängt wurde. Erſt ſeit dieſer Zeit begreifen die Portugieſen die allmählig eingeriſſene Geſchmackloſigkeit und ſind dadurch für wirkliche Verbeſſerung empfänglich geworden. Die Sprache wird wieder gereinigt, die alten Muſter werden wieder verſtanden und beachtet und mancher Dichter erſteht, der eine beſſere Zeit beweiſt und eine noch beſſere hoffen läßt. Die im J. 1778 geſtiftete Akademie der Wiſſenſchaften (**Academia Real das sciencias de Lisboa**) äußerte bis auf die neueſte Zeit eine raſtloſe, ſegensreiche Thätigkeit; leider haben aber in unſeren Tagen grenzenloſe Tyrannei, Bürgerkrieg und politiſches Unheil jeder Art jedes freiere Geiſtesſtreben faſt gänzlich wieder erdrückt. — Um einen beſſeren Begriff von dem ärmlichen Zuſtande der portugieſiſchen Literatur in dieſem Zeitraume zu geben, wollen wir das Vorhandene nach den einzelnen Dichtungsarten zu ordnen verſuchen. In der lyriſchen Poeſie dauerte die phantaſtiſch-ſchwülſtige Reimerei bis tief in das XVIII. Jahrh. fort und neben dieſer entſtand allmählig eine froſtige Gelegenheitsdichterei nach franzöſiſchen Muſtern, von welcher ſich ſelbſt Franciſco Xavier de Menezes, Graf von Ericeyra, der berühmteſte portugieſiſche Dichter des vorigen Jahrhunderts, nicht frei zu erhalten vermochte. Antonio de Lima Barros Pereira („**Floresta Apollinea**“, 1720) und Antonio de Lima („**Rasgos metricos**“, 1740) ſind ganz gewöhnliche Reimer. Eine beſſere Zeit beginnt mit dem Braſilianer Claudio Manoel da Coſta, der ſich nach altitalieniſchen Muſtern bildete und mit Vermeidung alles Schwulſtes große Innigkeit des Gefühls in einer eleganten, prunkloſen Sprache darlegt („**Obras**“, **Coimbra 1768. 8.**). Pedro Antonio Correa Garçaõ bildete ſich nach Horaz, kam aber auf den unglücklichen Einfall die alten lyriſchen Sylbenmaße nachzuahmen, welches um ſo verdrießlicher iſt, da er ſich ſonſt beſſer als irgend einer ſeiner Vorgänger die horaziſche Lebensweisheit anzueignen wußte („**Obras poeticas**“, **Lisb. 1770. 8.**). Joaquim Joſé da Coſta e Sa überſetzte die Oden des Horaz ohne großes Glück (**Lisb. 1781. 8.**). Ächt national und deßwegen des größten Lobes würdig iſt Paulino Cabral de Vaſconcellos,

welcher die alte Sonettenpoeſie wieder zu Ehren brachte und Klarheit, Leichtigkeit und Eleganz mit Feuer und Gefühl zu vereinigen wußte („Poesias“, Porto 1786. 2 Voll. 8.). Unter den ſpäteren Lyrikern zeichnen ſich noch aus: Manoel Barboſa de Bocage („Rimas“, Lisb. 1794. 8.), Francisco Dias Gomez, Francisco Cardoſo, Alvares de Nobrega, Xavier de Matos, Valladares, Antonio Diniz da Cunha e Silva („Obras“, Lisb. 1794. 8.), Francisco Manoel, bekannter unter dem Namen Filinto Elyſio („Obras completas“, Par. 1817 — 1819. 7 Voll. 8.), Medina („Poesias lyricas“, Lisb. 1797. 8.), Joſé Monteiro-Rocha, Mozinho d'Albuquerque, Stockler, Caſtilho Pimentel, M. A. Correa und die Frauen Pezzolo da Coſta und Balſamaõ. — Das Epos fand viele Bearbeiter, unter welchen ſich vorzüglich Francisco Xavier de Menezes, Graf von Ericeyra, auszeichnet. Seine „Heinrichiade“ („Henriqueida“, Lisb. 1741. 4.), worin er die Stiftung der portugieſiſchen Monarchie durch Heinrich von Burgund beſingt, hat einzelne ſchöne Stellen, aber ſowohl Erfindung als auch Ausführung ſind nicht ſehr gelungen und das Ganze ermangelt des belebenden poetiſchen Feuers. Joſé Baſilio da Gama's „Eroberung von Paraguay („Ouraguay“, Lisb. 1769. 8.), Miguel Mauricio Ramalho's „Wiedererbauung von Liſſabon“ (Lisboa reedificada“, Lisb. 1784.), Luis Raphael Soye's „Traum“ („Sonho“, Lisb. 1786), Joſé Anaſtaſio da Coſta e Sá's „Triumph der Unſchuld“ („Triumpho da innocencia“, Lisb. 1785), Alvares do Oriente's „Umgeſchaffenes Luſitanien“ („Lusitania transformada“, Lisb. 1781) und Joaõ Jorge de Carvalho's „Katzenkrieg“ („Gaticanea“, Lisb. 1781), welche ſämmtlich Epopöen geſcholten werden, verdienen kaum Erwähnung. Größere Auszeichnung gebührt einigen neueren Verſuchen, wie Medina e Vasconcellos' „Entdeckung von Madera“ („Descobrimento de ilha da Madeira“, Lisb. 1806. 8.), M. Roque Carvalho Moreira's „Braganceida“ und beſonders Jozé Agoſtinho de Macedo's „Orient“ („O Oriente“); nur ſchmiegen ſie ſich allzuſehr den Regeln der franzöſiſchen Schule an. Eine merkwürdige Erſcheinung iſt die portugieſiſche Überſetzung des abgeſchmackten deutſchen Epos „Arminius“ von Schönaich („Arminio, ou alemanha libertada“, Lisb. 1791); habent sua fata libelli! — Die Idylle blieb bis auf die neuere Zeit ſehr beliebt; unter den zahlreichen Dichtern in dieſer Gattung verdient aber nur Claudio Manoel da Coſta Erwähnung. Auch wurde Geßner's „Tod Abel's“ ins Portugieſiſche übertragen (1785). — Der Roman ward gänzlich vernachläſſigt; einige Überſetzungen aus dem Franzöſiſchen, von welchen wir nur Leſage's „Gilblas“ und Fenelon's „Telemach“ nennen wollen, können nicht in Anſchlag gebracht werden. — In der didaktiſchen Poeſie verſuchten ſich P. A. Correa Garçaõ (Satyren und Epiſteln im Geiſte des Horaz), Nicolao Tolentino de Almeida (witzige Localſatyre) und J. A. de Macedo, deſſen kaltes Lehrgedicht: „Newton“ (Lisb. 1815. 8.) großen Beifall fand. — Die dramatiſche Poeſie der Portugieſen nahm in der erſten Hälfte dieſes Jahrhunderts eine ſeltſame, durch die italieniſche Oper veranlaßte Richtung. Es entſtand eine halbmuſikaliſche Art von Zwitterkomödien, ein Gemiſch von Abenteuern, Poſſen und gemeinem Witze, welches das portugieſiſche Publicum lange beluſtigte, aber auf Kunſtwerth nicht den geringſten Anſpruch machen kann. Unter den zahlreichen Stücken dieſer Art, welche auch geſammelt herausgegeben wurden („Operas Portuguezas“, Lisb. 1746. 2 Voll. 8. und „Theatro comico Poruguez“, Lisb. 1787. 2 Voll. 8.), werden beſonders die Stücke eines anonymen Dichters, den man gewöhnlich ſchlechtweg den Juden (o Judeo) nannte, gerühmt. P. A. Correa Garçaõ arbeitete zwar dieſem verderblichen Geſchmacke durch ſeine regelmäßigeren Luſtſpiele: „Das neue Theater“ („Theatro nova“) und „Die Partie“ („Assemblea ou Partida“)

entgegen, er hatte aber nicht genug dramatiſchen Erfindungsgeiſt, um ein durch Spektakelſtücke verwöhntes Publicum zu befriedigen und es auf einen beſſeren Weg hinzulenken. Auch durch das Trauerſpiel: „Osmia“ (Lisb. 1795. 4.), welches der nach franzöſiſchen Muſtern gebildeten Dichterin, der Gräfin von Vimieiro, den Preis der Akademie erwarb, konnte kein beſſerer Sinn hervorgerufen werden. In der neueren Zeit behilft man ſich immer noch mit Überſetzungen. Unter den Originalſtücken zeichnen ſich aus die Tragödien von Vicente Pedro Nolesco („O triunfo da naturezzo“), Joſé Agoſtinho de Macedo, J. C. da Silva Leitao de Almaida-Garret („Merope“ und „Cato em Utica“), Francesco Dias („Electra“ und „Iphigenia“), J. J. Sabino („Policena“), Francisco Soares Franco („Herminia“) und die Luſtſpiele von Guita, P. A. Cavroè und Francisca de Paula Pozzola („Ricardo“ und „O duque de Cleves“), obſchon ſie, mit den dichteriſchen Erzeugniſſen anderer Nationen verglichen, ſich kaum über die Mittelmäßigkeit erheben. — Zur weiteren Ausbildung der ſchönen Proſa fehlte in Portugal die unbedingt nöthige Cultur des Verſtandes und erſt mit dieſer iſt die portugieſiſche Beredſamkeit in ihrem ganzen Umfange wieder erwacht. Jeder Schriftſteller bemüht ſich wenigſtens, den geſchmackloſen Phraſenpomp zu vermeiden und ſich klar und edel auszudrücken. (Vergl. „Memorias da literatura portugueza“, Lisb. 1792—1812. 8 Voll. 4. F. Bouterwek's „Geſchichte der ſchönen Wiſſenſchaften“, Bd. IV. Götting. 1805. 8. J. C. L. Simonde de Sismondi's „Literatur des ſüdlichen Europas, deutſch von L. Hain“, Leipz. 1817. 8. Bd. II. S. 537—772.) — II. Wiſſenſchaften. Die Leiſtungen der Portugieſen in der Gelehrſamkeit bleiben weit hinter denen der anderen Nationen zurück, weil mönchiſcher Geiſtesdruck jedes freiere Streben hinderte. Nur die Wiſſenſchaften, welche die Schifffahrt unmittelbar oder mittelbar förderten, erfreuten ſich einiger Pflege; überhaupt aber iſt der ganze vorhandene Stoff ſo mager und geringfügig, daß man ihn in zwei Perioden zuſammendrängen kann, ohne etwas Bedeutendes zu übergehen. Erſte Periode. Vom Beginne des XV. Jahrhunderts bis zum Ende des XVIII. Der Infant Dom Heinrich, welchem ſein Vater die Leitung der Seeunternehmungen übertragen hatte, machte das Studium der Geographie, Mathematik und Aſtronomie zu ſeinem ernſthafteſten Geſchäfte und bildete eine ausgezeichnete Schule der Seewiſſenſchaften, aus welcher Männer, wie Bartholomäus Diaz, der Entdecker des Caps, Vasco de Gama, der Umſegler deſſelben, und Magelhaens, welcher die erſte Reiſe um die Welt wagte, hervorgingen. Der Adel trieb und förderte gelehrte Studien, wie die unvergeßlichen Helden Francisco de Almeida und Affonſo de Albuquerque beweiſen; die Univerſitäten Coimbra (1534) und Evora (1553) erfreuten ſich vieler Vorrechte und waren ſtets von einer großen Anzahl wißbegieriger Jünglinge beſucht. Der Geſchmack an dem Studium der alten Literatur ging aus Italien auch nach Portugal über und wurde beſonders durch die Bemühungen Henrique Cayado's (Ermigius) immer mehr verbreitet. Freilich erſtreckte ſich der Eifer der Gelehrten nur auf die Fertigung lateiniſcher Verſe und förderte nicht eine gute Ausgabe oder Erklärung irgend eines alten Claſſikers zu Tage, aber er führte doch zur Veredelung der Nationalliteratur. — Die Geſchichte erhielt Stoff in den kühnen Unternehmungen der Portugieſen und fand, außer einigen Gelehrten, die die Zeitereigniſſe in lateiniſcher Sprache beſchrieben und von denen Jerome Oſorio („Geſchichte Emanuel's des Großen“, 1571) der bedeutendſte ſein möchte, tüchtige Bearbeiter in der Landesſprache, von welchen wir ſchon oben geſprochen haben. Die Schifffahrtskunde und Geographie bereicherten Gomes de San Eſtevan (1424) und Lavanha (1555) mit gehaltvollen Werken, die jetzt noch größere Achtung verdienen, als ihnen zu Theil wird. — Die Landesgeſetze wurden von Emanuel geſammelt und Alvarez Velasquez (1595) galt auch im Auslande

als ein großer Rechtsgelehrter. — Die Philoſophie und Theologie hatten mit unüberwindlichen Hinderniſſen zu kämpfen und konnten ſich nicht aus ihren ſcholaſtiſchen Feſſeln losmachen; der Jeſuit Cordero und Gomez de Pereira ſind die einzigen Philoſophen, die den anderen Nationen nicht völlig gleichgültig ſind. — Die Naturkunde wurde zwar nicht ſyſtematiſch bearbeitet, gewann aber mittelbar durch die Reiſen und den Handel der Portugieſen. — Die Einführung der Inquiſition und die Aufnahme der Jeſuiten waren dem Gedeihen der Wiſſenſchaften höchſt gefährlich; freimüthiges Forſchen und Schreiben konnte zum Scheiterhaufen führen und kein Buch durfte gedruckt werden, ohne von der Inquiſition gebilligt zu ſein; ſelbſt die Dichter fanden es für gut in ernſtgemeinten Vorreden zu erklären, daß ſie an die heidniſchen Gottheiten, von welchen ſie ſprechen, nicht glaubten. Die Jeſuiten bemächtigten ſich noch der Erziehungsanſtalten und als endlich ſpaniſche Herrſcher ihre gierigen Hände nach dem unglücklichen Portugal ausſtreckten, war es um Wiſſenſchaft und Kunſt auf lange Zeit geſchehen. Zweite Periode. Vom Beginne des XVIII. Jahrhunderts bis auf die neuere Zeit. Die politiſche Selbſtſtändigkeit Portugals war zwar wieder errungen, aber das neue Herrſcherhaus, von den Jeſuiten geleitet, hielt den aufſtrebenden Geiſt des Volkes nieder und that nichts für Wiſſenſchaft und Kunſt, deſto mehr aber zur Bereicherung der Klöſter und Pfaffen. Erſt als das durch den ſpaniſchen Succeſſionskrieg vermittelte Bekanntwerden mit der franzöſiſchen Literatur zu beſſeren Anſichten und zu freierem Denken führte, fing man wieder an einzelne Fächer der Wiſſenſchaft mit Vortheil und Geſchick zu bearbeiten, und vorzüglich war es die Geſchichte, welche durch dieſe Umgeſtaltung gewann. Die Verſuche des Grafen von Ericeyra („Geſchichte des wiederhergeſtellten Portugal"), Mascarenhas', des berühmteſten politiſchen Schriftſtellers der Portugieſen, der zuerſt eine politiſche Zeitung gründete, „Geſchichte des ryswicker Friedens", und Don Sebaſtian de Rocha Pitta's „Geſchichte des portugieſiſchen Amerika" ſind freilich keine Meiſterſtücke, beweiſen aber das Herannahen einer beſſeren Zeit, welche auch mit dem Regierungsantritte Joſeph's (1750) begann. Der Premierminiſter Pombal, welchen die Wiederherſtellung des alten portugieſiſchen Ruhmes begeiſterte, ſuchte die geiſtliche Macht der weltlichen zu unterwerfen; er beſchränkte die Inquiſition, nahm ihr die Büchercenſur und jagte die Jeſuiten aus dem Lande (1759). That er auch alles dieß nicht aus Liebe zur Wiſſenſchaft und war er auch in anderen Dingen ein arger Despot, ſo befreite er doch den Geiſt aus ſeinen ſchweren Feſſeln, weil er deſſen zur Hebung des Nationalgefühls und zur Zurückführung des alten Glanzes nicht entbehren zu können glaubte. Die Erziehungs- und Unterrichtsanſtalten wurden beſſer eingerichtet und vermehrt, die Univerſität Coimbra mit tüchtigen Lehrern verſehen und neue Profeſſuren für früher verbotene Zweige der Wiſſenſchaft, wie Mathematik und Phyſik, geſtiftet. Die Regierung der bigotten Königin Maria Franciſca war zwar der Geiſtesentwickelung nicht ſehr günſtig, konnte ſie aber auch nicht mehr zurückhalten. Große Verdienſte erwarb ſich die von ihr geſtiftete Akademie der Wiſſenſchaften, welche bis auf die neuere Zeit eine ſeltene Thätigkeit entwickelte und in den von ihr herausgegebenen Abhandlungen über Landwirthſchaft („Memorias economicas", Lisb. 1789—1815. 5 Voll. 4.; „Memorias da agricultura", Lisb. 1789—1792. 2 Voll. 8.), Mathematik und Phyſik („Memorias da academia real das sciencias de Lisboa", Lisb. 1797—1805. 3 Voll. 4.) und Medicin, Naturgeſchichte und Chemie („Memorias de historia natural, de quimica, artes e medicina", Lisb. 1790. 4.) den Standpunkt wahrnehmen läßt, welchen dieſe Wiſſenſchaften jetzt in Portugal erſchwungen haben. — Die Philologie wird immer noch faſt gänzlich vernachläſſigt und der Begriff einer richtigen Kritik ſcheint noch ziemlich unbekannt zu ſein; wir wüßten keine einzige brauchbare Ausgabe eines alten Schriftſtellers, die in Portugal erſchie-

nen wäre, zu nennen; der Gelehrte behilft ſich mit den Leiſtungen des Auslandes. — Die Philoſophie wurde in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts förmlich aus Portugal verbannt, weil Pombal, der nur ſcholaſtiſchen Unſinn kannte, alle Philoſophie für geiſttödtend und völlig unnöthig hielt, und bis auf die neueſte Zeit iſt kein philoſophiſcher Schriftſteller erſtanden, der über die Grenzen des Landes bekannt geworden wäre. — Die theologiſche Literatur erſtreckt ſich auf Gebet- und Erbauungsbücher voll lächerlichen Unſinns und auf wunderliche Biographien der heiligen Jungfrau oder anderer vielgeprieſenen wunderthätigen Heiligen. — Die Jurisprudenz beſchäftigt ſich mit der Zuſammenſtellung und Erklärung der Landesgeſetze und findet mannigfaltige Pflege; Freirius und Anaſtaſio de Figueredo leiſteten in der neueren Zeit Erträgliches über das Staatsrecht und über die Civilgeſetzgebung ihres Vaterlandes. — Geſchichte und Geographie werden erſt in der neueſten Zeit wieder nach Gebühr beachtet und man ſucht die früheren Meiſterwerke mit neuen zu bereichern, was freilich bis jetzt noch nicht gelingen wollte. — Mathematik, Aſtronomie und Naturkunde ſcheinen den Neigungen der portugieſiſchen Gelehrten am Meiſten zu entſprechen; wenigſtens läßt ſich aus zahlreichen Verſuchen auf eine beſondere Vorliebe für dieſe Fächer ſchließen. Stockler, von einer deutſchen Familie abſtammend, gab eine gute Einleitung in die Theorie der Fluxionen, St. Cabral gilt als ein vorzüglicher praktiſcher Geometer. Gut eingerichtete Sternwarten finden ſich zu Liſſabon und Coimbra; Naturaliencabinette und botaniſche Gärten vermehren ſich in dem ganzen Lande. Bodero ſchloß ſeinen Landsleuten die Geheimniſſe der Pflanzenwelt auf, da Camara lehrte ſie Mineralogie und Sobral Chemie. Läugnen kann man jedoch nicht, daß ihre Kenntniſſe den Werken anderer Völker entlehnt ſind und eigene Forſchung noch ſehr ſelten ſich zeigt; auch ſind nur Wenige im Beſitze einer höheren Geiſtesbildung und der größte Theil des Volkes ſchmachtet noch in moraliſcher Knechtſchaft, ohne das Bedürfniß ſich derſelben zu entledigen. Die höheren und niederen Schulanſtalten ſind, mit denen anderer Länder verglichen, in einem erbärmlichen Zuſtande; wer nach Beſſerem verlangt, muß es ſich im Auslande zu erwerben ſuchen. Die Verbreitung guter Schriften wird durch ſtrenge Cenſur und geringe Theilnahme des Publicum faſt unmöglich gemacht. Der literariſche Verkehr iſt daher ſehr ärmlich und ſelbſt die neueren Bücher ſind im Lande ſelten; die Auflage jedes Werkes wird gewöhnlich zu 500 Exemplaren gemacht, von welchen 200 nach Braſilien, 50 nach Spanien gehen und 200 in den Kloſterbibliotheken begraben werden. (Vergl. Diego Barboſa Machado's „Bibliotheca Lusitana, historica, critica e cronologica", Lisb. 1741—1759. 4 Voll. Fol.; Joaõ Pedro do Valle's „Memorias para a historia litteraria de Portugal e seus dominios", Lisb. 1784. 8.; A. Balbi's „Essai statistique sur le royaume de Portugal", Par. 1822. 2 Voll. 8. und F. Denis' „Resumé de l'histoire littéraire de Portugal", Par. 1826. 12.) 67.

Portugieſiſche Münzen, Maße und Gewichte. I. Münzen. Das ganze Königreich rechnet nach Reis oder Rees, von denen 1000 = 1 Milreis und 1000000 = 1 Conto genannt werden. 1 Rees trägt nach unſerem Gelde circa $\frac{4}{9}$ Pf. Die wirklichen Landesmünzen ſind folgende. In Gold: **Dobrão à 24000 Rees**, 22 Karat fein, 1116$\frac{1}{4}$ holländiſche Aß ſchwer; $\frac{1}{2}$ **Dobrão à 12000 Rees** und **Dobra à 15000 Rees** nach Verhältniß; **Peça à 7500 Rees**, 21 Karat 11$\frac{1}{4}$ Grän fein, 300$\frac{1}{3}$ holl. Aß ſchwer; $\frac{1}{2}$ **Peça** nach Verhältniß; **Lisbonnine, Moed'or à 4800 Rees**, 22 Karat fein, 223$\frac{3}{4}$ holl. Aß ſchwer; **Cruzado novo à 400 Rees**, 21 Karat 10$\frac{1}{8}$ Grän fein, 21$\frac{8}{9}$ holl. Aß ſchwer; **Cruzado velho à 400 Rees**, 21 Karat 10$\frac{1}{2}$ Grän fein, 20$\frac{1}{4}$ holl. Aß ſchwer. In Silber: **Cruzado novo à 480 Rees**, von 1802, 14 Loth 3$\frac{3}{5}$ Grän fein, 303$\frac{1}{3}$ holl. Aß ſchwer, und von 1809, 14 Loth 9$\frac{3}{5}$ Grän fein, 295$\frac{1}{3}$ holl. Aß ſchwer; **Stücke von 12 Vintems**, 14 Loth 6 Grän fein und 151 holl. Aß ſchwer; **Stücke**

Digitized by Google

von 12, 6 und 3 Vintems halten 240, 120 und 60 Rees; 1 Vintem = 20 Rees; ferner ganze und halbe Tostãos von 100 und 50 Rees. Scheide- und Kupfermünzen: Stücke von 40, 10, 5, 3 und 1½ Rees. II. Längenmaß. 1 Dedo (Finger) = 4 Grãos (Gerſtenkörner); 1 Polegada (Daumen oder Zoll) = 1½ Dedo; 1 Palmo (Spanne) = 8 Polegadas; 1 Pé (Fuß) = 1½ Palmo = 12 Polegadas = 145,75 par. Linien; 1 Covado oder Cubit (Länge des Arms vom Ellbogen bis zum Ende des mittelſten Fingers) = 2 Pés = 3 Palmos; 1 Vara (Elle) = 1⅔ Covado = 5 Palmos = 40 Polegadas; 1 Passo geometrico (geometriſcher Schritt) = 1½ Vara = 60 Polegadas; 1 Braça (Klafter) = 2 Varas = 80 Polegadas; 1 Estudio (Stadium) = $117\frac{1}{30}$ Braças; 1 Milha (kleine Meile) = 8 Estudios; 1 Legoa (große Meile) = 3 Milhas = 28168 Palmos; 1 Grão (Grad des Äquators) = 18 Legoas. III. Feld- und Flächenmaß. 1 Geira (Morgen) = 4840 □Varas. IV. Getreidemaß. 1 Moyo = 60 Alqueires = 15 Fangas oder Fanegas = 120 Meyos = 240 Quartas = 480 Oitavas oder Selamines = 960 Maquias; 1 Alqueire = 681 par. Cubikzoll. V. Flüſſigkeitsmaß. 1 Almuda = 2 Alqueires oder Potas = 12 Canadas = 48 Quartilhos = 834 pariſer Cubikzoll. VI. Gewicht. a) Handelsgewicht. 1 Libra, Asratel (Pfund) = 2 Marcos = 4 Quartas = 16 Onças = 120 Oitavas = 9216 Grãos = 9549 holl. Aß; 1 Quintal (Centner) = 4 Arrobas = 128 Libras; 1 Arroba = 32 Libras; 1 Tonelada = 54 Arrobas. b) Das Gold- und Silbergewicht iſt das halbe Pfund Handelsgewicht, Marco (Mark) genannt. 1 Marco = 8 Onças = 64 Oitavas = 192 Escrupulos = 4608 Grãos = 4774¼ holl. Aß. c) Das Apothekergewicht iſt ebenfalls das Gold- und Silbergewicht, nur wird die Libra zu 1½ Marco = 12 Onças, 96 Oitavas = 288 Escrupulos = 6912 Grãos gerechnet. 33.

Portugieſiſche Sprache. Die lateiniſche Sprache, welche durch die Beſitznahme des Landes durch die Römer in Portugal die herrſchende geworden war, wurde durch die Einfälle der barbariſchen Völker ein Gemiſch verſchiedener Sprachen, wie die übrigen romaniſchen Dialecte; doch blieb ſie von allen die reinſte und noch jetzt ſteht ſie der lateiniſchen am Nächſten. So hat ſie von allen neueren Sprachen das Plusquamperfect behalten. Durch die Erhebung Heinrich's von Burgund auf den portugieſiſchen Thron wurden zwar viele franzöſiſche Ritter an den Hof gezogen, ihre Sprache ſcheint aber auf die eigenthümliche Ausbildung der portugieſiſchen entweder keinen oder nur einen ſehr unbedeutenden Einfluß geäußert zu haben. Sichtbarer ſind die Spuren der arabiſchen Einwirkung (vgl. J. Souza's „Vestigios da lingua arabica en Portugal“, Lisb. 1789. 4.), welche ſie mit dem Spaniſchen theilt, zu welchem ſie ſich ungefähr verhält, wie das Holländiſche zum Deutſchen oder das Däniſche zum Schwediſchen. Das Portugieſiſche iſt, wie Simonde de Sismondi witzig ſagt, ausgebeintes Caſtilianiſch; der Conſonant in der Mitte der Worte bleibt meiſt weg, wodurch eine oft irremachende Zuſammenziehung entſteht. Aus dem ſpaniſchen dolor (Schmerz) wird dôr, aus celos (Himmel) ceos, aus mayor (größer) môr ꝛc. Gegen einige Buchſtaben verrathen die Portugieſen eine beſondere Abneigung; ſo werfen ſie das l faſt überall heraus und erſetzen es durch f (ſpaniſch Alfonso, portugieſiſch Affonso) oder r (ſpaniſch blando, portugieſiſch brando), das ſpaniſche ll verwandelt ſich in ch (lleno, cheo), h in f (hidalgo, fidaljo), die ſpaniſche naſale Endſylbe ion in die naſale Endſylbe aõ (nacion, nacaõ). Die Zuſammenziehungen ſind oft ſo bedeutend, daß die charakteriſtiſchen Töne aus den Worten verſchwinden; übrigens iſt die Sprache ſanft, wie es die Küſtenmundarten im Gegenſatze gegen die harten und tönenden Gebirgsſprachen meiſt ſind. Der Portugieſe Francisco Diaz nennt ſie eine reiche, wohllautende, nachdrückliche, zur Behandlung aller Gegenſtände taugliche Sprache. Noch jetzt iſt ſie eine der ausgebreitetſten; portugieſiſche Juden brachten ſie nach Amſterdam

nach Hamburg und Tyrol; ſie wird in Braſilien, auf den Azoren, auf den afrikaniſchen Küſten, in Indien und in China geſprochen; doch iſt ſie nur dürftig grammatikaliſch bearbeitet. Über ihre Sprache gibt D. Nunez de Liaõ („Origem da lingua da Portugueza", 1606. N. E. Lisb. 1784. 8.) die beſte Auskunft. Als das vollſtändigſte Wörterbuch gilt R. Bluteau's „Vocabulario da lingua Portugueza" (Coimbra 1712—1721. 8 Voll. Fol. Supplemento. Lisb. 1727—1728. 2 Voll. Fol. N. E. por Ant. de Moraes Silva, Lisb. 1789. 2 Voll. 4.), als die beſte Grammatik Pedro Joſé de Figueiredo's „Arte da Grammattica portugueza" (Lisb. 1799. 8.). Portugieſiſche Sprachlehren für Deutſche beſorgten J. A. v. Junk (Frankf. a. d. O. 1778. 8.) und A. Meldola (Leipz. 1789. 8.); ein portugieſiſch-deutſches Wörterbuch gab J. D. Wagener (Leipz. 1811. 8.), eine Chreſtomathie nebſt Wörterbuch C. W. Alwardt (Leipz. 1808. 8.) heraus. 67.

Portumnus, ſ. Melicertes.

Porzellan, lat. vasa porcellana; franz. porcelaine, faïence; engl. porcelain, chinaware, nennen wir alle Geſchirre, welche aus Porzellanerde bereitet werden. Bei den Japanern, Chineſen und Ägyptern ſoll die Kunſt dergleichen Schmelzwerk zu verfertigen ſchon in den früheſten Zeiten bekannt geweſen ſein, doch gelangte erſt 1474 durch Barbaro, der als venetianiſcher Geſandter am perſiſchen Hofe lebte, davon die erſte Kenntniß nach Europa und durch die Portugieſen wurde es ſeit ihren Handelsverbindungen mit Oſtindien nach Europa gebracht. Schon zu Ende des XVII. Jahrh. erfand zwar Walther von Tſchirnhauſen, als er die erſten Glasfabriken errichtete, eine Art von P., doch war dieſe zu glaſig und der Ruhm der Erfindung des ächten P. gebührt daher Böttichern zu Anfange des XVIII. Jahrh., wenigſtens hatte er mit jenem gleichen Antheil daran. Das erſte P., das 1706 zu Dresden aus einem braunen Thone bei Meißen verfertigt wurde, hatte eine rothe und braune Farbe; 1709 aber machte man ſchon weißes und 1710 wurde die Porzellanfabrik auf der Albrechtsburg in Meißen angelegt. Deutſchland, ja ganz Europa blickte jetzt mit neidiſchen Augen auf dieſe Erfindung Sachſens und England und Holland ließen ſogar Thon aus China kommen und Frankreich ſchickte Jeſuiten aus, um das Geheimniß zu erſpähen. Doch beides mißglückte, beſonders da Sachſen die Ausfuhr der weißen Erde bei Todesſtrafe verbot. Allein die größte Vorſicht vermochte doch nicht das Geheimnißvolle der Porzellanverfertigung hinlänglich verborgen zu halten; theils wurde es, ungeachtet des Schwurs, den jeder Arbeiter leiſten mußte und noch muß, verrathen, theils wurde man durch vielfache Experimente ſelbſt darauf geführt. Daher kommt es, daß faſt in allen Ländern Europas dergleichen Fabriken im Gange ſind, von denen einige wenigſtens P. von faſt gleicher Güte wie die meißner liefern. Die erſte, welche entſtand, war die zu Wien durch Claude du Paquier (1720 oder 1734); ihr folgte 1743 die zu Fürſtenberg im Braunſchweigiſchen und 1751 die berliner. Letztere wurde von einem Kaufmanne Wegelin in Stand geſetzt, gerieth aber, wie die 1760 von Gotzkowsky von Neuem begonnene, bald in Verfall, bis ſie 1763 ein Eigenthum des Königs wurde. 1753 trat die badener, 1754 unter Ganong aus Straßburg die frankenthaler in der Pfalz, 1756 die nymphenburger bei München, 1758 die ſchwarzburg-rudolſtädter, jetzt in Volkſtedt, und die ludwigsburger bei Stuttgart ins Leben. An dieſe reihten ſich die zu Heſſen-Caſſel, zu Ilmenau, zu Gotha, zu Limbach im Meiningiſchen, zu Gera u. a. an. In den übrigen europäiſchen Staaten gingen um dieſe Zeit und ſpäter auch mehrere hervor. Wir erinnern an die zu Sèvres bei St. Cloud in Frankreich, zu Paris, Chantilly, Limoges, Clair, St. Denis, Orleans und Marſeille, an die italieniſchen zu Florenz und Neapel und an die engliſchen zu Worceſter und Liverpool. Auch zählt man einige Fabriken in Rußland, eine zu Kopenhagen, zu Stockholm, zu Amſterdam und Tournay. — An das ächte P. macht man dieſelben Anforderungen, wie an das Glas, nur mit

dem Unterſchiede, daß es nicht wie dieſes ganz durchſichtig ſei. Seine Oberfläche ſoll ſpiegelglatt, rein, blendend weiß und halb durchſichtig ſein, bei dem plötzlichſten Wechſel der größten Hitze und ſtärkſten Kälte unverſehrt bleiben, einen hellen, glokkenartigen Ton, wenn es zerbrochen wird, und an Stahl geſchlagen Funken von ſich geben. Dieſe Eigenſchaften mag man aber wohl am Meiſten bei dem japaniſchen und chineſiſchen Porzellane antreffen. Beide Sorten ſind ſchwer von einander zu unterſcheiden, wenn man es nicht an der Glaſur bemerkt, die bei letzterem ins Bläuliche, bei erſterem mehr ins Weiße fällt. In neuerer Zeit ſoll ſich die Güte dieſes Porzellans ſehr vermindert haben. Den nächſten Platz nach dieſem nimmt das meißner ein und dieſem ſucht das berliner den Vorzug ſtreitig zu machen, wiewohl es ihm hinſichtlich der Feinheit der Maſſe nachſteht. An dem Zeichen, das dem P. aufgedrückt wird, kann man gewöhnlich den Fabrikort erkennen; ſo z. B. an den 2 kreuzweiſe ſtehenden Churſchwerdtern das meißner, am Scepter das berliner, das wiener am öſtreichiſchen Wappen, am Fürſtenhute das ludwigsburger, am heſſiſchen Löwen das heſſen-caſſeler, an dem großen lateiniſchen R das gothaer, am G das geraer ꝛc. — Über den Urſprung des Ausdrucks P. gibt es verſchiedene Meinungen. Einige leiten ihn von dem portugieſiſchen perol, Perle, ab; Andere von porcelle, das der italieniſche Name für eine Art Schnecken, der Porcellanſchnecken, ſein ſoll, deren Äußeres der Glaſur des Porzellans ähnlich ſieht. Am Richtigſten ſcheint jedoch die Ableitung von dem portugieſiſchen porcellana, eine Schale, weil wahrſcheinlich die erſten Geſchirre, welche die Portugieſen aus China einführten, Schalen oder Trinkgeſchirre waren. — Der Hauptbeſtandtheil des Porzellans iſt die Porzellanerde. Dieſe (lat. argilla porcellana; franz. terre à porcellaine; engl. porcellain-clay) rührt von einer Zerſetzung des Feldſpathes her und iſt größtentheils ſehr feinerdig, zerreiblich, mild, von Farbe röthlich-, gelblich-, graulich-, bläulichweiß, mager und wenig fettig anzufühlen, ſchwach an der Zunge hängend und von ſpecifiſchem Gewichte 2,2. Sie beſteht aus 46 Theilen Kieſelerde, 39 Theilen Thonerde, 14½ Theilen Waſſer und etwas Eiſenoxyd. Sie findet ſich faſt überall da, wo Feldſpath gefunden wird. Häufig iſt ſie im Granitgebirge. In Gängen und Lagern wird ſie bei Aue bei Schneeberg gefunden, wo dieſelbe zur Unterhaltung der ſächſiſchen Porzellanmanufactur in Meißen bergmänniſch gewonnen wird; man findet ſie jedoch auch in Ungarn, Schleſien, Mähren, bei Paſſau in Baiern, zu Limoges in Frankreich und an anderen Orten. Außerdem nimmt man zum P. in Europa noch reinen Quarz oder Kiesſand und die gehörige Quantität Gyps und das Verfahren dabei iſt, ſo weit man ſolches kennt, folgendes. Iſt der Quarz geröſtet, in Waſſer abgekocht, gepocht, gemahlen und durch ein Puderſieb geſchlagen worden, ſo wird er mit pulverklarem, in kupfernen Gefäßen gebranntem Gyps vermiſcht. Dieſes Gemenge gibt die ſogenannte Fritte. Dieſe wird mit fein geſtoßener und geſchlämmter Thonerde, wozu auch Porzellanſcherben gebraucht werden, in Regenwaſſer zu einem Teige verarbeitet. Geht der Teig in Fäulniß über, ſo werden die verſchiedenen Gefäße auf der Scheibe daraus verfertigt und die Abdrücke beſorgt. Beſtehen dieſe blos aus einzelnen Stücken, ſo werden ſie durch Hülfe elfenbeinerner Werkzeuge, eines Schwammes und Pinſels zuſammengeſetzt. Ehe nun das Abdrehen und Glätten vor ſich gehen kann, müſſen die gefertigten Arbeiten erſt zu einem gewiſſen Grade abgetrocknet ſein. Nach erfolgtem Abdrehen werden ſie in Kapſeln, Caſetten oder Muffeln aus P. verwahrt und in den Verglühofen gebracht, um eine beſtimmte Härte zu erlangen, und dann mit Glaſur aus pulverartigem Quarz, Porzellanſcherbe und calcinirtem Gyps in reinem Waſſer überzogen. Jetzt werden ſie in einen zweiten mit Sand beſtreuten Ofen, den Porzellan-, Glatt- oder Gutbrennofen, wiederum in dergleichen Kapſeln verſchloſſen geſetzt, wo ſie die nöthige Feſtigkeit und die weiße Farbe erhalten. Der Sand, der beim Herausnehmen noch anklebt, wird auf der

Schleifmühle abgeſchliffen. Werden einzelne Stücke zwar gebrannt, aber nicht glaſirt, ſo heißen ſie Biscuit. Ein großer Theil bekommt im Ofen Ritze, Sprunge oder andere Fehler in der Glaſur und daher kommt es, daß das ganz reine P. ſo theuer bezahlt wird. — Was einen Porzellanbrennofen betrifft, ſo muß man bei dem Baue deſſelben beſonders darauf ſehen, daß er eine Gleichmäßigkeit in der Vertheilung der Hitze bewirke und erhalte. Es ſind vielfache Verſuche gemacht worden, dergleichen Öfen zu errichten, z. B. von Guettard, der ihm eine cirkelrunde Geſtalt gab, und vom Grafen von Milly, deſſen Ofen ein Parallelepipedum darſtellt, aber vom Anfange an für weniger anwendbar befunden worden iſt. Die Heizung erfolgt am liebſten mit gutem dürren Holze. Zwar können auch andere Brennmaterialien, beſonders Steinkohlen, dazu verwendet werden, doch ſoll der Dampf derſelben dem weißen Glanze des Porzellans nachtheilig ſein. — Als Ingredienzen zu den Farben der Porzellanmalerei gebraucht man Metallkalkarten und dieſe müſſen mit einem leicht ſchmelzbaren farbeloſen Glaſe ohne allen Bleibeſtandtheil geſchmolzen, zerſtoßen und geſiebt werden. Will man die Farbe auftragen, ſo wird ſie mit Öl, beſonders Spiek-, Terpentin- oder Lavendelöl oder mit Gummi- und Zuckerwaſſer auf Holz verbunden. Nach erfolgter Auftragung wird die Porzellanwaare wieder in Kapſeln in den Emaillirofen gebracht und dieſer dermaßen erhitzt, daß das Glas zum Fluſſe kommt, ohne dabei der Glaſur zu ſchaden. S. Montami, „Von den Farben zum Porzellan- und Emaillemalen" (Leipz. 1767). Um zu vergolden oder zu verſilbern wird Gold durch Königswaſſer und Silber durch Scheidewaſſer aufgelöſt und demſelben einiges Waſſer beigefügt. Hat man durch Eiſenvitriol den Niederſchlag bewirkt, ſo wird dieſer getrocknet, der Farbenfluß beigemiſcht, beides aufgetragen und hierauf wie beim Malen verfahren. Zum Gold- und Silberpoliren bedient man ſich des Blutſteins und Achats. (S. Naſſe, „Die Porzellanfabrication in theoretiſcher und praktiſcher Hinſicht", Leipz. 1826). — Das unter dem Namen „réaumuriſches P." bekannte wird aus Glas, beſonders grünem Flaſchen- und Fenſterglaſe bereitet. Das dazu beſtimmte Glas legt man in einen geräumigen Schmelztiegel, der mit Sand und Gyps, auch Kalk angefüllt iſt, kittet den Deckel mit Thon an und ſetzt ihn dann in den Töpferofen. Iſt er darin den ganzen Brand hindurch ſtehen geblieben, ſo hat das Glas ein porzellanartiges Anſehn bekommen, widerſteht dem Feuer, gibt mit einem Stahle daran geſchlagen Funken und verträgt einen ſchnellen Wechſel von Hitze und Kälte. Doch entgeht ihm das Glatte und Glänzende des ächten Porzellans und ſein Weiß nähert ſich mehr dem Milchweißen. 35.

Porzellanausſchlag, ſo viel wie Neſſelausſchlag (ſ. d. Art.).

Poſaune, lat. tuba ductilis; fr. saquebute; engl. sackbut; ital. trombone, ein bekanntes Blasinſtrument von Meſſingblech, unterſcheidet ſich von der Trompete, der ſie übrigens hinſichtlich der Form und des Tractaments ähnlich iſt, dadurch, daß ſie aus zwei Theilen beſteht, die ſich in 2 Scheiden aus einander und zuſammenſchieben laſſen. Der eine Theil, das Hauptſtück genannt, beſteht aus zwei Röhren (Scheiden), die unten in die Stürze (Schalltrichter) auslaufen, der zweite aus zwei dünneren Röhren (Stangen) mit einem Mundſtücke, die in die beiden Röhren des Hauptſtückes paſſen und vermittelſt der rechten Hand beim Blaſen je nach der Höhe oder Tiefe des Tones heraus- oder hineingezogen werden. Man hat Discant-, Alt-, Tenor- und Baßpoſaunen, jedoch ſind die erſteren faſt außer Gebrauche. Die P. iſt ein ſehr altes Inſtrument und wurde ſpäter meiſt nur bei der Kirchenmuſik angewendet. Durch Mozart jedoch kam ſie auch in die Opernmuſik und jetzt hält man ſie ſelbſt zur gewöhnlichen Tanzmuſik für gut genug. Der größte Poſaunenvirtuos iſt gegenwärtig Queißer in Leipzig. 29.

Poſeidon, ſ. Neptun.

Poſen, ſ. Preußen.

Poſidonius, ein ſpäterer Anhänger der Stoa, Schüler des Panätius, ward geboren 135 v. Chr. zu Apamäa in Syrien (daher P. Syrus), ging, nachdem er eine gelehrte Reiſe gemacht hatte, nach Rhodus, wo er eine Art ſtoiſcher Nebenſchule ſtiftete und großen Ruf erlangte. Er heißt darum öfters auch P. Rhodius. Doch ſind die Sätze, in denen er von der alten Stoa abwich, von ſehr geringer Bedeutung. Von ſeinen Werken haben wir nur Bruchſtücke geſammelt unter dem Titel: „Posidonii Rhodii reliquiae doctrinae“; coll. atque ill. Janus Bake; acc. Dan. Wyttenbachii annotatio (Lugd. 1810. 8.). 80.

Poſition iſt überhaupt Stellung, im Kriegsweſen und im gemeinen Leben beſonders die, in welcher man den Feind erwartet oder irgend ein Hinderniß zu überwältigen ſucht; in der Proſodie (ſ. d. Art.) hingegen verſteht man darunter das Nebeneinanderſtehen zweier Conſonanten. 9.

Poſitiv (lat.) oder **thetiſch** (griech) bezeichnet überhaupt das Hingeſtellte, Gegebene; es wird aber durch die gebräuchlichen Gegenſätze meiſt etwas verſchieden beſtimmt. Setzt man es nämlich dem Negativen (ſ. Negation) entgegen, ſo bedeutet es das Wirkliche, das Exiſtirende (z. B. poſitiver und negativer Begriff); ſteht es aber dem Natürlichen entgegen, ſo drückt es das durch äußere Auctorität Entſtandene und Beſtehende aus (daher poſitive Religion, poſitives Recht im Gegenſatze zu der natürlichen Religion, dem Naturrechte), alſo ſ. v. a. dogmatiſch. 9.

Poſſe, fr. und engl. farce, nennt man die Äußerung eines ſich in den niederen Sphären des Komiſchen bewegenden Scherzes, eines tollgewordenen Humors. Dieſe Stimmung eigenthümlicher Scherzhaftigkeit, welche wir bald drollig, bald poſſirlich und bald närriſch nennen, hat ſich bei allen Nationen zu einem ſtehenden Charakter volksmäßiger und derbſpaßhafter Ergötzlichkeit geſtaltet, der uns unter dem Namen Polichinello, Arlechino, Grazioſo, Clowe, Rüpel, Hanswurſt ꝛc. entgegentritt und auch des Beifalls des finſterſten Ernſtes gewiß werden kann. Die Hervorbringung wahrhaft witziger Poſſen erfordert den geſundeſten Mutterwitz, wie wir denn auch dieſes Talent meiſt bei kerngeſunden Naturmenſchen aus den niederen Ständen antreffen; wodurch jedoch keineswegs eingeräumt werden ſoll, daß die P. niedriggemein ſein dürfe, was auch nicht geſchehen wird, wenn nur der Poſſenmacher nicht ſeine naive Natürlichkeit verläugnet. Weiß der Dichter dieſe natürliche Poſſenhaftigkeit in ſeinen Werken künſtleriſch zu potenziren und an der rechten Stelle anzubringen, ſo wird er ihrer Wirkung auf den Leſer oder Zuhörer ſtets gewiß ſein. Hat Sancho Panſa irgend Jemand minder Ergötzen geſchafft als Don Quixote? Aus dem Geſagten geht ſchon hervor, daß das Poſſirliche in allen ſchönen Künſten anwendbar ſei und daß es nicht nur zur Beluſtigung, ſondern auch zur Verſpottung und Vertilgung ſchädlicher Thorheiten eines der geeignetſten und erfolgreichſten Mittel ſein könne. Iſt die P. auch eine lächerliche Übertreibung, ſo darf ſie doch nie ins Alberne, Fade und Läppiſche fallen, welches hauptſächlich dann geſchieht, wenn man ſich abquält, P. auf P. folgen zu laſſen. — In der dramatiſchen Poeſie nennt man eine Art des Luſtſpiels P. (Farce) und meint damit ein Stück derbkomiſcher Art, welches auf unmittelbare Erregung der Lachluſt ausgeht und mehr auf den Beifall des Augenblicks, als auf dauernden Effect hinarbeitet. Loſe und kühne Verwickelungen ſind ihm lieber, als wahrſcheinliche und conſequente. Derber Scherz, witzige Spielereien mit Einfällen und Worten und Carricaturzeichnung ſind ſein Element. Bei allem dem darf es ihm an Anmuth und Leichtigkeit nicht fehlen, auch darf es nicht pöbelhaften Spaß und obſcönen Witz zu Hülfe rufen, wenn es auf künſtleriſchen Werth Anſpruch machen will. 66.

Poſſelt (Ernſt Ludwig), ein bekannter deutſcher Hiſtoriker, am 22. Jan. 1763 zu Durlach in Baden, wo ſein Vater Hofrath war, geboren, widmete ſich, nachdem er auf den Gymnaſien zu Durlach und Karlsruhe ſeine Vorbereitungs-

ſtudien vollendet hatte, zu Göttingen und Straßburg der Jurisprudenz, den Staatswiſſenſchaften, der Geſchichte und den neueren Sprachen und ließ ſich dann in ſeiner Vaterſtadt als Anwalt nieder. Da aber dieſes Geſchäft ihn nicht anſprach, ſuchte er um die Stelle eines Profeſſors der Rechte zu Karlsruhe an, welche er auch 1784 mit dem Titel eines geheimen Secretairs des Markgrafen von Baden erhielt. In dieſer Stellung machte er ſich durch einige gehaltreiche Lobreden (wie auf Friedrich II., auf die vierhundert in der Schlacht bei Wimpfen [1622] gefallenen Pforzheimer ꝛc.) bekannt und erwarb ſich das anerkennende Lob Preußens und das Bürgerrecht von Pforzheim. Als Amtmann nach Gernsbach bei Raſtadt verſetzt (1791) erhielt er hinlängliche Muße, den großen Ereigniſſen in Frankreich ſeine Aufmerkſamkeit zu widmen und ward bald ein enthuſiaſtiſcher Lobredner der Revolution, deren Grundſätze er in vielen wohlgeſchriebenen und gern geleſenen Werken zu verbreiten ſuchte. Verdrießlich über öftere Zurechtweiſungen, welche er von deutſchen Regierungen erhielt und die ihn in manchen Unternehmungen (wie z. B. in der Redaction der „Weltkunde“, welche ſpäter in die „Allgemeine Zeitung“ umgeändert wurde) hinderte, nahm er 1798 ſeine Entlaſſung mit dem Charakter eines Legationsrathes und mit halbem Gehalte, wofür er die Geſchichte von Baden zu ſchreiben verſprach, welches Verſprechen er jedoch nie erfüllte. Er lebte nun abwechſelnd zu Durlach, Karlsruhe, Tübingen, Erlangen und Nürnberg und folgte dem Generale Moreau, mit dem er bekannt geworden war, 1801 nach Straßburg. Als dieſer General 1804 feſtgenommen und des Hochverraths angeklagt ward, glaubte ſich P. nirgends ſicher und reiſte von einer Stadt zur andern, bis er ſich zu Heidelberg in einem Anfalle von Melancholie aus dem Fenſter auf die Straße ſtürzte und am 11. Juni 1804 an den Folgen des Falles ſtarb. P. hatte ungewöhnlich große Anlagen zur Hiſtoriographie; kritiſcher Scharfſinn und Darſtellungstalent waren ihm, wie wenigen deutſchen Geſchichtſchreibern, eigen und er hätte einer der vorzüglichſten deutſchen Hiſtoriker werden können, wenn ihn nicht enthuſiaſtiſche Übertreibung und allzublinde Anhänglichkeit an das Franzoſenthum oft irre geleitet hätten. Von ſeinen zahlreichen Schriften nennen wir hier: „Wiſſenſchaftliches Magazin für Aufklärung“ (Leipz. 1785—1788. 3 Thle. 8.); „Rede über die deutſche Hiſtoriographie“ (Durl. 1786. 8.); „Geſchichte der deutſchen Fürſtenvereine“ (Leipz. 1787. 8.), „Geſchichte der Deutſchen“ (Leipz. 1789—1790. 2 Thle. 8. Fortgeſetzt von Pölitz, Bd. 3 und 4. Ebend. 1805—1820. 8.); „Geſchichte Guſtav's III.“ (Leipz. 1792. 8.); „Geſchichte des peinlichen Proceſſes Ludwig's XVI.“ (Baſ. 1793. 2 Bde. 8.); „Bellum populi Gallici adversus Hungariae Borussiaeque reges eorumque socios anno 1792“ (Goetting. 1793. 8. Deutſch, Regensb. 1793. 8.); „Hiſtoriſches Taſchenbuch für die neueſte Geſchichte“ (Nürnb. 1794—1803. 9 Bde. 8.); „Europäiſche Annalen“ (Tübing. 1795—1804. 10 Bde. 8.); „Hertzberg's Leben“ (Leipz. 1798. 8.) und „Kleine Schriften“ (Ebendaſ. 1795. 8.). Sämmtliche Schriften, herausgegeben von W. Weick“ (Stuttg. 1828 ff. 6 Bde. 8.). (Vergl. S. Gehres' „Lebensbeſchreibung des Dr. E. L. Poſſelt“, Manh. 1827. 2 Thle. 8.) 67.

Possessorium, ſ. Petitorienklage.

Poſtament, ſ. Säule.

Poſtel (Chriſtian Heinrich), ein deutſcher Dichter des XVII. Jahrh., am 11. Oct. 1658 zu Freiburg in Hadeln, wo ſein Vater Prediger war, geboren, widmete ſich nach Beendigung ſeiner Schulſtudien auf den Univerſitäten Leipzig und Roſtock der Jurisprudenz und ließ ſich, nachdem er zuerſt eine Reiſe durch Holland, England, Frankreich und Italien gemacht hatte, als Advocat zu Hamburg nieder, wo er zugleich durch mancherlei poetiſche Verſuche, beſonders durch Opern für die hamburger Bühne, Aufmerkſamkeit erregte. Er hatte ſich nach der verdorbenen italieniſchen Schule und nach dem ſchwülſtigen Hofmannswaldau gebildet

und dichtete ganz in ihrer Manier. Mit dem Epigrammendichter Wernike, der den verdorbenen Geſchmack kräftig anfocht, gerieth er darüber in einen literariſchen Streit, der aber, obſchon ihm der fade Dichter Hunold zu Hülfe kam, zu ſeinem Nachtheile endete. Auf einer zweiten Reiſe, welche P. durch Deutſchland, die Schweitz und Italien unternahm (1700), ſuchte er vortheilhafte literariſche Verbindungen anzuknüpfen und kehrte dann nach Hamburg zurück, wo er am 22. März 1705 ſtarb. Ein ſo wäſſeriger Dichter auch P. war, ſo erhielten doch ſeine (25) Singſpiele, worunter „Hercules", „Bajazet", „Ariadne" und „Iphigenia" die bekannteſten ſind, großen Beifall, können aber jetzt nicht mehr geleſen werden; noch unerträglicher iſt ſein unvollendetes Heldengedicht: „Der große Wittekind" (Hamb. 1724. 8.), obſchon ihn ſeine Zeitgenoſſen als einen zweiten Taſſo prieſen. Bemerkenswerth ſind noch ſein Verſuch einer paraphraſirenden Überſetzung der Ilias: „Die liſtige Juno" (Hamb. 1700. 8.) aus dem vierzehnten Geſange, und ſein Bemühen, das Studium der ſpaniſchen Literatur bei den Deutſchen in Aufnahme zu bringen. 67.

Poſten (milit.), ſ. Wache.

Poſthorn, lat. cornu ad cursum publicum; fr. cornet de postillon; engl. posthorn; ital. cornetta di postiglione, heißt ein dem Waldhorne ähnliches, nur durch kleinere Dimenſion von dieſem verſchiedenes Blasinſtrument, welches vorzugsweiſe die Poſtillione führen, um damit die nöthigen Zeichen (Ankunft, Ausweichen für andere Wagen ꝛc.) zu geben. Jetzt hat man es indeß faſt überall mit der leichter zu tractirenden Poſttrompete vertauſcht. 29.

Poſthumius oder **Poſthumus** (Marcus Caſſius Galienus), einer von den ſogenannten 30 Tyrannen unter Valerianus und Galienus, ſtand als Befehlshaber der römiſchen Legion in Gallien und wurde, als Letzterer die von den Soldaten errungene Beute ſich anmaßen wollte, von dieſen zum Imperator ernannt. Der ſonſt ſorgloſe Galienus eilte zwar wiederholt nach Gallien, um ſeinen Gegner zu entſetzen, doch immer vergeblich, und ſo behauptete ſich P. nebſt Victorinus, den er als Mitauguſtus angenommen hatte, von 260 bis 267 n. Chr., wo er als Opfer der Zügelloſigkeit ſeiner eigenen Soldaten fiel. 77.

Poſthumus, ſ. Nachgeborene.

Poſtillen nennt man zum Vorleſen in der Kirche beſtimmte Predigtbücher, und zwar deßhalb, weil das Thema der Predigt aus den Worten des Bibeltextes abgeleitet und daher nach dem Verleſen jener Worte (post illa sc. textus verba) abgehandelt wird. Auch hat man Hauspoſtillen, d. i. Andachts- und Predigtbücher, welche für den häuslichen Gebrauch beſtimmt ſind. 63.

Poſtulat, Forderung, nennt die Philoſophie und Mathematik gewiſſe nothwendige Vorausſetzungen, die ſich nicht auf weitere Beweiſe oder Erklärungen, ſondern eben nur auf die Nothwendigkeit oder das unabweisbare Bedürfniß des philoſophirenden Geiſtes ſtützen, alſo unmittelbar angenommen werden müſſen. Ob es wirklich in der Philoſophie ſolche Poſtulate, auch wohl Heiſcheſätze genannt, gebe, d. h. ob man gewiſſe Sätze unmittelbar annehmen dürfe oder ob nicht jene vorgeſchützte Nothwendigkeit eine nur eingebildete ſei, hat die philoſophiſche Methoden- oder Grundlehre zu unterſuchen. (Vergl. den Art. Princip.) Am berühmteſten ſind die Kant'ſchen Poſtulate der praktiſchen Vernunft; über dieſe ſ. d. Art. Kriticismus. 80.

Poſtweſen. Die Poſten, von dem Standpunkte ihrer jetzigen Ausbildung betrachtet, ſind ohne Zweifel eins der wirkſamſten Beförderungsmittel des geiſtigen und materiellen Verkehrs, alſo überhaupt der Cultur und Civiliſation. Anfangs ein Erzeugniß des allernothwendigſten Bedürfniſſes ſchritten ſie in ihrer allmähligen Entwickelung über die urſprünglich enge Grenzlinie hinaus und griffen immer tiefer in das geiſtige, geſellſchaftliche und bürgerliche Leben der Staaten ein, ſo daß ſie jetzt in ihrer feſten Verſchlingung in die Geſammtintereſſen ein unablös-

liches Glied in der Kette des Staatslebens bilden. Wenn dieß aber nur von den Staaten Europas und etwa von denen, die von Europa ihre Cultur erhielten, gilt, ſo iſt damit zugleich das Eigenthümliche unſerer heutigen Poſten und ihre weſentliche Verſchiedenheit von ähnlichen Anſtalten des Alterthums ausgeſprochen. Jetzt iſt die Poſt eine Staatsanſtalt zum Reiſen und Verſenden und als ſolche jedem Mitgliede des Staatsverbandes zugänglich; letzteres nun bildet nebſt der gehörigen Sicherheit und Schnelligkeit die weſentlichen Punkte, auf welchen die beſtmöglichſte Realiſirung des Zweckes der Poſten beruht. Was die allgemeine Zugänglichkeit betrifft, ſo iſt dieſe ohne alle Ausnahmen von jeher gültiger Grundſatz geweſen und bedarf keiner weitern Erörterung. Die Sicherheit und Schnelligkeit aber als anderweitige weſentliche Erforderniſſe hängen von der Organiſation des Poſtweſens ab und geben demſelben ſeinen eigentlichen objectiven Werth. Nach Maßgabe deſſen, was die Poſt befördert, ob Menſchen oder Briefe und Güter, unterſcheidet man im Allgemeinen Perſonen= und Briefpoſten, die nun wieder in verſchiedene andere Arten zerfallen. Die reitenden Poſten ſind lediglich Briefpoſten und werden von einem Poſtillon zu Pferde oder wegen der Schwere des Felleiſens auf einer kleinen ein= oder zweiſpännigen Kaleſche beſorgt. Dieſe ſind wegen ihrer Schnelligkeit für den Kaufmann die wichtigſten, auch wegen ihrer Wohlfeilheit für die Staatscaſſe die gewinnreichſten. Die fahrenden Poſten können entweder Brief= und Perſonenpoſten zu gleicher Zeit oder nur Perſonenpoſten ſein und ſind entweder ordinaire Poſten, wenn ſie Jahr aus Jahr ein zu beſtimmten Tagen und Stunden Briefe, Packete und Reiſende in einem bedeckten Wagen auf einer beſtimmten Straße fortſchaffen (Diligencen, ſonſt gelbe, blaue Kutſchen, Journalièren, wenn ſie täglich einen beſtimmten Cours wiederholen), oder Eilwagen, Eilpoſten, welche nur Perſonenpoſten ſind, möglichſt ſchnell befördern und höchſtens Briefe und kleinere Packete mitnehmen. Zu den fahrenden Poſten werden, wenn Mangel an Platz eintritt, beſondere Beiwagen für Güter und Beichaiſen für Perſonen zugegeben. Außerdem hat man noch ſogenannte Cariolpoſten, welche auf einer Strecke von wenigen Meilen entweder Courſe (regelmäßige Poſtenläufe) oder kleinere Städte und Ortſchaften mit einer nahe liegenden Poſtanſtalt verbinden. Zu ähnlichem Behufe dienen auch die Fuß= oder Botenpoſten und Ordonnanzen (ſ. d. Art.). Die bis jetzt genannten Poſten gehen und kommen zu beſtimmter Zeit und in feſtgeſetzter Ordnung; außer ihnen gibt es noch andere Poſten, welche ſich nicht an die Zeit und an eine gewiſſe Ordnung nur in ſofern binden, als man darunter die Vorſchriften und Grundſätze über Zahl der Reiſenden, der Pferde, Beſchaffenheit des Gepäcks u. dgl. m. verſteht. Hierher gehören die Extrapoſten, reine Perſonenpoſten, welche Reiſende zu jeder ihnen beliebigen Zeit entweder in ihrem eigenen oder in einem Poſtwagen, aber ſtets mit Poſtpferden weiter befördern, ferner Eſtaffetten, d. i. reitende Poſtillons, welche zu jeder beliebigen Zeit auf Verlangen wichtige Briefe oder Depeſchen überbringen, und Couriere, welche daſſelbe thun, jedoch nur im Auftrage regierender Häupter, Feldherren, Miniſter und anderer hohen Perſonen. Jetzt fahren ſie meiſt in leichten halbbedeckten mit zwei Pferden beſpannten Wagen. Die möglichſt vollſtändige Erreichung des Zweckes der Poſten hängt von ihrer Organiſation ab und von der Art, wie ſie verwaltet werden. Jedes Land hat zu dieſem Behufe eine eigene Poſtordnung oder Poſtgeſetzgebung, die alle einzelnen Vorſchriften in Bezug auf die Obliegenheiten und Pflichten der bei der Poſt angeſtellten Beamten, als auch die Verhaltungsmaßregeln und Fingerzeige für die, welche die Poſt benutzen, enthält. An der Spitze der Poſtverwaltung ſteht eine oberſte Behörde, Oberpoſtamt, Oberpoſtdirection, oder wie ſie ſonſt genannt wird, deren Vorſitzender den Namen Oberpoſtdirector, Oberpoſtmeiſter, Generalpoſtdirector u. ſ. w. führt. Ihm zur Seite ſtehen Räthe, Commiſſarien, Secretairs u. a. m. Untere Beamtete ſind

Digitized by Google

Controleurs, Expedienten, Conducteurs (Schaffner oder Schirrmeiſter), welche während des Laufes der Packet- oder Perſonenpoſten die Aufſicht führen, ferner Packmeiſter, Brief- und Packetträger, welche die eingelaufenen Packete und Briefe an ihre Addreſſaten beſorgen. Einem beſondern, jedoch ſtets der obern leitenden Behörde unterworfenen Zweige der Verwaltung ſteht bei großen Poſtanſtalten der Poſtverwalter, Poſthalter, Poſtſtallmeiſter u. ſ. w. vor, welcher den Poſtſtall unter ſeiner Aufſicht hat. Ihm untergeben ſind der Wagenmeiſter, d. i. derjenige, welcher die Wagen in fahrbarem Stande erhält, und die Poſtillons, d. i. die zum Fahren der Poſten und zum Reiten beſtimmten Knechte. Faſt überall bildet das P. eine beſondere Section in einem Miniſterialdepartement (meiſt im Miniſterium des Innern oder der Finanzen), welche die Oberaufſicht über das Ganze führt. Was den Poſtenlauf ſelbſt betrifft, ſo unterſcheidet man Hauptpoſtcourſe und Neben- und Seitencourſe. Die erſten verbinden große Städte und Handelsplätze mit einander, während die Nebencourſe zwiſchen minder wichtigen Ortſchaften laufen; zur Verbindung beider dienen die Seitencourſe. Um eine gleichmäßige Schnelligkeit der Fahrpoſten herzuſtellen, werden auf gewiſſen Punkten jedes Courſes (Stationen) die Pferde gewechſelt und zugleich den Paſſagieren einige Zeit zur Erholung gewährt. Da, wo die Beſchaffenheit der Ortlage Anlegung von wirklichen Stationen nicht geſtattet, vertreten Relais, d. i. Orte, wo friſche Pferde bereit ſtehen, die Stelle derſelben. — Wie ſchon oben bemerkt, iſt Schnelligkeit und Sicherheit die Hauptforderung, welche man an eine gute Poſt zu machen hat. Die erſtere wird vorzüglich dadurch erzielt, daß die Pferde gehörige Kraft und Ausdauer beſitzen und dieſe der Poſtillon gehörig zu benutzen verſteht; dann beſonders dadurch, daß die Wagen möglichſt geringe Schwere haben, und endlich, daß die Poſtſtationen nicht zu weit aus einander liegen und an denſelben kein zu langer Aufenthalt geſtattet werde, auch die Abfahrt und Ankunft bis auf die Minute pünktlich beſtimmt ſei. Was die Sicherheit betrifft, ſo beruht zuerſt die perſönliche der Reiſenden, in ſoweit für dieſe die Poſt zu ſtehen hat, gleichfalls auf guten dauerhaften Wagen und erprobten des Fahrens kundigen Poſtillons, andererſeits die der Briefe und Güter aber auf der Genauigkeit, Pünktlichkeit und Vorſicht der unmittelbar mit ihrer Abſendung und Transportirung beauftragten Poſtbeamten. Über dieſen Gegenſtand als eigentliches Geſchäftsverfahren geben die Poſtordnungen die nöthigen Vorſchriften. Bei allem dem würde man aber doch nie ſichere Garantie haben, wenn nicht die Unverletzlichkeit des Poſtgeheimniſſes die letzte Gewähr leiſtete, d. i. der Grundſatz, daß Alles, was die Poſt unter Siegel erhält, auch unbeſchädigt und ohne Verletzung des Siegels in die Hände der Addreſſaten gelangen muß. Jetzt wird dieß überall genau beobachtet und die Poſtbeamten werden darauf in Eid und Pflicht genommen. Nur da, wo geheime Polizei galt und etwa noch gilt, nahm man ſich die Freiheit, die Siegel zu löſen, freilich zu großem Nachtheile des Poſtverkehrs. Die treffliche Einrichtung, die jetzt allerwärts das P. erhalten hat, hat dieſes wohlthätige Inſtitut zu einem der gemeinnützigſten Inſtitute gemacht, um ſo mehr, als es allgemein zugänglich iſt. Letzteres würde noch mehr der Fall ſein, d. h. die Zugänglichkeit würde mehr noch benutzt werden, wenn die größtmöglichſte, aber freilich häufig vermißte Wohlfeilheit ſtattfände. Es iſt nicht zu verkennen, daß die mannigfaltigen und wichtigen zur Erreichung des Zwecks allerdings auch nöthigen Privilegien, welche die Poſt beſitzt (wie z. B. das Verbietungsrecht jedes andern ähnlichen Privatunternehmens u. a. m.) es ihr möglich machen, möglichſt billige Preiſe für Perſonen und Gütertransport zu ſtellen; allein die Regierungen haben zum großen Theil wenigſtens die Poſten bislang immer noch als Finanzſpeculation betrachtet, was bei dem meiſt ergiebigen Ertrage derſelben den Caſſen wohl förderlich ſein mag, aber den freien Verkehr ſtets hindert. Einigen Erſatz gewährt es dann immer noch, wenn, wie in Preußen, die Einkünfte der Poſt wenigſtens zur Er-

Digitized by Google

haltung der Poſtſtraßen verwendet werden. In neuerer Zeit indeß ſind abgeſehen von dem meiſt überall noch beſtehenden hohen Briefporto und Perſonengelde dennoch einige bedeutende Erleichterungen hinſichtlich des Francaturzwanges eingetreten, da derſelbe jetzt nur noch bei Sendungen nach Öſtreich, Frankreich, Rußland und den überſeeiſchen Ländern ſtattfindet. — Überſicht der Geſchichte der Poſt. Wenn man, wie es gewöhnlich geſchieht, annimmt, daß bereits das Alterthum die Poſten gekannt habe, ſo iſt dieß nur einſeitig richtig. Allerdings geſchah durch reitende oder Fußboten die Verſendung von Briefen und Depeſchen; allein, wie aus der genauen Prüfung der vorhandenen Nachrichten hervorgeht, ſtets nur zum Behufe des Regenten oder der Regierung und nicht regelmäßig zu beſtimmten Zeiten, ſondern nur gelegentlich bei wichtigen Ereigniſſen. Von eigentlichen und ähnlichen Anſtalten, wie unſere Poſten ſind, kann keine Rede ſein und es gehören letztere daher in ihrer Eigenthümlichkeit ausſchließlich der neuern Zeit an. Selbſt wenn man, wie man faſt muß, annehmen möchte, daß im hohen Alterthume in Oſtindien wirkliche Brieffſendungsanſtalten vorhanden geweſen ſeien (noch im vorigen Jahrhundert ſchickten die einheimiſchen Fürſten und Behörden ihre Schreiben durch beſtimmte Fußboten, die ſich fortwährend an der Straße in ungefähr eine Stunde von einander entfernten Hütten aufhielten), ſo fehlt doch auch ihnen ein Haupterforderniß, die allgemeine Zugänglichkeit. Nichts deſto weniger möchte es einiges Intereſſe gewähren, die verſchiedenen Sendungsarten bei einzelnen Völkern des Alterthums kurz zu überblicken. Ob bei den Ägyptern wirkliche Botenanſtalten im Gebrauche geweſen ſind, kann man mit Gewißheit nicht beſtimmen, da man aus einer Stelle des Diodor, wo derſelbe von einem Geſetze ſpricht, nach welchem der König bei Tagesanbruch ſtets die eingegangenen Briefe habe leſen müſſen, auf nichts Näheres ſchließen kann; bei den Hebräern wird ebenfalls nur von Boten geſprochen, welche die Befehle der Könige trugen, und daſſelbe mochte auch in dem aſſyriſchen und babyloniſchen Reiche ſtattfinden. Bei den Perſern dagegen waren unverkennbar bereits regelmäßige Verſendungsanſtalten und zwar durch Cyrus eingerichtet. Es gab beſtimmte Ordonnanzreiter, welche auf beſtimmten Stationen die Pferde wechſelten und ſo an die Satrapen die Befehle der Könige überbrachten, doch war das Volk vom Gebrauche derſelben ausgeſchloſſen; auch geſchahen dieſe Sendungen nicht regelmäßig, ſondern nur bei beſonderen Anläſſen. Es ſind alſo auch dieſe gerühmten perſiſchen Poſten mit unſeren nicht in Vergleich zu bringen. Daſſelbe gilt von den griechiſchen Sendanſtalten, die weit entfernt eine beſtimmte Organiſation zu haben ebenfalls nur in unregelmäßigem Botenlaufe beſtanden. Größere Aufmerkſamkeit dagegen verdient das römiſche P., wie es ſich unter den Kaiſern geſtaltet hatte. Schon Auguſt richtete regelmäßige Brief- und Depeſchenſendungen ein, welche anfangs von jungen Leuten (statores), die von Station zu Station wechſelten, bald aber von reitenden Boten beſorgt wurden. Später ward dieſes der Poſt ähnliche Inſtitut umfaſſender ausgebildet und zumal unter Conſtantin durch beſtimmte Geſetze und Ordnungen geregelt. Es gab förmliche Stationen, wo die Pferde gewechſelt wurden und Wagen verſchiedener Gattungen für die Reiſenden bereit ſtanden, auch trug man hier Sorge für das Unterkommen und die Verpflegung derſelben. In den kaiſerlichen Ordnungen war die Zahl der Pferde, die man fordern konnte, genau beſtimmt und über alles Einzelne beſtimmte Regeln aufgeſtellt, deren Übertretung ſtreng geahndet wurde. Demnach möchte es ſcheinen, als ſei das römiſche Poſtweſen (cursus publicus) dem unſrigen ähnlich geweſen, allein bei näherer Betrachtung ergibt ſich das Gegentheil, denn auch ihm fehlt etwas Weſentliches, die allgemeine Zugänglichkeit. Der cursus publicus fand nur auf den großen kaiſerlichen Heerſtraßen, die dem Volke verſchloſſen waren, ſtatt und war nur für den Kaiſer und die vornehmſten Beamteten vorhanden; jeder Andere konnte ſich des cursus publicus nur dann bedienen, wenn

er ſich einen kaiſerlichen Erlaubnißſchein zu verſchaffen gewußt hatte. Es ſcheint aber, als ſeien ſolche Erlaubnißſcheine meiſt nur den in öffentlichen und Hofdienſten Stehenden ertheilt worden. Mit dem Sturze des römiſchen Reichs hörten natürlich auch dieſe Sendungsanſtalten auf und man findet nun Jahrhunderte hindurch nirgends eine Spur von ähnlichen Anſtalten. In Deutſchland und dem fränkiſchen Reiche beſtanden unter Karl dem Großen Courierritte, die aber nur ſelten und auf wenigen großen Heerſtraßen gingen, auch findet man nicht, daß ſpäter dieſe Einrichtung beibehalten und verbeſſert worden wäre. Erſt als die Städte emporkamen, fühlte man das Bedürfniß, den ſo nothwendigen Briefwechſel und die Waarenſendungen auf irgend eine Weiſe zu fördern und zu regeln. So bildete ſich nach und nach im XIII. Jahrh. nach Entſtehung der Hanſe ein förmliches Botenweſen aus, welches zu Hamburg ſeinen Sitz hatte, in verſchiedenen Zügen die Städte mit einander verband und bereits durch Beſtimmungen über Eintreffen und Abgehen der einzelnen Botenfuhren in den beſtimmten Stationen in eine gewiſſe Ordnung gebracht wurde. Bei Weitem geregelter aber war die Anſtalt, welche im Jahre 1276 die Ordensritter zu Marienburg in Preußen errichteten. Dieſe iſt eigentlich die erſte Poſt in unſerm Sinne; denn ſie hatte einen förmlichen Poſtmeiſter, uniformirte Poſtillons (Briefjungen), Brieferpeditionen (Bryffſtall) und beſondere blos zum Poſtdienſte beſtimmte Pferde. Auch wurden die Briefe in ein Buch eingeſchrieben (wie unſer kartiren) und nach ihrer Reihenfolge mit Nummern bezeichnet. Es gebührt daher die ſogenannte Erfindung der Poſten, wenn von einer ſolchen überhaupt die Rede ſein kann, weder Ludwig XI., noch dem Fürſten von Thurn und Taxis, ſondern den deutſchen Ordensrittern. Es ſcheint aber, als habe ſich das P. des Ordens nicht über die Grenzen ſeines Gebiets verbreitet; denn in Deutſchland dauerte das oben angedeutete Botenweſen fort, welches nach und nach zwar mancherlei Verbeſſerungen erhielt, aber doch immer eine Privatunternehmung und deßhalb durchaus einſeitig blieb. Faſt jede bedeutende Stadt hatte ihren Botencurs; der wichtigſte aber und am regelmäßigſten organiſirte war die Botenfuhre von Hamburg nach Nürnberg, welche, ſo viel es thunlich war, mit den übrigen Botencurſen, den Metzgerpoſten (reiſende Fleiſcher) ꝛc. in Verbindung trat. Endlich im Jahre 1516 erhielt Franz von Taxis vom Kaiſer Maximilian I. den Auftrag, eine Brieffendungsanſtalt von Brüſſel nach Italien einzurichten, und zugleich das Lehn als Generalpoſtmeiſter in Spanien und den Niederlanden. Damit war der Anfang des ſpäteren Reichspoſtweſens gegeben, aus welchem ſich in der neuern Zeit das deutſche P. in ſeiner heutigen Geſtalt entwickelte. Dieſer erſten Poſt folgten bald andere, die nun auch nach und nach regelmäßige Einrichtungen erhielten. Noch hatten die einzelnen Reichsſtände in ihren Territorien ihre beſonderen Botenfuhren, legten aber allmählig auch ähnliche Anſtalten an, ohne jedoch den Lauf der Taxis'ſchen Poſten durch ihr Gebiet zu ſtören; vielmehr benutzten ſie dieſelben häufig mit. Im Jahre 1615 endlich ward Lamoral von Taxis für ſich und ſeine Nachkommen mit der Reichspoſt belehnt; doch proteſtirten alle die Stände, welche bereits beſondere Poſten hatten, wie Sachſen, Brandenburg, Würtemberg, Pfalz u. a., dagegen und der 30jährige Krieg war auch nicht geeignet, das Reichspoſtweſen zu heben; ſpäter aber blühte es durch mancherlei Urſachen begünſtigt empor und breitete ſich immer mehr aus, zumal da ſchon ſeit der Mitte des XVII. Jahrh. auch Perſonenpoſten eingerichtet worden waren und der Verkehr durch beſſere Straßen erleichtert wurde. So blieb im Allgemeinen die Lage der Dinge bis zu Anfange dieſes Jahrh., wo das P. durch die Kriegsjahre mancherlei Störungen unterworfen wurde; namentlich verfielen die Taxis'ſchen ſichtlich, bis endlich der allgemeine Friede die lange vermißte Ordnung wiederherſtellte. Das fürſtliche Haus Taxis hat gegenwärtig noch, und zwar als Erbmannthronlehn, die Poſten in Baiern, Würtemberg, beiden Heſſen, den Herzogthümern Sachſen, Naſſau,

Reuß, Hohenzollern, Lippe, Waldeck, Schwarzburg-Rudolſtadt und Sondershauſen (obern Theil) und Poſtrechte in den freien Städten, alſo ungefähr den vierten Theil von Deutſchland. Die übrigen Staaten haben ihre eigenen Landesposten. Seit 1816 hat ſich das P. in Deutſchland außerordentlich vervollkommnet und namentlich haben die Perſonenpoſten durch Einführung der Eilpoſten (zuerſt in Preußen 1819) unendlich gewonnen. Beſtimmte, ins Einzelne gehende Poſtordnungen, die Pünktlichkeit der Geſchäftsverwaltung, treffliche Straßen u. a. m. tragen viel zur Sicherheit und Schnelligkeit der Poſten bei. — In Frankreich, wo beſonders ſeit Ludwig XI. und ſpäter Karl VIII. viel zur Verbeſſerung des Poſtweſens gethan wurde, blieb die Verwaltung deſſelben bis ins XVIII. Jahrh. in den Händen von Generalpächtern, ging aber endlich in die Hände der Regierung über. Das franzöſiſche P. in ſeinem jetzigen Zuſtande iſt einfacher, aber wohl weniger ſicher, als das deutſche; die Perſonenpoſten dagegen, welche an Privatunternehmer verpachtet werden, unbedingt beſſer organiſirt, da die Concurrenz ein Zurückbleiben nicht zuläßt. — In England, wo das P. durch ein Generalpoſtamt geleitet wird, bilden ebenfalls die Fahrpoſten in den Händen von Privatunternehmern den Glanzpunkt; doch ſind durch die Dampfwagenfahrt in den neueſten Zeiten große Veränderungen herbeigeführt worden. — Rußland kann ſich bis jetzt nur eines höchſt untergeordneten Poſtweſens rühmen, da es blos auf den Hauptſtraßen regelmäßige Courſe gibt. Höchſtens die Extrapoſten verdienen wegen ihrer ungemeinen Schnelligkeit, nicht aber wegen ihrer ſonſtigen Einrichtung, einige Anerkennung. Eben ſo wenig, wie das ruſſiſche, kann das italieniſche (höchſtens in der Lombardei), ſchwediſche, ſpaniſche und portugieſiſche, ſelbſt nicht das däniſche P., obwohl letzteres ſonſt manche lobenswerthe Einrichtung hat, mit dem deutſchen in Vergleich geſtellt werden. Das öſtreichiſche iſt im Allgemeinen dem deutſchen überhaupt ähnlich, obwohl es demſelben im Einzelnen wohl bedeutend nachſtehen möchte. — In der Türkei hat die Idee einer regelmäßigen Poſt noch nicht Eingang gefunden; doch iſt die Verbindung zwiſchen Wien und Conſtantinopel ein ſchwacher Anfang. Bislang überbringen Couriere des Sultans (Tataren) die Depeſchen an die beſtimmten Orte. Eben ſo wenig ſind die Sendanſtalten in China und Japan mit den europäiſchen Poſten zu vergleichen. Sie gehören allein der Regierung und dienen nur zur gelegentlichen Beförderung ihrer Depeſchen. In Nordamerika iſt das P. dem engliſchen ähnlich und ſehr gut organiſirt. Hier aber, wie auch in der Folge auf dem europäiſchen Continente, werden unfehlbar die Eiſenbahnen allmählig eine völlige Umgeſtaltung des Poſtweſens herbeiführen. Das Reſultat iſt der Zukunft vorbehalten. — Vergl. außer Reichard's bekanntem Werke „Der Paſſagier auf Reiſen" (8. Aufl. 1835) Matthias, „Über Poſten und Poſtregale ꝛc." (Berl. 1832. 2 Bde.); Poppele's „Poſtbuch für Deutſchland und die Hauptrouten durch Europa" (4. Aufl. Frankf. 1833) und Kört's „Überſicht der Hauptſtraßenverbindungen in ganz Mitteleuropa" (Berlin 1835). I.

Potaſche, lat. cinis clavellatus; franz. potasse; engl. potash, iſt ein unreines kohlenſaures Kali und wird aus der Aſche von verbrannten Hölzern und Pflanzen durch Auslaugen, Eindicken und Brennen bereitet. In Rußland, Polen und Schweden gibt es Potaſcheſiedereien, welche drei Haupträume: die Aſchenkammer, die Siederei und den Calcinirofen haben. In der Aſchenkammer wird Holzaſche mit Waſſer übergoſſen und die klare durchgelaufene Lauge wiederholt über neue Aſche gegoſſen; dann kommt die geſättigte Lauge in die Siederei, wo ſie in Pfannen und Töpfen bis zur Trockne eingeſotten wird, und endlich bringt man die trockne ſchwärzliche Maſſe in den Calcinirofen, um ſie zu brennen. P. kommt in trocknen unregelmäßigen weißblauen Stücken in den Handel, zieht Feuchtigkeit aus der Luft an und wird dann feucht und ſchmierig, enthält auch als rohe P. noch

Digitized by Google

Thonkieſelerde und Metalloxyde und wird durch nochmaliges Auflöſen in Waſſer und Eindicken in Apotheken als gereinigte P. verbraucht. P. iſt ein nothwendiges Material zur Glasbereitung, Seifenfabrication ꝛc. 5.

Potemkin (Gregor Alexandrowitſch, Fürſt von), Günſtling von Katharina II. von Rußland, geb. aus einem adeligen polniſchen Geſchlechte im Sept. 1736 auf dem Gute ſeines Vaters unweit Smolensk und von ſeinem Vater zum geiſtlichen Stande beſtimmt, ſtudirte auf der Univerſität zu Warſchau Theologie, trat jedoch nach dem Tode deſſelben (1760) in Kriegsdienſte, wurde im Regiment Garde zu Pferde, welches in Petersburg ſtand, eingezeichnet, und war, als Katharina II. ihren Gemahl Peter III. entthronte (9. Juli 1762), Fähndrich. Er war einer der erſten, welcher Katharinen an dieſem Tage zur Selbſtherrſcherin ausrief und ſuchte ihre Aufmerkſamkeit auf ſich zu lenken, indem er ihr, als ſie in männlicher Kleidung durch die Glieder ſeines Regiments ritt, für das an ihrem Degen fehlende Porte d'Epée das ſeinige anbot. Seine Geſtalt und ſeine Aufmerkſamkeit machten den gewünſchten Eindruck auf die Monarchin; er war dieſen ganzen Tag um ihre Perſon und wurde am folgenden zum Oberſten und Kammerjunker ernannt. Als ſolcher zeigte er auch dem Hofe zu Stockholm die Revolution an. Ob es ihm aber gleich von da zurückgekehrt gelang, in den engern Geſellſchaftskreis der Kaiſerin zugelaſſen zu werden, ſo vermochte er doch nicht ſeinen Nebenbuhler, Gregor Orloff, zu verdrängen, vielmehr ſetzte es dieſer bei der Kaiſerin durch, daß P. als Kämmerer und Generalmajor zu dem gegen die Türken kämpfenden (1768—1774) Heere geſchickt ward. P. hatte ſich hier durch Tapferkeit, Klugheit und Umſicht ausgezeichnet, kehrte aber bald unter dem Vorwande, eine Siegesnachricht zu überbringen, als Generallieutenant nach Petersburg zurück, wo er vernahm, daß Katharina mit ihren Günſtlingen gewechſelt hatte. Entrüſtet darüber vertauſchte er den Soldatenrock mit der Mönchskutte, ließ ſich aber, da die Kaiſerin ihm ins Kloſter eine Vertraute nachſandte, bewegen, an den Hof zurückzukehren, wo er bald als erklärter und einziger Günſtling Katharina's auftrat. Ungemein wurde ſein Einfluß auf die Kaiſerin, die ihn mit Würden und Titeln überhäufte; er ward in kurzer Zeit Fürſt, Miniſter, Feldmarſchall, Oberbefehlshaber der ganzen ruſſiſchen Kriegsmacht und Generalgouverneur mehrerer Provinzen. Die Kaiſerin trug öffentlich ſein Portrait und ließ ſich ſeine Launen, die zuweilen in Trotz ausarteten, gefallen. Eine geheime Galerie führte aus ihren Zimmern in den Palaſt des Fürſten, zu welchem ſich die Kaiſerin, wenn es einen wichtigen Entſchluß galt, oft ſelbſt begab. Er hatte ſich nicht ſowohl den größten Einfluß auf Staatsgeſchäfte erworben, er wußte auch die Kaiſerin in der Meinung zu erhalten, als ſei er für ihre Sicherheit unentbehrlich. Denn es war dieſer gar nicht unbekannt, daß ſie von vielen Großen des Reichs gehaßt ward, ſogar ihren eigenen Sohn, den Großfürſten und Thronerben Paul, fürchtete ſie und gegen dieſen und jene mußte ſie in dem entſchloſſenen, vor nichts erſchreckenden P. ein ſtarkes Gegengewicht ſehen. Seit 1778 leitete P. faſt allein die auswärtigen Verhältniſſe, wo er der Politik Preußens entgegenwirkte, welcher Graf Panin ergeben war. In Angelegenheiten, woran er Theil zu nehmen kein Intereſſe fand, oder wo Graf Panin's gediegenere Staatskenntniſſe die ſeinigen überflügelten, ließ er zwar Manches geſchehen, dagegen aber verfuhr er in anderen kühn und ohne alle Rückſicht. Mit grauſamer Willkühr verfuhr er bei der gewaltſamen Unterjochung der Krim (1783). Doch richtete er ſeine Aufmerkſamkeit auch auf das Nützliche. In Taurien führte er mehrere Fruchtbäume ein, Petersburg verdankte ihm eine große Glas- und Spiegelmanufactur; er ſchätzte die Künſte, liebte leidenſchaftlich die Muſik und hatte ſtets 80 Muſiker in ſeinem Gefolge. In P. mochte wohl eigentlich das ſogenannte griechiſche Project, nämlich die Türken aus Europa zu vertreiben, entſtanden ſein; deßhalb beredete er auch die Kaiſerin zur Zuſam-

menkunft mit Joſeph II. zu Mohilew, wobei der Türkenkrieg verabredet wurde. Wenn P. den Wünſchen der Kaiſerin oft laut widerſprach und gefliſſentlich oft das Gegentheil that, ſo wußte er ſie wiederum ſchlau durch die kühnſten, auf ihren Charakter berechneten Schmeicheleien zu täuſchen. Als dieſelbe 1787 Taurien bereiſte, waren auf P.'s Anordnungen längs der Land- und Waſſerſtraßen hin und wieder Scheinſtädte und Dörfer aufgeſchlagen und die Einwohner der umliegenden Gegenden dahin aufgeboten, in ihren Feierkleidern zu erſcheinen. Als in dieſem Jahre die Pforte auf P.'s Intriguen Rußland den Krieg erklärte, hatte er als Gouverneur der ſüdlichen Provinzen bereits alle Anſtalten getroffen und übernahm dann den Oberbefehl der Hauptarmee, welche Oczakow belagerte und erſtürmte (17. Dec. 1788). Zur Belohnung erhielt er das große Band des St. Georgenordens, ſo wie ein Geſchenk von 100000 Rubeln, den Titel eines Koſakenhetman und einen mit Diamanten beſetzten und mit Lorbeerzweigen umwundenen Commandoſtab, nachdem er bereits mit anderen ruſſiſchen Orden decorirt worden war, 1776 deutſcher Reichsfürſt geworden war, den preußiſchen ſchwarzen Adlerorden und von Katharinen den Ehrennamen des Tauriers erhalten hatte. Nach Petersburg zurückgekehrt veranſtaltete ihm zu Ehren die Kaiſerin glänzende Feſte, ſchenkte ihm den tauriſchen Palaſt und ein mit Diamanten beſetztes Kleid. Voll Verdruß bemerkte er aber, daß der jetzige Günſtling der Kaiſerin, Mamanoff, den er ihr ſelbſt empfohlen hatte, ihm, dem Ehrgeizigen, nicht die erwartete Ehrerbietung bewies; er verlangte deßhalb von der Kaiſerin deſſen Entlaſſung, welche ſie ihm aber zweimal entſchieden abſchlug. Voll Ärger kehrte er wieder zur Armee zurück, focht glücklich und eroberte Bender (15. Nov. 1789), ergab ſich aber nun auch allen ſinnlichen Lüſten und übertrug Suwaroff, indem er zu den Friedensunterhandlungen nach Jaſſy abging, die fernere Leitung des Kriegs. Inzwiſchen hatte Katharina Plato Zuboff, den P. haßte, zu ihrem Günſtlinge erwählt. Darüber, ſo wie über die Verzögerung des Friedensabſchluſſes, entſpann ſich zwiſchen der Kaiſerin und P. eine pikante und bittere Correſpondenz, worin dieſer ſeinen baldigen Sturz erkennen wollte, weßhalb er wieder nach Petersburg eilte. Zwar ward er hier mit gewohnter Freundlichkeit aufgenommen, man gab ſich gegenſeitig die glänzendſten Feſte, gewandte Höflinge wollten aber glauben machen, P. ſtehe am Rande des Verderbens. Da riefen ihn aber Repnin's Siege über die Türken und die durch dieſe raſcher gehenden Friedensunterhandlungen noch einmal nach der Moldau. Und in der That ſoll ſeine Verweiſung aus Petersburg ſchon früher beſchloſſen worden ſein, aber Niemand, dem die Kaiſerin Auftrag gegeben, es gewagt haben, dieß dem mächtigen P. anzukündigen. Seiner Geſundheitsumſtände halber wollte er ſich von Jaſſy nach Nikolajeff begeben, wurde aber plötzlich im Wagen unwohl, ſtieg aus und ward auf einen Teppich unter einen Baum gelegt, wo er in den Armen ſeiner Nichte, der Gräfin Branicka, die ihn begleitet hatte, am 15. Oct. 1791 ſtarb. Er war zu ſeiner Zeit der größte Staatsmann in Rußland und hinterließ ein Vermögen von gegen 46 Mill. Thaler, obgleich er oft ungeheuere Summen im Spiele verloren hatte. Unerſättlicher Ehrgeiz, Geldwucher, Rohheit, Ausſchweifungen werden ihm mit Recht ſchuldgegeben; auch fremden Mächten war er, zur Beförderung ihrer Abſichten, verkäuflich. Bereits vor ſeiner Erhebung zum Günſtlinge hatte er ein Auge verloren, nach Einigen ward es ihm von Orloff ausgeſchlagen, nach Anderen verlor er es beim Ballſpiele oder durch Krankheit. Als Hofmann war er ein Proteus. 25.

Potentat, lat. potentator; franz. potentat; engl. potentate, iſt der allgemeine Ausdruck für einen mächtigen Herrſcher, Kaiſer oder König. 9.

Potenz, lat. potentia, potestas, dignitas; franz. puissance; engl. power, nennt man ein Product aus zwei oder mehreren gleichen Factoren, ſ. Buchſtabenrechnung. P. in der Mechanik ſ. v. a. einfache Maſchine (ſ. d. Art.). 40.

Digitized by Google

Pothier (ſpr. Pothié) (Robert Joſeph), berühmter franzöſiſcher Rechtsgelehrter, ward zu Orleans den 9. Jan. 1699 geboren, ſtudirte anfangs Theologie bei den Jeſuiten, erwählte ſpäter die Jurisprudenz zu ſeiner Wiſſenſchaft, wurde nachmals (1720) Rath beim Gerichtshofe zu Orleans und 1749 Profeſſor des franzöſiſchen Rechts an der Univerſität daſelbſt, wo er auch am 19. Dec. 1772 ſtarb. Durch ſeine Ausgabe der Pandekten, die unter dem Titel: „Pandectae Justinianeae in novum ordinem digestae“ (Paris 1748—1752. 3 Bde. und Lyon 1782; auch in einer neuen Auflage, Paris 1818—1821. Fol.; franzöſiſch mit gegenüberſtehendem Texte von Bréard-Neuville, Paris 1820 ff. 25 Bde.) erſchien, iſt er in der juriſtiſchen Literärgeſchichte um ſo berühmter geworden, als er durch dieſe Pandektenausgabe faſt zuerſt, wenigſtens für Frankreich, der Unordnung abhalf, in welcher ſich urſprünglich der Text der einzelnen Theile der juſtinianiſchen Geſetzſammlung befand. Dabei ſind die einzelnen Aufſätze, welche dem Hauptwerke zu Einleitungen dienen, dem Juriſten, wie dem Geſchichtskundigen, Staatsmanne und Literärhiſtoriker von Werth. Als Praktiker, unter ſteter Berückſichtigung des römiſchen Rechts, machte ſich P. beſonders durch eine Reihe civilrechtlicher Abhandlungen, welche unter dem Titel: „Traités sur différentes matières de droit civil“ (Orleans 1781 ff. 4 Bde. 4. u. öft.) und „Oeuvres posthumes“ (Orleans 1776—1778. 4 Bde. 4. oder 8 Bde. 12.) geſammelt ſind, und namentlich durch ſeinen „Traité des obligations“ (Orleans 1761. 2 Bde. 2. verbeſſ. Aufl. 1764. 2 Bde. 12.) berühmt. In allen ſeinen Schriften findet man weniger antiquariſch-philologiſche Gelehrſamkeit, als große Deutlichkeit, Klarheit und ſtrenges Feſthalten an den einmal aufgeſtellten Grundſätzen über die erſten Regeln des Rechts in Bezug auf Verhältniſſe und Geſchäfte überhaupt. Nicht nur dieſe Gründlichkeit, Tiefe und Gelehrſamkeit, ſondern auch ſeine unerſchütterliche Rechtſchaffenheit, Gewiſſenhaftigkeit und Uneigennützigkeit trugen zu der allgemeinen Achtung bei und waren Veranlaſſung, daß bei Abfaſſung des Code civil beſondere Rückſicht auf ſeine Schriften genommen und dieſe manchmal wörtlich in jenem aufgenommen wurden. Seine vollſtändigen Werke wurden in 25 Bänden Paris 1810 ff., ſpäter (ohne die Pandekten) von Siffrein (Paris 1821—1823. 17 Bde. 8.) und von Rogeon (Paris 1830) herausgegeben. Sein Leben ſchilderte Dan. Jouſſe (Paris 1772) und Lobreden hielten auf P. Leconte de Bièvre Orleans (1772) und Franc. de Trosne (1773) und aus der neueſten Zeit iſt in dieſer Beziehung Dupin, „Sur la vie et les ouvrages de P.“ (Paris 1827. 12.) zu bemerken. 64.

Potocki (ſpr. Potozki) iſt der Name einer edeln polniſchen Familie, unter deren Mitgliedern mehrere von großer Bedeutſamkeit geworden ſind. Wenzeslaus P., Obermundſchenk von Krakau, nimmt unter den polniſchen Dichtern des XVII. Jahrhunderts eine rühmliche Stelle ein; beſonders blieb eines ſeiner Werke, ein Gedicht über das Leiden des Erlöſers, in Polen lange Zeit ſehr geſchätzt. — Graf Stanislaus Felix P., geb. 1750, war in dem ſtürmiſchen Jahre 1788 der Erſte, der ſich für Rußland erklärte, ein Schritt, der bei ſeinem großen Reichthume und dem Anſehen, welches er außerdem wegen ſeiner ungewöhnlichen Eigenſchaften genoß, nicht ohne großen Einfluß auf den Gang der polniſchen Angelegenheiten bleiben mußte. Er war es ferner, der mit Rzewuski die berüchtigte Conföderation von Tarzowice errichtete, deren Zweck dahin ging, die Conſtitution vom 3. Mai 1791 zu vernichten. An der Spitze einer täglich wachſenden Partei, der ſich ſelbſt der Kronfeldherr Branicki und zuletzt der ſchwache König Stanislaus Auguſt ſelbſt anſchloß, brachte er endlich den Reichstag von Grodno zu Stande, auf welchem die Conſtitution für nichtig erklärt und die erſte Theilung vorgenommen wurde. In der Überzeugung, daß nur von Rußland Heil für Polen kommen könne, ſchloß er ſich ſeitdem nur inniger an daſſelbe an, mußte aber deßhalb im Jahre 1794 beim Ausbruche des Aufſtandes flüchtig werden und in Rußland Schutz

ſuchen. Unterdeß hatte man in Polen ſeine Güter eingezogen und ihn ſelbſt in effigie gehängt; doch erhielt er nach Suwarow's Unterwerfung Polens Alles zurück und größern Einfluß als zuvor. Von der Kaiſerin zum Oberfeldherrn ernannt ſtarb er im Jahre 1803. — Ganz die entgegengeſetzte Partei hatte ſein Vetter, Graf Ignaz P. (geb. 1751), Großmarſchall von Litthauen, ergriffen. Glühend für die Freiheit und Selbſtſtändigkeit ſeines Vaterlandes ſprach er auf dem Reichstage von 1788 mit Malachowski, Hugo Kolontay, Soltan, Oſtrowski u. A. heftig gegen alle fremde Einmiſchung und trug weſentlich dazu bei, daß ſich die Verſammlung für eine neu zu entwerfende Conſtitution ausſprach. Er ſelbſt wurde Mitglied der zu dieſem Behufe niedergeſetzten Commiſſion. Als ſpäter ruſſiſche Heere gegen Polen anrückten, war er in der Minorität derer, die gegen die Anſicht des ſchwachen Königs und ſeiner Umgebung den Krieg auf Tod und Leben fortgeſetzt wiſſen wollten, flüchtete dann nach Dresden und eilte 1794 abermals herbei, um dem Vaterlande zu dienen. Nach der Übergabe der Stadt ward er Staatsgefangener und erhielt erſt 1796 ſeine Freiheit zurück. Er begab ſich hierauf nach Galizien, trat aber ſeit 1806 von Neuem im öffentlichen Leben auf und wirkte, ſo viel die Umſtände geſtatteten, zum Beſten ſeines Vaterlandes bis an ſein Ende, den 30. Aug. 1809. — Sein Bruder, Graf Stanislaus Koſtka P. (geb. 1759), war ebenfalls ein warmer Vertheidiger der Conſtitution von 1791, ging aber noch vor der Entſcheidung des Schickſals Polens nach Galizien und widmete ſich wiſſenſchaftlichen Beſchäftigungen, die ihn bei Weitem mehr anzogen, als die Politik. Doch kehrte er nach Errichtung des Herzogthums Warſchau zurück und übernahm die Leitung des Schul- und Erziehungsweſens, trat auch 1812 der Generalconföderation bei und eröffnete den Reichstag durch eine treffliche Rede. Der Kaiſer Alexander ehrte ſeine Verdienſte dadurch, daß er ihn im Jahre 1815 zum Miniſter des Cultus ernannte. Er ſtarb 1822. P. war ein ausgezeichneter Redner und wurde daher in Polen allgemein princeps eloquentiae genannt. Als wackerer Schriftſteller zeigte er ſich in einem gelungenen Werke „Über Beredſamkeit und Styl" (Warſch. 1815. 4 Bde.) und in der (unvollendet gebliebenen) Überſetzung der Winckelmann'ſchen „Kunſtgeſchichte" (Warſch. 1816). — Graf Johann P., geb. 1761, geſt. 1816, gehört unter die gründlichſten Geſchichtsforſcher der neuern Zeit und hat ſich insbeſondere um die Aufklärung der ſlawiſchen Geſchichte große Verdienſte erworben. Seine Hauptwerke ſind: „Essai sur l'histoire universelle et recherches sur la Sarmatie" (Warſchau 1789. 4 Bde.) und „Histoire primitive des peuples de la Russie" (Petersb. 1802). Seine während einer Reiſe im Kaukaſus geſammelten Bemerkungen hat Klaproth im Jahre 1823 in Druck gegeben. Auch hat man noch von ihm: „Voyage en Turquie et en Egypte fait en 1784" (Warſchau 1788). 22.

Potpourri, ſ. Olla potrida.

Potsdam (Br. 52° 24′ 45″. L. 30° 44′ 45″), die Hauptſtadt des gleichnamigen Regierungsbezirks im Königreiche Preußen, zweite königliche Reſidenz, Sitz der Regierung und der Oberrechnungskammer, liegt 4 Meilen von Berlin auf einer von der Havel und einigen Seen gebildeten anmuthigen, 2 Meilen großen Inſel, am Einfluſſe der Nuthe in die Havel, über welche die 600 Fuß lange eiſerne teltower Brücke, ein Prachtwerk der neuern Baukunſt, führt und welche die teltower Vorſtadt mit der Altſtadt verbindet. P. iſt eine der prächtigſten und regelmäßigſten Städte, beſteht aus der Altſtadt und Neuſtadt und 5 Vorſtädten, hat 1700 Häuſer mit 32000 Einw., darunter 5700 Militairperſonen, 5 Kirchen, eine Synagoge, 4 herrliche Schlöſſer, von denen eins in der Stadt, drei außerhalb derſelben ſich befinden, prächtige breite Straßen, als: die breite Straße, die Waiſen-, Linden-, Pflug-, Brandenburger- und Burgſtraße und mehrere ſchöne Plätze, unter denen ſich vorzüglich auszeichnen: der ſchöne Wilhelmsplatz, welcher

mit Pappeln, Linden und anderen Bäumen bepflanzt, in verſchiedene Gänge eingetheilt und mit einer Hecke verſehen iſt; die Plantage am Baſſin mit einer Inſel, auf welcher ein holländiſches Häuschen ſteht, in welchem Friedrich Wilhelm I. ſeine Tabaksgeſellſchaft hielt; der Paradeplatz, ein gleichfalls mit Bäumen beſetzter Platz, und der alte Markt am Schloſſe, welcher von ſchönen Bäumen beſetzt iſt und in deſſen Mitte ein 74 Fuß hoher marmorner Obelisk mit den Bruſtbildern des Churfürſten Friedrich Wilhelm's, der Könige Friedrich's I., Friedrich Wilhelm's II. und Friedrich's II. ſteht. Die merkwürdigſten Gebäude ſind: das königliche prächtige Schloß an der Havel, von Churfürſt Friedrich Wilhelm angefangen und von Friedrich I. vollendet (das Hauptportal iſt auf dem alten Markte und die Hauptfaçade auf der Garten- und Havelſeite. Bewundernswürdig ſind die Säulenreihen auf der Seite gegen die lange Havelbrücke und zwiſchen der Mitte des Flügels und dem königlichen Reitpferdeſtalle; die erſtere beſteht aus 20 und die andere aus 32 freiſtehenden korinthiſchen Säulen mit den dazwiſchen ſtehenden Gruppen und Statuen); das dem amſterdamer nachgebildete und von Friedrich II. 1754 erbaute ſchöne Rathhaus, auf deſſen Mitte ein Thurm mit einer Kuppel, auf der ein kupferner Atlas in Rieſengröße die Weltkugel trägt, ſteht; beides von getriebenem Kupfer und vergoldet; das große 600 Fuß lange Reiterexercierhaus; die große, eine ganze Straße einnehmende, von Friedrich dem Großen erbaute Gewehrfabrik, welche alle in Spandau geſchmiedeten Flintenläufe ſchäftet, die Gewehre in fertigen Stand ſetzt und jetzt 160 Arbeiter beſchäftigt; das Schauſpielhaus; das neue große Armen- und Krankenhaus; das Cadettenhaus; das Gebäude der Oberrechnungskammer; das große königliche von Friedrich II. neu erbaute Militairwaiſenhaus mit mehr als 600 Zöglingen und über 2600 Kindern, welche aus dem Fonds Unterſtützung erhalten, und das ſeit 1822 erbaute Waiſenhaus für die Kinder der Beamten. Von den Kirchen ſind merkwürdig: die ſchöne Garniſonkirche, mit einem ſchönen Glockenſpiele, von Friedrich Wilhelm I. erbaut, in welcher unter der marmornen Kanzel Friedrich Wilhelm I. in einem marmornen und Friedrich II. in einem zinnernen Sarge ruhen; die franzöſiſch-reformirte Kirche, nach dem Muſter des Pantheons zu Rom erbaut; die lutheriſche Stadtkirche zu St. Nicolai und die heilige Geiſtkirche mit einem prachtvollen Thurme. Von wiſſenſchaftlichen Anſtalten findet man: ein Gymnaſium, ein Landſchullehrerſeminar, eine Cadettenſchule, eine Unterofficierſchule, eine Gärtneranſtalt mit der Landesbaumſchule, eine ökonomiſche Geſellſchaft, die märkiſche genannt, die Louiſenſtiftung zur Unterſtützung armer Mädchen und eine Friedensgeſellſchaft zur Unterſtützung armer Studirender. Außer der Gewehrfabrik blühen auch noch Seiden-, Tabaks-, Tapeten-, Baumwoll-, Leder-, Bleiſtift-, Tuch- und Wachstuchfabriken. In der Nähe von P. liegen: der Brauhausberg, mit angenehmen Promenaden; die 2000 Schritt lange Pfaueninſel in der Havel mit einem königlichen Luſthauſe, dem Lieblingsaufenthalte der verſtorbenen Königin Louiſe, engliſchen Partien, Gartenanlagen und einer Menagerie ausländiſcher Thiere; Sans-Souci, königliches Luſtſchloß, auch Lieblingsaufenthalt und Sterbeort Friedrich's des Großen, den er ſich ſelbſt erbaute, mit einer prächtigen Bildergallerie, einem großen, geſchmackvoll eingerichteten Garten (in einem Zimmer dieſes Schloſſes liegen noch Friedrich's Reliquien, Degen, Orden, Krückſtock, Hut ꝛc. auf einem Tiſche, auch Bücher und Muſikalien, wie er ſie verließ, Schreibzeug, Federn und die von ſeinen Lieblingen zernagten Stühle und Sophas); das neue Schloß, von Friedrich dem Großen angelegt, von ungemeiner Schönheit, Pracht und Geſchmack und mit einem herrlichen Parke, und das von Friedrich Wilhelm II. erbaute Schloß am Heiligenſee oder der Marmorpalais, worin man einen ungeheuern mit aller Art von Muſchelwerk austapezierten Saal ſieht, mit einen prächtigen Garten; Alexandrewna, ein im Jahre 1826 auf ruſſiſche Art gebau-

tes Dorf, mit einer Mineralquelle und Badehauſe, größtentheils von Militairſängern bewohnt; endlich weſtlich von P. das reizende königliche Landhaus Paretz und Klein-Glienike, Landhaus, mit der berühmten Seidenraupenzucht des Regierungsraths von Türk. 71.

Pott (Percival), einer der berühmteſten engliſchen Chirurgen, ward zu London am 26. Dec. 1713 geboren. Anfänglich zur Theologie beſtimmt, überwog ſeine Liebe zur Chirurgie; er ſtudirte daher dieſelbe am St. Bartholomäushoſpital zu London und erwarb ſich bald als geſchickter Chirurg einen ſolchen Ruf, daß er ſchon 1745 als Hülfsarzt nnd 1749 als einer der erſten Wundärzte an demſelben Hoſpitale, an dem er gelernt hatte, angeſtellt wurde. Bald wurde er nunmehr Mitglied mehrerer gelehrten Geſellſchaften und trat endlich, obgleich etwas ſpät, aber mit deſto größerem Beifalle, als Lehrer der Chirurgie an ſeinem Hoſpitale auf. Von ſeinen Schülern und Kranken allgemein bedauert ſtarb er am 22. Dec. 1788. — P. iſt eine der erſten Zierden der engliſchen Chirurgie; er vertrieb die Unwiſſenheit und Barbarei aus den Hoſpitälern, beobachtete die Natur, benutzte ihre Heilbeſtrebungen und befleißigte ſich einfacher, hülfreicher und weniger grauſamer Heilmethoden; Operationen unnöthig zu machen galt ihm mehr, als ſie mit geſchickter Hand zu verrichten. Die Chirurgie verdankt ihm viele Verbeſſerungen. Wegen ſeiner ſorgfältigen Beſchreibung der Erweichung und des Knochenfraßes der Rückenwirbel, die eine beſondere Art der Verkrümmung der Rückenwirbelſäule hinterlaſſen, nennt man dieſelbe das Pott'ſche Übel. Seine ſämmtlichen Schriften hat M. Earle geſammelt und zu London 1790 in 3 Bänden unter dem Titel: „Chirurgical Works of Perc. Pott" herausgegeben. 39.

Potter (Paul), einer der berühmteſten niederländiſchen Thier- und Landſchaftsmaler, wurde 1625 zu Enkhuiſen geboren. Sein außerordentliches Talent entwickelte ſich ſo ſchnell, daß er der Leitung ſeines Vaters Peter P., eines mittelmäßigen Malers, ſchon in ſeinem 10. Jahre nicht mehr bedurfte und wenige Jahre ſpäter zählte man ihn bereits unter die beſten Künſtler ſeines Vaterlandes. Im Haag, wo er ſich niedergelaſſen hatte, wurde er mit Aufträgen überhäuft, fand aber auch ſo viele Feinde, daß er nach Amſterdam ging. Leider bereitete ihm zu große Anſtrengung einen frühen Tod. Er ſtarb ſchon den 15. Januar 1654. Unter ſeinen Werken haben „die piſſende Kuh" (welche der Kaiſer Alexander 1814 aus der Gallerie zu Malmaiſon für 6000 Thaler an ſich brachte), der ſogenannte „junge Stier" (ein Hirte mit einem Stiere in natürlicher Größe, in der haager Gallerie) und „die Bärenjagd" (im amſterdamer Muſeum) die größte Berühmtheit erhalten und wohl mit Recht; denn ſie übertreffen vielleicht Alles, was in der Thiermalerei nur Vorzügliches geleiſtet worden iſt. Überhaupt blieb bei P. das Landſchaftliche ſtets untergeordnet und erſcheint daher nicht immer genügend; dagegen ſind ſeine Thiere, beſonders Kühe, Schafe, auch Pferde und Ziegen mit einer Vollendung dargeſtellt, die ſelbſt Berghem und van der Velde nur ſelten erreichten; denn er ſtrebte nicht wie dieſe nur nach der größtmöglichſten Naturtreue, ſondern ſuchte, wenn man ſich ſo ausdrücken darf, den Geiſt der Thiere wiederzugeben. Dabei laſſen auch Zeichnung, Colorit und Ausführung nichts zu wünſchen übrig. Es ſtehen daher noch jetzt die Werke P.'s in hohem Preiſe und erſt im Jahre 1833 wurde bei einer Auction in London ein junger Stier für 787 Pfd. verkauft. Seine Handzeichnungen und radirten Blätter (die nicht mit den Copien von Clauſſin zu verwechſeln ſind) werden ebenfalls ſehr geſchätzt. 36.

Potter (Louis de), einer der thätigſten Beförderer der belgiſchen Revolution, geb. 1786 zu Brügge, hatte eine äußerſt ſorgfältige Erziehung erhalten und fand in einem nach dem frühzeitigen Tode ſeines Vaters ihm zugefallenen anſehnlichen Vermögen die Mittel, durch Reiſen ſeine Bildung zu vollenden und zu vervielſeitigen. Nach langem Aufenthalte in Italien kehrte er im Jahre 1817 nach Brüſ-

ſel zurück, voll von antikatholiſchen und freiſinnigen Anſichten und reichlich verſehen mit Stoff zu Schriften, die ſeitdem von ihm im Drucke erſchienen und weniger durch wahren Gehalt, als durch rückſichtsloſe Aufſtellung verpönter religiöſer und politiſcher Grundſätze theils Aufſehen, theils Erbitterung erregten. Beſonders war dieß der Fall mit ſeinem „L'esprit de l'église“; „Considérations sur l'histoire des conciles“; „Lettres de Saint Pie V. sur les affaires religieuses de son temps en France, suivi d'un catéchisme catholique romain etc.“ und vor Allem „Vie de Scipion de Ricci“ (Brux. 1825. 3 Voll.). Gegen die Regierung war er anfangs nicht in Oppoſition getreten und man glaubt, daß er dieß ſpäter nur deßhalb gethan habe, weil ihm eine Anſtellung, die er gewünſcht hatte, verſagt worden ſei. Ein Aufſatz im „Courrier des Pays-Bas“ von 1828 gegen das Ausnahmegeſetz von 1815, nach welchem den Miniſtern faſt unumſchränkte Gewalt hinſichtlich der Preßvergehungen zuſtand, und bald darauf ein zweiter, welcher ſich bitter gegen die Verbannung zweier Franzoſen, Herausgeber einer Zeitſchrift, ausſprach, zeigte zuerſt ſeine entſchiedene Hinneigung zur revolutionairen Partei. Aber er opferte ſeinem Ehrgeize und ſeiner Erbitterung gegen die Regierung ſeine Conſequenz; denn er ſcheute ſich fortan nicht, mit der katholiſchen Partei in Verbindung zu treten und vom Gefängniſſe aus, das ihm der letzte der genannten Aufſätze gebracht hatte, in ihrem Sinne zu wirken und heimlich gegen die Regierung aufzureizen. Die Entdeckung eines Briefwechſels mit Tielemans (Secretair im Departement der auswärtigen Angelegenheiten), in welchem die Vereinigung der republikaniſchen Partei, der er ſelbſt angehörte, mit der katholiſchen als das beſte Mittel wirkſamen Widerſtandes gegen die Staatsgewalten bezeichnet war, zog ihm eine Anklage auf Hochverrath zu, die trotz Gendebien's und van de Weyer's Vertheidigung ſeine achtjährige Verbannung herbeiführte (April 1830). P. begab ſich in die Schweitz, behielt aber die Vorgänge in Belgien unverwandt im Auge und war eben in Paris, als der Aufſtand ausbrach. Er eilte alsbald nach Lille, wartete hier den Rückzug der Holländer ab und erſchien unter dem Jubel des Volks am 27. Sept. in Brüſſel. Sogleich wurde er Mitglied der proviſoriſchen Regierung und nahm in dieſer Eigenſchaft Theil an der Ausarbeitung des neuen Grundgeſetzes; doch ſah er bald ein, daß er ſeinen Zweck, die Errichtung einer Republik, nicht erreichen würde und legte deßhalb der katholiſchen Partei bitter grollend ſein Amt nieder (13. Nov.); denn mit der beſchloſſenen Auflöſung der proviſoriſchen Regierung und der Conſtituirung eines Nationalcongreſſes war ſeine letzte Hoffnung verſchwunden. Er ging nach Paris, war jedoch, als die Wahl eines Regenten vor ſich gehen ſollte, in Brüſſel anweſend, vielleicht nicht ohne gewiſſe Erwartungen, die aber bekanntlich nicht erfüllt wurden. Seitdem ließ er wenig von ſich hören und lebte in Paris. 1834 kehrte er nach Belgien zurück und nahm ſeinen Aufenthalt zu Gent. 22.

Potteries (Töpfereien) heißt ein ungefähr 2½ □M. großer Diſtrict in der engliſchen Grafſchaft Stafford nördlich von Newcaſtle, welcher wegen ſeiner reichen Thon- und Steinkohlenlager faſt mit lauter Töpferwerkſtätten bebaut iſt, welche in gedrängter Unordnung zwiſchen den früheren Städten und Dörfern zerſtreut der ganzen Gegend das Anſehn einer einzigen unregelmäßigen Stadt geben. Die Einwohner, gegen 70000, bilden eine faſt unabhängige Republik, haben Kirchen faſt aller chriſtlichen Glaubensbekenntniſſe, eine eigene gelehrte Geſellſchaft und eine eigene Zeitung. Der Hauptort iſt Burslem mit 10000 Einw. und nahe dabei die berühmte Wedgwoodfabrik Etruria. 37.

Pottfiſch, ſ. Wallfiſch.

Poudrette iſt als ein gutes Düngungsmittel ſeit einiger Zeit in den Handel gekommen und iſt getrockneter und gepulverter Menſchenkoth. Sowohl in Pa-

ris, als auch zu Blaſewitz bei Dresden ſind Poudrettefabriken angelegt und es ſoll das faſt geruchloſe Pulver fünfmal ſo gut wie Rindviehmiſt düngen. 5.

Pougens (ſpr. Puſchang) (Marie Charles Joſeph de), ein bekannter franzöſiſcher Gelehrter und Dichter der neueren Zeit, am 15. Aug. 1755 zu Paris geboren, erhielt als Kind der Liebe eines vor dem Ausbruche der Revolution geſtorbenen Prinzen eine ſehr ſorgfältige Erziehung und war ſchon frühe der meiſten Sprachen Europas mächtig. Sein erſter poetiſcher Verſuch: „Das Morgenroth", eine Nachahmung Geßner's, war ſogar in deutſcher Sprache geſchrieben. Auch in der Muſik und in der Zeichnenkunſt erhielt er von guten Lehrern Unterricht, bis er in ſeinem 20. Jahre von ſeinen Gönnern, die ihn zum diplomatiſchen Fache beſtimmt hatten, zu ſeiner weiteren Ausbildung nach Rom zu dem Cardinal Bernis geſchickt (1776) wurde, wo er ſich neben der Beſorgung wichtiger Aufträge mit raſtloſem Eifer den ſchönen Wiſſenſchaften und der Kunſt widmete. Hier begann er auch ſeinen „Trésor des origines et dictionnaire grammatical raisonné de la langue française", von welchem zwar ein „Specimen" (Par. 1819. 4.) erſchien, der aber bis jetzt noch nicht beendigt iſt. Mitten unter ſeinen vorbereitenden Arbeiten und Forſchungen überraſchten ihn die Blattern und beraubten ihn nach einer langwierigen Krankheit des Augenlichtes, welches die Ärzte zu Rom und zu Lyon, wohin er der Heilung wegen gegangen war, nicht wieder herzuſtellen vermochten. Sein unglückliches Loos ſtill duldend begab er ſich nach Paris, wo er jetzt mit erneutem Eifer den Studien lebte und ſogar zur Vollendung ſeines großen Werkes einige Reiſen nach England unternahm. Auf der letzten beſchäftigte ihn zugleich die ihm vom Miniſterium aufgetragene Einleitung des Handelsvertrags, welcher 1786 zu Stande kam. Während der Revolution verlor er nicht nur ſeine jährliche Rente von 10000 Livres, welche ihm der König angewieſen hatte, ſondern auch die Ausſicht auf eine andere noch bedeutendere, welche er als Malteſerritter hätte hoffen können, und kam dadurch in ſo dürftige Umſtände, daß er ſich ſeinen Unterhalt durch Überſetzen deutſcher und engliſcher Reiſebeſchreibungen (von G. Forſter und J. White) erwerben mußte. Als ihm auch dieſe Erwerbsquelle verſiegte, begann er mit $1\frac{1}{2}$ Franken an baarem Vermögen einen Bücherhandel und brachte es durch ſeinen Eifer und Fleiß dahin, daß er in wenigen Jahren eine der bedeutendſten Commiſſionshandlungen in Paris und eine anſehnliche Druckerei beſaß. Aber bei aller Vorſicht verlor er durch einige Banqueroute in fünf Tagen 120000 Franken und würde ohne die großmüthige Unterſtützung einer Freundin und des erſten Conſuls ſeine Zahlungen haben einſtellen müſſen. In wenigen Jahren hatte ſich P. ſchon wieder ſo weit erholt, daß er Napoleon, welcher unterdeſſen Kaiſer geworden war, die Hälfte der dargeliehenen Summe (40000 Franken) zurückzahlen konnte, worauf ihm dieſer Quittung über die ganze Schuld zuſchickte. Nachdem er ſich von ſeinem Verluſte erholt hatte, ging er 1805 nach Holland, um ſich mit einer vornehmen Engländerin, Miß Sayer, einer Nichte des Admirals Boscowen, zu verbinden, worauf er ſich von allen Geſchäften zurückzog und auf einem Landgute in dem Thale Vauxbuin bei Soiſſons ſeinen Freunden und ſeinen Lieblingsſtudien lebte. Sein literariſcher Ruhm hatte ſich ſchon frühe verbreitet und ſchon während ſeines Aufenthalts in Italien ward er Mitglied mehrerer gelehrten Inſtitute dieſes Landes; die Akademie zu Lyon nahm ihn 1780, die Akademie der Inſchriften 1799 auf. Auch die Akademien zu Petersburg, München, Göttingen, Haarlem, Leyden, Padua, Turin, Madrid, Liſſabon u. a. m. ſuchten ſeine Verdienſte durch ſeine Aufnahme in ihre Mitte zu ehren. Die Kaiſerin von Rußland ernannte ihn 1806 zu ihrem literariſchen Correſpondenten, in welcher Würde er auch von dem Großfürſten Conſtantin beſtätigt ward. Ohne Unterſtützung oder Hofgunſt zu ſuchen lebte er von nun an von der Welt abgeſchieden, ohne ſie zu haſſen, und ſpendete, ſo wenig ihn auch das Glück begünſtigt hatte, doch ſo viele Wohlthaten, daß ihn die armen Be-

wohner ſeiner Gegend nur den guten Mann nannten. Er ſtarb am 19. Dec. 1833. Sein großes Werk über die franzöſiſche Sprache, an deſſen Vollendung nur noch Weniges fehlt, umfaßt 10 Foliobände, von welchen aber bis jetzt noch nichts durch den Druck veröffentlicht wurde. Von ſeinen übrigen Schriften müſſen mit großem Lobe erwähnt werden: „Recréations de philosophie et de morale“ (Yverd. 1784. 12.); „Vocabulaire de nouveaux privatifs français, imités des langues latine, italienne, espagnole, portugaise, allemande et anglaise“ (Par. 1794. 8.); „Essai sur les antiquités du Nord et les anciennes langues septentrionales“ (Par. 1799. 8.); „Archéologie française, ou vocabulaire de mots anciens tombés en désuétude, propres à être restitués au langage moderne“ (Paris 123. 2 Voll. 8.); „Lettres sur divers sujets de morale“ (Paris 1824. 8.); die wunderlieblichen „Contes du cieil Ermite de la vallée de Vauxbuin“ (1798. N. E. Par. 1821. 3 Voll. 12. Deutſch von L. Norden, Merſeb. 1825. 8.); „Les quatre ages“ (N. E. Par. 1820. 18. Deutſch von L***, Schlesw. 1820. 8.); „Lettres d'un Chartreux“ (Par. 1820. 12.); „Abel ou les trois frères“ (Paris 1820. 12. Deutſch von F. Gleich, Merſeb. 1824. 8.); „Lettres de Sosthène à Sophie“ (Par. 1821. 18.); „Jocko, épisode détaché des lettres inédites sur l'instinct des animaux“ (Par. 1824. 12.) und „La Religieuse de Nimes“ (N. E. Par. 1824.). Sämmtliche Schriften des geiſtreichen und gemüthvollen P. verdienen in Deutſchland bekannter zu werden, als ſie wirklich ſind. 67.

Pouqueville (ſpr. Puhkwihl) (Charles Hugues Laurent), wurde im Jahre 1770 zu Merleraut geboren und erhielt ſeine erſte Erziehung im Collegium zu Caen. Von hier ging er im Jahre 1792 nach Paris, um daſelbſt Medicin zu ſtudiren, begleitete darauf im Jahre 1798 das franzöſiſche Heer nach Ägypten und wurde an der Küſte von Calabrien, als er ſich durch fortdauernde Kränklichkeit zur Rückkehr nach Frankreich genöthigt ſah, auf der Reiſe dahin von Corſaren gefangen genommen und als Sklave anfangs nach Morea uud von hier nach Conſtantinopel verkauft, wo er ſich durch ſeine Kenntniſſe als Arzt große Erleichterung ſeines Zuſtandes zu verſchaffen wußte und endlich ſelbſt in Freiheit geſetzt wurde. Nachdem er in ſein Vaterland zurückgekehrt war, wurde er im Jahre 1805 von Napoleon zum franzöſiſchen Generalconſul bei Ali Paſcha von Janina ernannt, in welcher Stellung er bis zum Jahre 1815 blieb, und dann bis zum Jahre 1817 als Conſul von Patras angeſtellt wurde, worauf er im Jahre 1820 nach Paris zurückkehrte. Als Schriftſteller machte er ſich beſonders durch folgende Werke bekannt: „Voyage en Morée, à Constantinopel et en Albanie, dédié à Napoleon, empereur des Français“ (Par. 1805. 3 Voll.); „Voyage dans la Grèce“ (Par. 1820. 5 Voll.); „Histoire de la régeneration de la Grèce“ (Paris 1824. 4 Voll.). 81.

Pouſſin (ſpr. Puſſäng) (Nicolas), der berühmteſte franzöſiche Hiſtorienmaler, geb. 1594 zu Andelys in der Normandie, entwickelte frühzeitig außerordentliche Anlagen für die Kunſt, fand aber für ſeine gleich anfangs ſich entfaltende beſondere Richtung keinen Lehrer, der ſeinen Anſprüchen genügt hätte und ihm die Bahn hätte vorzeichnen können, auf welcher er ſpäter durch eigene Kraft ſo hohen Ruhm erwarb. Bereits mochte er in ſeinem Vaterlande als ein tüchtiger Künſtler gelten, als er ſich im Jahre 1624 entſchloß in Italien das zu ſuchen, was er bis jetzt ſchmerzlich vermißt hatte. Unabläſſig nach dem ihm vorſchwebenden Ideale ſtrebend ſtudirte er zu Rom mit eiſernem Fleiße die Antike ſowohl, wie die Meiſterwerke der letzten ſchönen Kunſtperiode, vor Allem aber Raphael's, und außerdem Geſchichte und Poeſie, von denen er mit Recht glaubte, daß ſie einem wahren Künſtler nicht mangeln dürften. Bald zeigte ſich der Erfolg in ſeinen Schöpfungen, beſonders in ſeinem erſten großen Werke: „die ſieben Sacramente“, welche er für ſeinen Gönner, den Ritter Caſſiano del Pozzo, gefertigt hatte. Sein Ruhm verbreitete ſich

ſchnell und der Cardinal Richelieu glaubte es der Ehre Frankreichs ſchuldig zu ſein, den Künſtler ſeinem Vaterlande zurückzugeben. P. folgte dem Rufe und trat im Jahre 1640 ſein Amt als erſter Maler des Königs mit einem Gehalte von 3000 Livres an, worauf er die ihm übertragene Ausſchmückung des Louvre begann. Allein er fand bald einen hartnäckigen Widerſacher in Vouet und der allgemeine Geſchmack war verdorben genug, als daß ſeine Vorzüge anerkannt worden wären. Der Plakkereien müde, begab er ſich daher bereits im Jahre 1642 nach Rom zurück und blieb hier bis zu ſeinem Tode den 19. Nov. 1665. Unter ſeinen Werken, von denen ſich die meiſten in Italien befinden, ſind vorzüglich berühmt geworden: eine „Sündfluth", eine „Anbetung der Magier", „Mars und Rhea", „Coriolan", „die Marter des heiligen Erasmus", „der Tod des Gemanicus", „Apollo und Daphne", „ein Engel und der Apoſtel Matthäus", „ein Kindermord zu Bethlehem", „die Marter des heiligen Laurentius", „Rebecca", „Moſes als Knabe", „Johannes der Täufer", „Jupiter und Antiope", „Venus und Mercur", mehrere allegoriſche Gemälde u. a. m. Auch ſeine Landſchaften, deren er nicht wenige geliefert und einige ſelbſt geätzt hat, ſtehen in hohem Anſehen und ſind wie die meiſten der hiſtoriſchen Gemälde von tüchtigen Künſtlern, wie Audran, Claudine Stella, Pesne u. A. in Kupfer geſtochen worden. Was nun den eigentlichen Standpunkt P.'s als Künſtler betrifft, ſo iſt nicht zu läugnen, daß ihn von gleichzeitigen und ſpäteren franzöſiſchen Malern nur ſehr wenige, vielleicht keiner erreicht hat. Aber es iſt auch nicht nicht zu verkennen, daß die Franzoſen ein wenig zu parteiiſch in ihrem Lobe ſind und gewiß Unrecht haben, wenn ſie ihren Landsmann, wie es geſchehen iſt, dem Raphael zur Seite ſtellen. Äußerſte Correctheit in der Zeichnung, treffliches Colorit, zumal in der erſten Periode, und ein edler, erhabener Charakter in Erfindung und Styl könnten ihm dieſen Ehrenplatz erwerben, aber jenes Himmliſche, Ideale, jener Ausdruck, den Raphael ſeinen Schöpfungen zu geben wußte, hat P. nie erreicht. Deſſenungeachtet aber ſteht er da als vollendeter Künſtler und es kann ihm wohl der nächſte Platz nach den größten italieniſchen Kunſtheroen eingeräumt werden. — Unter den wenigen Schülern P.'s iſt ſein Schwager, Guaspre Dughet, gewöhnlich Guaspre Pouſſin (geb. 1613, geſt. 1675), als Landſchaftsmaler berühmt geworden. Seine Werke, von denen die, in welchen er ſich dem Geſchmacke Claude Lorrain's nähert, am Meiſten geſchätzt werden, zeichnen ſich vorzüglich durch ſchönen (obwohl bisweilen etwas zu grünen) Baumſchlag und ſchöne Himmel aus. Sein Colorit iſt friſch und lebhaft. 36.

Pouſſiren iſt ſ. v. a. Boſſiren (ſ. d. Art.)

Pozzo di Borgo (Carlo Andrea Graf von), ruſſiſcher Staatsmann der neueſten Zeit, aus einer adeligen Familie, die ſchon im XII. Jahrhunderte das Bergſchloß Montichi und ſpäter das ehemals beſtandene Dorf Pozzo di Borgo bewohnte, abſtammend, iſt der Sohn armer Eltern und in Alala, einer kleinen Stadt auf Corſika, den 8. März 1768 geboren. Nach Beendigung der damals gewöhnlichen Studien, wobei P. Ausdauer, Luſt und Talent entwickelte, wurde er Advocat und Generalprocurator auf Corſika und wegen ſeines Eifers für die franzöſiſche Revolution 1791 zum Deputirten von Ajaccio für die geſetzgebende Nationalverſammlung gewählt, in welcher Eigenſchaft er am 16. Juli 1792 im Namen des diplomatiſchen Ausſchuſſes gegen die nordiſche Ligue zwiſchen Öſtreich und Preußen ſich erklärte. Nach dem 10. Aug. 1792 ging er nach Corſika zurück, wo er an den General Paoli ſich anſchloß, wurde im Juni 1794 unter dem Vicekönige Elliot Präſident des Staatsrathes, ſpäter Staatsſecretair, zog ſich aber, weil die franzöſiſch geſinnten Städte ihn haßten, von dieſen Stellen ganz zurück und ging nach London, wo er mit einigen franzöſiſchen Emigrirten in nähere Verbindung trat. Im Jahre 1798 hielt ſich P., als Suwaroff gegen Frankreich marſchirte, in Wien auf und durchreiſte ſodann Deutſchland und Italien, um, obſchon vergeb-

lich, Intereſſe für die Coalition zu erregen. Gegen das Jahr 1802 trat P. als Staatsrath in ruſſiſche Dienſte, wurde als ſolcher zu verſchiedenen diplomatiſchen Sendungen verwendet, ſuchte nach der Schlacht bei Jena Öſtreich für die neue Coalition zu ſtimmen, nahm aber nach dem Frieden von Tilſit ſeine Entlaſſung und erhielt die Erlaubniß ins Ausland zu gehen. In den Jahren 1808 und 1809 lebte er in Wien, wo er bei dem Kriege Öſtreichs gegen Frankreich ſo einflußreich ſich zeigte, daß Napoleon nach dem Frieden ſeine Auslieferung verlangte, die jedoch Franz verweigerte, reiſte 1809 nach Conſtantinopel, von hier nach Syrien und von Smyrna über Malta im Oct. 1810 nach England, wo er beſonders in Wellington einen ihm gleichgeſinnten Feind Napoleon's fand. Als Letzterer 1812 nach Rußland zog, beförderte P., von Alexander dazu beauftragt, mit ungemeiner Energie die Allianz Rußlands mit England und auf dem Wege zum ruſſiſchen Kaiſer über Stockholm den Beitritt des ſchwediſchen Kronprinzen zum Bunde gegen Frankreich. Im ruſſiſchen Hauptquartiere ſoll vorzüglich P. den Kaiſer Alexander, welcher in Kaliſch zum Frieden geneigt war, beſtimmt haben, den Aufſtand der Nationen und Frankreich ſelbſt gegen Napoleon zu deſſen Sturze und zu Rußlands Größe zu gebrauchen. Nach der Schlacht von Bautzen ging P. nach Stralſund, wo immittelſt der Kronprinz von Schweden gelandet war, beſiegte deſſen Unentſchloſſenheit und führte ihn mit Moreau zu dem Kriegscongreſſe in Trachenberg, wo von dieſen Dreien der gegen Frankreich ſelbſt gerichtete Angriffsplan entworfen wurde. Nach dem Waffenſtillſtande und Öſtreichs Beitritte zur Allianz wurde P. zum Generalmajor ernannt und als Commiſſair der Armee des Kronprinzen von Schweden beigegeben, nach der Schlacht bei Leipzig aber nach Frankfurt am Main berufen, von wo er nach London ging und hier Lord Caſtlereagh veranlaßte, ins Hauptquartier nach Baden zu gehen, um an der Berathung der Monarchen Theil zu nehmen. P. blieb von jetzt an um die Perſon Alexander's, erklärte ſich in Chatillon gegen den Abſchluß eines Waffenſtillſtandes und rieth in Maſſe auf Paris loszugehen, da er bereits von Talleyrand und der Partei der Mißvergnügten überhaupt directe, einen günſtigen Erfolg verheißende Eröffnungen erhalten hatte. Nach dem Einzuge der Verbündeten in Paris war er ruſſiſcher Commiſſair bei der proviſoriſchen Regierung, veranlaßte die berühmte Proclamation, nach der die Alliirten erklärten, daß ſie weder mit dem Kaiſer noch mit ſeiner Familie unterhandeln würden, und holte endlich Ludwig XVIII. von London ab, dem er die Nothwendigkeit, Frankreich eine Conſtitution zu geben, nicht verhehlte. Jetzt wurde P. ruſſiſcher Botſchafter in Paris, ſpäter zum wiener Congreſſe berufen, wo er dem geſtürzten Kaiſer einen von Europa entfernteren Kerker angewieſen wiſſen wollte, nach Napoleon's Landung von Elba das belebende und erneuernde Princip der Coalition und Commiſſair bei der engliſch-preußiſchen Armee, wo er nach der Schlacht bei Waterloo, in der er verwundet wurde, den Marſch des ruſſiſchen Heeres beſchleunigte. Nach der zweiten Rückkehr der Bourbons ſuchte Talleyrand P. zu bewegen, in franzöſiſche Dienſte zu treten und hier das Miniſterium des Innern und die Pairswürde anzunehmen; allein Alexander lehnte den Vorſchlag ab und P. blieb als ruſſiſcher Geſandter in Paris, mit der Vollmacht, die franzöſiſche Regierung in ihren wahren Intereſſen zu unterſtützen, was er auch in mehrfacher Beziehung gethan hat. Nachdem er im Jahre 1817 Generallieutenant und ſpäterhin in den Grafenſtand erhoben worden war, nahm er im Intereſſe Rußlands an allen wichtigen europäiſchen Verhandlungen der Diplomatie Theil, war 1822 auf dem Congreſſe zu Verona, entſchied 1823 die Frage über die bewaffnete Intervention Frankreichs in Spanien und ging im October 1823 ſelbſt nach Madrid, um dem Könige die Grundſätze, welche den Congreß zu Verona bei Beurtheilung der ſpaniſchen Revolution geleitet hatten, aus einander zu ſetzen. Nach des Kaiſers Nikolaus Thronbeſteigung wurde er nicht nur in ſeinem Geſandtſchaftspoſten be-

ſtätigt, ſondern erhielt auch noch mehrere Beweiſe von Anerkennung ſeiner Verdienſte von Seiten ſeines Monarchen. P. billigte die Berufung Polignac's zum Conſeilspräſidenten eben ſo wenig als die Juliordonnanzen und war nach der Julirevolution der Meinung, daß die Linie Orleans, wenn ſie ſich auf dem Throne von Frankreich befeſtigen könne, ohne das Staatenſyſtem Europas zu gefährden, unterſtützt werden müſſe. Gegen das Ende des Jahres 1830 wurde er als Botſchafter am Hofe Ludwig Philipp's accreditirt, bei der großen Aufregung der Franzoſen gegen Rußland nach dem Falle Warſchaus im März 1832 nach Petersburg berufen, ging bei ſeiner Rückkehr nach Paris über London, ſuchte hier Kenntniß von den Anſichten des Cabinets von St. James über die belgiſch-holländiſchen Angelegenheiten und die orientaliſche Frage zu erlangen und Englands Verbindung mit Frankreich zu verhindern und bewies vom Februar 1833 an, wo er auf ſeinen Geſandtſchaftsposten zurückgekehrt war, bei den wegen der polniſchen und belgiſchen Sache, dann wegen der türkiſch-ägyptiſchen Angelegenheit, wegen der portugieſiſchen Thronfrage entſtandenen nicht wenig verwickelten Unterhandlungen, ſo wie bei der Aufgeregtheit der polniſchen Flüchtlinge eine bewundernswürdige Ruhe, Umſicht und Feſtigkeit. Unſtreitig waren dieſe Vorzüge eines klugen, ſeltenen Diplomaten die Veranlaſſung, daß P., als in London das Miniſterium Peel-Wellington an die Spitze trat, 1835 zum ruſſiſchen Botſchafter in London ernannt wurde, welcher Poſten ihm noch gegenwärtig anvertraut iſt. Er hat gegenwärtig (im Juni 1836) die Erlaubniß von ſeiner Regierung erhalten, mehrere Monate im Auslande zuzubringen, um in Bädern und ſüdlichen Ländern ſeine geſchwächte Geſundheit wiederherzuſtellen. P. beſitzt in Corſika große Ländereien, wo er unter andern auf ſeinem Gute Pruno 1829 unter der Leitung des Griechen Paläologus eine Muſtermeierei anlegen ließ; dabei hat er die neue Ausgabe der ſeltenen „Storia di Corsica (Pisa 1828—1832. 5 Voll.), von G. C. Gregory beſorgt und mit hiſtoriſchen Einleitungen über die Revolutionen in Corſika bis zum Jahre 1769 begleitet, unterſtützt und befördert, auch im Anerkenntniſſe der Größe Napoleon's, trotz ſeines eiſernen Haſſes gegen den Lebenden, zum Denkmale des Dahingeſchiedenen auf der vaterländiſchen Inſel eine namhafte Summe beigetragen. Man ſehe über P. die Condorcet untergeſchobenen „Mémoires sur la révolution française“ (Par. 1824. 2 Voll.); „Revue de deux mondes“ (1835); Dietzmann's „Staatsmänner“ (1835. Hft. 3.). 64.

Pozzuolanerde, ſ. Lava.

Pradon (Jean Nicolas), ein mittelmäßiger franzöſiſcher Tragödiendichter, 1632 zu Rouen geboren, kam frühe nach Paris und verſuchte ſich, ohne ſich die nöthigen Vorkenntniſſe erworben zu haben, im Drama. Sein Trauerſpiel „Pirame et Thisbé“ (1674) hatte einen glänzenden Erfolg, nicht aber durch ſeinen inneren Werth, ſondern weil die Feinde Racine's es auf jede mögliche Art zu heben ſuchten und in P. einen tüchtigen Nebenbuhler des großen Dichters zu gewahren glaubten. Weniger Beifall erhielt das ebenfalls ſehr mittelmäßige Stück „Tamerlan ou la mort de Bajazet“ (1675), was der eitle Dichter dem Neide zuſchrieb. Grenzenlos wurde ſein anmaßender Stolz, als ſeine erbärmliche Tragödie: „Phèdre et Hippolyte“ (1677) über das eben ſo benannte Meiſterwerk Racine's den Sieg davontrug. Man weiß, daß der Letztere aus Ärger über die ſchändlichen Cabalen ſeiner Neider zwölf Jahre lang jede Arbeit für die Bühne aufgab. P. fuhr fort, mit neuen Trauerſpielen ſeine Fruchtbarkeit zu bezeugen; „La Troade“ (1679) und „Statire“ (1680) gefielen freilich nicht, aber „Regulus“ (1688) erlebte 27 Vorſtellungen nach einander und man kann ihm einige gelungene Stellen nicht abſprechen. „Scipion l'Africain“ (1697) hat nicht den geringſten Werth, und „Antigone“, „Electre“, „Germanicus“ und „Tarquin“ wurden ſo ſchlecht aufgenommen, daß man ſie ungedruckt laſſen zu müſſen glaubte.

Durchleſen wir jetzt eines der Stücke P.'s, ſo wird es uns wirklich unbegreiflich, wie man an ſo geiſtloſer, platter Reimerei Geſchmack finden konnte, beſonders da Boileau gleichzeitig den Dichter mit der bitterſten Satyre geißelte. Wie ſehr aber das franzöſiſche Publicum an einem einmal beliebten Vorurtheile feſthängt, beweiſt die Geduld, mit der man noch manchmal jetzt „Tamerlan“ und „Regulus“ über die Bühne gehen ſieht. P. ſtarb 1698 zu Paris. „Oeuvres“ (Par. 1744. 2 Voll. 12.). 67.

Pradt (Dominique Dufour de), ein fruchtbarer, aber nicht ſehr gründlicher politiſcher Schriftſteller Frankreichs, am 23. April 1759 zu Allanches in Auvergne geboren, widmete ſich der Theologie und war bei dem Ausbruche der Revolution Generalvicar des Cardinals La Rochefaucauld, Erzbiſchofs von Rouen. Durch den Einfluß ſeines Gönners und durch die Meinung ſeiner Umgebung von ſeinen Kenntniſſen und ſeinem Geiſte unterſtützt ward er 1789 zum Deputirten der Geiſtlichkeit der Normandie gewählt, machte ſich aber in der Verſammlung der Generalſtaaten nur durch ſein ſtarres Feſthalten an alten Formen und ſeine ultraroyaliſtiſche Geſinnung bemerkbar und begab ſich, als er durch Unterzeichnung aller Proteſtationen der rechten Seite ſeine perſönliche Sicherheit gefährdet glaubte, ins Ausland. Von Münſter, wo er die Fürſtin Galiczin kennen lernte, ging er nach Hamburg und machte hier ſeine heftigen Flugſchriften: „L'Antidote au congrès de Rastadt“ (1798) und „La Prusse et sa neutralité“ (1800), worin er die Deutſchen zum Kriege gegen die franzöſiſche Republik aufzureizen ſuchte, bekannt, ohne ſein Beſtreben durch einen erklecklichen Erfolg gekrönt zu ſehen. Sein Werk: „Les trois ages des colonies ou de leur état passé, présent et à venir“ (Par. 1801. 3 Voll. 8.), worin er in Bezug auf die Emancipation der Colonien manche Wahrheit ausſprach, die ſich ſpäter bewährt hat, erregte damals ſehr wenig Aufſehn. Nach dem 18. Brumaire erhielt er durch die Verwendung ſeines Verwandten, des Marſchalls Duroc, die Erlaubniß nach Paris zurückzukehren und wurde dem erſten Conſul vorgeſtellt, welcher ſo großes Wohlgefallen an ſeiner geiſtreichen Unterhaltung und an ſeinem geſchmeidigen Benehmen fand, daß er ihn zu ſeinem erſten Almoſenier ernannte und fortwährend mit Gunſtbezeugungen überhäufte. Nachdem er der Krönung Napoleon's (1804) beigewohnt hatte, erhielt er den Baronstitel und wurde zum Biſchofe von Poitiers ernannt, in welcher Eigenſchaft er den Kaiſer zu ſeiner Krönung zum Könige von Italien nach Mailand begleitete. Bald darauf (1808) ging er mit dem Kaiſer nach Bayonne und nahm an den Unterhandlungen mit den ſpaniſchen Miniſtern ſo thätigen Antheil, daß er zur Belohnung ſeiner Ergebenheit das Erzbisthum Mecheln, das Kreuz der Ehrenlegion und ein Geſchenk von 30000 Fr. erhielt. Seine Bemühungen als Geſandter bei dem Papſte, um das Concilium von 1811 zu Stande zu bringen, waren von minder glücklichem Erfolge gekrönt und er begab ſich nun in ſeine Diöceſe, wo ihn aber die Geiſtlichkeit nicht anerkennen wollte, weil er kein päpſtliches Einſetzungsbreve vorzeigen konnte. Während des ruſſiſchen Feldzuges war P. franzöſiſcher Geſandter in dem Herzogthume Warſchau, erwarb ſich aber ſo wenig den Beifall ſowohl der Polen, als auch des Kaiſers, daß er nach ſeiner Zurückkunft nach Paris in ſeine Diöceſe verwieſen ward, von wo er erſt in dem ereignißvollen Jahre 1814 nach der Hauptſtadt zurückkehrte, um ſeine „Histoire de l'ambassade de Pologne“ (Par. 1815. 8. Deutſch von J. A. Pilat, Wien 1816. 8.), worin er ſeinen früheren Gönner mit Spott und Hohn überhäufte, herauszugeben. Auch trug er, wenn man ſeinem „Récit historique sur la restauration de la royauté en France“ (Par. 1814. 8.) Glauben ſchenken will, zur Reſtauration der Bourbons nicht wenig bei und ſoll zum Danke für dieſe Bemühungen in ſeiner Würde als Kanzler der Ehrenlegion, zu welcher ihn die proviſoriſche Regierung erhoben hatte, beſtätigt worden ſein. Bald darauf fiel er jedoch aus nicht bekannt gewor-

denen Urſachen in Ungnade und zog ſich auf ſeine Beſitzungen in Auvergne zurück, wo er ſich auch während der hundert Tage ruhig verhielt. Nach der zweiten Reſtauration entſagte er ſeinen Anſprüchen auf das Erzbisthum Mecheln gegen eine Rente von 10000 Fr. und widmete ſich ganz der politiſchen Schriftſtellerei. Kein bedeutendes Ereigniß blieb von ſeiner Feder unbeſchrieben und da ſeine Machwerke, wenn ſie auch der Tiefe ermangeln, doch nie ohne Geiſt und Witz ſind, ſo fanden ſie ſtets Beifall bei der Leſewelt. Die Reſtauration, der wiener, karlsbader, aachener und veroneſer Congreß, Spanien, die Revolution Griechenlands, Rußland, die Türkei, England, Amerika, ſo wie die Angelegenheiten ſeines eigenen Vaterlandes gaben ihm ſtets Stoff zu neuen Arbeiten, die nach und nach ſo ſehr angewachſen ſind, daß wir hier nur die bedeutendſten nennen können. Dieſe möchten wohl folgende ſein: „De l'état de la culture en France et des améliorations dont elle est susceptible“ (Par. 1802. 2 Voll. 8.); „Du congrès de Vienne“ (Par. 1815. 2 Voll. 8. Deutſch von F. A. Nietzſche, Leipz. 1816. 2 Thle. 8.); „Mémoires historiques sur la révolution d'Espagne“ (Par. 1816. 8. Deutſch, Karlsr. 1816. 8.); „Des colonies et de la révolution actuelle de l'Amérique“ (Par. 1817. 2 Voll. 8. Deutſch von Reinhold, Hamb. 1818. 8.); „Des trois derniers mois de l'Amérique méridionale et du Brésil“ (Par. 1817. 8. Deutſch, Jena 1817. 8.); „Pièces relatives à Saint-Domingue et à l'Amérique“ (Par. 1818. 8. Deutſch, Leipz. 1819. 8.); „Les quatre concordats“ (Par. 1819. 3 Voll. 8.); „L'Europe après le congrès d'Aix-la-Chapelle“ (Par. 1819. 8.); „Le congrès de Carlsbad“ (Par. 1819. 8.); „De la Belgique depuis 1789 jusqu'en 1794“ (Par. 1820. 8. Deutſch, Altenb. 1821. 8.); „Parallèles de la puissance anglaise et russe relativement à l'Europe“ (Par. 1822. 8. Deutſch von Diedemann, Schmalkald. 1824. 8.); „L'Europe et l'Amérique en 1821“ (Par. 1822. 8. Deutſch, Gmünd 1822. 2 Thle. 8.); „L'Europe et l'Amérique en 1822 et 1823“ (Par. 1824. 2 Voll. 8.); „De la France, de l'émigration et des colons“ (Par. 1825. 8.); „L'Europe par rapport à la Grèce et à la réformation de la Turquie“ (Par. 1826. 8. Deutſch, Leipz. 1827. 8.) und „Garanties à demander à l'Espagne“ (Par. 1827. 8.). Seit der Julirevolution iſt P. einer der eifrigſten Vertheidiger des neuen Regentenhauſes. 66.

Präadamiten nennt man diejenigen Menſchen oder Menſchengeſchlechter, welche angeblich ſchon vor Adam in allen Welttheilen gelebt haben ſollen. Nach dieſer im XVII. Jahrh. von dem Franzoſen Iſaak Peyrère (in ſeiner Schrift: „Prae-Adamitae s. exercitatio super vers. 12—14. cap. V. ep. ad. Roman.“, Amstel. 1655. 4.) aufgeſtellten Hypotheſe bezieht ſich die 1 Moſe 1, 27 enthaltene Erzählung auf die lange vor Adam erſchaffenen Stammväter der heidniſchen Nationen und iſt 1 Moſ. 2, 7 erſt von der Schöpfung Adam's, als des Stammvaters der Juden, die Rede, Röm. 5, 13 (ἄχρι νόμου) aber nicht vom Geſetze Moſis, ſondern Adam's zu verſtehen. Ähnlich iſt die Vermuthung Irving's („Über den Urſprung der Erkenntniß der Wahrheit und der Wiſſenſchaften“, Berl. 1781), daß Adam bei einer großen Überſchwemmung allein gerettet und der neue Stammvater der Menſchen geworden ſei. Peyrère's Behauptung aber, welche er ſpäter abſchwören mußte, wich im XVIII. Jahrh. der Annahme mehrerer urſprünglicher Menſchenarten — Coadamiten. 63.

Präbende, ſ. Pfründe.

Präcedenz, das Vorausgehen, iſt im Allgemeinen Alles, was vor einem Andern iſt, daher 1) im juriſtiſchen Sinne ein Fall oder Urtheil, welches bei künftigen ähnlichen zur Norm dient; 2) in philoſophiſcher Hinſicht das, was eher gedacht werden muß als etwas Anderes; 3) überhaupt Vorrang, Vortritt in den geſellſchaftlichen Verhältniſſen.

Präcipitat, ſ. Niederſchlag.

Präciſion (von praecidere, abſchneiden, abkürzen) iſt Kürze, Genauigkeit des Ausdrucks im Gegenſatze von Weitſchweifigkeit, Schwulſt und Unbeſtimmtheit und iſt ein Haupterforderniß der Logik. Hier nennt man vorzüglich diejenige Definition *präcis*, welche nur die urſprünglichen und weſentlichen Merkmale des Begriffs aufnimmt, die abgeleiteten und zufälligen aber abſchneidet. Die Grammatik nennt den ſprachlich ausgedrückten Gedanken präcis, in welchem die Worte genau abgemeſſen, nach ihrer wahren Bedeutung abgewogen ſind. Auch die Rhetorik fordert P. und läßt ſich ſehr wohl vereinen mit der rhetoriſchen Fülle. Insbeſondere aber erſcheint die P. in der Äſthetik als Entfernung alles überflüſſigen, falſchen und entſtellenden Schmuckes, indem hier das Wohlgefallen am Schönen durch alles Manierirte am Empfindlichſten geſtört wird. So iſt auch endlich in der Muſik die P. die Genauigkeit im muſikaliſchen Vortrage, in ſofern man weder Töne wegläßt noch hinzuſetzt, dieſelben richtig, rein und in ſtreng abgemeſſenem Tacte angibt, ohne die Graduirung derſelben im Anſchlage zu vergeſſen, wodurch erſt Licht und Schatten in dem Tongemälde kunſtgemäß abwechſelt. Im gemeinen Leben iſt *präcis* häufig ſo viel als *pünktlich*. 84.

Präcluſion oder **Ausſchließung**. In Fällen, wo es, um über einen Gegenſtand mit Sicherheit verfügen zu können, nothwendig iſt, zu wiſſen, mit wem man zu thun habe und ob nicht etwa bis jetzt noch unbekannte Intereſſenten dazu auftreten könnten, pflegt man bekannte ſowohl als unbekannte Gläubiger (im weiteren Sinne) zum Erſcheinen, Anmelden und Beſcheinigen ihrer Anſprüche binnen beſtimmter Friſt unter der Verwarnung aufzufordern: daß ſie widrigenfalls nach Ablauf der Friſt oder des Termins damit *nicht weiter zugelaſſen*, ſondern von den Anſprüchen an den Gegenſtand *ausgeſchloſſen* werden, welches man die *Verwarnung* oder *Strafe des Ausſchluſſes* (poena seu praejudicium praeclusionis) zu nennen pflegt. Es geſchieht ſolches, wenn von Vertheilung einer Creditmaſſe, von Ausantwortung oder Vertheilung einer Erbmaſſe, von Todeserklärung eines über die geſetzliche Zeit Abweſenden die Rede iſt und man unbekannte Gläubiger oder Erben vermuthet; ferner bei der Annahme eines offen gewordenen Lehns, zu welchem die natürlichen Lehnsvettern, oder bei den zur Confirmation zwar angenommenen, aber nicht vollzogenen Käufen der Aufenthalt des Käufers, nicht zu ermitteln ſind, oder bei veralteten Hypotheken, von denen der Creditor unbekannt iſt. Mit dem *Präcludiren* iſt das *Präjudiciren* nahe verwandt, wenn nämlich ſich Jemand an einem zuſtändigen Rechte (z. B. der Regreßnahme wegen eines nicht bezahlt erhaltenen Wechſels) verſäumt, indem er die zu Geltendmachung nachgelaſſene Friſt unbenutzt läßt. 3.

Prädeſtination heißt die Beſtimmung Gottes in Bezug auf das Ziel der Menſchen, ein ſehr wichtiger Gegenſtand der chriſtlichen Glaubenslehre. Muß man nämlich nothwendig einen Zweck annehmen, den Gott mit den Menſchen hat, ſo kann dieſer vermöge der göttlichen Weisheit und Güte nur ſein, die Menſchen zu einer immer höhern Vollkommenheit, zur Seligkeit, zu führen. Dieſen Zweck ſpricht auch die heilige Schrift deutlich aus und die Kirche hat ihn ſchon früh angenommen. Seitdem aber der Glaube an das Verdienſt Chriſti als einziges Mittel zur Seligkeit angenommen ward und Auguſtinus allen Ungetauften die Seligkeit abſprach, mußte man denſelben genauer beſtimmen und es entwickelte ſich demnach conſequent der Lehre von der *Gnade* die Lehre von der Erwählung der Menſchen zur Seligkeit durch Chriſtum, ohne daß man die Frage über die Zukunft der Nichtchriſten genauer unterſucht hätte; denn die Lehre von der Verderbtheit des Menſchen durch die Erbſünde und die Hinweiſung auf die unerforſchliche Weisheit Gottes in Bezug auf die Nichtchriſten ſchien zur Erklärung des innern Widerſpruchs jener Lehre hinlänglich. Nur die Mönche zu Adrumetum (im V. Jahrh.) und

der Mönch Gottſchalk (ſ. d. Art.) bildeten jene Auguſtiniſche Lehre zum höchſten Extreme aus durch die Annahme einer abſoluten P., nach welcher von Ewigkeit her von den Menſchen die Einen zur Seligkeit, die Andern zur Verdammniß beſtimmt ſeien, ohne daß es auf ſie ſelbſt ankäme, und dieſe Anſicht ward zuletzt durch Calvin (ſ. d. Art.) in der genfer Kirche die herrſchende. Gegen dieſe mit der göttlichen Weisheit ganz unvereinbare Lehre erhoben ſich aber ſofort die übrigen Religionsparteien und die lutheriſche Kirche beſtimmte nun das Dogma von der Erwählung genauer ſo, daß ſie die P. im Allgemeinen als die Beſtimmung aller Menſchen zur Seligkeit annahm, welche durch die göttliche Gnade mittelſt des Glaubens an Chriſtum denſelben dargeboten würde, daß es aber auf den Menſchen ſelbſt ankomme, ob er dieſe Gnade annehmen wolle oder nicht, wodurch entweder ſeine Erwählung (electio oder praedestinatio im engern Sinne) oder ſeine Verwerfung (reprobatio) bedingt werde. (Vergl. Gnade.) 23.

Prädeterminismus heißt die Behauptung, daß die Beſtimmungsgründe unſerer Handlungen in einer verfloſſenen Zeit liegen, die nicht mehr in unſerer Gewalt iſt, ſo daß durch ſie die abſolute Spontaneität des Willens nothwendig verloren geht. Man unterſcheidet den naturaliſtiſchen und theologiſchen P. Der erſtere bleibt bei den Motiven der menſchlichen Handlungen in der Natur und dem Weltlaufe ſtehen; der theologiſche P. ſetzt voraus, Gott habe lange vor der Geburt des Menſchen ſchon den Lauf ſeiner Gedanken und Handlungen angeordnet, daß er nichts dazu und nichts davon thun könne. Vergl. Zöllich „Über Prädeterminismus und Willensfreiheit" (Nordhauſen 1825). 63.

Prädicabilien und Prädicamente, ſ. Kategorie.

Prädicanten (Prediger) pflegen die Katholiken die proteſtantiſchen Geiſtlichen zu nennen; vorzugsweiſe heißen ſo die Dominikaner (ſ. d. Art.). 23.

Prädicat (vom lat. praedicare, ausſagen, behaupten, zuſchreiben), Ausſage, Beilage, bezeichnet im gemeinen Leben das auszeichnende Merkmal eines Individuum in der menſchlichen Geſellſchaft, den ſogenannten Titel; im logiſchen Sinne aber das Ausgeſagte oder das Merkmal, welches vom Gegenſtande durch die Ausſage abgeſondert und auf denſelben zurückbezogen wird und zu einer Vorſtellung im Bewußtſein mit ihm zuſammengefaßt den Begriff des Gegenſtandes bildet. Die Anwendung davon findet ſich vorzüglich in der Grammatik, wo es als Beſtimmungsbegriff nebſt dem Grundbegriffe (das Subject) den Satz (ſ. d. Art.) bildet. — Prädiciren iſt alſo ſo viel als einem Gegenſtande irgend eine Beſtimmung geben, ihm ein P. beilegen. 84.

Präexiſtenz (προΰπαρξις, praeexistentia animi) nennt man das Daſein der menſchlichen Seele vor der Geburt des Körpers. Diejenigen, welche ein ſolches behaupten (Präexiſtentianer), nehmen an, Gott habe vor oder bei der Weltſchöpfung alle Seelen der Menſchen, welche jemals geboren werden ſollen, erſchaffen und verbinde ſie bei der Erzeugung oder Geburt mit den menſchlichen Leibern. Plato (ſ. d. Art.) ſtellte die P. der Seele zuerſt mit Beſtimmtheit auf, indem er alles Geiſtige als früher bei Gott ſeiend dachte und das Gebanntſein der Seele an den Körper für eine Strafe der erſtern hielt. — Die Freunde dieſer Hypotheſe laſſen die Seelen vor ihrer Verbindung mit dem Leibe entweder im Äther oder Himmel ſich aufhalten (Plato, Philo, Origenes) oder auch wohl in einer „Schatzkammer" der Unterwelt (Rabbinen). Spuren von der P. der Seele hat man auch im alten Teſtamente, z. B. Jeſ. 42, 5. 57, 16. Job. 12, 10. finden wollen. Allein jene Stellen drücken nur den allgemeinen Gedanken aus, daß Gott Schöpfer der Seelen, Urheber des Lebens ſei. Dagegen findet ſie ſich im Buche der Weisheit 18, 19. 20. 9, 15. Die ganze Vorſtellung aber wird dadurch ungewiß, daß wir uns eines Daſeins vor unſerer Geburt durchaus nicht entſinnen können und daß die Entwickelung des menſchlichen Geiſtes nur allmählig und mit dem Körper zugleich geſchieht. 63.

Präfect, wörtlich ein Vorgeſetzter, daher Aufſeher, Voigt, Amtmann (allemal mit dem Begriffe als Einzelnrichter), wird in Frankreich, wo der Ausdruck am gewöhnlichſten iſt, dem Stadtmagiſtrate entgegengeſetzt und ſomit der Unterſchied zwiſchen dem königlichen und dem ſtädtiſchen Beamten (Magiſtrat, Maire) verbunden. Präfectur bezeichnet ſowohl die Stelle des Präfecten, als den Bezirk, worüber er geſetzt iſt, und endlich den Ort, wo er gewöhnlich expedirt, Voigtei, Amthaus. 31.

Präformation (Vorausbildung) nennt man das von Einigen hypothetiſch angenommene Entwickeltſein eines künftigen Weſens in dem weiblichen Körper, das dann durch die Befruchtung zur Entwickelung angeregt werden ſoll (ſ. d. Art. Befruchtung). 30.

Prägſchatz, ſ. Schlagſchatz.

Präjudiz iſt überhaupt Vorurtheil (ſ. d. Art.); in der Rechtsſprache verſteht man aber darunter im engern Sinne jeden Umſtand, welcher der Sache irgend Jemandes ſchon im Voraus Eintrag thut, und daher als Folgerung daraus der aus irgend einer Sache hervorgehende Nachtheil; daher präjudiciren, benachtheiligen, präjudicirlich, nachtheilig; im weitern Sinne dagegen das aus einem frühern Falle auf einen ſpätern anwendbare Urtheil. (Vergl. auch Präcluſion.) 9.

Prälaten werden in der katholiſchen Kirche diejenigen oberſten Geiſtlichen genannt, welche zugleich weltliche Macht und eine eigene Jurisdiction haben, wie die Patriarchen, Erzbiſchöfe, Biſchöfe, ſo wie auch die Cardinäle und päpſtlichen Legaten, die Äbte und Vorſteher der Klöſter. In der proteſtantiſchen Kirche hat ſich dieſe geiſtliche Würde in England, Schweden, Dänemark und Deutſchland erhalten. In letzterem blieb es der Titel der oberſten Stiftsherren, welche bis zur Säculariſation der Klöſter zum Theil gleichen Rang mit den Fürſten und Sitz und Stimme auf den Reichstagen hatten. Auch führt noch in manchen deutſchen proteſtantiſchen Ländern der oberſte Geiſtliche den Prälatentitel. 63.

Präliminarien, lat. praeliminaria; fr. préliminaires; engl. preliminaries, bezeichnet die vorläufigen Berathſchlagungen und Verhandlungen, welche eine ſpätere Definitivverhandlung einleiten und begründen. Daher ſind Präliminationspunkte oder Präliminarartikel die einzelnen namhaft gemachten Gegenſtände, welche in der darauf folgenden Schlußverhandlung entſchieden werden ſollen. P. im vorzüglichen Sinne ſind in der Diplomatik mehr die außerweſentlichen, formellen Beſtimmungen über Zeit, Ort, Zahl und Wahl der Geſandten ꝛc. und Friedenspräliminarien die vorläufigen Hauptpunkte des künftigen Friedensvertrags. Letztere ſind wohl zu unterſcheiden vom Präliminarfrieden. Es iſt dieß nämlich ein vorläufiger Friede, welcher von den kriegführenden Mächten zwar unterzeichnet, wozu aber noch die Zuſtimmung anderer dabei intereſſirten Staaten erforderlich iſt. Präliminarconvention endlich iſt ein vorläufiges Übereinkommen oder Zugeſtändniß in Betreff einer beſondern Forderung, ohne welches der eine Theil auf Friedenspräliminarien durchaus nicht eingeht. In der Logik ſind Präliminardefinitionen gewiſſe vorläufige Erklärungen, welche den Begriff noch nicht vollſtändig und genau begrenzen. 84.

Präludium, ſ. Vorſpiel.

Prämie, lat. praemium, die Belohnung), heißt vorzüglich in der commerciellen Welt der Gewinn oder Lohn, welchen man dem Andern als Aufmunterung zur Theilnahme an gewagten Unternehmungen im Voraus zuſichert; daher Erfindungsprämie, um zu den Verſuchen neuer Erfindungen oder Verbeſſerungen anzureizen; Lotterieprämie, als der außer den ordentlichen Gewinnen für beſondere Fälle ausgeſetzte Nutzen; Anleiheprämie, als der beſondere Vortheil, welcher bei neuen Staatsanleihen für die Theilnehmer ausgeſetzt

wird. Es kann ſolcher entweder in einem Zuſchuſſe außer den gewöhnlichen Zinſen beſtehen, oder in den Gewinnen einer blos für die Theilnehmer der Anleihe nach den Nummern der dazu gehörigen Scheine gezogenen Lotterie (daher Prämienlotterie, eine blos über Prämien veranſtaltete Lotterieziehung); Aſſecuranzprämie, die nach Procenten berechnete Summe, welch der Verſicherer, als Bedingung der Übernahme der Verſicherung, vom Verſicherten ausgezahlt erhält. Uneigentlich nennt man endlich das Ehrenzeichen, welches der Retter eines Verunglückten zur Anerkennung ſeines Edelmuths erhält, Rettungsprämie; wie man auch mitunter das Agio auf ſogenannte Promeſſen unter die Prämien gerechnet hat. 38.

Prämiſſe, ſ. Schluß.

Prämonſtratenſer heißen die Glieder eines geiſtlichen Ordens, welcher von Norbert aus Xanten (im Gebiete von Cleve) geſtiftet ward. Als Kanonicus zu Köln und als Kaplan Heinrich's V. im Genuſſe ſeiner Reichthümer und glänzenden hierarchiſchen Hoffnungen lebend wurde er durch ein Ereigniß plötzlich bewogen, Alles von ſich zu werfen und in der kümmerlichſten Geſtalt eines Bußpredigers umherzuziehen. Nach vergeblichen Verſuchen, andere Kanonici zu reformiren, machte er im Jahre 1120 das Thal Prémontré (Praemonstratum) im Sprengel des franzöſiſchen Bisthums Laon zum Mittelpunkte ſeiner Kloſterorganiſationen nach dem Muſter der Ciſtercienſer, mit denen ſein 1124 vom Papſte beſtätigter Orden klöſterlicher Kanonici bald an Zahl wetteifern konnte. Ein weißer Rock mit Scapulier und ein weißer Hut wurden die unterſcheidende Kleidung deſſelben. Der Abt des Stammkloſters war der jedesmalige General, welcher mit drei andern franzöſiſchen Prämonſtratenſeräbten den hohen Rath der Väter des Ordens bildete und von Zeit zu Zeit ſämmtliche Äbte zum Generalcapitel um ſich verſammelte. — Nach Deutſchland zurückgekehrt wurde Norbert, deſſen Name bereits mit Bewunderung genannt ward, zum Erzbiſchofe von Magdeburg erhoben, wo er glänzend eingeholt im Aufzuge eines Bettlers einzog. Auch hier ſo wie in den Niederlanden wußte er ſeinen ſtrengen Verbeſſerungsverſuchen, obwohl nicht ohne ſtürmiſchen Widerſpruch, Eingang zu verſchaffen, ſo daß er noch ſelbſt die raſche Verbreitung des Ordens in Hochſtiften, Mönchs- und Nonnenklöſtern erlebte. Er ſtarb 1134. In ſeiner blühendſten Periode zählte dieſer Orden, der bald auch große Schenkungen und Bevorrechtungen aller Art gewann, über 2000 Klöſter, darunter 500 weibliche, welche Zahl aber durch die Reformation, namentlich in den proteſtantiſch gewordenen Ländern, ſehr vermindert wurde, zumal da durch den Reichthum die Kloſterzucht verfallen und Zügelloſigkeit eingeriſſen war. Jetzt beſteht er nur noch aus wenigen Klöſtern in Polen und den öſtreichiſchen Staaten, beſonders in Böhmen, wo er zu Prag das ſchöne und reiche Kloſter Strahow mit einer wichtigen Bibliothek und Muſeum beſitzt. 63.

Pränumeration iſt Vorausbezahlung, Erfüllung einer Verbindlichkeit im Voraus. Die Vorausentrichtung der Capitalzinſen auf ein Jahr enthält noch keinen Wucher, nur muß das Capital auch wirklich ſo lange ſtehen gelaſſen werden. 3.

Präpoſitionen bilden in jeder Sprache eine Claſſe von Wörtern, deren einzelne die Art und Weiſe genauer beſtimmen, wie ein durch das Verbum bezeichneter thätiger oder leidender Zuſtand eines Gegenſtandes ſich mit einem andern hinzugehörigen Gegenſtande in Verbindung ſetzt. Nothwendig iſt daher eigentlich jederzeit dabei irgend ein Verbalbegriff; doch braucht dieſer nicht immer als reines Verbum ausgeſprochen zu ſein, ſondern kann in irgend einem Begriffe mitenthalten ſein, ſo daß ſelbſt nach einfachen Subſtantiven oder Adjectiven P. folgen können; nur müſſen dieß abſtracte Begriffe ſein, welche mit irgend einem Verbum genaue Verwandſchaft haben. Wenn ſich aber deſſenungeachtet in allen Sprachen Conſtructionen finden, in denen die P. auch von concreten Subſtantiven und Adjecti-

ven abzuhängen ſcheinen; ſo ſind ſie ſämmtlich nur als elliptiſche Conſtructionen zu betrachten, bei welchen der leicht zu ſupplirende Verbalbegriff fehlt, z. B. die Straße nach Berlin, d. i. die nach Berlin führende Straße; der Soldat zu Pferde, d. i. der zu Pferde ſitzende Soldat u. ſ. w. — Wenn demnach der Name Praepositiones (Vorſetzwörter) an ſich gänzlich unbezeichnend iſt, da manche auch, und in vielen Sprachen alle, als Postpositiones (Nachſetzwörter) conſtruirt werden; ſo iſt auch die gewöhnliche deutſche Bezeichnung „Verhältnißwörter" für den Begriff nicht erſchöpfend; denn die ausgedrückten Verhältniſſe der Gegenſtände zu einander ſind nur ſcheinbar ſolche und eigentlich die P. nur die Ausdrucksweiſen der verſchiedenartigen Beziehungen des Verbalbegriffs zu den als Objecte ſich darbietenden Gegenſtänden, folglich nichts weiter als Caſus der Subſtantive, welche aber weniger enge Verbindungen des Verbalbegriffs mit den Objecten darſtellen, als die eigentlichen Caſus. Dieß beweiſt ſchon die jetzt allgemeine Annahme, daß auch die Endungen der wirklichen Caſus aus Poſtpoſitionen entſtanden ſind, noch mehr aber, daß, wie manche Sprachen alle Caſus durch P. bezeichnen, einige oft beſondere Caſus da haben, wo andere nur P. anwenden können (wie z. B. den Vocativus), und nicht allein in verſchiedenen Sprachen häufig Conſtructionen derſelben Verbalbegriffe mit verſchiedenen P. vorkommen, ſondern ſogar Conſtructionen durch einfache Caſus und mit P. ſich entſprechen. Um ſich aber dieß deutlich zu machen, muß man die drei verſchiedenen Arten des Gebrauchs der P. wohl unterſcheiden. Alle P. hatten nämlich 1) urſprünglich gewiß nur locale Bedeutung nach den drei verſchiedenen Beſtimmungen des wo? wohin? woher?; aber ſie wurden 2) wegen der großen Ähnlichkeit der Verhältniſſe auch auf die Zeit übergetragen und erhielten endlich 3) auch einen vielfach tropiſchen Gebrauch (wobei in letztern beiden Beziehungen noch einige andere entſtehen mußten). Die erſteren beiden Arten geben ſcharf begrenzte Beſtimmungen und finden ſich daher in faſt allen Sprachen ziemlich gleich; die letzte hingegen gründet ſich auf das ſubjective Gefühl der Ähnlichkeit mit jenen und daher kommt die unendliche Verſchiedenheit in den einzelnen Sprachen. Daß die P. wieder mit einzelnen Caſus verbunden werden, kann nicht gegen obige Behauptung geltend gemacht werden, weil die Sprachen, wo dieß ſtattfindet, das einfache Wort nicht mehr haben, ſondern überall charakteriſtiſche Endungen hinzugetreten ſind, die dann als zu dem Worte ſelbſt gehörig betrachtet werden mußten, und es kam hierbei nur darauf an, denjenigen Caſus für den Gebrauch mit der Präpoſition zu wählen, der ſeiner Grundbedeutung nach ihr am Nächſten zu ſtehen ſchien. Daß aber hier die größte Willkühr herrſcht, bezeugt die Vergleichung mehrerer Sprachen, bei denen man oft dieſelbe Präpoſition, die ganze Caſusreihe (den Nominativ ſtets ausgenommen) durchlaufen ſieht; doch möchte es nicht unintereſſant ſein, in den einzelnen Sprachen die Principien des Gebrauchs genau zu erforſchen. Hiermit verbindet ſich dann die Frage nach der Abſtammung der P., ob ſie abſolute Caſus eines Subſtantivs, oder Adverbia oder aus Verbis abgeleitet oder urſprünglich u. ſ. w. ſind, was auf ihre Conſtruction von Einfluß iſt. Dieß zu erörtern iſt aber hier nicht der Ort; wir bemerken nur, daß jeder einzelne Fall möglich und auch wohl häufig wirklich iſt. (Vergl. übrigens Caſus.) 9.

Prärogative iſt überhaupt Vorzug, Vorrecht, Gerechtſame, beſonders eine ſolche, welche mit einer gewiſſen Stellung in der bürgerlichen Geſellſchaft verbunden ſind, z. B. die königlichen P. — Hergenommen iſt der Ausdruck von der alten römiſchen Verfaſſung, in welcher diejenige Centurie, welche nach dem Looſe die erſte Stimme hatte, praerogativa genannt wurde. 9.

Präſcription, ſ. Verjährung.

Präſentation (Vorſtellung, Vorzeigung) iſt in rechtlichen Verhältniſſen die Vorſtellung einer Perſon, ſo wie die Vorzeigung eines

Sache zur Annahme, daher Vorſtellung eines erwählten Beamten oder Dieners bei denjenigen, deren Zuſtimmung zu der Wahl erforderlich iſt. Von ihr unterſcheidet ſich die Einführung bei denen, die in die Wahl nichts zu ſprechen hatten. Beſonders wichtig iſt die Vorzeigung eines Wechſels oder einer Anweiſung zur Acceptation, welche der Remittent zu beſorgen hat, zu deſſen Beſten die Acceptation geſchieht. S. Wechſel. 10.

Präſervativ (von praeservare, vorbauen, verwahren) nennen wir jede Sache, welche irgend einem kommenden Übel vorbeugen ſoll, wie z. B. das Impfen ein P. gegen die Blattern iſt. 9.

Präſident iſt der Vorſitzende in einer Verſammlung, beſonders bei Landescollegien (nicht aber bei Magiſtraten). Hier iſt er der Erſte oder Vorſteher, welcher die Geſchäfte ordnet und die im Namen des Collegium erlaſſenen Ausfertigungen unterzeichnet. Präſidentſchaften ſind beſonders in Oſtindien Colonialregierungen, deren P. vom Mutterlande aus ihr vorgeſetzt wird. Man unterſcheidet ſolche von den Factoreien oder einfachen Handelsetabliſſements. 3.

Präſtabilismus oder Syſtem der präſtabilirten Harmonie nennt man die Leibnitziſche Lehre von der Zuſammenwirkung verſchiedener Monaden, beſonders der Centralmonaden oder der Seele und der ſie umgebenden Körpermonaden nicht durch directen Einfluß der einen auf die andere, ſondern durch eine göttliche Vorherbeſtimmung (ſ. d. Art. Leibnitz). Vergl. auch **G. B. Bilfingeri „Comment. de harmonia animi et corporis humani maxime praestabilita ex mente Leibnitii“ (Francof. et Lips. 1723. 8. Ed. 2. 1735)**; F. C. W. Sigwart „Die Leibnitziſche Lehre von der präſtabilirten Harmonie in ihrem Zuſammenhange mit früheren Philoſophemen betrachtet“ (Tüb. 1822. 8.). 80.

Präſumption, Vorausſetzung, Vermuthung, heißt jeder Satz, welcher bei Beurtheilung irgend einer Sache ſo lange für wahr angenommen wird, als nicht das Gegentheil deutlich erwieſen iſt. Sie unterſcheidet ſich vom Vorurtheile (ſ. d. Art.) dadurch, daß ſie auf allgemein anerkannten Wahrheiten, nicht, wie jenes, auf individueller Anſicht beruht. In der Rechtspflege hat der Ausdruck große Wichtigkeit, indem man hier das Regelmäßige, Natürliche und Vernünftige bei ungewiſſen Fällen jederzeit zu präſumiren pflegt, um ein der Wahrheit ſo nahe als möglich kommendes Urtheil zu fällen. Man unterſcheidet hier **praesumptiones juris** oder **de jure**, allgemeine Rechtsgrundſätze, welche überhaupt als Norm der Beurtheilung gelten, und **praesumptiones hominis** und **rei**, welche aus der beſondern Individualität eines Menſchen oder der Beſchaffenheit einer Sache hergenommen ſind. Eine **praesumptio juris** z. B. iſt der Satz: **quicunque praesumitur bonus** (Jedermann wird als gut angenommen). — Präſumptiv heißt das, was die Vermuthung des einſtigen Geſchehens für ſich hat, z. B. ein präſumptiver Thronerbe. 9.

Prätendent, überhaupt Einer, welcher an Etwas Anſpruch macht, heißt beſonders der, welcher Rechte auf irgend eine Thronfolge geltend macht. Vorzugsweiſe führte aber dieſen Namen der Sohn des engliſchen Königs Jakob II., Karl Eduard (ſ. d. Art.). Eine Zuſammenſtellung aller bekannten Prätendenten geben die „Kritiſchen Blätter der Börſenhalle“ Nr. 878. 30.

Prätenſion, ſ. Anſpruch.

Prätor war bei den Römern die vornehmſte Magiſtratsperſon nach dem Conſul, unter welchem er im Kriege commandirte. Im Innern war ihm die bürgerliche Rechtspflege anvertraut, weßhalb man in neuern Zeiten die Stellung des Stadtrichters mit der ſeinigen vergleichbar gefunden hat. Man hatte aber urſprünglich ſchon das Amt der Prätoren getrennt und für Streitigkeiten unter Bürgern den Stadtprätor (**p. urbanus**), für die unter Nichtbürgern oder Bürgern gegen Nichtbürger den auswärtigen P. (**p. peregrinus**) beſtellt. Seine Amts-

führung dauerte ein Jahr, bei deſſen Antritte er die Grundzüge des Verfahrens, welches er beobachten werde, mittelſt öffentlichen Anſchlages (Edict) in Voraus bekannt machte. Auf dieſem Wege war es ihm, ohne in Willkür zu verfallen, möglich, das ſonſtige ſtrenge, auf ſehr kurze Formeln beſchränkte Recht, da wo es die Fortſchritte der Volksbildung anriethen, theils zu ergänzen, theils zu mildern. Die hieraus nach und nach als zweckmäßig anerkannten und allgemein befolgten Regeln wurden unter dem Namen jus honorarium (das vom Ehrenamte ausgehende Recht) vom ſtrengern Rechte als deſſen Ergänzung unterſchieden und zuletzt in das ſtehende Edict (edictum perpetuum) aufgenommen, welches zu den Quellen des Corpus juris gehört. Erſt nach Erweiterung des römiſchen Staates wurden die Prätoren in die Provinzen geſchickt. 17.

Prätorianer hießen die Soldaten, welche von Auguſtus an bis auf Conſtantin den Großen die Leibwache der römiſchen Kaiſer bildeten. Sie gingen aus der Cohors praetoria hervor, welche ſeit Scipio Africanus dem Feldherrn im Kriege zur Seite ſein mußte und wurden von Auguſtus auf 10000 Mann vermehrt und in 10 Cohorten eingetheilt. Ihr Befehlshaber hieß Praefectus praetorio. 77.

Prätorius (Johann), ein ſcharfſinniger Mathematiker, Erfinder des nach ihm benannten prätorianiſchen Meßtiſches, einer Waſſerwage und Verfertiger anderer mathematiſchen Inſtrumente, ward geboren zu Joachimsthal 1537, ſtudirte zu Wittenberg, hielt ſich lange in Prag, Wien und Krakau auf, kam 1571 als Profeſſor der Mathematik nach Wittenberg, 1576 nach Altdorf und ſtarb daſelbſt den 27. Oct. 1616. Die Univerſitätsbibliothek zu Altdorf bewahrt von P. 24 Bände im Manuſcripte, deren Inhalt in Will's „Nürnb. Gelehrten-Lexikon" (3 Bde. S. 225) angezeigt iſt. 33.

Prätzel (Karl Gottlieb), ein beliebter deutſcher Erzähler, 1791 zu Halbau in der Niederlauſitz geboren, lebte nach Beendigung ſeiner Studien als Privatgelehrter zu Hamburg und ſpäter zu Oldesloe im Holſteiniſchen und hat ſich durch zahlreiche poetiſche und proſaiſche Verſuche bekannt gemacht. Witz, Laune und eine vorzügliche Darſtellungsgabe haben ſeinen Romanen und Erzählungen großen Beifall verſchafft, obſchon ſie auf keinen hohen Kunſtwerth Anſpruch machen können. Wir nennen hier nur: „Jugendphantaſien" (Leipz. 1805. N. A. 1809. 8.); „Vermiſchte Gedichte" (Hamb. 1809. N. A. 1820. 8.); „Feldherrnränke, ein komiſches Gedicht" (Leipz. 1815. 8.); „Ausflüge des Scherzes und der Laune" (Ebend. 1816. 8.); „Feldroſen" (Ebend. 1819. 2 Thle. 8.); „Launen der Liebe" (Ebend. 1821. 2 Thle. 8.); „Kleine Romane und Erzählungen" (Ebend. 1822. 4 Thle. 8.); „Fabian und Sebaſtian" (Ebend. 1824. 8.); „Spiegelbilder" (Ebend. 1826. 2 Thle. 8.); „Die Getäuſchten" (Ebend. 1826. 2 Thle. 8.); „Frühlingsgaben" (Hamb. 1828. 8.); „Novellen und Erzählungen" (Berl. 1829. 2 Thle. 8.); „Feſtroſen" (Hamb. 1830—1831. 2 Thle. 12.); „Hildrian, ein Sommermährchen in ſechs Geſängen" (Ebend. 1831. 12.) und „Erzählungen" (Leipz. 1832. 2 Thle. 8.) als die bekannteſten und bedeutendſten. „K. G. Prätzel's geſammelte Romane und Erzählungen" (Leipzig 1833. 8 Bde. 8.). 66.

Prävarication iſt ein ſchon bei den Römern, bei denen es jedoch urſprünglich nur bei den öffentlichen Anklagen vorkommen konnte, hart beſtraftes Verbrechen des Advocaten oder Procurator, welcher die ihm anvertrauten Geheimniſſe des Clienten verräth oder wohl gar dem Gegner wider ihn behilflich iſt. In neueren Zeiten macht man keinen Unterſchied, ob ſolches in bürgerlichen oder peinlichen Rechtsangelegenheiten vorkommt. Die Strafe war die der Ehrloſigkeit nebſt einer angemeſſenen willkührlichen Ahndung. Nach der peinlichen Gerichtsordnung Art. 115. beſteht ſolche für jeden treuloſen Procurator ohne Unterſchied der Sache neben dem vollen Schadenerſatze in Pranger, Ruthenhieben und Landes-

verweiſung. Fehler aus Unwiſſenheit oder Unachtſamkeit ohne böſen Vorſatz, ingleichen die Führung einer andern Sache für den Gegner in der erſten, wenn keine Sache in Berührung mit der andern ſteht, würden nicht zur P. gehören. 3.

Prävention (das Zuvorkommen) beſteht, bezüglich auf gerichtliche Verhandlungen, in der Bevorzugung desjenigen unter mehreren zur Annahme einer Rechtsſache gleichbefähigten Gerichten, welches zuerſt die Vorladung erlaſſen hat. Würde jedoch die Klage in der Folge angebrachtermaßen abgewieſen, ſo würde dadurch die Wirkung der früheren Vorladung zugleich mit aufgehoben, welches in Sachſen (Erl. Pr. O. T. 5. §. 4.) ausdrücklich beſtätigt iſt. Die Wirkungen der P. treten am häufigſten ein bei Concurſen, wenn der Gemeinſchuldner mehrere Beſitzungen hat, auf denen er ſich abwechſelnd aufhält, ingleichen gegen flüchtige Verbrecher. 3.

Prag (Br. 50° 5′ 19″, L. 32° 5′ 0″), die alte und befeſtigte Hauptſtadt des Königreichs Böhmen und eine der größten Städte der ganzen öſtreichiſchen Monarchie, Sitz eines Erzbisthums, des böhmiſchen Gubernium mit ſeinen Zweigen, der Finanzbehörden, des Landgerichts, des Appellations- und Criminalobergerichts für Böhmen und zweier Kreisämter (des Berauner und Kaurzimer Kreiſes), einer Polizeidirection, Cenſurbehörde und eines Bücherreviſionsamts, des k. k. Generalcommando, einer lutheriſchen und reformirten Superintendentur, des Thereſianiſchen adeligen Frauenſtifts mit 1 Dechantin, 1 Unterdechantin, 2 Aſſiſtentinnen und 24 Capitularinnen, des adelichen Stifts der heiligen Engel auf der Neuſtadt mit 1 Oberin, 2 Aſſiſtentinnen und 14 Capitularinnen, 4 Prälaten- und 2 Collegialſtifter, liegt in einem ziemlich eingeengten Thale und breitet ſich an beiden Seiten der Moldau, theils in einer freundlichen Ebene, theils auf 7 Hügeln aus. Über die Moldau, die mitten durch die Stadt geht, führt eine berühmte 1790 Fuß lange ſteinerne Brücke, auf 16 Bogen ruhend mit 29 Statuen und Gruppen von Heiligen (unter ihnen die des heiligen Nepomuk) geſchmückt und an beiden Enden mit alten ehrwürdigen Thürmen beſetzt. P. beſteht eigentlich aus 4 Städten oder Theilen, die jetzt Hauptviertel heißen: der Altſtadt mit der dazu gehörenden Judenſtadt mit 8000 Juden und der Neuſtadt auf dem rechten Ufer der Moldau und aus dem Schloßberge oder Hradſchin und der Kleinſeite auf dem linken Moldauufer; wozu noch die Vorſtadt Karolinenthal kommt. Manche rechnen auch noch die kleine (ſchon im Kaurzimer Kreiſe gelegene) Bergſtadt Wiſſehrad, die nur durch einen Bach von der Neuſtadt getrennt wird, und das Dorf Smichow am linken Moldauufer dazu. Man zählt in P., das 2 Meilen im Umfange und 1 Meile im Durchmeſſer hat, 9 Thore, 54 öffentliche Plätze, 223 Gaſſen, 48 Kirchen und Kapellen, 15 Klöſter, 68 Paläſte, 9 Synagogen und mit Einſchluß der Beſatzung, Wiſſehrad und Smichow 3569 (ohne dieſe nur 3217) Häuſer und 120000 Einw. Die Bauart Prags iſt ſehr verſchieden; denn die Altſtadt iſt eng und düſter und die Judenſtadt (in welcher manches geringe Haus wohl 10 Beſitzer und manche Stube wohl 2—3 Familien hat) häßlich; hingegen die Neuſtadt (größer als die Altſtadt) freundlich, die Kleinſeite und der Hradſchin voll ſchöner Paläſte, anſehnlicher Gebäude und von einem großſtädtiſchen Anſehn. Unter den Gaſſen zeichnen ſich aus die Ritter-, Königs- nnd Zeltnergaſſe in der Altſtadt; der Graben und die Heinrichsſtraße in der Neuſtadt. Die vornehmſten Plätze ſind: der große Ring in der Altſtadt, mit einer hohen Marienſäule und einem marmornen Springbrunnen geziert, der Viehmarkt, der größte Platz in P.; der Roßmarkt, welcher mehr einer großen Straße gleicht (beide in der Neuſtadt); der von ſtattlichen Gebäuden und der Nikolauskirche umgebene welſche Platz (in der Kleinſeite) mit einer ſchönen Denkſäule zum Andenken an die Peſt im Jahre 1713 und der große ſchöne Hradſchinplatz vor der Burg mit mehreren Paläſten (in dem Hradſchin). Zu den bemerkenswerthen öffentlichen Gebäuden gehören 1) in der Altſtadt: die Theinkirche, zu Ende des

IX. Jahrh. erbaut, eines der wichtigſten und mit Marmor und Goldverzierungen ausgezeichneten Gebäude böhmiſcher Vorzeit, mit ſchönen Gemälden und Grabmälern berühmter Männer, als z. B. des Aſtronomen Tycho de Brahe (geſt. 1601) u. A.; die Kirche beim Stifte der Kreuzherren mit dem rothen Sterne; die St. Salvatorkirche, ehemalige Hauptkirche der Jeſuiten; das alterthümliche Rathhaus; das Univerſitätsgebäude oder Carolinum; das ehemalige Jeſuitencollegium, Clementinum, mit den Hörſälen der Univerſität; das erzbiſchöfliche Seminarium, das von 3 — 400 Seminariſten oder jungen ſich vorbereitenden Weltgeiſtlichen bewohnt wird, für deren Bildung es von Joſeph 1784 beſtimmt wurde, nachdem es von 1556 bis 1773 ein Jeſuitenkloſter geweſen war (in ihm ſind die Hörſäle der theologiſchen und philoſophiſchen Facultät, die Malerakademie, Buchdruckerei, Buchhandlung, zwei Kirchen, viele Wohnungen der angeſtellten Lehrer ꝛc. enthalten); ferner die Univerſitätsbibliothek; die Sternwarte und das geſchmackvolle böhmiſche Nationaltheater; 2) in der Neuſtadt die St. Ignazkirche von edler, geſchmackvoller Bauart; die ſchöne Kirche zur Himmelfahrt Mariens, das Hauptzollamtsgebäude (ehemaliges Franciskanerkloſter), ſowohl in Hinſicht des Umfanges, als der Schönheit eines der erſten Bauwerke dieſer Art, und das Militairkrankenhaus, ein ungeheuer langes und großes Gebäude; 3) in der Kleinſeite: die St. Nikolauskirche mit einem großen Portale und einer hohen Kuppel, eine der prächtigſten Kirchen in P. und von Jeſuiten erbaut, und 4) in dem Hradſchin: die königliche Burg, größer als die kaiſerliche zu Wien, mit 440 Zimmern und einem ſehenswerthen Garten, 1348 von Karl IV. nach dem Muſter des pariſer Louvre erbaut, im XVI. Jahrh. abgebrannt und vorzüglich von Maria Thereſia erneuert; ferner: die alte ehrwürdige Domkirche zu St. Veit, im X. Jahrh. angefangen und von 1300—1500 vollendet, gothiſchen Styls und durch Kühnheit des Baues einzig in ihrer Art, mit der prachtvollen Kapelle des heiligen Wenzeslaus, die an den Wänden mit Achat, Amethyſt, Jaspis und Chryſopras bedeckt iſt, dem koſtbaren Grabe des heiligen Johann von Nepomuk, der in ſilbernem Sarge ruht, und dem ſchönen 314 F. hohen Thurme; das Prämonſtratenſerſtift Strahof mit ſeiner Kirche, die eine große kunſtreiche Orgel und treffliche Gemälde beſitzt, und mit einer wichtigen Bibliothek von 50000 Bänden und Muſeum; die von vielen (Kirchen) Kapellen umgebene Loretokirche und das heilige Haus (nach jenem zu Loreto in Italien erbaut) mit einem reichen Schatze. Unter den 68 Privatpaläſten zeichnen ſich vorzüglich aus: der gräflich Waldſtein'ſche, in altrömiſchen Style erbaut und mit einem ſchönen Garten; der prächtige gräflich Czernin'ſche, deſſen innere Pracht der äußern Hoheit entſpricht; die Paläſte der Fürſten Colloredo-Mansfeld und Kinsky; das fürſtlich Schwarzenberg'ſche Majoratshaus; die Paläſte der Grafen Clam-Gallas, Wratislav ꝛc. P. beſitzt zahlreiche Unterrichts-, Erziehungs- und Wohlthätigkeitsanſtalten. An der Spitze der erſten ſteht: die Karl-Ferdinandeiſche Univerſität, geſtiftet 1348, welche im Mittelalter eine ſo glänzende Rolle ſpielte und welche, nachdem ſie während der durch die Huſſiten verurſachten Unruhen in den größten Verfall gekommen war, ihre Wiederherſtellung der Kaiſerin Maria Thereſia, den Kaiſern Joſeph II. und Franz II. verdankt und zu welcher 1 Rector, 5 Directoren, 4 Decane, 6 Senioren, 4 Facultäten (der Theologie, Jurisprudenz, Medicin und Philoſophie), 2000 Studirende, eine Bibliothek von 130000 Bänden, eine von Joſeph II. und Franz II. reich dotirte Sternwarte, eine Hebammenſchule, 5 kliniſche Inſtitute (darunter 2 für Chirurgie), Sammlungen für Zoologie und Anatomie, ein Naturaliencabinet, ein botaniſcher Garten und werthvolle Sammlungen gehören; 3 Gymnaſien; 1 Hauptmuſter-, 1 Normal-, 3 Haupt-, 4 deutſche Stadt- und 9 Mädchenſchulen; ein iſraelitiſches Lehrinſtitut; ein polytechniſches Inſtitut; ein Taubſtummen- und Blindeninſtitut; eine Maler- und Zeichenakademie (ge-

Digitized by Google

ſtiftet 1800); Schwimmſchulen (ſeit 1811); 3 Erziehungshäuſer für Soldatenknaben; eine techniſche Lehranſtalt; Vieharznei-, Reit-, Fecht- und Tanzſchulen; ein muſikaliſches Conſervatorium (ſeit 1810); eine königliche Geſellſchaft der Wiſſenſchaften; eine patriotiſch ökonomiſche Geſellſchaft; ein ſeit 1818 geſtiftetes böhmiſches Nationalmuſeum, beſtehend aus einer Bibliothek und aus einer Naturalien-, Münz- und ethnographiſchen Sammlung; ein Cabinet der Wiſſenſchaften; ein kaiſerlich königliches Kunſtcabinet; 6 vorzügliche Privatcabinette; 6 Münzcabinette; 15 vorzügliche Gemäldegallerien; mehrere Privatbibliotheken und Kupferſtichſammlungen; eine Geſellſchaft des vaterländiſchen Muſeum; eine Geſellſchaft patriotiſcher Kunſtfreunde, ein pomologiſcher Verein ꝛc. An Künſtlern zählt man 90, an Buchhandlungen 20, an Kunſthandlungen 10 und an Druckereien 9; doch iſt der Buchhandel verhältnißmäßig unbedeutend und die Druckereien ſtechen gegen die Wiener ſehr ab. An Wohlthätigkeits- und Geſundheitsanſtalten ſind merkwürdig: die Rettungsanſtalt für Scheintodte (ſeit 1792); die Vereinigung zur Unterſtützung der Armen; das neue Armenhaus für 300 Gebrechliche; das Privatwaiſenhaus; das Privattaubſtummeninſtitut; das Privatinſtitut für blinde Künſtler; das allgemeine Wittwen- und Waiſeninſtitut; das welſche Hospital; das Lombard; das Arbeitshaus; das bürgerliche Krankenhaus; das Irrenhaus; das Gebärhaus; das Curhaus für veneriſche Kranke; das Siechenhaus; die Spitäler der barmherzigen Brüder, Eliſabetherinnen und Kreuzherren; das Lazareth. An Straf- und Beſſerungsanſtalten findet man 1 Zuchthaus, 1 Arbeitshaus für Müßiggänger, 1 Provinzialſtrafhaus und 1 Militairſtockhaus. P. iſt auch der Mittelpunkt des böhmiſchen Kunſtfleißes; die größten Manufacturen und Fabriken beſtehen in Baumwolle und Leinewand, von welchen es 58 gibt, Fayence-, Gold-, Silber- und Bijouteriewaaren, Handſchuhen, Leder, ſeidenen Zeuchen, Seidenband, Silberplattirungen, Kaſtenbeſchlägen, Knöpfen und Meſſingwaaren, Tapeten, Cichorien; mehreren Liqueurbrennereien; der kaiſerlich königlichen Tabaksfabrik, 1 Papiermühle und mehreren Salpeterſiedereien. Die Handwerker arbeiten gut und theilen ſich in Commerzial- und Polizeigewerbe; letztere ſind durchgehends zünftig. Der Handel iſt ſehr blühend und wird durch 42 Großhändler, chriſtliche und jüdiſche Kaufleute, betrieben und zu dieſem Behufe befindet ſich in P. eine Handelsgeſellſchaft. Die wichtigen Handelsproducte und Fabrikate begründen einen lebhaften Speditions- und Wechſelverkehr; der inländiſche Waarenabſatz geht in die Millionen. Dreimal im Jahre werden Jahrmärkte und ein großer Wollmarkt gehalten. Für das geſellige Vergnügen ſind ein obenerwähntes Nationaltheater, 1 Redoutenſaal, 1 adelige Reſource, 30 Tanzſäle, unzählige Caffee-, Wein-, Bier- und Speiſehäuſer, Garküchen, 52 größere Gaſthöfe und 3 Bäder vorhanden; aber die Geſelligkeit iſt bei dem verſchloſſenen, einſylbigen, kalten und fremdartigen Tone der Prager gering; öffentliche Spaziergänge und Gärten gibt es wenige. Die Moldauinſeln, der Schloßgarten, der Waldſtein'ſche Garten, die neue Allee zwiſchen der Alt- und Neuſtadt, der Stern, worin des Erzherzogs Karl Denkmal, der Baumgarten, der gräfliche Lanel'ſche Garten, die Wimmerſchen Anlagen, die Zikenke, das Belvedere gehören zu den vorzüglichſten Vergnügungsorten und Spaziergängen in den reizenden Umgebungen Prags, in welchen man unter andern findet: den Ziskaberg, mit einer ſchönen Ausſicht, an deſſen Fuße das neue prächtige Invalidenhaus ſteht (merkwürdig iſt er durch den Kampf der Huſſiten [1420] gegen den mit 30000 Mann anſtürmenden Kaiſer Sigismund und durch den Sturm der Preußen am 6. Mai 1757, wo Schwerin endete); den weißen Berg mit einer Wallfahrtskirche zum Andenken der Schlacht im Jahre 1620; die Cibulka, eine ſchöne Parkanlage, und das Benedictinerſtift Brzewnow oder St. Margareth mit Garten, beide am Fuße des weißen Berges; das ſchöne Thal Scharka bei Degwitz, welches von den Pragern die

böhmiſche Schweitz genannt und häufig beſucht wird, und Bubenetſch, Dorf, deſſen ganze Gegend mit Hülfe der Kunſt zu einer ſchönen Anlage umgeſchaffen worden iſt. Die Einwohner Prags ſind theils Böhmen (Czechen, Tſchechen), welche die größte Zahl ausmachen, theils Deutſche, welche von Karl IV. dahin berufen wurden; überdieß gibt es auch noch Juden und gegen 100 Italiener. Was die bürgerlichen Verhältniſſe anlangt, ſo haben die Prälaten-, Herren- und Ritterſtände ihre eigene Gerichtspflege und der Magiſtrat, unter dem auch die Juden ſtehen, die überdieß noch für viele Gelegenheiten einen jüdiſchen Rath haben, regiert den Bürgerſtand. Die vorherrſchende Religion iſt die katholiſche, neben welcher auch die proteſtantiſche ſeit Joſeph II. gleiche Rechte genießt; dabei machen auch Reformirte und Lutheraner ſchon lange eine Gemeinde aus. In Hinſicht der Lebensweiſe, Sitten und Vergnügen iſt zu bemerken, daß der Adel ſich von dem Bürgerſtande entfernt hält und der phyſiſche Genuß dem geiſtigen vorgezogen wird. — P. wurde vermuthlich um 722 von der Königin Libuſſa gegründet und war im XIII. Jahrh. ſchon ſo befeſtigt, daß es den Tataren trotzen konnte; allein ihre jetzige Geſtalt erhielt es erſt unter Karl IV., und nach dem Huſſitenkriege, wo es ſehr gelitten hatte, wurde es durch regelmäßigen Anbau verſchönert. Doch hatte die Altſtadt am wenigſten gelitten, weßhalb ſie auch am unregelmäßigſten geblieben iſt. 1744 litt P. durch die Belagerung ſehr und 1757 brannten 880 Häuſer ab. — Schlachten bei Prag. 1) Schlacht auf dem weißen Berge den 8. Nov. 1620. Obgleich ſich der von den Böhmen zum Könige erwählte Friedrich in dem ſchweren Kampfe, den er auf ſich genommen hatte, auf ſeine eigene unbeträchtliche Hausmacht und auf die Kraft der Böhmen beſchränkt ſah, hatte er doch über Pomp und Luſt die Anſtalten zur Gegenwehr verſäumt. Alſo überfiel den noch ſchlecht Gerüſteten das 50000 Mann ſtarke Heer der Feinde unter Maximilian's von Baiern perſönlicher Anführung vor den Thoren Prags. Die kaum angefangenen Verſchanzungen der 28000 M. ſtarken Böhmen unter Chriſtian von Anhalt und den Grafen von Hohenlohe und Thurn auf dem weißen Berge gewährten keinen Schutz gegen die Übermacht; ſie ſelbſt litten Mangel an den nöthigſten Bedürfniſſen und waren von geringem Muthe beſeelt. Dem heftigen Andrängen der Kaiſerlichen von Süden und der Baiern von Weſten her hielt daher nur die deutſche Reiterei einige Zeit Stand; die ungariſche Reiterei ergriff bald die Flucht; das Fußvolk folgte und in einer Stunde war Friedrich's Heer geſchlagen und zerſtreut und alles Geſchütz nebſt 100 Fahnen von den Feinden erobert. Friedrich, der von den Wällen Prags die Schlacht nur aus der Ferne angeſehen hatte, verlor mit ihr zugleich alle Entſchloſſenheit und entfloh mit den vornehmſten böhmiſchen Herren. Die Hauptſtadt P. und ihrem Beiſpiele folgend das ganze Königreich ergaben ſich dem Sieger (ſ. Dreißigjähriger Krieg und Friedrich V. von der Pfalz). — 2) Im ſiebenjährigen Kriege am 6. Mai 1757. Nachdem die Kaiſerin Maria Thereſia den Bruder ihres Gemahls, den Prinzen Karl von Lothringen, zum Oberfeldherrn der kaiſerlichen Heere ernannt hatte, bezog derſelbe eine Defenſivſtellung bei P., um hier ſeine Macht noch zu verſtärken, welches er zu einem Vordringen nach Schleſien für nothwendig erachtete. So wünſchte es Friedrich II., der ſeinerſeits den Prinzen noch in dem Glauben zu beſtärken ſuchte, daß er ſelbſt nur auf Vertheidigung denke. Doch plötzlich, als jener ſich ſicher glaubte, brachen die preußiſchen Heere in 4 Colonnen über die Gebirge in Böhmen ein, nahmen alle Vorräthe der Öſtreicher und vereinigten ſich zur feſtgeſetzten Stunde am Morgen des 6. Mai in der Nähe von P. Der Prinz von Lothringen zog ſeine Haufen eilig zuſammen und hielt ſich in ſeiner ſehr feſten, verſchanzten Stellung auf den Bergen bei P. ganz ſicher. Ungeachtet des Rathes des alten Feldmarſchalls Schwerin, den Angriff auf den nächſten Tag zu verſchieben, um den ermüdeten Kriegern Ruhe zu geben und Zeit zu gewinnen, die Beſchaf-

fenheit des Schlachtfeldes kennen zu lernen, beſchloß Friedrich, dem jede Stunde, welche die Entſcheidung verzögerte, verloren ſchien, und in dieſem Vorſatze durch den General Winterfeld beſtärkt, ſogleich die Schlacht. Um 1 Uhr Nachmittags, bis wohin die Vorbereitungen in dem ungünſtigen, theils ſumpfigen, theils bergigen Boden gedauert hatten, begann die Schlacht. Alle Angriffe mißlangen anfangs; furchtbar wirkte das Geſchützfeuer der Öſtreicher auf die anrückenden Preußen; reihenweiſe ſtreckte das Kartätſchenfeuer dieſelben zu Boden und es ſchien unmöglich, gegen ſolche verheerende Gewalt der Naturkräfte gepaart mit menſchlicher Tapferkeit etwas auszurichten. Als die preußiſche Schlachtordnung daher endlich anfing zu wanken, da ergriff der alte Feldmarſchall Schwerin eine Fahne, rief ſeinen Kriegern zu und trug ſie ſelbſt gegen die feindlichen Feuerſchlünde; aber im nächſten Augenblicke fiel er von 4 Kartätſchenkugeln getroffen und ſtarb den Heldentod. General Manteufel nahm die Fahne aus ſeiner blutigen Hand und führte die noch mehr entflammten Krieger weiter. Auch des Königs Bruder, Prinz Heinrich, führte ſeine Haufen zu Fuß gegen eine Batterie und eroberte dieſelbe; der Herzog von Braunſchweig drängte den linken Flügel der Öſtreicher von Berge zu Berge zurück und eroberte 7 Schanzen. Indeß noch immer war der Sieg unentſchieden, bis durch eine tödtliche Kugel getroffen der Feldmarſchall Brown ordnend und leitend in dem Heere der Öſtreicher fehlte. Der König Friedrich, der mit ſcharfem Auge das Schlachtfeld überblickte, ſah die Feinde wanken, entdeckte eine Lücke in ihrer Stellung und durchbrach, raſch in dieſelbe eindringend, das Centrum ihrer Schlachtordnung. Dieß war der entſcheidende Schlag; die Öſtreicher wichen auf allen Punkten zurück, der größere Theil ſuchte P. zu erreichen und ein anderer Theil zog ſich nach Kuttenberg, wo der Feldmarſchall Daun mit einem Hülfsheere ſtand. Dieſer Sieg koſtete dem preußiſchen Heere 16500 Todte und Verwundete und die theure Leiche des Feldmarſchalls Schwerin. 71. 61.

Praga, eine befeſtigte Stadt am rechten Ufer der Weichſel in der polniſchen Woiwodſchaft Maſovien, zählt 7000 Einwohner und wird als Vorſtadt Warſchaus betrachtet, mit dem ſie durch eine 1580 Fuß lange Schiffbrücke verbunden iſt. — Sie iſt berühmt in der Kriegsgeſchichte durch den Sturm der Ruſſen unter Suwarow den 4. Nov. 1794. — Kosciuszko's Fall bei Maszіewice entſchied das Schickſal Polens; denn wenn gleich der hohe Nationalrath den General Wawrzecki zum Oberbefehlshaber ernannt hatte, ſo fühlte dieſer doch ſelbſt, daß er der ſchwierigen Aufgabe nicht gewachſen ſei, Polen zu retten. Die feindlichen Heere rückten der Hauptſtadt mit jedem Tage näher und vermehrten die Verwirrung in derſelben. Eiligſt wurden Dombrowski und Madalinski aus Preußen, Mokranowski aus Litthauen herbeigerufen; Zajonczek bezog ein Lager vor P. und Poniatowski deckte das linke Ufer der Weichſel. Unaufhörlich arbeitete Alles, was ſich rühren konnte, an den Befeſtigungen von P. und die Wünſche des Hofes ſich den Ruſſen, der begüterten Einwohner, ſich den Preußen zu ergeben, wurden durch den Entſchluß der Menge, ſich zu vertheidigen, unterdrückt. Der General Ilinski, welcher inzwiſchen einen neuen Verſuch zum Übergange über die Narew gemacht hatte, wurde von dem preußiſchen Generale Günther am 24. Oct. geſchlagen, eine andere polniſche Abtheilung von dem Prinzen von Holſtein-Beck bei Oſtrolenka gefangen und nur mit Mühe entgingen Dombrowski und Madalinski den von allen Seiten gegen ſie heranziehenden Preußen und gelangten glücklich nach Warſchau. Schon waren Weſt- und Südpreußen von den Polen geräumt und die Inſurrection ihrer Auflöſung nahe, und ſo erhielten die in Polen befindlichen preußiſchen Truppen den Befehl, eilend gegen Warſchau vorzubringen, um daſſelbe früher als die Ruſſen zu beſetzen. Dieß bewog Suwarow, welcher ſich mit Ferſen und Deniſow vereinigt hatte, mit ſeinen Ruſſen den Preußen zuvorzukommen, und ſchon am 26. griff er Zajonczek mit Übermacht an und warf ihn in die

Verſchanzungen von P. zurück. Der Kern der polniſchen Linientruppen und die Nationalgarde hatte mit mehr als 100 Geſchützen dieſe Verſchanzungen beſetzt. Wuth und Verzweiflung beſeelte Soldaten und Feldherrn; Sieg oder Tod war ihre Loſung. Am 3. Nov. eröffneten die Polen durch eine Kanonade des ruſſiſchen Lagers den letzten verhängnißvollen Kampf; am nächſten Morgen, den 4. Nov., griffen dagegen vor Tagesanbruch die Ruſſen ſtürmend die Verſchanzungen von P. an und binnen einer Stunde waren dieſelben, zuerſt auf dem linken Flügel, erſtiegen. Die Brücke über die Weichſel war zerſtört und unerhörte Greuel jeder Art begannen in dem unglücklichen P.; 8000 Mann polniſcher Truppen bedeckten den Kampfplatz, unter ihnen die Generale Jaſinski und Grabowski; die meiſten Oberofficiere nebſt dem General Meyen waren in Gefangenſchaft gerathen; mehr als 12000 Einwohner ohne Unterſchied des Alters und Geſchlechts wurden von den wilden Siegern ermordet und mit ihren Wohnungen verbrannt. Die letzte Hoffnung der Polen war nun verſchwunden, der letzte Muth, die letzte Kraft erſchöpft. Da begab ſich Ignaz Potocki im Auftrage des hohen Rathes in das ruſſiſche Lager, um mit Suwarow über die Übergabe Warſchaus zu unterhandeln. Suwarow verweigerte es, weil er mit keinem Anführer einer Inſurrection unterhandeln werde, und ſo kehrte er denn unverrichteter Sache nach Warſchau zurück. Am 4. Nov. ſandte hiernach der Stadtrath 3 Abgeordnete in gleicher Abſicht ins ruſſiſche Lager und am 5. Nov. kamen ſchon die vorläufigen Bedingungen der Übergabe zu Stande. Nach denſelben mußten alle Waffen und grobes Geſchütz an die Ruſſen abgeliefert, die Brücke über die Weichſel aufs Schleunigſte hergeſtellt und die Stadt von ruſſiſchen Truppen beſetzt werden; dagegen ward der polniſchen Beſazzung freigeſtellt, ſich zu entfernen, den Einwohnern aber vollkommene Vergeſſenheit alles Geſchehenen verheißen. Die Capitulation ward in allen Punkten beſtätigt; der hohe Rath löſte ſich auf; Wawrzecki legte ſeine Gewalt in die Hände des Königs nieder und die alte Ordnung der Dinge ward ſo viel als möglich wieder hergeſtellt. Am 8. Nov. zogen die Ruſſen über die wieder hergeſtellte Weichſelbrücke in Warſchau ein. 61.

Pragmatiſch (von πρᾶγμα, die That, Handlung, das Geſchäft), eigentlich thätig, geſchäftig, in den Geſchäften erfahren, gewandt, klug, wird in neuerer Zeit beſonders diejenige Darſtellungsform der Geſchichte genannt, bei der die Reihenfolge der einzelnen Begebenheiten durch deren innern Zuſammenhang als Urſache und Wirkung beſtimmt wird. Dieſer Pragmatismus der geſchichtlichen Methode iſt aber unterſchieden von dem Pragmatismus der Geſchichte, welcher in einer Auswahl und Anordnung der Facta beſteht, die der Nachwelt zur Belehrung und Warnung bei ihren Begegniſſen dienen kann und ſoll. Daß man hierin oft fehlgreifen mußte, läßt ſich bei der Schwierigkeit der Aufgabe leicht erwarten. 77.

Pragmatiſche Sanction heißt in weiteſter Bedeutung ein landesherrliches Edict oder Vertrag, vorzugsweiſe aber folgende Urkunden: 1) das zweite Grundgeſetz der gallikaniſchen Kirche, das von Karl VII. von Frankreich 1438 zu Bourges gegeben wurde und größtentheils die Feſtſtellungen des baſeler Concils wiedergab; 2) Karl's III. von Spanien Abtretungsurkunde des Throns beider Sicilien an ſeinen dritten Sohn Ferdinand und deſſen Nachkommen (1750); 3) die Urkunde, in welcher vom Kaiſer Karl VI. die Erbfolge der weiblichen Nachkommen nach dem Ausſterben der männlichen in ſeinen Staaten ausgeſprochen wird. Über die Folgen derſelben vergl. die Artt. Kaiſer Karl VI., Maria Thereſia und Erbfolgekriege. Bisweilen werden auch das Edict von Nantes, der paſſauer Vertrag von 1552, der augsburger Religionsfrieden von 1555 und der weſtphäliſche Friede 1648 pragmatiſche Sanction genannt. 77.

Prahm, auch **Prame**, heißt in Seehäfen ein plattes Fahrzeug mit flachem

Boden, deſſen man ſich namentlich zum Ein- und Ausladen der Schiffe, weil man mit demſelben bequem ans Land fahren kann, bedient. Nach ihrer Beſtimmung hat man ihnen verſchiedene Namen gegeben. 35.

Prairien (ſpr. Prärien), Wieſenländer, iſt ein anderer Name der ungeheuern gras- und waldreichen Flächen Nordamerikas, welche gewöhnlicher Savannen genannt werden (ſ. Nordamerikaniſcher Freiſtaat). In neuerer Zeit iſt vorzüglich die Aufmerkſamkeit auf ſie gelenkt worden durch Cooper's „Prairie“ (1827) und W. Irving's „Reiſe auf den Prairien“ (1834). 30.

Praktiſch, ſ. Praxis.

Pram (Chriſten Henrikſen), ein geſchätzter däniſcher Dichter, am 4. Sept. 1756 auf Leſia in Guldbrandsdal in Norwegen geboren, zeigte ſchon in früher Jugend nicht geringe poetiſche Anlagen und erhielt von ſeinem Vater, welcher die Stelle eines Landpredigers in Seeland bekleidete, eine ſehr ſorgfältige Erziehung. Nach Beendigung ſeiner juriſtiſchen Studien zu Kopenhagen, wo er mit den Dichtern Ewald, Weſſel u. A. bekannt wurde, arbeitete er bei der Generalverwaltung des Handels und der Staatsökonomie (1781—1815) und bekam den Titel eines Staatsrathes. In dieſer Stellung und mit den nöthigen Kentniſſen in den Staatswiſſenſchaften, der Geſchichte, Philoſophie, Mathematik, Phyſik und Chemie ausgerüſtet machte er eine wiſſenſchaftliche Reiſe durch Norwegen und legte ſeine gehaltreichen und erſprießlichen Bemerkungen in periodiſchen Blättern nieder. Mit Rahbek redigirte er die vielgeleſene Zeitſchrift „Minerva“ (1785—1807), welche als das vorzüglichſte däniſche periodiſche Blatt jener Zeit angeſehen werden muß und Aufklärung unter allen Ständen verbreitete. Gutmüthigkeit und Leichtſinn hatten P. in ſehr dürftige Verhältniſſe gebracht und als er 1815 ſeine Stelle aufgeben mußte und auf Wartegeld geſetzt wurde, vermochte er ſich kaum aus den Händen ſeiner Gläubiger zu retten. In ſeinem Alter erhielt er auf ſein Anſuchen eine Zollverwalterſtelle auf der weſtindiſchen Inſel St. Thomas, wo er ſich aber nicht an das Klima gewöhnen konnte und ſchon am 25. Nov. 1821 ſtarb. Sein Dichterruhm gründet ſich hauptſächlich auf das Nationalepos: „Staerkodder“ (Kopenh. 1785. 8.), welches in funfzehn Geſängen, bald in ernſtem, bald in ſcherzhaftem Tone die Großthaten und Abenteuer der Helden aus der nordiſchen Vorzeit feiert. Erfindung, Plan, Ausführung der Charaktere, Sprache und Verſe ſind gleich lobenswerth. Seine Heroide: „Philippa an Erich“ (1779) erhielt den von der Geſellſchaft für ſchöne Wiſſenſchaften ausgeſetzten Preis und ſeine komiſchen und ſatyriſchen Erzählungen (deutſch von C. F. Sander, Kopenh. 1802—1803. 2 Thle. 8.), welche an Voltaire's Art und Weiſe erinnern, ſind noch immer ſehr beliebt; ſeine Trauerſpiele („Damon und Pythias“, 1789; „Frode und Fingal“, 1790; „Olinde und Sophronia“) aber ſind zu kalt, als daß ſie ſich auf der Bühne hätten erhalten können. Eine Sammlung ſeiner Werke (Kopenh. 1824. 6 Bde. 8.) hat Rahbek herausgegeben. (Vgl. J. T. Höſt's „C. H. Pram, et biografiſk Omrids“, Kopenh. 1819. 8.) 66.

Pranger, franz. carcan, poteau; engl. pillory, halsong, iſt die Bezeichnung einer entehrenden Strafe für gröbere Verbrecher, wodurch die Perſon vor Verbüßung der ordentlichen Strafe durch Ausſtellung auf kurze Zeit an einem öffentlichen Orte allgemein kennbar gemacht werden ſoll. Er beſteht gewöhnlich aus einem mit einer Kette an einen Pfahl (Schandpfahl) oder an die Mauer (gemeiniglich auf einer etwas erhabenen Stelle) befeſtigten ſtarken eiſernen Ringe, welcher um den Hals gelegt wird (daher auch Halseiſen) genannt. Daneben hat meiſt der Ausgeſtellte eine Tafel umhängen, auf welcher ſein Verbrechen genannt iſt. 3.

Pratīnas, ein altgriechiſcher Dichter zur Zeit des Phrynichus, Chörilus und Äſchylus um 500 vor Chr., aus Phlius gebürtig, bildete die dramatiſche Dichtkunſt weiter aus und wurde der Schöpfer des Satyrdrama. Er ſoll im Ganzen

60 dramatiſche Gedichte verfaßt haben, unter denen 30 Satyrdramen geweſen ſein ſollen. Leider ſind alle ſeine Schriften im Strome der Zeit verloren gegangen. Nur ein einziges unbedeutendes Fragment eines dithyrambiſchen Gedichts von P. befindet ſich im Athenäus. 20.

Praxagŏras von Kos, Sohn des Nearchus und Zeitgenoſſe des Diokles, gehörte zur Familie der Asklepiaden. Sein Name iſt in der Geſchichte der Anatomie und Pathologie unſterblich, indem er zuerſt die Unterſchiede zwiſchen Arterien und Venen feſtſetzte und erkannte, daß den Verzweigungen der Aorta allein der Pulsſchlag eigenthümlich ſei, ob er gleich dabei immer noch annahm, daß die Arterien im natürlichen Zuſtande Luft führen; er iſt ferner als Gründer der Pulslehre zu betrachten, indem er bewies, daß der Puls im natürlichen Zuſtande anders als in Krankheiten ſtattfindet und daß er da als ein Zeichen des veränderten Lebenszuſtandes anzuſehen iſt. Wir übergehen andere minder wichtige Entdeckungen in der Anatomie und bemerken nur noch, daß er zuerſt die Urſache aller Krankheiten in den Säften und ihrer Verderbniß ſuchte und deßwegen der Erfinder der Humoralpathologie mit Recht genannt wird. — Seine Schriften ſind ſämmtlich verloren gegangen. 39.

Praxis, franz. pratique; engl. practice, iſt Ausübung, Thätigkeit, vorzüglich im Gegenſatze zur Lehre oder Theorie (ſ. d. Art.), wo ſie dann Anwendung der aufgeſtellten Grundſätze auf wirkliche Fälle iſt; weßhalb man das Wort auch nur da braucht, wo nothwendig auf vorausgegangene Theorie geſchloſſen werden muß, wie ärztliche, advocatoriſche ꝛc. P. — Praktiſch iſt daher ſowohl das, was ſich aufs Leben anwenden läßt, als auch derjenige, welcher ſeine Kenntniſſe anzuwenden verſteht, und Praktiker (practicus) ein ſolcher, welcher ſich mehr mit Ausübung und Anwendung der Grundſätze einer Wiſſenſchaft, im Gegenſatze zum Theoretiker, welcher ſich mehr mit der Theorie derſelben beſchäftigt. — Praktik dagegen iſt ein jetzt veralteter Name der abgekürzten Rechnungsweiſen, wofür hauptſächlich die Benennung „welſche Praktik" üblich war. 30.

Praxitĕles, einer der vorzüglichſten griechiſchen Bildhauer, lebte um das Jahr 350 zu Athen, ſeiner wahrſcheinlichen Vaterſtadt. Mit ihm beginnt die Periode des dritten oder ſchönen Styls der griechiſchen Bildhauerei, welcher in Lyſippus (ſ. d. Art.) ſeinen Glanzpunkt und zugleich ſein Ende erreichte; doch muß P. allerdings den Ruhm, der Schöpfer dieſes Styls zu ſein, mit Skopas, ſeinem Zeitgenoſſen, theilen. Er arbeitete in Marmor und Erz und ſtellte am Liebſten Götterbilder dar, jedoch nicht die erhabene Geſtalt eines Zeus oder eines Heroen, ſondern die reizendere der Venus und des Cupido. Unter ſeinen Arbeiten, von denen Plinius („Histor. nat.", XXXVI, 4. 5.) ein Verzeichniß gibt, waren die berühmteſten: „die knidiſche Venus" (über dieſe ſ. d. Art. Knidos), „der thespiſche Cupido", „der Satyr" (Peribŏtos), einige Standbilder des Bacchus, der Demeter und Artemis, „der Eidechſentödter" und mehrere Standbilder von berühmten Hetairen, denen er ſelbſt (wie der Phryne und Kratina, ſeinen muthmaßlichen Modellen) ſehr geneigt war. Werke dieſer Art arbeitete er meiſt in Marmor. Unter denen endlich, die er in Erz fertigte, wird als vorzüglich ein Standbild des Harmodius und Ariſtogiton erwähnt. — Zur Zeit des Pompejus lebte ein geſchickter Bildhauer gleiches Namens zu Rom, der beſonders im Erzgießen ſehr berühmt war. Auch ſchrieb er ein (verloren gegangenes) Werk, in welchem die damals vorhandenen Werke der berühmteſten Bildhauer zuſammengeſtellt und beſchrieben waren. 36.

Precarium, wörtlich: das Bittweiſe, enthält die dem Andern auf Erſuchen zugeſtandene Erlaubniß, daß er ſich des Gebrauchs einer Sache oder eines Rechts, welches wir nicht für immer überlaſſen wollen, einſtweilen bis auf Widerruf anmaße, z. B. daß der Nachbar für ſeine Perſon aus unſerm Brunnen

Waſſer ſchöpfe, den kürzern Weg über unſer Grundſtück nehme u. dergl. m. Es unterſcheidet ſich davon das Commodat oder die aus Gefälligkeit geſchehene Überlaſſung eines Gegenſtandes zum einſtweiligen unentgeldlichen Gebrauche (z. B. das Leihen eines Buchs zum Leſen). Die Eigenheit des Bittweiſen iſt die, daß es zu jeder Zeit beliebig widerrufen werden kann, alſo auch keine Verfallzeit und mithin keinen Anfang der Verjährungszeit hat; allein es iſt Vorſicht nöthig, um den Beweis der Eigenſchaft des Bittweiſen (am Sicherſten durch ein Bekenntniß des Bittenden) für immer bereit zu halten, damit ſich nicht der Gegner oder deſſen Nachfolger auf den jüngſten Beſitz ꝛc. berufen. 10.

Prechtl (Johann Joſeph), niederöſtreichiſcher wirklicher Regierungsrath und Director des kaiſerlich königlichen polytechniſchen Inſtituts in Wien, am 16. Nov. 1778 zu Biſchofsheim vor der Rhön im baieriſchen Untermainkreiſe geboren, ſtudirte zu Würzburg Philoſophie und Jurisprudenz und lebte ſeit 1801 in Wien, um an den Rechtsverhandlungen beim Reichshofrathe Theil zu nehmen. Bald gab aber P. ſeinen Plan auf, ging als Erzieher eines jungen Grafen nach Brünn und ergriff mit ſo ungewöhnlichem Eifer ſein Lieblingsſtudium, die Naturwiſſenſchaften, daß er in den folgenden Jahren mehrere treffliche Beiträge zu Gilbert's „Annalen der Phyſik“ und Gehler's „Journal der Chemie und Phyſik“ lieferte und ſich 1805 durch ſeine Schrift: „Die Phyſik des Feuers oder Syſtem der Brennſtoffſparkunſt“ den Preis erwarb. 1809 wurde ihm vom Kaiſer die Einrichtung einer Real- und Navigationsakademie zu Trieſt übertragen; doch durch die Kriegsereigniſſe daran verhindert kehrte er nach Wien zurück und erhielt interimiſtiſch an der Realakademie den Lehrſtuhl der Phyſik und Chemie, bis ihm 1815 an dem neu organiſirten polytechniſchen Inſtitute das Directorium übertragen wurde. Außer mehreren Aufſätzen, die ſeitdem in phyſikaliſchen Zeitſchriften von ihm erſchienen ſind, gedenken wir ſeiner „Grundlehren der Chemie in techniſcher Beziehung“ (2. Aufl. Wien 1817 f.); „Anleitung zur zweckmäßigen Einrichtung der Apparate zur Beleuchtung mit Steinkohlengas“ (Ebend. 1817); „Jahrbücher des kaiſerlich königlichen polytechniſchen Inſtituts von 1819—1833“ (17 Bde.); „Technologiſche Encyklopädie oder alphabetiſches Handbuch der Technologie, der techniſchen Chemie und des Maſchinenweſens“ (Stuttg. 1830—1833 4 Bde.). 35.

Prediger, lat. praedicator; franz. prédicateur; engl. preacher, heißt der proteſtantiſche Geiſtliche vorzugsweiſe, weil die Predigt (ſ. d. Art.) in ſeinen Amtsverrichtungen nach den Grundſätzen der proteſtantiſchen Kirche die Hauptſache iſt. 23.

Prediger Salomonis (im Hebräiſchen Koheleth, Verſammler) iſt der Titel einer altteſtamentlichen Schrift, welche der Sprache und vielen darin behandelten Ideen nach unſtreitig zu den jüngſten Büchern des alten Teſtaments gehört und in welchen von dem unbekannten Verfaſſer Salomo, als das Ideal der Weisheit im Morgenlande, gewiſſermaßen redend eingeführt wird. Es enthält eine Art von Skepſis über den Werth des Irdiſchen und ſtellt die Eitelkeit und Vergänglichkeit deſſelben dem innigen Glauben an Gott entgegen und läßt ſich demnach als eine Unterſuchung über die wahre Glückſeligkeit des Menſchen betrachten. Unter den Bearbeitern des Buchs nennen wir als die vorzüglichſten: van der Palm (Leyd. 1784), Bergſt (Hamb. 1799), Spohn (Leipz. 1785), Umbreit (Gotha 1818), Kaiſer (Erlangen 1823). 23.

Predigt (entſtanden aus dem lat. praedicatio, Verkündigung, nämlich des göttlichen Worts), franz. prêche, sermon; engl. preachment, heißt im weiteſten Sinne jeder Vortrag über irgend einen Gegenſtand der Religion, im engern Sinne dagegen ein ſolcher Vortrag, welcher einen aus einer bibliſchen Stelle gezogenen Gedanken in möglichſt vielſeitiger Betrachtung den Zuhörern vorführt und für das Leben fruchtbar zu machen ſucht. Da man aber hierzu auch die Homilie (ſ. d. Art.) und die geiſtliche Rede rechnen muß, ſo wird der Begriff der P., als zwi-

ſchen beiden mitten inne ſtehend, in der engſten Bedeutung meiſt auf die Erörterung einer an einen bibliſchen Ausſpruch ſich anſchließenden religiöſen Wahrheit beſchränkt, während die Homilie die Erläuterung des Textes zur Hauptaufgabe hat und die einfache geiſtliche Rede einen beſondern Lebensfall im Lichte der Religion betrachtet. Doch ſind die Grenzen nicht ſo genau beſtimmt; auch möchte eine ſtrenge Sonderung dieſer drei verſchiedenen Arten durch einen kalten Schematismus dem Zwecke des Predigers nicht eben förderlich ſein. Denn dieſer iſt einzig die **Erbauung** (ſ. d. Art.), welche nicht durch die Form, ſondern durch den wahrhaft religiöſen Geiſt der P. erreicht wird und dadurch ſich am Schönſten kräftigt, daß die Ausſprüche der Bibel in ihrer herrlichen Einfachheit dem Gemüthe nahe gebracht und in ihrer Bewährung für die einzelnen Verhältniſſe des Lebens klar dargelegt werden. Darum muß eine ihrem Zwecke entſprechende Predigt ſich mehr der Homilie nähern, d. h. die Textesworte müſſen in ihren einzelnen Theilen oder ihren verſchiedenen Beziehungen die eigentliche Seele der P. bilden; ſie muß aber auch den Zuhörer in den Stand ſetzen, die dargelegten Wahrheiten im Leben wieder zu finden oder in Anwendung zu bringen. Es iſt daher, auch abgeſehen von der äußern Vollendung einer P. in der Form, ſchon an ſich keine ſo leichte Aufgabe, eine gute P. zu halten, als es wohl ſcheinen mag; denn ſie erfordert nicht nur eine innige Vertrautheit mit den Urkunden und dem wahren Geiſte des Chriſtenthums und ein eigenes tief religiöſes Gefühl, ſondern auch eine genaue Kenntniß der Falten des menſchlichen Herzens, eine gründliche Bekanntſchaft mit dem Leben und ſeinen Verhältniſſen, ein klares Erfaſſen der Bedürfniſſe und Fähigkeiten der Zuhörer und ein beſtimmtes Eingehen in dieſelben; Erforderniſſe, welche ſich nicht allzuhäufig in einem Prediger vereinigt finden. Die vorzüglichſten Bedingungen zu einer guten Predigt ſind alſo: daß ſie bibliſch, ächt religiös, deutlich und praktiſch ſei; dabei muß ſie jede Farbe irgend eines theologiſchen Syſtems vermeiden und Lehre und Anwendung ſtets in beſtimmtes Verhältniß zu einander ſetzen. Die Wiſſenſchaft, welche ſich mit dem Weſen der Predigten beſchäftigt, heißt **Homiletik** (ſ. d. Art.). Dieſe lehrt aber außer der angegebenen innern Beſchaffenheit der P. auch die äußere Form, die Geſtaltung derſelben zu einem rhetoriſchen Kunſtwerke, welches durch die gehörige Anordnung des Stoffs und die entſprechende Einkleidung der Sprache erzeugt wird. In dieſer Beziehung behandelt ſie aber die P. wie jede andere Rede und macht dieſelben Anforderungen an dieſelbe, wie an jene, nur daß bei der P. die äußere Form immer blos als Mittel zum Zwecke und in untergeordneter Stellung, nicht als Hauptſache genommen werden muß. — Aus den zahlreichen in der neuern und neueſten Zeit erſchienenen Predigtſammlungen ausgezeichneter Kanzelredner nennen wir nur die von Reinhard, Ammon, Demme, Schmalz, Dräſeke, Alt, Röhr, Zimmermann, Schleiermacher, Schott, Marezoll, Veillodter u. A. Zu empfehlen iſt die von Schott begonnene und von Danz fortgeſetzte „Sammlung von Muſterpredigten" (Leipz. 1836 ff.). 23.

Preis, lat. pretium; fr. prix, valeur; engl. prize, iſt im Allgemeinen die (nach Geld berechnete) Summe, für welche man im Handel etwas gibt oder erhält. Er iſt alſo nicht zu verwechſeln mit dem **Werthe** (ſ. d. Art.), welcher ſich immer nur auf das Bedürfniß, die angewandte Mühe und die größere oder geringere Seltenheit der Dinge bezieht, während der P. nur das wirklich Bezahlte oder zu Bezahlende ausdrückt und über oder unter dem Werthe ſtehen kann. — Hiervon abgeleitet nennt man auch P. die Sache von Werth, welche für die Gelingung irgend einer beſtimmten Leiſtung gegeben wird, und hat daher einerſeits **Preisaufgaben**, **Preisfragen** ꝛc., andererſeits **Preisſchriften**, **Preiskunſtwerke** ꝛc. Solche Preiſe pflegen häufig von Regierungen, gelehrten Geſellſchaften und andern Vereinen ꝛc. zur Aufmunterung der Induſtrie, Kunſt und Forſchung aufgeſtellt zu werden; auch finden auf mehrern Univerſitäten zur Auf-

munterung des Fleißes der Studirenden ſolche Preisaufgaben ſtatt. Die gewöhnliche Bezeichnung für die Verleihung des Preiſes iſt krönen. 30.

Preißelbeere, ſ. Heidelbeere.

Preißler iſt der Name einer achtungswerthen Künſtlerfamilie. — Daniel P., geb. 1627 zu Prag, geſt. zu Nürnberg 1665, erwarb ſich einigen Ruhm als Hiſtorien- und Portraitmaler. — Johann Daniel P., geb. im Jahre 1666 zu Dresden, geſt. 1737 als Director der Akademie zu Augsburg, war ebenfalls Hiſtorienmaler und zugleich ein trefflicher Zeichner. Sein Werk: „Zeichnenakademie" wurde ſonſt geſchätzt. — Sein älteſter Sohn, Joh. Juſtin P., geb. 1698 zu Nürnberg, geſt. 1771 als Nachfolger ſeines Vaters zu Augsburg, zeichnete ſich in demſelben Fache und als Portraitmaler aus; auch hat man von ihm ein Werk über Bildwerke (1732). Seine Gattin, Suſanna Maria, geb. daſelbſt, war geſchickt im Steinſchneiden. — Georg Martin P., ſein Bruder, geb. zu Nürnberg 1700, geſt. daſelbſt 1754, erwarb ſich als Kupferſtecher verdienten Ruf, mehr aber noch Johann Martin P., der dritte Bruder, geb. 1715 zu Nürnberg, geſt. als Profeſſor der Malerakademie zu Kopenhagen im Jahre 1794, deſſen Arbeiten, wie z. B. Friedrich V. (von Dänemark) zu Pferde und die Madonna della Sedia nach Raphael, zu den beſten gehören, welche das XVIII. Jahrh. hervorgebracht hat. Auch der jüngſte der vier Brüder, Valentin Daniel P., geb. 1717, geſt. 1765 zu Nürnberg und Johann Georg P., der Sohn Johann Martin P.'s, geb. 1757, geſt. als Profeſſor der kopenhagener Akademie, ſind als geſchickte Kupferſtecher bekannt geworden. 36.

Premſe, Premswerk, ſ. Bremſe, Bremswerk.

Prellſchuß, ſ. Rikoſchettſchuß.

Preobraſchenskiſche Garde, ſ. Peter I. von Rußland.

Presbyter (πρεσβύτεροι, Ältere, Älteſte) war ein nach dem Vorbilde der jüdiſchen Synagoge gebildeter Amts- und Ehrenname bei den erſten Chriſten, und zwar wurden diejenigen Perſonen ſo genannt, welchen die Leitung aller nichtreligiöſen gemeinſamen Angelegenheiten einer Gemeinde anvertraut war. Sie waren alſo Vorſteher der Gemeinden und ihre Wortführer und übten eine Art von Cenſoramt, wie in den Synagogen der Archiſynagogos und die Beiſitzer im Synedrium oder im Städterathe (bei den Juden זְקֵנִים, bei den Heiden γερουσία, senatus). Mit dem Lehramte an ſich hatten ſie nichts zu thun; doch werden ſchon früh regierende (κυβερνῶντες) und lehrende (διδάσκοντες) P. unterſchieden, von denen die letztern vorzüglich die Reinheit der Lehre zu bewahren hatten und der Natur der Sache nach auch bei den erſten Chriſten in höherer Achtung (1 Timoth. 5, 17. Tit. 1, 7—11.) ſtanden. Urſprünglich waren die P. von den Biſchöfen (ἐπίσκοποι) nicht verſchieden, ſondern mit denſelben identiſch, wie aus Apoſtelgeſch. 20, 17. 28. 1 Petr. 5, 1. 2. Philipp. 1, 5. 7. klar hervorgeht, indem wahrſcheinlich diejenigen P., welche regierende und lehrende zugleich waren, ἐπίσκοποι genannt wurden. Sie wurden übrigens von der Gemeinde gewählt, in der früheſten Zeit den Apoſteln vorgeſtellt und von dieſen durch Gebet und Handauflegung zu ihrem Amte eingeweiht. Als in der Folge ein beſonderer geiſtlicher Stand ſich bildete, wurden aus den Presbytern Prieſter und Pfarrer, die im Range unmittelbar auf die Biſchöfe folgten, wie denn auch jetzt noch in der katholiſchen Kirche das Presbyteriat zu den höheren Prieſterorden gehört, welches die Befugniß hat, „das Altarſacrament zu conſecriren und zu opfern, und die Gewalt, von den Sünden zu abſolviren." 63.

Presbyterianer. Die eigenthümliche, weder katholiſche noch calviniſche Kirchenform, welche unter der Königin Eliſabeth in England 1559 durch ein Parliamentsgeſetz unter dem Namen der Epiſcopalkirche conſtituirt wurde, mußte die Parteien, da ſie keiner genügen konnte, ſtatt zu vereinigen, nur noch weiter von

einander entfernen. Die Trennung der calviniſch Geſinnten erfolgte ſogleich, als ein größerer Theil ihrer Geiſtlichen bei einer Kirchenviſitation im Jahre 1562 die Unterzeichnung der Uniformitätsacte von demſelben Jahre verweigerte. Man nannte ſie davon Nonconformiſten. Den Namen Presbyterianer erhielten ſie aber von ihrer Forderung einer Presbyterialverfaſſung, deren Nothwendigkeit ſie durch Berufung auf die älteſte Kirchenverfaſſung zu beweiſen ſuchten. Sie ſelbſt ſcheinen ſich lieber Puritaner genannt zu haben, um damit ihren Reformationsbegriff auszuſprechen, nämlich den der vollen Reinheit in der Auffaſſung der von Chriſtus und den Apoſteln aufgeſtellten Lehre, wie der Zurückführung auf die einfachen Formen des Cultus, namentlich durch deſſen Entſinnlichung. Eine mehrfache Bedrückung der P. von Seiten der Episkopalen war die nächſte Folge ihrer Trennung und bei einer 1573 wiederholten Viſitation wurde ihnen alles Predigen und Schreiben unterſagt. Doch alle Verfolgungen waren um ihrer Zahl willen fruchtlos, beſonders ſeitdem ſie an dem Covenant des gleichfalls calviniſtiſchen Schottlands von 1638 eine mächtige Schutzwehr fanden. Zwar erlangte der Fanatismus der noch ſtrengeren Partei der Independenten (ſ. d. Art.) in der theokratiſchen Republik Cromwell's über ſie und die übrigen ein gewiſſes Übergewicht; doch war dieſes nur von kurzer Dauer; denn der gemäßigte oder eigentliche Presbyterianismus erhielt in Schottland nach dem Tode des Protectors über jene die Oberhand wieder und ſpäter durch einen Zug des ſchottiſchen Generals Monk auch in England. Die Wahl des Katholiken Karl II. verhängte jetzt wieder neue Bedrückungen über die P., gleichwie über die Episkopalen; die Unterdrückung der erſtern war aber wenigſtens in Schottland bei dem heftigen Widerſtande der Cameronianer (ſ. d. Art.) erſchwert und wurde durch die Übermacht der Episkopalen im Parliamente, das 1673 die Teſtacte gab, welche die religiöſe Freiheit ſicherte, ganz unmöglich gemacht. Das Verfahren Jakob's II. überzeugte endlich beide Parteien von der Nothwendigkeit eines evangeliſchen Oberhauptes und der gegenſeitigen Duldung und nachdem unter Wilhelm von Oranien die Toleranzacte 1689 erſchienen war, erfolgte 1690 die öffentliche Erklärung der Presbyterialkirche zur Staatskirche Schottlands, die ſie auch ſeitdem geblieben iſt. Durch 4 geiſtliche Behörden leitet ſie das ganze Kirchenweſen: durch die Presbyterien der Prediger und Gemeindeälteſten jeder Gemeinde, durch Presbyterienvereine mehrerer Gemeinden aus einer Provinz, durch halbjährliche Provinzialſynoden der Prediger einer Provinz und durch die höchſte Behörde der Nationalkirche, der Generalverſammlung der Prediger zu Edinburg. (Vergl. Gemberg, „Die ſchottiſche Nationalkirche nach ihrer jetzigen inneren und äußeren Verfaſſung" (Hamb. 1829). 77.

Presbyterium iſt ſowohl das Amt der Presbyter (ſ. d. Art.), als ihre Geſammtheit bei einer Gemeinde und im beſondern Sinne das Collegium der gewählten Vorſteher einer Kirche zu gemeinſamer Berathung und Verwaltung der Angelegenheiten derſelben. Letzterer Gebrauch fand ſchon in der älteſten Kirche ſtatt, aber die Hierarchie und das Papſtthum ſchloſſen endlich die Mitwirkung der Gemeinden bei der Verwaltung der kirchlichen Angelegenheiten gänzlich aus. Die Reformatoren konnten bei der Verwilderung der Gemeinden an eine Zuziehung derſelben zur kirchlichen Verwaltung nicht denken und hatten auch übrigens mehr die Reinheit der Lehre als die Form der Kirche im Auge, und ſo blieb es erſt der neueren Zeit vorbehalten, an die Zweckmäßigkeit einer Presbyterialverfaſſung in der proteſtantiſchen Kirche zu erinnern, welche auch in Preußen, vorzüglich in den Rheinprovinzen, ſchon ſeit mehreren Jahren ins Leben getreten iſt. Durchgängig herrſcht dieſe Kirchenverfaſſung bei den Presbyterianern (ſ. d. Art.) und mehr oder weniger in der ganzen reformirten Kirche. (Vergl. Synodalverfaſſung.) 23.

Preßburg, lat. **Posonium**; ungar. **Posony**; ſlaw. **Presburck** (Br. 48° 8′ 30″, L. 34° 45′), gewöhnliche Krönungsſtadt des Königreiches Ungarn und

königliche Freiſtadt der gleichnamigen ungariſchen Geſpannſchaft in Niederungarn am linken Ufer der Donau, über welche eine Schiffbrücke führt, in einer reizenden Gegend, am Fuße eines anſehnlichen Berges, der äußerſten Spitze der ungariſch-mähriſchen Karpathen, und in einer weiten Ebene, iſt im Ganzen gut gebaut und hat viele ſchöne Gebäude, mit der Vorſtadt Blumenthal und den außerhalb der Stadt gelegenen Orten Zuckermandel und Schloßberg, ohne Militair und Fremde, **38400 Einw.**, worunter **8000 Proteſtanten** und gegen **2700 Juden**. Die Stadt zählt **1486 Häuſer, 14 Kirchen**, darunter **2** proteſtantiſche, **3** Mönchs- und **2** Nonnenklöſter, **1** Stift der Congregation unſerer lieben Frauen, **1** Waiſen- und **1** Arbeitshaus. Die vornehmſten öffentlichen Gebäude ſind: die Domkirche St. Martin, deren gothiſcher Bau unlängſt durch eine Feuersbrunſt ſehr gelitten hat, merkwürdig, weil in derſelben gewöhnlich die ungariſchen Könige gekrönt werden; die Franciskanerkirche; die Trinitarier- oder Kreuzherrenkirche; die St. Salvator- oder Jeſuitenkirche; das Comitathaus; das Landhaus oder die Kammer, worin die Reichstage gehalten werden; das alterthümliche Rathhaus mit einem Frescogemälde an der Außenwand, welches die Höllenfahrt eines meineidigen Senators vorſtellen ſoll; der erzbiſchöfliche oder Primatialpallaſt; das erzbiſchöfliche Sommergebäude auf der Fürſtenallee; das Theater; die Caſerne und das alte Statthaltergebäude. Zu den wiſſenſchaftlichen Anſtalten gehören: die königliche Akademie oder das Lyceum mit 2 Facultäten, einer juridiſchen und einer philoſophiſchen, und einer Bibliothek; das katholiſche Archigymnaſium, von Benedictinern verſehen; das lutheriſche Hauptgymnaſium oder Lyceum mit 2 Bibliotheken von **10000** Bänden, einer Mineralien- und Conchylienſammlung; das katholiſche Seminar; das freiherrliche Jeszenakiſche Convict für arme Studirende und die große Appony'ſche Bibliothek, welche 50000 Bände enthält und im Jahre 1825 hierher verſetzt worden iſt. Nicht unbedeutend iſt hier die Induſtrie; denn man findet 1 Tuchmanufactur, 1 Tabaks-, 3 Roſoglio- und 1 Ölfabrik, nebſt andern Fabriken; auch 1 Spiegel- und Bleiſtiftfabrik, 1 Silberdrahtzieherei, viele Gerbereien und Meſſerſchmieden, etwas Seidenweberei und Lackarbeiten. Wichtig iſt auch hier der Speditionshandel mit ungariſchen Producten, beſonders mit Korn und Wein. Der Magiſtrat der Stadt, nebſt dem äußern aus 100 Wahlbürgern beſtehenden Rathe und andern ſtädtiſchen Ämtern, iſt aus Katholiken und Proteſtanten zuſammengeſetzt. Deutſche Sprache und Sitten herrſchen neben ſlawiſchen und ungariſchen vor und was den geſelligen Verkehr anlangt, ſo wird er vorzüglich durch die in P. in großer Zahl ſich aufhaltenden Magnaten und Adeligen, penſionirte Officiere und Geiſtliche mit den Profeſſoren der Lehranſtalten ſehr belebt. Von den zahlreichen Vergnügungsörtern der hübſchen Umgebungen ſind vorzüglich zu erwähnen: die Brückenaue am rechten Ufer der Donau, gleichſam eine Nachahmung des wiener Praters, mit mannigfaltigen Vergnügungs- und Beluſtigungsanlagen; der Königshügel an der Donau, auf welchen der König nach der Krönung reitet, um ein entblößtes Schwert nach den vier Weltgegenden zu ſchwingen, und das eine Stunde von P. entfernte ſogenannte Eiſenbrünnel, ein kaltes ziemlich ſtark beſuchtes Eiſen- und Schwefelbad mit einem neuen ſchönen Badehauſe. — Deutſche, die ſich hier angeſiedelt hatten, machten P. zu einem wichtigen Grenzplatze gegen Böhmen und Deutſchland und ſtanden den ungariſchen Königen in ihren Kriegen bei, wodurch die Stadt mancherlei Privilegien erhielt und öfters der Sitz der Landtage war. Nach dem Einfalle der Osmanen in Ungarn ward P. Landtags- und Krönungsſtadt, Sitz aller Reichsbehörden und des Reichsprimas und noch bis in die Mitte des XVIII. Jahrh. war P. die Hauptſtadt des Landes und die berühmteſte, ſchönſte und volkreichſte Stadt des Königreiches; allein jetzt iſt ſie nicht mehr ſo blühend, indem ſich Peſth, Ofen und Debreczyn zu einer bedeutenden Höhe erhoben haben. Vorzüglich verlor ſie dadurch an ihrer Blüthe, daß Jo-

ſeph II. 1784 die Statthalterei und andere Reichsbehörden nach Ofen verſetzte. Durch den franzöſiſchen Krieg (1805) litt ſie weniger, als durch das vom 4. Juni bis 4. Juli 1809 wiederholte Bombardement. Am 27. Dec. 1805 wurde zu P. der Friede zwiſchen Frankreich und Öſtreich geſchloſſen (ſ. Friedensſchluß). 71.

Preſſe oder Druckerpreſſe, ſ. Buchdruckerkunſt.

Preſſen der Matroſen. Wenn früher in England Schiffsſoldaten gebraucht wurden, ſo war es üblich, daß eine Anzahl Matroſen bewaffnet durch die Straßen zogen, die Wirthshäuſer und andere öffentliche Verſammlungsörter beſuchten und jeden, den ſie für tüchtig befanden, als Matroſen mit ſich fortführten. Dieſes gewaltſame Verfahren, Soldaten zu werben, nannte man das Preſſen der Matroſen und wurde, ungeachtet der harten Kämpfe und Mordthaten, die dabei ungeahndet verübt wurden, auch bei den Landtruppen durch eine Parliamentsacte 1779 für geſetzlich anerkannt. Es entſpricht ganz dem früher auf dem Continente üblichen Werbeſyſteme. 35.

Preßfreiheit, als Freiheit (Abweſenheit beſchränkender Inſtitutionen) der Veröffentlichung durch den Druck, ſteht der Bücher- und Manuſcriptencenſur, ingleichen dem Bücherverbote gegenüber. Der Menſch kann ſeine Gedanken mittelſt der Sprache veröffentlichen und Keiner vermag dieß leicht unmittelbar zu wehren; nur Strafe kann vom Mißbrauche der Rede abſchrecken. Nicht ſo iſt es jedoch bei der Veröffentlichung unſerer Gedanken, ſobald ſolche an gewiſſe ſinnliche Zeichen, wie Schrift und Bild, geknüpft ſind, welche man ergreifen und feſthalten kann. Hier kann das Bekanntmachen phyſiſch behindert werden. Dadurch unterſcheidet ſich A. die eigentliche P., welche blos auf den britiſchen Inſeln und in den amerikaniſchen Vereinsſtaaten vorkommt, wo nach der Regel: „befürchteter Mißbrauch kann nie den Gebrauch verbieten", dem freien Worte und deſſen Abdrucke keine Beſchränkung als Präventionsmaßregel auferlegt wird. Hier gibt es blos Preßgeſetze, welche den Mißbrauch der übrigens freien Rede und Schrift bei Strafe unterſagen und gewiſſe Grundſätze feſtſtellen, wornach die Rechte der durch Mißbrauch Gekränkten zu verfolgen ſind. Von Seiten des Staates und deſſen Oberhauptes geſchieht ſolches durch den Staatsanwalt. Dem Privatmanne ſteht der volle Regreß wegen jeder wirklichen Beeinträchtigung ſeiner Rechte zu. Von Seiten des erſteren iſt zu ahnden Alles, was die Perſon des Staatsoberhauptes und die Verfaſſung unmittelbar angreift oder zum Aufruhre auffordert oder endlich die beſtehende Religion oder die guten Sitten verhöhnt. Der Ausſpruch des „ſchuldig" oder „nichtſchuldig der That" geſchieht dabei durch Geſchworene und kann nicht anders erfolgen, weil hier ganz eigentlich die Stimme des durch die Geſchworenen repräſentirten Volkes und deſſen Anſichten über die That (welche nicht ſelten nach dem Zeitgeiſte wechſeln) es ſind, welche in Beziehung kommen (ſ. Geſchworene Gerichte). In Frankreich hat man zwar ebenfalls die eigentliche P. nachahmen wollen; allein es ſcheint dieß, wie es bei bloßen Nachahmungen nicht ſelten iſt, wenig geglückt zu ſein; wenigſtens nicht mit dem Ausſpruche der Jury über den Thatbeſtand bei Preßvergehen, indem man es nur zuletzt noch, in der neueſten Kammerſitzung, ſogar durchgeſetzt hat, daß nicht einmal mehr, wie früher, anſtatt der Übereinſtimmung aller 12 Stimmen, wenigſtens noch 7 Stimmen gegen 5 zu Gunſten des Angeklagten für gleichgeachtet werden, ſondern daß eine einzige Stimme (die ſiebente) ſchon den vollen Ausſchlag geben ſoll. Dadurch und durch die bis ins Ungemeſſene erhöheten Strafen iſt für den Anſtändigen und rückſichtlich Wohlhabenden das mittelbare Verbot der freien Rede erwirkt worden, welche nun blos noch durch Umgehung des Geſetzes, indem man Perſonen, die nichts mehr zu verlieren haben, vorſchiebt (alſo durch Unredlichkeit und deren Gefolge, die Demoraliſirung des Volkes), ausgeübt werden kann, ein Verfahren, welches nicht anders als auf ſich ſelbſt

Digitized by Google

in gleicher Maße zurückwirken kann. B. Die beſchränkte Preſſe (mit Cenſur gleichen Schritt haltend) oder die Verſtattung des Abdruckes eines Manuſcriptes oder der Einführung eines im Auslande gedruckten Werkes nur nach vorhergehender beſonderer Unterſuchung und Erlaubniß des vom Staate dazu beſtellten Cenſors. Hierbei wird, anſtatt wie bei jener (A) den Mißbrauch der Preſſe zu beſtrafen, der Gebrauch derſelben im Voraus unmöglich gemacht. In den früheſten Zeiten ſcheint man allgemein für die völlige Rede- und Preßfreiheit geſtimmt geweſen zu ſein; denn zuerſt finden wir blos Verbote bereits vorhandener Schriften, die man für anſtößig gehalten hatte, und zwar zunächſt nur ſolcher, welche ſich auf Religionsgegenſtände bezogen, worauf erſt die Verbote von Schriften politiſchen Inhaltes folgten. In keinem Stücke ſind die Anſichten der Staatenlenker mehr von einander abweichend und dem Wechſel unterworfen geweſen, als in Beziehung auf Beſchränkung oder Freilaſſung der Preſſe. So wird ſogar in Öſtreich aus guten Gründen in den neuerworbenen italieniſchen Staaten in Religionsſachen mehr, in politiſchen Schriften aber weniger Freiheit verſtattet als in den übrigen Staaten. Je mehr ſich die Verfaſſung in einem Lande der conſtitutionellen nähert, deſto mehr Freiheit für die Preſſe iſt als nothwendige Bedingung des eigenen Beſtehens erforderlich. Denn wo Alle richtig urtheilen ſollen, da müſſen auch Alle vom Beſtehenden (auch von dem blos Factiſchen, Fehlerhaften, Irrigen) gleichförmig Kenntniß erlangt haben, ſonſt ſind ſie der Spielball blos Einiger von ihren Cameraden und es entſtehen alsbald Factionen oder Äußerungen des Überlegenen. Wo dagegen blos Einer oder Wenige etwas zu ſagen haben, da hat man bisher dafür genommen, daß die Mittheilung von Anſichten, die der Regierung und ihren Dienern fremd ſind, mehr zu beſchränken ſei. Deßhalb hat man auch die Beſchränkung der Preſſe am meiſten in rein monarchiſchen Staaten, ſo wie die mehrſte Freiheit in ſolchen Staaten geſucht, welche ſich den conſtitutionellen nähern. Allein nicht ſo hat ſolches in der Erfahrung die Beſtätigung erhalten. Denn gerade im unbeſchränkten Dänemark hat faſt durchgehends, ſo wie unter Friedrich II., Katharina II. und Joſeph II., eine faſt unbedingte P. geherrſcht. Die mehrſten Einwendungen, die man wider die völlige P. vorgebracht hat, ſind mehrentheils darauf hinausgelaufen: daß der Staat (wie in Frankreich) entweder zu ſich und ſeinen Einrichtungen das erforderliche Vertrauen ſelbſt nicht gehabt habe, oder man hat das Volk noch nicht reif genug dazu gehalten. Indeß hat man nirgends die Regel: „daß Mißbrauch den Gebrauch nicht hindern dürfe,“ mit Gründen zu widerlegen vermocht. Bei den Briten und Amerikanern hat es die Erfahrung beſtätigt, daß man bei übrigens guten Einrichtungen vom noch ſo laut ausgeſprochenen Tadel nichts zu fürchten, dabei aber die Berichtigung der Anſichten zu hoffen hat. Man ſcheint jedoch bei allen den Maßregeln gegen die Freiheit der Preſſe den Umſtand überſehen zu haben, daß es ſich bei den Gedanken und deren Verbreitung in der That nicht um einen materiellen, ſondern um einen intellectuellen Gegenſtand handelt, bei welchem ſonach wohl Widerſpruch, nicht aber Widerſtand anwendbar ſein kann. In dem Verhältniſſe, wie der Gedanke vom bloßen Widerſtande und überhaupt von den Bedingniſſen der Zeit oder des Raumes unabhängig iſt, wird ſich derſelbe auch trotz des Verſuches der Beſchränkung durch phyſiſche Kräfte ſeinen Weg bahnen, jedoch dann nicht mehr naturgemäß und wohlthätig wirken (ſ. Öffentlichkeit). In Deutſchland ſollte nach Art. 18 der Bundesacte volle P. gelten. Allein ſchon im Jahre 1819 wurde der Artikel auf 5 Jahre ſuspendirt, ſo daß alle Zeitſchriften unbedingt, alle übrigen Druckſchriften aber, wenn ſie unter 21 Bogen wären, der Cenſur unterworfen ſein ſollten. Die Aufhebung wurde jedoch nachher auf unbeſtimmte Zeit, bis auf den Eintritt einer allgemeinen Anordnung, verlängert und die Angelegenheit durch mehrere Beſchlüſſe über einzelne Gegenſtände erläutert. Durch den Vorbehalt ei-

Digitized by Google

allgemeinen Anordnung endlich und den darin ausgeſprochenen Mangel derſelben en ſich einzelne Bundesſtaaten veranlaßt, einſtweilen eine beſondere Cenſur bei einzuführen, woraus in einigen ſüddeutſchen Staaten die bekannten Wider- che entſtanden. 31.

Preßgerichte ſind ſolche Gerichte, welche ſich, als Gerichtsſtände der Sache r den Gegenſtand) angeſehen, ausnahmsweiſe mit den Übertretungen der ßgeſetze abgeben. Da die Preßvergehungen ſowohl die bloße Form (z. B. man bei Herausgabe einer unbedingt zuläſſigen Schrift die Cenſur nicht über-), als das Weſentliche (den verdächtigen Inhalt der Schrift) betreffen kön- ſo kann es der Fall werden, daß in einem Lande für Vergehungen der erſtern beſondere Gerichte beſtellt, die der andern Art aber an die gewöhnlichen Ge- ſhöfe verwieſen werden. Im erſtern Falle ſind dieß mehrentheils die im Lande llten Cenſurcollegien, welche mitunter eine beſondere Abtheilung der Po- ausmachen. Werden Angelegenheiten der zweiten Art an die ordentlichen önlichen) Gerichtshöfe verwieſen, ſo richtet man ſich wie bei jedem andern Ver- ı, das in Worten beſteht, nach dem Inhalte: ob er bloße Injurie, Sache Zucht- oder Ordnungspolizei, oder endlich gar Gegenſtand des Ver- hens ſei. 31.

Preßgeſetze, ſ. Preßfreiheit.

Preßſpähne, ſ. Pappe.

Preßvereine können eben ſowohl Vereinigung mehrerer kleiner Staaten über unter ſich einzuführende gleichförmige Einrichtung in Anſehung der Preßgeſetze chnen, als ein Zuſammentreten mehrerer Perſonen, um in Angelegenheiten Preſſe irgend etwas durchzuſetzen. In letzterem Falle darf ſich der Verein nichts ben, was die Schranken überſchreitet, worin den in ſeinem Lande erlaubten llſchaften ſich zu bewegen verſtattet iſt. 31.

Preßvergehen ſind alle Verſtöße gegen die beſtehenden Anordnungen in einem e rückſichtlich der Cenſur und Preſſe. In ſofern dabei blos eine Verletzung Form vorkommt (ſ. Preßgerichte), tritt blos eine Ordnungsſtrafe ein, die in verhältnißmäßigen billigen Geldbuße beſteht. 31.

Preſtel (Johann Gottlieb), ein beſonders durch ſeine eigenthümliche Hand- ıungsmanier bekannter deutſcher Künſtler, geb. 1739 zu Grünbach im Baie- n, hatte die Gebrüder Zeiller zu Lehrern und ging ſpäter nach Venedig und von ıach Rom. Nachdem er ſich nach ſeiner Rückkehr zu Nürnberg mit der als lerin bekannten M. K. Hölle verheirathet hatte, lebte er einige Zeit lang in h als Portraitmaler, gab aber, unzufrieden und überhaupt ſehr unbeſtändi- launiſchen Weſens, dieſe Beſchäftigung auf, kehrte nach Nürnberg zurück ing an in Kupfer zu ſtechen, zu radiren und in Tuſchmanier zu arbeiten, wo- er endlich auf ſeine Handzeichnungsmanier kam. Das, was er darin leiſtete, ne Zweifel das Vortrefflichſte dieſer Art und nur Wenige möchten ihn in dieſer cht erreicht haben. Er ſtarb im Jahre 1808 zu Augsburg. Man hat von „Desseins de meilleurs peintres d'Italie, d'Allemagne et des Pays-Bas, ıbinet de Mr. de Braun à Nuremberg“ (48 Bl. Nürnb. 1776); ferner: sseins etc. du cabinet de Mr. Schmidt à Hamburg (30 Bl. Nürnb. 1779) „Desseins etc. tirés de divers celèbres cabinets“ (36 Bl. Nürn- 1782). 36.

Presto, geſchwind, ſchnell, deutet in der Muſik den fünften und letzten Grad Bewegung an. Es zerfällt in mehrere Grade und erhält im presto assai, ıissimo, ſogar in presto più que prestissimo die höchſt mögliche Steige . Nur muß bei der Ausführung ſtets auf den Charakter des Stückes Rück- genommen werden, da z. B. das P. in einer Meſſe nie den Grad von Ge- ıdigkeit haben kann, als das einer Oper. Gleich dem Andante und Al-

legro wird P. häufig als Gemeinbenennung für Gattungen von Tonſtücken gebraucht. 29.

Preti (Mattia), genannt il Calabreſe, ein ausgezeichneter italieniſcher Hiſtorienmaler, geb. 1623 zu Taverna in Calabrien, erhielt ſeine erſte Ausbildung zu Rom von ſeinem Bruder Gregorio und vollendete dieſelbe unter Leitung Barbieri's und durch das Studium der beſten Meiſterwerke, zu welchem Behufe er häufige Reiſen unternahm. Sein unſteter Sinn führte ihn hierauf in die meiſten Städte Italiens, nach Spanien und Malta, wo er überall verdiente Anerkennung fand. Er ſtarb im Jahre 1699. Die Zahl ſeiner Werke iſt, da er ſchnell arbeitete, ſehr groß und man findet dieſelben in Italien faſt in jeder Stadt; auch in Spanien und Deutſchland ſind ſie nicht ſelten. Die Zeichnung P.'s iſt außerordentlich ſchön und correct, das Colorit ſehr kräftig und die Draperie ohne Fehler, nur das Fleiſch etwas dunkel und hart. Überhaupt ſind die Köpfe der ſchwächſte Theil ſeiner Gemälde, da er auf den Ausdruck zu wenig Mühe verwandte. 36.

Preußen, lat. Borussia; franz. Prusse; engl. Prussia, hinſichtlich des Flächeninhalts der achte, ſeiner Volksmenge nach aber der fünfte in der Reihe der europäiſchen Staaten, liegt vom 49° 8′ — 55° 52′ N. Br. und vom 23° 35′ — 40° 31′ L. und nimmt unter den Ländern des deutſchen Bundes, zu dem der größte Theil ſeines Areals gehört, die zweite Stelle ein. Die preußiſche Monarchie bildet nicht wie die meiſten übrigen europäiſchen Staaten ein abgerundetes Ganzes, ſondern zerfällt in 2 von einander getrennte Hauptländermaſſen, von denen die öſtliche $\frac{5}{6}$, die weſtliche das übrige Sechſtel des Ganzen einnimmt. Der öſtliche Haupttheil (von 49° 49′ — 55° 52′ N. Br. und von 27° 29′ — 40° 31′ L.) hat einen Grenzzug von 585 M., von denen 104 auf die Oſtſee, 179 auf die ruſſiſche und polniſche, 3 auf die krakauiſche; 84 auf die öſtreichiſche, 36 auf die königlich und eben ſo viel auf die großherzoglich und herzoglich ſächſiſche (auch reußiſche und ſchwarzburgiſche), 79 auf die churheſſiſche, hanöveriſche und braunſchweigiſche (anhalt-bernburgiſche) und 64 auf die meklenburgiſche Grenze kommen. Der weſtliche Theil mit einem Grenzzuge von 254 M. Länge ſtößt an die Niederlande, Belgien, Luxemburg, Frankreich, den baieriſchen Rheinkreis, das Birkenfeldſche, beide Heſſen, Naſſau, Lippe, Waldeck, Braunſchweig und Hanover. Überhaupt ſteht P. mit 28 Staaten (darunter 25 deutſche Bundesſtaaten) in Berührung und unter ſeinen 10 Provinzen iſt nicht eine, die nicht von irgend einer Seite vom Auslande begrenzt wäre. Der Geſammtflächeninhalt mit Ausnahme des 10 □M. großen Neufchatel beträgt 5014 □M., von denen auf den öſtlichen Haupttheil 4201 und auf den weſtlichen 813 □M. kommen. Zu dem deutſchen Bunde gehören 3307 □M. Seiner phyſiſchen Beſchaffenheit nach iſt P. größtentheils Ebene, welche dem großen nordöſtlichen Tieflande Europas angehört; nur etwa $\frac{1}{7}$ des Areals iſt gebirgig. Am flachſten iſt der Theil, welcher ſich von der nordöſtlichen Grenze bis zur Oder erſtreckt und außer den 3 nichtdeutſchen Provinzen den größten Theil Pommerns und die auf dem rechten Oderufer gelegenen Theile Schleſiens und Brandenburgs umfaßt; die höchſten Kalk- und Sandhügel in den nördlichen Gegenden dieſes Theils erheben ſich in dem Galtgarben (Oſtpreußen) nur bis auf 500 F., in dem ſüdlichſten Theile dagegen, wie in den ſchleſiſchen Kreiſen Beuthen, Großſtrelitz u. a., bis auf 1400 F. über die Oſtſee. Zwiſchen der Oder und der Elbe bieten die ſüdweſtlichen Striche wirkliches Gebirgsland, gebildet von den Sudeten, welche unter den Namen des ſchleſiſch-mähriſchen, des glatzer, des Rieſengebirges und Lauſitzergebirges von der ſüdöſtlichen Grenze Schleſiens längs der öſtreichiſchen und ſächſiſchen Grenze hinlaufen, eine Strecke in das Innere Schleſiens hinein Vorberge ausſenden und zuſammen wohl gegen 180 □M. einnehmen. Der höchſte Punkt dieſes Gebirgslandes erhebt ſich in dem Schneekopf bis auf 4950 F. Alles Übrige des Gebietes zwiſchen der Oder und der Elbe

trägt den Charakter des Tieflandes, welches nur ſelten von geringen Hügelketten, wie die Oderberge, die Müggelberge, die Camerſchen Berge und die Kreidegebirge der Inſel Rügen, unterbrochen iſt. Der dritte Theil der großen öſtlichen Ländermaſſe zwiſchen der Elbe und der Werra, welche letztere ſüdweſtlich die Grenze bildet, iſt im nördlichen Theile und bis zur Saale ebenfalls Ebene und hat nur einige wenige unbedeutende Hügel, unter denen der Petersberg bei Halle bis 1086 Fuß emporſteigt; von der Saale bis zur Werra aber zeigt ſich theils Hügelland mit untermiſchten Ebenen, theils in dem Harz und dem Thüringerwalde mit ihren Vorbergen wirkliches Gebirgsland, welches ungefähr einen Flächenraum von 65 □M. einnimmt. Die höchſten Punkte ſind hier im Harz der Brocken (3506 Fuß), im Thüringerwald der Dolmar (2184 Fuß). Im weſtlichen Haupttheile des Landes, welcher, beiläufig geſagt, vom öſtlichen da, wo er ſich ihm am Meiſten nähert, etwa 8 Meilen entfernt iſt, findet ſich Ebene und Gebirgsland (letzteres nicht bis 3000 Fuß hoch); doch iſt keines entſchieden vorherrſchend, obwohl eine ſo ſchnelle und entſchiedene Verflachung wie im öſtlichen Haupttheile nirgends ſtattfindet. Zwiſchen der Weſer und dem rechten Ufer des Rheins, welcher das Ganze quer durchſtrömt, finden wir zuerſt an Gebirgen das Weſer- und mindenſche Gebirge im Nordoſten, dann öſtlich ſich herabziehend den teutoburger Wald oder die Egge, weſtlich hereintretend die Haar oder Haarſtrang, die ſauerländiſchen Gebirge, den Weſterwald und das Siebengebirge; auf dem linken Rheinufer liegen das hohe Veen, die Fortſetzung deſſelben, die Eifel und der Hundsrück (ſ. die wichtigſten dieſer Gebirge in den beſonderen Artt.). Völlig Ebene iſt nur der nördliche Theil des Landes und der weſtliche des untern Rheinlaufs. Betrachtet man nun die Formation beider Gebiete, des öſtlichen wie des weſtlichen, ſo ergibt ſich, daß in beiden die Hauptabdachung im Allgemeinen von Süden nach Norden geht; deßhalb nehmen auch ſämmtliche Hauptflüſſe dieſe Richtung und münden entweder in die Oſtſee oder Nordſee. In dem öſtlichen Haupttheile bilden die Weichſel, Oder und Elbe (ſ. d. Artt.) die 3 Hauptſtromgebiete; außer ihnen gibt es noch viele Küſtenflüſſe, wie die Dange, die Minge, die wichtige Memel (ſ. d. Art.), der Pregel, die Friſching, die Paſſerge, die Baude, die Elbing, die Leba, die Lupow, die Stolpe, die Wipper, die Perſante, die Rega, die Ucker, die Peene, die Recknitz u. a. m., die zum Theil ſchiffbar und für den Verkehr von ziemlicher Bedeutung ſind. Im weſtlichen Haupttheile gehören die meiſten Flüſſe zum Gebiete des Rheins (ſ. d. Art.), einige auch zum Weſer-, Maas- und Emsgebiete. Dem Zuyderſee gehören die Vechte, Dinkel, Berkel und die alte Yſſel. Die zahlreichen Meere und Strandſeen Preußens ſind nur im öſtlichen Theile zu ſuchen, wo die Oſtſee eine eigenthümliche Küſtengeſtaltung hervorruft. Man zählt längs der Uferausdehnung 4 eigentliche Meerbuſen, das pautzker Wyk, den rügenſchen Bodden, das prorer Wyk und das tromper Wyk, außerdem ſogenannte Haffe, d. i. Strand- oder Binnenſeen, die mit dem Meere in Verbindung ſtehen, aber ſüßes Waſſer haben. Unter ihnen ſind das kuriſche, das friſche und das ſtettiner Haff die bedeutendſten; als Binnenſeen müſſen ferner angeſehen werden der Lebaſee, der gardeſche See, der vietziger See, der Vitter-, Jasmunderſee, der Salerbodden u. a. m. Außer dieſen Strandſeen finden ſich noch eine große Anzahl von Landſeen, zumal in Brandenburg und Oſtpreußen, weniger in Pommern, Poſen und Weſtpreußen, die wenigſten in Sachſen. Ihre Zahl beläuft ſich über 350, zuſammen mit einem Flächenraume von 35 □Meilen. Die wichtigſten ſind der Spirdingſee in Oſtpreußen, der größte der Monarchie (1½ □Meil.), der Angerburgerſee, der Löwentinſee, der Warſchauſee, der Geſerich, der Drauſenſee, der Goploſee, der Cummerowſee, der Madue, zum Theil trocken gelegt, der Pagenzinerſee, die Uckerſeen, der Ruppinerſee, die Havelſeen, die Spreeſeen, der ſüße und ſalzige See im mansfelder Seekreiſe, der Arendſee, Schollehnerſee u. a. m. An Canälen, die theils zur

Beförderung der Schifffahrt, theils zur Entwäſſerung und zum Flößen dienen, hat dieſer Theil der Monarchie mehrere aufzuweiſen, wie z. B. den großen und kleinen Friedrichsgraben in Oſtpreußen (welcher den Pregel mit der Memel verbindet), den Kraffuhlcanal in Weſtpreußen (die Elbing mit der Nogat), den bromberger oder Netzecanal (die Brahe mit der Netze), den Klodnitzcanal, den neuen Odercanal, den Friedrich-Wilhelmscanal (die Spree mit der Oder), den Finowcanal (die Havel mit der Oder), den Ruppinercanal (den Rhingraben mit der Havel), den großen Hauptcanal in Brandenburg, angelegt zur Urbarmachung des havelländiſchen Luchs (Sumpf), den plaueſchen Canal (die Havel mit der Elbe) u. a. m. Je reicher an Seen und Canälen der öſtliche Haupttheil der Monarchie iſt, deſto ärmer iſt der weſtliche. Hier findet man nur einen See, den in naturhiſtoriſcher Hinſicht merkwürdigen Laach (ſ. d. Art.), und wenig ſchiffbare Canäle, unter denen der münſterſche der bedeutendſte iſt. — Das Klima Preußens iſt im Ganzen gemäßigt und geſund, nur an der Oſtſee und in einigen Sumpfdiſtricten Weſtphalens und des Rheinlandes etwas feucht, ohne jedoch der Geſundheit entſchieden nachtheilig zu ſein. Natürlich finden mancherlei Modificationen ſtatt, deren Grund in der örtlichen Beſchaffenheit, den Gebirgen u. dergl. zu ſuchen iſt; nirgends aber werden dieſelben zu Extremen. Hinſichtlich ſeiner Naturerzeugniſſe ſteht P. mehreren anderen europäiſchen Staaten, z. B. Öſtreich, nach, mit dem es ſich weder in Betreff des Reichthums noch der Mannichfaltigkeit ſeiner Producte meſſen kann; doch aber darf es nicht arm genannt werden, da es für ſein Bedürfniß genug und in einigen Provinzen ſelbſt Überfluß hat. Im Allgemeinen ſind die Producte die Deutſchland gemeinſamen, daher wir ſie hier nicht beſonders aufführen. Weiter unten werden wir Gelegenheit finden, das Nöthige beizubringen. Die Bewohner der preußiſchen Monarchie, deren Zahl jetzt auf 13 Millionen geſtiegen iſt und jährlich noch zunimmt, ſind der Hauptmaſſe nach von zweierlei Abſtammung, deutſcher und ſlawiſcher. Die Deutſchen machen ungefähr $\frac{9}{11}$ der Geſammtbevölkerung aus und zu den übrigen $\frac{2}{11}$ gehören außer den Slawen noch wenige Juden und Franzoſen. Überall, Preußen und Poſen ausgenommen, bilden die Deutſchen die Mehrzahl, und in einigen Provinzen iſt die Bevölkerung rein deutſch. Was die Hülfsquellen und Thätigkeit der Bewohner des preußiſchen Staats betrifft, ſo iſt der Ackerbau als die Hauptquelle des Nationaleinkommens zu betrachten. Natürlich iſt der Stand und der Erfolg deſſelben je nach der natürlichen Beſchaffenheit des Bodens und der größern oder geringern Einſicht, mit welcher er betrieben wird, verſchieden; am einſichtsvollſten wird er in Sachſen, Schleſien und einem Theile Brandenburgs betrieben, welche Provinzen nebſt Pommern, Preußen und Poſen die ergiebigſten ſind. Doch gibt es auch in Weſtphalen und dem Rheinlande viele fruchtbare Strecken, ſo daß überall der Bedarf erzeugt wird, während Sachſen, die Oſtſeeprovinzen und Poſen Überſchuß zur Ausfuhr haben. Unter den Getreidearten wird am meiſten Roggen, dann Gerſte, Hafer und Weizen gebaut, in den Rheinprovinzen viel Spelz. Außerdem zieht man auch Buchweizen, Hirſen, Mais, Schwaden (Manna) und überall Kartoffeln in großer Menge; Hülſenfrüchte haben alle Provinzen, am meiſten Preußen, Schleſien, Brandenburg, Sachſen und Rheinland; Futter- und Ölkräuter gibt es aller Orten, doch reichen letztere für den Bedarf noch nicht zu; Küchen- und Gartengewächſe vorzüglich in Sachſen und Schleſien, zum Theil auch in Rheinland; Handels- und Fabrikkräuter (Flachs, Hanf, Tabak, Hopfen, Krapp u. a.) ſind ſehr verbreitet und, wie z. B. der Flachs in Schleſien, von vorzüglicher Güte; nicht ſo der Tabak, welcher nur eine gröbere Sorte liefert; Hopfen dagegen wird viel und gut gebaut; Gewürzkräuter und Medicinalgewächſe trifft man in großer Menge; Obſt desgleichen, beſonders in Sachſen, Pommern, Preußen und Rheinland; Wein in mehreren Provinzen, eſſigartigen in Schleſien und Brandenburg, beſ-

Digitized by Google

ſern in Sachſen, den beſten in Rheinland am Rhein, an der Ahr, der Moſel, der Nahe und der Saar (zuſammen gegen 600000 Eimer). Die Waldungen mit den in Deutſchland gewöhnlichen Forſtbäumen ſind ſehr beträchtlich und liefern viel Holz zur Ausfuhr. Man nimmt an, daß $\frac{1}{5}$ der ganzen Monarchie mit Holz bedeckt iſt. Am waldreichſten ſind Oſt- und Weſtpreußen, Pommern, Schleſien, Poſen, Brandenburg und Niederrhein. Nicht minder bedeutend als die Cultur der Producte des Pflanzenreichs iſt die Viehzucht, obwohl auch dieſe nicht in allen Provinzen gleich und überdieß auch noch mancher Verbeſſerung bedürftig iſt. Die Pferdezucht iſt in neuerer Zeit durch Fürſorge der Regierung, welche zahlreiche Geſtüte angelegt hat, ſehr emporgekommen und man kann annehmen, daß jetzt in der Monarchie über 1½ Million Pferde vorhanden ſind. Unter den Landpferden werden die des Regierungsbezirks Gumbinnen in Oſtpreußen ſehr geſchätzt, nächſt ihnen auch die in Kleve-Berg und Weſtphalen. Gleicherweiſe iſt auch die Rindviehzucht jetzt ſehr wichtig, zumal in Schleſien, Weſtphalen und den Rheinprovinzen; am bedeutendſten aber und als der glänzendſte Zweig der preußiſchen Viehzucht erſcheint die Schafzucht, beſonders in Schleſien und Sachſen und einem Theile Pommerns und Brandenburgs. Die Anzahl der Schafe beläuft ſich auf mehr als 10 Millionen, von denen über 1 Million ganz veredelt und faſt 4 Millionen halbveredelt ſind. Im Durchſchnitte kommen auf die □Meile in Sachſen faſt 4000, in Schleſien 3000, in Oſtpreußen dagegen kaum 700 Stück. Die Schweinezucht iſt ebenfalls ſehr bedeutend, beſonders in Weſtphalen, Sachſen, Schleſien und Pommern. Ziegen werden in den Gebirgsgegenden gezogen und Federvieh hinlänglich in allen Provinzen. Wildpret giebt es ſehr viel, Bären in Oſtpreußen und Polen, Wölfe in Oſt- und Weſtpreußen, Poſen und Niederrhein; Luchſe, Füchſe, Dachſe, Marder, Fiſchottern, Biber, Seehunde; gewöhnliches Wild in allen Waldungen, eben ſo wildes Geflügel überall in Menge. Fiſche, ſowohl See- als Fluß- und Teichfiſche, finden ſich in Maſſen und großer Auswahl, zumal in den Oſtſeeprovinzen, wo ſich eine beträchtliche Menſchenzahl mit dem Fange derſelben beſchäftigt. Die Bienenzucht iſt im Ganzen nicht unbedeutend, beſonders in der Lauſitz und den Heiden Preußens, Poſens, Brandenburgs und Weſtphalens (Waldbienenzucht in den Heiden von Muskau und Hoyerswerda); der Seidenbau dagegen bedarf noch vieler Aufmunterung; doch ſcheint man ihm in neuerer Zeit mehr Aufmerkſamkeit zu widmen. Was endlich die Producte des Mineralreichs betrifft, ſo iſt der Reichthum derſelben zwar nicht außerordentlich, doch aber ihre Ausbeute in den Gebirgsgegenden des öſtlichen und weſtlichen Theils immer wichtig genug; der Bergbau wird daher mit Eifer und allenthalben mit großer Einſicht betrieben. Es gibt 5 Hauptbergdiſtricte, welche unter eben ſo viel Oberbergämtern ſtehen, die ihren Sitz zu Bonn (für die niederrheiniſchen Provinzen), zu Dortmund (für Weſtphalen), zu Halle (für die niederſächſiſch-thüringiſchen Provinzen), zu Berlin (für Pommern, P. und die Marken) und zu Brieg (für die ſchleſiſchen Provinzen) haben. Die Geſammtverwaltung ſteht unter einer Oberberghauptmannſchaft, welche die 3. Abtheilung des Miniſterium des Innern ausmacht. An edlen Metallen iſt namentlich die Ausbeute des Silbers nicht unbedeutend, indem dieſelbe jährlich durchſchnittlich 16000 Mark (am meiſten in Mansfeld) beträgt; Gold findet ſich nur in Schleſien in einigen Flüſſen und Arſenikalerzen, aber zu wenig, als daß die Koſten gedeckt werden könnten. Blei liefert vorzugsweiſe Oberſchleſien, Niederrhein und Weſtphalen, zuſammen 30—40000 Ctr.; Kupfer beſonders die Provinz Sachſen (meiſt aus Kupferſchiefern), ungefähr 16000 Cntr.; Eiſen, das wichtigſte Metall Preußens, findet ſich in großem Überfluſſe und zum Theil in einer ſolchen Güte, daß es mit dem ſchwediſchen rivaliſiren kann. Das meiſte liefert Schleſien (Tarnowitz), dann Weſtphalen, Niederrhein und der Thüringer Wald, zuſammen wohl 1800000 Ctr. Von Halbmetallen findet

man vorzüglich Galmei und Zink (200000 Ctr.), Arſenik, vorzüglich in Schleſien (1800 Ctr.), Kobalt (18000 Ctr.). Außerdem gewinnt man Schwefel (1200 Ctr.) in Sachſen und Schleſien, Steinkohlen beſonders in Schleſien, Weſtphalen, Rheinland und Sachſen (wenigſtens 12 Millionen Ctr.), Braunkohlen ebendaſelbſt in außerordentlich mächtigen Lagern, desgleichen auch Torf, beſonders in Brandenburg und Pommern in außerordentlicher Menge (wenigſtens 75 Millionen Steine). Küchenſalz gibt es im Überfluſſe, das meiſte in Sachſen, Brandenburg und Weſtphalen, zuſammen über $1\frac{1}{2}$ Million Ctr. jährlich, welches in 20 Salinen gewonnen wird, unter denen Schönebeck, Halle, Dürrenberg, Staßfurt, Köſen und Unna die wichtigſten ſind. Der Salzhandel iſt Monopol des Staates. An anderen Salzen findet man Vitriol, beſonders in Schleſien (ungefähr 20000 Ctr.), und Salpeter in Sachſen, Schleſien, Poſen und Weſtpreußen. Die übrigen Mineralien, wie Schiefer, Kalkſtein, Schleifſtein, Marmor, Alabaſter, Gyps, Schwerſpath, Flußſpath, Serpentin, Bimsſtein, Granit, Gneus, Porphyr, Sandſtein u. a., mangeln ebenfalls nicht; auch gibt es Edelſteine, beſonders Chryſopras, Hyacinth, Onyr, Achat, Carneol, Jaspis, Topas, Amethyſt, Olivin u. a. m.; ferner mannigfaltige Erd- und Thonarten, wie Tripel in Sachſen und Schleſien, Mergel, Porzellanerde (im Mannsfeldiſchen), Fayence- und Pfeifenthon (Schleſien und Rheinland) u. dgl. m. Unter den zahlreichen Mineralwäſſern der Monarchie gibt es mehrere berühmte, beſonders in der Rheinprovinz und in Schleſien, wie z. B. Aachen, Burtſcheid, Salzbrunnen, Warmbrunn. Ein P. eigenthümliches Product endlich iſt der Bernſtein, welcher in den Oſtſeeprovinzen theils gegraben, theils gefiſcht wird. Oſtpreußen, und zwar vorzüglich in dem 3 Meilen langen Striche von Pillau bis Dirſchkemen, liefert die größte Quantität, weniger Pommern (vergl. d. Art. Bernſtein). Die Verarbeitung aller dieſer Producte hat eben ſo zahlreiche als bedeutende Fabrik- und Manufacturanſtalten ins Leben gerufen, deren Betreibung nächſt dem Ackerbaue und der Landwirthſchaft die Haupterwerbsquelle der Bewohner des preußiſchen Staats und zugleich die Grundlage eines einträglichen und verbreiteten Handels ausmacht. Dabei iſt zu bemerken, daß ſich der preußiſche Kunſt- und Gewerbsfleiß nicht nur mit der Verarbeitung einheimiſcher Stoffe, ſondern auch roher ausländiſcher beſchäftigt; daraus aber, daß die Einfuhr der rohen Stoffe immer mehr ſteigt, während die der verarbeiteten abnimmt, geht hervor, daß die Induſtrie an Wirkſamkeit und Ausdehnung fortwährend zunimmt. Als die eigentlichen Fabrikländer Preußens, wo nämlich nicht nur die Städte, ſondern auch das Land an dem Kunſtfleiße Theil nimmt, ſind vor allen ein Theil der ſchleſiſchen Regierungsbezirke Breslau und Liegnitz, die weſtphäliſchen Regierungsbezirke Minden und Arnsberg (Mark und Ravensberg), die Provinz Kleve-Berg, der Regierungsbezirk Aachen und einige Theile Sachſens und Brandenburgs, auch der an Schleſien angrenzende Theil von Poſen zu betrachten; in den übrigen Gegenden beſchränkt ſich der Kunſtfleiß meiſt auf die Städte; die induſtriereichſte Gegend der Monarchie und ganz Deutſchlands iſt unſtreitig das Wupperthal in Kleve-Berg mit den Städten Elberfeld und Barmen. Unter den Fabriken, die ſich mit Verarbeitung thieriſcher Stoffe beſchäftigen, ſind am wichtigſten: die Wollenfabriken (Tuch, Caſimir, Halbwollenzeuge, Strümpfe u. ſ. w.) in Aachen, Burtſcheid, Stolberg, Düren, Eupen, Malmedy, Lennep, Burg, Mükkenberg, Grünberg, Goldberg, Görlitz, Liegnitz, Brieg, Löwenberg, Lüben, Sprottau, Breslau, Züllichau, Kottbus, Guben, Kroſſen, Neuruppin, Lukkenwalde, Dahme, Rawitſch, Frauſtadt, Meſeritz, Quedlinburg, Langenſalze, Mühlhauſen u. a. m.; Seidenfabriken vorzüglich in Kleve-Berg zu Elberfeld und Barmen, Mühlheim, Krefeld, Köln, Dahlen, Rheidt, dann im Weſtphäliſchen zu Iſerlohn und im öſtlichen Theile der Monarchie zu Berlin, Potsdam, Magdeburg und Langenſalza (im

Ganzen mögen gegen 7000 Stühle vorhanden ſein, die zum Theil Artikel liefern, welche mit den Lyon'ſchen wetteifern können); Bandfabriken im Großen im Märkiſchen, Kleve-Berg, Berlin; Lederfabriken vorzüglich in den Rheinprovinzen (Malmedy), in Weſtphalen, auch in Brandenburg, Sachſen, Schleſien und Pommern, wo außer dem Betriebe der Gerbereien (wie der trefflichen Weißgerbereien zu Magdeburg, Halberſtadt, Berlin, Potsdam, Königsberg, Danzig, Köln) auch Corduan, Saffian, Pergament u. ſ. w. gefertigt und das gewonnene Leder an mehreren Orten zu verſchiedenen Zwecken bearbeitet wird; ferner Hutmachereien, Wachsbleichen und Wachsfabriken und Seifenſiedereien, zum Theil mit ſchwunghaftem Betriebe. Mit Verarbeitung der Stoffe des Pflanzenreichs beſchäftigen ſich: die Leinwandfabriken (und Garnſpinnereien), höchſt wichtig in Schleſien, Oſtpreußen, Weſtphalen und Niederrhein, nächſtdem in Sachſen, Brandenburg und Pommern. Der reine Gewinn, welchen P. aus dieſem Zweige der Induſtrie zieht, iſt ſehr beträchtlich und ſelbſt jetzt, wo derſelbe ziemlich geſunken iſt, exportirt Schleſien allein noch für 1½ Millionen Thaler. Von gleicher Bedeutung ſind die Baumwollenfabriken in Sachſen, Weſtphalen, Brandenburg, Schleſien und vorzüglich in Kleve-Berg (Düſſeldorf); das Verhältniß der Production zur Einfuhr der rohen Stoffe ſtellt ſich auch hier außerordentlich günſtig, indem erſtere die letztere um das Sechsfache überſteigt. Außerdem ſind noch wichtig die Papierfabriken (obwohl ſie das Bedürfniß nicht ganz decken), beſonders in Schleſien, Sachſen, Brandenburg und im aachner Regierungsbezirke; ferner die Bierbrauereien im öſtlichen Haupttheile, die Branntweinbrennereien in Nordhauſen, Berlin, Breslau, Danzig, Quedlinburg, Stettin; die Ölfabrication in Sachſen und der Weſthälfte; die Stärke- und Puderfabriken (Halle); Tabaksfabriken wichtig in Berlin, Frankfurt, Magdeburg (Nathuſius), Köln, Düſſeldorf u. a. O.; Zukkerſiedereien in neuerer Zeit von ziemlicher Bedeutung zu Berlin, Frankfurt, Magdeburg, Breslau, Hirſchberg, Königsberg, Danzig, Elbing, Stettin; endlich noch Holzwaarenfabriken in Henneberg, Weſtphalen; Potaſcheſiedereien beſonders in Oſtpreußen; Cichorienfabriken; Eſſigbrauereien. Faſt wichtiger noch als dieſe bis jetzt angeführten Zweige der Induſtrie iſt die Verarbeitung der Metalle. Dieſelbe hat ihren Hauptſitz in Oberſchleſien, Schleuſingen, in der Provinz Kleve-Berg (Solingen, Lennep), vor Allem aber in dem weſtphäliſchen Regierungsbezirke Arnsberg (Iſerlohn und Altena). Hierher gehören die Eiſengießereien, die Stab-, Zain-, Band- und Reckeiſenhämmer, Stahlhämmer, Eiſenblechhütten, Drahtfabriken, Meſſer-, Scheeren- und Klingenfabriken, Gewehr- und Nägelfabriken; dann die Kupfer-, Meſſing-, Gold- und Silberfabrication; Glas-, Schießpulver-, Farben- und chemiſche Fabriken und zuletzt die Thonwaarenfabriken. Alle dieſe verſchiedenen Zweige liefern nicht allein Hinlängliches für das Bedürfniß, ſondern gewähren auch bedeutenden Überſchuß zur Ausfuhr. Auf dem blühenden Zuſtande der preußiſchen Induſtrie beruht der Handel der Monarchie, der zwar nicht ſo wichtig, daß man P. zu den erſten Handelsſtaaten rechnen könnte, aber doch immer bedeutend genug iſt, zumal da derſelbe durch die Lage des Landes zwiſchen dem productenreichen Norden und Oſten und dem gewerbthätigen Weſten Europas, dann auch durch ſeine Lage am Meere und durch viele ſchiffbare Flüſſe, Canäle, Landſtraßen u. ſ. w. außerordentlich begünſtigt wird. Der innere Verkehr iſt ohne Zweifel der wichtigſte Zweig des preußiſchen Handels und in der neueſten Zeit, wo die meiſten der übrigen deutſchen Staaten dem preußiſchen Zollſyſteme beigetreten ſind, von erhöhter Bedeutung geworden. Gewerbefreiheit, Flußſchifffahrtsacten, Meſſen und Märkte, mehrere Banken, Inſtitute aller Art u. ſ. w. befördern den Verkehr, deſſen Lebhaftigkeit einen Beweis von den Vortheilen gibt, die er gewährt. Der auswärtige Handel, zumal der Seehandel, wird ebenfalls ziemlich ſchwunghaft, zum Theil mit preußiſchen Schiffen, betrieben und gibt eine

durchaus günſtige Bilanz. Den Hauptantheil an dem Seehandel nehmen Stettin, Danzig, Königsberg, Memel, Pillau, Elbing, Swinemünde, Kolberg, Stralſund, Wolgaſt, Greifswald u. m. a.; Hauptplätze des Landhandels ſind Berlin, Breslau, Magdeburg, Frankfurt, Köln (Rheinhafen) und Elberfeld. Was die Ausfuhrartikel betrifft, ſo gehören hierher vorzüglich: Wolle, wollene Waaren, Getreide, Hülſenfrüchte, Obſt, Flachs, Hanf, Garn, Leinwand, Baumwollen- und Seidenwaaren, Eiſen- und Stahlwaaren, Salz, Holz, Steinkohlen, Eiſen, Blei, Schwefel, Mineralwäſſer, Federn, Wachs, Leder u. a. m. Einfuhrartikel ſind: Material- und Colonialwaaren, Wein, rohe Seide, Hopfen, Rum, Arak, Öl, Pelzwerk, Häute, Queckſilber, Zinn, Südfrüchte, Thran u. a. m. Die Bilanz hat P., wie aus den Ein- und Ausfuhrliſten und Zollregiſtern hervorgeht, durchgängig für ſich; der Betrag des Gewinnes indeß kann nur approximativ und zwar auf ungefähr 3 Millionen Thaler angeſchlagen werden. Die wiſſenſchaftliche und artiſtiſche Bildung, ſo wie das Volkserziehungsweſen Preußens iſt muſterhaft und ſteht in gewiſſen Hinſichten unübertroffen da. Für die höhere Ausbildung ſorgen 6 Univerſitäten zu Greifswald, Königsberg, Halle, Breslau, Berlin und Bonn und zahlreiche (über 100) Gymnaſien und Lyceen, die ſämmtlich unter beſonderer Fürſorge der Regierung ſtehen und von derſelben thätig unterſtützt werden. Außerdem gibt es in den verſchiedenen Theilen der Monarchie zahlreiche beſondere Unterrichtsanſtalten, wie Seminarien und Akademien, Forſt-, bergwiſſenſchaftliche und Landwirthſchaftsinſtitute, Handlungs- und Schifffahrtsſchulen, Militairſchulen; für die künſtleriſche Ausbildung ferner ſorgen die königliche Akademie der bildenden Künſte und zahlreiche Kunſt- und Bauſchulen in den wichtigſten Städten des Landes, Singakademien und Vereine, Theater, Concerte u. a. m. Umfaſſende Hülfsmittel finden ſich überall in Bibliotheken, Sternwarten, botaniſchen Gärten, Gemäldegalerien und Sammlungen und Muſeen aller Art. Auch iſt kein Mangel an höheren wiſſenſchaftlichen Vereinen (z. B. die königliche Akademie der Wiſſenſchaften) und Geſellſchaften aller Art, die ſich die Beförderung irgend eines Zweiges der Wiſſenſchaft oder des gewerblichen Lebens vorzugsweiſe zum Ziele geſetzt haben. Das Volksſchulweſen iſt gegenwärtig in blühendem Zuſtande. An Vereinen zu wohlthätigen Zwecken iſt ebenfalls kein Mangel. Hierher gehören die Bibelgeſellſchaften, ſämmtlich unter dem Reſſort der Hauptbibelgeſellſchaft zu Berlin ſtehend, das Seminar für Miſſionarien, ein Hauptverein für chriſtliche Erbauungsſchriften, zahlreiche Unterſtützungsvereine, Stiftungen und Inſtitute, trefflich eingerichtete Waiſen-, Armen- und Zuchthäuſer, Feuer- und Hagelverſicherungsanſtalten u. dgl. m. — Herrſchende Religion iſt die evangeliſche, zu der ſich $\frac{3}{5}$ der Geſammtvölkerung bekennen. Die Lutheraner und Reformirten bilden ſeit 1817 eine vereinigte Kirche; zu ihnen rechnet man auch noch die Herrnhuter, Huſſiten und die wenigen Separatiſten. Die vier Provinzen Oſtpreußen, Brandenburg, Pommern und Sachſen enthalten faſt lauter Bekenner der evangeliſchen Confeſſion; in Schleſien iſt ihre Anzahl ebenfalls überwiegend; in Poſen aber, Weſtphalen und in den Rheinprovinzen bilden die Katholiken die Mehrzahl. Mennoniten gibt es ungefähr 15000, davon die Mehrzahl in Weſtpreußen, Juden gegen 155000, die meiſten in Schleſien, Poſen, Weſtpreußen und Niederrhein. Die Staatsverfaſſung Preußens iſt unumſchränkte Monarchie, denn die Provinzialſtände (ſeit 1823) haben keinen Antheil an der Geſetzgebung, ſondern berathen nur über die Geſetzentwürfe, in ſofern ſie eine Provinz angehen, und haben das Recht, Bitten und Beſchwerden bei der Regierung einzureichen. An der Spitze des Staats ſteht ein König, jetzt Friedrich Wilhelm III. Die Thronfolge geht ſtets auf den älteſten Prinzen in gerad abſteigender Linie über und iſt in männlicher und weiblicher Linie erblich. Alle Zweige der Staatsverwaltung ſtehen unter der oberſten Leitung des Königs, welcher ſeine Verordnungen durch das geheime

Digitized by Google

Cabinet erläßt. Ihm zur Seite ſteht als höchſte berathende Behörde ein Staatsrath, beſtehend aus den volljährigen (mit 18 Jahren) Prinzen des königlichen Hauſes, den wirklichen Staatsminiſtern, den commandirenden Generalen in den Provinzen und den Oberpräſidenten der letzteren, wenn ſie in Berlin anweſend ſind, und allen den oberen Staatsdienern, welche das Vertrauen des Königs dazu beruft. Zur gehörigen Berathung iſt der Staatsrath in 6 Sectionen getheilt, deren jeder ein beſonderer Zweig der Geſchäfte zugewieſen iſt; kein Beſchluß aber iſt gültig, wenn er nicht die Beſtätigung des Königs erhalten hat. Sämmtliche Zweige der Verwaltung ſtehen unter dem Staatsminiſterium als der oberſten verwaltenden Behörde; daſſelbe beſteht aus den einzelnen Miniſterien, deren jedes die beſonderen Zweige unmittelbar leitet, während jenes das Ganze in allgemeiner Überſicht zuſammenfaßt. Die jetzt beſtehenden 7 Miniſterien ſind: das Miniſterium des königlichen Hauſes, der auswärtigen Angelegenheiten, des Innern und der Polizei, der Finanzen, der geiſtlichen, Unterrichts- und Medicinalangelegenheiten, der Juſtiz und des Kriegs. Zu den Centralbehörden gehören noch: das Poſtdepartement, die Generalcontrole der Finanzen, die Hauptverwaltung der Staatsſchulden, die königliche Hauptbank und die Generaldirection der Seehandlungsſocietät. Zum Behufe der innern Verwaltung iſt der Staat in 10 Provinzen (Oſtpreußen, Weſtpreußen, Poſen, Schleſien, Pommern, Brandenburg, Sachſen, Weſtphalen, Cleve-Berg und Niederrhein) getheilt, die wieder in 25 Regierungsbezirke und 334 Kreiſe zerfallen. An der Spitze der Provinzialverwaltung ſtehen Oberpräſidenten, deren es 8 gibt, da Oſt- und Weſtpreußen und Rheinland nur einen haben. Sie haben mehr das Allgemeine ſämmtlicher Verwaltungszweige zu beſorgen und bilden in jeder Hinſicht die unmittelbare Inſtanz. Ihnen untergeben ſind die Provinzialregierungen, deren Geſchäftskreis ſich auf alle Zweige der innern Adminiſtration erſtreckt, in ſoweit nämlich die Befugniß einer Territorialbehörde gehen kann. Jede dieſer Regierungen zerfällt in 3 Abtheilungen: für das Innere, für Kirchenverwaltung und Schulweſen, und für Steuern und Domainen. Den einzelnen Kreiſen der Regierungsbezirke ſtehen Landräthe vor, denen früher unter andern auch die Erhebung der directen Steuern oblag; jetzt jedoch ſind in allen Theilen der Monarchie für dieſen Zweig der Verwaltung Generalſteuerdirectoren eingeſetzt worden, auch bilden überall die Bergämter beſondere Behörden. Die Provinzialjuſtizpflege iſt den Oberlandesgerichten übergeben und zwar ſo, daß dieſelben in dem ihnen zugetheilten Jurisdictionsbezirke die geſammte Rechtspflege, das Vormundſchafts-, Hypotheken- und Privatlehnsweſen verwalten, ferner in erſter Inſtanz die Gerichtsbarkeit über eximirte Perſonen und Grundſtücke ausüben und endlich für die Erkenntniſſe der Provinzialuntergerichte eine Appellationsinſtanz bilden. — Was die Finanzen des preußiſchen Staats betrifft, ſo ſind dieſelben zwar nicht in glänzendem Zuſtande — wie dieß auch nach den außerordentlichen Opfern, welche der letzte Krieg gekoſtet hat, nicht möglich iſt — aber doch wohl geordnet und trefflich verwaltet. Die Quellen der Einkünfte ſind Domainen und Regalien und directe und indirecte Steuern. Zu den Regalien gehören die Einnahmen aus den Bergwerken, Hütten, Salinen, der Poſt und der Lotterie; zu den Steuern Zölle und Verbrauchsſteuern, Stempelſteuer, Gewerbeſteuer, Grundſteuer, Claſſen- und Schlachtſteuer u. a. m. Die Geſammteinnahme beläuft ſich über 51½ Mill., die Ausgabe auf eben ſo viel, die Staatsſchuld auf 174 Mill. Thaler, zu deren Tilgung jährlich 8—10 Mill. angewieſen ſind. Den größten Theil der Einkünfte nimmt das Kriegsweſen in Anſpruch, jährlich auf 23 Mill., eine bedeutende Summe, die aber erforderlich iſt, wenn die Kriegsmacht in ihrer impoſanten Stellung erhalten werden ſoll. Gegenwärtig beſteht die preußiſche Armee aus dem ſtehenden Heere, der Landwehr des erſten und zweiten Aufgebots und dem Landſturme. Das erſtere iſt ſtets bereit ins Feld zu rücken

und umfaßt alle wiſſenſchaftlichen Abtheilungen der Armee; die Landwehr tritt nur bei ausbrechendem Kriege (und jährlichen Übungen) zuſammen, aber blos das erſte Aufgebot rückt ſogleich mit ins Feld, während das zweite Garniſonsdienſte thut; der Landſturm endlich ſorgt bei einem ausbrechenden Kriege für Aufrechterhaltung der innern Ordnung, dient zur Deckung von Transporten ꝛc. Das ſtehende Heer beſteht aus 32 Linieninfanterieregimentern, 2 Jäger- und 2 Schützenbataillonen, 8 Reſerveregimentern, 48 Garniſoncompagnien, 32 Cavallerieregimentern (8 Cuiraſſier-, 4 Dragoner-, 12 Huſaren- und 8 Uhlanenregimenter), 8 Artilleriebrigaden (zu 3 Compagnien reitender und 11 Compagnien Fußartillerie), 8 Pionnierabtheilungen, einem Ingenieurcorps und 16 Invalidencompagnien. Außerdem gibt es ein Garde- und Grenadiercorps. Dazu gehören 2 Gardeinfanterieregimenter, ein Gardejägerbataillon, zwei Gardelandwehrregimenter, Garde du Corps, ein Gardehuſarenregiment, Gardecuiraſſierregiment ꝛc. Die Landwehr begreift 32 Regimenter zu 3 Bataillonen und 3 Schwadronen und 4 Reſervelandwehrregimenter zu 6 Compagnien. Dieſe ganze Macht iſt in 8 Armeecorps eingetheilt, deren zwei eine Armeeabtheilung ausmachen, und beſteht im Frieden zuſammen aus 117000 M. Linie und 51000 Landwehr; im Kriege würde ſie mit der Reſerve und den beiden Aufgeboten der Landwehr auf 530000 M. gebracht werden können. Zur wiſſenſchaftlichen Ausbildung dienen verſchiedene Anſtalten, wie die allgemeine Kriegsſchule zu Berlin, und außerdem Cadettenhäuſer, Ingenieur- und Artillerieſchulen, Diviſions-, Regiments- und Bataillonsſchulen u. a. m. — An Feſtungen iſt P. ſehr reich, nur gegen die ruſſiſche Grenze gibt es keine. Die wichtigſten ſind: an der franzöſiſchen Grenze Saarlouis; an der niederländiſchen Jülich; den Rhein vertheidigen Weſel, Köln und Coblenz mit Ehrenbreitenſtein; die Weſer Minden; Thüringen Erfurt; die Elbe decken Magdeburg, Wittenberg und Torgau; die Havel Spandau; die Oder Stettin, Küſtrin, Großglogau und Koſel; Schleſien Glatz, Silberberg, Schweidnitz und Neiße; die Weichſel Graudenz und Thorn; an der Oſtſeeküſte liegen Pillau, Danzig, Kolberg und Stralſund. — Orden hat P. 6, als: den ſchwarzen Adlerorden, den rothen Adlerorden, den Militairverdienſtorden, den preußiſchen St. Johanniterorden, den Orden des eiſernen Kreuzes und den Louiſenorden. Außerdem gibt es noch verſchiedene andere Ehrenzeichen, wie das Militairehrenzeichen, das allgemeine Ehrenzeichen und die Kriegsdenkmünze. — Als Mitglied des deutſchen Bundes nimmt der König von P. die zweite Stelle ein mit einer Stimme in der engern und 4 Stimmen in der weitern Bundesverſammlung. Das Contingent beträgt 79234 M. (mit 160 Stück Geſchütz), die das 4., 5. und 6. Armeecorps des Bundesheeres bilden. In Luxemburg und Mainz hat P. Beſatzungsrecht. — Kurze Überſicht der ſämmtlichen Provinzen Preußens nach ihren Regierungsbezirken und Kreiſen. 1) Provinz Oſtpreußen (702¼ □M.) zerfällt in die Regierungsbezirke Königsberg und Gumbinnen mit den Kreiſen Königsberg (Stadt- und Landkreis), Fiſchhauſen, Memel, Labiau, Welau, Gerdauen, Raſtenburg, Friedland, Preußiſch-Eylau, Zinten, Braunsberg, Heilsberg, Röſſel, Allenſtein, Ortelsburg, Neidenburg, Oſterode, Morungen, Preußiſch-Holland, Gumbinnen, Inſterburg, Darkehmen, Angerburg, Lötzen, Sensburg, Johannisburg, Lyck, Oletzko, Goldap, Stallupönen, Pillkallen, Ragnit, Tilſit, Niederung und Heidekreuz. 2) Provinz Weſtpreußen (465 □M.) zerfällt in die Regierungsbezirke Danzig und Marienwerder mit den Kreiſen: Danzig (Stadt- und Landkreis), Elbing, Marienburg, Stargard, Behrendt, Karthaus, Neuſtadt, Marienwerder, Stuhm, Roſenberg, Löbau, Straßburg, Thorn, Kulm, Graudenz, Schwetz, Konitz, Schlochau, Flatow und Deutſch-Krone. 3) Provinz Poſen (538½ □M.) zerfällt in die Regierungsbezirke Poſen und Bromberg mit den Kreiſen Poſen,

Digitized by Google

Obernik, Samter, Meſeritz, Birnbaum, Buk, Bomſt, Koſten, Schrimm, Kröben, Frauſtadt, Krotoſchin, Schildberg, Adelnau, Pleſchen, Wreſchen, Schrodda, Wirſitz, Bromberg, Chodzeſen, Wongrowitz, Czarnikow, Gneſen, Mogilno, Schubin und Inowrazlau. 4) Provinz Schleſien (720 □M.) zerfällt in die Regierungsbezirke Breslau, Oppeln und Liegnitz mit den Kreiſen: Breslau, Neumarkt, Steinau, Wohlau, Guhrau, Militſch, Trebnitz, Wartenberg, Öls, Namslau, Brieg, Ohlau, Strehlen, Münſterberg, Frankenſtein, Nimptſch, Reichenbach, Striegau, Schweidnitz, Waldenburg, Glatz, Habelſchwerdt, Oppeln, Falkenberg, Grottkau, Neiße, Neuſtadt, Koſel, Leobſchütz, Ratibor, Rybnik, Pleß, Beuthen, Toſt, Großſtrelitz, Lublinitz, Roſenberg, Kreuzburg, Liegnitz, Lüben, Glogau, Freiſtadt, Grünberg, Sagan, Sprottau, Bunzlau, Goldberg, Jauer, Landshut, Bolkenhain, Schönau, Hirſchberg, Löwenberg, Lauban, Görlitz, Rothenburg, Hoyerswerda. 5) Provinz Pommern (566 □M.). Dieſe Provinz, welche durch die Oder in zwei Theile, Vor- und Hinterpommern, getheilt wird, bildete bis 1637 ein ſelbſtſtändiges Herzogthum. Schon frühe hatten ſlawiſche Völker, unter ihnen vorzugsweiſe Wenden, von dieſen Gegenden Beſitz genommen und nach und nach ihre Herrſchaft befeſtigt. Als Stammvater der Herzöge von P. wird Meſtibock um 960 genannt, doch konnte ſich die Macht ſeiner Nachkommen, die ſich übrigens erſt im XII. Jahrh. beſtimmter ausbildete, wegen häufiger Theilungen (Linie: Pommerellen, Pommern, Stettin, Wolgaſt) nie zu einer Achtung gebietenden Stellung erheben und fortwährende Kriege mit Polen, Dänemark und ſpäter beſonders mit Brandenburg ſchwächten dieſelbe außerordentlich, ja führten ſogar mehr als einmal Lehnsnexus herbei. Nach dem Ausſterben des letzten Herzogs Boleslaus XIII. (XIV.) im Jahre 1637 machte Brandenburg dem im Jahre 1331 geſchloſſenen Erbfolgevertrage gemäß ſeine Anſprüche geltend, mußte ſich aber im weſtphäliſchen Kriege mit Hinterpommern begnügen und Vorpommern und Rügen an Schweden abtreten. Im Jahre 1720 indeß kam auch dieſes Gebiet mit Ausnahme Rügens und einem andern unbedeutenden Striche an P. und der Friedensſchluß von 1815 vereinigte endlich Alles unter des letztern Scepter. Jetzt zerfällt P. in 3 Regierungsbezirke: Stettin, Köslin und Stralſund mit den Kreiſen Stettin, Randow, Anklam, Uckermünde, Uſedom-Wollin (zwei Inſeln), Demmin, Kammin, Greiffenberg, Naugard, Pyritz, Greiffenhagen, Regenwalde, Saatzig, Fürſtenthum (Köslin), Schlawe, Lauenburg-Bütow, Stolpe, Neuſtettin, Rummelsburg, Schiefelbein, Belgard, Dramburg, Franzburg, Grimme, Greifswald, Bergen (Rügen, ſ. d. Art.). 6) Provinz Brandenburg (749 □M.) zerfällt außer den Haupt- und Reſidenzſtädten Berlin und Potsdam (ſ. d. Artt.) in die Regierungsbezirke Potsdam und Frankfurt mit den Kreiſen: Oſthavelland, Teltow-Starkow, Niederbarnim, Oberbarnim, Angermünde, Prenzlow, Templin, Ruppin, Oſtpriegnitz, Weſtpriegnitz, Weſthavelland, Zauch-Belzig, Jüterbock-Luckenwalde, Frankfurt, Lebus, Küſtrin, Königsberg, Soldin, Arnswalde, Friedeberg, Landsberg, Sternberg, Züllichau, Croſſen, Sorau, Guben, Lübben, Cottbus, Luckau, Spremberg, Calau. 7) Provinz Sachſen (457 □M.) zerfällt in die Regierungsbezirke Magdeburg, Merſeburg und Erfurt mit den Kreiſen: Magdeburg, Wanzleben, Kalbe, Jerichow I., Jerichow II., Oſterburg, Salzwedel, Gardelegen, Stendal, Neuhaldensleben, Wollmirſtädt, Oſchersleben, Oſterwieck, Aſchersleben, Halberſtadt, Erfurt, Weißenſee, Langenſalza, Mühlhauſen, Heiligenſtadt, Worbis, Nordhauſen, Schleuſingen, Ziegenrück, Merſeburg, Zeitz, Weißenfels, Naumburg, Eckardtsberga, Querfurt, Sangerhauſen, Mansfeld (Gebirgs- und Seekreis), Saalkreis, (Halle), Delitzſch, Bitterfeld, Torgau, Wittenberg, Liebenwerda, Schweidnitz. 8) Provinz Weſtphalen (367 □M.) zerfällt in die Regierungsbezirke Münſter,

Minden und Arnsberg mit den Kreiſen: Münſter, Tecklenburg, Steinfurt, Ahaus, Koesfeld, Borken, Lüdinghauſen, Recklinghauſen, Beckum, Warendorf, Arnsberg, Meſchede, Witgenſtein, Brilon, Siegen, Altena, Olpe, Hagen, Iſerlohn, Dortmund, Bochum, Soeſt, Hamm, Lippſtadt, Minden, Bünde, Rahden, Herford, Halle, Bielefeld, Wiedenbrück, Paderborn, Büren, Warburg, Brakel, Höxter. 9) Provinz Kleve-Berg (158 □M.) zerfällt in die Regierungsbezirke Köln und Düſſeldorf mit den Kreiſen: Köln, Bonn, Rheinbach, Lechenich, Mühlheim, Bergheim, Siegburg, Gummersbach, Wipperfurt, Düſſeldorf, Grevenbroich, Neuß, Gladbach, Krefeld, Geldern, Kempen, Rees, Kleve, Elberfeld, Duisburg, Solingen, Lennep. 10) Provinz Niederrhein (288 □M.) zerfällt in die Regierungsbezirke Coblenz, Trier und Aachen mit den Kreiſen: Coblenz, St. Goar, Kreuznach, Zell, Simmern, Kochem, Ahrweiler, Adenau, Mayen, Neuwied, Wetzlar-Braunfels, Altenkirchen, Trier, Merzig, Saarburg, Saarlouis, Saarbrück, Ottweiler, Wittlich, Bernkaſtel, Daun, Prüm, Bittburg, Aachen, Heinsberg, Geilenkirchen, Jülich, Erkelenz, Montjoie, Düren, Eupen, Gemünd, Malmedy. — Was die Einwohnerzahl der Städte betrifft, ſo zählt man über 300000 nur in Berlin, über 50000 in Breslau, Danzig, Köln und Königsberg, über 20000 in Aachen, Halle, Elberfeld, Magdeburg, Poſen, Stettin und Potsdam, über 10000 in Barmen, Bonn, Brandenburg, Düſſeldorf, Elbing, Erfurt, Frankfurt, Görlitz, Halberſtadt, Coblenz, Krefeld, Münſter, Quedlinburg, Stralſund, Tilſit und Trier. Von 5000—10000 zählen über 60 und 1000—5000 Einw. über 700 Städte. — Übrigens iſt der König von P. auch Landesherr von dem in politiſcher Beziehung zur Eidgenoſſenſchaft gehörigen Canton Neuenburg (ſ. d. Art.). — Geſchichte des preußiſchen Staats. — Der Anfang des jetzt zu den Großmächten Europas gehörigen preußiſchen Staates iſt klein und unbedeutend, ein den Slawen an der Spree, Havel und Oder entriſſener, von der Natur wenig begünſtigter und nur ſchwach bevölkerter Landſtrich. Schon Karl der Große hatte auf die ſeit dem V. Jahrh. im Oſten Europas anſäſſigen Slawen ſein Augenmerk gerichtet und, um weiteres Vordringen derſelben zu verhüten, an der Grenze feſte Plätze gegen ſie angelegt; doch behaupteten ſich die einzelnen Stämme in ihren Wohnſitzen bis zur Saale und entzogen ſich ſogar nach Karl's Tode der frühern Tributpflichtigkeit. Erſt Heinrich I. erkannte die Nothwendigkeit, dieſe gefährlichen Nachbarn (ſie hatten auch den Ungarn beigeſtanden) zu demüthigen und durch Waffengewalt unſchädlich zu machen. Bereits 928 bezwang er die Sorben im Lande zwiſchen der Saale, Mulde und Elbe und 3 Jahre ſpäter auch deren Bundesſtamm, die Heveller an der Havel, zerſtörte ihre Feſtung Brannibor und ſtellte im Jahre 936, da ſie ſich von Neuem mit den Ungarn verbunden hatten, den Grafen Bernhard an die Spitze der neu errichteten Mark Nordſachſen (Altmark; provincia Redariorum). Die Nachfolger deſſelben, die unter dem Herzoge von Sachſen ſtanden, kommen meiſt unter dem Namen der Markgrafen zu Salzwedel vor; denn die Benennung Markgrafthum Brandenburg wird erſt im XII. Jahrh. in den Zeiten Albrecht's des Bärs gewöhnlich. Otto I. fuhr in dem Syſteme ſeines Vaters fort und ſuchte dadurch insbeſondere die Eroberung zu befeſtigen, daß er deutſche Coloniſten in jene Landſtriche verpflanzte und dem Chriſtenthume Eingang verſchaffte; letzteres förderte er vorzugsweiſe durch die Gründung der Bisthümer Havelberg und Brandenburg. Nichtsdeſtoweniger dauerte die Gährung unter den Slawen ununterbrochen fort und mehr als einmal bedurfte es unter Otto's Nachfolgern, zumal in dem XI. Jahrh., bedeutender Anſtrengungen, um das Erworbene zu behaupten; auch beſtand ungehindert der ſlawiſche Staat unter einheimiſchen Regenten fort, bis nach dem Ausſterben derſelben mit dem Könige Heinrich im Jahre 1142 Albrecht der Bär aus dem Hauſe Askanien das ganze

Digitized by Google

brandenburgiſche Land (Mittelmark, Priegnitz und einen Theil der Neumark) in Beſitz und vom deutſchen Reiche als Markgraf von Brandenburg zu Lehn nahm. Wie dieſer kräftige heldenmüthige Fürſt ſeine Beſitzungen auf Koſten der Slawen immer weiter ausdehnte, überhaupt ſein ausgezeichnetes Wirken ſ. in dem Artikel Albrecht der Askanier. Von ſeinen Söhnen folgte ihm Otto I. in Brandenburg, während Bernhard Titel und Würde eines Herzogs von Sachſen erhielt. Bemerkenswerth iſt es dabei, daß die Zertrümmerung des Herzogthums Sachſen (denn Bernhard erhielt den kleinſten Theil davon) ſchon damals dem brandenburgiſchen Staate ein größeres politiſches Gewicht verlieh, und nur an dem ſchwachen Otto lag die Schuld, daß die Macht deſſelben nicht noch höher ſtieg. Auch Otto II. (von 1184—1205) trat nicht kräftig auf und trieb ſogar ſeine Nachgiebigkeit gegen die Pfaffen ſo weit, daß er dem Erzſtifte von Magdeburg einen großen Theil der Altmark und einige Theile der Mittelmark unter der Bedingung ſchenkte, daß ſie ein Jahr ſpäter als magdeburgiſches Lehn wieder an Brandenburg fallen ſollten; ein höchſt kopfloſer Handel, welcher in der Folge manche verdrießliche Verwickelungen herbeiführte. Sein Bruder Albrecht II., von 1205—1220, erſcheint um Vieles ſelbſtſtändiger, wenigſtens nahm er rühmlichen Antheil an den verſchiedenen Kämpfen, die damals Deuſchland bewegten, und erhielt von Friedrich II., dem er beigeſtanden hatte, ſeine Anwartſchaft auf Vorpommern beſtätigt. Wichtiger noch wurde die Regierung ſeiner beiden Söhne, Johann I. und Otto III., welche dieſelbe anfangs unter der Vormundſchaft ihrer umſichtigen Mutter, Mathilde, dann ſeit 1226 gemeinſchaftlich führten. Denn nicht nur, daß ſie in der Uckermark, dem Bisthume Lebus und den Städten Mittenwalde, Köpenik, Bautzen, Görlitz, Löbau und Lauban wichtige Eroberungen machten, ſie ſorgten auch für Anbau und Wohlſtand und gründeten mehrere neue Städte, wie Frankfurt, Bärwalde, Friedland u. a. m. Durch die im Jahre 1258 vorgenommene Theilung übrigens wurden ſie die Stifter zweier beſonderer Linien, Johann der ältern ſtendalſchen, Otto der jüngern Linie zu Salzwedel. In Stendal regierten ſeit 1266 die drei älteſten Söhne Johann's, Johann II., Otto IV. mit dem Pfeile (ſ. d. Art.) und Konrad I., gemeinſchaftlich; doch iſt von ihnen außer der Theilnahme an den Streitigkeiten der Zeit nichts Erhebliches bekannt; bemerkenswerth aber, daß Otto IV. und Konrad nach dem Tode Johann's II. (1282) die Mark Landsberg von Albert dem Unartigen an ſich brachten und dieſelbe ihrem nachgebornen, früher übergangenen Bruder Heinrich überließen. Nach Konrad's Tode im Jahre 1304 übernahmen ſeine Söhne, Johann IV. und Waldemar, die gemeinſchaftliche Regierung in den Ländern ſtendalſcher Linie; in Salzwedel führte dieſelbe nach Otto's III. Tode im Jahre 1267 Otto IV. ſo gut wie allein, da ſein Bruder Albrecht ſich mit einigen Städten begnügte, bis 1298, wo ihm ſein einziger Sohn Hermann folgte. Dieſer erwarb gemeinſchaftlich mit ſeinem Vetter, dem Stendaler Otto IV., von dem Wettiner Tiecemann die Niederlauſitz und übernahm pfandweiſe von dem böhmiſchen Könige Wenzel die Mark Meißen (für 50000 Mark Silber), welche derſelbe ebenfalls als Pfand von dem Kaiſer Albrecht erhalten hatte. Daraus entſtand aber eine langwierige und blutige Fehde zuerſt mit dem Kaiſer, dann, als dieſer ſich gegen die beiden Söhne Albert's des Unartigen, Friedrich den Gebiſſenen und Tiecemann, nicht im Beſitze Meißens erhalten konnte, mit den Letzteren, obwohl erſt nach Hermann's Tode (1308) mit deſſen Sohne, dem minderjährigen Johann V., die Linie zu Salzwedel erloſch (1317). Die Länder derſelben fielen an Stendal, wo Waldemar ſeit 1307 allein regierte. Der bereits 1312 mit Friedrich dem Gebiſſenen, welcher die Mark Landsberg und die Niederlauſitz zurückverlangte, ausgebrochene Krieg endete bald nach ſeinem Beginnen durch die Gefangennehmung Friedrich's, und Waldemar ermangelte nicht, daraus anſehnlichen Vortheil zu ziehen, indem er die Niederlauſitz und Landsberg als Bedingung der Freilaſſung des Gefangenen

ſtellte, auch hielt er mehrere Jahre einige der wichtigſten Städte Meißens beſetzt. Ueberhaupt erhob ſich unter ſeiner Regierung der brandenburgiſche Staat zu einer bedeutenden Macht und erhielt anſehnlichen Zuwachs, ſo daß er, wenn anders der Stamm der Askanier fortgeblüht hätte, zuverläſſig in kurzer Zeit ein entſchiedenes Übergewicht, wenigſtens im Norden Deutſchlands, erhalten haben würde. Unglücklicherweiſe aber folgte Heinrich der Jüngere von Landsberg, der einzige Erbe, welchen Waldemar bei ſeinem Tode im Jahre 1319 hinterließ, demſelben bereits im folgenden Jahre in das Grab nach. Jetzt brach eine ſtürmevolle Zeit über Brandenburg herein; denn nicht nur, daß das Erlöſchen der Askanier eine Verminderung des Länderumfangs herbeiführte, auch des innern Lebens glücklich begonnene Entwickelung ward auf lange Zeit gehemmt. Schon hatte ſich unter den Askaniern ein reges Städteleben entfaltet, in Berlin, Köln, Neubrandenburg, Salzwedel und Frankfurt blühten Handel und Gewerbe; die Gerechtigkeitspflege war ziemlich geordnet; überhaupt hatte deutſche Sprache, Sitte, Cultur und Geſetzgebung über das Slawenthum geſiegt. Solche friſche Entwickelung des innern Lebens unter den Askaniern verfehlte nicht ihrer Einwirkung auf die äußere Ankündigung des Staates, welcher damals außer der Altmark, Mittelmark, Uckermark, Priegnitz und Neumark auch beide Lauſitzen, die Mark Brandenburg (mit Sangershauſen), Lebus, einige Theile von Meißen, mehrere Parzellen in den Stiftern Verden und Magdeburg, die Lehnshoheit über Wernigerode, Pommern und Meklenburg u. a. m. einſchloß. Aber kaum war der letzte Askanier todt, ſo traten auch eine Menge Bewerber auf und ſuchten ihren Anſprüchen unter irgend einem Rechtstitel Anerkennung zu verſchaffen. Johann von Böhmen nahm die Oberlauſitz, der Churfürſt Rudolph von Sachſen Wittenberg, ein Askanier machte auf das ganze Erbe Anſprüche, begnügte ſich aber mit der Niederlauſitz auf 12 Jahre; die Wittwe Waldemar's brachte die Altmark, ihr Witthum, dem Herzoge Otto von Braunſchweig, ihrem zweiten Gemahle, mit; Friedrich der Gebiſſene nahm die verlorenen Theile Meißens zurück; Landsberg kam an Braunſchweig (1347 durch Kauf wieder an Wettin); die Uckermark an Pommern; die Priegnitz nahm Meklenburg, und ſo wurden auch noch andere Gebietstheile von Verſchiedenen in Beſitz genommen. Da erklärte im Jahre 1324 der Kaiſer Ludwig (der Baier) die brandenburgiſchen Lande als eröffnetes Reichslehn und ertheilte ſie nebſt der Churwürde, der Lauſitz und der Lehnshoheit über Pommern ſeinem Sohne Ludwig. Die Priegnitz ward jetzt wieder gewonnen und der Churfürſt von Sachſen-Wittenberg mit der Niederlauſitz (auf einige Zeit) abgefunden und der Herzog Otto von Braunſchweig mußte den jungen Churfürſten in der Altmark als künftigen Erben anerkennen. Die Mittel- und Neumark wurden zur Unterwerfung durch Waffengewalt gezwungen und auch der Herzog von Pommern gab 1331 die Uckermark zurück, wogegen er zwar der Lehnspflicht entbunden wurde, aber den Anfall Pommerns an Brandenburg im Fall des Ausſterbens des pommerſchen Fürſtenhauſes verſprach. So ſchien jetzt das Haus der Wittelsbacher in Brandenburg befeſtigt zu ſein; aber bald zeigte ſich das Ungewiſſe dieſer Erwerbung. Schon 1325 ſprach der Papſt, ein Freund des Luxemburger, den Bann über den Kaiſer und Brandenburg aus und kaum war dieß Ungewitter ohne beſondere Nachtheile vorübergezogen, ſo hatte der Churfürſt einen neuen Kampf mit dem Erzbiſchofe von Magdeburg zu beſtehen, welcher ungünſtig für ihn ausfiel und ihn zwang, die Altmark vom Erzſtifte zu Lehn zu nehmen. Schlimmer wurde der Zwiſt mit dem Könige Johann von Böhmen über Kärnthen und Tyrol. Zwar erreichte der Kaiſer Ludwig ſeinen Zweck; denn Kärnthen blieb den Habsburgern, welchen er gegen Johann von Böhmen beigeſtanden hatte, und Tyrol kam durch Vermählung ſeines Sohnes, des Churfürſten von Brandenburg, mit Margarethe Maultaſch an ſein Haus; aber der Luxemburger rächte ſich empfindlich durch das Aufſtellen eines falſchen Waldemar (ſ. d. Art.) in Branden-

Digitized by Google

burg (1347) und der Papſt ſtand ihm treulich bei, indem er in Karl von Mähren einen Gegenkönig aufſtellte. Die Marken litten damals außerordentlich, zumal da ein großer Theil des Landes den von Karl IV., Anhalt, Sachſen-Wittenberg und dem Erzbiſchofe von Magdeburg anerkannten falſchen Waldemar zufiel und die Waffen gegen den Churfürſten ergriff. Nichts fruchtete nach des Kaiſers Ludwig Tode im Jahre 1347 die Aufſtellung des Gegenkönigs Günther von Schwarzburg, da derſelbe bereits 1349 ſtarb. Karl IV. wurde jetzt überall anerkannt und der Churfürſt von Brandenburg ſöhnte ſich nun ebenfalls mit ihm aus, erhielt die Belehnung mit der Churwürde und den Marken und blieb in dem Beſitze Tyrols. Doch konnte er das brandenburgiſche Land nur mit Mühe wieder erobern, da ſelbſt die bedeutendſten Städte Waldemar gehuldigt hatten; erſt als der Kaiſer mit der Acht drohte, unterwarfen ſich die Empörer und Waldemar zog ſich nach Deſſau zurück. Dem Churfürſten war durch dieſe Treuloſigkeit der Brandenburger der Beſitz der Marken ſo verleidet worden, daß er im Jahre 1351 ſeinen Brüdern, Ludwig dem Römer und Otto, die Regierung abtrat, mit alleinigem Vorbehalt der Churſtimme und des Rückfalls der Länder an ihn oder ſeine Nachkommen im Falle ihres unbeerbten Todes; dafür aber entſagten dieſelben Oberbaierns, wohin ſich jetzt Ludwig (der Ältere) wegen der Nähe Tyrols zurückzog. Ludwig der Römer (ſein nichtswürdiger Bruder Otto verdient kaum der Erwähnung) zeigte nicht ungewöhnliche Herrſchertalente; doch vermochte er nicht dem unglücklichen Lande aufzuhelfen und eben ſo wenig den Stamm der Wittelsbacher in Brandenburg zu befeſtigen. Letzteres verſchuldete er, indem er ſich von dem ſchlauen deutſchen und böhmiſchen Könige, Karl IV., überliſten ließ und in ſeiner gereizten Stimmung gegen die niederbaieriſchen Wittelsbacher, welche ſich vertragswidrig nach Ludwig's des Ältern Tode (1361) Oberbaierns bemächtigt hatten, mit deſſen älteſtem Sohne, Wenzel, eine Erbverbrüderung ſchloß (1363). So kam es, daß, als er im Jahre 1365 geſtorben war, ſein unwürdiger Bruder völlig unter die Vormundſchaft des Kaiſers gerieth und endlich im Jahre 1373 die brandenburgiſchen Marken an die drei Söhne deſſelben, Wenzel, Sigismund und Johann, abtrat. Für ſie führte der Kaiſer ſelbſt die Regierung löblich; die Ordnung und öffentliche Sicherheit wurden hergeſtellt, das Fauſtrecht unterdrückt, Ackerbau, Gewerbe und Handel begünſtigt und geſchützt, den Ständen ihre Rechte wiedergegeben und die Rechtspflege neu geregelt. So konnte Karl ſicher ſein, keinen Widerſtand zu finden, als er im Jahre 1374 auf dem Landtage zu Guben die Vereinigung Brandenburgs mit Böhmen ausſprach und mit Recht mochte er hoffen, daß ſeiner Dynaſtie der Beſitz deſſelben für immer geſichert ſei. Allein ſeine Söhne hatten ſämmtlich nicht ſeinen Geiſt und ſeine Umſicht; kaum war er daher im Jahre 1378 geſtorben, als der alte traurige Zuſtand zurückkehrte. Sigismund hatte die Marken mit Ausnahme der Neumark, welche Johann bekam, erhalten; Wenzel thronte in Böhmen. Zwar war Sigismund wohl der beſte der Brüder, aber ihn hielt die polniſche und ungariſche Königswahl ſtets dem Intereſſe Brandenburgs fremd, das nun während ſeiner Abweſenheit von Statthaltern ſtiefmütterlich genug behandelt und durch faſt unerſchwingliche Kriegsſteuern völlig erſchöpft wurde. Unglücklicher noch wurde die Lage des Landes, als Sigismund, der ſeit 1387 auf dem ungariſchen Throne ſaß, daſſelbe den Markgrafen Jobſt und Procop pfandweiſe überließ, die es nun ihrerſeits auch wegen Geldmangels im Jahre 1395 anderweit an den Markgrafen Wilhelm von Meißen verpfändeten. Letzterer ſorgte wenigſtens für die innere Ruhe; doch brachte Jobſt, der das Land 1398 wieder zurücknahm, das alte Raubſyſtem gefliſſentlich wieder in Gang und verpfändete, je nach ſeinem Bedürfniſſe, Städte, Zölle ꝛc. an den Meiſtbietenden. Auch die Neumark, welche nach Johann's Tode (1395) an Sigismund gefallen, von dieſem aber erſt an den Wojewoden von Siebenbürgen, dann an den deutſchen Orden verpfändet worden war, litt in dieſer Zeit

außerordentlich. Nach Jobſt's von Mähren Tode im Jahre 1411 fielen die Marken an Sigismund zurück, welcher dadurch zugleich von einem Gegenkönige befreit wurde; denn bereits das Jahr vorher war er meiſt durch die Mitwirkung des tapfern und reichen Burggrafen von Nürnberg, Friedrich VI. aus dem Hauſe Hohenzollern, von einigen Ständen zum Könige gewählt worden. Jetzt nach Jobſt's Tode fand er allgemeine Anerkennung. In demſelben Jahre verpfändete er die brandenburgiſchen Marken an den Burggrafen und ernannte denſelben zum Statthalter; aber ſchon 1415 überließ er ihm das Land nebſt der Chur- und Erzkämmererwürde als erbliches Eigenthum, anfangs zwar mit dem Vorbehalte des Rückfalls; allein bei der feierlichen Belehnung im Jahre 1417 zu Coſtnitz wurde dieſes Vorbehalts nicht erwähnt. Demnach beginnt mit dem 20. *April 1415 die Herrſchaft des Hauſes Hohenzollern über den Churſtaat Brandenburg*; ein glückliches Ereigniß für das Land ſowohl, als ein hochwichtiges für Deutſchland und für die Geſtaltung des europäiſchen Staatenſyſtems. Friedrich, als Churfürſt von Brandenburg I., ein talentvoller, kenntnißreicher und hochgebildeter Fürſt wirkte äußerſt ſegensreich für das gänzlich herabgekommene Land und ſtellte auch das längſt verlorene Anſehen deſſelben nach Außen wieder her. Theilnehmend an den Kämpfen der Zeit, zumal gegen die Huſſiten, die aber nichtsdeſtoweniger die Marken mehrere Male hart mitnahmen, blieb er die feſteſte Stütze des Kaiſers Sigismund und hatte ſogar nach deſſen Tode (1347) einen Theil der Stimmen für ſich; doch lehnte er die Krone zu Gunſten des Herzogs Albert von Öſtreich ab. Einige Kriege mit Pommern und Meklenburg waren glücklich für Brandenburg. So umſichtig aber im Leben Friedrich gewaltet hatte, ſo beging er doch bei ſeinem Tode im Jahre 1440 den großen Fehler, das Land unter ſeine Söhne zu theilen. Johann bekam Baireuth, Friedrich die Churwürde mit den Marken, Albrecht Achilles Anſpach, und Friedrich der Fette die Altmark und Priegnitz. Doch ſtarben die Linien Baireuth und die Friedrich's des Fetten ſchon 1463 und 1464 wieder aus. Friedrich II., der Eiſerne, in den Marken kam zwar ſeinem Vater an ſicherem politiſchen Blicke nicht gleich, waltete aber feſt und kräftig und nahm an den Ereigniſſen der Zeit, ſo z. B. an dem ſächſiſchen Bruderkriege, rühmlichen Antheil. Auch vergrößerte er ſein Gebiet durch die Herrſchaft Cottbus und den Kauf der Neumark; Hinterpommern aber, deſſen Fürſtenſtamm im Jahre 1464 erloſchen war, mußte er nach unglücklich geführtem Kriege den vorpommerſchen Fürſten überlaſſen. Übrigens fällt auch in ſeine Regierung die wichtige Erbverbrüderung zwiſchen Brandenburg, Sachſen und Heſſen (1457). Albrecht Achilles, ſein Bruder und Nachfolger ſeit 1471, glänzt als einer der tapferſten Kämpfer ſeiner Zeit, behielt aber eben deßhalb nur wenig Zeit übrig, für das Innere zu ſorgen, obwohl ſich daſſelbe unter ſeiner Regierung nicht gerade verſchlechterte. Ein Krieg mit Pommern (1474) hatte in ſofern wenigſtens glücklichen Erfolg, daß Pommern Brandenburgs Lehnshoheit anerkannte und der Anfall deſſelben an letzteres im Falle eines Ausſterbens des pommerſchen Hauſes von Neuem beſtätigt wurde. Übrigens gab Albrecht auch die unter dem Namen der *ewigen Erbordnung* bekannte wichtige Urkunde, nach welcher die Marken ſtets ungetheilt an den jedesmaligen Churfürſten fallen und in den fränkiſchen Ländern nie mehr als zwei Fürſten (zu Anſpach und Culmbach) regieren ſollten (1473). Von Albrecht's Nachfolger, Johann Cicero, ſeit 1476 (Albrecht hatte ſich nach Franken zurückgezogen und ſtarb 1486) iſt wenig zu ſagen. Sein Tod im Jahre 1499 berief Joachim I. Neſtor (ſ. d. Art.), ſeinen älteſten Sohn, zur Churwürde, einen nicht ungebildeten, aber doch den Bewegungen ſeiner Zeit nicht gewachſenen Fürſten. War auch ſein Walten im Allgemeinen für den Staat erſprießlich (denn er ſorgte für Ruhe, Ordnung und Sicherheit, beförderte Handel und Ackerbau und ſtiftete unter Anderem das Kammergericht zu Berlin), ſo hätte er doch noch mehr wirken mögen, wenn er nicht gewaltſam die von Wittenberg da-

Digitized by Google

mals ausgegangene Reformation in ſeinen Ländern zu unterdrücken geſucht und dadurch jedes freiete und geiſtigere Entfalten des Staatslebens gehemmt hätte. Mochte es nun Neid auf die Blüthe der wittenberger Univerſität ſein, die die von ihm zu Frankfurt (1506) geſtiftete verdunkelte, oder war es in der That individuelle Überzeugung von der Vorzüglichkeit der alten Lehre, oder lagen vielleicht auch politiſche Verhältniſſe zum Grunde; kurz ſein ganzes Streben war dahin gerichtet, die neue Lehre zu unterdrücken. Ja er ging ſo weit, daß er ſelbſt die von ſeinem Vetter, dem neuen Herzoge Albrecht von Preußen, ihm angetragene Anwartſchaft auf die Nachfolge des brandenburgiſchen Hauſes in P. (ſ. weiter unten) nur deßhalb zurückwies, weil ſich die neue Ordnung der Dinge in P. auf die Einführung der Reformation gründete. Sein Streben war indeß vergeblich; denn ſein Sohn und Nachfolger, Joachim II. (ſ. d. Art.), ſeit 1535, ein vielfach gebildeter und wohlwollender, nur etwas verſchwenderiſcher Fürſt, führte bereits 1539 die Reformation im ganzen Churſtaate ein und zwar mit um ſo mehr Erfolg, als ſich die Bevölkerung derſelben ſchon längſt geneigt gezeigt hatte. In dem darauf folgenden ſchmalkaldiſchen Kriege aber blieb er, einige Vermittelungsverſuche abgerechnet, neutral, bewahrte zwar dadurch ſein Land vor den Stürmen des Kriegs, ſpielte aber, Moritz von Sachſen gegenüber, auch nur eine untergeordnete Rolle. Wichtig für die Folge aber wurde die von ihm im Jahre 1569 erlangte Mitbelehnung über P. und die bereits 1537 mit dem Herzoge Friedrich II. von Liegnitz abgeſchloſſene Erbverbrüderung, aus welcher ſpäter Friedrich der Große ſeine gerechten Anſprüche auf die Fürſtenthümer Liegnitz, Brieg und Wohlau herleitete. Joachim II. ſtarb 1571 und ſein Nachfolger, Johann Georg, benutzte die ihm gegönnte kriegeriſche Ruhe, um ſeinem ziemlich verſchuldeten Lande wieder aufzuhelfen; wirklich gelang es ihm unter der Mitwirkung der Stände binnen 10 Jahren eine Schuldenlaſt von 2600000 Thalern zu tilgen. Auch ſorgte er mit Eifer für das Erziehungsweſen, miſchte ſich aber, gleich dem Churfürſten Auguſt von Sachſen, mit welchem er gemeinſchaftlich die „Formula concordiae“ von Kloſterbergen zu Stande brachte, in die kryptocalviniſtiſchen Streitigkeiten und erregte dadurch manche ſehr verdrießliche Händel. Sein älteſter Sohn und Nachfolger, Joachim Friedrich (ſeit 1598), ging im Allgemeinen auf der betretenen Bahn fort, nur daß er in Religionsangelegenheiten vorſichtiger verfuhr, wie unter Anderem ſein Nichtbeitritt zur Union (1608) beweiſt. Übrigens erneuerte er die von Albrecht Achilles gegebene Erbordnung mit der Beſtimmung, daß dem Churhauſe die Anwartſchaft auf P. bleiben ſollte, deſſen Adminiſtration er nach dem Tode des Markgrafen Georg Friedrich von Baireuth übernahm. Er ſtarb 1608. Sein rechtlich geſinnter Sohn, Johann Sigismund, gerieth bald nach ſeinem Regierungsantritte in den langwietigen jülichſchen Erbfolgeſtreit, der bekanntlich erſt 1666 zu Ende gebracht wurde, ihn aber im Jahre 1614 veranlaßte, den lutheriſchen Lehrbegriff mit dem calviniſtiſchen zu vertauſchen. Faſt gleichzeitig mit dieſer Begründung eines neuen Beſitzthums des Hauſes Hohenzollern im Weſten geſchah der Anfall des Herzogthums Preußen nach dem Tode des gemüthskranken Herzogs Albrecht Friedrich im Auguſt 1618. — Wir halten jetzt für nöthig, einen Blick auf Preußen zurückzuwerfen. Das Land zwiſchen der Weichſel und dem Memel und an den Ufern der Oſtſee gelegen, P. (Po-Reußen, Hinterreußen) genannt und bewohnt von einem den Polen, Maſoviern und Pommern nahe verwandten Stamme, war, wie in dem Art. deutſcher Orden bereits dargethan iſt, ſeit 1237 nach und nach in den Beſitz der deutſchen Ritter gekommen und von denſelben, obwohl nach der Schlacht von Tannenberg (1410) nur als polniſches Lehn, behauptet worden. Seit dieſer Zeit aber ſchmälerten unglückliche Kriege mit den Polen, deren Oberherrlichkeit die Ritter nicht ertragen lernten, das Gebiet immer mehr und bereits 1466 mußte ganz Weſtpreußen, Pommerellen und ſelbſt Marienburg abgetreten werden. In dem übrigen Gebiete

aber zeigte ſich bald, wie wenig die eigenthümliche Verfaſſung, eine in beſtimmten Formen ausgeprägte Prieſterariſtokratie, den Verhältniſſen der Zeit noch entſpreche, und es durfte daher nicht befremden, daß es der Hochmeiſter Albrecht von Brandenburg (fränkiſcher Linie) im Jahre 1525 ohne Gefahr wagen konnte, das Ordensland als weltliches erbliches Herzogthum von Polen zu Lehn zu nehmen und die Kirchenverbeſſerung einzuführen. Seine Nachfolger, Albrecht Friedrich (ſeit 1568) und Georg Friedrich von Anſpach (ſeit 1578), walteten im Allgemeinen löblich; Letzterer insbeſondere erwarb ſich dadurch großes Verdienſt, daß er die beiden bis dahin noch beſtandenen Bisthümer aufhob und mit ihren Einkünften die ſchon 1544 von Albrecht geſtiftete Univerſität völlig ausſtattete. Nach ſeinem Tode 1603 ging die Verwaltung des Landes auf die brandenburgiſche Churlinie über, bis zuletzt im Jahre 1618 nach dem oben erwähnten Abſterben des letzten Herzogs die dauernde Vereinigung Preußens mit Brandenburg eintrat. Dadurch gewann Brandenburg ein bei Weitem höheres politiſches Gewicht und zumal nach der Übertragung der königlichen Würde auf das ſouverain gewordene P. nach und nach eine Stellung in der Reihe der mächtigſten Staaten Europas. — Wenn ſich die Folgen des Anfalls im Jahre 1618 nicht ſogleich und entſcheidender kund thaten, ſo trug nur der Nachfolger des bereits im Jahre 1619 geſtorbenen Churfürſten Johann Sigismund, Georg Wilhelm, die Schuld. Zwar fiel ſeine Regierung in die ſtürmiſche Zeit des 30jährigen Kriegs, aber er ermangelte aller zu einem Regenten erforderlichen Eigenſchaften und ſpielte eine um ſo erbärmlichere Rolle, als er, ein blindes Werkzeug des öſtreichiſch geſinnten Miniſters Adam von Schwarzenberg, nicht einmal ſeine Neutralität gegen die kriegführenden Mächte behaupten konnte. Seine Lande wurden der Tummelplatz der kaiſerlichen Horden, ſelbſt auch dann noch, als er ſpäter dem Beiſpiele des ſächſiſchen Johann Georg folgend mit Öſtreich ſich verbündet hatte. Zuletzt mußte er den Schweden und der Peſt durch die Flucht nach Oſtpreußen entfliehen, wo er zum Glücke für ſeinen durch ihn an den Rand des Verderbens gebrachten Staat zur rechten Zeit im Jahre 1640 ſtarb. Der brandenburgiſche Thron bedurfte jetzt eines umſichtigen und feſten Fürſten und er fand ihn in Georg Wilhelm's Sohne, Friedrich Wilhelm, dem großen Churfürſten, durch welchen die Grundlage zu der künftigen Größe Preußens gelegt wurde. Wir geben über ſein Wirken ſowohl wie über die Regierungsgeſchichte ſeiner Nachfolger hier nur eine gedrängte Überſicht, da in den einzelnen Artikeln bereits ausführlich darüber geſprochen worden iſt. Der große Churfürſt erkannte mit ſeltenem Scharfblicke die Lage ſeines Landes und das, was ihm noththat. In der gefährlichen Mitte ſtehend zwiſchen dem Kaiſer und dem proteſtantiſchen Schweden, welches auf Pommern ſein Augenmerk gerichtet hatte, fühlte er die Nothwendigkeit, nächſt einer durchgreifenden Verbeſſerung in der Verwaltung vor Allem eine Achtung gebietende Kriegsmacht herzuſtellen. Dadurch verſchaffte er ſich im weſtphäliſchen Frieden reichliche Entſchädigung und wenigſtens einen Theil Pommerns, konnte ſpäter von Polen die Souverainetät über das Herzogthum erzwingen (1656) und gegen den Reichsfeind, die Franzoſen, mit Erfolg auftreten, zuletzt auch in dem Siege bei Fehrbellin (1675) die Suprematie der Schweden brechen. Übrigens fiel ihm im Jahre 1680 auch das erledigte Magdeburg zu. Alles dieß, zuſammt dem, was er im Inneren für Kunſt, Wiſſenſchaft, Volkserziehung, Handel und Gewerbe wirkte, verwiſchte die nachtheiligen Folgen der vorigen Regierung und P. ſtand bei ſeinen Nachbarn in größerer Achtung als je. Der Nachfolger des großen Churfürſten, deſſen zweiter Sohn Friedrich III. (der Kronprinz Karl Emil war ſchon früher geſtorben), ſeit 1688, beſaß keineswegs die Größe und Charakterfeſtigkeit ſeines Vaters, hielt aber doch das politiſche Gewicht Preußens aufrecht und ließ ſeine Heere rühmlichen Theil nehmen an den Kämpfen gegen Ludwig XIV. Er war es ferner, der ſich nach langen Unterhandlungen mit dem kai-

Digitized by Google

ſerlichen Hofe im Jahre 1701 in Königsberg die Königskrone auf das Haupt ſetzte, worauf er ſich Friedrich I., König in Preußen, nannte. Was er für das Innere gethan und worin er beſonders gefehlt hat, ſ. in dem Art. Friedrich I. Sein Sohn und Nachfolger, Friedrich Wilhelm I. (ſeit 1713), kräftig und feſt, dabei ſparſam und ordnungsliebend, iſt es eigentlich, welcher den Grund zu der Bedeutſamkeit legte, die der preußiſche Staat unter ſeinem großen Sohne erreichen ſollte. Geſchah dieß ſchon durch kräftiges Einſchreiten in den äußeren Verhältniſſen (z. B. gegen Schweden, von dem er Vorpommern erhielt), ſo noch mehr durch ſeine große Kunſt im Haushalten und in der angelegentlichſten Sorgfalt für eine impoſante und wohldiſciplinirte Armee. Mag er auch ſonſt nicht ohne Flecken des Charakters ſein, ſo verdient er doch immer hohe Achtung als einer der Mitbegründer der preußiſchen Größe (vergl. den Art. Friedrich Wilhelm I.). Bei ſeinem Tode im Jahre 1740 war bereits eine neue politiſche Ordnung der Dinge im Werden und zum Glücke für P. war ſein Nachfolger Friedrich II., der Große oder Einzige, ein Mann, wie er gerade nöthig war, der ſich nicht von der Bewegung der Zeit treiben ließ, ſondern an die Spitze derſelben trat, ſie leitete und ihr dadurch ihre eigenthümliche Geſtalt gab. Es iſt nicht zu verkennen, daß das Jahr 1740 im europäiſchen Staatenſyſteme der Wendepunkt der ältern und neuern Zeit ward, und wenn dazu überhaupt wohl der Geiſt der Zeit viel beitrug, ſo iſt es doch keinem Zweifel unterworfen, daß Friedrich II., über demſelben ſtehend, der eigentliche Schöpfer der neuen politiſchen Ordnung der Dinge ſowohl, wie des geiſtigen Lebens in Europa und insbeſondere in Deutſchland wurde. Er erreichte dieß zuvörderſt durch ſein äußeres Auftreten, indem er die nächſte Veranlaſſung zur Umwandlung des europäiſchen Staatenſyſtems, das Ausſterben des habsburgiſchen Mannsſtammes, zur Abrundung und Erweiterung ſeines Gebiets benutzte, wodurch er ſeinem Hauſe die Stellung in der Reihe der Mächte des erſten politiſchen Ranges ſicherte, die außerdem, wenn ein minder großer Geiſt an der Spitze des preußiſchen Staats geſtanden hätte, unfehlbar einer andern Macht zu Theil geworden wäre; dann aber auch durch ſein Walten als Geſetzgeber, Bildner und Erzieher ſeines Volks, deſſen Folgen in ihren Rückwirkungen unverkennbar von unberechenbarem Einfluſſe auf den geiſtigen und geſellſchaftlichen Zuſtand Europas geworden ſind. Wir gehen hier nicht auf die Einzelheiten ſeiner 46jährigen Regierung ein, ſondern verweiſen in dieſer Beziehung auf den beſondern Artikel. Bei dem Tode Friedrich's des Großen im Aug. 1786 ſtand der preußiſche Staat gefürchtet da in der Reihe der Großmächte Europas; das Volk erfreute ſich eines durch hohe geiſtige Bildung, Ackerbau, Gewerbsweſen und Handelsverkehr feſt begründeten Wohlſtandes und ein wohlgerüſtetes Heer nebſt einem gefüllten Schatze gewährten dem künftigen Beherrſcher hinlängliche Mittel, die errungene Größe zu bewahren. Friedrich Wilhelm II. (ſ. d. Art.), der Neffe des großen Friedrich, ſchlug indeß, um dieſen Zweck zu erreichen, einen Weg ein, welcher von dem ſeines großen Onkels ſehr verſchieden und, wie der Erfolg zeigte, der verfehlte war. Hob er auch anfangs manches Drückende der vorigen Regierung, z. B. die Regie, auf, ſo verſcherzte er doch bald die dadurch gewonnene Liebe des Volks wieder durch das wöllneriſche Religionsedict von 1788, durch ſeine Hinneigung zu unwürdigen Günſtlingen und eine faſt rückſichtsloſe Verſchwendung des mühſam aufgehäuften Schatzes. Kaum lobenswürdiger war ſeine Politik nach Außen, indem er ſich in den eben ſo unnützen als koſtſpieligen Krieg gegen das revolutionaire Frankreich einließ, während er früher den weiſen Plänen Herzberg's in Bezug auf Rußland und Öſtreich ſein Ohr verſchloß. Sein Benehmen in den polniſchen Angelegenheiten verdient ebenfalls wenigſtens Mißbilligung und der Länderzuwachs, den er von dieſer Seite erhielt, war kein Erſatz für die Opfer, die er anderwärts gebracht hatte. Der Schatz war erſchöpft und außerdem laſteten noch 22 Mill. Thaler Schulden auf dem ſonſt ſo blühenden Lande. So

mochte es noch Gewinn ſcheinen, daß, als Friedrich Wilhelm III. (ſ. d. Art.) im Jahre 1797 den Thron beſtieg, wenigſtens vom Auslande nicht unmittelbar Gefahr drohte, obwohl P. nach den ſehr veränderten Zeitverhältniſſen auch zu dieſem einer veränderten Stellung bedurfte. Mit feſter, kräftiger Hand und durchdrungen von der Wichtigkeit ſeines hohen Berufs ergriff Friedrich Wilhelm die Zügel der Regierung zu einer Zeit, wo mit Rieſenſchritten die Zeit vorwärts eilte und eine gänzliche Umgeſtaltung aller politiſchen und ſocialen Ordnung nicht mehr fern war. Umſichtig hielt er anfangs das Princip der Neutralität feſt und ſuchte vor Allem die Gebrechen der innern Verwaltung zu verbeſſern und zugleich dem geiſtigen Leben dadurch, daß er die Feſſeln des Geiſtes und Gewiſſens brach, die frühere Friſche und Elaſticität zurückzugeben. Vergebens aber ſuchte er ſein Land vor dem allgemeinen Brande, welcher Europa ergriffen hatte, zu ſchützen; ſo umſichtig er auch jegliche Colliſion zu vermeiden ſtrebte, ſo glaubte er es doch zuletzt Preußens Ehre und Selbſtſtändigkeit ſchuldig zu ſein, die Waffen gegen den Eroberer Napoleon zu ergreifen. Wie unglücklich dieſer Krieg (1806) endete, iſt bekannt; er ſtürzte P. von ſeiner politiſchen Höhe herab und ſchien es bis zum Nimmerwiederaufleben vernichtet zu haben. Doch der fromme hartgeprüfte König ſtand aufrecht in dem Sturme und ſorgte ſelbſt in der Zeit der Erniedrigung für den ihm gebliebenen Theil ſeines Landes mit um ſo größerer Sorgfalt, als er die Hoffnung auf die Zukunft nie aufgegeben hatte. Das Jahr 1813 endlich, in welchem ſich Europa zum Kampfe gegen Frankreich erhoben hatte, brachte auch P. nicht nur Rettung aus der erlittenen Schmach, ſondern Ruhm, Ehre und mehr noch, als es verloren hatte, einen verdienten Preis für die außerordentlichen Anſtrengungen, die es begeiſtert für Vaterland und König gemacht hatte. Die hohe Aufgabe, welche ſich jetzt der König vorſetzte, dem hartgeprüften Volke Ordnung, Ruhe und Wohlſtand zurückzugeben, hat er gelöſt und iſt daher im vollen Sinne des Worts des Namens eines Wiederherſtellers des preußiſchen Staats würdig. Sein Werk iſt es, daß jetzt die preußiſche Monarchie allen übrigen als ein nachahmungswürdiges Muſter eines auf den Principien der vernünftigen Freiheit und der Ordnung fortſchreitenden Staatslebens vorleuchtet; und ſein Geiſt und ſein Herz bürgt dafür, daß nie ein Rückſchritt geſchehen kann. Wenn er aber den Anhängern des neuern Liberalismus in einem dunklern Lichte erſcheint, ſo darf dieß nicht befremden, wenn man bedenkt, daß getäuſchte Hoffnungen immer ſchwer zu verſchmerzen ſind. P. auf ſeinem jetzigen Standpunkte muß um ſo unnachſichtiger gegen alle dergleichen Umtriebe ſein, je mehr es bis jetzt aus Erfahrung die Überzeugung geſchöpft hat, daß der betretene Weg allein das Fortſchreiten des Staates zu höherer Entwickelung befördern kann. Daß auch die Regierung feſt entſchloſſen iſt, dem angenommenen Syſteme treu zu bleiben, zeigte ſie in neuerer Zeit dem Auslande gegenüber in feſtem, würdevollen Benehmen und engem Anſchließen an die Mächte beſonders, welche ſich die Aufrechthaltung des Beſtehenden zur Richtſchnur gezogen haben. Die vermittelnde Rolle, welche ſie dabei übernommen hat, bürgt zugleich für ihre aufrichtige Geſinnung und zeugt von dem Wunſche, den Frieden, als eine der Hauptbedingungen des Glücks der Staaten, aufrecht zu erhalten (vergl. d. Art. Friedrich Wilhelm III.). — Zur Geographie und Statiſtik Preußens ſind zu vergleichen: Förſter's „Ausführliches Handbuch der Geſchichte und Statiſtik des preußiſchen Staates" (Berlin 1822—1824. 4 Bde.); Stein's „Handbuch der Geographie und Statiſtik des preußiſchen Staates" (Berlin 1819); Cannabich's „Statiſtiſch-geographiſche Beſchreibung des Königreichs Preußen" (Dresden 1827. 6 Bde.); Rumpf's „Vollſtändiges topographiſches Wörterbuch des preußiſchen Staates" (Berlin 1820—1826. 4 Bde.); Zedlitz „Die Staatskräfte der preußiſchen Monarchie unter Friedrich Wilhelm III." (Berlin 1828. 3 Bde.); Mirus' „Ueberſichtliche Darſtellung des preußiſchen Staatsrechts" (Berlin 1833). Unter

den Charten ſind die von Engelhardt, Berghaus, Döring und die im Jahre 1833 in 24 Blättern nach den Nachrichten des ſtatiſtiſchen Bureaus zu Berlin entworfene Specialcharte die brauchbarſten. Zur Geſchichte vergl.: Pölitz's „Geſchichte der preußiſchen Monarchie" (Leipz. 1818); Deſſelb. „Geſchichte Preußens" (Dresd. 1827. 4 Bde.); Leutſch's „Geſchichte des preußiſchen Reichs von deſſen Entſtehen bis auf die neuſte Zeit" (Berlin 1825. 3 Bde.); Stenzel's „Geſchichte des preußiſchen Staates" (Berlin 1835); Voigt's „Geſchichte Preußens von den älteſten Zeiten bis zum Untergange der Herrſchaft des deutſchen Ordens" (Königsb. 1827—1834. 6 Bde.). Über das Leben Friedrich's des Großen vorzüglich: Preuß „Friedrich der Große" (Berlin 1834. 4 Bde.). 15.

Preußiſche Münzen, Maße und Gewichte, ſ. Berliner Münzen, Maße und Gewichte.

Prevorſt (die Seherin von), eine im magnetiſchen Zuſtande befindliche Geiſterſeherin der neueren Zeit, die durch des bekannten Arztes und Dichters J. Kerner (ſ. d. Art.) zu Weinsberg Schrift: „Die Seherin von Prevorſt, Eröffnungen über das innere Leben des Menſchen und über das Hereinragen einer Geiſterwelt in die unſere" (Stuttg. 1829. 2 Thle. 2. Aufl. 1832) die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen hat, mit Namen Friederike Hauffe, ward in Prevorſt, einem Gebirgsdorfe bei Löwenſtein im Königreiche Würtemberg, wo ihr Vater Revierförſter war, 1801 geboren. Sie erhielt — wir referiren ſtreng nach der Kerner'ſchen Schrift — von ihren Eltern und Großeltern eine einfache Erziehung, war in ihrer Jugend geſund, aber ſchon damals ſehr reizbar, fühlte verborgene Metalle, längſt begrabene Leichen, hatte Geiſtererſcheinungen; ſpäterhin als Jungfrau war ſie heiterer und lebensfroher, bis ſie ſich in ihrem 19. Jahre verheirathete, worauf ſie in Kürnbach, einem tief zwiſchen Bergen gelegenen Orte, wohnte. Dieſe Lage ſo wie ihre ehelichen Verhältniſſe wirkten ungünſtig auf ſie ein; ihre Stimmung wurde immer trüber; endlich verfiel ſie in ein Fieber, dem ein magnetiſcher Zuſtand folgte, in welchem ſie bei mannigfaltigen körperlichen Leiden eine außerordentliche Reizbarkeit der Nerven an den Tag legte, wochenlang keinen Lichtſtrahl vertragen, nicht in der Nähe von Metallen verweilen konnte, ihr widerwärtige Menſchen ſie auf das Heftigſte afficirten; dabei ſah ſie Geiſter, ſich ſelbſt, beſaß die Gabe des zweiten Geſichts, ſah Familienereigniſſe voraus, hatte ahnungsvolle Träume, ſprach zuweilen tagelang in Verſen ꝛc. Vielleicht daß ſie eine regelmäßige magnetiſche Behandlung bald zur Geneſung zurückgeführt hätte; allein man fehlte, indem man nicht ärztliche Hülfe ſuchte, ſondern bald den, bald jenen Arzt conſulirte, wohl auch unberufenen Rathgebern und Teufelsbannern oder ihren eigenen magnetiſchen Verordnungen folgte; dabei wendete man Aderläſſe in großer Menge an, gebrauchte außer mannigfaltigen Arzneien Amulete, veranſtaltete häufig magnetiſche Manipulationen, aber von verſchiedenen Perſonen, die oft einen unangenehmen Eindruck auf ſie machten. Nachdem dieſer Zuſtand fünf Jahre lang gedauert hatte, Frau Hauffe ein Bild des Todes, völlig verzehrt, ſich zu heben und zu legen unfähig geworden war, wurde ſie nach Weinsberg in die Behandlung des Dr. Kerner gebracht. Dieſer, der ſie anfangs durch pſychiſche Behandlung und durch homöopathiſche Arzneien ihrem Traumzuſtande entreißen wollte, mußte ſie doch, da ſich ihr Befinden immer mehr verſchlimmerte, endlich einer magnetiſchen Behandlung unterwerfen und was er hier bei der merkwürdigen Seherin beobachtete, erzählt er in ſeiner nicht weniger merkwürdigen Schrift, auf welche wir diejenigen, die ſich mit dieſer Somnambüle näher bekannt machen wollen, verweiſen und daher hier nur im Allgemeinen bemerken, daß ſie im Ganzen ein viel reizbareres Nervenſyſtem als andere ihrer in ähnlichem Zuſtande befindlichen Mitſchweſtern beſaß, daher von äußeren phyſiſchen Einwirkungen viel ſtärker afficirt wurde und zugleich viel heftiger und eigenthümlicher gegen ſie reagirte, ſo

wie auch ihr innerer Sinn für eine Menge von Eindrücken empfänglich war, die die Geſunden ganz unberührt laſſen. So ſetzte ſie das Auge mancher Menſchen in ſchlafwachen Zuſtand, ſo ſah ſie in den Seifenblaſen entfernte Dinge, ſo fühlte ſie das Geſchriebene auf der Herzgrube, ſah ihr Inneres u. a. m., was ſchon oben erwähnt iſt. Allein ſo merkwürdig dieſes Alles an und für ſich iſt, ſo iſt es doch nicht neu und Einzelnes iſt ſogar bald bei dieſer, bald bei jener Somnambüle wohl in noch höherem Grade ausgebildet geweſen; als einzig und in dieſem Grade noch nicht vorgekommen iſt aber die Geiſterſeherei der Frau Hauffe zu betrachten; denn nicht nur, daß ihr ihre verſtorbene Großmutter als ihr Schutzgeiſt häufig erſchien, ſie magnetiſirte, ihr Gegenſtände, deren Berührung ihr ſchädlich war, wegnahm, ſie vor Unglück ſchützte ꝛc.; ſo lebte ſie auch in fortgeſetztem Umgange mit Geiſtern; ſah ſie zu jeder Zeit, aber immer im wachen Zuſtande; wurde von ihnen, wenn ſie ſchlief, aufgeweckt; ſah ſie nicht einzeln, ſondern in Menge; viele dieſer Geiſter bekümmerten ſich nicht um ſie; andere kamen auf ſie zu, redeten mit ihr und blieben Monate lang mit ihr im Umgange; ihr (der Geiſter) Ausſehn war wie eine dünne Wolke, durch die ſie aber nicht hindurchſehen konnte, doch warfen ſie keine Schatten; ihre Geſtalt und Kleidung war, wie ſie im Leben war, nur farblos und grau; beſſere Geiſter erſchienen in helleren Farben; ihr Gang war wie der lebender Menſchen; beſſere Geiſter ſchwebten; niedrigere traten ſchwer auf; außer der Sprache ließen ſie Töne vernehmen, die wie ein Klopfen, als würfe man mit Kies und Sand, als rollte man mit einer Kugel, wie Schlürfen, Seufzen ꝛc. klingen; ſie konnten ſchwere Gegenſtände werfen, die Thüren ſicht- und hörbar auf und zumachen; je finſterer ſie waren, deſto mehr lärmten ſie; ſie konnten nicht über Alles ſprechen und Antwort ertheilen; ihre Sprache war nur ein Hauchen. Die Geiſter, die zur Seherin kamen, befinden ſich in einem Zwiſchenreiche; es ſind ſolche, die zu ſehr am Irdiſchen hingen und nicht im Glauben an Jeſum Chriſtum ſtarben oder denen noch ein irdiſcher Gedanke anklebte. In dieſem Reiche gibt es mehrere Stufen, auf welche die Verſtorbenen je nach der Reinheit ihres Geiſtes nach dem Tode kommen; die auf den unteren Stufen ſind die, die zur Seherin kamen; Belehrung und Troſt beſſert ſie und durch innere Beſſerung ſteigen ſie höher hinauf. Dieſes Geiſterſehen war der Frau Hauffe am meiſten eigen, in minderem Grade beſaßen es jedoch auch einige andere ihrer Familienglieder; Perſonen, die in ihrer Nähe waren, fühlten die Geiſter durch eine eigene Beklommenheit, oder wenn ſie ſchliefen, ſahen ſie ſie im Traume; hörbar waren die Geiſter den meiſten Menſchen, aber nicht, wenn man auf ſie paßte; man mußte zufällig zugegen ſein. Dieſe Geiſtertöne beſtanden in Klopfen, in erſchütternden Schlägen; man hörte ein Tappeln, ein Rauſchen wie von Papier, ein Rollen wie von einer Kugel, man hörte dieſe Töne im ganzen Hauſe, das die Frau Hauffe bewohnte. Herr Dr. Kerner ſah nur einmal einen Geiſt in der Nähe der Seherin, aber nur wie eine Nebelſäule. Wie es möglich iſt, daß dieſe Geiſter Geräuſch machen, wird durch den Nervengeiſt erklärt, der dunklern Geiſtern noch anhängt und der eben ſo auf Gegenſtände außer ihm einwirkt, wie er es im Leben zu thun im Stande iſt, nur daß er dazu der Muskeln bedarf, was in ſeinem jetzigen Zuſtande nicht nöthig iſt. Überhaupt iſt Herr Dr. Kerner weit entfernt, in die wirkliche Exiſtenz dieſes Geiſterreiches einen Zweifel zu ſetzen, im Gegentheile nimmt er an, daß es einen Hades oder ein Mittelreich gebe, aus welchem die Verſtorbenen auf die Erde zurückkehren können; in dieſem verweilen nicht die reinen ſeligen Geiſter, ſondern ſolche, denen noch die gemeine Menſchenwelt, ihre Leidenſchaften, Begierden, Irrthümer und Gewohnheiten anhängen. Daher zeigen ſie nichts Idealiſches, ſondern es treten ihre Laſter und Gebrechen in ihrer Nacktheit auf; dieſe Geiſter erſcheinen nur als Luftbilder, doch blieb die plaſtiſche Kraft des Nervengeiſtes mit der Seele vereint und vertritt die Stelle des weggefallenen Stoffes; den höhern Geiſtern aber gibt der

Himmel ſeinen Äther und daher erſcheinen ſie in Lichtſtoff. — So ſehr die angeführte Schrift auf diejenigen ſchmäht, die das Daſein der Geiſter bezweifeln, ſo daß ſie ſogar nicht abgeneigt iſt, den Werth ihrer moraliſchen und religiöſen Überzeugungen in Zweifel zu ziehen; ſo ſcheint es doch zweckdienlich zu bemerken, daß dieſe Lehre den Angriffen einer ſtrengen Kritik wenig Stand halten dürfte, wenigſtens möchte es derſelben nicht ſchwer fallen, in den Viſionen einer kranken, nervenſchwachen, in Aberglauben, Geſpenſterfurcht und myſtiſchem Treiben erzogenen Perſon Täuſchung der Sinne, Überſpannunng der Phantaſie, Sucht ſich bemerklich zu machen (eine Eigenthümlichkeit, die Kranken dieſer Art in hohem Grade zukommt) nachzuweiſen, ſo daß alſo die aus dieſer Geſchichte geſchöpften Beweiſe für ein wirkliches Geiſterreich, das noch wo anders als außer dem Hirne der Seherin beſtehen ſoll, nur in einem Geiſte Anerkennung finden können, der von ähnlichen wirren Ideen als die Geiſterſeherin ſelbſt befallen iſt. Was aber die Spuren der Geiſter, die Andere bemerkt haben wollen, betrifft, ſo weiß man nur zu gut, wie gern ſchwache, leichtgläubige oder von gewiſſen Lieblingsideen eingenommene Perſonen ſich von dem überzeugt halten und das zu ſehen und zu hören glauben, was ihrer Einfalt oder ihrer Befangenheit zuſagt, vorzüglich wenn daſſelbe, wie hier, das Unbegreifliche und Überirdiſche berührt und ihren frömmelnden, pietiſtiſchen Neigungen ſchmeichelt. — Zum Schluſſe noch die Bemerkung, daß die Somnambüle am 5. Aug. 1829, bald nachdem ſie aus Herrn Dr. Kerner's Behandlung gekommen war, ſtarb. 39.

Prevotalgericht, vom franz. prévôt (latein. praepositus, der Vorſteher), welches eben ſowohl den Propſt, als den Profos bedeutet, heißt in Frankreich ein gemiſchtes, zum größten Theile aus militairiſchen Beiſitzern beſtehendes, nach dem Verfahren der vormaligen Profoſe bei den Armeen (wovon der Name) gebildetes Specialgericht, welches unter dem Vorſitze des Grand Prévôt, beſonders bei Zolldefraudationen, Schmuggeleien und dabei vorfallenden Exceſſen, ohne Formalitäten ſofort zu richten hat. Anfänglich zog man dieſe Gerichte blos bei vorkommenden Gelegenheiten zuſammen; ſpäter wurden ſie feſtſtehend. Unter der Kaiſerregierung trieben ſie ihr Weſen am ausgebreitetſten. Ludwig XVIII. verſprach bei der Regierungsübernahme, nur unter beſtimmten Formen zu regieren und ſtellte die Prevotgerichte ab; allein ſchon im folgenden Jahre wurden ſie wieder eingeführt, ſind aber ſeit 1818 ſtillſchweigend eingegangen. 17.

Priameln (von Praeambulum, Vorlauf, Erwartung zu einem epigrammatiſchen Schluſſe) heißen in der altdeutſchen Literatur eine Art Sentenzen, Kraftſprüche, die man am beſten mit den griechiſchen Gnomen vergleichen kann. Sie ſind größtentheils drollig-ſatyriſchen Inhalts und in Verſen abgefaßt. Im XIV. und XV. Jahrh. veranſtaltete man Sammlungen ſolcher Sprüche, in welche dann Altes und Neues bunt durch einander aufgenommen wurde. J. J. Eſchenburg hat in ſeinen „Denkmälern altdeutſcher Dichtkunſt" (Bremen 1799. 8.) mehrere dieſer P. bekannt gemacht, die alle in der Form mehr oder weniger dem folgenden gleichen:

„Wenn man einen Einfältigen betreugt,
Und man auf einen Frommen leugt,
Und Feindſchaft zwiſchen Ehleuten macht:
Der dreier Arbeit der Teufel lacht." 66.

Priămus, Sohn des Laomedon, Königs von Troja, hieß früher Podarkes; als aber Hercules Troja erobert und der Heſione geſtattet hatte, einen der Gefangenen loszukaufen, erwählte ſie ihren Bruder, daher ſein ſpäterer Name P., der Losgekaufte (von πρίαμαι, ich kaufe). In ſeiner Jugend nahm er an dem Zuge der Phrygier gegen die Amazonen Theil und wurde als Geſandter zu den Thraciern abgeſchickt. Er war der ſechſte unter den trojaniſchen Königen und regierte 40 Jahre. Seine erſte Gemahlin, Arisbe, eine Tochter des Merops, mit welcher

er den Äſakus erzeugte, trat er an den Hyrtakus ab und heirathete dann die Hecuba. Dieſe gebar ihm 19 Kinder, unter denen vorzüglich erwähnt werden: Hektor, Paris, Kreuſa, Laodice, Polyxena, Kaſſandra, Deiphobus, Helenus, Pammon, Polites, Antiphus, Hipponous, Polydorus und Troilus; außerdem zeugte er noch mit mehrern Beiſchläferinnen 36 Söhne und 4 Töchter. Berühmt iſt er vorzüglich durch ſeine zu große Liebe zu ſeinem Sohne Paris und durch ſein und ſeiner Familie trauriges Schickſal. Denn als Paris (ſ. d. Art.) die Helena entführt hatte, wurde Troja von den Griechen belagert. P., der ſchon in hohem Alter war, übergab die Vertheidigung der Stadt ſeinem tapfern Sohne Hektor (ſ. d. Art.). Als endlich nach dem Tode dieſes hochherzigen Trojaners durch Odyſſeus' Liſt die Stadt erobert wurde, bewaffnete ſich der Greis, um ſich und ſeine Familie zu retten; doch von der Hecuba bewogen ſuchte er Schutz an dem Altare des Zeus. Da er aber hier ſeinen Sohn Polites durch den Pyrrhus fallen ſah, ſtürmte er gegen dieſen an, der von Zorn gereizt ihn an den Altar ſchleppte und mit ſeinem Schwerte durchbohrte. 11.

Priăpus, befruchtender Feldgott in Lampſakus in Myſien, Beſchützer der Felder und Gärten, der Bienenzucht ꝛc. Venus erzeugte ihn mit dem Bacchus, als er aus Indien zurückkehrte; doch wurde er durch die Eiferſucht der Juno ſo mißgeſtaltet, daß ihn Venus verſtieß, weßhalb die Stadt, in welcher ſie ihn gebar, Aparnis genannt wurde (von ἀπαρνεῖσθαι, verſchmähen). Man opferte ihm Fladen und Honig, auch Fiſche; ſein geweihtes Thier war der Eſel, der Üppigkeit wegen. Man bildete ihn mit vorzüglich großen Schamtheilen ab, verſah ihn mit Hörnern und Ziegenohren, beſtrich ſein Geſicht mit Mennige; im Schooſe hatte er allerlei Früchte, in der Hand eine Hippe oder ein Horn der Amalthea. Seine Verehrung verbreitete ſich ſpäter durch ganz Griechenland und Rom. Er ſcheint das Symbol der Befruchtungskraft der Natur geweſen zu ſein und ſeine in ſpäterer Zeit ſchamlos gewordene Verehrung hatte viel Ähnlichkeit mit dem indiſchen Lingamdienſte. Jungfrauen und Matronen ſetzten ſich auf ihn, um fruchtbar zu werden. — Eine Sammlung kleiner lateiniſcher Gedichte an den P., daher Priapeïa genannt, vermuthlich von mehreren Verfaſſern, ſteht hinter mehrern ältern Ausgaben des Virgil. Beſonders herausgegeben ſind ſie bei Aldus (Vened. 1517 und 1534), von Scioppius (Frankfurt 1606), Scaliger (Padua 1664) und zuletzt Paris 1798. 11.

Price (ſpr. Preis) (Richard), geb. 1723 zu Tynton, geſt. 1791, bekämpfte die Grundſätze der damals in England herrſchenden ſenſualiſtiſchen Philoſophenſchulen, beſonders Prieſtley's, und behauptete, der Verſtand habe auch aus ſich eine Menge von Erkenntniſſen, gleichwie die moraliſchen Geſetze nur von ihm, nicht aber von irgend einem poſitiven, göttlichen oder menſchlichen Gebote ausgingen. Seine Hauptſchrift iſt: „A Review of the principal questions and difficulties in moral, particularly those respecting the origine of our ideas of virtue, its natura, relation to the deity, obligation, subject, matter and sanctions“ (Lond. 1758. 8. 3. Ed. 1787), womit zu vergleichen ſind ſeine „Lettres of materialism and philosophical necessity“ (Lond. 1778. 8.). 80.

Prideaux (ſpr. Prido) (Humphry), ein engliſcher Theolog, wurde 1648 zu Padſtow in Cornwallis geboren, ſtudirte zu Oxford, bekleidete mehrere geiſtliche Ämter in St. Clemens bei Oxford, Bladen, Saham-Tony und Suffolk und ſtarb als Dechant zu Norwich 1724. Außer dem Werke: „Marmora Oxoniensia“ (eine Beſchreibung der Antiquitätenſammlung zu Oxford, beſonders durch die Sammlung des Grafen von Arundel bereichert) hat er „The old and new Testament connected in the history of the Jesus and neighbouring Nations“ (Lond. 1715—1718. 2 Bde., deutſch Dresden 1721); „De origine et jure decimarum (Lond. 1713) und eine „Vita Mahometis“ (Lond. 1697. 8.) ge-

ſchrieben und eine Ausgabe von **Maimonides „De jure pauperis et peregrini apud Hebraeos“** beſorgt. 77.

Prieſter (aus Presbyter zuſammengezogen), griech. ἱερεύς; lat. sacerdos; fr. prêtre; engl. priest, iſt nach den Vorſtellungen aller Völker der Vermittler zwiſchen der Gottheit und den Menſchen und der Verwalter der heiligen Gebräuche, und ſomit überall, wo Religion zum Bewußtſein der Menſchen gekommen iſt, eine nothwendige Perſon. Anfangs war wohl jeder Menſch ſein eigener P., ſpäter übernahmen die Familienhäupter die religiöſen Verrichtungen und bei Entſtehung der Staaten wurden die Könige und Oberhäupter derſelben zugleich die Vorſteher des Cultus. Aber theils mit dem Anwachſen der Menge der Verehrer einer Gottheit, theils durch das Hinzukommen anderer Götter bedurfte auch das Prieſterthum einer größern Anzahl von Perſonen, welche bald eigene Corporationen bildeten und durch ihren an ſich nothwendigen Einfluß auf die Menge, wie durch die Beſchäftigung mit allerhand Gegenſtänden, aus denen ſpäter Wiſſenſchaften und Künſte hervorgingen, nach und nach ein großes Übergewicht erhielten, ſo daß ſie da, wo ſie die günſtigen Verhältniſſe zu benutzen und die dem Menſchen angeborne Herrſchſucht auf den Aberglauben der Menge zu gründen verſtanden, zuletzt ein vollendetes Gebäude der Hierarchie aufführten. So ſehen wir in allen Religionen des Alterthums das Prieſterthum allmählig zu einer bedeutenden Macht im Staate ſich bilden, welche durch den Nimbus der Heiligkeit unverletzbar auf alle Angelegenheiten den größten Einfluß ausübte. Mit den weltlichen Intereſſen kann aber das Geiſtige nie beſtehen und darum ſchrumpfte auch überall unter Prieſterhänden die Religion in einen dürren Schematismus äußerer Gebräuche zuſammen, dem alles Leben entging, und ward nur zu einer Zuchtruthe der Völker für die Begründung geiſtiger Tyrannei, um ſo verderblicher, da alle Gelehrſamkeit allein in den Händen der P. war. In dieſer Weiſe bildete ſich das Prieſterthum Ägyptens, Indiens und der aſiatiſchen Länder überhaupt, auch der Hebräer, ſo wie bei den Germanen und Celten aus, während bei den Griechen und Römern die Staatsgewalt ſich gleich vom Anfange an über das Prieſterthum ſtellte und dieſem nur eine berathende, obgleich immer auch ſehr mächtige, Gewalt geſtattete. Das Chriſtenthum, urſprünglich dem Prieſterthume ganz feindlich entgegentretend, mußte ſich ebenfalls bald unter deſſen Herrſchaft ſchmiegen und es bildete ſich hier abermals eine Hierarchie aus, furchtbarer als je eine andere, bis endlich die Reformation, ſo weit ſie reichte, den Coloß zerſtörte und den Begriff des Prieſterthums ſelbſt als unſtatthaft von ſich wies, da das Hauptmerkmal deſſelben, das Opfer (ſ. d. Art.), als mit dem Weſen des Chriſtenthums unverträglich, von ihr verworfen ward. Während daher in der katholiſchen Kirche der Name P. beibehalten ward, weil die Meſſe (ſ. d. Art.) als ein unblutiges Opfer betrachtet wird, faßt man in der proteſtantiſchen Kirche denſelben nur unter dem übeln Begriffe der geiſtlichen Herrſchſucht und des Herabwürdigens des Heiligen zu weltlichen Zwecken auf und hat dafür lieber die Namen Geiſtliche, Prediger, Paſtoren, Seelſorger gewählt, da der proteſtantiſche Gottesdienſt ſich zumeiſt nur auf die Verkündigung des göttlichen Worts und die Thätigkeit der Diener der Religion auf geiſtige Veredlung der anvertrauten Gemeindeglieder erſtrecken ſoll. (Vergl. Geiſtliche.) 23.

Prieſterweihe. Schon bei den Hebräern finden wir, daß der Hoheprieſter zu ſeinem Amte feierlichſt eingeweiht wurde. Er wurde an Händen und Füßen gewaſchen (2. Moſ. 29, 4.), eingekleidet und mit einem köſtlichen Öle geſalbt, dem man eine ſtärkende und heilſame Kraft beilegte. Später unterblieb dieſe Salbung. Dieſe Einweihung währte ſieben Tage nach einander, in welchen dieſe vielerlei Ceremonien wiederholt wurden, bis er endlich am achten Tage ſein erſtes Opfer brachte und damit ſein Amt antrat. Eben ſo wurden auch die gemeinen

Prieſter durch Abwaſchen des Körpers, Opfern, Salben und Einkleiden zu ihrem Amte eingeweiht. Die Leviten jedoch, welche beſtimmt waren, die Gehülfen der Prieſter zu ſein, und die geringern Dienſte beim Tempel zu verrichten hatten, wurden bei der Einweihung zu ihrem Amte mit Waſſer beſprengt; ſie ſelbſt mußten ihre Haare abſchneiden, ihre Kleider und ihren Leib waſchen und opfern. Hieraus nun läßt es ſich erklären, eines Theils, wie ſchon zu den Zeiten der Apoſtel die ordentlichen bei einer chriſtlichen Gemeinde angeſtellten Lehrer zu ihrem Amte durch Auflegung der Hände und fromme Segenswünſche eingeweiht wurden; andern Theils, daß man ſeit dem III. Jahrh. mehrere und ſeit dem VI. Jahrh. acht Weihen unterſcheidet. Es gibt nämlich in der katholiſchen Kirche ſeit dieſer Zeit vier niedere, kleinere (minores) und vier höhere, größere (majores) Weihen. Zu den vier erſten zählt man 1) die der Oſtiarier, Kirchenthürhüter, welchen das Läuten der Glocken, das Auf- und Zuſchließen der Kirche und das Aufſchlagen der Lection obliegt; 2) der Lectoren, welche die Lectionen aus der Bibel beim Gottesdienſte leſen oder abſingen; 3) der Exorciſten, welche dem Taufprieſter beiſtehen, indem ſie den Exorcismus vorleſen; 4) der Akolythen oder Akoluthen, welche die Biſchöfe und Prieſter bei der Haltung der Meſſe bedienen, bei Proceſſionen die brennenden Kerzen tragen und bei der Spendung des heiligen Abendmahls dem Prieſter Wein und Waſſer darreichen. Dieſe niederen Weihen haben aber keine ſacramentaliſche Kraft, verpflichten alſo auch nicht zur Eheloſigkeit, geben nicht den Charakter einer geiſtlichen Würde und machen nicht fähig zu eigentlichen geiſtlichen Amtsverrichtungen; jedoch muß jeder, der zu den höhern oder heiligen Weihen gelangen will, dieſe und zwar mit Beobachtung gewiſſer Zwiſchenräume erſt erhalten haben. Zu dieſen höheren heiligen Weihen gehören folgende vier: 1) die der Subdiakonen, welche die bei der Meſſe nöthigen Gefäße und Geräthſchaften, die Bekleidung des Altars, das Aufſetzen des Brodes und Weines, ſo wie das Abſingen der Epiſtel zu beſorgen haben; 6) der Diakonen, welche bei der Meſſe adminiſtriren, taufen, predigen und das Evangelium abſingen; 7) der Prieſter, Presbyter, welche außer der Firmelung und Ordination alle Sacramente verwalten; endlich 8) der Biſchöfe, denen die Verwaltung aller Sacramente, alſo auch die Firmelung und Ordination zukommt. Sie werden von den Erzbiſchöfen geweiht, welche letztere keiner weitern Weihe bedürfen, ſondern ihre Beſtätigung von dem Papſte in Rom mit dem Pallium erhalten. Dieſe vier höheren Weihen ſind nach dem Lehrbegriffe der katholiſchen Kirche ein Sacrament, dürfen alſo auch nicht wieder erneuert werden, unterſcheiden denjenigen, der ſie erhalten hat, von Anderen, welche dieſe Weihung noch nicht empfangen haben, für immer, geben ihm den unauslöſchlichen Charakter (character indelebilis), verpflichten den Cölibat zu halten und das göttliche Officium zu beten. Die Macht Prieſter zu weihen kommt in der katholiſchen Kirche nur den Biſchöfen zu und zwar jedes Mal demjenigen, in deſſen Diöceſe der Ordinandus geboren iſt oder wenigſtens längere Zeit ſich aufgehalten hat. Hat derſelbe aber von ſeinem eigenen Biſchofe die Erlaubniß oder wohl gar die Entlaſſung aus deſſen Diöceſe erhalten, ſo kann die Ordination auch ein fremder Biſchof vollziehen. 78.

Prieſtley (ſpr. Prieſtli) (Joſeph), als Phyſiker und Chemiker ausgezeichnet und als Philoſoph und Stifter mehrerer unitariſcher Gemeinden in Nordamerika bekannt, wurde 1733 zu Flield-Head in der Grafſchaft York geboren, ſtudirte Theologie, brachte dann mehrere Jahre als Geiſtlicher unter Diſſentern zu und nahm 1770 die Stelle eines Bibliothekars bei dem Grafen Shelburne, dem nachherigen Lord Lansdowne, an, die er ſpäter wieder mit dem geiſtlichen Amte bei einer unitariſchen Gemeinde in Birmingham vertauſchte. Schon vielfach durch ſeine Stellung als Gegner der Episkopalen angefeindet und noch mehr durch ſeine weit über die des Socinus hinausgehenden Religionsanſichten, in denen man einen ver-

Digitized by Google

ſteckten Atheismus fand, durch eine warme Fürſprache für die Freiheit der Amerikaner und ſeine beifällige Äußerung über die franzöſiſche Revolution verhaßt, konnte es kaum fehlen, daß er in den Tumult verwickelt wurde, der 1791 bei der Feier des Jahrestags der Zerſtörung der Baſtille entſtand. P. verlor dabei nicht blos einen großen Theil ſeiner Habſeligkeiten, ſondern ſah ſich auch genöthigt, ſein Amt aufzugeben und nirgends ſicher 1794 nach Northumberland in Pennſylvanien auszuwandern, wo er der Gründer mehrerer ſtreng unitariſcher Gemeinden wurde, die ſich von der evangeliſchen Kirchengemeinſchaft losgeſagt haben und noch fortbeſtehen. P. ſtarb auf ſeinem Landgute bei Philadelphia am 6. Febr. 1804. Von ſeinen theologiſchen Schriften gedenken wir: „Institutes of naturel and revealeded religion“ (Lond. 1772—1774. 3 Voll., deutſch von Link, Frankf. und Leipz. 1783); „Theological repository“ (Lond. 1777—1788. 6 Voll.); „History of the corruption of christianity“ (Lond. 1782. 2 Voll., deutſch Berl. und Hamb. 1785). Phyſiſch-chemiſche Schriften ſind: „The history and present state of electricity etc. (Lond. 1767. 2. Edit. 1775, deutſch von Krünitz, Berl. und Stralſ. 1771. 4.). Eine neue Epoche in derſelben Wiſſenſchaft begann ſeit der Erſcheinung ſeiner „Experiments and observations of the different kinds of air“ (Lond. 1774—1786. 6 Voll.; deutſch in 3 Bdn. Wien 1778—1780 und Leipz. 1778—1781), wo er die Entdeckung der dephlogiſtiſirten Luft bekannt machte. Aber nicht ohne Einfluß blieben ſeine phyſikaliſchen und chemiſchen Kenntniſſe auf ſeine Philoſophie. Sie führten ihn zum Materialismus, an dem er in ſeiner Widerlegung der Gegner Hume's „An examination of D. Reid's into the human mind“ (Lond. 1774. 8.) wie in ſeinem Werke gegen dieſen ſelbſt „Letters to a philosophical unbeliever“ (Bath 1780. 2 Voll., deutſch, Leipz. 1782. 8.) anſtreift und den er in ſpätern Schriften weiter ausführt. S. die „Auszüge aus D. Prieſtley's Schriften über die Nothwendigkeit des Willens“ und „Über die Vibrationen der Gehirnnerven als die materiellen Urſachen des Empfindens und Denkens, nebſt Betrachtungen über dieſe Gegenſtände und einer Vergleichung der Vibrationshypotheſe mit D. Gall's Schädellehre“ (Altona 1806. 8.). 35.

Primas iſt der Name einer hohen Kirchenwürde, welchen ſeit dem IV. chriſtlichen Jahrhunderte der Oberbiſchof einer Provinz (auch Metropolit, Exarch genannt) führte, der an der Spitze der geſammten Geiſtlichkeit ſeiner Provinz ſtand. Später auch den päpſtlichen Vicarien beigelegt blieb dieſer Titel in der Folge dem oberſten Erzbiſchofe eines ganzen Landes oder einer Provinz deſſelben eigenthümlich, und zwar ſo, daß ein ſolcher Kirchenfürſt den nächſten Rang nach dem Landesregenten und ſeiner Familie einnimmt (daher Primas regni, Erſter des Reichs genannt), in katholiſchen Ländern fortwährender päpſtlicher Legat iſt und über die übrigen Erzbiſchöfe des Reichs eine gewiſſe geiſtliche Gerichtsbarkeit ausübt. In England nennt ſich der Erzbiſchof von Canterbury P. von ganz England; in Spanien iſt es der Erzbiſchof von Toledo; in Portugal der Patriarch von Liſſabon, obwohl ſich auch der Erzbiſchof von Braga ſo nennt; in Polen der Erzbiſchof von Gneſen; in Ungarn der Erzbiſchof von Gran. Außerdem führen dieſen Titel noch die Erzbiſchöfe von Lyon, Rheims, Bourges, Salzburg. Zur Zeit des Rheinbundes hieß der Großherzog von Frankfurt, als Vorſitzender deſſelben, Fürſt Primas. 63.

Primat (Vorrang, erſter Rang), die Würde und das Amt eines Primas, vorzüglich aber der Vorrang, welchen ſich der römiſche Papſt als Nachfolger des Apoſtels Petri vor allen übrigen Biſchöfen aller anderen Länder beilegt. 63.

Primaticcio (ſpr. Primatitſchio) (Francesco), ein berühmter italieniſcher Maler bologneſiſcher Schule, geb. 1490 zu Bologna, bildete ſich unter Imola und ſpäter unter Giulio Romano's Leitung, auf deſſen Veranlaſſung er noch ſehr jung einige treffliche Arbeiten für den Palaſt del Té zu Mantua lieferte. In der Folge trat er in die Dienſte des Königs Franz I. von Frankreich, in deſſen Gunſt er ſich,

Digitized by Google

wie in der ſeiner Nachfolger, Franz' II. und Heinrich's II., bis zu ſeinem Tode (1570) erhielt. Als erſter Hofmaler und ſpäter als Intendant aller Bauwerke übte er einen großen, obwohl häufig angefeindeten Einfluß auf das Kunſtleben in Frankreich und es iſt, auch wenn es die Franzoſen läugnen, nicht zu verkennen, daß er weſentlich zur Erhaltung des guten Geſchmacks in dieſer Periode beitrug. Durch ſeine perſönlichen Bemühungen erhielten die pariſer Sammlungen einen Zuwachs von 125 antiken Statuen und einer großen Anzahl Büſten; auch ſchmückte er das Innere des Schloſſes Fontainebleau mit trefflichen Gemälden und Stuccaturarbeiten aus und gab die Zeichnungen zu mehreren öffentlichen Gebäuden. Der Riß zum Grabmale Franz' I. zu St. Denis wird ihm aber fälſchlich zugeſchrieben. — Sein Colorit war fehlerfrei, auch die Compoſition treffend, oft geiſtreich, die Zeichnung hingegen und die Auffaſſung bisweilen mangelhaft. Von ſeinen Gemälden und Zeichnungen finden ſich noch einige im Muſeum des Louvre. 36.

Primawechſel, ſ. Wechſel.

Prime heißt in der Muſik der erſte Ton oder die erſte Stufe einer Octave. Im uneigentlichen Verſtande gilt ſie auch als Intervall und zwar deßhalb, weil ihre gleichen Töne auch als Haupttöne der Harmonie mit eigenthümlichen Fortgange in zwei verſchiedenen Stimmen gebraucht werden können. In dieſer Beziehung unterſcheidet man eine reine P., wenn ſie aus Tönen gleicher Größe beſteht (wie g g) und eine übermäßige, d. i. ein Intervall von einem halben Tone auf derſelben Stufe (g gis). 29.

Primitien (primitiae), die Erſtlinge in jeder Art, beſonders aber die Erſtlinge der Früchte, welche von den Völkern des Alterthums gewöhnlich ihren Göttern geopfert wurden. 35.

Primogenitur (jus primogeniturae) wird diejenige Erbfolgeordnung genannt, nach welcher mit Rückſicht auf das Anſehen, welches überhaupt bei den Germanen in vielen Verhältniſſen der Erſtgeborene hatte, und auf den Grund der goldnen Bulle (Cap. VII. §. 2. Cap. XX. XXV.) die Linie des Erſtgeborenen zuerſt und in ihr immer wieder der Erſtgeborene zur Erbfolge kommt und beim Ausſterben der Nebenlinie in der Linie des Erſtgeborenen die Succeſſion an den zweiten Nebenaſt fällt, welcher der Erſtgeburt am nächſten iſt. Noch ſind die Juriſten und Geſchichtſchreiber nicht entſchieden, ob die P. altgermaniſch iſt, ob ſie aus Frankreich abſtamme und ob ſie auch unter Weibern und Collateralen ſtattfindet. Doch iſt nicht zu läugnen, daß auch jetzt noch nach der Primogeniturordnung bei manchen Familien und in einzelnen Ländern ſuccedirt wird. In der baieriſchen und in der preußiſchen Geſetzgebung finden ſich mehrere dahineinſchlagende Beſtimmungen. — Man ſ. Mittermaier's „Grundſätze des gemeinen deutſchen Privatrechts ꝛc." (1830. §. 399.). 64.

Primzahlen (numeri primi) heißen die Zahlen, welche nur Producte der Einheit mit ſich ſelbſt ſind und durch keinen andern Factor ohne Reſt zerlegt werden können, wie 1, 2, 3, 5, 7, 11, 13, 17, 19, 23, 29, 31 ꝛc. (S. Zahl.) 30.

Princip, lat. principium; franz. principe; engl. principle, iſt ganz allgemein das Erſte, der Anfangs- und Ausgangspunkt für eine oder mehrere Erſcheinungen, die demnach im Verhältniſſe der Abhängigkeit zu demſelben ſtehen. Je nach der Art dieſes Verhältniſſes nun und je nach dem Weſen der Erſcheinungen ſelbſt, für welche das P. als Anfangspunkt geſetzt wird, je nach der Betrachtungsweiſe endlich, wonach dieſes geſchieht, gibt es nun eine große Verſchiedenheit der Principien. Die nächſte Anwendung machen wir gewöhnlich von dieſem Begriffe auf die Erſcheinungen des innern Lebens, unſerer Thätigkeit, weil wir hier mehr oder weniger eine jede Äußerung unſeres Wollens oder Denkens zum Anfangspunkte einer ganzen Reihe von Handlungen oder Begriffen machen können. P. heißt uns daher hier jeder Grundſatz, jeder Act des Wollens oder Denkens,

Digitized by Google

der ſich in vielen einzelnen Thaten oder Erkenntniſſen als den von ihm abgeleiteten Folgen äußert, ſie begründet und beſtimmt. So hat jede Sphäre des Handelns und des Wiſſens ihr P. oder ihre Principien und es gibt daher Moral-, Tugend-, Rechts-, Religionsprincipien; ferner Principien der verſchiedenen Wiſſenſchaften, Principien des Staats und der Geſetzgebung, der Ökonomie, der Gewerbe ꝛc. — Natürlich iſt ein jedes ſolches P. eben nur für ſeine Sphäre P. und darf daher auch nur innerhalb dieſer Sphäre auf die unmittelbare Geltung als Anfang und Grund der Erſcheinungen Anſpruch machen, wird hingegen, indem man ſeine Stellung zu anderen Sphären der Erſcheinungen betrachtet, ſelbſt wieder als ein Abgeleitetes, als eine Folge aus höheren Principien (als ein principiatum) erſcheinen. Wenn daher auch jede einzelne Wiſſenſchaft oder Handlungsweiſe mit Recht ſich auf ihre Principien ſtützt und daraus folgert, ſo muß doch eine höhere Lebensanſchauung dieſe ſämmtlichen Principien als blos relative anerkennen und wieder anderweit begründen. Gewöhnlich jedoch hat man, wie man ſchon geneigt iſt jedes Einzelne von jenen Principien unbedingt und ohne Weiteres als ein Erſtes anzunehmen, wenigſtens ein P. zu finden gehofft, welches nicht wieder von einem andern abgeleitet, alſo abſoluter Anfang aller Erſcheinungen wäre. In dieſer Meinung hat die Philoſophie als die Repräſentantin jener umfaſſenderen Lebensanſicht nach einem abſoluten Principe aller Dinge gefragt. Zuerſt nun nahm man als ſolches nur ein Element oder einen Stoff an, woraus die Dinge entſtanden ſeien, oder wohl auch ein doppeltes P., ein leidendes (den Stoff), und ein thätiges, die ſchaffende Kraft (den Geiſt), bis man endlich auf ein einziges Abſolutes kam, eine Gottheit, aus der alle Erſcheinungen ihren Urſprung haben ſollten. Allein indem wir ſolchergeſtalt ein P. der Dinge aufſtellen und die einzelnen Erſcheinungen daraus ableiten, muß dieſe ganze Erkenntniß doch auch auf einem Principe, einem Grundſatze oder Grundbegriffe, beruhen. Darum unterſchieden ſchon die Scholaſtiker zwiſchen einem pr. essendi s. fiendi und einem pr. cognoscendi s. cogitandi und noch jetzt gilt der Unterſchied zwiſchen Realprincipien und Erkenntniß- oder Idealprincipien. Dabei geht aber freilich der eigentliche Begriff des Princips ganz verloren, der darin beſteht, daß aus dem Principe, ohne irgend ein fremdes, unmittelbar ſich die Erſcheinungen als Folgen ergeben. Soll daher das Erkenntnißprincip ein wahres, d. h. abſolutes P. ſein, ſo muß auch das Realprincip erſt als deſſen Folge erſcheinen; dann aber iſt dieß nicht mehr wahres P.; die Dinge ſind ſämmtlich nur Folgen des Idealprincips, ſie ſind, weil ſie durch dieß P., d. h. durch unſer Denken, erkannt oder vorgeſtellt werden. Soll dagegen das Realprincip als ſolches beſtehen, ſo muß auch das Erkennen nur eine einzelne, aus demſelben abgeleitete, Erſcheinung ſein; es gibt dann kein abſolutes Erkenntnißprincip, ſomit auch kein ſelbſtſtändiges Erkennen von Seiten des einzelnen Subjects; ſondern nur das Realprincip, Gott, erkennt die Dinge dadurch, daß er ſie ſchafft. Überhaupt möchte die Philoſophie doch wohl endlich zu der Einſicht kommen, daß es ein P. im eigentlichen Sinne des Worts, wonach es der unbedingt letzte Grund der Erſcheinungen ſein und dieſe aus ihm, durch einen — nothwendigen oder freien — innern Act deſſelben hervortreten ſollen, für ſie nirgends gebe, daß alſo das vorgeſchützte Poſtulat, ein P. anzunehmen oder aufzuſuchen, nichtig ſei und daß ſie es nicht mit einer Schöpfung der Dinge, ſondern nur mit den Beziehungen derſelben zu einander in der Erfahrung zu thun habe, in welcher es wohl relative Principien gibt, gewiſſe Anhaltpunkte des Handelns und Erkennens nämlich, die jedoch ſelbſt auf eine weitere Beſtimmung und Begründung hindeuten, nicht aber abſolute, unbedingt erſte ſind. — Will man aber die Grundfacta oder die urſprünglichen, allen Erſcheinungen des Denkens und Handelns zu Grunde liegenden, Richtungen des Bewußtſeins Principien nennen, ſo wird man nach der kritiſchen Methode (vergl. d. Artt. Methode und

Philoſophie) finden, daß allerdings unſere ganze Bewußtſeinsthätigkeit, alſo unſer ganzes erfahrungsmäßiges Sein und Thun in der doppelten Weiſe erſcheint, daß wir entweder von einer beſtimmten Einheit (einem Begriffe) ausgehen im Denken, und dieſe auf eine Mannigfaltigkeit zu beziehen und durch eine ſolche (alſo z. B. durch die ſinnlichen Empfindungen) zu erklären ſuchen, oder daß wir mit einem unbeſtimmten Gefühle anheben (im Streben und Wollen) und dazu eine Form (einen Gegenſtand) ſuchen, den wir anſtreben, bezwecken, bilden wollen. Allein jene beiden Puncte, von denen das Bewußtſein ausgeht, ſind keine Principien in der gewöhnlichen oben angeführten Bedeutung; denn keiner derſelben erzeugt wirklich Etwas; der Begriff kann ſich nicht ſelbſt die ſinnliche Mannigfaltigkeit beilegen, das Streben ſich nicht einen Gegenſtand ſchaffen, eine Form geben, ſondern unſere Auffaſſung der Erfahrung geht nur eben von dieſem Puncte aus und zu der andern Seite des Gegenſatzes fort, welche jenen ergänzt und mit der Wirklichkeit in Harmonie ſetzt. Wenn man als Principien für die Philoſophie zuerſt ein Realprincip, das Ich, aufſtellt, dann als Idealprincipien erſtlich das oberſte Materialprincip: die Thätigkeit des Ich; zweitens das oberſte Formelprincip: abſolute Harmonie in dieſer Thätigkeit; ſo können dieſe weder für abſolute Principien in jenem dogmatiſchen Sinne, noch für relative Ausgangspuncte und Grundrichtungen des Bewußtſeins in dieſem kritiſchen gelten, weil durch ſie weder das Entſtehen der Dinge, noch die Erkenntniß derſelben erklärt wird. 80.

Principal, urſprünglich, vorzüglich, bedeutet überhaupt ſ. v. a. Herr, Vorgeſetzter, beſonders in Privatverhältniſſen. — P. in der Orgel, ſ. Orgel. 30.

Pringle (John), angeſehener engliſcher Arzt, zu Stikel-Houſe im nördlichen England am 10. Aug. 1707 geboren, ſtammte aus einer vornehmen Familie und erhielt eine ſorgfältige wiſſenſchaftliche Vorbildung, worauf er Medicin zu Leyden unter Albinus, Boerhaave u. A. ſtudirte. Nach beendigten Studien ging er 1730 nach Edinburg und wurde hier zum Profeſſor der Philoſophie ernannt; 1742 gab er aber dieſe Stelle wieder auf, wurde Militairarzt und ſtieg ſehr ſchnell zum Poſten des erſten Arztes in der britiſchen Armee. Als ſolcher diente er in den Kriegen in den Niederlanden und in Deutſchland, in welchen er die Materialien zu ſeinem trefflichen Werke: „Observations on the diseases of the army“ (Lond. 1752 und in vielen folgenden Ausgaben, deutſch von Greding 1754) in reichlicher Menge, hauptſächlich über Ruhr und Faulfieber, ſammelte. 1758 gab P. ſeine Stelle in der Armee auf und wählte London zu ſeinem Wohnorte, wo ſich ſeine Praxis auf die angeſehenſten Familien ausdehnte, ſo daß er 1763 ſchon Leibarzt des Königs wurde. Bereits Mitglied vieler gelehrten Geſellſchaften und ſo auch der königlichen Societät der Wiſſenſchaften zu London erhielt er 1772 die Stelle eines Präſidenten an derſelben, eine Würde, die nur Männern von der höchſten wiſſenſchaftlichen Bedeutung zu Theil wird. Dieſe gab er 1778 zwar wieder auf, lebte aber in ausgedehnten Verbindungen mit Gelehrten bis zu ſeinem Tode fort, der am 18. Jan. 1782 erfolgte. — Außer der oben angeführten hat P. noch mehrere, jedoch weniger bedeutende Schriften hinterlaſſen. 39.

Prinz, eigentlich Fürſt (ſ. d. Art.) im Allgemeinen, iſt gewöhnlich der Titel für die nicht regierenden Glieder der fürſtlichen Familien, wofür man aber in der neueſten Zeit bei königlichen und herzoglichen Prinzen den Namen „Herzog“ häufiger zu gebrauchen pflegt. Der Erbe des Throns heißt bei gekrönten Häuptern Kronprinz, bei den übrigen Erbprinz. — Prinzen von Geblüt ſind ebenbürtige, aber mit dem regierenden Hauſe weitläufiger verwandte fürſtliche Perſonen. Der weibliche Name iſt Prinzeſſin (franz. princesse). 30.

Prinzenraub. In dem Bruderkriege, welchen Churfürſt Friedrich der Sanftmüthige mit Herzog Wilhelm III. (1446—1451) führte, waren einem

Digitized by Google

meißniſchen Ritter, Kunz von Kauffungen, der auf Friedrich's Seite gefochten hatte, ſeine thüringiſchen Güter theils verwüſtet, theils weggenommen worden; dafür entſchädigte ihn der Churfürſt dadurch, daß er ihm die in Meißen gelegenen Güter Apel's von Vitzthum, eines Kampfgenoſſen Wilhelm's, überließ. In dem Frieden wurde nun beſtimmt, daß die gegenſeitigen Eroberungen herausgegeben werden ſollten und obgleich Kunz von Kauffungen die ſeinigen in Thüringen zurückerhielt, wollte er doch nicht aus dem Beſitze der Vitzthum'ſchen weichen, entweder vorgebend, daß die ſeinigen in zu ſchlechtem Zuſtande wären, oder meinend, daß ihn jene Vitzthum'ſchen nicht ſowohl als eine Entſchädigung für ſeinen Verluſt, ſondern vielmehr als eine Belohnung für ſeine geleiſteten Dienſte gegeben worden wären, oder auch wohl in der Hoffnung, Apel dürfe nicht auf die Ausführung der Friedensbedingungen dringen, da er bei ſeinem Herrn in Ungnade gefallen war. Als er ſich daher immer weigerte, kam die Sache zum rechtlichen Ausſpruche und dieſer war für Kunzen ſo unvortheilhaft, daß der Churfürſt nicht mehr zögerte, jenen zur Auslieferung der Güter an Vitzthum zu nöthigen. Da nun Kunz mit dieſer Sache ſeine Habſucht nicht befriedigen konnte, verſuchte er etwas Anderes. Bei Gera nämlich, zu welcher Stadt Entſetzung er in demſelben Kriege von dem Churfürſten entboten worden war, ward er mit dem Rittmeiſter Niklas von Pflugk gefangen und erſt nach Erlegung eines Löſegeldes von 4000 Gulden wieder frei gelaſſen worden. Dieſe Ranzion verlangte nun Kunz von dem Churfürſten, der ſie ihm jedoch aus dem Grunde abſchlug, weil er nicht, wie Pflugk, ſein Vaſall wäre, ſondern um Sold in ſeinem Heere gedient hätte. Kunz dadurch gekränkt und in ſeinen Hoffnungen getäuſcht erlaubte ſich allerhand Anzüglichkeiten und Drohungen gegen den Churfürſten, bis derſelbe des ungebührlichen Betragens müde ſeinen lange zurückgehaltenen Unmuth Kunzen fühlen und ihn aus dem Lande jagen ließ. Kunz verließ die Burg ſeiner Väter, Kauffungen bei der Stadt Penig an der Mulde, und wendete ſich nach Böhmen, wo er ſich das Schloß Iſenburg erwarb und von da aus ſeinen Racheplan gegen Friedrich ſchmiedete. Er wollte nichts weniger als des Churfürſten Söhne entführen, um den Vater dadurch zu zwingen, ſeinem Verlangen nachzugeben, und hoffte auf eine glückliche Ausführung dieſes Plans um ſo eher, da er ſelbſt in Altenburg, wo der Churfürſt reſidirte, und beſonders auf dem dortigen Schloſſe als einſtiger Hofmarſchall wohl bekannt war. Um deſto ſicherer zu gehen, verband er ſich mit mehreren kühnen Männern, deren namhafteſte die meißniſchen Ritter Wilhelm von Moßen und Wilhelm von Schönfels waren, und in dem Schloſſe zu Altenburg ſelbſt hatte er ſich an dem ränkevollen Küchengehülfen, Hans Schwalbe, einen Spion gewonnen. Endlich kam eine günſtige Gelegenheit; der Churfürſt reiſte 1455 nach Leipzig und ließ ſeine Prinzen, Ernſt und Albert, mit ihrer Mutter unter Schutz und Aufſicht des Grafen von Barby allein zurück. Dieß berichtete Schwalbe ſofort Kunzen und dieſer kam mit ſeinen Getreuen und Knechten in der Nacht vom 7. zum 8. Juli gen Altenburg und erſtieg mit Hülfe einiger Strickleitern, begleitet von Moßen und Schönfels, das Schloß, das wegen eines in der Stadt gehaltenen Gaſtmahls auch von der Hülfe Barby's entblößt und nur von einigen invaliden Thorwächtern bewacht war. Die Räuber, von Schwalbe geführt, kamen in das Schlafgemach der Prinzen und während Kunz den ältern, Ernſt, ergriff, nahmen ſeine Spießgeſellen den jüngern, Albert; aber bald bemerkte man, daß man in der Dunkelheit ſtatt des Prinzen den jungen Grafen Barby, einen Geſpielen der fürſtlichen Knaben, genommen hatte; Kunz eilte daher wieder zurück und holte nun noch Albrecht. Über dem Geräuſche und dem Schreien der Knaben war die Mutter erwacht; ſie wollte aus ihrem Zimmer gehen, um den Grund davon zu erfahren; aber klüglich hatten die Räuber die Thüre verrammt und ſie konnte ihren unglücklichen von den rauhen Männern fortgeſchleppten Kindern nur Thränen der Verzweiflung aus dem Fenſter nachwei-

Digitized by Google

nen. Nach früheren Beſprechungen wollte Kunz mit ſeiner Beute den kürzeſten Weg nach Böhmen einſchlagen, während ſeine Helfershelfer über Franken mit der ihrigen eben dahin kommen ſollten; dadurch ſollte für alle Fälle der Erfolg des Raubs geſichert ſein, damit, wenn ja der eine Prinz ihnen wieder auf der Reiſe abgenommen würde, ſie wenigſtens noch den andern hätten und den Churfürſten dadurch zu ihrem Verlangen nöthigen könnten. Kunz eilte nun durch die Leine, den rabenſteiner Wald und kam gegen Morgen bei Elterlein an. Als er von da nach dem Holze Grünhain ritt, hörte er ſchon das Sturmläuten, welches ſofort nach der That von der Stadt aus durch die benachbarten Dörfer erging; eine Stunde von der böhmiſchen Grenze, in dem Walde bei Wieſenthal, wohin ſie gegen Mittag kamen, ruheten ſie einmal aus; der Prinz ſuchte ſich Erdbeeren, der Ritter lagerte ſich, die Andern waren voraus gezogen. Da kam zu ihnen ein Köhler, Namens Schmidt, fragte theilnehmend nach des ihm unbekannten Knaben Abkunft; Kunz gab eine trotzige Antwort und während er von ſeinem Ruheplatze aufſtehen und weiter ziehen wollte, aber mit den Sporen in einem Buſche hängen blieb und von der Schwere ſeiner Rüſtung am Aufſtehen gehindert wurde, bekam Albert Zeit, ſich dem Köhler zu entdecken, der dann ſofort den Knecht Schweinitz, welcher den Prinzen wegen ſeiner Entdeckung mit dem Schwerte den Kopf zerſpalten wollte, mit ſeinem Schürbaume niederſchlug und dann dem ſich aufwindenden Ritter ebenfalls einige Schläge verſetzte, ſeine Leute herzurief und Kunzen mit ſeinem Knechte gefangen nahm. Das Geſchehene berichtete der Köhler ungeſäumt an den Abt von Grünhain, welcher auch die Räuber ſofort nach Zwickau bringen ließ, den Prinzen aber am andern Tage unverſehrt nach Altenburg zurückſchickte. Die Nachricht von der glücklichen Errettung des einen Prinzen erſcholl bald durch die ganze Gegend; auch Moßen und Schönfels, welche eben durch den Wald bei dem Schloſſe Hartenſtein unweit Schneeberg zogen, hörten es und da ſie Kunzen gefangen ſahen und ſie kein perſönliches Intereſſe an die Sache band, ſo gaben ſie ihre Weiterreiſe auf und verbargen ſich einſtweilen in einer Höhle (die Prinzenhöhle noch jetzt genannt). In der Nähe dort blieben ſie 3 Tage und endlich wendeten ſie ſich durch einen ihrer Knechte an den Amtshauptmann Veit von Schönburg mit dem Verſprechen, den Prinzen unverſehrt in ſeine Hände zu liefern, wenn er ihnen im Namen des Churfürſten Vergebung ihrer That zugeſtehen würde; wo nicht, ſo würden ſie den Prinzen ermorden und ſich dann ihrem fernern Schickſale überlaſſen. Der Amtshauptmann verſprach im Namen ſeines Herrn, was ſie begehrten, worauf ſie Ernſten nach dem Schloſſe Hartenſtein brachten. Am 14. Juli kam der Churfürſt mit ſeiner Gemahlin und dem bereits geretteten Prinzen Albert nach Chemnitz, wo ſie auch Ernſten trafen. Von da gingen ſie über Ebersdorf, in welches Ortes Wallfahrtskirche ſie Gott für die Rettung ihrer Kinder dankten und wo zum Gedächtniſſe die Kleider der Prinzen aufgehängt wurden (welche daſelbſt noch aufbewahrt werden), und kehrten über Rochlitz am 16. wieder nach Altenburg zurück. Kunz hatte unterdeſſen ſchon den Lohn für ſeine Unthat erhalten; denn er war am 14. Juli in Freiberg auf dem Markte enthauptet (den Ort bezeichnet noch ein ſchwarzer Stein an dem Rathhauſe) und dann in der Peterskirche begraben worden; ſeine Gebeine wurden jedoch bald darauf von dannen nach dem Dorfe Neukirchen bei Freiberg gebracht und dort beſtattet. Die Begnadigung, die ihm der Churfürſt noch hatte angedeihen laſſen wollen, kam zu ſpät; als der Friedensbote an die Stadtthore kam, waren dieſelben wegen der Hinrichtung ſchon geſchloſſen. Seine Knechte traf gleiches Schickſal; die meiſten wurden in Zwickau enthauptet; ſo auch Kunzen's Bruder Dietrich, welcher den Raubplan nach Kräften unterſtützt hatte. Schwalbe wurde erſt mit glühenden Zangen gezwickt und dann geviertheilt (die Erzählung, daß er im Schloſſe zu Altenburg eingemauert worden ſei, iſt grundlos). Dem Köhler Schmidt erlaubte der Churfürſt ſich eine

Digitized by Google

Gnade von ihm zu erbitten; der genügſame Mann bat um die Vergünſtigung, daß er und ſeine Familie freies Kohlenbrennen hätten; der gerührte Fürſt ſagte ihm nicht allein dieſes zu, ſondern ſchenkte ihm auch noch ein Freigut, mehrere Äcker Feld und ließ ihm auch noch jährlich etliche Malter Korn reichen, welches Alles ſich nicht allein auf ihn, ſondern auf ſeine ganze Nachkommenſchaft erſtrecken ſollte; dazu vertauſchte der Köhler auf des Churfürſts Verlangen ſeinen bisherigen Namen mit dem Namen Triller, weil er, wie er ſich in ſeiner Köhlerſprache ausgedrückt hatte, den Ritter Kunz wacker getrillt (mit dem Schürbaume geſchlagen) habe. — Vergl. Dr. W. Triller's „Sächſiſcher Prinzenraub" (Frankfurt a. M. 1743); W. E. Tenzel, „Von dem Kauffungiſchen Raub der ſächſiſchen Prinzen" (Gotha 1700). 6.

Prior wird in Mönchsklöſtern der nächſte Vorgeſetzte nach dem Abte und, wo kein Abt iſt, der Vorgeſetzte des Kloſters genannt. In Nonnenklöſtern findet ſich oft eine Priorin. — Priorat nennt man das Amt und die Würde, auch die Wohnung eines Priors oder einer Priorin. — Großprior endlich heißt der Nächſte nach dem Großmeiſter in den geiſtlichen Ritterorden. 63.

Prior (ſpr. Preier) (Matthew), ein geſchätzter engliſcher Dichter, am 21. Juli 1664 zu Winburn in Middleſex geboren, wurde nach dem Tode ſeines Vaters, eines Tiſchlers, von ſeinem Oheime, einem Schenkwirthe zu London, in die Schule von Weſtminſter geſchickt und, nachdem er ſich daſelbſt die nöthigen Kenntniſſe erworben hatte, als Kellner in der Wirthſchaft gebraucht. Während ſeiner Mußeſtunden beſchäftigte er ſich mit der Lectüre der alten Claſſiker und der neueren Dichter und wußte ſich bald einen ſo auffallenden Anſtrich von höherer Bildung zu geben, daß ihn der Graf von Dorſet, der ſich mit ſeinen Freunden in der Schenke über literariſche Gegenſtände zu unterhalten pflegte, bemerkte und ihm eine ſeinen Talenten entſprechendere Laufbahn anzuweiſen beſchloß. Er ſchickte ihn 1682 auf die Univerſität Cambridge, wo er ſich bald durch ſeine ungewöhnlichen Fortſchritte auszeichnete und durch manchen gelungenen poetiſchen Verſuch ſeinen Dichterruhm gründete. Großen Beifall erhielt die mit ſeinem Freunde Charles Montaigu (nachherigem Lord Halifax) gemeinſchaftlich verfaßte ſcharfe Parodie „Die Stadtmaus und die Landmaus" („The country mouse and city mouse") auf Dryden's gegen die anglicaniſche Kirche gerichtete Satyre: „Hirſchkuh und Panther" („The hind and panther"), wodurch er bei der Partei, die er vertheidigte, zu ſo hohem Anſehen gelangte, daß er 1691 als Geſandtſchaftsſecretair zu dem Congreſſe im Haag geſchickt wurde. Er entledigte ſich daſelbſt ſeiner Aufträge mit ſolcher Gewandtheit, daß ihn der König nach ſeiner Zurückkunft zum Kammerherrn ernannte und ihm dadurch hinreichende Muße zu literariſchen Arbeiten gewährte. Sein bedeutendſtes Werk aus dieſer Zeit iſt eine große Ode auf den Tod der Königin Maria (1695). Bald darauf (1697) wurden ſeine diplomatiſchen Kenntniſſe wieder in Anſpruch genommen, um auf dem Congreſſe zu Ryswick den Vortheil ſeines Königs zu wahren, von welchem er, als er ihm den Friedensſchluß überbrachte, ein bedeutendes Geldgeſchenk erhielt und 1698 als Geſandtſchaftsſecretair mit dem außerordentlichen Geſandten Grafen von Portland an den franzöſiſchen Hof geſchickt wurde. Nach Beendigung ſeiner Geſchäfte ging er wieder nach Holland zu dem Könige, der ihn mit wichtigen Aufträgen nach London ſchickte, wo er zum Unterſtaatsſecretair und bald darauf zum Handelscommiſſair ernannt wurde. Auch ſoll ihn der König zu mehreren geheimen Sendungen an Ludwig XIV. gebraucht haben. Die Gunſt der Königin Anna erwarb er ſich durch die Oden auf die Siege von Blenheim (1704) und Ramillies (1706), den allgemeinen Beifall des Publicum durch eine Sammlung ſeiner Poeſien, worunter das erotiſche Gedicht „Henry and Emma" ſich am längſten im Anſehen erhielt. Von der Partei der Whigs, welche ihm bei dem Regierungsantritte der Königin Anna die Stelle

Digitized by Google

eines Mauthcommiſſairs verſchafft hatte, wandte er ſich jetzt allmählig zu den Tory's, welche das Ende des Krieges wünſchten, und fiel dadurch in Ungnade. Den Herzog von Marlborough, welchen er früher verherrlicht hatte, griff er jetzt heftig an und ward, als die Tory's die Oberhand erhielten, nach Frankreich geſchickt (1711), um die Friedensunterhandlungen einzuleiten; da aber ſeine Vollmachten zu ſehr beſchränkt waren, nahm er den franzöſiſchen Agenten Mesnager mit nach London, wo man die Conferenzen von Utrecht, die 1712 begannen, einleitete. Da aber der Geſchäftsgang zu langſam war, wurde Bolingbroke nach Paris geſchickt und ihm P. zu ſeinem Begleiter gegeben, welcher auch nach der Zurückkehr des Miniſters nach England den Titel und die Functionen eines bevollmächtigten Geſandten erhielt, welche er, obſchon einigemal angeſehenere Perſonen den Titel führten, doch in der That bis zur Thronbeſteigung Georg's I. (1714) bekleidete. Durch dieſe Änderung traten die Whigs wieder an die Spitze der Regierung und P. ward durch den Grafen von Stairs auf ſeinem Poſten abgelöſt. Nach ſeiner Zurückkunft ward er als Theilhaber an des Grafen von Oxford Plänen und als Unterhändler des utrechter Friedens feſtgenommen; da man ihm aber keine genügende Beweiſe liefern konnte, 1717 wieder in Freiheit geſetzt. Während ſeiner Gefangenſchaft arbeitete er ſein ſcherzhaft philoſophiſches Gedicht „Alma", welches die Geſchichte der Seele erzählt. Nach ſeiner Freilaſſung wäre P. der Armuth nahe geweſen, wenn ihm nicht eine neue Ausgabe ſeiner Werke (1718) und ſeine Freunde eine ſo anſehnliche Summe zuſammengebracht hätten, daß er ſorgenfrei leben konnte. Die Ruhe that aber dem viel umhergetriebenen Geſchäftsmanne nicht gut; er fing an zu kränkeln und ſtarb am 18. Sept. 1721 zu Wimple, dem Wohnſitze des Lords Oxford. Seine Gedichte zeichnen ſich durch Witz, Geſchmack, Stärke und Tiefe des Gefühls, großen Reichthum der Gedanken und treffliche Sprache aus; offenbart ſich in ihnen auch keine ungewöhnliche Phantaſie, ſo erheben ſie ſich doch glänzend über die meiſten faden Reimereien ſeiner Zeit. Am wenigſten Werth haben ſeine Oden auf politiſche Ereigniſſe und nur die hohe Cultur des Styls iſt an ihnen zu beachten. Meiſter iſt er im ſcherzhaften, leichten, epigrammatiſchen, auch wohl den Ton der wahren Zärtlichkeit glücklich treffenden Liede. Die didaktiſchen Gedichte „Alma on the progress of mind", eine burleske Verſpottung der philoſophiſchen Syſteme und „Salomo on the vanity of the world", worin die Nichtigkeit des menſchlichen Wiſſens und die Eitelkeit aller menſchlichen Dinge mit ſcharfer Satyre gezeigt werden, ſind zu einförmig. Großen Werth haben ſeine Epigramme und Erzählungen, ſind aber nicht ſelten ſehr unſauber. „Poems on several occasions" (Lond. 1718. Fol. Glasg. 1751. 2 Voll. 8.); „Poetical works, now first collected, with explanatory notes and memoirs of the author" (Lond. 1779. 2 Voll. 8.). 67.

Priorität iſt der Vorgang, Vorzug, welchen ein Gläubiger vor dem andern hat, wenn von Befriedigung aus einer Maſſe oder einem einzelnen Gegenſtande die Rede iſt. Die bevorzugte (prioritätiſche, mit P. oder Vorzugsrecht verſehene) Forderung wird bei Vertheilung der Maſſe in Voraus bedacht, bevor die Anderen an die Reihe kommen. Der Verluſt, wenn die Maſſe nicht zureicht, trifft dann die letzten, worin bei jenen der eigentliche Vorzug beſteht, daher man denſelben mit einem Privilegium vergleicht und die Ausdrücke „prioritätiſche" Forderungen oder Gläubiger und „privilegirte" willkührlich gebraucht. Es verſteht ſich bei einer ſolchen Vertheilung von ſelbſt und iſt in den mehreſten Ländern durch beſondere Geſetze beſtätigt, daß nur diejenigen Gläubiger, welche mit ihren Forderungen zum Genuſſe (Perception) gelangen, die Koſten tragen. Dieſe werden dann einem Jeden nach Verhältniß ſeines Antheils, den er wirklich erlangt, gekürzt, indem man bei der Auszahlung die Maſſe für voll (ohne Koſtenabzug) berechnet und dann den Percipienten ihre Koſtenantheile abzieht.

Digitized by Google

Als Vorſichtsmaßregel läßt ſich bisweilen der minder oder gar nicht bevorzugte Gläubiger vom andern Bevorzugten die Erklärung geben, daß er eintretenden Falls ihm bei der Befriedigung nachſtehn oder ſeinen Platz einräumen wolle, wo dann der erſtere den Vorzug erhält (ſ. Ceſſion). 10.

Priscianus, der berühmteſte römiſche Grammatiker der ſpätern Zeit, ward geboren zu Rom um 524 nach Chr. und zu Cäſarea erzogen (woher er den Beinamen Caesariensis bekam) und lebte dann als Lehrer der Rhetorik zu Conſtantinopel. Sein Hauptwerk iſt ſein umfaſſendes und für die Formenlehre wichtiges grammatiſches Lehrgebäude: „Commentariorum grammaticorum libri XVIII.“ Kleinere Schriften aber von ihm ſind: „Partitiones versuum XII principalium“; „De accentibus“; „De declinatione nominum“; „De versibus comicis“; „De praeexercitamentis rhetoricae“; „De figuris et nominibus numerorum et de nummis ac ponderibus ad Symmachum liber“ etc. Eine Geſammtausgabe ſeiner Werke erſchien zuerſt s. l. (Venet.) 1470. fol., dann s. l. (Venet.) 1472. fol. und endlich von A. Krehl beſorgt (Lips. 1829 sq. 2 Voll. 8.). — Des P. „Opera minora“ gab heraus F. Lindemann (Lugd. B. 1818. 8.). Vergl. Wernsdorf. „Poet. lat. min. V Tom.“ und die „Sammlung der lat. Grammatiker“ von Putſchius (Hanov. 1605. 4.). 20.

Priscillianus, ein bekannter Ketzer des IV. Jahrh., war ein vornehmer Spanier und ſehr gelehrter Mann, faßte die von einem gewiſſen Marcus aus Ägypten in Spanien verbreiteten manichäiſchen Meinungen auf und verbreitete ſie mit großem Eifer, ſo daß die ſpaniſchen Manichäer von ihm Priſcillianiſten genannt wurden. Zwei derſelben Lehre beipflichtende Biſchöfe machten ihn zum Biſchofe von Avila und die Secte ward ſo mächtig, daß die Kirchenverſammlung zu Saragoſſa (380) vergeblich ihr Verdammungsurtheil gegen ſie ausſprach und bald darauf die Hülfe des Kaiſers Gratianus in Anſpruch nehmen mußte. Dieſer entſetzte zwar die 3 Biſchöfe und ließ die Secte verfolgen, aber bald von den Priſcillianiſten gewonnen ſetzte er jene wieder ein. Die Kirchenverſammlung zu Burdigala (Bordeaux) (384) ſprach daher von Neuem das Anathema aus und Kaiſer Maximus ließ eine Unterſuchung verhängen, der zufolge P. 385 zu Trier enthauptet ward. Doch dauerte die Secte fort, vorzüglich in Galicien, und noch 561 belegte ſie die Synode zu Braga mit dem Banne; ſeit dieſer Zeit aber verſchwindet ſie. Ihre Lehren ſind nur durch ihre Gegner bekannt geworden und ſchon Zeitgenoſſen klagen über unredliche Beſchuldigungen gegen dieſelben (Hieronymus, Martin von Tours u. A.). Sie ſollen gelehrt haben, es gebe ein gutes (Gott) und ein böſes Princip; die menſchliche Seele ſei aus Gott emanirt und durch 7 Himmel und mehrere Stufen zur Erde herabgeſtiegen, wo ſie das böſe Grundweſen in den Körper gebannt habe; dieſer beſtehe aus 12 Theilen, deren einzelne von je einem der 12 Himmelszeichen regiert würden, welche ſie mit den Namen der 12 Söhne Iſraels benannt hätten; die Welt ſei vom böſen Principe erſchaffen und Alles ſtehe unter dem Einfluſſe der Sterne; auch kämen die Gewitter und andere Naturereigniſſe vom böſen Grundweſen her; deßwegen aßen ſie kein Fleiſch und haßten die Ehe. Chriſtum ſollen ſie einen Scheinkörper zugeſchrieben haben (Doceten) und die 3 Perſonen der Gottheit mit Sabellius (ſ. d. Art.) nur für 3 verſchiedene Namen erklärt haben. In ihrem Lebenswandel ward ihnen Unzucht und vorzüglich die Geſtattung von Verſtellung, Heuchelei und Lüge vorgeworfen. 23.

Priſe (franz.), iſt überhaupt eine genommene Sache, vorzüglich im Seeweſen ein weggenommenes Schiff. Geſchieht dieſe Wegnahme von kriegführenden Nationen, ſo wird meiſt durch eine niedergeſetzte Commiſſion (Priſengericht) die Rechtmäßigkeit derſelben unterſucht und nach Befunde das Schiff entweder für eine gute P. erklärt und zurückbehalten oder wieder in Freiheit geſetzt. 30.

Prisma, lat. prisma; franz. und engl. prisme, iſt in der Geometrie der

Digitized by Google

Name eines Körpers, der von Ebenen begrenzt iſt, deren zwei gegenüberliegende (Grundflächen) gleich und ähnlich und parallel, die übrigen aber Parallelogramme ſind. Nach der Anzahl der Seiten der Grundflächen heißen ſie drei-, vier-, fünf ꝛc.-ſeitige Prismen. Der ſenkrechte Abſtand der beiden Grundflächen heißt Höhe. Die hierher gehörigen Lehrſätze ſind: 1) Bilden die Seitenflächen mit den Grundflächen rechte Winkel, ſo heißt es ein gerades oder ſenkrechtes P. Gerade Prismen mit regulairen Grundflächen nennt man regulaire Prismen. 2) Ein vielſeitiges P. von n Seiten läßt ſich in n — 2 dreiſeitige zerlegen. Wenn in zwei Prismen außer der Baſis die einzelnen Seiten und deren Reihefolge übereinſtimmen, ſo ſind ſie congruent. 3) Der körperliche Inhalt eines P. wird durch Multiplication ſeiner Grundfläche mit ſeiner Höhe gefunden. In der Phyſik bedient man ſich der prismatiſchen Körper, um die Erſcheinungen der Brechung des Lichts ꝛc. zu beſtimmen. 40.

Privat, lat. privatus; franz. privé; engl. private, meiſt nur in Zuſammenſetzungen vorkommend, bezeichnet im genauen Gegenſatze zu publicus (öffentlich, den Staat betreffend) alles das, was nur Bezug auf den Einzelnen hat und mit dem öffentlichen Leben an ſich nicht in Berührung kommt; daher die Ausdrücke Privatbühnen, Privateigenthum, Privatgebäude, Privatgelehrter, Privatmann, Privatſache ꝛc. 9.

Privatrecht (jus privatum) iſt die Geſammtheit aller der rechtlichen Beſtimmungen, welche die Rechtsverhältniſſe der einzelner Staatsbürger unter einander betreffen, dem öffentlichen und Staatsrechte entgegenſtehend. (Vergl. Recht.) 30.

Privilegium (priva lex, beſonderes Geſetz) war bei den Römern entweder ein Geſetz in Bezug auf (gegen oder für) eine einzelne Perſon, welches aber zur Zeit der Republik nicht vorgebracht werden durfte, oder eine Verordnung in Bezug auf einen beſondern Fall oder eine beſondere Sache. In letzterer Bedeutung pflegt man es jetzt faſt ausſchließlich zu verſtehen und zwar immer als eine gewiſſe Bevorzugung vor Anderen, ſei es als wirkliches Vorrecht etwas zu thun oder als Befreiung von irgend einer Leiſtung. Die Sache ſelbſt hat aber vielfache Nuancen und kann ſowohl privatrechtlich als ſtaatsrechtlich aufgefaßt werden. In erſterer Hinſicht gibt es theils gewiſſe allgemeine bürgerliche Verhältniſſe, welche beſondere Berückſichtigungen in Anſpruch nehmen, wie die Wittwen, Waiſen, Frauen überhaupt, Unmündigen, milden Stiftungen, öffentlichen Caſſen ꝛc., welche aber immer erſt durch beſondere Geſetze näher beſtimmt ſein müſſen, theils einzelne Zweige der Gewerbsthätigkeit, deren P. ſich auf ihre ausſchließliche Betreibung von einer beſtimmten Perſon, Familie ꝛc. oder an einem beſtimmten Orte bezieht, wie die Anlegung von Apotheken, Gaſtwirthſchaften ꝛc., die beſtimmte Anzahl Meiſter irgend einer Innung ꝛc., die ausſchließliche Benutzung einer gemachten Erfindung u. a.; in der letztern Hinſicht beziehen ſich die Privilegien auf die Vorrechte Einzelner vor den übrigen Staatsbürgern in Bezug auf beſtimmte Berechtigungen oder Befreiungen, wie z. B. die früheren Privilegien des Adels in der Befreiung von den gewöhnlichen Steuern und der Militairpflicht und in der Hoffähigkeit, mancher Staatsbürgerclaſſen im bevorzugten Gerichtsſtande ꝛc. In Bezug auf den Gegenſtand, an welchen die Privilegia gebunden ſind, unterſcheidet man perſönliche (p. personalia) und ſächliche (p. realia); alle aber ſind dem Begriffe der völligen Gleichheit der Staatsbürger als ſolcher zuwider und müſſen jederzeit für die Entwickelung des Staats nachtheilig wirken. Man ſucht daher in der neuſten Zeit ſowohl jede Ertheilung von Privilegien ſorgfältig zu vermeiden und, wo ſie ja nöthig erſcheinen ſollten, durch bloße Conceſſionen und Patente (ſ. d. Artt.) daſſelbe zu erreichen, als auch durch Aufhebung früherer Privilegien dieſe allmählig gänzlich abzuſchaffen, da in den meiſten Fällen nur durch die Concurrenz etwas Tüchtiges erreicht werden kann. Freilich aber treten in letzterer Hinſicht eine Menge der größ-

Digitized by Google

ten Schwierigkeiten entgegen, wenn nicht die Betheiligten oft namhaften Schaden dadurch erleiden ſollen, und die Regierungen haben daher meiſt den einzig ſichern Weg der Entſchädigung durch Ablöſungen oder gegenſeitige Übereinkunft eingeſchlagen. 30.

Probabilismus iſt die Methode, nach welcher man probable (d. i. annehmbare, zu welchen man ſeine Zuſtimmung gibt) Gründe für das Denken oder Handeln als hinreichende Richtſchnuren betrachtet und demnach entweder theoretiſch in Bezug auf Erkenntniß der Dinge (Wahrſcheinlichkeitslehre) oder praktiſch in Bezug auf ſcheinbare Güte und Nutzen oder Zuſtimmung wichtiger Männer für eine Handlungsweiſe. Erſterem huldigte vorzüglich Karneades, letzterem die Jeſuiten (ſ. d. Artt.). 9.

Probejahr, ſ. Novizen.

Probirkunſt, lat. docimasia; franz. docimasie, iſt ein Theil der analytiſchen Chemie und die Kunſt, welche ſich mit der Beſtimmung der für die Bedürfniſſe des Lebens tauglichen Materien im Kleinen beſchäftigt, um dadurch den hüttenmänniſchen und fabrikmäßigen Betrieb der verſchiedenen Naturkörper des Mineralreichs zu veranlaſſen. — Probiren iſt daher die Beſchäftigung mit dieſer Kunſt. 5.

Probirſteine ſind harte, ſchwarze Steine, welche benutzt werden, ſie mit den Probirſtiften oder Stiften aus Legirungen edler Metalle in verſchiedenen gekannten Verhältniſſen ihrer Menge zu beſtreichen, um aus der Farbe des Metalles im Striche die Feinheit einer andern Legirung, deren Strich neben die der Probirſtifte auf den Stein gelegt wird, erkennen zu können. Zu Probirſteinen dient vorzüglich der lydiſche Stein; auch kann Baſalt und harter Thonſchiefer dazu gebraucht werden. 76.

Probirſtifte, **Probirnadeln**, franz. touchaux; engl. touch-needles, ſind dünne Stangen von Legirungen der Metalle, Gold mit Silber oder Kupfer und Silber mit Kupfer in verſchiedenen gekannten Verhältniſſen der bezüglichen Mengen, deren man ſich bedient, um durch Vergleichung mit dem Geſichtsſinne die Gehaltigkeit anderer Legirungen an edlem Metalle und Zuſatze zu erkennen. Da nämlich jede verſchiedene quantitative Mengung der genannten Metalle eine verſchiedene Färbung beſitzt, ſo vermag die Beurtheilung der Farbe des Striches einer Legirung mit derjenigen der Probirſtifte, deren Zuſammenſetzung bekannt iſt, die Gehaltigkeit derſelben zu beſtimmen. Man bedient ſich zu dieſem Zwecke des Probirſteines (ſ. d. Art.). Für Silber beſitzt man gewöhnlich 16 Stifte: für 15 Theile oder Lothe Silber und 1 Theil oder Loth Kupfer; 14 Theile oder Lothe Silber und 2 Theile oder Lothe Kupfer u. ſ. f. Für Gold bedient man ſich vier verſchiedener Reihen von Stiften: für weiße Legatur oder Karatirung oder Gold mit Silber, für rothe Karatirung oder Gold mit Kupfer und für gemiſchte Karatirung oder Gold, Silber und Kupfer in verſchiedenen Verhältniſſen. Jede Reihe der Probirnadeln auf Gold enthält 28 Abtheilungen; die oberſte iſt ſtets von reinem Golde; die zweite enthält in einer Mark 23 Karat 6 Grän Gold; die dritte 23 Karat; die vierte 22 Karat 6 Grän; die fünfte 22 Karat; die ſechſte 21½ Karat; die ſiebente 21 Karat; die achte 20½ Karat; die neunte 20 Karat; die zehnte 19 Karat u. ſ. f.; die acht und zwanzigſte 1 Karat Gold. 76.

Problem, ſ. Aufgabe. — Problematiſch heißt Alles, deſſen Wahrheit noch nicht ganz erwieſen iſt. 9.

Probus (Marcus Aurelius), römiſcher Kaiſer, wurde von den aſiatiſchen Legionen zum Kaiſer ausgerufen und beſtieg den Thron 276 nach Chr. Er übergab dem Senate die Verwaltung des Staates, während er ſelbſt als Feldherr die Ehre der römiſchen Waffen behauptete, den Ruhm eines Helden der Vorzeit erreichte und in allen Provinzen des Reichs Ruhe und Ordnung wiederherſtellte. Die rhätiſche

Grenze ſicherte er gegen die eindringenden Sarmaten, befreite Gallien von den Deutſchen und trieb die Franken und Burgunder in die Grenzen ihres Gebietes zurück. Im Norden Deutſchlands drang er bis an die Elbe, im Süden bis an den Neckar vor und erbaute gegen die Einfälle der Barbaren in die römiſchen Provinzen eine Mauer von Regensburg bis nach Wimpfen am Neckar, deren Trümmer noch jetzt vorhanden ſind. Die verödeten Provinzen des Reichs bevölkerte er durch Colonien von Barbaren, führte Vandalen nach Britannien, Gepiden und Franken an die Ufer des Rheins und der Donau und verpflanzte Batavier an die Küſten des ſchwarzen Meeres. Die ſtehenden Heere verwendete er während des Friedens zum Anbaue des Landes, ließ durch ſie den Weinbau in Gallien und Pannonien einführen und große Moräſte in Syrmien austrocknen. Während dieſer Arbeit wurden die Soldaten einſt an einem heißen Sommertage ihrer Beſchwerden müde, brachen in wilden Aufruhr aus und ermordeten den Kaiſer, der ihren Arbeiten beiwohnte und ſich vor ihrer Wuth in einen Thurm geflüchtet hatte, im Jahre 282 nach Chr. Zu ſpät bereuten die Soldaten ihre unheilvolle That und ſegneten das Andenken des gerechten und edeln Kaiſers. In dem Charakter des P. war Mäßigung und Sanftmuth mit Heldenkraft vereint. Er ſuchte das Wohl ſeiner Unterthanen in allen Theilen ſeines weiten Reiches auf gleiche Weiſe zu fördern und glänzt in der Geſchichte als das erhabene Muſter eines vollendeten Fürſten. Fünf ſeiner Nachfolger auf dem Kaiſerthrone bildeten ſich in ſeiner Kriegsſchule zu Feldherren. 81.

Procaccini (ſpr. Procatſchini) iſt der Name mehrerer berühmter italieniſcher Maler. — Ercole P., der Ältere, Hiſtorienmaler, geb. 1520 zu Bologna, iſt bekannt als Gründer einer Malerſchule zu Mailand, wohin er ſich um das Jahr 1560 lediglich deßhalb begeben hatte, weil er in ſeiner Vaterſtadt wegen des überwiegenden Ruhmes der Caracci nicht auf Anerkennung hoffen konnte. Er ſtarb nach 1591. — Unter den Schülern, die aus ſeiner Schule hervorgingen und dieſelbe nach ſeinem Tode auch fortführten, ſind ſeine Söhne, Camillo und Giulio Ceſare, die berühmteſten. Der erſtere, geb. 1546 zu Bologna, arbeitete anfangs in der Manier ſeines Vaters, bildete ſich jedoch ſpäter nach Michel Angelo und Raphael, vorzüglich aber nach Parmegiano. Seine Werke haben großen Werth, theils wegen der geiſtreichen Compoſition, theils wegen ihres herrlichen Colorits und der Grazie, die in ihnen herrſcht. Der einzige Tadel, welcher ſie treffen könnte, iſt der, daß Arme und Beine der Figuren bisweilen etwas zu lang erſcheinen. Die berühmteſten Arbeiten Camillo's ſind ein jüngſtes Gericht in der Kirche St. Procolo zu Reggio (eines der ſchönſten Frescogemälde in der ganzen Lombardei), der heil. Rochus Peſtkranke heilend, die Krönung der heil. Jungfrau, eine Abnahme vom Kreuze u. a. m. Camillo ſtarb 1626. — Sein Bruder, Giulio Ceſare, geb. 1548, iſt nicht minder berühmt. Er bildete ſich vorzüglich nach Correggio und zwar mit ſolchem Erfolge, daß alle Kenner behaupten, es ſei keinem von allen Nachahmern Correggio's gelungen, ſo wie P. in den Geiſt dieſes großen Meiſters einzudringen. Seine beſten Arbeiten finden ſich in Parma und Genua, unter ihnen ſehr große Hiſtoriengemälde, wie z. B. der Durchzug durch das rothe Meer. Übrigens arbeitete er außerordentlich ſchnell, aber ſtets genau. Er ſtarb 1626. — Der dritte Sohn des Ercole, Carlo Antonio P., malte mittelmäßige Blumen- und Fruchtſtücke; ſein Sohn aber, Ercole P., der Jüngere, geb. 1596, geſt. 1676, ein Schüler ſeines Onkels, Giulio Ceſare, galt als einer der beſſeren Künſtler ſeiner Zeit, obwohl er nicht ganz frei von Manier war. Er ahmte ebenfalls den Correggio mit Glück nach. — Ein anderer Künſtler des Namens P., Andrea, geb. 1667 zu Rom, ſcheint nicht zu der vorgenannten Familie zu gehören. Er war ein ſehr geſchickter Künſtler und malte unter Anderm im Auftrage des Papſtes Clemens XI. einen von den Propheten in St. Johann vom Lateran, nämlich den Daniel.

Später folgte er einem Rufe als Cabinetsmaler an den ſpaniſchen Hof. Er ſtarb zu St. Ildefonſo im Jahre 1734. 36.

Procent iſt das, was man für 100 erhält. Meiſt rechnet man den Zins, Ertrag ꝛc. darnach, doch gebraucht man es auch im Allgemeinen als eine bequeme Verhältnißangabe der Geſammtheit zu einzelnen Veränderungen in der Zahl. 30.

Procĕres (latein.) ſind überhaupt die Vornehmen, die Hochgeſtellten. 30.

Proceß in juriſtiſcher Bedeutung, lat. processus; franz. procès; engl. process, heißt im Allgemeinen die geſetzmäßige Verhandlung eines ſtreitigen Rechtsverhältniſſes vor dem competenten Gerichte, deren Beendigung durch Entſcheidung erfolgt, und begreift in dieſer Bedeutung ſowohl den bürgerlichen als den peinlichen P. in ſich; im engern Sinne verſteht man darunter die von den Geſetzen in civilrechtlicher Hinſicht vorgeſchriebene Art und Weiſe, wie in Sachen des Mein und Dein die Parteien zu verhandeln, die Richter die Verfahren zu prüfen und nach dem beſtehenden Rechte den Streit zu entſcheiden, ſo wie die gegebenen Urthel in Ausführung zu bringen haben. Mit der deutſchen Staatsverfaſſung und dem Aufhören des deutſch-römiſchen Reiches iſt zwar die Unterart des gemeinen Proceſſes, der Reichsgerichtsproceß und deſſen Abtheilung in den reichskammergerichtlichen und den reichshofräthlichen, in Wegfall gekommen, allein die Bedeutung des gemeinen deutſchen Proceſſes iſt dennoch immer noch geblieben, in ſofern darunter der in allen Ländern deutſcher Zunge, in den deutſchen Bundesſtaaten, gleichmäßig noch übliche P. verſtanden wird. Ihm iſt der beſondere entgegengeſetzt, der nur in einzelnen Ländern des deutſchen Staatenbundes angewendet und befolgt wird und ſich auf beſondere in dieſen gegebene Geſetze gründet, während die Grundlage des gemeinen Proceſſes in den Reichsgeſetzen, in allgemeiner Gerichtsobſervanz im kanoniſchen und römiſchen Rechte und in den Kenntniſſen der altdeutſchen Gerichtsverfaſſung und gerichtlicher Verfahrungsart, als Hülfsmitteln, beſteht. Betrachten wir den bürgerlichen (Civil-) P. allein als die eigentliche Proceßart, ſo iſt er ein poſſeſſoriſcher, wenn dadurch nur der Beſitz; ein petitoriſcher, wenn ein anderer Anſpruch als der auf Beſitz verfolgt wird. Jener hat wieder die Beibehaltung, die Erlangung, oder die Wiedererhaltung des verlorenen Beſitzes zum Zwecke und heißt, wenn von dem älteren ſtrengrechtmäßigen Beſitze die Rede iſt, possessorium ordinarium, wenn aber damit der jüngſte, der neueſte Beſitz erlangt, erhalten werden ſoll, possessorium summarium, summariissimum. Eine wichtigere Eintheilung iſt die in ordinariſchen und ſummariſchen P.; jener (processus ordinarius, solennis), wo die Förmlichkeiten, die Friſten, die Verfahrungsweiſe, wie ſie die Geſetze vorgeſchrieben haben, weitläufiger, länger ſind, und ſtrenger und pünktlicher befolgt werden müſſen, z. B. wo die Einlaſſung und Antwort auf die Klage genauer, wörtlich und Satz für Satz erfolgen muß; dieſer (processus extraordinarius, minus solennis, summarius), wo wenigere Formen, kürzere Friſten angeordnet ſind und z. B. eine wenn auch nicht punctweiſe erfolgte Einlaſſung genügt. Die einzelnen Arten des ſummariſchen Proceſſes gehören zu den beſtimmten außerordentlichen, wenn derſelbe unter einen eignen Namen gebracht wird, z. B. der Concurs-, Executiv-, Wechſel-, Arreſt-, Mandats-, Provocationsproceß, der processus causarum minutarum, in andern Geſetzgebungen der P. in Bagatellſachen geheißen ꝛc.; andere gehören zum unbeſtimmten außerordentlichen P. Eine Eintheilung von geringerem Einfluſſe iſt die in geſetzlichen und willkührlichen oder bedungenen, welche ſich darauf gründet, ob die Verfahrungsweiſe durch ausdrückliche Geſetze feſtgeſetzt oder dem Ermeſſen des Richters wie der Willkühr der Parteien überlaſſen iſt. Denjenigen P. nennt man in einigen Ländern tumultuariſch, welcher lediglich durch Schriftenwechſel geführt wird und wobei zwar Friſten, aber nicht Termine, in welchen ſonſt die Parteien vor dem Richter perſönlich oder durch Anwälte in mündlichen Berathungen und

Entgegnungen erſcheinen, beobachtet werden. Die Hauptmomente des Proceſſes (essentialia processus) beſtehen in dem erſten Verfahren, im Beweis und im Enderkenntniſſe. Bei dem erſtern, dem Verfahren, ſind in proc. ordinario die Klage, die Einlaſſung und Antwort, die Einreden oder Ausflüchte (exceptiones), die Sätze der Parteien ins Auge zu faſſen, worauf das Interlocut, die Entſcheidung auf den Beweis geſprochen wird. Beim Beweiſe ſelbſt ſind die Beweismittel, als Urkunden, Zeugen, Sachverſtändige (artis periti), Beſichtigung (inspectio ocularis) und Eid, die Beweisfriſten und das Beweisverfahren zu berückſichtigen. Iſt über die Zuläſſigkeit der Beweismittel erkannt, ſo erfolgt das Hauptverfahren, worin die Parteien das, was durch den P. für ſie ausgeführt worden und ermittelt iſt, kurz zuſammenfaſſen (die Schriften heißen Salvations=, Exceptionsſchrift, Replik, Supplik) und nach demſelben die endliche Entſcheidung (sententia definitiva) das Definitivurthel. In den ſummariſchen Proceßgattungen werden ſolche Abſchnitte nicht beobachtet, ſondern die Sache wird wegen ihrer Dringlichkeit in weniger Zeit, unter geringeren Förmlichkeiten, entſchieden und zu dieſem Ende meiſtens nur ein Urtheil gegeben, wenn nicht, wie im Concursproceſſe, ein Incidentpunct in den ordentlichen P. übergeht, z. B. wenn auf Beweis des von der Ehefrau ein- und zugebrachten Vermögens erkannt worden iſt. Auch genügt in den ſummariſchen Proceſſen jede deutliche Beantwortung der Klage ſtatt der Einlaſſung. Beſcheinigung heißt, was im ordinariſchen P. Beweis genannt wird. Überhaupt kommen im P. im Allgemeinen mancherlei Nebenpuncte vor, z. B. Litisdenunciation, Intervention, Adcitation, Eintreten der Erben der Partei in den P., Benennung des Auctors ꝛc., die aber wie die Lehre von den Rechtsmitteln bei den betreffenden Artikeln nachzuſehen ſind. — In der Chemie iſt P. jede Äußerung zweier oder mehrerer Körper auf einander, wobei neue Körper mit anderen Eigenſchaften entſtehen. Oft geſchieht das nicht vor den Augen ſichtbar, aber der innere Gehalt dieſer neu entſtandenen Stoffe iſt doch verſchieden. 64. 5.

Proceſſionen (pompae) nennt man feierliche öffentliche Aufzüge an feſtlichen Tagen oder bei beſonderen Gelegenheiten und Veranlaſſungen, namentlich in der römiſch=katholiſchen Kirche: feſtlich geordnete Umzüge des Volkes und der Prieſterſchaft für den Zweck der Gottesverehrung, entweder um Altäre, Kirchen oder auf den Straßen, wobei religiöſe Gegenſtände, Bildniſſe, Kreuze und Fahnen herumgetragen und geiſtliche Lieder und Gebete (z. B. die Litaneien) abgeſungen werden, ſei es um Gott oder einem Heiligen für etwas zu danken, oder von ihnen etwas zu erbitten (Supplicationen, Bittgänge). Wallfahrten nennt man dergleichen P., wenn ſie ebenfalls aus religiöſen Abſichten nach entfernten heiligen Orten, wo Bildniſſe, Reliquien von Heiligen und andere Gegenſtände der Verehrung ſich befinden, unternommen werden. So pflegten die Juden jährlich dreimal zum allgemeinen Nationaltempel nach Jeruſalem, die Chriſten ins heilige Land zum heiligen Grabe (beſonders ſeit dem Jahre 326, wo Conſtantin's Mutter, Helena, dort das Kreuz Chriſti aufgefunden hatte), zu den Gräbern der Märtyrer und zum Ablaß nach Rom zu wallfahrten. Auch bei den älteſten heidniſchen Völkern waren feierliche Züge in die Tempel der Götter oder an heilige Orte unter Anführung der Prieſter und Vortragung von Götterbildern ſehr gewöhnlich, wie bei den Griechen und Römern an den Feſten des Bacchus, der Diana, Ceres, Cybele und anderer Gottheiten. Auch pflegte man in feierlicher Proceſſion um beſäete Felder zu ziehen und dieſelben mit geweihtem Waſſer zu beſprengen, um ihre Fruchtbarkeit zu befördern und ſie vor Schaden zu bewahren, und bei den Römern wurde jedesmal vor Anfang der circenſiſchen Spiele ein feierlicher Aufzug (pompa circensis) vom Capitol aus gehalten, in welchem man die Bildniſſe der meiſten Götter feſtlich ausgeſchmückt trug oder fuhr. Aus dem Juden= und Heidenthume gingen die P. in das Chriſtenthum über und wurden namentlich ſeit der Zeit des Biſchofs Ambroſius

von Mailand üblich. Die Sage ſchreibt ihre Einführnng dem Biſchofe Mamertus zu Vienne in Frankreich zu. Sie fanden bald beim Volke großen Beifall, zumal da die Meinung von der Verdienſtlichkeit derſelben durch die römiſche Kirche unterhalten wurde, und ſind bis auf den heutigen Tag bei den Katholiken Sitte geblieben, obgleich der ehemalige Eifer, nach entfernten heiligen Orten zu ziehen, um daſelbſt die Gottheit für begangene Sünden zu verſöhnen, jetzt ſehr erkaltet iſt. Außer mehreren gemeinſamen in der ganzen katholiſchen Kirche üblichen P. an gewiſſen Feſten, z. B. am Frohnleichnamsfeſte, Kreuzerhöhung, Charfreitage ꝛc. haben verſchiedene Länder und Städte, je nachdem ſie beſondere Schutzheilige verehren, auch ihre beſonderen P., wie in Rom, Neapel u. a., die nach dem größeren oder geringeren Anſehn der Heiligen mit mehr oder weniger Pracht begangen werden. In der Carnevalszeit pflegte man ſonſt mimiſch-komiſche Darſtellungen mit dergleichen Aufzügen zu verbinden. Die Proteſtanten haben keine beſtimmten P. als Beſtandtheil des Cultus und werden ſolche nur bei beſonderen Veranlaſſungen, wie an Jubelfeſten ꝛc., gehalten. 63.

Proceßordnung (ordinatio processus) wird die Sammlung der geſetzlichen Beſtimmungen über die Ordnung des gerichtlichen Verfahrens genannt, namentlich dann, wenn dieſe in ein gewiſſes Syſtem gebracht, nicht in den einzelnen Rechtsquellen zerſtreut gegeben ſind, wie es zum Theil nach den uns erhaltenen Rechtsbüchern im römiſchen Staate der Fall war. Nur aus den Pandecten und Inſtitutionen kennen wir das jus judiciarium privatum der Römer, und die ordo der judiciorum derſelben; doch hat man in neuerer Zeit dieſe zerſtreut erhaltenen Stellen der römiſchen Juriſten in eine gehörige Ordnung zu bringen und ſo ein Bild des Proceſſes der Römer zu entwerfen geſucht. Man ſehe Haubold, „Institut. jur. Romani lineamenta“ (Lips. 1814. pag. 46. 355. 368), wo auch viel literariſche Nachweiſungen gegeben ſind, die jedoch durch die Schriften eines Dupont, van Haſſelt, Burneuf, von Tigerſtröm ꝛc. und ſonſt zu vermehren ſind. Im römiſch-deutſchen Reiche gab es ebenfalls keine eigentliche P.; die dahin gehörigen Beſtimmungen waren in den Reichsgeſetzen, beſonders im Reichsabſchiede von 1654, enthalten und mußten durch das römiſche und kanoniſche Recht ergänzt werden, bei deren etwa eintretender Colliſion nach den bekannten Regeln von der Colliſion an ſich unterſchieden wurde. In einzelnen Staaten des deutſchen Reiches und jetzt des deutſchen Bundes entſtanden ſpäter eigentliche, beſondere Proceßordnungen, z. B. in Preußen, Sachſen, Öſtreich, Baiern ꝛc., die jedoch in dem letzten halben Jahrhunderte viele Zuſätze, Abänderungen und Reformen überhaupt erfahren haben. Es iſt nicht zu läugnen, daß die ſächſiſche P. von 1622, welche mit Erläuterungen 1724 erſchien (ungeachtet ſie ſpäter von 1728 an manche abändernde Geſetze, wie das von 1822, der neuern Mandate und Verordnungen in dieſer Hinſicht ſeit dem Landtage von 1833 ff. nicht zu gedenken, veranlaßte, und ſchon 1803 ein Entwurf zu einer neuen Gerichtsordnung für Sachſen ausgearbeitet wurde) ganz vorzüglich gearbeitet iſt und noch jetzt als Muſter einer Gerichtsordnung betrachtet werden kann; ja es iſt nicht zu viel behauptet, wenn man ſie mit als Quelle der baieriſchen Gerichtsordnung von 1753, der preußiſchen von 1793 (auf den Grund der vom Großkanzler von Cocceji 1748 ausgearbeiteten und von Carmer abgeänderten), der bremer von 1820 aufführt. Vom Auslande nennen wir beſonders die franzöſiſche P. Anfangs befolgte man in den franzöſiſchen Gerichten das römiſche Recht; erſt Ludwig XIV. ließ eine förmliche P. 1667 bekannt machen; die neueſte iſt im Jahre 1806 erſchienen, jedoch nur eine Reviſion der älteren. England beſitzt unſeres Wiſſens keine eigene P., doch hat man in der neueren Zeit, z. B. 1825 durch eine neue Concursordnung, auch dort angefangen, das Gerichtsweſen einer beſonderen Unterſuchung zu unterwerfen und Reformen vorzunehmen. 64.

Digitized by Google

Procida (Johannes von), wurde um das Jahr 1225 zu Palermo geboren, ſtudirte Medicin und zeigte ſich in ſeinem ſpätern Leben ſtets als treuer Anhänger der Hohenſtaufen, weßhalb er ſich auch die Gunſt der Kaiſer Friedrich's II. und Konrad's IV. in hohem Grade erwarb. Nachdem er vergebens für das Recht des unglücklichen Conradin von Schwaben gegen Karl von Anjou gekämpft hatte, wich er vor der Übermacht der Franzoſen zurück und begab ſich zur Königin Conſtanze von Aragonien, welche ihm mehrere Güter verlieh. Sein Haß gegen die Franzoſen wurde bei der Nachricht von der Unterdrückung ſeines Vaterlandes durch dieſelben bis zur Erbitterung geſteigert. Während der längeren Reiſen, die er unternahm, beſuchte er auch ſein Vaterland im Jahre 1279, wo er den allgemeinen Ingrimm gegen Karl von Anjou und deſſen tyranniſche Herrſchaft noch mehr anfachte. Aber die Menge der franzöſiſchen Truppen auf Sicilien machte es unthunlich, die Einwohner gegen dieſelben zu einem nutzloſen Aufſtande zu reizen. Er begab ſich daher nach Conſtantinopel und ſprach den dort regierenden Kaiſer, Michael Paläologus, um Hülfe und Unterſtützung gegen die Franzoſen an. Durch die vom Kaiſer erhaltenen Geldſummen wurde es ihm möglich, ſowohl die Sicilianer mit Waffen zu verſehen, als auch gegen ſie eine Rüſtung des Königs von Aragonien dadurch zu fördern. Verkleidet durchreiſte er Sicilien, forderte das Volk zur Rache gegen ihre Unterdrücker auf, knüpfte geheime Verbindungen unter dem Adel des Landes an und wurde dadurch einer der vorzüglichſten Urheber des am 30. März 1282 zu Palermo ausgebrochenen Aufſtandes, welcher unter dem Namen der ſicilianiſchen Veſper bekannt iſt. Alle Franzoſen auf der Inſel wurden an Einem Tage ermordet und hierauf die Krone nach dem einſtimmigen Wunſche des Volkes dem Könige Peter III. von Aragonien durch P. überbracht, welcher ſelbſt keinen perſönlichen Antheil an dem Aufſtande genommen hatte. P. ſtarb in hohem Alter, nachdem er lange Zeit die wichtigſten Ämter unter den aragoniſchen Beherrſchern von Sicilien bekleidet hatte. 81.

Proclamation, ſ. Aufgebot.

Proconſul und **Proprätor**, ſ. Provinz.

Procopius (Andreas), der Große, der berühmte Heerführer der Huſſiten, auch Prokop Holy (*P. rasus*, der Geſchorene) genannt, war der Schweſterſohn eines Edelmannes zu Prag, welcher ihn adoptirte und ſtudiren ließ und dann Frankreich, Spanien, Italien und Jeruſalem mit ihm bereiſte. Zurückgekehrt ward er zum Prieſter geweiht. Allein beim Ausbruche des Huſſitenkrieges griff auch er zu den Waffen, zeichnete ſich unter Ziska durch Kühnheit, Stärke und Gewandtheit aus, wurde Hauptmann und führte an der Spitze von Heerabtheilungen mehrere Unternehmungen mit glücklichem Erfolge aus. So entſetzte er die mähriſche Feſtung Luntenburg, welche vom Herzoge Albrecht, des Kaiſers Schwiegerſohne, belagert ward, vertheidigte Mähren glücklich gegen den Feind und ſchlug dieſen in der Schlacht bei Kremſier (1423). Nach Ziska's Tode wählte ihn ein Theil der Taboriten auf deſſen Empfehlung zu ihrem Heerführer (1424), während Prokupek oder Prokop der Kleine das vornehmſte Haupt des andern Theils der Taboriten (der ſogenannten Waiſen oder Orphaniten) ward. Noch in demſelben Jahre unternahm er einen Zug nach Baiern und Öſtreich, eroberte Teplitz, Bilin und Leipa, ſchlug am 16. Juni 1426 bei Auſſig ein churſächſiſches Heer und erſtürmte das tapfer vertheidigte Auſſig in der folgenden Nacht. Sieg, aber auch Grauſamkeit, Mord und Brand, bezeichneten alle ſeine Schritte. Nachdem er 1427 die Öſtreicher aus Mähren vertrieben hatte, verwüſtete er Öſtreich bis an die Donau, und drang mit Prokop dem Kleinen in Schleſien ein. Da ward plötzlich Böhmen von einem deutſchen Kreuzheere auf drei Seiten bedroht. P. eilte dahin, entſetzte mit den übrigen Parteien vereint das belagerte Mies (21. Jul. 1427), ſchlug das deutſche Heer auf dem Rückzuge, nahm Tachau mit Sturm und zog

Digitized by Google

dann unter Gräueln und Verwüſtungen nach Schleſien, Mähren und Ungarn, bis vor Presburg. Vergebens waren dagegen ſeine Bemühungen auf dem Convente zu Beraun (1428), um die Spaltung der Huſſiten zu heben. Am 17. Mai 1428 rettete er bei Brünn die Waiſen vor einer gänzlichen Niederlage, zog hierauf gegen Wien und ſchlug ſein Lager bei Kornneuburg auf. Aber auf die Nachricht von dem Falle mehrerer taboritiſchen Feſtungen in Böhmen brach er dahin auf, belagerte Bechin und eroberte es. Im folgenden Jahre (1429) unternahm er einen Verheerungszug nach Meißen, überall mordend und brennend und alles Land bis Magdeburg hin verwüſtend. Mit mehr als 200 Wagen voll Raubes kehrte der Verwüſter nach Böhmen zurück. Aber ſchon im folgenden Jahre (1430) drang er mit ſeinen Schaaren (72000 M.) abermals in das meißniſche Land, ſchlug ein ſächſiſches Heer bei Grimma, verwandelte viele blühende Städte, als Colditz, Döbeln, Oſchatz, Altenburg, Schmölln, Reichenbach, Ölsnitz, Plauen u. a., in Aſche und Steinhaufen, verheerte ſodann Franken und Niederbaiern und führte 3000 mit Beute beladene Wagen nach Böhmen, nachdem er 100 Städte und 1400 Dörfer verwüſtet hatte. Kaiſer Sigismund zitterte und bot einen Vergleich an; aber ſeine Forderung, daß die Huſſiten ſich dem Ausſpruche eines Concils unterwerfen ſollten, ward von P. verſchmäht. Unterdeſſen war auf einem Reichstage zu Nürnberg (1431) noch ein allgemeiner Heerzug gegen die unüberwindlichen Ketzer beſchloſſen worden. Ein Kreuzheer von 130000 Mann mit 9000 Kriegswagen und 150 Kanonen drang im Auguſt 1431 bis Tauß im pilnitzer Kreiſe vor. Aber bei der Annäherung des von Procopius geführten und aus 55000 Mann beſtehenden Gewalthaufens ergriffen die Feinde ſchmählich die Flucht, auf welcher über 12000 Mann erſchlagen wurden, worauf P. der Kleine den Herzog Albrecht aus Mähren und P. der Große die Sachſen aus Böhmen vertrieb. Im Jahre 1432 that P. einen dritten Verheerungszug nach Sachſen, wo er bei Taucha, welches verbrannt wurde, den Herzog von Baiern ſchlug. In dieſe Zeit fällt auch ſein Angriff auf die Stadt Naumburg, welche er jedoch, durch die Bitten der Kinder bewegt, verſchont haben ſoll. Mit 9000 Dukaten erkaufte Sachſen einen zweijährigen Waffenſtillſtand. Endlich erlangte das Concil zu Baſel, daß die Huſſiten acht Abgeordnete, an ihrer Spitze P. der Große, zu Unterhandlungen nach Baſel ſchickten (1433). Nach Übergabe der vier prager Artikel vertheidigte P. hauptſächlich den in denſelben nicht berührten Satz, daß der Bettelorden ein Werk des Teufels ſei. Nachdem aber 50 Tage mit unnützem Disputiren vergangen waren, zogen die Böhmen wieder ab, worauf das Concil mehrere Abgeordnete nach Prag ſandte. Während P. im Vereine mit P. dem Kleinen Pilſen belagerte, kamen die ſogenannten prager Compactaten (30. Nov. 1433) zu Stande, welche nur von den Calixtinern angenommen, von den Taboriten und Waiſen gemeinſchaftlich verworfen wurden. P. wandte nun ſeine Waffen gegen die Güter der Gegenpartei, ward aber in der verzweiflungsvollen Schlacht bei Hrzib unweit Böhmiſchbrod am 30. Mai 1434 von Meinhard von Neuhaus geſchlagen und getödtet. Auch Prokupek und mehrere andere Anführer fielen. Mit ihnen ſank die Macht der Huſſiten in Trümmer und Böhmen unterwarf ſich dem Kaiſer. 63.

Proculus, auch **Proculejus** (Sempronius oder Licinius), war ein zu ſeiner Zeit, unter Caligula, Claudius und Nero berühmter römiſcher Juriſt und ein Nachfolger des Labeo (ſ. d. Art.) und Nerva. Er iſt mit dem P r o c u l u s gleiches Vornamens, der unter Salvius Otho Praefectus praetorio war und durch falſche Rathſchläge die Niederlage des Kaiſers Otho herbeiführte, nicht zu verwechſeln. Da er ſich um die römiſche Rechtswiſſenſchaft, gleich ſeinem Vorgänger Antiſtius Labeo, große Verdienſte erworben und zum Anſehen der von dieſem geſtifteten Schule oder Secte durch Scharfſinn und Studium vorzüglich beigetragen hatte, ſo wurden ſeine Schüler und die Anhänger der Secte überhaupt nach ihm Pro-

Digitized by Google

culejaner, auch nach ſeinem unmittelbaren Nachfolger, Pegaſus, Pegaſianer genannt und den Caſſianern und Sabinianern entgegengeſetzt, welche, nach der Sprache der jetzigen Zeit zu reden, die Servilen waren, während jene dem Liberalismus anhingen und dem Syſteme der Reformen huldigten. Das Leben des Proculus findet man in Chr. Ludw. Neuber „die juriſtiſchen Claſſiker, ein Beitrag zur civiliſt. Biographie“ (Thl. 1. Berlin 1806. S. 110—113). Übrigens ſ. m. den Artikel Labeo. 65.

Procura (Procuration, wörtlich Beſorgung), iſt in rechtlicher Hinſicht der Auftrag zu irgend einer Beſorgung oder Geſchäftsführung, die Geſchäftsführung ſelbſt und endlich die der Beglaubigung halber ertheilte Schrift. Der Übernehmer des Auftrages wird Procurator, Anwalt, kaufmänniſch Procuriſt, Procuraführer genannt, der, welcher den Auftrag ertheilt: Principal, Geſchäftsherr, Machtgeber. Die Procura ſoll ſich auf die beſonderen Arten der Verhandlungen, die der Procuriſt vornehmen ſoll und darf, genau beziehen. Auf Handelsplätzen (in Leipzig bei 100 Rthlr. Strafe) hat jeder Procuriſt, bevor er Geſchäfte macht, die Original-Procura beim Handelsgerichte oder bei dem Magiſtrate vorzuzeigen und Abſchrift davon nehmen zu laſſen, damit Jedermann wiſſe, mit wem er zu thun habe. Aus den Geſchäften, welche der gehörig beglaubigte Procuriſt im Auftrage geſchloſſen hat (was er bei ſchriftlichen Aufſätzen zu bemerken hat und kaufmänniſch durch Vorſetzung von per. oder per procuram bezeichnet), wird nicht er, ſondern der Machtgeber verhaftet oder zur Gewinnbeziehung berechtigt. 31.

Procurator iſt der Beſorger gewiſſer Geſchäfte im Namen und Auftrage des Machtgebers. Bei Vertretung von Perſonen nennt man ihn Anwalt. Dann werden mitunter die vom Staate zu gewiſſen perſönlichen Ausrichtungen und Verwaltungen Angenommenen Procuratoren genannt. So hat man in Angelegenheiten der Rentkammer Kammerprocuratoren und eben ſo Finanz- und Steuerprocuratoren, Staats- und Kronanwalte u. a. Ihre Procura liegt ſchon in der Verpflichtung. Zu beſonderen Fällen haben ſie, wie jeder andere Procurator, ſpecielle Aufträge zu erhalten. Beim öffentlichen Anklageproceſſe vertritt der Staatsprocurator oder Staatsanwalt die Stelle des Anklägers. In ſüdlichen Gegenden nennt man den Verwaltungsbeamten, z. B. in Klöſtern den Wirthſchaftsverwalter, Procurator. Bei der ehemaligen Republik Venedig nannten ſich die oberſten Verwaltungsräthe Procuratoren. Es waren deren 9 mit lebenslänglicher Anſtellung. Aus ihnen wurde der Doge gewählt. Der höchſte im Range war der Procurator von St. Marcus oder Vorſteher der geiſtlichen Stiftungen und ihrer Einkünfte, der Archive und der Bibliothek. 31.

Procyon heißt der Stern erſter Größe im Sternbilde des kleinen Hundes, ſüdwärts unter den Zwillingen und dem Krebſe. 13.

Prodĭkus, ſ. Adamiten und Sophiſten.

Prodrŏmus, ſ. Programm.

Product, Production, ſ. Ertrag.

Profan (profanum) heißt urſprünglich Alles, was vor, d. h. außerhalb der Tempel und anderer gewiſſen Gottheiten geweiheter Orte (pro fano) angetroffen wird. Die örtliche Bezeichnung wurde bald auch auf die Perſonen übergetragen, welche in die Myſterien noch nicht eingeweiht waren oder überhaupt zu denſelben nicht zugelaſſen wurden. In dieſem bildlichen Sinne waren daher die Profani gleichbedeutend mit den Exoterikern der Philoſophen, im Gegenſatze der Eingeweiheten, Esoteriker. Die Handlung ſelbſt, wenn man gewiſſe Geheimniſſe vor Ungeweiheten entſchleiert oder geweihete Orte entehrt (profanirt), heißt Profanation, und wer eines ſolchen Vergehens ſich ſchuldig macht, Profanator. Ebenſo wird die Geſinnung, welche durch einen unheiligen, weltlichen, gemeinen Sinn

im Allgemeinen oder gegen heilige Orte, Perſonen und Gebräuche ſich ankündigt, Profanität genannt. In der chriſtlichen Zeit bezeichnete man aber vorzüglich mit dieſem Ausdrucke Alles, was nicht in unmittelbarer Beziehung zur chriſtlichen Kirche, zu der chriſtlichen Religion und den bibliſchen Schriften ſteht oder gedacht wird. So iſt der allgemeine und ewige Landfriede, der 1495 auf dem Reichstage zu Worms unter Maximilian I. geſchloſſen wurde und dem Fauſtkampfe ein Ende machte, unter dem Namen des Profanfriedens bekannt, im Gegenſatz zum Gottesfrieden (ſ. d. Art.). Daher ſtellt man ferner Profanſchriftſteller oder Profanſcribenten, d. h. die claſſiſchen Autoren der Alten, den bibliſchen und kirchlichen, Profanhiſtoriker und Profangeſchichte den Kirchenhiſtorikern und der Kirchengeſchichte, profane Weisheit der Theologie oder heiligen Weisheit, überhaupt profane Schriften den theologiſchen oder Erbauungsbüchern gegenüber. Ja der Mißbrauch mit dieſem Worte ging endlich ſogar ſo weit, daß man von profanen Religionen ſprach, wie ſchon Julius Firmicus Maternus aus Sicilien ein Buch über den Irrthum der profanen Religionen ſchrieb. Mit vollem Rechte werden in Bezug auf die Wiſſenſchaft jetzt nur diejenigen Profane genannt, welchen es nicht vergönnt iſt, in das innere Heiligthum der Wiſſenſchaft und Kunſt einzudringen; außerdem, wo er noch gebraucht wird, hat er ſeine gehäſſige Nebenbedeutung verloren. Auch nennt man alle diejenigen Chriſten, deren Beruf es nicht iſt, die chriſtliche Religion zu lehren, Laien (λαϊκοί), nicht Profane, weil letztere Bezeichnung nur alle Nichtchriſten treffen könnte. 84.

Profeſſion (lat. professio) war bei den Römern ein öffentliches Bekenntniß von ſich, beſonders die Anzeige (prof. censualis) ſeines Namens, Alters, Vermögens und anderer bürgerlicher Verhältniſſe vor den Cenſoren. Es bezeichnet alſo wörtlich das öffentliche Bekenntniß ſelbſt, wie z. B. in der Beichte und dem Glaubensbekenntniſſe (gewöhnlicher confessio), dann aber auch Alles, wozu man ſich bekennt und was man zu leiſten verſpricht. Daher verſteht man unter P. überhaupt jeden Beruf, gleichviel ob er ſich auf körperliche oder geiſtige Thätigkeit bezieht. Vorzugsweiſe heißt aber P. (métier) ein Gewerbe oder Handwerk, und wer es betreibt, Profeſſioner oder Profeſſioniſt, ſo wie Profeſſur ein öffentliches Lehramt, und wer ein ſolches bekleidet, Profeſſor. Profeſſoren wurden zwar urſprünglich alle Studirende (studentes) genannt und die öffentlichen akademiſchen Lehrer anfangs lectores (Leſer); ungefähr im Jahre 1600 aber, als ſich nach und nach gewiſſe Corporationen (collegium professorum) auf den höheren Schulen (universitates literarum) gebildet hatten und höhere wiſſenſchaftliche Grade (Baccalaureus, Licentiat, Doctor) ertheilt wurden, erhielten die Lehrer höherer Lehranſtalten von Seiten des Staats als beſondere Auszeichnung den Profeſſortitel. Die ordentlichen Profeſſoren (prof. ordinarii) ſind für ein beſtimmtes wiſſenſchaftliches Fach berufen, die außerordentlichen Profeſſoren aber (prof. extraordinarii) haben nur das Fehlende in den einzelnen Disciplinen zu ergänzen. Beide ſtehen unter Auctorität des Staates und unterſcheiden ſich dadurch weſentlich von den Privatdocenten. Profeſſi ſind endlich diejenigen, welche ein Ordensgelübde abgelegt haben, wie z. B. die Mönche, Jeſuiten u. A., und Profeß thun (professionem facere) heißt im Allgemeinen etwas geloben, in Bezug aber auf ein Kloſtergelübde, der Welt entſagen und ſich in den Mönchsorden begeben. 84.

Profil- oder **Durchſchnittsriſſe** nennt man ſolche, welche die Höhen und Längen, auch wohl die inneren Beſchaffenheiten der Gegenſtände angeben. In der Geodäſie erſieht man aus dem Profilriſſe der Gegenden das Steigen und Fallen des Terrains. Die Grundlinie dieſer Profilriſſe iſt ein angenommener Horizont; außer dieſer Grundlinie muß aber auch die Richtung noch beſtimmt ſein, nach welcher der aller Orten ſenkrechte Durchſchnitt angenommen wird. Die Längen ergibt

Digitized by Google

der Grundriß, die Höhen aber werden entweder unmittelbar gemeſſen oder durch Barometermeſſungen beſtimmt. Sucht man in kleinen, aber vorgeſchriebenen Entfernungen nicht nur die horizontalen Abſtände merkwürdiger Punkte, ſondern auch ihre ſenkrechten Entfernungen *über* und *unter* einer angenommenen ſcheinbaren Horizontallinie, ſo *profilirt* man und es ergibt ſich hieraus, daß das *Profiliren* einer Gegend ein ſpecieller Theil des Nivellirens iſt. Ein Profilriß, entworfen nach der Längenausdehnung des Terrains, heißt ein *Längenprofil* und ein auf die Ebene des Längenprofils ſenkrecht entworfener Profilriß wird ein *Seitenprofil* genannt. 40.

Profoß, Schließſergent, lat. lictor; fr. prévôt, sergent à baguette; engl. provost, iſt der Name desjenigen Unterofficiers eines Regiments, welcher die Aufſicht der in Arreſt befindlichen Soldaten hat. 33.

Prognoſtikon iſt ein Wahrzeichen, Zeichen für die Zukunft, dann eine Vorausſagung, Prophezeiung, die durch irgend ein Merkmal veranlaßt wird. Beſonders hört man dieſen Ausdruck in der Sprache der Ärzte, die nach einem P. oder *Symptome* den Gang der Krankheit beſtimmen. Einem das *Prognoſtikon ſtellen* heißt daher auch ſ. v. a. ihm ſein Schickſal vorausſagen, im Scherze ſowohl als im Ernſte. — P. iſt auch der Name des Baroſkops oder der Wetteruhr. 35.

Programm (gr. πρόγραμμα) iſt eine öffentliche und ſchriftlich bekannt gemachte Nachricht oder Verordnung. Dieſe Bekanntmachungen ſind politiſche Programme, wenn ſie in politiſchen Clubbs, Miniſterconſeils oder Privatgeſellſchaften abgefaßt ſind und Vorſchläge und Maßregeln im Staatsintereſſe enthalten. Durch die Unterzeichnung der oberſten geſetzgebenden Macht werden ſie zu Decreten. Im engſten Sinne aber findet man die Programme auf den Gymnaſien und Akademien. Es ſind dann theils Ankündigungs-, theils Einladungsſchriften, oder auch beides zugleich. Die erſteren ſind vorzugsweiſe die ſogenannten Feſtprogramme, welche bei der Annäherung eines kirchlichen oder politiſchen Feſtes geſchrieben und vertheilt werden; die letzteren kündigen irgend eine akademiſche oder Schulfeierlichkeit an, z. B. eine Rede, Disputation, Promotion, Habilitation, Prüfung, Actus ꝛc., und laden zugleich zu derſelben ein. Gewöhnlich ſind dieſen Ankündigungen und Einladungen gelehrte Abhandlungen vorausgeſchickt und dieſe enthalten oft die gediegenſten Forſchungen der Schuldirectoren, Profeſſoren u. A., weil jeder aus ſeinem Lieblingsfache den Stoff zur Abhandlung wählt und dieſelbe als ein öffentliches Document ſeiner Kenntniſſe und Fähigkeiten zu ſeiner Empfehlung zu benutzen pflegt. Sie werden deßhalb öfters ſpäter von den Verfaſſern oder von Andern geſammelt in den ſogenannten „Opusculis“ herausgegeben, dienen gleichſam als *Prodromus* (Vorläufer) größeren Werken zur Grundlage, werden daher auch *Proluſionen*, Vorſpiele, genannt. 84.

Progreſſion oder Reihe iſt überhaupt eine Reihe von Größen, die nach einem gewiſſen Geſetze auf einander folgen. Beſonders aber bedient man ſich dieſes Ausdrucks von einer Reihe Größen, deren jede mittlere Proportionale zwiſchen der nächſt vorhergehenden und folgenden iſt. Iſt das Verhältniß je zweier nächſten ein arithmetiſches, ſo heißt die P. eine *arithmetiſche*; iſt aber das Verhältniß ein geometriſches, ſo heißt auch die P. eine *geometriſche*. Je nachdem die Verhältniſſe ſteigend oder fallend ſind, wird die P. auch eine *ſteigende* oder *zunehmende*, eine *fallende* oder *abnehmende* genannt. So iſt z. B. 1, 3, 5, 7, 9 ... eine zunehmende und 21, 19, 17, 15, 13 ... eine abnehmende arithmetiſche P.; ferner 1, 3, 9, 27, 81 ... eine zunehmende und 64, 16, 4, 1, $\frac{1}{4}$ ... eine abnehmende geometriſche P. Die einzelnen Ausdrücke der P. heißen *Glieder* und die Größe, welche der Fortſchreitung zum Grunde liegt, bei der arithmetiſchen P. *Differenz* oder *Unterſchied* und bei der geometriſchen *Exponent*, *Ration*, *Nenner*.

Digitized by Google

In Betreff der arithmetiſchen P. ſ. d. Art. Arithmetik. Bei der geometriſchen P. ſind, wie bei der arithmetiſchen, fünf verſchiedene Größen vorhanden, von welchen je zwei durch die übrigen drei beſtimmt werden. Daher hat man für die geometriſche P. ebenfalls die in jedem Lehrbuche der Arithmetik befindlichen 20 verſchiedenen Aufgaben. 40.

Prohibitivſyſtem iſt das geregelte Beſtreben eines Staates, durch *Beſchränkung* oder gar *Ausſchließung* der Auswärtigen die eigenen Angehörigen zu begünſtigen oder ſie wenigſtens den überlegenen Fremden gleich zu ſtellen. Der Ausdruck kommt vom lat. prohibēre, behindern; daher *Prohibition*, die Behinderung, das Verbot; *Prohibitorium*, der das Verbot enthaltende Befehl; *Prohibitivmaßregeln*, die zur Ausführung jenes Zwecks erforderlichen Veranſtaltungen. Es können ſolche in unmittelbaren *Behinderungen* oder auch blos in *Erſchwerungen* des fremden Verkehrs, z. B. durch erhöhete Zölle, verſchlechterte Wege u. a. beſtehen. Man hat eben ſowohl *für* als *wider* die Prohibitiven mit Gründen geſprochen und nach Verſchiedenheit der Zeitalter und der Verhältniſſe bald für das Eine bald für das Andere die Stimme erlangt. Die Erfahrung hat es indeß ausgewieſen, daß völlige Ausſchließungen der Fremden und ihrer Waaren dem noch unkundigen Volke die Gelegenheit, ſich mit den Producten und überhaupt den Ergebniſſen der Cultur des Auslandes bekannt zu machen, entziehen, mithin ſeine eigene Bildung zurückhalten, beim kundigern Volke aber nicht weit ausreichen. Erſchwerungen aber ſind nur ſo weit mit Vorſicht zuzulaſſen, als ſie den inländiſchen Erzeugniſſen gleiche Preiſe mit den ausländiſchen ſichern. Weiter zu gehen fällt immer bedenklich; indem mit dem Mangel des Concurrenten auch die Nachahmung und der Wetteifer im Zuvorthun gegen Andere verloren gehen, folglich die eigene Production nicht zu der Höhe gelangt, welche ſie außerdem erlangt haben würde. Es können deshalb ſogar Fälle vorkommen, wo die Prohibition nicht einmal als Retorſionsmaßregel anzurathen iſt. 24.

Project, Entwurf, Vorwurf, nennt man überhaupt eine Sache, welche man auszuführen gedenkt; meiſt aber denkt man dabei an irgend einen chimäriſchen Plan und nennt vorzugsweiſe Einen, welcher dergleichen auszudenken liebt, einen *Projectenmacher*. 9.

Projection, Entwerfung, iſt die Abbildung eines Gegenſtandes auf einer Fläche durch gerade Linien, welche ſich entweder parallel ſind oder nach einem gegebenen Punkte zuſammenlaufen. Man unterſcheidet: 1) eine *orthographiſche P.*, wenn die Sehlinien unter ſich parallel ſind und die Bildfläche aller Orten unter rechten Winkeln treffen; 2) eine *Cavalier-P.* (ſchiefe P., projection oblique), wenn die Sehlinien zwar unter ſich parallel ſind, jedoch auf die Bildfläche ſchief gerichtet, d. h. mit ihr einen Winkel bilden, und 3) eine *perſpectiviſche P.*, wenn ſich die Sehlinien in einem Punkte vereinigen. Die orthographiſche P. wendet man vorzüglich bei Bauriſſen, Grubenriſſen und Abbildungen von Maſchinen, die Cavalier-P. bei Feſtungsriſſen und Grundriſſen von Gebäuden und die perſpectiviſche P. bei der Zeichnung der Erd- und Himmelscharten an. In Bezug auf die Erd- und Himmelscharten hat man: 1) eine *ſtereographiſche P.*, wenn die Projectionstafel ſo durch den Mittelpunkt der Erd- und Himmelskugel gelegt vorgeſtellt wird, daß der Durchmeſſer vertical auf dieſer Ebene ſtehet, folglich das Auge um einen Halbmeſſer der Kugel von der Tafel entfernt iſt. Hierbei unterſcheidet man a) die *ſtereographiſche Polarprojection*, wenn das Auge in einem der beiden Polpunkte angenommen wird, die Projectionstafel ſich aber in der Fläche des Äquators befindet; b) die *ſtereographiſche Äquatorial-P.*, wo ſich das Auge in irgend einem Punkte des Äquators, die Tafel aber in der Fläche eines Meridians vertical auf der Augenachſe befindet, und c) die *ſtereographiſche Horizontal-P.*, wenn das Auge in irgend einen beliebigen

Punkt zwiſchen einem der Pole und dem Äquator geſetzt wird, die Tafel aber rechtwinklig auf der Augenachſe durch den Mittelpunkt geht. 2) Eine Central- oder geometriſche P., wenn ſich das Auge in dem Mittelpunkte der Erd- oder Himmelskugel befindet, die Tafel aber als eine gerade Fläche dieſelbe in irgend einem Punkte berührt. Iſt dieſer Berührungspunkt ein Pol, oder ein Punkt des Äquators oder des Horizonts, ſo heißt ſie wieder eine Polar-, Äquatorial- und Horizontal-Central-P. 3) Eine orthographiſche P., in welcher eine zweite Ebene parallel mit der Projectionstafel angenommen wird, in welcher das Auge über jedem vorzuſtellenden Punkte vertical ſich befindet; die Tafel kann aber entweder durch den Mittelpunkt oder durch einen Berührungspunkt im Umfange der Erd- oder Himmelskugel gelegt gedacht werden. Sie heißt wieder a) eine orthographiſche Polarprojection, ſobald ſich die Tafel in der Fläche des Äquators befindet, b) eine orthographiſche Äquatorial-P., wenn die Tafel ſo geſtellt iſt, daß die Erd- oder Weltachſe der Durchmeſſer derſelben, und c) eine orthographiſche Horizontal-P., wenn die Augenebene in jeder beliebigen Richtung angenommen wird und daher die Projectionsebene in der Ebene des zugehörigen Horizontes liegt. 40.

Prokeſch (Anton), Ritter von Oſten, wurde am 10. December 1795 zu Grätz in Steiermark geboren und erhielt von ſeinem zweiten Vater, dem im Jahre 1833 zu Freiburg im Breisgau verſtorbenen Profeſſor Julius Schneller, eine vortreffliche Erziehung. Neben dem Studium der Geſchichte und Mathematik und bei der Liebe zur Poeſie und Philoſophie wurde auch die körperliche Ausbildung des talentvollen Knaben nicht verabſäumt. Zum Jünglinge herangereift trat P. weniger aus Neigung als durch die ausgebreitete Bekanntſchaft ſeines nicht blos im öſtreichiſchen Staate hochangeſehenen Vaters unterſtützt 1813 in Militairdienſte, obgleich auch die damalige Begeiſterung ihn ergriffen hatte. Nachdem er bis 1815 unter dem Erzherzoge Karl geſtanden und ſich meiſt in Mainz aufgehalten hatte, wurde er vom Chef des mathematiſchen Bureaus nach Wien berufen, dann Profeſſor der Mathematik an der Cadettenſchule zu Olmütz und 1818 Adjutant des Fürſten Schwarzenberg, bei dem er bis zu deſſen Tode (am 15. October 1820 zu Leipzig) blieb. Im Jahre 1821 finden wir ihn als Oberlieutenant im Generalſtabe in Oberungarn mit Vermeſſungen beſchäftigt, 1823 als Hauptmann eines in Trieſt garniſonirenden Regiments und von da auf einer Reiſe durch Griechenland, Kleinaſien ꝛc. und 1824 in Conſtantinopel. Im Auftrage ſeiner Regierung regelte er während 1825 die Angelegenheiten der öſtreichiſchen Marine in der Levante, beſuchte deßhalb auf längere Zeit Griechenland, wo er ſich beſonders in Athen und Nauplia aufhielt und durch ſeine Stellung wie durch die von ſeiner Regierung ihm oft bewieſene Auszeichnung mit den hochgeſtellten Männern in Griechenland und den Repräſentanten der Großmächte in nähere Verbindung kam. Den Winter $18\frac{25}{26}$ brachte P. in Conſtantinopel zu, beſuchte dann Kleinaſien, beſonders die Ebene von Troja, ging im Herbſte 1826 nach Ägypten, wo er vom Vicekönige Muhammed Ali mit Aufmerkſamkeiten überhäuft wurde, und kam von ſeinem Hofe zum Chef des Generalſtabes der öſtreichiſchen Flotte unter Dandolo ernannt im Mai 1827 nach Smyrna, von wo aus er eifrig bemüht war zum Vortheile der öſtreichiſchen Marine zu wirken und die Seeräubereien der Griechen zu unterdrücken. Er beſeitigte durch Klugheit die zwiſchen Öſtreich und Griechenland in Betreff der Schifffahrt entſtandenen Irrungen, bewirkte im Jahre 1828, wo er Capodiſtrias zu Poros beſuchte, im Gefühle ächter Menſchlichkeit die Auswechſelung der griechiſchen und arabiſchen Gefangenen, ſchloß im Jahre 1829 mit dem Paſcha von St. Jean d'Acre ein Abkommen zum Beſten der Chriſten in Galiläa und Paläſtina und wurde, nachdem Griechenland als ſelbſtſtändiger Staat von den größeren europäiſchen Mächten anerkannt worden war, 1830 als Major in der

öſtreichſchen Marine nach Wien zurückberufen, wo er als Anerkennung ſeiner Verdienſte unter dem Namen „Ritter von Oſten" in den Adelſtand erhoben und mit dem Leopoldorden geſchmückt wurde. Nachdem er auf einer Reiſe durch Deutſchland und die Schweitz ſeine in Freiburg lebende Schweſter beſucht hatte, ging P. 1831 als Chef des Generalſtabes mit der öſtreichſchen Armee nach Bologna, von hier 1832 nach Rom zur daſigen Geſandtſchaft, weiter im Auftrage ſeiner Regierung nach Ägypten, um mit Muhammed Ali in Betreff des öſtreichſchen Handels ein Abkommen zu treffen, und befindet ſich jetzt beim Könige Otto von Griechenland als öſtreichſcher Geſandter zu Athen. Nicht blos als Militair und Diplomat, auch als Gelehrter und Schriftſteller iſt P. mit Achtung zu nennen. Außer ſeiner Schilderung der Schlachten von Ligny, Quatrebras und Waterloo in der öſtreichſchen militairiſchen Zeitſchrift von 1818 ſind von ihm die „Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Feldmarſchalls Fürſten Karl von Schwarzenberg" (Wien, 1822); „Erinnerungen aus Ägypten und Kleinaſien" (3 Bde. Wien, 1829—1831); „Reiſe ins heilige Land" (Wien, 1831); „Das Land zwiſchen den Katarakten des Nils" (Wien, 1832). Wer P. nicht perſönlich kennt, wird ſeine Liebenswürdigkeit an Geiſt, Gemüth und Sitte durch den „Briefwechſel zwiſchen Julius Schneller und ſeinem Pflegeſohne P." von Ernſt Münch (Leipzig und Stuttgart, 1834. 2r Bd. von Julius Schneller's hinterl. Werken) kennen lernen. 65.

Proklus, einer der berühmteſten Neuplatoniker, ward 412 n. Chr. zu Conſtantinopel geboren, zeigte aber ſchon in früher Jugend viel Hang zur Schwärmerei und trat zu Xanthus in Lydien, wo ſeine Eltern wohnten, mit den Prieſtern des Apollo und der Minerva in Verbindung, welche den geiſtreichen Jüngling zu einem Vertheidiger ihres Cultus gegen das Chriſtenthum zu bilden ſuchten. Öftere Erſcheinungen der beiden Götter mußten den Plan vollenden und P. ging dann 432 nach Alexandria, wo er der vorzüglichſte Schüler Olympiodor's ward, und von da nach Athen, wo er durch Plutarchus und Syrianus in die plotiniſch-jamblichiſche Philoſophie eingeführt ward und nebenbei in die Tiefen der hermetiſchen Myſtik zu dringen ſuchte. Bald galt er unter den Neuplatonikern als Orakel und erhielt ſpäter den Lehrſtuhl Syrian's, den er bis an ſeinen Tod (485) behauptete. — Seine Philoſophie war eine myſtiſch-theurgiſche. Die orphiſchen Geſänge und magiſche Schriften galten ihm für die Hauptquellen alles Wiſſens, wodurch der Menſch im Glauben zur Vereinigung mit dem göttlichen Weſen gelangte und in den Stand geſetzt würde, die wundervollſten Erſcheinungen in der Natur hervorzubringen. Er hielt ſich ſelbſt für das Schlußglied der hermetiſchen Kette (ſ. Hermes Trismegiſtus) und ſoll manche Wunder verrichtet haben. Das urſprüngliche Eine der Neuplatonik löſte er in eine Dreiheit (Erkenntnißkraft, Seele, Denkkraft) und jedes derſelben wieder in eine Dreiheit u. ſ. f. auf, welches er den Fortgang nannte. In ſeinem Leben war er ſtrenger Verehrer und Beförderer des heidniſchen Ritus und beobachtete auf das Pünktlichſte den Cultus aller Götter; gegen das Chriſtenthum aber trat er ſtets feindſelig auf. Seine Schriften ſind herausgegeben worden von Creuzer (Frankfurt a. M., 1820 ff.) und Couſin (Paris, 1820 ff. 6 Bde. 8.). — Die „Vita Procli" von ſeinem Schüler und Nachfolger Marinus iſt herausgegeben griech. und lat. von Boiſſonade (Leipz. 1814) 8. 16.

Prokne, ſ. Philomele.

Prokopius, der wichtigſte der byzantiniſchen Geſchichtſchreiber, um 500 n. Chr. zu Cäſarea in Paläſtina geboren, kam unter Anaſtaſius nach Conſtantinopel, ward dann Geheimſchreiber Beliſar's auf deſſen Feldzügen und ſtieg endlich bis zum Senator und Präfect von Conſtantinopel, als welcher er um 562 ſtarb. Er beſchrieb mit Unparteilichkeit 1) Beliſar's Kriege mit den Perſern, Gothen und Vandalen in 8 Büchern (herausgegeben von Höſchel. 1607. Fol.); 2) 6 Bücher „Ktismata" (über die Bauten Juſtinian's) (Baſel, 1531. Fol.);

37 *

3) 3 Bücher „Anekdota“ oder geheime Geſchichte Juſtinian's (herausgegeben von Eichel. Helmſtädt, 1654. 4.), worin er mit Freimüthigkeit die Schattenſeiten des damaligen Hoflebens darſtellt. Sämmtliche Werke beſorgte A. Maltretus (Paris, 1662 ff. 2 Bde. Fol.). 16.

Prokris, ſ. Cephalus.

Prokruſtes (Verſtümmler), eigentlich Polypemon oder Damaſtes, des Neptun's Sohn, ein berüchtigter Mörder bei Korydalos in Attika, hatte zwei Bettſtellen, eine längere und kürzere. Gerieth ein Fremder von kleiner Statur in ſeine Hände, ſo legte er ihn in das große Bette und dehnte ihn durch Amboſe, die er an deſſen Füßen hing, ſo lange, bis er ſtarb; war einer von großer Statur, ſo zerſtückelte er ihn vielfach, hieb ihm namentlich ſo viel von den Beinen ab, bis die kleinere Bettſtelle für ihn paſſend war. Theſeus befreiete Attika von dieſem Wütherich. Sprichwörtlich iſt die Bettſtelle des Pr. von ſolchen geworden, die einer Sache eine widernatürliche Geſtalt gewaltſam aufdrücken wollen. 35.

Prolegomĕna (griech. προλεγόμενα), das Vorausgeſagte, daher im weitern Sinne jede Vorrede zu einer Schrift, nennt man bei akademiſchen Vorleſungen die eine Wiſſenſchaft einleitenden Vorkenntniſſe oder auch überhaupt eine weitläufigere gelehrte Abhandlung, welche in den Geiſt einer Wiſſenſchaft oder Schrift einführt. Der Umfang und Nutzen derſelben iſt durch den Zweck bedingt, welchen ſie erreichen ſollen. Was Anfänger in der Wiſſenſchaft durch Umfang und gelehrte Darſtellung der P. leicht abſchreckt, iſt oft dem Kenner derſelben ſehr willkommen. 84.

Proletarier, ſ. Cenſus und Centurie.

Proli, ſ. Harmoniten.

Prolog (πρόλογος, Vorausrede) nennt man in der dramatiſchen Poeſie eine Art einleitende Rede, welche an die Zuſchauer gehalten wird und dazu dienen ſoll, das Verſtändniß des Stückes zu erleichtern. Da aber jedes wahre Kunſtwerk durch ſich ſelbſt ohne Vor- oder Nachrede erklärlich ſein muß, ſo kann der Prolog, welchen die Alten ſogar perſonificirten und ſelbſt ſprechen ließen, nur ein dürftiger Nothhelfer genannt werden. In den Meiſterwerken der älteſten Dramatiker (Äſchylus und Sophokles) finden wir ihn nicht; erſt Euripides, der geſchwätzige Rhetor, führte ihn ein, um die Fabel des Drama, die er auf andere Weiſe anlegte als ſeine Vorgänger, verſtändlich zu machen. Die Prologe des Plautus und Terenz ſind meiſt anderer Natur und vertheidigen den Dichter oder ſein Stück gegen mögliche Verunglimpfungen. Denſelben Zweck haben die Prologe auf der engliſchen Bühne, die gewöhnlich von einem Freunde des Dichters gefertigt werden. Man hat zwar den Prolog zu vertheidigen geſucht und dadurch eine langweilige Expoſition in dem Stücke ſelbſt zu vermeiden gemeint; aber gerade darin liegt nicht der geringſte Theil der Kunſt des Dichters, daß er ſeinen Stoff ſo wählt, anlegt und entwickelt, daß Alles dem Zuſchauer oder dem Leſer durch die Handlung ſelbſt klar wird. Sehr treffend vergleicht Schlegel die Prologe mit den Zetteln, welche auf alten Gemälden aus dem Munde der Perſonen gehen, um zu erklären, was eigentlich dargeſtellt ſei. — Man hat auch die Reden, welche bei feſtlichen oder feierlichen Gelegenheiten auf der Bühne vor dem Beginne des Schauſpiels gehalten zu werden pflegen, Prologe genannt, aber ſehr uneigentlich und ſogar fälſchlich, da ſie gewöhnlich in keiner nähern Berührung mit dem aufzuführenden Stücke ſtehen. — Daß der Prolog übrigens in Verſen oder in Proſa geſchrieben ſein könne und daß man ihn in beiden Arten der Rede verſucht hat, braucht wohl kaum erinnert zu werden. 66.

Proluſion, ſ. Programm.

Promĕtheus, Vater des Deukalion, Sohn des Japetus und der Klymene oder Aſia und demnach aus dem Geſchlechte der Titanen, gab mit aller

Klugheit und Weisheit ausgeſtattet beim Streben der Titanen, den Kronos vom Throne zu ſtoßen und den Zeus darauf zu erheben, den Rath, mit Liſt zu Werke zu gehen. Allein verachtet wendete er ſich an den Zeus, der auch den Sieg davon trug, wodurch P. der Stifter der neuen Götterdynaſtie wurde. Bald jedoch verfeindete er ſich mit Zeus, weil dieſer bei der Vertheilung der Güter der Welt die Sterblichen allein überging, ja dieſe ſelbſt zu vernichten beſchloß. Um daher dieſen Plan des Zeus zu vereiteln, ſtahl P. nach der Fabel das Feuer vom Himmel, brachte daſſelbe auf die Erde und lehrte die Menſchen damit umzugehen und bei allen Künſten zu gebrauchen. Dagegen erzählt Heſiodus in der Theogonie: die Götter und Menſchen hätten ſich zu Mycene zu vergleichen geſucht, bei welcher Gelegenheit P. als Stellvertreter der Menſchen erſchienen ſei und den Zeus im Wettſtreite überliſtet habe. Nachdem er nämlich einen Stier geopfert hätte, habe er das Fleiſch von den Knochen geſchieden, hierauf die Eingeweide, das Fleiſch und das Fett in ein beſonderes und die Knochen gleichfalls in ein beſonderes Fell geſchloſſen, und dann dem Zeus die Wahl gelaſſen, welchen von beiden Stieren er für ſich haben wolle. Zeus habe aber das mit Knochen gefüllte Fell genommen. Zeus nun erzürnt, ſo fährt die Fabel fort, ſchickte durch Epimetheus, des P. Bruder, dem P. widerrathen hatte, von Zeus ein Geſchenk anzunehmen, den Menſchen zur Strafe die Pandora (ſ. d. Art.) und mit ihr tauſendfaches Unheil; denn ſeitdem wanderten die Übel in unzähliger Menge unter den Menſchen umher und Krankheiten zogen bei Tag und Nacht in die Wohnungen der Sterblichen. P. aber ward zur Strafe an den Kaukaſus geſchmiedet, wo ihm ein Adler oder Geier, der neben ihm ſaß, unaufhörlich die Leber abfraß, die zur Nachtzeit immer wieder um ſo viel wuchs, als den Tag über davon gefreſſen worden war; und dabei war er verdammt ſo lange angeſchmiedet zu bleiben, bis einer der Unſterblichen ſterblich zu werden wünſchen würde. Dieß geſchah endlich, nachdem Chiron von den Pfeilen des Hercules getroffen ſeinen Schmerzen durch dieſen Wunſch ein Ende zu machen ſuchte. Nach 30 Jahren der furchtbarſten Marter ward endlich ſo P. vom Hercules befreit, indem dieſer den Geier auf ſeinem Wege nach den Gärten der Heſperiden erſchoß und den P. aus den Banden losmachte. Erzeugniſſe ſpäterer Dichter ſind andere Fabeln von P., wonach er z. B. Menſchen aus Leim und Waſſer ſchuf, wozu er nach Horatius von jedem Thiere eine Eigenſchaft nahm. Die Seele ſoll dieſen Menſchen von der Minerva gegeben worden ſein. Als ein ſolcher Künſtler erſcheint er auch nicht ſelten auf Kunſtwerken, wo er theils mit Hammer und Meiſel, theils aus einem Korbe mit Thon arbeitet und Minerva mit dem Schmetterlinge, dem Symbole der Beſeelung, hinter ihm ſteht. Der Mythus des P. iſt einer der ausgebreitetſten, ſeiner Deutung nach aber einer der ſchwierigſten und trotz aller Verſuche der gelehrteſten und geiſtreichſten Forſcher, denſelben vollkommen aufzuklären, iſt man doch noch zu keinem entſcheidenden Reſultate gelangt. Wie alle Fabeln von der Familie des Japetus ſymboliſch und allegoriſch, aber hin und wieder durch Auswüchſe entſtellt ſind und dadurch etwas Eigenthümliches haben, ſo ſcheint noch in dieſen Mythus P. (Vorſicht) von einem Dichter aufgenommen worden zu ſein, um die Erfindungen des menſchlichen Lebens auszudrücken, beſonders aber die Künſte, die durch Hülfe des Feuers Ausbildung erlangt haben, wogegen im Epimetheus (Nachſicht, Klugheit durch Schaden) mehr menſchliche Thorheit und Unüberlegtheit hervortritt, in der Pandora aber ſchon der Same einer tiefern Weisheit liegt, da die Menſchen bemerkt hatten, daß die Übel des Lebens, ſelbſt durch die Bearbeitung der Künſte, durch Güter und Reichthümer entſtanden wären. Verehrung genoß P. nur in Athen, wo man ihm zu Ehren die Prometheia feierte und wo die Töpferinnung (κεραμεῖς) ihm einen Altar im Heiligthume der Athene und des Hephäſtos geweiht hatte. Ein ausgezeichnetes poetiſches Werk, „Prometheus“ betitelt und des P. Mythus erzählend, beſitzen

wir noch von Äſchylus. — Vergl. *Welcker*, „Die Äſchyliſche Trilogie Prometheus“ (Darmſtadt 1824). 20.

Promoviren iſt der gebräuchliche Ausdruck ſowohl für die Erlangung als für die Ertheilung des akademiſchen Doctortitels. 30.

Promptuarium (vom lateiniſchen promtus, bereit) iſt wörtlich Vorrathskammer, dann auch vorzüglich ein Buch, in welchem der Leſer Alles ohne Mühe findet. Gewöhnlich ſind es nur oberflächliche Notizen, für den erſten Bedarf berechnet und daher von ſehr relativem Werthe. Lexika, Encyklopädien, Handbücher und Lehrbücher werden öfters ſo genannt, beſonders wenn ſie in alphabetiſcher Ordnung abgefaßt ſind. 84.

Pronomen bezeichnet ein Wort, welches für ein Nomen (ſ. d. Art.) ſteht, und dieſe Bezeichnung iſt ziemlich beſtimmt, wenn man Nomen für Substantivum nimmt; denn das P. iſt ſeinem Grundweſen nach der allen Subſtantiven im Allgemeinen zukommende abſtracte Begriff des Daſeins, gewiſſermaßen die Bezeichnung des Dings an ſich, ohne Berückſichtigung der verſchiedenen Individualitäten der einzelnen Dinge, alſo außerhalb aller logiſchen Kategorien. Seine Beſtimmung iſt daher, irgend einen ſchon bekannten Gegenſtand bei weiterer Erwähnung nur anzudeuten (weßhalb es auch *Deutewort* genannt wird) und die ſchleppende Wiederholung des Namens deſſelben zu vermeiden (woher der Name, deſſen deutſche Überſetzung „*Fürwort*“ zu weit iſt). Bei der Entwickelung dieſes allgemeinen Subſtantivbegriffes mußte ſich aber vor Allem die Unterſcheidung der redenden von der angeredeten Perſon und beider von der beredeten oder irgend einem dritten Gegenſtande herausſtellen und das P. auf dieſe Weiſe ſich als ein dreifaches ausbilden, ſo daß es zugleich *Perſonenwort* oder eigentliches P. substantivum ward, aus welchem ganz analog das P. adjectivum oder possessivum hervorging. Bei der Mannigfaltigkeit der Gegenſtände aber, welche unter das P. der 3. Perſon fallen, zeigte ſich bald die Nothwendigkeit, daſſelbe durch genauere Beſtimmungen für den Gebrauch deutlicher zu machen, und es bildeten ſich daher noch andere Pronomina, welche ſich in 2 Claſſen bringen laſſen: 1) ſolche, welche das reine Perſonalpronomen nach beſonderen Verhältniſſen ausdrücken, und zwar entweder ganz allgemein, nur das Daſein eines Gegenſtandes bezeichnend, das P. indefinitum (unbeſtimmte P.) *man*, welches in mehr ſubſtantiviſcher Form als *Jemand*, negativ *Niemand*, auftritt; oder in fragender Form: *wer* (bei Perſonen), *was* (bei Sachen), das P. interrogativum (Fragpronomen); oder in den casibus obliquis zur Unterſcheidung des zunächſt betrachteten Gegenſtandes von andern, *ſich* (P. reflexivum, zurückführendes P.) mit dem verwandten *wechſelſeitigen* P. (P. reciprocum), *einander*; 2) ſolche, welche den urſprünglichen Begriff durch Hinzufügung eines andern adverbiellen mehr individualiſiren, und zwar a) durch Hindeutung auf einen beſtimmten Gegenſtand (P. demonstrativum, zeigendes P.), wie *dieſer*, *jener* ꝛc.; b) durch Verknüpfung mit dem Begriffe der Beziehung (P. relativum, beziehendes P.), *welcher, e, es*; c) durch genaue Angabe des ausſchließlich Gemeinten, *ſelbſt* (P. determinativum, beſtimmendes P.). Die letztere Claſſe mit ihren Unterabtheilungen ſtreift aber meiſt noch über das eigentliche Pronominalgebiet hinaus, indem ſie eben ſo gut in rein adjectiviſcher Bedeutung mit Subſtantiven verbunden auftritt, und hierzu gehört auch das adjectiviſche Fragpronomen *welcher, er, es*; denn in dieſer Verbindung bleibt vom P. ſelbſt nichts weiter übrig, als die allgemeine Bedeutung, während das reine Adjectivum immer eine beſtimmte Beſchaffenheit bezeichnet. Die Ausbildung der Sprache hat aber auch außerdem noch manche Nüancen in den einzelnen Pronomina hervorgerufen, welche ſich zerſtreut in den Sprachen finden; dieſe beruhen aber meiſt darauf, daß man aus dem gewöhnlichen Gebrauche die Pronomina in ſubſtantiviſche (1) und adjectiviſche (2) zu ſcheiden gewohnt ward, wovon

die erſtern ſtets mit dem Verbum, letztere mit einem Subſtantivum in Verbindung gebracht wurden. Für den Fall nun, wo dieſe Verbindung nicht nöthig oder zuläſſig war, ſuchte man dem P. eine beſondere Form zu geben, meiſt ein adjectives P. mit vorgeſetztem Artikel, und ſo entſtand der in den neueren romaniſchen Sprachen gemachte Unterſchied zwiſchen Pronomina conjunctiva und disjunctiva (verbundenen und unverbundenen P.), wovon wir im Deutſchen wenigſtens einige, wie der meinige, deinige ꝛc., derjenige, derſelbe ꝛc. haben. 9.

Pronŭba, ſ. Juno.

Pronuntiation, ſ. Ausſprache.

Prony (Gaspard Clair François Marie Riche, Baron de), ein ausgezeichneter franzöſiſcher Mathematiker, 1755 zu Chamelet im Departement der Rhone geboren, machte ſich ſchon frühe durch ſeine ungewöhnlichen Kenntniſſe in der Mathematik und Mechanik bekannt und wurde zum Director der Schule des Brücken- und Straßenbaues, zum Profeſſor an der polytechniſchen Schule und zum Officier der Ehrenlegion ernannt. Auch wurde er in die Akademie der Wiſſenſchaften aufgenommen. Von ſeinen zahlreichen Schriften, die ſeinen Namen in ganz Europa berühmt gemacht haben, nennen wir, ohne die werthvollen Abhandlungen in Zeitblättern und Societätsſchriften zu berühren, nur folgende: „Mémoire sur la poussée des voûtes“ (Par. 1783. 4.); „Exposition d'une méthode pour construire les équations indéterminées qui se rapportent aux sections coniques“ (Par. 1790. 4.); „Nouvelle architecture hydraulique“ (Par. 1790—1796. 2 Voll. 4. Deutſch von K. C. Langsdorf, Frankfurt 1794—1801. 2 Bde. 4.); „Mécanique philosophique, ou Analyse raisonnée de diverses parties de la science de l'équilibre et du mouvement“ (Par. 1800. 4.); „Recherches physico-mathématiques sur la theorie des eaux courantes“ (Par. 1804. 4. Deutſch von Ch. K. Langsdorf, Gießen 1812. 4.); „Essai expérimental et analytique sur les lois de la dilatabilité des fluides élastiques“ (Par. 1808. 4.); „Cours de mécanique, concernant les corps solides“ (Par. 1815. 2 Voll. 4.); „Description hydrographique et historique des Marais Pontins“ (Par. 1823. 4.) und „Notice sur les grandes tables logarithmiques et trigonométriques, adoptées au nouveau système métrique décimal“ (Par. 1824. 4.), worin er Nachricht gibt von einem durch ihn gefertigten Rieſenwerke von 17 Folianten mit logarithmiſchen Tafeln, welches erſt gedruckt werden kann, wenn die Druckkoſten, deren Hälfte zu tragen England verſprochen hat, gedeckt ſind. — C. A. G. Riche de P., ſein Bruder, begleitete als Naturforſcher La Peyrouſe auf ſeiner Entdeckungsreiſe, ſtarb aber 1797 an den Folgen der auf der Reiſe erduldeten Mühſeligkeiten. 66.

Propädeutik iſt vorläufiger Unterricht, Vorbereitung zu irgend einer Wiſſenſchaft oder Kunſt, deren Erlernung und tiefere Auffaſſung gewiſſe Vorkenntniſſe erfordert. Wenn nun überhaupt in der Wiſſenſchaft und Kunſt kein Schritt ohne methodiſchen Unterricht gethan werden kann, ſo könnte man faſt Alles, was im geordneten Lehrgange das Folgende vorbereitet, propädeutiſch nennen; allein obwohl die P. die Wiſſenſchaft und Kunſt mehr oder weniger berührt und ſogar nicht ohne deutliches Bewußtſein des Inhalts und Umfangs derſelben dargeſtellt werden kann, ſo iſt ſie doch ſtreng genommen kein Theil der Wiſſenſchaft ſelbſt, ſondern ſtets eine für ſich beſtehende Vorbereitungswiſſenſchaft, welche die zu einer Wiſſenſchaft oder Kunſt erforderlichen Vorkenntniſſe enthält, wohl auch ihren Inhalt und Umfang im Allgemeinen angibt und die Methode, d. h. eine zweckmäßige Anleitung zum Studium derſelben, vorzeichnet. Auf dieſe Weiſe kann jede allgemeinere Wiſſenſchaft P. einer andern ſein und man unterſcheidet daher auch allgemeine P. oder den Inhalt des für jedes höhere Studium Nöthigen, wozu z. B. die Schulkenntniſſe gehören, und beſondere P., z. B. Mathematik für den Offi-

eier, Architekten ꝛc. Die Vernachläſſigung der propädeutiſchen Studien hat überall nur oberflächliches Wiſſen zur Folge und ächte, gründliche Gelehrſamkeit iſt lediglich durch ſie bedingt. 84.

Propaganda nennt man die zuerſt im XVII. Jahrh. entſtandenen beſonderen Miſſionsanſtalten zur Ausbreitung des Chriſtenthums; namentlich aber heißt ſo die erſte derſelben, die von Gregor XV. im Jahre 1622 zu Rom gegründete und meiſt aus Cardinälen zuſammengeſetzte Congregatio de propaganda fide catholica, welche die Begründung des römiſch-katholiſchen Glaubens unter Nichtchriſten und Nichtkatholiken, ſo wie die Ausrottung der Ketzer bezweckte und das ganze Bekehrungswerk leitete und unterſtützte. Mit ihr wurde 1627 von Urban VIII. ein Seminar (Collegium de propaganda fide) verbunden, ein durch allmählig hinzugekommene Stiftungen großartig ausgerüſtetes Inſtitut, um der katholiſchen Kirche Glaubensboten für alle Völker aus ihren eigenen Jünglingen zu bilden, ſo daß hier am Dreikönigsfeſte die Kirche wie einſt am Pfingſtfeſte noch immer in vielerlei Völker Zungen den Herrn preiſt. Auch hat die P., deren Mitglieder nach den Statuten ſich wöchentlich einmal unter Vorſitz des Papſtes in einem beſonders dazu erbauten Palaſte verſammeln, eine eigene Druckerei, welche Breviarien, Miſſalien ꝛc. in den verſchiedenſten Sprachen druckt und nach allen Weltgegenden verbreitet. Nach dem Muſter der römiſchen P. wurden auch in proteſtantiſchen Ländern ähnliche Anſtalten zur Verbreitung des Chriſtenthums gegründet, welche ebenfalls Propaganden genannt wurden; ſo die in England 1643 geſtiftete und von Karl II. (1661) beſtätigte, deren erſter Director Boyle war, während ſie in der Folge die Erzbiſchöfe von Canterbury zu Präſidenten erhielt und unter Wilhelm III. bis auf 90 Mitglieder aus Geiſtlichen und Laien ſtieg. Eine ſolche Geſellſchaft war auch die vom Könige von Dänemark im Jahre 1705 für Tranquebar errichtete. — In der neuern Zeit und zwar ſeit der erſten franzöſiſchen Revolution von 1789 hat das Wort P. auch eine politiſche Bedeutung erhalten, indem man ſo geheime Geſellſchaften und Anſtalten nennt, welche die Vorbereitungen revolutionairer Grundſätze zum Zwecke haben. 63.

Propertius (Sextus Aurelius), der berühmteſte römiſche Elegiendichter, ſtammte aus Umbrien (ob daſelbſt aus Mevania oder Hiſpellum, bleibt unausgemacht) und blühte um 59—12 v. Chr. Leider ſind uns ſeine näheren Lebensverhältniſſe faſt ganz unbekannt; doch leuchtet aus ſeinen Schriften unverkennbar hervor, daß er einen guten Jugendunterricht genoſſen haben muß, wobei ſeinem in Poeſie überſprudelnden Geiſte ſchon eine beſtimmte Richtung gegeben wurde. Seine weitere Ausbildung aber verſchaffte er ſich durch das Studium der alexandriniſchen Dichter, namentlich des Kallimachus und Philetas, daher auch ſeine Poeſie, obgleich er vermöge der ſinnlichen Kraft ſeiner Empfindung und der Erhabenheit der Geſinnung Schöpfer der römiſchen Liebeselegien iſt und er bei der Schilderung heroiſcher Gegenſtände oft ſelbſt epiſch wird, doch auf griechiſchem Mythus ruht und griechiſchen Geiſt athmet, wodurch ſie nicht ſelten einen gelehrten Anſtrich bekommt, ja ſelbſt bisweilen etwas hart erſcheint. Unter dieſen poetiſchen Beſtrebungen nun ſcheint P. nach den verhängnißvollen Zeiten des Triumvirats, in denen er ſeinen Vater und ſeine Güter verloren hatte, als vertrauter Freund des Ovidius von Mäcenas beſchützt, ohne ein öffentliches Amt zu bekleiden, blos ſeiner Muße und Liebe größtentheils in Rom gelebt zu haben. Leider traf ihn ſchon der Tod, als er noch in voller Manneskraft noch vieles Treffliche zu leiſten verſprach. Wir beſitzen noch von ihm 4 Bücher Elegien, unter denen die 11. des 4. Buchs allgemein für die beſte gilt, daher auch „regina elegiarum“ genannt wird. Die namhafteſten Ausgaben ſind: „Ed. princ.“ (Rom. 1482. 4.); von Joh. Paſſeratius (Par. 1608. Fol.); ganz vorzüglich von J. Broukhuſius (Amstel. 1702. 4. 1727. 4.); ferner von Vulpius (Pa-

lav. 1738. II. 4.); F. Gl. Barth (Lips. 1777. 8.) und P. Burmann und Laur. Santen (Traj. 1780. 4.). Die neueſten Bearbeitungen des P. ſind von Lachmann (Lips. 1816. Ed. 2. Berol. 1829. 8.); F. Jacob (Lips. 1827. 8.) und H. Paldamus (Hal. 1827. 8.). Sehr oft ſind auch des P. Elegien den Gedichten Catull's und Tibull's beigedruckt. Die beſten deutſchen Überſetzungen ſind von von Knebel (Leipzig 1798, blos 36 Elegien) und von von Strombeck (Braunſchw. und Leipz. 2. Ausg. 1822). 20.

Prophet (griech. προφήτης) iſt der Wortbedeutung nach Einer, welcher die Ausſprüche der Gottheit bekannt macht, im Gegenſatze zum Prieſter, welcher den Dienſt derſelben beſorgt. Der Name kam zuerſt bei den Prieſtern zu Delphi in Gebrauch, welche die Ausſprüche des Orakels den Fragenden kund thaten, und war gleichbedeutend mit dem ältern ὑποφήτης. Bei den alten Griechen blieb auch dieſe einfache Bedeutung; in der alexandriniſchen Zeit aber pflegte man das hebräiſche Wort נָבִיא (nabì) durch P. zu überſetzen und nach der jüdiſchen Interpretationsweiſe, in den Propheten des A. T. vorzüglich Weiſſagungen der Zukunft zu finden, ward der Begriff eines μάντις, Wahrſager, damit verbunden, der endlich in den abendländiſchen Sprachen faſt der ausſchließliche geworden iſt, ſo daß das Wort Prophezeihung mit Vorausſagung der Zukunft ganz gleichbedeutend geworden iſt. Wie aber die Muhammedaner noch jetzt unter Nabî nur einen gottgeſandten Lehrer verſtehen, in welcher Bedeutung auch Muhammed vorzugsweiſe der P. oder das Siegel (der letzte, vollkommenſte) aller Propheten heißt, ſo war bei den alten Hebräern der Nabî urſprünglich ein von Gott Begeiſterter, welcher auch Seher (רֹאֶה oder חֹזֶה) genannt wurde, weil ihm gleichſam ein tieferer Blick in die Rathſchlüſſe Gottes beigelegt ward. Ein ſolcher trat durch innern Beruf getrieben als Lehrer des Volks auf, klärte es über ſein Wohl auf, ſchärfte ihm die Haltung des göttlichen Geſetzes ein und wies es von verkehrten Handlungsweiſen zurück, ſprach freimüthig über die Maßregeln der Regierung und gab Rath und Ermahnung in ſchwierigen Lagen. Fehlen konnte es aber nicht, daß hier überall eine gewiſſe Begeiſterung und Extaſe ſtattfand, welche der Rede hohen poetiſchen Schwung gab, indem dieſe nur als Ausdruck des Gefühls ſich äußerte und dadurch oft dunkel und für ſpätere Zeiten kaum verſtändlich ward; dabei bedienten ſich die Propheten häufig ſymboliſcher Handlungen, Bilder und Tropen, welche theils dem Geiſte des Orients entſprachen, theils abſichtlich von ihnen zur ſinnlichen Darſtellung ihrer Anſichten angewendet wurden. Schon in früheren Zeiten werden Propheten erwähnt, worunter man aber oft nur einen begeiſterten Sänger oder einen Vertrauten der Gottheit, im Allgemeinen überhaupt einen Dolmetſcher des göttlichen Willens verſtand; Samuel begründete aber einen beſondern Orden derſelben durch Errichtung von Prophetenſchulen (Rama, Jericho, Bethel, Gilgal), worin die Propheten für ihre Beſtimmung gebildet wurden. Dieſe Schulen ſind demnach gewiſſermaßen Akademien, worin das Geſetz und die Verfaſſung des Volkes, wohl auch Muſik, Geſang und Dichtkunſt gelehrt wurden (obgleich uns die genaueren Notizen hierüber mangeln) und woraus auch wohl die künftigen Staatsmänner, Gelehrte ꝛc. hervorgingen; denn wir finden die Propheten nicht ſelten als Ärzte, Wunderthäter, Geſchichtſchreiber, Rathgeber der Könige ꝛc.; wir wiſſen aber nicht, ob dieſe Prophetenſchulen vom Staate unterhalten wurden, oder wie die griechiſchen Philoſophenſchulen Privatunternehmungen blieben; nur ſo viel iſt bekannt, daß die Schüler (wozu auch oft bejahrte Männer gehörten) beiſammen wohnten, gemeinſchaftliche Koſt hatten und als Kleidung einen weiten durch einen Gürtel zuſammengehaltenen Mantel trugen; und endlich ſind keine Namen derer, die in ſolchen Prophetenſchulen gebildet worden waren, überliefert worden, um den eigentlichen Zweck dieſer Schulen angeben zu können, ob man daraus in den Staatsdienſt überging oder ob die Propheten nur eine eigen-

thümliche für ſich beſtehende Kaſte bildeten; weßhalb auch über die eigentliche Stellung der Propheten zum Staate und ihre beſondere Wirkſamkeit nichts bekannt iſt. Denn theils werden uns nur Namen Einzelner genannt, ohne daß wir irgend etwas Anderes über ſie erführen, theils ſehen wir ſie als bloße Volkslehrer umherziehen (Elias, Eliſa), theils geben die erhaltenen prophetiſchen Schriften, aus Mangel an allen übrigen Nachrichten über die Lebensverhältniſſe ihrer Verfaſſer, über ihre bürgerliche Stellung keinen genauern Aufſchluß und zeigen uns dieſelben nur als Redner, von denen wir oft nicht einmal wiſſen, wo und bei welcher Gelegenheit ihre einzelnen Reden geſprochen worden ſind. Letztere ſehen wir aber 1) als Sittenrichter gegen die Ungebührlichkeiten im Volksleben überhaupt ſprechen; 2) als Geſetzlehrer die einzelnen Zweige des moſaiſchen Geſetzes beleuchten und erklären; 3) als Politiker die Schritte der Regierung in Bezug auf fremde Völker beurtheilen und tadeln und rathen, warnen und drohen; 4) als begeiſterte Prediger endlich die Herrlichkeit der hebräiſchen Theokratie preiſen, den Sieg des moſaiſchen Glaubens über das Heidenthum vor Augen ſtellen und ein goldenes Zeitalter unter einem gottgeſalbten Könige (Maſſias) verkündigen. Ihre Sprache iſt dabei meiſt ſehr ſchwungreich und kräftig und der Styl überhaupt rein poetiſch. Die beſondere Veranläſſung zum öffentlichen Auftreten bedingt gewöhnlich den Inhalt der Reden, doch bleibt die Idee des Meſſias immer Lieblingsthema. Die uns erhaltenen prophetiſchen Schriften gehören nach der gewöhnlichen Annahme 16 Verfaſſern an und werden nach ihrem Umfange ſelbſt in 4 große (Jeſaiah, Jeremiah, Heſekiel, Daniel) und 12 kleine (Hoſea, Joel, Amos, Obadjah, Jonas, Micha, Nahum, Habakuk, Zephanjah, Haggai, Sacharjah und Maleachi) eingetheilt. Wir behandeln ſie kürzlich in chronologiſcher Folge. — 1) Jonas (um 840 v. Chr.), 2 Kön. 14, 25 erwähnt, aber als Schriftſteller unbekannt, da die ſeinen Namen tragende Schrift nur eine in viel ſpäterer Zeit verfaßte Sage von ihm darſtellt. — 2) Joel (in Juda um 800 v. Chr.), einer der trefflichſten hebräiſchen Schriftſteller, ſchildert in ſchöner Sprache und mit ächt praktiſchem Tacte eine Verwüſtung durch Heuſchrecken. — 3) Hoſea (um 780 v. Chr. in Iſrael) ſchildert in dunkler, aber lebhafter und origineller Sprache den traurigen Zuſtand des Interregnum nach Jerobeam's II. Tode. — 4) Amos (ein Hirtenſohn aus Tekoah bei Jeruſalem, gleichzeitig mit Hoſea) trat in Bethel in Iſrael unter Jerobeam II. gegen den Götzendienſt in klarer und blühender Sprache auf. — 5) Jeſaiah trat 759 v. Chr. unter Uſiah in Juda zuerſt auf und wirkte noch unter Hiskiah, bei dem er in großer Gunſt ſtand. Er iſt der fruchtbarſte und ohne Widerſpruch der größte aller hebräiſchen Propheten, der bei allen Ereigniſſen, welche ſeine Zeit bewegten, in kräftiger, edler und reicher Sprache auftrat und als trefflicher Redner glänzte; aber nur Cap. 1—35 der ihm beigelegten Sammlung von Reden (einige wenige ausgenommen) ſind von ihm; der darauf folgende hiſtoriſche Abſchnitt (Cap. 36—39) iſt ein zum Verſtändniß beigegebenes Einſchiebſel und Cap. 40—66 iſt eine Sammlung von Reden eines zur Zeit der Zerſtörung Jeruſalems durch Nebukadnezar lebenden ungenannten Propheten, da der Inhalt nur die ſpäteren Schickſale des Volks berührt und die Sprache merklich von der des ächten Jeſaias abweicht. — 6) Micha, Zeitgenoſſe des Jeſaias (um 730 v. Chr.), eifert gegen die Abgötterei und Sittenloſigkeit in einer dunkeln und oft geſuchten, aber kräftigen Sprache. — 7) Nahum (um 710 in Juda) ſpricht in feierlicher und gewählter Sprache gegen den Übermuth Babyloniens. — 8) Jeremiah (ſeit 629 v. Chr.) erlebte den Untergang des jüdiſchen Reichs, ward mit nach Babylonien geführt und ſtarb vermuthlich, von dort entflohen, in Ägypten. Seine Reden beſchäftigen ſich mit den traurigen Ereigniſſen ſeines Volks, deren Anläſſe er nachweiſt, mit Drohungen gegen die fremden Völker und Verheißungen ſchöner Zukunft für Juda; ſeine Sprache iſt aber wehmüthig und matt und verräth die eingebrochene Kraftloſigkeit des Volks. —

9) Zephanjah (um 640 v. Chr. unter Joſiah) eifert gegen den Götzendienſt in matter, nur zuweilen etwas lebhafter Sprache. — 10) Habakuk (um 610 v. Chr. unter Jojakim), einer der herrlichſten Schriftſteller des alten Teſtaments, erörtert in kräftig poetiſcher Sprache das nahe bevorſtehende traurige Schickſal des jüdiſchen Reichs. — 11) Heſekiel ward mit dem Könige Jojachim nach Babylonien abgeführt (598 v. Chr.) und ſprach an den Ufern der Chaboras über die traurigen Schickſale ſeines Vaterlandes in kühner, bilderreicher, ſehr chaldäiſch gefärbter und lebhafter Sprache. — 12) Obadjah (um 590 v. Chr.) eifert in einer kurzen, aber ſehr lebhaften Rede gegen Edom, weil es den Chaldäern bei Zerſtörung Jeruſalems beigeſtanden habe. — 13) Haggai (um 520 v. Chr.) ſpricht für die Wiedererbauung des Tempels in einförmiger, ſehr chaldaiſirender Sprache. — 14) Sacharja (um 520 v. Chr.) ſpricht in gleicher Art und Sprache wie Haggai über die Wiederherſtellung des jüdiſchen Staats; aber nur Cap. 1—8 gehören hierher; Cap. 9—14 dagegen enthalten Schilderungen viel früherer Verhältniſſe vor dem Exile in einer viel kräftigern Sprache und ſind höchſt wahrſcheinlich ſchon unter Joſiah (um 620) verfaßt worden. — 15) Maleachi (um 440 v. Chr. zur Zeit des Nehemiah) ermahnt zur Geduld über den noch unerfreulichen Zuſtand des neuen Staates und weiſt auf beſſere Zeiten hin; ſeine Sprache iſt ziemlich rein. — 16) Daniel wird von den Juden nicht unter die Propheten, ſondern unter die Hagiographa gerechnet und iſt unſtreitig erſt unter der ſyriſchen Herrſchaft verfaßt worden, indem der ungenannte Auctor Volksſagen über einen gewiſſen Daniel benutzte und zur Ermuthigung des hartbedrückten Volkes Erzählungen und Viſionen, welche die Herrlichkeit des Jehovahdienſtes darlegen ſollen, zuſammenſtellte. Der erſte Theil des Buchs (Cap. 1—6) iſt hiſtoriſch, von Cap. 2, 3 an chaldäiſch geſchrieben; der zweite Theil (Cap. 7—12) eine prophetiſche Schilderung der herrſchenden Dynaſtien von dem Perſerreiche bis zu den Seleuciden, deren ſpecielle Ausmalung erſt nach geſchehenen Ereigniſſen aufgezeichnet ſein kann. Uebrigens hat aber das Buch des Daniel nicht allein der Offenbarung Johannes zum Vorbilde gedient und dem Glauben an wirkliche Weiſſagungen der Propheten bedeutende Nahrung gegeben, ſondern auch bis ins XVII. Jahrh. den Schematismus der Geſchichtsdarſtellung nach den vier Weltreichen überhaupt beſtimmt. — Aus dem Dargeſtellten geht nun aber wohl klar hervor, daß von Weiſſagungen über ſpätere Zeiten in den Propheten des alten Teſtaments gar keine Rede ſein kann, ſondern alle Blicke in die Zukunft ſich entweder nur auf die nächſt bevorſtehende bezogen haben oder die Lieblingsidee der Propheten, das Meſſiasreich, betreffen. Die ſpäteren Juden fanden aber darin nach ihrer allegoriſchen Erklärungsweiſe auch viele andere Vorausſagungen, wie überhaupt in den Büchern des alten Teſtaments, und die chriſtliche Kirche folgte ihnen. Die neuere Zeit hat erſt mit Beobachtung aller den heiligen Schriftſtellern ſchuldigen Achtung die eigentliche Bedeutung dieſer Weiſſagungen nachgewieſen und vergebens wird der ſtarre Myſticismus gegen dieſe vernünftige Anſicht ankämpfen. — Über die im neuen Teſtamente erwähnten Propheten als Lehrer unter den erſten Chriſten iſt man noch nicht ganz klar, doch ſcheinen es ſolche Männer geweſen zu ſein, welche entweder ſelbſt mit dichteriſchem Geiſte die Lehren der Religion vortrugen (Apoſtelgeſch. 21, 10. 11) oder die Reden der alten hebräiſchen Propheten in den Verſammlungen erklärten (1 Kor. 14, 22). — Propheten der ſpäteren Zeiten haben ſich meiſt nur für Verkündiger der Zukunft ausgegeben, deßhalb aber eben theils als überſpannte Schwärmer, theils als Betrüger erwieſen. — Über die alten hebräiſchen Propheten vergl. Hering, „Von den Schulen der Propheten unter dem alten Teſtamente" (Breslau 1777); Niemeyer, „Charakteriſtik der Bibel" (Bd. V. S. 268 ff.). 23.

Propontis hieß bei den Alten das Meer von Marmara, welches durch den thraciſchen Bosporus (oder Straße von Conſtantinopel) mit dem ſchwarzen und

durch den Helleſpont mit dem ägäiſchen Meere in Verbindung ſteht. Die 9 Inſeln, welche in deſſen Mitte liegen, heißen jetzt die Prinzeninſeln (Demonneſi). Die größten ſind Prinkipo und Marmara (bei den Alten Prokonneſus). Sie ſind insgeſammt fruchtbar, letztere beſonders reich an Marmor, und werden von 5000 Griechen bewohnt. 35.

Proportion nennt man die Verbindung zweier gleicher Verhältniſſe (ſ. d. Art.) durch das Gleichheitszeichen. Zwei gleiche arithmetiſche Verhältniſſe geben eine arithmetiſche P. und zwei gleiche geometriſche Verhältniſſe eine geometriſche P. Die vier Größen einer P. heißen die Glieder derſelben und zwar der Reihe nach das erſte, zweite, dritte und vierte Glied. Das erſte und vierte Glied nennt man die äußeren Glieder, das zweite und dritte Glied die mittleren Glieder. Sind die mittleren Glieder einer P. einander gleich, ſo heißt ſie eine ſtetige oder zuſammenhängende; ſind ſie aber verſchieden, eine abgeſonderte oder getrennte. In einer jeden richtigen arithmetiſchen P. iſt die Summe der äußeren Glieder der Summe der mittleren gleich. Mit Hülfe dieſes Lehrſatzes kann man irgend ein fehlendes Glied einer arithmetiſchen P. finden. Iſt nämlich das fehlende ein äußeres, ſo beſteht daſſelbe aus der Summe der mittleren weniger dem vorhandenen äußern, iſt es ein mittleres, aus der Summe der äußeren weniger dem vorhandenen mittleren. In jeder richtigen geometriſchen P. iſt das Product der äußeren Glieder dem der mittleren gleich. Hieraus ergibt ſich ein fehlendes äußeres Glied, indem man das Product der mittleren Glieder durch das vorhandene äußere dividirt, und ein fehlendes mittleres Glied, indem man das Product der äußeren durch das vorhandene mittlere dividirt. Die Anwendung der Lehre von der P. iſt von unendlichem Umfange, beſonders aber in der praktiſchen Arithmetik von Wichtigkeit. — **Proportionalmaßſtab**, ſ. Maßſtab. — **Proportionalwinkel**, lat. circinus proportionum; franz. compas de proportion; engl. sector, iſt ein mathematiſches Inſtrument, welches aus zwei gleich langen Linealen beſteht, die wie die Schenkel eines Cirkels mit einander verbunden und um einen Punkt beweglich ſind. Vom Mittelpunkte der Bewegung aus ſind auf den Linealen gerade Linien gezogen, auf welchen die wichtigſten arithmetiſchen und geometriſchen Verhältniſſe angegeben ſind, als: 1) die arithmetiſche Linie, 2) die geometriſche Linie, 3) die cubiſche Linie, 4) die Linie der Seiten regulairer Vielecke, 5) die Linie der Chorden der Polygonwinkel, 6) die tetragoniſche Linie, 7) die Linie für die Eintragung der regulairen Körper in eine Kugel, 8) die Linie für die Verwandlung der regulairen Körper, 9) die Linie der Chorden, 10) die Linie der Tangenten, 11) die Linie zur Eintheilung einer geraden Linie, 12) die Fortificationslinie, 13) die metalliſche Linie, 14) der Caliberſtab, 15) die elliptiſche Linie. Der Proportionalwinkel dient überhaupt für ungeübte geometriſche Zeichner und Rechner. Nach Hutton iſt der Erfinder des Proportionalwinkels Guido Baldo oder Ubaldo um das J. 1568; doch gibt auch Caspar Mordente (1584) ſeinen Bruder, Fabricius Mordente, als Erfinder deſſelben (1554) an. 40.

Proprietät, ſ. Eigenthum.

Propſt (vom lateiniſchen praepositus, der Vorgeſetzte) iſt der Name eines kirchlichen Vorgeſetzten, welcher in den meiſten katholiſchen und in den aus der Zeit des Katholicismus bei den Proteſtanten verbliebenen Stiftern der Vornehmſte nach dem Abte oder Biſchofe iſt. In manchen Stiftern war er jedoch auch der erſte Vorgeſetzte, ſo viel als Abt, wie z. B. in Ellwangen, in anderen folgt er im Range erſt nach dem Decane. Denſelben Titel führen die geiſtlichen Vorſteher an den Frauenklöſtern, ſo wie die Vorſteher der Kathedralſtifte, welche Dompröpſte heißen. — In der proteſtantiſchen Kirche werden an manchen Orten hochgeſtellte Geiſtliche Pröpſte genannt, die ihren Rang meiſt nach den Superintendenten haben. So

führen in mehreren Städten Preußens, z. B. in Berlin, Breslau u. a., die Paſtoren an den Hauptkirchen dieſen Ehrentitel, im Holſteiniſchen einige Unterbehörden der Superintendenten. In Preußen ſteht der Feldpropſt über den Diviſions- und Brigadepredigern. 63.

Propyläen (griech. προπύλαια, lat. vestibula), Vorhallen, hießen beſonders die mit prächtigen Periſtylen gezierten Eingänge zu den Tempeln der Alten, wo gewöhnlich ein Opferaltar ſtand. Am Berühmteſten ſind die griechiſchen zu Korinth und Athen, zu denen die erſte Idee wahrſcheinlich aus Ägypten kam; wenigſtens führen uns darauf vor Allem die herrlichen Vorhallen des Tempels zu Sais, welche nach Herodot von Amaſis erbaut wurden. Die korinthiſchen P. waren, wie Pauſanias erzählt, nach dem Hafen Lechäon zu, welcher mit der Stadt durch Mauern in Verbindung ſtand; über denſelben erblickte man zwei vergoldete Wagen. Die atheniensiſchen P. aber übertrafen Alles, was die griechiſche Kunſt jener Zeit Prachtvolles hervorgebracht hat (ſ. Attika). Nachahmungen der P. ſind der Aufgang und die ganze Anlage des Campidoglio (das alte Capitol zu Rom), welche der Architekt Porta nach der Angabe von Michel Angelo ausführte; weniger ſchön das brandenburger Thor in Berlin, unter Friedrich Wilhelm II. von Langhans erbaut. Göthe hat auf eine ſehr ſinnreiche Weiſe eine periodiſche Schrift, welche Bemerkungen und Betrachtungen über Kunſt und Natur enthält, ſo benannt. Die Hauptſchrift über dieſen Gegenſtand iſt: „**Philochori Atheniensis librorum fragmenta**", **edid. M. C. Godofr. Siebelis (Lips. 1811).** (Vergl. auch Böttiger's „Archäologiſche Andeutungen.") 84.

Prorogation (wörtlich, die auf Anſuchen zugeſtandene Übertragung, Verſchiebung einer Handlung) bezieht ſich im Rechtsſinne auf Verſchiebung gerichtlicher Verhandlungen. So wird der Gerichtsſtand prorogirt, d. h. weiter übertragen, wenn der vor das nicht zuſtändige Gericht Geladene erſcheint und ſolches, indem er ſich auf die Klage ohne Vorbehalt einläßt, anerkennt. Der Termin oder die Friſt werden prorogirt, wenn die Parteien ſich mit Genehmigung des Gerichts auf einen ſpätern Tag oder auf Verlängerung der Friſt vereinigen; die Strafvollſtreckung wird prorogirt (verſchoben), wenn der Richter auf Bitten des Beſchuldigten einſtweilen noch Anſtand nimmt; indem der Letztere vielleicht noch mit dem Geſuche um Erlaß bei der höhern Behörde einkommen dürfte oder wenn man von Seiten des Staats die Milderung oder Begnadigung beabſichtigt, ſolches aber vor der Hand noch nicht ausſprechen will. Das engliſche Parliament wird prorogirt, wenn der König ohne ſolches aufzulöſen und die Wahl eines neuen zu verlangen die Sitzungen eine längere Zeit (zum Unterſchiede vom Ajourniren oder Vertagen) ausſetzen und die Glieder einſtweilen nach Hauſe gehen läßt. Das Wiedererſcheinen wird für eine ganz neue Sitzung angeſehen, ſo daß die Bills (Vorträge), welche ſchon nahe daran waren, um zur Acte (Geſetzkraft) zu gelangen, aufs Neue wieder vorgetragen werden müſſen. 3.

Proſa nennt man die Sprache des Verſtandes im Gegenſatze der Sprache der Phantaſie und charakteriſirt ſie als das Mittel der lebendigen Mittheilung für die praktiſchen Bedürfniſſe des Daſeins. „Die Poeſie", ſagt ein Äſthetiker der neueſten Zeit, „iſt der Wein des Lebens, aber die Proſa iſt Brod und Salz, welche hindern, daß uns jener zu Kopf ſteige; die Poeſie iſt das freimachende Spiel, an dem die Seele, gleich einem lebensluſtigen Kinde, ſich ergeht, aber mit rechtem Behagen nur dann, wenn das Tagewerk wohl vollbracht iſt, wenn man das Spiel verdient hat und nicht geſchenkt haben will; und des Tagewerks Ernſt und Fleiß iſt die Proſa. Die Proſa iſt das Schwere, die Poeſie iſt das Schöne; aber das Schöne ziert das Schwere und auf dem Grunde des Schweren hebt ſich das Schöne leichter, genialer, anregender zu dem Himmel. Denn das Poetiſche kommt von oben und führt dahin, es iſt die Kraft eines göttlichen Vaters; aber wir haben auch eine

Mutter, die der Vater nicht will geſchmäht wiſſen, und dieſe Mutter iſt die Erde mit ihren ſtrengen, aber wohlthätigen Geſetzen. Die P. iſt die jüngere Tochter des Lebens und der Sprache; aber die ältere iſt eine Jungfrau in ewiger Jugend geblieben, die jüngere iſt eine ernſte, erfahrene, bejahrte Matrone geworden. Mit jener über Höhen und Seen, durch Felder und Wälder zu ſchweifen, die Himmel zu durchfliegen und durch die Abgründe zu klimmen, iſt reizend, aber gefährlich; mit dieſer den ſtillen, bedächtigen Gang durch das Leben zu durchwandeln, iſt unſcheinbar, aber ſicher. Man kann zu Großem gelangen auf beiden Wegen; zum Größten, wenn man ſich mit beiden befreundet." — Der Name P. wird gewöhnlich von prorsus (vorwärts) hergeleitet und die P. (prorsa, prorsa oratio) wäre ſomit eine vorwärtsſchreitende Rede im Gegenſatze zu der poetiſchen Sprache, welche durch die Feſſeln der Metrik gezügelt und zurückgehalten wird, weßwegen man denn auch die P. eine ungebundene Rede (oratio soluta) nennt. Weil aber die P. verſtändig und geräuſchlos dahergeht und keines Zügels bedarf, ſo heißt ſie bei den Alten auch eine zu Fuß gehende Rede (ὁ πεζὸς λόγος, pedestris oratio). Es würde zu weit führen, wenn wir die Unterſchiede der Poeſie und P. hier vollſtändig entwickeln wollten; kurze Andeutungen über das Weſen der P. und ihre verſchiedene Arten mögen hinreichen. P. iſt die Sprache der Reflexion, die verſtändige Mittheilung des klar und beſtimmt Gedachten und Erkannten. Es ergibt ſich hieraus, daß ſchon die Wortfügungen, Wendungen, Wörter und Redensarten in der P. ein anderes Gepräge haben müſſen, als in der poetiſchen Darſtellung und daß, was der einen Gattung der Rede gebührt und eigenthümlich iſt, in der andern als Fehler erſcheinen kann, wie man denn in dieſem Sinne nicht ſelten von poetiſcher P. und proſaiſcher Poeſie ſpricht. Es würde alſo der Begriff der P. noch nicht beſtimmt ſein, wenn man ſie eine Rede, die nicht in Verſen geſchrieben iſt, nennen wollte; noch ungereimter wäre es (was jedoch ſchon geſchehen iſt), ſie eine reimloſe Rede zu nennen. Poetiſche P., oder vielmehr Dichtung ohne Sylbenmaß und Reim (wir meinen hier nicht den Roman), wurde in der neueren Zeit verſucht, wird aber, wenn man ſie auch noch ſo ſehr in Schutz nimmt und vertheidigt, ſtets mangelhaft erſcheinen und ihrer ſchönſten Zierde beraubt ſein, was auch die Alten, welche ſich nie auf dieſem Abwege verirrten, wohl gefühlt zu haben ſcheinen. Die Grenzen, wo ſich das Proſaiſche des Vortrages von dem Poetiſchen ſcheidet, genau vorzeichnen zu wollen, wäre unmöglich und der ſicherſte Prüfſtein bleibt hier immer das richtige Gefühl des Schriftſtellers. Eine in jeder Beziehung vollendete, reine P., die ihrem Charakter unverrückt treu bleibt, zu ſchreiben, ſcheint übrigens ſchwieriger zu ſein, als eine gute poetiſche Sprache zu treffen, was auch noch dadurch ſeine Beſtätigung erhalten zu können ſcheint, daß die P. bei allen Völkern ſpäter ausgebildet wird, als die Poeſie; Gefühl und Phantaſie hat Jeder in der Jugend, Verſtand kommt erſt nach Jahren. Die Sphäre der P. iſt die Wahrheit; ſie will darſtellen was iſt, ſo wie es iſt, erörternd, lehrend, unterſuchend; das Eindringen in das Weſen der Dinge iſt ihr Zweck; auf Täuſchung und Ergötzung geht ſie nicht aus, ſie will beweiſen und überzeugen. Da alſo in der P. die ruhige Gedankendarſtellung aus dem Geſichtspunkte des wirklich Wahren die Hauptaufgabe iſt, ſo erfordert ſie vor Allem folgende Eigenſchaften. Vorerſt muß ſie grammatiſch vollkommen ſein, das heißt, der Sprachausdruck muß nach den Regeln der Grammatik richtig, correct und rein ſein. Ferner fordert ſie logiſche Vollkommenheit; ſie ſoll die auszuſprechenden Gedanken in ihrem logiſchen Zuſammenhange klar, deutlich und beſtimmt entwickeln. Ein drittes Erforderniß iſt die äſthetiſche Vollkommenheit. Zu dieſer gehören 1) Gediegenheit, welche ſowohl in dem beſtimmten, wohlbezeichneten Gepräge des Ausdrucks, theils in der Wahl einzelner Wörter, in dem Baue der Sätze und in der ganzen Anordnung des Ausdrucks ſo wie in weiſer Mäßigung und Begrenzung in den Worten und in den veranſchaulichenden und verzierenden Figuren be-

ſteht; 2) Feinheit (urbanitas), welche ſich in der Anſchmiegung des Sprachausdrucks an die höhere geſellige Bildung, in der geſchmackvollen Auswahl der Redeweiſen, in dem Gefühle des Schicklichen und in ungezwungener Erhebung über das Gewöhnliche beurkundet; letztere Eigenſchaft pflegt man auch die Eigenthümlichkeit des Ausdrucks (proprietas dictionis) zu nennen, welche darauf beruht, daß für beſondere Gegenſtände, Verhältniſſe und Gelegenheiten nicht die allgemeinen gangbaren Ausdrücke gebraucht werden, ſondern diejenigen, welche durch genauere Unterſcheidung der Sache und ihrer Beziehung zur Sprache als vorzugsweiſe bezeichnend von dem gebildeten Sprachgebrauche für irgend eine Art von Dingen beſtimmt worden ſind; 3) Charakter, das heißt, die perſönliche Eigenthümlichkeit des Schriftſtellers muß hervortreten und dem Ganzen Leben und Farbe geben; bald iſt es eine natürliche, bündige Kürze und verräth einen kräftigen, entſchiedenen Charakter, bald eine feine, geſchmackvolle, den Welt- und Lebemann bezeichnende Umſtändlichkeit; bald verräth ſich eine größere Phantaſie durch maleriſche Lebendigkeit, bald eine ernſte künſtleriſche Haltung durch plaſtiſche Abgeſchloſſenheit und Haltung; die größten Fehler, worein geſuchte Eigenthümlichkeit fällt, ſind das Manierirte und Gezwungene; 4) Gleichförmigkeit in der Darſtellung, ein Grundcharakter nämlich muß das Ganze bezeichnen, ſowohl in Abſicht auf den Ton, als auf die ganze Weiſe des Ausdrucks. — Unter den Hauptarten der P. iſt zuerſt die dialogiſche P., als die der gewöhnlichen Converſationsſprache am nächſten liegende, zu berühren. Die Geſprächsform hat ſich beſonders für die abhandelnde Darſtellungsweiſe beliebt gemacht, weil dadurch die Erörterung ſpeculativer oder praktiſcher Gegenſtände mehr Leben, Bewegung und Abwechſelung gewinnt. Doch wird zur Durchführung eines guten Dialogs eine nicht geringe Kunſt erfordert, im entgegengeſetzten Falle wird er ſteifer und unleidlicher, als die trockenſte Lehrproſa. Meiſter in dieſer Kunſt iſt Plato; ihm ſoll man ablernen, wie ſich der Dialog leicht und anmuthig, in gefälliger Nachläſſigkeit und ſich der mündlichen Converſation annähernd, natürlich, behaglich und dem Charakter der Mitſprechenden gemäß bewegen muß. Den ſatyriſchen Dialog verſtand noch Niemand mit ſolcher dialektiſcher Schärfe, ſchneidendem Witze und in eleganter, lebhafter und ſinnreicher Kürze zu führen, wie Lucian. Der dialogiſchen Mittheilungsweiſe ſteht die briefliche am nächſten. Das Hervortreten der ganzen Individualität macht uns die Briefform ſehr anziehend; deßwegen iſt Wärme des Herzens der Zauber des briefſchreibenden Talents; es verſteht durch Wahrheit, Naivetät und Ungeſchminktheit zu feſſeln und ſeine Darſtellung wirkſam zu machen. Fehlen aber dieſe Eigenſchaften, ſo iſt die Briefform ein untrügliches Abſchreckungsmittel für jeden Leſer; beſonders ſind in Briefen geſchriebene Romane ſelten erträglich. Die redneriſche P. entwickelt ſich aus dem Dialoge, indem einer der Mitredenden ſeine Anſichten weiter entwickelt und endlich allein ſpricht; ſie bietet die meiſte Gelegenheit Genie und Kunſt zu entwickeln; denn ſie hat zahlreiche Berührungspunkte mit der poetiſchen Darſtellung, weil ſie nicht ſelten die Phantaſie und das Gefühl der Menge, welche oft weniger Gründen der Wahrheit, als ihrer Sinnlichkeit ſchmeichelnden Eindrücken folgt, in Anſpruch nehmen muß. Mehr auf den Beifall des Weiſen und Unparteiiſchen rechnet die ruhige, ſich nur in tadelloſer Wahrhaftigkeit gefallende Geſchichtsproſa. Der Geſchichtſchreiber pflückt ſtillere Lorbeern als der Redner, indem er aus den Thaten und Leiden früherer Geſchlechter einen Spiegel der Belehrung, der Ermuthigung, auch wohl der Beſchämung für die Nachwelt geſtaltet. Materielle Wahrheit und Treue ſind die vorzüglichſten Erforderniſſe der hiſtoriſchen P.; ihr äſthetiſches Intereſſe entſpringt aus der inneren Vereinigung und Harmonie zwiſchen Inhalt und Form; ſie muß alſo einfach, ſchmucklos, ohne rhetoriſche und poetiſche Figürlichkeit, dabei durchaus richtig, gebildet, gediegen, beſtimmt und anſchaulich ſein. Am ſchwierigſten hat man in der

neueren Zeit die philoſophiſche P. gefunden, man mochte ſeine philoſophiſchen Ideen wiſſenſchaftlich oder populair darlegen wollen. Einen weit beſſeren Geſchmack beweiſen die alten Philoſophen, welche eine gefällige, kunſtmäßige Darſtellung aus allen Kräften erſtrebten; die neueren ſind gewöhnlich in der Terminologie der Schule verſtrickt und freuen ſich mehr des Beifalls eben dieſer Schule, als des größern Publicum, welches ihre Philoſopheme erſt, wenn ſie ſchmackhafter gemacht worden ſind, würdigen kann und wird. 66.

Proſcenium, ſ. Theater.

Proſcription (Verbannung) iſt ein bei allen rohen Völkern bemerkbarer, vorzüglich aber aus den Kriegen, welche die römiſche Republik auflöſten, auf ſpätere Zeiten übertragener Gewaltſchritt, indem die ſiegende Partei die Angeſehenſten von den Gegnern unter Beraubung ihres Vermögens aus dem Lande jagte. Der Ausdruck P. bezieht ſich auf die bei den römiſchen Unruhen aufgeſtellten Liſten der Geächteten und der der Verbannung halber gegebenen ſchriftlichen Befehle. Bisweilen wurde den Ausgewieſenen ein beſonderer Ort zum fernern Aufenthalte beſtimmt, mehrentheils aber verjagte man ſie, wenn ſie nicht gefangen geſetzt oder hingerichtet wurden. Die Proſcriptionsliſten unter Robespierre ſind bekannt. In geregelten Staaten iſt die P. als unnatürlich und grauſam unzuläſſig; ſelbſt da, wo Verbannung noch zuläſſig iſt, z. B. in Rußland, wird in der Regel das Privatvermögen des Verbannten der Familie gelaſſen. Eine Ausnahme macht man bei Lehngütern, wenn Felonie eintritt, und bei ſolchen Gütern, die nicht als freies Eigenthum beſeſſen werden oder vom Landesherrn zum Geſchenke erhalten ſind, indem man annimmt, daß die Schenkung wegen Undankbarkeit des Schenknehmers widerruflich ſei. 17.

Proſelyt (προσήλυτος) bezeichnet eigentlich einen Ankömmling, Fremdling, im gewöhnlichen Sinne aber einen ſolchen, der den Glauben und Cultus ſeiner Religionspartei aufgibt und zu dem einer andern übertritt. In dieſer Bedeutung wird das Wort zuerſt in der griechiſchen Überſetzung des Alten Teſtaments und im Neuen Teſtamente gebraucht von denen, welche ſich vom Heidenthume zum Judenthume bekehrten. Die Juden unterſchieden aber zwei Claſſen von Proſelyten, Proſelyten des Bundes oder der Gerechtigkeit (גֵּר צֶדֶק, גֵּר בְּרִית) und Proſelyten des Thores (גֵּר תּוֹשָׁב, גֵּר שַׁעַר). Die erſteren traten völlig zum Moſaismus über, verpflichteten ſich zur Befolgung aller in ihm enthaltenen Moral- und Cultgeſetze und ließen ſich hierzu feierlich durch die Beſchneidung, eine Taufe als Reinigungsact und ein freiwilliges Brandopfer einweihen. Sie genoſſen nun mit den übrigen Juden gleiche Achtung und Rechte; nur Mitglieder des hohen Raths durften ſie nicht werden. Die Proſelyten des Thores mußten ſich der Beſchneidung nicht unterwerfen, ſondern die Beobachtung der 7 noachidiſchen Geſetze angeloben, welche gegen Gottesläſterung, Götzendienſt, Todtſchlag, Hurerei, Raub, Empörung und den Genuß von Lebendem oder Erſticktem gerichtet waren, hatten mit den Juden gleiche politiſche Rechte und durften unter dem Thore und im Vorhofe des Tempels ſtehend dem öffentlichen Gottesdienſte beiwohnen. Wie groß die Anzahl der jüdiſchen Proſelyten geweſen iſt, läßt ſich aus 2 Chron. 2, 16 ff. ſchließen, wo erzählt wird, daß Salomo 153600 ſolcher Fremdlinge beim Tempelbaue angeſtellt hat, und wie verdienſtlich man das Bekehren erachtet habe, geht aus dem Vorwurfe hervor, den Chriſtus gegen die Phariſäer wegen ihrer Proſelytenmacherei ausſprach (Matth. 23, 15). — In neueren Zeiten nennt man nicht blos denjenigen einen Proſelyten, welcher ſich zu einer neuen Religionspartei bekennt, wie zum Katholicismus, Proteſtantismus ꝛc., ſondern auch Jeden, der irgend ein Syſtem aufgibt und das einer anderen Schule oder Partei annimmt. Daher ſpricht man auch wohl von Proſelyten unter Philoſophen, Theologen, Medicinern, Politikern ꝛc. Nun fühlt zwar Jeder, der in irgend einer Wiſſenſchaft eine bisher

verkannte Wahrheit entdeckt oder wohl gar auf ihrem Gebiete neue Bahnen bricht, den unabweisbaren Drang in ſich, hiervon durch freimüthige Behauptung einen öffentlichen Gebrauch zu machen und Anderer Beifall und Nachfolge für ſich zu gewinnen. Dieſer ſo natürliche Drang wird auch noch zur Verpflichtung geſteigert, wenn es Gegenſtände der Religion und des Gewiſſens gilt, über die man Andere im Irrthume ſieht und die man daher, ſobald der Beruf es erfordert und ſich die Gelegenheit darbietet, zur Erkenntniß deſſen, was ſie glauben und thun ſollen, hinzuleiten verbunden iſt; geſchieht dieß aber nicht auf dem Wege der freien Überzeugung, ſo ladet man auf ſich den Vorwurf der Proſelytenmacherei, welche in der Sucht beſteht, durch allerlei moraliſch verwerfliche Künſte, die Überredung, Macht des Anſehns, Beſtechung u. a. m. darbieten, Jemanden zum Übertritte zu ſeiner Genoſſenſchaft, namentlich zu ſeiner kirchlichen Partei zu verlocken. Hierdurch wird aber zuvörderſt dem menſchlichen Geiſte und Gewiſſen Gewalt angethan, weil nicht das einzig rechtmäßige Mittel, die freie und ſelbſtſtändige Überzeugung, ſondern geheimer oder offener und jederzeit unſittlicher Zwang die Apoſtaſie (ſ. d. Art.) und den Übertritt bewirkt hat. Dazu kommt, daß auch mit ſolchen Überläufern, denen der feſte Grund zur beharrlichen und gewiſſenhaften Ausdauer fehlt, in der Regel einer Partei ſchlecht gedient iſt, da ſie ihr nur äußerlich angehören und blos die Zahl ihrer Mitglieder vergrößern, daher auch bald wieder zum Abfalle zu verleiten ſind, da oft auch ihre feile Gewinn- und Ehrſucht oder ihre ſklaviſche Ergebenheit gegen Anderer Auctorität, ſo wie alle ihre geiſtlichen und ſittlichen Gebrechen, die den Übertritt vermittelten, recht deutlich mit den unausbleiblichen Folgen hervortreten und da ſie nicht ſelten die, in deren Gemeinſchaft ſie früher lebten, mit unchriſtlichem und glühendem Haſſe verfolgen und dadurch den Geiſt ihrer neuen Geſellſchaft ſelbſt in ein höchſt zweideutiges Licht ſtellen. 2.

Proſerpina (bei den Griechen **Perſephóne**), Tochter des Jupiter und der Ceres, ward einſt (nach Homer), als ſie mit den Töchtern des Oceans auf einer Wieſe Blumen pflückte, vorzüglich durch eine hundertfältig blühende Narciſſe entzückt, welche die Erde auf Befehl Jupiter's hervorſprießen ließ. Als ſie aber die Hände ausſtreckte, um die ſchön duftende Blume zu pflücken, da erbebte die Erde und Pluto, der König der Unterwelt, hob die vergebens ſich Sträubende auf ſeinen mit ſchwarzen Roſſen beſpannten Wagen. Keiner der Götter noch Menſchen hörte ihr Flehen, nur Hekate und der Sonnengott ſahen ihren Raub, von welchen die zürnende Mutter den Aufenthalt ihrer Tochter erfuhr. Da verbarg ſie ſich voll Kummer und die Welt traf Unfruchtbarkeit, bis ihr endlich Jupiter die Rückkehr der P. bewilligte, wenn ſie von der Koſt in Pluto's Reiche noch unberührt ſei. Doch P. hatte dem Reize nicht widerſtanden, aus einem Granatapfel einige Körner zu verzehren, d. h. ſie war dem Pluto vermählt, und konnte keine Rückkehr hoffen. Sie beherrſchte mit Pluto gemeinſchaftlich das Reich der Unterwelt. Nur mit Mühe erlangte die mächtige Ceres, daß ſie nur einen Theil des Jahres beim Pluto verweilte, den andern aber bei ihr auf der Oberwelt des himmliſchen Lichtes genoß. Ihr Charakter erſcheint kalt, faſt gefühllos; nur die Leier des Orpheus und die Schönheit des Adonis vermochten ihr Thränen der Rührung zu entlocken. Sie blieb kinderlos; doch Spätere laſſen ſie vom Hermes 3 Kinder gebären und mit dem Zeus, der ſich in Schlangengeſtalt ihr näherte, den Dionyſos Zagrius erzeugen. Ihre Beinamen waren: die Jungfrau, Leukippos (Weißroß), weil ſie mit weißen Roſſen aus der Unterwelt in den Olymp geſtiegen war, Mutter der Eumeniden und des Ebuleus, die Geſpielin der Horen und Königin der Schatten. Nach Virgil ſchneidet ſie ſelbſt den Sterbenden die Locke ab, die ihr geweiht ward. Hauptgegenden ihrer Verehrung waren Sicilien und Großgriechenland, auch Lokris und Megalopolis; vorzüglich geweiht war ihr die Wieſe Enna und die Quelle Cyane. In Rom und Megalopolis hatte ſie mit der Ceres einen Tempel gemeinſchaftlich,

welchen Männer nur einmal des Jahres betreten durften. Durch die ganze Dichtung ſchimmern die Begriffe von der geheimnißvollen Entwickelung des Keims im Schoße der Erde und von dem innern verborgenen Leben der Natur. Daher galt ſie auch in den Myſterien, in welchen ſie mit der Ceres zugleich verehrt wurde, als Symbol des Todes, aber auch der Unſterblichkeit, überhaupt des Übergangs irdiſcher Formen vom Sein zum Werden und Vergehen. Man opferte ihr, als Königin der Unterwelt, ſchwarze unfruchtbare Kühe; der Granatapfel, die Fledermäuſe und der Winter waren ihr heilig. Pirithous und Theſeus (ſ. d. Artt.) ſuchten ſie einſt zu entführen, mußten aber hart für ihre Frevelthat büßen. Oft wird ſie mit der Hekate verwechſelt. — Auf Abbildungen erſcheint ſie ernſt und ſtrenge, öfters mit ihrem Gemahle auf einem Throne ſitzend und ein doppelſpitzes Schwert in der Hand. Im Muſeum Pio-Clementinum befindet ſich eine ganze Figur und ein Kopf derſelben. Auf Münzen wird ſie mit Ähren bekränzt dargeſtellt. S. Gerhard, „Venus Proserpina illustrata“ (Fieſole 1826). 11.

Proſodie (griech. προσῳδία) bezeichnete früher die Tonſetzung oder Betonung der Wörter (Accentuation), wurde aber von den ſpäteren Grammatikern als Bezeichnung der quantativen Geltung der Sylben in der Poeſie gebraucht, und dieſe Bedeutung hat es auch jetzt noch. Die Lehre von dieſer Sylbengeltung zur Erklärung des Mechanismus der Gedichte und zur Anwendung deſſelben heißt Proſodik und wird gewöhnlich als Theil der Grammatik betrachtet und in den Grammatiken früherhin als Anhang, jetzt richtiger in der Formenlehre mit abgehandelt. Die Sylbenmeſſung der antiken Poeſie iſt ſehr einfach; dort erſcheinen die Sylben im Gebrauche nur in zweifacher Natur; ſie ſind entweder kurz (zu deren Ausſprechung man nur einen Zeittheil, Mora, braucht), oder lang (zu deren Hervorbringung zwei Zeittheile erforderlich ſind, alſo – gleich ⏑⏑); an ſich können auch Sylben beides Maß zulaſſen. Lang (longae, bezeichnet durch –) ſind Sylben entweder von Natur und zwar, wenn ihr Vocal in der Ausſprache gedehnt wird, oder wenn ſie einen Diphthongen in ſich haben, oder durch die Stellung der Vocale vor gewiſſen Conſonantenverbindungen (Poſition), z. B. wenn auf einen Vocal zwei Conſonanten oder ein Doppelconſonant (x, z) folgen; doch macht davon die Verbindung einer muta mit einer liquida (z. B. bl, kr ꝛc.) eine Ausnahme, in welchem Falle wenigſtens die Sylbe nicht lang werden muß, und überhaupt gilt für die lateiniſche Poeſie dieſe Beſtimmung nicht allenthalben. Kurz (breves, bezeichnet durch ⏑) ſind dann alle Sylben, welche in jener Regel nicht inbegriffen ſind, wenigſtens die, deren Vocal ε und ο iſt, wogegen die mit α, ι und υ als Vocale von unbeſtimmter (ſchwankender, zweizeitiger) Geltung (ancipites, bezeichnet durch ⏓) nach dem Gebrauche beſtimmt werden müſſen. In der griechiſchen Sprache iſt der Accent häufig das Erkennungsmittel, ob ſolche Sylben von Natur kurz oder lang ſind; im Lateiniſchen dagegen, wo keine Accente geſetzt zu werden pflegen, muß die Beobachtung des dichteriſchen Gebrauchs die wahre Geltung lehren, wozu es vortheilhaft iſt, einzelne Verſe dem Gedächtniſſe einzuprägen. Von jenen Regeln aber, die vollſtändig hier aufzuführen nicht möglich iſt, erlaubten ſich die Dichter ſcheinbar nicht ſelten Ausnahmen, wenn man nämlich ſo ſagen darf, da man aus ihrem Gebrauche erſt die Regeln ſelbſt abſtrahirt hat; denn an einzelnen Stellen, wo das Versmaß, nach dem die Gedichte gemacht waren, eine lange Sylbe erforderte, ſteht bisweilen eine kurze. Allein dieß pflegt nur da zu geſchehen, wo des Versabſchnittes (Versfußes) Hebung (Arſis) iſt, ſo daß der Versaccent hier der Sylbe eine Geltung gibt, welche ſie von Natur nicht hat. Eben ſo ſcheinen von Natur lange Sylben kurz gebraucht, was die griechiſchen Dichter da dürfen, wo auf die vocaliſch ausgehende lange Sylbe wieder eine mit einem Vocale anfangende folgt. Überhaupt aber muß noch bemerkt werden, daß nicht allein das Zeitalter mehrere Verſchiedenheiten in die P. brachte, indem die ſpäteren Dichter um Vieles

genauer und ängſtlicher maßen, als die älteren; ſondern auch, daß die Verſchiedenheit der Dichtungsart ſelbſt nicht geringen Einfluß auf dieſelbe hatte. Wie groß iſt nicht z. B. der Unterſchied zwiſchen dem der ioniſchen Epopöe angehörenden Hexameter und dem im attiſchen Drama angewendeten Senarius (jambiſchen Trimeter)! Dort Freiheit des Dichters als in der altioniſchen dem gewöhnlichen Gebrauche entfremdeten Sprache; hier Gebundenheit durch die wirkliche Ausſprache des Volkes, aus deſſen Kreiſe die Sprache genommen war. Und im Drama ſelbſt, welcher Unterſchied zwiſchen Komödie (dem gemeinen Leben angehörend) und der Tragödie und in der letztern wieder in den einzelnen Theilen, im Dialoge und Chore; denn der Chor näherte ſich hinſichtlich der P. ſchon mehr der epiſchen Freiheit, weil in ihm die Sprache doriſch iſt, alſo damals nicht mehr geſprochen wurde. Auch die römiſche Poeſie kennt hierin mehrere Perioden. Wie ganz anders gemeſſen erſcheinen hier z. B. im Hexameter die Verſe des Ennius und die der Dichter des goldnen Zeitalters römiſcher Literatur! — Die P. der deutſchen Sprache war lange keinen Beſtimmungen unterworfen, weil nach der Weiſe deutſcher Poeſie die Sylben des Verſes nicht gemeſſen, ſondern gezählt wurden und er daneben ſeine Hauptmerkmale früher in der Alliteration und der Aſſonanz, ſpäter im Reime hatte, welches auch von der P. der romaniſchen Sprachen gilt. Nachmals, als man anfing antike Versmaße in der Mutterſprache nachzuahmen, beſonders Ramler die horaziſche Ode und Klopſtock den Hexameter, da mußte man auch, ſollte der Verſuch Werth haben und ſich hinſichtlich der Gebundenheit an ſeine Muſter anſchließen, die Sylben nach ihrem Gehalte zu beſtimmen ſuchen. Moritz („Verſuch einer deutſchen Proſodie", Berl. 1786) begann die Bahn zu brechen: er maß die Sylben nach ihrem innern Gehalte, ſo daß Sylben, welche Grundbegriffe enthielten, ein längeres Maß bekamen, als Ableitungs- und Bildungsſylben. Nach ihm erkannte ſchon Voß, daß mit dieſem innern Grunde nicht auszukommen ſei, und in der „Zeitmeſſung der deutſchen Sprache" (Königsb. 1802) ließ er nach richtiger Bemerkung die Beſtimmung der Quantität nicht allein nach dem inneren Werthe, ſondern auch nach äußeren Gründen machen; er ſtatuirte daher z. B. ſchon eine Poſition. Man hatte aber bis jetzt nach dem Vorgange der alten Grammatiker nur zwei mögliche Quantitäten gekannt, nämlich entweder Kürzen oder Längen, welche als aus zwei Kürzen beſtehend angeſehen wurden; Apel aber, der Schöpfer der richtigen, nach muſikaliſchen Gründen beſtimmten Rhythmustheorie, zeigte, daß Sylben als blos lang und als blos kurz anzunehmen zu einſeitig ſei, und lehrte an muſikaliſch gemeſſenen Metren, daß kürzer als kurz und länger als lang Quantitätsbeſtimmungen wären, welche ſelbſt das Ohr angäbe. Längen enthielten ihm alle Grundbegriffe (krank) und dieſe waren ihm länger als die formal langen Bildungsſylben, wie heit, keit ꝛc.; alſo Krankheit wäre nicht zu meſſen — —, ſondern 𝅗𝅥 ♩; Bildungsſylben ohne formale Länge ſind ihm kurz, z. B. kennen, kürzer die Ableitungsſylben an ſich, z. B. bekennen, welches Wort nicht wie gewöhnlich ◡ — ◡, ſondern 𝅘𝅥𝅯 ♩ ♪ gemeſſen werden müſſe. Hierin finden beide Anſichten, ſowohl das Materielle, als auch das Formale der Sylbengeltung bei der P. zu berückſichtigen, eine vereinigende Vermittelung und es haben ſich bereits ziemlich feſte Regeln gebildet, die bei mehr Beobachtung von Seiten der Praktiker einſt zu einer beſtimmten deutſchen P. werden können. Es mag, da das Ganze des Apel'ſchen Syſtems hier nicht angegeben werden kann, nur als Andeutung dienen, wie man früher einſeitig die P. ohne Rhythmus, den Rhythmus ohne muſikaliſche Beſtimmungen betrachten wollte (was ſelbſt Hermann und Böckh noch lange verſuchten) und dann, wie ſo der Vorwurf abgelehnt wird, die deutſche Sprache habe gar keine P. 6.

Proſopopöie, ſ. Perſonification.

Proſper (Tyro), von ſeinem Vaterlande, Aquitanien, **Aquitanus** benannt, als Chroniſt und Parteigänger Auguſtin's im V. Jahrh. bekannt, war, wie man

erzählt, früher Soldat, wurde ſpäter Geheimſchreiber des Papſtes Leo I. und ſtarb um 463. Es ſind von ihm mehrere Briefe an Auguſtin und einige Streitſchriften gegen Caſſianus vorhanden; ſein Hauptwerk aber iſt das „Chronicon a mundi ortu usque ad annum 455“. Geſammtausgaben ſeiner Werke erſchienen zu Lyon 1539 Fol., Köln 1565 in 4., Löwen 1566 in 4., Douay 1577 in 8., Köln 1609 und 1618 in 8. und Lyon 1639. 77.

Proſpect, lat. prospectus, die Fernſicht, Ausſicht, Anſicht, kommt im wirklichen Sinne nur in der Malerei vor, beſonders bei Gegenſtänden der lebloſen Natur, Landſchaften und Städten; in der Wiſſenſchaft auch von kurzen Abriſſen und Entwürfen, wo er dann mehr den Überblick oder Inbegriff derſelben ohne vollſtändige Genauigkeit angibt. Statt deſſen gebraucht man in dieſem Sinne oft auch Conſpect oder Überſicht. Außerdem heißt auch der gedruckte oder auch bisweilen geſchriebene Plan von einem Werke P., der zur Anſicht und Ankündigung für die Subſcribenten und Intereſſenten dient. 84.

Prosthĕſis nennt man in der Grammatik die Veränderung eines Wortes durch Anfügung am Anfange; Paragōge aber durch Hinzuſetzung am Ende deſſelben. 9.

Protagŏras, ſ. Sophiſten.

Protector, ein Beſchützer, Schirmherr, daher auch Gönner. Dieſen Ausdruck legte ſich vorzüglich Cromwell und Napoleon als Beſchützer des Rheinbundes bei. Bei den Römern wurden die Soldaten der Leibwache auch Protectores genannt. 35.

Proteſilāos, ein griechiſcher Held, hieß eigentlich Jolaus, erhielt aber den Namen P. (πρῶτος τοῦ λαοῦ), weil er bei der Landung der Griechen vor Troja der Erſte war, der ans Land ſprang und, wie man erzählt, auch zuerſt ermordet wurde. Er war ein Sohn des Iphiklus und der Diomedea. Durch die Bitten ſeiner Gemahlin, Laomedea, der Tochter des Akaſtus, ließen ſich die Götter bewegen, P. auf 3 Stunden der Feſſeln des Todtenreichs zu entledigen. Während dieſer Zeit fertigte ſich Laomedea ein Bildniß von ihm, das aber von ihrem Vater, als er es in ihrem Bette fand, in einen Scheiterhaufen geworfen wurde. Laomedea, darüber ganz troſtlos, ſtürzte ſich in die Flamme nach. Die Griechen verehrten P. als Heros und in den Städten Eläus, wo ſein Grabmal war, und Abydus waren ihm berühmte Tempel geweiht. 77.

Proteſt iſt die von einer Gerichtsperſon oder einem öffentlichen Notar ausgeſtellte Schrift über die vorgenommene Proteſtation. Der P. ſoll enthalten: den Namen des Requirenten und rückſichtlich der Zeugen Zeit und Stunde, ingleichen Ort der Verhandlung, nebſt genauer Angabe der letztern ſelbſt, mit den vollen Namen der Betheiligten, endlich die Unterzeichnung und Beſiegelung vom Ausſteller. Der P. dient zur Beſcheinigung der erfolgten Proteſtation. Bei Wechſeln erhält der Präſentant dadurch den Beweis, daß er ſeine Schuldigkeit im Einmahnen gethan, die Acceptation oder Zahlung aber dennoch nicht erlangt habe, und bahnt ſich dadurch den Weg zum Regreß an ſeine Vordermänner. Contraproteſt, Gegenproteſt, iſt derjenige P., welchen der des Regreſſes halber Angegangene in dem Falle, da er glaubt, daß ihm irgend wo zu viel geſchehen ſei, aufnehmen läßt, um nicht eine ihm nachtheilige Vermuthung zuzugeben. 3.

Proteſtant, Proteſtantismus (von protestari, bezeugen, öffentlich behaupten und beſtätigen). Nach Luther's Abreiſe von Worms im Jahre 1521 erſchien auf Befehl des deutſchen Kaiſers ein vom päpſtlichen Legaten Alexander verfaßtes Edict, welches jenen Reformator und ſeine Lehre in den härteſten Ausdrücken verdammte und beider Vernichtung unter ſtrengen Drohworten anbefahl. Auf die Ausführung dieſes wormſer Edicts, mit dem es Karl V. ſelbſt kein rechter Ernſt geweſen zu ſein ſcheint, hatte man immer von Seiten der römiſch-katholiſchen

Stände gedrungen, wiewohl vergebens, da ſolchen gewaltſamen Maßregeln gegen die Evangeliſchen die äußere Gewalt fehlte, wie ſehr ſich auch katholiſche Fürſten in geheimen und bekannt gewordenen Bündniſſen zur Unterdrückung ihrer Todfeinde abmüheten. Das Letztere hatten die Katholiken auf einem Congreſſe zu Deſſau (1525) gethan, denen gegenüber den 4. Mai 1526 die Evangeliſchen in Torgau ſich verbündeten. Im hierauf folgenden Reichstagsbeſchluſſe zu Speier vom 27. Aug. 1526 ward endlich die Vollziehung des wormſer Edicts eines Jeden Gewiſſen und, wie er es vor Gott und dem Kaiſer verantworten könne, überlaſſen. Unterdeſſen, zumal da Karl V. noch in Italien hinreichend beſchäftigt blieb, befeſtigte ſich im Innern und nach Außen die Reformation immer kräftiger und die ihr feindlichen Reichsfürſten ſannen auf neue Pläne (1527), die noch zeitig genug durch Otto von Pack, den heſſiſchen Landgrafen, verrathen wurden. Die Tendenz dieſer geheimen Machinationen, obgleich ihr Daſein vom ſächſiſchen Herzoge Georg gänzlich abgeläugnet wurde, erzeugte natürlich in den zum Opfer auserſehenen Gegnern den heftigſten Unwillen, mit dem ſie zuvörderſt ein Bündniß den 9. März 1528 zu Weimar abſchloſſen und im folgenden Jahre auf dem neuen Reichstage zu Speier (im März 1529) ſich einfanden. Hier handelte es ſich auf der einen Seite um ſtrenge Befolgung des wormſer Edicts, auf der andern um Erlangung der freien Religionsübung und bald war es den zahlreichen Katholiken gelungen, einen Beſchluß im erſtern Sinne und einen Befehl für die allgemeine Wiedereinführung der Meſſe und gegen jede Neuerung in Religionsſachen durchzuſetzen. Vergebens gaben die evangeliſchen Stände, denen hierdurch alle Bemühungen der Reformatoren mit den bereits geernteten Früchten verkümmert wurden, eine Gegenerklärung ein; man forderte von ihnen, ſich unbedingt nach der Stimmenmehrheit zu richten (den 19. April). Da übergaben ſie Tags darauf (den 20. April) dem Bruder des Kaiſers, Ferdinand, und den kaiſerlichen Commiſſarien gegen dieſen Reichstagsbeſchluß eine förmliche Proteſtation, in der ſie erklärten, daß ſie die bis auf eine allgemeine Kirchenverſammlung ſchon oftmals zugeſtandene Freiheit der Religionsübung behaupten und ſich in Sachen, welche das Heil der Seelen und die ewige Seligkeit betreffen, nicht nach der bloßen Stimmenmehrheit ihrer Gegner richten würden. Dieſe Proteſtation unterzeichneten: Johann, Churfürſt von Sachſen, Philipp, Landgraf von Heſſen, Georg, Markgraf von Brandenburg, Ernſt und Franz, Herzöge von Lüneburg, Wolfgang, Fürſt von Anhalt, und die Abgeordneten der 14 Reichsſtädte: Straßburg, Nürnberg, Ulm, Conſtanz, Memmingen, Lindau, Kempten, Reutlingen, Heilbronn, Isny, Nördlingen, St. Gallen, Windsheim und Weißenburg. Von den katholiſchen Abgeſandten wurde aber die genannte Gegenerklärung in den Reichstagsabſchied nicht aufgenommen, ſondern trotz aller Vermittelungsverſuche einiger beſonnener Fürſten, wie des Herzogs Heinrich von Braunſchweig und des Markgrafen Philipp von Baden, beharrlich die Forderung erneuert, daß ſich ſämmtliche Mitglieder in den Beſchluß der Mehrheit unbedingt fügen ſollten. Auf ſolche Weiſe abgewieſen vereinigten ſich die evangeliſchen Stände noch vor ihrer Abreiſe in einer Appellation an den Kaiſer Karl V., die mit der Proteſtation gleichen Inhalt und Zweck hatte. Am 12. Sept. 1529 wurde ſie demſelben zu Piacenza in Italien überreicht, worauf eine ungünſtige Antwort erfolgte, zumal da ihm auch gemeldet worden war, daß man die verlangte Hülfe gegen die Türken, die inzwiſchen durch Ungarn bis Wien vordrangen, abgeſchlagen hatte. Er ließ die evangeliſchen Geſandten, die ſeinem perſönlichen Befehle zu Gunſten des ſpeieriſchen Reichstagsabſchiedes widerſprachen, ſogar ins Gefängniß nach Parma abführen und daſelbſt bis zum 30. Oct. 1529 feſthalten. Seit dieſer Zeit hießen nun die Lutheraner und Reformirten ſo wie alle kirchlichen Parteien, die aus ihnen hervorgingen und in den oberſten Grundſätzen des Glaubens mit jenen übereinſtimm-

ten, Proteſtanten und die Erſteren behaupteten dieſen Namen thatſächlich ſchon im nächſten Jahre auf dem Reichstage zu Augsburg (ſ. Glaubensbekenntniß). Demnach beſteht das Weſen des Proteſtantismus in dem conſequenten Widerſpruche gegen jede menſchliche Auctorität in Sachen des Glaubens und in der gewiſſenhaften und beharrlichen Annahme einer doppelten Quelle deſſelben, der heil. Schrift und der Vernunft, welche alle ihnen fremde Machtſprüche ausſchließen. Hat man auch in neuerer Zeit, wie in der preußiſchen Verordnung vom Juni 1817, jenen Namen, theils weil er urſprünglich nicht alle Gegner des Katholicismus traf, theils weil man ſich der entgegengeſetzten Partei mit Schonung zu nähern wünſchte, nur allzubedächtig vermieden, ſo darf man ihn doch nicht für veraltet erklären, da er an ein folgewichtiges Ereigniß aus dem Reformationszeitalter erinnert und einen weſentlichen Grundzug der Kirche bezeichnet, in der man unabläſſig bemüht iſt, das Chriſtenthum in ſeiner unverfälſchten Reinheit wiederherzuſtellen und zu erhalten. — Vergl. Joh. Joachim Müller, „Hiſtorie von der evangeliſchen Stände Proteſtation und Appellation ꝛc." (Jena 1705. 4.); J. G. Roſenmüller, „Warum nennen wir uns Proteſtanten?" (Leipz. 1790. 8.); J. A. H. Tittmann, „Die Proteſtation der evangel. Stände zu Speier" (Leipz. 1829). 2.

Proteſtation iſt der feierliche Widerſpruch, dann die Erklärung, daß wir unſere Rechte, im Falle der Anſchein vielleicht wider uns ſein könnte, nicht wollen aufgegeben haben, ſo wie endlich der ausgeſprochene Vorbehalt ſelbſt. Die P. kann als bloßer Vorbehalt des Beſtehenden nichts Neues hervorbringen, alſo an ſich auch keine Unterbrechung des Laufes der Verjährung bewirken. Dieſe würde z. B. bei Wechſeln, wenn ſolche nicht vor Ablauf der Verjährung der Klage halber vor Gericht vorgebracht würden, ungeachtet der vorhandenen Proteſte doch eintreten. Man bedient ſich der Proteſtationen in allen Fällen, wenn aus unſerm Stillſchweigen oder einer Unterlaſſung eine uns nachtheilige Vermuthung entſtehen könnte, zum Beweiſe, daß wir uns gleich anfangs entgegengeſetzt haben oder unſere Verpflichtungen zu erfüllen bereit geweſen ſind; dann in den Fällen, wo wir die Geſetzmäßigkeit einer uns benachtheiligenden Handlung nicht anerkennen wollen. Daher die P. deſſen, welcher irgend einer äußern Gewalt hat weichen müſſen (wie der aus dem Beſitze Vertriebene gegen den Uſurpator), daß er ſich ſeine Rechte dagegen verwahrt haben wolle. In Handelsgeſchäften iſt beſonders die P. erforderlich zur Erhaltung des Regreſſes bei den in die dritte und weitere Hand gekommenen Wechſeln, wenn der Bezogene die Acceptation verſagt oder der Schuldner die Zahlung nicht leiſtet, worunter der Fall, daß dieſelben nicht zu treffen ſind, mit inbegriffen iſt. In beiden Fällen hat der letzte Inhaber die Acceptation ſowohl als die Zahlung gehörigen Orts zu ſuchen und, wenn die eine oder die andere derſelben nicht zu erlangen iſt, ſich und ſeinen Vordermännern ihre Rechte vorzubehalten (ſ. Proteſt). 3.

Proteus, Sohn des Oceanus und der Tethys, ein berühmter wahrſagender Meergott, dem die Kraft verliehen war, ſich in verſchiedenen Geſtalten, in Feuer, Waſſer, Thiere, Pflanzen ꝛc., zu verwandeln und nur denen, die unter jeder Verwandlung ihn mit ſtarken Armen feſthielten, nachzugeben. Er weidete die Robben (Seekälber) Poſeidon's im ägäiſchen Meere und erſchien zuweilen auf der wüſten Inſel Pharos unfern der weſtlichen Nilmündung, bald auf der entgegengeſetzten Seite des mittelländiſchen Meeres, zwiſchen Kreta und Rhodos, wo er ſich mit ſeinen Robben ſonnte und Mittagsſchlaf hielt. Menelaos traf ihn auf der Inſel Pharos und durch den Rath der Tochter deſſelben, Eidothea, zwang er ihn zum Wahrſagen (vgl. Hom. Odyss. 4, 384). Die orphiſchen Allegoriſten nahmen ihn als Symbol der Urkraft, welche allem Werdenden Formen gab. Spätere machen ihn zu einem Könige aus den Zeiten des trojaniſchen Kriegs, der durch Veränderung ſeines Schmuckes und ſeiner Kleidung oder durch ſonſtige Künſte allerlei Geſtalten anzu-

nehmen wußte. Virgil und Andere ſtellen den P. als einen vergötterten Tauſendkünſtler aus Pallene dar. Seine Gemahlin war Pſamathe, mit welcher er mehrere Kinder erzeugte. Zwei derſelben, Polygonus und Telegonus, kränkten ihn durch ihre Ruchloſigkeit ſo, daß er von Pallene unter dem Meere hin nach Ägypten auswanderte; ſie wurden vom Hercules getödtet, als ſie ihn zu einem Wettkampfe aufforderten. Nach dieſer Mythe vom P. nennt man jeden Menſchen, der durch Liſt und Schlauheit verſchiedene Charaktere und Namen anzunehmen weiß, einen Proteus. 11.

Protogĕnes ein berühmter griechiſcher Maler, blühte um das Jahr 336 vor Chr. (112. Olymp.) und lebte zu Rhodus, ſeiner wahrſcheinlichen Vaterſtadt, obwohl Andere Karien und Lycien als ſein Geburtsland angeben. Ohne Ruf brachte er bis in ſein 50. Jahr ſein Leben nur kümmerlich mit Schiffsmalerei hin, bis ihm Apelles durch ſein gewichtiges Lob die verdiente Anerkennung verſchaffte. Naturtreue und ſorgfältige Ausführung ſcheint ſein Hauptverdienſt geweſen zu ſein, obwohl er in dieſem Beſtreben bisweilen zu weit ging, ſo daß Apelles bemerkte, P. wiſſe nicht zur rechten Zeit aufzuhören. Als das berühmteſte Gemälde dieſes Meiſters wird das Bild des „Jalyſus" genannt, einer Perſon, über deren Individualität man nicht im Klaren iſt. P. brauchte 7 Jahre zur Vollendung dieſes Gemäldes und erwarb ſich dadurch die Bewunderung des Apelles ſowohl, wie aller ſeiner Zeitgenoſſen. Dieſes Stück kam ſpäter nach Rom in den Tempel des Friedens, wo es unter Commodus ein Raub der Flammen wurde. Außerdem wird noch ein Satyr als vorzüglich angeführt. Nach Suidas hat er auch 2 Bücher über die Malerei geſchrieben. 36.

Protokoll, lat. commentarius actorum; franz. procès-verbal; engl. protocol, iſt eine von einer beſonders dazu verpflichteten Perſon, z. B. Regiſtrator, Notar, Protokollant, über eine Verhandlung, die vor ihr vorgegangen iſt, an Ort und Stelle aufgenommene Schrift. Das Protokoll ſoll enthalten: die genaue Angabe der Zeit und des Ortes der Verhandlung und die Beſchreibung deſſen, was vorgegangen iſt, im erzählenden Tone. Sind Ausſagen der Parteien oder Beſchuldigten aufzunehmen, ſo ſind die eigentlichen Worte derſelben möglichſt treu wieder zu geben. Das P. iſt beim Schluſſe deutlich und vernehmlich, nicht etwa in der Abkürzung, vorzuleſen und, daß dieß geſchehen ſei, am Schluſſe zu bemerken und endlich vom Protokollanten mit vollem Vor- und Zunamen nebſt Beiſetzung ſeines Charakters zu unterſchreiben. Ein von dem dazu Verpflichteten richtig abgefaßtes P. hat ſo viel Glauben, daß der Betheiligte zum Abſchwören von dem, was darin enthalten, nicht gelaſſen wird. Unter P. verſteht man 2) das zur Aufnahme mehrerer zuſammengehörigen Protokolle beſtimmte Actenheft, 3) bildlich ein kleineres Actenſtück. 3.

Protoplaſten (zuerſt gebildet), Urmenſchen, heißen Adam und Eva als die nach der bibliſchen Erzählung zuerſt geſchaffenen Menſchen. 77.

Protze. Um die Laffeten der Kanonen und Haubitzen als 4räderige Fahrzeuge bewegen zu können, dient ein Vorderwagen, welcher den Namen: „Protze" führt. Die Protzen der Feldgeſchütze ſind ſämmtlich mit einem Kaſten (Protzkaſten) verſehen, welcher dazu beſtimmt iſt, neben einigem Geſchütz-Zubehör die für den erſten Bedarf nöthige Munition aufzunehmen; man nennt ſie daher: Kaſtenprotzen. Die Belagerungs- und Feſtungsgeſchütze ſind an und für ſich ſo ſchwer, daß eine vermehrte Beladung der P. vermieden werden muß, und da es ohnehin nicht nothwendig iſt, die Munition unmittelbar bei dieſen Geſchützen mitzuführen, ſo erhalten die Protzen derſelben keine Kaſten und heißen daher zum Unterſchiede Sattelprotzen. Ein Haupterforderniß der Protzen und namentlich der Kaſtenprotzen iſt, daß ſie ſich leicht und ſicher mit der Laffete verbinden laſſen und eben ſo leicht wieder von ihr getrennt werden können. Ein Geſchütz aufprotzen heißt hiernach:

die Laffete mit der Protze verbinden, abprotzen dagegen: dieſelbe von der Protze trennen. Dieſe Verbindung wird mittelſt des in dem Schwanzriegel der Laffete angebrachten, nach der Mitte deſſelben trichterförmig zulaufenden Protzloches und des auf dem Protzſattel ſtehenden Protznagels bewirkt. Dem Abſpringen der Laffete von dem Protznagel beim ſchnellen Fahren und bei dem Bewegen auf unebenem Boden wird durch die Protzkette vorgebeugt, deren Knebel in den Protzring eingelegt wird, welcher in einem beweglichen Kloben auf dem Schwanzriegel der Laffete angebracht iſt. Die Protzkette iſt auf der Mittelſteife befeſtigt, einem Stücke Holz, welches zwiſchen den nach hinten verlängerten Protzarmen, die den Protzſattel tragen, von der Mittelachſe bis zum Protzſattel reicht. Um ſchwere Geſchützröhre auf große Entfernungen fortzubringen, bedient man ſich einer beſondern Art Fahrzeuge, der Sattelwagen, deren Haupteinrichtung darin beſteht, daß auf dem Untergeſtelle derſelben, aus 2 ſtarken Bäumen, welche durch Riegel und Bolzen in einem beſtimmten Abſtande verbunden werden, ein Sattel gebildet wird, auf dem das Rohr liegt. 61.

Provence, ſ. Frankreich.

Provençaliſche Sprache und Literatur. Unter den aus einer regelloſen Vermiſchung des Lateiniſchen und der germaniſchen Sprachen entſtandenen Mundarten der Völker Südeuropas erhob ſich zuerſt das Provençaliſche zu einer höheren Stufe der Ausbildung und verbreitete ſich ſo unaufhaltſam ſchnell, daß es die Sprache des ganzen gebildeten Europa werden zu wollen ſchien. Tauſende von Dichtern ſangen faſt zu gleicher Zeit in dieſer Sprache und dienten den Dichtern anderer Länder, ſelbſt der nordiſchen, als Muſter. Eben ſo ſchnell, als er entſtanden war, verſchwand aber auch dieſer flüchtige Glanz und ſogar die liebliche Sprache ſank zum Patois herab. Der hohe Ruf der provençaliſchen Dichter und der ſchnelle Verfall ihrer Sprache, ſagt Simonde de Sismondi, ſind zwei gleich auffallende Erſcheinungen in der Culturgeſchichte des menſchlichen Geiſtes. Die Literatur, die allen andern zum Muſter gedient und die dennoch unter den tauſenden von lieblichen Poeſien nicht ein einziges Meiſterwerk, nicht ein einziges Werk des Genies, deſſen Name zur Unſterblichkeit gelangt wäre, hervorgebracht hat, iſt um ſo würdiger, unſere Aufmerkſamkeit zu feſſeln, als ſie ganz das Werk der Zeit und nicht der Individuen iſt; ſie enthüllt uns die Empfindungen, die Phantaſie, den Geiſt der modernen Nationen in ihrem Entſtehen; was in allen war, was aller Orten war, und nicht, was ein ſeiner Zeit überlegenes Genie einem Einzelnen einhauchen konnte. Unter der Herrſchaft der Berengare, welche nach dem Erlöſchen des regierenden Fürſtenſtammes der Grafen von Arles (1100) die Provence ererbten, vergrößerte ſich das Land, welches eines ungeſtörten Friedens genoß, ſo ſehr, daß man das ganze ſüdliche Frankreich und einen Theil von Spanien (Catalonien) Provence (Provincia St. Aegidii, Province de St. Gilles) und ſeine Bewohner Provençalen (Provinciales, Provençaux) nannte. In dieſer ruhigen Zeit entwickelte ſich unbemerkt im Königreiche Arles das Romaniſchprovençale und trat bald als Schriftſprache an die Stelle des Lateiniſchen. Man nannte die neuentſtandene Sprache die romaniſche (lingua romana) und ſie wurde nach dem Zeugniſſe des Dichters Ramon Vidal in Limouſin, Provence, Auvergne und Quercy am reinſten geſprochen. Der Urſprung der provençaliſchen Poeſie iſt ſicher im Volke zu ſuchen und die Erfindung und der Vortrag zu einem Inſtrumente beſtanden anfangs neben einander; die Dichter waren Troubadours (Sänger) und Jongleurs (Spielleute) zugleich. Dieſe Volkspoeſie erhielt jedoch erſt ihre kunſtmäßige Ausbildung, als ſich der Adel ihrer bemächtigte und ſie in feſte Formen, die man den Arabern in Spanien entlehnt zu haben ſcheint, regelte; keinem Zweifel wenigſtens iſt es unterworfen, daß der Reim aus der arabiſchen Poeſie in die provençaliſche und durch dieſe in die der andern europäiſchen Völker übergegangen iſt. Dieſer

Digitized by Google

Einfluß der arabiſchen Poeſie auf die provençaliſche iſt aus dem Kriege Alfons' VI. von Caſtilien gegen die Mauren von Toledo (1085), an welchem eine große Anzahl tapferer Ritter aus der Provence Theil nahmen, leicht erklärbar, wenn auch nicht die Form und der Inhalt des provençaliſchen Geſanges darauf hindeuteten. Der Geſchmack an abenteuerlichen Erzählungen galanten Inhalts und an ethiſchen Dichtungen hat, wie bekannt, von jeher bei den Arabern geherrſcht und denſelben finden wir in allen Werken der Provençalen wieder. Ein anderes für die Ausbildung des provençaliſchen Geſanges wichtiges Ereigniß waren die Kreuzzüge; ein frommer Taumel hatte ſich des ganzen Weſtens bemächtigt, und ſo lange dieſer andauerte, wurden Kreuzlieder aus dem Munde der Troubadours häufiger und ſchöner gehört, als irgend andere Geſänge. Ein eben ſo ſtarkes Mittel zur Begeiſterung, wie der Kampf für Gott, war die Huldigung der Frauen. Jeder Ritter zollte einer Dame ſeine Verehrung, ſie war ſein Kampfgeſchrei, ihre Farbe trug er an Waffen und Kleidern und bekannte ſich öffentlich zu ihrem Sklaven, den Preis ihrer Schönheit in Schimpf und Ernſt behauptend. Die Damen mochten dieß gern ſehen und dulden, obſchon das Verhältniß nicht immer ſehr platoniſch blieb, ſondern auch manchmal ziemlich materiell wurde und die Sänger in ihren Liedern nicht ſelten genoſſene Vertraulichkeiten, die nicht immer als die züchtigſten gelten können, ausplauderten. Da es keiner weiteren Studien für die Poeſie der Troubadours bedurfte, ſo wuchs ihre Zahl bald ins Unendliche; es gab bald keinen Fürſten, keinen Edlen, keinen Liebenden mehr, der nicht geglaubt hätte, mit dem Ruhme der Tapferkeit und der Galanterie den Ruhm der zarten Liederreime verbinden zu müſſen. Wie wenig Kenntniſſe die Poeſie der Troubadours vorausſetzte, geht ſchon daraus hervor, daß nicht die geringſte Anſpielung auf die Geſchichte oder Mythologie, nirgends eine von fremden Sitten entlehnte Vergleichung, eine Erinnerung an die Wiſſenſchaften oder irgend etwas, was man in der Schule lehrte, ſich in den einfachen Erguß des Gefühls miſcht. Man darf deßwegen aber auch bei ihnen nicht Tiefe, nicht Geiſt, nicht dieſe moderne Erfindung ſuchen, die einige Gedanken durch geſchickte Gegenſätze und glückliche Lichtreflexe hervorhebt. Sie waren noch zu jugendlich, hatten noch zu wenig geſehn, zu wenig erörtert, zu wenig verglichen, als daß das Reich der Gedanken ihnen angehören konnte; es kann bei ihnen kaum von Erfindung die Rede ſein in einem ſo beſchränkten Felde und in Verſen, die nicht über zwei Gefühle hinausgingen. Ihr ganzes Verdienſt beſteht in einer gewiſſen Harmonie, in einer gewiſſen Naivetät des Ausdruckes, die nicht mehr ganz gefühlt, viel weniger wiedergegeben werden können. Die provençaliſche Poeſie iſt faſt ausſchließend lyriſch, obſchon wir auch einige Novellen, Romane und didaktiſche Gedichte finden, von denen weiter unten die Rede ſein wird. Die Provençalen ſelbſt unterſchieden ſich in *Troubadours* (von trobaire, erfinden, dichten) und in *Jongleurs* (joglar, von dem latein. joculator, Spieler, Spaßmacher); die erſteren waren alſo die Begabteren, welche die Lieder erfanden, ſie mochten nun um Lohn ſingen oder nicht, und konnten jeden Standes ſein. Sang und ſpielte der Troubadour nicht zugleich, ſo hatte er einen Jongleur zur Seite, der ſein Lied auf einem Inſtrumente begleitete. Harfe und Cyther waren die gewöhnlichſten Inſtrumente, doch bediente man ſich auch anderer, wie aus des Jongleurs Giraud de Calanſon Anweiſung, was ein Troubadour und Jongleur verſtehen müſſe, hervorgeht. „Verſtehe", ſagt dieſer, „gehörig zu erfinden, gehörig zu reimen, gehörig einen Wechſelgeſang vorzutragen, verſtehe die Pauke und die Becken zu ſchlagen und die Muſik ertönen zu laſſen; verſtehe kleine Kugeln mit Meſſern zu werfen und aufzufangen, den Geſang der Vögel nachzuahmen, mit Körben Kunſtſtücke zu machen, (Affen) über vier Köpfe wegſpringen zu laſſen, die Cyther und die Laute zu ſpielen und mit richtigem Maß die Gigur (ſo hieß ein Tanz) zu tanzen. Sänger, neun Inſtrumente von zehn Saiten mußt du fertigen laſſen;

wenn du ſie gehörig ſpielen lernſt, werden ſie allen deinen Bedürfniſſen abhelfen; laß auch die Leyer ertönen und die Schellen klingen ..." Doch in der Zeit, zu welcher dieſe Vorſchrift gegeben ward, waren die Troubadours ſchon zu den niedrigſten Verrichtungen gezwungen und Taſchenſpieler und Affenführer wurden mit dem Jongleurs bezeichnet; die Würde der Kunſt war dahin, der Verfall des Geſchmacks riß unaufhaltſam ein und endlich verſtummte der provençaliſche Geſang gänzlich, ohne von ſeinem Beginne bis zur Mitte des XIII. Jahrhunderts merkliche Fortſchritte gemacht zu haben. Was man in den Liedern des erſten Troubadour fand, fand man auch in denen des letzten, eine Sprache, die ſtets dieſelbe iſt, eine mit Hyperbeln ganz überſäete Galanterie, eine mehr durch den Verſtand als durch das Gefühl erzeugte Zärtlichkeit, Liebeslieder von ſtets einerlei Natur, ſtets Gemälde einer Schönen, die allen ähnlich ſehen und nichts darſtellen, ſtets Übertreibungen ihres Verdienſtes, ihrer Geburt, ihres Charakters, ſtets Thränen, Ehrerbietung, Bitten, die man nicht von einander zu unterſcheiden vermochte und die Überdruß erregen, ſatyriſche Sirvente's, worin Plumpheit und Schmähung die Stelle von Neuheit und Witz vertreten, Tenſons, worin die Gemeinplätze der Galanterie ohne Reiz und Feinheit abgehandelt werden; Seſtinen, Retrouangen, Redonden, aus denen der Zwang des Reims den Gedanken verbannt; nie eine große poetiſche Schöpfung, nie eine epiſche oder tragiſche Erfindung, nie eine wahrhaft gefühlvolle Regung, nie eine völlige oder auf etwas Anderes als Beleidigung der guten Sitten gegründete Fröhlichkeit. Scheint auch dieſes Urtheil ziemlich hart, ſo iſt es doch eben ſo wahr und von einem Volke, das die Poeſie mit großer Liebe umfaßte, das eine ſo wohlklingende, geſchmeidige und volltönende Sprache hatte, wie wenig andere Nationen, hätte man etwas Bedeutenderes erwarten ſollen. Da Alles, was nicht voranſchreitet, nicht lange ſtille ſteht, ſondern bald zurückgeht, ſo ſank auch die provençaliſche Poeſie bald zur langweiligen Reimerei herab; die Troubadours ſelbſt trugen durch ihre ſchlechten Sitten und durch ihre gemeine Gewinnſucht nicht wenig zu ihrem Verfalle bei, wenn wir auch nicht von ihrer gänzlichen Unwiſſenheit, die ſie das Höhere in der Poeſie kaum ahnen ließ, ſprechen wollen. Auch der Vertilgungskrieg gegen die Albigenſer wirkte nachtheilig auf die Weiterbildung der fröhlichen Kunſt. Der Adel, auf deſſen Schlöſſern die Troubadours umherzogen und wo ſie Unterhalt und Belohnung fanden, verarmte allmälig und ſo mußte auch die Kunſt, welche nach Brod ging, aufhören oder ihren Unterhalt auf der Straße durch Poſſenreißerei ſuchen. Die Bemühungen einiger reich gewordenen Städte, die tiefgeſunkene provençaliſche Poeſie wieder zu erheben, blieben ohne Erfolg; ſo große Belohnung auch der ſtolze Magiſtrat zu Toulouſe verſprechen mochte, ſo waren doch die Mitglieder der 1323 geſtifteten „überluſtigen Geſellſchaft" („la sobregaya companhia") nur ganz gewöhnliche Reimer, die ſich ungefähr zu den wahren Troubadours verhalten, wie die deutſchen Meiſterſänger zu den Minneſängern. Die Preiſe der Dichter waren goldene und ſilberne Blumen, daher man auch die jährlichen poetiſchen Wettkämpfe Blumenſpiele (jeux floraux) nannte. Nach dem Muſter der Geſellſchaft zu Toulouſe wurde 1390 die Akademie zu Barcelona (Consistorio de la gaya cientia) gebildet, welche aber eben ſo erfolglos blieb. — Die Zahl der uns bekannt gewordenen Namen der Troubadours beläuft ſich auf 361; die berühmteſten und bekannteſten ſollen an einer andern Stelle (Art. Troubadours) genannt werden. — Betrachten wir die Formen der provençaliſchen Poeſie, ſo ſehen wir allenthalben das lyriſche Princip vorherrſchen; die meiſten Gedichte wurden geſungen, nur wenige, wie Epiſteln, Novellen und Erzählungen, wurden declamirt oder vorgeleſen; daher heißen ihre Poeſien ſtets Geſang (chantar, chantaret, chan) oder Weiſe (sonet). Nach der Eintheilung der Troubadours zerfallen ihre Gedichte in zwei Hauptarten, in den Vers (vêrs) und in den Geſang (cansôs, chansôs); der Vers, bei welchem

der männliche Reim vorherrſcht, bietet der Poeſie ein viel weiteres Feld als der Geſang, welcher dem Liede in der neueren Literatur entſpricht. Der Geſang ward nach der Regel in Strophen (coblas) abgetheilt, hatte ein Geleit (tornada, envoy) und nicht ſelten einen Refrain entweder am Ende oder zu Anfange, ſeltner in der Mitte der Strophe. Die Form des Liedes oder Liedchens (chansoneta) war die beliebteſte; die Halbcanzone (mieia chanso) ſcheint ſich nur durch eine geringere Anzahl von Strophen von der Canzone unterſchieden zu haben. Zu der Canzone gehören die verliebten Morgen- und Abendlieder (albas und serenas), die Entſchuldigung beider Geliebten (escondigz), die Abſchieds- und Entſagungslieder (comjatz), ferner die mehr der Form als dem Inhalte nach verſchiedenen lyriſchen Dichtungsarten: Retroenſa, Sixtine, Breudoble und Descort. Die Tenzone, eine den Arabern entlehnte Form, iſt ein poetiſcher Wettſtreit (contentio) über allerlei, jedoch meiſt verliebte Gegenſtände, worin eine aufgeworfene Frage von allen Seiten beleuchtet und am Ende ein entſcheidendes Urtheil beigefügt ward. Oft wählte man zur Beſtimmung dieſes Urtheils eine Behörde, woraus die Liebeshöfe (cours d'amour) entſtanden, wenn dieſe überhaupt mehr waren, als eben eine ſolche bei größeren Feſten und Feierlichkeiten gewählte Behörde. Zu der lyriſchen Gattung gehören ferner das Klaglied (planh), das wenig gepflegte religiöſe Lied, ſo wie die Tanz- und Geſellſchaftlieder (balada, dansa, ronda, solas) und das Turnierlied (torneys, garlambeys). — Die epiſche oder erzählende Poeſie ward von den Provençalen am wenigſten angebaut; was bei ihnen Erzählung (comtes), Novelle (novas) und Roman (româns) heißt, iſt oft nur ein längeres Gedicht, das der lyriſchen Gattung nicht wohl beigezählt werden konnte, wie Folquet's von Lunel „Gedicht gegen die Mißbräuche der Welt“ und Daude's von Prades „Anweiſung die Vögel abzurichten.“ Die Romanze ward nur wenig verſucht, häufiger die Idylle (pastoreta, pastorella), welche jedoch höchſt einförmig und langweilig iſt; als vorzügliche Idyllendichter nennt man Cercamons, Cadenet und Guiraut Riquier. Die Romane, welche uns aus der provençaliſchen Literatur bekannt ſind, gehören meiſt dem Sagenkreiſe von Karl dem Großen und von Arthur und ſeiner Tafelrunde an und ſind erſt aus Nordfrankreich in die Provençe übergegangen, wodurch die Anſicht, daß die provençaliſche Poeſie rein lyriſch geweſen ſei, immer mehr Glauben für ſich gewinnt. Die bekannteſten der in provençaliſcher Sprache nachgebildeten Romane ſind: „Girart von Rouſſillon“, der dem Anfange des XII. Jahrh. anzugehören ſcheint; „Fierebras“ (herausgegeben von Im. Becker, Berl. 1829. 4.); „Jaufre“, aus dem Fabelkreiſe der Tafelrunde; „Philomela“, die Geſchichte der Erbauung der Abtei la Graſſe, in Proſa, was einen ziemlich ſpäten Urſprung beurkundet; „Die ſchöne Magelona“ von Bernart von Treviez gegen das Ende des XII. Jahrh.; „Rinald“ und „Lancelot“ wahrſcheinlich von Arnaut Daniel; „Andrieus von Frankreich“ von Pons de Capdueil; „Floris und Blancaflor“; „Seguin und Valenſa“ und „Triſtan und Iſeut“ von Rambaut von Orange. Die „Geſchichte des Albigenſerkrieges“, ein großes hiſtoriſches Gedicht ohne poetiſchen Werth von Guillem von Tudela kann kaum hieher gezählt werden. Als Novellendichter könnte man nennen Peire Vidal (allegoriſche Erzählungen), Raimon Vidal („Das Minnegericht“, „Der geſtrafte Eiferſüchtige“), Arnaut von Carcaſſes („Antiphanor“, „Die Dame und der Papagei“) und Lanfranc Cigala („Erzählung von zwei Rittern“). Auch findet man einige verſifizirte Leben der Heiligen, die wir hier nicht näher bezeichnen mögen. Von den Fabeln der Provençalen iſt uns nur eine einzige von Peire Cardinal erhalten worden. In der didaktiſchen Gattung der Poeſie verdienten beſonders die ſatyriſchen Sirventes (sirventès) Beachtung. Liebe

Digitized by Google

und Galanterie ſind von ihnen ausgeſchloſſen, dagegen beſchäftigten ſie ſich mit den politiſchen Angelegenheiten des Vaterlandes, mit Krieg und Frieden und mit dem Sittenzuſtande der Zeit. „Ein Sirventes, ſagt der Dichter Granet, ſpricht lautere Wahrheit; die Guten zu erhöhn iſt ſeine Pflicht, nicht minder auch die Böſen zu beſchämen und jeden Fehler zu rügen liegt ihm ob." Im moraliſchen Sirventes iſt Peire Cardinal, im politiſchen Bertram von Born Meiſter. Einen bedeutenden Theil der provençaliſchen Literatur bilden die Epiſteln; ſie ſind entweder Liebes-, Dank- oder Freundſchaftsbriefe, worin der Dichter ſeine Freude über erlangte Gegenliebe oder über die Gunſt und den Schutz, welche ihm ſeine Gönner angedeihen ließen, ausdrückt, oder Lehrbriefe, worin gute Verhaltungsregeln oder Lehren über Künſte und Wiſſenſchaften vorgetragen werden, oder endlich moraliſche oder religiöſe Briefe. Als Epiſteldichter ſind uns Rambaut von Vaqueiras, Arnaut von Marueil, Raimond von Miraval, Amadieu des Escas, Folquet von Marſeille und Guiraut Riquier bekannt. Größere didaktiſche Gedichte ſind „Das Brevier der Liebe" von Matfre Ermenguau, welches ein Inbegriff des geſammten Wiſſens ſeiner Zeit (1258) ſein ſoll, „Der Schatz" von Peire von Corbian, ähnlichen Inhalts, „Die Bekehrung des Ketzers" von Izarn, gegen die Albigenſer gerichtet, „Lehre über die Jagdvögel" von Daude von Prades und „Unterricht für die Spielleute" von Guiraut von Calanſon und Guiraut von Cabreira. Außerdem gibt es viele kleinere didaktiſche Gedichte, moraliſche Vorſchriften, Lebensregeln und Abhandlungen, die von ſehr geringem Werthe ſind und die wir deßwegen hier nicht anführen können. Zu den didaktiſchen Gedichten muß man auch zählen die Wortſpiele (devinalhs), eine Art Räthſel, die Carouſſels (carros), worin die Dame des Sängers als von anderen Frauen in einer Veſte beſtürmt und als Siegerin dargeſtellt wird, die Sermonen (sermôs), welche ſich der Fabel annähern und die Predigten (prezicanza), durch welche zu kriegeriſchen Unternehmungen aufgefordert wird. Unter den wenigen geiſtlichen Gedichten ſind die Lieder der Waldenſer, das dramatiſch gehaltene „Myſterium der weiſen und thörichten Jungfrauen" und „Die Todtenfeier des heiligen Stephan" („Planh de sant Esteve") die bedeutendſten. — Die Cultur der ſchönen Proſa wurde von den Provençalen gänzlich vernachläſſigt; was uns an proſaiſchen Werken in provençaliſcher Sprache übrig iſt, gehört mehr in das Gebiet der Wiſſenſchaften, als in das der ſchönen Literatur und iſt religiöſen, hiſtoriſchen, juriſtiſchen oder naturgeſchichtlichen Inhalts. (Vergl. J. de Noſtredame's „Vies des plus célèbres et anciens poètes provençaux", Lyon 1575. 8.; Fr. J. M. Raynouard's „Choix des poésies originales des Troubadours", Par. 1817 sqq. 6 Voll. 8.; Rochegude's „Parnasse occitanien ou choix de poésies originales des Troubadours", Toulouse 1819. 8.; F. Diez, „Die Poeſie der Troubadours", Zwickau 1826. 8. und Deſſelben „Leben und Werke der Troubadours", Ebend. 1829. 8.). — — Die provençaliſche Sprache wurde erſt in der neueren Zeit kritiſch bearbeitet und nach Verdienſt gewürdigt; ihre Grammatik iſt, wie Simonde de Sismondi verſichert, regelmäßig und vollſtändig; die Verba hatten dieſelben Beugungen, die jetzt die Verba der italieniſchen Sprache haben und ſogar noch einige mehr (wie ein eigenes Gerundium, z. B. tout-barjan, während des Redens). Die Regelmäßigkeit ihrer Modi erlaubte die Pronomina wegzulaſſen und beförderte ſo die Schnelligkeit des Ausdrucks. Die Subſtantiva hatten die dieſer Sprache eigenthümliche Beſchaffenheit, daß ſie männlich und weiblich gebraucht werden konnten (z. B. lou cap und la capa, der Kopf), und dieſe Beugſamkeit der Subſtantiven gab der Sprache etwas viel Bildlicheres, indem die lebloſen Gegenſtände nach dem Willen des Dichters ſich in ein Geſchlecht kleideten und abwechſelnd etwas Männlicheres und Strenges oder etwas Sanfteres und

Sinnlicheres annahmen, dem Charakter gemäß, den man ihnen geben wollte. Die Subſtantive wie die Adjective bekamen auch durch die Endung alle die Modificationen, welche vergrößern oder verkleinern, Nebenideen angenehmer oder unangenehmer Art, der Verachtung, des Lächerlichen oder des Beifalls, erwecken, wie man es noch im Italieniſchen und Spaniſchen findet; während im Franzöſiſchen die Diminutive lächerlich geworden, die Augmentative aber nicht bekannt ſind. Die provençaliſche Sprache, ſo wie wir ſie geſchrieben ſehn, ſcheint von Conſonanten rauh; aber die meiſten am Ende der Wörter wurden in der Ausſprache übergangen. Auch wurden faſt alle Diphthongen mit den beiden in eine Sylbe verbundenen Lauten ausgeſprochen, was der Sprache mehr Fülle und Mark gab; viele Wörter waren bildlich und trugen ſelbſt in ihrem Tone ihr Bild an ſich; viele waren der Sprache eigenthümlich und können in jede andere nur durch Umſchreibungen übertragen werden. (Vergl. Raynouard's „Grammaire de la langue des Troubadours“, Paris 1817. 8.; Deſſelben „Grammaire comparée de la langue des Troubadours avec les autres langues de l'Europe latine“, Par. 1821. 8.; A. W. v. Schlegel's „Observations sur la langue et la littérature provençales“, Par. 1818. 8. und B. Adrian's „Grundzüge einer provençaliſchen Grammatik“, Frankf. 1821. 8.). Als Probe der provençaliſchen Sprache und Poeſie diene folgendes kleine Lied von dem Troubadour Jauffred Rudel in der Originalſprache nebſt wörtlicher Überſetzung:

„Irat et dolent m'en partray
S'ieu non vey cet amour de luench
Et non say qu'outra la veray
Car sont trop noutras terras luench.
Dieu que fez tout quant van e vay
Et forma aquest amour luench
My don poder al cor car hay
Esper vezer l'amour de luench.
Segnour, tenes my pour veray
L'amour qu'ay vers ella de luench
Car pour un ben que m'en esbay
Hay mille mals, tant soy de luench.
Ja d'autr' amour non jauzirai
S'ieu non joui dest'amour de luench
Qu'una plus bella non en say
En luez que sia ny prez ni luench.“

„Bang' und traurig will ich geh'n,
Ob ich ſeh' die Liebe fern;
Weiß nicht, wenn es wird geſcheh'n,
Unſer Land iſt gar zu fern.
Gott, der Alles ließ'ſt entſteh'n,
Schufeſt dieſe Liebe fern,
Gib mir Stärke, denn zu ſeh'n
Hoff' ich dieſe Liebe fern.
Herr, feſt muß die Liebe ſteh'n,
Die ich hege für ſie fern,
Denn ich trage tauſend Weh'n
Für Ein Gut, ſo lang' ich fern.
Ich mag nirgend Lieb' erfleh'n,
Als nur dieſe Liebe fern;
Keine iſt wie ſie ſo ſchön,
Sei ſie nahe, ſei ſie fern.“ 67.

Proviant iſt überhaupt Mundvorrath, die Lebensmittel zur Verpflegung einer Armee, Feſtung ꝛc. Als ein vorzüglich zu berückſichtigender Gegenſtand ſteht der P. gemeiniglich unter einer beſondern Behörde (Proviantamt), welche aus dem Proviantmeiſter, Proviantverwalter, Proviantſchreiber, Rendanten, Controleur ꝛc. beſteht. Bei Armeen gibt es ſonſt beſondere Proviantcommiſſaire, welche für die tägliche Verpflegung derſelben zu ſorgen haben. 30.

Provinz (provincia) nannten die Römer jede außeritalieniſche Landſchaft, die ſie erobert hatten und welche an Rom einen jährlichen Tribut zahlen mußte. Die erſte, welche für eine römiſche P. erklärt wurde, war Sicilien im erſten puniſchen Kriege. Je nachdem die Verwaltung der P. einem Conſul oder Prätor übertragen war, unterſchied man provincias consulares und praetorias und obgleich das Geſetz des C. Sempronius Gracchus verordnete, daß nur 2 Proconſuln und 6 Prätoren beſtehen ſollten, ſo waren doch zur Zeit des Cicero erſtere ſowohl wie letztere um 2 vermehrt worden. Zu Proconſuln und Prätoren wurden nur mit ſeltenen Ausnahmen geweſene Conſuln und Prätoren ernannt und konnte ſich der Senat über deren Wahl nicht vereinigen, ſo entſchied man durchs Loos oder das Volk mußte den Ausſchlag geben. Dem Erwählten wurde eine Summe Geldes zur Anſchaffung der Reiſe- und anderer Geräthſchaften, vasarium genannt, bewilligt, und begleitete ihn eine Legion, über die ihm das Commando zukam

(was aber gewöhnlich nur bei conſulariſchen Provinzen der Fall war), in die P., ſo mußte er beim Volke um die Erlaubniß, den Kriegsmantel (paludamentum; daher paludati) tragen zu dürfen, nachſuchen. Der Wirkungskreis beider, der im Ganzen derſelbe war, beſchränkt ſich in der frühern Zeit auf die Handhabung des jus provinciale, während die Beſorgung der übrigen Angelegenheiten der P. theilweiſe den beigegebenen Quäſtoren und Legaten anheim fiel. Über ungewöhnliche und wichtige Vorfälle mußten ſie nach Rom berichten und von da aus die Entſcheidung erwarten. In der ſpätern Zeit aber gab man ihnen faſt volle Gewalt. Die Zeit ihres Aufenthalts in der P. war anfangs auf 1 Jahr feſtgeſetzt, die lex Julia beſtimmte 2 Jahre und Cäſar dehnte ſie bis auf ein Decennium aus. War dieſe Zeit verfloſſen, ſo war es ihnen zur Pflicht gemacht, innerhalb der erſten 30 Tage in Rom einzutreffen und Rechenſchaft über die Verwaltung und den gegenwärtigen Zuſtand der P. abzulegen und im Falle, daß ſie ſich eine Ungeſetzlichkeit, die Gelderpreſſung (repetundae), die Veruntreuung öffentlicher Gelder (peculatus) oder antirepublikaniſche Handlungen (crimen majestatis) hatten zu Schulden kommen laſſen, ſich auf erfolgte Anklage vor Gericht zu ſtellen. — Erſt Auguſtus theilte die Provinzen in senatorias (populares) und imperatorias. In letzteren maßte er ſich ſelbſt den Oberbefehl über das Heer an und wählte, um den Schein einer Alleinherrſchaft von ſich zu entfernen, dazu blos die entfernten, den Einfällen fremder Völker mehrfach ausgeſetzten Länder. — Gegenwärtig nennt man jede Landſchaft im Gegenſatze des Stammlandes und die übrigen Theile eines Landes im Gegenſatze zu der Hauptſtadt P. 35.

Provinzial heißt derjenige Ordensobere, der die Aufſicht über das Eigenthum und die Anſtalten ſeines Ordens in einer beſondern geographiſchen Abtheilung (Provinz) deſſelben führt und unmittelbar unter dem Ordensgenerale ſteht. 77.

Proviſion iſt 1) wörtlich eine Vorſichtsmaßregel; 2) die Lebensmittel, Vorräthe, der Unterhalt; 3) in Handels- und Wechſelſachen der Lohn, den ein Spediteur oder ein Factor für ſeine Bemühung erhält. Dieſe P. wird gewöhnlich nach Procenten vom Umfange des Geſchäfts berechnet. 38.

Proviſor (Beſorger) iſt die beſondere Benennung desjenigen Apothekergehülfen, welcher die Leitung des Geſchäfts hat; dann auch des Apothekergehülfen überhaupt. — Proviſoriſch (vorſorglich) nennt man Alles, was dem einſtweiligen Bedürfniſſe ſo lange genügen ſoll, bis etwas Genaueres an deſſen Stelle geſetzt wird. 9.

Provocation iſt eigentlich 1) Herausforderung (zur Widerſetzlichkeit, zum Streite, Zweikampfe u. a.). 2) Bei Proceſſen die Aufforderung an den Andern, mit ſeinen Anſprüchen hervorzutreten. Da, wo das Inſtructionsverfahren nicht eintritt, ſondern der Schriftenwechſel vorkommt, nennt man den erſten Satz des Klägers oder Beweisführers, worin derſelbe ſeine Rechte vorträgt und den andern Theil zur Erklärung darauf auffordert, den *Provocationsſatz*. Beſonders ſind es jedoch zwei römiſche Geſetze, aus welchen das Recht abgeleitet wird, Jemand zur Klage *bei Verluſt ſeines Anſpruchs aufzufordern*; a) die lex, „diffamari etc.“ (5. C. de ingen. manumiss.) für den, welcher es nicht leiden will, daß der Andere Anſprüche an ihn zu haben vorgegeben hat, um denſelben zur rechtlichen Ausführung unter der Verwahrung, daß er widrigenfalls für immer davon ſchweige, zu nöthigen, und b) die lex, „si contendat etc.“ (28. ff. de fidejussoribus) wider denjenigen, welcher ſich vielleicht auf ein uns läſtiges beſonderes Recht berufen möchte, zur ſofortigen rechtlichen Ausführung deſſelben, um die dagegen zuſtändige Einrede jetzt geltend zu machen. Z. B. es hätte Jemand für den Andern gut geſagt, daß dieſer ſich wieder vor Gericht ſtellen werde, Kläger aber ſäumte hierauf mit Anſtellung der Klage gegen den Hauptſchuldner. Die Klage aus dieſen Geſetzen heißt die *Provocationsklage*; Kläger der *Provo-*

cant und Beklagter der Provocat. 3) Endlich pflegt man die Appellation oder Anrufung des höhern Richters um Hülfe oder Schutz in dem Sinne der Berufung auf deſſen Ausſpruch P. zu nennen. 10.

Prudentius (Clemens Aurelius), ein lateiniſcher Dichter des IV. Jahrh. (von 348 bis nach 405) aus Calahorra oder Saragoſſa in Spanien gebürtig, lebte anfangs als Sachwalter, nahm dann Kriegsdienſte und hielt ſich zuletzt am Hofe des Arkadius und Honorius auf. Seine Gedichte ſind religiöſen und apologetiſchen Inhalts und ein Manuſcript von ſeiner „Psychomachia“, ſeinen „Hymni περὶ στεφανῶν“ und „Hamartigenia“ befindet ſich auf der Univerſitätsbliothek zu Leipzig. Außerdem hat er ein „Enchiridion utriusque testamenti“ geſchrieben und ein „Hymnus contra Judaeos“ befindet ſich als Anhang an ſeiner „Apotheosis.“ Ausgaben ſeiner Werke beſorgten Stephan Chamillard (Par. 1687. 4.) und Chriſt. Cellarius (Halle 1705). Seine Biographie von Aldus Manutius befindet ſich an mehreren Ausgaben. S. Middeldorpf, „De Prudentia et theologia Prudentiana“, in „Zeitſchrift für hiſtoriſche Theologie“, herausgegeb. von D. Jllgen. Bd. II. 77.

Prudhon (ſpr. Prüdong) (Peter Paul), ein franzöſiſcher Maler der neuern Zeit, geb. 1760 zu Cluny, erhielt ſeine erſte Ausbildung in der Freiſchule der Mönche ſeiner Vaterſtadt, ging dann nach Dijon und im Jahre 1780 nach Paris, wo er einen Preis erhielt. Durch ein Stipendium unterſtützt begab er ſich hierauf nach Rom und ſtudirte hier fleißig, aber ohne Plan, wie er überhaupt ſtets Unbeſonnenheiten beging, die ihn, wie z. B. ſeine Heirathen, das Leben oft bis zur Verzweifelung verleiteten. Dieß iſt auch der Grund, warum er nicht die Stufe künſtleriſcher Vollkommenheit erreichte, die er bei ſeinen außerordentlichen Talenten, ſeiner glühenden Phantaſie und ſeinen umfaſſenden Kenntniſſen hätte erreichen müſſen. Nach ſeiner Rückkehr nach Paris (1789) arbeitete er anfangs um handwerksmäßigen Verdienſt, machte ſich aber bald durch einige größere Gemälde, z. B. ein Deckengemälde im Wachſaale zu St. Cloud, bekannt und geachtet. Im Jahre 1816 wurde er Mitglied der Akademie. Sein Tod erfolgte am 23. Febr. 1823. Unter ſeinen nicht eben zahlreichen größeren Arbeiten haben eine Pſyche und ein Zephyr das meiſte Aufſehen erregt. 36.

Prüm, eine ehemalige berühmte Reichsabtei der Benedictiner, im oberrheiniſchen Kreiſe zwiſchen dem Erzſtifte Trier und dem Herzogthume Luxemburg gelegen, wurde im Jahre 760 vom Frankenkönige Pipin geſtiftet und 1579 mit dem Erzſtifte Trier vereinigt, ſo daß der jedesmalige Churfürſt von Trier der Adminiſtrator dieſer Abtei war und als ſolcher Sitz und Stimme im Reichsfürſtenrathe hatte. Im Jahre 1801 ward ſie, durch den lüneviller Frieden mit dem linken Rheinufer an Frankreich abgetreten, aufgehoben und kam 1815 an Preußen. — In das Kloſter P. begab ſich, von Gewiſſensbiſſen gequält, König Lothar I., nachdem er die blutbefleckte Krone niedergelegt hatte, und ſtarb daſelbſt. 63.

Pruth (bei den Römern Hieräſus, Geräſus, Poras), ein Nebenfluß der Donau, entſpringt auf dem ſüdöſtlichen Karpaten Galliziens (in der Bukowina), fließt erſt nach Norden, wendet ſich dann nach Südoſt, die Grenze der Moldau und Beſſarabiens, mithin des europäiſchen Rußlands und der Türkei, bildend, und mündet bei Galatſch, gegen 600 Fuß breit, in die Donau. Schon von Stephaneſty an wird er ſchiffbar. 35.

Prynne (William), ein engliſcher Rechtsgelehrter und Alterthumsforſcher und als eifriger Verfechter des Puritanismus bekannt, wurde 1600 zu Swanswick in der Grafſchaft Sommerſet geboren und lebte nach Beendigung ſeiner Rechtsſtudien als Sachwalter in London. Seine Anhänglichkeit an ſeine Glaubensanſichten erfüllte ihn mit Haß gegen Alles, was dieſen zuwider war, und verleitete ihn beſonders zur ſtrengen Beurtheilung und Rüge gegen die Biſchöfe und Geiſt-

lichen der Epiſkopalen. In dieſem Geiſte bearbeitete er auch ſein Werk gegen das Theater gerichtet: „Histriomastix" und ſcheute ſich nicht Bemerkungen einzurücken, die augenſcheinlich auf die Gemahlin Jakob's I. gerichtet waren, weil ſie die Bühne öffentlich betreten hatte. P. zog ſich dadurch zwar eine Geldſtrafe und die Verurtheilung zu Gefangenſchaft zu; doch wurde auf dieſe Weiſe ſeinen freimüthigen Äußerungen kein Einhalt gethan. Selbſt im Gefängniſſe fuhr er fort, in den „News from Ipswich", gegen die Epiſkopalen zu eifern und eine Wiederholung ſeiner Strafe und die Brandmarkung ſeiner Wangen mit S. L. (Seditious Libeller, aufrühreriſcher Schmäher) war die Folge davon. Die Auftritte unter Karl I. brachten ihm aber ſeine Freiheit wieder. Er wurde zum Abgeordneten erwählt und mit lautem Jubel in dem Unterhauſe empfangen, führte die Anklage gegen Laud und war eifrigſt bemüht den Presbyterianismus geltend zu machen, beſonders ſeitdem die Independenten zu größerer Bedeutung gelangt waren. Zwar wurde er ſpäter wieder aus dem Parliamente geſtoßen, erhielt aber nach der Herſtellung des Königthums das Amt eines Aufſehers im Archive zu Tower, wo ſein Werk: „Collection of records" über die Alterthümer Englands in geſchichtlicher und ſtaatsrechtlicher Hinſicht erwuchs. Seine übrigen Schriften ſollen ſich auf 200 belaufen. Er ſtarb 1669. **77.**

Prytanen (Πρυτάνεις, die Erſten) waren die höchſten obrigkeitlichen Würden in den griechiſchen Republiken, beſonders in Athen ein Ausſchuß von 50 Männern aus dem Rathe der Fünfhundert. Dieſe 50 waren ſtets aus einer und derſelben Phyle (Stamm) gewählt, welche gerade das Loos der Prytanie (πρυτανεία, d. h. die Zeit von 35 oder 36 Tagen, während welcher jeder der 10 atheniſchen Stämme, durch das Loos abwechſelnd, einmal im Jahre die Geſchäfte des Rathes der Fünfhundert beſorgte) getroffen hatte. Sie hätten in den 6 erſten Monaten des Jahres 35 oder in den 4 letzten 36 Tage lang den Vorſitz im Rathe (βουλή) und in der Volksverſammlung (ἐκκλησία), welche beide ſie beriefen; ſie bewahrten das Siegel des Staates, die Schlüſſel zur Akropolis und zum öffentlichen Schatze und leiteten überhaupt alle öffentlichen Geſchäfte. Von jenen 50 P. hatten nur 10 in Gemeinſchaft alle 7 Tage die Regierung; ſie hießen πρόεδροι (Vorſitzer) und der Erſte von ihnen, welcher täglich aus der Proedris neu gewählt werden mußte, ἐπιστάτης (Präſident). Dieſe 10 hatten die eigentliche Leitung aller Geſchäfte, an ſie wendeten ſich die auswärtigen Geſandten und von ihnen wurde an den Rath und dann an die Volksverſammlung berichtet. Jeder Beſchluß in Staatsſachen wurde durch Stimmenmehrheit der P. gefaßt, darauf das Decret (προβούλημα) an den Rath geſandt und die Volksverſammlung durch einen Anſchlag (πρόγραμμα) davon in Kenntniß geſetzt. Das öffentliche Gebäude, in welchem die P. ſich verſammelten und gemeinſam ſpeiſeten, hieß das Prytaneum (πρυτανεῖον). In demſelben wurden außerdem die auswärtigen Geſandten und um das Wohl des Staates hoch verdiente Bürger öffentlich bewirthet und es war eine der höchſte Ehren, in das Prytaneum aufgenommen zu werden. Als daher die Richter den zum Tode angeklagten Sokrates fragten, was er für eine Strafe verdient zu haben glaubte? antwortete er: „Speiſung im Prytaneum." Es war der Heſtia geweiht, der man auch ein immerwährendes Feuer unterhielt, über welches die P. die Aufſicht hatten. Das Innere deſſelben war mit herrlichen Gemälden geſchmückt, der Speiſeſaal, Tholos, mit Götterbildern und Bildſäulen berühmter Männer und großer Helden; in demſelben befanden ſich auch die Geſetze Solon's. **11.**

Pſalm, lat. psalmus; franz. psaume; engl. psalm (vom griech. ψάλλειν, ein Saiteninſtrument ſpielen), iſt eigentlich ein jeder mit Muſik begleiteter Geſang und in eben dieſer weiten Bedeutung muß man das Wort auch faſſen, wenn man von dem vorzugsweiſe ſogenannten Buche der Pſalmen im alten Teſtamente ſpricht. Die LXX nämlich haben das hebräiſche Wort תְּהִלִּים (Loblieder) durch

ψαλμοί überſetzt, welches Wort, obwohl es nicht claſſiſch griechiſch iſt, doch ſehr treffend gewählt zu ſein ſcheint. Die ſogenannten Pſalmen ſind nämlich eine Sammlung von lyriſchen Gedichten, welche einzeln bei irgend einer Gelegenheit geſungen zu werden pflegten und zum Theil auch wohl als Ergüſſe des Gefühls beim Saitenſpiele ſelbſt anzuſehen ſind. Sie beſtehen aus einfachen Liedern, Oden, Hymnen, Elegien, Lehrgedichten, Gnomen und Parabeln, umfaſſen alſo das ganze Gebiet der lyriſchen Dichtkunſt und ſind entweder rein religiöſer Art, oder Nationallieder, oder politiſche Geſänge oder ſonſt von beſonderen Regungen des Geiſtes erzeugt. Durchgehends herrſcht aber in ihnen, wie im ganzen Staatsleben der Hebräer, das theokratiſch-religiöſe Element vor und ſie laſſen ſich wegen der häufigen Vermiſchung verſchiedener Gedanken ſelten einer beſondern Dichtungsart vollkommen unterordnen. In ihnen haben wir, außer einigen anderwärts zerſtreuten Liedern und dem Hohenliede, den ganzen noch übrigen Schatz der hebräiſchen Lyrik und nirgends prägt ſich ſchöner, als in ihnen, der Geiſt des jüdiſchen Volks aus. Sie ſind deßhalb in doppelter Hinſicht äußerſt wichtig, einmal, weil in ihnen die religiöſen Ideen der Verfaſſer ſich am Reinſten darlegen und ſie daher eine treffliche Quelle für die Kenntniß derſelben ſind, und dann, weil ſie den Standpunkt der Poeſie angeben, bis zu welchem die Hebräer ſich erhoben haben. Wie ſie aber in der erſtern Hinſicht durch ihren ächt religiöſen Geiſt eine ſchöne Erbauung gewähren, ſo dürfen wir ſie in der letztern unbedingt den ſchönſten Blüthen des menſchlichen Geiſtes zuzählen, obwohl ihr dichteriſcher Werth verſchieden iſt. Denn wie ſchon verſchiedene Verfaſſer (genannt werden hier Moſes [Pſ. 90], David, Aſſaph, Heman, Ethan, die Kinder Korah; viele ſind ohne Angabe des Verfaſſers) nicht auf gleicher Stufe ſtehen können, ſo ſtammen ſie auch aus ganz verſchiedenen Zeitaltern (viele ſind aus der Zeit David's; andere ſetzt man bis in das Zeitalter der Makkabäer herab). Was die äußere Form betrifft, ſo ſind ſie weder chronologiſch geordnet, noch paßt immer der Inhalt auf die Zeit und Verhältniſſe des angegebenen Verfaſſers, ſo daß dieſe Angaben wohl ſpätern Urſprungs und oft nur Vermuthungen ſind; doch ſcheinen ſie zu verſchiedenen Zeiten geſammelt zu ſein, ſo daß die Sammlung gewiſſermaßen 5 durch Einleitung und Schluß getrennte Bücher bildet, nämlich: 1) Pſ. 1—41; 2) 42—72; 3) 73—89; 4) 90—106; 5) 107—150. Sie führen meiſt Überſchriften, welche theils den (vermutheten) Verfaſſer, theils das begleitende Inſtrument, theils die Melodie, theils den beſondern Zweck, theils die Veranlaſſung zur Dichtung ꝛc. angeben; letzteres häufig nicht ganz wahrſcheinlich, denn die ſpätere Zeit hat oft Pſalmen, welche nothwendig bei beſonderen Veranlaſſungen, wie Huldigungsfeierlichkeiten ꝛc. gedichtet ſind, auf etwas ganz Anderes bezogen, wozu z. B. die ſogenannten meſſianiſchen Pſalmen gehören. Im Beſondern weht in vielen ein hoher Schwung der Phantaſie; in vielen iſt aber auch der Inhalt der Form aufgeopfert, wie z. B. in denen, wo die einzelnen Verſe nach der Reihenfolge der Buchſtaben des Alphabets beginnen. Die mit der Überſchrift שִׁיר הַמַּעֲלוֹת verſehenen (Pſ. 120—134) hat man früher für Lieder gehalten, welche von den nach Jeruſalem ziehenden Karawanen geſungen worden ſeien; doch widerſpricht dem der Sinn der meiſten und es ſind vielmehr Stufenlieder, in denen immer der folgende Vers den Hauptgedanken des vorhergehenden wieder auffaßt, wie vorzüglich Fr. Rückert zuerſt durch eine treffliche Überſetzung derſelben nachgewieſen hat. Unter den vielen Bearbeitungen der Pſalmen iſt vorzüglich De Wette's „Commentar über die Pſalmen" (Heidelb. 1829. 3. Aufl.) und unter den Überſetzungen die von Ewald (Göttingen 1835) zu empfehlen. 23.

Pſalmelodion heißt ein von Weinrich in Heiligenſtädt im Jahre 1828 erfundenes Blasinſtrument mit 25 Klappen und 8 Grifflöchern. Es beſteht aus einer dem untern Theile des Fagotts ähnlichen Hauptröhre, einem Schalltrichter und einem langen, dünnen, röhrenförmigen und etwas weit geöffneten Mundſtücke.

Der Umfang deſſelben beträgt einen Ton über 4 Octaven. Das Eigenthümliche dieſes Inſtruments iſt das, daß man auf demſelben vollſtimmige Accorde zugleich anblaſen kann. Doch ſcheint es wenig Verbreitung gefunden zu haben. 29.

Pſalmōdie heißt das Singen der Pſalmen und die Melodie des Pſalmengeſangs. Letztere war bei den Juden ſehr einfach und hielt wahrſcheinlich die Mitte zwiſchen Rede und Geſang. 29.

Pſalter überſetzte Luther das in mehreren Stellen des alten Teſtaments vorkommende Wort Nebel, ein Saiteninſtrument der alten Hebräer. Daſſelbe hatte eine der Harfe ähnliche Geſtalt und 10, nach Joſephus 12 Saiten. Es wurde mit den Fingern geriſſen. — P. oder Pſalterium heißt oft auch die Sammlung der bibliſchen Pſalmen. 29.

Pſammetich, ſ. Dodekarchie.

Pſeudo (von ψεῦδος, die Lüge, Täuſchung, Trug) pflegt anderen Worten vorgeſetzt zu werden, um damit das Unrichtige, Unächte, Falſche des damit bezeichneten Begriffs auszudrücken, z. B. Pſeudoprophet, Pſeudophiloſophie, Pſeudomeſſias. In Verbindung mit Geſchlechtsnamen negirt es entweder das von dieſen Prädicirte oder es deutet an, daß daſſelbe zwar von einer Perſon gleiches Namens, doch nicht von der gelte, von welcher dieſes gewöhnlich ausgeſagt wird, z. B. Pſeudoiſidorus, Pſeudodemetrius. Pſeudonym nennt man die Schrift, deren Verfaſſer ſich einen andern Namen beigelegt hat, die alſo unter einem falſchen Namen erſchienen iſt, und Pſeudonymus, der einen falſchen Namen trägt. — Die Pſeudonymität mag erlaubt ſein, ſo lange die Ehre eines Andern dadurch nicht gefährdet wird oder er öffentlich zur Verantwortung gezogen werden kann. 77.

Pſyche (ψυχή, Seele und Schmetterling) bildet eine der reizendſten Dichtungen der griechiſchen Mythologie. Sie war die Tochter des Sonnengottes und der Entelecheia (ἐντελεχεία, die höchſte Vollendetheit); nach ſpäteren Dichtern aber die jüngſte von den drei Töchtern eines Königs. Wegen ihrer himmliſchen Schönheit wagte es kein Sterblicher ſich um ſie zu bewerben. Da fragte der Vater das Orakel um Rath, welches ihm befahl, ſie im Leichenſchmucke auf einen hohen Berg zu führen und zu verlaſſen; denn ſie ſei zur Gemahlin eines mächtigen Ungeheuers beſtimmt. Kaum ſah ſich aber P. allein auf den Felſen, als ſie von einem ſanften Zephyr emporgehoben und in eine anmuthige Gegend, wo ein Palaſt Amor's ſtand, geführt wurde; denn zu ſchön, von einem Sterblichen umarmt zu werden, war ſie für den Gott der Liebe ſelbſt beſtimmt. Mitten im Genuſſe eines entzückenden Glückes ſehnte ſich doch P. nach ihren Schweſtern und ſie wurde auf Amor's Befehl vom Zephyr in den Palaſt ihres Vaters zurückgetragen. Dieſe, neidiſch auf das Glück ihrer Schweſter, brachten ihr den Argwohn bei, ihr unſichtbarer Liebhaber ſei ein furchtbares Ungeheuer, von deſſen Umarmung ſie ſich befreien müſſe. P., wiewohl oft von Amor gewarnt, nie nach ihrem Geliebten zu forſchen, trat, ſobald es Nacht geworden war, mit einer Lampe und einem gezückten Dolche vor das Lager Amor's, um ihn zu ermorden; aber entzückt, in ihm den ſchönſten der Götter zu erblicken, ließ ſie einen Tropfen heißes Öl auf ſeine Schulter fallen, worüber er erwachte und das tödtliche Werkzeug erblickend ſie zürnend verließ. Voll Verzweiflung ſtürzte ſie ſich in den nächſten Fluß, doch die Wellen trugen ſie ſanft auf das jenſeitige Ufer; ihre Schweſtern aber, welche ſich nach einander auf dem Felſen einfanden, um vom Amor entführt zu werden, wurden in den Abgrund geſtürzt. Auf ihren Irrfahrten kam P. endlich auch in den Palaſt der Venus, die ſie aber, neidiſch auf ihre Schönheit, grauſam behandelte und ihr die härteſten Prüfungen auferlegte. In Allem von Amor, deſſen Liebe keineswegs erloſchen war, unterſtützt beſtand ſie dieſelben glücklich, bis ſie dennoch bei der letzten und gefährlichſten ſcheiterte. Venus nämlich befahl ihr, in das Schattenreich hinabzuſteigen, von der Proſerpina eine Büchſe zu fordern, welche hohe Schönheitsreize enthielt,

und dieſe ihr uneröffnet zu bringen. Kaum war ſie der Unterwelt entſtiegen, als ſie von Neugierde getrieben die Büchſe eröffnete, aus welcher ein tödtlicher Dampf ihr entgegenſtieg, der ſie in einen Todesſchlummer verſenkte. Doch Amor, der ſie ſtets unſichtbar umſchwebte und jetzt den Entſchluß gefaßt hatte, ſich mit ihr zu vermählen, erweckte ſie und machte ihr nur ſanfte Vorwürfe. Venus ward verſöhnt, P. unter die Zahl der Unſterblichen aufgenommen und die ganze Verſammlung der Götter nahm an der Hochzeit des Liebesgottes Theil. Die zarteſten Begriffe von Tod und Leben, von dem Vergehen, um zu einem höhern Leben zu gelangen, ſind dieſer Dichtung eingewebt; P., das zarte geiſtige Weſen, ſchwingt ſich aus der gröbern Hülle empor und verfeinert zu einem ſchönern Daſein nimmt ſie an der Seligkeit der unſterblichen Götter Theil. — Wir verdanken dieſe allegoriſche Dichtung dem Apulejus, vom 4.—6. Buche. Berühmt iſt Canova's Marmorgruppe, die Überraſchung der Pſyche durch Amor auf dem einſamen Felſen darſtellend. 11.

Pſychiatrie, ſ. Seelenheilkunde.

Pſychologie (von ψυχή, Seele, und λέγω, ich rede) nennt man die Lehre oder Wiſſenſchaft von der menſchlichen Seele, die Seelenlehre oder Seelenkunde. Die erſte wiſſenſchaftliche Zuſammenſtellung von Beobachtungen und Ideen über das Weſen der menſchlichen Seele finden wir in des Ariſtoteles Werke „De anima", der dieſe Lehre als eine Geſchichte der Seele und als einen Theil der Naturgeſchichte betrachtet. Die Scholaſtiker ſuchten, ſtatt auf erfahrungsmäßigem Wege die Natur und die Kräfte der Seele aus ihren Äußerungen zu erkennen, ihr Weſen, als das eines Dinges an ſich, durch metaphyſiſche Begriffe a priori zu beſtimmen, und ſo wurde die P., als die rationale, ein weſentlicher Theil der Metaphyſik (ſ. d. Art.). Hier kam es hauptſächlich darauf an, die Einfachheit, Immaterialität, Subſtantialität und dadurch die Unſterblichkeit der Seele zu beweiſen. Neben dieſer, theilweiſe noch jetzt beſtehenden, rationalen, ſpeculativen oder transſcendentalen P., die der Metaphyſik angehört und darum wohl auch den Namen der metaphyſiſchen P. führt, iſt aber auch in den neueren Zeiten, mit den Fortſchriten in den Beobachtungswiſſenſchaften und beſonders auch angeregt durch die empiriſche Schule der engliſchen Philoſophen, — die empiriſche P. mehr bearbeitet worden, die, als ein Theil der Menſchenkunde oder Anthropologie überhaupt, gewöhnlich auch anthropologiſche P. oder pſychiſche Anthropologie genannt wird (ſ. d. Art. Anthropologie). Die Methode der Behandlung und demzufolge auch die Reſultate ſind bei dieſer empiriſchen P. ſehr verſchieden, desgleichen ihre Stellung zur Philoſophie. Die kritiſche Philoſophie begünſtigt das pſychologiſche Studium ſehr, weil ſie auf einer richtigen Kenntniß von den Seelenkräften beruht, und die P. wurde auf dieſe Weiſe eine Propädeutik der Philoſophie und dieſem Zwecke gemäß faſt ausſchließend als eine Wiſſenſchaft von dem urſprünglich in der Seele gelegenen Erkenntnißquellen behandelt. Hier ſind zu nennen die Werke von Schmid, Jacob, Hoffbauer, Kieſewetter, Snell, Carus und als das bedeutendſte das „Handbuch der pſychiſchen Anthropologie oder der Lehre von der Natur des menſchlichen Geiſtes", von Fries (Jena 1820—1821. 2 Bde. 8.). In derſelben Weiſe, als Einleitung und Vorbereitung für die philoſophiſche Erkenntniß iſt ſie auch neuerdings wieder, beſonders als Schutzmittel gegen willkührliche transſcendente Speculationen, geltend gemacht worden von Beneke, Weiſe, Lichtenfels u. A. — Mehr im Jacobi'ſchen Geiſte, für die Anerkennung eines Vermögens der Seele ein Überſinnliches unmittelbar aufzunehmen, ſind die pſychologiſchen Werke von Salat und Schulz gearbeitet. — Höchſt intereſſant iſt auch Herbart's Verſuch, die geſammten erfahrungsmäßigen Äußerungen der Seelenkräfte mechaniſchen Geſetzen zu unterworfen und ſo die anſcheinend ganz willkührlichen Operationen des Geiſtes beim Vorſtellen ꝛc. auf mathemathiſche For-

meln zurückzuführen („Lehrbuch der Pſychologie", Königsb. 1816. 8. und „Pſychologie als Wiſſenſchaft, neu gegründet auf Erfahrung, Metaphyſik und Mathematik", Ebend. 1824—1825. 2 Thle. 8.; „Psychologiae principia statica et mechanica, exemplis illustrata", 1822). Ihm folgte Niedenroth. Nicht auf dieſen beſondern Zweck einer Begründung der Erkenntniß durch die erfahrungsmäßige Betrachtung der Erkenntnißprincipien in der Seele und deren Äußerungsweiſen, ſondern allgemein auf die Darſtellung der Seele nach ihrer Natur und Stellung innerhalb des geſammten Organismus der Dinge ſind gerichtet die Schriften von Heinroth („Pſychologie als Selbſterkenntnißlehre", Leipz. 1827. 8.), von Schubert („Altes und Neues aus dem Gebiete der innern Seelenkunde", Leipz. 1816. 8.), von Mußmann („Lehrbuch der innern Seelenwiſſenſchaft", Berlin 1827. 8.) — die letzteren beiden nach den Grundſätzen der Naturphiloſophie, jene der Schelling'ſchen, dieſe der Hegel'ſchen. — Unter den Engländern haben beſondere Werke über P. Bragge und Stewart, unter den Franzoſen De la Chambre, Bonnet, Helvetius geliefert. — Vergl. „Geſchichte der Pſychologie" von Carus (Leipz. 1809. 8.). 80.

Pſychrometer, ſ. Hygrometer.

Ptolemäer oder **Lagiden**. Die von Alexander dem Großen ererbten und eroberten Länder wurden nach ſeinem Tode in 4 große Reiche getheilt, die von des Königs berühmteſten Feldherren unter einem gemeinſchaftlichen, wiewohl nicht allzu geachteten Oberhaupte verwaltet wurden. Ägypten war dem Ptolemäus zugefallen, der, ein natürlicher Sohn des Philippus und Alexander's Halbbruder, den Beinamen Lagi (von Lagus, dem Vater ſeiner Mutter) oder Soter (d. i. Retter, von den vor Demetrius Poliorcetes geretteten Rhodiern ſo genannt) erhielt. Ihn und ſeine Nachfolger in Ägypten, welche bis 31 v. Chr. ſelbſtſtändig regierten, begreift man unter dem Namen der Ptolemäer. Nach der Schlacht bei Ipſus nahm Ptolemäus den Königstitel an und ſein Reich umfaßte außer dem damaligen Ägypten noch das an daſſelbe ſich anſchließende Stück von Aſien, wo Phönicien, Cöle-Syrien und Paläſtina lag; die Hauptſtadt war Alexandria (ſ. d. Art.), mit deren Gründung Alexander große Ideen verknüpfte, die Ptolemäus und ſeine nächſten Nachfolger zu realiſiren glücklich verſuchten. Wie anderen Königen genügte auch ihm ſein Land nicht, aber zu klug, um ſeine Kräfte gegen krieggewohnte und erprobte Mächte zu wenden, überſchritt er ſeine Grenzen nach Norden nicht, ſondern vergrößerte ſein Reich in Afrika, wo er das angrenzende Cyrene und weiter einen Theil von Libyen und im Süden Äthiopien eroberte. Aber nicht allein dieſe Eroberungen beſchäftigten den thatendurſtigen Ptolemäus, er wußte ſeine Erwerbungen auch zu regieren. Vor Allem dachte er auf die Ausſchmückung ſeiner Hauptſtadt, die er durch die prächtigſten Bauten, durch die Beförderung der Künſte und Wiſſenſchaften, durch die Unterſtützung des Handels zu der berühmteſten Stadt der Erde nächſt Rom machte. Als er 284 ſtarb, folgte ihm ſein Sohn Ptolemäus Philadelphus, ein die Gelehrſamkeit und den Frieden liebender Herr. Verlor er auch dadurch an ſeinen Halbruder, Magas, Cyrene, ſo blieb ihm doch noch ein großes und ſchönes Reich, das er durch ſeine treffliche Regierung zu einem der blühendſten machte. Um die Schifffahrt und den Handel erwarb er ſich durch die Erbauung (wenigſtens die Vollendung) des großen Leuchtthurmes bei Alexandria (ſ. Pharus) und des das Mittel- mit dem rothen Meer verbindenden Canals (welchen ſchon die alten Landeskönige zu bauen begonnen und Darius nachmals fortgeſetzt hatte) große Verdienſte. Ihm folgte 246 ſein Sohn Ptolemäus Euergetes (d. i. der Wohlthäter), welchen Beinamen ihm ſein dankbares Volk gab; weil er ihm die von den Perſern zerſtörten und geſchändeten Heiligthümer wiederherſtellte und auf ſeinen Zügen nach dem Oriente viele von Ägypten entriſſene und dorthin geſchleppte Kunſtwerke zurückbrachte. Denn nicht wie ſein Vater liebte dieſer

Ptolemäus den Frieden, ſondern ſuchte die Grenzen ſeines Reichs noch zu erweitern und zwar nicht allein auf der von dem Großvater bezeichneten Bahn, ſondern auf einem Rachezuge gegen Seleucus Kallinikus, den Mörder ſeiner Schweſter, eroberte er Syrien und darüber das Land bis nach Baktrien und die ioniſchen Staaten. Im Süden errang er ſich das Land bis zu den Quellen des Nilſtroms und alles Küſtenland, das vom rothen Meere beſpült wird. Bei ſeiner Kriegsluſt vergaß er aber, wie ſeine Ahnen, nicht ein Beförderer der Wiſſenſchaften zu ſein; durch ihn kamen die Handſchriften der Tragödien des Äſchylus, Sophokles und Euripides aus Athen nach Alexandria; er erbat ſich dieſelben nämlich Behufs einer Abſchrift und ſetzte als Unterpfand der ehrlichen Rückgabe 15 Talente (gegen 18000 Thaler) ein. Nachdem die Copie gefertigt war, ſchickte er dieſe nach Athen und behielt das Original für die Bibliothek ſeiner Hauptſtadt, indem er das Einſatzgeld gern verlor. Von nun an beginnt das Königshaus der P. ſichtbar in Abnahme zu kommen; Üppigkeit, Verſchwendung, Meuchelmord, Familienzwiſte ſind die Gegenſtände, welche die Geſchichte derſelben von nun an ausmachen. Dabei iſt zu verwundern, daß das Land fortblühte und das Volk nur allmählig durch hohes ärgerliches Beiſpiel verführt zerrüttet wurde. Des letzten großen Ptolemäus unwürdiger Sohn, Ptolemäus Philopator oder (wegen ſeiner Schwelgerei) Tryphon genannt (221—204), gab das Signal; mit Grauſamkeiten begann er ſein Regiment, welches dann ſchlechte und gute Miniſter und Buhlerinnen des Königs führten. Syrien, welches ihm ſeine tapferen Feldherren im rühmlichen Kampfe gegen den furchtbaren Antiochus erhalten hatten, ging unter ſeinem Sohne Ptolemäus Epiphanes (204—181), der unmündig zur Regierung kam, verloren. Aber es wäre nicht bei dieſem Verluſte geblieben und die P. konnten die Krone an Antiochus verlieren, wenn nicht die Vormünder des Ptolemäus Roms Hülfe angerufen hätten. Die Römer wendeten das Unglück ab, bahnten ſich ſelbſt aber zugleich auch den Weg zum einſtigen Beſitze des Landes. Durch ſie wurde der nach Ptolemäus Epiphanes Tode zwiſchen ſeinen Söhnen, Ptolemäus Philometor und Ptolemäus Physkon, entſtandene Streit geſchlichtet und ihren Ausſprüchen mußten dieſe ſich ſtets fügen; ſie ſetzten den mehrmals verbannten Ptolemäus Philometor immer wieder auf den Thron und ließen nach deſſen Tode (145) den jüngern bis 117 durch allerhand Grauſamkeiten Königshaus und Land zerrütten. Merkwürdig war an dieſem Ptolemäus die Liebe zu den Wiſſenſchaften und ſein unverſöhnlicher Haß gegen die Gelehrten. Die Verfolgung gegen dieſelben ward die Veranlaſſung, daß damals der Sitz der Gelehrſamkeit von Alexandria weg und wieder nach Athen verlegt wurde. Eine nicht unerfreuliche Erſcheinung auf dem ägyptiſchen Throne war Ptolemäus Lathurus (116—81). Sein redlicher Wille ſchien der Urahnen Zeiten wieder über Land und Volk bringen zu wollen; aber weder er hatte Kraft, noch ſein Volk Empfänglichkeit für Beſſeres. Nach ihm regierten in gemeiner Weiſe drei P. ſämmtlich mit dem Beinamen Alexander bis zum Jahre 66 und als deren Letzter im Exile geſtorben war, ſetzten die Römer um vieles Geld den Ptolemäus Auletes, einen natürlichen Sohn des Ptolemäus Lathurus, auf den Thron, der bis 51 von ſeinen Unterthanen viel Ungemach erdulden mußte und durch Härte und Grauſamkeit ihnen Gleiches vergalt. Sein Sohn, Ptolemäus Dionyſus, ſollte ſich nach des Vaters Willen mit ſeiner eigenen Schweſter, Cleopatra, verheirathen und mit ihr regieren; doch nicht lange währte die gemeinſchaftliche Regierung; die von ihm verſtoßene Cleopatra fand Gnade in Cäſar's Augen und Herzen und da Ptolemäus ſelbſt dem großen Römer wegen der an Pompejus begangenen Mordthat verhaßt war, führte er die Königin zurück. Der elende Ptolemäus ſelbſt kam 47 im Kampfe gegen die Römer um. Nun verheirathete ſich auf Cäſar's Befehl Cleopatra mit ihrem jüngern, 11 Jahre alten Bruder, Ptolemäus Puer, den nach 3 Jahren das freche Weib

vergiftete und nun allein auf dem Throne ſaß, ihr Herz erſt dem Cäſar, dann dem Antonius ſchenkend. Nach der Schlacht bei Actium (31) und der Ermordung der Cleopatra wurde Ägypten eine römiſche Provinz, nachdem es des römiſchen Volkes Feſſeln ſchon längſt getragen hatte und Cyrenaica (84), darauf Cypern (58) davon geriſſen und dem römiſchen Reiche einverleibt worden waren. Die Schätze, welche die P. in ihrer Reſidenz geſammelt hatten und welche nicht Gegenſtand der Vergeudung hatten werden können, wurden nach mehreren Jahrhunderten durch die barbariſchen Chalifen vernichtet. — Vergl. J. Vaillant, „Historia Ptolemaeorum“ (Amſterd. 1701, nach Münzen); Heyne, „De genio saeculi Ptolemaeorum“ (Gött. 1763. Programm); Ameilhon, „Geſchichte der Handlung und Schifffahrt der Ägypter unter den Ptolemäern“ (aus dem Franz. überſ., Prag 1769). 6.

Ptolemäus (Claudius), berühmter alter Mathematiker, war aus Peluſium in Ägypten gebürtig und lebte vom Jahre 125 bis 140 nach Chriſti Geburt in Alexandrien. Seine Werke über Geographie und Aſtronomie machten ihn berühmt. In erſtern ſucht er die Lage eines jeden Orts mathematiſch zu beſtimmen („Geographia“, herausgegeben von Erasmus, Baſel 1533; Mercator, Amſterd. 1605. Boetius, Amſterd. 1618), in letztern gibt er ein vollſtändiges Syſtem der älteren Aſtronomie (μεγάλη σύνταξις, „Almageſt“, überſetzt mit Anmerkk. von Halma, Paris 1813—1815. 2 Bde. 4.). Er beſtimmte zuerſt die zwei vornehmſten Ungleichheiten in dem Laufe des Mondes. In der nach ihm benannten Anordnung der Planetenbahnen ſteht die Erde in der Mitte und Mond, Mercur, Venus, Sonne, Mars, Jupiter und Saturn bewegen ſich um ſie. Vergl. Bode „Des Claudius Ptolemäus Beobachtung und Beſchreibung der Geſtirne und der Bewegung der himmliſchen Sphäre“ (Berlin 1795). Eine vollſtändige kritiſche Ausgabe der Geographie des P. vom Rector Nobbe in Leipzig wird nächſtens erſcheinen. 13.

Ptolemais, ſ. Akka.

Pubertät oder **Mannbarkeit**, lat. pubertas; fr. puberté; engl. puberty, nennt man die Lebensepoche, in der beſonders die ſchnelle Entwickelung, die Organiſationsvollendung und die Fähigkeit, welche beim Menſchen beiderlei Geſchlechts die Zeugungsorgane für die Erfüllung ihrer Functionen erlangt haben, auffallend hervortritt. Wenn bei dem Knaben und Mädchen ihre äußeren Formen, Sprache und Neigungen faſt dieſelben waren, bringt nun in dieſen allen die P. eine große Veränderung hervor und die einem jeden Geſchlechte beſonders eigenthümlichen Attribute bewirken von nun an eine völlige Trennung des Weibes vom Manne. Die P. folgt daher unmittelbar auf die Kindheit und tritt in ſüdlichen Ländern früher ein als in nördlichen. Im mittleren Theile von Europa iſt es beim weiblichen Geſchlechte gewöhnlich das Alter von 13—15 Jahren und beim männlichen das von 14—16 Jahren. Indeß können in einem und demſelben Klima die Localitäten, welche erhitzen und beleben, und die, welche zuſammenziehen und erkälten, auf die Zeit der P. einen entgegengeſetzten doppelten Einfluß ausüben. So verzögern auch die einförmigen und milden Gewohnheiten des Landlebens, die einfachen und unſchuldigen Sitten der Dorf- und meiſten Bergbewohner mehr oder weniger die P.; dagegen wird in großen Städten durch das daſelbſt geführte zerſtreute Leben, durch ſchlechte Sitten und böſe Beiſpiele, andererſeits aber auch durch die Cultur der ſchönen Künſte und alles das, was die Einbildungskraft zu entflammen vermag, das Erſcheinen der P. ſehr beſchleunigt, und dieſem Umſtande ſo wie dem ſüdlicheren Klima iſt es auch wohl zuzuſchreiben, wenn die römiſche Geſetzgebung für das weibliche Geſchlecht das 12te und für das männliche das 14te Jahr als die Zeit der Geſchlechtsreife und der P. beſtimmte. Eine durch laſterhafte Gewohnheiten und anticipirte Genüſſe zu frühzeitig hervorgerufene Mannbarkeit muß

offenbar für die Kraft des Körpers und die Dauer des Lebens zerſtörend wirken, während man im Gegentheile Individuen findet, die es lediglich ihrer langen Enthaltſamkeit verdankten, daß ſie bis in ein ſehr hohes Alter alle ihre männlichen Vermögen beſaßen. Die Erſcheinungen, durch welche ſich die P. charakteriſirt, beziehen ſich beim weiblichen Geſchlechte beſonders auf das Erſcheinen des periodiſchen Monatsfluſſes, die Entwickelung der Gebärmutter und ihrer Anhänge, namentlich der Eierſtöcke, die der äußeren Scham und auf das Wachsthum der Brüſte; während bei dem männlichen die Genitalien ebenfalls eine bedeutende Entwickelung zeigen, die ſich vorzüglich auch durch häufige Erection der Ruthe, durch Bildung und Abgang der Samenfeuchtigkeit verräth; außerdem findet beſonders noch das Erſcheinen des Bartes auf dem Kinne und den Oberlippen ſtatt. Auffallend nimmt zugleich auch das Wachsthum des übrigen Körpers bei beiden Geſchlechtern zu; er bekommt vermöge der ſtärkern Ausdehnung des unter der Haut befindlichen Zellgewebes mehr Rundung und die Haut eine eigenthümliche Färbung, indem ſie an manchen Theilen braun wird, ihre urſprüngliche Zartheit verliert, feſter wird und ſich auf dem Schamberge und unter den Achſeln, bei dem Manne oft auch auf der Bruſt, mit Haaren bedeckt. Die Ausdünſtung bekommt einen ſtärkern Geruch; ſie wird gleichſam aromatiſch, beſonders bei mannbaren Mädchen, wogegen aber die eigenthümliche Abſonderung in den Schleimdrüſen der Scham und der Eichel ſtark vermehrt wird und den ihr eigenthümlichen, mehr oder minder ſtarken und unangenehmen Geruch annimmt. Endlich erweckt die P. auch den Drang der erſten Wünſche, der ſich durch den momentanen Orgasmus, die Steigerung der Senſibilität und die wahre Erection der Geſchlechtsorgane, namentlich der Ruthe und der Clitoris, ankündigt. Allein mit dieſen phyſiſchen Erſcheinungen der P. verbindet ſich bekanntlich auch jene Aufeinanderfolge der ſo bekannten moraliſchen Veränderungen, unter die man die ſüße Melancholie, das Unbeſtimmte der Ideen, die das erſte Gefühl der Liebe begleitet, die Scham, die ſich an ihre Äußerung knüpft, den raſchen Aufſchwung, den die Einbildungskraft nimmt, den Charakter der Empfindungen und die beſondere Wendung der Ideen, welche die P. ſo außerordentlich von der Kindheit unterſcheiden, rechnet. (Vergl. Alter.) Es iſt eine ſchöne Zeit, dieſe Zeit des angehenden mannbaren Mannes und Weibes; allein leider iſt ſie auch bei Vielen mit den heftigſten Stürmen verbunden, wenn während der P. die Natur in ihrem Wirken geſtört wird, und mehr oder minder ſchwere Krankheiten des Körpers wie des Geiſtes können die Folgen davon ſein. (Vergl. Schneider's „Handbuch über die Krankheiten des mannbaren Alters" Leipz. 1808). 7.

Publiciſt, Staatsrechtslehrer, ſ. Recht und Staatsrecht.

Publicität, ſ. Öffentlichkeit.

Publicum, franz. und engl. public, das Öffentliche, iſt die allgemeine Bezeichnung für die gemiſchte Volksmenge, wird aber meiſt nur in Beziehung auf irgend einen Gegenſtand gedacht, ſo daß man z. B. von einem Theaterpublicum, dem P. eines Schriftſtellers ꝛc. ſpricht. 30.

Publius Syrus, ein mimiſcher Dichter, von Geburt ein Syrer, lebte in Rom als Sklave, wurde aber frühzeitig freigelaſſen und genoß beſonders die Gunſt des Julius Cäſar, von dem ihm auch im Wettſtreite mit dem Laberius der Preis zuerkannt wurde. Bei Cic. ad Fam. lib. XII. ep. 18 geſchieht ſeiner Erwähnung. In ſeine Mimen verflocht er kurze Sentenzen und Lebensregeln, weßhalb ſie früher zum Auswendiglernen auf Schulen gebraucht wurden. Die erſte Ausgabe derſelben beſorgte Erasmus mit einer Paraphraſe (Baſel 1502. 4.) und dieſer folgten bald andere von Fabricius (Leipz. 1550 und 1567. 4.) ꝛc. Die neueſten ſind von J. F. Kremſier (Leipz. 1809) und Zell (Stuttg. 1809) mit beigefügten metriſchen Überſetzungen. Auch finden ſie ſich bei den Ausgaben des Phä-

drus von Walch, Bentley und Bothe. Ins Franzöſiſche wurden ſie von J. G. Beaurie übertragen. 77.

Pud, ein ruſſiſches Handelsgewicht = 40 ruſſiſche Pfund = 340493 holl. Aß. 33.

Puddingſteine, Wurſtſteine, Kieſelconglomerate, franz. brèches; engl. puddingstones, nennt man ſolche Geſteine, welche aus verſchieden großen, eckigen oder abgerundeten Bruchſtücken von Quarz, Hornſtein, Feuerſtein, Chalcedon, Jaspis ꝛc. beſtehen, die durch ein kieſelhaltiges oder Eiſen führendes ſteiniges Bindemittel zuſammengekittet ſind und in demſelben gleichſam eingeknetet inne liegen. Sie ſind in England häufig und in Sandſtein- oder Mergelgebirgen auch an andern Orten. Man benutzt ſchöne Zuſammenſetzungen dieſer Art zur Herſtellung größerer Steinarbeiten. 76.

Puder nennt man ein weißes Pulver, welches früher hauptſächlich zum Beſtreuen der Perücken benutzt wurde. Es war entweder gewöhnliches Mehl aus den Kornarten und aus anderen Samen, z. B. den weißen Bohnen, oder es war das Satzmehl aus Waizen oder Kartoffeln, welches gewöhnlich mit Veilchenwurzelpulver wohlriechend gemacht wurde. Noch jetzt wendet man ein ſolches Pulver unter dem Namen poudre à la maréchal an, welches durch Moſchus und ätheriſche Öle parfümirt iſt. 5.

Pückler-Muskau (Hermann, Fürſt von), ein als Menſch und als Schriftſteller ausgezeichneter Mann, am 30. Oct. 1785 zu Muskau in der Lauſitz geboren, widmete ſich, nachdem er zu Dresden, wo ſein Vater als churſächſiſcher geheimer Rath lebte, in dem herrnhuthiſchen Inſtitute zu Uhyſt, auf dem Pädagogium zu Halle und zu Deſſau ſeine Vorſtudien beendigt hatte, auf der Univerſität Leipzig der Jurisprudenz (1800—1803) und trat dann, weil ihn der Militairſtand vor Allem anzog, als Lieutenant in ſächſiſche Kriegsdienſte. Ein ritterlicher, nicht ſelten ans Abenteuerliche ſtreifender Geiſt machte ihn ſeiner Umgebung bald bekannt und beliebt; da aber ſeine Genialität über den ihm angewieſenen engen Kreis hinausſtrebte, forderte er bald ſeinen Abſchied und trat, nachdem er dieſen als Rittmeiſter erhalten hatte, eine große Reiſe an. Sein Weg führte ihn über Wien, durch das ſüdliche Frankreich und über Paris nach Italien und von da nach einem längeren Aufenthalte in Neapel nach Berlin, wo er durch den Tod ſeines Vaters, mit welchem er nicht in Allem übereinſtimmen konnte, einer ſehr beſchränkten Lage, die ihn jedoch manches ihm ſonſt unbekannt gebliebenes Verhältniß des Lebens beobachten ließ, enthoben wurde. Er wandte nun ſeine Aufmerkſamkeit der Verſchönerung ſeines Stammgutes zu und entbot, um dieſen Zweck nach Wunſch zu erreichen, den Baumeiſter Schinkel zu ſich; dabei erfreute er ſich des geiſtreichen Umgangs mit dem bei ihm als Freund wohnenden Dichter Cl. Brentano und mit dem Novelliſten L. Schefer, ſeinem Landsmanne und Jugendgefährten. In dem Befreiungskriege trat er im October 1813 als Major in ruſſiſche Dienſte und machte den Feldzug nach den Niederlanden mit; beſonders zeichnete er ſich in den Gefechten um Antwerpen und bei dem Sturme auf Merxen aus; auf dem Zuge gegen Caſſel jagte er dem Feinde mehrere Geſchütze ab und hieb einen franzöſiſchen Huſarenoberſten, der vor der Fronte keck zum Zweikampfe aufforderte, nieder. Später erwarb er ſich durch die Verwaltung des Amtes eines Militair- und Civilgouverneurs in Brügge großen Beifall. Nach dem Friedensſchluſſe trat er als Oberſtlieutenant und mit mehreren Orden geziert wieder in den Privatſtand und machte 1815 eine Reiſe nach England, um ſich mit der Politik, Induſtrie und den Sitten dieſes Volkes vertraut zu machen. Nach ſeiner Heimkehr begann er die großartigen Anlagen auf ſeinen Gütern und brachte ſie mit vielen Aufopferungen zu Stande; auch benutzte er die reichhaltigen Mineralquellen auf ſeinen Beſitzungen zur Errichtung einer vollſtändigen Badeanſtalt, die ſich ſeitdem unter

dem Namen „Hermannsbad“ ziemlich bekannt gemacht hat. Während dieſer Beſchäftigungen trieb ihn ſein unruhiger Geiſt oft nach Dresden und Berlin. Auf einem dieſer Ausflüge (1817) machte er ſogar mit der Luftſchifferin Reichard eine Luftfahrt, die glücklich ablief. Weniger glücklich war ſeine Vermählung mit der Reichsgräfin von Pappenheim, einer Tochter des Staatskanzlers Fürſten von Hardenberg, von welcher er ſich 1826 ſcheiden ließ; auch wurden ſeine Ausſichten, durch dieſe Verbindung zu einem bedeutenden Staatspoſten zu gelangen, nicht erfüllt; doch erhob ihn der König von Preußen 1822 zur Entſchädigung vieler Privilegien, die er durch die Vereinigung der Lauſitz mit dem preußiſchen Staate eingebüßt hatte, in den Fürſtenſtand. Zur Verbeſſerung und Verſchönerung ſeiner Anlagen unternahm er 1828 eine zweite Reiſe durch England und Frankreich und theilte ſeine gemachten Erfahrungen und Bemerkungen in den vielgeleſenen „Briefen eines Verſtorbenen“ (Münch. und Stuttg. 1830—1832. 4 Thle. 8.), welche auch ins Engliſche überſetzt wurden, mit. Als Ergänzung dieſer Briefe können ſeine „Tutti frutti, aus den Papieren eines Verſtorbenen“ (Stuttg. 1834. 5 Bde. 8.), eine Auswahl intereſſanter Aufſätze verſchiedener Art, dienen. Eine Äußerung in den „Briefen eines Verſtorbenen“ hatte einen Zweikampf zur Folge, welchen er auf ſeiner Reiſe nach Frankreich (1835) glücklich beſtand. Hierauf ging er von Paris durch Südfrankreich nach Algier und andere Theile Afrikas und kehrte über Malta nach ſeinen Gütern zurück. Dieſe letzte Reiſe machte er unter dem Titel: „Semilaſſo's vorletzter Weltgang; Traum und Wachen; aus den Papieren des Verſtorbenen“ (Stuttg. 1835. 3 Bde. 8.) bekannt und gab zugleich in ſeinen „Jugendwanderungen“ (Stuttg. 1835. 8.) einen Auszug aus dem Journale ſeiner früheren Reiſe nach Frankreich und Italien (1815). P.'s Schriften zeichnen ſich ſämmtlich durch Genialität, leichte und anſprechende Darſtellung, Neuheit und Keckheit der Anſichten und Urtheile und durch treffliche Sitten- und Charakterſchilderungen, beſonders aus den höheren, wenigen Reiſenden zugänglichen Kreiſen, aus, leiden aber auch nicht ſelten an Leichtfertigkeit und Oberflächlichkeit des Urtheils, an allzuſicherer, ſelbſtgefälliger Durchführung halbwahrer oder ganz falſcher Behauptungen und an Gedehntheit. 66.

Püllna iſt ein Dorf in der Nähe von Brix im ſaatzer Kreiſe des Königreichs Böhmen, bei dem in neuerer Zeit einige Bitterwaſſerquellen entdeckt worden ſind. Nur das Waſſer der einen Quelle wird zum Verſenden benutzt. Daſſelbe iſt gelblich, dabei aber klar und durchſichtig, ſchmeckt nach Glauberſalz und hat ſich bei gaſtriſchen Unreinigkeiten, chroniſchen Rheumatismen, Blutanhäufungen, Hautſchärfen ꝛc. ſo wohlthuend erwieſen, daß es die berühmten nahen Bitterwaſſer von Saidſchütz und Sedlitz gegenwärtig wohl übertrifft. Eine Beſchreibung der Quellen von P. haben wir von Wetzler (1826). 35.

Püſtrich, auch **Püſterich, Puſter, Puſterich, Brüſtand**, wird das ſorbiſch-wendiſche metallene Götzenbild genannt, das gegen das Jahr 1546 auf dem Schloſſe Rotenburg am thüringer Walde gefunden ward, 24 Zoll hoch und gegenwärtig im fürſtlichen Schloſſe zu Sondershauſen auf einem rothmarmorirten Poſtamente aufgeſtellt iſt. Dieſes Götzenbild, welches ſeinen Namen von puſter, puſten, zornen hat und die mit Blitz und Donner ſtrafende Gottheit bedeutet, iſt eine ziemlich unförmliche einen dicken pausbäckigen Jungen vorſtellende Figur mit negerähnlichem Geſichte, abgeſchnittenen Untertheilen der Füße, einer herunterhängenden Hand, einem knieenden Beine und einer im Mittelpunkte des Oberkopfes und des Mundes befindlichen kleinen mit Eiſen beſchlagenen Oeffnung. Eine getreue Nachbildung von Holz befindet ſich auf der Univerſitätsbibliothek zu Leipzig und eine genaue Abbildung enthält die Schrift: „Pusterus, vetus Germanorum idolum etc. praeside Im. Webero subjicit J. P. Chr. Staubius“ (Giess. 1717.). Man iſt der Anſicht, daß dieſes Götzenbild gebraucht wurde,

um dem Volke Furcht und Schrecken einzujagen, indem man Waſſer in den hohlen Bauch goß, die Löcher am Kopfe und am Munde ſchloß und ihn über's Feuer ſetzte, wodurch bei deſſen Hitze Getöſe entſtand und Dampf aus dem Bilde hervorſtieg. Sonderbar genug haben Manche in dem P. eine Kriegsmaſchine, welche den Belagerten als Vertheidigungswaffe gedient habe, noch Andere eine Brantweinbrennmaſchine darin finden wollen. Vergleiche auch: J. L. Bertram „Nachricht vom Püſtrich" (Sondershauſen 1811.); „Leipziger Literatur-Zeitung" (1812. Nr. 150); „Thüringer Erholungen" (1812. Nr. 58); „Curioſitäten" (1812. Bd. II. St. 3); Ernstii „Observ." (lib. II. cap. 39.); Heſſe „Geſchichte des Schloſſes Rotenburg" (Naumb. 1823.). 64.

Püterich von Reicherzhauſen, ein Ritter aus dem Oeſtreichiſchen, welcher in der erſten Hälfte des XV. Jahrhunderts mit großem Fleiße eine Bibliothek von alten Rittergedichten aus dem ſchwäbiſchen Zeitalter ſammelte. Er beſchrieb ſie in einem breiten, verworrenen gereimten Briefe, welchen er 1462 an eine öſtreichiſche Prinzeſſin richtete. Dieſe aller Phantaſie und Poeſie ermangelnde Epiſtel iſt für die Geſchichte der altdeutſchen Literatur ſehr wichtig und von J. C. Adelung unter dem Titel: „Ehrenbrief" (Leipz. 1788. 4.) mit vielen Anmerkungen herausgegeben worden. 66.

Pütter (Johann Stephan), berühmter Staatsrechtslehrer, ward zu Iſerlohn in Weſtphalen den 25. Juni 1725 geboren. Schon in ſeinem 15., nach Anderen ſogar im 13. Jahre ging er auf die Univerſität Marburg, ſtudirte weiter zu Halle und Jena, fing gegen Oſtern 1743 an zu Marburg als Advocat zu prakticiren und hielt, nachdem er im April 1744 Licentiat geworden war, ſeit Oſtern 1744 öffentliche Vorleſungen und führte zugleich verſchiedene Proceſſe an den beiden höchſten Reichsgerichten zu Wetzlar und Frankfurt. Im Juni 1746 ging er als außerordentlicher Profeſſor der Rechte nach Göttingen, ward daſelbſt im December 1753 ordentlicher Profeſſor, im Juni 1757 Profeſſor des Staatsrechts, im December 1758 Hofrath und nachdem er 1764 der braunſchweigſchen Wahlgeſandtſchaft in Frankfurt bei Ernennung des Kaiſers Joſeph II. als Rath beigewohnt hatte, 1770 geheimer Juſtizrath. Zuletzt zog er ſich aber von den akademiſchen Berufsarbeiten gänzlich zurück. Seine Geiſteskraft war durch das Alter ſo geſchwächt, daß er ſich beim Anblicke der franzöſiſchen Soldaten (1806) in die Zeiten des ſiebenjährigen Krieges zurückgeſetzt glaubte. Er ſtarb den 12. Auguſt 1807. P. hat im allgemeinen deutſchen Staatsrechte als Wiſſenſchaft Epoche gemacht und als vielfach verdienter und von ſeinen Zeitgenoſſen hochgeachteter Gelehrter durch Thätigkeit und Klugheit der Univerſität Göttingen zum Theil den Ruhm verſchafft, den ſie noch jetzt genießt. Er bearbeitete das deutſche Staatsrecht in ſeinem ganzen Umfange in vielen größeren und kleineren Schriften, die theils ſyſtematiſchen Inhalts, theils Erläuterungen einzelner Partien des Syſtems ſind. Vorzüglich iſt es ihm zu verdanken, daß in dieſem Studium zuerſt ein nach wiſſenſchaftlichem Zuſammenhange ſtrebender Geiſt rege wurde. Daher kam es, daß P. bei vielen öffentlichen Verhandlungen und Proceſſen conſultirt und als Schiedsmann gewählt wurde. Unter ſeinen vielen Schriften nennen wir „Grundriß der Staatsveränderungen des deutſchen Reichs" (Göttingen 1753. 7. Aufl. 1795.); „Auserleſene Rechtsfälle" (1760—1802. 4 Bde.); „Gelehrtengeſchichte von Göttingen" (1765—1788. 2 Thle.); „Institutiones juris publici germanici" (1770. ed. VI. 1802.); „Literatur des deutſchen Staatsrechts" (1776. 3 Thle.); „Hiſtoriſche Entwickelung der Staatsverfaſſung des deutſchen Reichs" (1786. 3. Ausg. 1798. 3 Thle.); „Etwas zur täglichen Andacht" (1775); „Einziger Weg zur wahren Glückſeligkeit ꝛc." (1774. 4. Ausg. 1794); „Die chriſtliche Religion im Zuſammenhange" (1786); eine Ausgabe der „Augsburgſchen Confeſſion" (Götting. 1776 mit einer vortrefflichen Abhandlung „über die katholiſche Gegenreformation"); „Geiſt des

weſtphäliſchen Friedens, nach dem reinen Gehalte der darin verhandelten Gegenſtände hiſtoriſch und ſyſtematiſch dargeſtellt" (Göttingen 1795); „Der Büchernachdruck nach ächten Grundſätzen des Rechts geprüft" (Göttingen 1774) ꝛc. Am Schluſſe ſeines 50jährigen akademiſchen Wirkens gab er ſeine Selbſtbiographie (Göttingen 1798. 2 Bde.) heraus, die jedoch nicht überall ſeinen Ruf als akademiſcher Lehrer und als Schriftſteller erhielt und vermehrte, obgleich auch hier ſein rein menſchliches Weſen, ſeine Frömmigkeit und ſeine Gediegenheit im Wiſſen wie im Gemüthlichen nicht zu verkennen iſt. 65.

Pufendorf iſt der Name einer in der Geſchichte der Gelehrſamkeit überhaupt, und in der der Rechtswiſſenſchaft und Staatskunde beſonders berühmt gewordenen Familie. Eſaias P. wurde zu Flöhe bei Chemnitz, nach Anderen zu Dorfchemnitz, an welchen beiden Orten der Vater Prediger war, am 25. Juli 1628 geboren, ſtudirte zu Leipzig Philoſophie und Geſchichte, ohne ſich auf eine Facultätswiſſenſchaft ausſchließlich zu legen, wurde Beiſitzer der daſigen philoſophiſchen Facultät, ſtudirte nachmals Jura und ging nach vollendeten akademiſchen Jahren auf Reiſen, auf denen er junge Männer von Stande begleitete. Die Folge derſelben waren nicht unbedeutende Bekanntſchaften und eine Anſtellung im ſchwediſchen Staatsdienſte, die ihn jedoch ſeinen Aufenthalt in Deutſchland nehmen ließ. Später wurde er ſchwediſcher Geſandter in Paris, dann in Wien, 1672 Geheimerrath und Kanzler von Bremen und Verden, endlich in den Adelſtand und zum Eques auratus von England erhoben. Er zog ſich jedoch 1686 aus dem ſchwediſchen Staatsdienſte zurück, ging nach Hamburg, trat 1687 in däniſche Dienſte, wo er Miniſter wurde, ging 1688 als däniſcher Geſandter nach Regensburg und ſtarb daſelbſt den 26. Auguſt 1689, ohne den ihm zugedachten Geſandtſchaftspoſten in Wien angetreten zu haben. Die von ihm geſchriebenen Abhandlungen, z. B. de Druidis, de legibus Salicis, de theologia viatorum etc., ſind von dem Kanzler Ludewig geſammelt und unter dem Titel: „Opuscula juvenilia etc." (Hal. 1699) herausgegeben worden. Ob ihm die Satyre „Anecdotes de Suède ou histoire sécrète de Charles XI" (à la Haye 1716) mit Grund zugeſchrieben werden kann, dürfte zweifelhaft ſein. — Samuel P., Bruder des Vorigen, ward zu Flöhe am 8. Januar 1632 geboren, kam auf die Fürſtenſchule zu Grimma, ſtudirte Jurisprudenz und Staatsrecht insbeſondere zu Leipzig (1650) und Jena (1656) und wurde 1658 Hofmeiſter im Hauſe des ſchwediſchen Geſandten Peter Julius Coyet zu Kopenhagen, mit deſſen ganzer Familie er beim Ausbruche des ſchwediſch-däniſchen Krieges in achtmonatliche Gefangenſchaft gerieth. Er benutzte dieſe Zeit zu einem anhaltenden Studium von Grotius' und Hobbes' Schriften über Recht und Staat und zur Ausarbeitung ſeiner 1660 erſchienenen „Elementa juris prudentiae universalis", die er dem Churfürſten Karl Ludwig von der Pfalz dedicirte und daher von dieſem 1661 die in Deutſchland erſte Profeſſur des Natur- und Völkerrechts zu Heidelberg übertragen erhielt. Hier blieb P. bis 1670, wo ihn der König Karl XI. von Schweden als Profeſſor des Naturrechts an die neue Univerſität zu Lund berief, wo er ſeine beiden Schriften „De jure naturae et gentium" (Lund. 1672); „De officio hominis et civis" (ibid. 1673) ausarbeitete. Welche Epoche beide in der Geſchichte des Studium des Naturrechts gemacht haben, beweiſt der Umſtand, daß ſie, namentlich die letztere, unzählige Ausgaben und Überſetzungen erlebt haben. Auch iſt nicht zu läugnen, daß durch ihn erſt die Lehre vom Naturrechte eine ſelbſtſtändige Wiſſenſchaft geworden iſt. Im Jahre 1686 berief ihn der König nach Stockholm, wo er zum Staatsſecretair, königl. Hofrath und Hiſtoriographen ernannt wurde. Hier vollendete er die ſchon früher vorbereiteten Schriften über die Geſchichte Schwedens ſeit Guſtav Adolph's Feldzügen in Deutſchland bis zur Abdankung der Königin Chriſtine, die Geſchichte Karl Guſtav's in lateiniſcher Sprache und in deutſcher die Einleitung zur Ge-

ſchichte der vornehmſten Reiche und Staaten (Frankfurt 1682. 3 Bde.). Mit des Königs Bewilligung ging P. 1688 nach Berlin und wurde hier von dem Churfürſten Friedrich Wilhelm von Brandenburg zum Hofrathe, Hiſtoriographen und Kammergerichtsbeiſitzer ernannt, 1690 Geheimerath und 1694 von Karl XI., Könige von Schweden, in den Freiherrnſtand erhoben. Er ſtarb zu Berlin am 26. October 1694 und hinterließ den Ruf eines der verdienſtvollſten Gelehrten des XVII. Jahrhunderts, des zweiten Schöpfers des Natur- und Völkerrechts als Syſtem und Wiſſenſchaft und eines durch Humanität und Milde des Charakters ausgezeichneten Mannes. Außer den ſchon erwähnten Schriften nennen wir noch von ihm „De habitu religionis christian. ad vitam civil.“ (Bremae 1687); ſein unter dem Namen Severin de Monzambano herausgegebenes, in ſtaatsrechtlicher Hinſicht berühmtes Werk „De statu imper. germ. ad Laelium fratrem liber“ (Ger. 1667); (die vielen Ausgaben gibt Pütter in der Literatur des deutſchen Staatsrechts 1. Thl. S. 234—240.); „Commentatio de rebus suecicis“ (Traj. 1676); „De rebus a Carolo Gustavo gestis libb. VII“ (Norimb. 1696); „De rebus gestis Friderici Guilielmi M. libb. XIX“ (Berolini 1695. 1733); „De rebus gestis Friderici III.“ (ibid. 1784. Fol.); v. Pufendorf's Leben ſchildert Meuſel im „hiſtoriſchen literariſch-bibliographiſchen Magazin 1788. St. 1. 2.“ mit genauer Angabe ſeiner Schriften. — Pufendorf (Eſaias), Neffe des Vorigen, geboren zu Flöhe den 9. Auguſt 1679, iſt bekannt als Oberappellationsgerichtsrath zu Zelle und als Verfaſſer von zwei durch Klarheit, Ordnung und praktiſche Anwendung ſich rühmlich auszeichnenden Handbüchern „Introductio in processum criminalem elector. Brunsvic. Luneburg.“ (Han. 1768. 2. Ausg.) und „Introductio in process. civil. elector. Brunsvic. Luneburg.“ (ibid. 1769). Er ſtarb den 4. Febr. 1788. — P. (Friedrich Eſaias Philipp) war Sohn des Vorigen, wurde zu Bückeburg am 12. Septbr. 1707 geboren, ſtudirte zu Helmſtädt und Marburg, wurde in Hanover Hofgerichtsbeiſitzer, kam 1738 an ſeines Vaters Stelle als Oberappellationsgerichtsrath nach Zelle, wurde 1771 Vicepräſident dieſes Gerichts und ſtarb daſelbſt den 25. Aug. 1785. Seine „Obserationes juris universi tom. IV“ (1744—1770) enthalten die Entſcheidungen des Oberappellationsgerichts und einen reichhaltigen Schatz praktiſcher Rechtserfahrungen; auch ſchrieb er „De jurisdictione German.“ (Lemgo. 1740) und einen „Tractat. de privilegiis, speciatim de jure de non appellando“ (Hanov. 1730). 64.

Pugatſcheff (Jemeljan), ein ruſſiſcher Abenteurer des vorigen Jahrhunderts, 1726 zu Simoweisk am Don geboren, diente, nachdem er ſich ſchon in ſeiner Jugend als Räuber durch ſeine Kühnheit ausgezeichnet hatte, während des ſiebenjährigen Krieges im preußiſchen Heere und machte dann unter den öſtreichiſchen Truppen einige Feldzüge in die Türkei mit. Der Zufall hatte ihm Ähnlichkeit mit dem unglücklichen Peter III. gegeben und darauf baute er ſeine kecken Pläne. Zuerſt hielt er ſich in Polen unter griechiſchen Mönchen auf, um ſich über die nöthigen geſchichtlichen Thatſachen zu unterrichten, und trat dann offen als Peter III. in Kleinrußland auf, wo er ſich bald einen bedeutenden Anhang zu verſchaffen wußte. Er bemächtigte ſich ſogar 1773 einiger Feſtungen, belagerte aber vergebens Orenburg. Erſt nachdem er Kaſan erobert hatte und ſich den europäiſchen Grenzen näherte, ſah man die wichtigen Folgen, welche dieſer Aufruhr haben konnte, ein und gab ſich alle Mühe, des Pſeudopeters, auf deſſen Haupt man einen großen Preis ſetzte, habhaft zu werden. Seine Banden wurden durch den unermüdlichen Obriſten Michelſon zerſtreut und Pugatſcheff, welchen ſeine Anhänger nach und nach verließen, ward gefeſſelt in Suwarow's Hände geliefert. Dieſer ließ ihn in einen eiſernen Käfig nach Petersburg bringen, wo er am 10. Jan. 1775 hingerichtet wurde. Seine Entſchloſſenheit und Kühnheit, die er während ſeines ganzen Lebens gezeigt

hatte, verließ ihn zuletzt gänzlich. Seine Grauſamkeit, die gegen Freund und Feind wüthete, koſtete einer großen Anzahl friedlicher Unterthanen das Leben. Er war ein Mann des unterſten Pöbels und konnte weder leſen noch ſchreiben; hätte er eben ſo große Klugheit als Kühnheit beſeſſen, ſo hätte ſein Aufſtand dadurch, daß ſich faſt alle Leibeigenen an ihn anſchloſſen, der Regierung höchſt gefährlich werden können. 66.

Puget (ſpr. Püſché) (Pierre) ein berühmter franzöſiſcher Bildhauer, Maler und Architekt, geb. den 31. Octbr. 1622 zu Marſeille, erhielt ſeine erſte künſtleriſche Ausbildung bei einem Schiffsbaumeiſter, Roman, und ging dann nach Italien, wo er anfangs zu Florenz bei einem Bildſchnitzer, ſpäter unter Berettini's (Pietro de Cortona) Leitung zu Rom arbeitete. Nach ſechsjähriger Abweſenheit kehrte er im Jahre 1643 nach Marſeille zurück, begab ſich indeß bald nach Toulon, um hier im Auftrage des Admirals Brézé ein großes Kriegsſchiff (la reine) zu bauen. Er vollendete daſſelbe zu allgemeiner Zufriedenheit im Jahre 1646 und reiſte hierauf wieder nach Rom, um die daſelbſt befindlichen antiken Bildhauerwerke zu ſtudiren. Mit dem Jahre 1653, wo er nach Frankreich zurückgekehrt war, beginnt ſeine eigentliche Künſtlerperiode. Die Malerei, Architektur und Bildhauerei mit gleichem Eifer und Erfolg umfaſſend lieferte er ſeitdem eine große Menge der ausgezeichnetſten Werke, die ſeinen Namen den berühmteſten des XVII. Jahrhunderts an die Seite ſtellten. Marſeille, Toulon, Aix, Verſailles u. a. m. wurden von ſeiner Hand mit plaſtiſchen und architektoniſchen Arbeiten verziert und ſeine Malereien gehören jetzt noch unter die vorzüglichſten Zierden der verſchiedenen Gallerien. Er ſtarb den 2. Decbr. 1694. 36.

Pugilismus, Pugilatus, ſ. Kampfſpiele.

Pulci (ſpr. Pultſchi) (Bernardo, Luca und Luigi), drei in der Geſchichte der italieniſchen Literatur mit Auszeichnung genannte Brüder. Der älteſte, Bernardo P., iſt der am wenigſten bekannte. Er fertigte mit ſeiner Gemahlin Antonia geiſtliche Schauſpiele, die längſt vergeſſen ſind, und überſetzte Virgil's Eklogen. Ein Gedicht über das Leiden des Erlöſers wird ihm mit Unrecht beigelegt. — Luca P. verdient größere Beachtung. Seine epiſchen Dichtungen: „Das Turnier Lorenzo's von Medici" („La giostra di Lorenzo di Medici", 1468) und „Ciriffo Calvaneo" (1490) gehören zu den früheſten Verſuchen dieſer Art und zeigen, ſo roh ſie auch ſind, ſchon den Weg, welchen das italieniſche Ritterepos einſchlug. Unter ſeinen übrigen Gedichten verdienen noch die Heroiden („Pistole", 1481) und das Schäfergedicht „Il Driadeo d'amore" (1479) Erwähnung. — Der berühmteſte der drei Brüder iſt Luigi P. Von ſeinen Lebensumſtänden wiſſen wir nicht viel mehr, als von denen ſeiner Brüder. Er wurde am 25. Aug. 1432 (nach Anderen am 3. Dec. 1431) zu Florenz geboren und ſcheint ohne öffentliches Amt und unter dem Schutze der Medicäer nur den Wiſſenſchaften und der Poeſie gelebt zu haben. Er ſtarb im Jahre 1487. Seine Sonette, Canzonen und geiſtlichen Gedichte ſind der Vergeſſenheit anheim gefallen; aber ſein Rittergedicht „Morgante" („Il Morgante maggiore", 1481. N. E. Ven. 1801. 3 Voll. 12. Mil. 1806. 3 Voll. 8. Ven. 1812. 4 Voll. 18.) iſt der erſte gelungene Verſuch in dieſer Gattung der Poeſie. Der Stoff iſt dem Sagenkreiſe von Karl dem Großen und ſeinen Paladinen entnommen und planlos, aber nicht ohne erfinderiſche Phantaſie durchgeführt. Das Eigenthümliche des Gedichtes beſteht in der Manier, welche das Ernſte mit dem Scherzhaften auf eine ſeltſamwitzige oder vielmehr ſeltſamnaive Art gattet und nur der Ausfluß einer ächt genialen Laune ſein kann, die aber einem geſunden Verſtande und einem geläuterten Geſchmacke ſonderbar erſcheinen muß. Daraus erklären ſich auch die völlig verſchiedenen Urtheile, welche in der neueren Zeit über den Morgante gefällt worden ſind. P.'s Sprache iſt reich und kräftig, die Verſe aber nicht ſelten hart und ſteif. 67.

Pulcinella, ſ. Harlekin und Maske.

Pulias, ſ. Paria.

Pulk, ſ. Koſaken.

Puls, lat. pulsus; franz. pouls; engl. pulse, iſt eine wechſelſeitige Erweiterung und Zuſammenziehung des Herzens und der Arterien, die von dem Einfluſſe des Blutes, welches das Herz und die Arterien ausdehnt, und von der Zuſammenziehungskraft der Fleiſchfaſern derſelben, welche auf die ausdehnenden Blutwellen wirkt und dieſe fortſtößt, abhängt; denn indem durch die Zuſammenziehung der Herzkammern das Blut wellenförmig eingetrieben wird, hat dieß Ortsverrükkung und eine geringe Ausdehnung der Arterie zur Folge, die ſich an manchen Körperſtellen, wie z. B. an der Speichenarterie (arteria radialis) an der Handwurzel, daher auch durch eine fühl- und ſichtbare Bewegung der Arterie zu erkennen gibt. Der P. hängt daher von der Impulskraft des Herzens, zugleich aber auch von der Art und Weiſe ab, wie der arterielle Kreislauf vor ſich geht. Was den P. im geſunden Zuſtande betrifft, ſo hat man bemerkt, daß er in den erſten Zeiten nach der Geburt 140mal in der Minute ſchlägt, allein, je mehr das Kind ſich dem 2. Lebensjahre nähert, an Frequenz nach und nach abnimmt und dann nur ungefähr 100 Schläge gibt, wobei er jedoch noch immer klein und ſchwach bleibt. Gegen die Epoche der Pubertät aber bekommt er Entwickelung und Kraft und verliert noch mehr an Häufigkeit, ſo daß er dann nur noch 80—90 Schläge in 1 Minute macht. Noch mehr vermindert ſich dieſe Zahl bei Erwachſenen, bei denen man 75 oder 70 Schläge in der Minute zählt, wobei aber ſeine Größe und Stärke zugleich den höchſten normalen Grad erreicht hat. Bei dem Greiſe wird er noch ſeltner, indem er hier bis auf 60, ja ſogar 50 Schläge herabſteigt und in der Regel an ſeiner Kraft und Größe verloren hat, dagegen aber eine gewiſſe Härte annimmt, die meiſt durch die vermehrte Dichtigkeit der Arterienwände und bisweilen ſogar durch eine Art Verknöcherung derſelben veranlaßt wird. Temperament und Geſchlecht influiren beſonders auf die Beſchaffenheit des Pulſes. Er erleidet zwar bei Frauen durch die Fortſchritte des Alters ähnliche Veränderungen wie bei dem Manne, doch behält er in der Regel die Kennzeichen, die ihn während der Jugend dieſes letzteren auszeichnen. Bei Sanguinikern iſt er gewöhnlich voll und groß, bei Galligen hart, bei lymphatiſchen Subjecten weich und etwas ſelten, bei nervöſen hingegen klein und zuſammengezogen; in der Schwangerſchaft findet man ihn häufig und ſehr veränderlich. Das Klima wirkt ebenfalls auf den P. ein; ſo iſt er bei den Bewohnern heißer Länder häufig, bei denen der kalten ſelten und ſoll z. B. nach den Berichten von Reiſenden bei den Grönländern nur 40mal in 1 Minute ſchlagen. Auch die Tageszeiten äußern Einfluß auf deſſen Beſchaffenheit; ſo nimmt ſeine Häufigkeit in der Regel vom Morgen bis zum Abend zu, während er ſich des Nachts während des Schlafes vermindert und in der Morgenzeit wieder auf denſelben Punkt zurückkommt, wo er den vorhergehenden Morgen war. So vermehrt auch der Genuß des Weins, Branntweins, ſo wie überhaupt aller ſpirituöſen Getränke und vorzüglich auch die Verdauung die Häufigkeit ſeiner Schläge, während es wieder gewiſſe Mittel gibt, welche dieſelbe vermindern, wie dieß z. B. der rothe Fingerhut (digitalis purpurea) thut, welcher dieſelbe bis auf 40—30, ja ſelbſt 22 Schläge in der Minute zu reduciren vermag; daher auch dieſe Arznei ein gutes Mittel bei Herzklopfen abgibt. Allein die ſchnellſten, wo nicht die größten Veränderungen und Störungen werden dem Pulſe durch lebhafte Gemüthsbewegungen oder durch eine heftige körperliche Bewegung mitgetheilt. In Krankheiten iſt die Beſchaffenheit des Pulſes ein ſehr wichtiger Umſtand und es gibt vielleicht keine einzige etwas bedeutende acute Krankheit, bei der er nicht mehr oder weniger verändert würde, ſo daß er faſt immer die größere oder geringere Gefahr oder auch die Leichtigkeit des Übels verräth. Man nennt den P. häufig und ſelten, je

nachdem die Pauſen zwiſchen den Pulsſchlägen klein oder groß ſind; ſchnell oder langſam, je nachdem jeder Schlag mit Schnelligkeit oder Langſamkeit geſchieht; auf ſolche Weiſe kann er auch häufig und ſchnell, oder auch ſelten und langſam, oder ſelten und ſchnell ꝛc. zugleich ſein. Nach einigen Schriftſtellern ſoll die ungewöhnliche Schnelligkeit des Pulſes von einer Art nervöſer Erregung und vielleicht auch von der Verdünnung der linken Herzhöhle, dagegen ſeine Langſamkeit von einer allgemeinen Trägheit und bisweilen auch von einer Verdickung der Herzwände abhängen, was aber noch ſehr problematiſch iſt. Bei allen acuten Krankheiten findet man einen häufigen P. und in manchen Typhuskrankheiten hat man 110—130 Schläge in 1 Minute gezählt. In vielen Übeln verdient beſonders der ſeltene P. Beachtung. So ſoll es z. B. im gelben Fieber ein ſicheres Zeichen der Heilung ſein, wenn man denſelben vom 3.—5. Tage etwas ſelten werden ſieht; dagegen ein ſolcher P. in mit Schlafſucht verbundenen Krankheiten große Gefahr ankündigen ſoll. Außerdem gibt es noch in Bezug auf ſeine Impulsweiſe großen und kleinen, ſtarken und ſchwachen, harten und weichen P., von denen der eine mit dem andern und dieſem oder jenem der vorhergenannten in Verbindung vorkommen kann. Zuſammengezogen findet man ihn ebenfalls beſonders während des letzten Stadium der Lungenſchwindſucht; weich erſcheint er vorzüglich beim paſſiven Aneurysma und hart beim activen; hart und zugleich häufig bei entzündlichen Fiebern, beſonders galligen, und bei der Bleikolik. Die übermäßige Schwäche des Pulſes iſt immer ein ſehr ſchlimmes Symptom in Krankheiten, außer in ſolchen Nervenkrankheiten, wie die Hypochondrie, Hyſterie ꝛc. ſind, wo ſie, durch die Strapaze der Anfälle hervorgerufen, oft deren Beendigung ankündigt und ſodann bald verſchwindet. Im geſunden Zuſtande folgen die Schläge des Pulſes in ungleichen oder faſt gleichen Zwiſchenzeiten auf einander, ſo daß jeder Schlag auch vermöge ſeiner Stärke, Größe ꝛc. dem vorausgegangenen oder folgenden gleicht, wodurch die Gleichheit oder Regelmäßigkeit des Pulſes bewirkt wird; im entgegengeſetzten Falle aber gibt es einen unregelmäßigen oder ungleichen P. Was endlich den ungleichen P. betrifft, nämlich den, der an dem einen Arme verſchiedener als an dem andern iſt, ſo wird allgemein angenommen, daß dieß von phyſiſchen Störungen in dem Urſprunge der großen Arterienſtämme abhängt. 7.

Pulsader, ſ. Adern.

Pulsadergeſchwulſt, ſ. Aneurysma.

Pultāwa oder **Poltawa**, die Hauptſtadt des gleichnamigen ruſſiſchen Gouvernements (in der Ukräne) am Einfluſſe der Pultawa in die Worskla gelegen, iſt geſchichtlich merkwürdig durch eine Schlacht zwiſchen den Ruſſen unter Peter I. und den Schweden unter ihrem Könige Karl XII. am 27. Juni (8. Juli) 1709. — Um ſich der großen Magazine in P. zu verſichern, hatte Karl XII. den Feldzug von 1709 mit Belagerung dieſer Stadt begonnen, aber um ſo hartnäckigern Widerſtand gefunden, als die Belagerten des Entſatzes gewiß waren. Derſelbe erſchien unter Peter's eigener Anführung, 70000 M. ſtark, während die Schweden mit ihren Bundesgenoſſen, den Koſaken, höchſtens 30000 M. zählten. Deſſenungeachtet nahm Karl XII., der ſich überdieß wegen einer Fußwunde auf einer Bahre in die Schlacht tragen laſſen mußte, den Kampf an. Die Reiterei des ſchwediſchen linken Flügels unter Schlippenbach begann den Angriff und ſchlug in der That den ruſſiſchen rechten Flügel zurück, allein eine zur Unterſtützung dieſes Angriffs in die feindliche Flanke abgeſchickte Colonne erſchien nicht und die Ruſſen ſammelten ſich wieder, drangen unter Mitwirkung ihrer überlegenen Artillerie zwiſchen die ſchwediſche Armee und ihr Lager und erfochten ſo nach zweiſtündigem hartnäckigen Kampfe einen entſcheidenden Sieg. Das Lager der Schweden wurde erſtürmt und dabei alles Geſchütz und Gepäck, alle Fahnen und die Kriegscaſſe von

8 Millionen Thaler erbeutet; 10000 M. waren gefallen und die übrigen ergaben ſich einige Tage ſpäter den Siegern. Der Verluſt der letzteren betrug nur einige Hundert. Karl XII. floh über den Dnieper auf türkiſches Gebiet und ſeine Macht war für immer gebrochen. 15.

Pultusk, eine Stadt in der polniſchen Wojewodſchaft Plock am rechten Ufer der untern Narew gelegen, iſt merkwürdig durch zwei in ihrer Nähe vorgefallene Schlachten. Die erſte geſchah im nordiſchen Kriege am 23. April 1703 zwiſchen den Schweden unter Karl XII. und den Sachſen unter Steinau. Letztere wurden geſchlagen. Die zweite, am 26. Dec. 1806, bildete den Schluß der Gefechte an der Narew, welche 4 Tage lang zwiſchen Napoleon und der ruſſiſch-preußiſchen Armee längs der Narew ſtattgefunden hatten. Kein Theil war Sieger, doch behauptete ſich Napoleon an der Weichſel, während die Gegner gegen den Niemen zurückgingen. Auch im Juni 1807 fanden hier mehrere blutige Gefechte ſtatt. 15.

Pulver, lat. pulvis; franz. poudre; engl. powder, iſt überhaupt jede ſtaubähnliche Subſtanz, deren beſondere Art und Beſtimmung meiſt durch einen beſondern Zuſatz angegeben wird. Im beſondern Sinne verſteht man darunter das Schießpulver (ſ. d. Art.). 30.

Pulververſchwörung. Das gräßliche Attentat, welches die Geſchichte mit dieſem Namen belegt hat, iſt wie die meiſten Verirrungen ähnlicher Art ein Erzeugniß des Fanatismus und zwar des ſchlimmſten, des religiöſen. Der König von England, Jakob I., nämlich hatte nach ſeiner Thronbeſteigung im Jahre 1603 die ſanguiniſchen Hoffnungen der Katholiken, als würde er öffentlich zu ihrem Bekenntniſſe übertreten, nicht nur nicht verwirklicht, ſondern ſogar jede Bitte um Milderung ihrer Lage zurückgewieſen und ſelbſt die ſtrengen Edicte der Eliſabeth in ihrem ganzen Umfange beſtätigt. Wüthend darüber faßte eine Anzahl fanatiſcher Katholiken, meiſt Adelige, an ihrer Spitze Catesby, Percy, Graunt Rokwood, Wright, Tresham und Digby, den Entſchluß, den König und ſeinen älteſten Sohn ſammt dem Parliamente am 5. Nov. 1605, dem Tage der Eröffnung des Parliaments, durch Pulver in die Luft zu ſprengen. Zu dieſem Behufe miethete Percy ein an das Parliamentshaus ſtoßendes Gebäude, aus deſſen Keller die Verſchworenen mit unſäglicher Mühe einen Durchbruch in die gerade unter dem Sitzungsſale befindlichen Souterrains des Parliamentshauſes bewerkſtelligten. Dieſes Gewölbe, welches nach dem Verkaufe der darin aufbewahrten Kohlen vermiethet werden ſollte, brachten ſie hierauf mit gleichzeitiger Übernahme der Kohlen, um deſto ſicherer zu ſein, an ſich und verbargen hier unter Reißig und Kohlen 36 Tonnen Pulver. Alles war glücklich von Statten gegangen und Fawkes, der Diener Percy's, erklärte ſich bereit, die Lunte anzulegen und ſich ſelbſt mit in die Luft zu ſprengen. Allein einer der Verſchworenen ſelbſt verhinderte das Gelingen des Plans durch eine Warnung, welche er ſeinem Freunde, dem Lord Mountragle, in den dunklen Worten zukommen ließ, er möge am 5. nicht im Parliamente erſcheinen, denn es würde von unſichtbarer Hand ein furchtbarer Schlag geſchehen, der nicht länger als die Verbrennung des empfangenen Billets dauern würde. Der Lord eilte mit dem Briefe zum Staatsſecretair, Grafen Salisbury, und dieſer zeigte ihn dem Könige, welcher mit ſeinem gewöhnlichen Scharfſinne ſogleich auf ein Attentat durch Pulver ſchloß. Alsbald traf man in der Stille die nöthigen Maßregeln und drang um Mitternacht des 4. zum 5. Nov. in den Keller ein. Hier fand man nach Wegräumung der Kohlen und des Reißigs die Vermuthung des Königs beſtätigt, die Verſchworenen aber, wie man gehofft hatte, nicht, ſondern nur Fawkes mit Lunte und Feuerzeug. Nachdem derſelbe Alles geſtanden hatte, fing man die bereits aus London entkommenen Haupturheber der Verſchwörung nach und nach, zum Theil erſt nach tapferem Widerſtande, ein und überlieferte ſie dem Henker. Gleiches Schickſal erfuhr Heinrich Garnet, der Pater-Provincial der

Jeſuiten, welche ſpäter aus England verwieſen wurden. Jakob I. zeigte übrigens viele Mäßigung, indem er durchaus nur die erwieſenen Schuldigen gerichtlich verfolgen ließ, doch führte er, um die Nichtkatholiken zu beruhigen, im Jahre 1606 den ſogenannten Allegianceeid ein, nach welchem jeder Katholik, der in ein geiſtliches (ſpäter auch weltliches) Amt treten wollte, der päpſtlichen Obergewalt entſagen mußte. 1.

Pumpe, Plumpe, lat. antlia; franz. pompe; engl. pump, heißt im Allgemeinen jede Maſchine, durch welche man vermittelſt des Auf- und Niederſtoßens eines in einer Röhre (Stiefel) befindlichen luftdicht anſchließenden, beweglichen Kolbens Flüſſigkeiten ſowohl hebt als drückt, um ſie in Bewegung zu ſetzen und von einem Orte zum andern zu bringen. Bekanntlich gibt es zwei verſchiedene Arten von Flüſſigkeiten, nämlich expanſibele und tropfbare, als deren Repräſentanten man die Luft und das Waſſer anſehen kann, und in dieſer Beziehung unterſcheidet man auch zwei Hauptarten von Pumpen, als Luftpumpen (ſ. d. Art.) und Waſſerpumpen. Die letzteren beruhen auf ſehr einfachen phyſikaliſchen Geſetzen und gehören zunächſt in das Gebiet der Technologie oder der praktiſchen Maſchinenlehre, wegen der vielfachen Anwendungen, welche ſie in der Technologie und Ökonomie erleiden. Es gibt zweierlei Arten von Pumpen, als Druck- und Saugpumpen; häufig aber werden auch beide Gattungen mit einander in Verbindung gebracht. Die Conſtruction beider findet man im Art. Druckpumpe kürzlich beſchrieben. Die zur Förderung des Waſſers aus gewöhnlichen Brunnen dienenden Pumpen kommen unter allen am meiſten in Anwendung. Zu den bekannteſten und wichtigſten unter den Waſſerhebungsmaſchinen gehören: Langsdorf's Saugſchwungmaſchine, Vera's Seilmaſchine, der Stoßheber oder hydrauliſche Widder, der Heronsbrunnen, die Waſſerſäulenmaſchine, die Schnecke oder Waſſerſchraube des Archimedes, die vervielfältigende Rad-, Eimermaſchine, die Spiralpumpe, die ungariſche oder Luftmaſchine u. a. Die Erfindung der Pumpen ſchreibt man dem berühmten Hydrauliker Kteſibius von Alexandrien zu. 33.

Pumpernickel iſt ein grobes, ſchwarzes, in Weſtphalen, beſonders im Münſterſchen und Osnabrückſchen, aus Roggenmehl gebackenes Brod in großen, langen und viereckigen Laiben mit einer harten Kruſte und derber Krume, aber von einer angenehmen Säure. Ein einziges Brod iſt oft über 60 Pfd. ſchwer und erfordert 12—16 Stunden Zeit zum Backen. Der P. iſt eine ſehr geſunde und kräftige Koſt und der Landbewohner jener Gegenden verlangt nicht leicht anderes und leichteres Brod. 26.

Punkt, Punct, eigentlich Stich, lat. punctum; fr. und engl. point, iſt überhaupt jeder kleine (meiſt runde) Fleck, der kleinſte untheilbare Raum, und man nimmt ihn deßhalb in der Mathematik für das Abſtractum des Raums überhaupt, indem er hier als eine Größe ohne alle Ausdehnung erklärt wird. In der Geometrie unterſcheidet man dann in Anſehung des Ortes Anfangs-, Mittel-, End-, Durchſchnitts-, Zwiſchen-, Doppel-, drei- und mehrfache, Rückkehr-, Wende-, Schlangen- und conjugirte Puncte. — Als Längenmaß iſt der P. $\frac{1}{10}$ (Decimalmaß) oder $\frac{1}{12}$ (Duodecimalmaß) Linie. — Über die Bedeutung des Punctes als grammatiſches Schriftzeichen vergl. den Art. Interpunction. — In der Notenſchrift braucht man P. in mehrfacher Beziehung. Über den Noten zeigt er an, daß dieſelben abgeſtoßen werden ſollen und zwar weniger ſpitz als die mit kurzen Strichen bezeichneten; ſteht über dieſen Abſtoßungspuncten noch ein Bogen, ſo müſſen die Töne getragen, gewöhnlich auch etwas retardirt werden. Neben der Note oder Pauſe erhöht das P. die Geltung derſelben um die Hälfte, ſo daß z. B. ein Viertel mit P. 3 Achtel gilt. Auch machen die Puncte am Ende eines muſikaliſchen Satzes das eigentliche Wiederholungszeichen aus. — Außerdem iſt P. im Allgemeinen ſ. v. a. Ort, vorzüglich im militairiſchen Sprach-

gebrauche; auch wohl die einzelnen Theile einer Schrift, Rede, Beweisführung ꝛc. 40. 29.

Punctation nennt man eine Schrift, in welcher die einzelnen Beſtimmungen (Puncte) eines zu ſchließenden Vertrags vorläufig entworfen ſind. In hiſtoriſcher Hinſicht iſt merkwürdig die ſogenannte Emſer P. (ſ. d. Art.). 30.

Punier, ſ. Carthago.

Puniſche Kriege. Oft ſchon ſind unbedeutende Thatſachen der Grund zu Weltereigniſſen geworden, Thatſachen, welche die Weltgeſchichte nicht nennen würde, wenn ſie nicht ſo große Folgen nach ſich gezogen hätten. Ein Weltereigniß ſind unſtreitig die puniſchen Kriege, weil durch ihr für Rom glückliches Ende deſſen Weltherrſchaft gegründet und der andere Staat Carthago ganz aus der Geſchichte getilgt wurde. Die Veranlaſſung zu dieſen Kriegen (abgerechnet die im Stillen keimende Eiferſucht Roms und Carthagos gegen einander und Roms Luſt, Sicilien zu erobern, neben Carthagos Gier auf dieſer Inſel den bereits gewonnenen Einfluß nicht nur zu erhalten, ſondern ſelbigen noch zu erweitern) war eine Hülfeleiſtung von Seiten der Römer an das übelberüchtigte Söldnerheer des Agathokles (ſ. d. Art.), mit ſtolzem Namen von ſich ſelbſt Mamertiner genannt. Die Mamertiner hatten ſich nämlich in der ſiciliſchen Stadt Meſſana niedergelaſſen, nachdem ſie die Männer daſelbſt erſchlagen und ſich deren Weiber und Eigenthum angemaßt hatten; Syrakus mochte ſolchen Frevel auf der Inſel nicht ungeahnet hingehen laſſen, verband ſich mit Carthago und belagerte die Mamertiner in Meſſana. Dieſe, hart gedrängt, wendeten ſich an die Römer und baten um Entſezzung der Stadt. Hier nahm man gern, wiewohl ſcheinbar zögernd, die Aufforderung an. Damit, daß unter dem Conſul Appius Claudius 264 v. Chr. eine römiſche Armee auf Sicilien landete, begann der erſte puniſche Krieg (264—241). Der Conſul führte den Krieg mit großer Klugheit: als er aus der Stadt einen Ausfall gemacht und einmal die Syrakuſener, dann die Carthager geſchlagen hatte, fing er nicht damit an, daß er ſich gegen die Carthager nun ernſtlich wendete, ſondern zuerſt verfolgte er ſeinen Sieg gegen König Hiero von Syrakus, den er bis Syrakus trieb und alle Städte bis dahin eroberte. Von Hiero's Hauptſtadt hielten ihn die von dem Könige gemachten Friedensbedingungen ab, die ihm nicht allein ſeine Gefangenen zurückbrachten, ſondern auch noch 100 Talente Kriegskoſten verhießen und das Verſprechen gaben, der Römer Züge gegen die Carthager auf Sicilien durch Proviantlieferungen zu unterſtützen. So waren die Römer in Sicilien gefürchtet und hatten daſelbſt Beſitzungen und ſomit Hülfe im Lande; ohne Verzug wendeten ſie ſich nun gegen die Stadt Agrigentum, Carthagos Hauptniederlaſſung auf Sicilien; und nahmen ſowohl dieſe, als auch Panormus (jetzt Palermo) und alle anderen Küſtenſtädte der Carthager weg. Aber damals erkannten die Römer, daß ſie ungeachtet aller errungenen Vortheile doch nichts Entſcheidendes und von dauerndem Nutzen ausführen könnten, wenn ſie nicht, wie der Feind, Herr einer Flotte wären; ſie erbauten ſich daher eilends eine ziemlich große Menge Schiffe, die nicht ſonderlich gerüſtet unter dem Conſul C. Duilius gegen die puniſche Flotte ausfuhren. Was dem Römer an Taktik abging, erſetzte er durch Liſt und vernichtete durch Hülfe des Enterns viele carthagiſche Schiffe in dem Seekampfe bei den lipariſchen (oder äoliſchen) Inſeln. Darauf unternahmen die Römer, dadurch kühn gemacht, nichts weniger, als den Feind in ſeinem Lande anzugreifen. Der Seeſieg des Conſul M. Atilius Regulus (ſ. d. Art.) bei Ecnomus, einem Berge in Südſicilien (jetzt Monte di Alicata), öffnete ihm den Weg nach Afrika; er landete am Vorgebirge Hermäa (jetzt Cap Bono), machte aber ſchlechte Fortſchritte. Ein Lacedämonier, Xanthippus, ſoll die puniſchen Heere zum Siege geführt haben, Regulus ſelbſt in einer Schlacht (256) gefangen und die ganze römiſche Armee zerſtreut worden ſein. Seit 249 wurde der Krieg wieder in Sicilien

geführt; aber entſcheidende Schläge fielen nicht vor. Zur See konnten die Römer wegen Mangels einer Flotte nicht fechten; zu Lande wichen ſie den Puniern da aus, wo dieſe ihre Elephanten anbringen konnten, vor denen die Römer namenloſe Furcht hatten. Inzwiſchen hatten ſich die Römer durch Privatmittel eine große Flotte hergeſtellt; mit ihr ſchlug (241) C. Lutatius Catulus bei den ägatiſchen Inſeln die Carthager ſo, daß dieſelben um Frieden zu bitten genöthigt waren. Sie verſprachen Sicilien und alle bis jetzt ihnen gehörige Inſeln des Mittelmeeres abzutreten, 1000 Talente ſogleich und 2200 in beſtimmten Terminen zu zahlen, auch die Kriegsgefangenen ohne Löſegeld frei zu geben. Dieſe Schmach zu vergeſſen, dazu war Carthago ein zu mächtiger und ſtolzer Staat. Da ihnen Sicilien verboten war, ſuchten ſie anderwärts die Römer zu treffen; dieß geſchah in Spanien. Dort nämlich hatten die Punier, aus den Inſeln verwieſen, unter Hamilkar neue Eroberungen gemacht und obgleich den Römern verheißen, nicht über den Ebro hinauf zu rücken, doch (denn das Glück kennt kein Maß) denſelben überſchritten und ſogar eine mit Rom verbündete Stadt Saguntum (beim jetzigen Murwiedro) eingenommen und zerſtört (219). Das war für die Römer, die gern einen Grund zu Carthagos Sturze haben wollten, mehr als Veranlaſſung zum Kriege; er wurde ſofort feierlich angekündigt. Zweiter puniſcher Krieg (216—202). Der carthagiſche Feldherr war der junge Hannibal (ſ. d. Art.); bei den Römern commandirten in dieſem zweiten Kampfe meiſt die Scipionen (ſ. d. Art.) und weil ſo große Feldherrn an beider Mächte Spitze ſtanden, war es in ſtrategiſcher Hinſicht vielleicht der merkwürdigſte im Alterthume. Römer und Punier hatten einen und denſelben Kriegsplan, nämlich den, ihren Feind in ſeinem eignen Lande anzugreifen. Aber Hannibal war der ſchnellere; ehe man ſich gedacht, hatte er ſchon Spanien und Gallien durchzogen und ſtieg von den Alpen herab nach Italien; als dieß Scipio hörte, kehrte er von dem Wege gen Spanien zurück und landete an Italiens Küſte, um dem Hannibal den Weg in das Vaterland zu ſperren. Aber obgleich dem Punier ſein mühevoller Zug 30000 Mann (die Hälfte ſeines Heeres) gekoſtet hatte, ſo ſchlug er doch nichts deſto weniger die Römer am Ticinus (jetzt Teſſino), an der Trebia (jetzt Trebbia) und (217) in der Nähe des Traſimenus (Lago di Prugia) und bahnte ſich dadurch den Weg nach Unteritalien. In Rom war große Furcht darob und die Rettung hatte der Staat wohl der Klugheit des Dictators, Q. Fabius Maximus, zu danken, der, ohne ſich mehr in eine Schlacht mit dem Sieger einzulaſſen, ſelbigen durch Märſche und Stellungen ermüdete und dadurch ſeinen Leuten wieder Muth zum Kampfe gegen ihn machte. Hannibal ging aber damals nicht auf Rom zu: ihr Fall ſollte das letzte des Eroberungswerkes von Italien ſein. Sein Plan war gut und richtig; durch den Sieg in der furchtbaren Schlacht bei Cannä (216), wodurch faſt Roms ganze Macht gebrochen wurde, gedieh er ſeiner Vollendung raſch entgegen; aber im Begriffe zu reifen, vernichteten ihn unvorhergeſehene Widerwärtigkeiten. Geſchwächt durch die vielen Schlachten hatte Hannibal um Hülfe von Carthago gebeten; aber man hatte ſie nicht geſchickt, denn des Hauſes, wozu er gehörte, Gegenpartei hatte ſeine Fortſchritte mit neidiſchen Augen angeſehen und gefürchtet, er werde mit ſeinem Anhange den Sieg über ſie davon tragen; von Syrakus, deſſen Herrſcher, Hieronymus, von den Römern ab- und den Puniern zugefallen war, kam auch kein Hülfsheer, denn die Römer lagen vor der Stadt, um ſie für die Untreue zu züchtigen; den Philippus, König von Macedonien, den Hannibal nach Italien geladen hatte, um mit ihm dem Römerreiche ein Ende zu machen, wußten die Römer in Griechenland zu beſchäftigen und von dieſer gefährlichen Verbindung abzuhalten; ſeinen Bruder Hasdrubal, den er aus Spanien gerufen hatte, ſchlugen die Römer (208) bei Sena in Umbrien (jetzt Sinigaglia) und ließen die Truppen nicht zu Hannibal ſtoßen. Auf ſich ſelbſt beſchränkt und mit einer durch ſo viele

Schlachten geminderten, durch die Jahre lange Ruhe geſchwächten und durch das wollüſtige Leben in Unteritalien entkräfteten und aufgeriebenen Armee, wie mag dem jugendlichen Helden zu Muthe geweſen ſein, auf ſeiner ſo rühmlich betretenen Bahn ſo ſchnöde aufgehalten zu werden! Endlich kam eine Erlöſung; aber welche! Nach Hauſe ſollte er eilen, um die Vaterſtadt vor den Römern zu ſchützen. Nachdem nämlich Hasdrubal, anfangs von ſeinem Bruder Hannibal zur Führung des Kriegs dort zurückgelaſſen, jetzt aus Spanien gezogen war, hatten ſich dort die Sachen zu Gunſten der Römer geſtaltet; der junge P. Cornelius Scipio hatte bis 206 den Carthagern ganz Spanien bis nach Gades (j. Cadix) abgenommen und ſich an Maſiniſſa (ſ. d. Art.) einen mächtigen Freund in Afrika verſchafft. Als derſelbe wegen ſeiner Verbindung mit den Römern von den Puniern angegriffen worden war, fand Scipio dabei eine Gelegenheit nach Afrika überzuſetzen. Im Jahre 203 landete er und wenn er auch anfangs nicht ganz glücklich gegen die Übermacht der Barbaren kämpfte, ſo hatte er doch nach und nach den Carthagern, auf deren Hauptſtadt er losmarſchirte, einen ſo großen Schrecken eingejagt, daß ſie, um den muthigen Römer zurückzudrängen, Hannibal aus Italien riefen. Hannibal kam, ließ neue Truppen ausheben und disciplinirte die alten ſo viel als möglich; aber ſein Scharfblick hatte ihm gezeigt, was die Zeit mit Carthago war. Er verſuchte daher einen Friedensſchluß zu bewerkſtelligen; jedoch der Römer Bedingungen waren ſo geſtellt, daß an eine Annahme nicht zu denken war. Das Schwert mußte entſcheiden; der Wahlplatz war bei Zama; die Carthager kämpften verzweifelt den Entſcheidungskampf für des Vaterlandes Beſtehen und für die Erhaltung ihres italieniſchen Ruhms; aber Scipio ſiegte (201). Hannibal eilte nach Carthago und rieth dem Senate, nun unter allen Bedingungen Frieden zu machen. Scipio gewährte den Frieden, wenn ſie alle ihre Beſitzungen außer Afrika an Rom abtreten, alle Elephanten und Kriegsſchiffe bis auf 10, als welche nöthig wären zur Deckung der Stadt, ausliefern, binnen 50 Jahren 10000 Talente bezahlen, dem römiſchen Bundesgenoſſen Maſiniſſa das ihm und ſeinen Vorfahren entriſſene Land zurückſtellen wollten; dazu mußten ſie ſich noch verbindlich machen, ohne Roms Bewilligung keinen Krieg zu führen und 100 Geißeln als Bürgſchaft ihrer Treue ſtellen. Carthago that das Befohlene und es war von nun an 50 Jahre Frieden zwiſchen dem ſtolzen Rom und dem gedehmüthigten Cathago. Aber es ſammelte ſich in dieſer Zeit vielfacher Stoff zu einem neuen Ausbruche. Derſelbe wurde erregt durch die ununterbrochenen Streitigkeiten, in welche ſie der habſüchtige Maſiniſſa verwickelte. Auf den Frieden trotzend machte er an mehrere Länderſtrecken und Gebiete Anſprüche und verlangte ihre Herausgabe; ob mit Recht oder Unrecht, weiß man nicht; aber da die Streitigkeiten, zu deren Schlichtung römiſche Commiſſaire requirirt werden mußten, ſehr häufig zu der Carthager Nachtheil entſchieden und da ſie dadurch dem Hohne des übelwollenden Maſiniſſa Preis gegeben wurden, faßten ſie endlich den Entſchluß, bei erneuten Anſprüchen des Königs nicht mehr an Roms Gnade zu appelliren, ſondern ſofort gegen jenen zu fechten. Dieſer Entſchluß, wenn man auch den Erfolg nicht ganz undeutlich vorherſehen konnte, war nicht voreilig und unberechnet. Durch innere treffliche Verwaltung und durch des Volkes Induſtrie war der Flor der Stadt in Kurzem wieder ſo groß, daß ſelbſt ein gefährlicher Krieg gewagt werden konnte. Maſiniſſa machte neue Anſprüche; die Carthager überzogen ihn mit Krieg und ſchlugen ihn. Seine Klage deßhalb nach Rom geſendet verurſacht ſogleich eine große Rüſtung. **Dritter puniſcher Krieg** (150—146). Die Carthager verſuchten das Übel durch Fürbitte abzuwenden, aber die Römer gingen (150) nach Sicilien. Dahin kamen wieder Geſandte und forderten die Conſuln auf, zu verlangen, was ſie wollten. Dieſe verlangten 300 Geißeln, aber als dieſe geſtellt waren, ging das römiſche Heer dennoch nach Afrika über und den nochmals Frieden Bittenden ward

befohlen, Waffen, Schiffe, Schiffsgeräth, Proviant auszuliefern; die Carthager thaten auch dieß; aber als ſie ihre Stadt niederreißen und ſich im Innern des Landes anbauen ſollten, da erwachte die Vaterlandsliebe in ſolchem Grade in ihnen, daß ſie ſelbſt entblöſt von allen Vertheidigungsmitteln lieber unter den Trümmern der Stadt ihrer Väter untergehen, als den verlangten Frevel der Impietät begehen wollten. Das römiſche Heer erſchien vor Carthago; die Carthager aber hielten ſich 2 Jahre lang und thaten den Römern mannigfaltigen Schaden. Endlich ward als Feldherr der junge P. Scipio geſchickt. Dieſer machte einen neuen Belagerungsplan, gelangte in den Hafen, zertrümmerte 2 Mauern, drang in die Stadt ein und nahm nach 6tägigem Sturme das Caſtell. Der menſchliche Römer bot den Bürgern Gnade an, aber von 700000 (ſo groß war Carthagos Bevölkerung) nahmen nur 50000 das Anerbieten an, die andern fielen unter dem Schwerte oder ſtarben in den Flammen einen freiwilligen Tod (146). Wider ſeinen Willen mußte Scipio die Stadt niederbrennen und von Grund aus zerſtören laſſen; der Brand währte 17 Tage. — Mit betrübtem Ermeſſen des Sinkens aller irdiſchen Größe ſtand Scipio auf den rauchenden Trümmern der einſt ſo mächtigen Stadt und bangend um ſeine Vaterſtadt ſoll er die Worte des Homer (Ilias IV, 164 f.): „Ἔσσεται ἦμαρ, ὅτ᾽ ἄν ποτ᾽ ὀλώλῃ Ἴλιος ἱρή, καὶ Πρίαμος καὶ λαὸς ἐϋμμελίω Πριάμοιο“ ausgerufen haben. In wie weit Scipio recht geſehen, wird unter Roms Geſchichte nachgewieſen werden, wo die Folgen dieſer Kriege und dann Carthagos Fall ihre Ausführung finden. 6.

Punt (Johann), ein berühmter holländiſcher Schauſpieler, auch Maler und Kupferſtecher, geb. 1711 zu Amſterdam, betrat nach ſeiner Verheirathung mit der gefeierten Actrice Anna Maria de Bruin, 22 Jahre alt, die Bühne ſeiner Vaterſtadt und zeichnete ſich, zumal in leidenſchaftlichen Rollen, bald ſo ſehr aus, daß er ſogar ſeinen berühmten Nebenbuhler, Jakob Duim, zu verdunkeln anfing. Der Tod ſeiner Gattin indeß veranlaßte ihn ſchon 1735 dem Theater zu entſagen und ſich ausſchließlich der Malerei und Kupferſtecherkunſt zu widmen, die er bereits früher nebenbei mit Erfolge betrieben hatte. Nachdem er ſich im Jahre 1748 zum zweiten Male mit Marie Chicot verheirathet hatte, gab er den Bitten ſeiner Freunde nach und ging (1753) wieder auf die Bühne, wo ihm derſelbe Beifall wie ſonſt zu Theil wurde. Zum zweiten Male Wittwer verheirathete er ſich 1772 zum dritten Male mit der Schauſpielerin Katharina Eliſabeth Fokke, hatte aber im folgenden Jahre das Unglück durch den Brand des Theaters, in welchem er als Caſtellan ſeit 1755 ſeine Wohnung hatte, ſein ganzes Vermögen, ſelbſt ſeine Kunſtſammlungen zu verlieren. Unter ſolchen Umſtänden nahm er eine Einladung nach Rotterdam an, fand hier jedoch viele Neider und zog ſich deßhalb im Jahre 1777 wieder nach Amſterdam zurück. Hier ſtarb er am 18. Dec. 1779. — Unter den Erzeugniſſen ſeines Grabſtichels wird eine Reihenfolge von 36 Blättern nach Rubens'ſchen Gemälden in der Jeſuitenkirche zu Antwerpen vorzüglich gerühmt. Auch ſeine Gemälde, beſonders Portraits und Landſchaften, haben Anerkennung gefunden. 36.

Pupille, ſ. Vormund und Auge. — Künſtliche P. nennt man eine durch chirurgiſche Operation gemachte Öffnung in die Regenbogenhaut, um das Licht in das Auge dringen zu laſſen, wenn die eigentliche P. fehlt oder das Auge durch Flekken auf der Hornhaut erblindet iſt. Cheſelden verſuchte im Jahre 1728 (nach Andern 1730) zuerſt dieſe Operation, wozu jedoch ſein Lehrer, Thomas Woolhouſe, die Idee dazu angegeben hatte. Er verfuhr dabei ſo, daß er das Nadelmeſſer an derſelben Stelle der Conjunctiva, wie bei der Depreſſion des Staars (ſ. d. Art.), einbrachte, daſſelbe dann mit horizontal gehaltenem Blatte, den Rücken nach der Hornhaut gekehrt, zwiſchen dem Ciliarbande und dem äußern Rande der Iris in die vordere Augenkammer ſchob und, nachdem er es nach dem innern Rande fortgeführt hatte, im Zurückziehen den horizontalen Einſchnitt in die Iris machte

(Iridotomie) und dadurch eine horizontal-ovale P. bildete. Guérin verbeſſerte Cheſelden's Methode in ſofern, als er in die Iris einen Kreuzſchnitt machte, aus welchem ſich eine ziemlich runde P. bildete. Und ſo iſt dieſe Methode nach und nach von Flajani, Richter, Beer, Montain, Langenbeck, Weller (deſſen Verfahren vorzüglich für die Fälle des faſt angewachſenen Staars beſtimmt iſt) mehr oder weniger verbeſſert, theils auch blos verändert worden. Heuermann öffnete dann zuerſt die vordere Augenkammer durch einen Lappenſchnitt der Hornhaut und durchſtach und dilatirte darauf die Iris, was Janin dadurch verbeſſerte, daß er den Verticalſchnitt einführte, den er nach gemachtem Hornhautſchnitte mit dem Staarmeſſer, mit einer gekrümmten Scheere zur Seite des Seheloches nach dem Naſenwinkel hin vollbrachte, wonach Pellier, Maunoir und Faure noch Manches abänderten oder verbeſſerten. Die Iridotomie von der hintern Augenkammer aus machten beſonders Weinhold, Adams und Baratta, durch deſſen Verfahren eine dreieckige Öffnung entſtand. Eine andere Methode, die Iridektomie oder Korektomie von Wenzel (gegen Ende des XVIII. Jahrh.) beſteht hauptſächlich in der Ausſchneidung eines Stücks der Iris und iſt ebenfalls auf verſchiedene Weiſe abgeändert worden. Der Ausſchnitt der Iris wird entweder in der vordern Augenkammer vollbracht oder die Iris durch die Hornhautwunde hervorgezogen und außen abgeſchnitten oder von der vordern und hintern Augenkammer zugleich bearbeitet, oder auch blos von der hintern aus geöffnet. Eine dritte Methode, die man Iridodialyſis (Koredialyſis) nennt und durch welche die Iris vom Ciliarligamente abgelöſt wird, gehört Scarpa und J. A. Schmidt an, die Beide zu gleicher Zeit (1802) darauf kamen; doch ſoll ſie, wie Scarpa ſagt, der mailändiſche Augenarzt Buzzi ſchon lange vorher verrichtet haben, und auch Aſſalini (1787) macht auf ihre Erfindung Anſprüche. Sie iſt durch die vereinten Bemühungen der deutſchen Ärzte zu einer großen Vollkommenheit gelangt. Auch dieſe Methode bietet eine Menge Abänderungen oder mehr oder minder verbeſſerter Nebenmethoden dar, die aber alle dahin ſtreben, die neue P. ſtets an dem großen Umkreiſe der Iris zu bilden, ſo daß ſie dann nicht, wie die natürliche P., in oder nach der Mitte von jener zu liegen kommt. Endlich hat man dieſen drei Methoden noch eine vierte hinzugefügt, die man die Iridoparelkyſis, auch Koreparelkyſis nennt, durch welche die natürliche P. durch Verziehung und Einklemmung des Pupillarrandes in die Wunde vergrößert wird. Sie iſt nur da angezeigt, wo die natürliche P. noch beſteht, aber durch eine Hornhautverdunkelung verdeckt wird, ſteht aber der Iridektomie nach. Sie iſt von Himly zuerſt eingeführt und mit Erfolg angewendet worden; doch haben außer dieſem auch Adams, Embden und Dyſenoort dieſelbe mehr oder weniger verbeſſert und verändert.— Vgl. Weller, „Über künſtliche Pupillenbildung" (Berl. 1821); Jüngken, „Lehre von den Augenoperationen" (Berl. 1829). 30. 28.

Purbach, ſ. Peurbach.

Purcell (ſpr. Pörſell) (Henry), ein berühmter engliſcher Componiſt des XVII. Jahrh., geb. 1658 zu London, war ein Schüler ſeines Vaters Henry P., eines nur mittelmäßigen Muſikers, und Blow's. In ſeinem 18. Jahre wurde er bereits Organiſt an der Weſtmünſterabtei und wenige Jahre ſpäter Mitglied der königlichen Kapelle. Er ſtarb 1695. — Seine Compoſitionen, meiſt Kirchenſachen, wurden ſehr geſchätzt, doch traten ſie ſpäter, wie auch ſeine Theatermuſiken, vor den Händel'ſchen in den Hintergrund. Sein Bruder Daniel P. war ebenfalls Componiſt. 36.

Purgatorium iſt 1) Reinigungseid (ſ. Eid); 2) Fegfeuer (ſ. d. Art.).

Purgirmittel, lat. purgativa; franz. purgatifs; engl. purgatives. Purgiren heißt Stuhlausleerungen bewirken; da dieſes aber auf verſchiedene Art, in einem verſchiedenen Grade und durch ſehr verſchiedene Mittel geſchehen kann, ſo

theilt man es in Laxiren und eigentliches Purgiren ein. Unter Laxiren verſteht man ein gelindes Abführen, was durch Mittel erreicht wird, die auf die innere Fläche der Gedärme erweichend einwirken. Gelangen Laxirmittel in den Magen, ſo erwärmen ſie denſelben nicht, wie es P. thun, ſondern bringen Unbehaglichkeit und ein Gefühl von Ängſtlichkeit hervor; in den Därmen wirken ſie als fremde Körper, beſchleunigen dadurch die periſtaltiſche Bewegung der Därme und werden mit dem übrigen Inhalte derſelben fortgeſchafft. So rufen ſie keinen entzündlichen Zuſtand des Magens und der Gedärme hervor, ſondern verurſachen Appetitloſigkeit, Magenſchwäche, langſame Verdauung und ſelbſt Diarrhöe, weßwegen nach ihrem Gebrauche oft magenſtärkende Mittel erforderlich ſind. Die meiſten Laxirmittel liefert das Pflanzenreich; doch gebraucht man dazu auch mineraliſche und animaliſche Subſtanzen. Die vegetabiliſchen Laxirmittel beſtehen aus einem zuckerartigen Stoffe, aus Schleim und fettem Öle und ſind geruchlos, von ſüßem, fadem oder ſäuerlichem Geſchmacke. Wir zählen hierher die kohlenſaure Bittererde, den gereinigten Weinſtein (cremor tartari), das Ricinusöl, die Caſſie, das Tamarindenmark, die Manna, den Honig. — P. ſind ſolche, die auf der innern Fläche der Gedärme eine vorübergehende, gemäßigte und eigenthümliche Reizung hervorbringen, wonach Stuhlausleerungen erfolgen. Auf ihre Anwendung folgt Abneigung vor Speiſen und ſelbſt Ekel, ein Gefühl von innerer Wärme, Übligkeit und ſelbſt Brechen, mehr oder weniger heftige Kolikſchmerzen, Poltern; die Zahl der Stuhlgänge und die Beſchaffenheit und Menge der ausgeleerten Stoffe iſt nach dem genommenen Mittel und nach der Körperconſtitution verſchieden. Die Mittel ſelbſt erhalten wir aus dem Mineral- und Pflanzenreiche. Die Mittel aus dieſem wirken in der Regel kräftiger als die aus jenem; die aus dem Pflanzenreiche haben einen mehr oder weniger ekelerregenden Geruch und einen bittern Geſchmack; ſie beſtehen meiſtens aus Harz, Gummiharz und bittern Extractivſtoffen. Die gebräuchlichſten P. ſind das ſchwefelſaure Natron (Glauberſalz), die ſchwefelſaure Bittererde (Bitterſalz), das ſchwefelſaure Kali und einige andere Salze, das Calomel; aus dem Pflanzenreiche die Jalappe, das Scammoniumharz, die Coloquinten, das Elaterium, die Aloë, das Gummi-Gutti, die Rhabarber, die ſchwarze Nieſwurz, die Gratiola, das Crotonöl, die Sennesblätter ꝛc. — Die Anwendung aller dieſer Mittel iſt ſehr häufig und in den verſchiedenſten Krankheiten angezeigt. Schon Hippokrates machte von den Purgirmitteln öftern Gebrauch; Eraſiſtratus verwarf dagegen ihre Anwendung, bis ſie Galen wieder in der Medicin einführte, ſeit welcher langen Zeit ſie fortdauernd, hauptſächlich von den Humoralpathologen, die ſie indeſſen häufig mißbrauchten, benutzt wurden. (Vergl. hiermit Abführmittel und Abführung.) 39.

Purification (wörtlich das aufs Reine Bringen) heißt bei Verhandlungen, welche in der Hauptſache zu Stande gekommen, bei welchen aber Nebenpunkte vor der Hand noch zur weitern Erörterung ausgeblieben ſind, die nachträgliche Berichtigung dieſer Nebenpunkte und dahin einſchlagenden Materien, wodurch dann das Ganze vollſtändig berichtigt wird. So wird bei Concurſen das Deſignationsurthel purificirt, wenn den darin gerügten Mängeln des bisherigen Verfahrens abgeholfen, die vorbehaltenen Eide geleiſtet, die Beweiſe geführt worden ſind. 31.

Purim iſt das Feſt, welches bei den Juden am 14. und 15. Adar zum Andenken an die im Buche Eſther erzählte Rettung von den Verfolgungen Haman's mit großer Freude und durch gegenſeitige Geſchenke gefeiert wird. Der Name ſoll von dem perſiſchen Worte Pahre, Loos, herſtammen, weil Haman über die Juden das Loos habe werfen laſſen (Eſth. 3, 7). 23.

Purismus iſt das Streben nach Reinheit der Mutterſprache von fremden Wörtern und dem Geiſte der Sprache fremdartigen Verbindungen. So lobenswerth der P. an ſich iſt und den Geiſt der Sprache theils erhalten, theils wiederher-

ſtellen hilft, ſo muß er ſich doch in gewiſſen Grenzen halten und nicht über alle Gebiete des Denkens und Bildens ſein Werk ausbreiten wollen. Wo die Mutterſprache Wörter und Fügungen hat, die denen aus fremden Sprachen an Kürze, Bündigkeit, vollkommener Bezeichnung eines Begriffes oder einer Sache gleichkommen, da muß das Heimiſche ſtatt des Fremden den Vorzug behaupten; aber alle Arten von Kunſtwörtern, Producten, Chargen und dergl., welche von fremden Völkern gekommen ſind oder die man bei fremden Völkern kennt, auch mit Ausdrücken der Mutterſprache zu bezeichnen, iſt zu viel verſucht und die Puriſten haben ſich oft den Tadel zugezogen, daß ſie der heimiſchen Sprache Gewalt angethan und dann ſich lächerlich gemacht haben. Denn wer will es für verſtändig halten und Nachahmung fordern, wenn man ein Fortepiano deutſch Schwach-ſtark-Taſtenkaſten, eine Perücke Kahlkopfverlegenheitsabhelfer, eine Cigarre Glimmſtengel, einen Tambour Fellraßler und dergl. nennen will? Beſonders begann das Puriſiciren der deutſchen Sprache von fremden, namentlich von franzöſiſchen Wörtern, ſeitdem franzöſiſcher Einfluß auf deutſches Leben und deutſche Regierung zu ſtürzen begann, wiewohl ſchon früher gegen die Mengſale aus allen Sprachen in die unſerige viel geſprochen, geſchrieben und ſogar Verbindungen geſchloſſen worden waren. 6.

Puritaner, ſ. Presbyterianer.

Purpur, lat. purpura; fr. pourpre; engl. purple, iſt eine rothe Farbe von den verſchiedenſten Schattirungen, welche die Alten aus gewiſſen Farbekräutern, beſonders aber aus mehreren Schalthieren, beſonders der Purpurſchnecke, zogen. Aber es fand nach Beſchaffenheit der Schnecken, von denen der Saft genommen wurde, ſowohl in der Schönheit als auch in der Güte und Haltbarkeit der Farben ein großer Unterſchied ſtatt. Die Purpurfärberei iſt eine Erfindung der Phönicier und zwar der Tyrier. Man färbte in Tyrus vornehmlich Wolle und wußte den Purpurgewändern durch Kunſt noch einen beſondern Glanz zu geben. Seit Theodoſius dem Großen wurden die Purpurmanufacturen kaiſerlich und es blieb endlich nur noch eine zu Tyrus und eine andere zu Conſtantinopel übrig, wovon jene durch die Araber, dieſe durch die Türken zerſtört wurde, und ſomit ging die Kunſt, Purpur zu färben, gänzlich verloren. Nach vielen Bemühungen und Verſuchen hat man zwar in neueren Zeiten mehrere Conchylien, zumal aus der Familie der Schnecken, welche einen purpurähnlichen Saft geben, wieder aufgefunden, allein die Umſtändlichkeit des Verfahrens, ſo wie die Seltenheit und ſomit die Koſtbarkeit der Schnecken ſind Urſache, daß im Ganzen wenig Gebrauch von dieſer Art P. zu färben gemacht wird. Der Saft, von welchem jede Schnecke nur wenige Tropfen gibt, iſt zähe und in einem beſonderen Beutelchen enthalten, welches bei den meiſten zwiſchen dem Herzen und der Leber liegt. Purpurſchnecken, denen der Alten ſehr ähnlich, entdeckten Thomas Gage bei Nicoya im nördlichen Amerika und Lole 1686 bei Sommerſetſhire. Plumier entdeckte bei den antilliſchen Inſeln die Piſſeurs, welche das Seewaſſer weit wegſpritzen können. Réaumur fand, daß der gelbe Saft der Trompeterſchnecke auf Leinwand getragen in wenigen Stunden alle Schattirungen von Gelb, Grün und Himmelblau durchlief, bis er ſich endlich in Purpurroth verwandelte. Auch der Saft der Kräuſelſchnecke (Helix ianthina) bietet ähnliche Erſcheinungen dar. Anfänglich ſieht er gelblich-weiß aus; ſetzt man aber ein in denſelben hineingetauchtes Stück Zeuch der Einwirkung der Luft und Sonne aus, ſo geht jene Farbe ſtufenweiſe in Roth über. Gegenwärtig wendet man ſtatt des Saftes der Purpurſchnecken die Cochenille an, welche, ſo wie ſchon der Kermes, ein weit ſchöneres und eben ſo dauerhaftes als wohlfeiles Roth gibt. 26.

Purpurfrieſel, ſ. Petechien.

Puſchkin (Alexander Serjewitſch), der bedeutendſte lyriſche Dichter Rußlands, am 26. Mai 1799 zu Petersburg geboren, erhielt ſeine gelehrte Bildung

im Lyceum zu Sarskoje-Selo und ward 1817 bei dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten angeſtellt. Eine etwas zu feurige Ode an die Begeiſterung zog ihm jedoch die Ungnade des Kaiſers zu und ſeine Verſetzung nach Beſſarabien gleicht eher einer Verbannung als einer Beförderung. Schon als Zögling des Lyceum hatte er durch ſein Gedicht: „Erinnerungen an Sarskoje-Selo“ (1812) großen Beifall geerndtet, der ihm jedoch dadurch, daß er über dem ungemeſſenen Lobe ſeine ernſteren Studien verſäumte, nicht ſehr erſprießlich wurde. Der Aufenthalt in Südrußland, wo er, bis ihn Kaiſer Nikolaus nach Petersburg zurückrief, blieb, wirkte deſto wohlthätiger auf ſeine Phantaſie; hier entſtanden ſeine größeren Gedichte: „Rußlan und Ludmilla“, welches die alte Heldenzeit Rußlands darſtellt und den Einfluß der franzöſiſchen Schule verräth; „Der Gefangene am Kaukaſus“ (deutſch von Wulfert, Petersb. 1824. 8.); „Die Quelle von Baktſchiſſarai“ (1824) und der verſificirte Roman: „Eugen Onegin“, welcher an Byron's „Don Juan“ erinnert. P. verräth in allen ſeinen Werken ein entſchieden poetiſches Talent; glückliche Naturanſchauung, lebhafte Darſtellung, harmoniſcher Versbau und anmuthige Sprache ſind ihm im hohen Grade eigen und er würde noch bei Weitem höher ſtehen, wenn er ſich mehr beſtrebte national zu ſein und ſich weniger ängſtlich an Byron's Manier anſchlöſſe. 66.

Puſtel, Blatter oder **Eiterblatter**, lat. pustula; franz. und engl. pustule, wird im Allgemeinen jede Eiter enthaltende Erhebung der Oberhaut mit einer entzündeten Baſis genannt, durch welche eine kleine umſchriebene Geſchwulſt gebildet wird, die ſich oft in mehr oder weniger conſiſtente Schorfe, bisweilen aber auch in oberflächliche Verſchwärungen endigt. Sie bilden die Grundform verſchiedener Hautkrankheiten (ſ. d. Art.). — P. heißen auch zwei Arten von Krankheiten, obwohl ſie keins der oben beſchriebenen Kennzeichen der P. an ſich tragen; dieß iſt nämlich die bösartige P. (pustula maligna), eine Krankheit von brandiger Natur, die durch Einimpfung des Carbunkelgiftes (vergl. Carbunkel) entſteht und zuerſt die Haut afficirt, und die ſyphilitiſche P. (P. syphilitica), die einen Ausſchlag von Blüthchen oder andern kleinen Geſchwülſten mit oder ohne Eiter auf der Haut oder den Schleimhäuten in Folge des Einfluſſes des ſyphilitiſchen Giftes (vergl. Luſtſeuche) darſtellt. 7.

Puſtkuchen-Glanzow (Friedrich Wilhelm), bekannter Schriftſteller, ward 1793 zu Detmold geboren, widmete ſich der Theologie und ward, nachdem er einige Zeit als Privatgelehrter an mehrern Orten, beſonders in Leipzig und Elberfeld gelebt hatte, Pfarrer zu Haminkel bei Weſel, ſpäter zu Lieme bei Detmold und ſtarb den 2. Jan. 1834. — Er hat ſich durch eine Anzahl belletriſtiſcher Werke bekannt gemacht, unter denen vorzüglich „Wilhelm Meiſter's Wanderjahre“ (Quedlinb. 1821. 3 Bde.) wegen ihrer ziemlich genauen Nachahmung der Göthe'ſchen Darſtellungsweiſe und der ſcharfen Kritik, welcher Göthe darin unterworfen wird, Aufſehen erregten; doch haben ſie ſämmtlich kein großes Publicum gefunden. 16.

Putbus. Zu dieſem kleinen Städtchen auf der Inſel Rügen in der Oſtſee mit einem ſchönen Schloſſe, dem Wohnſitze des Fürſten Putbus, gehört auch ein ſeit 1817 beſtehendes Seebad, das den Namen Friedrich-Wilhelmsbad führt, bisweilen auch Neuendorf genannt wird. Es ſteht mit dem Städtchen durch eine ſchöne Allee in Verbindung und die Façade des geſchmackvollen Badehauſes ruht auf einem 170 F. langen Säulengange. Obgleich dieſer Anſtalt die Anforderungen, welche man an ein Seebad macht, der Wellenſchlag und die Seeluft, abgehen; ſo iſt ſie doch bisher jährlich der Sammelplatz vieler Herrſchaften geweſen, die von den Naturſchönheiten der Inſel angelockt dieſelbe als Zielpunkt ihrer Reiſen wählten. S. Furchau's Gedicht: „Die Inſel Rügen“ und ſeinen Anhang (Stralſ. 1830). 35.

Puzzuolanerde, ſ. Lava.

Pydna (Schlacht bei), ſ. Perſeus von Macedonien.

Pygmäen waren ein fabelhaftes Zwergvolk bei den Alten, das man an die Quellen des Nils oder nach Indien verſetzte. Schon bei Homer führen ſie mit den Kranichen Krieg, denen ſie die Niederlaſſung in ihrem Lande zu wehren ſuchen, gewöhnlich aber beſiegt werden. Sie beſtiegen Ziegen und Widder und gingen ſo bewaffnet auf die Vögel los, welche alle Jahre aus Scythien ſie anzugreifen kamen. Nach Plinius waren ihre Häuſer und Städte aus Eierſchalen gebaut. Noch Andere erzählen, daß ſie ihre Wagen durch Rebhühner ziehen ließen und daß ihre Weiber mit dem 5ten Jahre Kinder bekamen und ſie im 8ten ſchon Greiſe waren. Einſt wollten ſie den ſchlafenden Hercules bekriegen und belagerten ihn gleich einer Stadt; doch der Held erwachte, wickelte ſie in ſeine Löwenhaut und trug ſie zum Euryſtheus. Sie ſind ein Seitenſtück zu unſeren Liliputanern. 11.

Pygmalĭon, Herrſcher von Cypern, haßte die Weiber ſeines Landes wegen ihrer Ausſchweifungen. Doch einſt hatte er ſich eine ſchöne Bildſäule aus Elfenbein verfertigt, deren Reize ihn ſo entflammten, daß er die Venus bat, ſie zu beleben. Die Göttin erhörte ihn; die Statue begann unter ſeiner Umarmung zu athmen und zu leben. Er nahm ſie zur Gemahlin und erzeugte mit ihr den Paphos, welcher die Stadt Paphos an der Weſtküſte von Cypern gründete. Dieſen Mythus benutzte Rouſſeau zu einem Drama. — Ein anderer P. iſt der Bruder der Dido, deren Gemahl er tödtete, um ſeine Schätze zu erhalten; doch Dido betrog ihn darum, indem ſie mit ihren ganzen Reichthümern floh. 11.

Pylădes, ſ. Oreſtes.

Pyra (Jakob Immanuel), ein deutſcher Dichter aus der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, 1715 zu Cottbus in der Lauſitz geboren, widmete ſich auf der Univerſität Halle, wo er mit dem Dichter Lange die innigſte Freundſchaft ſchloß, der Philologie, bekleidete nach Beendigung ſeiner Studien einige Hofmeiſterſtellen und wurde 1742 als Conrector an das kölniſche Gymnaſium zu Berlin berufen, wo er am 14. Juli 1744 in der Blüthe ſeiner Jahre ſtarb. In dem Streite zwiſchen Gottſched und Bodmer ergriff er die Partei des Letztern und zog in ſeiner nicht ſehr geiſtreichen Schrift: „Erweis, daß die gottſchedianiſche Schule den Geſchmack verderbe“ (Hamb. 1743. 8. Fortſetzung, Leipz. 1744. 8.) zuerſt in Deutſchland gegen Gottſched zu Felde. Seine Gedichte, welche Bodmer mit denen Lange's unter dem Titel: „Thyrſis' und Damon's freundſchaftliche Lieder“ (Zürich 1745. 8. Neue Aufl. Halle 1749. 8.) herausgab, fanden zu ihrer Zeit großen Beifall und verdienten ihn durch eine den gleichzeitigen Dichtern faſt völlig fremde Wahrheit und Wärme des Gefühls. 67.

Pyramiden, lat. pyramides; franz. pyramides; engl. piramids, heißen jene coloſſalen vorzugsweiſe Ägypten eigenthümlichen Bauwerke, die ihrer Form nach als vierſeitige ſpitz zulaufende oder abgeflachte Kegel erſcheinen, mit einem Eingange und im Innern mit Gewölben und Gängen verſehen ſind. Ihre Höhe und Größe iſt verſchieden, auch das Material nicht immer daſſelbe, obwohl die meiſten aus Kalkſteinen, ſeltener aus Ziegelſteinen oder andern Steinen erbaut ſind. Die vier von der breiten Baſis allmählig ſpitziger zulaufenden Seiten ſind genau nach den vier Weltgegenden gerichtet, zwei derſelben aber gewöhnlich ſchmäler als die andern; übrigens findet man auch etagenförmige P. und eine, welche an ihren Seiten bauchig erſcheint. Die äußere Bekleidung, welche jetzt meiſt verſchwunden iſt, beſtand nach dem Zeugniſſe der alten Schriftſteller aus Marmor oder Granit. Über das Alter der P. läßt ſich nichts Beſtimmtes angeben; denn alle in dieſer Hinſicht aufgeſtellte Behauptungen, ſo z. B. daß die 3 großen P. bei Memphis von den Königen Cheops, Cephren und Mycerinus erbaut ſeien, beruhen auf bloßen Muthmaßungen; nimmt man an, was wenigſtens nicht unwahrſcheinlich iſt, daß die tyranniſche Dynaſtie der Hykſos die P. erbaut habe, ſo mag

ihr Alter leicht 4000 Jahre und darüber betragen. Eben ſo wenig, wie über die Zeit der Erbauung der P., ſind wir auch über ihren Zweck im Klaren. Mögen ſie nun aber auch zu geheimen gottesdienſtlichen Handlungen oder zu Begräbniſſen der Könige oder, wie Andere wollen, als ſymboliſche Darſtellung des Zuſtandes nach dem Tode gedient oder endlich aſtronomiſche Zwecke gehabt haben; ſo bleibt immer das Mißverhältniß zwiſchen Zweck und Mittel zu groß und als Reſultat die Gewißheit, daß nur eine vollendete Tyrannei durch ein vollkommen ſklaviſches Volk ſolche ungeheure Arbeit hat fördern können. Die Zahl der noch vorhandenen P. in Ägypten beläuft ſich auf ungefähr 40, die ſämmtlich nur auf einer beſtimmten Strecke in Mittelägypten und zwar am Fuße der weſtlichen Grenzgebirge gegen Lybien von Dſchiſeh an (N. W. von Memphis) ſüdwärts bis gegen Medon hin angetroffen werden. Sie zerfallen in 5 Gruppen, die von Dſchiſeh, Fayum, Mandſchelmuſa, Sakkarah und Dagſchur. Unter ihnen iſt die Gruppe von Dſchiſeh die berühmteſte; denn ſie enthält die 3 größten P., die ſogenannte Pyramide des Cheops von 473 F. Höhe, die des Chephren und die des Mycerinus. Sie beſtehen aus ungeheueren Kalkſteinquadern und können in ihrem jetzigen Zuſtande bis zum Gipfel beſtiegen werden, auch iſt die größte derſelben ſchon längſt geöffnet. Das Innere findet man übrigens bei allen, die bis jetzt zugänglich ſind, im Allgemeinen übereinſtimmend, nämlich einen engen bis zum Mittelpunkte der Baſis hinab- und dann wieder emporführenden Gang, nebſt einigen Gemächern, in deren größtem man gewöhnlich einen Sarkophag antrifft. Von den ägyptiſchen P. unterſcheiden ſich die wenigen, die in Nubien, Indien und Mexico gefunden werden, ſowohl durch Form als Bauart, doch iſt es unverkennbar, daß ſie wohl derſelben Idee ihr Daſein verdanken; aber ein geſchichtlicher Zuſammenhang läßt ſich wegen des hohen Alterthums nur ahnen, nicht beweiſen. — Noch iſt die Pyramide des Cn. Ceſtius in Rom zu erwähnen. Sie iſt mit Marmor bekleidet und hat eine Höhe von 160 Fuß. Vergl. Hirt, „Von den ägyptiſchen Pyramiden" (Berlin 1815). — **Pyramide** nennt man auch denjenigen geometriſchen Körper, welcher entſteht, wenn man außerhalb der Ebene einer ebenen Figur einen Punkt und durch die Seiten derſelben und dieſen Punkt Verbindungsebenen gelegt denkt. Da die Ebenen einander in Kanten durchſchneiden, welche den Punkt mit den Ecken verbinden, ſo wird dieſer Körper von einer Reihe von Dreiecken eingeſchloſſen, die ſich an jene beſtimmende Figur, die **Grundfläche**, **Baſis** der Pyramide als **Seiten** derſelben ſchließen und ſich ſämmtlich in dem Punkte, ihrer **Spitze** oder dem **Scheitel** vereinigen. Die Senkrechte von dem Scheitel auf die Grundfläche oder deren Verlängerung heißt die **Höhe** der P. Je nachdem die Baſis 3, 4, 5 ꝛc. Seiten hat, heißt ſie 3-, 4-, 5- ꝛc. ſeitige. Man unterſcheidet auch **gleichſeitige**, **ungleichſeitige** und **gleichförmige**, je nachdem die Baſis entweder gleich-, ungleichſeitig oder regulair iſt. Die hierher gehörenden Lehrſätze ſind: 1) P. ſind congruent, wenn die einzelnen Seiten und deren Reihenfolge nebſt der Baſis übereinſtimmen. 2) Congruente P. laſſen ſich in dergleichen dreiſeitige zerlegen. 3) Die Kantenwinkel an der Spitze einer Pyramide betragen zuſammen ſtets weniger als 4 rechte Winkel. 4) Eine Pyramide wird durch eine der Baſis parallele Ebene in zwei ähnliche P. zerlegt. 5) Zwei dreiſeitige P. ſind ähnlich, wenn ſie ähnliche Dreiecke zu homologen Seiten haben. 6) Wird eine Pyramide durch eine der Baſis parallele Ebene geſchnitten, ſo verhalten ſich die Grundflächen wie die Quadrate ihrer homologen Kanten oder Höhen. 7) Eine dreiſeitige Pyramide kann in 2 inhaltsgleiche Prismen und 2 gleiche P. zerlegt werden. 8) Den Inhalt einer dreiſeitigen Pyramide findet man durch Multiplication ihrer Grundfläche mit dem dritten Theile der Höhe. 9) Der Inhalt jeder vielſeitigen Pyramide wird durch Multiplication ihrer Baſis mit dem dritten Theile der Höhe gefunden. 10) Den Inhalt einer abgeſtumpften Pyramide findet man durch Multipli-

cation des dritten Theils mit der Summe beider Grundflächen und der mittlern Proportionale zwiſchen beiden. — Pyramidalzahlen nennt man die Summen von Polygonalzahlen. Die Summen der Trigonalzahlen heißen dreieckige der Tetragonalzahlen, viereckige der Pentagonalzahlen, fünfeckige ꝛc. Pyramidalzahlen. Die dreieckigen Pyramidalzahlen ſind: 1, 4, 10, 20, 35 ꝛc.; die viereckigen Pyramidalzahlen: 1, 5, 14, 30, 55 ꝛc.; die fünfeckigen Pyramidalzahlen: 1, 6, 18, 40, 74 ꝛc.; die ſechseckigen Pyramidalzahlen: 1, 7, 22, 50, 95 ꝛc. 1. 40.

Pyrenäen (montes pyrenaei, saltus pyrenaeus), das Grenzgebirge Frankreichs und Spaniens, erſtrecken ſich vom biskayiſchen bis zum mittelländiſchen Meere in einer Länge von 52—56 Meilen. Ihre Breite wechſelt zwiſchen 5 und 12 Meil. und der Flächenraum, den ſie einnehmen, beträgt 430—500 □Meilen. Im Ganzen iſt dieſe aus Gneus und Glimmerſchiefer gebildete Gebirgslinie nichts weniger als regelmäßig gezogen, denn die höchſten Gipfel gehören gewöhnlich den benachbarten Verzweigungen und ſeitwärts reichenden Abläufern an. Auf beiden Seiten fällt ſie allmählig und der öſtliche Arm erreicht in dem Vorgebirge Cervera, der weſtliche, der überhaupt weit niedriger als jener iſt, in dem Vorgebirge Higuer ſein Ende. Verbunden werden beide Theile durch das Quergebirge Pic de Mauberne (3900 Fuß hoch). Die höchſten Spitzen ſind im weſtlichen Theile der Maladetta mit dem Gipfel Nethou (10548 Fuß), Montperdu (10578 Fuß), Vignemale (10332 Fuß), Pic du midi de Pau (9100 Fuß), Marboré (10400 Fuß), Poſets (10600 Fuß), Crabioules (9900 Fuß); im öſtlichen der Canigou (8600 Fuß), Pedroux (8900 Fuß) und Montcalm (10000 Fuß). Der Ahunemendi (Ziegenberg), welchen Namen auch das ganze Gebirge führt, hat nur 7200 Fuß. Die Vegetation iſt weniger reich und mannigfaltig und ein treues Abbild eines zwar gemäßigten, aber ſehr veränderlichen Klimas. Die Schneelinie beginnt im ſüdlichen Theile mit 8600, im nördlichen mit 7800 Fuß und die kleinen Seen, auf welche man häufig in dieſer Höhe ſtößt, ſind theilweiſe mit ewigem Eiſe bedeckt. Gletſcher und Schneefelder findet man ſeltener als auf den Alpen und ſie ſind bei Weitem nicht ſo furchtbar wie dort. Die natürlichen Übergänge heißen Ports oder Cols. Es ſind deren gegen 100, doch nur 6—7 befahrbar, z. B. der Weg von Bayonne über Joun nach Vittoria, von Pau nach Saragoſſa, von Mont Louis nach Puycerda, von Perpignan über Junquera nach Figueras. Insgeſammt werden ſie, je mehr man ſich Spanien nähert, immer beſchwerlicher und gefährlicher, weil hier der Abhang weit ſteiler iſt als auf der franzöſiſchen Seite. Der höchſte und zugleich merkwürdigſte iſt die ſogenannte Rolandsbreſche, welche ſich 9250 Fuß zwiſchen hohen Felſen über die Meeresfläche erhebt. In den Niederpyrenäen wohnen die Basken. S. „Züge durch die Hochgebirge und Thäler der Pyrenäen im Jahre 1822" von Lüdemann (Berl. 1825); J. v. Charpentier „Sur la constitution géognostique de P." (Par. 1823); „Voyage en Navarre l'insurrection des Basques (1830—35) par J. A. Chaho" (Par. 1836; deutſch von L. von Alvensleben, Grimma 1836). 35.

Pyrenäiſcher Friede, ſ. Friedensſchluß.

Pyriten, ſ. Feuerſteine.

Pyrker (Johann Ladislaus) de Felsö-Eör, einer der beſten epiſchen Dichter der neueſten Zeit, am 22. Nov. 1772 zu Langh in Ungarn geboren, wollte ſich, nachdem er ſeine Studien zu Stuhlweißenburg und Fünfkirchen beendigt hatte, zu Ofen zum Staatsdienſte vorbereiten, warf ſich aber, als er nicht ſogleich in die Hauptkanzlei aufgenommen wurde, auf das Studium der deutſchen, franzöſiſchen und italieniſchen Sprache und machte eine Reiſe durch Italien, auf welcher er nebſt andern merkwürdigen Schickſalen auch das Unglück gehabt haben ſoll in die Hände afrikaniſcher Seeräuber zu fallen, denen er jedoch glücklich entſchlüpfte. Nach ſeiner Heimkehr trat er 1792 zu Lilienfeld in Unteröſtreich in den Ciſterzienſerorden

und widmete ſich in dem Seminare zu St. Pölten der Theologie, ohne ſeine früheren Studien aufzugeben; beſonders ſprach ihn das Griechiſche und Engliſche an; Homer und Shakſpeare wurden ſeine Lieblingsdichter. Nachdem er 1796 Prieſter geworden war, führte er mehrere Jahre die Geſchäfte der Abtei zu Lilienfeld und erhielt 1807 die Pfarrei Tirnitz, welche Würde er aber 1811 mit dem Priorat und 1812 mit der Stelle eines Abtes zu Lilienfeld vertauſchte. Als Biſchof von Zips in Ungarn, wohin er 1818 berufen wurde, begann er mehrere literariſche Arbeiten, die er erſt ſpäter zu Venedig, wohin er 1820 als Patriarch gekommen war, vollenden konnte. In dieſer Würde, womit er den Titel eines geheimen Raths und Primas von Dalmatien verband, erwarb er ſich durch die Förderung des Erziehungsweſens, des Schulunterrichts und der Kirchenzucht große Verdienſte, welche der Kaiſer durch ſeine Ernennung zum Erzbiſchofe von Erlau (1827) mit der damit verbundenen Erbobergeſpannswürde der heveſer Geſpannſchaft zu belohnen bemüht war. Pyrker's Epopöen: „Tuniſias", in zwölf Geſängen, (Wien 1819. 3. Aufl. 1826. 8.); „Perlen der heiligen Vorzeit" (Ofen 1821. 2. Aufl. Wien 1826. 8.); „Rudolfias" (Wien 1824. N. Aufl. 1827. 8.) zeugen von großem Geiſte und lebendiger Phantaſie, wenn ſie auch bei Weitem nicht allen Anforderungen, die an gelungene Meiſterwerke dieſer Dichtungsart geſtellt werden können, entſprechen. Seine dramatiſchen Verſuche („die Korvinen", „Karl der Kleine", „Zrini's Tod"), welche unter dem Titel „Hiſtoriſche Schauſpiele" (Wien 1810. 8.) erſchienen, ſind weniger bedeutend. „Sämmtliche Werke" (Stuttg. 1835. 3 Bde. 8.). 66.

Pyrmont, ein kleines freundliches Städtchen an der Emmer mit 2500 Einw., Hauptort der fürſtlich Waldeckſchen Grafſchaft gleiches Namens, iſt durch ſeine Mineralquellen, die ſchon zur Zeit Karl's des Großen in Aufnahme geweſen ſein ſollen und 1556 von 10000 Gäſten beſucht wurden, berühmt. Es ſind deren jetzt 12 in Gebrauch und von dieſen namentlich der Brodelbrunnen, die Soolquelle, die eiſenhaltige Trinkquelle und die Augenquelle zu erwähnen. Gleich denkwürdig iſt die Gasgrotte oder Dunſthöhle. Sie hat die Geſtalt eines Amphitheaters, iſt von fünffachen Terraſſen beſetzt und zur Badezeit befinden ſich in ihrer Nähe Wächter, weil Mancher, der ſich ihr unvorſichtig näherte, ſeiner Geſundheit ſchadete. Seit längerer Zeit iſt hier auch ein Douche- und Tropfbad eingerichtet worden. Obgleich dieſe Quellen im Anfange des laufenden Jahrhunderts bedeutend an Frequenz verloren, ſo beläuft ſich doch die Zahl der Kurgäſte jährlich noch auf 2500 und nach wie vor werden noch 3—350000 Flaſchen verſendet. Treffliche Dienſte leiſten ſie bei Erſchöpfung, Unfruchtbarkeit und andern weiblichen Übeln, bei Bruſtbeſchwerden, Nierenkrankheiten, Skropheln, Bleichſucht, Rheumatismen ꝛc. Die Umgebungen ſind höchſt angenehm. Wir erinnern nur an das fürſtliche Schloß mit den nahen Alleen, an den Schellenberg (700 Fuß hoch), an den Königsberg, das Lieblingsplätzchen Friedrich's des Großen, an Friedensthal, eine ehemalige Quäkercolonie, und an das nahe Driburg. In der neueſten Zeit haben Kappel (1827) und Harnier „Resumé d'analyse et d'expérience sur la nature des eaux de Pyrmont" (Hanover 1828) Beſchreibungen geliefert. 35.

Pyromantie, das Wahrſagen aus dem Feuer, dem wirklichen (brennenden) oder ſcheinbaren (leuchtenden), ſtammt aus der früheſten Zeit des Naturdienſtes her und hängt zuſammen mit der Verehrung der Sonne, des Mondes und der Sterne als göttlicher Weſen. Auch das Feuer (das leuchtende, wärmende und reinigende Element) wurde als ſolches angebetet. Die Griechen und Römer trieben dieſe Wahrſagerei bei dem Opferfeuer, und zwar, wenn es anfing licht zu brennen und das Opfer anzuzünden. Brannte es ruhig und hell, ſtieg die Flamme gerade in die Höhe und verzehrte das Opfer ganz, ſo war es ein glückliches Omen und das Opfer den Göttern angenehm; im entgegengeſetzten Falle war es ein un-

glückliches Zeichen und die Götter zürnten. Auch die Prophezeihungen aus dem Blitze und anderen leuchtenden Phänomenen der Atmoſphäre, Meteoren, gehören hierher. Eben ſo achtete man häufig auf die hohe, gerade, krumme oder kreiſende Bewegung der Rauchſäulen und machte daraus dieſelben Folgerungen, wie beim Feuer. Auch das A. T. erwähnt gleich im Eingange das wohlgefällige Opfer Abel's, welches aus dem gerade aufſteigenden Rauche erkannt wurde. Ferner ſteht damit in Verbindung das Unterhalten heiliger Feuer und Lampen, deren Verlöſchen für eine unglückliche Vorbedeutung gehalten wurde. So die ewige Lampe der Juden, das heilige Feuer der Veſta, welches 6 veſtaliſche Jungfrauen bewachten, die immer brennenden Lampen in der königlichen Gruft zu St. Denis ꝛc. Endlich weiſſagte man auch aus brennenden Fackeln; ſchlugen die Flammen zuſammen oder ſtiegen ſie dreizackig auf, ſo hielt man es für ein gutes Zeichen, im Gegentheil für ein böſes, gewöhnlich von Krankheit und Tod. 84.

Pyrometer, Pyroſkop, Hitzemeſſer, lat. pyrometrum; franz. pyromètre; engl. pyrometer, iſt ein Werkzeug, welches dazu dient die Intenſität oder Größe der Hitze zu meſſen. Die älteren ſogenannten P. von Muſſchenbroeck, Elliot, Mortimer, Smeaton u. A. beſtehen insgeſammt aus metallenen Stangen und dienen nicht ſowohl dazu, die Wärme, als vielmehr die Ausdehnung jener Metalle durch die Wärme zu meſſen, weßhalb ſie ihren Namen durchaus nicht verdienen. Bei der großen Wichtigkeit, verſchiedene höhere Grade der Hitze, z. B. die Schmelzpunkte der meiſten Metalle, die zum Roth- und Weißglühen, zum Brennen des Porcellans ꝛc. erforderlichen Temperaturen kennen zu lernen, verſuchte im Jahre 1782 Wedgwood einen P. von einer eigenen Thonart zu liefern, mit welchem die höchſten erreichbaren Hitzegrade gemeſſen werden könnten. Derſelbe gründet ſich auf die Eigenſchaft des Thons in ſtarker Hitze ſein Volumen zu vermindern, ohne ſich nachher in der Kälte wieder auszudehnen. Der Grad des Schwindens, den ein Würfel von einer gewiſſen Thonart, zu deſſen Meſſung eine beſtimmte Vorrichtung gemacht worden iſt, durch die Hitze erleidet, dient ſonach zur Anzeige des Hitzegrades, dem er ausgeſetzt war. Es wurde jedoch bald nachgewieſen, daß Wedgwood's Thonpyrometer in gleichen Hitzegraden ungleiche Zuſammenziehungen erlitt, mithin keine genügenden Reſultate zu liefern im Stande war. In den neueſten Zeiten hat ſich vorzüglich Daniell mit der Conſtruction der P. beſchäftigt und als Mittel der Meſſung das Platin angewendet, bei welchem die Hitze durch die Ausdehnung gemeſſen wird. Auch Neumann hat ein P. aus Platin angegeben, welches alle früheren an Genauigkeit bei Weitem übertrifft. Eine eigene Methode hat James Prinſep in Vorſchlag gebracht, ſich nämlich bei pyrometriſchen Meſſungen der Schmelzpunkte von Metallgemiſchen zu bedienen. Setzt man ein feuerfeſtes Käſtchen, in welchem ſich kleine Stückchen Legirungen von Gold und Silber und von Gold und Platin befinden, der Hitze aus, ſo ſchmelzen alle Legirungen, deren Schmelzpunkt tiefer als die Hitze iſt; alle anderen aber bleiben ungeſchmolzen, und hieraus läßt ſich der Grad der Hitze beſtimmen. Allein alle bis jetzt angegebenen P. ſind nicht frei von unvermeidlichen Fehlern und die erhaltenen Reſultate daher höchſt unſicher; man kann mit Recht ſagen, daß die Pyrometrie aller zahlreichen Bemühungen ungeachtet noch in ihrer Kindheit ſei, ja es iſt zweifelhaft, ob ſie ſich je über dieſelbe erheben werde. 33.

Pyrop, ſ. Granat.

Pyrophor, Luftzünder, Selbſtzünder heißt ein von Homberg im Jahre 1710 erfundenes aus Alaun und Kohlenſtoff beſtehendes Pulver, welches ſich in der freien Luft ſelbſt entzündet. Jetzt hat man noch mehrere andere Pulver dieſer Art. 1.

Pyrrha, ſ. Deukalion.

Pyrrhichius, ſ. Rythmus.

Pyrrho aus Elis, geb. 376 v. Chr., geſt. 288, erſt Maler, dann Philoſoph, Schüler des Anaxarchus, eines Demokritikers, nach Andern eines gewiſſen Klinomachus oder eines Bryſo, ſchloß ſich an Alexander's Heerzug nach Aſien an, lernte hier von den Magiern und Gymnoſophiſten und bekleidete ſpäter das Amt eines Oberprieſters in ſeiner Vaterſtadt. Er war als Menſch höchſt achtungswerth und als Philoſoph ausgezeichnet dadurch, daß er einer ſkeptiſchen Richtung Anſtoß und Namen gab, welche den Dogmatismus jener Zeit mit ſtarken Waffen bekämpfte und ſich bis in die ſpätere Periode der griechiſchen Philoſophie forterſtreckte. (S. darüber den Art. Skepſis.) 80.

Pyrrhus, auch Neoptolemus, des Achilles und der Deïdamia, des Scyrerfürſten Lykomedes, nach Anderen des Achilles und der Iphigenia Sohn, wurde auf der Inſel Scyrus erzogen und ging ſchon in ſeinem 12ten Jahre nach ſeines Vaters Tode nach Troja. Dahin holte ihn Ulyſſes, denn ohne ihn, ſo lautete eine den Griechen gewordene Weiſſagung, könne Troja nicht erobert werden. Aber auch er war nur die mittelbare Veranlaſſung zu der Hellenen endlich ſiegreichem Kampfe; denn er holte den unglücklichen Philoktetes von Lemnos, an deſſen Bogen Troja's Fall geknüpft war. Wie er ſich gegenüber dem niedrig denkenden Ulyſſes, der nur die Entwendung jenes Bogens durch P. begehrte, edel und menſchenfreundlich bewies, ſo war er auch, obgleich noch Knabe, ein tapferer Kriegsheld. Unter ſeinem Schwerte fiel Priamus ſelbſt und deſſen Sohn Polites. Zur Sühne ſeines Vaters opferte er dann noch auf deſſen Grabe die Polyxena und kehrte mit Andromache und dem Seher Helenus, die ihm als Beute zugefallen waren, in ſeine Heimath zurück, die er jedoch bald verließ und in Epirus bei den Moloſſern eine neue Herrſchaft gründete. Dort vermählte er die Andromache mit Helenus und er ſelbſt heirathete des Menelaus Tochter Hermione, welche ihm der Vater vor Troja verſprochen hatte. Aber Oreſtes hatte ſich ſchon mit der Hermione verlobt und aus Rache erſchlug ihn Oreſtes zu Delphi. Dieſe Geſchichte des P. iſt aus mannigfaltigen Quellen zuſammengeſetzt und ohne Zweifel ſind in der Perſon des P. deren zwei vermiſcht. 6.

Pyrrhus, Sohn des Äacides, König von Epirus, iſt eigentlich der Held der ganzen epiriſchen Geſchichte, ohne in ſeinem Lande etwas Namhaftes begonnen zu haben. Übermuth und Herrſchſucht, begleitet von perſönlicher Tapferkeit und alle Gefahren verſchmähender Muth haben ihm in der Geſchichte der anderen Völker einen Namen gemacht, dabei verſtand er die Kriegskunſt ſo, daß er geſchätzte Bücher darüber geſchrieben haben ſoll. Auf das Ausland hin wies ihn ſein frühes Schickſal, von ſeinen Unterthanen verbannt zu werden. Demetrius Poliorcetes, ſein Schwager und Lehrer in der Kriegskunſt, gab ihn nach der Schlacht bei Ipſus als Geißel dem Ägypterkönig Ptolemäus Lagi und, nachdem er bei demſelben einige Zeit zugebracht und ſeine Tochter geheirathet hatte, wurde er mit Hülfe ſeines Schwiegervaters in ſein väterliches Reich eingeführt. Dreimal gewann er Macedonien und eben ſo vielmal verlor er es wieder. Als er daher hier nur ſeinen Thatendurſt, nicht ſeine Eroberungsſucht befriedigen konnte, nahm er unterdeſſen die Einladung der von den Römern bedrängten Tarentiner an. Er landete (281 v. Chr.) in Italien und ſchlug, nachdem er den Römern vergebens eine Vermittelung zwiſchen ihnen und Tarent angeboten hatte, das römiſche Heer unter dem Conſul Lävinus bei Heraclea, einer Stadt in Unteritalien (280). P. hatte zwar geſiegt (die Römer ſagen durch Hülfe ſeiner Elephanten); allein er hatte dennoch bei den Römern eine nicht erwartete Tapferkeit gefunden. Deßhalb wünſchte er Frieden mit ihnen zu machen und ſchickte ſeinen Miniſter Cineas nach Rom, um Unterhandlungen mit dem Senate anzuknüpfen. Dieſer aber mußte unverrichteter Sache von dannen ziehen, denn die Römer erklärten, daß ſie nicht eher Frieden machen würden, als bis der König ſeine Truppen aus Italien gezogen hätte. Bei

ſeiner Rückkehr meldete Cineas ſeinem Herrn, es habe ihm geſchienen, als ſei er dort in einer Verſammlung nicht von Bürgern, ſondern von Königen geweſen. Es kam daher noch zu einer zweiten Schlacht (279) bei Asculum, in der er zwar wieder Sieger blieb, aber doch ſeine Streitkräfte ſo geſchmolzen ſah, daß er ſeinen Sieg nicht verfolgen konnte und gern die Aufforderung der Syracuſaner annahm, ihnen gegen die läſtigen Carthager Hülfe zu leiſten. Der Preis dieſes Zuges war der ſyracuſaniſche Thron, der durch ſeines Eidams Agathokles Tod erledigt war. Da er jedoch auch hier ein allzuungemeſſenes Benehmen zeigte, nöthigten ihn die Syracuſaner wieder abzuziehen. Er kehrte nach Italien zurück, wurde aber bei Beneventum (275) vom Conſul C. Dentatus geſchlagen und mußte mit Schmach beladen das Land verlaſſen, das er vor 6 Jahren mit großen Hoffnungen betreten hatte. Außer der Tapferkeit des römiſchen Volkes hatte er auch den Edelmuth desſelben kennen lernen; denn da einſt in ſeines römiſchen Gegenfeldherrn Fabricius Lager ſein Leibarzt gekommen war und dem Römer durch die Ermordung ſeines Königs den Sieg zu erleichtern verſprochen hatte, ließ Fabricius den Arzt binden und zu ihm zurückführen, damit er ihn nach ſeines Landes Sitte für ſolches Attentat beſtrafe. Als P. nach Hauſe kam, machte er wieder neue Pläne. Außer ſeinen fortgeſetzten Kriegen gegen und um Macedonien wurde einer gegen Sparta ihm gefährlich. Kleonymus, den die Spartaner vertrieben hatten, verſuchte er nämlich wieder in ſein Reich einzuſetzen; da er aber von dem vergeblich unternommenen Zuge zurückkehrte und ſich in einen Streit argiviſcher Parteiführer miſchte, wurde er in Argos einziehend von einem Weibe, die einen Ziegelſtein von dem Dache ihres Hauſes auf ihn herabwarf, erſchlagen (273). 6.

Pythagŏras, der vielberühmte griechiſche Weltweiſe und Reformator, der zuerſt ſtatt des ſtolzen Namens eines σοφός, Weiſen, den beſcheidenen eines φιλόσοφος, Freundes der Weisheit, angenommen haben ſoll und deſſen Leben, Wirken und Lehre der blendende Nimbus des Wunderbaren und Außernatürlichen umgibt, ſo daß er faſt als eine Perſon der Fabel erſcheint und eine Darſtellung von ihm mit Sicherheit kaum zu leiſten ſein möchte, war nach den glaubwürdigſten Nachrichten geboren zu Samos im Jahre 584 v. Chr. Sein Vater Demaratus (nach Anderen Marmetus oder auch Mneſarchus) war Kaufmann und ſoll den Knaben auf einer Handelsreiſe nach Italien mitgenommen haben, was zuerſt in dieſem Reiſeluſt und Wißbegierde rege gemacht habe. Dieſe trieben ihn dann auch, nachdem er in ſeiner Heimath ſeine erſte Bildung, auch in der Philoſophie, empfangen hatte, in welcher letzteren er wahrſcheinlich den Jonier Pherecydes zum Lehrer hatte, in die Fremde, um dort theils ſeine Erfahrungen zu bereichern, theils auch die Geheimlehren des Orients zu lernen, die in Griechenland einen bedeutenden Ruf hatten. Wohin er ſich deßhalb gewandt habe und wie viel an ſeinen angeblichen Reiſen faſt durch den ganzen damals bekannten Orient, ja ſelbſt nach Gallien, Wahres ſei, iſt ſchwer zu ermitteln und nur das ſcheint ſicher, daß er bei den ägyptiſchen Prieſtern 22 Jahre zubrachte, deren geheime Weisheit er durch den beharrlichſten Eifer und große Mühſal ſich angeeignet haben ſoll. Von da kehrte er, nachdem er Griechenland durchzogen hatte, in ſeine Vaterſtadt zurück und fing an öffentlich zu lehren. Ob er hierbei nicht den gehofften Beifall fand? ob die mißlichen politiſchen Verhältniſſe ſeiner Vaterſtadt ihm den Aufenthalt daſelbſt verleideten? — er verließ ſie bald wieder, um ſich in Kroton, einer Stadt Großgriechenlands, niederzulaſſen (ungef. 544). Hier war gleich ſein erſtes Auftreten ein glanzvolles und die Wirkungen, welche ſeine beredte Weisheit auf den ſittlichen Zuſtand der gänzlich verderbten und ausſchweifenden Einwohnerſchaft hervorgebracht haben ſollen, grenzen faſt ans Unglaubliche und müſſen wenigſtens von dem Talente und der Energie des P. einen höchſt vortheilhaften Begriff erzeugen. Wohl mochte die ausgezeichnete Perſönlichkeit des Mannes, ſeine geiſtige Überlegenheit und die Macht der Rede,

Digitized by Google

in welcher dieſe ſich ausſprach, unterſtützt durch den Schein des Wunderbaren und Geheimnißvollen, den ihm ſeine Reiſen und ſeine tiefere Kenntniß der Natur gaben und den er wohl durch kluge Benutzung effectvoller Umſtände und Äußerlichkeiten zu erhöhen nicht verſchmähte, ohne daß man darum ihn für einen Betrüger oder Charlatan zu halten nöthig hätte, ihm in den Augen einer leichtſinnigen, zum Guten wie zum Böſen leicht erregten Menge einen überirdiſchen Glanz und ſeinen Ermahnungen Geltung und Beifall verſchaffen. Um dem ſo gemachten Eindrucke und den dadurch bewirkten günſtigen Veränderungen in dem Staats- und Sittenleben Krotons Nachhalt zu geben und ſie auch auf die übrigen Staaten Großgriechenlands auszudehnen, die mehr oder weniger an den gleichen Gebrechen litten, ſtiftete P. eine Geſellſchaft zur Aufbewahrung und Fortpflanzung theils ſeiner tiefen und umfaſſenden Kenntniſſe in der Naturwiſſenſchaft, der Mathematik, der Heilkunde und der Philoſophie, theils ſeiner moraliſchen und politiſchen Maximen, eine Art von Ariſtokratie der Geſinnung und des Talents, durch die er auf die Regierung und Geſetzgebung jener Staaten vortheilhaft einzuwirken hoffte, berühmt unter dem Namen des pythagoriſchen Bundes. Die Einrichtung dieſes Bundes, zum Theil vielleicht der der ägyptiſchen Prieſtergeſellſchaften nachgebildet, Zuſammenleben der Mitglieder nach einer feſtgeſetzten Lebensregel und ſelbſt diätetiſchen Ordnung, mit gemeinſamen Studien und Beſprechungen, überhaupt in der innigſten Verbindung (daher die pythagoriſche Freundſchaft bekannt iſt), die jedoch wohl nicht bis zur völligen Gütergemeinſchaft ging, ein geheimnißvolles Ceremoniell und vorſichtige Prüfungen vor der Aufnahme der Schüler in die höheren Grade des Ordens (ſo das Stillſchweigen, wahrſcheinlich blos ein Schweigen über Gegenſtände des Philoſophen), ſtrenge Bewahrung der Geheimlehren und unverbrüchlicher Gehorſam gegen den Meiſter (daher das *αὐτὸς ἔφα*, er hat es geſagt, Orakel war), endlich ſelbſt eine auszeichnende Kleidung dienten dazu, dem Bunde Halt in ſich und nach Außen Anſehen zu geben, die Lehre des Meiſters unverfälſcht zu erhalten und das Tugend- und Weisheitſtreben durch gemeinſchaftliche Übung zu fördern. In dieſe Einrichtung der Geſellſchaft gehört nun auch die Eintheilung der pythagoriſchen Schüler in Exoteriker (Akuſtiker oder Akusmatiker), die blos den öffentlichen Vorträgen des P. beiwohnten, worin er nur allgemein über Gegenſtände des ſittlichen oder politiſchen Lebens ſich ausſprach, und Eſoteriker oder Mathematiker, die nach überſtandener Prüfung des nähern Umgangs mit dem Lehrer gewürdigt deſſen tiefere Weisheit, die für die öffentliche Mittheilung entweder zu ſchwierig oder auch wohl gefährlich ſchien, als Geheimlehre empfingen. Jene werden wohl auch Pythagoreer und Pythagoriſten, dieſe Pythagoriker genannt. Eine weitere Scheidung der Letzteren in Theoretiker und Phyſiker, oder in Sebaſtiker, die ſich nur mit den heiligen Wahrheiten, in Politiker, die ſich mit den Staatslehren, und in Mathematiker, die ſich mit den mathematiſchen Wiſſenſchaften vorzugsweiſe beſchäftigt hätten, iſt wohl erſt von den Späteren gemacht worden. — So ſehr ein ſolcher Bund durch gleiche außerordentliche Weisheit und gleiches Streben vereinter Männer ihren Mitbürgern imponiren und von den fruchtbarſten Folgen für die Umgeſtaltung der Sitten und der Regierungen ſein mußte, ſo war doch eben ſo natürlich, daß er ſich den Haß einer großen Partei, beſonders der Schlechteren im Staate, zuzog, die dann auch Mittel fand ihn zu ſtürzen. Ein reicher Krotoniate, Cylon (ſo gibt man an), der wegen ſeines verdächtigen Charakters die gewünſchte Aufnahme in den Bund nicht hatte erlangen können, brachte eine Verſchwörung gegen denſelben zu Stande und ſo wurden die Mitglieder, als ſie ſich, ungefähr 300 an der Zahl, zur Beſprechung über einen politiſchen Gegenſtand im Hauſe eines gewiſſen Milon verſammelt hatten, überfallen, kamen größtentheils durch die Hand der Verſchworenen oder im Brande des von dieſen angezündeten

Digitized by Google

Hauſes um, und nur Wenige retteten ſich durch die Flucht, doch ohne den zerſtörten Bund wieder herſtellen zu können. Unter den Letzteren war auch (nach den beſſeren Nachrichten wenigſtens) P. ſelbſt, der ſich nach Metapont flüchtete und hier wahrſcheinlich eines natürlichen Todes im 80. Jahre ſeines Lebens ſtarb. Nach ſeinem Tode wurde ihm in Kroton und vielleicht ſelbſt in den übrigen Städten Großgriechenlands hohe, zum Theil göttliche Ehre erwieſen; die Folgezeit vergrößerte den Ruf ſeiner Thaten und die Hoheit ſeiner Erſcheinung immer mehr; man machte ihn zu einem Sohne Apoll's, wohl gar zu Apoll ſelbſt (daher Pythagoras-Apollo), zum Geringſten aber ließ man ſeine Geburt vom Apoll geweiſſagt werden, daher ſein Name, von Πύϑως (ein Beiname Apoll's) und ἀγορεύειν, weiſſagen. — Daneben laſſen ſich Stimmen hören, die ihn als einen Gaukler und Betrüger verſchreien. Weder jenes, noch dieß lag wohl in ſeiner Abſicht, aber ſein geheimnißvolles, überall ins Außerordentliche ſchweifende und mit viel Schwärmerei verſetztes Leben und Wirken gab zu beiderlei Beurtheilung Anlaß, zumal in Zeiten, wo man entweder ſeine gewiß ungewöhnlichen Kenntniſſe und ſein geniales Streben nicht zu würdigen verſtand, oder wo man ſich lieber an das Wunderbare, zum Theil Symboliſche ſeiner Lehre hielt, ohne deren Kern zu erfaſſen. — Daſſelbe, was der Beurtheilung ſeiner Perſönlichkeit, hat auch der Auffaſſung und dem Verſtändniß ſeiner Lehre geſchadet, die noch überdieß in der Tradition mit der ſeiner Schüler vermiſcht oder von dieſen modificirt und ausgelegt, jetzt, bei dem Mangel an authentiſchen Quellen, ſchwerlich in ihrer urſprünglichen Geſtalt herzuſtellen ſein möchte. Zwar werden einige Schriften des P. angeführt, z. B. drei Bücher mit den Titeln „Παιδευτικὸν", „Πολιτικὸν", „Φυσικὸν" (Pädagogik, Politik, Phyſik), „Ἱερὸς λόγος" (die heilige Rede) ꝛc., allein dieſe ſind verloren gegangen und was man jetzt unter ſeinem Namen aufführt: das goldne Gedicht (χρυσᾶ ἔπη), die heiligen Ausſprüche (ἱερὰ ἀποφϑέγματα), ein mediciniſches Werk: die „Sphaera divinatoria de decubitu aegrotorum" und Briefe möchte wohl ſehr verdächtig ſein. — Das wahrhaft Philoſophiſche in der pythagoriſchen Lehre, die Art nämlich, wie P. die Dinge zu erklären ſucht, iſt verhüllt, zum Theil auch, von den Spätern wenigſtens, ſymboliſirt unter allerlei Elementen orientaliſch-phantaſtiſcher, mathematiſcher, ſelbſt muſikaliſcher Auffaſſung. Um die Natur der Dinge zu erklären, fragen wir nach ihren Beſtandtheilen, Elementen. Die Jonier fanden dieſe in den ſinnlich wahrnehmbaren Grundſtoffen der Dinge. Ein mehr abſtractes Denken, eine mathematiſche Anſchauung zeigt uns als ſolche vielmehr die geometriſchen und arithmetiſchen Formen. Jeder Körper zerfällt in Flächen, Linien, Punkte, jedes Ding iſt dadurch dieſes Ding, daß ich es als dieß eine erfaſſe, und alle ſeine Theile ſind eben ſo viele Einheiten, die zuſammen gezählt jene Einheit bilden. So kam P. leicht auf den Schluß: die Elemente der Dinge ſind in den Zahlen zu ſuchen, ſind daſſelbe, was Element der Zahlen iſt. Dieß aber iſt die Einheit, ἡ μονάς. Der Punkt iſt Einheit; aus Punkten aber ſetzt ſich die Linie, aus dieſer die Fläche, endlich der Körper zuſammen. So ſchafft die Eins allein in ihrer Fortbewegung, Selbſtvervielfältigung Alles. Indeſſen bemerkte doch P. wohl bald, daß die Dinge, in ſofern er ſie ſolchergeſtalt aus geometriſchen oder arithmetiſchen Einheiten zuſammenſetzte, zwar eine Form, Grenze, Beſtimmtheit hätten, nicht aber eine Materie innerhalb dieſer Grenzen, eine Mannigfaltigkeit ſinnlicher Elemente für die gedachte Einheit des Körpers; daß der gebildete Körper nur der leere geometriſche ſei, nicht der ſtoffhaltige empiriſche. Er mußte alſo, um die Einſeitigkeit der Auffaſſungsweiſe zu ergänzen, noch ein Princip annehmen, welches als Stoff jene Grenze, Form erfüllte, zu dieſer Beſtimmtheit den ſinnlichen Reichthum der Elemente gäbe. Dieß iſt das Unbegrenzte oder die unbeſtimmte Zweiheit (Vielheit), ἡ ἀόριστος δυάς. — So haben wir nun einen Dualismus der Principien, die Einheit und die Vielheit, davon jene dieſe begrenzt,

in Formen faßt, zu beſtimmten Dingen macht; ſo iſt jene jetzt die Grenze, dieſe das Unbegrenzte, mathematiſch dargeſtellt jene das Ungerade (wo zwei gleiche Theile den übrigbleibenden Reſt einfaſſen, begrenzen, z. B. 5 = 2. 1. 2.), dieſe das Gerade; jene das thätige, dieſe das leidende Princip, jene dann auch Gott genannt, dieſe ſinnlich dargeſtellt als ein elementariſcher Stoff, etwa Feuer. Beide zuſammen erſt bilden das Vollkommene, nämlich das Einzelding, als das Begrenzte, Beſtimmte. Doch bleibt auch in dieſem die Unendlichkeit des Stoffes und macht es neuer Begrenzung, neuer Formen fähig. — Dieß möchte die einfache Grundanſchauung des P. geweſen ſein, die ſich als ein ächt philoſophiſcher Verſuch erweiſt, die Dinge aus Zahlbegriffen zu conſtruiren, nachdem die phyſiſche Schule ſie aus ſinnlichen Elementen hatte entſtehen laſſen. Daß er auch ein ſinnliches Element zur Verkörperung jener Begriffe anzunehmen genöthigt war, kann nur für eine nothwendige Folge jenes freilich einſeitigen Standpunktes gelten, erſcheint aber als eine ganz natürliche Inconſequenz. — Dieſe einfache Grundidee aber wurde entweder von P. oder von ſeinen Nachfolgern durch allerlei zum Theil ſehr myſtiſche Bilder und Begriffe überbaut und unkenntlich gemacht. Dahin gehört die Harmonie der Sphären, jene Übereinſtimmung aller Dinge nach mathematiſchen, ſelbſt nach muſikaliſchen Verhältniſſen, welche einen förmlichen Rhythmus zuwege bringt, mit dem ſich Alles um das Centralfeuer (die Mutter der Götter, die Wache des Zeus ꝛc.) bewegt; die Tetractys (ſ. d. Art.); die heilige Zehnzahl (die 10 gebildet aus den erſten vier Zahlen 1 + 2 + 3 + 4), der zu Liebe man zu den bekannten 9 Sphären (dem Sternenhimmel, der Sonne, dem Mond, der Erde und 5 anderen Planeten) eine Gegenerde erdachte; die orientaliſche Vorſtellung von Gott, als der Weltſeele, oder als feurigem Princip, deſſen Ausflüſſe die Seelen ſind, weßhalb dieſe unſterblich ſind und von einem Körper in den anderen wandern; endlich viele ſymboliſche Ausdrücke, zu denen man die Monas und die Dyas benutzte. Auch auf die Moral wandte P. ſeine Zahlenlehre an, indem er das Recht als eine durchgängig gleiche Zahl, die Tugend als Harmonie bezeichnete, wenn er auch übrigens hier mehr nur einzelne Lebensregeln gibt und eine auf Reinigung vom Sinnlichen und Annäherung an Gott berechnete Aſcetik vorſchreibt. — Die pythagoriſche Schule (auch die italiſche oder doriſche genannt) überlebte den P.'ſchen Bund; des P. Lehre pflanzte ſich in vielen Schülern — auch Schülerinnen fort. Die nächſten waren Ariſtäus, Teleauges, Mneſarchus, Bulagoras, Gortydas, Areſas; Alkmäon, Timäus, Ocellus, ſpäter Philolaus, Archytas (400) — unter den pythagoriſchen Frauen iſt bekannt des P. Tochter, Theano. — Als zur Zeit des Verfalls der griechiſchen Philoſophie man bei den alten Schulen Rath und Hülfe ſuchte, ward auch die pythagoriſche Aſcetik für eine Reform der Sitten verſucht und ſeine Geheimlehre als eine ſymboliſche Myſtik, Mantik und Magie wieder aufgenommen. Hier ſind die Neupythagoreer Quintus Sextius, ein Römer, Sotion aus Alexandrien, der Wundermann Apollonius von Tyana in Cappadocien (I. Jahrh. n. Chr.), Secundus von Athen (II. Jahrh.), als Aſcetiker oder Magiker bekannt; als Naturforſcher Anaxilaus von Lariſſa (I. Jahrh.), während Moderatus von Gades (I. Jahrh.) und Nikomachus von Geraſa (II. Jahrh.) die Zahlenmyſtik mit platoniſcher Lehre verſchmolzen. — Selbſt im XV. Jahrhunderte erneuerte den platoniſirenden Pythagoreismus Picus von Mirandula. Vergl. unter vielen andern Schriften Heinr. Ritter's „Geſchichte der pythagoriſchen Philoſophie"; dazu E. Reinhold's „Beitrag zur Erläuterung der pythagoriſchen Metaphyſik"; Tiedemann's „Erſte Philoſophie Griechenlands" S. 188. 80.

Pythagoriſcher Lehrſatz (ſeiner Wichtigkeit wegen auch magister matheseos genannt) iſt der bekannte Satz: daß bei einem rechtwinkligen Dreiecke das Quadrat der Hypotenuſe der Summe der Quadrate beider Katheten gleich ſei.

Digitized by Google

Als Erfinder deſſelben wird Pythagoras angegeben und der Sage nach, daß derſelbe den Göttern 100 Ochſen als Dankopfer für dieſe Erfindung gebracht habe, heißt derſelbe auch die Ochſenfigur. Es gibt wenig Lehrſätze in der Geometrie, für welche man ſo viel verſchiedene Beweiſe hat, als für den pythagoriſchen. Eine Sammlung verſchiedener Beweiſe dieſes Lehrſatzes findet man in Stöber's „Dissertatio mathematica de theoremate pythagorico" (Straßburg 1793); ferner in Hoffmann's „Der pythagoriſche Lehrſatz mit 32 theils bekannten und theils neuen Beweiſen" (Mainz 1819 u. 1821 mit einigen neuen Beweiſen vermehrt) und in Wolfgang Müller's „Syſtematiſche Zuſammenſtellung der wichtigen bisher bekannten Beweiſe des pythagoriſchen Lehrſatzes" (Nürnberg 1819). 40.

Pytheas, ein alter Geograph aus Maſſilia gebürtig, lebte nach der Annahme **Bougainville's** („Eclaircissemens sur la vie et sur les écrits de Pytheas"; in „Mém. de l'Acad. des Inscr." P. XIX. p. 148) vor Ariſtoteles, nach Anderen aber erſt unter Ptolemäus Philadelphus. Er beſchiffte den weſtlichen und öſtlichen Ocean, kam auf ſeiner erſten Fahrt bis zu dem Lande **Thule**, wo er den Tag der Sonnenwende 24 Stunden dauernd fand, und auf ſeiner zweiten in der Oſtſee bis zu einem Fluſſe **Tanais**, an deſſen Ufern man Bernſtein fand. Dieſe Reiſen beſchrieb er in ſeinem Buche *περίπλους* oder *γῆς περίοδος* oder *τὰ περὶ τοῦ ὠκεανοῦ*, deſſen Angaben jedoch ſchon von den Alten ſehr verſchieden beurtheilt wurden und welches wir nur noch aus ſehr dürftigen Fragmenten kennen. Dieſe Fragmente mit einem Commentare gab heraus: Andr. Arw. **Arwedſon** (Upſala 1824. 4.). 20.

Pythia, ſ. Delphi.

Pythiaden, eine Zeitrechnung der alten Griechen nach den im Alterthume bei Pytho gehaltenen großen nationellen Kampfſpielen (vergl. d. Art. **Kampfſpiele**), die wie die zu Olympia und anderen Orten gehaltenen nach Verlauf einer beſtimmten Zeit wiederkehrten. Auch eine Pythiade umfaßte daher einen Zeitraum von 4 Jahren. Indeß kam dieſe Zeitrechnung, die übrigens erſt nach der Wiederherſtellung der pythiſchen Spiele durch die Amphiktyonen gebräuchlich wurde, nie recht in Aufnahme, wenigſtens bei Weitem nicht ſo, wie die nach Olympiaden; nur zu Delphi und einigen andern Orten bediente man ſich ihrer. 20.

Pythiſche Spiele, ſ. Kampfſpiele.

Python, ein furchtbarer Drache, der ſich aus dem nach der deukalioniſchen Fluth zurückgebliebenen Schlamme erzeugte. Sein Aufenthalt war bei Kriſſa am Parnaß, wo er das nachherige delphiſche Orakel bewachte, ſo lange es noch der Themis gehörte. Wohl vorher wiſſend, daß ihn der Sohn der Latona tödten würde, verfolgte er dieſe auf das Eifrigſte. Doch Apollo erlegte ihn ſchon am vierten Tage nach ſeiner Geburt, bemächtigte ſich des Orakels und erhielt von dieſer That den Beinamen des pythiſchen Apoll. Zu Plutarch's Zeit hießen die Bauchredner Pythonen (*πύθωνες*), die Bauchrednerinnen Pythoniſſen (*πυθώνισσαι*). 11.

Q.

Q, der 16. Buchſtabe der abendländiſchen Alphabete, hat wegen ſeiner beſtändigen Verbindung mit folgendem u den Sprachlehrern immer viel zu ſchaffen gemacht und es ſind theils die wunderlichſten Erklärungen zum Vorſchein gekommen, theils hat man ihn als einen Auswuchs der Schriftſprache ganz zu verbannen geſucht. Er hat aber ſeinen guten Grund als ein Laut, welcher dem ſemitiſchen ק (Kof) vollkommen entſpricht und das Eigenthümliche ſeiner Ausſprache darin hat, daß er in der Kehle gebildet wird, ſo daß bei ſeiner Verbindung mit einem fol-

Digitized by Google

genden Vocale nothwendig ein vermittelndes u oder w hörbar wird, welches die ſpätere Schrift ausdrückte. Im Laufe der Zeit ſchliff ſich freilich ſein rauher Urlaut etwas ab und ward zum reinen k, wodurch auch ſeine Nothwendigkeit in der Schriftſprache ſcheinbar zweifelhaft geworden iſt. Er iſt demnach ein abgeſtoßener Laut, der dem ſchleichenden rauhen ch (das ſchweizeriſche) als Kehlhauch eben ſo verwandt iſt, wie das gewöhnliche k dem einfachen ch. — Als Abkürzung bedeutet es im Lateiniſchen Quintus, Quirinus, Quäſtor; im Handelsweſen Quentchen. 9.

Quackſalber, franz. charlatan; engl. quack, mountebank, nennt man Jeden, welcher unbefugt ärztliche Praxis treibt. Der Name ſoll daher rühren, daß im Mittelalter dergleichen Leute ſich zuerſt des in der Medicin noch nicht angewendeten Queckſilbers bedienten. 30.

Quaden, ein deutſches Volk, hatten in dem erſten chriſtlichen Jahrhunderte ihre Wohnſitze an der Donau öſtlich von den Markomannen, ungefähr in dem heutigen ſüdweſtlichen Mähren und einem Theile von Niederöſtreich, aufgeſchlagen, zogen ſich aber ſpäter über die Donau nach Pannonien und Noricum. Sie zeigten ſich anfangs als treue Bundesgenoſſen der Römer, wurden aber ſpäter die bitterſten Feinde derſelben und führten mit ihnen, beſonders unter Marc Aurel, die blutigſten Kriege. Seit dem V. Jahrhunderte verſchwinden ſie aus der Geſchichte, ohne je von den Römern völlig beſiegt worden zu ſein. 35.

Quadragena hieß in der katholiſchen Kirche eine vierzigtägige Bußübung, welche zuweilen einem Sünder als Strafe auferlegt ward und darin beſtand, daß der Büßende in völliger Abgeſchloſſenheit nur von Waſſer und Brod leben und das Bett meiden mußte. Auch nannte man Q. die vierzig Ruthenſtreiche, welche Büßende nach Ablaßbriefen zuweilen auszuhalten hatten. 63.

Quadrageſima (τεσσαρακοστή) heißt in der katholiſchen Kirche das große vierzigtägige Faſten, welches dem Charfreitage vorausgeht und nach Analogie der vierzig Verſuchungstage Jeſu entſtanden iſt. Seit dem II. Jahrhunderte üblich dauerte es anfangs nur vierzig Stunden, ſeit der Mitte des III. Jahrhunderts aber allmählig vierzig Tage. Ausgezeichnet unter dieſen Tagen war ſchon im III. Jahrhunderte die große Woche vor Oſtern und in dieſer ſeit dem IV. Jahrhunderte die feria quinta (πέντας) für die Abendmahlseinſetzung. Dagegen wurden als frohe Nachfeier des Auferſtehungsfeſtes die nächſten funfzig Tage, Quinquageſima (πεντηκοστή) von dem darin ausgezeichneten funfzigſten Tage (ſ. Pfingſten) genannt, begangen. 63.

Quadrant iſt der vierte Theil des Kreisumfanges (bisweilen auch des Umfanges einer Ellipſe) und enthält 90 Grade; er iſt folglich einem rechten Winkel gleich. In der mathematiſchen Geographie ſpricht man von dem Quadranten des (elliptiſchen) Erdmeridians, als welcher er den Franzoſen einſt gedient hat, die Einheit des Normallängenmaßes zu beſtimmen. — Q. oder Mauerquadrant, ſ. Mauerquadrant. 13.

Quadrat, franz. carré, quadrat; engl. quadrate, square, heißt in der Geometrie eine ebene geradlinige Figur mit vier gleichen Seiten und vier rechten Winkeln. Aus dem pythagoriſchen Lehrſatze folgt, wie man ein Quadrat zeichnen kann, welches 1) ſo groß iſt, als zwei gegebene zuſammen genommen, 2) noch einmal ſo groß als ein gegebenes, 3) welches der Unterſchied zweier Quadrate ſei und 4) wie viel die Hälfte eines gegebenen beträgt. Die Diagonale eines Quadrats bildet mit der Seite der Länge nach ein incommenſurables Verhältniß. Multiplicirt man das Längenmaß einer Seite mit ſich ſelbſt, ſo erhält man den Flächeninhalt des Quadrats. Q. heißt auch in der Arithmetik das Product zwei gleicher Factoren. So iſt z. B. $16 = 4 \times 4$ das Q. von 4; $25 = 5 \times 5$ das Q. von 5 ꝛc. Wird umgekehrt eine Größe in zwei gleiche Factoren zerlegt, ſo iſt der Factor die Quadratwurzel dieſer Größe. Da z. B. $49 = 7 \times 7$, ſo iſt 7 die

Digitized by Google

Quadratwurzel aus 49 ꝛc. In Betreff der Bezeichnung ſ. Buchſtabenrechnung. — Quadratgrad wird auf der Kugelfläche ein kreisförmiger Raum genannt, deſſen Durchmeſſer dem Bogen nach 1 Grad beträgt. — Quadratmaß iſt eine als Einheit angenommene ebene Fläche, deren Seite eine gewiſſe Länge hat. So iſt z. B. ein Quadratfuß eine Fläche von einem Fuß Länge und einem Fuß Breite ꝛc. — Quadratmaßſtab nennt man eine eingetheilte gerade Linie, worauf die Theilungszahlen die Verhältniſſe der Quadrate von den zugehörigen Längen angeben. Man benutzt dieſen Maßſtab zur Vergleichung des Flächeninhalts ähnlicher Figuren, beſonders der Kreisflächen, beim Viſiren und Ausmeſſen der Fäſſer. — Magiſches Quadrat nennt man ein Quadrat, welches nach Art eines Schachbretes in gleiche Fächer eingetheilt iſt und in letztere die Glieder einer beliebigen arithmetiſchen Progreſſion ſo eingezeichnet ſind, daß ihre Summen in jeder mit den Seiten parallelen Reihe und längs jeder Diagonale gleich groß werden. So iſt z. B.

11	24	7	20	3
4	12	25	8	16
17	5	13	21	9
10	18	1	14	22
23	6	19	2	15

ein magiſches Q. denn es iſt $11 + 4 + 17 + 10 + 23 = 24 + 12 + 5 + 18 + 6 = 23 + 18 + 13 + 8 + 3 = 15 + 14 + 13 + 12 + 11 = 65$. Die Zahl der Fächer an einer Seite heißt die Seitenzahl oder Wurzel des Quadrats und hiernach unterſcheidet man gerade und ungerade magiſche Q. Der Erſte, welcher über magiſche Q. geſchrieben hat, war Emanuel Moſchopulos, der ums Jahr 1400 lebte. — Elektriſches Quadrat nennt man eine vierſeitige dünne Glastafel, welche auf beiden Seiten ſo mit Metall belegt worden, daß ein wenigſtens zwei Zoll breiter unbelegter Rand geblieben iſt. Dieſe ſind zuerſt in England 1747 von D. Beris gebraucht worden. — Quadratiſche Gleichung, ſ. Gleichung. 40.

Quadratrix iſt eine krumme Linie, die über derſelben Achſe mit einer gegebenen krummen Linie beſchrieben iſt und durch ihre Ordinaten die Flächenräume dieſer angibt. Sie heißt auch Quadratrix Dinoſtratis nach ihrem Erfinder, Dinoſtrates, einem Zeitgenoſſen des Plato. Ausführlich abgehandelt findet man ſie in Käſtner's geometriſcher Sammlung II. S. 218—241. 40.

Quadratſchrift, ſ. Hebräiſche Schrift.

Quadratur, lat. tetragonismus; franz. quadrature; engl. quadrature, heißt im Allgemeinen die Verwandlung einer krummlinigen ebenen Fläche in eine gleich große geradlinige Figur, insbeſondere in ein gleich großes Quadrat. Auch verſteht man unter Q. die Verwandlung einer geradlinigen Figur in ein Quadrat und endlich noch die Verwandlung einer gekrümmten Fläche in eine ebene. 40.

Quadrille (ſpr. Kadrilj) heißt ein urſprünglich franzöſiſcher Tanz von lebhaftem Charakter. Derſelbe wird von 4 Paaren getanzt und hat eine Melodie, welche aus 4 Theilen beſteht und entweder in $\frac{2}{4}$ oder $\frac{6}{8}$ Tact geſetzt iſt. Verſchieden von der eigentlichen Q. iſt die ſogenannte deutſche Q., ein Tanz, welcher in den

drei erſten Theilen im $\frac{3}{4}$ Tact und in dem letzten im Walzertact geſetzt iſt, übrigens auch andere Touren hat, die nicht ſo regelmäßig wiederkehren, wie in jener. Bei Kampf- und Ritterſpielen, Carouſſels ꝛc. verſteht man unter Q. 4 Reitertrupps von 8 oder mehr Mann, welche ſich durch Farben und Putz von einander unterſcheiden, um bei der Ausführung der verſchiedenen Tänze, Rennen u. a. vor einander kenntlich zu ſein. Auch wird das L'Hombre unter 4 Perſonen Q. genannt. 29.

Quadrivium, ſ. Kunſt.

Quadroupleallianz nennt man in der Geſchichte 1) dasjenige Bündniß, welches am 2. Aug. 1718 England, Frankreich und das deutſche Reich, unter Vorausſetzung des Beitritts der Niederlande, welcher aber erſt im Jahre 1719 und zwar nur theilweiſe erfolgte, ſchloſſen, nachdem ſich ſchon am 4. Jan. 1717 Frankreich, England und die Niederlande zu der ſogenannten Tripleallianz vereinigt hatten. Der Zweck der Q. war, Spanien, welches unter der Verwaltung des Cardinals Alberoni mehrere Eroberungen auf Sardinien und Sicilien gemacht hatte, zum Frieden zu nöthigen. Die vorzüglichſten Beſtimmungen deſſelben beſtanden darin, daß der deutſche Kaiſer auf die Krone von Spanien, dieſes dagegen auf ſeine Beſitzungen in Italien feierlich verzichten und der Kaiſer Sicilien ſtatt Sardinien erhalten ſollte. Letzteres wurde für Savoyen, welches die Mächte durch ſein zweideutiges Benehmen beleidigt hatte, zur Entſchädigung für Sicilien beſtimmt. Don Carlos, dem älteſten (damals zweijährigen) Sohne, aus Philipp's V. Ehe mit Eliſabeth, wurde nach dem Ausſterben des Hauſes Medicis das Herzogthum Toscana und nach dem Erlöſchen des Farneſe'ſchen Stammes die Herzogthümer Parma und Piacenza für ſich und ſeine Erben oder Brüder als Reichslehen zugeſichert und dieſe Länder bis zu den erwähnten Sterbefällen mit neutralen Truppen beſetzt. Auch verſprachen ſich die Mächte gegenſeitig im Falle eines feindlichen Angriffs mit 8000 Mann Fußvolk und 4000 Mann Reiterei zu unterſtützen, und garantirten ſich einander die gegenwärtigen Beſitzungen, welches beſonders in Bezug auf die Thronfolge in Frankreich und England nöthig ſchien. Dieſem Friedensentwurfe gemäß ſtellte der deutſche Kaiſer die Entſagungsacte auf Spanien aus, und auch Savoyen, obgleich ſehr im Nachtheile durch den ihm zugemutheten Tauſch, trat der Q. bei. Spanien allein, unzufrieden mit den Vortheilen, welche die verbündeten Mächte ihm darboten, verſchmähte den Frieden, zu welchem es jedoch bald (im Haag am 17. Febr. 1720) durch das Scheitern ſeiner übrigen Anſchläge und durch die überlegenen Waffen der Verbündeten gezwungen wurde. — 2) Das zwiſchen Öſtreich, England, Holland und Sachſen den 8. Jan. 1745 zu Warſchau geſchloſſene Bündniß zur Wiedereroberung Schleſiens von Preußen und einer Wegnahme einiger brandenburgiſchen Beſitzungen, welche zwiſchen Öſtreich und Sachſen getheilt werden ſollten. Es verurſachte den für Preußen glücklich geführten zweiten ſchleſiſchen Krieg. — 3) Der Vertrag der 4 Großmächte Rußland, Preußen, Öſtreich und Großbritannien zu Chaumont (den 1. März 1814) zur Wiederherſtellung und Erhaltung des europäiſchen Friedens. — 4) Der den 22. April 1834 zwiſchen Frankreich, England, Spanien und Portugal zu London abgeſchloſſene Vertrag zur Vertreibung der Uſurpatoren Dom Miguel und Don Carlos aus der pyrenäiſchen Halbinſel und zur Aufrechthaltung der daſelbſt eingeführten Ordnung der Dinge. Doch ſind die Erfolge derſelben der eigenthümlichen Lage der Dinge wegen noch nicht ſehr groß geweſen. 81. 37.

Quäker (engl. Quakers, Zitterer) heißen die Glieder einer gegen die Mitte des XVII. Jahrh. entſtandenen religiöſen Secte, welche ſich ſelbſt die Geſellſchaft der Freunde (society of the friends) nennt. Den erſteren Namen erhielten ſie unter Karl II. von dem Worte quake, als einſt ihr Stifter George Fox (ſ. d. Art.) eine obrigkeitliche Perſon vor Gewaltthätigkeit mit dem Zurufe

gewarnt hatte: „Zittert vor dem Worte des Herrn!“ Sie ſelbſt deuteten ihn dann auf die eigene zitternde Ehrfurcht vor dem Göttlichen. Der genannte Fox, durch innere Geſichte zum Reformator der herrſchenden Gottloſigkeit berufen, begann ſein Reformationswerk (ſeit 1649) in einer Zeit religiöſer und politiſcher Aufregung und fand als Prediger der religiöſen und bürgerlichen Freiheit und Gleichheit ſchnell großen Anhang, anfangs mehr in den niederen Ständen, bald auch unter den Gebildeten aller Glaubensparteien in allen drei Ländern der neuen Republik. Auch des Protectors Cromwell religiöſe Politik begünſtigte die neuen Diſſenters zu voller Unterdrückung der königlich geſinnten Epiſkopalen, ſo daß außer anderen Orten 1654 auch zu London eine Quäkergemeinde entſtand und ſchon 1658 Fox die erſte Generalverſammlung ſeiner Partei zu Bedford halten konnte. Allein nach Herſtellung des Königthums und der biſchöflichen Verfaſſung unter Karl II. wurden die erneuerten Geſetze in ihrer ganzen Strenge gegen die Revolutionairs angewandt und durch die ſtürmiſchen Eingriffe, welche ſich Fox in den öffentlichen Gottesdienſt erlaubte, und durch ihre Verweigerung mehrerer Bürgerpflichten viele Q. in Gefängniſſe oder Tollhäuſer gebracht. Da rettete William Penn (ſ. d. Art.), der zweite Begründer des Quäkerthums, die Secte vom drohenden Untergange durch ſeine Verbindungen und Vertheidigungsſchriften, ſo wie durch die mit der bürgerlichen Ordnung möglichſt ausgleichende Verfaſſung, die er ihr gab. Auch gründete er eine faſt zur Hälfte aus Quäkern beſtehende Colonie am Delaware in Nordamerika (Pennſylvanien), die ihm der König 1681 als Eigenthum überließ und der er eine bürgerlich freie Verfaſſung mit allgemeiner und völlig unbeſchränkter Gleichheit aller Bekenntniſſe gab. Die Toleranzacte von 1689 ſchloß auch die britanniſchen Q. ein und gewährte ihnen vollkommene kirchliche Freiheit. Dagegen haben die Miſſionen der Q. in faſt alle Länder Europas nur wenig Erfolg gehabt. Nur wenige Gemeinden erhielten ſich in Holland, wie die 1660 in Friesland geſtiftete, wo ſchon eine Secte von ähnlichen Grundſätzen beſtand. Die Colonien in Norddeutſchland, Hamburg, Danzig und anderwärts löſten ſich wieder auf; doch hat die in und um Pyrmont ſeit 1791 beſtehende Gemeinde ſich erhalten und öffentliche Duldung genoſſen. In England ſind ſie im Abnehmen. Am größten iſt ihre Anzahl in Nordamerika. — Was nun die eigenthümlichen Lehren der Q. und ihre Verfaſſung betrifft, ſo ſind dieſelben von den zwei bedeutendſten Schriftſtellern der Q., W. Penn („Von der allgemeinen Regel des Glaubens und Lebens“) und Robert Barklay „Theologiae vere christianae apologia“) am gründlichſten entwickelt und am vollſtändigſten ausgebildet worden. Die Grundcharaktere des Quäkerthums waren aber: 1) ein aſcetiſcher, nach welchem alles Religiöſe blos eine praktiſche Bedeutung hat; 2) ein myſtiſcher, nach welchem die innere unmittelbare und individuelle Erleuchtung (das innere Licht oder Wort, welches ſie neben die heilige Schrift ſtellen) einem Jeden zu ſeiner Zeit durch ruhiges Harren des göttlichen Geiſtes zu Theil wird, und 3) ein demokratiſcher, nach welchem die religiöſe Gleichheit aller Menſchen und der ſtrenge ſittliche Ernſt der Religion auch auf das bürgerliche Leben übergetragen wird. Nach dem erſten Grundſatze wird den Glaubenslehren nach ihrer blos hiſtoriſchen Auffaſſung ohne die Deutung auf das innere Geiſtesleben kein Werth beigelegt. So wird namentlich die Wirkung des Leidens Jeſu, wiefern ſie blos äußerliche Erlöſung war, erſt durch die innere oder die Heiligung perſönlich angeeignet. Daher halten ſie auch die Sacramente nur für Sinnbilder innerer Zuſtände, die nicht mehr äußerlich zu vollziehen ſind. Die wahre Taufe iſt ihnen nur die Geiſtestaufe oder innere Erneuerung (daher auch keine Kindertaufe ſtattfindet) und das Abendmahl nur eine geiſtige Feier der Seele, die ſich mit Jeſu, dem Geber alles Lebens, geiſtig vereinigt. Der Gottesdienſt der Q. beſteht nach dem Gebote des Herrn: im Geiſte und in der Wahrheit anzubeten, darin, daß die (ohne Glockenruf) in einem Bethauſe (ohne

Digitized by Google

Altar, Kanzel, Bilder) Verſammelten ſchweigend mit bedeckten Haupte auf die begeiſterte Anregung zu Gebet, Predigt oder Geſang harren, wie ſie im Augenblicke Einem aus ihrer Mitte von oben wird. Wer ſich zuerſt vom Geiſte ergriffen fühlt, kündigt ſolches durch Seufzen an, in welches Alle einſtimmen, und tritt dann betend oder predigend vor der Verſammlung auf, die ihm ſtehend, die Männer mit entblößtem Haupte, zuhört. Selbſt die Schrift, wie die Vernunft, iſt nur eine Beſtätigung der innern Geiſtesanregung, welche beiden gemäß, aber dem prüfenden Urtheile derſelben eben ſo wenig, als einer öffentlichen kirchlichen Glaubens- und Lebensvorſchrift untergeordnet iſt, die alles religiöſe Geiſtesleben ertödten würde. Da Alle vor Gott gleich und des göttlichen Geiſtes empfänglich ſind, ſo dulden ſie keinen beſondern geiſtlichen Stand und nur für die äußeren Angelegenheiten werden Stellvertreter der Gemeinden gewählt, deren jährliche Verſammlungen zu London das einzige Band ſind, das die Gemeinden äußerlich zuſammenhält. Außerdem werden die Angelegenheiten der einzelnen Gemeinden in monatlichen (wo eine Gemeinde) und in vierteljährlichen (wo die Abgeordneten der Gemeinden eines Bezirks verſammelt ſind) Synoden, welche zugleich Friedensgerichte ſind, berathen. Im Leben bezeichnen den Q. außer der Verweigerung des Zehnten, des Kriegsdienſtes und des Eides, die Verachtung jeder Rangordnung und der damit zuſammenhängenden Auszeichnungen (— er nennt Alle ohne Unterſchied des Ranges Du und entblößt vor Niemandem das Haupt —), Fleiß, Redlichkeit und Ordnungsliebe, ſo wie Einfachheit, Ernſt und Strenge, ſelbſt in den ſonſt für ſittlich gleichgültig geachteten Beziehungen des geſelligen Weltlebens. Doch hat in neuerer Zeit nach öfteren inneren Streitigkeiten die ſchroffe Eigenthümlichkeit der Lebensanſicht in ſo weit ſich modificirt, daß die Q. in trockene und naſſe oder ſtrenge und milde ſich theilen. Diejenigen nämlich, welche im amerikaniſchen Freiheitskriege die religiöſe Satzung der Begeiſterung nachſetzend die Waffen ergriffen und welche die rauhe Außenſeite über einem beſcheidenen Genuſſe wohlerworbenen Reichthums aufgaben, werden fechtende, freie, laue oder naſſe Freunde genannt, zwar in der Gemeinde anerkannt, doch nicht in die Synoden höherer Ordnung gewählt; dagegen die ſtrengen und altgläubigen trockene heißen. Im XIX. Jahrh. ſtehen ſich mehr die Vernunftgläubigen oder Hicksianer (von Elias Hicks), welche zu einer Losreißung von allem hiſtoriſchen Chriſtenthume ſich hinneigen, und die Schriftgläubigen (die Überzahl), welche dadurch ſich zum entſchiedenen Anſchließen an die heilige Schrift veranlaßt ſahen, gegenüber. — Vergl. Cröſius „Historia Quakeriana" (Amſt. 1695. 1704); Alberti, „Nachrichten von der Religion der Quäker" (Hanov. 1750); Clarkſon, „Portraiture of Quakerism" (Lond. 1806. 3 Voll.); Gurney, „Observ. on the society of the Friends" (Lond. 1824); Tuke, „Die Religionsgrundſätze, zu welchen die Geſellſchaft der Chriſten, die man Quäker nennt, ſich bekennt" (aus dem Engliſchen, Leipz. 1828). 63.

Quäſtoren (eigentlich Quäſitoren) hießen bei den Römern die oberſten Finanzbeamten, welche dem Range nach den Übergang von den niederen zu den höheren Magiſtratswürden bildeten. Anfangs waren deren nur zwei; bei der Vergrößerung des römiſchen Reichs wurden aber immer mehr nöthig und ſo waren deren ſeit 420 v. Chr. 4, ſpäter 8, unter Sulla 20, unter Cäſar 40, welche man in quaestores urbanos, militares und provinciales unterſchied. — Q. urbani waren ſtets nur 2, welche die Verwaltung des öffentlichen Schatzes, die Berechnung der öffentlichen Einnahmen und Ausgaben und die Beſorgung aller auf Staatskoſten veranſtalteten Feierlichkeiten u. dgl. unter ſich hatten; die Q. militares begleiteten die Armeen ins Feld und ſorgten für deren Verpflegung; die Q. provinciales endlich, auch Proquäſtoren genannt, hatten das ganze Finanzweſen einer Provinz unter ſich. — Unter den Kaiſern wurde der Name Q. auch von

Digitized by Google

anderen Beamten gebraucht, welche mit dem Finanzweſen nichts zu ſchaffen hatten. — Jetzt führt den Namen noch auf einigen Univerſitäten der zur Beſorgung des Rechnungsweſens derſelben angeſtellte Beamte. 30.

Quaglio (ſpr. Qualjo) iſt der Name mehrerer berühmter Künſtler, deren Familie urſprünglich aus Italien ſtammend, jetzt in Baiern einheimiſch iſt. Unter den älteren Künſtlern dieſes Namens werden Julius, Dominik, Lorenz und Giovanni Q. mit Auszeichnung genannt; unter den neueren die Brüder Joſeph und Julius, vor Allen aber des Erſteren Sohn, der jetzt noch zu München lebende Hofmaler Dominik Q. Er iſt 1787 zu München geboren, bildete ſich unter der Leitung ſeines Vaters und Onkels und trieb wie dieſe Theatermalerei mit glücklichem Erfolge. Später indeß genügte ihm dieſe nicht mehr und er folgte ſeiner Neigung zur Architekturmalerei, unternahm auch zu dieſem Behufe eine Studienreiſe durch die wichtigſten Länder Europas. Das, was er in dieſem Fache geleiſtet hat, erhebt ihn unbedingt zu dem erſten der jetzt lebenden Architekturmaler Deutſchlands und keiner wie er verſteht ſo treffend theils zu componiren, theils durch Colorit und Perſpective ein überraſchendes Bild des vorliegenden Gegenſtandes dem Auge vorzuzaubern. Er ſtellt beſonders gern altdeutſche Kirchen und Dome, Ruinen, innere und äußere Anſichten von Städten ꝛc. dar. Wir erinnern nur an die trefflichen Darſtellungen der Münſter zu Straßburg, Köln, München, Freiburg, des Rathhauſes zu Löwen, des Doms zu Regensburg, der Abtei St. Jean des Vignes zu Soiſſons, die Anſichten von München u. a. m. — Viele ſeiner Werke ſind bereits in Kupferſtich oder Lithographie vervielfältigt worden. — Minder berühmt, obwohl geachtet in ihrem Fache ſind ſeine Brüder Angelo Q., ein geſchickter Theatermaler (geſt. 1815), Simon Q., ebenfalls als Theatermaler, auch im Portrait ausgezeichnet und Lorenz Q., Genre- und Thiermaler. 36.

Qualität, Quantität, Quiddität, Quotität, ſind ſcholaſtiſche Ausdrücke, von denen die beiden erſten auch in den neuern, nicht nur philoſophiſchen, ſondern auch gewöhnlichen Sprachgebrauch übergegangen ſind. Sie bezeichnen ſämmtlich gewiſſe allgemeine Begriffe oder Geſichtspunkte, unter denen man die Dinge betrachten kann und ſollte und die daher zur Vereinfachung des Denkens dienen. Der unwichtigſte von jenen Begriffen iſt der der Quotität (quotitas von quot, wie viele? daher Manche dafür Wievielheit ſagen), der eine blos numeriſche Aufzählung der Dinge verlangt; die drei anderen hingegen bezeichnen mehr das Weſen der Dinge ſelbſt. Und zwar iſt die Quiddität (quidditas, — von quid, was?) eine Überſetzung des ariſtoteliſchen τί ἐστι, womit dieſer das Weſen, die οὐσία, der Dinge, ausdrückt, weil das Weſen für uns darin beſteht, daß wir wiſſen, was ein Ding ſei. So fällt es alſo ungefähr zuſammen mit Subſtanz. Die Quantität (quantitas, von quantus, wie groß? bei Ariſtoteles τὸ πόσον) bezeichnet die Größe eines Dinges, den Umfang eines Begriffes, daher eine quantitative Auffaſſung eines Dinges eine ſolche, die blos auf deſſen Größe Rückſicht nimmt, und Quantum das Ding ſelbſt als eine Größe, alſo als ein Zähler und Meßbares betrachtet. Die Q. endlich (qualitas, von qualis, welcherlei? das ariſtoteliſche τὸ ποῖον) drückt die Beſchaffenheit oder Eigenſchaft des Dinges aus und die Betrachtung eines ſolchen nach ſeinen Eigenſchaften, abgeſehen von ſeiner Größe, heißt die qualitative. Die peripatetiſch-ſcholaſtiſche Phyſik bediente ſich beſonders häufig des Ausdrucks qualitas occulta, verborgene Q., zur Erklärung gewiſſer Erſcheinungen, wo ihre empiriſchen Kenntniſſe dazu nicht ausreichten. — Jene drei Hauptbegriffe, Quantität, Q. und Quiddität bildeten die drei erſten und Hauptkategorien beim Ariſtoteles und bei den Scholaſtikern; die beiden erſteren Ausdrücke ſind auch in die Kant'ſche Kategorientafel übergegangen. — Vergl. d. Artt. Kategorie und

Digitized by Google

Scholaſtik. Wegen der Quantität und Q. der Begriffe, Urtheile und Schlüſſe ſ. d. Art. Urtheil. 80.

Quandt (Johann Gottlob von), ein rühmlich bekannter Kunſtkenner und Kunſtſchriftſteller, geb. den 9. April 1787 zu Leipzig, wo ſein Vater, Johann Gottlob Q., die jetzt noch unter der Firma Q. und Mangelsdorff beſtehende Colonialwaarenhandlung beſaß, ſollte ſich ebenfalls dem Handel widmen, ward aber durch ſeinen Lehrer, den bekannten Hofrath Rochlitz, in das heitere Gebiet der Kunſt eingeführt und fand ſich in demſelben ſo heimiſch, daß er es ſeitdem nicht wieder verließ. Eine im Jahre 1811 nach Italien unternommene Reiſe trug viel zur Vollendung ſeiner Ausbildung bei und ſpäter fand er mehr als einmal Gelegenheit, durch ſeine reichen umfaſſenden Kenntniſſe ſeiner Vaterſtadt Kunſtwerke zu erhalten, die außerdem in der Verborgenheit eine Beute der Zerſtörung geworden wären. Nachdem er ſich im Jahre 1820 in Dresden niedergelaſſen hatte, unternahm er eine zweite Reiſe nach Italien, deren Ergebniſſe, insbeſondere für die Kunſtgeſchichte, ebenfalls ſehr wichtig und dankenswerth waren. Unter ſeinen Schriften, welche ſämmtlich mit eben ſo großer Sachkenntniß als ſichtlicher Vorliebe für ihren Gegenſtand geſchrieben ſind, nennen wir nur (der in Zeitſchriften zerſtreuten höchſt gediegenen Aufſätze nicht zu gedenken): „Streifereien im Gebiete der Kunſt“ (Leipz. 1818—1819. 2 Bde.); „Entwurf einer Geſchichte der Kupferſtecherkunſt und deren Wechſelwirkungen mit anderen zeichnenden Künſten“ (Leipz. 1826); gemeinſchaftlich mit A. Wagner Lanzi's „Geſchichte der Malerei in Italien“ (Leipz. 1829—1832. 3 Bde.) und „Briefe aus Italien über das Geheimnißvolle der Schönheit und der Kunſt“ (Gera 1830. 2 Bde.). Die Sammlungen des Herrn von Q. ſind ſehr bedeutend und werthvoll. 36.

Quantität, ſ. Qualität.

Quantz (Johann Joachim), ein bekannter Flötenſpieler des vorigen Jahrh., Friedrich's des Großen Lehrer, geb. 1697 zu Oberſchaden bei Göttingen, fand ſchon als Knabe mehr Geſchmack daran, die Muſikanten ſeines Dorfs ſonntäglich auf dem Baſſe zu unterſtützen, als in der Schmiede ſeines Vaters den Hammer zu führen. Nachdem er ſeinen Vater durch den Tod verloren hatte, ging er, 10 Jahre alt, zu einem Onkel, welcher Stadtmuſikus zu Merſeburg war, machte unter deſſen Leitung und ſpäter in der herzoglichen Kapelle gute Fortſchritte und begab ſich 1714 nach Dresden, wo er Stadtpfeifergeſelle wurde. Einige Jahre ſpäter erhielt er eine Anſtellung als Hautboiſt in der warſchauer Kapelle und hier war es vorzüglich, wo er die Flöte zu ſeinem Lieblingsinſtrumente erhob. Zurückgekehrt von einer Reiſe nach Italien, Paris und London ward er Mitglied der königlichen Kapelle zu Dresden (1728), von wo aus er zu wiederholten Malen nach Berlin ging, um den Prinzen Friedrich (Friedrich den Großen), der ihn kennen gelernt hatte, auf der Flöte zu unterrichten. Endlich 1741 nahm er das vortheilhafte Anerbieten ſeines Gönners an und trat mit einem Gehalte von 2000 Thalern gänzlich in deſſen Dienſte. Er ſtarb den 12. Juli 1773 zu Potsdam. — Die Verdienſte Q.'s ſind anerkannt groß; denn nicht nur daß er durch ſeine eigene Virtuoſität und ſeine Compoſitionen, deren er gegen 500 für ſeinen König ſetzte, ſo wie durch ſeine Schrift: „Anweiſung die Flöte zu ſpielen“, dieß Inſtrument zu größerer Bedeutung erhob; auch um die Verbeſſerung deſſelben bemühte er ſich perſönlich, indem er die dis-Klappe hinzufügte und die Pfropfſchraube erfand (ſ. d. Art. Flöte). Er ſelbſt hatte bereits im Jahre 1739 eine Fabrik angelegt, aus welcher damals die beſten Flöten hervorgingen. Übrigens ſind von ſeinen Compoſitionen nur wenige im Drucke erſchienen. 36.

Quarantaine (ſpr. Karangtän), ſ. Contumaz.

Quarantania iſt der Name einer rauhen Wüſte in Paläſtina, welche von Jericho aus über die Gebirgsgegenden Bethels ſich hinzieht und ungefähr drei Mei-

Digitized by Google

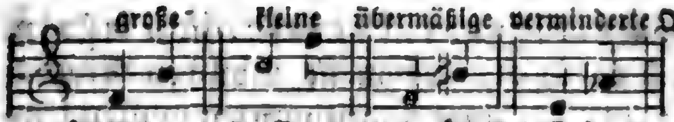
len von Jeruſalem entfernt iſt. Nach einigen Auslegern iſt in dieſe Wüſte die vierzigtägige Verſuchung Jeſu (Matth. 4, 1.) zu ſetzen, wovon ſie ſelbſt den Namen erhalten haben ſoll; allein Mätthäus ſpricht von einer unbeſtimmten wüſten Gegend oder Einöde überhaupt. 63.

Quarin (Joſeph), berühmter Arzt, ward zu Wien am 19. Nov. 1734 geboren und ſtudirte, nachdem er von ſeinem Vater, einem Arzte, eine ſorgfältige Erziehung erhalten hatte, zu Freiburg im Breisgau, wo er bereits im 18. Jahre die Doctorwürde erhielt. Auf van Swieten's Veranlaſſung hielt er nunmehr Vorleſungen an der Univerſität zu Wien, bis er dirigirender Arzt eines wiener Spitals wurde, welche Stelle er 28 Jahre beibehielt. 1756 wurde er kaiſerlicher Hofrath und 1778 Leibarzt Kaiſers Joſeph's II., in welcher Stelle er ſich viele Verdienſte um Verbeſſerung des ärztlichen Unterrichts, ſo wie um Einrichtung kliniſcher Lehranſtalten und neuer Krankenhäuſer erwarb, zu welchem Zwecke er noch eine Reiſe nach Italien, Frankreich und England unternahm. Von da zurückgekehrt wurde er zum Baron und ſpäterhin zum Grafen ernannt. Sein Tod erfolgte am 19. März 1814. — Durch ſeine Schrift: „Animadversiones practic. in diversos morbos“ (Vienn. 1786. 2 Voll. und in der 2. Ausg. 1814) hat er ſich einen durch ganz Deutſchland anerkannten Namen erworben. 39.

Quarré (ſpr. Karré). Wenn im Laufe eines Gefechtes Infanterie von Cavallerie attakirt wird, ſo wird in der Regel eine Colonne gebildet, die nach allen Seiten Front macht, wobei das erſte Glied die Gewehre fällt, das zweite Glied feuert und das dritte die abgeſchoſſenen Gewehre ladet. Man hat volle und hohle Q., welche beide ihre Vor- und Nachtheile haben; in neuerer Zeit will man ſogar Quarrés mit Flanken formiren. Hauptſache iſt bei dem Angriffe eines Q., daß daſſelbe ſein Feuer nicht zu früh abgibt. Die ſchwächſten Punkte deſſelben ſind die Ecken. 61.

Quart, Kwart, Quarta, Quarto iſt ein gebräuchlicher Name I. in der Geldrechnung: a) in Spanien, Oſtindien und Südamerika iſt 1 Quarto 1) nach canariſcher Währung = $\frac{1}{8}$ Real = $3\frac{2}{3}$ Pf. Conv.; 2) nach caſtilianiſcher Währung = $\frac{2}{17}$ Real de Vellon = $2\frac{3}{10}$ Pf. Conv.; 3) nach mexicaniſcher Währung = $\frac{1}{16}$ Real = $3\frac{1}{8}$ Pf. Conv.; 4) nach navarriſcher Währung = $\frac{1}{6}$ Real = $6\frac{1}{5}$ Pf. Conv.; 5) in Gibraltar = $\frac{1}{16}$ Real = $2\frac{1}{14}$ Pf. Conv.; 6) in Oſtindien = $\frac{1}{4}$ Rupin = 3 Gr. $8\frac{4}{5}$ Pf. Conv.; b) zu Genf in der Schweitz = $\frac{1}{4}$ Sol = 3 genfer Deniers (Deniers petite monnoie) = $\frac{3}{4}$ Pf. Conv. II. Handelsgewicht, zu Lauſanne iſt ein Q. = $\frac{1}{5}$ Unze = $80\frac{3}{4}$ holl. Aß. III. Getreidemaß hält 1 Q. 1) in Bremen = $\frac{1}{4}$ Laſt = 35856 par. Cubikzoll; 2) zu Lemberg = $\frac{1}{4}$ Garnitz = $48\frac{4}{9}$ par. Cubikzoll; 3) in London und in England = $\frac{1}{4}$ Gallon = $57\frac{1}{4}$ par. Cubikzoll; 4) in Polen = $\frac{1}{4}$ Garcy = $47\frac{3}{10}$ par. Cubikzoll; 5) in Italien a) zu Genua = $\frac{1}{8}$ Mina = $735\frac{1}{2}$ par. Cubikzoll, b) in Rom = $\frac{1}{2}$ Rubbiacella = 3368 par. Cubikzoll, c) auf der Inſel Sicilien = $\frac{1}{4}$ Tomolo = $271\frac{1}{4}$ par. Cubikzoll, d) im Großherzogthume Toscana = $\frac{1}{2}$ Mina = 307 par. Cubikzoll; 6) in Portugal und Braſilien = $\frac{1}{2}$ Mejo = in Braſilien = $174\frac{1}{4}$ und in Portugal = $170\frac{1}{4}$ par. Cubikzoll. IV. Getränkmaß hat 1 Q. 1) in Berlin = $\frac{1}{3}$ Metze = $57\frac{3}{4}$ par. Cubikzoll; 2) in Bremen = $\frac{1}{4}$ Stübchen = 40 par. Cubikzoll; 3) zu Kaliſch = $43\frac{2}{3}$ par. Cubikzoll; 4) zu Lemberg = $\frac{1}{4}$ Garnitz = $48\frac{4}{9}$ par. Cubikzoll; 5) zu London und in England = $\frac{1}{2}$ Pottle = $57\frac{1}{4}$ par. Cubikzoll. — Quarter, Getreidemaß in England = 10 Gallons = 14180 Cubikzoll. 40.

Quarte, franz. quarte; engl. quarte; ital. quarta, iſt in der Muſik ein Intervall von vier diatoniſchen Stufen. Man unterſcheidet vier Gattungen, nämlich die große, kleine, übermäßige und verminderte, die theils ohne, theils mit chromatiſchen Verſetzungszeichen hervorgebracht werden, z. B.



Dabei iſt zu merken, daß es nur eine natürliche große Q. gibt, nämlich f-h, die übrigen aber alle nur durch chromatiſche Verſetzungszeichen entſtehen (wie c-fis). Übrigens wird die kleine Q. von Vielen auch reine Q. genannt. Darüber, ob die Q. eine Diſſonanz oder Conſonanz ſei, iſt viel geſtritten worden; doch nimmt die Mehrzahl der Theoretiker an, daß nur die kleine Q. unter die vollkommenen Conſonanzen gehöre, während die übrigen nach Maßgabe der einzelnen Fälle es wohl auch ſein können, doch aber am Häufigſten Diſſonanzen bilden. — Quartenparallelen nennt man die Fortſchreitung zweier Stimmen in Quartenentfernungen, wie ſie z. B. im Sextquartaccord vorkommt. Quartencirkel iſt der Durchgang durch alle Tonarten mittels der Q. bis auf die zurück, bei welcher man begonnen hat. 29.

Quarterne, ſ. Lotto.

Quartett, fr. quatuor; engl. quartetto; ital. quartetto, quadro, heißt in der Muſik jeder vierſtimmige Satz, dann aber vorzugsweiſe ein Inſtrumentalſtück für 4 Inſtrumente (1. und 2. Violine, Bratſche und Violoncello), die eben ſo viele concertirende Hauptſtimmen ausmachen. Dieß Q., für welches Haydn die Bahn gebrochen hat, auf der Mozart, Beethoven, Spohr, Rieß, Romberg, Feska, Franz, Schubert u. A. nachgefolgt ſind, hat ſeine eigenthümliche Form und beſteht meiſt aus einem Allegro, einem Andante oder Adagio, dem ein Scherzo folgt, und einem Schlußrondo. Minder werthvoll, als das Q. mit 4 obligaten Hauptſtimmen, iſt das, wo wechſelsweiſe die Hauptſtimmen herrſchend ſind, das ſogenannte Soloquartett. 29.

Quartier. I. Getreidemaß in Schweden = $\frac{1}{4}$ Stoop = 16$\frac{2}{3}$ par. Cubikzoll; nach der Haufmaße aber iſt 1 Q. Getreide = 18$\frac{3}{5}$ und 1 Q. Malz = 19$\frac{4}{5}$ par. Cubikzoll. II. Getränkemaß. 1 Q. hält 1) in Braunſchweig = $\frac{1}{4}$ Stübchen = 46$\frac{1}{3}$ par. Cubikzoll; 2) in Dresden = $\frac{1}{4}$ Nößel = 6 par. Cubikzoll; 3) in Hanover = $\frac{1}{2}$ Maß = 49 par. Cubikzoll; 4) in Hamburg = $\frac{1}{2}$ Planken = 45$\frac{5}{8}$ par. Cubikzoll; 5) in Leipzig = $\frac{1}{4}$ Nößel = 7$\frac{3}{5}$ par. Cubikzoll; 6) in Oldenburg = $\frac{13}{20}$ Kanne = 49 par. Cubikzoll; 7) in Roſtock und Meklenburg = $\frac{1}{4}$ Stübchen = 22$\frac{3}{4}$ par. Cubikzoll. 40.

Quartierfreiheit heißt das (nur noch in Spanien) den Geſandten fremder Mächte zuſtehende Recht, Verfolgten in ihrem Hôtel Aſyl zu gewähren, und wurde ſogar oft ſo weit ausgedehnt, daß das ganze Stadttheil, worin der Geſandte wohnte, darin begriffen war. 30.

Quartodecimaner (Quartodecimani, τεσσαρεσκαιδεκατῖται) oder Protopaſchiten hießen in der alten Kirche die Anhänger der judaiſirenden Paſchafeier (am 14. Niſan) in Kleinaſien und Syrien, welche auf den Concilien zu Nicäa (325) und Antiochien (341) excommunicirt und für Ketzer erklärt wurden. (S. d. Art. Oſtern.) 63.

Quarz, Kieſelſäure, Kieſelerde, Kieſel, lat. quarzum; franz. quarz; engl. quarz, umfaßt eine Reihe Mineralien, welche ſämmtlich rhomboedriſche Kryſtallform beſitzen und denen eine eigenthümliche Härte (die Quarzhärte), muſchlicher Bruch, Glasglanz und ein eigenthümliches Gewicht (2,5 — 2,7) zukommt. Theilbarkeit des kryſtalliſirten Quarzes iſt unvollkommen; ſie verurſacht in größeren Maſſen zuweilen plattenförmige Abſonderung. Die Arten des Quarzes beſtehen in den reinſten Abänderungen aus Kieſelerde; die übrigen ſind mit Thonerde, Kalkerde, Eiſen-, Mangan- und Nickeloxyd untermengt. Die Hauptabänderungen des Quarzes zerfallen in kryſtalliſirte und unkryſtalliſirte Geſteine. Die erſteren enthalten den glaſigen Q. oder den Bergkryſtall, den Amethyſt, gemeinen Q., Roſenquarz und Milchquarz, Sapphirquarz, Praſem, Schillerquarz oder Katzenauge, Faſerquarz, Eiſenkieſel; die andern Chal-

cedon, gemeinen, edlen oder Carneol, Chryſopras, Plasma, Feuerſtein, Hornſtein, Heliotrop, Jaspis, Achat, Kieſelſchiefer und lydiſchen Stein. — Der Bergkryſtall (lat. nitrum quarzosum; franz. cristal de roche; engl. mountain- oder rocky-crystall) zeichnet ſich durch ſeine trefflichen Kryſtalliſationen, ſeine Durchſichtigkeit und ſtarken Glasglanz aus. Oft iſt er waſſerhell. Kleine Kryſtalle dieſer Art werden oft böhmiſche, orientaliſche, auch Schein- oder Waſſerdiamanten genannt. Weiße, grauliche, gelbliche, bräunliche Farben kommen ihm zu. Bergkryſtall von braunen Farben heißt Rauchtopas (franz. quarz enfumé; engl. brown quartz); gelber (ocker-, honig-, citronen-, wein-, bräunlichgelber) Bergkryſtall heißt Citrin (franz. topaze occidentale ou de Bohème; engl. jellow quartz); kohl- und braunſchwarzer Bergkryſtall iſt der Morion. Wenn der Bergkryſtall von Sprüngen durchzogen iſt, deren geringes Aufklaffen Iriſiren veranlaßt, ſo wird er iriſirender oder Regenbogenquarz (franz. quarz irisé; engl. irisated quarz) genannt. Klare Kryſtalle, von haarförmigen Kryſtallen des Turmalin, Rutil oder Brauneiſenſtein, Amianth, Chlorit durchwachſen, werden vorzüglich, wenn ſie geſchnitten ſind, mit dem Namen Haar- oder Nadelſtein (cheveux de Venus), wenn die Kryſtalle lang ſind, flèches d'amour, Liebespfeile, wenn ſie kurz und paarweis pfeilſpitzenähnlich zuſammengewachſen ſind, belegt. Der Bergkryſtall kommt kryſtalliſirt vor theils in Urgebirgen, theils in Übergangs- und Flötzgebirgen. In den aufgeſchwemmten Gebirgen findet er ſich als Geſchiebe, Kieſel genannt, und nach den Orten ihres Vorkommens bald Rhein-, bald Donaukieſel ꝛc. geheißen. Die ſchönſten Bergkryſtalle trifft man auf Erzgängen, auf Lagern und auf beſondern Quarzgängen, welche zuweilen höhlenartige mit denſelben ausgekleidete Druſenräume beſitzen, in den verſchiedenen erzführenden Gebirgen, auf eigenen Gängen in den ſchweitzer- und öſtreichiſchen Alpen, bei Bourg d'Oiſans in Frankreich, auf Madagaskar, in Grönland, Braſilien, Sachſen und an anderen Orten. Die böhmiſchen Diamanten kommen von Marmoroſch in Ungarn, von Briſtol in England, Grenoble in Frankreich; der Citrin von Ceylon und aus Braſilien; der Rauchtopas von Schlackenwalde, Zinnwald, aus dem Puſterthale in Tyrol und vom St. Gotthardt in der Schweitz; der Morion von Siena in Toscana und von Hohewieſe bei Schmiedeberg; der Haar- und der Nadelſtein werden theils in der Schweitz und Tyrol, theils zu Finkenhübel in der Grafſchaft Glatz und im Zweibrücken'ſchen gefunden. Der Bergkryſtall liefert zum Theil ſehr große Kryſtalle. Man ſagt, daß in einem Kryſtallgewölbe der Schweitz ein Kryſtall von mehr als 8 Centnern Gewicht gefunden worden ſein ſoll. Bergkryſtall und Amethyſt (ſ. d. beſondern Artt.) gehen durch Farbenabſtufungen in einander über. — Beide werden häufig zum Schmucke gebraucht und in die mannigfaltigſten künſtlichſten Formen gebracht, welche die Steinſchneidekunſt zu geben verſteht. — Die Abtheilung des gemeinen Quarzes (lat. quarzum commune; franz. quarz commun; engl. common quarz), aus zahlloſen Varietäten zuſammengeſetzt, läßt ſich auf folgende allgemeine Abtheilungen zurückführen: 1) gemeinen Q., der in Kryſtallen, derb, eingeſprengt und in Geſchieben (als Rollkieſel, Kieſel) von mancherlei Farben, die ſelten ſehr lebhaft ſind, von allen Graden der Durchſichtigkeit und des Glanzes gefunden wird; 2) dick- bis dünnſtänglichen Q.; 3) geradſchalig abgeſonderten; 4) plattenförmig abgeſonderten; 5) ſchieferigen Q. oder Quarzſchiefer; 6) körnigen Q. (ſ. Sandſtein) (der in der Varietät „biegſamer Q." wegen Durchwachſung mit Glimmerblättchen Biegſamkeit zeigt); 7) ſandigen Q. oder Quarzſand (ſ. d. Art. Sand); 8) Fulguritquarz oder Blitzröhrenquarz, dem Schmelzproducte von Blitzen, die in quarzſandreichen Erdboden einſchlagen; 9) Zellen- oder zerfreſſenen Q., der ſich durch ſchwammartig-poröſe, äußere Geſtalt auszeichnet; 10) pſeudomorphiſchen Q. oder Q. in ſeinem Kryſtallgeſetze fremden Kryſtallformen;

Digitized by Google

11) Stinkquarz, derben, grauen Q., welcher beim Reiben ſtarken, urinöſen Geruch entwickelt; 12) Avanturinquarz. Keine dieſer Abänderungen iſt ſelten in der Natur. Der Zellenquarz iſt vorzüglich ſchön aus Schleſien und Ungarn bekannt; der Avanturin (ſ. d. Art.), Q. mit feinen Glimmerblättchen, iſt in Spanien, Braſilien, Kärnthen und an einigen anderen Orten im Boden. Der gemeine Q. geht in jede der übrigen Abarten durch Abſtufungen in den äußern Eigenſchaften über. — Roſen- und Milchquarz (lat. quarzum roseum s. lacteum; franz. quarz rosé; engl. rose-quarz) ſind hoch und lebhaft bis ſchwach und trübe roſenroth und milchweiß, ſtark bis ſchwach durchſcheinende Varietäten von Q. genannt worden. Sie gehen häufig in gemeinen Quarz über. Als Edelſtein gilt er zuweilen für Spinell (ſ. d. Art.). Sehr ſchöner Roſenquarz findet ſich im baieriſchen Walde, in Frankreich, zu Koliwan in Sibirien und Milchquarz zu Hohenſtein bei Dresden. — Sapphirquarz hat ſchwärzliche bis laſurblaue Farben, iſt durchſcheinend und wird mit Amianth in Salzburg gefunden. — Praſem (franz. quarz vert prase; engl. prase), wie die beiden vorigen derb und kryſtalliſirt, enthält lauch- und ſchwärzlichgrüne Quarze, deren Glasglanz zuweilen fettig iſt; er iſt durchſcheinend bis undurchſichtig. Am Häufigſten iſt er zu Breitenbrunn in Sachſen. — Schillerquarz oder Katzenauge (lat. pseudopalus; franz. oeil de chat; engl. cats-eye), theils ſehr dünnſtänglicher Q., theils Q. nach einer Richtung von ſehr feinen parallelen Amianthfaſern durchwachſen, zeigt rechtwinklich in der Richtung der Faſern einen eigenthümlichen Lichtſchein durch Reflexion und Zerſtreuung der Lichtſtrahlen an den Faſern, welche der Phosphorescenz ähnlich erſcheint. Er wird in Ceylon und zu Hof im Fichtelgebirge gefunden. — Milch-, Sapphir-, Praſem-, Schillerquarz werden zu Ring- und Nadelſteinen verwendet. Auch ſind zuweilen größere Kunſtwerke aus ihnen gefertigt worden. — Die unkryſtalliſirten Arten der Quarze enthalten Chalcedon. Zu denen im Art. Achat genannten Arten gehört auch der Mokkhaſtein oder Dendritenchalcedon, der Regenbogenchalcedon, welcher in dünnen Scheiben iriſirt, das Plasma oder der dunkelgrüne Chalcedon, der Onyx (ſ. d. Art.), der Chryſopras oder apfelgrüne Chalcedon, der rothe Chalcedon oder Carneol (Sarder, wenn er röthlichgelb iſt) (franz. cornaline; engl. carnelian). Der gemeine Chalcedon wird in Blaſenräumen der Mandelſteine, des Übergangsgrünſtein und Porphyrgebirge, der Wacke in Achat- und Erzgängen des Urgebirges und der Flötzgebirge gewonnen. Er iſt häufig bei Oberſtein, bei Bilin, bei Jordansmühle, in Schleſien, in Mähren, in Schemnitz in Ungarn, in Siebenbürgen, Tyrol, auf den Faroerinſeln, auf Island. Der Carneol kommt als orientaliſcher Carneol von den ſchönſten blut- bis hyacinthrothen Farben aus Oſtindien, Arabien, aus Mittelaſien und wird auch in Deutſchland in weniger ausgezeichneten und kleineren Maſſen angetroffen. Der Chryſopras iſt vorzüglich bei Frankenſtein in Schleſien zu Hauſe; das Plasma, ſchon aus alten römiſchen Gemmen bekannt, wurde zu Oppenau in Baden wieder aufgefunden. Die meiſten Chalcedone verhalten ſich in Bezug auf ihr geognoſtiſches Vorkommen und äußere Geſtalt des Nierenförmigen, Traubigen, Tropfſteinartigen und Kugligen, wie aus flüſſiger Auflöſung entſtanden. — Feuerſteine (ſ. d. Art.) ſind dichte, graue, braune, bis an den Kanten durchſcheinende Zuſammenſetzungen von Q. — Hornſtein (ſ. d. Art.), getrennt in muſcheligen Hornſtein von muſcheligem Bruche, in ſplitterigen Hornſtein von ſplitterigem Bruche und in Holzſtein oder Hornſtein von Holztextur, enthält dichte, an den Kanten durchſcheinende und undurchſichtige Quarzabänderungen. — Heliotrop (ſ. d. Art.). — Jaspis (ſ. d. Art.). — Achat (ſ. d. Art.). — Kieſelſchiefer iſt in gemeinen und edeln Kieſelſchiefer (lydiſchen Stein, Probirſtein) eingetheilt. Erſterer iſt ſplitteriger, ſchieferiger, von Farbe aſch- und rauchgrauer undurchſichtiger Q.; letzterer im Bruche ebener oder flachmuſcheliger, grau-

lichſchwarzer undurchſichtiger Q. Beide Arten ſind von vielfach ſich kreuzenden weißen Quarzadern durchſchnitten. Man trifft dieſelben vorzüglich im Übergangsgebirge und im Sande der Alluriasgebirge in Geſchieben. — An den Q. ſchließt ſich der Kieſelſinter oder ein Niederſchlag von Q. heißer Quellwaſſer, z. B. des Geyſers in Island, der in der Nähe derſelben bald zu großen Maſſen anwächſt und bald ſchieferig, bald maſſig iſt, und der Schwimmſtein, ein feinzelliger, mit Feuerſtein im Flötzkalkſteine bei Paris ſich findender, iſabellgelber Q. — Der Q. iſt ein Beſtandtheil vieler Gebirgsarten und kommt auch für ſich in Lagern und liegenden Stöcken als Quarzfels und Quarzſchiefer; auf untergeordneten Lagerſtätten als Sand, als körniger Q. im Sandſteine und überhaupt in allen Gebirgsformationen der Erde vor. 76.

Quaſſie, **ſurinamiſches Bitterholz**, iſt das Holz des Stammes und beſonders der Wurzel von Quassia amara L. (von Decandolle auch als Simaruba excelsa bezeichnet, einem Baume Surinams, der zu Juſſieu's Familie der Simarubeae und Linné's Decandria monogynia gehört), das mit ſeiner Rinde bekleidet in Stücken in den Handel gebracht wird. Die Rinde iſt gelblichgrau, nicht ſehr dick, glatt anzufühlen und hängt nur wenig am Holze; dieſes letztere aber iſt gelblichweiß, leicht und innerlich von zartem Gewebe. Die Q. hat keinen Geruch, aber einen außerordentlich bittern Geſchmack, ſo daß ſchon 1 Scrupel des Holzes 1 Pfd. kochendes Waſſer, nach Ebeling ſchon 1 Gran des Extractes davon 4 Pfd. ſehr bitter macht. Dieſe Bitterkeit ſoll ſie einem in ihr enthaltenen eigenthümlichen Stoffe, den Thomſon Quaſſin genannt, zu verdanken haben. In Surinam bedient man ſich der Q. wider die daſelbſt einheimiſchen bösartigen Fieber. Sie iſt in der Medicin als toniſches, magenſtärkendes Mittel bei Verdauungsbeſchwerden, Diarrhöe und Blutflüſſen angewendet worden. Ihren Namen hat ſie von einem ſurinamiſchen Neger, Namens Quaſſi, der die Kräfte dieſes Holzes zuerſt (J. 1760) dem berühmten Dahlberg entdeckt hat. 21.

Quatember (zuſammengezogen aus quatuor tempora, die vier [Jahres-] Zeiten, iſt eigentlich ſ. v. a. Quartal, Vierteljahr; dann der Tag, an welchem ein neues Quartal zu beginnen pflegt. Dieſe ſind nach der gewöhnlichen Annahme Oſtern, Johannis, Michaelis, Weihnachten, im Finanzweſen in Sachſen und einigen andern Ländern Reminiscere (2. Sonntag in der Faſten), Trinitatis (Sonntag nach Pfingſten), Crucis (14. Sept.) und Luciä (13. Dec.), ſo daß bei beiden erſten der Q. auf die vorhergehende, bei den letztern auf die folgende Mittwoch fällt. Nach dieſer Annahme beſtimmte man früher die Steuertermine, die daher Q. hießen, welcher Name in Sachſen auch nach einer mehrfachen Vermehrung derſelben beibehalten worden iſt. — In der katholiſchen Kirche heißen Q. die vierteljährigen Faſten, welche jedesmal Mittwoch, Freitag und Sonnabend gehalten werden. 30.

Quatrain (ſpr. Katräng) heißt überhaupt jede vierzeilige Strophe, mag ſie ein kleines Gedicht für ſich ausmachen, oder Theil eines größeren Gedichtes ſein, beſonders im Sonette die 4 gleichreimenden Zeilen. 9.

Quatrebras (ſpr. Katrbra), ſ. Ligny.

Quatremère de Quincy (ſpr. Katrmär d'Kängſi) (Antoine Chryſoſtome), Mitglied der Akademie der Inſchriften und Rath bei dem Gerichtshofe des Chatelet zu Paris, dem Orte ſeiner Geburt, wurde 1791 zum Abgeordneten von Paris bei der geſetzgebenden Verſammlung gewählt, aber wegen ſeiner Vertheidigung der königlichen Gewalt geächtet. Er leitete am 5. Oct. 1795 (13. Vendemiaire des Jahres IV.) mit mehreren Andern den Aufſtand gegen den Convent und wurde deßhalb am 18. Oct. von einem Kriegsgerichte zum Tode verurtheilt, entfloh und kehrte ſchon im folgenden Jahre wieder nach Paris zurück, als ein anderes Regierungsſyſtem eingetreten war. Im Jahre 1797 wurde er zum Abgeordneten des

Digitized by Google

Departements der Seine bei der geſetzgebenden Verſammlung und bei dem Rathe der Fünfhundert ernannt, aber am 4. Sept. 1797 (18. Fructidor des Jahres V) als Mitglied der Partei Clichy geächtet, entfloh vor ſeiner Deportation nach Cayenne, wurde am 18. Brumaire deſſelben Jahres wieder zurückgerufen, trat als Secretair des Departements der Seine in den allgemeinen Rath und wurde zum Mitgliede der Akademie der Inſchriften zu Paris aufgenommen. Seit dem Jahre 1816 beſorgt er für das Journal „Des savans" die Bearbeitung der ſchönen Künſte und wurde einſtweiliger Generaldirector des Muſeum, als Denon dieſe Stelle niedergelegt hatte. Im Jahre 1823 ernannte ihn die Regierung zum königlichen Cenſor der Theater. Seine bemerkenswertheſten Schriften ſind: „Mémoires sur l'état de l'architecture chez les Egyptiens" (Par. 1803); „Dictionnaire de l'architecture" (3 Voll. 4.); „Le Jupiter olympien ou l'art de la sculpture antique etc." (Par. 1814. Fol. mit 1 Kpfr.); „Essais sur la nature, le but et les moyens de l'imitation dans les beaux arts" (Par. 1823); „Histoire de l'architecture" (Par. 1830); „Histoire de la vie et des ouvrages de Rafaël" (Par. 1829. 2. Aufl. deutſch, Quedlinb. 1835); „Monumens et ouvrages de l'art antique restitué" (Par. 1826—1828. 2 Voll. mit Kpfrn.); „Vie des plus celèbres Architectes" (Par. 1830. 3 Voll. mit Kpfrn. Ins Deutſche überſetzt. Darmſtadt 1831. 2 Bde.); „Canova et ses ouvrages" (Par. 1834). 81.

Quatremère d'Isjonval (Denis Bernard), ein berühmter Chemiker, der Bruder des Vorigen, wurde am 4. Aug. 1759 zu Paris geboren und im Jahre 1789 als holländiſcher Patriot von der oraniſchen Partei gefangen genommen. Er beobachtete während ſeiner Einkerkerung mit großer Sorgfalt den Einfluß, den die Veränderung des Wetters auf die Spinnen hat, und ſoll dem General Pichegru den ſtarken Froſt während des Winters 1794 vorausgeſagt haben, welchen dieſer bei ſeinem Einfalle in Holland ſo vortrefflich benutzte (ſ. Arachnologie). Q. kehrte nach ſeiner Befreiung nach Paris zurück, wurde zum Mitgliede der franzöſiſchen Akademie ernannt und beſchäftigte ſich fortwährend mit Beobachtung des Wetters, weßhalb ihn der General Berthier bei dem Übergange der Franzoſen über den St. Bernhard über die Witterung befragte. Später wurde er von Napoleon aus bloßen Verdachtsgründen verbannt und in Surveillance unter polizeiliche Aufſicht geſtellt. Seine vorzüglichſten Schriften ſind: „Examen chimique de l'Indigo" (Par. 1777), gekrönte Preisſchrift; „Aranéologie" (Par. 1798); „Découverte des sels triples" (Par. 1784). 81.

Quatremère (Etienne Marie), Mitglied der Akademie der Inſchriften, Profeſſor der ſemitiſchen Sprachen und einer der größten Kenner der morgenländiſchen Sprachen, wurde im Jahre 1782 zu Paris geboren. Er ſchrieb: „Recherches historiques et critiques sur la langue et la littérature de l'Egypte" (Par. 1808); „Mémoires géographiques et historiques sur l'Egypte" (Par. 1811. 2 Voll. nebſt Supplementband). 81.

Quebeck, ſ. Canada.

Quecken, lat. triticum repens; fr. chiendent; engl. couch-grass, ein in ganz Europa unter ſehr verſchiedenen Namen bekanntes Unkraut. Es hat flache Blätter, findet ſich beſonders auf naſſem ſandigen Boden und ſeine Wurzeln verbreiten ſich oft über ganze Fluren. Um ſie davon zu reinigen, bedient man ſich eines beſondern zweiſchaarigen ſchweren Queckenhakens ſtatt des gewöhnlichen Pfluges; doch kann man auch letztern dazu anwenden, wenn man das Feld dann mit einer enggezahnten Egge überfährt. Die ausgeackerten Wurzeln, vorzugsweiſe Q. genannt, werden getrocknet und verbrannt oder als Streu in den Ställen gebraucht. Bisweilen treibt man auch Schafe auf dergleichen Felder, weil der Urin derſelben dem Keimen der Q. nachtheilig ſein ſoll. Da die Queckenwurzeln

einen ſüßen, ſchleimigen Saft enthalten, ſo kocht oder preßt man ſie aus und gewinnt dadurch den Queckenextract, der als ein auflöſendes und blutreinigendes Mittel in der Arznei gebraucht wird. Auch werden ſie als Thee benutzt. 35.

Queckſilber, lat. mercurius, argentum vivum; franz. mercuriel; engl. quicksilver, ein Metall, iſt tropfbar flüſſig, ſehr glänzend, ſilber- und zinnweiß, hat ein ſpecifiſches Gewicht von 13,568, ſiedet bei 349° R. und gefriert bei 40° R., wobei es öfters in Oktaëdern kryſtalliſirt, vereinigt ſich ſchnell und leicht mit mehreren Metallen und ſaugt dieſelben aus einem Haufen gemeinen Steinpulvers aus, wie Waſſer den Zucker. Es wird theils gediegen in allen Queckſilberbergwerken gefunden, theils mit Schwefel im Zinnober verbunden, oder mit Silber zu Silberamalgam vereinigt, oder mit Chlor im Queckſilberhornerze, oder in Verbindung mit Selen und Blei im Selenqueckſilberbleiglanze oder mit Selen allein im Selenqueckſilber in der Natur angetroffen. Die vorzüglichſten Queckſilberbergwerke ſind in Schemnitz, Kremnitz, Slana und Choſtomitz in Ungarn, zu Idria in Friaul, zu Horzowitz in Böhmen, zu Almadea in Spanien, zu Moſchellandsberg in Rheinbaiern, zu Huanca velica in Peru und in China. Das Q. wird in der Phyſik zu Inſtrumenten (Thermometer, Barometer), zur Amalgamation beim Bergweſen, im Zinnamalgame zur Spiegelbedeckung, zum Vergolden und Verſilbern, als Zinnober zu Farben, als Salz in den Färbereien, als Reagens in der Chemie und zu Medicamenten in den Apotheken gebraucht. — Kein anderes Metall wird ſo häufig als dieſes in den Krankheiten der Menſchen angewendet. Seine Wirkung auf den menſchlichen Körper beſteht aber darin, daß es die Ernährung unterdrückt, die Einſaugung befördert, dadurch die Bildung der feſten Subſtanz im Organismus verhindert und das Blut flüſſig erhält. Hierbei zerſtört es mehrere in den Körper gelangte Contagien, und zwar namentlich die Syphilis, vermehrt die Darmexcretion, erregt Speichelfluß und übeln Athem, bewirkt Abmagerung und große Schwäche. Um aber dieſe Wirkungen zu erreichen, und um dabei nicht mehr Schaden als Nutzen zu ſtiften, muß das Q. mit vieler Behutſamkeit und in einem beſtimmten für die Körperconſtitution und die äußeren Umſtände paſſenden Präparate gegeben werden, da es in ſeinem metalliſchen Zuſtande von wenig Wirkſamkeit iſt und in den Körper gebracht nur mechaniſch durch ſeine Schwere wirkt, in welcher Hinſicht es auch bei hartnäckigen Darmverſtopfungen angewendet wird. Wir beſitzen dieſer Präparate eine große Menge. Die gebräuchlichſten und bekannteſten derſelben ſind: 1) Das Calomel (hydrargyrum muriaticum mite), eins der milderen Queckſilbermittel, weßwegen es häufig in der Kinderpraxis, bei entzündlichen Krankheiten, häutiger Bräune, hitziger Hirnwaſſerſucht, Pocken, Scharlach und dergl. gebraucht wird. Allein auch bei Entzündungen der Erwachſenen ſtellt es in neuerer Zeit ein Hauptmittel dar, ſo wie es auch bei Leber- und Unterleibskrankheiten, gegen Würmer und zur Beförderung des Stuhls angewendet wird. 2) Der Ätzſublimat (hydrarg. muriat. corros. oder mercur. sublimat. corrosivus). Er muß mit großer Behutſamkeit gegeben werden, indem er leicht Vergiftungszufälle erregt. Er wird hauptſächlich zur Cur der Luſtſeuche angewendet, indem er ſeltener Speichelfluß als andere Queckſilbermittel erregt und kein zu ſtrenges diätetiſches Verhalten erfordert; außerdem macht man auch von ihm als äußerem Mittel zum Verbande der Wunden und Geſchwüre, als Augenwaſſer, in Bädern ꝛc. Anwendung. 3) Der rothe Queckſilberpräcipitat (hydrarg. oxydat. rub. oder mercur. praecipitat. ruber), welcher innerlich gegen Syphilis, äußerlich in Salben (rothe Augenſalbe) gegeben wird. 4) Der ſchwarze Queckſilberkalk (mercur. solub. Hahnemanni), welcher von ſeinem Erfinder als das erſte Mittel gegen Syphilis gerühmt wurde, aber, da es zu leicht Speichelfluß erregt, jetzt außer allem Gebrauche iſt. 5) Das ſchwarze Schwefelqueckſilber, mineraliſcher Moor (aethiops mineral.),

ein ſehr mildes, bei Skropheln und chroniſchen Hautausſchlägen der Kinder unentbehrliches Mittel. Endlich 6) die graue Queckſilberſalbe (unguentum mercuriale cinereum), die in einer Menge von Fällen, hauptſächlich aber da gebraucht wird, wo man aus Gründen mancherlei Art das Q. innerlich nicht gebrauchen will und daher daſſelbe einreiben zu laſſen vorzieht. — Der Gebrauch des Queckſilbers in der Medicin geſchah im Mittelalter nur von gemeinen Wundärzten und Quackſalbern und war ſo ſehr verboten, daß jene in Strafe verfielen, wenn es bekannt wurde, daß ſie es angewendet hatten. So gebrauchten ſie es ſchon ſeit langer Zeit im Ausſatze, bald nach Verbreitung der Luſtſeuche und zwar ſchon im Jahre 1497 auch gegen dieſe, jedoch nur äußerlich. Indeß erregten die glücklichen Curen, die damit gemacht wurden, bald die Aufmerkſamkeit der Ärzte; ſie wendeten es nunmehr zuerſt in Räucherungen und Einreibungen an, bis endlich P. A. Matthiolus es zuerſt innerlich gab, Ph. Höchener aber deſſen richtigere Anwendung lehrte. Deſſenungeachtet blieb der Gebrauch des Queckſilbers bis zum Anfange des XVIII. Jahrh. immer noch ſehr unvollkommen. Erſt jetzt verwarf man die Anwendung des Zinnobers, ſo wie die Nothwendigkeit, den Speichelfluß zur Cur der Luſtſeuche zu erregen. Rich. Wiſemann iſt der Erſte, der den Ätzſublimat gebrauchte, der bald ſehr allgemein, hauptſächlich von Wien aus, empfohlen wurde. Der Gebrauch des Queckſilbers in nichtveneriſchen Krankheiten iſt vorzüglich in der neuern Zeit in größere Aufnahme gekommen, als vorzüglich von engliſchen Ärzten deſſen großer Nutzen in der in Oſtindien ſo häufigen Leberentzündung immer mehr gerühmt wurde, ſo daß nunmehr daſſelbe auch in anderen Entzündungs- und Fieberkrankheiten verſucht und nützlich befunden wurde. 76. 39.

Quelle, **Brunnen**, lat. fons; franz. source, fontaine; engl. spring, fountain, well, nennt man das Hervordringen des unter der Erdoberfläche befindlichen Waſſers. Wir ſind gewohnt anzunehmen, daß die aus der Erde hervorſprudelnden Quellen, ſo wie die gewöhnlichen Brunnen, ihren Urſprung blos dem Drucke eines höher ſtehenden Waſſers verdanken. Daß dieß bei den am Fuße oder Abhange eines Berges entſpringenden Quellen der Fall iſt, leidet keinen Zweifel, indem die Berge und Hügel die Dünſte verdichten, die Nebel aufhalten, das Regenwaſſer aber in die feinen Riſſe und Spalten eindringt, bis es auf feſtes Geſtein oder dichte Erdſchichten kommt, wo es nicht weiter eindringen kann und ſich ſeitwärts einen Weg bahnt. Die ehemals zuweilen vertheidigte Theorie, daß das Waſſer im Innern der Erde heraufgetrieben werde, hat man mit Recht aufgegeben oder vielmehr als ſeltene Ausnahme und zwar meiſt nur bei heißen Quellen anerkannt. Im weiteren Sinne des Wortes laſſen ſich die Quellen in unterirdiſche und in zu Tage ausgehende unterſcheiden. Erſtere, welche, wenn ſich kein ſchicklicher Ort findet, wo eine undurchdringliche Schicht ſie auf die Oberfläche führt, oft auf beträchtliche Strecken unterirdiſch weiter rinnen, mehrmals abwechſelnd tiefer ſinken und wieder in die Höhe ſteigen, nicht ſelten zwiſchen zwei undurchdringlichen Steinlagern eingeſchloſſen ſind und ſich endlich an einer geeigneten Stelle einen Abfluß bahnen, ſucht man hauptſächlich beim Graben der Brunnen auf. Die zu Tage ausgehenden Quellen finden ſich bei Weitem am zahlreichſten am Fuße der Gebirge, in Bergſchluchten und Thälern, vorzugsweiſe häufig da, wo über den hoch hinaufragenden Urgebirgen nicht ſehr mächtige Lagen von Sandſtein- oder Kalkſteinarten oder lockere Erdſchichten angetroffen werden. Stark bewaldete, ausgedehnte, mit mäßigen Vertiefungen wechſelnde Berg- und Hügelgruppen erzeugen allezeit die meiſten und reichhaltigſten Quellen. Weit ſeltener oder gar nicht finden ſie ſich dagegen an den äußerſten in die Ebenen ſich verlaufenden Abhängen der Hügel, wo wegen Abſchüſſigkeit ihrer Oberfläche das meteoriſche Waſſer ſchnell abfließen kann. Die unterirdiſchen Quellen miſchen ihr Waſſer auch oft erſt mit dem der Flüſſe unter dem Spiegel der letzteren. Auf gleiche Weiſe haben faſt alle Seen unterirdiſche Quellen

und mehrere verdanken nur dieſen ihre Exiſtenz. Namentlich wird der Czirknitzer See durch einige bekannte unterirdiſche Quellen geſpeiſt. Selbſt im Meere werden Quellen ſüßen Waſſers gefunden. So zeigt ſich unter andern nach de la Metherie eine ſehr reichhaltige in der Nähe der Inſel Cuba; auch von Humboldt fand an der Mündung des Rio Lagartos in der Gegend des Cap Catoche ungefähr 400 Meter vom Ufer ſtark ſprudelnde Quellen ſüßen Waſſers mitten im Meere, welche dort boccas de Conit genannt werden. Eine andere Eintheilung der Quellen rückſichtlich der Waſſermenge iſt die der gleichförmigen und periodiſchen. Sehr viele Quellen liefern immer eine gleiche Menge Waſſer. Dieß iſt am meiſten bei ſolchen der Fall, die aus Gletſchern entſpringen, weil der wärmere Boden ununterbrochen eine gleiche Maſſe Eis und Schnee aufthaut; desgleichen bei den meiſten Mineralquellen, ſo wie bei den heißen aus Urgebirgen hervorbrechenden, weil ſie aus großen Anſammlungen entſpringen, insbeſondere wenn letztere durch längeres Verweilen in der Erde vereinigt werden und hierdurch die conſtante Temperatur der Quellen bedingt wird. Andere dagegen zeigen einen bemerkbaren Wechſel ihrer Waſſermaſſe, wovon ſich die Urſachen meiſt aus örtlichen Verhältniſſen leicht auffinden laſſen. Manche, zumal ſolche, welche aus geringen Höhen ihr Waſſer erhalten, wechſeln mit der Näſſe und Trockenheit der Witterung und verſiegen bei anhaltender Dürre gänzlich; andere dagegen ſind in der wärmſten Jahreszeit am reichhaltigſten, weil ſie ihr Waſſer von ſchmelzendem Schnee und Eis erhalten. In einigen Gegenden des nördlichen Deutſchlands gibt es eine Art periodiſcher Quellen, die man Maibrunnen, auch Hungerquellen nennt. Sie finden ſich auf Wieſen und Feldern, brechen größtentheils im Monat Mai hervor, ſind mehr oder weniger ergiebig und dauern meiſt bis gegen die Mitte des Monat Juli. Viel Aufmerkſamkeit haben von jeher die intermittirenden Quellen erregt, welche in regelmäßigen oder unregelmäßigen Perioden bedeutende Unterſchiede ihrer Ergiebigkeit zeigen, oder ganz ausſetzen. Bekannt in dieſer Hinſicht iſt die Q. von Fonſanche bei Nismes, welche täglich etwas über 7 Stunden fließt und dann gegen 5 Stunden ausſetzt, bei regneriſchem Wetter aber beſtändig fließt. Die Q. von Colmars in der Provence ſetzt regelmäßig in der ſiebenten Minute aus; ſie wurde beim Erdbeben zu Liſſabon 1755 perennirend und erſt 1763 wieder intermittirend. Überhaupt iſt die Schweitz reich an Erſcheinungen dieſer Art. Beſonders merkwürdig iſt der Engſtlerbrunnen im Bernſchen, welcher doppelte Perioden hält, zuerſt eine jährliche von Mitte Mai bis in die Hälfte des Auguſt, dann eine tägliche von 4 Uhr Nachmittags bis 8 Uhr Morgens; jedoch ſind beide Perioden nicht immer abſolut regelmäßig. Mehrere Quellen in der Nähe des Meeres zeigen die Eigenthümlichkeit, daß ſie mit der Ebbe und Fluth ſteigen. Nach Plinius zeigt ſich dieß bei einigen Quellen in der Gegend von Cadix und an andern Orten in Spanien. Manche Quellen geben ihr Waſſer nur ſtoßweiſe von ſich, wie dieß auf Island bei einigen Quellen der Fall iſt. Aller dieſer periodiſche Wechſel läßt ſich größtentheils aus folgenden drei Urſachen erklären: 1) aus Anſammlungen von Luft oder Gasarten in den Canälen der Quellen; 2) dem ungleichen Drucke der Luft in unterirdiſchen Höhlen auf das in ihnen zugleich mit eingeſchloſſene Waſſer und 3) heberförmigen Canälen, welche das periodiſche Fließen mancher Quellen auf gleiche Weiſe bedingen, als dieſes beim ſogenannten künſtlichen Tantalus oder Vexirbecher geſchieht. Die Temperatur der Quellen oder der Grad ihrer Wärme iſt ſehr verſchieden; ſie wird zunächſt durch zwei Urſachen bedingt, nämlich durch die der Hydrometeore, denen ſie ihren Urſprung verdanken, und durch die der Erdkruſte, in welcher ſie entſtehen und fortfließen. Sie laſſen ſich ſämmtlich in veränderliche und gleichbleibende unterſcheiden. Erſtere, welche nur aus geringer Tiefe kommen, bis wohin der Einfluß der täglich und jährlich wechſelnden Wärme dringt, ſind wärmer im Sommer und kälter im Winter. Letztere laſſen ſich abtheilen in kalte und warme; unter

erſteren verſteht man ſolche, deren Wärme der mittleren der Orte nahe gleich iſt, und unter letzteren ſolche, die eine höhere Temperatur haben. Warme Quellen (Thermalquellen, Thermen) findet man in allen Welttheilen in großer und geringer Entfernung vom Meere ſo wie in ungleichen Höhen. Am zahlreichſten ſind ſie jedoch in vulcaniſchen Gegenden und hängen dort meiſt als intermittirende Springbrunnen mit den vulcaniſchen Thätigkeiten zuſammen (ſ. Vulcane). Bei dieſen letzteren Quellen erreicht die Wärme den Siedepunkt, bei allen übrigen iſt ſie niedriger. Die heißeſten Quellen findet man auf Island. Ihre Temperatur beträgt nie unter 188 Grad F.; ihr höchſter Grad aber 212—213. Berühmt daſelbſt iſt der Geyſer, nicht allein durch ſeine Hitze, ſondern auch durch die Gewalt, mit welcher er ſein Waſſer herausſtößt und in die Höhe treibt. Die Beſtandtheile des Quellwaſſers ſind eben ſo verſchieden wie ſeine Temperatur. Im Allgemeinen jedoch iſt daſſelbe rein wie Regenwaſſer oder deſtillirtes Waſſer, weil es im Ganzen durch einen Deſtillationsproceß erhalten iſt. Während es jedoch in den Boden eindringt, ſich in den unterirdiſchen Canälen anſammelt oder fortfließt, nimmt es von den daſelbſt vorgefundenen auflöslichen Subſtanzen auf und wird dadurch verunreinigt. Am reinſten ſind diejenigen Quellen, welche aus den über Urgebirgsarten gelagerten Sandſteinen entſpringen, indem ſie gar keine fremdartigen Subſtanzen enthalten. Das ſchlechteſte und unreinſte Waſſer liefern diejenigen kalten Quellen und Brunnen, die in flachen Gegenden aus den eindringenden meteoriſchen Niederſchlägen gebildet werden. Quellen, welche aus kalkhaltigen Lagerungen kommen, führen eine größere oder geringere Menge kohlenſaurer, ſalzſaurer oder ſchwefelſaurer Kalkerde mit ſich. Die dem übrigens klaren Quellwaſſer beigemiſchten Subſtanzen ſind etwas Gerbeſtoff, Erdöl, einige vegetabiliſche Subſtanzen, mineraliſche Salze, hauptſächlich Kalkerde. Enthält das Quellwaſſer eine größere Quantität beigemiſchter Subſtanzen, ſo gehören ſie zu den mineraliſchen, den Mineralquellen (vergl. Mineralwäſſer), die man ihres Einfluſſes auf die Geſundheit wegen auch Heilquellen nennt. 33.

Quent, Quentchen, Quentlein. I. Handelsgewicht in Deutſchland, Dänemark, Schweden, der Schweitz u. a., deren 128, 144 und 160 auf ein Pfund gehen. 1 Q. hält in Altenburg $75\frac{7}{8}$, in Amſterdam $80\frac{1}{3}$, in Antwerpen $76\frac{1}{2}$, in Berlin 76, in Bremen 81, in Kopenhagen $81\frac{3}{16}$, in Darmſtadt $81\frac{1}{4}$, in Frankfurt a. M. 82, in Hamburg $78\frac{3}{4}$, in Hanover $79\frac{5}{8}$, in Leipzig 76, in Lübeck $78\frac{5}{8}$, in Nürnberg 83, in Prag $83\frac{5}{8}$ und in Wien $91\frac{1}{4}$ holl. Aß. II. Gold-, Silber- und Probirgewicht in Deutſchland, Dänemark und der Schweitz. Es hält 1 Q. = $\frac{1}{4}$ Loth = $\frac{1}{64}$ Mark = 4 Pfennige = 8 Heller = 68 Äschen (Eſchen) = 1024 Richtpfennigtheile und in Augsburg = $76\frac{3}{4}$, in Berlin 76, in Kopenhagen $76\frac{3}{8}$, in Leipzig $75\frac{15}{16}$, in Nürnberg $77\frac{9}{16}$ und in Wien $91\frac{1}{8}$ holl. Aß. III. Im Apothekergewichte ſind Q. und Drachme von gleichem Gewichte. 40.

Querpfeife, lat. tibia militaris, castrensis; franz. fifre; engl. fife; ital. piffaro, auch Feldflöte oder Schweitzerflöte genannt, ein flötenartiges Blasinſtrument, unterſcheidet ſich von der gewöhnlichen Flöte dadurch, daß ſie durchgängig gleich gebohrt, ohne Klappen und viel kleiner iſt. Ihr Tonumfang beträgt 2 Octaven, die je nach der Dimenſion des Inſtruments mehr oder minder höher ſtehen als die gewöhnliche Flöte. Die Q. iſt ein gewöhnliches Feldinſtrument und wird meiſt von der Trommel begleitet, aber auch wegen ihres durchdringend ſchrillen Tones unter den übrigen Inſtrumenten in der vollen Regimentsmuſik gebraucht. 29.

Querſtand (unharmoniſcher) heißt diejenige Fortſchreitung zweier Stimmen, wo zwei gleiche Töne in beiden Stimmen, kurz nach einander chromatiſch verändert, ſomit als zwei verſchiedenen Tonarten angehörig vorkommen, z. B.

Über die Zuläſſigkeit des Querſtands iſt viel geſtritten, damit aber nichts erzielt worden als die Gewißheit, daß er in gewiſſen Fällen anwendbar, in andern zu vermeiden iſt. Beſtimmte Regeln aber laſſen ſich über Fortſchreitungen dieſer Art nicht aufſtellen und es bleibt dem Componiſten überlaſſen, hierin das Rechte zu wählen. 29.

Quesnel (ſpr. Kähnel) (Paſchaſius), Prieſter des Oratorium, geb. den 14. Juli 1638, trat nach vollendeten Studien an der Sorbonne 1657 ins Oratorium, ward 1659 Prieſter und widmete ſich von nun an gänzlich dem Studium der Bibel. Auf Veranlaſſung des Miniſter Brienne überſetzte er die im Oratorium gebrauchte Sammlung von Ausſprüchen Chriſti ins Franzöſiſche und fügte kurze moraliſche Betrachtungen bei und gab kurz darauf (1671) mehrfach aufgefordert eine derartige Bearbeitung der ganzen 4 Evangelien heraus. In vielen Diöceſen ward dieſes Buch von den Biſchöfen eingeführt; aber Q. mußte ſich vor den Anfeindungen des Erzbiſchofs zu Paris, Harley, von dort ins Oratorium nach Orleans begeben (1681), nachdem bereits 1676 ſeine Ausgabe der Schriften Leo's des Großen (Paris 1675. 2 Bde. 4.), worin er in Zuſätzen die Freiheit der gallicaniſchen Kirche gegen die päpſtlichen Anſprüche vertheidigte, in Rom verdammt worden war. Als er 1684 die 1678 zu Paris entworfene formula doctrinae nicht unterſchreiben wollte, ſah er ſich genöthigt, zu fliehen und begab ſich nach Brüſſel zu Arnauld (ſ. d. Art.), wo er ſeine Bearbeitung des ganzen Neuen Teſtaments vollendete, die zuerſt 1687, vollſtändiger 1693 und 1694 und in einer von vielen franzöſiſchen Biſchöfen approbirten Ausgabe (Paris 1699) erſchien. Doch ſeine Feinde, die Jeſuiten, bewirkten eine Verdammungsbulle von Rom, die freilich nicht viel wirkte, da alle verdammten Sätze Ausſprüche von Kirchenvätern (Auguſtin, Fulgentius, Prosper Aquitanus ꝛc.) waren und Boſſuet als Vertheidiger Q.'s auftrat. Aber die Jeſuiten bewirkten einen Verhaftsbefehl Philipp's V. von Spanien gegen Q. als des Janſenismus (ſ. d. Art.) ſchuldig (1703) und er ward ins Gefängniß geworfen, jedoch durch einen Handwerker, der die Mauer durchbrach, bald wieder befreit, ging nun nach Amſterdam und ſchrieb hier zu ſeiner Vertheidigung ſein „Motif de droit“ und einige Schriften gegen die Anmaßungen des Papſtes (1707). Von Neuem griffen nun die Jeſuiten jene Schriften Q.'s an und bewirkten endlich vom Papſte die Constitution Unigenitus im Jahre 1713, welche ſo viele Unruhen erregte. Q. ſtarb zu Amſterdam den 2. Dec. 1719, nachdem er noch feierlichſt gegen die Bulle Unigenitus proteſtirt und ſein Glaubensbekenntniß als das eines ächt katholiſchen Chriſten von zwei apoſtoliſchen Notaren hatte aufſetzen laſſen. 16.

Quetſchung, ſ. Contuſion.

Quevedo Villegas (Francisco de), ein vorzüglicher ſpaniſcher Dichter, 1580 zu Madrid geboren, wurde, nachdem er frühe ſeine Eltern, die am Hofe ehrenvolle Anſtellungen bekleideten, verloren hatte, von ſeinem Vormunde nach Alcala geſchickt, wo er zuerſt Theologie und dann Jurisprudenz, Medicin, Philoſophie, die ſchönen Wiſſenſchaften und die alten und neueren Sprachen mit gleichem Eifer und mit gleich gutem Erfolge ſtudirte. Im Genuſſe eines bedeutenden Vermögens und allgemein geachtet lebte er ruhig in der Hauptſtadt, bis ihn ein Duell, in welchem ſein Gegner, ein angeſehener Edelmann, fiel, die Flucht zu ergreifen zwang. Er ging nach Sicilien, wo ihn der ſpaniſche Vicekönig, Don Pedro Giron, Herzog von Oſſuna, ſo lieb gewann, daß er ihn, nachdem er ſeine Begnadigung erwirkt hatte, in ſeine Umgebung zog und zu den wichtigſten Geſchäften gebrauchte. Er ſtieg von Stufe zu Stufe, bis der Sturz ſeines mächtigen Gönners auch ſeinen Fall nach ſich zog. Er wurde feſtgenommen und drei Jahre lang auf ſeinem eigenen Landgute La Torre de Juan Abad in ſtrenger Haft gehalten. Kaum war ſeine Unſchuld erkannt, als ihm die Energie, mit

welcher er Entſchädigung für die erlittenen Mißhandlungen forderte, eine neue Verbannung zuzog. Er durfte zwar 1632 an den Hof zurückkehren, ſchlug aber jetzt, durch ſein Mißgeſchick klüger geworden, die ihm angebotenen Ämter und Ehrenſtellen aus, um ganz den Wiſſenſchaften zu leben. Schon ziemlich bejahrt vermählte er ſich 1634 mit einer liebenswürdigen Dame, die er aber bald durch den Tod wieder verlor. Kaum war er, um ſich zu zerſtreuen, nach der Hauptſtadt, die er nach ſeiner Vermählung verlaſſen hatte, zurückgekehrt, als er 1641 als angeblicher Verfaſſer einer Schmähſchrift gegen die Regierung von Neuem in einen ungeſunden Kerker geworfen und ſeines Beſitzthums beraubt wurde. Seine Unſchuld wurde zwar erkannt, aber ſeine Geſundheit hatte ſo ſehr gelitten, daß er bald nach ſeiner Befreiung am 8. Sept. 1645 auf ſeinem Landgute La Torre ſtarb. Q. iſt unſtreitig einer der geiſtreichſten, witzigſten und vielſeitigſten ſpaniſchen Schriftſteller; doch legt er ſeine Kenntniſſe zu ſehr zur Schau, ohne ſie zu einem Zwecke zuſammenzufaſſen. Seine Werke, unter welchen die ſatyriſchen und komiſchen die gelungenſten ſind, gleichen daher einem Juwelenſchmucke, in welchem ſich ächte und falſche Steine bunt unter einander finden. Seine kleineren Gedichte (Lieder, Sonnette, Idyllen, Satyren) haben faſt alle eine burleske oder ſatyriſche Richtung und ſind oft, der vielen Anſpielungen wegen, nur den Spaniern verſtändlich. Bekannter ſind im Auslande ſeine proſaiſchen Satyren, unter dem Titel: „Träume" („Sueños", deutſch von Philander von Sittewald [Moſcheroſch], Straßb. 1650. 2 Bde. 8.) und der Schelmenroman: „Geſchichte und Leben des großen Tacanno" („Historia y vida del gran tacaño del Buscon, llmado D. Pablos", deutſch von J. G. Keil, Leipz. 1826. 12.), worin die Nationalthorheiten der Spanier mit bitterem und oft ſehr derbem Hohne gegeißelt werden. Die älteren Ausgaben der Werke Q.'s ſind unvollſtändig und werden nicht geſchätzt; gut ausgeſtattet und vollſtändig ſind die neueren: Madrid 1772. 6 Bde. 4. und Madr. 1790—1794. 11 Bde. 8. 67.

Quiberon (ſpr. Kiberong), eine ſchmale Halbinſel mit dem gleichnamigen Städtchen im franzöſiſchen Departement des Morbihan (Bretagne), iſt hiſtoriſch merkwürdig geworden durch eine verunglückte Landung franzöſiſcher Emigranten im Jahre 1795. — Die endliche Beruhigung der Vendée im Februar des genannten Jahres ſchien den langerſehnten inneren Frieden Frankreichs hergeſtellt zu haben und man konnte in der That um ſo mehr auf die Dauer deſſelben rechnen, als die bedeutenden Häupter der Chouans, wie Charette, Cormartin und Stoſſlet, die vorgeſchlagenen Bedingungen angenommen hatten. Doch gerade jetzt fand England für gut die längſt in Geheim vorbereitete Landung eines Haufens Ausgewanderter ins Werk zu ſetzen. Die dazu ausger[illegible]te Flotte unter dem Commando des Admiral Bridport erſchien im Juni auf den Höhen von L'Orient, ſchlug die dort kreuzende franzöſiſche unter Villaret Joyeuſe am 23. Juni zurück und ſetzte am 28. die Emigranten ans Land, die ſich nun alsbald des Fort Penthièvre, des Schlüſſels der Halbinſel, bemächtigten. Anfangs kaum 3000 M. ſtark ſtieg ihre Zahl bald über das Doppelte und ſchon hatte ihr Anführer, der kühne und erfahrene Puyſaye, Verbindungen mit der jetzt wieder in vollem Aufſtande begriffenen Vendée angeknüpft, als der republikaniſche General Hoche an der Spitze der gegen 24000 M. ſtarken Küſtenarmee von Breſt herbeieilte und die Gelandeten nebſt mehreren Haufen Chouans auf die Halbinſel zurückwarf. Noch war indeß nichts verloren, da die faſt uneinnehmbare Stellung von Penthièvre einen feſten Stützpunkt verlieh; aber alle Verſuche, eine Vereinigung mit dem Innern zu bewerkſtelligen, ſcheiterten, und endlich ſollte auch Verrath dem Unternehmen den Todesſtoß verſetzen. Es befand ſich nämlich bei der Expedition eine nicht geringe Anzahl franzöſiſcher Kriegsgefangener, welche das engliſcher Seits geſchehene Anerbieten, Dienſte zu nehmen, als eine treffliche Gelegenheit, nach Frankreich zurückzukehren, begierig

ergriffen hatten. Dieſe waren es, welche von Penthièvre aus, deſſen Beſatzung ſie bildeten, mit Hoche in geheimes Verſtändniß traten, und ſo gelang es dieſem, den Platz in der Nacht vom 20. zum 21. Juli in ſeine Gewalt zu bekommen. Aller fernere Widerſtand war vergeblich und ſchnelle Einſchiffung das einzige Rettungsmittel; doch nur der kleinſte Theil, an ſeiner Spitze Puyſaye, entrann dem Feinde; 2000 kamen im Kampfe oder in den Fluthen um und 6000 M. nebſt ihrem heldenmüthigen Anführer, dem Grafen Sombreuil, der die Einſchiffung gedeckt hatte, geriethen in Gefangenſchaft; aus ihnen wurden die Chouans begnadigt, die Emigranten aber, Sombreuil nicht ausgenommen, zu Vannes erſchoſſen. So endigte dieſes nach Zeit und Plan höchſt unbeſonnene Unternehmen mit einem neuen Triumphe der Republik. Eine bald darauf vom Grafen Artois unternommene Landung auf den Inſelchen Hedic, Houat und d'Yeu blieb ebenfalls ohne Erfolg und Hoche vollendete nun in Kurzem die Unterwerfung der Vendée. 15.

Quick kommt meiſt nur in Zuſammenſetzungen vor und bezeichnet dann irgend ein Queckſilberamalgam (ſ. Amalgamation). 30.

Quiddität, ſ. Qualität.

Quietismus (vom lat. quies, Ruhe) iſt eine Art des Myſticismus, welche von dem Weltprieſter Michael Molinos (ſ. d. Art.) zu Rom ausgegangen iſt und durch die blos mechaniſche Gottesdienſtlichkeit und leere Werkthätigkeit, worein Jeſuiten und Dominikaner im XVII. Jahrh. das Weſen der Gottesverehrung und Frömmigkeit ſetzten, hervorgerufen wurde. Im Gegenſatze zu derſelben forderte Molinos nach dem Grundſatze vom inneren Gottesdienſte und von der inneren Heiligung in ſeinem „Geiſtlichen Wegweiſer" („Quida spirituale", Rom. 1675) ein Verſenken des Geiſtes in ein ſchweigendes Gebet, eine vollkommen paſſive Ruhe der Seele, in der ſie ganz in Gott zurückkehrend dem göttlichen Wirken in ihr ſich überlaſſe, und Vernichtung alles eigenen Geiſteslebens, um liebevoll unterzugehen in Gott. Und eben hierin beſteht das Weſen des Q., welcher damals bei frommen und ſchwärmeriſchen Gemüthern leicht Eingang fand. Aber der franzöſiſche Hof forderte im Namen der Jeſuiten die Verdammung dieſes Q. und der anfangs widerſtrebende Papſt, Innocenz XI., verdammte durch eine Bulle vom 20. Nov. 1687 68 Sätze aus jener in alle Sprachen überſetzten Schrift, weil die Sittlichkeit durch ſolche geiſtige Vernichtung und das Kirchenweſen durch das Verſenken in den innern Gottesdienſt des Herzens gefährdet ſchien. Doch konnte dadurch die Verbreitung des Q. nicht verhindert werden. In Frankreich vorzüglich verfolgte die Bahn des Molinos eine angeſehene Wittwe, Johanna Maria Bouvier de la Mothe Guyon (ſ. d. Art.). — Eine beſondere Secte hat der Q. nie gebildet und er iſt wohl ſelten in das Leben übergegangen, ſondern vielmehr nur als eigenthümliche Denkart einzelner ſchwärmeriſcher Gemüther, namentlich in Erbauungsbüchern, hervorgetreten. Auch iſt er zum Theil wieder in der Myſtik der neueren religiöſen Naturphiloſophie aufgetaucht. 63.

Quinault (ſpr. Kinōl) (Philippe), der vorzüglichſte franzöſiſche Operndichter, am 3. Juni 1635 zu Paris geboren, verrieth ſchon frühe große Neigung zur Poeſie und ſoll den erſten Unterricht darin von dem ſehr mittelmäßigen Dichter Triſtan l'Hermite erhalten haben. Von dieſem aufgemuntert ließ er in ſeinem 18. Jahre ſein erſtes Stück („Les Rivales", 1653) aufführen und brachte, als dieſes Beifall fand, eine Menge Trauerſpiele und Tragikomödien auf die Bühne, die von den Zuſchauern beklatſcht und von den Kunſtrichtern getadelt wurden. Seine „Aſtrate" wurde von Boileau mit bitterem Spotte überſchüttet, hielt ſich aber ſehr lange auf den Bretern und erwarb ihm den Beifall des Hofes. Seine Glanzperiode beginnt mit ſeinen Opern, welche von Lulli in Muſik geſetzt ſeine Zeitgenoſſen bezauberten und ihm den Eintritt in die franzöſiſche Akademie verſchafften. Auch erhielt er von dem Könige eine anſehnliche Penſion, wodurch er, ſo wie durch ein be-

deutendes Vermögen, das ihm ſeine Frau zugebracht hatte, in einen ſehr behaglichen Zuſtand verſetzt wurde. Er ſtarb am 26. Nov. 1688. Aus Frömmigkeit hatte er in den letzten Jahren ſeines Lebens alle Arbeiten für die Bühne aufgegeben und ein religiöſes Gedicht, welches die Vertreibung der Proteſtanten zum Gegenſtande hatte, begonnen, das aber nie vollendet wurde. Q.'s große Verdienſte um die Opernpoeſie ſind nicht zu verkennen, ſo ſehr ſie auch die Kunſtrichter ſeiner Zeit herabzuſetzen bemüht waren. Später hat man ihn wieder zu ſehr erhoben und nur das einzelne Vortreffliche in ſeinen Dichtungen in Anſchlag gebracht, ohne das Triviale, Monotone, Vernachläſſigte und beſonders die überall fühlbare Gedankenarmuth bemerken zu wollen. Q. iſt Meiſter im Ausdrucke ſanfter und zärtlicher Gefühle, wie faſt kein anderer franzöſiſcher Dichter der vielgeprieſenen Epoche Ludwig's **XIV.**; den Effect weiß er nicht ſelten vortrefflich zu berechnen und ſeine Verſe übertreffen an Muſik und Wohlklang bei Weitem die der größten franzöſiſchen Dramatiker. Unter ſeinen Opern werden „Armide", „Atys" und „Kadmus und Hermione" am meiſten bewundert. **„Théâtre de Ph. Quinault", Par. 1739. N. E. 1778. 5 Voll. 12.** 66.

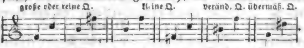
Quincaillerie (ſpr. Kängkaljerie) oder ſogenannte kurze Waaren, engl. **hard ware**, nennt man die verſchiedenen kleinen, feinen, beſonders aus Stahl, Eiſen, Meſſing, Bronze, Kupfer, Compoſition, aber auch zuweilen aus Horn, Leder, Holz, Pappe ꝛc. verfertigten Waaren, welche zum Putze, zu mancherlei Hausgebrauch, zu Mobilien-, Kutſchen- und anderen Beſchlägen dienen. Sie beſtehen aus Ketten, Ringen, Hals- und Ohrbehängen, Armbändern, Uhrketten, Etuis, Kreuzen, Schnallen, Knöpfen, Meſſern, Scheeren, Nadeln, Sporen, Pfeifenköpfen ꝛc. und werden vorzüglich aus England, namentlich von Birmingham, Sheffield und Soho am ſchönſten und unter allen am wohlfeilſten geliefert. Frankreichs kurze Waaren von Paris, St. Etienne, Aigle, Blois, Thiers, Bonnet, Moulins, St. Diziers und Langres ſind mit den engliſchen ziemlich von gleicher Güte und Schönheit, jedoch nicht ſo wohlfeil wie dieſe. In Deutſchland liefern Iſerlohn, Remſcheid, Fürth, Nürnberg, Karlsbad, Schmalkalden, Ruhl, Suhl, Sohlingen und in den Niederlanden Lüttich viele und ausgezeichnete Waaren dieſer Art. 26.

Quinet (Edgar), ein geiſtreicher franzöſiſcher Schriftſteller der neueſten Zeit, **1801** zu Paris geboren, beſuchte, nachdem er ſeine Studien zu Paris vollendet hatte, die Univerſität Heidelberg, wo er Creuzer's Vorleſungen hörte und ſich überhaupt mit den politiſchen und literariſchen Verhältniſſen Deutſchlands bekannt machte. Eine Frucht ſeines Aufenthaltes in unſerem Vaterlande war die Überſetzung von Herder's „Ideen zur Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit" ins Franzöſiſche. Als die franzöſiſche Regierung die Expedition nach Morea ausrüſtete, kam Q. als Archäolog zu der wiſſenſchaftlichen Commiſſion. Die Alterthümer ſprachen ihn jedoch weniger an als der ſchöne Himmel Griechenlands und das Leben und Treiben ſeiner Bewohner. Die Reſultate ſeiner Beobachtungen legte er in dem mit vielem Beifalle aufgenommenen Werke: **„De la Grèce moderne et de ses rapports avec l'antiquité" (Par. 1830. N. E. 1832)** nieder. Er empfing dafür von der Regierung einen Jahrgehalt, um ſeine Forſchungen über Griechenland fortzuſetzen. Er befaßte ſich jetzt mit der Literatur des Mittelalters, gab aber, durch einige ſcharfe Kritiken ſeiner Behauptungen ärgerlich gemacht, dieſe Beſchäftigung wieder auf und warf ſich auf die Politik. Von nicht oberflächlichen Kenntniſſen in dieſem Fache zeugt ſeine Flugſchrift **„L'Allemagne et la révolution" (Par. 1832. 8.** Deutſch, Stuttg. **1832. 8.)**, worin er die Verhältniſſe und Bedürfniſſe Deutſchlands weit richtiger beurtheilte, als es gewöhnlich bei den Schriftſtellern ſeiner Nation der Fall zu ſein pflegt. Um Materialien zu einem Werke über die bildenden Künſte zu ſammeln, machte er **1832** eine Reiſe nach Ita-

lien und iſt jetzt fortwährend mit den Vorbereitungen zu gelehrten Werken beſchäftigt. Sein neueſtes Werk iſt die Dichtung „Ahasvère“ (deutſch, Ludwigsb. 1834. 8.), wozu ihn Göthe's Fauſt veranlaßt zu haben ſcheint. 66.

Quinquennium iſt eine Zeit von 5 Jahren ſ. v. a. Luſtrum, (ſ. Luſtratio). 9.

Quinte, franz. quinte; engl. quint; ital. quinta, heißt in der Muſik ein Intervall von fünf diatoniſchen Stufen. Man unterſcheidet vier verſchiedene Gattungen: die große, auch reine genannt, die kleine (von einigen falſche oder verminderte genannt), die verminderte und die übermäßige, z. B.



Von dieſen vier Gattungen der Q. iſt nur die große oder reine Q. ein vollkommen diſſonirendes Intervall, die übrigen ſind Diſſonanzen, obwohl nur in beſtimmten Fällen vollkommene. Quintenparallelen, d. i. Fortſchreiten zweier Stimmen in Quintenentfernungen, die ſogenannten falſchen Quinten ſind fehlerhaft. Verdeckte Quinten dagegen, d. i. ſolche verbotene Quinten, die man zwar nicht wirklich hört, die aber doch beim Ausfüllen des Raumes zwiſchen der Q. und dem vorhergehenden Intervall ſichtbar werden, kann man ſich, obwohl mit Vorſicht geſtatten. — Quintencirkel heißt der Durchgang von einer beſtimmten Tonart aus durch die übrigen Tonarten bis zur erſten zurück mittels der Q. 29.

Quinterne, ſ. Lotto.

Quinteſſenz, lat. quinta essentia; franz. und engl. quintessence, nannte man ehedem die flüchtigſten Stoffe der Körper, z. B. den mit den Stoffen gewiſſer arzneilichen Subſtanzen geſchwängerten Alkohol, ſo wie die Pythagoreer auch den Äther darunter verſtanden, ſo daß man noch gegenwärtig den concentrirteſten, kräftigſten und wirkſamſten Theil einer Subſtanz, wie ihn die Chemie nur auszuziehen vermag, folglich das Beſte oder den Kern einer Sache überhaupt damit bezeichnet. Daher gaben ſchon die Alten den Namen Q. (auch Elyſius) einem Arzneimittel, das alle Kräfte und wirkſamen Eigenſchaften der Subſtanzen aufs Reinſte und vollkommenſte enthält, wenn man z.B. dem abgezogenen Geiſte einer gewürzhaften Pflanze noch das ätheriſche Öl der nämlichen Pflanze beimiſcht. 21.

Quintett, franz. quintuor; engl. und ital. quintetto, heißt ein Tonſtück für fünf concertirende Inſtrumente, oder auch ein (beſonders in Opern gebräuchliches) Singſtück für fünf Stimmen mit Inſtrumentalbegleitung. 29.

Quintilianus, (Marcus Fabius), einer der trefflichſten römiſchen Schriftſteller während der Kaiſerzeit, ward geboren um 42 n. Chr. zu Calaguris (jetzt Calahorra) in Spanien, erhielt in Rom ſeine Jugendbildung, kehrte dann in ſein Vaterland zurück, wo er dann als Rhetor lehrte, bis ihn endlich Galba nach Rom zurückrief, wo er als Lehrer der Beredtſamkeit und als Sachwalter bis gegen 118 n. Chr. lebte. Sein reicher Geiſt, ſeine gründliche Gelehrſamkeit, ſein Scharfſinn ſo wie ſeine Beleſenheit und Vertrautheit mit allen namhaften alten Schriftſtellern und ſein richtiges Urtheil über die Leiſtungen derſelben verſchafften ihm in Rom bald den größten Ruhm, ſo daß er daſelbſt als professor eloquentiae vom Kaiſer Veſpaſianus zuerſt eine öffentliche Beſoldung bekommen haben ſoll. Durch die Gründlichkeit und Gediegenheit ſeines rhetoriſchen Unterrichts aber erwarb er ſich ein ſo hohes Anſehn, daß ihm ſelbſt Domitianus, der ihn übrigens auch mit der Conſulwürde beehrte, ſeine jüngeren Verwandten zum Unterricht anvertraute. Nach Cicero gebildet ſchrieb er in deſſen Geiſte ſeine „Institutio oratoria“ libri XII, welche von Poggius 1417 in der Abtei zu St. Gallen wieder aufgefunden wurde, ein Werk, in welchem er ſeine durch gründliches Studium und Erfahrung gewonnenen Anſichten auf dem Geſammtgebiete der Rhetorik mit einer Wahrheit,

Digitized by Google

Deutlichkeit und Reinheit der Sprache entwickelt, die uns alle Bewunderung abfordert. In ihm verdient namentlich das 10. Buch alle Beachtung, weil wir in ihm die wichtigſten Bemerkungen über alle griechiſchen und römiſchen Schriftſteller finden und daſſelbe deßwegen für die Geſchichte der alten Literatur eine faſt unerſchöpfliche Fundgrube iſt. Außerdem werden aber auch dem Q. 19 größere und 145 kleinere Übungsreden „Declamationes“ betitelt, zugeſchrieben, von denen aber wenigſtens die letzteren wegen der großen Verſchiedenheit mit dem vorigen Werke unächt und von ſpäteren Verfaſſern zu ſein ſcheinen. Eben ſo zweifelhaft iſt es, ob Q. der Verfaſſer noch einer Schrift iſt, die zwar ihm zugeſchrieben wird, und dem Inhalte ſowohl als der Sprache nach alles Lob verdient, doch von vielen Gelehrten für ein Erzeugniß des Tacitus gehalten wird „Dialogus de causis corruptae eloquentiae.“ Die erſte Ausgabe von des Q. Werken erſchien zu Rom 1470. Fol.; die erſte kritiſche Ausgabe aber per Omnibon. Leonicenum (Venet. apud Jenson. 1471. Fol.). Unter anderen älteren Ausgaben nennen wir nur die ſchätzeswertheſten von P. Burmann (Lugd. Bat. 1720. 3 Voll. 4.); J. Matth. Gesner (Goetting. 1738. 4.) und Cl. Capperonius (Paris 1725. Fol.). Unter den neueren Ausgaben dagegen ſteht oben an die von Spalding (Lips. 1798—1816. 4 Voll. 8., wozu noch Bd. 5. Supplem.); ihr folgen die von C. T. Zumpt (Lips. 1829. 8., wozu Bd. 6.: Lexicon Quintil. et indd. contin. cur. Ed. Bonnell. Lips. 1834. 8. gehört); G. A. Ber. Wolff (Lips. 1816—1821. 2 Voll. 8.). Ausgaben einzelner Abſchnitte aus des Q. Werken ſind: Bd. 10. Institut. von A. W. Erneſti (Lips. 1769); Henke (Helmst. 1778, neu 1822); C. H. Frotſcher (Lips. 1826. 8); Herzog (Lips. 1830. 8.) und Zumpt (Lips. 1831). Beſonders erſchienen auch die „Declamationes“ zuerſt „Declamat. III.“ (ed. princ. Rom. 1475. Fol.); dann „Declamat. XIX.“ (Venet. 1481. Fol.); „Declamat. CXXXVII.“ (Parm. 1494. Fol.); „Declam. CLXV“ (ed. P. Pithoeus Lutet. 1580. 8.); ſpäter von Benzel (Upsala 1706) und Heumann (Goett. 1719). Eine gute deutſche Überſetzung endlich beſorgte G. Ph. Konr. Henke (Helmst. 1775—1777). 20.

Quintus, genannt Smyrnäus (weil er in Smyrna lebte, vielleicht auch daſelbſt geboren war) oder Calaber (weil Beſſarion das erſte Exemplar ſeiner Schrift in einem Kloſter in Kalabrien fand), ein ſpäterer griechiſcher Dichter, wahrſcheinlich um 518 n. Chr., von deſſen Lebensverhältniſſen wir nichts wiſſen, von dem wir aber noch ein Gedicht beſitzen, das ſich nicht ſowohl durch wahren poetiſchen Geiſt, als durch erkünſtelte Ausſchmückung des Einzelnen und durch Reichthum an Ausdrücken und Bildern auszeichnet. Es führt den Titel: „Παραλειπόμενα Ὁμήρου“ (Posthomerica, das bei Homer Fehlende) XIV Bücher, iſt beſonders aus den cycliſchen Dichtern entlehnt, in Sprache und poetiſcher Haltung eine Nachahmung des Homer und umfaßt, da es die homeriſchen Geſänge ergänzen ſoll, die Geſchichte von Hektor's Tod bis auf die Rückkehr der Griechen. Die Ed. princ. erſchien (zugleich mit dem Koluthus und Tryphiodorus) bei Aldus s. l. et a. (1504 oder 1505. 8.). Die erſte kritiſche Ausgabe aber beſorgte Laur. Rhodomannus (Hanov. 1604. 8. mit neuem Titel: „Troja expugnata etc.“ Cl. Dausqueii adnotamentis 1614). Spätere Ausgaben ſind von J. Corn. de Pauw (Lugd. Bat. 1734. 8.) und von Tychſen (Arg. 1807. 8.). Eine deutſche Überſetzung fehlt noch. Eine eben ſo intereſſante als wichtige und gelehrte Schrift über Q. iſt: Tychſen „Über Namen, Vaterland, Zeitalter u. ſ. w. des Quintus“ (Götting. 1783.). Vergl. Fabric. Bibl. Gr. T. VIII. p. 161. 20.

Quintus Icilius, ſ. Guiſchard.

Quirini (Angelo Maria), ein um die Wiſſenſchaften verdienter Cardinal, am 30. März 1680 zu Venedig geboren, widmete ſich zu Brescia den humaniſti-

ſchen und theologiſchen Studien und trat 1698 zu Florenz in den Benedictinerorden. Nachdem er hier mit großem Fleiße verſchiedene Zweige der Literatur hatte kennen lernen, machte er zu ſeiner weitern Ausbildung eine Reiſe durch Deutſchland, Holland, England und Frankreich und knüpfte mit den bedeutendſten Gelehrten dieſer Länder Verbindungen an. Nach einem längeren Aufenthalte in der Abtei Saint-Germain-des-Prés zu Paris kehrte er nach Italien zurück und bekam den Auftrag, die Geſchichte ſeines Ordens in dieſem Lande zu ſchreiben; da man ſeine Proben aber zu ſehr der Wahrheit getreu und dem römiſchen Hofe nicht ganz günſtig erkannte, gab er dieſe Arbeit auf und beſchäftigte ſich mit der Herausgabe der liturgiſchen Bücher der orientaliſchen Chriſten (1721). Nachdem er einige untergeordnete kirchliche Stellen bekleidet hatte, ernannte ihn Innocenz XIII. zum Erzbiſchofe von Corfu und gab ihm dadurch Gelegenheit ſein treffliches Werk über die alte Geſchichte dieſer Inſel („Primordia Corcyrae“ 1725. N. A. Brix. 1738. 4.) auszuarbeiten. Unter Benedict XIII. ward er Cardinal und Biſchof von Brescia (1727) und ſtellte die prächtige Kathedrale dieſer Stadt wieder her. Clemens XII. ernannte ihn, um ihn in ſeiner Nähe zu haben, zum Bibliothekar des Vaticans und trug ihm noch andere Stellen an, die Q. aber ausſchlug, um ſein Bisthum zu Brescia, für welche Stadt er ſehr eingenommen war, zu behalten. Er lebte jedes Jahr nur einige Monate in Rom, um die ihm anvertrauten Schätze in Ordnung zu halten und ſtarb am 6. Jan. 1759 zu Brescia. Seine Bibliothek und ſein koſtbares Münzcabinet ſchenkte er dem Vatican, nachdem er zu Brescia aus eigenen Mitteln den Grund zu einer öffentlichen Bibliothek gelegt hatte. Wie ſehr ſeine Verdienſte auch im Auslande anerkannt wurden, beweiſt ſeine Aufnahme in die Akademien zu Wien, Berlin und Petersburg. Außer den ſchon angeführten Werken und einigen Ausgaben kirchlicher Schriftſteller nennen wir noch das unvollendete „Specimen variae literaturae, quae in urbe Brixia florebat“ (Brix. 1739. 4.) und die „Vita Pauli II“ (Rom 1740. 4.). Seine Briefe („Epistolae latinae“ Brix. 1742—1754. 10 Voll. 4., Ven. 1756. Fol.; „Raccolta di lettere italiane,“ Bresc. 1746—1754. 3 Voll. 4.), ſo wie ſeine Autobiographie („Commentarius de rebus pertinentibus ad A. M. Quirinum,“ fortgeſetzt von F. Sanvitalis, Brix. 1749—1761. 4 Voll. 8.) geben nicht unwichtige Aufſchlüſſe und Beiträge zur Gelehrtengeſchichte ſeiner Zeit. 66.

Quirīnus ward Romulus von den Römern nach ſeiner Vergötterung genannt. Der Name iſt höchſt wahrſcheinlich gentilitium von Queir, Cur, wie der Kriegsgott bei den Sabinern hieß und wovon auch die Stadt Cures benannt ſein ſoll, da Romulus für den Sohn des Mars galt. Daher hieß das zu Ehren des Romulus jährlich am 17. Febr. gefeierte Feſt Quirinalia und einer von den 7 Hügeln Roms Mons quirinalis, weil der Tempel des Romulus da ſtand. Letzterer heißt jetzt Monte cavallo von zwei daſelbſt befindlichen antiken marmornen Pferden und noch heißt der an der Stelle des alten Romulustempels ſtehende Palaſt Quirinal. — Der Name Quirītes, wie die Römer ſich ſelbſt gern nannten, ſcheint ebenfalls auf den Mars bezogen werden zu müſſen. 23.

Quirōga (Antonio), Generalcapitain von Granada, ſtammt aus einer angeſehenen Familie, in der er im Jahre 1784 zu Betanzos in Galizien geboren wurde. Nachdem er mehrere Jahre Mathematik ſtudirt hatte, trat er als Seecadet in Dienſte, wurde aber im Jahre 1808 ſeinem Wunſche gemäß unter die Landarmee verſetzt, in welcher er ſich ſtets im Kampfe gegen die Franzoſen durch Tapferkeit und Unerſchrockenheit auszeichnete und bald darauf Hauptmann unter General Morillo wurde. Im Jahre 1814 wurde er zum Obriſtlieutnant und zum Secretair des Kriegsgerichtes zu Corunna ernannt, und im folgenden Jahre ſandte ihn die Regierung, der er auf Befehl des Generals St. Marc die vereitelte

Verſchwörung Porlier's angezeigt hatte, als Obriſt mit der Expedition nach Amerika, zu deren Sammelplatz die Inſel Leon beſtimmt war. Im Jahre 1819 ſtellte er ſich an die Spitze der von Abisbal, dem Generale der Expedition, angezettelten Verſchwörung, welche aber ihr Urheber ſelbſt der Regierung anzeigte, worauf Q. nebſt mehreren Officieren verhaftet, aber im Jahre 1820 durch den Aufſtand der Truppen unter dem Obriſtlieutnant Riego wieder befreit wurde. Von ſeinem Hauptquartiere auf der Inſel Leon aus leitete er nun den Kampf für die Conſtitution 1812 und wurde von Ferdinand VII. zum Generalmajor von Galizien und zum Vertreter dieſer Provinzen bei den Sitzungen der außerordentlichen Cortes ernannt, nachdem der König am 7. März 1820 genöthigt worden war die Conſtitution anzunehmen. In dieſer Stellung kämpfte Q. mit Beſonnenheit und Mäßigung für die Sache des Volkes und widerſetzte ſich mit gleicher Kraft ſowohl der Ausartung der Volksherrſchaft, als dem verderblichen Streben des willkührlichen Königthums. Im Jahre 1821 wurde er zum Militairgouverneur für Galizien ernannt und ſchlug ein Landgut aus, welches ihm die Cortes als Zeichen der öffentlichen Dankbarkeit antrugen, weil das Volk ſchon zu ſehr mit Staatslaſten bedrückt ſei. Gleichen Edelmuth zeigte er im Jahre 1822 bei einem Piſtolenduelle mit dem Deputirten Morena-Guerra, der beleidigende Briefe an ihn geſchrieben hatte. Als die eine Kugel, welche dabei nur gewechſelt werden ſollte, durch das Loos ihm zufiel, ſchoß er ſeine Piſtole in die Luft ab. Nachdem er längere Zeit in ſeiner Provinz zurückgezogen gelebt hatte, nahm er im Jahre 1823 am Feldzuge gegen die Franzoſen unter dem General Morillo Theil. Als ſich dieſer aber nicht nur ganz unthätig verhielt, ſondern ſelbſt mit dem franzöſiſchen General Bourck einen Vertrag zu ſchließen im Begriffe ſtand, ſo verließ Q. die Armee und wollte ſich, aus Unzufriedenheit mit dem rechtswidrigen Benehmen der Cortes gegen den König, ſchon einſchiffen, als er ſich bewegen ließ, die Vertheidigung Corunnas zu übernehmen mit dem feſten Entſchluſſe es bis auf das Äußerſte gegen jeden Angriff zu ſchützen. Der franzöſiſche General erſchien bald nachher vor Corunna, erſtürmte die Anhöhen vor der Stadt und Q. mußte vor der Übermacht der Franzoſen zurückweichen, nachdem er vergebens einen Aufruhr gegen die Franzoſen und den General Morillo in den Provinzen zu erregen geſucht hatte. Er übergab nun den Oberbefehl an General Novella und ſchiffte ſich nach England ein, von wo aus er Corunna mit Geld unterſtützte. Auch von Cadix, wohin er ſich begeben hatte, mußte er ſich wieder nach England wenden, da er dort die Angelegenheiten in der größten Unordnung gefunden hatte. Als im Jahre 1834 die Königin von Spanien allgemeine Verzeihung gegen alle Schuldigen ausgeſprochen hatte, kehrte er nach Spanien zurück und wurde den 20. Sept. 1835 zum Generalcapitain von Granada ernannt. 81.

Quiros (Pedro Fernandez de), ein berühmter ſpaniſcher Seefahrer, geb. um die Mitte des XVI. Jahrh., hatte ſich bereits durch mehrere kühne Seereiſen, beſonders aber durch die Entſchloſſenheit, mit welcher er im Jahre 1596 einige zu der zweiten Expedition Mendanas gehörige Schiffe nach dem Tode des Letztern aus den indiſchen Gewäſſern zurückführte, als tüchtigen Seemann bewährt, konnte aber deſſenungeachtet nur mit Mühe die Unterſtützung des ſpaniſchen Hofes zu einer Expedition erhalten, die er einem lang genährten und reiflich überdachten Plane zufolge in den Auſtralocean unternehmen wollte. Endlich nach Überwindung vieler Schwierigkeiten lief er im December 1605 von Callao in Peru aus, fand die Geſellſchaftsinſeln, von denen er mehrere beſuchte, ſegelte hierauf immer weſtlich fort, entdeckte die Königin Charlotten- oder Santa Cruz-Inſeln, ſteuerte dann ſüdlich und gelangte zu den Hebriden (heilige Geiſtinſeln), welche er während eines einmonatlichen Aufenthaltes genau durchforſchte und wegen des Reichthums ihrer Erzeugniſſe und ihres milden Klima für die Krone Spanien in Beſitz nahm. Von

hier aus trat er ſeine Rückreiſe nach dem amerikaniſchen Continente an und gelangte im Oct. 1606 glücklich an die Küſte von Mexico. In der Überzeugung, daß die neuen Hebriden als Colonie ſehr wichtig für Spanien werden könnten, begab er ſich ſelbſt nach Madrid und ſuchte die Regierung für ſeinen Plan zu intereſſiren. Allein vergeblich; nach mehrjährigem Aufenthalte in Europa gewann er die Überzeugung, daß man hier für kühne Unternehmungen keinen Sinn mehr habe und begab ſich nach Amerika zurück. Doch bereits im Jahre 1614 ereilte ihn der Tod zu Panama. Er iſt der letzte große Seemann Spaniens. 22.

Quisquilien (quisquiliae) ſind überhaupt das Schlechte, der Abgang einer Sache; dann im Allgemeinen Sachen ohne Werth, Kleinigkeiten. 30.

Quito, bis 1831 Hauptſtadt der Provinz Ecuador in der ſüdamerikaniſchen Republik Bolivia, jetzt nach Trennung der letztern Hauptſtadt des Staates Ecuador, liegt auf der Hochebene von Q. unter 0° 1′ S. Br. 8880 F. über der Meeresfläche, iſt alſo einer der höchſten bewohnten Punkte der Erde. Ihre Lage am Fuße des Pichincha zwiſchen mit Schnee bedeckten Berggipfeln und Vulcanen iſt eben ſo reizend und impoſant als gefährlich; denn täglich droht von den unterirdiſchen Gewalten Vernichtung. Auch iſt ſie bereits mehrere Male, wie z. B. am 4. Febr. 1797, ſchrecklich heimgeſucht worden und merkwürdiger Weiſe hat das Erdbeben im genannten Jahre eine gänzliche Veränderung des Klima herbeigeführt, indem die bis dahin milde Luft ſeit jener Zeit um Vieles rauher geworden iſt. Die Stadt iſt ſchön und regelmäßig gebaut, und beſitzt im Dome, in dem Rathhauſe und dem Palaſte des ehemaligen Vicekönigs wahre Prachtgebäude. Haupterwerbszweige der Bewohner, deren Zahl ſich auf 70000 beläuft, ſind Handel und Gewerbe. Q. iſt jetzt Sitz des Congreſſes und des Präſidenten. 15.

Quitten, lat. cydoniae oder coloneae; franz. coins; engl. quinces, nennt man die Früchte des auf der Inſel Kreta, auch im ſüdlichen Deutſchland einheimiſchen, übrigens auch bei uns überall angepflanzten **Quittenbaumes** (pyrus cydonia L. oder cydonia vulgaris Tournef und Richard; franz. cognassier; engl. quince, zu **Juſſieu's** rosaceae und **Linné's** icosandria pentagynia gehörend). Sie ſind filzig behaart, gelblich, birn- oder apfelförmig, riechen ſtark und beſitzen ein etwas lederiges, ſaures, etwas herbes und gewürzhaftes Fleiſch. Man trocknet ſie, nachdem man Schale und Samen entfernt und ſie in Scheibchen zerſchnitten hat, und bereitet daraus Compots und Confituren und aus ihrem Safte einen leicht adſtringirenden Syrup, mit dem die toniſchen Getränke, welche man gegen chroniſche Diarrhöen verordnet, verſüßt werden. Die Samen, welche **Quittenkerne** genannt werden, ſind länglich, eckig, unregelmäßig geſtaltet, an dem einen Ende ſtumpf, an dem andern ſpitzig, auf einer Seite platt, auf der andern gewölbt, glänzend, außen braun, innen weiß, geruchlos und von ſüßem, ſchleimigem Geſchmacke. Sie enthalten, und zwar vorzüglich in der Schale, eine große Menge Schleim, ſo daß 1 Theil mit 8 Theilen Waſſer ſchon durch bloßes Ausziehen der ungequetſchten Samen oder durch Schütteln einen ſehr dicken Schleim geben; dieſer **Quittenſchleim** wird äußerlich vorzüglich auf die Augen, auf Hämorrhoidalknoten, gegen Excoriationen der Lippen, Bruſtwarzen, beſonders bei äußeren Entzündungen als ein (wegen ſeiner gerbeſtoffigen Beimiſchung) gelinde zuſammenziehend wirkendes Mittel angewandt. 21.

Quittung, lat. apocha; franz. quittance; engl. acquittance, iſt die für den Empfang einer Geldſumme oder irgend einer andern Sache von Werth ausgeſtellte Beſcheinigung mit der Unterſchrift des Empfängers. Sie hat vollkommne Beweiskraft, doch erſt 30 Tage nach dem Ausſtellen, da man häufig Quittungen vor dem Empfange auszuſtellen pflegt, aber es ſich nicht vermuthen läßt, daß Einer länger als 30 Tage nach ausgeſtellter Q. die Empfangnahme anſtehen laſſen werde. 30.

Quixote (ſpr. Kiſchote) (Don), ſ. Cervantes.

Quodlibet (lat.), d. i. was beliebt, bezeichnet wie pot pourri überhaupt ein Gemiſch von verſchiedenartigen Gegenſtänden und wird dann auch auf ſolche artiſtiſche und literariſche Erzeugniſſe übergetragen, die wirklich oder ſcheinbar nicht zuſammengehörig fragmentariſch in gewiſſer Ordnung und Form zu einem Ganzen an einander gereiht werden. So benennt man in der Muſik mit dieſem Ausdrucke eine gewiſſe, ſonſt ſehr gewöhnliche und auch jetzt wieder aufgetauchte Gattung von Inſtrumental- und Geſangſtücken, die aus Fragmenten von verſchiedenen Compoſitionen ohne Rückſicht auf Tact, Inhalt und Tonart zuſammengeſetzt ſind, um (einen höhern Zweck können ſie nicht haben) durch die lächerlichen Contraſte zu beluſtigen. Hat der Fabrikant eines ſolchen Quodlibets genug Witz und Kenntniß, ſo mögen ſolche Erzeugniſſe bisweilen wohl ihren Werth haben, im andern Falle aber gehören ſie unter jene große Anzahl von Producten, deren Nichtvorhandenſein der muſikaliſchen Welt nur als Gewinn ſcheinen mag. 29.

Quote (quota sc. pars, der wievielſte Theil) heißt bei Vertheilungen von Gewinn oder Verluſt der Antheil, welcher auf den einzelnen Theilhaber kommt; dann überhaupt ſ. v. a. Dividende. 30.

Quotität, ſ. Qualität.

R.

R, der 17. Buchſtabe der abendländiſchen Alphabete, bildet ſich durch eine zitternde Bewegung der Zunge, iſt aber vielfach dadurch nüancirt, daß ſeine Bildung von dem Gaumen an bis zur Spitze der Zunge einen verſchiedenen Sitz haben kann. Die Hebräer, Griechen und alten Germanen ſprachen ihn im Gaumen und weil hierbei jederzeit ein ſtarker Hauch nöthig iſt, ſo rechneten ihn die erſteren unter die Gutturale und die letzteren konnten ihn wenigſtens am Anfange, die Griechen auch in der Verdoppelung, nicht ohne h ausſprechen; daher die griechiſche Schreibart ῥ, ῤῥ und die altdeutſche Hr, wie Hroswitha, Hrabanus ꝛc. Dieſem aſpirirten Laute iſt es wohl auch zuzuſchreiben, daß, vorzüglich in der Mitte und am Ende der Wörter, r häufig mit ſ ſich vertauſcht, wie ich war (ſtatt der altdeutſchen ich was, von weſen), honor und honos, θεός, doriſch σιόρ. In den neueren romaniſchen Sprachen wird er meiſt mit der Zungenſpitze geſprochen und daher häufig mit l verwechſelt, obwohl dies auch ſchon in den alten Sprachen vorkommt. 9.

Raab, lat. Arabo, Rabus, ein Nebenfluß der Donau, entſpringt auf den fiſchbacher Alpen 3 Meilen nördlich von Grätz in Steiermark, wendet ſich bei ihrem Eintritte in die ungariſche Geſpannſchaft Eiſenburg aus Südoſt nach Nord und verbindet ſich unterhalb R., dem Hauptorte des gleichnamigen Comitats, wo ſie einen Arm der Leitha und die Rabnitz aufnimmt, mit einem Arme der Donau. Sie wird meiſt von ſumpfigen Ufern eingeſchloſſen, die ſich unterhalb Körmönd, wo ſie für kleinere Fahrzeuge ſchiffbar wird, immer mehr verflachen. Ihre Länge beträgt 38 Meilen, die mittlere Breite 55 Schritte, das Areal gibt man zu 136 □M. an. 35.

Rabatt, ſ. Discontiren.

Rabaut de Saint-Etienne (ſpr. Rabo d' Säng t'Etienn) (Jean Paul), der erſte Franzoſe, welcher die Geſchichte der franzöſiſchen Revolution, deren Opfer er wurde, ſchrieb, 1743 zu Nimes geboren, widmete ſich der Jurisprudenz und Theologie und übte ſie als Proteſtant beide in ſeiner Vaterſtadt. Durch die eifrige Vertheidigung ſeiner Religionspartei und durch ſeine freimüthigen Anſichten hatte

er ſich bei dem Ausbruche der Revolution ein ſo großes Anſehen erworben, daß er von den Wahlmännern von Nîmes zum Deputirten bei der Nationalverſammlung beſtimmt wurde. Er gehörte zur äußerſten Linken und beförderte hauptſächlich dadurch, daß er den Vorſchlag einer einzigen Kammer durchſetzte, den raſchen Gang der Revolution. Als Präſident (1790) beſchäftigte er ſich mit der Organiſation der Nationalgarde und der Gensd'armerie, ſo wie mit der Einführung der Aſſignaten. Von dieſer Zeit an ſprach er nur noch ſelten, weil er die zu einem bodenloſen Abgrunde führenden Schritte der überſpannten Republikaner nicht theilen konnte; er erklärte ſich kräftig gegen den Mord des Königs und ſtimmte für deſſen Gefangenhaltung bis zum Frieden. Er ſtand jetzt offen auf der Seite der mäßigen Girondiſten und mußte unrettbar in den Sturz derſelben verwickelt werden. Nach der Revolution vom 31. Mai 1793 wurde er ſogleich feſtgenommen; es gelang ihm aber zu entwiſchen und ſich in den Umgebungen von Verſailles zu verbergen. Unvorſichtig kam er, nachdem die Acht über ihn ausgeſprochen war, nach Paris zurück, wo er aber bald entdeckt und am 5. Dec. 1793 hingerichtet wurde. Alle, welche ihm eine Zuflucht gewährt hatten, theilten ſein Schickſal; ſeine Gemahlin ſtürzte ſich aus Verzweiflung in einen Brunnen, worin ſie den Tod fand. R.'s Charakter muß als ein ehrenfeſter und gediegener gelten; ſeine Anſichten ſprachen für eine völlige Umgeſtaltung der Verfaſſung, konnten ſich aber nie mit Grauſamkeit und Willkühr befreunden. Auch als Schriftſteller hat ſich R. bekannt gemacht; ſein „Précis de l'histoire de la révolution française" (Par. 1792. 18. N. E. par Boissy d'Anglas, Par. 1821. 18. Deutſch, Straßb. 1792. 18.) leidet freilich, wie es die gleichzeitige Behandlung des Stoffes nicht anders zuließ, an vielen Unvollkommenheiten, gibt aber manchen Aufſchluß über den Beginn der Revolution. Außer einigen politiſchen Brochüren, die wir nicht anführen wollen, ſind noch zu nennen: „Lettres à Bailly sur l'histoire primitive de la Grèce" (Par. 1787. 8.); „Considérations sur les intérêts du tiers-état" (Par. 1789. 8.) und der ſatyriſche Roman „Le vieux Cévenol" (Lond. 1784. 8. N. E. par Boissy d'Anglas, Par. 1821. 18.), worin er die Verfolger der Proteſtanten in Frankreich züchtigt. — Sein Bruder **Jacques Antoine Rabaut-Pomier**, am 24. Oct. 1744 zu Nîmes geboren, theilte ſeine Anſichten und wurde zum Mitgliede des Convents gewählt. Es glückte ihm, ſich durch die Stürme der Revolution durchzuwinden, obſchon er einige Zeit im Kerker zubringen mußte. Während der Kaiſerzeit war er proteſtantiſcher Pfarrer zu Paris, wo er am 16. März 1820 ſtarb. — Nach der Reſtauration wurde er einige Zeit verbannt, erhielt aber ſpäter die Erlaubniß nach Frankreich zurückzukehren. — Sein dritter Bruder, **R. Dupuis**, Verfaſſer der werthvollen Schrift: „Détails historiques et recueil de pièces sur les divers projets qui ont été conçus depuis la reformation jusqu'à ce jour, pour la réunion de toutes les communions chrétiennes" (Par. 1806. 8.), war ebenfalls Deputirter bei der Nationalverſammlung und ſtarb 1808 als Präfecturrath in Nîmes. 66.

Rabbaniten heißt die (bei Weitem ſtärkſte) Partei der Juden, welche im Gegenſatze zu den **Karaiten** (ſ. d. Art.) den Talmud und die Ausſprüche der älteren Rabbinen (Tradition) als verbindend anerkennen. 23.

Rabbi war der Titel, welchen die jüdiſchen Geſetzlehrer zur Zeit Jeſu und ſpäter führten und womit die Vorſitzer des Synedrium, beſonders Gamaliel, zuerſt benannt worden ſein ſollen. Das Stammwort iſt Rab (רַב), Vorgeſetzter, Meiſter, dann übergetragen als Ehrentitel ſ. v. a. Doctor, und R. eigentlich nur Anredeform: „mein Meiſter." Späterhin ward der Name allgemein für jeden Lehrer an den jüdiſchen Schulen oder überhaupt für jeden jüdiſchen Gelehrten, weßhalb auch eine ganze Periode der jüdiſchen Sprache und Literatur vorzugsweiſe die **rabbiniſche** genannt wird. Der Unterſchied zwiſchen **Rabbinen**, die Gelehr-

ten dieſer Periode, und **Rabbiner**, womit überhaupt jetzt die Vorſteher der jüdiſchen Gemeinden bezeichnet werden, iſt willkührlich. **Rabbinismus** heißt der Geiſt und das Syſtem des Judenthums, welche durch die Rabbinen ausgebildet worden ſind. 23.

Rabbiniſche Literatur. Wenn das jüdiſche Schriftthum, als die Bildungsäußerung dieſes geſchichtlich räthſelhaften Volkes, ſämmtliche überreiche Geiſteserzeugniſſe umfaßt, wenn die jüdiſche zweitauſendjährige Belletriſtik oder die koſtbaren und vielfachen Beſtrebungen im Anbau der Philoſophie, Medicin ꝛc. allgemeine Anerkennung verdienen; ſo umfaßt die **rabbiniſche Literatur** hingegen nur die Erzeugniſſe innerhalb des jüdiſchen religiöſen Lebens und dürfte bei encyklopädiſchen Leſern nur mit dem Anſpruche auf Nachſicht vorgeführt werden. Die vielfachen Disciplinen der rabbiniſchen Literatur ſind nur von einer Körperſchaft, von Religionslehrern und Führern des Cultus, angebaut worden; aber die poetiſche Literatur des jüdiſchen Volkes entſtand bekanntlich in ihm ſelbſt, alle Evolutionen und Epochen haben ſich aus dem Volksliede entfaltet und entwickelt; die Rabbinen haben ſie weder gefördert, noch gehindert; und ſie vermochten es auch nicht, da häufig die Poeſie ſich der ſtrengen, düſtern Synagoge entgegenſetzte. Auch die Philoſophie des jüdiſchen Volkes liegt außerhalb dem Bereiche der rabbiniſchen Literatur. Die traditionale, ſcholaſtiſche Philoſophie des Phariſäismus, die rationelle, kritiſche des Saducäismus, die jüdiſch-alexandriniſche Religionsphiloſophie, als ſie ſich von Neuplatonismus, Chriſtianismus und Gnoſis ausſchied, alle dieſe Richtungen lagen außerhalb des Rabbinismus. Eben ſo ſpäter, als bei den Talmudiſten ein nomodidaktiſcher Scholaſticismus die jüdiſche Cultur beherrſchte, bis er ſich in einer Encyklopädik der Wiſſenſchaften abſchloß und vollendete; als im Mittelalter eine philoſophiſche Mythik und myſtiſche Theoſophie die nüchter gewordenen Geiſter von Neuem anregte, während andererſeits durch Einfluß der ariſtoteliſchen Grundſätze Moſe Maimoni (ſtarb 1205 zu Kahira) eine rationale Philoſophie formulirte; als ſpäter die Maimoni'ſche Philoſophie alle Volksindividualität ablöſte, theils durch **Baruch Spinoza** (ſtarb 1677) in pantheiſtiſchen Syſtemen culminirte, theils durch den häretiſchen Sabatäismus (1700) in theoſophiſchen Syſtemen ausartete. In allen dieſen geiſtigen Äußerungen waren die Rabbinen unbetheiligt, wie bei der Ausbildung ſpecieller Disciplinen; alle Fäden der jüdiſchen Cultur hielten blos die Bevorzugten des Volkes, die unabhängige, unbefangene Minorität. Auch in den erlittenen Anfechtungen war die jüdiſch-nationale Literatur von der rabbiniſchen verſchieden. Jene haßte ſelbſt die Barbarei des Mittelalters nicht, weil ſelbſt die Rohheit die erhebende und geiſtige Äußerung eines Volkes ehrt; aber man haßte den wuchernden jüdiſchen Pöbel und die fanatiſchen Rabbinen und dieſe waren die Objecte, aus denen man die Klagen gegen Juden und Judenthum anführte. Was aber die Disciplinen der rabbiniſchen Literatur betrifft, ſo tritt uns entgegen: I. die **Homiletik** oder das Vortragsweſen. Dieſe Disciplin hat vier Epochen durchlaufen, in denen ſich eben ſo viele Verſchiedenheiten ausprägten; nämlich: a) das Vortragsweſen im talmudiſchen Zeitalter (200 vor Chr. bis 500 nach Chr.), das nach dem Verſtummen des Prophetenthums begann. Schon unter den Männern der großen Synagoge, im erſten Jahrhunderte der griechiſchen Ära (312—212), waren Geſetzvorträge an hohen Feſten üblich; mit dieſen vereinten ſich ſpäter im ſeleucidiſchen Jahrhunderte auch prophetiſche Lectionen, aramäiſche Überſetzungen der heiligen Schriften, die erſten Entwickelungen des **Midras** und der **Halaka** (Geſetzdecretalen), bis endlich zur Zeit der Herodäer, nachdem mündliches Geſetz vom ſchriftlichen bereits geſchieden war, ſchon ein eigener Stand der **Darſchanim** (Prediger) ſich zeigte. Man kann die Homiletik jener Zeitepoche beobachten an den prophetiſchen und hagiographiſchen Targumen, an Philo's Schriften, an den alten Misna-Beſtandtheilen und in den Evangelien, und wir finden dann

nicht nur ſchon die Tendenzen der Caſualpredigten, ſondern auch gewiſſe allgemeine Formulare. Von 100—500 n. Chr. kam ſtofflich noch die Halaka als Beſtandtheil der Predigt hinzu und ſolche Predigten führten den beſondern Namen Pirka (Abſchnitt), der Prediger aber im Allgemeinen hieß Rabbine, oder Chakam, oder Darſchan, und der Dolmetſcher, deſſen er ſich zuweilen bediente, hieß Meturgeman, oder Amora. b) Das Vortragsweſen im erſten rabbiniſchen Zeitalter (Gaonenperiode), das auf die talmudiſche Zeit folgte, indem eben das Hauptverdienſt in der conſequenten Durchbildung liegt. c) Das Vortragsweſen im zweiten rabbiniſchen Zeitalter, das bis zur Mitte des XVIII. Jahrh. reicht und vorzüglich vier Jahrhunderte umfaßt. Es iſt das goldene Zeitalter der jüdiſchen Homiletik, ausgezeichnet durch Aufſchwung der jüdiſchen Kanzelberedſamkeit, durch kunſtvolle Anordnung und durch äſthetiſchen Sinn. Die berühmteſten Lehrbücher der Homiletik in jener Zeit ſind die mit vielem Kunſtſinne ausgearbeiteten Werke: „Aſaf ha-Maskir" (Venedig 1675); „Aſifat Salomo" (Amſterdam 1725); „Nahalat Simoni" (Wandsbeck 1728); „Toldot Ahron (Venedig 1591); „Hitnaclut la-Darſchanim" (Lublin 1548); „Bet-Ahron" (Frankf. 1691), und die geiſtreichſten und ſchönſten jüdiſchen Redner zieren dieſe Epoche. Im Oriente und in den civiliſirten Gemeinden des Occidents zeichneten ſich im XVI. Jahrh. nur allein die geiſtreichen und muſtergültigen Redner aus: Salomo Maſalthob, Iſaak Adarbi, Moſe Galanti, Moſe Albalda, Moſe Almusnino, Moſe Alpalas, Moſe Alſcheich, Gedalja Jahija, Salomo Levi, Abraham Konimbrial, Jakob Kaſtro u. A., die ihre begeiſterten Vorträge in Salonichi, Conſtantinopel, Jeruſalem, Zafet, Damaskus, Aleppo und an anderen afrikaniſchen Orten hielten. Im XVII. Jahrh. treffen wir noch neben einer großen Anzahl orientaliſcher Redner auch die ſpäter muſtergültig gewordenen europäiſchen: Abraham Laniado, Jehuda Vigo, Joſef Zarfati, Joſef Trani, Levi Cuſin, Iſaak Pardo, Chajim Amigo, Salomo Algaſi u. A. In demſelben Jahrhunderte glänzten in den iberiſchen Gemeinden Hollands und Englands: Iſaak Uzieli, Abraham Lombroſo, Menaſſe ben-Iſrael, Saul Mortera, Moſe Zakuto, J. da Silva u. A. In Italien zeichneten ſich aus: Jehuda Muscato, Jakob Albo, Leon di Modena, Aſaria Figo, Jakob Zahalon, Iſaak Cavallero u. A. Dieſe goldene Periode der Beredſamkeit, die das Judenthum im Morgen- und Abendlande umſchloß, hörte mit der Nationaliſirung der jüdiſchen Gemeinden in Europa auf und die letzte Epoche der homiletiſchen Studien bildet d) die Neuzeit. Mendelsſohn begann die Juden in Deutſchland zu germaniſiren, die deutſche Cultur hat es allmählig vollendet; daſſelbe geſchah allmählig in den übrigen Staaten Europas und jedes Land hat jetzt ſeine in der Landesſprache ausgezeichneten jüdiſchen Redner. Vergl. Zunz, „Die gottesdienſtlichen Vorträge der Juden" (Berlin 1832); Delitſch, „Geſchichte der jüdiſchen Poeſie" (Leipz. 1836). II. Die Liturgik. Der Synagogaldienſt iſt den Juden Inbegriff aller religiöſen Anordnungen, in der Äußerung dieſes Dienſtes wird derſelbe zum Cultus; aber dieſer Synagogaldienſt als Wiſſenſchaft iſt in der rabbiniſchen Literatur aus drei Geſichtspunkten bearbeitet worden: a) in Bezug auf die dogmatiſche Geltung und auf das Weſen des öffentlichen Cultus; b) in Bezug auf die hiſtoriſche Entwickelung des jüdiſchen Cultus in ſeiner Geſammtheit; c) in Bezug auf die praktiſche oder rein gegenwärtliche Anordnung. Alle drei Richtungen ſind auch vielfach verfolgt worden. Die Geſchichte der Liturgik hat eben ſo wie die Homiletik vier Epochen durchlaufen, nämlich: a) die reine ſynagogale Periode bis zur Blüthe des Talmudſtudium; b) die talmudiſche und gaonäiſche Periode; c) die pajtaniſche Periode, oder das goldene Zeitalter der jüdiſchen Poeſie; d) die Gegenwart, oder die reſtaurirende Periode; aber das Zeitalter der wiſſenſchaftlichen Bearbeitung war das

pajtaniſche. Die Hauptthemata der jüdiſchen Liturgik ſind: 1) der Sabbat, als Symbol; 2) die Beſchneidung, περιτομή; 3) Feſt= und Faſtzeiten; 4) Geſetzvorleſung; 5) Gebet und Geſang, Pijut; 6) der Vortrag, die Predigt; 7) das Jahrgezeit; 8) die Confirmation; 9) Trauerfeierlichkeiten; 10) Trauung und Eheſcheidung; 11) die Ordination; 12) die Synagoge als Ort des Gottesdienſtes. Über jedes Thema haben die Rabbinen theils in Monographien, theils in allgemeineren Werken gehandelt und eine reiche Literatur findet ſich über jeden einzelnen Gegenſtand und zwar aus jeder Epoche vor. Vgl. Vitringa, „De Synag."; Abudraham (Amſterdam 1646); Manhig (Conſtantinopel 1519) u. A. **III. Dogmatik.** Seit der älteſten Zeit verſuchten die Rabbinen den dogmatiſchen Lehrbegriff durch Deductionen aus der heiligen Schrift feſtzuſtellen; faſt jedes Dogma hat reiche Bearbeitung gefunden und da ſolches von den Lehrſyſtemen der jedesmaligen Philoſophie abhängt, ſo ſind ſie auch in den Principien ſchon jedesmal in ſich verſchieden und wir finden auch hier vier abgegrenzte Epochen. Was den Werth oder die Gültigkeit ſolcher Dogmatiken für die Juden betrifft, ſo paßt darauf, was ein moderner Schriftſteller (Delitſch, „Geſchichte der jüd. Poeſie") darüber ſagt: „Die Juden haben ſeit ihrer Zerſtreuung nie ſynagogale, von der Nation beſtätigte und angenommenen Bekenntnißſchriften gehabt. Die heilige Schrift alten Bundes galt jederzeit grundſätzlich als Glaubensnorm, aber die Auslegung fixirte ſich nie in einem ſtereotypen Bekenntniſſe, in einer regula fidei, ſondern durchlief, in einer ſteten Selbſtverbeſſerung begriffen, unter Einwirkung der mündlichen Überlieferung und der wechſelnden Zeitphiloſophie, mehrere Phaſen, ohne ſich je in einem ſynagogalen Bekenntniſſe als gemeinſame Stimme der Nation abzuſchließen und zu concentriren. In den Talmuden ſpricht nie die Synagoge; in dieſen geräumigen Sprechſälen ſehen wir ſtets nur Individuen der Synagoge in freier, ſelbſtſtändiger Wechſelverhandlung begriffen. Die Talmude haben deßhalb gar keine dogmatiſche Einheit; ſelbſt die geſetzwiſſenſchaftlichen Reſultate ſind individuell und proviſoriſch gültig, die Synagoge hat ihnen nie durch eine Sanction das Anſehen anerkannter, allgemeingültiger Decretalen gegeben. Das „mündliche Geſetz" iſt nach dem ſynagogalen Begriffe etwas Bewegliches, nie ſich Abſchließendes, Unendlich=Perfectibles, im Gegenſatze zu dem ewigfeſten, unabänderlichen, vervollkommnungsunfähigen Buchſtaben der heiligen Schrift. Noch weniger ſind die 13 Glaubensartikel des Moſe Maimoni oder Dogmatiken, wie die Joſef Albo's, Rabenu Tam's und hundert Anderer Symbole; es ſind individuelle Darſtellungen des dogmatiſchen Lehrbegriffs nach individuellen Deductionen aus der Schrift und Überlieferung." Die beſten dogmatiſchen Werke ſind: „Eben Bohan", von Semtob Sprot (1374); „Eben=Shetija"; „Igeret Teman", von Moſe Maimoni (Baſel 1638); „Adam Sikli", von Simon Sahuli (Freiburg 1560); „Ohel Jakob", von Jakob Kopelman (Baſel 1584); „Emuna", von Joſ. Kimchi; „Emunot", von Saadja Alfiumi (Amſterdam 1648); „Behinat ha=Dat", von Elia del Medigo (Baſel 1639); „Derek Jaſhar", von Jeſaja Chajim (Venedig 1633); „Chobat ha=lebabot", von Behaji (Mantua 1559) u. A. **IV. Exegetik.** Die Erklärung der heiligen Schriften alten Bundes, ſei es, daß ſie ſich über ſämmtliche oder über einzelne Bücher erſtreckte, darf bei der Betrachtung der rabbiniſchen Literatur nur in Bezug auf das Dogmatiſche betrachtet werden und wirklich iſt gerade in dieſer Beziehung die rabbiniſche Literatur ſehr reich. Überhaupt hat die Auslegung drei Richtungen in der rabbiniſchen Literatur eingeſchlagen: a) die Exegeſe der Midraſchim, wo noch die ganze jüdiſche Sagen= und Fabelwelt an Schriftverſe geknüpft wird, oder wo die Sagen als bloße Evolutionen der Schrift angeſehen und analytiſch oder ſynthetiſch daraus entwickelt werden. Dergleichen exegetiſche Werke gibt es zweihundert, die, abgeſehen von ihrer Wichtigkeit für die Mythenkunde, noch als poetiſch=exegetiſche

Kunſtwerke eine Aufmerkſamkeit verdienen. b) Die religiös-philoſophiſche Exegeſe, deren Chorführer Iſaak Abravaneli, Ibn-Ezra, Levi Gerſoni ſind. c) Die dogmatiſche Exegeſe, deren Haupt Salomo Iſaaki (Raſchi, fälſchlich: Jarchi) iſt. Auch in Bezug auf die Zeit hat die Exegeſe verſchiedene Epochen durchlaufen, aber der beſchränkte Raum einer Encyklopädie geſtattet uns nicht, dieſes weiter auszuführen. V. Synagogengeſchichte, die wir hier ebenfalls der Kürze wegen übergehen. 79.

Rabbiniſche Schrift und Sprache. Unſere jetzt in Druckereien übliche hebräiſche Quadratſchrift (Ketiba Merubaat) iſt bekanntlich erſt zur Zeit des Unterganges des jüdiſchen Staates in Gebrauch gekommen, aber erſt gegen ſechs Jahrhunderte ſpäter hatte ſich eine rabbiniſche Schrift gezeigt, wozu die häufigen Abſchriften der Miſhna und der Talmude, häufiger noch die Randbemerkungen der Midras-Exegeſe in den Bibelabſchriften Veranlaſſung gegeben haben. Der Grundtypus dieſer Schrift war die moderne hebräiſche, aber zu Currentcharakteren verzogen, und dieſe anfangs bloße Curſivquadratſchrift verzog und bildete ſich ſpäter durch Einfluß der neski-arabiſchen und ſpäter der mauriſchen zu verſchiedenen Schriftarten aus. Die Hauptgattungen ſind: 1) Raſchiſchrift, womit vorzüglich in früherer Zeit die Commentare Raſchi's, d. h. Salomo Iſaaki's, geſchrieben waren und die noch jetzt in Druckereien üblich iſt; 2) die verbundene ſpaniſche, die unter dem Namen Mualak bekannt iſt; 3) die mannigfachen Currentſchriften, genannt Maſket, und zwar: a) die afrikaniſche, b) die iberiſche, c) die italiſche, d) die germaniſche, e) die ſlawiſche jüdiſche Curſivſchrift (S. J. Fürſt, „Lehrg. der aramäiſchen Idiome", S. 25). Was die rabbiniſche Sprache betrifft, ſo hat ſie ſechs Epochen durchlaufen, in denen ſie ſich jedesmal von Neuem verjüngte und umgeſtaltete, deren gemeinſchaftlicher Quell aber das Neuhebräiſche war. 1) Die ſoferiſche (515 vor Chr. bis 70 nach Chr.) Epoche kannte die rabbiniſche Sprache nicht als iſolirt und geſchieden vom Neuhebräiſchen, chaotiſch waren noch beide in einander gemiſcht, wie man aus den erhaltenen hohenprieſterlichen Gebeten am Sühnetage, aus den Eulogien, aus den Liedern und aus der Gnomik jener Zeit wahrnehmen kann. 2) Die talmudiſche Epoche vermiſcht die rabbiniſche Sprache mit dem Vulgär-Aramäiſchen, zu einer Talmudſprache zuſammenſchmelzend, ſo daß das Neuhebräiſche ſich völlig vom Rabbiniſchen ſcheidet. 3) Die gaonäiſche Epoche (700—1000) läßt erſt das Idiom des Rabbinismus erſtehen; die Bearbeitung ſtrenger und geſchiedener Disciplinen verlangten eine neue Technik und dieſes war das Jünglingsalter des Rabbinismus. 4) Das erſte rabbiniſche Zeitalter, die Zeit der Linguiſtik, der Philoſophie und Poeſie (1000—1500). In dieſer erlebte der Rabbinismus ſein goldenes Zeitalter; Kraft und Fülle ſeiner Sprache erblühte in jenen Jahren. 5) Das zweite rabbiniſche Zeitalter (1500—1750), in welchem die Sprache extenſiv gewinnt, aber um ſo mehr an innerer Kräftigkeit verliert. 6) Die Neuzeit (1750—1836), wo die rabbiniſche Sprache, wie in der erſten Epoche, durch Vermiſchung mit dem Neuhebräiſchen ſich zu verjüngen ſtrebt. In Bezug auf die grammatiſche Eigenthümlichkeit des Rabbiniſchen vergleiche man die ſehr nützlichen, obgleich noch mangelhaften Grammatiken: Chph. Cellarii „Rabbinismus" (Zeitz 1684. 4.); Jo. Plantavitii „Florilegium Rabbinicum" (Lodav. 1645. Fol.); Andr. Relandi „Analecta Rabbinica, in quibus continentur Ganebr. Isag. etc." (Utrecht 1702. 8.); Gilb. Genebrordi „Isogoge Rabbinea" (1563, 1584. 4.); Ol. Gerh. Tychſen, „Elementa dialecti Rabbinicae" (Bautzen 1763. 8.); M. Landau, „Geiſt und Sprache der Hebräer nach dem zweiten Tempelbau" (Prag 1822). 79.

Rabe, lat. corvus, corax; franz. corbeau; engl. raven, ein Raubvogel, der größte im Rabengeſchlechte, faſt überall heimiſch, hat am ganzen Körper ſchwarze Federn, die auf dem Rücken einen grünlichen Glanz von ſich werfen und

an der Kehle ins Graue fallen; in den nördlichen Gegenden geht dieſes Graue mehr ins Weißliche über. Wird der R. jung gefangen, ſo läßt er ſich ſehr leicht zähmen und lernt in kurzer Zeit einige Worte nachſprechen. Seine Raubluſt, beſonders ſolcher Dinge, die einen ungewöhnlichen Glanz von ſich geben, hat das Sprichwort veranlaßt: „Er ſtiehlt wie ein Rabe.“ Seine Flügelfedern dienen zum Schreiben und Zeichnen und wegen ſeines ungemein ſtarken Geruchs hält es ſchwer, ihn zu erlegen. Im Alterthume, das ſein Lebensalter auf 100 Jahre ausdehnte, war er dem Apollo geweiht und bei den Auſpicien deutete ſein Erſcheinen immer auf Unglück hin. Daher galt auch der Zuruf: „Geh zum Raben“ (zum Geier, Henker) als Verwünſchungspartikel. — R. oder corvus nannten die Alten auch das zangenförmige Inſtrument, vermittelſt deſſen ſie bei Belagerungen die Mauerbrecher anfaßten und in die Höhe zogen. — R., ein ſüdliches Sternbild, nahe oſtwärts beim Becher und weſtlich unter Spica, macht ſich durch ein verſchobenes ungleichſeitiges Viereck leicht kenntlich und zählt nach Flamſteed 10 Sterne dritter bis ſechſter Größe. 35. 13.

Rabelais (ſpr. Rabelä) (François), der kräftigſte franzöſiſche Satyriker, 1483 zu Chinon in Touraine, wo ſein Vater Apotheker (nach Anderen Gaſtwirth) war, geboren, trat, nachdem er die Schule zu Angers, wo er wenig Fleiß zeigte, beſucht hatte, zu Fontenai-le-Comte in den Franciscanerorden und ſuchte durch einen raſtloſen Fleiß, mit dem er ſich auf faſt alle Fächer der Gelehrſamkeit warf, das Verſäumte wieder einzuholen. Da ihm ſeine unwiſſenden Mitmönche, deren Dummheit er zum Gegenſtande ſeines Spottes machte, bald unleidlich wurden, ſuchte und erhielt er von Clemens VII. die Erlaubniß in den Benedictinerorden überzutreten. In der Abtei Maillezais gefiel es ihm aber eben ſo wenig; er ging daher ohne Erlaubniß ſeiner Oberen nach Montpellier und widmete ſich der Arzneiwiſſenſchaft, welche er nach kurzer Zeit mit gutem Erfolge ausübte und lehrte. Später begab er ſich, um ſich einen bedeutenderen Wirkungskreis zu ſchaffen, nach Paris, erwarb ſich die Gunſt des einflußreichen Cardinals Du Bellay und machte mit dieſem eine Reiſe nach Italien. Während die Geiſtlichkeit, die an ſeinem Leben und an ſeinen Schriften großes Ärgerniß nahm, täglich ſeine Excommunication erwartete, erhielt er von Paul III. nicht nur die Abſolution wegen Verlaſſung des Kloſters, ſondern auch eine Pfründe in der Abtei Saint-Maur-des-Foſſes und die Pfarrei zu Meudon. Zum Pfarrer von St. Paul in Paris berufen wollte er gerade ſein neues Amt antreten, als ihn der Tod 1553 überraſchte. R.'s Charakter ſoll untadelhaft geweſen und Alles, was man ihm zur Laſt legt, von ſeinen ärgſten Feinden, den Pfaffen und Mönchen, erſonnen worden ſein. Einem Freunde Bellay's, durch welchen ſich dieſer nach ſeinem Befinden erkundigen ließ, ſoll er auf dem Sterbelager geantwortet haben: „Schildere dem Herrn den Zuſtand, in welchem du mich ſiehſt. Ich gehe jetzt, ein großes Vielleicht zu ſuchen. Was dich angeht, du bleibſt ein Narr dein Leben lang. Laſſ' den Vorhang fallen, die Poſſe iſt aus.“ Sein ſatyriſcher Roman: „Gargantua und Pantagruel“ (1533. Gute Ausgg. Amst. 1711. 6 Voll. 8. Par. 1732. 6 Voll. 8. Amst. 1741. 3 Voll. 4. Par. 1798. 3 Voll. 8. Par. 1820. 3 Voll. 18. Par. 1822. 5 Voll. 8. Trefflich nachgebildet von J. Fiſchart (ſ. d. Art.), unglücklich von Dr. Eckſtein [C. L. F. Sander], Hamb. 1785—1787. 3 Bde. 8. und gut überſetzt von G. Regis, Leipz. 1832 ff. 8.) iſt freilich zu ſehr rohes Carricaturgemälde, als daß es für ein Meiſterſtück ſatyriſcher Dichtung gelten könnte. R.'s Phantaſie arbeitete ſtets in das Ungeheuere, aber eben dieſe Unerſchöpflichkeit im Ungeheueren, eben dieſe burleske Originalität reißen zur Bewunderung hin. Sein Übermuth verſchmäht kein Witzſpiel, ſei es auch noch ſo poſſenhaft, niedrig und ſchmutzig, wenn es nur Lachen erregt; aber bei allen dieſen Fehlern verdient er in der franzöſiſchen Literatur, die ſo wenig Originelles und Kernhaftes aufzuweiſen hat, die höchſte Beachtung;

auch ſein Bemühen, ſeiner noch ſehr rohen Mutterſprache Beweglichkeit und Geſchmeidigkeit zu geben, muß mit Dank anerkannt werden. 67.

Rabener (Gottlieb Wilhelm), ein im vorigen Jahrhunderte vielgeprieſener deutſcher Satyriker, am 17. Sept. 1714 zu Wachau bei Leipzig, wo ſein Vater Anwalt bei dem Oberhofgerichte war, geboren, widmete ſich, nachdem er zu Meißen eine gründliche Schulbildung erhalten hatte, zu Leipzig der Jurisprudenz (1730—1737) und ward 1741 zum Steuerreviſor des leipziger Kreiſes ernannt. So beſchwerlich auch dieſes Amt war, ſo ſetzte er doch ſeine ſchriftſtelleriſchen Verſuche, deren Erſtlinge er in den „Beluſtigungen des Verſtandes und des Witzes" (1741 ff.) und in den „Bremer Beiträgen" (1744 ff.) niedergelegt hatte, von ſeinen Freunden Gärtner, Gellert und Weiße aufgemuntert, fort. Schmerzlich war ihm, als er 1753 als erſter Secretair des Oberſteuercollegium nach Dresden berufen ward, der Abſchied von Leipzig; auch traf ihn hier das Unglück bei dem Bombardement dieſer Stadt (1760) ſeine ganze Habe und darunter ſeine ungedruckten Satyren, die erſt nach ſeinem Tode erſcheinen ſollten, zu verlieren. Nach dem Frieden ward er Steuerrath, entſagte aber von jetzt an, da ſeine Geſundheit merklich abnahm, allen literariſchen Arbeiten. Die Folgen wiederholter Anfälle vom Schlage vermochte das Karlsbad, wohin er 1768 ging, nicht zu heben und er ſtarb am 22. März 1771 an einem Stickfluſſe. Strenge Rechtlichkeit, Wahrheitsliebe, unverdroſſener Eifer in ſeinen Berufsarbeiten und ungetrübte Heiterkeit waren die vorzüglichſten Zierden ſeines Charakters. Als Schriftſteller erfreute er ſich des ungemeſſenſten Beifalls, der freilich ſeit ſeinem Tode mit jedem Jahre abgenommen hat, was hauptſächlich darin begründet zu ſein ſcheint, daß ihm eigentlich nur einiger Witz zu Gebote ſtand, ihm aber der Humor, welcher die engliſchen Satyriker, denen man ihn gleichſtellte oder über die man ihn ſogar erhob, auszeichnet, gänzlich abgeht. Seine Satyre, welche, wie Franz Horn treffend ſagt, ſtatt die Welt im Großen und Ganzen mit Humor zu betrachten und die einzelnen Irrthümer und Fehler freiſinnig parodirend auf den Mittelpunkt zurückzuführen, nur aus jener weiten und breiten Welt, wie ſie ſich ihr abſpiegelt, einzelne wunderliche, doch nicht ſehr gefährliche Perſonen, demüthige Gratulanten, hungernde Poeten, pedantiſche Magiſter, alte Jungfern, rohe, adelſtolze Dorfjunker, herausreißt und leicht tödtet und ſich immer faſt nur auf der unterſten Stufe der Ironie bewegt, ermüdet bald durch Eintönigkeit, beſonders jetzt, wo die Ideale ſeiner Schilderungen aus dem wirklichen Leben längſt verſchwunden ſind. R.'s tüchtige Geſinnung, welche die eines ehrlichen, ſich nie bückenden und ſchmiegenden Bürgersmanns iſt, bleibt jedoch ſtets der Anerkennung und des Lobes würdig. Auch ſeine Darſtellungsgabe und ſein Bemühen, ſeine Mutterſprache klar und rein zu halten, verdienen Achtung. Die beſte Ausgabe ſeiner Werke nebſt einer Biographie beſorgte C. F. Weiße (Leipz. 1777. 6 Thle. 8.). 67.

Rabenſtein, lat. suggestus supplicii saxeus; franz. lieu de supplice; engl. place of execution, heißt der durch eine Mauer erhöhte Platz, wo ſonſt die Hinrichtungen der Verbrecher vollzogen wurden. Sie wurden gewöhnlich außerhalb der Städte aufgeführt und dienten als Zeichen der peinlichen Gerichtsbarkeit des Orts. In der neueſten Zeit, wo die Hinrichtungen nicht mehr ſo häufig ſtattfinden, werden ſie immer ſeltener und in vorkommenden Fällen wird jeder andere paſſende Ort dazu benutzt. 35.

Rabuliſt, lat. rabula, heißt ein Advocat, welcher ſich abſichtliche Rechtsverdrehungen und ſchlechter Mittel zur Durchführung ſeiner Sache bedient. 30.

Rabutin (ſpr. Rabütäng) (Roger de), Graf von Buſſy, ein franzöſiſcher Witzling aus der Periode Ludwig's XIV., am 3. April 1618 zu Epiry in Nivernois geboren, trat frühe in Militairdienſt, mußte aber wegen Dienſtnachläſſigkeit manchen Monat in der Baſtille zubringen und machte ſich außerdem durch ſatyriſche Spottgedichte und Witzeleien, ſo wie durch ein ärgerliches Leben viele Feinde. Durch

Hofintriguen wurde er jedoch in kurzer Zeit zum Feldmarſchall, zum Commandant von Nivernois und zum Cavalleriegeneral ernannt; auch nahm man ihn 1665 in die franzöſiſche Akademie auf. Seine Anmaßung brachte ihn aber bald mit dem großen Turenne in Zwieſpalt und des Königs Gewogenheit wandte ſich gänzlich von ihm ab. Als er endlich durch ſeine „Histoire amoureuse des Gaules“ (N. E. Par. 1754. 5 Voll. 12.), worin er die galanten Abenteuer einiger Hofdamen in der Faſſung eines Romans zur Schau ſtellte, den Unwillen einflußreicher Perſonen rege machte, ward er in die Baſtille geſchickt und, nachdem er ſeine Strafe ausgehalten hatte, aus der Hauptſtadt verbannt. Alle Schmeicheleien, welche er an den König verſchwendete, blieben um ſo fruchtloſer, als man ſeiner geheimen Geſinnungen gewiß war. So hatte er über Boileau's Brief über den Rheinübergang Ludwig's XIV. bitter geſpöttelt und vermochte nur dadurch, daß er den Dichter um Verzeihung und Stillſchweigen bat, den unangenehmſten Folgen zu entgehen. Die Erlaubniß nach Paris zurückzukehren, welche er nach ſechszehnjähriger Abweſenheit erhielt, war für ihn völlig nutzlos, da ihm Niemand freundlich nahen wollte. Er zog ſich daher verdießlich auf ſeine Landgüter zurück und ſtarb faſt gänzlich vergeſſen am 9. April 1693 zu Autun. Eitelkeit und Boshaftigkeit waren die beiden offen zu Tage liegenden Hauptbeſtandtheile ſeines Charakters, welche, vereint mit bodenloſer Liederlichkeit, jeden Ehrliebenden von ihm fern hielten. Witz iſt ihm nicht abzuſprechen, doch neigt er ſich faſt ohne Ausnahme zur beleidigenden Satyre. Seine Briefe, welche P. Bouhours ſammelte (Amst. 1731. 6 Voll. 8.), ſind eben ſo anziehend, als voll raffinirter Schöngeiſterei; aus ſeinen „Mémoires“ (Par. 1694. 2 Voll. 4.), die doch ziemlich inhaltsleer ſind, blickt unbegrenzter Eigendünkel, und ſeine „Histoire abrégée de Louis le Grand“ (Par. 1699. 12.) kann nur als übertriebene Lobrednerei gelten, die ihres Zweckes verfehlte. Die meiſten Leſer fand ſeine unſaubere „Histoire amoureuse des Gaules“, und wer an den galanten Intriguen der großen Welt und an der raffinirteſten Unſittlichkeit Geſchmack findet, kann wirklich nichts Unterhaltenderes leſen. Buſſy war unſtreitig ein Mann von Geiſt und Bildung, aber er verdarb ſich ſelbſt durch Nichtachtung alles ſittlichen Anſtandes und ſtetes Haſchen nach Witz. 66.

Race (ſpr. Raſſe) bezeichnet überhaupt die Geſammtheit gleichartiger Weſen; der Ausdruck wird aber meiſt nur in der Zoologie gebraucht, wo er die einer Anzahl Individuen einer Thierſpecies gemeinſamen Merkmale umfaßt und folglich eine der beſonderſten Unterabtheilungen begründet, z. B. Menſchenracen, Pferderacen ꝛc. 9.

Rachegöttinnen, ſ. Furien.

Rachel (Joachim), ein deutſcher Satyriker des XVII. Jahrh., am 28. Febr. 1618 zu Lunden, wo ſein Vater Prediger war, geboren, widmete ſich, nachdem er auf dem Gymnaſium zu Hamburg ſeine Vorſtudien beendigt hatte, auf den Univerſitäten Roſtock und Dorpat der Philologie und ward darauf Rector an der Schule zu Heyde, welche Stelle er aber 1660 mit der eines Rectors zu Norden in Oſtfriesland vertauſchte. Einen Ruf an die Univerſität zu Kiel nahm er nicht an, weil ſeine Lage dadurch nicht verbeſſert wurde; mehr Vortheile ſchien ihm das Rectorat zu Schleswig zu bringen, wo er aber, nachdem er kaum 18 Monate die ihm angenehme Stelle bekleidet hatte, am 3. Mai 1669 ſtarb. R.'s Satyre iſt ernſt und ſtreng; Juvenal und Perſius ſind ſeine Vorbilder und Beide übertrifft er an poetiſcher Härte; eigentlicher Humor iſt nirgends bei ihm zu finden. Seine acht Satyren („Das poetiſche Frauenzimmer“, „Der vortheilige Mangel“, „Die gewünſchte Hausmutter“, „Die Kinderzucht“, „Das Gebet“, „Das Gute und Böſe“, „Der Freund“ und „Der Poet“) in gereimten Alexandrinern züchtigen deutſche Thorheiten, vorallen die Gallomanie, mit manchmal überderber Wahrheit und ohne Rückſicht auf das feinere ſittliche Gefühl, welches jedoch zu ſeiner Zeit

keineswegs dadurch beleidigt wurde, und ihr Hauptverdienſt beſteht gerade in der ſpottenden und treffenden Kraftſprache der geſunden Vernunft; auch ſind die verſpotteten Thorheiten ganz nach dem Leben gezeichnet; die Sprache, welche er M. Opitz nachbildete, iſt durchaus richtig und rein. Zwei andere ihm oft zugeſchriebene Satyren: „Jungfernlob" und „Jungfernanatomie," aus welchen keine ganz reine Geſinnung, wohl aber eine überſchwengliche Grobheit ſpricht, gehören höchſtwahrſcheinlich einem andern Verfaſſer, der in Hoffmannswaldau's Schule ging. R.'s Satyren ſind unter dem Titel: „Deutſche ſatyriſche Gedichte" oft gedruckt worden (z. B. Frankf. 1664. 8., Leipz. 1689. 8., Berl. 1743. 8.); die neuſte Ausgabe beſorgte A. Schröder (Altona 1828. 8.). 67.

Racine (Jean de), der größte dramatiſche Dichter der Franzoſen, am 21. Dec. 1639 in dem Städtchen La Ferté-Milon in der Nähe von Paris geboren, verlor früh ſeine Eltern und kam unter die Obhut ſeines väterlichen Oheims, welcher ihn, nachdem er ſeine erſte gelehrte Bildung zu Beauvais erhalten hatte, zu Paris in dem Collége Harcourt und in der Abtei Port-Royal des Champs ſeine Studien vollenden ließ. Mit beſonderer Vorliebe umfaßte er die griechiſche und römiſche Poeſie und wie ſehr dieſe auf ſeine dramatiſchen Meiſterwerke einwirkte, iſt allgemein anerkannt. Seine erſten poetiſchen Verſuche, zwei Oden, eine auf die Vermählung Ludwig's XIV. („Aux nymphes de la Seine", 1659), die andere auf die Stiftung der drei Akademien („La renommée aux Muses", 1663) hatten, obſchon ſie nur bombaſtiſche Lobhudeleien ohne alle wahre Poeſie ſind, einen glänzenden Erfolg und verſchafften ihm von dem Könige bedeutende Geſchenke und einen Jahrgehalt von 600 Livres. Vortheilhaft wirkte auf ſeine poetiſche Ausbildung die Bekanntſchaft mit Boileau und Molière; auf den Rath des Letzteren vernichtete er ſein erſtes Trauerſpiel: „Théagène et Chariclée", welches er aus dem griechiſchen Romane gleichen Namens, ſeinem Lieblingsbuche, gezogen hatte, und dichtete die „Thébaïde" (1664), eine freilich ſich noch nicht bis zur Mittelmäßigkeit erhebende Tragödie, welche aber dennoch Beifall fand. Auch „Alexandre" (1665. Deutſch von C. Schreiber, Berl. 1808. 8.) war noch ſchwach und verrieth zu ſehr den Nachgänger Corneille's. Die ihm eigenthümliche Richtung, die darin beſteht, daß er weniger Bewunderung und Staunen, als Mitleid und Mitgefühl erregen will, verfolgte er zuerſt in der „Andromaque" (1667. Deutſch von K. H. v. Ayrenhoff, Presb. 1804. 12.), welche mit ſtürmiſchem Lobe aufgenommen und ſtets mit neuer Freude bei unzähligen Aufführungen geſehen ward. Die inneren Kämpfe und Widerſprüche der Leidenſchaft ſind mit ſeltener Wahrheit und Kraft ausgedrückt. Andromache's Wittwentreue und mütterliche Zärtlichkeit ſind rührend ſchön und überhaupt alle weibliche Rollen meiſterhaft ausgeſtattet; weniger ſind die männlichen gelungen, was übrigens bei R. faſt immer der Fall iſt. Daß R. auch im Luſtſpiele, wenn er ſich öfter darin verſucht hätte, nichts Unbedeutendes geleiſtet haben würde, beweiſen die „Plaideurs", (1668), welche er den „Weſpen" des Ariſtophanes glücklich nachbildete. Sein „Britannicus" (1669. Deutſch von F. L. v. Erlach, Frankf. 1804. 8.) wurde kalt aufgenommen und ging nur mit Mühe achtmal über die Bühne, obſchon darin die Charaktere, ſo wie die Zeit und der Hof Nero's trefflich gezeichnet ſind. Das zarte idylliſche Trauerſpiel: „Bérénice" (1670), voll zarter Gemüthlichkeit, wird gewöhnlich von den franzöſiſchen Kunſtrichtern nicht nach Gebühr geſchätzt. Der in ihm waltende Zauber der Sprache iſt bis jetzt noch keinem andern franzöſiſchen Dichter in ſo hohem Grade gelungen. Nachläſſiger iſt „Bajazet" (1672. Deutſch von A. Bode, Berlin 1803. 8.) gearbeitet, doch ſprach er durch die Neuheit des Gegenſtandes an, obſchon die Helden des Stückes nur Franzoſen mit türkiſchem Coſtüme ſind. Großartiger ſind die Charaktere im „Mithridate" (1673); doch erregt Monine, eine der liebenswürdigſten und rührendſten Schöpfungen R.'s, die meiſte Theilnahme. Die Intrigue

des Mithridat iſt übrigens, wie ſchon Voltaire richtig bemerkt hat, der des „Geizigen“ von Molière ſehr ähnlich. Als das vollendetſte Meiſterwerk der franzöſiſchen Bühne erkennen die franzöſiſchen Kunſtrichter R.'s „Iphigénie“ (1674. Deutſch von H. K. F. Peucer, Leipz. 1823. 8.). „O Tragödie der Tragödien!“ ruft Voltaire aus, „Schönheit aller Zeiten und Völker! Wehe dem Barbaren, der deine wunderbaren Vorzüge nicht fühlt!“ Und doch, was iſt dieſe Tragödie der Tragödien, wenn man ſie mit den griechiſchen Muſtern, welche R. vorſchwebten, zuſammenhält? Wehe dem Barbaren, der ein ſchwaches Nachbild dem Originalbilde, einen zum franzöſiſchen Gecken moderniſirten Achilles dem homeriſchen vorzieht, deſſen ſich Laharpe wirklich unterſteht! Großen Scandal erregte das Trauerſpiel: „Phèdre“ (1677. Deutſch von F. Schiller, Tübing. 1805. 12.), welches von R.'s Feinden mit aller Anſtrengung niedergedrückt und tief unter das gleichnamige elende Machwerk Pradon's geſetzt ward. Der wirkliche Werth des Stückes ſiegte freilich bald über jede Chicane, aber R. fühlte ſich durch dieſe unverdiente Anfeindung ſo tief gekränkt, daß er in der beſten Kraft und in der Reife ſeines Genies der dramatiſchen Dichtkunſt entſagte und erſt nach zwölf Jahren und nur auf die dringende Bitte der Frau von Maintenon die Tragödie: „Esther“ (1689) dichtete, aber nur auf der Privatbühne zu Saint-Cyr aufführen ließ; ſie machte, obſchon ſie kaum den Namen einer Tragödie verdient, bei dem ſelten richtig urtheilenden Hofe ungemeines Glück. Und „Athalie“ (1691. Deutſch von K. F. Cramer, Kiel und Hamb. 1786. 8.), R.'s Meiſterwerk, wurde weder aufgeführt noch geleſen! Konnte ſich die Geſchmackloſigkeit des läppiſchen, alles Ernſtes unfähigen Zeitalters greller offenbaren? Die Nachwelt hat unparteiiſcher geurtheilt und der Athalie den Preis unter allen franzöſiſchen Tragödien zuerkannt; ſie iſt rein von allen Manieren und einzig und allein der ächtfrommen Begeiſterung des Dichters entfloſſen. Erwartung, Rührung und Erſchütterung wechſeln immer ſteigend und bei der ſtrengen Enthaltung von allem Fremdartigen iſt eine reiche Mannigfaltigkeit, zuweilen Anmuth, öfter Heiterkeit entfaltet. Sie nähert ſich am Meiſten dem großartigen Style der Griechen und der Chor iſt völlig im Sinne der Alten, nur nach unſerer Muſik und Einrichtung der Bühne auf andere Weiſe eingeführt. Sollte R., die Vorzüge ſeiner Leiſtung wohl fühlend, über vielfache Verunglimpfung derſelben nicht aufgebracht werden? Er entſagte zum zweiten Male der dramatiſchen Laufbahn und blieb ſeinem Entſchluſſe getreu, wozu jedoch ſein im vorgerückten Alter ſtets bemerklicheres Hinneigen zu einem frommen beſchaulichen Leben nicht wenig mag beigetragen haben. Die Luſt ſich in ein Kloſter einzuſchlieſſen hatte er jedoch ſchon früher verloren und ſich 1677 mit der Tochter des Schatzmeiſters d'Amiens vermählt, mit welcher er in einer glücklichen und fruchtbaren Ehe lebte. In demſelben Jahre war er von dem Könige mit Boileau zum Hiſtoriographen von Frankreich ernannt worden; ſeine unvollendete Geſchichte Ludwig's XIV. ging aber 1726 durch eine Feuersbrunſt zu Grunde; der Verluſt mag jedoch nicht ſehr groß geweſen ſein, da das Werk wenig mehr als eine Lobrede werden konnte. Der König überhäufte ihn fortwährend mit Gunſtbezeugungen und ſah ihn gern um ſich; er ernannte ihn ſogar zum Schatzmeiſter und 1690 zu ſeinem Secretair und Kammerjunker. Die Ungnade, die R. durch einen Aufſatz, den er auf Geheiß der Frau von Maitenon über die Nothwendigkeit die Abgaben, welche die Nation drückten, zu vermindern, ausarbeitete, ſich ſoll zugezogen haben, iſt ein Mährchen, denn wenn der König auch dieſe Freiheit übel nahm, ſo ſchenkte er doch dem Dichter bis an ſeinen Tod die größte Aufmerkſamkeit und dehnte ſogar die Wohlthaten, welche er ihm zuſtrömen ließ, auf ſeinen Sohn aus. R. ſtarb am 22. April 1699. Sein Charakter als Menſch iſt unantaſtbar. Als Dichter iſt er der Vollender der Tragödie nach franzöſiſchen Kunſtregeln und der eleganteſte aller tragiſchen Dichter. Iſt ſeine Phantaſie auch nicht ungewöhnlich reich und fehlen

auch ſeinen Charakterzeichnungen die Kraft und die Beſtimmtheit, wodurch ſich Corneille ſo vortheilhaft auszeichnet, ſo iſt doch ſeine Gewandtheit, womit er ſich in jeden Stoff, den er aufnahm, hineinarbeitete und gerade dasjenige, was der franzöſiſche Geſchmack verlangte, aus ihm hervorzog, bewunderungswürdig. Die Anlage ſeiner Stücke iſt nicht immer ſo tadellos, wie ſie die franzöſiſchen Kunſtrichter preiſen, aber er zog ſich in dem engen Raume, in welchen ihn die von ſeiner Zeit beliebten dramatiſchen Regeln einſchloſſen, ſtets geſchickt und behutſam aus den ſchwierigſten Lagen. In der Eleganz der Sprache und Verſification, nach den Geſetzen des franzöſiſchen Alexandriners, hat er nichts zu wünſchen übrig gelaſſen. „Racine", ſagt A. W. Schlegel, „iſt ein durchaus liebenswürdiger Dichter; er hatte eine große Empfänglichkeit für alle zarteren Regungen, und Anmuth in der Weiſe ſich auszudrücken. Seine Mäßigung, die ihn nirgends über die Grenze des Gehörigen ausſchweifen ließ, iſt ihm nicht zu hoch anzurechnen, denn er hatte keinen Überfluß an Charakterſtärke, ja es ſind Spuren von Schwächlichkeit ſichtbar, die ſich auch in ſeinem Leben offenbart haben ſollen. Der ſüßlichen Galanterie hat er gleichfalls gehuldigt, wo ſie nur als ein Scheinbild der Liebe dazu dient, die Intrigue zu knüpfen, aber oft iſt er zu einer ächteren Schilderung der Liebe, beſonders in ſeinen weiblichen Charakteren hindurchgedrungen und viele ſeiner Liebesſcenen athmen eine zärtliche Wolluſt, die ſich unter dem Schleier der ſchonendſten Sittſamkeit um ſo verführeriſcher einſchleicht. Die Widerſprüche unglücklicher Leidenſchaft, die Verirrungen eines dem unwiderſtehlichen Verlangen hingegebenen kranken Gemüths hat er rührender und inniger geſchildert als vor ihm und vielleicht auch nach ihm irgend ein franzöſiſcher Dichter. Überhaupt neigte er ſich mehr zum Elegiſchen und Idylliſchen als zum Heroiſchen. Selten empört er durch die unverkleidete Widerwärtigkeit ausgeſuchter Gräuel, wie Corneille und Voltaire; nur manchmal hat er das wirklich Harte, Schlechte und Niedrige unter allzuhöflichen Formen verſteckt. Die Verſuche R.'s in anderen Dichtungsarten ſind unbedeutend; ſeine lyriſchen Poeſien, einige geiſtliche Oden („Cantiques spirituels") etwa ausgenommen, ſind nichts mehr als gereimte Proſa. Seine Epigramme ſind fein und treffend, aber übrigens nur kritiſche Ausfälle auf ſeine Nebenbuhler und Tadler. Die proſaiſchen Schriften, welche wir von ihm beſitzen, beweiſen, daß er ſich auch in dieſer Gattung der Rede natürlich, einfach, leicht und klar auszudrücken verſtand. Sein „Abrégé de l'histoire de Port-Royal" (1693) wird freilich jetzt nicht mehr geleſen; dagegen verdienen ſeine beiden Reden („Discours académiques", eine bei der Aufnahme Th. Corneille's, die andere bei der des Abbé Colbert), die er in der franzöſiſchen Akademie, in welche er 1673 aufgenommen wurde, hielt, und ſeine Briefe, worin ſich ſein trefflicher Charakter am Reinſten ſpiegelt, nicht vergeſſen zu werden. Die beſten und geſchätzteſten Ausgaben der ſämmtlichen Werke R.'s beſorgten Luneau de Boisjermain (mit Commentar), Par. 1768 (und 1796) 7 Voll. 8.; P. Didot, Par. 1801 — 1805. 3 Voll. Fol. (Prachtausgabe); G. Garnier (mit Laharpe's Commentar), Par. 1807. 7 Voll. 8.; J. L. Geoffroy (mit langweiligem Commentar), Par. 1808. 7 Voll. 8. und L. Aimé Martin (mit einer guten Auswahl aus allen Commentaren), Par. 1821. 6 Voll. 8. 67.

Racine (Louis), der jüngere Sohn des Vorhergehenden und ein mittelmäßiger Dichter, am 6. Nov. 1692 zu Paris geboren, widmete ſich der Jurisprudenz und wählte die Laufbahn eines Sachwalters, die er aber bald ſo wenig nach ſeinem Geſchmacke fand, daß er in den geiſtlichen Stand zu treten ſich vornahm. Mancherlei Verhältniſſe brachten ihn jedoch von dieſem Entſchluſſe ab und er begleitete ſpäter mit großer Berufstreue verſchiedene Stellen in der Provinz, die er durch die Vermittelung ſeines Gönners, des Cardinals von Fleury, erhalten hatte. Neben ſeinen Amtsgeſchäften fand er noch Muße genug zu literariſchen Arbeiten, wodurch

er aber nur wenig Aufſehen erregte. Die Beſchäftigung mit der Poeſie widerrieth ihm Boileau ernſtlich, aber vergebens. In ſeinen ſpätern Jahren gab R. ſeine Anſtellung auf und kam wieder nach Paris, wo er am 29. Jan. 1763 ſtarb. Seine Lehrgedichte „La religion“ und „La grace“ zeichnen ſich mehr durch religiöſe, als durch poetiſche Wärme aus, geben aber ein ehrenvolles Zeugniß von der trefflichen Geſinnung ihres Verfaſſers in einem verdorbenen Zeitalter. Seine Oden und Epiſteln ſind ernſt und würdig gehalten; die Sprache iſt elegant, aber nur ſelten haben ſie einen ächt-poetiſchen Schwung. Seine „Mémoires sur la vie de J. Racine“ ſind nicht frei von unrichtigen Behauptungen; auch die „Réflexions sur la Poésie“ und „Remarques sur les tragédies de Racine“ ſind nicht ſehr tief gegriffen. „Oeuvres“ (Amst. 1750. 4 Voll. 12., Paris 1809. 6 Voll. 8.). 67.

Rad, lat. rota; franz. roue; engl. wheel, heißt im Allgemeinen jede runde Scheibe, welche maſſiv oder mit Speichen, auf ihrer Peripherie eben oder mit Furchen verſehen iſt und eine durch ihren Mittelpunkt gehende, auf ihrer Ebene perpendiculäre, entweder in ihr feſtſitzende oder bewegliche Achſe hat. Das dabei zum Grunde liegende mechaniſche Princip iſt der Hebel, indem man von jedem Punkte, ſowohl der Peripherie jener Scheibe, als auch der Oberfläche der phyſiſchen Achſe aus, auf welchen eine Kraft oder die reſultirende mehrerer bewegenden Kräfte wirkt, eine Linie bis zur gemeinſchaftlichen geometriſchen Achſe beider fällt und dieſe als die Längen der Hebelarme betrachtet, deren Hypomochlium in dieſer geometriſchen Achſe ſelbſt liegt. So einfach im Ganzen dieſes Princip iſt, ſo vielfach ſind die Anwendungen, die man davon gemacht hat, deren zahlreiche Modificationen einen weſentlichen Theil der praktiſchen Maſchinenlehre ausmachen. Man theilt die verſchiedenen Räder ein in: 1) das Wagenrad, deſſen Bau und Gebrauch bekannt iſt; 2) das R. an der Welle, eine maſſive Scheibe oder ein mit Speichen und einem Kranze verſehenes R. an einer Welle, einem willkührlich langen Cylinder befeſtigt, das mechaniſch ſo benutzt wird, daß die Halbmeſſer beider als Hebel wirken. Dem vielſeitigen Gebrauche zufolge, welcher davon gemacht wird, erleidet dasſelbe verſchiedene Abänderungen, woraus wieder verſchiedene Namen entſtehen. Im Ganzen jedoch zerfallen ſie in zwei Hauptclaſſen, in Räder mit horizontaler und mit verticaler Welle. Die vorzüglichſten hierher gehörigen Maſchinen ſind folgende: a) das R. an der Welle; dieſes beſteht aus einem 5—20 Fuß im Durchmeſſer haltenden Rade an einem langen dicken horizontalen, um eiſerne in feſten Lagern ruhende Zapfen beweglichen Cylinder und wird größtentheils auf Speichern gebraucht, um ſchwere Laſten aufzuwinden und aufzubewahren; b) die mancherlei Arten Haspel (ſ. d. Art.); c) die mancherlei Maſchinen, deren Welle vertical ſteht und welche den gemeinſchaftlichen Namen Winden (ſ. d. Art.) führen; ferner d) der Krahn oder Kranich; e) der Göpel und f) das Tretrad oder Laufrad (ſ. d. Artt.). 3) Das R. und Getriebe, zwei Scheiben oder Räder von verſchiedenem oder auch gleichem Halbmeſſer, welche ſich an einem Punkte ihrer Peripherie berühren. Wird nun die eine um ihre Achſe gedreht, ſo läuft auch die andere um und beider Peripherieen legen ſich ſo an einander an, daß gleiche Längen fortwährend mit einander in Berührung kommen. Damit nun ſolche Rollen oder Walzen nicht über einander hingleiten, hat man gewiſſe Erhabenheiten darauf hervorgebracht, welche entweder in die Peripherie des Rads eingeſchnitten (dentes) ſind oder aus eigenen in eingelaſſenen Kammen (paxilli) beſtehen und im Allgemeinen Zähne (dents; teeths) heißen. Ein ſolches R. und Getriebe heißt vereint ein Räderwerk, lat. systema rotarum; fr. rouage; système de roues et de pignons). Es gibt drei Arten von Rädern, nämlich das Kronrad (fr. roue à couronne; engl. crown wheel); das Sternrad oder Stirnrad (fr. roue platte; engl. spur wheel, spur gear) und das koniſche Rad (fr. roue conique; engl. be-

velled wheel), welche ſich nach der Richtung der Zähne unterſcheiden. Beim erſten ſtehn ſie auf dem Radkranze und gegen die Achſe der Welle perpendiculär, beim zweiten auf der Seite des Radkranzes vertical und mit der Achſe parallel, beim dritten ſtehen ſie ſchräg und bilden einen Kegel. Die Maſchinen, bei welchen R. und Getriebe in Anwendung kommen, ſind Öl-, Papier- und Pulvermühlen, die mancherlei Roßmühlen und Winden und dann die Uhren. 4) Mühlräder, welche in Räder mit horizontaler und verticaler Achſe und erſtere wieder in oberſchlächtige, unterſchlächtige und Kropfräder eingetheilt werden. Die Conſtruction der oberſchlächtigen Räder unterliegt großen Schwierigkeiten, namentlich iſt dabei die gehörige Größe der Zellen, damit ſie genug Waſſer aufnehmen, die gehörige Richtung der Stoßſchaufeln, damit der Stoß am wirkſamſten werde, die erforderliche Neigung derſelben, bei welcher ſie das Waſſer am längſten zurückhalten ohne einen Theil deſſelben als Hinderniß der Bewegung wieder mit in die Höhe zu nehmen, die möglichſte Leichtigkeit des Rads und andere Einrichtungen von großer Wichtigkeit; beſonders aber hängt die Wirkſamkeit des Rads von der Höhe des Gefälles und der Menge des Aufſchlagewaſſers ab. Die unterſchlächtigen Räder ſind ihrer Conſtruction nach entweder Strauberäder, welche aus einem Kranze mit Einſchnitten und darein eingekeilten Schaufeln beſtehen, welche an beiden Seiten durch einen oder zwei mitten durch ſie durchlaufenden Ringe geſteift ſind, oder Staberäder, die aus zwei parallelen Ringen beſtehen, deren jeder an beſonderen einander parallelen Spitzen befeſtigt iſt und zwiſchen denen die Schaufeln entweder insgeſammt unbeweglich feſtſitzen oder nur zum Theil in Nuten eingeſchoben ſich erforderlichen Falls herausnehmen laſſen; oder auch Panſterräder, welche im Ganzen wie die vorigen geſtaltet, nur breitere Schaufeln haben und daher durch einen oder zwei Ringe unter ſich verbunden ſind. Sie ſtehen mit einer Vorrichtung, einem Panſter, in Verbindung, vermittelſt deſſen ſie durch ein Hebewerk oder durch Schrauben, ſeltener durch einen Schwimmer nach dem verſchiedenen Waſſerſtande gehoben oder herabgelaſſen werden können. Die Kropfräder (Bruſträder, brest-wheels), bei denen das Waſſer ſeitwärts auffällt und daher das Schußgerinne eine Neigung nach der Biegung des Rads einen Kropf erhält, ſind in neuerer Zeit, namentlich in England und der Schweitz, ſehr in Aufnahme gekommen, weil ſie ſowohl nach der Theorie als nach den Ergebniſſen der Erfahrung mehr leiſten. Sie fangen unmittelbar von der Grenze der oberſchlächtigen Räder an, indem das Kropfgerinne das Waſſer in tiefer liegende Zellen ausſchüttet, folglich ſein Ausguß zunehmend tiefer herabgeſenkt, oder vielmehr die Höhe des oberſten Theils des Radkranzes höher über denſelben hinausgerückt wird, bis der Ausfluß des Waſſers mit dem Centrum des Rads in einer horizontalen Ebene liegt. Die Räder mit verticaler Achſe ſind am untern Ende mit einem horizontalen Rade verſehen, auf deſſen Kranze die Schaufeln mit einiger Neigung gegen die Ebene deſſelben ſo aufgeſetzt ſind, daß der Waſſerſtoß lothrecht gegen ſie gerichtet iſt und ſomit die Umdrehung des Rads bewirkt. Ungleich bekannter iſt das Segner'ſche Waſſerrad oder Barker's Mühle ohne Rad und Trilling. Daſſelbe beſteht aus einem auf einem Zapfen ruhenden verticalen Cylinder, welcher am untern Theile mit vier durchkreuzenden perpendiculär auf die Achſe des Cylinders gerichteten Röhren verſehen iſt, aus deren Seitenöffnungen das oben einfließende Waſſer in horizontaler Richtung ausſtrömt. In der Achſe des Cylinders befindet ſich oben eine Spindel, welche durch einen horizontalen Balken geht und am obern Theile mit einem gezahnten Rade verſehen iſt, deſſen Zähne in das verticale Getriebe derjenigen Spindel eingreifen, welche unmittelbar den Mühlſtein umtreibt. Eine ſehr ſchätzbare Schrift, welche von den Rädern überhaupt handelt, iſt: „Experimental enquiry concerning the natural power of wind and water to turn mills and other machines," von J. Smeaton (Lond. 1796). Andere ſehr ausgezeichnete Schriften über dieſen Gegenſtand

ſind: v. Gerſtner's „Handbuch der Mechanik ꝛc." (Prag 1831); Baader „Neues Syſtem der fortſchaffenden Mechanik ꝛc." (München 1822, Fol.). — Die Strafe des Rades, mit welcher ſonſt Mörder, Brandſtifter, Straßen- und Kirchenräuber belegt zu werden pflegten, war ſchon bei den Griechen und Römern gewöhnlich. Dieſe pflegten nämlich den Verbrecher zwiſchen die Speichen eines Rades ausgeſtreckt zu binden und dieſes ſchnell zu drehen, bis derſelbe ſeinen Geiſt aufgab; zuweilen band man noch einen großen Stein an ſeinen Fuß und zündete ein Feuer unter dem Rade an. Später pflegte man den Verbrecher auf ein Bret an den Boden zu binden und ihm die Knochen zu zerſchlagen, indem man ein ſchweres Rad wiederholt auf ihn fallen ließ. Dieß geſchah theils, indem man zuerſt die Knochen der Extremitäten zerſchlug und den Verbrecher entweder daran qualvoll ſterben ließ oder zuletzt ihn durch einige Stöße auf Bruſt und Genick tödtete (Rädern von Unten), theils, indem man zuerſt die Stöße gegen den Kopf und die Halswirbelſäule richtete (Rädern von Oben); menſchliche Urtheilsvollſtrecker ließen aber den zu Beſtrafenden oft vorher erſt erdroſſeln. Zuletzt flocht man in beiden Fällen den Körper auf das Rad und überließ ihn ſo den Raubthieren zur Speiſe, eine Maßregel, welche man bis auf die neueren Zeiten herab als Schärfung bei Hinrichtungen anzuwenden pflegte, indem man den Körper auf das R. flocht, den Kopf auf einem Pfahle daneben aufſteckte. Die neueſte Zeit ſucht dieſe barbariſche Strafe immer mehr außer Anwendung zu bringen. 40. 30.

Radagais (Radagaiſus) brach als Anführer einer über 200000 bewaffnete Männer ſtarken Schwarmes Sueven, Vandalen, Burgunder, Alanen, Gothen und anderer Völker, von anſtürmenden aſiatiſchen Horden nach Süden gedrängt, 406 n. Chr. in Italien ein, verwüſtete Oberitalien und belagerte ſchon Florenz, ſo daß Rom von heftigem Schrecken zitterte. Da rettete aber Stilicho (ſ. d. Art.) daſſelbe noch vor dem Untergange. Nur mit einem geringen Heere zog er R. entgegen, entſetzte Florenz, ſchloß das Barbarenheer in den Bergen von Fäſulä (Fieſole) durch Verſchanzungen ſo ein, daß ein großer Theil Hungers ſtarb und vernichtete es endlich in einer Schlacht, in welcher R. ſelbſt gefangen wurde. Er ward enthauptet und die Gefangenen verkaufte man als Sklaven. 77.

Radbertus (Paſchaſius), ſ. Paſchaſius Radbertus.

Radcliffe (Anna), eine vielgeleſene engliſche Romanſchriftſtellerin, am 9. Juli 1764 zu London geboren, erhielt eine ſehr ſorgfältige Erziehung und verrieth ſchon in früher Jugend eine große Neigung zur ſchönen Literatur. Von ihren Lebensumſtänden wiſſen wir nicht viel mehr, als daß ſie mit ihrem Familiennamen Ward hieß, ſich 1783 mit dem Rechtsgelehrten W. Radcliffe verheirathete und 1793 eine Reiſe auf den Continent machte, welche ſie auch in einem ziemlich trockenen Reiſejournal („Travels through Holland and along the Rhine," Lond. 1794. 4. beſchrieb und daß ihre Schriftſtellerei ihr nicht nur Ruhm, ſondern auch ein bedeutendes Vermögen einbrachte. Von ihren zahlreichen Romanen nennen wir nur: „The romance of the forest" (N. E. Lond. 1792. 3 Voll. 8., deutſch von D. M. Liebeskind, Leipz. 1793. 3 Thle. 8.); „Julia" (London 1791. 2 Voll. 8., deutſch von Liebeskind, Hanov. 1795. 2 Thle. 8.); „The Italian" (Lond. 1797. 3 Voll. 8., deutſch von Liebeskind, Königsb. 1797—1799. 3 Bde. 8.) und „The mysteries of Udolpho" (Lond. 1794. 4 Voll. 8., deutſch, Riga 1795—1796. 4 Thle. 8.) als die bekannteſten und beſten. Sie ſind alle ohne Ausnahme ſchauerlich und ſpielen in Wäldern, verfallenen Schlöſſern und Kloſtergewölben. Ihre Plane ſind gut entworfen, der Knoten wird oft mit überraſchender Kunſt geſchürzt und gelöſt, die Schilderungen ſind ſehr maleriſch und hinreißend und der Styl iſt rein und correct. Bei allen dieſen Vorzügen können ſie aber doch auf höhern Kunſtwerth keinen Anſpruch machen, indem ſie einzig und allein und auf jede Weiſe auf den augenblicklichen Effect hinarbeiten. Zu ih-

rer Zeit waren dieſe haarſträubenden Erzählungen ſo berühmt und beliebt, daß viele unter dem Namen ihrer Verfaſſerin in Umlauf kamen, die von andern, weit unter ihr ſtehenden Romanſchreibern herrühren. R. ſtarb am 9. Jan. 1823 zu Linclico bei London. Ihr Nachlaß erſchien unter dem Titel: „Gaston de Blondeville, or the court of Henry III.“ (deutſch von ....r, Leipz. 1827. 2 Thle. 8.); „St. Albans abbey, a metrical tale, with some poetical pieces,“ (Lond. 1826. 4 Voll. 8.). 67.

Radeberg, ein Städtchen an der Röder im Königreiche Sachſen mit 2000 Einw., 3 Stunden nordöſtlich von Dresden entfernt, hat in ſeiner Umgebung ein heilkräftiges, 1716 entdecktes Bad, das Auguſtusbad genannt. Es liegt ½ Stunde von der Stadt, benutzt 7 eiſenhaltige Quellen, von denen die eine die Stolln- oder Auguſtusquelle heißt und iſt bisher bei atoniſchen Krankheiten, Hyſterie, Bleichſucht, Lähmungen und Schleimflüſſen mit gutem Erfolge gebraucht worden. Die Nähe der Hauptſtadt trägt ſehr viel zur Frequenz des Kurorts bei und wird namentlich als Vergnügungsort zahlreich beſucht. Die nächſte Umgegend bietet zwar nicht das Reizende dar, womit die Natur ſo manchen andern Badeort bedacht hat, doch gewährt das nahe heiſtersdorfer Thal einigen Erſatz dafür. S. „Radeberg und ſeine Umgebung“ von Dr. Martius (Bautz. 1828). Früher ſchon erſchien eine Beſchreibung deſſelben von Pienitz und Ficinus (Dresden 1814). 35.

Radegaſt war ein Götze der Slawen, beſonders der Obotriten in Mecklenburg, welchen Grimm mit dem Wodan der Deutſchen für identiſch hält. Bei Rhetra im Mecklenburgiſchen ſoll ſein metallenes Standbild geſtanden haben und 960 v. Chr. von Otto I. zerſtört worden ſein. Über ſeine Abbildung herrſchen verſchiedene Angaben; doch ſollen ihm die Pferde heilig geweſen ſein. 23.

Rademacker iſt der Name von zwei ausgezeichneten niederländiſchen Malern. — Gerard R., geb. 1672 zu Amſterdam, widmete ſich anfangs dem Willen ſeines Vaters gemäß, welcher ein Zimmermann war, eben dieſem Handwerke und ſollte ſpäter Architectur ſtudiren. Allein eine unbezwingliche Neigung zur Malerei, die zuerſt der geſchickte Portraitmaler van Goor in ihm rege gemacht hatte, veranlaßte ihn, ſeines Vaters Haus zu verlaſſen und unter des eben Genannten Leitung Zeichnen und Malen zu lernen. Später ging er nach Rom, um durch das Studium der zahlreichen dort vorhandenen Meiſterwerke ſeine Bildung zu vollenden. Nach ſeiner Rückkehr ließ er ſich in Amſterdam nieder. Er malte vorzüglich Architectur und perſpectiviſche Stücke und zwar mit einer ſeltenen Vollendung. Unter ſeinen nicht ſehr zahlreichen Arbeiten (denn er ſtarb bereits 1711) erregen vor allen eine perſpectiviſche Anſicht der Peterskirche zu Rom und eine Reihe von ſymboliſchen Darſtellungen auf dem Stadthauſe von Amſterdam die Bewunderung der Kenner. — Abraham R., geb. 1675 zu Amſterdam, bildete ſich durch eigenen Fleiß nur nach der Natur und anerkannten Muſtern zu einem trefflichen Landſchafts- und Architecturmaler. Er malte meiſt in Waſſerfarben und Gouache, hatte ein ſchönes Colorit und arbeitete ſehr ſorgfältig, wobei er indeß bisweilen in eine gewiſſe Trockenheit verfiel. Auch als Kupferſtecher zeichnete er ſich aus, beſonders durch eine treffliche Sammlung der merkwürdigſten Überreſte des Alterthums in den Niederlanden. Er ſtarb im Jahre 1735. 36.

Radeſyge, lat. lepra borealis; norweg. spedaliskhed (von rade, einem obſoleten däniſchen Worte, heftig und syge, Seuche), iſt eine in Scandinavien endemiſche Krankheit, die ſowohl mit dem Ausſatze, als mit der Luſtſeuche Ähnlichkeit hat und die Schleimhäute, Haut und Knochen befällt. Sie fängt mit Röthe, Anſchwellung und Verſtopfung der Naſe, Heiſerkeit, Entzündung des Halſes, übelriechendem Athem an; am Gaumen und an den Mandeln kommen braunrothe Flecken zum Vorſcheine, die in bösartige Geſchwüre übergehen und in der Haut

ſtellt ſich ein knolliger, fleckiger Ausſchlag ein, der ſich anfangs als erbſengroße, ſchmerzloſe Knötchen darſtellt, die ſpäter ein dunkelblaues Anſehn annehmen und ſich über die Haut erheben. Nun ſtellt ſich auch in den Knochen, hauptſächlich des Nachts, ein mehr oder weniger heftiger Schmerz ein; dieſe ſchwellen an und es bilden ſich in ihnen ſchwammige, eine übelriechende Jauche ergießende Geſchwüre. — Dieſe Krankheit iſt erſt ſeit dem Jahre 1720 in Norwegen und ſeit 1787 in Schweden beobachtet worden; ihren Urſprung ſchreibt man einer Ausartung des veneriſchen Giftes bei Leuten zu, die eine ärmliche, höchſt unreinliche Lebensart führen, faſt blos von fetter, verdorbener Fiſchſpeiſe leben und einem rauhen, veränderlichen Klima ausgeſetzt ſind. 39.

Radical (von radix, die Wurzel), iſt Alles, was die Grundlage, die Wurzel, einer Sache angeht und daher gleichbedeutend mit gründlich, durch und durch, bis ins innere Weſen der Sache eindringend (activ), oder mit demſelben verwachſen (paſſiv). In letzterer Hinſicht ſpricht man z. B. von Radicalfehlern, Radicaltugenden u. ſ. w.; in erſterer hingegen von Radicalcuren, Radicalreformen, Radicalkenntniß u. ſ. f. Der Begriff iſt aber in neueſter Zeit auf dem Gebiete der Politik etwas ſpecieller aufgefaßt worden. Indem nämlich in Großbritannien über die innere Lage des Landes ſich die verſchiedenſten Meinungen erhoben und zu deren Gunſten beſondere Parteien ſich bildeten, trat auch eine Partei hervor, welche eine gänzliche Umänderung der britiſchen Staatsverfaſſung verlangte und ſich daher Radicalreformers nannte. Anfangs traten viele wichtige Männer zu ihr über, aber bald ward durch einige Überſpannte, wie Hunt, Watſon u. A., der große Haufen als Theilnehmer zugezogen und es fielen Exceſſe vor, welche ein kräftiges Einſchreiten der Regierung nöthig machten und die Gemäßigten veranlaßten ſich zurückzuziehen. Trotz der ſtrengen Maßregeln dauerte aber die Partei fort und hat theils durch ihre oft übertriebenen Forderungen, theils auch nur durch den Gebrauch ihrer Gegner, auf dem Feſtlande dem politiſchen Radicalismus den Namen gegeben, womit man das Streben bezeichnet, die beſtehenden Staatsformen gewaltſam umzuſtürzen und zwar, nach einem engern Begriffe, in anarchiſchem Sinne. Daher pflegt man in der neueſten Zeit die Namen Radicale und politiſche Friedensſtörer faſt für gleichbedeutend zu nehmen. 37.

Radiren, ſ. Kupferſtecherkunſt.

Radirnadel, fr. pointe, échoppe; engl. graving-needle, nennt man einen mit einem Griffe verſehenen entweder ſtumpfen oder ſpitzig angeſchliffenen Stift, deren es von ſechſerlei Graden gibt. Das Radiren mit dieſer Nadel ſo wie das darauffolgende Ätzen macht eine eigene Stechweiſe in der Kupferſtecherkunſt (ſ. d. Art.) aus. Ältere Künſtler bedienten ſich außer der Nadel auch noch der Echoppe, eines Inſtruments, das faſt wie ein Grabſtichel (ſ. d. Art.) gekrümmt iſt und in eine Spitze zuläuft. Iſt nämlich der aus weißem Maſtix, weißem Colophonium, Jungfernwachs ꝛc. gemiſchte Firniß auf die Kupferplatte aufgetragen und die Zeichnung daraufgelegt, ſo überfährt der Künſtler die Umriſſe der letzteren behutſam mit der R., worauf er nach den entſtandenen Umriſſen die Zeichnung weiter ausführt und in den Ätzgrund zeichnet, dabei jedoch mit der R. nicht ſtärker niederhält, als eben nöthig iſt, um die nachher zu ätzenden Striche rein aus dem Grundfirniß hervortreten zu laſſen. 26.

Radius heißt in der Elementargeometrie der Halbmeſſer eines Kreiſes oder einer Kugel, in der höhern Geometrie aber jede Linie, die von einem gegebenen Punkte an eine Curve gezogen wird und die in der Aſtronomie radius vector heißt. Der Halbmeſſer der Krümmung einer Curve wird radius curvedinis genannt. 40.

Radlof (Johann Gottlieb), ein gründlicher deutſcher Sprachforſcher, am 26. März 1775 zu Kleinlauchſtädt bei Merſeburg geboren, widmete ſich der Philologie und brachte nach Beendigung ſeiner Studien einige Zeit in dem Hauſe Campe's

zu Braunſchweig zu, wo er ſich mit der kritiſchen Durchſicht des von dieſem bekannten Sprachforſcher entworfenen Verdeutſchungswörterbuchs beſchäftigte. Später privatiſirte er zu Leipzig, Heidelberg, München (wo er einige Jahre bei der Centralbibliothek angeſtellt war), Erlangen und Frankfurt, bis er 1818 als außerordentlicher Profeſſor der deutſchen Sprache an die Univerſität Bonn berufen wurde, welche Stelle er aber nicht lange bekleidete; denn ſchon 1822 zwang ihn völlige Erblindung ſich aus dem öffentlichen Wirkungskreiſe zurückzuziehen. Er lebt ſeitdem mit einer Penſion zu Berlin. Seine zahlreichen Schriften über die deutſche Sprache („Trefflichkeiten der ſüddeutſchen Mundarten", Münch. 1811. 8.; „Geſetzgebung der deutſchen Sprache", Ebend. 1812. 8.; „Frankreichs Sprach- und Geiſtestyrannei über Europa ſeit dem Raſtadter Frieden des Jahres 1714 dargeſtellt", Ebend. 1814. 8.; „Deutſchlands Ruhmhallen", Ebend. 1814. 8.; „Die Sprache der Germanen in ihren ſämmtlichen Mundarten", Frankf. 1817. 8.; „Ausführliche Schreibungslehre der deutſchen Sprache für Denkende", Ebend. 1820. 8.; „Muſterſaal aller deutſchen Mundarten", Bonn 1821—1822. 2 Thle. 8.; „Neue Unterſuchungen des Keltenthumes", Ebend. 1822. 8. und „Deutſchkundliche Forſchungen und Erheiterungen für Gebildete", Berl. 1826—1827. 3 Thle. 8.) beurkunden ſämmtlich ein tieferes Eindringen in dieſen Gegenſtand, wenn ſie auch von mancher philoſophiſchen Verirrung nicht frei ſind. Das meiſte Lob verdient ſeine genaue Unterſuchung der verſchiedenen deutſchen Dialekte. 66.

Radſcha (ſtammverwandt mit rex, Recke), nach engliſcher Schreibart **Rajah**, iſt der allgemeine Titel für Fürſt in Oſtindien. 9.

Radſchputen, Rasbuten (râdschâputra's), d. i. Prinzen, Königsſöhne, heißt ein aus der Kriegerkaſte, den Kſchatriyas entſprungener Hinduſtamm, einer der edelſten und kriegeriſchſten Oſtindiens. Sie bewohnen das Land Radſchputana (Radſchaſthan) oder Adſchmir (22° L. und 30° N. Br.), eine über 6000 □M. große Landſtrecke, welche die weſtliche Hälfte des großen Thalbeckens zwiſchen den Vorhöhen des Himalaya und der ſüdlichen Wand des Vindhya, der Grenzſcheide Dekans, ausmacht und ſich gegen Weſten nach dem Indus in eine mit nur wenigen Oaſen bedeckte Sandwüſte verflacht. Der Name R. gebührt indeß nur der eigentlichen Kriegerkaſte dieſes Landſtrichs, da ſich noch jetzt deutlich eine Urbevölkerung, welche von jenen, als den Siegern, Sitte, Religion und Verfaſſung der Hindu annehmen mußte, unterſcheiden läßt. Die verſchiedenen einzelnen Staaten der R., die ihrer inneren Einrichtung nach die größte Ähnlichkeit mit den Feudalſtaaten des europäiſchen Mittelalters haben, ſtehen unter einem Fürſten, Radſcha, welcher als Gebieter und Schützer des Ganzen betrachtet wird und die einzelnen Theile des Landes ſeinen Vaſallen als Lehn verleiht. Die Inſignien deſſelben ſind das Paraſol (kirnia), der rothe Schirm (chhatra) und der Fliegenwedel (chamra); außerdem aber hat noch jedes fürſtliche Haus ſein beſonderes Palladium, z. B. die goldene Figur oder eine Sonne. Als Zeichen des Adels überhaupt gelten die Pfauenfeder, Deviſen, Standarten und anderer Ritterſchmuck. Niederen Ranges, obwohl auch geachtet, ſind die ackerbauenden R., verachtet dagegen die Sondis, eine Halbkaſte, und einige in faſt urſprünglicher Reinheit noch vorhandene Stämme der Ureinwohner, wie die Dſchats, Mhairs und Bhattis, meiſt Räubervölker in dem Dickicht finſterer Wälder hauſend. — Die meiſten Staaten der R. ſind jetzt von den Engländern abhängig, andere ſind Vaſallenländer von Sindia. Vergl. des Oberſten Tod: „Annals and antiquities of Rajast'han, or the central and western Rajpoot states of India" (Lond. 1819), das ausführlichſte Werk, das wir jetzt über dieſen Gegenſtand beſitzen. 1.

Radziwil nennt ſich eines der älteſten und angeſehenſten Geſchlechter Lithauens, welches vor Einführung des Chriſtenthums zu den Beherrſchern dieſes

Landes gehört haben und von den Fürſten Syrpucius und Voyſchund, nach Andern von Narimund, Fürſten von Pinsk, Mozyr und Volhynien, abſtammen ſoll. Ein R. kommt zuerſt als Marſchall von Lithauen vor (1405) und ward mit Jagello, der Lithauen mit Polen vereinigte, getauft. — Nikolaus III. R., Palatin von Wilna, wurde von dem Kaiſer Maximilian I. als Reichsfürſt anerkannt (1518) und von dem Könige Sigismund I. von Polen in dieſer Würde beſtätigt. Dieſelbe Würde beſaß Nikolaus IV., Fürſt von Olyka und Nieswiecz, der Stammvater der jetzt lebenden Radziwils. Er war ein tapferer Krieger, ſchlug einige Male die Ritter des deutſchen Ordens und die Ruſſen aus Liefland, und ergriff mit Enthuſiasmus die Anſichten der deutſchen Reformatoren. Die Lutheraner fanden durch ihn in Polen Aufnahme und Stütze und auf ſeine Koſten wurde die ſogenannte von Socinianern aus der Urſchrift überſetzte Radziwil'ſche Bibel („Biblia swieta“, Brzescin 1563. Fol.) gedruckt. Bekannt iſt das unglückliche Loos der Schweſter des Nikolaus R., Fürſten von Birze, Barbara R. (geb. 1523), welche Sigismund Auguſt noch als Kronprinz zur Gemahlin nahm und die, als ſie gegen den Willen des Reichstags als Königin gekrönt ward, 1551 an Gift ſtarb. Die Familie der Radziwils theilt ſich in mehrere Linien, von welchen die von Birze und Dubinki, die von Nieswiecz und Olyka (erloſch 1813) und die zu Kleck (erloſch 1690) die bekannteſten ſind. Die erſte (von Birze) erloſch 1669 mit Boguslaw R., Generalgouverneur in Preußen, deſſen Tochter, Charlotte Louiſe, zuerſt mit Ludwig, dem zweiten Sohne des großen Churfürſten von Brandenburg, und dann mit Karl Philipp, Pfalzgrafen von Neuburg, vermählt war. Nikolaus' IV. Sohn Nikolaus Chriſtoph R. (geb. 1549) ging nebſt ſeinen Brüdern, Stanislaus und Albert, wieder zur katholiſchen Religion über und machte ſogar eine Reiſe nach Jeruſalem („Jerosolymitana peregrinatio“, Antw. 1614. Fol. Polniſch, Krakau 1617. 4. Deutſch von L. von Borkau, Mainz 1603. 4.). Er wird als ein vorzüglicher Krieger und als ein gewandter, kenntnißreicher Mann geſchildert, wie ſchon ſein längerer Aufenthalt an deutſchen und italieniſchen Höfen nicht anders vermuthen läßt. Nach ihm haben ſich die meiſten Glieder ſeiner Familie in Krieg und Frieden ausgezeichnet und die bedeutendſten Ehrenſtellen bekleidet. Alle anzuführen wäre aber hier unmöglich; wir begnügen uns daher mit der Nennung der beiden Brüder, Anton Heinrich und Michael, welche in der neueſten Zeit auch dem Auslande bekannt geworden ſind. — Anton Heinrich, Fürſt R. von Nieswiecz und Olyka, am 13. Juni 1775 geboren, widmete ſich mit gutem Erfolge den Wiſſenſchaften und Künſten und ward, da er durch die Vermählung mit der Tochter des Prinzen Ferdinand von Preußen, der Prinzeſſin Friederike Dorothea Louiſe Philippine, mit dem preußiſchen Königshauſe verwandt war, 1815 Statthalter im Großherzogthume Poſen, welche Stelle er, ohne je ſeine Vorliebe für Polen zu verläugnen, mit der größten Gewiſſenhaftigkeit und Treue bekleidete. Das Unglück ſeines Vaterlandes überlebte er nicht lange; er ſtarb am 7. April 1833 zu Berlin an der Cholera. Der Muſik war er leidenſchaftlich ergeben und mehrere ſeiner eigenen Compoſitionen (z. B. die Oſterchöre aus Göthe's Fauſt) verdienen größere Verbreitung. Sein Bruder, Michael Geron, Fürſt R., Comthur des Johanniterordens, am 24. Sept. 1778 geboren, widmete ſich ſchon in früher Jugend dem Militairdienſte und machte die meiſten Feldzüge des erſten polniſchen Befreiungskrieges unter Poniatowski und Kosciuszko mit. Während des Krieges gegen Rußland erhielt er ein Regiment und zeichnete ſich bei Smolensk, Witepsk und Polock durch ſeine Tapferkeit ſo ſehr aus, daß ihn Napoleon auf dem Schlachtfelde zum Brigadegeneral ernannte. Nachdem er allen Schlachten bis zum Einzuge der Alliirten in Paris beigewohnt hatte, kehrte er nach dem Frieden nach Polen zurück, wo er nach der neuen Organiſation des Landes ſeinen Abſchied nahm und bis zum Ausbruche der polniſchen Revolution ru-

hig lebte. Er hatte ſich die allgemeine Achtung in ſo hohem Grade erworben, daß ihn der Reichstag am 21. Jan. 1831 zum Oberbefehlshaber der Armee ernannte. R., ſeinen eigenen Kräften mißtrauend, verſammelte die vorzüglichſten Feldherrentalente um ſich und erkannte wohl, daß nicht ihm der Ruhm der errungenen Siege, ſondern hauptſächlich dem Genie und der Tapferkeit Chlopicki's und Skrzynecki's gebühre. Er legte daher ſchon am 26. Febr. freiwillig das Obercommando nieder, welches nach ſeinem Wunſche dem geübteren Feldherrn Skrzynecki übertragen wurde. Nach der Einnahme von Warſchau ward er in das Innere Rußlands gebracht, wo er noch jetzt, von der Amneſtie ausgeſchloſſen, feſtgehalten wird. — Das fürſtliche Geſchlecht R. hat große Beſitzungen in Polen, Lithauen und Poſen, die Herzogthümer Olyka, Nieswiecz, die Fürſtenthümer Dulimki, Kleck und Birze, die Grafſchaften Mir, Biala, Kopyl, Nutyk, Koydanow, Kinydany und viele Güter und Paläſte zu Warſchau, Grodno und Krakau. 66.

Rädelsführer, lat. turbo; franz. boute-feu; engl. ring-leader, pflegt man gewöhnlich den Anſtifter oder Lenker von Meutereien, Unruhen, Aufſtänden und dergl. zu nennen. Der Name ſoll daher kommen, daß im Bauernkriege die Bauern anfangs oft Pflugräder auf Stangen als Fahnen benutzt, ſpäter ein Rad auf ihre Fahnen gemalt haben ſollen, ſo daß R. ſ. v. a. *Fahnenträger* bedeutete, welcher allerdings zur Zuſammenhaltung eines Haufens eine Hauptperſon bildet. Geſetzlich werden nach Unterdrückung der entſtandenen Unruhen die R. mit der größten Strenge geſtraft, während die Übrigen oft Amneſtie erhalten. 9.

Räthſel nennt man ein kleines Spiel des Witzes, gewöhnlich in Verſen, worin man eine Sache, ohne ſie namhaft zu machen, durch ihre Urſachen, ihre Wirkungen und ihre Eigenthümlichkeiten in mehrdeutigen Worten und Bildern beſchreibt und dadurch den Verſtand zur Ausfindung der gemeinten Sache reizt. Die Hauptaufgabe eines guten Räthſels beſteht darin, daß die ganze Beſchreibung, wenn auch ihre einzelnen Theile mehrdeutig ſind, ſich doch nur auf eine einzige Sache anwenden laſſe. Über den Urſprung und das Alter des Räthſels nachforſchen zu wollen, lohnte ſich ſicher nicht der Mühe, doch ſcheint man mit Gewißheit annehmen zu können, daß es aus dem Oriente ſtammt (ſ. Charade und Logogryph). 66.

Räuchern kann man auf verſchiedene Weiſe. Hängt man thieriſche Theile oder ganze Thiere in den Rauch und läßt ſie von dem empyreumatiſchen Stoffe, welcher mit dem Rauche in Schornſteinen emporſteigt, durchdringen, ſo ſind ſie geräuchert, z. B. Wurſt, Schinken, Lachs, Häringe ꝛc. Man ſtellt aber auch Räucherungen an, wenn man Krankheitsſtoffe zerſtören will, und dazu dienen vorzüglich Chlor- und Salpeterräucherungen; es werden dabei Gasarten entwickelt, die Miasmen und üble Gerüche zu zerſetzen vermögen. Endlich bezweckt man auch, durch R. Wohlgerüche zu verbreiten und dieſes geſchieht durch Aufſtreuen von Wachholderbeeren, Bernſtein, Benzoë auf glühende Kohlen oder durch Aufſchütten von Räucherpulver oder wohlriechenden Ölen auf heiße Stellen. 5.

Rafael, ſ. Raphael.

Raff (Georg Chriſtian), bekannter Schulmann und Kinderſchriftſteller, wurde den 30. Sept. 1748 geboren, beſuchte das Gymnaſium zu Ulm und ſtudirte dann zu Göttingen, wo er 1780 Rector am Lyceum ward, aber ſchon den 5. Juni 1788 ſtarb. Er iſt vorzüglich durch ſeine Schriften für die Jugend berühmt geworden, welche deßhalb, weil ſie in dialogiſcher Form verfaßt waren und als Unterhaltungen des Lehrers mit den Kindern oder dieſer unter einander ſich darſtellten, mit ungemeinem Beifalle aufgenommen wurden. Hierzu gehören vorzüglich ſeine „Geographie für Kinder zum Gebrauche für Stadt- und Landſchulen" (Göttingen 1776. 13. Aufl. 1817) und „Naturgeſchichte für Kinder" (Götting. 1778. 13. Aufl. 1833), welche zwar vieles Unwahre, Verkehrte und Fade enthalten, aber zur Zeit ihres Erſcheinens als die erſten Jugendſchriften dieſer Art von außer-

ordentlichem Nutzen waren und ungemein viel zur Kenntniß dieſer Wiſſenſchaften in den niederen Lebenskreiſen beigetragen haben. R. verdient daher gewiß den aufrichtigen Dank jedes Menſchenfreundes, ſo wie die einſeitige Herabwürdigung ſeiner Verdienſte in der neuern Zeit nur Bedauern erregen kann. 16.

Raffiniren, lat. raffinare; franz. raffiner; engl. to refine, heißt in den Künſten die Läuterung und Reinigung der Producte bewirken, z. B. R. des Zukkers, des Salpeters, des Camphers ꝛc. 5.

Raffles (ſpr. Räffels) (Sir Thomas Stamford), ein um die oſtindiſchen Beſitzungen vielfach verdienter Engländer, geb. 1781 auf einem auf der Fahrt nach den Antillen begriffenen Schiffe, ward 14 Jahre alt Schreiber im oſtindiſchen Hauſe zu London und zeichnete ſich in der Folge durch Fleiß und Kenntniſſe ſo rühmlich aus, daß er im Jahre 1805 als Secretair bei dem Gouverneur der Inſel Pulo-Penang angeſtellt wurde. Später begab er ſich nach Java, leiſtete hier dem Lord Minto bei Eroberung der Inſel im Jahre 1811 weſentliche Dienſte und erhielt zur Belohnung das Gouvernement derſelben. Sein äußerſt ſegensreiches Wirken um das Gedeihen der Colonie ward zwar durch die Zurückgabe derſelben an die Holländer unterbrochen, doch erhielt er als Anerkennung ſeiner Tüchtigkeit die Statthalterſchaft von Benkulen, wo ſich ſein ungewöhnliches Verwaltungstalent ebenfalls im ſchönſten Lichte zeigte. Ein beſonderes Verdienſt erwarb er ſich im Jahre 1819 durch Gründung einer Niederlaſſung in Singapur, durch welche der britiſche Handel in jenen Gegenden einen ſicheren Standpunkt gewann. Seine ſchwankenden Geſundheitsumſtände veranlaßten ihn endlich im Jahre 1824 zu dem Entſchluſſe nach England zurückzukehren, doch hatte er kurz vor der Abfahrt noch das Unglück, durch einen Schiffsbrand den größten Theil ſeiner werthvollen Sammlungen zu verlieren. Nach ſeiner Ankunft in England beſchäftigte er ſich mit literariſchen Arbeiten, ſtarb aber bereits am 5. Juli 1827. — Man hat von ihm: „History of Java“ (Lond. 1817. 2 Voll.) und von ſeiner Wittwe: „Memoir of the life and public services of Sir Thom. Stamford R.“ (Lond. 1830). 22.

Raguſa (ſlav. Dobronich, das alte Rausium, L. 35° 51′ 40″, Br. 42° 36′ 30″), Kreisſtadt und Sitz eines Erzbisthumes, am Fuße des Berges Sergio, auf einer Halbinſel des adriatiſchen Meeres in Süddalmatien gelegen, die einen vortrefflichen Hafen bildet, iſt ummauert, von ſchöner Bauart und von der Landſeite durch felſige Höhen geſchützt. Sie zählt mit den Vorſtädten 1500 Häuſer mit 8000 Einw. und hat breite, regelmäßige, ſchöngebaute und des Nachts erleuchtete Straßen, 1 prächtigen Palaſt, vormals die Reſidenz des Rectors der Republik, 1 Kathedrale, mehrere katholiſche und griechiſche Kirchen und Klöſter, worunter ein Piariſtencollegium mit Gymnaſium und einer großen Bibliothek, 1 großes Hoſpital und Krankenhaus, 1 Hauptſchule, 1 philoſophiſche Lehranſtalt, 1 Buchhandlung, 1 Buchdruckerei und 1 italieniſches Theater. In R. findet man Manufacturen in ſeidenen Zeuchen und Tuch, 1 Tabaksfabrik und einige Leder- und Roſogliofabriken, Liqueurbrennereien, Seifenſiedereien und Schiffbau; dabei treibt dieſe Stadt einen wichtigen Handel und Schifffahrt mit 300 eigenen Schiffen, wovon 28 auf lange Reiſen eingerichtet ſind. Der kleine Hafen, den das Fort Lorenzo beſchützt, iſt nicht ſo geräumig und ſchön, als der bei dem Dorfe Gravoſa oder Sante Groce, welches der eigentliche Hafen von R. iſt und wo die Schiffswerfte und Magazine angelegt ſind. — R. bildete bis auf die neueſten Zeiten eine ariſtokratiſche Republik unter dem Schutze des Sultans, des Königs beider Sicilien und der Republik Venedig. Die höchſte Gewalt war bei dem großen Rathe, welchen der Adel einnahm; dieſer übertrug die vollziehende dem Rathe der Pregadi, an deſſen Spitze ein Rector ſtand, der jeden Monat neu gewählt wurde. Er zahlte einen Tribut von 25000 Piaſter an die Pforte. Der Adel war Alleinherr, die übrigen Einwohner ſeine Leibeigenen, die unter dem

Drucke der Feudalverfaſſung erlagen. Als Frankreich Herr von Dalmatien wurde, entſchlief auch dieſer Freiſtaat und der wiener Congreß gab ihn 1815 dem Hauſe Öſtreich. Aber ſchon unter der franzöſiſchen Herrſchaft waren die Rechte des Adels eingeſchränkt und die perſönliche Freiheit der Unterthanen hergeſtellt worden, welches Öſtreich ſanctionirt hat, und die Thore von R., die ſonſt nur einige Stunden des Tages geöffnet waren, ſind nun Einheimiſchen und Fremden zu jeder Zeit zugänglich. Von ihr führt der Marſchall Marmont (ſ. d. Art.) den Titel Herzog von Raguſa. 71.

Rahel, ſ. Varnhagen van Enſe.

Rajah (arab. رعية, die Heerde) bedeutet eigentlich die Bevölkerung eines Staats überhaupt, die Türken gebrauchen es aber ausſchließlich zur Bezeichnung der Nichtmuhammedaner. 9.

Raibolini (Francesco), gewöhnlich **Francesco Francia** genannt, ein berühmter italieniſcher Hiſtorienmaler, das Haupt der bologneſiſchen Schule, wurde 1450 zu Bologna geboren. In früher Jugend ſchon legte er ſich mit entſchiedenem Erfolge auf das Zeichnen, auch erwarb er ſich in Kurzem eine ungewöhnliche Fertigkeit im Stempelſchneiden und Nielloarbeiten, bis er endlich in der Schule des Malers Marco Zoppo ausſchließlich die Malerei zu betreiben anfing. Sein ungewöhnliches Talent ſicherte ihm bald einen Rang unter den beſten Künſtlern ſeiner Zeit und verſchaffte ihm, obgleich er um Vieles älter war, die Freundſchaft Raphael's. Unter ſeine vorzüglichſten Werke gehören eine ſchöne Madonna, ein heiliger Auguſtin und ein heiliger Franciscus in der Kirche alla Miſericordia ſeiner Vaterſtadt und eben daſelbſt der berühmte heilige Sebaſtian (jetzt iſt nur noch eine Copie vorhanden), welcher eine Zeit lang als Kanon zum Studium des Nackten diente. Der Compoſition R.'s fehlt es an Feuer und Lebendigkeit, dagegen iſt ſein Colorit äußerſt glänzend, die Zeichnung correct und die mechaniſche Ausführung in jeder Hinſicht vollkommen. Über das Todesjahr R.'s waltet einiger Zweifel, doch iſt es gewiß, daß er nicht, wie Einige annehmen, 1517 oder 1518, ſondern erſt um 1526 geſtorben iſt. Unter ſeinen Schülern ſind die ausgezeichnetſten ſein Sohn Giacomo, ſein Neffe Giambattiſta R. und Raimondi. 36.

Raimar (Freimund), ſ. Rückert.

Raimund Lullus, ſ. Lullus.

Raimund von Sabunde (auch R. von Sabeyde, Sebunde, Sabonde geſchrieben), war Arzt und Lehrer der Medicin, Philoſophe und Theologie zu Toulouſe, um das Jahr 1436. — Er iſt berühmt durch ſeine natürliche Theologie, den erſten Verſuch dieſer Art, die ihn als völligen Rationaliſten erſcheinen läßt, indem er behauptete, der Menſch habe zwei Bücher von Gott bekommen, das der Offenbarung, das aber durch Menſchenſatzung verfälſcht ſei, und das unverfälſchte der Natur, daher man die Ausſprüche jenes erſtern durch die dieſes letztern, alſo durch die menſchliche Vernunft, rechtfertigen und beweiſen müſſe. — Er ſchrieb jenes Buch ſpaniſch, doch vermiſcht mit vielem Latein, nicht nach der ſcholaſtiſchen Weiſe in Fragen und Antworten, ſondern im fließenden und ſchönen Vortrage. 1487 wurde es ins Lateiniſche überſetzt und erſchien unter dem Titel: „Theologia naturalis sive liber creaturarum, ex quo homo in Dei et creaturarum suique ipsius cognitionem assurgit“ (Straßburg 1496 und 1501. Neuere Ausgaben ſind Frankfurt 1635 und Amſterdam 1761 erſchienen). Doch war das Werk (von dem übrigens Adriani Turnebus vermuthete, es ſei ein gedrängter Auszug aus des Thomas von Aquino Schriften) bald in Vergeſſenheit gerathen und erſt Montaigne machte wieder darauf aufmerkſam („Essais“, Th. 3. 2. B. 12. Cap.). — Einen Auszug aus demſelben gibt Rixner in ſeinem „Handbuch der Geſchichte der Philoſophie“ (Bd. 2. Anhang XII. S. 80—92). 80.

Rajolen, Rigolen, Riolen heißt die Erde in einem zum Pflanzenbaue beſtimmten Felde oder Gartenbeete bis zu der Tiefe von 2 und mehr Fuß ſo umwenden, daß die vorher unten gelegene Schicht oben zu liegen kommt. Die Abſicht dabei iſt, den Boden theils recht locker zu machen, theils, wenn der Untergrund von guter Beſchaffenheit iſt, eine beſſere Erdmiſchung zu bewirken, theils aber auch das Unkraut und deſſen Samen bis zu einer Tiefe unterzugraben, von wo es nicht ſo leicht wieder hervorwachſen kann. 26.

Raiſonnement (ſpr. Räſonnmang) (vom franz. raison, die Vernunft, der Grund) iſt der Wortbedeutung nach ein Beſprechen irgend eines Gegenſtandes nach vernünftigen Gründen, vorzüglich aber, in ſubjectiver Hinſicht, nach Jedes eigenthümlichen Anſichten. Daher iſt raiſonniren ſich über etwas nach ſeiner Anſicht ausſprechen; ganz falſch iſt aber der häufige Gebrauch für: ſeinen Unwillen durch Reden darlegen. 9.

Raizen, auch **Raazen** oder **Rascier**, lat. Rasciani, ein ſlawiſcher Volksſtamm, deſſen ſchon im IX. Jahrh. Erwähnung geſchieht, bewohnten einige Striche von Illyrien und Servien und werden deßhalb auch Illyrier oder Serbier genannt. Gegenwärtig leben R. in Slawonien, Niederungarn, in der Moldau und Wallachei. Sie ſind griechiſcher Confeſſion, aber ein größerer Theil derſelben iſt dem Katholicismus unirt, während der andere kleinere in kirchlichen Angelegenheiten dem Metropoliten zu Carlowitz untergeordnet iſt. Sie galten von jeher als eine tapfere und arbeitſame Nation, weßhalb auch Leopold I. Viele in Ungarn aufnahm und ihnen große Flächen Landes zur Urbarmachung überließ. 35.

Rakete, franz. fusée volante; engl. sky-rocket, iſt ein Kunſtfeuer, welches theils zu Signalen im Kriege, theils als Brandkörper und Geſchoß, theils in der Luſtfeuerwerkerei angewendet wird. Sie wird in Bezug auf ihre Größe auf verſchiedene Weiſe benannt und zwar entweder nach der Schwere einer eiſernen Kugel, welche mit dem äußern Durchmeſſer der Raketenhülſe gleiches Caliber hat, wie in Preußen, wornach man 10löthige, ½pfündige, ¾pfündige, 1pfündige ꝛc. hat, oder nach dem Maße des Durchmeſſers der innern Höhlung der Röhre, wie in Frankreich, wo man dieſelben von 4 bis zu 16 Linien Weite findet, oder auch noch nach dem Gewichte einer Bleikugel, die mit der innern Höhlung gleichen Durchmeſſer hat. Diejenigen Raketen, deren man ſich gewöhnlich zu Signalen bedient, ſind 1pfündige. Die Hülſen werden über einen Winder, welcher den verlangten innern Durchmeſſer der Röhre hat, aus 3fachem Papiere feſt rollirt; der Durchmeſſer, in 24 gleiche Theile getheilt, dient bei den übrigen Abmeſſungen der R. zum Maßſtabe und wird ihr Caliber genannt. Nach dem Rolliren werden die Röhren am untern Ende ſo gewürgt und gebunden, daß der überſtehende Theil, der Kopf, eine halbkugelförmige Höhlung, das Gewölbe und eine innere kleine Öffnung, die Kehle, erhält, aus welcher der brennende Satz ausſtrömen kann. Der Satz beſteht aus 1 Pfund Mehlpulver, 1 Pfund gebrochenem Salpeter, 12 Loth geſtoßenem Schwefel und 14—16 Loth Kohle. Dieſer Satz wird in die Röhre eingeſchlagen oder eingerammt, wozu die letzte in einen metallenen Raketenſtock geſteckt wird. Der Theil des Stockes, welcher das Gewölbe der Röhre ausfüllt, heißt die Warze; auf dieſer ſteht ein eiſerner Dorn, der unten die Kehle ausfüllt, aber nicht ſo hoch, als die Röhre lang iſt. Vermöge des Dornes bildet ſich eine Höhlung in der R., welche die Seele heißt, während der volle Theil des Satzes über dem Dorne die Zehrung genannt wird. Auf die Zehrung wird die hölzerne mit einem Loche verſehene Schlagſcheibe eingeleimt oder etwas Thon aufgeſchlagen, durch welchen man ein Loch bohrt, und nun an den obern Theil der ſo weit fertigen R. die Kammer gerade angeklebt. Dieſe beſteht aus einer Hülſe von doppeltem Papiere und wird mit einer Verſetzung gefüllt, zu welcher man einen Kanonenſchlag oder Leuchtkugeln oder Kaltgeſchmolzenzeug ꝛc. und bei Luſtfeuerwerken

Schwärmer, Regenfeuer ꝛc. anwendet. Die Verſetzung wird oben mit einer Spitzkappe von Papier geſchloſſen und das Gewölbe, ſo wie die Kehle mit dünner Anfeuerung ausgeſtrichen. Damit beim Brennen der R. die Mündung ſtets nach unten gerichtet bleibt, wird die geſchlagene Röhre an die Ruthe gebunden. Dieſe iſt von ſehr trockenem, leichtem Holze; ihr oberer breiter etwas ausgehöhlter Theil, in welchem die Röhre feſtgebunden wird, heißt der Löffel; der übrige Theil, der Stab, iſt vierkantig. Die ganze Länge der Ruthe beträgt die 7- bis 8malige Länge der Röhre und verjüngt ſich nach unten. Endlich wird die R. noch abgeglichen, d. h. ſo balancirt, daß ſie an einem Punkte, welcher 4 bis 4½ Zoll von der Mündung liegt, durch eine kantige Unterlage unterſtützt, das Gleichgewicht hält zwiſchen Röhre und Ruthe. Mitunter werden die Raketen auch maſſiv geſchlagen und hiernächſt die Seele auf einer Bohrbank ausgebohrt, welches ſchwieriger iſt, aber den Vortheil hat, daß der Satz beim Schlagen eine gleichmäßigere Dichtigkeit erhält. — Nach angeſtellten Beobachtungen können Signalraketen bis auf eine Entfernung von 6 geographiſchen Meilen geſehen werden. Was die Brandraketen betrifft, ſo ſind dieſelben im Allgemeinen den vorherigen ähnlich, nur ſind die Röhren ſtatt von Papier hier aus Blech, Eiſen oder Metall gefertigt und die Brandmaſſe aus einer abweichenden Miſchung zuſammengeſetzt. Die Zuſammenſetzung des Satzes und die Art und Weiſe ihrer Anfertigung betrachtet man überall als ein Geheimniß. Dieſelben ſind keineswegs ſo neu, als man gemeinhin glaubt. Schon im Jahre 1447 zündete Graf Dunois das von den Engländern vertheidigte Pont au mer in der Normandie mit Raketen an und die Araber bedienten ſich im Kriege von Chiozza ſchon vieler Kunſtfeuer und wahrſcheinlich auch der Raketen. In Oſtindien hatte Haider Aly ſchon einige Tauſend Raketenwerfer in ſeinem Heere. Dieſe Raketen beſtanden aus einer von 5 bis zu 12 Pfund ſchweren, eiſernen Röhre mit Brandzeug gefüllt und an ein 8 Fuß langes Bambusrohr befeſtigt. Dieſen ähnlich waren die im Jahre 1798 von Chevalier in Frankreich angegebenen phosphoriſchen Raketen. Die Erfindung ſchlummerte hierauf mehrere Jahre und wurde endlich 1805 durch den engliſchen Oberſten Congreve (ſ. d. Art.) wieder erneuert, deſſen Brandraketen im Jahre 1807 bei der Belagerung von Kopenhagen ſo furchtbar wirkten. Im freien Felde machten ſie jedoch wegen ihrer regelloſen Flugbahn weniger Glück. Bei der engliſchen Feldartillerie ſind 6- und 12pfündige Raketen im Gebrauche. Die R. trägt Brandkugeln, Shrapnellgranaten und Kartätſchen; man iſt jedoch in der neuern Zeit der Anſicht, den für den Gebrauch im freien Felde beſtimmten Raketen, wenn ſie nicht zünden ſollen, keine Sprengladung zu geben, den an der Spitze zur Aufnahme der letztern angebrachten hohlen Körper von Gußeiſen vielmehr nur als nothwendiges Gewicht und als ein Vollgeſchoß anzuſehen. In der neuern Zeit ſind in Öſtreich, Sachſen und Preußen wiederholte Verſuche mit Brandraketen angeſtellt und dieſelben mehrfach vervollkommnet worden, die Erfahrung muß aber noch beſtätigen, ob und wie ſie im Kriege ihre volle Anwendung finden können. Man treibt ſie übrigens bis zu 5000 Schritten. — In der Luſtfeuerwerkerei verwendet man die Raketen von verſchiedener Größe und bedient ſich meiſtens dazu eines Satzes, welcher aus 1 Pfund Mehlpulver und 7 bis 9 Loth Kohle beſteht. Man verſetzt dieſelben mit verſchiedenen Kunſtfeuern und bringt noch mannigfache Variationen an, wodurch Perlraketen, Strahlraketen, Paraſolraketen, Zwillingsraketen u. dergl. m. entſtehen. — Raketengeſchütz heißt ein fahrbares Geſtell, welches aus einer Laffette mit 8 an einer beweglichen Achſe befindlichen Röhren zur Aufnahme der Raketen beſteht. Zu jedem Geſchütze gehören 6 Bedienungsnummern, welche auf dieſem mit fortgeſchafft werden können. In der franzöſiſchen Armee hat jedes Armeecorps von etwa 34000 Mann eine Raketenbatterie zu 12 Geſchützen, welchen noch 12 Raketenwagen und 6 andere Fahrzeuge beigegeben werden. Die

Digitized by Google

Protze enthält genug Raketen, um die Wagen der Batterie nicht mit ins Feuer zu nehmen. In weniger als 2 Minuten kann eine Batterie 100 Raketen mit 1500 kleinen Kugeln und 100 Hohlkugeln von 2 Zoll im Durchmeſſer bis etwa 1100 Schritt gegen den Feind in Bewegung ſetzen. Der Gebrauch der Raketenbatterien ſoll nur in ſeltenen Fällen, aber dann mit entſcheidendem Erfolge und beſonders gegen Cavallerie geſchehen. — Die engliſchen Kriegsraketen werden theils auf die Erde gelegt und als Rikoſchettraketen verſchoſſen, theils mittelſt beſonders dazu eingerichteter Geſtelle unter Erhöhungen von 6 bis 15 Grad als Bogenraketen verworfen. Dieſe Geſtelle, von denen man für den Feldgebrauch 6pfündner und 12pfündner hat, werden auf den Raketenwagen transportirt. 61.

Rakoczy oder, wie man öfter, aber unrichtig ſchreibt, **Ragotzy** nennt ſich eine berühmte ſiebenbürgiſche Familie, die ſich in der Vertheidigung der politiſchen und religiöſen Unabhängigkeit ihres Vaterlandes gegen Öſtreich auszeichnete und jetzt in ihren männlichen Erben erloſchen iſt. Sigismund R. erhob ſich zuerſt aus dieſer Familie zum Fürſten von Siebenbürgen (1606), übertrug aber 1608 ſeine Würde Gabriel Bathory. Sein Sohn Georg I. erhielt nach Bathory's und Bethlen Gabor's Tode die Fürſtenwürde wieder (1629) und trat während des dreißigjährigen Krieges auf die Seite der Schweden, durch welches entſchiedene Benehmen er ſeinen proteſtantiſchen Religionsgenoſſen einen ſehr vortheilhaften Frieden (1645) und viele ihnen nach und nach entriſſene Privilegien wieder verſchaffte. Er ſtarb 1659. — Der Berühmteſte der Familie iſt Franz Leopold R., 1676 auf dem Schloſſe Borshi bei Patack geboren. Er verlor früh ſeinen Vater und wurde auf Befehl der öſtreichiſchen Regierung in Böhmen und Italien ſeinen Beſitzungen fern gehalten, bis er nach ſeiner Vermählung mit der Prinzeſſin von Heſſen-Rheinfels, ohne die Erlaubniß des Kaiſers einzuholen, ſein rechtmäßiges Erbe in Beſitz nahm. Ein Bauernaufſtand in Ungarn gab bald den Vorwand zu ſeiner Feſtnehmung. Er wurde 1701 in die Gefängniſſe von Neuſtadt gebracht, entkam aber durch die Klugheit ſeiner Frau nach Warſchau und irrte geächtet und von gedungenen Mördern verfolgt in den Wäldern Polens umher, bis er ſich 1703 entſchloß, an die Spitze eines in Ungarn ausgebrochenen Bauernaufſtandes zu ſtellen und ſich für die ihm gewordene unwürdige Behandlung an Öſtreich zu rächen. Der Erfolg ſeiner erſten Unternehmungen machte ihn in Kurzem zum Gebieter von 100000 Bewaffneten, mit denen er viele feſte Plätze einnahm und bis an die Thore von Wien ſtreifte. Er wäre dem öſtreichiſchen Kaiſerhauſe noch viel furchtbarer geworden, wenn es ihm nicht ſtets an Lebensmitteln und Gelde gefehlt hätte. Leopold, zu ſehr mit dem ſpaniſchen Erbfolgekriege beſchäftigt, als daß er ihm bedeutende Streitkräfte hätte entgegenſetzen können, ließ ihm Friedensbedingniſſe machen; da aber R. die Wiederherſtellung aller Privilegien des ungariſchen Volks und beſonders des Rechts deſſelben, ſeinen Beherrſcher zu wählen, ſo wie die Anerkennung ſeiner Anſprüche auf das Fürſtenthum Siebenbürgen, Amneſtie für Alle, Zurückgabe der eingezogenen Güter und völlige Religionsfreiheit verlangte, und der Kaiſer durch den Sieg über die Franzoſen und Baiern bei Höchſtädt in den Stand geſetzt wurde, eine größere Truppenzahl nach Ungarn zu ſchicken, ſo zerſchlugen ſich die Unterhandlungen. Während der Vorbereitungen zu einem entſcheidenden Schlage ſtarb Leopold (1705). Joſeph I. ſetzte den Krieg einige Zeit ohne Erfolg fort, bis er die Ungarn, welche eine Schlacht gegen ihre überlegenen Gegner ſeither ſorgfältig vermieden hatten, bei Trenczin überraſchte (1708), ſie gänzlich ſchlug und das ſämmtliche Geſchütz und Gepäck erbeutete. Dazu kam noch Peſt und Zwietracht unter den Anführern und R. ſah ſich gezwungen, nachdem er vergebens Friedensunterhandlungen eingeleitet hatte und die verſprochene Hülfe von Rußland und Frankreich nicht kam, nach Polen zu flüchten (1710). Die Ungarn waren zu einem gütlichen Vergleiche mit Öſtreich ſogleich bereit und ſchloſſen

Digitized by Google

zu Karol (1. Mai 1711) einen Frieden, wodurch ſie vollſtändige Amneſtie, Herſtellung ihrer Privilegien und völlige Religionsfreiheit erhielten. R. begab ſich 1713 nach Frankreich, wo er von Ludwig XIV. eine bedeutende Penſion erhielt; da aber Öſtreich ſeine Entfernung aus Frankreich verlangte, ging er 1717 nach der Türkei und ließ ſich zu Rodoſto an dem Marmorameere nieder, wo er am 8. April 1735 ſtarb. (Vergl. Rakoczy's „Mémoires sur les révolutions de Hongrie", à la Haye, 1738. 2 Voll. 4. oder 6 Voll. 12.; das „Testament politique et moral du prince Racoczi", Amst. 1751. 12. iſt ein ihm fälſchlich zugeſchriebenes Machwerk.) 66.

Raleigh (ſpr. Räli) (Sir Walter), ein berühmter engliſcher Krieger, Staatsmann, Reiſender und Schriftſteller, 1552 in dem kleinen Küſtenorte Hayes bei Budley in Devonſhire geboren, ſtammte aus einer der älteſten engliſchen Familien und wählte, nachdem er ſeine juriſtiſchen Studien auf der Univerſität Oxford und zu London mit großem Fleiße vollendet hatte, den Militairſtand, welcher nicht nur ſeinen Neigungen am meiſten entſprach, ſondern ihm auch der kürzeſte Weg zum Ruhme und Anſehen zu ſein ſchien. Zuerſt diente er als Freiwilliger in dem Reitercorps, welches Eliſabeth 1569 den franzöſiſchen Hugenotten zur Hülfe ſandte und zeichnete ſich während eines fünfjährigen Aufenthalts in Frankreich durch Tapferkeit im Felde und Gewandtheit im Umgange ſo ſehr aus, daß er das Glück hatte, einflußreiche Bekanntſchaften zu machen, die ihm ſpäter von verſchiedenem Nutzen waren. Nachdem er an den Siegen der engliſchen Truppen, welche 1578 vereint mit den Niederländern gegen die Spanier fochten, thätigen Antheil genommen hatte, ſchloß er ſich 1579 der Expedition ſeines Halbbruders Humphrey Gilbert, welcher eine Colonie in Amerika gründen wollte, an und bildete ſich auf dieſer Fahrt, obſchon ſie ihres Zweckes verfehlte, zum tüchtigen Seemanne. Nach ſeiner Heimkehr diente er in dem Heere, welches den 1580 in Irland entſtandenen, von dem Papſte und von Spanien unterſtützten Aufruhr erdrücken mußte, mit ſolcher Auszeichnung, daß ihn der mächtige Günſtling, Graf von Leiceſter, der Königin vorſtellte, deren Beifall er durch ſein ritterliches Benehmen bald in ſehr hohem Grade gewann. Er erhielt von ihr den Oberbefehl in der Provinz Munſter und reiche Geſchenke. Als der Herzog von Anjou, welcher um die Hand der Königin warb, höflich zurückgeſchickt wurde, begleitete er dieſen auf ihren Befehl nach Antwerpen (1582), wo er den Prinzen von Oranien kennen lernte, der ihn mit Aufträgen an die Königin beehrte. Glück ohne Gefahr und Ruhm hatte für R. wenig Reiz; er rüſtete daher zu einer zweiten Expedition ſeines Bruders nach Nordamerika ein Schiff aus, welches aber nebſt der ganzen Flotille zu Grunde ging. Eine dritte Fahrt, welche er 1584 durch die gewandten Seefahrer Ph. Amadas und Arth. Barlowe unternehmen ließ, hatte glücklichern Erfolg. Sie entdeckten ein fruchtbares Land, das ſie in Beſitz nahmen und welchem R. der Königin zu Ehren den Namen Virginia gab. Er erhielt zum Danke das höchſteinträgliche Privilegium, allein die Erlaubniß zum Kleinhandel mit Wein geben zu dürfen und benutzte die ihm dadurch zufließenden Reichthümer zu neuen Entdeckungen. Eine Colonie, welche er an der Küſte von Carolina anlegte, ging jedoch ſowohl durch ihre eigne Schuld, als durch Mangel an Lebensmitteln zweimal zu Grunde. Die Begierde, reichliche Gold- und Silberminen zu finden, reizte ſtets zu neuen Ausrüſtungen, und wurde ſie auch nie befriedigt, ſo veranlaßte ſie doch viele neue Entdeckungen. So ſehr R. mit der neuen Welt und ihren Reichthümern beſchäftigt war, ſo leiſtete er doch auch als Mitglied des Parliaments (1584) der Königin ſehr wichtige Dienſte, welche dieſe durch reiche Güterſchenkungen und durch Ehrenſtellen belohnen zu müſſen glaubte. Er ward in kurzer Zeit zum Großſeneſchall von Cornwallis und Exeter, zum Oberaufſeher der Zinnbergwerke in Devonſhire und Cornwallis, zum Generallieutenant der letzterwähnten Provinz und zum Capitain ihrer

Leibwache ernannt. So viele Gnade beunruhigte den Günſtling Leiceſter und dieſer ſtellte ihm in dem eben ſo liebenswürdigen als anmaßenden Grafen von Eſſex einen gefährlichen Nebenbuhler entgegen, welcher ſich bald der höchſten Gunſt der Königin erfreute. Der Krieg mit Spanien gab R. neue Gelegenheit ſich auszuzeichnen; er ſtieß, als die ſpaniſche Armada an den engliſchen Küſten erſchien, mit ſeinen eigenen Schiffen zur königlichen Flotte und trug nicht wenig zu dem entſcheidenden Siege bei; auch das Wagniß, die ſpaniſchen Schiffe, welche jährlich die Reichthümer Mexicos nach Europa brachten, aufzufangen, gelang ihm (1592) und er kam mit ſo reicher Beute nach England zurück, daß die Königin es nicht verſchmähte, ſie mit ihm zu theilen. Durch die Verführung einer Hofdame fiel er jedoch kurz darauf in Ungnade und wurde in den Tower geſetzt; als er jedoch ſeinen Fehler durch die Vermählung mit der Verführten, die ſich ſpäter in ſeinem Unglücke als eine liebende und treue Gattin erwies, wieder gut machte, erhielt er ſeine Freiheit, trat 1592 von Neuem in das Parliament und war bei allen Anſchlägen gegen Spanien ſehr thätig. Um die Gunſt der Königin wieder zu erlangen, beſchloß er eine neue Fahrt nach Amerika zu unternehmen. Peru und Gold waren damals faſt gleichbedeutend; R. lief 1595 mit einem Fahrzeuge aus, um die eingebildete Goldſtadt (Eldorado) im Innern Amerikas aufzuſuchen und zu erobern, mußte aber, nachdem er das Fort St. Joſeph auf der Inſel Trinidad den Spaniern abgenommen hatte und den Oronoko eine Strecke hinaufgegangen war, von den tropiſchen Regengüſſen gezwungen, unverrichteter Sache zurückgehen. Doch wurde er durch dieſe Reiſe in ſeinem Glauben an die alten Fabeln immer noch mehr beſtärkt und regte durch ſeine Nachrichten auch die Reiſeluſt und den Unternehmungsgeiſt Anderer an. (Vergl. „The discoverie of the large, riche and beautiful empire of Gujana, with a relation of the great and golden city of Manoa“, Lond. 1596. 4. Deutſch von L. Hulſius, Nürnb. 1599. 4.) Er ſelbſt rüſtete 1596 zwei neue Expeditionen aus, die aber ohne Erfolg blieben. Während ſeine Schiffe unter dem Befehle geübter Seeleute in Amerika auf Entdeckungen ausgingen, nahm er als Contreadmiral unter Eſſex an dem Angriffe auf Cadix (1596) Theil und trug durch ſeine Tapferkeit und Klugheit nicht wenig zu dem glücklichen Erfolge dieſes Unternehmens bei. Mit Eſſex gerieth er während der Expedition gegen die Azoren (1597) in Feindſchaft, indem er ohne deſſen Erlaubniß den Feind angriff und allein den Ruhm des Tages davon trug. Sicher wäre er von ſeinem Gegner zur Rechenſchaft gezogen worden, wenn dieſer nicht um dieſelbe Zeit ſeinen anmaßenden Stolz auf dem Blutgerüſte hätte büßen müſſen. R., welcher keinen geringen Antheil an der Hinrichtung ſoll gehabt haben, wurde zum Gouverneur von Jerſey ernannt (1600), ſank aber ſehr in der Achtung der Nation. Nach dem Regierungsantritte Jakob's I. fiel er gänzlich in Ungnade, verlor ſeine Stelle als Hauptmann der Leibwache und wurde ſogar des Hochverraths angeklagt. Obſchon er mit ſiegreicher Beredtſamkeit ſeine Unſchuld erwies, ſo wurde doch das Todesurtheil gegen ihn ausgeſprochen, aber, weil ſich die allgemeine Stimme des Volkes dagegen erklärte, nicht vollzogen. Er wurde 1603 in den Tower geſetzt, in welchem er ſich mit den Wiſſenſchaften beſchäftigte und mehrere Schriften über Politik und Schifffahrtskunde, ſo wie ſeine Weltgeſchichte ausarbeitete. Nach dreizehnjähriger Gefangenſchaft erhielt er endlich (1616) durch den Günſtling Villiers, welchem er dafür eine große Summe bezahlen mußte, ſeine Freiheit wieder, ohne daß man das gegen ihn ausgeſprochene Urtheil aufhob; ſeine völlige Begnadigung wurde von dem glücklichen Erfolge einer Expedition nach dem ſpaniſchen Amerika, mit deren Leitung man ihn beauftragte, abhängig gemacht. Er ſegelte 1617 mit zwölf Schiffen, bei deren Ausrüſtung er ſein ganzes Vermögen aufgeopfert hatte, ab; ſein Operationsplan wurde aber von der Regierung ſelbſt, die ſein Verderben beſchloſſen hatte, an die Spanier verrathen und er fand

Digitized by Google

die Küſte, welcher der Angriff galt, in trefflichem Vertheidigungszuſtande. Krank und mißmuthig ſah R. ſein Unternehmen ſcheitern, kehrte aber, ſeiner Unſchuld vertrauend, nach England zurück, wo man ihn ſogleich feſtnahm und das früher geſprochene Todesurtheil am 19. Oct. 1618 an ihm vollzog. Er beſtieg ruhig das Blutgerüſt, Gott dankend, daß er nicht in einem dunkeln Kerker verſchmachten müſſe, ſondern beim hellen Sonnenlichte, von vielen Freunden umgeben, ſterben dürfe. Er betheuerte nochmals ſeine Unſchuld, betrachtete das Beil und legte ſein Haupt mit den Worten: „es iſt ein ſcharfes Mittel, aber es heilt alle Übel", auf den Pflock. Jakob I. erregte durch dieſe ungerechte Handlung den allgemeinen Unwillen. R. wäre größer und glücklicher geweſen, wenn er allein der Kraft ſeines Genies gefolgt wäre, dem Hange zum Abenteuerlichen nicht nachgegeben und ſich nicht in Hofintriguen eingelaſſen hätte. Seine Weltgeſchichte („History of the world", Lond. 1736. 2 Voll. Fol. Edinb. 1813. 5 Voll. 8.) verräth einen großen, kräftigen Geiſt und iſt der erſte Verſuch in der hiſtoriſchen Literatur, die Geſchichte aller berühmt gewordenen Staaten der Erde zur Belehrung der Regenten, Staatsmänner und Helden pragmatiſch zu umfaſſen. Auch als Liederdichter verdient R. eine ehrenvolle Erwähnung. „Works, with his live by Th. Birch" (Lond. 1751. 2 Voll. 8.). 66.

Rallentando, ſ. Ritardando.

Ralliement (ſpr. Raljemang) nennt man in militairiſcher Bedeutung das Zuſammenziehen oder Sammeln und Ordnen zur geſchloſſenen Stellung derjenigen Streiter, welche zum zerſtreuten Gefechte aufgelöſt waren. Es findet daher nach dem Tirailliren und Blänkeln, ſo wie nach einer Schwärmattake bei der Cavallerie ſtatt. 61.

Ramadân oder **Ramâſan** (der dürre, nämlich Monat) heißt der 9. Monat des muhammedaniſchen Jahres (ſ. Kalender), in welchem alle Bekenner des Islam ſtreng faſten, indem ſie bei Tage gar nichts, des Abends nur das zur Erhaltung des Körpers Nothwendige genießen. Mit ſeinem Ende beginnt das Beiramfeſt (ſ. d. Art.). 30.

Ramazzini (Bernhardin), berühmter italieniſcher Arzt, ward den 5. Nov. 1633 zu Carpi bei Modena geboren, ſtudirte unter den Jeſuiten zu Modena, dann an der Univerſität zu Parma, wo er 1659 Doctor wurde und übte hierauf die Heilkunde zu Carpi und dann zu Modena aus. Nachdem von Franz II. daſelbſt die Univerſität errichtet war, wurde er zum Profeſſor ernannt, 1700 erhielt er zu Padua die Profeſſur der praktiſchen Medicin, wo er bis an ſeinen Tod, der am 5. Nov. 1714 erfolgte, blieb. — R. iſt einer der ausgezeichnetſten Ärzte ſeiner Zeit; er war gelehrt, ein guter Beobachter, glücklicher Arzt, Feind alles Schlendrians. Außer ſeiner Wiſſenſchaft liebte er die Dichtkunſt und daher leſen ſich ſeine Schriften mit eben ſo viel Vergnügen als Belehrung. Unter denſelben iſt die berühmteſte ſein claſſiſches und noch jetzt häufig benutztes Werk: „De morbis artificum diatriba" (Mutini 1700 und öfter, deutſch von Ackermann, Stendal 1780 und von Schlegel nach Patiſſier, Ilmenau 1823). Seine „Opera medica" erſchienen Patav. 1718 in 4 Voll., zuletzt v. Radius herausgegeben (Lips. 1828.). 39.

Ramberg (Johann Heinrich), ein bekannter Maler und Zeichner, geb. 1763 zu Hanover, erhielt den erſten Unterricht von ſeinem Vater, einem Dilettanten in der Kunſt und kam dann nach London, wo er unter Reynold's Leitung in Kurzem große Fortſchritte machte und bereits durch ſeine erſten größeren Arbeiten Aufſehen erregte. Später (1788) unternahm er eine Reiſe durch die Niederlande und Italien, die ſeiner Ausbildung ſehr förderlich wurde, obgleich nicht zu verkennen iſt, daß er bei dem Beſtreben möglichſt ſchnell zu arbeiten hinter den Erwartungen zurückblieb, die ſeine Talente früher erregt hatten. Nach ſeiner Rückkehr aus Ita-

lien nahm er ſeinen Aufenthalt zu Hanover, wo er mit Titel und Gehalt als Hofmaler in der neueſten Zeit noch lebte. Seine Werke anzuführen iſt bei ihrer ungewöhnlichen Menge rein unmöglich. Bekanntlich haben nach ſeinen Zeichnungen viele deutſche, engliſche u. a. Kupferſtecher geſtochen; beſonders findet man Stiche nach ſeinen Zeichnungen in Almanachen und Taſchenbüchern; auch die Zeichnungen zu den Kupfern in der Prachtausgabe von „Wieland's Werken" ſind von ihm. Am meiſten gefällt R. in humoriſtiſchen Darſtellungen, vorzüglich dann, wenn er nicht, wie es häufig geſchieht, in Übertreibung verfällt. 36.

Rameau (ſpr. Ramo) (Jean Philippe), ein berühmter franzöſiſcher Componiſt und muſikaliſcher Theoretiker, war im Jahre 1683 zu Dijon geboren. Von ſeinem Vater, einem geſchickten Organiſten, frühzeitig zur Muſik angehalten galt er bereits als Knabe für einen der beſten Clavierſpieler ſeiner Vaterſtadt und die glücklichen Fortſchritte, die er bald auch in anderen Zweigen der Muſik machte, rechtfertigten ſeinen ſpäter gefaßten Entſchluß, ſich ausſchließlich der Muſik zu widmen. Achtzehn Jahre alt unternahm er eine Reiſe nach Italien; doch kam er nur bis Mailand, wo er ſich mit einem Schauſpieldirector vereinigte und dann einige Zeit von Stadt zu Stadt umherzog. Bald aber wurde er dieſes Lebens überdrüßig und ging nach Paris, in der Hoffnung hier eine Organiſtenſtelle zu erhalten, konnte jedoch, da ihn Marchand, auf den er gerechnet hatte, ohne Unterſtützung ließ, nirgends ankommen und begab ſich daher nach Lille, wo er in der That das in Paris vergeblich Geſuchte erhielt. Er vertauſchte indeß dieſe Stelle kurz darauf mit einer einträglichern an der Domkirche zu Clermont. Hier war es, wo er ſich vorzüglich auf theoretiſche Studien legte und ſeinen „Traité de l'harmonie" ſchrieb. Die Schwierigkeiten, welche er bei dem Drucke dieſes Werkes fand, veranlaßten ihn nach Paris zu gehen, das er ſeitdem nicht wieder verließ. Bis zu dieſer Periode hatte er ſich nur wenig mit Compoſitionen beſchäftigt, höchſtens einige Kirchenſtücke geliefert; in Paris aber zog bald die Oper ſeine Blicke auf ſich und er kam zuletzt zu der Ueberzeugung, daß dieß das alleinige Feld ſei, auf welchem der Muſiker zur Unſterblichkeit gelangen könne. Einige kleine Piecen, die er für die komiſche Oper ſetzte, fanden wenig Beifall, deſto glänzendern dagegen die große Oper von Pellegrin: „Hippolyt und Aricia" (1733), in welcher er eine ganz neue eigenthümliche Bahn eingeſchlagen hatte. Jede der folgenden (über 20) erhöhte nur ſeinen Ruhm, während auf der andern Seite die Anhänger Lulli's alles Mögliche thaten, um ihn zu unterdrücken. Es blieben aber dieſe Verſuche eben ſo vergeblich, als die Kämpfe, welche ſie gegen die neuen von R. in ſeinen theoretiſchen Werken, beſonders im „Traité de l'harmonie", aufgeſtellten Principien zu führen anfingen, fruchtlos. R. fuhr fort das Theater zu beherrſchen; doch wenn er auch die Genugthuung hatte, die franzöſiſche Muſik ganz nach ſeinen Principien umgewandelt und ſeine Muſik zur claſſiſchen erhoben zu ſehen, ſo konnte er doch ſpäter nicht verhindern, daß die italieniſche, durch J. J. Rouſſeau vertheidigt, feſten Boden gewann. Auch war in der That vieles Unhaltbare, das er aufgeſtellt hatte, Urſache, daß ſpäter ſeiner Anhänger immer weniger wurden und ſeine Opern bei aller Kraft und kunſtreichen Inſtrumention traten noch nicht 20 Jahre nach ſeinem Tode vor Gluck's Genius in den Hintergrund zurück. Jetzt ſind ſie förmlich veraltet. Nichtsdeſtoweniger bleibt R. immer einer der größten Muſiker Frankreichs und als Theoretiker verdient er um ſo mehr Achtung, als er das, was er geleiſtet hat, nur eigenem Fleiße verdankte. Auch erkannte der König ſeine Verdienſte an, indem er ihn adelte und zu ſeinem Kapellmeiſter ernannte. Er ſtarb hochbejahrt den 12. Sept. 1764. — Unter ſeinen theoretiſchen Werken ſind vorzüglich zu bemerken: der ſchon angeführte „Traité de l'harmonie" (Paris 1722), ein Werk, in welchem ſeine wichtigſten Forſchungen im Gebiete der muſikaliſchen Theorie niedergelegt ſind. Eigenthümlich iſt beſonders die Abhandlung über Accorde, indem er annimmt, daß ſich alle

Accorde auf zwei, einen vollkommen conſonirenden und einen diſſonirenden Stammaccord, den Septimenaccord, reduciren laſſen. Auch führte er zuerſt die verſchiedenen Modi auf zwei, dur und molle (majeur und mineur), zurück. Ferner: „Nouveau système de musique théorique etc.“ (Par. 1726); „Génération harmonique“ (Par. 1737); „Démonstration du principe de l'harmonie“ (Par. 1750); „Code de musique pratique etc.“ (Par. 1760); „Traité de la composition des canons en musique“ u. a. m. Von ſeinen Opern und Ballets erwähnen wir nur: „Samson“ (1732, nicht aufgeführt); „Les Indes galantes“ (Balletoper 1735); „Castor et Pollux“ (1737); „Dardanus“ (1739); „Les fêtes de Polymnie (Balletoper 1745); „Platée“, (komiſche Oper 1749); „Zoroastre“ (1749) u. a. m. Letztere kam auch in Dresden zur Aufführung. — (Vergl. Maret's „Eloge historique de Rameau“, Par. 1766.) 36.

Ramillies (ſpr. Ramillji), ein kleiner Ort in Brabant an der Quelle der kleinen Gette zwiſchen Tienen und Namur gelegen, iſt merkwürdig durch einen Sieg, welchen hier im ſpaniſchen Erbfolgekriege Marlborough über das franzöſiſch-baieriſche Heer unter Villeroi am 23. Mai 1706 erfocht. — Schon der Feldzug von 1705 war für Marlborough günſtig geweſen, doch war das franzöſiſch-baieriſche Heer immer noch ſtark genug und rechnete in ſeiner Überlegenheit auf ſichern Sieg. Marlborough nahm daher vorſichtig genug bei R. eine ſichere Stellung, welche auf dem rechten Flügel durch tiefe Waſſergraben, auf dem linken durch einen Moraſt hinlänglich gedeckt war. Villeroi indeß kannte entweder dieſe Hinderniſſe nicht oder hielt ſie für unbedeutend und griff an. Bald aber ſah er ſeinen rechten Flügel zurückgeworfen und ſich im Rücken bedroht; vergebens ſuchte er jetzt den Fehler durch eine veränderte Aufſtellung gut zu machen; in Front und Rücken heftig gedrängt erlitt er zuletzt nach tapferm Widerſtande eine entſcheidende Niederlage. Sein Verluſt betrug über 13000 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen und 80 Kanonen. Der Sieger dagegen, dem bald darauf ganz Brabant und die Hälfte Flanderns in die Hände fiel, hatte nur 2000 Mann eingebüßt. 15.

Ramler (Karl Wilhelm), einer der bekannteſten deutſchen Dichter des vorigen Jahrhunderts, am 25. Febr. 1725 zu Kolberg in Hinterpommern, wo ſein Vater Acciſinſpector war, geboren, widmete ſich, nachdem er ſeinen Schulunterricht zu Stettin und Halle erhalten hatte, auf der Univerſität zu Halle der Philoſophie, ohne beſonderen Fleiß zu verrathen, und beſchäftigte ſich nach Beendigung ſeiner Studien in ſeiner Vaterſtadt nach eigener Wahl und Neigung mit den claſſiſchen Schriftſtellern des Alterthums und beſonders mit ſeinem Lieblingsdichter Horaz. Später ging er nach Berlin und lebte als Privatlehrer, bis er 1748 zum Profeſſor der Logik und ſchönen Wiſſenſchaften bei dem Cadettencorps ernannt wurde. Seine Gedichte beſangen größtentheils die Thaten Friedrich's des Großen und erwarben ihm großen Beifall, aber keine Belohnung, die er übrigens auch gar nicht erwartet zu haben ſcheint. Erſt nach dem Regierungsantritte Friedrich Wilhelm's II. erhielt er eine anſehnliche Penſion, einen Platz in der Akademie der Wiſſenſchaften und zugleich mit Engel die Direction des berliner Nationaltheaters (1787), worauf er bald (1790) ſeine Stelle bei dem Cadettencorps niederlegte, um ſeine letzten Jahre in Ruhe hinzubringen. Er ſtarb am 11. April 1798. R. nimmt, ſo ſehr man auch in der neuſten Zeit über ihn ſpotten mag, unter den Odendichtern des vorigen Jahrhunderts einen ehrenvollen Platz ein, iſt aber weit entfernt ein deutſcher Horaz zu ſein, wie man ihn oft übertreibend und zu voreilig genannt hat. Er traf nicht ſelten den Ton des Horaz, welchen er raſtlos ſtudirte, aber zu deſſen philoſophiſcher Anſicht des Lebens vermochte er ſich nicht zu erheben. Seine Begeiſterung iſt faſt immer gemacht und ermangelt aller Anziehungskraft; oft übt ſich dieſe mühſelige Begeiſterung ſogar an ſehr unpoetiſchen Gegenſtänden und ſucht dann das Mangelnde durch eine ſtarre Überpracht der Sprache zu erſetzen. Sein vorzüglichſter, der

innerſten Tiefe ſeines Herzens entſprungener Verſuch iſt wohl das Gedicht: „An den Frieden“ (1760). Vieles verdarb er ſelbſt durch ſeine pedantiſche Kritik; jeden Satz, jedes Wort, jede Sylbe legte er ſo oft auf die prüfende Wage, bis er jeden eigenthümlichen, kräftigeren Gedanken hinweggeſchnitten und etwas ganz Gewöhnliches zu Stande gebracht hatte. Nur dadurch iſt er wahrſcheinlich zu dem Rufe großer Correctheit gelangt; denn ſeine Verſe, beſonders die nach antiken Muſtern gebildeten, gehören zu den unbeholfenſten in der deutſchen Literatur, wozu ſein verkehrter Grundſatz, jedes einſylbige Wort dürfe nach Belieben lang oder kurz gebraucht werden, nicht wenig beitrug. R.'s Bemühungen, einige ältere deutſche Dichter (Logau, Wernicke) wieder ins Leben zu rufen und gleichzeitige (Lichtwer, Geßner, Kleiſt) empfehlend einzuführen, ſo wie ſeine Beiſpielſammlungen („Lyriſche Blumenleſe“, Leipz. 1774—1778. 2 Bde. 8.; „Sammlung der beſten Sinngedichte der deutſchen Poeten“, Riga 1766. 8.; „Fabelleſe“, Leipz. 1783—1790. 3 Bde. 8.) müßten mit Dank anerkannt werden, wenn er ſich nicht die willkührlichſten Änderungen in Inhalt und Form erlaubt hätte. Seine „Bearbeitung des Batteux“ (1758. N. A. Leipz. 1803. 4 Thle. 8.), ſeine „Mythologie“ (1790. N. A. Berl. 1833. 8.) und ſeine „Allegoriſche Perſonen“ (Berl. 1788. 4.) beweiſen klar, wie armſelig ſeine Begriffe von den ſchönen Künſten und von der Religion der Alten waren; auch ſeine Überſetzungen („Martial“, Leipz. 1788—1791. 5 Thle. 8.; „Catull“, Leipz. 1793. 8.; „Horaz“, Berl. 1800. 2 Bde. 8. und „Anakreon“, Berl. 1801. 8.) entſprechen billigen Anforderungen nicht. Die beſte Ausgabe ſeiner Gedichte beſorgte Göckingk (Berl. 1800—1801. 2 Thle. 4. N. A. 1825. 2 Thle. 12.). (Vergl. T. Heinſius' „Verſuch einer biographiſchen Skizze Ramler's“, Berl. 1798. 8.) 67.

Ramme, Rammel, Hoye, Schlagwerk, lat. fistuca; franz. sonnette; engl. pile-engine, heißt eine jede Maſchine, mittelſt der Steine, Pfähle oder Röhren in die Erde eingeſchlagen werden. Man hat hauptſächlich zwei Arten, nämlich: *Handrammen* und *Rammmaſchinen*. Zu den erſteren gehören die 3—4 Fuß hohen und 8—10 Zoll Durchmeſſer am untern Ende haltenden hölzernen Cylinder, welche am untern Ende mit einem eiſernen Ringe verſehen ſind und am obern etwas verjüngten Ende einen durchgeſteckten Stab haben, deſſen beide Enden als Handhaben dienen. Sie werden dazu gebraucht, um beim Pflaſtern der Straßen die Steine feſter in den Sand oder auch Pfähle zu geringer Tiefe in die Erde einzutreiben. Das weſentlichſte Stück einer Rammmaſchine iſt ein großer Block von Holz oder gegoſſenem Eiſen, welcher auch *Rammbär*, *Fallblock*, *Hoyer*, ſchlechtweg Bär genannt und zwiſchen ein hohes Gerüſt ſo aufgehängt wird, daß er vermittelſt eines über eine Rolle laufenden Seils gehoben wird, um dann auf den vertical ſtehenden Pfahl herabzufallen und dieſen in die Erde einzutreiben. Iſt der Pfahl bereits ſo weit eingetrieben, daß ihn der Rammklotz nicht mehr gut treffen kann, ſo wird über erſtern ein unten mit einer eiſernen Spitze verſehener Balken, der *Rammknecht*, geſtellt und die Stöße pflanzen ſich nun durch dieſen zum eigentlichen Pfahle fort. Das Gerüſt iſt nach Umſtänden verſchieden gebaut, beſteht aber im Allgemeinen aus folgenden Stücken. Von fünf zu einer vierkantigen Pyramide vereinigten Balken, welche auf einem feſten Schwellwerke ruhen, ſtehen zwei faſt genau lothrecht und haben in ihrer Mitte denjenigen Balken, die *Laufruthe*, an welchem der Rammklotz auf- und abgleitet und woran dieſer ſo befeſtigt iſt, daß er ſich zwar frei in verticaler Richtung bewegen, ihn jedoch nicht verlaſſen kann, wozu umſchlingende Arme oder Zapfen in einer Nuth dienen. Oben befindet ſich eine Rolle, die *Rammſcheibe*, bei größeren Gerüſten auch zwei, über welche ein ſtarkes Tau, das *Rammtau*, *Bärentau*, geſchlungen iſt. Bei den kleineren Maſchinen, den *Lauframmen*, *Handzugrammen*, geſchieht die Bewegung des Rammklotzes durch Arbeiter, welche an den an das Hauptſeil ge-

knüpften, unten mit zu Handhaben dienenden Stäben verſehene Seilen ziehen; mit einem gewiſſen Tacte und mehrere, meiſt 25, ſolcher hinter einander geſchehener Schläge heißen Hitze. Bei den älteren Rammmaſchinen mit ſchweren Klötzen wendete man die Kraft der Pferde an, weil dieſe wohlfeiler iſt als die der Menſchen. Die Einrichtung, welche Vauvillires den Rammmaſchinen mit der Zange gegeben hat, beſitzt entſchiedene Vorzüge vor den früheren. Aber noch vorzüglicher iſt die Conſtruction der Kunſtramme, welche durch den Waſſerbaudirector Brequem in Wien erfunden worden iſt, indem dieſe nicht blos den Vortheil der unausgeſetzten und ſchnellen Arbeit gewährt, ſondern auch die leichte Anwendung der Pferde ſtatt der Menſchen den Gebrauch ſehr ſchwerer Rammklötze und die Möglichkeit der Laufruthe eine gegen den Horizont geneigte Richtung zu geben, um Pfähle in ſchiefer Richtung einzurammen, geſtattet. Überhaupt gibt es der künſtlichen Rammen jetzt ſehr viele, unter denen die von Nordenſkiöld, Eliander, Vauloué und Bunce, Schmidt und Löwell die bekannteſten ſind. Alle dieſe Rammen mit Haspeln, Treträdern, doppeltem Seilwerke, mit dem Tummelbaume, mit Flaſchenzügen, Hämmern, Schwungrädern, Roßrammen u. derg. ſind mit künſtlichen Aushakungen des Rammklotzes und daher ſogenannte Hakenrammen. 40.

Ramond (ſpr. Ramong) (Louis François Eliſabeth, Baron von), franzöſiſcher Staatsrath, Mitglied der Akademie, Commandeur der Ehrenlegion und Ritter des St. Michaelordens, einer der ausgezeichnetſten Geologen Frankreichs, war der Sohn Pierre Ramond's, des Kriegſchatzmeiſters im Elſaß. Der junge R. ſtudirte in ſeiner Vaterſtadt Straßburg außer den Rechtswiſſenſchaften Naturkunde und Medicin. Auf einer Reiſe durch die Schweitz lernte er Haller, Lavater und Voltaire kennen und die Eindrücke, welche die Alpenwelt auf ihn gemacht hatte, ſchildert er in der Bearbeitung der Briefe Coxe's über die Schweitz, welche er unter dem Titel: „Lettres de W. Coxe à M. Melnoth sur l'état politique, civil et naturel de la Suisse" (Paris 1781. 2 Bde. mit Anmerkk. u. Zuſätzen des Überſetzers) herausgab. In Paris, wohin er ſich nun begab, wurde der Cardinal Rohan ſein beſonderer Beſchützer, dem er auch als geheimer Rath und vertrauter Freund nach Savern folgte. Nachdem dieſer in die Auvergne verwieſen worden war, beſtieg er bei einem Beſuche deſſelben (1789) zum erſten Male die Pyrenäen, mit deren Bekanntſchaft ein neuer Lebensabſchnitt für ihn begann. Er war nämlich der Erſte, welcher die geologiſchen Geſetze Seauſſure's und Coxe's auch in dieſen Gebirgen nachwies, da man ſie bisher für ein geſetzloſes Werk der Natur gehalten hatte. Seine erſte Schrift darüber erſchien unter dem Titel: „Observations faites dans les Pyrenées pour servir de suite à des observations sur les Alpes" (Paris 1789. 2 Voll.). Bei dem Ausbruche der Revolution kehrte R. nach Paris zurück und ſtellte ſich hier an die Spitze einer Section. Die angeſtrengteſten Arbeiten brachten ihn aber auf das Krankenlager, ſo daß er ſich endlich in die Bäder von Barèges zu begeben genöthigt ſah. Ungeachtet er ſich von hier vor den Verfolgungen der Revolution in die Gebirge zu den Hirten geflüchtet hatte, wurde er auch dort entdeckt und im Jahre 1794 in den Kerker nach Tarbas abgeführt, wo er nach zwei ſorgenvollen Jahren die Profeſſur der Naturgeſchichte an der dortigen Centralſchule erhielt. Während einer Zeit von 4 Jahren, die er hier zubrachte, beſtieg er 35mal den Pic du Mudi und erreichte endlich im Jahre 1802 den Gipfel des Mont perdu. Im ganzen Gebirge war R. nur unter dem Namen „die gelehrte Gemſe" bekannt. Die Frucht dieſer Reiſe waren die Schriften: „Voyage au Mont perdu" (Par. 1807) und „Voyage au sommet du Mont perdu" (Par. 1803), worin er die wichtigſten Aufſchlüſſe über dieſes faſt noch ganz unbekannte Gebirge mittheilte. Er trat darauf als Deputirter des Departements der Pyrenäen in das Corps legislatif, wurde aber bald nachher zum Präfecten des Departements Puy-de-Dôme ernannt. Blos die Ausſicht hier in der Nähe der Vul-

cane Frankreichs zu leben, machte dieſe aufgedrungene Stelle ihm annehmbar, weßhalb er ſich ſchwerzweiſe Préfet par lettre de cachet zu nennen pflegte. Er berichtigte in dieſer Zeit den Gebrauch des Barometer für Höhenmeſſungen ſo weſentlich, daß es zu dieſem Zwecke faſt für ein neues Inſtrument anzuſehen iſt, und machte dieſe Verbeſſerungen in den Schriften bekannt: „Mémoire sur la formule barométrique“ (Par. 1811) und „Nivellement barométrique des Monts d'Or et des Monts-Dômes“ (Par. 1815), worin er 400 Höhenmeſſungen der Gebirge von Auvergne aufſtellte. Seine Entdeckungen über die Beſchaffenheit der Vulcane ꝛc. legte er in der Schrift nieder: „Application des nivellements exéc. dans le departement de Puy-de-Dôme“ (Par. 1815.). Um ganz der Wiſſenſchaft leben zu können, nahm er im Jahre 1815 ſeine Entlaſſung, verlor im folgenden Jahre durch die Koſaken alle ſeine Sammlungen, die Früchte 40jähriger Forſchung, und betrat im Jahre 1815 von Neuem die öffentliche Laufbahn als maître des requêtes. Im folgenden Jahre wurde er zum Mitgliede der Liquidationscommiſſion für die engliſche Forderung von $3\frac{1}{2}$ Million Renten ernannt und erwarb ſich in dieſer Stellung die Zufriedenheit der Regierung in ſolchem Grade, daß man ihn im Jahre 1818 zum Staatsrathe erhob; allein ſeit dem Jahre 1822 wurde er, ohne Bekanntmachung des Grundes, unter die bloßen Titularräthe verſetzt. R. trug dieſe Kränkung gelaſſen und ſtarb am 24. Mai 1827. Er zeichnete ſich als Gelehrter durch Gründlichkeit, als Menſch durch Liebenswürdigkeit und als Staatsmann durch Rechtlichkeit aus. 81.

Rampe, ſ. Wall.

Ramſanéhi (Gottesfreunde) nennen ſich die Glieder einer erſt in den neueſten Zeiten bekannter gewordenen myſtiſchen Secte im weſtlichen Indien, deren Hauptſitze Schahpur, Radſchwara und Guzurate ſind und welche von einem gewiſſen Ramtſcharan (geb. 1719, geſt. 1798) geſtiftet worden iſt, der ſich um 1769 zu Schahpur niederließ. Sie glauben an die Einheit Gottes (*Ram*) und ſeine Offenbarungen als Schöpfer, Erhalter, Zerſtörer; ſie halten ihn für die Quelle alles Guten und unbedingte Ergebung in ſeinen unerforſchlichen Willen für nothwendiges Erforderniß ſeiner Verehrung und verwerfen alle Abbildungen deſſelben. Die Seele iſt ihnen ein Ausfluß Gottes, zu dem ſie beim Tode des Körpers zurückkehrt. Sie theilen ſich 1) in Prieſter, die *Wairagis* (Leidenſchaftsloſe) oder *Sâdha's* (Vollkommene) genannt werden, die heiligen Bücher ſtudiren und die ſtrengſte Enthaltſamkeit in allen Dingen und gänzliche Gleichgültigkeit gegen alle irdiſchen Freuden bewahren müſſen, ſtets nur zu Fuße und zwar barfuß, gehen dürfen, und unter einem Mahant (Oberprieſter) ſtehen, der zu Schahpur wohnt und ein Collegium von 12 Ausgewählten (Tſchela's) um ſich hat, denen einzelne beſondere Geſchäfte obliegen und aus denen nach ſeinem Tode der neue Mahant gewählt wird; 2) in *Bidâhis* und *Mohânis*, welche gleich den chriſtlichen Trappiſten ihre höchſte Aufgabe in völliger Theilnahmsloſigkeit an der Außenwelt finden; 3) endlich in Laien (*Girhiſt*), welche das übrige Volk bilden. Übrigens ſind ſie ſehr tolerant und erlauben Chriſten und Muhammedanern, doch mit der Bedingung barfuß zu gehen, den Eintritt in ihren Tempel, wo ihr Gott durch Gebet und Geſang verehrt wird, und tragen als Erkennungszeichen einen perpendiculairen Strich von weißem Thone an der Stirne. Ihre heiligen Bücher beſtehen in Auszügen aus älteren Werken der Hindureligon, wodurch ſie das Alter und die Reinheit ihrer Glaubensſätze zu beweiſen ſuchen, und den religiöſen Liedern (*Sabda's*) des Stifters und der erſten Mahants. 23.

Ramſay (Allan), einer der beſten ſchottiſchen Dichter, 1686 in Südſchottland von armen Eltern geboren, erlernte das Perückenmacherhandwerk, benutzte aber mit unermüdlichem Eifer ſeine Nebenſtudien zur Erwerbung literariſcher Kenntniſſe und ward als witziger Kopf und Gelegenheitsdichter in ſeiner Umgebung

bekannt. Seine Lieder wurden bald allgemein geſungen und machten ihn zum Lieblinge des Volkes. Der reichliche Ertrag mehrerer Ausgaben derſelben bewog ihn ſein Geſchäft aufzugeben und eine mit einem Leſecabinette verbundene Buchhandlung zu gründen. Um den alten ſchottiſchen Nationalgeſang wieder in Aufnahme zu bringen, veranſtaltete er zwei Liederſammlungen: „Das Immergrün" („The Evergreen"), welches nur altſchottiſche vor dem XVII. Jahrh. gedichtete Lieder enthält, und die „Lieder für den Theetiſch" („A Tea-table-collection"), ein Gemiſch von neueren und älteren, engliſchen und ſchottiſchen Geſängen. Fanden die Kunſtrichter auch Vieles an der Auswahl zu tadeln, ſo wurde doch dadurch der Zweck, die vaterländiſche Poeſie wieder in Aufnahme zu bringen, erreicht. R.'s Unternehmungsgeiſt ging noch weiter; er erbaute auf ſeine Koſten das erſte regelmäßig eingerichtete Schauſpielhaus in Schottland und dichtete, da er in der vaterländiſchen Literatur kein taugliches Drama auffand, das ländliche Schauſpiel: „Der liebenswürdige Schäfer" („The gentle shepherd"), welches ihm ſo wohl gelang, daß es ſogar in England aufgeführt wurde. Die letzten Jahre ſeines Lebens verlebte er auf einem von ihm ſelbſt erbauten Landhauſe, wo er 1758 ſtarb. R. iſt ein Volksdichter im ganzen Sinne des Wortes; einen hohen, kühnen Schwung der Phantaſie verſuchte er, ſeiner Kräfte wohl bewußt, nie; natürliches Gefühl, leichter Scherz und Anmuth der Sprache ſind die bedeutendſten Vorzüge ſeiner Gedichte in ſchottiſchem Dialekte; weniger gelungen ſind ſeine Verſuche in engliſcher Sprache. Seine Lieder und Idyllen verdienen auch im Auslande bekannter zu werden, als ſie es bis jetzt geworden ſind. „A Ramsay's Poems, with his life and a glossary by Chalmers, and Tytler's remarks on his poems", Lond. 1800. 2 Voll. 8. 67.

Ramsden (Johann), berühmt als Verfertiger mathematiſcher und optiſcher Inſtrumente, geb. den 8. Oct. 1730 zu Halifax in Yorkſhire, war, wie ſein Vater, anfangs ein Tuchfabrikant, kam jedoch ſpäter nach London, wo er ſich der Kupferſtecherkunſt widmete. Hier fand er bald Gelegenheit Abbildungen mathematiſcher Inſtrumente zu ſtechen, was zuerſt ſein großes Talent weckte. Der berühmte Optiker Dollond (ſ. d. Art.), deſſen Tochter er heirathete, unterrichtete ihn in der Kunſt mathematiſche Inſtrumente zu fertigen, worin er ſich auch ſehr bald auszeichnete. Er verbeſſerte und erfand mehrere optiſche und viele aſtronomiſche Werkzeuge. Seine Theilungsmaſchine, nach welcher man nunmehr einen Sextant in 20 Minuten Zeit eintheilen kann und welche Lalande (Par. 1790. Fol.) beſchrieben hat, ſteht unter allen oben an; aber auch das zu Höhenmeſſungen beſtimmte Barometer, das Theodolit, das zu Meſſung der Ausdehnung der Körper durch Hitze beſtimmte Pyrometer, das Reflexions- und Refractionsmikrometer, Halley's Quadrant und Sextant verdanken ihm weſentliche Verbeſſerungen. Mehrere Abhandlungen von ihm ſtehen im „Philosophical transactions", auch ſind noch einzeln gedruckte Schriften von ihm vorhanden. Er wurde 1786 Mitglied der königlichen Geſellſchaft zu London und ſtarb am 5. Novbr. 1800. 26.

Ramshorn (Johann Gottlob Ludwig), namhafter lateiniſcher Grammatiker der neueſten Zeit, geb. den 19. März 1768 zu Reuſt, einem Dorfe bei Ronneburg, verdankte dem ſorgfältigen Unterrichte ſeines Vaters, des Pfarrers an jenem Orte, gründliche Vorkenntniſſe in den alten Sprachen und Hülfswiſſenſchaften und ſeine weitere Ausbildung ſeit 1784 dem Lyceum zu Ronneburg. 1787 ging er von da nach Jena, wo er der Theologie ſich widmete und zugleich wegen der geringen Unterſtützung aus dem väterlichen Hauſe eine Hauslehrerſtelle bei dem geheimen Juſtizrathe Walch annahm. 1790 ging er wieder als Hauslehrer nach Orlamünde, 1793 nach Dresden in das Haus des als Literator und Numismatiker berühmten Dr. Hauſchild und 1800 in gleicher Function nach Bautzen. Noch in

Dresden widmete er ſeine „Diss. de corona civica et laureis ante domum Caesaris Augusti“ (Dresd. 1800) dem Oberhofprediger Reinhard, die auf Veranlaſſung dieſes Mannes eine Schulprobe in Grimma und gleich darauf einen Ruf zur zweiten Profeſſur am Gymnaſium in Altenburg zur Folge hatte. 1802 trat er dieſe und 1814 die erſte Profeſſur an, die er noch verwaltet. Ihn hat das Ausland durch mehrere Ehrenbezeugungen ausgezeichnet. Ohne ſein Anſuchen erhielt er 1815 das Diplom eines Ehrenmitglieds der lateiniſchen, 1824 das eines Ehrenmitglieds der mineralogiſchen Geſellſchaft zu Jena; in demſelben Jahre beehrte ihn die philoſophiſche Facultät daſelbſt mit der Würde eines Doctors der Philoſophie honoris causa und 1833 Se. Majeſtät der König von Preußen mit einer goldenen Medaille. Seine Schriften ſind außer der angeführten: „Martial's 23. Epigramm des 10. Buchs überſetzt und erklärt, nebſt einer Beſchreibung der Geburtstagsfeier bei den alten Römern“ (Budiſſin 1800. 4.); „De statuarum in Graecia multitudine dissertatio, subjuncta explicatione locorum Herodoti I. 25 et 14“ (Altenburgi 1814); „Lateiniſche Grammatik“ (Leipz. 1824. 8. 2. Aufl. 1833. 2 Thle.); „Lateiniſches Elementarbuch nach einer neuen Methode bearbeitet“ (Leipz. 1825. 8.); „Lateiniſche Schulgrammatik“ (Leipz. 1826); „Lateiniſche Synonymik“ (Leipz. 1831 und 1833. 2 Thle. 8.); Synonymiſches Handwörterbuch der lateiniſchen Sprache“ (Leipz. 1835. 8.); Verbeſſerte Auflagen der Bröder'ſchen Grammatiken, Schulprogramme und Recenſionen in der jenaiſchen Literatur- und in der Schulzeitung. 20.

Ramus (Petrus) (Pierre de la Ramée), geboren 1515 in einem Dorfe der Picardie von armen Eltern, ſtudirte zu Paris Mathematik und Philoſophie und trat in ſeiner Magiſterdisputation öffentlich als Gegner der damals auf allen Schulen herrſchenden ariſtoteliſchen Philoſophie auf, die er auch ſchriftlich bekämpfte in ſeinen „Animadversiones in dialecticam Aristotelis, XX libb.“ (Par. 1543. 8. 1558. 8.), worin er die Logik des Ariſtoteles als trügeriſch verwarf, indem er eine einfachere praktiſchere Logik, als Kunſt wohl zu ſprechen (alſo Logik und Rhetorik zugleich umfaſſend) aufſtellte in ſeinen „Institut. dialect. libb. II (Par. 1543. 8. 1548); „Schol. dialect. in liberales artes“ (Basil. 1559. Fol.) und „Orat. apologeticae“ (Par. 1551. 8.); ferner in ſeinen „Schol. physicae“ libb. VIII“ (Par. 1565. 8.) und „Schol. metaphys. libb. XIV“ (Par. 1566. 8.), gegen die ariſtoteliſche Phyſik und Metaphyſik. — Zwar iſt weder ſeine Kritik des Ariſtoteles unparteiiſch und gründlich genug, noch auch ſeine eigene Logik von tiefem wiſſenſchaftlichen Gehalte; indeſſen hat er doch mit dazu beigetragen, den Despotismus der ſcholaſtiſch-peripatetiſchen Philoſophie zu ſtürzen, und verdient wegen ſeines beharrlichen Eifers in dieſem Kampfe Anerkennung. Denn dieſer war eben ſo gefährlich als ſchwierig, da bei dem hohen Anſehn, in welchem jene Philoſophie damals noch auf den Schulen ſtand, ſich ſogleich laute und heftige Stimmen gegen ihn erhoben, die ihn nicht nur bekämpften, ſondern auch verketzerten und es dahin brachten, daß ihm verboten ward, mündlich oder ſchriftlich gegen Ariſtoteles aufzutreten. Zwar erhielt er 1551 eine Profeſſur der Rhetorik und Dialektik an der pariſer Univerſität, aber aufs Neue angefeindet und verfolgt (auch ſeiner Verbindung mit den Hugenotten halber) verließ er Paris und machte bis 1571 Reiſen durch Italien, Deutſchland und die Schweiz und als er endlich zurückgekehrt war traf ihn in der Bartholomäusnacht der Tod durch Meuchelmörder, gedungen, wie man ſagt, von ſeinem Gegner Charpentier. — Zu ſeinen Anhängern, Ramiſten genannt, gehören Taläus, Freigius, Fabricius, Beuchus, Scribonius, Pfaffrad und zum Theil Goclenius. (Vergl. Joh. Thom. Freigii „Vita Petri Rami“, hinter Andomari Talaei Orat., Marb. 1599 und Launoy, „De varia Aristotelis fortuna in acad. Paris.“ p. 65 sqq.) 80.

Rancé (Dominique Armand Jean le Bouthillier de), ſ. Trappiſten.

Randſchit Sing, ſ. Sikhs.

Rang, lat. ordo; franz. rang; engl. rank, iſt ein relativer Begriff, der das Verhältniß der Glieder eines Ganzen unter einander ausdrückt und durch Zahlenverhältniſſe oder ſonſt beigeſetzte Erläuterungen genauer beſtimmt werden muß. Das Princip der Rangordnung iſt eigentlich der Werth und die Wichtigkeit eines Individuum für das Ganze und dieſes ſollte demnach ſtets um ſo höhern R. haben, je größer jene ſind. Da jedoch der R. immer nur etwas Äußeres iſt und der eigentliche innere Werth des Einzelnen ſtets als etwas Selbſtſtändiges, von äußerer Form Unabhängiges erſcheint; ſo muß bei Beſtimmung des Ranges immer auf die in einem beſondern Falle erfaßte Idee des Ganzen Rückſicht genommen werden, wonach ſich dann die Wichtigkeit des Einzelnen beſtimmt. Sonach richtet ſich der R. ſtets nach einem vorausbeſtimmten Schematismus und iſt entweder ein idealer, wie der der Wiſſenſchaften unter einander oder eines Gelehrten in Bezug auf ſeine Leiſtungen ꝛc., wenn das Princip der Würdigung ein rein geiſtiges iſt, oder ein poſitiver, wenn äußere Formen als Maßſtab dienen. Letzterer iſt derjenige, welcher am meiſten in Betracht kommt, in Bezug nämlich auf die äußere Stellung der Menſchen gegen einander im Staate. Nach der Stellung nämlich, in welcher der Einzelne zur Staatsmaſchine ſich befindet, hat man von jeher für nöthig geachtet, ihm einen gewiſſen R. zu ertheilen und dieß durch Rangordnungen beſtimmt, welche freilich im Einzelnen große Verſchiedenheiten darbieten, je nachdem mehr das Verhältniß der Einzelnen zum Staatsoberhaupte oder die Wichtigkeit des Amtes in Bezug auf die Staatsverwaltung überhaupt, oder Geburt, Beſitz ꝛc., oder dieſes Alles untermiſcht berückſichtigt iſt, und daher immer mangelhaft bleiben. Dieß hat man auch in den neueren Zeiten eingeſehen und wie jetzt die Staaten ſelbſt unter einander die früheren oft dem Guten ſo hinderlichen Rangſtreitigkeiten durch Anerkennung ihrer Gleichheit als von einander unabhängiger Individuen vermelden, ſo ſind auch faſt überall die verſchiedenen Claſſen der Staasbürger in ihren beiden Hauptabtheilungen, Beamtete und Private, einander näher getreten und nur das Verhältniß der Unterordnung pflegt noch als Hauptprincip der Rangordnung zu gelten. Am ſchärfſten muß dieſe aber ſich ſtets beim Militair erhalten, da ſie hier zum regelmäßigen Beſtehen des Ganzen durchaus nothwendig iſt, und deßhalb gibt auch in einigen Staaten, wie z. B. in Rußland, der militairiſche R. den Maßſtab für den der übrigen Staatsbürger. — Rangiren iſt das Stehen auf einem beſtimmten Punkte der Rangordnung, beim Militair das Einſtellen der Soldaten in die Linie nach Maßgabe ihrer Größe; Einrangiren iſt das Eintragen der Soldaten in die Armeeliſte, Ausrangiren das Ausſtreichen und Entlaſſen aus derſelben. 9.

Ranunkeln, lat. ranunculaceae; franz. renoncules; engl. ranuncles, iſt eine natürliche Pflanzenfamilie der Dikotyledonen Polypetalen, die ihren Namen von der Gattung Ranunculus (Hahnenfuß), vorzüglich dem aſiatiſchen (R. asiaticus), erhalten hat. Es ſind meiſt krautartige, nur ſelten halbſtrauchartige Pflanzen mit einfachen abwechſelnden oder mehr oder weniger tief in bisweilen ſehr zahlreiche Lappen eingeſchnittenen Blättern. Alle zu den R. gehörende Pflanzen ſind äußerlich einander ſehr ähnlich, ſo wie überhaupt ſcharf und giftig, beſonders die Wurzeln; doch iſt der in ihnen enthaltene ſcharfe und giftige Stoff gewöhnlich ſehr flüchtig und verliert ſich durch das bloße Trocknen oder durch Aufbewahren im Waſſer, ſo daß dann manche Ranunkelarten ſo mild werden, daß ſie dem Menſchen als Nahrungsmittel dienen können. Sehr giftig und ſcharf ſind beſonders der knollige Hahnenfuß (R. bulbosus) und der ſogenannte Froſcheppich (R. sceleratus), welche letztere Pflanze einige Schriftſteller für die Herba Sardoa des Salluſt halten, durch deren Gebrauch das ſardoniſche Lachen (ſ. Lachen) entſteht. 21.

Ranzau, Ranzow, iſt ein altes adeliges Geſchlecht in Holſtein, welches ſpäter in zwei Hauptlinien, die ältere und die jüngere, zerfiel, von denen mehrere Seitenlinien ausgingen. Der Stammvater der ganzen Familie iſt Kuno, deſſen Urenkel Wolf große Güter an ſich brachte, welche unter dem Namen des balſamer Landes bekannt waren. Wolf's Enkel war Wiprecht II. (ſ. Wiprecht von Groitzſch), deſſen ältere Nachkommen, die Burggrafen von Leißnig, ausſtarben. Sein jüngerer Sohn Otto I. begab ſich nach Holſtein und erbaute dort im Jahre 1440 das Stammſchloß Ranzow. Nach ihm theilte ſich die Familie in zwei Hauptlinien, von denen Otto III. der Stifter der ältern wurde, die in drei Seitenlinien Raſtorf (nebſt Aſchberg und Obbendorf), Breitenburg (beide Linien wurden im Jahre 1728 in den Stand der Reichsgrafen aufgenommen) und Schmoll (nebſt Hohenfelde) noch jetzt fortbeſteht. Der letztgenannte Zweig des Hauſes wurde von Chriſtoph, geb. im Jahre 1625, gegründet, welcher kaiſerlicher Kammerherr und Reichshofrath war, im Jahre 1651 in den Reichsgrafenſtand erhoben wurde und im Jahre 1696 als Anhänger der katholiſchen Kirche ſtarb. Sein Sohn, Alexander Leopold Anton, Stifter der braunſchweigiſchen Linie, wurde in der lutheriſchen Kirche erzogen. Sein Stamm dauert noch fort. Die jüngere Hauptlinie gründete Cajus I. Sie führte den Namen der Linie von Asdal oder Neu=Ranzow und erloſch im Jahre 1734 mit Moritz, worauf die Grafſchaft an die Krone Dänemark fiel. Unter den früheren Familiengliedern zeichnete ſich Johann aus, welcher im Jahre 1492 geboren wurde, ſich als Feldherr einen Namen erwarb und den Ritterſchlag in Jeruſalem empfing. Luther's Muth auf dem Reichstage zu Worms machte einen ſo tiefen Eindruck auf ihn, daß er einer ſeiner eifrigſten Anhänger und einer der vorzüglichſten Beförderer der Kirchenverbeſſerung in Dänemark wurde. Er kämpfte beſonders für Friedrich I. von Dänemark und ſtellte die Ruhe in Norwegen wieder her, wo Chriſtian II. eingefallen war und mehrere Male von ihm geſchlagen wurde. Er ſtarb im Jahre 1565. — Heinrich, Statthalter in Holſtein, geb. im Jahre 1526, beſaß für ſeine Zeit ungewöhnliche Kenntniſſe in der Aſtrologie, Kriegskunſt und Arzneiwiſſenſchaft, war ein Freund und Beſchützer der Gelehrten, ſtiftete eine Bibliothek und ſtarb im Jahre 1599. — Daniel, ſtudirte in Wittenberg, nahm unter Karl V. Kriegsdienſte, bildete ſich durch Reiſen, ſchlug als Oberfeldherr der Dänen die Schweden in den Jahren 1563 und 1567 und fiel bei der Belagerung von Warberg in Holland. — Joſias wurde ſchwediſcher General, begleitete im Jahre 1635 den Kanzler Oxenſtierna nach Paris, nahm Kriegsdienſte in Frankreich und wurde zum Marſchall und Befehlshaber von Dünkirchen ernannt. Er zeichnete ſich durch männliche Schönheit, Tapferkeit und große Anlagen aus, hatte aber das Unglück, nach und nach ganz verſtümmelt zu werden, ſo daß er nur ein Auge, einen Fuß und einen Arm behielt. Er ſtarb im Jahre 1650. — Chriſtian Detlev Karl, geb. im Jahre 1772, königlich däniſcher Kammerherr und Oberpräſident von Kiel, und ſein Bruder Karl Emil, geb. 1775, ebenfalls däniſcher Kammerherr, ſind die jetzigen Glieder dieſes Hauſes. 81.

Ranzion, franz. rançon; engl. ransom, heißt das in früheren Zeiten und bei den uncultivirten Nationen noch gewöhnliche Löſegeld, das die Kriegsgefangenen zur Erhaltung ihrer Freiheit zahlen müſſen. Selbſtranzioniren nennt man, wenn Gefangene ſich durch die Flucht der Gefangenſchaft entziehn. 61.

Raoul=Rochette (ſpr. Ra=ul=Roſchett) (Déſiré), ein geachteter franzöſiſcher Archäolog und Hiſtoriker, 1790 zu Saint=Amand im Departement Cher geboren, erhielt ſeine wiſſenſchaftliche Bildung zu Bourges und kam 1811 nach Paris, wo er Profeſſor der Geſchichte an dem kaiſerlichen Lyceum wurde. Sein anziehender Vortrag, mehr aber ſein enges Anſchließen an die jedesmaligen Anſichten der Regierung verſchafften ihm manchen Gönner, durch deren Mitwirkung er 1815 Sup=

pleant Guizot's für deſſen Vorleſungen über die neuere Geſchichte an der pariſer Univerſität und 1818 Conſervator des Münzcabinets und der Antikenſammlung an der königlichen Bibliothek wurde. Auch die Akademie der Inſchriften nahm ihn 1816 als Mitglied auf und ernannte ihn zum Mitredacteur des „Journal des Savans.“ Auf ſeinen Reiſen durch die Schweiz (1819) und durch Italien und Sicilien (1826—1827) vermehrte er ſeine Kenntniſſe durch eigene Anſchauung vorzüglicher Kunſtdenkmäler und erhielt nach ſeiner Zurückkunft den Auftrag (1828) mit ſeinem Collegen Haſe die Inſtructionen für die Künſtler und Gelehrten, welche die franzöſiſche Expedition nach Griechenland begleiten ſollten, auszuarbeiten. Die gediegenſten Kenntniſſe ſcheint R. in der Archäologie zu beſitzen, wie ſowohl ſeine vielbeſuchten Vorleſungen über dieſes Fach, als auch ſeine „Monumens inédits d'antiquités figurées grecques, étrusques et romaines“ (Par. 1828. 2 Voll. Fol.) hinlänglich beweiſen. Viel Brauchbares enthalten die „Histoire critique de l'établissement des colonies grecques (Par. 1815. 4 Voll. 8.); die „Deux lettres sur l'authenticité des inscriptions de Fourmont“ (Par. 1819. 4.); der „Cours d'archéologie“ (Par. 1828. 8.) und die „Lettre sur les graveurs des monnayes grecques“ (Par. 1831. 4.), obſchon alle dieſe Schriften durch viele Fehler entſtellt ſind. Seine ſtatiſtiſchen und hiſtoriſchen Verſuche („Lettres sur la Suisse,“ 1823, N. E. Par. 1826. 3 Voll. 8.; „Histoire de la révolution helvétique en 1797 et en 1803,“ Par. 1823. 8., deutſch, Stuttg. 1824. 8. und „Histoire d'Espagne,“ Par. 1825. 8.) ſind höchſt einſeitig, unzuverläſſig und unbrauchbar. 66.

Raphael Sanzio (De' Santi) der größte Maler der chriſtlichen Kunſtperiode, ward am 26. März (nach Andern am 8. März) 1483 zu Urbino geboren. Sein außerordentliches Talent trat bereits in der früheſten Kindheit ſo überraſchend hervor, daß ſich ſein Vater, Giovanni Sanzio, ein nicht gerade ungeſchickter Maler, der Ausbildung deſſelben nicht gewachſen fühlte und ſie dem berühmten Perugino übertrug. Hier unter zahlreichen Mitſchülern, die er bald alle hinter ſich zurückließ, erwarb ſich der junge R. in kurzer Zeit eine Geſchicklichkeit, die ihn der fernern Leitung ſeines Lehrers, dem er bereits völlig gleich war, enthob. Seine erſten Arbeiten von Bedeutung, ein heiliger Nikolaus, eine heilige Familie, eine Kreuzigung Chriſti und die berühmte Trauung der Maria (Spoſalizio), waren zwar in der Manier Perugino's gearbeitet, zeigten aber doch Spuren jener Eigenthümlichkeit, wie ſie ſich ſpäter ſo ſcharf in ihrer weſentlichen Verſchiedenheit von den großen Zeitgenoſſen des Künſtlers ausprägte. Der Ruf R.'s begann bereits ſich feſt zu begründen, als er von einem ſeiner Freunde und Mitſchüler, Pinturicchio, veranlaßt wurde, ihn bei der Ausſchmückung der Sakriſtei der Kathedrale zu Siena zu unterſtützen; doch vollendete er die übernommene Arbeit nicht, ſondern begab ſich (1503) nach Florenz, welches damals der Sitz der Kunſt und der Sammelplatz der berühmteſten Meiſter Italiens war. Hier ſah R. die Werke eines Maſaccio, Giotto, Ghiberti, des noch in der Fülle ſeiner Kraft ſchaffenden Michel Angelo und Leonardo da Vinci's. Gewiß iſt es, daß er die Schöpfung dieſer Meiſter ſtudirte, aber keiner von ihnen wurde ausſchließlich ſein Muſter, dem er nachgeahmt hätte; denn er war nicht dazu berufen, eine untergeordnete Rolle zu ſpielen. Ein Jahr lang hatte er in Florenz zugebracht, als ihn Familienangelegenheiten nach Urbino riefen. Hier und in Perugia, wohin er ſich nach kurzem Aufenthalte in ſeiner Vaterſtadt begeben hatte, lieferte er mehrere treffliche Gemälde, die ſein raſtloſes Vorwärtsſchreiten beurkundeten; ſo mehrere Madonnen, einen heiligen Georg zu Pferde, einen heiligen Michael und mehrere andere Staffeleigemälde, in welchen er ſich bereits von der frühern etwas bemerklichen Unſicherheit und Steifheit losgerungen hatte. Die Jahre 1505—1508 lebte er abwechſelnd zu Perugia und zu Florenz, wo er ſich ausſchließlich mit Studien aller Art beſchäftigte. Beſonders

nützlich wurde ihm die Freundſchaft des trefflichen Fra Bartolomeo, dem er wichtige Aufſchlüſſe hinſichtlich der Geheimniſſe des Colorits verdankte. Unter den wenigen Gemälden, die er in dieſer Periode lieferte, ſind die bedeutendſten eine heilige Familie, eine ſchöne Madonna, die ſogenannte la bella Giardiniera, eine Himmelfahrt (im Kloſter Monteluccі) und die berühmte Grablegung (im Palaſt Borgheſe zu Rom), ein Meiſterwerk, welches nur von wenigen ſeiner ſpätern Genoſſen übertroffen iſt. Der Ruf ſeiner außerordentlichen Geſchicklichkeit verbreitete ſich immer mehr und entſchied ſeine Berufung nach Rom durch Papſt Julius II. (1568), der ihm die Ausſchmückung des Vaticans übertrug. In dieſen Werken zeigt ſich ſein Genie in ſeinem höchſten Glanze. Zuerſt malte er die Stanze (Logge) della Signatura, und zwar ſind es vier große Compoſitionen, die vorzügliche Aufmerkſamkeit verdienen: der Streit der Kirchenväter (disputa), der Parnaß, die Schule von Athen und das römiſche Recht, eine Gruppe, in welcher Juſtinian, Tribonian und Papſt Gregor X. die Hauptfiguren ausmachen. Bereits nach Vollendung des erſten dieſer Gemälde ließ der Papſt die in den Logen des Vaticans befindlichen Gemälde anderer Meiſter vernichten und an deren Stelle von R. andere fertigen, unter anderen mehrere Allegorien, bibliſche und mythologiſche Gegenſtände. Nach Vollendung der oben angeführten Hauptgemälde der erſten Stanze ſchritt R. zur Ausſchmückung der übrigen und immer gewaltiger, je anhaltender er arbeitete, entfaltete ſich die außerordentliche Kraft und Hoheit ſeines Genies. Wir führen nur die wichtigſten der folgenden Meiſterwerke an, als: die Madonna di Foligno, die Vertreibung des Heliodor aus dem Tempel, Attila, Moſes vor dem brennenden Buſch, Iſaak's Opferung, den Bau der Arche, das berühmte Gemälde incendio del Borgo, Karl's des Großen Krönung, die Niederlage der Saracenen bei Oſtia, ferner die Malereien in den Gallerien, die er nach Bramante's Tode (1514) vollendete und eine Menge anderer Darſtellungen aus der heiligen Geſchichte in den verſchiedenen Sälen und Zimmern des Vaticans. Außer den zahlreichen Gemälden, die den Vatican zu einem wahren Tempel der Kunſt ſtempelten, lieferte er noch viele andere treffliche Arbeiten, z. B. die Madonna del Pesce (im Escurial), la Perla (eine heilige Familie, ebenfalls im Escurial), eine heilige Cäcilie, lo Spaſimo di Sicilia (eine Kreuztragung), das Portrait Leo's X., ſein eigenes Bildniß (in München), li cinque Santi, Ezechiel's Traum, eine herrliche Madonna für die Kirche St. Sixt in Piacenza (in Dresden), mehrere ausgezeichnete Portraits, wie das ſeiner Geliebten Fornarina, Johanna's von Aragonien, Caſtiglione's u. A., die Madonna della Seggiola (in Paris), mehrere Fresken im farneſiſchen Palaſte, Johannes in der Wüſte u. a. m. Ferner bemerken wir noch die berühmten Cartons (ſ. d. Art.) und die herrlichen Zeichnungen zu Darſtellungen aus dem Mythus der Pſyche und zur Schlacht des Conſtantin und Maxentius (in der 4. Stanze des Vaticans), nach welchen ſpäter ſeine Schüler dieſe Gemälde vollendeten. R.'s letzes und bewundertſtes Gemälde iſt die Verklärung Chriſti. Er malte daſſelbe für den Cardinal Julius de Medicis (dem nachmaligen Papſte Clemens VII.), doch kam es ſpäter in die Kirche St. Pietro Montorio und jetzt befindet es ſich im Vatican. In dieſem Werke offenbart ſich die außerordentliche Kraft und Hoheit des Künſtlers in ihrer ganzen Fülle und Herrlichkeit und ſo ſtreng auch von jeher die Kritiker in der Unterſuchung dieſes einzig daſtehenden Erzeugniſſes der chriſtlichen Kunſt verfahren ſind, ſo iſt doch zuletzt das Reſultat die unbegrenzteſte Anerkennung und Bewunderung geweſen. — R. ſtand jetzt in der Blüthe ſeiner Jahre und ſchon hatte er den höchſten Gipfel der künſtleriſchen Vollkommenheit erſtiegen. Was er noch geleiſtet haben würde, oder was er der gewöhnlichen Vermuthung zu Folge noch hätte leiſten können, dieß mag dahin geſtellt ſein, genug, ihm war es vergönnt, da bereits als der erſte hoch über allen zu ſtehen, wo anderen minder Begabteren das vielleicht unerreichbare Ziel nur erſt in

weiter Ferne ſichtbar wird. Jetzt auf dem Gipfel ſeines Ruhms trat R. ab von dem Schauplatze ſeines glorreichen Wirkens. 37 Jahre alt ſtarb er in Folge eines hartnäckigen Fiebers am 7. April 1520 und wurde in der Kirche St. Maria della Rotonda beigeſetzt. Die tiefe Trauer, die ſich in Rom und anderwärts kund that, galt dem Künſtler ſowohl wie dem edlen liebenswürdigen Menſchen und ſelbſt der Neid verſtummte vor der erſchütternden Nachricht ſeines Todes. — Was den Styl R.'s anlangt, ſo laſſen ſich füglich drei Perioden deſſelben unterſcheiden. In ſeiner Jugend verfiel er noch, wie es meiſt zu geſchehen pflegt, über dem Beſtreben der Genauigkeit in Trockenheit, auch war ihm damals noch nicht das hohe Ideal aufgegangen, welches ihn ſpäter zu ſo herrlichen Meiſterwerken begeiſterte. Der Aufenthalt in Florenz und anhaltendes Selbſtſtudium aber ließen ihn bald erkennen, welches ſein Ziel ſein müſſe; die Möglichkeit, es zu erreichen, ſicherte ihm das Gefühl der Überlegenheit ſeines Genies. So änderte ſich bereits ſeine Manier nach der erſten und zweiten Anweſenheit in Florenz; alle Spuren des frühern Feſthaltens an Perugino's Styl waren verſchwunden; ſeine Compoſitionen wurden ſelbſtſtändiger und erhabener, die Ausführung geiſtreicher und edler, das Colorit glänzender und treffender. Unaufhaltſam ſchritt er jetzt vorwärts; deutlich aber zeigt ſich der Übergang dieſes zweiten Styls in den dritten, erſt ſeit ſeiner Anweſenheit in Rom, wo er mit vollkommner Beſtimmtheit in dem Bewußtſein deſſen, was ihm als Ideal vorſchwebte, jene Meiſterwerke ſchuf, die unübertroffen, ja vielleicht unübertrefflich in ihrer hohen Eigenthümlichkeit daſtehen als merkwürdige Denkmale der neuern chriſtlichen Cultur und religiöſen Anſchauung. Denn wenn er auch, wie ſelbſt ſeine feurigſten Bewunderer zugeſtehen müſſen, in der Zeichnung bei aller Correctheit nicht die ſeltene Vollendung Michel Angelo's und hinſichtlich des Colorits weder Correggio's Helldunkel und Perſpective noch Tizian's ſpecielle Farbenpracht erreichte, ſo überragte er doch alle dieſe Kunſtheroen und alle ſpäteren hinſichtlich der Compoſition und des Ausdrucks. Er, wie keiner, verſtand die Kunſt, jeder Figur ihren eigenthümlichen, der vorgeſtellten Handlung und vorzüglich dem gewählten Augenblicke derſelben angemeſſenen Charakter zu geben, wodurch das Ganze eine unbeſchreibliche Harmonie und einen Ausdruck bekam, der durch die geiſtreiche, erhabene Ausführung die letzte Vollendung erhielt. Er malte, wie ſich ein competenter Beurtheiler ausdrückt, nicht für die Sinne, ſondern für die Seele. So ſchwang ſich R. zu einer Höhe, die bis jetzt noch keiner erreicht hat, ſchwerlich wohl auch je erreichen wird. Unter den Schülern R.'s, welche die Begründer der römiſchen Schule wurden, ſind die berühmteſten: Giulio Romano und Franceſco Penni (die Erben ihres Meiſters), Giovanni Nanni, genannt da Udine, Pierino del Vaga, Pellegrino von Modena, Gaudentio Ferrari, Bartolomeo Ramenghi (genannt il Bagnacavallo), Timoteo Viti, Benvenuto Tiſi, genannt Garofalo, Raphael del Colle und Polidoro Caldara. Vergl. „Vita di Raffaëllo da Urbino etc." von Vaſari (Rom 1751); „Vita inedita di Raffaelle da Urbino, illustrata con note da Angelo Comolli" (Rom 1790); außerdem die Biographien R.'s von Füßli und Braun, ferner Rehberg's „Rafael Sanzio" (München 1824); das von Franceſco Longhena ins Italieniſche überſetzte und verbeſſerte Werk Quatremère's de Quincy; Purgelioni's „Elogio storico da Giovanni Sanzio" (Urbino 1830) und Nagler's: „Rafael als Menſch und Künſtler" (München 1836). 36.

Rapin (ſpr. Rapäng) (René), einer der beſten lateiniſchen Dichter der neueren Zeit, 1621 zu Tours geboren, widmete ſich der Theologie und trat 1639 in den Jeſuitenorden, in deſſen Schulen er als Lehrer der ſchönen Wiſſenſchaften ſehr wirkſam war. Von ſeinen Lebensumſtänden weiß man nicht viel mehr, als daß er mit ſeltenem Fleiße literariſchen Beſchäftigungen oblag, daß er aber als Theolog gegen Andersdenkende nicht ſehr tolerant war. Er ſtarb am 27. Oct. 1687 zu

Digitized by Google

Paris. Seine lateiniſchen Gedichte zeichnen ſich durch gute Erfindung, reine Sprache und Anmuth der Darſtellung aus. Das bekannteſte und vorzüglichſte ſeiner Werke iſt das Gedicht über den Gartenbau („**Hortorum libri IV,**“ **Par. 1665. 4.** und öfter. **N. E. Par. 1780. 12.**, Franzöſiſch von Voyron und Gabiot, **Par. 1802. 8.**). Von den übrigen ſind nur noch die „**Eclogae**“ (**1659. 4.**) zu erwähnen. „**Carmina**“ (**Par. 1723. 3 Voll. 12.**). Seine kritiſchen und theologiſchen Schriften ſind unbedeutend. „**Oeuvres diverses**“ (**Haye 1723. 3 Voll. 12.**) 66.

Rapp (Jean, Graf), Pair von Frankreich, geb. zu Colmar den 27. April 1771, war von bürgerlicher Herkunft. Aus entſchiedener Neigung wählte er den Soldatenſtand, trat am 1. Mai 1788 in das 10. Regiment der berittenen Jäger und focht mit Auszeichnung am Rheine (1789) unter Deſaix, der ihn bald zum Lieutenant beförderte und ihn zu ſeinem Adjutanten annahm. Als ſolcher machte er den Feldzug nach Ägypten mit, zeichnete ſich in mehreren Gefechten aus, ward Escadronschef und befand ſich zurückgekehrt an Deſaix's Seite, als dieſer in der blutigen Schlacht bei Marengo fiel (14. Juni 1800). Als R. die Todesnachricht Buonaparte überbrachte, behielt ihn dieſer als Adjutant bei ſich. 1802 ward er, um die fortwährenden inneren von Frankreich zuvor erregten Unruhen in der Schweiz zu ſtillen, dahin geſandt und bei Ausführung dieſes Auftrags wird ſein Betragen im Ganzen genommen gerühmt, indem er nicht durch rohen Kriegerübermuth verletzte und gern der friedlichen Vermittelung ſein Anſehn ſchenkte. Er hatte den erſten Conſul auf der Reiſe nach Belgien begleitet und die Befeſtigungen an den Ufern der Elbmündungen geleitet (1803), als er im Gefolge des Kaiſers bei dem von Neuem gegen Öſtreich ausgebrochenen Kriege (1805) auf dem Kriegsſchauplatze erſchien und ſich bei Auſterlitz durch einen kühnen Reiterangriff auf die ruſſiſchen Garden auszeichnete, bei welcher Gelegenheit er den Fürſten Repnin perſönlich zum Gefangenen machte. Wenige Tage darauf ward er zum Diviſionsgeneral ernannt. Auch gab er an der Spitze eines Cavalleriecorps in den Feldzügen von 1806 und 1807 ruhmvolle Beweiſe von militairiſcher Einſicht und großer Tapferkeit, beſonders in dem Treffen bei Golymin in Polen (26. Dec. 1806), und ward an Lefebre's Stelle zum Generalgouverneur von Danzig ernannt (2. Juni 1807), wo ſein energiſches Betragen, das ihm jedoch von Napoleon genau vorgezeichnet ward, Veranlaſſung zu vielen Klagen gab. Im Kriege zwiſchen Öſtreich und Frankreich (1809) ward auch er zum Heere berufen, bei ſeiner Abreiſe mit einem prachtvollen Säbel von Danzigs Einwohnern beſchenkt und bewährte ſodann ſeinen Ruhm in der mörderiſchen Schlacht bei Eßlingen (21. und 22. Mai). Nach hergeſtelltem Frieden (14. Oct.) ging er wieder nach Danzig zurück, welche Stadt zu einer Feſtung erſten Ranges hergeſtellt ward. In der nächſten Umgebung des Kaiſers beim Kampfe gegen Rußland 1812 nahm er an allen entſcheidenden Unternehmungen des Hauptheeres den thätigſten Antheil, zeigte nächſt Ney die meiſte Beſonnenheit, ſetzte ſich, beſonders bei dem Übergange über die Berezina, perſönlich den größten Gefahren aus, erhielt hier die letzte, 22ſte und gefährlichſte Verwundung, blieb aber dennoch im Dienſte und eilte nach Danzig, wo er mit 30000 Mann eingeſchloſſen ward. Nach einer hartnäckigen Vertheidigung gegen die Ruſſen und Preußen unter dem Herzoge Alexander von Würtemberg mußte er jedoch capituliren (1. Jan. 1814) und ward mit der noch aus 10000 Mann beſtehenden Garniſon nach Rußland in die Gefangenſchaft geführt. Von Kiew aus ſandte er nach dem erſten pariſer Frieden Ludwig XVIII. ſeine Unterwerfungsacte (vom 4. Juni 1814) zu, worauf ihn der König, aus der Gefangenſchaft zurückgekehrt, mit Auszeichnung empfing. Sein politiſcher Charakter ward jedoch verdächtig, als er bei Napoleon's Wiedererſcheinen ſogleich dieſem zufiel. Er erhielt die 5. Militairdiviſion, ward zum Mitgliede der Pairskammer ernannt, an die

Spitze der Rheinarmee geſtellt und ſollte den Elſaß gegen die einbrechenden verbündeten Heere der Deutſchen decken. Alle Anſtrengungen aber machte der Verluſt der Schlacht bei Waterloo und das Vordringen der Feinde auf Paris unnütz. Daher ſchloß er auf der Rheininſel Wackenden mit dem öſtreichiſchen Generale Fürſten von Hohenzollern-Hechingen einen Waffenſtillſtand und unterwarf ſich unmittelbar darauf abermals dem Könige, der ihn fortwährend mehr und mehr begünſtigte und am 5. März 1819 in ſeiner Pairswürde beſtätigte. 1821 ward R. erſter Kammerherr und Garderobenmeiſter und lebte nun als guter Bürger, treuer Freund, zärtlicher Gatte und ſorgſamer Vater. Hatte er früher ein bedeutendes Vermögen erworben und deßhalb die Beſchuldigung der Habſucht auf ſich gezogen, ſo verwaltete er daſſelbe jetzt auf eine anſtändige und mildthätige Weiſe. R. ſtarb auf ſeinem Landgute Rheinweiler im Großherzogthum Baden am 8. Nov. 1821 und hinterließ Beſitzungen und Pairie ſeinem einzigen Sohne. Man hat von ihm „Mémoires,“ welche 1823 in Paris erſchienen. 25.

Rapport nennt man die militairiſchen, ſowohl ſchriftlichen als mündlichen, kurzen Berichte über die Ausführung irgend eines erhaltenen Befehls, Nachweiſungen über die Stärke und Zuſammenſetzung eines Truppentheils oder Commandos, Meldungen der Wachen und Poſten über Gegenſtände, die ihrer Obhut anvertraut ſind, oder beſonderer Ereigniſſe, die in ihrer Nähe verfallen oder auch nur zu ihrer Kenntniß gelangen u. dgl. m. 61.

Raſchi, ſ. Jarchi.

Raſerei, ſ. Wahnſinn und Seelenſtörungen.

Raſiren oder **Schleifen**, franz. raser, démolir; engl. raze, abate, bezeichnet in militairiſcher Bedeutung das Demoliren, Sprengen und Ebenen von Feſtungswerken oder anderen kriegeriſchen Hindernißmitteln. 61.

Raſk (Rasmus Chriſtian), ein verdienter Sprachforſcher der neueſten Zeit, am 2. Nov. 1787 zu Brendekilde bei Odenſe auf der Inſel Fünen geboren, widmete ſich zu Kopenhagen den philoſophiſchen Wiſſenſchaften und machte dann zu gelehrten Zwecken eine Reiſe durch Island, Schweden, Finnland und Rußland. Nach ſeiner Heimkehr ward er 1808 an der Univerſitätsbibliothek zu Kopenhagen angeſtellt und beſchäftigte ſich ſeitdem ausſchließend mit linguiſtiſchen Studien. Um noch tiefer in die vergleichende Sprachkunde einzudringen, machte er von der Regierung unterſtützt eine Reiſe durch Rußland, Perſien und Indien (1817—1822), auf welcher er für die Univerſitätsbibliothek einen großen Schatz orientaliſcher Handſchriften ſammelte. Nach ſeiner Zurückkunft erhielt er die Profeſſur der Literargeſchichte an der Univerſität und ward Vorſtand der isländiſchen Literaturgeſellſchaft und des nordiſchen Alterthumsvereins. In dieſer Stellung ſowohl, ſo wie auch als Profeſſor der orientaliſchen Sprachen und als erſter Bibliothekar (1829) war er raſtlos mit linguiſtiſchen Unterſuchungen beſchäftigt. Er ſtarb am 14. Nov. 1832. Von ſeinen zahlreichen Schriften in däniſcher Sprache nennen wir hier nur folgende: „Anleitung zur Kenntniß der isländiſchen und altnordiſchen Sprache“ (1811); „Angelſächſiſche Sprachlehre“ (1817); „Unterſuchungen über den Urſprung der altnordiſchen oder isländiſchen Sprache“ (1817); „Spaniſche Grammatik“ (1824); „Frieſiſche Sprachlehre“ (1825); „Verſuch einer wiſſenſchaftlichen däniſchen Rechtſchreibungslehre“ (1826); „Über Alter und Echtheit der Zendaveſta“ (1826, deutſch von Hagen, Berl. 1826. 8.) und „Lappiſche Sprachlehre“ (1832). Eine Menge andere Abhandlungen über faſt alle Sprachen des Weſtens und Oſtens können hier nicht berührt werden. 66.

Raſtadt (Congreß zu), ſ. Congreß.

Raſttag, **Ruhetag**, franz. jour de repos; engl. day of rest. Wenn der Soldat, ſei es einzeln, auf Commando oder in kleinen und größeren Abtheilungen, ſich auf dem Marſche befindet und nicht die obwaltenden Umſtände eine Abweichung

gebieten, ſo wird demſelben nach 3 Marſchtagen der 4te Tag als Raſt- oder Ruhetag gegeben, alſo an dieſem Tage nicht weiter marſchirt. Der R. dient nicht nur dazu, der Mannſchaft und den Pferden eine Erholung zu gewähren, ſondern iſt auch vorzugsweiſe dazu beſtimmt, Muße zu gewinnen, die Militaireffecten, als Bekleidungs- und Armaturſtücke, die Munition ꝛc., zu unterſuchen, im dienſttauglichen Stande zu erhalten und die reparaturbedürftigen Gegenſtände ſofort wieder herſtellen zu laſſen. 61.

Rath, lat. consilium; franz. conseil, engl. counsel, iſt die zur Befolgung anempfohlene Anſicht irgend Jemandes in Bezug auf ein künftiges Verfahren eines Andern, wobei es dieſem immer überlaſſen bleibt, ob er ſich darnach richten will oder nicht, und welcher rechtlich nur dann irgend einer Verantwortlichkeit unterliegt, wenn der Rathgeber entweder dazu verpflichtet war, oder wenn er ſeinen Einfluß auf den Empfänger des Rathes auf bösliche Weiſe benutzte. — Davon abgeleitet heißt dann auch R. eine Verſammlung von Männern, welche das Wohl irgend eines öffentlichen Vereins zu berathen und zu bewahren haben. Das Weſen dieſes Vereins bedingt ſeine beſonderen Namen, wie Geheimerrath, Staatsrath, Stadtrath, Gemeinderath ꝛc., wenn nicht ſchon eigenthümliche Namen, wie Miniſterium, Regierung, Conſiſtorium, Finanzcollegium, Kammer, Landesdirection ꝛc. gebräuchlich ſind. Die bei ſolchen Collegien Sitz und Stimme habenden Perſonen führen dann ebenfalls den Titel R. (lat. consiliarius, a consiliis; fr. conseiller; engl. counsellor) und zwar ſtets mit Beiſetzung des Namens des Collegium, wie Miniſterialrath, Regierungsrath, Appellationsrath, Finanzrath, Kammerrath, Juſtizrath, Stadtrath ꝛc.; doch hat man in dieſer Hinſicht unzählige Zuſammenſetzungen, welche theils verſchiedene Rangſtufen bezeichnen, theils bloße Titel ſind. Während nämlich der Rang der Räthe der einzelnen Collegien ſich nach dem Range dieſer letzteren unter einander richtet, pflegt der Zuſatz „geheim" zu dem beſondern Rathstitel eine höhere Rangſtufe, als der übrigen Räthen deſſelben Collegium zu beſtimmen, ſo aber, daß der einfache Titel „Geheimerrath" immer der höchſte Civiltitel bleibt; da aber alle dieſe Titel oft auch nur als Titel verliehen werden, ſo dient der Zuſatz „wirklich" zur Bezeichnung des mit dem Titel verbundenen Amtes und des höchſten Ranges in der beſtimmten Claſſe. Zuſammengeſetzte Rathstitel, die ſich nicht auf ein Staatscollegium beziehen, wie Hofrath, Commercienrath, Wirthſchaftsrath, Educationsrath ꝛc. ſind, ſo wie ſtets der einfache Titel „Rath," meiſt bloße Titel. — Rathhaus, lat. curia; franz. hôtel de ville; engl. senate-house, toron, iſt alſo der Verſammlungsort der Berather (der ſtädtiſchen Angelegenheiten); Rathkammer auf Linienſchiffen das zu den Verſammlungen der Officiers in Dienſtſachen beſtimmte Zimmer; Rathflagge auf dem Admiralſchiffe die zur Einberufung der Officiers zu einer Berathung aufgeſteckte weiße oder blaue Signalflagge. — Bei dem deutſchen Ritterorden nannte man die Mitglieder höherer Ordnung, aus welchen der Hoch- und Deutſchmeiſter gewählt wurde, Rathsgebietiger. 30. 3.

Ratification und Ratihabition ſind zwei verwandte Ausdrücke für den Begriff: „Genehmigung einer Verhandlung," je nachdem nämlich bei der R. der Procuriſt die Genehmhaltung des Principals verſchafft, bei der Ratihabition aber der Principal ſelbſt die Genehmigung ertheilt. So werden bei Friedensſchlüſſen die Ratificationen ausgewechſelt, wenn die vermittelnden Bevollmächtigten die Unterzeichnung ihrer Abſender gegenſeitig austauſchen. 31.

Ration nennt man den täglichen Futterbedarf eines Pferdes. Sie zerfällt bei Militairpferden in Friedensſtillſtands-, Friedensmarſch- und Feldration, welche wieder in ſchwere und leichte zerfallen. Die leichte Friedens-Stillſtandsration iſt in Preußen 2½ berliner Metzen Hafer, 5 Pfd. Heu und 8 Pfd. Stroh, die ſchwere iſt um ½ Metzen Hafer ſtärker; die leichte Friedens-Marſchration beträgt

3 Metzen Hafer, 3 Pfd. Heu und 4 Pfd. Stroh, die ſchwere $\frac{1}{2}$ Metze Hafer mehr; die Feldration, die ſich immer gleich bleibt, beträgt $3\frac{3}{4}$ Metzen Hafer, 3 Pfd. Heu und 4 Pfd. Stroh. Jede R. wird in 3 Futter getheilt, von denen die Pferde des Morgens, Mittags und Abends erhalten. 61.

Rational oder **Rationell** (von ratio, die Vernunft) iſt dasjenige, was der Vernunft entſpricht, vernünftig, und in ſofern es dem Empiriſchen (was aus der Erfahrung ſtammt) entgegenſteht, das, was ſich durch die Denkgeſetze findet; daher überhaupt ſo viel als wiſſenſchaftlich, und in der Medicin beſonders nennt man das Heilverfahren nach wiſſenſchaftlichen Grundſätzen rational. In der Mathematik dagegen bedeuten rationale Größen oder Zahlen ſolche, welche ſich in ein gewiſſes Verhältniß bringen oder durch andere Größen darſtellen laſſen. Das Gegentheil iſt dann irrational (ſ. d. Art.). 9.

Rationalismus iſt im Allgemeinen das wiſſenſchaftliche Verfahren, bei welchem man die Vernunft als oberſtes Princip aufſtellt, in philoſophiſcher Hinſicht alſo, im Gegenſatze zum Empirismus, die Methode, welche das innere Weſen der Begriffe auf Vernunftanſchauungen zurückführt, oder, im Gegenſatze zum Supernaturalismus, die Vernunft zur Erkenntniß des Weſens der Dinge für ausreichend hält, und zwar entweder vom Sein zum Erkennen (Realismus) oder vom Erkennen zum Sein (Idealismus) ſchreitet. Der Gegenſatz zum Supernaturalismus hat ſich beſonders auf dem Gebiete der Theologie geltend gemacht und hier die verſchiedenſten Anſichten und Beſtimmungen hervorgerufen, doch ſ. darüber die Artt. Theologiſche Syſteme und Vernunft. 9.

Ratſchky (Joſeph Franz von), ein geachteter deutſcher Dichter, am 22. Aug. 1757 zu Wien geboren, trat als niederöſtreichiſcher Fleiſchaufſchlagsmanipulant in Staatsdienſt, wurde darauf Hofconcipiſt, 1786 Gubernialſecretair zu Lemberg, im folgenden Jahre Präſidialſecretair zu Linz, kam 1791 in derſelben Eigenſchaft an die Hofkammer zu Wien, wurde 1804 Regierungsrath und erſter Director der Lottogefälladminiſtration und 1806 Hofrath bei der Finanzſection. Er ſtarb als Staatsrath am 31. Mai 1810. Seine „Gedichte“ (Wien 1785. N. A. 1791. 8.) und „Neuere Gedichte“ (Ebend. 1805. 8.) zeichnen ſich durch Correctheit und Eleganz aus. Die größte Anlage verrieth er zur witzigen und launigen Darſtellung und ſein heroiſch-komiſches Gedicht „Melchior Striegel“ (Wien 1794. N. A. Leipz. 1799. 8.) gehört zu den vorzüglichſten Leiſtungen in dieſer Gattung der Poeſie. Sein Singſpiel „Weiß und Roſenfarb“ (Wien 1773. 8.) und das Schauſpiel „Bekir und Gulroni“ (Wien 1780. 8.) ſind bei einzelnen gelungenen Stellen doch im Ganzen unbedeutend. Auch war er einige Zeit Mitherausgeber des „Wiener Muſenalmanachs“ (1777—1796) und des Taſchenbuchs „Apollonion“ (1807—1808). 67.

Ratte, ſ. Maus. Eine merkwürdige Erſcheinung in dieſem Thiergeſchlechte iſt der Rattenkönig, eine Menge mit den Schwänzen in einander verwickelter und verwachſener Ratten. Man zweifelte zwar lange an dem wirklichen Beſtehen einer ſolchen Naturſeltenheit, doch entdeckte man ſpäter einige derſelben. Ein Exemplar davon wird in der Naturalienſammlung der naturforſchenden Geſellſchaft des Oſterlandes zu Altenburg aufbewahrt. S. Bellermann, „Über den Rattenkönig“ (Berl. 1820). 35.

Raub, lat. rapina; franz. rapine; engl. rapine, robbery, als Wegnahme fremden beweglichen Eigenthums in böſer Abſicht mit Gewaltthätigkeiten gegen die Perſon, jedoch ohne Vorſatz zu tödten, unterſcheidet ſich vom Diebſtahle, welcher heimlicherweiſe geſchieht, und von gewaltſamen Beſitzergreifungen oder Entſetzungen, indem ſolche jeder Zeit einige, wenn auch irrige, Meinung vom Rechte vorausſetzen. Der Räuber reißt jedoch fremdes Eigenthum mit Gewalt an ſich, wiſſentlich, daß er kein Recht daran hat. Wegen der beim Raube offen

an den Tag gelegten Verachtung der Socialverhältniſſe wird der R. nach neueren Rechten äußerſt ſtreng und, wenn mehrere ihn in Geſellſchaft verüben, als Rotteraub mit dem Tode beſtraft. In England ſteht auf dem einfachen Raube, als Gewaltthätigkeit gegen die Perſon, ſchon der Strang, in Frankreich die Guillotine, in Deutſchland mitunter das Schwert. In den älteſten Zeiten verſtand man unter dem Ausdrucke „R." jede gewaltſame Wegnahme, auch die erlaubte, wie z. B. die Beute, welche man dem im Kampfe Unterliegenden abnahm. Die gewaltſame Wegnahme fremden Eigenthums (rapina) gehörte nach dem ältern römiſchen Rechte nebſt dem Diebſtahle (furtum), ingleichen den durch Exceß zugefügten Beſchädigungen und Verletzungen (damnum injuria datum), endlich den Attentaten gegen die Perſönlichkeit des Nebenbürgers (injuria im weitern Sinne) zu den ſogenannten vier Privatvergehungen der Bürger gegen einander, worein ſich der Staat ohne Aufforderung des Betheiligten nicht miſchte. Man rechnete ſolche deßhalb auch blos zu den Vergehungen (delicta), nicht aber zu den Verbrechen (crimina). Die Civilklage (actio vi bonorum raptorum) bezweckte den 4fachen Erſatz nebſt Rückgabe des Gegenſtandes, welches letztere jedoch nachmals, als unter dem Erſatze begriffen, wegfiel. In Deutſchland nahm man es bis zum allgemeinen Landfrieden mit dem Raube, welcher mehr in Folge der Befehdungen und in gewaltſamen Erpreſſungen beſtand, nicht ſo genau. Die peinliche Gerichtsordnung ſetzte daher für den R. die Strafe des Schwerts und für den Raubmord die des Rades. Als R. mit erſchwerenden Umſtänden (qualificirter R.) nennt man den Raubmord (R., welcher Zweck iſt, mit Mord verbunden), Kirchenraub (an heiliger Stelle, als R. verübt, ſonſt würde es Diebſtahl ſein), Menſchenraub (ſ. plagium), Straßenraub (auf der offenen Landſtraße), Seeräuberei (zur See, Schiff gegen Schiff, gemachter räuberiſcher Anfall). Alle dieſe werden unausbleiblich mit dem Tode beſtraft. 10.

Raubvogel, ſ. Vogel.

Rauch, lat. fumus; franz. fumée; engl. smoke, fume, nennt man die aus erhitzten oder brennenden Körpern entwickelten Luftarten oder Dämpfe oder auch die kleinen Theilchen feſter Körper, welche von einem heißen Luftſtrome emporgeriſſen und zerſtreut werden. Der R. iſt ſeiner Natur oder ſeinen Beſtandtheilen nach mit der Flamme völlig einerlei, da letztere eigentlich nur brennender R. iſt. Legt man Holz oder andere Brennmaterialien auf Kohlen, ſo ſieht man bald R. oder Dampf aufſteigen, aber nicht ſogleich Flamme. Vielmehr müſſen die brennenden Körper erſt heftig erhitzt ſein, ehe ſich der R. zur Flamme entzündet und dieſes geſchieht auch nur dann, wenn die atmoſphäriſche Luft hinlänglichen Zutritt dazu hat. Im entgegengeſetzten Falle verbrennen die Körper mit bloßem Glimmen unter aufſteigendem Rauche. Je größer alſo der Luftzug und je ſtärker die Hitze iſt, der man das Brennmaterial ausſetzt, deſto ſchneller und vollkommner geſchieht die Verbrennung und Zerſetzung der in demſelben befindlichen Stoffe. Nach dem antiphlogiſtiſchen Syſteme löſt nämlich das in der Atmoſphäre befindliche Sauerſtoffgas den R. mit Licht und Wärme zugleich auf. Die unverbrannt fortgeführten Stoffe oder der dicke R., den ſelbſt trocknes Holz gibt, wenn es langſam und unvollkommen verbrennt, enthalten Waſſerſtoffgas, harzige und ölige Stoffe, Eſſigſäure (Kreoſot), welche man beim Kohlenbrennen im Großen als Sauerwaſſer auffängt, und Kohlenſtoff, der ſich dann an kalten Körpern, die er berührt, vorzüglich aber in Schornſteinen, als Ruß abſetzt. Übrigens iſt der aus gewiſſen Beſtandtheilen des Brennmaterials gebildete R. nach Beſchaffenheit des brennenden Körpers verſchieden, welches wir aus ſeinem Geruche, aus der verſchiedenen Farbe, beſonders aber aus den chemiſchen Unterſuchungen der aus demſelben abgeſetzten Beſtandtheile deutlich wahrnehmen können. Um nun alle dieſe Stoffe, welche bei

hinreichender Hitze ſelbſt fähig ſind zerſetzt zu werden und das Sauerſtoffgas zu zerſetzen, nicht unbenutzt entweichen zu laſſen, hat man in neuerer Zeit verſchiedene Vorrichtungen angegeben, unter denen die ſogenannten rauchverzehrenden Öfen dieſen Zweck am beſten erfüllen. Da im Allgemeinen bei den meiſten Flammen die Beſtandtheile der brennenden Körper nicht gänzlich zerſetzt werden, ſo ſteigt immer mehr oder weniger R. mit der Flamme zugleich auf, welcher allemal über der Spitze derſelben ſchwebt und vermöge ſeiner geringern ſpecifiſchen Schwere gegen die der unteren Luftſchichten ſo lange in dieſen in die Höhe ſteigt, bis er in eine obere Luftſchicht kommt, welche ſpecifiſch eben ſo ſchwer iſt, als er, von wo er dann in einer horizontalen Richtung fortzieht, ſich immer mehr ausbreitet und mit der Luft vermiſcht, bis er wegen immer größerer Verdünnung in ihr nicht mehr unterſcheidbar iſt. Iſt hingegen die Luft ſo verdünnt, daß ſie ſpecifiſch leichter iſt als der R., ſo ſenkt ſich derſelbe abwärts, wie wir dieß bei hohen Bergen, z. B. beim Ätna, wahrnehmen, wo er ſich bis zu einer gewiſſen Tiefe herabſenkt und alsdann wagerecht fortzieht. 33.

Rauch (Guſtav von), preußiſcher General der Infanterie, wurde im Jahre 1774 geboren und trat im Jahre 1788 in die Ingenieurakademie ein, nachdem ihm ſein Vater, der General von R., eine gründliche Bildung hatte ertheilen laſſen, nahm im Jahre 1794 an den Feldzügen in Polen Theil, hielt ſich darauf wegen ſeiner Beſchäftigungen im Generalſtabe in Südpreußen und Schleſien auf und wurde im Jahre 1796 zum Adjutanten des Generals Geuſau ernannt. Nachdem er im Jahre 1805 zum Major erhoben worden war, begleitete er als Gehülfe des Obriſten von Kleiſt den König in dem Feldzuge des folgenden Jahres und brachte einige Zeit bei dem ruſſiſchen Generale Kamenskoy in Danzig zu. Im Jahre 1809 trat er der Direction des zweiten Kriegsdepartements bei, wirkte im Jahre 1813 zur Belebung des kriegeriſchen Geiſtes der Armee und geſtaltete das Corps der Ingenieure, Pioniere und Minirer in Einen Körper um. Schon im Jahre 1810 war er zum Obriſtlieutnant und zwei Jahre ſpäter zum Obriſten aufgerückt. Während des Krieges mit Frankreich in den Jahren 1813 und 1814 diente er als Chef des Generalſtabes bei der Heeresabtheilung York's und ward nach dem Tode Scharnhorſt's zum Haupte des großen Generalſtabes und zum Vorſteher des Kriegsweſens erhoben. Nachdem ihn der König im Jahre 1815 zum Generalinſpector aller preußiſchen Feſtungen ernannt hatte, wurde Poſen unter ſeiner Leitung neu gebaut, die Werke von Schweidnitz befeſtigt und Erfurt vergrößert. Im Jahre 1817 erhielt er den Rang eines Generallieutenants und im Jahre 1830 den Poſten eines Generals des Fußvolkes. R. iſt Inhaber mehrerer Orden. 81.

Rauch (Chriſtian), berühmter deutſcher Bildhauer und Verfertiger von Denkmünzen, wurde im Jahre 1777 zu Arolſen in Waldeck geboren. Schon in früher Jugend genoß er den Unterricht des daſigen Hofbildhauers, ſo wie er ſich ſpäter zu Caſſel im Modelliren und Schnitzen übte. Von hier begab er ſich im Jahre 1797 nach Berlin, ſah ſich aber aus Dürftigkeit genöthigt, in dienende Verhältniſſe zu treten, wobei er jedoch die freien Stunden anhaltenden Übungen in ſeiner Kunſt widmete. Im Jahre 1804 unterſtützte ihn die Königin Louiſe, welche von ſeinem Talente unterrichtet worden war, zu einer Reiſe nach Rom, wo er mit Thorwaldſen und anderen Künſtlern in freundſchaftliche Verbindung trat und eine Menge Büſten und Reliefs verfertigte. Allein der König rief ihn im Jahre 1811 nach Berlin zurück und trug ihm die Ausarbeitung des Grabmals für die Königin Louiſe in Charlottenburg auf. Während der Arbeit wurde er von einem Nervenfieber befallen, reiſte deßhalb nach Italien, vollendete ſein Werk in Rom und Carrara und brachte es im Jahre 1814, ungeachtet mehrerer Gefahren zur See, glücklich nach Berlin, wo es wegen ſeiner Vortrefflichkeit allgemeinen Beifall fand. Nach Beendigung der Feldzüge in den Jahren 1813 und 1814 arbeitete er die

Standbilder mehrerer Kriegshelden, die er trotz der Schwierigkeit in ihrer gewöhnlichen Kleidung und Bewaffnung darſtellte. Bülow's und Scharnhorſt's Statuen führte er in weißem Marmor aus, das Bild des greiſen Blücher zu Berlin und Breslau in Erz. Auch das Denkmal des Königs Maximilian von Baiern, welches im Jahre 1831 zu München aufgerichtet wurde, iſt von ihm gearbeitet. Seine neueſte Unternehmung iſt ein Standbild des Königs Friedrich's II. von Preußen. Außer dieſen größeren Werken hat er eine Menge Büſten aller Art verfertigt, unter denen beſonders die von Göthe in allen Größen und Formen verbreitet worden iſt. Die letzte Büſte, welche er von dem Dichter vollendete, ſtellt ihn in ſeinem 80. Jahre dar, wie er mit auf den Rücken gelegten Händen in die Ferne ſchaut. R.'s Werkſtädte befindet ſich im Lagerhauſe zu Berlin. 81.

Raude, Grind, Krätze, Schäbe, lat. scabies, herpes; franz. gale, dartre, rogne; engl. itch, iſt eine anſteckende, langwierige Hautkrankheit, von der faſt alle Thiere, am Häufigſten aber Pferde, Schafe und Hunde, befallen werden können und die nicht blos in einer Thiergattung, ſondern auch von einem Thiere einer Gattung auf das einer andern übertragen werden kann. Die von R. befallenen Thiere zeigen eine beſondere Neigung ſich zu reiben, zu jucken, zu kratzen und die Haare liegen an den raudigen Stellen verwirrt durch einander; bei den Schafen bemerkt man noch einzelne Storzel Wolle aus dem Vließ hervorgezogen, die auf dem ſchmutzigen Vließ weiß ſchimmern, beſonders überall da, wo das Thier mit dem Maule hinkommen und ſie hervorziehen kann und wo dann Raudepuſteln, Geſchwürchen oder Schorfe an dieſer Stelle auf der Haut wahrgenommen werden. Die Stellen, welche geſcheuert worden, oder aus denen die Wolle gerupft oder die Haare ausgefallen ſind, werden kahl, die Haut iſt hier ſpröde, ſchmutzig, ſtaubig, wie mit Aſche beſtreut, oder es ſind ganz kleine, flache, geſchwürige Stellen ſichtbar, in deren Umgebung ſich kleine, ſchuppenartige Schorfe befinden. Unter ſolchen ſchichtenartig gelagerten, mehl- oder aſchartigen Schuppen bemerkt man kleine Bläschen, welche ſich, wenn ſie aufgeplatzt ſind, in Form kleiner, um ſich freſſender oder weiter ſich fortſchlängelnder Geſchwüre darſtellen, indem ſich neben den alten immer wieder neue Puſteln und Geſchwüre bilden, während die erſteren ſich in Schuppen abſchilfern. Dieſe Art von R. wird die dürre oder trockene oder Hungerräude genannt, welche am Häufigſten bei mageren, ſchlecht genährten und alten abgetriebenen Pferden und zwar bei dieſen gewöhnlich am Kopfe, Genick, Widerrüſt, Schultern, Hüften und am Schweife vorkommt, ſich aber nach und nach über den ganzen Körper ausbreitet. Das Gegentheil von dieſer iſt die fette oder feuchte R., welche ſich durch Geſchwüre von größerm Umfange zu erkennen gibt, welche tief in die Haut eindringen, weit mehr und zwar jauchenartige, röthliche, ſchmierige Flüſſigkeit abſondern, die die umgebenden Theile ätzt und wiederum Raudegeſchwüre veranlaßt. Der auf dieſen Geſchwüren entſtehende Schorf iſt feſt. Dieſe R. kommt beſonders am Halſe, in den Mähnen, an der Schweifwurzel und am Schwanze vor, kann ſich aber ebenfalls über alle Theile des Körpers verbreiten. Außer der ſo eben beſchriebenen trockenen und feuchten R. pflegt man bei den Pferden noch den ſogenannten Mähnengrind zu unterſcheiden, der vorzüglich bei Weidepferden vorkommt und durch Anſammlung von Staub und Schmutz in den Mähnen entſteht. Es können ſich hier ebenfalls raudeähnliche Geſchwüre unter den verworrenen Haaren bilden. Fleißiges Reinigen mit lauem Waſſer und ſchwarzer Seife, die Verhütung des Gnubberns und Reibens durch ſogenannte Halskrauſen, Einflechten oder nöthigenfalls Abſcheren der Mähnenhaare ſind zur Heilung dieſes Übels hinreichend. Eine Abart der Schafraude kommt bisweilen auch bei jungen Lämmern am Maule und an anderen Geſichtsſtellen vor und wird daher Maulgrind genannt. Die bei Hunden vorkommende R. iſt unſtreitig am Hartnäckigſten und Bösartigſten, beſonders wenn ſie ſich als fette darſtellt. Bei den Katzen kommt nur die

dürre vor. Bei ſchon völlig ausgewachſenen Schweinen findet man die R. äußerſt ſelten, häufiger aber bei den Ferkeln, beſonders im Frühjahre; doch läßt ſie ſich bei dieſen weit eher wie bei allen anderen Hausthieren heilen. Eben ſo verhält ſich dieß bei den Ziegen, wo ſie gewöhnlich von Mangel an Ernährung herrührt, wenn ſie nicht Folge der Anſteckung iſt. Beim Federvieh, beſonders aber bei den Haushühnern, erſcheint bisweilen ebenfalls eine Art von R., die jedoch bei den Tauben Pocken genannt wird. Zu den Urſachen der R. rechnet man 1) die Anſteckung, indem Flüſſigkeit u. dergl. aus den Krätzpuſteln auf den Körper eines geſunden Thiers gelangt; 2) anhaltend ſchlechte Nahrung, ſchlechte Pflege, enges Beiſammenleben in dunſtigen und unreinen Ställen und Unreinlichkeit bei heftiger Anſtrengung; 3) die Übertragung von Krätzmilben (ſ. d. Art. unter Krätze). Gute Fütterung, Reinlichkeit der Stallungen, fleißiges Waſchen mit lauem Waſſer und ſchwarzer Seife und zweckmäßige innere Mittel, wie z. B. das Füttern mit geſtoßenen Wachholderbeeren bei Pferden (täglich 6 — 8 Unzen), das Eingeben von gereinigtem Schwefel, rohem Spießglanz, Terpentin, in Verbindung mit bitteren gewürzhaften Mitteln, z. B. mit Wermuthkraut-, Kalmuswurzelpulver ꝛc., ſo wie endlich auch äußerlich das Waſchen mit einer concentrirten Abkochung von Tabacksblättern mit oder ohne Zuſatz von Salmiak, oder auch das Einreiben einer Salbe, beſtehend aus 1 Theile grauer Queckſilberſalbe und 2 Theilen einer andern Salbe, die aus 8 Unzen Schweinefett, 2 Unzen gereinigtem Schwefel und 2 Drachmen ſchwefelſaurem Kupfer (oder Terpentinöl) bereitet worden iſt, ſind insgeſammt die Mittel, welche man bei der Behandlung der R. für die unentbehrlichſten hält. 28.

Raugraf ſcheint im Mittelalter die zufällige Benennung einiger deutſcher Grafengeſchlechter geweſen zu ſein, deren Beſitzungen in den damals noch unzugänglichſten und rauhſten Gegenden Deutſchlands gelegen waren. Zwar hat man geglaubt, dieſe Grafen ſeien urſprünglich den Pfalzgrafen unmittelbar untergeordnet geweſen, um in deren Namen die eigentlichen Rügenſachen (daher Rügengrafen) beizulegen; allein es läßt ſich dafür kein hinlänglicher Beweis aufſtellen, eben ſo wenig wie für eine andere Behauptung, ſie ſeien Ruhgrafen geweſen, d. i. Wächter der allgemeinen Ruhe. Letzteres ließe ſich indeß noch vertheidigen, da allerdings in dem Originale der goldenen Bule der Ruhgrafen Erwähnung gethan wird. Dabei bleibt es aber immer merkwürdig, daß nur in einzelnen Gegenden, nämlich am Solling (Raugrafen von Daſſel), um Kreuznach und Trier und im Lüttichſchen (Raugrafen von Beimberg), der Raugrafen Erwähnung gethan wird. Nachdem die Beſitzungen der Raugrafen im Trierſchen und um Kreuznach an die Pfalz gefallen waren, erneuerte ſpäter der Churfürſt Karl Ludwig den Titel, indem er ihn ſeiner Gemahlin in morganatiſcher Ehe, der Baroneſſe Louiſe von Degenfeld, verlieh. Die Kinder dieſer Raugräfin führten den Titel R. und Raugräfin fort. 1.

Raum, lat. spatium; franz. espace; engl. room, place, space, iſt die blos im Verſtande gedachte unbegrenzte, nach allen Richtungen hin ſich erſtreckende Ausdehnung, die die Mathematik nach den drei Dimenſionen, der Länge, Breite und Dicke, beſtimmt. Über das Weſen des Raums haben die Philoſophen von jeher die verſchiedenſten Anſichten aufgeſtellt, bis Kant ihn als reine Anſchauungsform der Materie auffaſſen lehrte, ſo daß er neben der Zeit die Grundform der ſinnlichen Erkenntniß bildet. Er iſt in dieſer Hinſicht als reines Abſtractum, als etwas Abſolutes gedacht, wovon ſich der von einem Körper eingenommene Raum als das Concrete und Relative unterſcheidet. 40.

Raumer (Friedrich Ludwig Georg von), einer der beliebteſten deutſchen Hiſtoriker, am 14. Mai 1781 zu Wörlitz bei Deſſau, wo ſein um die anhaltiſche Landwirthſchaft ſehr verdienter Vater als Kammerdirector lebte, geboren, erhielt ſeine erſte gelehrte Bildung auf dem joachimsthaliſchen Gymnaſium zu Berlin und widmete ſich dann zu Halle und Göttingen der Jurisprudenz und Cameralwiſſenſchaft.

Digitized by Google

Dabei ſtudirte er mit beſonderer Vorliebe die Geſchichte und gab dieſer Beſchäftigung, auch als er ſich im väterlichen Hauſe mit der praktiſchen Landwirthſchaft befaßte und als er bei der churmärkiſchen Kammer als Referendarius angeſtellt wurde, den Vorzug. Seine Geſchäftskenntniſſe erweiterte er als Begleiter des Oberpräſidenten von Baſſewitz auf deſſen Reiſe nach dem an Preußen gefallenen Eichsfelde (1802) und ward zum Aſſeſſor ernannt. Nach ſeiner Zurückkunft wurde er bei der Domainenkammer zu Wuſterhauſen bei Berlin angeſtellt und wandte ſich mit großem Geſchicke durch die Zeiten des erſten franzöſiſchen Krieges (1806—1808) durch. Eine Rathsſtelle, welche er bei der neuorganiſirten Regierung zu Potsdam erhalten hatte (1809), bekleidete er nicht lange, denn ſchon 1810 kam er in das Finanzminiſterium, um bei der Regulirung der Staatsſchulden zu arbeiten. Obſchon auf jede Weiſe durch den Staatskanzler von Hardenberg begünſtigt, fühlte er ſich doch wenig von einem höhern Wirkungskreiſe im Staatsdienſte angezogen; er ſtrebte immer mehr nach einer ſeine hiſtoriſchen Studien mehr begünſtigenden Stellung und ward 1811 auf ſeinen Wunſch zum Profeſſor der Geſchichte an der Univerſität Breslau ernannt. Seine „Geſchichte der Hohenſtaufen", welche er ſchon nach Beendigung ſeiner Univerſitätsſtudien begonnen hatte, ward jetzt mit erneutem Eifer fortgeſetzt und zur Aufklärung mancher Punkte 1815 ein Ausflug nach Venedig gemacht, der ihn aber die Nothwendigkeit einer größern wiſſenſchaftlichen Reiſe erſt recht fühlen ließ, wozu er denn auch von dem Könige Erlaubniß und Unterſtützung erhielt. Mit trefflichen Materialien bereichert kam er nach einem anderthalbjährigen Aufenthalte in Italien (1816—1817) nach Breslau zurück und war noch mit dem Ordnen und der Verarbeitung ſeiner geſammelten Schätze beſchäftigt, als ihm 1819 die Profeſſur der Staatswiſſenſchaften zu Berlin übertragen ward. Als Mitglied des Obercenſurcollegium ſprach er ſich ſtets gegen die ängſtlichen Anſichten deſſelben aus und nahm, als ſein wohlmeinender Rath keine Beachtung fand, 1831 ſeine Entlaſſung. Nach der Beendigung ſeiner Geſchichte der Hohenſtaufen wandte ſich R. wieder mehr dem öffentlichen Leben zu, ſah ſich aber bald von der liberalen, bald von der ariſtokratiſchen Partei angefeindet, weil er mit Kraft und Entſchiedenheit gegen alle Meinungen, welche die Extreme berühren, auftrat. Seine Anſichten legt er in ſeiner umſichtig gehaltenen Schrift: „Über die geſchichtliche Entwickelung der Begriffe von Recht, Staat und Politik" (Leipz. 1826. N. A. 1832. 8.) klar und unverholen dar und über Preußen ſpricht er eben ſo rückhaltslos in ſeinem Buche: „Über die preußiſche Städteordnung" (Leipz. 1828. 8.), wodurch er in viele und unangenehme Streitigkeiten verwickelt wurde. Das Werk, worauf ſich ſein Ruhm gründet und welches ſeinen Namen nicht nur in allen Theilen Deutſchlands, ſondern auch im Auslande bekannt gemacht hat, iſt die „Geſchichte der Hohenſtaufen und ihrer Zeit" (Leipz. 1823—1825. 6 Bde. 8.). Was auch lederne Schulgelehrſamkeit gegen dieſes ächte Nationalwerk einwenden mag, jeder Unbefangene wird den darin obwaltenden Forſchungsgeiſt, die lebendige Auffaſſungsgabe, die Gediegenheit, Friſche und Gewandtheit der Darſtellungsweiſe, die heitere Anſicht des Lebens und die ſchöne, reine Sprache des Verfaſſers bewundern. Ein eben ſo vortreffliches und noch wichtigeres Meiſterwerk verſpricht ſeine „Geſchichte Europas ſeit dem Ende des XV. Jahrhunderts" (bis jetzt 5 Bände. Leipz. 1832 ff. 8.) zu werden. Von ſeinen übrigen gehaltreichen Schriften nennen wir noch: „Sechs Dialoge über Krieg und Handel" (Hamb. 1806. 8. von J. v. Müller herausgegeben); „Das britiſche Beſteuerungsſyſtem" (Berl. 1809. 8.); „Die Reden des Äſchines und Demoſthenes über die Krone" (Berl. 1811. 8.); „CCI emendationes in Lohmeieri et Gebhardii tabulas genealogicas dynastiarum Arabicarum et Turcicarum" (Heidelb. 1811. 4.); „Handbuch merkwürdiger Stellen aus den lateiniſchen Geſchichtſchreibern des Mittelalters" (Bresl. 1813. 8.); „Vorleſungen über die alte Geſchichte" (Leipz. 1821. 2 Thle. 8.); „Polens Unter-

gang" (Leipz. 1832. 8.), beſonders abgedruckt aus dem „Hiſtoriſchen Taſchenbuche", welches er ſeit 1830 herausgibt, und „Maria Stuart und Eliſabeth" (Leipz. 1836). Außerdem pflegt R. die auf ſeinen vielfachen wiſſenſchaftlichen Reiſen gemachten Erfahrungen und Entdeckungen in beſonderen Schriften mitzutheilen. Hierher gehören die „Herbſtreiſe nach Venedig" (Berl. 1816. 2 Bde. 8.), die „Briefe aus Paris in Jahre 1830" (Leipz. 1831. 2 Thle. 8.), die „Briefe aus Paris zur Erläuterung der Geſchichte des XVI. und XVII. Jahrhunderts" (Leipz. 1831. 2 Thle. 8.) und „England im Jahre 1835" (Leipz. 1836. 2 Thle. 8.). Entſprechen ſie auch nicht immer den ſtrengen Anforderungen der Fachgelehrten, ſo geben ſie doch ein klares Bild des Zuſtandes der bereiſten Länder. — Sein jüngerer Bruder, Karl von R., am 9. April 1783 zu Wörlitz geboren, widmete ſich den phyſikaliſchen Wiſſenſchaften und kam, nachdem er an den Univerſitäten Breslau und Halle Lehrſtellen bekleidet hatte, als Profeſſor der Naturgeſchichte nach Erlangen. Sein „Lehrbuch der allgemeinen Geographie" (Leipz. 1832. N. A. 1835. 8.) und ſeine „Beſchreibung von Paläſtina" (Leipz. 1835. 8.) verrathen großen Fleiß und tiefes Studium und ſtehen in wohlverdientem Anſehen. 66.

Raupach (Ernſt Benjamin Salomo), der fruchtbarſte deutſche dramatiſche Dichter der neueſten Zeit, am 21. Mai 1784 zu Straupitz, einem Dorfe bei Liegnitz, wo ſein Vater Prediger war, geboren, widmete ſich, nachdem er ſeine Schulſtudien auf dem Gymnaſium zu Liegnitz beendigt hatte (1801), auf der Univerſität Halle der Theologie und lebte dann ein Decennium hindurch als Hauslehrer zu Petersburg, bis er 1816 als Lehrer bei der philoſophiſchen Facultät an der Univerſität angeſtellt und ihm bald darauf die Profeſſur der deutſchen Literatur und der Geſchichte übertragen wurde. Mißdeutungen ſeiner Handlungsweiſe, die 1821 eine Unterſuchung gegen ihn veranlaßten, bewogen ihn 1822 ſeine Entlaſſung zu nehmen und ſich aus Rußland zu entfernen. Nachdem er ſich einige Zeit in verſchiedenen Städten Deutſchlands aufgehalten hatte, ohne ein bleibendes Unterkommen zu finden, machte er eine Reiſe nach Italien und legte ſeine Bemerkungen und Erfahrungen nach ſeiner Zurückkunft in „Hirſemenzel's Briefe aus Italien" (Leipz. 1823. 8.) nieder. Er wandte ſich nun nach Berlin und fing an für die Bühne zu arbeiten; mit ungewöhnlichem Beifalle begrüßt entwickelte er bald eine ſeltene Fruchtbarkeit, die faſt nur mit der Kotzebue's, über welchen er ſich jedoch in Manchem erhebt, zu vergleichen iſt. Wenn Heine R.'s und Madame Birch-Pfeifer's dramatiſche Erzeugniſſe, als die jetzt auf der Bühne häufigſten, zuſammenſtellt und die des Erſtern mit dürren Erbſen und die der Letzteren mit Saubohnen vergleicht, ſo mögen die Ausdrücke allerdings ſtark gewählt ſein, aber ſie ſind eben ſo treffend und können nicht ſtark genug gegen die dramatiſche Handlangerarbeit, welche alles Gediegene von der Bühne zu verdrängen droht, gefunden werden. R. hat ſchon eine ſolche Menge Stoffes verbraucht, daß er die Geſchichte wirklich nothzüchtigen muß, um jedes Jahr ein neues Dutzend Bühnenſtücke zu Tage zu fördern. Seine Bühnenkenntniß, ſeine ſprachliche und metriſche Gewandtheit und ſeine ſchöpferiſche Kraft ſind um ſo mehr zu bedauern, als er ſie ſtets an durchaus Mittelmäßigem vergeudet, ſtatt wenige, aber gediegene Werke hervorzubringen. Heine hält R.'s Verfahren für ächt ruſſiſch und läßt ihn auf ſeinem ſlaviſchen Pegaſus über die Steppen der Poeſie dahinjagen und unter dem Sattel, nach ächter Baſchkirenweiſe, ſeine dramatiſchen Stoffe gar reiten; dieſes ſarmatiſch ungeſtüme Weſen, meint er, dieſe täppiſche Behendigkeit und das brummende Zugreifen in ſeinem Verfahren habe das Publicum verblüfft. Gewiß bleibt es, daß kein Held mehr vor dem tragiſchen Schickſal ſicher iſt, unter ſeinem Sattel gar geritten zu werden; ſogar die Nibelungen wurden, nachdem faſt alle Regentenhäuſer ausgebeutet waren, herbeigezogen. Schade iſt um die Hohenſtaufen, die alten guten Schwabenkaiſer, welche er für das berliner Publicum zurichtete und ſie alles romantiſchen Reizes

Digitized by Google

entkleidete. Heine nennt dieſe Bearbeitungen Raumer'ſche Holzfiguren mit lederner Poeſie, mit ruſſiſchen Juchten überzogen. Auch ſeine Luſtſpiele ſind, obſchon aus ihnen klar wird, daß ihm eine reiche Ader von Witz zu Gebote ſteht, doch ſtreng ihrer Oberflächlichkeit wegen zu tadeln. Allen ſeinen Leiſtungen iſt dieſer Fehler mit Recht vorzuwerfen, wozu ſich nicht ſelten Mangel an poetiſchem Gehalte und ſittlicher Würde, ſo wie Ungleichheit und Unbeſtimmtheit in der Charakteriſtik geſellen. Von R.'s zahlreichen dramatiſchen Leiſtungen nennen wir hier nur: „Timoleon", „Lorenzo und Cäcilie", „Die Fürſten Chawansky" (1818), „Die Erdennacht" (1820), „Die Gefeſſelten" (1821), „Das Mährchen im Traum" (1821), „Die Königinnen" (1822), „Der Liebe Zauberkreis" (1824), „Die Freunde (1825), „Der Nibelungenhort" (1825), „Die Schleichhändler" (1826), „Iſidor und Olga" (1826), „Die Leibeigenen" (1826), „Laßt die Todten ruhen" (1827), „Die Bekehrten" (1827), „Rafaele" (1828), „Die Tochter der Luft" (1829), „Die Royaliſten" (1830), „Der Zeitgeiſt" (1830), „Denk' an Cäſar" (1832), „Schelle im Mond" (1833), „Das Sonett" (1833), „Die feindlichen Brüder" (1834), „Robert der Teufel" (1834), „Genovefa" (1834), „Der Müller und ſein Kind" (1835), „Der Zeitgeiſt" (1835), „Taſſo's Tod" (1835) und „Vormund und Mündel" (1835). „Dramatiſche Werke ernſter Gattung" (Hamb. 1830—1835. 4 Bde. 8.); „Dramatiſche Werke komiſcher Gattung" (Hamb. 1829—1835. 4 Bde. 8.). Seine „Erzählende Dichtungen" (Leipz. 1821. 8.) und „Erzählungen" (Leipz. 1833. 12.) ſind völlig unbedeutend und haben keinen Beifall gefunden. 66.

Raute, auch **Garten- oder Weinraute** genannt, lat. ruta graveolens; franz. rue des jardins; engl. common rue, zu Juſſieu's rutaceae und Linné's decandria monogynia gehörend, iſt ein kleiner, in Südeuropa und Nordafrika einheimiſcher, bei uns angebauter, doch viel weniger kräftiger Strauch, der gern auf felſigem Boden und überhaupt unfruchtbaren Stellen wächſt und dem man große Heilkräfte zugeſchrieben hat. Das Kraut beſteht aus einem walzenförmigen und äſtigen Stengel und abwechſelnden, geſtielten, blaugrünen, faſt doppelt gefiederten Blättern mit etwas dicken, eirundlänglichen, ſtumpfen, an der Baſis ſchmäleren Blüthchen. Es hat einen ſtarken, eigenthümlichen, ſehr unangenehmen Geruch und einen brennenden, ſcharfen, ſehr bittern, etwas gewürzhaften Geſchmack. Der Same iſt klein, ſchwärzlich, nierenförmig, runzlich und etwas eckig, ſein Geſchmack gewürzhaft. Die friſchen Blätter können, wenn ſie zerquetſcht auf die Haut gelegt werden, einige Röthe und Entzündung auf derſelben erregen. Roth hat ſelbſt den Samenſtaub der R. bedeutend ſcharf gefunden, ſo daß er auf der Haut Blaſen hervorbrachte. In der Medicin wird die R. gegenwärtig nur noch ſelten angewandt; doch iſt ſie von den älteren Ärzten als ein reizendes, magen- und nervenſtärkendes, Schweiß erregendes, blähungtreibendes, fäulnißwidriges, ſchmerzſtillendes und wurmtreibendes Mittel gerühmt worden. So viel iſt gewiß, daß ſie Schwangern wegen ihrer emmenagogiſchen Wirkungen durchaus ſchädlich iſt. Auch findet man ſie in Schleſien unter dem Namen von Fürſt Blücher's Mittel ſehr gerühmt zur Verhütung und Heilung der Hundswuth und zwar, indem man eine ſtarke Hand voll des friſchen grünen Krautes mit 30 reifen, guten Wallnußkernen zerſchneidet, zerſtößt, dann mit $\frac{1}{4}$ Quart gutem reinen Honig vermiſcht und dieß früh nüchtern und Abends vor Schlafengehen, jedesmal zu 1 Eßlöffel voll genommen, verbrauchen läßt. Nach von Martius ſoll in Rußland zugleich auch das zerſtampfte Kraut auf die Bißwunde gelegt werden. 21.

Rautenglas iſt das in den Brennpunkt eines Fernrohrs eingeſetzte rautenförmige Planglas mit durch Diamant eingeriſſenen geraden Linien, das vor Anwendung des Burkhardt'ſchen Quadratmikrometers zu aſtronomiſchen Meſſungen kleiner Winkel diente, jetzt aber nicht mehr gebraucht wird. 13.

Rautenkrone (Orden der grünen oder) königlich ſächſiſcher Orden, wurde von Friedrich Auguſt, um verdienſtvollen Staatsmännern des höhern Ranges und Regenten Beweiſe der Zufriedenheit und Freundſchaft zu geben, im Juli 1807 geſtiftet. Das Decorationszeichen beſteht in einem achteckigen, hellgrünen Kreuze mit weiß emaillirter Einfaſſung; auf dem vordern ſilbernen Mittelſchilde erblickt man den Namenszug des Stifters, **F. A.**, auf der gleichen Umſeite dagegen die Worte: **Providentiae memor.** Beide Deviſen ſind von einem ſechszehnblätterigen Rautenkranze umgeben. Die aus einer Claſſe beſtehenden Ordensritter tragen es an einem dunkelgrünen breiten Bande und dabei auf der linken Bruſt einen ſilbernen Stern, deſſen Mitte der Rückſeite des Kreuzes gleicht. 77.

Ravaillac (ſpr. Rawaljac) (François), ein Mönch aus der Congregation der Feuillanten, der Sohn eines Advocaten, ward zu Angoulême 1578 geboren und gelangte durch den an den König Heinrich IV. von Frankreich verübten Mord zu einer traurigen Berühmtheit. Anfangs durch Fleiß und gute Aufführung beim Orden beliebt ward er ſpäter aus demſelben wegen grober Ausſchweifungen verſtoßen und bald eines Mordes bezüchtigt, konnte aber nicht überwieſen werden und trieb dann, um ſich zu erhalten, unter der Hand juriſtiſche Praxis, ſah ſich jedoch bei wenigem Erwerb dabei genöthigt, Bürgerkindern ſeines Geburtsortes Unterricht zu ertheilen. In beſchränkter Lage und bei einer von Natur finſteren Gemüthsſtimmung fing er an ſich in die Religionshändel zu miſchen, welche damals ſein Vaterland noch zerriſſen. Als ein Feind der neuen Lehre hielt er den König Heinrich IV. für einen Beförderer derſelben und deßhalb es für verdienſtlich, ihn zu ermorden, war deßhalb zweimal in Paris geweſen, aber durch dazwiſchen gekommene Umſtände an ſeinem Vorhaben verhindert worden. Endlich erſchien er abermals von Heinrich's Feinden beſtärkt in der Hauptſtadt und führte am 14. Mai 1610 ſeine ſchwarze That aus. Der König fuhr nämlich mit dem Herzoge von Epernon aus; ſein Wagen ward in der Straße de la Ferronerie von zwei Frachtkarren aufgehalten, weßhalb die Bedienten von dem Wagen ſprangen. Während der Zeit ſtieg R. auf ein Hinterrad, lehnte ſich über den Herzog von Epernon und ſtieß dem Könige das Meſſer erſt in die Seite und dann ins Herz. Der Herzog von Epernon und mehrere der Großen und des Hofes wußten im Voraus von der That. R. ward ergriffen, zum Tode verurtheilt und ſtarb nach unſäglichen, länger als eine Stunde dauernden Qualen, die er eben ſo ruhig als vorher ſtandhaft die Tortur wegen Geſtändniſſes der Mitſchuldigen beſtand; denn Cotton, ſein Beichtvater und Vorbereiter zur Hinrichtung, hatte ihn dahin zu bringen gewußt, daß er die Mitwiſſer der That nicht anzeigte. 25.

Ravelin, ſ. Feſtung.

Ray (ſpr. Ré) (John), ein berühmter engliſcher Theolog und Naturforſcher, am 29. Nov. 1628 zu Black-Notley in der Grafſchaft Eſſer, wo ſein Vater als Schmied lebte, geboren, widmete ſich auf der Univerſität Cambridge der Theologie und beſchäftigte ſich gleichzeitig mit der Mathematik und der Naturgeſchichte. Seine Beſchreibung der Flora in der Umgegend von Cambridge (1660) war ſein erſter Verſuch, der ihn der gelehrten Welt vortheilhaft bekannt machte. Die Unterdrükkung der Presbyterianer durch die Regierung mißbilligend entſagte er jeder kirchlichen Anſtellung und machte eine dreijährige Reiſe (1663—1666) durch England, Frankreich, Deutſchland und Italien, deren Reſultate er in den „Observations topographical, moral and physiological, made on a journey through a part of the Low Countries, Germany, Italy and France" (1673) zur allgemeinen Kenntniß brachte. Nach ſeiner Heimkehr ward er zum Mitgliede der königlichen Societät der Wiſſenſchaften ernannt und beſchäftigte ſich nun faſt ausſchließend mit der Botanik. Seine früheren theologiſchen Studien brachte er mit den naturwiſſenſchaftlichen in Verbindung und ging ſtets von der Abſicht aus, die

Allmacht des Schöpfers aus ſeinen Werken darzuthun. Er ſtarb am 17. Jan. 1705. R. hat große Verdienſte um die Anregung des Studium der Botanik in England und ſeine Werke ſtehen jetzt noch, obſchon die Naturwiſſenſchaften ſeit ſeiner Zeit große Fortſchritte gemacht haben, in wohlverdientem Anſehn. Als ſeine vorzüglichſte Leiſtung gilt die „Historia plantarum, species hactenus editas aliasque insuper multas noviter inventas et descriptas complectens“ (Lond. 1686—1704. 3 Voll. Fol.). Außer dieſem ſind noch mit Auszeichnung zu nennen: „Methodus plantarum, emendata et aucta“ (Lond. 1703. 8.); „Catalogus plantarum Angliae et insularum adjacentium“ (Lond. 1677. 8.); „Synopsis methodica stirpium britannicarum“ (Ed. 3. Lond. 1724. 8.); „Stirpium Europaearum extra Britannias nascentium sylloge“ (Lond. 1694. 8.); „Synopsis methodica animalium quadrupedum et serpentini generis“ (Lond. 1693. 8.); „Synopsis methodica avium et piscium“ (Lond. 1713. 8.); „Historia insectorum“ (Lond. 1710. 4.); „The wisdom of god in the works of creation“ (Lond. 1714. 8.) und „Three physico-theological discourses“ (Lond. 1721. 8.). 66.

Raynal (ſpr. Ränal) (Guillaume Thomas François), ein bekannter philoſophiſch-politiſcher und ſtatiſtiſcher Schriftſteller Frankreichs, am 11. März 1711 zu St.-Geniez im Departement Rovergue geboren, widmete ſich der Theologie und trat nach Beendigung ſeiner Studien in den Jeſuitenorden. Als Lehrer und Prediger erwarb er ſich bei ſeinen Collegen ein nicht unbedeutendes Anſehen; aber bald ward ihm dieſer Wirkungskreis zu enge, er verließ das kleine Städtchen Pezenas und den Orden (1748) und ging nach Paris, wo er ſich von dem Ertrage unbedeutender literariſcher Arbeiten kümmerlich nährte. Seine Stelle als Gehülfe bei der Pfarrei St. Sulpice verlor er wegen vielfacher ganz offen getriebener Simonie und ward nun, als ihm das geiſtliche Leben nichts mehr eintrug, ein Philoſoph. Einige Gönner, denen er ſich auf jede Weiſe anzuſchmiegen ſuchte, verſchafften ihm die Redaction des „Mercure de France“, wodurch er ſich in den Stand geſetzt ſah, ſeinen Hang zu einem ungebundeneren Leben zu befriedigen. Auch ſuchte er ſeine Einnahmen durch ſchnelle Compilationen, die er ſelbſt verkaufte, zu ſteigern. Hierher gehören ſeine jetzt vergeſſene, höchſt einſeitige „Histoire du Stathoudérat“ (Par. 1748. 2 Voll. 12. Neue Aufl. unter dem Namen Louis Buonaparte's, Paris 1819. 12.) und ſeine in jeder Beziehung noch weit ſchlechtere „Histoire du Parlement d'Angleterre“ (Par. 1748. 12), welche er, ohne die unentbehrlichſten Vorkenntniſſe zu beſitzen, zuſammenſtellte. Beſſer gerieth ſeine „Histoire du divorce de Henri VIII“ (Par. 1763. 12.), worin die Sitten der damaligen Zeit mit Geſchick geſchildert werden. Sie bildet den gelungenſten und daher von ihm beſonders herausgegebenen Abſchnitt der ſeichten „Anecdotes historiques, militaires et politiques“ (Par. 1753. 3 Voll. 12.). Den nicht unbedeutenden Erlös aus dieſen ſchriftſtelleriſchen Arbeiten ſuchte R. durch einträgliche Speculationen mit Frucht zu vermehren; auch ſoll ihm der Sklavenhandel, gegen welchen er ſpäter ſo leidenſchaftlich zu Felde zog, nicht fremd geblieben ſein. Gewiß iſt es, daß R. ſeinen Ruhm weder einem fleckenloſen Charakter, noch einem ausgezeichneten Geiſte verdankt; ſein Andrängen an die philoſophiſche Partei, an Helvetius, Holbach u. A., blendete die Leſewelt und bewirkte die jetzt nicht leicht begreifliche Überſchätzung ſeiner meiſten Schriften. Sein vorzüglichſtes Werk, die lange als ein claſſiſches Werk betrachtete „Histoire philosophique et politique des établissemens et du commerce des Européens dans les deux Indes“ (Par. 1771. 7 Voll. 8. Génève 1780. 10 Voll. 8. 1781. 5 Voll. 4. Par. 1798. 22 Voll. 18. und öfter; deutſch von J. Mauvillon, Hanov. 1774—1778. 7 Bde. 8. und beſſer von J. M. von Abele und J. Zorn, Kempten 1783—1788. 11 Bde. 8.) ſoll ſogar größtentheils Diderot angehören. Der Werth einzelner

Theile dieſes vielgerühmten Werkes iſt zu verkennen; es ſind aber, wie es ſich ſpäter herausgeſtellt hat, gerade diejenigen, welche dem allenthalben auf ſeinen Reiſen durch Holland, England und die Schweitz anfragenden Verfaſſer von Wohlunterrichteten beigeſteuert wurden. Aus ſeiner eigenen Feder floſſen jedoch die ungezügelten Angriffe auf alle religiöſe und politiſche Meinungen, welche ihm 1781 Landesverweiſung zuzogen. Er machte eine Reiſe nach Deutſchland und hielt ſich einige Zeit in Berlin auf, ohne die erwartete glänzende Aufnahme bei dem alle Anmaßung haſſenden Könige zu finden. Nachdem er ſich noch einige Zeit in der Schweitz, wo er ſich durch ein Denkmal, das er den Befreiern derſelben auf einer Inſel des Vierwaldſtädterſees ſetzte, zu verewigen ſuchte, herumgetrieben hatte, erhielt er 1787 die Erlaubniß nach Frankreich zurückzukommen. Er ließ ſich zu Toulon nieder und wurde von Marſeille zum Deputirten bei dem Nationalconvente gewählt. Er ſchlug aber die ihm zugedachte Ehre ſeines weit vorgerückten Alters wegen aus, auch ſoll er die Anſichten, welche die Revolution hervorriefen und die er in ſeinen Schriften mit ſo grellen Farben an den Tag legte, am Ende ſeines Lebens mißbilligt haben; gewiß iſt wenigſtens, daß ihn die vorzüglichſten Verfechter der Freiheit beim Beginne der Revolution mit derben Schmähungen überhäuften. Ans Unbegreifliche ſtreift es daher, wie R. der Guillotine entgehen konnte; er verlor freilich ſeinen nicht immer ganz ehrenhaft erworbenen Reichthum, aber er ſtarb am 6. März 1796 ruhig zu Paris. Außer den ſchon angeführten Schriften nennen wir noch den „Essai sur l'administration de St. Domingue" (Par. 1785. 8.), welcher aber nur ein Auszug aus dem größeren Werke über die Colonien iſt, und „Tableau et révolutions des colonies anglaises dans l'Amérique septentrionale" (Amst. 1781. 2 Voll. 12.), ein ihm von einigen Literatoren abgeſprochenes Werk. R. war Mitglied der Akademien von Berlin und London und wurde auch kurz vor ſeinem Tode in das Inſtitut aufgenommen. 66.

Raynouard (ſpr. Ränuahr) (François Juſte Marie), ein ſehr verdienſtvoller franzöſiſcher Literator und Dichter, am 18. Sept. 1761 zu Brignoles in der Provence geboren, widmete ſich der Jurisprudenz und lebte dann als Sachwalter zu Aix bis zum Ausbruche der Revolution, deren Ideen er mit Eifer ergriff und vertheidigte. Zum Mitgliede der geſetzgebenden Verſammlung ernannt (1791) widerſetzte er ſich mit aller Kraft den blutigen Ausſchweifungen der Revolutionsmänner und erregte dadurch den Haß derſelben in ſo hohem Grade, daß er 1793 eingekerkert wurde und kaum dem Tode entging. Er zog ſich nach ſeiner Befreiung in ſeine Vaterſtadt zurück und wandelte wieder ruhig auf ſeiner früheren Laufbahn fort, bis ihn die völlig hergeſtellte Ruhe von Neuem nach der Hauptſtadt hinzog (1800), wo er mit ſeinen erſten poetiſchen Verſuchen auftrat, die nicht ohne ermunternden Beifall blieben. Der Senat ernannte ihn 1805 zum Mitgliede des geſetzgebenden Körpers und das Inſtitut nahm ihn 1807 in ſeine Mitte auf. Als ſich dieſes wieder in die franzöſiſche Akademie umgewandelt hatte, ward er 1817 beſtändiger Secretair derſelben. Als Mitglied des geſetzgebenden Körpers (ſeit 1811) trug er mit dieſem ganzen Inſtitute die Ungnade des Kaiſers. Nach der zweiten Reſtauration zog er ſich immer mehr in das Privatleben zurück und iſt jetzt faſt ausſchließend mit literariſchen Arbeiten beſchäftigt. Als Dichter erhebt ſich R. nicht über die Mittelmäßigkeit; ſeine Tragödien, unter welchen „Les Templiers" (1805. Deutſch von C. F. Cramer, Leipz. 1806. 8.), „Caton d'Utique" und „Les états de Blois" (1810) die vorzüglichſten ſein mögen, ſind zu ſehr in die Regeln der claſſiſchen Schule eingezwängt und verdienen nur in einzelnen Theilen Lob. Seine kleineren Gedichte: „Socrate dans le temple d'Aglaure" (Par. 1804. 4.), „Camoens" (1818), „Le dévouement de Malesherbes" (1822) u. a. m. ſind noch reicher an einzelnen Schönheiten. Sein größtes Verdienſt beſteht aber darin, daß er uns die früher oft genannte, aber wenig gekannte provençaliſche

Literatur und Sprache zugänglich gemacht und den wirklichen Werth derſelben gezeigt hat. Die hierher gehörigen Schriften ſind: „Recherches sur l'ancienneté de la langue romane“ (Par. 1816. 8.); „Elémens de la grammaire de la lange romane avant l'an 1000“ (Par. 1816. 8.); „Grammaire romane ou Grammaire de la langue des Troubadours“ (Par. 1816. 8.); „Grammaire comparée des langues de l'Europe lat., dans leur rapports avec la langue des Troubadours“ (Par. 1822. 8. und „Choix des poésies originales des Troubadours“ (Par. 1817—1822. 6 Voll. 8.). In der neueſten Zeit beſchäftigt er ſich auch mit dem nordfranzöſiſchen Romanzo, wie ſeine „Observations philologiques et grammaticales sur le roman de Rou“ (Par. 1829. 8.) beweiſen. Seine „Monumens historiques relatifs à la condemnation des chevaliers du temple“ (Par. 1813. 8.) haben für den Geſchichtsforſcher Werth und ſeine „Histoire du droit municipal en France“ (Par. 1829. 2 Voll. 8. Deutſch von F. W. Emmermann, Leipz. 1830. 2 Thle. 8.) muß als eines der bedeutendſten Werke dieſer Art gelten. 67.

Razzi oder **Raggi** (Giovanni Antonio), wegen ſeiner Zügelloſigkeit, die in gewiſſen Dingen die Grenzen der Natur überſchritt, il Sodoma genannt, gehört unter die beſten Maler der ſieneſiſchen Schule. Er war um das Jahr 1480 zu Vergelle im Sieneſiſchen, nach Andern zu Vercelli in Piemont, geboren und erhielt ſeine Ausbildung zu Siena, von wem? iſt unbekannt. Später ging er nach Rom und lieferte hier für Leo X. und im farneſiſchen Palaſte mehrere treffliche Arbeiten. Nach Siena zurückgekehrt gründete er eine Schule und ſchmückte die dortigen Kirchen und Klöſter mit Meiſterwerken ſeines Pinſels. Unter ihnen ſtehen ein gegeißelter Chriſtus (im Franciskanerkloſter), die Kreuzesabnahme, ein heil. Sebaſtian und vor Allem die Anbetung der Weiſen (in der Kirche des heil. Auguſtin) oben an. Die charakteriſtiſchen Eigenthümlichkeiten der Gemälde R.'s ſind eine ungewöhnliche auf den erſten Anblick bezaubernde Grazie und ein treffliches Helldunkel; überhaupt findet man überall die Spuren eines tiefen Studium, beſonders der Natur. R. ſtarb 1554. 36.

Reaction iſt überhaupt Gegenwirkung, d. h. der thätige Widerſtand, den ein Gegenſtand, auf welchem eine Wirkung geſchieht, dieſer entgegenſetzt, und kann daher überall ſich äußern, wo dieſer Fall ſtatt findet, im Geiſtigen wie im Körperlichen. — In geiſtiger Hinſicht hat aber der Begriff eine üble Nebenbedeutung erhalten, indem man hier ſtets von der Idee einer Vervollkommnung und Veredlung des Geiſtes ausgehend dieſe als die eigentliche Wirkung betrachtet und die R. dann in dem Streben findet, dieſe Fortſchritte zu hemmen oder wieder zu vernichten. Einen ſolchen Kampf der Finſterniß gegen das Licht bietet aber die ganze Kette der Geſchichte im Allgemeinen wie im Beſondern dar und nur die beſonderen Zweige, in denen die Menſchheit vorſchreitet, Wiſſenſchaft, Religion, Staat ꝛc., haben die Unterſchiede der wiſſenſchaftlichen, kirchlichen, politiſchen ꝛc. R. erzeugt. Vergl. Tzſchirner, „Das Reactionsſyſtem“ (Leipz. 1824). — In körperlicher Hinſicht kann die R. mancherlei ſein, phyſiſch der Widerſtand, den die zu bewegenden Körper der bewegenden Kraft (ſ. d. Art.) entgegenſetzen, chemiſch die zerſetzende Wirkung auf zuſammengeſetzte Stoffe (ſ. Reagentien), mediciniſch die Gegenwirkung eines lebenden Körpers auf äußere Eindrücke oder Reize. Letztere iſt eine nothwendige Eigenſchaft eines jeden Organismus, daher auch organiſche R., organiſches Wirkungsvermögen genannt; denn dieſer findet nur ſein Beſtehen, in wiefern er ſeine Selbſtſtändigkeit äußeren Eindrücken gegenüber behauptet; er nähert ſich aber um ſo mehr ſeinem Untergange, je weniger äußere Einwirkung in ihm eine Gegenwirkung hervorruft. Daher iſt auch das Vermögen zu reagiren ein Zeichen des Lebens; wo jenes aber völlig erloſchen iſt, da erkennen wir den eingetretenen Tod, und ſo ſind uns auch die Zeichen des Todes der Mangel der R.

— Es äußert ſich aber die R. in verſchiedenem Maße; ſie iſt entweder in richtigem Verhältniſſe zu dem einwirkenden Reize, oder ſie iſt zu heftig und dem Reize unangemeſſen, oder ſie iſt in Beziehung zu demſelben zu ſchwach, drei Modificationen, die ſehr verſchiedenartige Erſcheinungen hervorbringen. So werden z. B. in dem Magen befindliche, durch ihre Quantität oder Qualität ſchädliche Speiſen bald ein bloßes Erbrechen hervorrufen, wonach wieder völliges Wohlſein eintritt (natürliche R.), oder es bildet ſich unter heftigen Ausleerungen, entzündlichen Erſcheinungen ꝛc. ein ſchweres gaſtriſches Fieber aus (übermäßige R.), oder die ſchädliche Speiſe gibt der Magen nicht wieder von ſich, dagegen verliert ſich der Appetit, es tritt Verdroſſenheit, Schwere der Glieder ꝛc. ein (Mangel der R., Torpidität). Hiernach iſt auch das ärztliche Verfahren einzurichten; im erſten Falle hilft ſich der Organismus ſelbſt, der Arzt gibt blos einen Beobachter ab; im zweiten Falle muß der Aufruhr geſtillt, die Ausleerung gemäßigt, die Entzündung gemindert werden; im dritten Falle muß die R. angeſpornt, die ſchädlichen Stoffe müſſen künſtlich entleert werden ꝛc. Die in einem jeden Menſchen ſtattfindende Verſchiedenheit der R. iſt theils angeboren, in welchem Falle ſie die Grundlage der verſchiedenen Temperamente abgibt, theils durch Erziehung, Lebensart, Gewöhnung und viele Einflüſſe erworben, was dadurch begreiflich wird, daß die Verſchiedenheit der Reize auch eine Verſchiedenheit des Gegenreizes bedingt; werden aber die Reize habituell, ſo wird auch die R. ſtets nur unter einer gewiſſen Form ſich darlegen. — So wie im organiſchen Leben, ſo begegnen wir auch im pſychiſchen dem Geſetze der R.; auch hier finden wir ſie entweder naturgemäß oder zu übermäßig oder zu ſchwach, woraus ſich Eigenthümlichkeiten im Charakter ſowohl einzelner Individuen als ganzer Völkerſchaften hervorſtellen. Es iſt Aufgabe des Selbſtbeobachters, des Arztes und Erziehers, die Reactionsäußerungen immer in den natürlichen Grenzen zu erhalten zu ſuchen, indem zu heftige R. Körper und Geiſt conſumirt und zu Krankheiten hinführt, eine zu große Torpidität hingegen die Aufgabe des Lebens theilweiſe ungelöſt läßt. 30. 39.

Reagentien ſind in der Chemie Mittel, welche die Eigenſchaft haben, mit anderen Körpern zuſammengebracht beſtimmte Erſcheinungen hervorzubringen, wodurch man den einen oder den andern Körper erkennen kann. Die Hervorbringung dieſer Erſcheinungen gelingt am beſten, wenn die Körper flüſſig ſind. Ein Tropfen Galläpfelabkochung bringt z. B. in einer Flüſſigkeit, die Eiſen enthält, eine ſchwarze Trübung hervor, Ammoniakflüſſigkeit in eine Flüſſigkeit getröpfelt, worin Kupfer iſt, bringt eine ſchöne blaue Färbung hervor, Schwefelwaſſerſtoffgaswaſſer in einer Flüſſigkeit, worin Spießglanz enthalten iſt, einen orangerothen Niederſchlag ꝛc. 5.

Real, Reell iſt Alles, was ſich auf eine Sache, einen Gegenſtand (res) bezieht, ſächlich; der Ausdruck kann aber in verſchiedener Beziehung genommen werden, ſo daß er ſich erſt durch ſeinen Gegenſatz genauer beſtimmt. So bezeichnet das Reale A. in ſubjectiver Hinſicht, von dem Gegenſtande ausgehend, 1) das Weſen eines Gegenſtandes gegenüber dem Nominalen, welches nur ſeine logiſchen Merkmale enthält, z. B. Realdefinition, Realdiviſion ꝛc.; 2) den Inhalt eines Gegenſtandes, das Materielle, im Gegenſatze zum Verbalen, dem blos Ausgeſagten, wie Realcontract, Realinjurie; 3) die Wirklichkeit einer Sache im Gegenſatze zum Gedachten, Idealen, wie Realgeld. B. In objectiver Hinſicht, ſich auf einen Gegenſtand beziehend: 1) das rein Sächliche im Gegenſatze zum Perſönlichen, wie Realrecht (Sachenrecht), Reallaſten; 2) das rein Gegenſtändliche im Gegenſatze zum Abſtracten, wie Realkenntniſſe, Realphiloſophie, Realſchulen. — Realität drückt aber ſtets nur die Wirklichkeit, das reine Sein, die Objectivität aus, entweder in rein abſtracter Bedeutung, oder als concreter Begriff, ſo daß Realitäten

für Sachen überhaupt geſagt werden, und **realiſiren** iſt daher **verwirklichen, zum Sein bringen.** 9.

Real, Reale. I. **Rechnungsmünze** in Portugal und Spanien. 1 R. iſt in Portugal = $\frac{2}{5}$ Teſtom = $\frac{1}{25}$ Millerees = 2 Vintems = 40 Rees = $1\frac{1}{2}$ Gr. Conv. In Spanien unterſcheidet man: 1) Real de Ardites = 1 Gr. $9\frac{1}{3}$ Pf.; 2) Real de plata (Silberreal) in Gibraltar = 2 Gr. 9 Pf.; 3) Real de plata antigua (alter Silberreal) = 3 Gr. $1\frac{1}{3}$ Pf.; 4) Real de plata Bilbao = 2 Gr. $5\frac{3}{4}$ Pf.; 5) Real de plata canara = 3 Gr. $1\frac{1}{3}$ Pf.; 6) Real de plata catalana = 2 Gr. 8 Pf.; 7) Real de plata corriente (Courantreal), a) canariſcher = 2 Gr. $5\frac{3}{4}$ Pf., b) caſtiliſcher = 2 Gr. $11\frac{3}{4}$ Pf.; 8) Real de plata doble = 3 Gr. 1 Pf.; 9) Real de plata mallorcana = 2 Gr. $2\frac{3}{4}$ Pf.; 10) Real de plata mexicana = 4 Gr. $1\frac{5}{8}$ Pf.; 11) Real de plata Navarra = 3 Gr. $1\frac{1}{3}$ Pf.; 12) Real de plata nueva (neuer Silberreal), a) caſtiliſcher = 3 Gr. $3\frac{1}{2}$ Pf., b) valenciſcher = 2 Gr. $5\frac{3}{4}$ Pf.; 13) Real de plata Valencia = 1 Gr. $10\frac{2}{5}$ Pf.; 14) Real de Vellon (Kupferreal), Reallillo = 1 Gr. $7\frac{3}{4}$ Pf. Conv. II. **Geprägte Silbermünzen.** 1) Real de plata mexicana, Real fuerte, Real columnaria = $\frac{1}{8}$ Piaſter = 34 Maravedis = 4 Gr. $1\frac{1}{3}$ Pf.; 2) Realito columnaria, halber mexicaniſcher R. = $\frac{1}{16}$ Piaſter = 2 Gr. $\frac{2}{3}$ Pf.; 3) Real de plata nueva, Real de plata provinciale, Xamburg = 3 Gr. 6 Pf.; 4) Real de Vellon (Kupferreal), Reallillo = 1 Gr. 9 Pf. Conv. III. **Gold- und Silbergewicht.** 1 R. iſt 1) auf Java = $\frac{1}{9}$ Mark Troys und 2) im Reiche Palembang = 48 Stüver = $568\frac{4}{5}$ holl. Aß. 26.

Réal (Pierre François, Graf), einer der eifrigſten Revolutionsmänner, um 1770 in den Niederlanden geboren, lebte vor der Revolution als Anwalt zu Paris und zeigte ſich ſogleich nach dem Ausbruche derſelben als einen ihrer eifrigſten Anhänger. Unter den Jacobinern als Redner ausgezeichnet wurde er 1792 von Danton, dem er ſich enge angeſchloſſen hatte, zum öffentlichen Ankläger bei dem Revolutionstribunale ernannt. Obſchon einer der überſpannteſten Republikaner mißbilligte er doch laut die blutigen Maßregeln ſeiner Collegen und die gewaltſame Unterdrückung aller Andersdenkenden. Seine energiſche Vertheidigung der Freiheit der Preſſe führte ihn ins Gefängniß, in welchem er viele Opfer durch die Mittheilung ſeiner Klugheitsregeln von einem gewiſſen Tode auf dem Blutgerüſte rettete. Nach ſeiner Freilaſſung trat er als unerſchrockener und uneigennütziger Vertheidiger der Angeklagten aller Parteien auf und enthüllte die Schändlichkeit der Revolutionsgerichte. Nach dem Sturze der Schreckensherrſchaft ward er zum Hiſtoriographen der Republik ernannt (1796) und redigirte das „Journal de l'Opposition". Als Regierungscommiſſair des Departements der Seine (ſeit 1799) ſchloß er ſich an Buonaparte an und ward von dieſem nach dem 18. Brumaire zum Staatsrathe und zum Adjunct des Polizeiminiſterium ernannt. Durch ihn wurde die Verſchwörung G. Cadoudal's und Pichegru's gegen Napoleon entdeckt; er erhielt dafür das Commandeurkreuz der Ehrenlegion und anſehnliche Geſchenke. Während der hundert Tage war er Polizeipräfect; nach der zweiten Reſtauration aber kam er auf die Liſte der Proſcribirten und ging in die Niederlande und, da er ſich hier nicht ganz ſicher glaubte, nach Amerika, wo er eine bedeutende Liqueurfabrik anlegte. Die ihm 1818 gewordene Erlaubniß nach Frankreich zurückzukehren, benutzte er erſt ſpät. Nach der Julirevolution erklärte er ſich ſogleich für die neue Regierung, ſtarb aber, ohne thätigen Antheil an den Geſchäften genommen zu haben, im März 1834. 66.

Realgar, ſ. Arſenik.

Realismus als philoſophiſches Syſtem iſt dasjenige, welches überhaupt von dem Begriffe des **Realen** (Seienden, Wirklichen) ausgeht, aus welchem es erſt das **Ideale** (das im Denken Liegende) ableitet; doch iſt dieſer Begriff nur ein all-

gemeiner und zeigt ſich ſtets nur in beſonderen Arten als Senſualismus, Empirismus, Materialismus, Pantheismus, Hylozoismus ꝛc. (ſ. d. Artt.). — Über den ſcholaſtiſchen R. ſ. Scholaſtiker. 9.

Réaumur (ſpr. Reomür) (René Antoine Ferchault de), einer der größten franzöſiſchen Naturforſcher ſeiner Zeit, geb. zu Rochelle 1683, wandte ſich frühzeitig vom Studium der Rechte zur Mathematik, Phyſik und Naturgeſchichte, ging 1703 nach Paris und wurde ſchon 1708 Mitglied der Akademie zu Paris, deren Memoirien er mit vielen intereſſanten und gehaltreichen Abhandlungen und neuen Beobachtungen bereicherte. Über die Bildung und das Wachsthum der Schalen der Schalthiere ſtellte R. den Satz auf, daß dieſelben aus dem Erhärten eines Saftes entſtänden, welcher aus den Poren dieſer Thiere dringe. Durch vielfache Verſuche über die Verwandlung des Eiſens in Stahl entdeckte er manches Wichtige in Hinſicht der Stahlbereitung; auch lehrte er die Methode kennen, wie Gußeiſen in Schmiedeeiſen zu verwandeln ſei. Nicht weniger wichtig waren ſeine Unterſuchungen über die Verzinnung des Eiſenblechs und die Verfertigung des Porzellans. Den größten Ruhm aber erwarb er ſich durch die Verfertigung ſeines Weingeiſtthermometers, deſſen man ſich vorzüglich in Frankreich und Italien bedient. Dabei ſtellte er eine neue Einrichtung der Scala auf, deren beſtimmter Mittelpunkt der natürliche Gefrierpunkt iſt und die man auch ſpäter beibehielt, als man ſich ſtatt des Weingeiſtes des Queckſilbers bediente. Auch über die Verdauung der Vögel, über die Kunſt, mit welcher ſie ihre Neſter bauen und über die Inſecten ſtellte er Beobachtungen an, die er in dem Werke „Mémoires pour servir à l'histoire naturelle des insectes“ (Par. 1734. 6 Voll. 4.) mittheilte. Die Akademien zu London, Petersburg, Berlin, Stockholm und das Inſtitut zu Bologna erwählten ihn zu ihrem Mitgliede. Er ſtarb am 17. Oct. 1757 auf ſeinem Landgute Bermondiere in der Landſchaft Maine an den Folgen eines unglücklichen Falles. 26.

Rebell (Joſeph), ein ausgezeichneter Landſchaftsmaler der neuern Zeit, geb. 1783 zu Wien, beſuchte die Akademie ſeiner Vaterſtadt und zwar anfangs in der der Abſicht ſich der Architektur zu widmen, betrieb jedoch ſpäter ausſchließlich Landſchaftsmalerei und begab ſich, ſeine Ausbildung zu vollenden, im Jahre 1809 nach der Schweitz, von hier nach Ober- und Mittelitalien und im Jahre 1811 nach Neapel. Nach langer Abweſenheit kehrte er im Jahre 1824 in ſeine Vaterſtadt zurück und erhielt die Stelle eines Galleriedirector und Schloßhauptmanns zu Belvedere. Er ſtarb im Jahre 1828 während einer Reiſe zu Dresden. — R. wählte zu ſeinen Darſtellungen meiſt Anſichten italiſcher Städte, vorzüglich Seeſtädte; außerdem aber hat man von ihm auch mehrere treffliche Schweitzer- und öſtreichiſche Landſchaften. Er hat eine großartige Manier, geiſtreiche Auffaſſung und treffliche Ausführung, vor Allem der Luft und des Waſſers. Auch ſein Colorit iſt vorzüglich. 36.

Rebellion, ſ. Aufruhr.

Rebhuhn, lat. tetrao perdix; franz. perdrix; engl. partridge, ein hühnerartiger Vogel in Europa und Aſien, hat ein aſch- und ſchwarzgrau gemiſchtes Gefieder, auf dem man, beſonders an der Kehle, einzelne Federn mit röthlichen Spitzen bemerkt, und erreicht die Größe eines jungen Haushuhns. Ein auffallendes Roth haben die ſogenannten rothen Rebhühner oder Rothhühner, welche man nur in Frankreich antrifft. Ihr Fleiſch ſoll weit angenehmer ſchmecken, als das der gewöhnlichen Rebhühner. Die Rebhühner leben gewöhnlich in großen Familien (Völker oder Ketten in der Jägerſprache) beiſammen, zeichnen ſich durch ihren ſchnellen Lauf aus und werden entweder in Garnen gefangen oder im Fluge oder Lager geſchoſſen. Das Weibchen legt 16 — 20 ſchmutzig grünliche Eier und die Jungen verlaſſen, ſobald ſich das Ei geöffnet hat, ihr Neſt, wenn ſie aufge-

jagt werden. Auf eine beſondere Weiſe fangen die Araber die Rebhühner. Sie treiben dieſe nämlich ſo lange vor ſich hin, bis ſie matt werden und erſchlagen ſie dann mit langen beſchlagenen Stöcken. 35.

Rebhuhngranate nannte man ſonſt eine Art Geſchoſſe, welche aus Haubizzen geworfen wurden. Sie waren wie eine gewöhnliche Granate conſtruirt, nur daß rund um den Zünder drei ovale Öffnungen befindlich waren, in welche kleine Granaten, ſogenannte Flaſchen eingeſetzt wurden, die beim Zerſpringen der großen Granate mittelſt kleiner Zünder in Brand geriethen, fortgeſchleudert wurden und endlich auch zerſprangen. Dieſe Geſchoſſe ſind indeß ſchon ſehr lange außer Gebrauch, weil ſie theils zu theuer ſind, theils nicht den Nutzen leiſten, den man ſich anfangs von ihnen verſprach. In der Schlacht von Leipzig (1813) ſchoſſen die Franzoſen auch mit Rebhuhngranaten, ohne den geringſten Schaden damit anzurichten. Wahrſcheinlich hatten ſich noch einige in den Depots vorgefunden und ſie wurden bei dieſer Gelegenheit verbraucht. 61.

Rebhun (Paul), ein deutſcher Drammatiker des XVI. Jahrhunderts, von deſſen Lebensumſtänden nichts weiter bekannt iſt, als daß er einer der erſten lutheriſchen Geiſtlichen, Schulmeiſter und dann Superintendent zu Plauen war. Seine Schauſpiele „Ein geiſtlich Spiel von der gotfürchtigen und keuſchen Frau Suſannen" (Zwickau 1536. 8.) und „Ein Hochzeitſpiel auf die Hochzeit zu Cana in Galiläa geſtellt" (Ebend. 1538. 8.) ſind freilich vom Standpunkte der dramatiſchen Kunſt aus betrachtet unbedeutend, verdienen aber, was die metriſche Form betrifft, vorzügliche Beachtung. R. mißt zuerſt die Sylben, ſtatt ſie, wie die Meiſterſänger, zu zählen, und unterſcheidet ſogar ſchon jambiſche und trochäiſche Verſe. 67.

Rebmann (Andreas Georg Friedrich von), ein bekannter deutſcher Schriftſteller, am 24. Nov. 1768 zu Süzzenheim in Franken geboren, widmete ſich zu Erlangen und Jena der Jurisprudenz und lebte dann an verſchiedenen Orten als privatiſirender Gelehrter und als ſatyriſch-politiſcher Schriftſteller. Seine Anhänglichkeit an die Anſichten der franzöſiſchen Revolutionsmänner zog ihm viele Verfolgungen zu. Nachdem er einige Zeit die Stelle eines Tribunalrichters zu Mainz und zu Trier bekleidet hatte, ward er von Napoleon zum Präſidenten der Zuchtpolizeikammer des kaiſerlichen Gerichtshofes zu Mainz ernannt und bewies bei der Unterſuchung gegen die Räuberbande Bückler's (Schinderhannes) große Thätigkeit und Geſchicklichkeit. Zum Appellationsgerichtspräſidenten im baieriſchen Rheinkreiſe befördert (1814) erwarb er ſich durch ſeine Bemühungen um die Beibehaltung und Verbeſſerung der franzöſiſchen Gerichtsverfaſſung bedeutende Verdienſte. Er ſtarb am 16. Sept. 1824 zu Wiesbaden. Seine Rechtlichkeit und Berufstreue hatten ihm die allgemeine Achtung erworben. Auch war er Ritter der Ehrenlegion und des baieriſchen Verdienſtordens. Von ſeinen zahlreichen politiſchen, ſatyriſchen und belletriſtiſchen Schriften, die ſich jedoch ſelten über die Mittelmäßigkeit erheben, nennen wir nur: „Heinrich von Neideck" (Erlangen 1791. Neue Aufl. 1793. 8.); „Nelkenblätter" (Leipz. 1792—1795. 4 Thle. 8.); „Empfindſame Reiſe nach Schilda" (Ebend. 1793. 8.); „Hans Kiekindiewelt's Reiſe" (Ebend. 1794. 8.); „Wahrheiten ohne Schminke" (Deutſchland 1794. 8.); „Wanderungen und Kreuzzüge durch einen Theil Deutſchlands" (Altona 1796. 2 Thle. 3.); „Haideblümchen" (Hamburg 1796. 8.); „Frankreichs politiſche Verhältniſſe" (Paris 1796. Neue Aufl. 1797. 8.); „Holland und Frankreich" (Paris 1797. 2 Thle. 8.) und der „Obſcurantenalmanach" (Alt. 1798. 8.). 66.

Recapitulation iſt die Wiederholung der Hauptſachen (capitula), welche man in einer Rede oft gern am Schluſſe noch einmal zuſammenfaßt, theils um dem Zuhörer nochmals ein gedrängtes Bild des Ganzen zu geben und ſeine Überzeu-

gung dadurch zu befeſtigen, theils um bei vorausgegangenen weitläufigen Erörterungen eine ſichere Grundlage für die folgenden zu haben. 9.

Reccared, der erſte katholiſche König der Weſtgothen, des Leovigild Sohn, ſeit 572 zum Mitregenten erhoben, folgte ſeinem Vater 585 auf den Thron. Die traurigen Ereigniſſe, durch welche die letzten Regierungsjahre ſeines Vaters getrübt worden waren, beſtimmten ihn in demſelben Jahre zur Annahme des nicäiſchen Glaubens und es gelang ihm auch, demſelben unter einem größern Theile ſeiner Nation Eingang zu verſchaffen. Gregor der Große wußte ihn dafür nicht beſſer zu belohnen, als daß er ihm den Titel eines katholiſchen Fürſten verlieh, der bis heute für ſeine Nachfolger in Spanien erblich geworden iſt. Doch durch dieſen Schritt legte R. auch den Grund zu dem Untergange ſeines ſich erſt entwickelnden Reichs. Die Kleriſei leitete von nun an die Staatsgeſchäfte und an die Stelle des kriegeriſchen Muthes ſeiner Unterthanen trat Feigherzigkeit und leere Frömmelei. Um den Arianismus gänzlich zu unterdrücken, verordnete er deſſen Verdammung auf der Synode zu Toledo 594, ſchlug den Guntramnus von Burgund und ſtarb 601. 77.

Recenſiren, durchmuſtern, beurtheilen, iſt ein Ausdruck, der vorzugsweiſe von der Beurtheilung von Schriftwerken im Gebrauche und in dieſer Beziehung mit kritiſiren (ſ. Kritik) ganz gleichbedeutend iſt. Wenn man nämlich einestheils bei der Unvollkommenheit aller menſchlichen Erzeugniſſe und der Verſchiedenheit der Anſichten über einzelne Gegenſtände vorzüglich bei Schriften, welche der Öffentlichkeit übergeben wurden, ſich oft zu einer Beurtheilung der darin ausgeſprochenen Grundſätze, der Darſtellung der Gegenſtände, der gefundenen Reſultate u. ſ. w. und insbeſondere zu einer Widerlegung desjenigen, womit man nicht übereinſtimmen konnte, veranlaßt fühlte, ſo trat auch anderntheils bei denen, welche ſich vorzugsweiſe mit Bibliographie beſchäftigten, und vorzüglich, je mehr die Anzahl der Bücher wuchs, die Nothwendigkeit ein, ihre Urtheile über die einzelnen Schriften auszuſprechen. So finden wir ſchon das Recenſionsweſen von den griechiſchen und römiſchen Grammatikern geübt und Gellius, Quintilianus, Suidas, Photius u. A. liefern zahlreiche Beurtheilungen von Büchern; das eigentliche Recenſionsweſen in der jetzigen Geſtalt bildete ſich aber erſt im XVII. Jahrhunderte in Frankreich aus, als die literäriſche Thätigkeit ſich zu bedeutender Fruchtbarkeit entwickelte und eine allgemeinere Kenntniß der erſcheinenden Schriften wünſchenswerth ward. Es entſtanden nun literäriſche Zeitſchriften, unter denen die „Bibliographie Parisienne“ von L. Jacob und kurz darauf das „Journal des Savans“ (ſeit 1665) bedeutend wurden. Bald folgten die Deutſchen in F. O. Mencken's „Acta eruditorum“ (ſeit 1682) nach und die recenſirenden Journale wurden in Frankreich, Deutſchland und England unter verſchiedenen Titeln immer häufiger, welche ſich theils über das ganze Feld der Literatur, theils über einzelne Zweige der Wiſſenſchaft erſtreckten. Doch erſt mit der von Schütz gegründeten „Allgemeinen Literaturzeitung“ zu Jena (ſeit 1785) begann die eigentliche Blüthe des Recenſionsweſen und entwickelte ſich in einer Anzahl neuentſtehender trefflicher Anſtalten dieſer Art, die zum Theil noch beſtehen und das Recenſionsweſen zu einer bedeutenden literäriſchen Macht erhoben haben. Seit dieſer Zeit nämlich fing man immer mehr an, die literäriſchen Erſcheinungen weniger mehr als einzelne Geiſtesproducte, als vielmehr in ihrem Zuſammenhange mit dem jedesmaligen Stande der Wiſſenſchaft und geiſtigen Bildung überhaupt und als Träger derſelben anzuſehen und von dieſem Standpunkte aus ſie zu beurtheilen; und hierin beſteht auch der eigentliche Werth der Recenſionen. Denn ſoll der Zweck derſelben, Nachweiſungen über die Fortſchritte der Wiſſenſchaften zu geben und bei der jetzigen Fluth der täglich erſcheinenden neuen Schriften eine Unterſcheidung des wahrhaft Guten und Brauchbaren von dem Gewöhnlichen oder Verfehlten und Unbrauchba-

ren möglich zu machen, erreicht werden, ſo muß die Individualität des Recenſenten ſo viel als möglich in dem Intereſſe der Wiſſenſchaft aufgehen und nur ſolche dürfen ſich an Beurtheilung von Schriften wagen, die dem behandelten Gegenſtande vollkommen gewachſen ſind. Da dieß aber meiſt der Fall iſt, ſo haben die Recenſionen einen ſo bedeutenden Werth in der neueſten Literatur erhalten und es werden durch die darin niedergelegten Bemerkungen die Wiſſenſchaften oft auf das Herrlichſte gefördert. Da aber leider! auch oft noch Anmaßung, Leidenſchaftlichkeit, Parteilichkeit und ſelbſt Unwiſſenheit in den Recenſionen das Wort führen, ja verſchiedene Recenſionen ſich oft geradezu widerſprechen, ſo wird der beſonnene Freund der Wiſſenſchaften ſich nie von denſelben beſtechen laſſen, ſondern ſie immer nur als bloße Winke anſehen, bei Schriften ſeines Fachs deſto aufmerkſamer ſelbſt zu prüfen. Die wichtigſten recenſirenden Blätter ſ. unter Zeitſchriften. 9.

Recepisse (erhalten haben) heißt der Schein, worin Jemand den Empfang einer erhaltenen Zuſendung bekennt. 18.

Recept, lat. formula; franz. recette; engl. prescription, iſt eine Vorſchrift des Arztes, die derſelbe in kunſtgerechter Form dem Apotheker zur Zubereitung eines Medicaments ertheilt und die die Angabe der anzuwendenden Subſtanzen, ihrer Menge, in manchen Fällen ihrer Zubereitung und der Art, wie ſie der Kranke nehmen ſoll, enthält. Gewöhnlich verlangt ein R. die Zuſammenmiſchung mehrerer Mittel. Unter denſelben unterſcheidet man ein Haupt-, ein Unterſtützungs-, ein aufnehmendes oder Bindemittel ꝛc. Das Hauptmittel iſt die wirkſamſte Subſtanz, deren Wirkung durch das Unterſtützungsmittel gemäßigt oder erhöht werden und das durch das aufnehmende Mittel ſeine Geſtalt, die Form, in der es dargereicht wird, erhalten ſoll. So iſt z. B. das aufnehmende Mittel bei flüſſigen Arzneien das Waſſer oder der Wein oder der Alkohol oder das Öl. — Bei Verordnung eines Recepts bedient man ſich bei uns in Deutſchland immer noch der lateiniſchen Sprache, was darum empfehlenswerth iſt, weil dadurch Mißverſtändniſſe verhütet, manchem Kranken unnöthige Beängſtigung erſpart und das Verordnen der Recepte unbefugten Händen einigermaßen wenigſtens entzogen wird. Sonſt war bei Verſchreibung eines Recepts eine Menge abkürzender Zeichen gebräuchlich; da ſie indeſſen leicht Irrthum herbeiführen können, ſo unterläßt man ſie jetzt mit Ausnahme der Gewichtszeichen, deren ſich noch die meiſten Ärzte bedienen. Dieſe Zeichen ſind ℔ für Pfund, ℥ für Unze, ʒ für Drachme, ℈ für Scrupel, gr. für Gran. — Die Hauptſache bei Abfaſſung eines Recepts iſt für den Arzt die, daß er ſtets das chemiſche Verhalten der unter einander zu miſchenden Subſtanzen im Auge behält; demnach muß er die Geſetze ihrer Verwandtſchaften kennen, um zu verhüten, daß ſie ſich nicht gegenſeitig zerſetzen und auf dieſe Weiſe in bald unwirkſame, bald ſchwächer, bald ſtärker wirkende Verbindungen zuſammentreten; nicht weniger muß er ihre Löslichkeit im Auge behalten, um zu wiſſen, welche Subſtanzen ſich in kaltem oder nur in heißem Waſſer auflöſen, welche, um in einer Miſchung gleichmäßig vertheilt zu bleiben, eines Schleims, des Öls oder ſonſt eines Zuſatzes bedürfen. — — *Receptirkunſt* oder *Formulare* lehrt die Abfaſſung der Recepte und zwar ſowohl die Verſchreibung der einzelnen Formen, unter denen die Mittel gegeben werden, als der Mixturen, Aufgüſſe, Abkochungen, Emulſionen, Pulver, Pillen, Latwergen, Biſſen, Salben, Pflaſter ꝛc., als ſie auch mit den chemiſchen Verhältniſſen und Zerſetzungsſubſtanzen der Arzneien bekannt macht und endlich in ihrem ſpeciellen Theile eine Muſterſammlung von Verordnungen mittheilt. 39.

Receß (aus dem lateiniſchen recedere, *zurücktreten*) iſt ein Vergleich, worin Jemand von einer gemachten Anforderung zurückzutreten ſich erklärt. *Receßherrſchaften* ſind ſolche, deren Beſitzer ſich nur bedingungsweiſe unterworfen haben, indem ſie von der prätendirten Unabhängigkeit, der *mächtigere*

Staat aber von dem anfänglich weiter ausgedehnten Einfluſſe zurückzutreten auf conventionellem Wege ſich vereinigten. Noch nennt man die Beſchlüſſe höherer Collegien, ingleichen der Ständeverſammlungen bisweilen Receſſe (deutſch Abſchiede), indem ſolche gewöhnlich beim Auseinandergehen der Mitglieder expedirt und bekannt gemacht werden, z. B. die Reichsabſchiede (recessus imperii) beim vormaligen deutſchen Reiche. Unter R. verſteht man endlich auch einen Rückſtand und bedient ſich des Ausdrucks: „im R. haben" für: „noch etwas im Rückhalte haben." 17.

Receſsſchuld wird beim Bergbaue die bei Zubußzechen anlaufende Schuld eingezahlter Zubuße gegen die Gewerken genannt. Dieſe Schuld wird zuvor abgetragen, ehe Ausbeute bei einer Zeche geſchloſſen wird. Sie wird unter dem Namen wiedererſtatteter Verlag getilgt. 76.

Rechenmaſchine, Inſtrumentalarithmetik, iſt die Ausführung der Zahlenrechnungen mittelſt techniſcher Hülfsmittel. Die Alten waren ſolcher mechaniſcher Hülfsmittel bedürftiger als wir, weil ſie die Zahlen auf eine unbequeme Art bezeichneten. So gebrauchten die Römer einen Abacus (ſ. d. Art.), die Chineſen ein ähnliches Inſtrument mit knöchernen oder elfenbeinernen Kügelchen auf Drahtſaiten angezogen, womit ſie nach du Halde's Angabe ſo geſchwind rechnen, daß wir Europäer mit der Zifferrechnung es ihnen nicht gleich thun können. Im XVI. Jahrh. bediente man ſich in Deutſchland der Rechenpfennige, welche auf parallele Linien und in die Zwiſchenräume gelegt wurden. Unter die vorzüglichſten Hülfsmittel, das Multipliciren und Dividiren zu erleichtern und abzukürzen, gehören die Nepper'ſchen Rechenſtäbchen, welche die Vielfachen der einzelnen Ziffern bis zum Neunfachen enthalten, ſo daß die Einer unter der Diagonale jedes Faches zur Rechten, die Zehner aber über derſelben zur Linken ſtehen. Nepper hat dieſes Hülfsmittel in ſeiner „Rhabdologiae seu numerationis per virgulas libri duo. Cum appendice de expeditissimo multiplicationis promtuario. Quibus accessit et Arithmeticae localis liber unus" (Edinburgi 1617. 12 maj.) beſchrieben. Zu den künſtlichſten Rechenmaſchinen rechnet man diejenigen, welche nur das Stellen der Ziffern in den angegebenen Zahlen und ein bloßes Drehen verlangen. Eine ſolche hat zuerſt Pascal erfunden und in dem „Recueil des machines approuvées par l'Académie des Sciences" oberflächlich abgebildet und beſchrieben. Leibnitz erfand 1673 eine andere, welche in den „Miscellaneis Berol." a. a. 1709 abgebildet und beſchrieben worden iſt. Polenus, Profeſſor zu Padua, erfand ebenfalls eine und hat ſie in den „Miscellaneis" (Venet. 1709) beſchrieben. Im Jahre 1725 iſt eine von l'Epine verfertigt worden, welche einfacher als die von Pascal erfundene iſt. Hahn, Pfarrer in Würtemberg, erfand eine, mit welcher bis 100000000 in den vier Species gerechnet werden kann. Sie iſt in dem „Deutſchen Merkur" (Mai 1779) beſchrieben. Müller, heſſendarmſtädtiſcher Ingenieurhauptmann, erfand eine der vorzüglichſten. Die Verſuche zeigten, daß ſie bei kleinen Exempeln etwas ſpäter, bei großen aber um Vieles eher fertig ward, als der Rechner. Die Maſchine kann Reſultate bis zu 14 Ziffern liefern. Iſt bei dem Gebrauche derſelben ein Verſehen gemacht worden, ſo deutet dieß die Maſchine vermittelſt eines Glöckchens (Warnungsglöckchen) an. Eine nähere Beſchreibung davon zeigt der „Göttingiſche gelehrte Anzeiger" (1784. St. 120). Im Jahre 1791 verfertigte Grüſon eine Rechenſcheibe, welche auf den Sectoren eines Kreisringes die Vielfachen von 2 bis 9 in der Richtung eines Halbmeſſers und darunter die Summen jedes Vielfachen und der Zahlen 1 bis zu der vervielfachten Zahl weniger 1 angab. Die berühmteſte R. von Babbage berechnet nicht allein aſtronomiſche und ſeemänniſche Tabellen mit großer Genauigkeit, ſondern ſie verbeſſert auch ihre eigenen Fehler ſogleich und druckt zuletzt die Tabellen vollkommen fehlerfrei ohne alle menſchliche Hülfe. 40.

Rechnen, lat. ratiocinari; franz. calculer; engl. compute, heißt im Allgemeinen ſich mit Zahlen und mit ihren Verhältniſſen gegen einander beſchäftigen; insbeſondere aber verſteht man unter R.: aus zwei oder auch aus mehreren gegebenen Zahlen eine verlangte Zahl, die Reſultat heißt und mit jenen in einem Verhältniſſe ſteht, auffinden. Das R. wird auch eine Kunſt genannt, weil es Nachdenken und eine große Übung oder Fertigkeit erfordert. Die Grundlagen zum R. ſind: die Regeln der Numeration, der vier gemeinen Species in ganzen und gebrochenen Zahlen, die Lehre von den Proportionen, die einfache und zuſammengeſetzte Regel de tri, die Kettenregel, die Geſellſchaftsrechnung, die Vermiſchungsrechnung, die arithmetiſchen und geometriſchen Progreſſionen, und die Ausziehung der Quadrat- und Cubikwurzeln. Die Anwendungen des Rechnens beziehen ſich auf mancherlei Geſchäfte des gemeinen Lebens. Man unterſcheidet ein bürgerliches, kaufmänniſches, ökonomiſches, politiſches, juriſtiſches ꝛc. R. Überhaupt iſt die Geſchicklichkeit, Kleinigkeiten im Kopfe zu berechnen, die man ſich in der Jugend leicht erwerben kann, dabei ſehr nützlich. In literariſcher Hinſicht verdienen bemerkt zu werden: C. von Clausberg's „Demonſtrative Rechenkunſt" (Leipz. 1795. Fünfte Aufl.); Gerhard's „Vollſtändiges Rechenbuch" (Berlin 1792. 2 Theile); Wendt's „Anweiſung im Kopf- und Tafelrechnen" (Leipz. 1834); Schellenberg's „Bürgerliches Rechenbuch" (Lpz. 1833); deſſen „Kaufmänniſche Arithmetik" (Rudolſtadt 1825); Fort's „Lehrbuch der Rechnenkunſt für Schulen" (Leipz. 1833); deſſen „Lehrbuch der Rechnenkunſt für Kaufleute" (Ebd. 1835); Schiebe's „Kaufmänniſche Arithmetik" (Leipz. 1834) und Franke's „Arithmetik" (Hanover 1836). 40.

Rechnungsprobe nennt man die vorzunehmende Operation, um die Wahrheit und die Richtigkeit der Berechnung darzuthun. Als beſte R. iſt anzunehmen, wenn die Berechnung von zwei Rechnern unternommen wird und ihre Reſultate vollkommen übereinſtimmen. Geſchieht die Berechnung blos von einem Rechner, ſo kann er ſelbſt nach einer Zwiſchenzeit die ganze Rechnung auf eine abgeänderte Art vornehmen, als: beim Addiren die Poſten das eine Mal von oben herunter, das andere Mal von unten nach oben ſummiren, die Multiplication durch die Diviſion und die Diviſion durch die Multiplication prüfen. Das Reſultat von einer Regel de tri betrachtet man als ein gegebenes Glied der Proportion und eines der gegebenen Glieder zum geſuchten. Auch hat man Rechnungsproben, deren Verfahren kürzer iſt, als die gemachte Rechnung. Zu dieſen letzteren rechnet man: 1) die Neunerprobe, welche darauf beruht, daß die Summe der Ziffern in einer Zahl durch 9 dividirt denſelben Reſt läßt, welchen die Zahl ſelbſt durch 9 dividirt übrig läßt; 2) die Eilferprobe, welche darauf beruht, daß der Reſt von der Diviſion durch 11 in eine Zahl der Überſchuß der Summe der Ziffern in den ungeraden Stellen von der rechten Hand her über die Summe der Ziffern in den geraden Stellen iſt. In beiden Rechnungsproben wird dieſer Reſt die Probezahl genannt. Über die R. findet man in F. G. Buſſe's „Beiträgen zur Mathematik und Phyſik" (Deſſau 1785) eine Abhandlung. 40.

Recht, lat. jus; franz. droit; engl. right, bezeichnet im objectiven Sinne den Inbegriff derjenigen Befugniſſe, durch welche die Grenzen der äußern Freiheit der Menſchen in ihren gegenſeitigen Verhältniſſen beſtimmt werden; im ſubjectiven dagegen iſt es das dem objectiven Rechte entſprechende Vermögen etwas zu thun oder von Andern eine poſitive oder negative Leiſtung zu fordern. Erſteres gründet ſich entweder blos auf Schlüſſe und Gebote der Vernunft, Naturrecht, oder auf Beſtimmungen, welche von der geſetzgebenden Gewalt im Staate ausgehen (poſitives R.). Dergleichen Beſtimmungen macht der Geſetzgeber entweder ausdrücklich als Vorſchrift bekannt (jus scriptum) oder ſie bilden ſich nur

unter ſeiner Genehmigung und Zulaſſung durch Sitte und Gewohnheit (jus non scriptum). Bei jedem Volke pflegt das nicht geſchriebene R. dem geſchriebenen vorzugehen, doch iſt auch neben dem letztern das erſtere unentbehrlich, da die vollſtändigſte Geſetzgebung nicht alle Fälle umfaſſen kann (ſ. Obſervanz). Außer dem poſitiven Rechte, das im innern Staate ſelbſt entſtanden und ausgebildet iſt und welches einheimiſches R. (jus domesticum) genannt wird, genießen auch in vielen Staaten, wie namentlich in Deutſchland, in anderen Staaten gegebene Geſetze zum Theil Geſetzeskraft, fremdes R. (jus receptum). Solche fremde, accipirte Rechte, die indeß ſtets nur in ſoweit zur Anwendung kommen, als die einheimiſchen Rechte ihnen nicht entgegenſtehen, ſind in Deutſchland das römiſche, kanoniſche R. und das longobardiſche Lehnrecht (ſ. deutſches Recht); ehedem nahm man gewöhnlich auch das moſaiſche R. (jus divinum positivum universale) als Rechtsquelle an, eine Anſicht, von der man jedoch ſpäter größtentheils abgegangen iſt. In Rückſicht des Gegenſtandes zerfällt das R. eines jeden Volkes in öffentliches oder Staatsrecht (jus publicum sensu lato), welches diejenigen Rechtswahrheiten in ſich begreift, welche ſich auf die Verfaſſung und Regierung des Staates, mithin auch auf das Verhältniß der höchſten Gewalt im Staate zu deſſen Unterthanen bezieht (ſ. Staatsrecht) und in Privatrecht (jus privatum), welches diejenigen Rechtswahrheiten umfaßt, welche ſich auf die rechtlichen Verhältniſſe der Unterthanen als Privatperſonen und unter ſich beziehen. Eine weitere Eintheilung des Rechts im objectiven Sinne iſt die in Criminal- oder Strafrecht (ſ. peinlich) und in bürgerliches oder Civilrecht. Letzteres beſtimmt die gegenſeitigen Rechte der Staatsbürger in Beziehung auf ihre perſönlichen und Vermögensverhältniſſe. Als Unterabtheilungen der bürgerlichen Rechte ſtellt das römiſche R., dem man auch noch heutzutage im Weſentlichen zu folgen pflegt, das Perſonenrecht (jus personarum) oder die Rechtslehre von den Perſonen, deren Rechtsfähigkeit und der Familienverhältniſſe, das Sachrecht (jus rerum) oder die Rechtslehre von den Sachen, deren Verſchiedenheit und den an einer Sache möglichen Rechten, die Lehre von der Forderung und Klagen, die Jemandem gegen eine beſtimmte Perſon zuſtehen können (jus obligationum et actionum) auf; Manche machen aus dem Erbrechte eine beſondere Abtheilung, welches die Rechte lebender an den Nachlaß Verſtorbener bezeichnet, die entweder auf letztwillige Verordnungen des Verſtorbenen (successio testamentaria) (ſ. Teſtament) oder auf Vertrag (successio pactitia) oder in beider Ermangelung auf Geſetze ſich gründen (successio ab intestato) (ſ. Erbe). Das in einem Staate geltende Recht kann ferner in ein jedes einzelne Individuum im Staate gleich bindendes Recht (jus universale) oder blos für einzelne Orte oder Claſſen von Einwohnern ausnahmsweiſe geltendes Recht (jus particulare) eingetheilt werden; zu letzterm wird man dann Statuten, Ortsgewohnheiten, Privilegien und beſondere Rechte einzelner Städte oder Corporationen zählen müſſen. Dem ſubjectiven Rechte entſpricht der Begriff Pflicht; dieſe Pflicht nennt man, ſobald deren Erfüllung durch Zwang herbeigeführt werden kann, eine vollkommene; unvollkommen dagegen, wenn dieß nicht der Fall iſt; demgemäß wird auch das der Pflicht gegenüberſtehende R. in ein vollkommenes (jus perfectum) und ein unvollkommenes (jus imperfectum) eingetheilt. Dieſer vorerwähnte Zwang darf aber nicht von dem ausgehen, dem ein Recht zuſteht, ſondern von der höchſten Gewalt im Staate, deren Zweck es iſt, das Recht und die Freiheit des Einen gegen Verletzungen und Eingriffe Anderer zu ſchützen; ein eigentlich juriſtiſches Recht läßt ſich mithin nicht außerhalb des Staates denken. Eine allgemeine Geſchichte des Rechts, welche für alle Staaten paßt, läßt ſich nur in ſo weit aufſtellen, als, wie auch bereits früher bemerkt worden iſt, der Aufſtellung ſchriftlicher Geſetze überall ein Gewohnheitsrecht vorhergegangen iſt, wegen der einzelnen

Digitized by Google

Rechte, wie z. B. des deutſchen, kanoniſchen, römiſchen, iſt unter den betreffenden Worten bereits das Erforderliche aufgeſtellt worden. 85.

Rechtfertigung, lat. justificatio; franz. und engl. justification, iſt 1) die Darlegung der Gründe für die Rechtmäßigkeit einer Handlung; 2) die Erklärung für gerecht oder rechtmäßig. Beim ältern Titularweſen und der demſelben anklebenden Unterwürfigkeit im Ausdrucke nannte man deßhalb bei Appellationen wider richterliche Ausſprüche die Ausführung der Gründe dazu nicht Deduction, ſondern Juſtification. — In kirchlich-dogmatiſcher Hinſicht verſteht man unter R. den gnädigen Rathſchluß Gottes, die Menſchen unter der Bedingung des innigen Glaubens an das ſtellvertretende Verdienſt Chriſti von der Strafe ihrer Sünden zu entheben und der Seligkeit theilhaftig werden zu laſſen. 10. 23.

Rechtgläubigkeit, ſ. Orthodoxie.

Rechtläufig iſt (in der Aſtronomie) ein Planet oder Komet, wenn er von der Erde aus geſehen ſich von Abend nach Morgen, d. h. alſo nach der Folge der Zeichen um die Sonne bewegt. 13.

Rechtsanwalt, ſ. Anwalt.

Rechtſchreibung, lat. orthographia; franz. orthographie; engl. orthography, enthält die Geſammtheit der Regeln, wie die einzelnen Wörter einer Sprache durch Buchſtaben wiedergegeben und dem Laute gemäß dargeſtellt werden ſollen. Eigentlich ſollte die Regel gelten, welche man auch gewöhnlich als Hauptregel der R. aufſtellt: „Schreibe, wie du ſprichſt,“ da die einzelnen Buchſtabenzeichen den einzelnen in einer Sprache vorkommenden Lauten entſprechen ſollen: aber wie ſchon einerſeits ſich ſelten alle Laute einer Sprache vollkommen in Schriftzeichen dargeſtellt finden, da dieſe, wenn ſie der Sprache eigenthümlich ſind, meiſt aus einer alten Zeit ſtammen, in welcher die Phyſiologie der Laute nicht ſtreng wiſſenſchaftlich unterſucht wurde, und wenn ſie einer andern Sprache entlehnt ſind, ſelten vollſtändig entſprechen; ſo geht auch meiſt die Schrift, als das Todte und Starre, nicht mit der ſo häufigen Abänderung der lebendigen Laute fort und es entſteht nicht ſelten in ſpäteren Zeiten ein völliger Contraſt zwiſchen Schrift und Ausſprache, wie z. B. im Franzöſiſchen und Engliſchen (ſ. Ausſprache), weßhalb hier die Schreibart der einzelnen Wörter häufig eine beſondere Kenntniß vorausſetzt. Anders geſtaltet ſich die Sache freilich bei Sprachen, welche ſcheinbar eine Harmonie zwiſchen Schrift und Ausſprache behalten haben, wie wir dieß z. B. von der lateiniſchen und griechiſchen vermuthen, von der deutſchen behaupten; denn hier beruht das Ganze nur darauf, daß jedes Schriftzeichen immer durch den beſtimmten Laut und umgekehrt ausgedrückt wird. Aber wenn auch, um bei der deutſchen Sprache ſtehen zu bleiben, in denjenigen Provinzen, wo z. B. die Unterſchiede der ſogenannten harten und weichen Buchſtaben und der verſchiedenen Diphthonge (es kann nämlich immer nur von der Schriftſprache die Rede ſein, da die Vulgärſprache provinciell, oft ſogar grammatiſch ſich unterſcheidet) genau beobachtet werden, die R. weniger Schwierigkeiten darbietet, ſo hat ſich doch auch nicht nur in andern Gegenden, wie z. B. in Sachſen, die Schärfe der unterſcheidenden Ausſprache oft ſehr verloren und urſprünglich geſchiedene Laute ſind rein identiſch geworden, ſondern es hat ſelbſt in erſtern oft die urſprüngliche Härte einer Lautverbindung einer weichern Ausſprache Platz gemacht, während die Schrift doch noch die härtere andeutet. Bedenken wir hierbei noch, daß die Schriftſteller der früheren Jahrhunderte in vieler Hinſicht ſehr willkührlich mit der Schreibart verfahren, daß unſere Mutterſprache eine innere Umgeſtaltung im Laufe der Zeit erfahren hat, wie ſelten eine andere, und daß die beiden Hauptdialekte des Niederdeutſchen und Hochdeutſchen nicht allein verſchiedene Lautſyſteme, ſondern ſelbſt häufig verſchiedene Schreibweiſen befolgen, welche man oft mit einander verwechſelt hat; ſo wird uns deutlich, woher es kommt, daß die Schriftſteller über R. ſich oft ſelbſt ſo wenig klar ſind und nicht ſelten die

wunderlichſten Grundſätze aufgeſtellt haben, zumal da die meiſten derſelben aus dem am wenigſten richtig ausſprechenden mittlern Deutſchland ſtammten und die Sprachgeſchichte zum großen Theile von ihnen vernachläſſigt wurde. Erſt ſeit dem Aufblühen des Studium der älteren deutſchen Sprache und der gewonnenen Einſicht, daß die Dialekte große Bedeutung hierbei haben, hat man die R. auf feſtere Grundſätze zu bauen angefangen; es wird aber noch lange dauern, ehe man darüber aufs Reine kommen wird, da allerdings manche Inconſequenzen in der deutſchen Schreibart vorhanden ſind und manche Schreibweiſen vorkommen, welche in anderen Sprachen keine Analogien finden. Ohne nun hier Regeln der deutſchen R. aufſtellen zu wollen, bemerken wir nur im Allgemeinen Folgendes: 1) In rein deutſchen Wörten gilt, wenn zwiſchen mehreren ähnlich lautenden Buchſtaben die Wahl bleibt, entweder die Auctorität der alten Schriften oder die Etymologie oder die Analogie der Lautumwandlung (letztere ſowohl in Bezug auf den Wechſel der verwandten Conſonanten, als auch auf den Umlaut der Vocale); 2) in urſprünglich ausländiſchen Wörtern bleibt die ungeänderte Schreibart der Grundſprache, wenn die Wörter ungeändert aufgenommen worden ſind, im Gegentheile wird die der Abſtammung und deutſchen Ausſprache gleich entſprechende Schreibweiſe gewählt; 3) in Bildungsſylben muß ſtets eine völlige Gleichförmigkeit ſtattfinden. Eigenthümlichkeiten der deutſchen Schrift ſind die Dehnungsbezeichnungen durch Buchſtaben und die großen Anfangsbuchſtaben bei Subſtantiven; über beide herrſcht aber auch der größte Zwieſpalt der Meinungen. In erſterem Falle hat bis jetzt freilich keine Regelmäßigkeit oder Analogie aufgefunden werden können und es ſcheint eine Frucht des reinen Zufalls zu ſein, ob die Dehnung eines Vocals durch Verdoppelung (aa, ee, oo) oder durch nachgeſetztes h (ah, äh, eh, ih, oh, öh, uh, üh) oder durch ein beigefügtes e (ie) oder e und h (ieh) oder endlich gar nicht bezeichnet wird; doch muß man in der Verwerfung dieſer Schreibart, welche nur in dem dem Deutſchen ſo verwandten Holländiſchen (aa, ee, oo, ij, uu oder ae, oe) ein Seitenſtück findet, eben ſo vorſichtig ſein, als in der Beibehaltung derſelben, da ſie zwar häufig als völlig nutzlos ſich darthut, nicht ſelten aber auch einen Fingerzeig der Abſtammung und der Unterſcheidung des Worts von andern gibt. Die großen Anfangsbuchſtaben, welche man in allen übrigen Sprachen entweder gar nicht kennt oder nur zu Anfange der einzelnen Perioden und in Eigennamen anwendet, haben vielfache Streitigkeiten für und wider erregt. Die deutſchen Sprachforſcher der neuſten Zeit erklären ſich gegen dieſelben, da ſie erſt ſeit dem XV. Jahrh. im Gebrauche ſind, und allerdings würde durch Abſchaffung derſelben ſich manche Bedenklichkeit erledigen, während ihr Gebrauch nicht viel nützt; doch da dieſer einmal ſo tief eingewurzelt iſt, ſo dürfte es an der Zeit ſein, endlich einmal feſte Beſtimmungen darüber feſtzuſetzen, als deren Grundlage das Geſetz gelten dürfte, daß ſie überall und nur bei Subſtantiven und den Wörtern, welche ſubſtantiviſche Geltung erhalten, vorzüglich aber nach allen Präpoſitionen zu ſetzen wären, ſelbſt wenn dadurch nur ein Adverbialbegriff umſchrieben wird. In Briefen werden alle Pronomina, welche ſich auf die angeredete Perſon beziehen, mit großen Anfangsbuchſtaben geſchrieben. 9.

Rechtsfall wird das zwiſchen mehreren Perſonen beſtehende ſtreitige Verhältniß in rechtlicher Hinſicht (ſ. d. Art. Recht) genannt. Hat derſelbe eigentlich nur für die dabei betheiligten Perſonen einigen Werth, ſo kann doch deſſen Veröffentlichung und die Beurtheilung der bei deſſen Verhandlung und Entſcheidung befolgten Maximen dann wichtig werden, wenn er zuſammengehalten mit ähnlichen Fällen eine Norm der Entſcheidung abgibt und dadurch Grund der Obſervanz wird. Je wichtiger dieſe Quelle des Rechtzuſtandes iſt, deſto eifriger iſt man früher, noch mehr aber dermalen bemüht geweſen, die einzelnen Rechtsfälle von allgemeinem Intereſſe bekannter zu machen. 64.

Digitized by Google

Rechtsfeilſchaft, ſ. Beſtechung.

Rechtsgelehrſamkeit, ſ. Rechtswiſſenſchaft.

Rechtsgelehrte, im gewöhnlichen Leben oft auch mit dem Ausdrucke Juriſten bezeichnet, nennt man diejenigen, deren Streben dahin gerichtet iſt, die Rechtswiſſenſchaft aus ihren Quellen kennen zu lernen, oder welche ſich damit beſchäftigen, die erlangte Wiſſenſchaft auf das Leben überzutragen. Diejenigen, welche vorzugsweiſe ſich dem Quellenſtudium widmen, ohne die erlangte Kenntniß durch Vertretung der Parteien vor Gericht und ſonſt auszuüben, nennt man oft theoretiſche Juriſten im Gegenſatze der praktiſchen Juriſten oder Praktiker. 85.

Rechtsgeſchichte iſt die Geſchichte der Quellen des Rechts und der wiſſenſchaftlichen Bearbeitung deſſelben. Der Natur der Sache nach hat jedes Volk ſeine eigene R.; von einer allgemeinen läßt ſich nur ſo viel ſagen, daß jedem geſchriebenem Rechte ein aus Gewohnheit hervorgegangenes vorausging. Über die Grundlage einzelner Rechte, wie z. B. des deutſchen, kanoniſchen, römiſchen Rechts, wird unter den genannten Worten ſelbſt das Erforderliche abgehandelt werden (ſ. d. Art. Recht). 85.

Rechtsgrund bezeichnet das Fundament, auf welches geſtützt Einer eine Forderung oder ein Recht gegen den Andern auf geſetzlichem Wege geltend machen will. 85.

Rechtshülfe, ſ. Execution.

Rechtskraft iſt die Unabänderlichkeit einer gerichtlichen Entſcheidung, wodurch ein feſtbeſtimmtes, unumſtößliches Recht begründet wird. In der juriſtiſchen Sprache heißt es: res judicata. Dieſe R. kann nur dann eintreten, wenn der competente Richter den Proceß geleitet, die Unterſuchung geführt hat, die vorgeſchriebenen Formen und Verfahren beobachtet worden ſind und kein Rechtsmittel (ſ. d. Art.) die Entſcheidung in ihren Folgen gehindert hat. Tritt R. im Proceſſe ein, ſo kann der obſiegende Theil das Weitere im Verfolge der Entſcheidung und durch die actio rei judicatae Vollziehung des Urtheils ſuchen. In den meiſten deutſchen Staaten gewähren die Geſetze zehn Tage, um gegen die Entſcheidung mit Erfolg einzukommen; doch kann auch ſpäter mit Erfolg dagegen remedirt werden, was in den Artikel Rechtsmittel gehört. Dagegen verſteht es ſich von ſelbſt, daß, wenn der Proceß, die Unterſuchung, als Grundlagen der Entſcheidung, an einer Nullität leiden (ſ. d. Art.), von einer R. keine Rede ſein kann. Daß der actio rei judicatae, wodurch der Berechtigte ſein entſchiedenes Recht verfolgt, die exceptio r. j. entgegenſteht, die Abweiſung des Klägers hinſichtlich ſeines prätendirten Rechts, verſteht ſich von ſelbſt. 65.

Rechtslehrer iſt derjenige, welcher die Wiſſenſchaft des Rechts, ſei es zur Kenntniß der Quellen deſſelben, ſei es zur Anwendung des Rechts auf das Leben, vorträgt. 85.

Rechtslos, vogelfrei, geſetzlos (exlex), nennt man denjenigen, welcher von der Staatsregierung aller Rechte verluſtig erklärt worden iſt, um ihn auf dieſe Weiſe für des Schutzes des Staats ledig darzuſtellen und, weil er ſo keinen Anſpruch zu machen hat an Staat und Staatsbürger, leichter in ihre Gewalt zu bekommen. Nur bei groben Staatsverbrechen kann von einer Rechtsloſigkeit die Rede ſein, weil eben im Verbrechen eine Verletzung des ganzen Staatsverbandes zu finden iſt. In civilrechtlicher Beziehung kann von einer Rechtsloſigkeit, von einer Erklärung für vogelfrei, nicht die Rede ſein. 65.

Rechtsmittel (remedium juris) iſt im weiteſten Sinne jedes Mittel, welches Jemandem zur Wahrnehmung ſeiner Rechte zuſteht; in dieſem Sinne iſt die Klage oder die Einrede gegen dieſelbe ein R. Im engern Sinne dagegen bezeichnet es diejenigen Mittel, welche gegen die Erkenntniſſe oder Beſchlüſſe des Richters eingewendet werden können. Dieſe letztere Claſſe der R. theilt man wiederum ein

in *ordentliche* (remedia ordinaria), welche gegen ein Erkenntniß oder einen Beſchluß des Richters eingelegt werden, welche in Rechtskraft übergehen können, und in *außerordentliche* (remedia extraordinaria), welche gegen Erkenntniſſe oder Decrete, welche nicht in Rechtskraft übergehen können, ergriffen werden. In einem andern Sinne nennt man *ordentliche* R. diejenigen, die zur Abhaltung der Rechtskraft binnen der dazu beſtimmten zehntägigen Friſt eingelegt werden müſſen; *außerordentliche* dagegen, die, ohne an dieſe Friſt gebunden zu ſein, aus beſonderen ſpeciellen Gründen ſtattfinden. In dieſem letztern Sinne rechnet man zu den ordentlichen Rechtsmitteln die Appellation, Leuterung, den Recurs; zu den außerordentlichen dagegen die querela nullitatis (Nullitäts-, Nichtigkeitsklage), die Wiedereinſetzung in den vorigen Stand (restitutio in integrum), die rescissiones ex instrumentis noviter repertis (Reſciſſion wegen neuaufgefundener Urkunden). Die *ordentlichen* R. hemmen theils die Vollſtreckung des frühern Erkenntniſſes oder richterlichen Ausſpruches bis zur Erlangung eines neuen (*ſuspenſive*) oder ſie haben dieſe Kraft nicht (*nicht ſuspenſive*). Über die einzelnen R., wie Appellation, Leuterung, Nullitätsklage, Recurs, Wiedereinſetzung in den vorigen Stand, findet ſich das Erforderliche unter den betreffenden Artikeln. 85.

Rechtspflege iſt die Handhabung der Geſetze oder des Rechtes. 85.

Rechtsſache iſt eine vor Gericht zu verhandelnde Sache, welche nach den Geſetzen entſchieden werden muß; eine ſolche Sache theilt man in Bezug auf das Object, welches ſie betrifft, ein in *geringfügige* R. (causa minuta), welcher man die *nicht geringfügige* (causa major) gegenüberſtellt. — Bei den ſogenannten *geringfügigen* Rechtsſachen iſt in vielen Staaten zur Beſchleunigung und Verminderung der Koſten, welche den Parteien ſowohl von Seiten des Gerichts als auch durch ihre Rechtsbeiſtände nothwendig entſtehen müſſen, ſowohl das Verfahren im Proceſſe ſelbſt abgekürzt, wie z. B. die Friſten, als auch für die Gerichte und die Sachwalter eine einzige Taxe für Gebühren feſtgeſetzt worden, damit nicht bei den geringem Objecte die Koſten des Einklagens ſo leicht die Summe des Eingeklagten erreichen können. 85.

Rechtsſpruch (sententia) iſt die nach Anhörung der Parteien von dem competenten Richter gefällte Entſcheidung einer ſtreitigen Sache. Der R. unterſcheidet ſich von den *Decreten* und der *Reſolution* dadurch, daß dieſe die von dem Richter während des Proceſſes getroffenen Verfügungen bezeichnen, welche auf Entſcheidung des Streitpunktes ſelbſt keinen unmittelbaren Einfluß ausüben, und daß ſie ſich auf eine von einer Partei erſt vorzunehmende Handlung beziehen, während der R. oder das Erkenntniß ſich auf Beurtheilung des bereits Geſchehenen bezieht; im Übrigen kann auch letzterer von demſelben Richter nie ohne ein dagegen eingewandtes Rechtsmittel geändert werden, was beim Decrete nicht der Fall iſt. Die Erkenntniſſe werden, je nachdem ſie e[illegible]ndreſultat der ſtreitigen Rechtsſache enthalten oder nicht, eingetheilt in *Haupterkenntniß* (Enderkenntniß, Haupturtheil, Endurtheil, sententia definitiva) und *Nebenerkenntniß* (Beiurtheil, Zwiſchenurtheil, sententia interlocutoria). Das *Haupterkenntniß* kann nun wiederum ein *verurtheilendes* ſein, durch welches dem, gegen welchen ein Anſpruch erhoben iſt, die Erfüllung ſeiner Verbindlichkeit auferlegt wird (sententia condemnatoria), oder ein *abſolvirendes* (sententia absolutoria), wodurch Beklagter von der erhobenen Klage entbunden und losgezählt wird, oder ein *gemiſchtes* (sententia mixta), in welchem der in Anſpruch Genommene theils verurtheilt, theils losgeſprochen wird. Auch die *Zwiſchenurtheile* zerfallen in ſolche, welche den Parteien anbefehlen, was noch von ihrer Seite vor Beendigung des Rechtsſtreits in der Hauptſache zu thun ſei (interlocutoria mere talis), und in ſolche, welche blos die Entſcheidung eines Nebenpunktes im Proceſſe betreffen (interlocutoria mixta). 85.

Rechtsſtreit iſt eine vor Gericht anhängig gemachte ſtreitige Sache oder ein Streit über eine die Geſetze und deren Verhältniß zu denſelben betreffende Rechtsſache. 85.

Rechtsvermuthung, ſ. Präſumtion.

Rechtswiſſenſchaft, Jurisprudenz, iſt im objectiven Sinne die wiſſenſchaftliche Darſtellung der Rechtswahrheiten und wird Rechtslehre (doctrina juris) genannt, im ſubjectiven Sinne dagegen die wiſſenſchaftliche Kenntniß der Rechtswahrheiten, Rechtsgelehrſamkeit (scientia juris). 85.

Rechtswohlthaten (beneficia juris s. legis) ſind Ausnahmen vom ſtrengen Rechte, welche entweder für ein gewiſſes Alter, Geſchlecht, Stand oder Claſſe von Perſonen oder für eine gewiſſe Gattung von Sachen oder für alle und jede Unterthanen, in ſofern ſie ſich in einem gewiſſen Falle befinden, vom Geſetzgeber zugeſtanden worden ſind. Sie unterſcheiden ſich von den Privilegien, um deren Erlangung erſt beſonders gebeten werden muß und welche dann einzelnen Perſonen oder Sachen ertheilt werden können. Solche R. ſind das beneficium abstinendi oder das Recht der Losſagung von einer angefallenen Erbſchaft; das beneficium excussionis s. ordinis, kraft welchem der Bürge verlangen kann, daß der Gläubiger zuvor den Hauptſchuldner anklage; das beneficium divisionis, nach welchem der wegen der ganzen Forderung in Anſpruch genommene Mitbürge verlangen kann, daß er nur auf ſeinen Antheil belangt werde; das beneficium cedendarum actionum, nach welchem der Bürge, bevor er die Schuld bezahlt, von dem Gläubiger die Abtretung ſeiner Rechte gegen den Hauptſchuldner und ſeinen Mitbürgen verlangen kann; das beneficium dationis in solutum, das Recht der Hingabe anderer werthvoller Sachen an Zahlungsſtatt; das beneficium competentiae, vermöge deren einem Schuldner, um ſeinen Gläubiger zu befriedigen, nicht Alles, was er hat, genommen werden darf, ſondern ihm wenigſtens ſo viel, als zu ſeinem ſtandesmäßigen Unterhalte nöthig iſt, gelaſſen werden muß; das beneficium inventarii, wonach der Erbe, welcher ein gehöriges Verzeichniß über die Erbſchaft anfertigt, niemals weiter haftet, als die Maſſe zureicht. — Über das vorzugweiſe wichtige beneficium restitutionis in integrum (Rechtswohlthat der Wiedereinſetzung in den vorigen Stand), ſ. den betreffenden Artikel. 85.

Recidiv, ſ. Rückfall.

Recipient iſt bei chemiſchen Arbeiten ein Gefäß, in welchem man die durch Deſtillation dargeſtellten Producte auffängt. Man bedient ſich am Liebſten der Durchſichtigkeit wegen gläſerner Gefäße. 5.

Reciprok (wechſelſeitig, gegenſeitig) ſind diejenigen Gegenſtände, welche in Bezug auf irgend einen Zuſtand gleiche Geltung haben; daher in der Logik Begriffe und Urtheile, wenn ſie mit einander verwechſelt werden können, Schlüſſe und Beweiſe, die man zum Gegentheile umdrehen kann; in der Mathematik die Zahlen, welche mit einander multiplicirt die Einheit geben, wie $5 \times \frac{1}{5} = 1$; $\frac{3}{4} \times 1\frac{1}{3} = 1$; in der Grammatik endlich das pronomen reciprocum, einander. Doch verwechſelt man den Begriff ſehr häufig mit dem des Reflexiven (ſ. d. Art.) 9.

Recitativ, franz. récitatif; engl. recitative; ital. recitativo, heißt diejenige beſondere Art des Geſanges, welche zwiſchen dem eigentlichen Geſange und der Declamation mitten inne ſteht. Von der Declamation unterſcheidet ſich das R. dadurch, daß es wirklich in Tönen von beſtimmter Höhe und Tiefe und zwar in irgend einer zu Grunde gelegten Tonart vorgetragen wird, demnach harmoniſcher Unterſtützung fähig iſt; von dem Geſange dadurch, daß die Worte wie in der Sprache nur ſyllabiſch ohne alle melismatiſchen Verzierungen geſprochen werden, daß kein beſtimmter melodiſcher Rhythmus bei dem Vortrage zu beobachten iſt, daß endlich die einzelnen Modulationen ſich nie auf eine in Anfang und Schluß wieder-

kehrende Haupttonart beziehen. Aus dem Angeführten geht hervor, wie zweckdienlich, ja nöthig ſogar dem R. ein freier nicht nach den Regeln der Verskunſt ſorgſam gearbeiteter Text ſei, der ſich der Proſa der Sprache nähere und den Charakter des Dialogiſchen feſthalte; nur muß des erforderlichen Ausdrucks wegen auf Einſchnitt und Wohllaut die nöthige Sorgfalt verwendet werden. Man unterſcheidet nun hinſichtlich der äußern Form des Recitativs zweierlei Arten, das einfache und das obligate. Jenes entbehrt des Accompagnements der Inſtrumente, die nur an beſtimmten Stellen (Wechſel der Tonart) einen Accord anſchlagen und bisweilen tremulando aushalten, dieſes aber iſt förmlich accompagnirt und zwar ſo, daß die Inſtrumentation weſentlich mit in die Handlung eingreift und ganz dem Inhalte des Recitativs gemäß gehalten iſt. Der Urſprung des Recitativs iſt in Italien zu ſuchen und zwar wird Emilio del Cavaliero im XVI. Jahrh. als Erfinder und Cariſſimi als Verbeſſerer deſſelben bezeichnet. Später erwarben ſich um die Ausbildung, beſonders des obligaten Recitativs Scarlatti, Porpora, dann Gluck, Händel, Graun und Mozart weſentliche Verdienſte. — Kleinere Stellen in Muſikſtücken, welche recitativiſch vorgetragen werden ſollen, bezeichnet man mit dem Ausdrucke recitando. 29.

Recitīren iſt (etwas von einem Andern Verfaßtes) herſagen, ſei es aus dem Gedächtniſſe oder durch Vorleſen. In beiden Fällen verlangt man aber nicht allein Deutlichkeit der Ausſprache, ſondern auch eine ſolche Darſtellungsart, daß der Gedanke des Verfaſſers und das Verhältniß der ausgeſprochenen Begriffe und Ideen zu einander deutlich erkannt werden. Das R. bildet daher neben der Geſticulation (ſ. d. Art.) den Haupttheil der Declamation (ſ. d. Art.). — Die muſikaliſche Bedeutung von R. ſ. unter Recitativ. 9.

Recke, ein altdeutſches Wort (unſtreitig verwandt mit dem lateiniſchen rex), bezeichnet urſprünglich einen Mann von edler Geburt, Fürſten, dann auch einen Helden, tapfern Ritter und wurde ſpäter überhaupt von ungewöhnlichen Menſchen, vorzüglich ſolchen, die ſich im Kampfe auszeichneten, gebraucht. 9.

Recke (Eliſabeth Charlotte Conſtantie, Freiin von der), geborene Reichsgräfin zu Medem, eine nicht unbedeutende deutſche Dichterin, am 20. Mai 1756 auf ihrem Familiengute Schönburg in Kurland geboren, erhielt in ihrer früheſten Jugend eine ſehr verkehrte und ſtrenge Erziehung, wodurch ihre Neigung zu aſcetiſcher Ueberſpannung ungebührlich genährt und ihre wiſſenſchaftliche Ausbildung geſtört werden mußte. Erſt durch ihre treffliche Stiefmutter wurden die in ihr ſchlummernden Fähigkeiten geweckt und entwickelten ſich eben ſo raſch, als ihre körperlichen Reize, welche viele Freier zu ihr hinzogen, unter welchen der für ein feineres Leben völlig unempfängliche Landbaron von der Recke auf Anrathen der Mutter 1771 ihre Hand erhielt. Die Ehe war, wie man leicht vermuthen konnte, unglücklich und die Trennung erfolgte ſchon 1776; ihre einzige Tochter verlor ſie 1777. Zu Mietau, wo ſie ſich niedergelaſſen hatte, überließ ſie ſich immer mehr der religiöſen Schwärmerei, welche durch Caglioſtro und Stark, die einige Zeit in Mietau durch ihre Betrügereien Aufſehen erregten, zu ſo hoher Überſpannung geſteigert wurde, daß ſie auch dann, als ſie ſich von den unlauteren Abſichten dieſer Männer überzeugt hatte, den Glauben an Magie nicht aufgab, ſondern ihn durch einen fortgeſetzten Briefwechſel mit Lavater und Stilling zu feſtigen ſich bemühte. Später gab ſie jedoch, durch die Gründe einſichtsvoller Männer bewogen, vernünftigeren Gedanken Raum; ihre Beſonnenheit wurde durch eine Reiſe, welche ſie 1784 nach Karlsbad machte und auf welcher ſie, beſonders durch Bode in Weimar, über die Umtriebe der ſogenannten Myſtiker hinlängliche Aufklärung erhielt, völlig wieder hergeſtellt und ſie trat nun in ihren vielbeſprochenen Schriften: „Nachricht von des berüchtigten Caglioſtro Aufenthalt in Mietau 1779 und von deſſen dortigen Operationen“ (Berl. 1787. 8.) und „Etwas über des Herrn Oberhofprediger J. A. Stark Vertheidigungs-

ſchrift, nebſt einigen anderen Erläuterungen" (Berl. 1788. 8.) offen gegen den von ihr lange für Wahrheit gehaltenen Unfug auf. Sie gewann dadurch die Aufmerkſamkeit der Kaiſerin von Rußland in ſo hohem Grade, daß dieſe ſie nach Petersburg einlud und ihr das Domainengut Pfalzgrafen zum lebenslänglichen Genuſſe anwies. Stete Kränklichkeit, die durch einen unglücklichen Sturz aus dem Wagen ſich bedeutend verſchlimmerte, zwang ſie jedoch zu einem längern Aufenthalte in den Bädern Deutſchlands, Böhmens und Italiens. Ihre in den verſchiedenen Aufenthaltsorten gemachten Bemerkungen und Erfahrungen legte ſie in dem „Tagebuche einer Reiſe durch einen Theil Deutſchlands und durch Italien in den Jahren 1804—1806", welches K. A. Böttiger herausgab (Berl. 1815—1817. 4 Bde. 8.), nieder. Später hielt ſie ſich faſt ausſchließend in Dresden auf, wo ſie am 13. April 1833 ſtarb. Ihre Gedichte (herausgegeb. von J. A. Hiller, Leipz. 1783. 8.; von C. A. Tiedge, Berl. 1804. 8., Halle 1806. 8., 1816. 8. N. A. Leipz. 1833. 8.), größtentheils religiöſen Inhalts, zeichnen ſich durch Tiefe und Wärme des Gefühls, ſo wie durch eine reine harmoniſche Sprache aus. Ihre biographiſchen Verſuche: „Bruchſtücke aus dem Leben Ch. F. Neander's" (Berl. 1804. 8.) und „Stender's Leben" (Mietau 1805. 8.) ſind unbedeutend. 66.

Reclamation heißt die Handlung, wenn Jemand das ihm *ſtreitig* gemachte Recht laut und beſtimmt *zurückfordert*, die ihm gehörige Sache dem, welcher ſie vorenthält, abfordert oder endlich eine in der Übereilung gethane Erklärung *widerruft*. Bisweilen enthält ſolches die *Beſchwerde wegen Beeinträchtigung* unſerer Rechte. So reclamirt der zu irgend einer Mitleidenheit Gezogene ſeine Freiheit, indem er das Unhaltbare des gegentheiligen Verfahrens darthut. Für Reclamationen von Privatperſonen gegen Bundesglieder iſt bei der Bundesverſammlung eine beſtändige Prüfungscommiſſion niedergeſetzt, welche zuvörderſt die Competenzverhältniſſe zu unterſuchen hat. Findet man Geſuche oder Beſchwerden für die Bundesverſammlung nicht geeignet, ſo werden ſolche dem Bittſteller, wenn er keinen Agenten hat, durch den Geſandten ſeines Hofes unter Angabe des Grundes zurückgegeben. 10.

Recognition iſt die *Wiedererkennung* eines aufs Neue zu Geſichte bekommenen Gegenſtandes; bei Urkunden das *Anerkenntniß* derſelben für nicht untergeſchoben, ſondern für ächt. *Recognitionsſchein* iſt daher die ſchriftlich von ſich gegebene Erklärung, daß man ſich zu Etwas bekenne, es anerkenne, wider ſich wolle gelten laſſen; bei Gerichten die dem Anbringer eines Geſuches mitgetheilte Erklärung, daß man daſſelbe zwar empfangen habe, aber aus Gründen (z. B. weil man nicht dazu ermächtigt war) darauf nicht verfügen könne.— *Recognitionsregiſtratur* heißt das über ein erfolgtes Anerkenntniß aufgenommene Protokoll. 3.

Recognosciren bedeutet in militairiſcher Hinſicht das todte Element der Kriegsführung, als: Beſchaffenheit des Terrains, auf dem ein Heer agiren ſoll, die Lage und Stärke einer Feſtung oder irgend eines wichtigen Platzes ꝛc. zu unterſuchen und die activen Maßregeln des Feindes zu erkennen. Richtig zu recognosciren iſt für den Anführer eines Heeres von großer Wichtigkeit. Es werden daher von dem Recognoscirenden ausgedehnte militairiſche Kenntniſſe, Muth, Gewandtheit und große Beurtheilungskraft gefordert. Die Recognoscirungen können nun entweder ganz in der Stille geſchehen, ſofern ſie nur einzelne Theile des feindlichen Heeres oder die Stellung deſſelben zum Gegenſtande haben, und man nennt ſie alsdann *heimliche* oder *kleine* Recognoscirungen, oder ſie werden mit größeren Truppenmaſſen unternommen, wenn ſie das feindliche Heer oder deſſen Stellung als ein Ganzes zum Gegenſtande haben, und dann nennt man dieſelben *öffentliche*, *gewaltſame* oder *große* Recognoscirungen. Die heimlichen oder kleinen Recognoscirungen werden in der Regel von Cavallerieabtheilungen in der Stärke von

30—100 Pferden ausgeführt und ein intelligenter Officier damit beauftragt. Hat dieſe Recognoſcirung zum Zwecke, eine Gegend militairiſch aufzunehmen, Colonnenwege zu bezeichnen u. dergl., ſo werden Officiere vom Generalſtabe dazu beſtimmt und der Officier der Bedeckung führt blos den Befehl über die Truppen. Zu den großen, gewaltſamen oder öffentlichen Recognoſcirungen wird eine ſo ſtarke Truppenmaſſe verwendet, daß der Feind es nicht hindern kann, die vorhabende Abſicht zu erreichen. Sie wird meiſtens aus allen Waffen zuſammengeſetzt, wobei die Infanterie dann mit der Fußartillerie gewiſſe Terrainpunkte beſetzt, während die Cavallerie mit der reitenden Artillerie weiter vorgeht, die feindlichen Poſten zu werfen ſucht, bis ein oder der andere Umſichtspunkt gewonnen iſt, von dem der Recognoſcirende beobachten kann, was er ſehen wollte. Solche Recognoſcirungen werden gewöhnlich vor einer Schlacht unternommen, um die Stellung des Feindes zu beſichtigen und zwar in beiden Fällen: ob man den Angriff des Feindes erwarten oder ſelbſt angreifen will; oder auch, wenn der Feind ſich ohne Schlacht zurückzieht, um die Richtung ſeines Marſches zu beobachten; ferner noch dann, wenn die eigene Armee zurückgeht und man dem Feinde dieſe rückgängige Bewegung ſo lange als möglich verbergen will. In früheren Zeiten waren die großen Recognoſcirungen mehr gebräuchlich als jetzt und namentlich während des 7jährigen Krieges, wo ſie Friedrich der Große oft in Perſon unternahm, ſich meiſtens der Cavallerie dabei bediente und ſich hierzu die reitende Artillerie ſchuf. Bei der neueren Art der Kriegführung erſetzen meiſtens die Avantgarden die ehemaligen großen Recognoſcirungen. 61.

Recollecten (d. h. Eingezogene, ſo genannt, weil ſie blos dem ſtillen Nachdenken ſich widmeten und durch ihre dienenden Brüder Almoſen einſammeln ließen) ſind ein Zweig des Franciskanerordens und zwar zu den ſtrengeren Obſervanten (ſ. d. Art.) gehörig. Sie entſtanden im Jahre 1588 durch Einrichtung des Obſervantenkloſters Talavera in Caſtilien zur Pflanzſchule der Wiederherſtellung des alten Eremitenlebens nach Regeln, welche die portugieſiſchen Auguſtiner, Luis von Montoya und Thomas von Jeſus, entworfen hatten. In jeder Provinz hatten ſie eine einſame Gegend, wo nahe bei einem ihrer Klöſter eine Anzahl beiſammenſtehender Einſiedeleien (eigentliche Recollectenhäuſer) von einzelnen Gliedern der Congregation zu freiwilliger Übung in der Vollkommenheit auf gewiſſe Zeit bewohnt wurden. Sie enthielten ſich gänzlich des Fleiſches und der gekochten Speiſen, ſchwiegen ſtets, erſchienen an Sonn- und Feſttagen in der Kloſterkirche und wurden wöchentlich zweimal vom Prior viſitirt. Sie trugen eine ſchwarze Kutte mit runder Capuze, einen ledernen Gürtel und Sandalen von Stricken. — Recollectinnen waren ein Verein von Nonnen in Spanien, welche ſich hinſichtlich der Regel den Ciſtercienſern anſchloſſen. 63.

Reconvention, ſ. Wiederklage.

Record (engl.) iſt aufſchreiben, aufzeichnen. — Recorder iſt in England 1) ein Gerichtsbeiſitzer; 2) Staatsrecorder, der beim Staatsrathe angeſtellte Secretair. 17.

Recruten, franz. hommes de recrue; engl. recruits, nennt man diejenigen zum ſtehenden Heere ausgehobenen Mannſchaften, welche noch in der Ausbildung für den Militairdienſt begriffen ſind. Gewöhnlich wird denſelben dieſe Bezeichnung ſo lange beigelegt, bis der neue jährliche Erſatz des ſtehenden Heeres eintrifft, alſo während des erſten Dienſtjahres. Seit in den meiſten europäiſchen Staaten das früher beſtandene Werbeſyſtem aufgehoben iſt, die Armeen faſt gänzlich aus Inländern beſtehen und jeder Unterthan ohne Unterſchied zum Militairdienſte verpflichtet iſt, geſchieht der Erſatz oder die Einſtellung der R. entweder durch freiwilligen Eintritt oder durch die Aushebung. Sämmtliche junge Männer, welche das zur Einſtellung ins ſtehende Heer vorgeſchriebene Alter erreicht

haben, werden hierzu bezirksweiſe vor eine beſonders dazu ernannte Erſatzcommiſſion geſtellt, hinſichtlich ihrer Brauchbarkeit zum Dienſte unterſucht und mit Rückſicht auf ihren Körperbau den verſchiedenen Waffen zugetheilt. 61.

Rectaſcenſion, ſ. Aufſteigung.

Rectificiren, lat. rectificare; fr. rectifier; engl. rectify, heißt in der Chemie flüchtige Körper durch wiederholte Deſtillationen von fremden Körpern befreien. 5.

Rectification nennt man in der höhern Geometrie die Verwandlung einer krummen Linie in eine eben ſo lange gerade Linie. 40.

Rector (Lenker, Regierer) hieß urſprünglich unter den ſpäteren römiſchen Kaiſern der Verwalter einer Unterabtheilung irgend einer Provinz; ſpäter ward der Name im kirchlichen Sinne für den Verwalter der Angelegenheiten einer Kirche gebräuchlich und der Papſt ſetzte rectores patrimonii apostolici in verſchiedene Länder, um die weltlichen Beſitzungen der Kirchen und Klöſter zu beaufſichtigen. In den Klöſtern hieß R. der Vorſteher eines Convents, vorzüglich bei den Jeſuiten, und noch jetzt heißt in England der eigentliche Pfründner einer Pfarrerſtelle rector im Gegenſatze zum vicar oder Verwalter derſelben. R. hieß auch der monatliche Regent der Republik Raguſa (ſ. d. Art.). Vorzüglich aber wurden ſchon im Mittelalter die Lenker der Angelegenheiten der Univerſitäten und Schulen Rectoren genannt, wozu jeder Zeit ein Lehrer an denſelben ernannt wurde. Die großen Vorrechte, welche die Univerſitäten bei ihrer Gründung überhaupt erhielten, übte vorzüglich der R. aus; er erhielt meiſt den Rang vor den Grafen und fürſtliche Embleme, wie den mit Hermelin verbrämten Purpurmantel und die ihm vorgetragenen Scepter, und den Titel Magnificus oder, wenn der Landesherr ſelbſt das Rectorat führt, Magnificentissimus und der ſtellvertretende Prorector Magnificus. Die Embleme und der Titel ſind auch in den neueſten Zeiten noch geblieben, doch ſind die Vorrechte der Rectoren meiſt ſtillſchweigend zurückgenommen oder durch die an die Univerſitäten beorderter Regierungsbevollmächtigten bedeutend beſchränkt worden. Übrigens pflegt die Würde meiſt jährlich oder halbjährig zu wechſeln und der R. jederzeit aus der Geſammtheit der ordentlichen Profeſſoren gewählt zu werden, und zwar ſo, daß die einzelnen Facultäten einander ablöſen; doch bedarf die Wahl an mehreren Univerſitäten jetzt der Beſtätigung des Landesherrn. Die Rectoren der Gymnaſien, Lyceen und Schulen überhaupt ſind zugleich die erſten Lehrer an denſelben und haben mit Zuziehung des Lehrercollegium die inneren Angelegenheiten derſelben zu verwalten; an vielen Orten hat man dafür jetzt den Namen Director eingeführt. Die Conrectoren, Prorectoren und Subrectoren haben im Behinderungsfalle des Rectors die Stellvertretung. 30.

Recurs iſt juridiſch die Zuflucht, die Jemand gegen das benachtheiligende Verfahren des Unterrichters zu dem höhern nimmt, ein feinerer Ausdruck für Beſchwerde. In der preußiſchen Geſetzgebung längſt bekannt nimmt man den R. in beſonderen Fällen für ein ordnungsmäßiges Rechtsmittel im Zuge der Inſtanzen: 1) in Juſtizſachen, da, wo eine förmliche Appellation (z. B. in Bagatellſachen) nicht weiter zuläſſig ſein würde; 2) in Adminiſtrationsſachen anſtatt der eigentlichen Appellationen. Der R. iſt hier wie ein jedes andere Rechtsmittel gegen Entſcheidungen binnen 10 Tagen bei der Behörde, von welcher ab man ihn nimmt (um vom weitern Verfahren einſtweilen abzuhalten), anzumelden und darauf bei der Behörde, wohin die Zuflucht genommen worden iſt, auszuführen. Dieſes Rechtsmittel hilft einem weſentlichen Mangel in der Rechtspflege, welcher in manchen Ländern bisher beſtanden hat, darin ab, daß man dadurch in den Stand geſetzt wird, anſtatt, wie früher, blos wider den Gegner, nunmehr auch gegen das benachtheiligende Verfahren der Unterinſtanz (ohne extraordinaire Beſchwerde) im gewöhnlichen Rechtsgange unmittelbar Abhülfe zu ſuchen, welches

früher nicht möglich war, da man dem Veranlaſſer der Beſchwerde würde haben zumuthen müſſen, das, was er ſich zu Schulden gebracht hat, der höhern Behörde im eigenen Berichte ſelbſt vorzutragen. In Handelsſachen beſteht der R. in der Bürgſchaft oder der Gewährleiſtung eines Dritten, an den man ſich hält, wenn der eigentliche Schuldner ſeine Verbindlichkeiten nicht erfüllen kann. 10.

Rede, lat. oratio, sermo, iſt eigentlich im weitern Sinne und im Unterſchiede von der Sprache, dem Ausdrucke des Gedachten durch Laute überhaupt, die ſprachliche Darſtellung irgend eines Gegenſtandes in der Abſicht der Mittheilung (franz. discours; engl. discourse), im engern Sinne dagegen ein geordneter und geregelter Vortrag über irgend eine Materie (franz. oraison, harangue; engl. harangue), mag ſie nun wirklich geſprochen oder nur niedergeſchrieben werden. Eine R. in dieſem Sinne iſt demnach eine Abhandlung oder Diſſertation, unterſcheidet ſich aber von derſelben im engern Sinne dadurch, daß es ihr nicht allein wie dieſer um Überzeugung des Zuhörers (oder Leſers), ſondern mehr um Erregung und Beſtimmung des Willens zu thun iſt. Während daher die einfache Abhandlung ihren Gegenſtand blos allſeitig mit Gründlichkeit, Schärfe und Genauigkeit zu erörtern hat und, weil ſie nur auf den Verſtand wirken will, die Sprache des Verſtandes redet, nimmt die R. dieſe Überzeugung nur zur Grundlage und kann ſogar, wenn dieſe nicht erſt erregt zu werden braucht, ſondern vorausgeſetzt werden kann, ſich einer Erörterung deßhalb gänzlich enthalten oder dieſe in ihren Hauptpunkten nur kurz zuſammenfaſſen; dagegen wendet ſie ſich mehr an das Gemüth, ſucht die Überzeugung zur That zu kräftigen und bedarf daher einer mehr begeiſterten, gewählten, bilderreichen und wohlklingenden Sprache, welche das Gefühl ergreift und durch Rührung oder Erſchütterung, Erhebung oder Niederbeugung, Begeiſterung oder Erregung des Abſcheus die Hörer mit ſich fortzieht und der Erfüllung der Abſicht des Redners geneigt macht. Die eigentliche Wirkſamkeit der R. liegt daher in der eigenen Begeiſterung des Redners für die Sache und in ſeiner Gewandtheit in der Sprache; doch gehört auch eine künſtleriſche Ausbildung der Form dazu, welche in der gehörigen Vertheilung des Stoffs beſteht. Man unterſcheidet bei jeder R. 1) den Eingang (exordium, prooemium), welcher vorbereitende Gedanken entwickelt; 2) den Hauptſatz oder das Thema, die Angabe des eigentlichen Zwecks der R.; 3) die Ausführung (expositio), welche wieder in einzelne Theile nach den verſchiedenen Rückſichten bei dem zu betrachtenden Gegenſtande zerfällt, und 4) den Schluß (epilogus), welcher in kurzer Zuſammenfaſſung im Beſondern noch die Gemüther der Zuhörer für die behandelte Sache gewinnen ſoll. Über die verſchiedenen Arten der R. und ſonſtiges Bemerkenswerthes ſ. den folgenden Artikel. 9.

Redekunſt oder **Rhetorik**, lat. rhetorica; franz. rhétorique; engl. rhetoric, nennt man die Theorie der ſchönen Proſa überhaupt oder auch manchmal die Theorie der eigentlichen Beredſamkeit insbeſondere. Im weitern Sinne hat ſie alſo zur Aufgabe, das eigenthümliche Weſen, die Bedingungen und Grundſätze der Proſa aus dem Standpunkte der Kunſt darzuſtellen und die vorzüglichſten Arten der Proſa und den eigenthümlichen Charakter jeder einzelnen zu entwickeln. Die Verwechſelung von Rhetorik und Beredſamkeit iſt unſtatthaft; man ſollte Beredſamkeit nur von den Gaben des Redners oder des Schriftſtellers, Rhetorik nur von der Theorie, wodurch dieſe Gaben geweckt und ausgebildet werden, gebrauchen. Eben ſo irrig iſt es, wenn man den Zweck der R. nur in die Überredung oder Überzeugung ſetzt; Unterricht, Unterhaltung und Rührung ſind eben ſo würdige Zwecke. Kann die Rhetorik auch größere Sicherheit, Fertigkeit und Vollkommenheit geben, ſo ſetzt ſie doch bei dem Redner (wenn er mehr als ein unfruchtbarer Redekünſtler ſein ſoll) natürliche Anlagen voraus. Iſt der Redner nicht ganz von dem Gegenſtande ſeiner Rede durchdrungen, iſt er von den Gründen und Beweiſen ſeines Vor-

trags nicht innigſt überzeugt und ſelbſt von dem Gefühle, das er erregen will, bewältigt, ſo wird die Wirkung ſeiner Rede nur gering ſein; er müßte denn die verderbliche Kunſt ſich anzueignen gewußt haben, durch Scheingründe zu beſtechen. Es kann nicht unſere Abſicht ſein, hier die Theorie der Proſa überhaupt zu entwikkeln, wir müſſen uns mit einigen Andeutungen über die oratoriſche Proſa (eigentliche Beredſamkeit) begnügen. Die redneriſche Proſa erlaubt eine doppelte Eintheilung, entweder nach ihrem Gegenſtande oder nach ihrem Charakter. Im erſten Falle ſcheidet ſie ſich in die geiſtliche und weltliche, im andern läßt man ſie gewöhnlich in die darſtellende (genus demonstrativum, ἐπιδεικτικὸν), die berathende (genus deliberativum, συμβουλευτικὸν) und die rein beſtimmende (genus decisivum) zerfallen. Der Umfang der geiſtlichen Beredſamkeit iſt ſo weit wie das religiöſe Gebiet. Ernſt, Würde, Einfachheit und Erhebung ziemen ihr vor Allem; der künſtlichen Überredung ſoll ſie ſich gänzlich enthalten, denn das Hauptmittel ihrer Wirkſamkeit ſoll ſtets die ruhige, tief eingreifende Überzeugung bleiben. Die weltliche Beredſamkeit umfaßt alle Angelegenheiten des menſchlichen Lebens (die religiöſen ausgenommen), kann aber, je nachdem ſie den Staat, die Wiſſenſchaft oder Privatverhältniſſe betrifft, in die Staats=, Schul= oder Privatberedſamkeit eingetheilt werden. Die Staatsberedſamkeit hat alle Vorkommenheiten des bürgerlich=öffentlichen Lebens in politiſcher, gerichtlicher, militairiſcher und adminiſtrativer Beziehung zum Gegenſtande und bietet Gelegenheit zur vollkommenſten Entwickelung aller Rednertalente. Freilich verlangt die politiſche Beredſamkeit einen vorzüglichen Grad geiſtiger Bildung, Gewandtheit und Kraft der Sprache, Scharfſinn in der Auffaſſung der Verhältniſſe, Klarheit des Überblicks, Gründlichkeit und Unbefangenheit auf der Seite des Redners, ſo wie auf der Seite des Staates eine Verfaſſung, welche der Ideenentwickelung des Sprechenden keine Feſſeln anlegt. Die Vertheidigung der Unſchuld und die Sicherung der Rechte jedes Einzelnen fallen der gerichtlichen, die Erweckung und Erhaltung des kriegeriſchen Muthes der militairiſchen Beredſamkeit anheim. Die Schulberedſamkeit bewegt ſich in einem engeren Kreiſe; ſie nimmt ihre Stoffe aus dem Gebiete der Wiſſenſchaft und zwar nach ihrer Verbindung mit öffentlichen Anſtalten und Feierlichkeiten. Die Privatberedſamkeit endlich bewegt ſich in freundſchaftlichem, geſelligem Kreiſe und geſtattet dem Redner mehr Freiheit im Erguſſe individueller Gefühle. Betrachten wir die verſchiedenen Arten der Beredſamkeit nach der andern oben angegebenen Eintheilung, ſo ergibt ſich, daß die darſtellende Rede vorzugsweiſe zum Zwecke hat, eine Sache zu erörtern und begreiflich und anſchaulich zu machen. Hierher gehören z. B. die Lobrede des Plinius auf Trajan, Cicero's verriniſche Reden, Boſſuet's Trauerreden und Schelling's Rede über das Verhältniß der bildenden Künſte. Die berathende Rede beſchäftigt ſich beſonders mit der Abwägung der Gründe, welche für oder gegen eine auszuführende Sache vorliegen, wie z. B. Cicero's Rede für das maniliſche Geſetz; auch gehören die meiſten philippiſchen Reden des Demoſthenes zu dieſer Gattung. Die beſtimmende Rede charakteriſirt ſich dadurch, daß ſie den Willen geradezu in Anſpruch nimmt und irgend einen Entſchluß zu bewirken ſtrebt. Unter vielen Muſtern, die wir hier anführen könnten, nennen wir nur Demoſthenes' Rede für die Krone. Über die Regeln einer guten Proſa überhaupt und einer gelungenen Rede insbeſondere, ſo wie über die nöthigen Eigenſchaften einer jeden Gattung der Beredſamkeit geben die Handbücher der Rhetorik Aufſchluß. Wir nennen hier mit Übergehung der älteren Verſuche nur folgende Werke der neuſten Zeit: T. G. Voigtel's „Lehrbuch der deutſchen proſaiſchen Schreibart" (Halle 1802. 8.); G. G. Fülleborn's „Rhetorik" (N. A. Bresl. 1823. 8.); H. A. Schott's „Entwurf einer Theorie der Beredſamkeit" (N. A. Leipz. 1815. 8.); J. G. E. Maaß, „Grundriß der Rhetorik" (Halle und Leipz. N. A. 1827. 8.); K. H. L. Pölitz, „Lehrbuch der Proſa und Beredſamkeit" (Halle 1827. 8.); C. F.

Falkmann's „Praktiſche Rhetorik" (Hanov. 1831. 8.) und H. Richter's „Lehrbuch der Rhetorik" (Leipz. 1832. 8.). 66.

Redemptoriſten, ſ. Liguori.

Redende Künſte heißen vorzugsweiſe die Rhetorik und Poetik, da ſie ſich ausſchließlich mit der künſtlichen Geſtaltung des ſprachlichen Ausdrucks beſchäftigen; doch rechnet man ſie in den neueren Zeiten beſſer zu den Wiſſenſchaften. 30.

Redetheile, lat. partes orationis; franz. parties d'oraison; engl. parts of speech, nennt man die einzelnen Hauptclaſſen, unter welche man den Wörterſchatz einer Sprache zu ordnen pflegt. Hierbei könnten nun zwar ſehr verſchiedene Geſichtspunkte in Betrachtung kommen; doch iſt man meiſt nur von dem Weſen der bezeichneten Begriffe ausgegangen und hat die ſämmtlichen Wörter einer Sprache betrachtet 1) als ſolche, welche das Weſen oder Attribute von Gegenſtänden ausdrücken (nomina, Nennwörter); 2) als ſolche, welche die Äußerungen bezeichnen, welche die Gegenſtände als Beweiſe ihres Daſeins geben (verba); 3) als ſolche, welche der ausgebildeten Rede zur genauern Verbindung der Gedanken im Ganzen und Einzelnen dienen (particulae), und in dieſer Art waren die Grammatiken der Alten und ſind die der Orientalen noch jetzt eingerichtet. Da aber dieſe Eintheilung noch zu allgemein iſt und jede Claſſe wieder in mehrere Arten zerfällt, ſo hat man auch dieſe beſonders zu beſtimmen geſucht, dabei aber den logiſchen Fehler begangen, dieſelben als mit den allgemeinen Claſſen von gleicher Wichtigkeit dieſen zu coordiniren. So entſtanden die R. der Substantiva, Adjectiva und Pronomina, aus dem Nomen; der Verba und Participia aus dem Verbum; der Adverbia, Praepositiones, Conjunctiones, Interjectiones und der Artikel aus den Partikeln, ja man hat wohl auch die Zahlwörter noch zu einem beſondern R. gemacht. Doch ſind hierbei mehrere Geſichtspunkte vermiſcht und man hat über dem formellen Gebrauche das innere Weſen derſelben überſehen. Offenbar iſt es am Richtigſten, die ſämmtlichen Wörter einer Sprache einzutheilen in 1) Selbſtſtandwörter (substantiva), Bezeichnungen für ſich beſtehender oder als ſolcher gedachter Gegenſtände, welche in allgemeine (pronomina) und beſondere zerfallen; 2) Äußerungswörter (verba), Bezeichnungen der Arten, wie die Substantiva als exiſtirende Gegenſtände ſich bemerklich machen; 3) Beſchaffenheitswörter (adjectiva), welche in Bezug auf ihren beſondern Gebrauch entweder Beſtimmungen der Substantiva (epitheta) oder der Verba und Adjectiva unter einander (adverbia), in Bezug auf ihre Abſtammung reine, ſubſtantiviſche (wozu auch die Pronominaladjectiva gehören) und verbale (participia) ſein können; 4) Beſtimmungswörter (particulae), welche entweder das Verhältniß einzelner Begriffe (praepositiones und viele conjunctiones) und ganzer Sätze (conjunctiones) bezeichnen oder theils einzelnen Gegenſtänden, theils ganzen Gedanken einen beſtimmten Charakter verleihen, wie die Artikel bei den Subſtantiven, die Interjectiones in den Sätzen. Doch läßt ſich auch hier nicht ſicher ſcheiden; denn die Sprache iſt der Ausdruck des Lebens im Innern und das Denken ein chemiſcher Proceß, welcher durch Zuſammenſetzung und Ausſcheidung die verſchiedenartigſten Geſtalten der Begriffe hervorbringt und dieſe durch ihre vielfältigen Beziehungen unter einander miſcht und umformt, ſo daß durch Abſtraction und Concretion die Wörter der einen Claſſe oft in die der andern übergehen. Die weitere Ausführung des Geſagten ſ. unter den einzelnen Artikeln. 9.

Redi (Franceſco), ein vorzüglicher italieniſcher Arzt und Naturforſcher und geſchätzter Dichter, am 18. Febr. 1626 zu Arezzo geboren, widmete ſich auf der Univerſität Piſa der Medicin und ließ ſich nach Beendigung ſeiner Studien als praktiſcher Arzt zu Florenz nieder, wo er ſich bald das Zutrauen des Großherzogs Ferdinand II. in ſo hohem Grade erwarb, daß ihn dieſer zu ſeinem Leibarzte ernannte, in welcher Würde er auch von deſſen Nachfolger, Cosmus III., beſtätigt

ward. Die Zeit, welche ihm ſeine Berufspflichten übrig ließen, benutzte er zu poetiſchen Verſuchen und vorzüglich zu phyſikaliſchen Unterſuchungen. Die Naturgeſchichte verdankt ihm treffliche Beobachtungen über die Inſecten und Würmer, die Heilmittellehre in Italien eine vortheilhafte Vereinfachung. Er ſtarb am 1. März 1694. Außer ſeinen vorzüglichen phyſikaliſchen und mediciniſchen Schriften, von welchen wir hier nur die „Osservazioni intorno alla vipera“ (Flor. 1664. 4.), die „Esperienze intorno alla generazione degl' insecti“ (Flor. 1668. 4.) und die „Osservazioni intorno agli animali viventi che si trovano negli animali viventi“ (Flor. 1684. 4.) als die bekannteſten nennen, werden ſeine leichten und eleganten Sonette und beſonders ſeine Dithyrambe auf Bacchus („Bacco in Toscana“), ein feines, geiſtreiches Lobgedicht auf die italieniſchen Weine, ſehr geſchätzt. „Tutte le opere accresciute e migliorate“ (Nap. 1741—1742. 6 Voll. 4. 1778. 7 Voll. 8. Milan. 1809—1811. 9 Voll. 8). 66.

Redigiren entſpricht in ſeiner gewöhnlichen Bedeutung dem lateiniſchen in ordinem redigere, in Ordnung bringen, und wird jetzt ausſchließlich nur von ſolchen literariſchen Unternehmungen gebraucht, bei denen die mitwirkenden Arbeiten Mehrerer unter der Oberleitung Eines ſtehen, welcher die Anordnung und Vertheilung dieſer Arbeiten hat und deßhalb *Redacteur* und ſein Geſchäft *Redaction* heißt. Dieß iſt vorzüglich der Fall bei Zeitſchriften, encyklopädiſchen Werken, Herausgabe von vermiſchten Schriften eines verſtorbenen Verfaſſers u. ſ. w. Da der Redacteur bei jedem derartigen Unternehmen die Hauptperſon iſt, ſo wendet ſich juridiſch alle Regreßnahme nur gegen ihn. 30.

Reding (Aloys, Baron von), ein tapferer Krieger und geachteter Staatsmann der Schweitz, 1755 geboren, widmete ſich dem Militairſtande und that ſeine erſten Kriegsdienſte in Spanien. Nach ſeiner Rückkehr (1788) ward er Landhauptmann des Cantons Schwyz und lebte ruhig, und wie man ſagt, durch den Verluſt einer geliebten Gattin tief ergriffen, bis ihn die franzöſiſche Invaſion (1798) zu friſcher Thätigkeit anſpornte. Die demokratiſchen Cantone ſuchten ihre Unabhängigkeit mit Waffengewalt zu behaupten und Schwyz ſtellte ſich an die Spitze der Unternehmungen. R. zog mit geringer Mannſchaft nach Luzern, welches die Franzoſen ſchon beſetzt hatten und zwang es zur Übergabe. Als die Franzoſen mit größerer Heeresmacht heranrückten, ſchlug er ſie auf der Ebene von Morgarten (2. Mai 1798) und errang dadurch wenigſtens eine vortheilhafte Capitulation für ſeinen Canton, deſſen Unabhängigkeit er gegen die franzöſiſche Übermacht unmöglich behaupten konnte. Während der bürgerlichen Unruhen, welche der franzöſiſchen Occupation folgten, ſpielte R. eine bedeutſame Rolle und wurde 1801 zum erſten Landammann der Schweitz ernannt. Als ſolcher ging er nach Paris, um die Angelegenheiten ſeines Vaterlandes zu regeln und, als ihm dieſes nicht im erwünſchten Grade gelang, ſtellte er ſich wieder an die Spitze der Truppen von Schwyz und ſchlug einigemal die Gegenparthei, welche ſich in der Schweitz gebildet hatte und gegen den Willen der Einzelnen eine Vereinigung aller Cantone in eine einzige Republik bezweckte, aus dem Felde, bis der General Ney mit einer Armee in die Schweitz einrückte, R. nebſt ſeinen Anhängern feſtnahm und auf die Feſtung Arburg ſetzen ließ. Er wurde jedoch bald wieder freigegeben und ſchon 1803 von Neuem zum Landamman von Schwyz gewählt. Seinen Haß gegen Napoleon verbarg er nur ſchwer und trat ſogleich bei dem Rückzuge der Franzoſen aus Deutſchland mit den Alliirten in Unterhandlung; auch ſoll er bei dem Rheinübergange derſelben nicht unthätig geweſen ſein. Er ſtarb im Februar 1818. Zſchokke, der lobredneriſche Geſchichtſchreiber der Schweiz, hat ihn unſtreitig zu hoch erhoben und ſeinen Mangel an Einſicht und ſeine Übereilung mit Stillſchweigen übergangen; ſeine wirklichen Verdienſte weiſen ihm übrigens einen Ehrenplatz neben den bedeutendſten Männern der Schweitz an. — Sein Verwandter,

Theodor von Reding, zeichnete ſich ebenfalls als Krieger aus. Er war bereits Marechal-de-Camp, als die Franzoſen 1808 in Spanien einfielen, und ward wegen der Energie, die er bei dieſem Ereigniſſe entwickelte, zum Generallieutenant ernannt. Zu dem Siege bei Baylen trug er dadurch, daß er ſich keck zwiſchen die Heeresabtheilungen Dupont's und Verdet's ſchob, bedeutend bei. Mit dem General Gouvion-Saint-Cyr ſchlug er ſich tapfer bei Llinas (1808) und bei Valles (1809). In dieſem letzten Treffen, das er zur Deckung Valentia's wagte, erhielt er mehrere gefährliche Wunden, an deren Folgen er am 20. April deſſelben Jahres ſtarb. 66.

Redondilien (redondillas) nennt man eine in der ſüdeuropäiſchen Literatur gewöhnliche Dichtform, welche aus vier- bis achtſylbigen Verſen, von denen regelmäßig der erſte mit dem vierten und der zweite mit dem dritten reimt, beſteht. Die Reime können jedoch auch durch Aſſonanzen erſetzt werden. Dieſe Versart war in früherer Zeit bei den Spaniern ſo beliebt, daß ſie ſogar trotz ihrer Schwierigkeit in der dramatiſchen Poeſie Eingang fand. Als Probe reiner R. diene der Anfang eines Lobgedichts auf den heiligen Joſeph, den Vater des Erlöſers, von Lorenzo de Zamora:

„Que lengua podra alcançar
Aquel que tanto subio,
Que à la palabra enseño,
Del proprio padre à hablar?

Segun su sabio aranzel.
Aunque por diversos modos,
Es Dios maestro de todos,
Pero de Dios lo fue el.

De lo que su ciencia fue,
Yo no sé dar otra seña,
Lino que al Christus enseña
Las letras del A, B, C.“

„Welche Zung' erreicht ſofort
Ihn, dem ſolche Macht gehört,
Daß er ſprechen hat gelehrt
Seines eig'nen Vaters Wort?

Auf ſein weisliches Begehr,
Wenn auch auf verſchied'ne Weiſe,
Iſt Gott Herr der Weltenkreiſe,
Aber Gottes Herr war er.

Wie weit ſeine Weisheit geh',
Wird damit von mir bewieſen,
Daß er Chriſtus unterwieſen
In dem ganzen A B C.“ 66.

Redoute heißt 1) die Maskerade oder ein Maskenball, eine Tanzbeluſtigung, bei welcher ſich die Theilnehmer in ungewöhnlicher Kleidung, zum größten Theile im Domino und maskirt einfinden. Die Redouten ſind namentlich in katholiſchen Ländern, wo ſie entſtanden, üblich und gehen der vergnügungsloſen Zeit der Faſten voraus. (Vergl. Carneval.) 2) S. v. a. Blockhaus (ſ. d. Art.). 35.

Redouté (Pierre Joſeph), ein berühmter franzöſiſcher Pflanzenzeichner, Profeſſor am Jardin des plantes zu Paris, wurde im Jahre 1759 zu St. Hubert in der belgiſchen Provinz Lüttich geboren und begann ſchon früh unter ſeines Vaters Leitung zu zeichnen und zu malen. Später hielt er ſich in Holland auf, nothdürftig von ſeinem Pinſel lebend, und ging dann nach Paris, wo er ſich mit Theatermalerei beſchäftigte, nebenbei aber Verſuche in der Blumenmalerei machte, die ihm die Gunſt des Botanikers L'Heritier's erwarben und ihn veranlaßten ſich dieſem Genre ausſchließlich zu widmen. Schon ſeine erſten Arbeiten, Abbildungen in L'Heritier's Werken, machten bedeutendes Aufſehen, mehr aber noch ſeine Zeichnungen zu dem „Sertum anglicum“ ſeines Gönners, in welchen er bereits eine neue, ſeitdem überall angenommene Manier angenommen hatte. Im Jahre 1792 ward R. Mitglied und Zeichner der Akademie der Wiſſenſchaften und im folgenden Jahre Blumenmaler des Muſeum der Naturgeſchichte; ſpäter erhielt er die Profeſſur am Jardin des plantes. Seine berühmteſten Werke ſind: „Liliacées“ (Par. 1803—1816. 8 Voll.); „Roses“ (Par. 1817—1824. 3 Voll.) und „Choix des plus belles fleures“ etc. (Par. 1827—1834. 36 Liefer.). Auch zu Decandolle's Werken hat er Mehreres geliefert. Übrigens gebührt ihm auch das Verdienſt zuerſt ein zweckmäßiges Verfahren erfunden zu haben, mit einer Platte mehrfarbige Kupferſtiche abzudrucken. — Sein Bruder, Henri Joſeph R., hat mehrere ſchöne Zeichnungen zu dem großen Werke über Ägypten geliefert, iſt ſonſt aber nicht ſehr bekannt geworden. 36.

Reduction iſt in der Chemie eine Operation, bei welcher ein einfacher Körper aus ſeiner Zuſammenſetzung frei gemacht wird. Gewöhnlich beſchränkt ſich dieſer Begriff auf die Metalle. Iſt ein Metall mit Sauerſtoff verbunden (Metalloxyd) und wird letzterer dem erſteren genommen, ſo iſt das Metall reducirt. In andern Beziehungen iſt R. ſtets ſ. v. a. Zurückführung, Herabſetzung. 5.

Reduit (ſpr. R'dwi) nennt man die kleineren Feſtungswerke, welche im Innern der Raveline, der eingehenden Waffenplätze, der Bollwerke und Redouten oft angelegt werden, um mittelſt derſelben dem ſchon in das Werk eingedrungenen Feinde neuen Widerſtand leiſten zu können. 61.

Reeſiſche Regel wird auch die Kettenrechnung genannt, weil der Holländer Chr. F. de Rees zu Anfange des XVI. Jahrh. ſie zuerſt eingeführt haben ſoll. 30.

Refactie (bei den Holländern gebräuchlich) iſt ſ. v. a. Fuſtage (ſ. Fuſti). 30.

Refectorium (Cönakel) heißt in den Klöſtern der gemeinſchaftliche Speiſeſaal, welcher ſich gewöhnlich im unteren Stocke des Kloſters befindet. 63.

Referendar iſt 1) eigentlich der Berichterſtatter; 2) derjenige, welcher die zur Inſtruction einer Sache Erſchienenen vernimmt und ihre Ausſagen dem Gerichte oder Collegium vorträgt; in manchen Ländern ſo viel als Auditor, ein junger Mann, welcher bei einem höhern Gerichte, z. B. dem Oberlandesgerichte, um ſich in Geſchäften einzuüben, einſtweilen ohne Gehalt angeſtellt iſt und zu leichten Arbeiten mit gebraucht wird. Referent dagegen iſt derjenige Rath oder Beiſitzer, welcher aus den Acten einen Vortrag macht oder einen Bericht erſtattet. 17.

Referiren, ſ. Relatorium.

Reflectiren, Reflexion, iſt urſprünglich ein Zurückbeugen und bedeutet dann beſonders ein Zurückgehen des Denkens auf ſich ſelbſt, ein Überlegen. Kant beſchränkte die philoſophiſche Reflexion vorzugsweiſe auf die Vergleichung der Begriffe unter ſich nach Einerlei, Verſchiedenheit, Einſtimmung ꝛc. und nannte dieſe Verhältnißbegriffe Reflexionsbegriffe. Dieſer logiſchen Reflexion legte er aber zu Grunde die transſcendentale, als das Bewußtſein des Verhältniſſes gegebener Vorſtellungen zu unſern verſchiedenen Erkenntnißquellen, durch welches allein ihr Verhältniß zu einander richtig beſtimmt werden könne. Allein die Reflexion hat ein viel weiteres Gebiet und es iſt zu ſagen, daß R. und Abſtrahiren die beiden Richtungen alles Denkens ſeien. Wenn nämlich unſer Erkennen darin beſteht, daß wir eine unbeſtimmte Mannigfaltikeit der Anſchauung oder Vorſtellung durch gewiſſe Formen, Begriffe, beſtimmen, ſo reflectiren wir auf einen ſolchen feſten Punkt in der Vorſtellung, beziehen dieſe auf denſelben, ſo daß ſie ganz durch dieſen beſtimmt wird, während Alles, was über dieſen Punkt hinausliegt, ausgeſchloſſen iſt, ein Mannigfaltiges bleibt, indem man davon abſtrahirt, es jetzt nicht mit unter dieſen Denkact oder Begriff befaßt. So entſteht alſo jeder Begriff durch Reflexion und Abſtraction. So z. B. bildet man den Begriff Menſch, indem man auf die Beſtimmtheit des Menſchlichen in der Vorſtellung eines einzelnen Menſchen reflectirt, alles zu dieſer Gehörige unter den Begriff ſubſumirt, dagegen alles Übrige ausſchließt, von ihm abſtrahirt. So gründet ſich alſo auch alle Philoſophie nothwendig auf dieſen Act des Reflectirens und Abſtrahirens, als das Grundgeſetz jeder Begriffsbildung; alle Philoſophie iſt Reflexionsphiloſophie. Wenn man daher ausſchließlich und zwar tadelnd dieſen Namen von Seiten der neueren Identitätsſyſteme auf die ältere, beſonders auch auf die kantiſche, Philoſophie angewendet hört, ſo iſt damit nur ein Mißbrauch gemeint, den jene Philoſophie, weniger mit dem R., als mit den Begriffen, auf die man reflectirte, auf die man alſo alle Erkenntniß zurückführen wollte, getrieben hat, indem ſie hier das Erkennen in die Feſſeln beengender, willkührlich angenommener Begriffsformen zwängte, ſtatt der lebendigen Anſchauung und Erfahrung nachzugeben. Derſelbe Vorwurf trifft die ſogenannte Reflexionspoe-

ſie, ihrer Zeit und ihrem Geiſte nach jener Reflexionsphiloſophie ziemlich nahe verwandt, welche, ſtatt das Leben in ſeiner Thatſächlichkeit anzuſchauen und auszuſprechen, es ihren Begriffen, ihren Idealen und Geſichtspunkten anpaßt und ſo den einen Strahl vielfach gebrochen, reflectirt, mit ſubjectiver Färbung wiedergibt. Als ihr Vater gilt in neuerer Zeit Schiller, während Göthe an der Spitze der realiſtiſchen oder objectiven Poeſie ſteht (ſ. d. Art. Objectiv). Über Reflexion des Lichts ſ. Licht. 80.

Reflector, ſ. Spiegelteleſkop.

Reflexiv, zurückbeugend, wird in der Grammatik häufig mit Reciprok (ſ. d. Art.) verwechſelt, doch mit Unrecht; denn es bezeichnet nur den einmaligen Rückgang der Wirkung gegen das Object auf das Subject, während dieſes das Wechſelſeitige ausdrückt. Das R. bildet ſich meiſt durch das pronomen reflexivum (ſeiner, ſich); doch haben manche Sprachen beſondere Formen des Verbum für dieſe Beziehungen, wie die griechiſche das Medium. 9.

Reform iſt 1) jede Umänderung, Umgeſtaltung; 2) beſonders die Verbeſſerung, Abänderung gewiſſer Formen im religiöſen und Staatsleben. Man bedient ſich des Ausdrucks vorzüglich bei Abſchaffung von Mißbräuchen oder Herbeiführen von Verbeſſerungen in den Communal- und Staatseinrichtungen, wozu auch die kirchlichen mit zu rechnen ſind. Der R. ſteht die Umwälzung (Revolution), gänzlicher Umſturz des Beſtehenden, als Extrem gegenüber. 24.

Reformation heißt das große für die Beſtimmung des Geiſtes der neuern Zeit ſo einflußreiche Ereigniß der Umgeſtaltung der kirchlichen Verhältniſſe in einem großen Theile Europas und dadurch der Einführung eines neuen Weſens in faſt allen Beziehungen der menſchlichen Beſtrebungen, die Frucht der Thätigkeit jener erleuchteten Männer, welche durch das aufgeſteckte Licht der Wahrheit die Finſterniß der Zeit erhellten, die Gewebe des Trugs und Irrwahns enthüllten, das furchtbare Gebäude der Hierarchie in ſeinen Grundfeſten erſchütterten, die unter Menſchenſatzungen faſt unkenntlich gewordene Religion Jeſu Chriſti wieder zu ihrer Reinheit zurückzuführen ſuchten und den Bekennern derſelben ihre religiöſe Selbſtſtändigkeit wieder zu verleihen ſtrebten. Neben der Geſchichte der Entſtehung und Ausbreitung des Chriſtenthums ſelbſt ſteht dieſes Ereigniß einzig und erhaben in der Weltgeſchichte da, ſei es ſeinem Weſen oder ſeinen Folgen nach; denn es iſt der Triumph des Fortſchreitens des menſchlichen Geiſtes, das Reſultat der höheren Ausbildung der Menſchheit, die Grundlage der ganzen hohen Bildung, welcher die neueſte Zeit ſich erfreut, die gewaltige Kraft, welche einen großen Theil der chriſtlichen Welt aus der geiſtigen Lethargie zu den herrlichſten Beſtrebungen fortgetrieben und den Menſchen wieder zur Erkenntniß ſeiner Menſchenwürde geführt hat. Leider iſt zwar das Weſen der R. von dem größeren Theile der Bekenner des Chriſtenthums noch nicht erkannt und von dem kleineren ihr zugethanen Theile oft verkannt und mißverſtanden worden; dort haben theils Wahn und Finſterniß, theils Selbſtſucht und Bosheit mit den gefährlichſten Waffen gegen ſie gekämpft und ſie als eine Äußerung menſchlicher Anmaßung oder gar als ein Werk des Teufels verworfen und verflucht; hier ſind Befangenheit und Bequemlichkeit, Leidenſchaft und ſtarre Conſequenz ihren heilſamen Wirkungen oft hinderlich geweſen: aber nichts deſto weniger tritt ihr Segen immer herrlicher hervor und wird ihr unausſprechlicher Werth für die Fortbildung des Menſchengeſchlechts immer mehr anerkannt und ſelbſt von ehemaligen Feinden unparteiiſcher gewürdigt. Sie war ein nothwendiges Bedürfniß der Zeit, ein reif gewordenes Product vieler mitwirkenden Umſtände, eine unvermeidliche Reaction des gefeſſelten Geiſtes gegen Anmaßung und Tyrannei, eine Exploſion des reichen Stoffes aufgeſammelter reinerer Erkenntniſſe. Wie der elektriſche Funke herausſprüht, wenn ungleichnamige geſchwängerte Pole

ſich berühren; ſo bedurften die beiden Extreme der Zeit, die unzähligen Gebrechen und Mißbräuche in der Kirche und die immer kräftiger werdende Geiſtesentwickelung, nur einer äußeren Veranlaſſung, um im Zuſammenſtoßen eine heftige Erſchütterung zu bewirken. Die Veranlaſſung kam und die R. trat ins Leben. Der Stand der Dinge war nämlich folgender. In fortdauernder Anmaßung hatte ſich auf der einen Seite die Gewalt des Papſtes ſelbſt bis auf die Gewiſſen der einzelnen Chriſten ausgedehnt, eine bis aufs Kleinſte verzweigte Hierarchie bewachte mit ſpähendem Auge und unterdrückte ſogleich jede Regung des Geiſtes, ſelbſt die Fürſten und Gewaltigen mußten ſich unter des Papſtes Machtwort beugen und die furchtbare Inquiſition ließ jeden Einzelnen vor ſeinen eigenen Gedanken erzittern. Dagegen war der römiſche Hof eine Pflanzſtätte der Schwelgerei und Unſittlichkeit; der übertriebene Luxus der einzelnen Päpſte preßte das Mark der Länder aus; eine höchſt unwiſſende, faule und übermüthige Geiſtlichkeit ſchwelgte gleich ihrem Oberhaupte nur in irdiſchen Genüſſen; in alle weltlichen Angelegenheiten miſchte ſich die hierarchiſche Anmaßung und ſchaltete unter grenzenloſer Willkühr mit Fürſten und Völkern; immer mehr hatten ſich die Mißbräuche und Übelſtände im kirchlichen Leben gehäuft und eine unüberſehbare Menge leerer Ceremonien und abergläubiſcher Glaubensſätze war an die Stelle des reinen Chriſtenthums, der Verehrung Gottes im Geiſte und in der Wahrheit, getreten. Auf der andern Seite ging aber trotz der vielfach hindernden Verhältniſſe der menſchliche Geiſt auf der Bahn ſeiner Entwickelung ſtill und unvermerkt fort. Hatten ſchon die Kreuzzüge eine Menge neuer Ideen in die abendländiſche Welt gebracht und die Geiſter erhellt und war durch das Aufblühen vaterländiſcher Literatur in den einzelnen Ländern Europas ein freierer Geiſt erwacht, ſo gaben ferner, vorzüglich in Deutſchland, das Emporblühen der Städte, der ſteigende Verkehr im Handel und die dadurch hervorgebrachte größere Betriebſamkeit und der erhöhte Reichthum der Bürger Veranlaſſung zur Verfeinerung der Sitten, zur Erringung größerer bürgerlicher Freiheit, zur Entwickelung des Nachdenkens über die Erhaltung und Verbeſſerung der ſtädtiſchen Wohlfahrt, und die Gründung der Univerſitäten, die Bekanntſchaft mit den neu aufgefundenen Denkmälern des claſſiſchen Alterthums und der dadurch angeregte Forſchungsgeiſt warfen immer mehr Licht in die dunkle Nacht der damaligen Verhältniſſe. Schon ſeit dem XII. Jahrh. entwickelte ſich daher eine ziemlich ſtarke Oppoſition des heller werdenden Geiſtes gegen die geiſtliche Zwingherrſchaft; aber noch war ihre Kraft zu ſchwach und die einzelnen Stimmen der auftretenden Secten (Albigenſer, Waldenſer ꝛc.), Arnold's von Brescia und ſpäter Wiclef's, Huß's, Savonarola's u. A., verſtummten vor der Gewalt der Waffen oder in den Flammen der Scheiterhaufen und nur die Huſſiten hatten ſich einige Zeit lang zu einer politiſchen Macht erhoben. Doch alle jene neuentwickelten kräftigen Elemente wuchſen im Stillen deſto feſter zu einem herrlichen Gedeihen. Anfangs leiſe, dann immer lauter erhoben ſich gewichtige Stimmen, welche auf friedlichem und geſetzlichem Wege eine „R. der Kirche an Haupt und Gliedern" forderten, und immer allgemeiner unter dem Volke ward die Bekanntſchaft mit dem Verderbniß der Kirche und durch das große Schisma zu Anfange des XV. Jahrh. der Unwille immer mehr geſteigert. Wenn daher auch jene Stimmen lange vergeblich tönten und die Concilien zu Piſa, Koſtnitz und Baſel (ſ. Kirchenverſammlung) die gehegten Wünſche nicht befriedigten, wenn auch die wiederholten Beſchwerden der deutſchen Stände von dem Papſte unbeachtet gelaſſen wurden und die Lateranſynode von 1512 dieſem einen vollſtändigen Sieg verſchaffte; ſo ward die Anmaßung des päpſtlichen Hofes dadurch nur um ſo größer und die Kataſtrophe rückte mit deſto ſchnelleren Schritten näher. Der prachtliebende und ausſchweifende Papſt Leo X. (ſeit 1513) ergriff endlich das ſchändlichſte aller Mittel, um ſeinen ausgeleerten Schatz zu bereichern, indem er in Gemeinſchaft mit dem Churfürſten von Mainz, Albrecht von

Brandenburg, Mönche ausſandte, welche gegen klingende Münzen an Jedermann Ablaß (ſ. d. Art.) für jegliche Sünden ertheilen ſollten. In mehreren Ländern ging dieß Geſchäft ruhig von Statten und verſprach reichen Ertrag, aber die Unverſchämtheit des in Sachſen Ablaß verkaufenden Franciskaners Tezel (ſ. d. Art.) erregte endlich den Widerſtand des gelehrten und kräftigen Luther (ſ. d. Art.), welcher am 31. Oct. 1517 95 Sätze dagegen und gegen andere Mißbräuche an der Schloßkirche in Wittenberg anſchlug. Dieß war der Augenblick, der ſo Großes erzeugte, durch eigene Schuld derer, welche in dieſem Schritte nur die That eines Rebellen erkannten. Denn innige Achtung und heilige Scheu vor den Einrichtungen der Kirche und der Majeſtät des Papſtes erfüllte noch Luther's Gemüth; nur die unverſchämten Übertreibungen Tezel's, welcher durch ſeinen Ablaßkram alle Religioſität unter dem Volke zu vernichten drohte, und einige daraus hervorgehende Conſequenzen wollte er nach alter Sitte auf wiſſenſchaftlichem Wege bekämpfen und lud deßhalb auf ganz gewöhnliche Weiſe die Gelehrten aus Nah und Fern zur Disputation darüber ein, während er an die geiſtlichen Oberen mit Beſcheidenheit und Demuth ſchrieb und um Belehrung bat, wenn er ſich irre. Wie ein Zauberſchlag ergriff aber der Inhalt dieſer Sätze ganz Deutſchland und regte die zu einem ſolchen Ereigniſſe vom Gange der Umſtände ſelbſt vorbereiteten Gemüther auf; aber vielleicht wäre das Ganze nur eine vorübergehende Erſcheinung geblieben, wenn die ſcholaſtiſche Dialektik papiſtiſcher Theologen in der von Luther erwarteten Weiſe auf den Kampfplatz getreten wäre und gegen den noch ſchüchternen Mann mit der Allgewalt der kirchlichen Auctorität verbündet im wiſſenſchaftlichen Streite gekämpft hätte. Doch die Frucht der hierarchiſchen Tyrannei war reif und es iſt eine weiſe Einrichtung der Vorſehung, daß das Unrecht auf dem Gipfel ſeiner Macht durch eigene Verblendung jederzeit den Grund ſeines Sturzes in ſich ſelbſt trägt. Nur Schmähungen und anmaßender Hohn erhoben ſich anfangs gegen den von dem Glauben an die Wahrheit ſeiner Sache begeiſterten Profeſſor und erhoben ſeinen Muth immer mehr, ſo wie ſeine Antworten und Vertheidigungsſchriften ihm immer mehr Freunde erwarben. Daher trug auch ſein immer heller werdender Geiſt in den mündlich zu Stande gekommenen Disputationen zu Heidelberg und Augsburg (1518), Altenburg und Leipzig (1519), bei denen ſich übrigens die Zahl der von Luther angegriffenen Mißbräuche immer mehrte, unbedingt den Sieg davon und mit ſeinem wachſenden Eifer erſcholl der Ruf ſeines Namens durch ganz Europa und ſeine Schriften wurden überall mit Begierde geleſen. Die Gunſt des Churfürſten Friedrich's des Weiſen gab ihm Schutz und der Anklang ſeiner Anſichten in den Herzen ſo vieler Tauſende erſtarkte ihn endlich wegen der unbiegſamen Heftigkeit ſeiner Gegner zu dem äußerſten Schritte einer gänzlichen Losreißung vom Papſte, indem er die gegen ihn geſchleuderte Bannbulle und ein Exemplar des kanoniſchen Rechtscodex vor dem Elſterthore zu Wittenberg unter dem Jauchzen des Volkes öffentlich verbrannte (den 10. Dec. 1520). Weithin durch Deutſchlands Gaue traten nun öffentlich und im Geheimen viele der angeſehenſten und einflußreichſten Männer (Melanchthon, von Sickingen, von Hutten u. A.) ihm bei und immer ſchwächer ward das Anſehn des Papſtes in Deutſchland; eine nie geahnete Aufregung der Geiſter wogte durch das ganze katholiſche Europa und der ausgeſendete Lichtfunke begann immer helleren Schein zu verbreiten, zumal da ſeit 1519 auch in der Schweitz durch einen ähnlichen Glaubenshelden, wie Luther, den Prediger Ulrich Zwingli (ſ. d. Art.) in Zürich, ein ganz gleiches Ziel verfolgt und durch die demokratiſche Verfaſſung der Cantone begünſtigt ward, ſo daß es hier geräuſchloſer erreicht werden konnte. Wohl ſahen jetzt die Gegner der Reformation ihre Mißgriffe ein; aber die Lage Europas verhinderte ſie dieſelben wieder auszugleichen. In Deutſchland bildeten der Papſt, der Kaiſer und die Reichsfürſten drei ſich gegenſeitig mit Eiferſucht beobachtende, aber doch einander nothwendig brauchende

Parteien. Der Papſt bedurfte der Stände, um die ihm gefährliche Macht des Kaiſers in Schranken zu halten, und dieſe bedurften des Papſtes, um ſich vor der Erweiterung eben dieſer Kaiſergewalt zu ſichern; desgleichen hatte Erſterer, um den mächtigen ſpaniſchen Karl zur Sicherung der Chriſtenheit gegen das Anſtürmen der Türken und als ſtarke Stütze gegen die Religionsneuerungen in Sachſen zum Kaiſer wählen zu laſſen (1519), gegen die der R. zugethanen Stände und vorzüglich gegen den Churfürſten von Sachſen, den einflußreichſten deutſchen Reichsfürſten, ſich nachgiebig bezeugen müſſen; der Kaiſer hingegen bedurfte die Hülfe der Stände zu ſeinen Kriegen gegen die Türken und Frankreich und durfte ſie durch Gewalt nicht ſich abwendig machen; viele Stände endlich erkannten bald in der Ausführung der Grundſätze Luther's durch die Aufhebung vieler geiſtlichen Vorrechte und die Einziehung kirchlicher Beſitzungen ein bequemes Mittel ihre Macht zu erhöhen und zeigten ſich der Neuerung günſtig mehr deßhalb als aus religiöſer Überzeugung. So gerieth die R. wider Willen ihres Urhebers allmählig auf das Gebiet der Politik und ward, als eine wiederholte Appellation an eine allgemeine Kirchenverſammlung mit einem neuen päpſtlichen Bannſtrahle beantwortet ward, die Stände aber wegen der in der Wahlcapitulation ausgeſprochenen „100 Beſchwerden der deutſchen Nation" gegen die kirchlichen Mißbräuche den dem Papſte zugeneigt ſcheinenden Kaiſer um kräftiges Einſchreiten angingen, zur Entſcheidung auf dem Reichstage zu Worms (1521) vorgenommen. Luther erſchien daſelbſt, vertheidigte ſich meiſterhaft und gewann ſich noch viele Herzen; doch hätte die päpſtliche Partei unbedingt geſiegt, hätte nicht der Kaiſer im Kampfe des Widerſpruchs ſeiner Luther nicht ungünſtigen Stimmung mit den ihm nothwendig erſcheinenden Maßregeln der äußern Politik ſich zwiſchen die Parteien mitten hineingeſtellt und wäre nicht das Luther und ſeine Lehre verdammende wormſer Edict erſt veröffentlicht worden, als Luther bereits auf die Wartburg in Sicherheit gebracht war. Während er hier an einer Überſetzung der Bibel in die deutſche Sprache arbeitete und dadurch die Bahn zur allgemeinen Einſicht in das Weſen des Chriſtenthums ebnete, ging nun die R. ungehindert von der mit auswärtigen Kriegen ſattſam beſchäftigten weltlichen Macht in ſtillem Fortſchreiten ihrer immer größeren Entwickelung nach und ward wegen der entgegengehaltenen Beſchwerden der deutſchen Stände (1522) ſelbſt von Seiten des Papſtes weniger beunruhigt. Die Auguſtiner in Meißen und Thüringen ſchafften den Kloſterzwang, das Betteln und Seelenmeſſenleſen ab; mehrere Geiſtliche verheiratheten ſich; Melanchthon ſchrieb die erſte proteſtantiſche Dogmatik („Loci communes theologici", Viteb. 1521) und in Sachſen, Heſſen, Pommern, Schwaben und in der Pfalz ſo wie in den Städten Frankfurt a. M., Nördlingen, Schwäbiſch-Hall, Straßburg, Ulm, Nürnberg, Magdeburg, Hamburg, Breslau, Liegnitz u. a. wurde bald darauf das Kirchenweſen abgeändert. Doch bald verwickelten ſich auch die Verhältniſſe wieder. In Wittenberg ſelbſt führten Karlſtadt und Didymus, unzufrieden mit dem langſamen Gange der Kirchenverbeſſerung, eine plötzliche Umgeſtaltung des Kirchenweſens durch Zertrümmerung der Bilder, Altäre Verzierungen der Kirchen ꝛc. herbei, und religiöſe Schwärmer, unter ihnen der bekannte Thomas Münzer, ſuchten eine innere fanatiſche Religion an die Stelle aller äußeren Formen zu ſetzen, ſo daß Luther ſelbſt im März 1522 aus ſeiner Verborgenheit nach Wittenberg zurückkehren und ſeine ganze Kraft zur Steuerung des entſtandenen Unfugs anwenden mußte. Mit erneutem Eifer widmete ſich nun zwar dieſer im Vereine mit ſeinen Freunden dem Ausbaue des begonnenen Werkes; die Überſetzung der Bibel ward immer mehr gefördert; eine Anzahl Schriften von Luther, Melanchthon u. A. belehrten Fürſten und Volk über das eigentliche Weſen der Kirchenverbeſſerung; ein Geſangbuch zum kirchlichen Gebrauche und eine neue Agende erſchienen (1523); aber ſo wie auch die Feinde der R. im Geheimen fortwirkten und, nachdem mehrere

Male von Seiten des Papſtes auf den Reichstagen zu Nürnberg (1522—1524) vergebens auf Vollziehung des wormſer Edicts gedrungen worden war, endlich im Juli 1524 der Erzherzog Ferdinand von Öſtreich, 2 Herzöge von Baiern, der Erzbiſchof von Salzburg und 11 andere Biſchöfe, von der päpſtlichen Verheißung einer Kirchenverbeſſerung gewonnen, einen Separatvertrag zu Regensburg zur Unterdrückung aller Neuerungen im Kirchenweſen geſchloſſen hatten, ja ſogar Joachim von Brandenburg, Heinrich von Braunſchweig und Georg von Sachſen die Anhänger Luther's heftig verfolgten; ſo ſtellten die Unruhen mehrerer ſchwäbiſchen Ritter, die aus Verwechſelung des Begriffs der angebotenen religiöſen Freiheit mit dem der politiſchen entſtandenen gräuelvollen Aufſtände der Bauern in Schwaben und Franken und die Umtriebe Münzer's in Thüringen dem Gedeihen des heilſamen Werkes große Schwierigkeiten entgegen und die Streitigkeiten Luther's mit Erasmus über die Lehre „von der Gnade“ und mit Karlſtadt und Zwingli „über die Einſetzungsworte im Abendmahle“ legten ſchon den Grund zu dem ſpätern ſtarren Dogmatismus und bereiteten, nachdem die Religionsgeſpräche zu Marburg (1527 und 1529) und zu Bern (1528) und die zum Behufe der Verſtändigung von Luther verfaßten ſchwabacher Artikel keine Einigung hervorgebracht hatten, den gänzlichen Bruch der ſächſiſchen und ſchweitzeriſchen R. vor, die Quelle vielfachen nachfolgenden Unheils. Alle dieſe Verhältniſſe mußten die Anhänger der R. veranlaſſen auf ihrer Hut zu ſein. Denn wenn auch dieſelbe in Dänemark (1523), Preußen (1525), Schweden (1527) und in faſt ganz Norddeutſchland willkommenen Eingang fand (in Churſachſen ward ſie durch ein Drecret vom 24. Juni 1526 und in Heſſen 1527 factiſch eingeführt); ſo erhöhten doch die angegebenen Umſtände nicht nur den Haß der Feinde, ſondern hielten auch viele heller Denkende von ihrem Beitritte ab und machten die Macht der päpſtlichen Partei um deſto furchtbarer, als die R. nun für die unmittelbare Veranlaſſung aller vorgefallenen Ausſchweifungen galt. Obwohl nun die Beſchäftigung des Kaiſers in den Kriegen mit Frankreich und den Türken, die Furcht vor der ſteigenden Macht der Letztern und ein Zerwürfniß des Kaiſers mit dem Papſte die Ruhe Deutſchlands ſicherten; ſo ließen doch manche bedenkliche Anzeigen den ſcharfſinnigen Landgrafen von Heſſen Unheil vermuthen und es traten daher auf ſeinen Rath und mit ihm der Churfürſt von Sachſen, die Herzöge von Braunſchweig-Lüneburg und Meklenburg, der Fürſt von Anhalt, 2 Grafen von Mansfeld und die Stadt Magdeburg den 12. Juni 1526 zu Torgau zu einem Schutz- und Trutzbündniſſe zuſammen (ſpäter trat noch der Herzog von Preußen bei) und erreichten dadurch einestheils wenigſtens auf dem Reichstage zu Speier (1526) eine Verhinderung eines neuen Beſchluſſes zur Vollziehung des wormſer Edicts, andererſeits eine bedeutende innere Erſtarkung gegen die gegenüberſtehende Partei, während der Landgraf von Heſſen zu Marburg die erſte vom Papſte nicht beſtätigte Univerſität ſtiftete (1527), Luther und Melanchthon durch eine allgemeine Kirchenviſitation in Churſachſen die kirchlichen Angelegenheiten ordneten und Erſterer durch die vollſtändige Bibelüberſetzung und ſeine beiden Katechismen religiöſe Aufklärung unter dem Volke zu verbreiten ſuchte, aber Straßburg, Ulm, Koſtnitz und Lindau in Folge des Abendmahlsſtreits zu Zwingli's Lehre übertraten. Bald zeigte ſich auch die Richtigkeit früherer Befürchtung. Der Reichstag zu Speier (1529) verlangte unbedingte Unterwerfung unter die der Sache Luther's abgeneigte Mehrheit der Stimmen und die evangeliſchen Stände ſahen ſich daher zu einer feierlichen Proteſtation gegen dieſen Beſchluß (ſ. Proteſtant) und auf dem Reichstage zu Augsburg (1530) zur Vorlegung ihres Glaubensſyſtems (ſ. Glaubensbekenntniß) genöthigt, da der Kaiſer, jetzt des Krieges mit Frankreich ledig, ernſtliche Maßregeln gegen die evangeliſchen Stände ergreifen zu wollen ſchien. Doch ſchon der vorausgefaßte Wille der Gegner zur Unterdrückung der Neuerungen,

noch mehr aber der Umſtand, daß die Evangeliſchen ſelbſt getheilt waren (die augsburgiſche Confeſſion war nur von dem Churfürſten von Sachſen, dem Markgrafen von Brandenburg, dem Herzoge von Lüneburg, dem Herzoge von Sachſen, dem Fürſten von Anhalt und den Städten Nürnberg und Reutlingen unterzeichnet, die vier Städte Straßburg, Koſtnitz, Memmingen und Lindau hatten ein eigenes Glaubensbekenntniß, die confessio tetrapolitana, eingereicht und Zwingli im Beſondern wieder für ſich ſelbſt eins überſchickt), gaben wenig Hoffnung auf Anerkennung der Gegner; mit Mühe konnte die Erlaubniß zur Vorleſung und Überreichung der Bekenntnißſchrift erlangt werden; eine oberflächliche ſogenannte Widerlegung ward als vollſtändige Beſiegung der Evangeliſchen angenommen; die Apologie der augsburgiſchen Confeſſion wies der Kaiſer zurück und die Proteſtanten wurden, nachdem neue Vergleichsverſuche geſcheitert waren, im Reichstagsabſchiede als Störer des Landfriedens, wenn ſie bei den Neuerungen beharrten, mit der Reichsacht bedroht. Sie fanden nun einzige Sicherheit in einem engen Anſchließen an einander, zumal da die katholiſchen Stände ihnen ſelbſt den Frieden bis zu dem künftigen allgemeinen Concile verweigerten, hatten aber auch nun in einer öffentlichen Bekenntnißſchrift ein gemeinſchaftliches Panier und ihre Überzeugung von der Rechtmäßigkeit ihrer Beſtrebungen ward befeſtigt. Daher vereinigten ſie ſich im März 1531 zu einem neuen Schutzbündniſſe zu Schmalkalden, zu welchem auch die ſüddeutſchen Städte, welche man ſogar etwas ſpäter als Confeſſionsverwandte wieder annahm, nebſt Biberach, Jsny, Bremen und Lübeck beitraten, und erhielten von dem durch die Türken wieder bedrängten und mit dem Papſte wegen ſeines Verlangens einer, wenn auch weniger umfaſſenden, Kirchenreform geſpannten Kaiſer bereits im Juli 1532 den, obwohl ziemlich unbeſtimmten, Religionsfrieden zu Nürnberg (ſ. Friedensſchluß). Doch die Nothwendigkeit erheiſchte ein ferneres enges Zuſammenhalten des Bundes, deſſen Oberleitung 1532 der Churfürſt Johann Friedrich von Sachſen übernahm, und die äußere Ruhe blieb wirklich vor der Hand geſichert, während es im Innern beſtändig fortgährte und mehrere Epiſoden ſich in den Gang der Dinge einflochten. Die Unbeſtimmtheit des Religionsfriedens nämlich in Bezug auf die geiſtlichen Güter veranlaßten unterſchiedliche Pönalmandate des Reichskammergerichts gegen die proteſtantiſchen Fürſten, welche dergleichen Güter eingezogen hatten; die proteſtantiſchen Stände widerſetzten ſich fortwährend der Wahl des Erzherzogs Ferdinand zum römiſchen Könige; der vertriebene Herzog Ulrich von Würtemberg eroberte 1534 mit Hülfe des Landgrafen von Heſſen ſein Herzogthum wieder und ſöhnte ſich mit Öſtreich aus; in Weſtphalen hatte der Fanatismus der Wiedertäufer eine Reihe von gefährlichen Unruhen hervorgerufen; dazwiſchen bot der Papſt den Proteſtanten mehrmals Vergleichungen auf einem allgemeinen Concile an, ſei es, um wirklich durch einige Zugeſtändniſſe die Kirchenſpaltung zu beendigen, oder in Erfahrung des zu vermuthenden Widerſpruchs von Seiten derſelben das Einſchreiten durch Waffengewalt zu rechtfertigen; aber die Proteſtanten ſtellten dagegen die Bedingung, daß dieſes Concilium auf den Grund der heiligen Schrift baſirt und in Deutſchland gehalten werden müſſe, und die Verhandlungen zerſchlugen ſich. Doch erhielt auch der Bund während dieſer Zeit einen bedeutenden Zuwachs; es traten ihm nämlich bei der Herzog Ulrich von Würtemberg (der ſchon 1534 durch Schnepf in Tübingen ſein Land reformiren ließ), die Herzöge von Pommern, die ſämmtlichen Fürſten von Anhalt und Naſſau, die Städte Augsburg, Frankfurt a. M., Hanover, Hamburg u. a. (1535) und nach dem Tode des Herzogs Georg von Sachſen auch deſſen Bruder und Nachfolger Heinrich (1539); auch unterzeichneten am 4. Mai 1538 nach mehreren Verhandlungen die Schweitzer die im Mai 1536 verfaßte wittenberger Concordia nach einiger Milderung derſelben. Doch von nun an ſammelte ſich immer mehr Zündſtoff, indem am 10. Juni die Herzoge von Baiern, der Herzog Heinrich von Braun-

Kampf ſich Bahn gebrochen und ſeit drei Jahrhunderten zwei feindliche große Parteien ſich gegenübergeſtellt hat, muß nothwendig die verſchiedenartigſten Beurtheilungen erfahren, je nach dem Standpunkte, auf welchem der Beurtheiler ſteht. Beachten wir hier nur die ſich ſchroff gegenüberſtehenden Extreme. Die Gegner der R. halten ſie in ihrem Grunde und Beginne für ungerecht und anmaßend, in ihrem Weſen für gehaltlos und unbefriedigend, in ihren Wirkungen und Folgen für die Quelle zahlloſen Unheils; denn ſie ſei, ſagen ſie, eine revolutionaire Auflehnung gegen die legitime Gewalt geweſen, ſie habe ihren Grund im Eigendünkel und in der Selbſtſucht der Reformatoren gehabt, ſie habe nur zur Folie für die Erreichung ſinnlicher Zwecke und dem Streben nach Ungebundenheit aller Art gedient; ſie habe ferner der Religioſität allen Grund genommen und ein willkührliches Glaubensſyſtem an deren Stelle geſetzt; ſie habe endlich einen Geiſt des Widerſpruchs, der Anmaßung und der Neuerung erzeugt, welcher die Quelle aller der folgenden Greuelſcenen in der Geſchichte ſei, ja ſie habe geradezu die Völker in Opposition gegen ihre Regierungen geſtellt und einen revolutionairen Geiſt unter ihnen verbreitet. Die Verehrer und Anhänger der R. behaupten dagegen, daß ſie ein deutliches Zeugniß der göttlichen Vorſehung und unter dem Schutze des göttlichen Geiſtes entſtanden und fortgegangen ſei; daß ſie den Grund alles Großen und Schönen in ſich trage, das ſeit ihrem Beginne in der Geſchichte ſich entwickelt habe; daß ſie demnach das ſegensreichſte Ereigniß der neuern Zeit und daß durch ſie allein ein Fortſchreiten der Menſchheit möglich geworden ſei. Betrachten wir beide Anſichten genauer, ſo ſtellt ſich allerdings ſchon auf den erſten Blick die Einſeitigkeit beider deutlich vor Augen; nichtsdeſtoweniger aber muß das unparteiiſche Urtheil ſich dennoch ſtets auf die Seite der R. unbedingt neigen. Schon der Zuſtand aller Verhältniſſe der damaligen Zeit (ſ. oben), der unbeſcholtene Charakter der Reformatoren und der Umſtand, daß ſie urſprünglich nur aus einer Negation gegen Tyrannei und Mißbräuche aller Art hervorging, daß ſie überall auf geſetzmäßigem Wege gegen übertriebene Anmaßungen gerichtet war, daß ſie ſo vielfachen Anklang in den Herzen der Menſchen fand und nur überwiegende Gewalt ſie in einzelnen Ländern zu unterdrücken vermochte, noch mehr aber die beſcheidene Weiſe, wie ſie begann, weiſen jeden Vorwurf als ungegründet zurück. Die R. war nicht das Product einzelner überſpannter und aufgeregter Geiſter, ſondern eine nothwendige Folge der Zeitumſtände, ein Product des waltenden Zeitgeiſtes. „Wie Luther dachten und fühlten noch viele Andere — und immer mögen wir annehmen, daß, wäre Er nicht geweſen, ein Anderer daſſelbe begonnen und bei gleicher Gunſt der Umſtände auch gleichmäßig vollbracht hätte“ (Rotteck). Es war die Macht der Wahrheit, welche ſolches wirkte, und iſt ſolche aus Gott, ſo war die R. ein Werk der göttlichen Vorſehung und ſie hat ſich als ſolches bewährt. Wohl trat ſie mit heftigen Kämpfen ins Leben und Ströme von Blut und Greuel der Verwüſtungen haben ihre fortſchreitende Bahn bezeichnet; aber die Schuld davon lag nicht in ihr, ſondern zum größten Theile in ihren Gegnern, welche theils durch ihre alles Recht verletzende und jedes Mittel für recht erkennende gewaltſame Verfolgung der Anhänger der R. Greuel auf Greuel häuften, theils dieſe dadurch zu Repreſſalien nöthigten, zum geringſten Theile in den Mißbräuchen, welche ſich Einzelne auf ſie geſtützt erlaubten und denen jede Sache unterworfen iſt. Sie trat als Widerſpruch gegen angemaßte Vorrechte und Mißbräuche auf und erfuhr deßhalb daſſelbe, was jeder Widerſpruch gegen Unrecht, deſſen Aufhebung zeitliche Intereſſen Einzelner verletzt, erfahren muß; denn die Geſchichte lehrt leider! auf jeder Seite ihres großen Buches, daß die unrechtmäßige Gewalt gerade am Heftigſten ſich jeder Minderung derſelben widerſetzt, und hier gerade hat es ſich deutlich erwieſen, wie wenig von Oben herab auf Beſſerung des Zuſtandes der ganz entwürdigten chriſtlichen Welt zu rechnen war. Alles Gute, Große und Edle hat ſich durch den ganzen

Lauf der Geſchichte hindurch erſt durch blutige Kämpfe Bahn brechen müſſen und alle trefflichen Einrichtungen in Kirche und Staat haben meiſt erſt vorausgegangenen Revolutionen ihr Daſein zu verdanken. Aber nur Unkenntniß der Geſchichte wird die R. eine Auflehnung gegen die geſetzmäßige Gewalt nennen, da ſie von einem ſchwachen geiſtigen Anfange beginnend ſtets nur vertheidigungsweiſe verfahren iſt, da ſie nur von Millionen laut geforderte Rechtsgewährungen verlangte und nur gezwungen die Banden des Unrechts mit Gewalt von ſich ſchüttelte. Freilich trat ſie nun fortan als eine höhere Macht dem Beſtehenden feindlich entgegen und gab gewiſſermaßen das Signal für alle Unterdrückte, ſich muthig den Unterdrückern entgegenzuſtellen; aber von allen Schreckensereigniſſen der Geſchichte trägt ſtets nur der Widerſtand die Schuld, welcher die göttliche Anordnung durch menſchliche Thorheit unterdrücken will. Der menſchliche Geiſt iſt von Gott zu einer immer höhern Entwickelung beſtimmt und gleicht in ſeinem Wirken dem Gaſe, das in immer ſteigender Häufung zwar lange elaſtiſch dem Gefäße ſich fügt, aber endlich, wenn aller Raum beengt iſt, mit ſeiner innern Gewalt es zerſprengt. Wie ſoll es aber da ſtets ohne Übertreibungen abgehen? Hier alſo, wie überall, dieſelbe Urſache, dieſelbe Wirkung. — Der Geiſt der R. war allerdings der Geiſt der Freiheit, aber nur der Freiheit, wie ſie die Idee verlangt, der Freiheit des Glaubens und Denkens in den angewieſenen Schranken; ſie warf zwar alle Feſſeln der Menſchenſatzungen von ſich und zerſtörte in ihren Grenzen das Gebäude des Aberglaubens, aber ſie ſetzte an deren Stelle das reine Wort Gottes, wie es in der heiligen Schrift vorliegt; ſie geſtattete wohl freie Forſchung auf dem Gebiete der Religion und ließ die eigene Überzeugung frei walten, aber ſie band dieſe an die Richtſchnur der unumſtößlichen ächten Chriſtuslehre. Darum ward die evangeliſche Kirche auf einem feſten Grunde aufgeführt; darum blieben ihr nicht nur alle Grundpfeiler, auf welchen das Chriſtenthum ſelbſt ruht; ſondern ſie erhielt auch durch Ausſäubern des alten Unraths und durch Hinwegſchaffung des übermäßigen Ausbaues ein freundlicheres und heiteres Innere, in welchem Gott nicht mehr hinter Dampfwolken und hinter dem Gitterwerk von Heiligen und Prieſtern, ſondern in ſeiner reinen himmliſchen Majeſtät dem geiſtigen Auge ſich offenbart und nicht mehr durch äußern Pomp, ſondern allein im Geiſte und in der Wahrheit verehrt wird. Die R. trägt ihren hohen Werth in ſich ſelbſt und ſteht trotz aller Anfeindungen und Verunglimpfungen als ein ſchönes Denkmal des menſchlichen Geiſtes da, das die Reinheit ſeines Weſens und die Gottgemäßheit ſeines Urſprung auch in ſeinen Wirkungen und Folgen beurkundet hat. Sie warf einen Lichtſtrahl in die dunkelen und düſteren Verhältniſſe des Lebens, der beleuchtend und belebend zugleich überall die hellſten Fackeln entzündete. Die Idee der Freiheit erregte den Geiſt zum Vorwärtsſtreben und Wiſſenſchaften und Gewerbe erwachten mit neuer Kraft zu fröhlichem Gedeihen; man darf nur mit unparteiiſchem Blicke die proteſtantiſchen Länder mit den katholiſch gebliebenen vergleichen, um zu finden, auf welcher Seite der Vortheil liegt, und dennoch lehrt der Lauf der Geſchichte noch, daß die proteſtantiſche Kirche erſt ihre katholiſche Schweſter auf der Bahn des Fortſchreitens mit ſich fortgeriſſen hat. Doch wollen wir auch nicht Alles unbedingt der R. zuſchreiben; ſchon vor ihr begann an vielen Orten ein helles Licht zu ſcheinen, das nicht leicht wieder auszulöſchen war, und wie ſie ſelbſt demſelben ihre Entſtehung verdankt, ſo hat dieſes durch ſie meiſt nur mehr innere Kraft gewonnen, würde aber vielleicht auch ohne ſie, wenn auch auf andere Weiſe, ſeinen Schein weiter verbreitet haben. Eben ſo wenig dürfen wir auch ihre Schattenſeite überſehen. Nicht allein der oben angedeutete Mißbrauch, den ſo Viele mit der neuen Erſcheinung trieben, oder die Mißverſtändniſſe, welche bei ihrem Erfaſſen vorkamen, ſind beklagenswerthe Folgen der R., deren Schuld ſie nicht trägt; ſondern es entwickelte ſich auch in ihr jener Pedantismus in der Wiſſenſchaft, der bald

nur zu einem ſtarren Spiele des Verſtandes ward, jene Vernachläſſigung der höheren Künſte, welche dem Reiche der Phantaſie angehören, jene Gleichgültigkeit gegen die Regungen des Gefühls in bürgerlichen, wie in religiöſen Angelegenheiten, jene einſeitige Verachtung alles deſſen, was im Schoße der katholiſchen Kirche Großes geſchah, daß erſt die beſonnenere neue Zeit hierin die rechte Bahn hat wieder einſchlagen können. Doch ſelbſt dieſe gerechten Vorwürfe können dem innern Werthe der R. keinen Eintrag thun und laſſen ſich genauer betrachtet durchgehends auf reine Mißbräuche oder wenigſtens Mißverſtändniſſe der urſprünglich reinen Idee zurückführen. — Vergl. Marheinecke, „Geſchichte der deutſchen Reformation" (4 Thle. 2. Aufl. Brelin 1831—1834); L. A. Seckendorf, „Commentatio de Lutheranismo et reformata religione" (Francof. 1692); Heeren's „Entwickelung der politiſchen Folgen der Reformation" (in deſſen „Hiſtoriſchen Werken", Bd. I.); Planck's „Geſchichte der Entſtehung, der Veränderungen und der Bildung unſeres proteſtantiſchen Lehrbegriffs" (Leipz. 1781—1800. 6 Bde. 8.); Ch. Villers, „Essai sur l'esprit et l'influence de la réformation de Luther" (3. Auflage. Paris 1808.). 23.

Reformbill, wörtlich Umgeſtaltungsgeſetz. Eine außerordentliche Theilnahme bei der ganzen cultivirten Welt haben in neueren Zeiten die im britiſchen Parliamente verhandelten Reformen erregt. Es hatte ſich nämlich in den vereinigten Königreichen ausgewieſen, daß verſchiedene Einrichtungen, welche vor langen Jahren ſehr zweckmäßig geweſen waren, bei gänzlich veränderten Zeitumſtänden die erwarteten Dienſte nicht mehr geleiſtet, ja ſogar das Gegentheil mitunter zu Wege gebracht hatten. Dieß war nicht blos bei den Municipaleinrichtungen und Corporationen der Fall geweſen, ſondern hatte ſich auch bei der Grundverfaſſung, den kirchlichen und Parliamentsangelegenheiten, ſo gefunden. Was die letzteren betraf, ſo hatte nicht allein ein jedes von den drei nach und nach mit einander vereinigten Königreichen (England, Schottland und Irland) an ſich ſelbſt im Innern eine von der andern oft ſehr abweichende Verfaſſung behalten, ſondern es war auch die Repräſentation ſelbſt durch den ungleichen Anwuchs der Bevölkerung im Lande ganz aus dem Verhältniſſe der natürlichen Gleichheit gekommen. So ſendeten zum Unterhauſe in England: 40 Grafſchaften 80 Knights (Ritter), 25 Städte 50 Citizens (Staatsbürger), darunter London 4, 167 Flekken (boroughs), jeder 2 Burgeſſes (Bürger), alſo 334, die Flecken Abingdon, Bamburn, Bewdley, Hingham, Ferreres und Monmouth 5 Burgeſſes, die 2 Univerſitäten Oxford und Cambridge 2 dergl., die 5 Hafen Dover, Sandwich, Romney, Hythe und Haſtings ſo wie die Zubehörungen Rye, Winchelſea und Seaford 18 Barone; in Wales: 12 Grafſchaften 12 Knights, 12 Flecken 12 Burgeſſes; in Schottland: 33 Grafſchaften 30 Knights, 12 Flecken 12 Burgeſſes; in Irland: 32 Grafſchaften 64 Knights, 34 Städte und Flecken 36 Burgeſſes, zuſammen 658 Abgeordnete. Von den Flecken (Burgflecken) waren manche verfallen und zur Unbedeutendheit herabgeſunken; doch hatten ſie das Recht mitunter 2 Abgeordnete zu ſchicken, wogegen mehrere der größten Städte (weil ſie früher unbedeutend waren) ohne Vertretung blieben. In Irland hatten wieder $\frac{1}{7}$ der proteſtantiſchen Einwohner mehr Abgeordnete als die übrigen $\frac{6}{7}$ Katholiken. Im Innern, bei den Corporationen und Municipalitäten, gab es andere Gebrechen. Dieß und mehreres Andere, beſonders das grenzenloſe Elend in Irland, deſſen meiſt proteſtantiſche Grundbeſitzer ihre Einkünfte im Auslande verzehrten und dem Innern nichts zu verdienen gaben, dann die Laſt des der Geiſtlichkeit gebührenden Zehnten, den der Pachter (farmer) geben mußte, kam nun, da der Staat nach erlangter Ruhe von Außen auf ſeine inneren Verhältniſſe zurückgekommen war, auf einmal zur Sprache. Die bisherige Erfahrung hatte bewieſen, daß Reformen, ſo lange ſie nicht für einen gewiſſen Zeitraum ganz durchgeführt ſind, keine Grenze

kennen, an die man ſich halten könnte, und daß, ſo lange die Grenze nicht feſtgeſtellt iſt, auch die Verſuche zur Erweiterung nicht aufhören. Ein jeder Brite hält an irgend einer Anſicht mit Wärme und ſo ſtanden gar bald die Radicalen, welche das Übel mit der Wurzel ausgerottet wiſſen, und die Conſervativen, die das Alte behalten wollten, einander gegenüber, die Beſonnenen in der Mitte. Wer den Charakter dieſes Volkes nicht kannte oder ihn gar mit dem eitlen, ſelbſtſüchtigen ſeiner Nachbarn auf dem Feſtlande verwechſelte, fürchtete für den geringſten Anfang, den man ſich mit irgend einer Abweichung vom Beſtehenden erlauben würde. Denn nicht zu läugnen iſt, daß nur das eiſerne Beharren des Briten bei jedem einzelnen Zuge ſeiner Verfaſſung, deren Umſturz (ſchon der vierte in der Generation des jetzigen Hauſes) vorzubereiten verdächtig wurde, ſo wie das nur dadurch geſicherte Erſticken jedes Attentats dagegen gleich im Keime ihm ſeine Freiheit und mit ihr den hohen Standpunkt ſichern konnte, den er in der moraliſchen Welt jetzt einnimmt, wogegen die geringſte Abweichung die zweite und weitere im unabwendbaren Gefolge haben konnte. Allein nichts von dem Befürchteten erfolgte. Gerade das durch die ganze Maſſe des Volks verbreitete Streben jedes Einzelnen, an irgend eine Partei ſich nach Gründen redlich anzuſchließen, welches alle Indolenz, allen Indifferentismus und alle Verkäuflichkeit, ſei es für Geld oder für Schmeichelei, ausſchließt, ließ nicht einmal unruhige Auftritte, geſchweige denn wirkliche Gefahren entſtehen. So ſind denn in allen den genannten Verwaltungsangelegenheiten bereits mehrere der bedeutendſten Verbeſſerungen wirklich ins Leben getreten und andere ſind noch in der Berathung, welche alle unter den allgemeinen Ausdruck der Reformen gehören. Doch bezieht man den Ausdruck R. im beſonderen Sinne auf die Reform im Parliamente und benennt die anderen Bills, wie gewöhnlich, nach dem beſonderen Gegenſtande: Corporationsbill, Iriſche Bill, Municipalbill, Zehentenbill u. a. 24.

Reformirte Kirche heißt die Kirchengemeinſchaft des ſüdlichen Deutſchlands und namentlich der Schweiz, welche gleichzeitig mit der evangeliſch-lutheriſchen Kirche im XVI. Jahrh. nach der Trennung vom Papſtthume durch Zwingli und Calvin ſich conſtituirte. Sie ward zunächſt in der Schweiz durch daſſelbe längſt gefühlte Bedürfniß einer Verbeſſerung der Kirche an Haupt und Gliedern und durch dieſelbe äußere Veranlaſſung, wie im nördlichen Deutſchland, ins Leben gerufen. Als nämlich der Franciskanermönch, Bernhardin Samſon aus Mailand, Tezeln an Frechheit ähnlich, 1518 einen Ablaßkram unter den Alpen aufſchlug, predigte Zwingli (ſ. d. Art.) mit ſolchem Erfolge gegen ihn, daß die Stadt Zürich jenem ihre Thore ſchloß. Hierdurch ermuthigt und vom Rathe zu Zürich begünſtigt ging Zwingli in ſeiner Reform des Religionsweſens immer weiter und ſchon 1520 erließ auf ſeine Veranlaſſung der große Rath ein Gebot, daß alle Prediger ſich allein an die heiligen Evangelien und die Schriften der Apoſtel halten, von Menſchenſatzungen aber ſchweigen ſollten. Zwar veranlaßten die Abmahnungen des Biſchofs Hugo von Conſtanz und Anderer (1522) mehrere Verhandlungen vor dem Rathe; aber am 29. Jan. 1523 wurde nach einer öffentlichen Disputation auf dem Rathhauſe, zu welcher Zwingli 67 Theſes gegen die ganze Äußerlichkeit des katholiſchen Kirchenweſens aufgeſtellt hatte, die Freiheit, das reine Evangelium zu verkünden, vom Rathe für den ganzen Canton beſtätigt, weil Zwingli nicht aus der Schrift widerlegt worden ſei. Zürichs Beiſpiele folgten bald mehrere andere Cantone. In Baſel, wo bereits Capito und Hedio in evangeliſchem Geiſte gewirkt hatten, entſchied Ökolampadius für die Reformation; in Schafhauſen veranlaßten noch vor 1522 Luther's Schriften und zwei Männer, die in Wittenberg ſtudirt hatten, die erſten Verbeſſerungen, welche von da an Sebaſtian Wagner erweiterte. Ähnliches geſchah gleichzeitig in St. Gallen durch Vadian und Joh. Keßler. In Bern aber, wo anfangs der große Rath, Zwingli's Reformation ablehnend, die gröbſten Miß-

bräuche auf eigene Hand abgeſtellt und Frieden geboten hatte, drängte Berthold Haller, Leutprieſter am Münſter, zur Entſcheidung, und nach einer feierlichen Disputation (1528) ward die Annahme der neuen Lehre vom Rathe publicirt. Seit 1529 erklärten ſich immer mehrere der kleineren Cantone, wie Glarus und Solothurn, für die von Zürich ausgegangene Reformation, welche ſich äußerlich von der ſächſiſchen durch größere Nüchternheit und entſchiedeneres Zurückgehn zur Einfalt der apoſtoliſchen Kirche unterſchied. Die Altäre wurden abgebrochen, die Bilder zerſtört, die Klöſter aufgehoben, die Meſſe abgeſchafft, die Prieſterehe freigegeben und das Abendmahl, welches leider den Grund zur Spaltung mit den ſächſiſchen Reformatoren legte (ſ. Zwingli und Union), evangeliſch gefeiert. Aber Krieg drohend ſtanden die ganz katholiſch gebliebenen ſogenannten 5 Orte: Schwyz, Uri, Unterwalden, Zug und Luzern, den reformirten Cantonen gegenüber. Plötzlich eröffneten ſie (9. Octbr. 1531) die Feindſeligkeiten und ſiegten in der Schlacht bei Cappel (11. Oct.) über die unvorbereiteten Züricher. Zwingli ſelbſt wurde im Kampfe erſchlagen. Aber ſein Werk ging nicht mit ihm zu Grunde. Bullinger, Wilh. Farel, Peter Viret u. A. wirkten in ſeinem Geiſte fort, letztere namentlich in Genf, wo am 27. Aug. 1535 durch ein Edict der Regierung die katholiſche Meſſe abgeſchafft und das Evangelium als alleinige Richtſchnur der genfer Kirche anerkannt wurde. (Über das Reformationsjubelfeſt der Stadt Genf am 23. Aug. 1835 vergl. Röhr's „Kritiſche Predigerbibliothek", 16. Bd. 6. Hft. S. 1105 ff. „Morgenblatt 1835" Nr. 253 ff.). Alle überſtrahlte aber der zweite Gründer der reformirten Kirche, Joh. Calvin (ſ. d. Art.), welcher durch die Macht ſeines Geiſtes der reformirten Kirche zahlreiche Anhänger gewann, durch Erweckung des kirchlichen Gemeinſinnes und durch Begründung einer Repräſentativverfaſſung dem Kirchenweſen zu Genf Ordnung und Freiheit gab und durch ſeine Schriften, Rathſchläge und Schüler ſeinen Einfluß im Gegenſatze gegen die Richtung Zwingli's, von welchem er namentlich in der Lehre von der Gnadenwahl und dem Abendmahle abwich, über die ganze reformirte Kirche verbreitete. Dieſe fand jetzt in mehreren Ländern Eingang und erhielt hier und da ein Übergewicht über die lutheriſche. In Deutſchland trat zuerſt der Churfürſt Friedrich III. von der Pfalz (1559) zur reformirten Kirche über. Ihm folgten der gelehrte Landgraf Moritz von Heſſen (1604), nachdem er die Verſöhnung beider Kirchen vergeblich verſucht hatte; ferner der Fürſt Johann Georg zu Anhalt-Deſſau (1597) und der Churfürſt Johann Sigmund von Brandenburg (1614). Auch in den Niederlanden, wo der Prinz Moritz von Oranien der reformirten Lehre perſönlich zugethan war, verbreitete ſich dieſelbe, obwohl unter harten Kämpfen. Aber durch die Parteiungen der Arminianer oder Remonſtranten und Gomariſten oder Contraremonſtranten (ſ. d. Artt.) ward die junge Kirche hier heftig erſchüttert. Durch die Synode von Dortrecht (1618—1619) ſiegte der Calvinismus. Doch erhielten die Arminianer nach Moritz's Tode Duldung. Noch ſchwerere Kämpfe hatten die Reformirten in Frankreich zu beſtehen, wo ſie erſt durch das Edict von Nantes (1598) Glaubensfreiheit erlangten, ohne jedoch bei dem Zwieſpalte der ſtrengen Calviniſten mit den gemäßigten Theologen zu Saumur ſich zu einer Kirche vereinigen zu können. Am meiſten waren die Reformirten in Großbritannien in Parteien zerſpaltet (ſ. anglicaniſche Kirche), indem ſich neben den Epiſkopalen die Presbyterianer, Puritaner, Browniſten u. a. bildeten. Sämmtliche Spaltungen in der reformirten Kirche haben ihren Grund in den verſchiedenen Anſichten ihrer Stifter, Zwingli's und Calvin's. Namentlich wurden ſie durch Calvin's ſtreng particulariſtiſche Lehre von der Gnadenwahl veranlaßt, welche unter den reformirten Theologen eine ähnliche Oppoſition, wie früher unter den lutheriſchen, ins Leben rief, ſo daß ſich, wie Lutheraner und Philippiſten (Melanchthonianer), ſo Calviniſten und Zwinglianer entgegenſtanden und noch, obwohl in neuerer Zeit nicht mehr ſo ſchroff wie einſt, entgegenſtehen.

Digitized by Google

über die Verſuche, die Reformirten und Evangeliſch-Lutheriſchen zu einer Kirche zu vereinigen, ſ. d. Art. Union. Die vorzüglichſten Schriften über die Entſtehung und Fortbildung der reformirten Kirche ſind: Basnage, „Histoire de la religion des églises réformées“ (à la Haye 1725. II Voll.); Hottinger, „Helvetiſche Kirchengeſchichte“ (Zürich 1708); Füßli, „Beiträge zur Erläuterung der Kirchengeſchichte des Schweizerlandes“ (Zürich 1741); Wirz, „Helvetiſche Kirchengeſchichte“ (Zürich 1808. 4 Bde., fortgeſetzt von Kirchhofer). 63.

Refraction des Lichts, ſ. Brechung.

Refractor, ſ. Fernrohr.

Refrain (ſpr. R'fräng) bezeichnet die in einem poetiſchen oder proſaiſchen Stücke wiederkehrenden Worte, ſie mögen nun blos in einem oder mehreren Verſen beſtehen, in der Mitte oder am Ende der ganzen Reihe, oder auch mit etwas veränderter oder unveränderter Form, in demſelben oder verſchiedenem Sinne vorkommen. Oft bilden ſie das Thema oder den Hauptgedanken, welcher durch Wiederholung und Variationen dem Ganzen einen nicht unangenehmen Schmuck verleiht und durchaus nicht leere Spielerei iſt. Der R. wird dann ein Anhaltungspunkt, ein künſtliches Band der Gedankenreihe, worauf auch ſchon der Urſprung des Namens hindeutet. Am Häufigſten wird der R. in lyriſchen, idylliſchen und überhaupt in ſolchen Liedern gefunden, wovon das Ende jeder Strophe im Tutti geſungen werden ſoll. Schon bei den Alten, z. B. Theokrit, Anakreon u. A., finden wir den R., noch mehr aber bei den neueren Dichtern, z. B. Götz, Gleim, Schmidt, Hagedorn, Voß u. A. In den ſogenannten Madrigalen, dem Triolet, Rondeau ꝛc. iſt die Stelle des R. nebſt vorgeſchriebener Zahl der Zeilen des ganzen Gedichts genau beſtimmt. Man ſehe G. F. Grotefend „Anfangsgründe der deutſchen Proſodie“ (Gießen 1815). 84.

Refrigerator, Abkühler, heißt im chemiſchen Apparate dasjenige Gefäß oder derjenige Theil eines Deſtillirgefäßes, worin die deſtillirte Flüſſigkeit ſich abkühlt. 30.

Refugiés (ſpr. Refüſchieh), Flüchtlinge, heißen vorzugsweiſe die franzöſiſchen Auswanderer, welche nach Aufhebung des Edicts von Nantes im Auslande eine Sicherheit ſuchten und dieſe vorzüglich in den brandenburgiſchen Staaten fanden. Für die der Revolution von 1789 Entflohenen ward dagegen der Name Emigranten (ſ. d. Art.) gebräuchlich. 30.

Regalien (regalia) ſind ſolche Rechte, welche mit der oberſten Gewalt im Staate verbunden von derſelben ausgeübt werden. Man theilt ſie in weſentliche (essentialia s. majora) oder Hoheits- und Regierungsrechte, welche mit der Ausübung der oberſten Gewalt im Staate eng verbunden ſind, und zufällige (accidentalia s. minora) R. im engern Sinne. Was die letzteren betrifft, ſo ſind dieſe faſt in allen einzelnen Staaten verſchieden; die wichtigſten ſind wohl außer den bereits einzeln behandelten Berg-, Forſt- und Jagdregalien das Waſſerregal; dieß erſtreckt ſich vornehmlich auf größere ſchiffbare Ströme und beſteht hauptſächlich in einem Oberaufſichtsrechte über einige Flußnutzungen, in einem Waſſerpolizeirechte und dem Rechte auf gewiſſe Einkünfte für verliehene Flußnutzung; das Regal der Heer- und Landſtraßen, welches das Recht bezeichnet von den auf Landeskoſten hergeſtellten und unterhaltenen Straßen die Einkünfte zu ziehen und auf ihnen die Gerichtsbarkeit auszuüben (die unter dem Namen Communicationsſtraßen bezeichneten Landſtraßen gehören jedoch nicht hierzu, da ſie in der Regel Eigenthum von Gemeinden oder von einzelnen Privatperſonen ſind); das Salzregal; auch das Salz gehörte früher zu dem Privateigenthume, weßhalb gerichtlich von einem Salzregale nicht die Rede ſein kann, doch wird es jetzt faſt in den meiſten Staaten den R. zugezählt, wenn gleich noch zur Zeit einzelne Salzwerke Privatperſonen zugehörig ſind. Wichtig iſt ferner das

Münzregal, d. i. das Recht des Landesfürſten in ſeinem Lande allein Geld zu prägen, ſo wie das Poſtregal. — Im Allgemeinen können dieſe Rechte, welche nach und nach aus dem Privateigenthume in das Staatseigenthum übergegangen ſind, eben ſo auch von dem Landesherrn auf Privaten übergetragen werden. 85.

Regatta heißt eine zu Venedig alljährlich ſtattfindende Wettfahrt der Gondolieri. Sie geſchieht auf den Canälen, welche vom Markusplatze auslaufen und bot ſonſt, wo die Nobili im höchſten Prunke als Zuſchauer dabei erſchienen, einen wirklich prächtigen Anblick dar. Jedes Boot iſt nur von einer Perſon beſetzt und gewiſſe Regeln beſtimmen das Nöthige über Auslauf, das Begegnen, Ausſtechen ꝛc. während des Laufes. Die drei zuerſt am Ziele anlangenden Boote erhalten eine Geldprämie. 1.

Regel, lat. regula; franz. règle; engl. rule, iſt ein Satz, der uns zur Richtſchnur bei irgend einer Thätigkeit dient. In Bezug auf ihr Weſen kann eine R. eine problematiſche ſein, die verſuchsweiſe als ſolche aufgeſtellt wird; eine aſſertoriſche, ſofern ſie uns die bequemſte iſt, und eine apodiktiſche, ſofern ſie den einzig möglichen Weg unſerer Thätigkeit zeigt. In Bezug auf den Gegenſtand iſt ſie eine theoretiſche und leitet dann unſer Denken, oder eine praktiſche oder eine Kunſtregel und beſtimmt unſer Handeln. Dem Zwecke nach ſind ſie entweder pragmatiſche oder Klugheitsregeln im äußern Leben, oder moraliſche, wie die Regeln der Moral. 77.

Regel de tri, Regel von drei Sätzen, Dreiſatz, lat. regula de tribus (numeris, positionibus, proportionibus); franz. règle de trois; engl. rule of proportion, lehrt zu drei gegebenen Zahlen die vierte finden, ſo daß dieſe vier Größen in geometriſcher Proportion ſtehen. Weil ſie faſt bei allen Geſchäften des bürgerlichen Lebens vielſeitige Anwendung findet, wird ſie auch die goldene Regel, die Univerſalregel genannt. Sie zerfällt in die einfache und in die zuſammengeſetzte. Erſtere beſchäftigt ſich damit, zu drei gegebenen Gliedern das vierte zu ſuchen, d. h. die hierher gehörigen Aufgaben beſtehen aus einer einzigen Proportion, und letztere, welche von den Rechenmeiſtern nach der Anzahl der gegebenen Sätze auch Regula quinque, ſeptem u. ſ. f. genannt wird, beſteht aus mehreren einfachen Proportionen, die entweder in mehrere einzelne Aufgaben, oder in einen einzigen Satz geſtellt und berechnet werden. Beide Arten enthalten leichte Anwendungen der geometriſchen Verhältniſſe und Proportionen auf im bürgerlichen Leben vorkommende Größen. Die Rechenmeiſter unterſcheiden noch 1) eine gerade R. de tri, R. de tri mit directen Verhältniſſen, wenn die Größen einander gerade proportional ſind, d. h. wenn mit einem Wachſen oder Abnehmen der einen auch ein Wachſen oder Abnehmen der anderen ſtatt findet, und 2) eine umgekehrte R. de tri, verkehrte R., ungerade R. de tri, R. mit indirecten Verhältniſſen, wenn die Größen einander verkehrt proportional ſind, d. h. wenn mit einem Wachſen oder Abnehmen der einen ein Abnehmen oder Wachſen der anderen verbunden iſt. So ſind z. B. Waaren und Preiſe gerade und Arbeiten und Zeit bei gleicher Arbeit verkehrt proportional. Dieſe letztere Unterſcheidung iſt aber als überflüſſig anzuſehen, denn es gibt zur Berechnung des fehlenden vierten Gliedes nur eine R. Die Aufgaben der einfachen R. de tri laſſen ſich in folgende Claſſen bringen, als: 1) Muliplicationsaufgaben, bei welchen das erſte Glied der Proportion 1 iſt; 2) Diviſionsaufgaben, bei welchen das zweite oder dritte Glied der Proportion 1 iſt, und 3) gemiſchte Aufgaben, wo keines der drei gegebenen Gliedern aus einer 1 beſteht. Die Aufgaben der zuſammengeſetzten R. de tri zerfallen 1) in ſolche, die in ihren Bedingungen Verhältniſſe enthalten, welche unter einander durch Nebenverhältniſſe verbunden nach der Anzahl der Glieder R. quinque, ſeptem, novem ꝛc. genannt werden und die zuſammengeſetzte R. de tri, auch R. multiplex genannt, wenn mehr als

fünf Glieder gegeben ſind, bilden, und 2) in ſolche, die durch eine Reihe von Gleichheiten unter ſich zuſammen ſo verbunden ſind, daß die eine aus der anderen folgt, welche nach der Kettenregel (ſ. d. Art.) aufgelöſt werden können. 40.

Regen, lat. pluvia; franz. pluie; engl. rain, nennt man die bekannte Erſcheinung in der Natur, bei welcher das in Dünſten aufgeſtiegene und in höheren Regionen der Atmoſphäre niedergeſchlagene Waſſer in tropfbar flüſſiger Geſtalt auf die Erde herabfällt, insbeſondere aber dieſe Tropfen ſelbſt, ſo lange ſie im Zuſtande des Fallens ſind. Die Ausdünſtung des den größten Theil der Erde bedekkenden Waſſers erfüllt die Luft unaufhörlich mit einer großen Quantität dampf- und dunſtförmigen Waſſers, welches allemal zu Waſſer concentrirt wird und als ſolches vermöge ſeiner Schwere herabfällt, wenn zwei mit ihm geſättigte Luftmaſſen von verſchiedener Temperatur durch die fortwährend in der Atmoſphäre ſtattfindenden Bewegungen ſich vermiſchen, ſo daß die eine durch die andere erkaltet und der in ihr enthaltene Waſſerdampf dadurch zerſtört und niedergeſchlagen wird. Von der größeren oder geringeren Menge von Waſſerdampf, welchen dieſe Luftmaſſen enthalten, ſo wie dem größeren oder geringeren Unterſchiede ihrer Temperatur hängt es ab, ob ein heftiger oder ſchwacher, ein anhaltender oder vorübergehender R. erfolgen ſoll. Aber nicht allein die Vermiſchung zweier Luftmaſſen iſt Urſache, daß ſich der Waſſerdampf in ihr verdichtet und zerſetzt und in tropfbarer Geſtalt zum Vorſcheine kommt; es können auch die Veränderungen, welche beſtändig in der Luft vorgehen und theils auf ihre Temperatur, theils auf ihre Dichtigkeit, ihre Elaſticität, ihren elektriſchen und magnetiſchen Zuſtand Einfluß haben, unmittelbare Urſache werden. In der Regel geht dem R. die Wolkenbildung voran und man darf annehmen, daß es nur aus Wolken regnen könne, weil der durchſichtige Dampf zuerſt in Dunſt, woraus die Wolken beſtehen, und dann durch Vereinigung der feinen Bläschen zu Tropfen in R. verwandelt wird. Im Widerſpruche hiermit ſieht man dennoch zuweilen einzelne Tropfen ohne Erſcheinung von Gewölk bei völlig heiterem Himmel herabfallen, welches man nur während des Sommers und meiſt nur beim Untergange der Sonne wahrnimmt. Während der Wärme des Tages geben nämlich alle feuchten Körper eine große Menge Dampf ab, welcher ſich in der Luft vertheilt, ohne ihre Durchſichtigkeit zu ſtören. Je mehr ſich Waſſerdampf zerſetzt, deſto mehr ſtrömt er von allen Seiten wieder herbei, wodurch die Wolke wieder neuen Stoff zur Unterhaltung des R. erhält, zu dem wird ſie durch den Wind von einer Stelle zur andern geführt, wo ſie immer auf neue Dunſtmaſſen trifft, welche an die Stelle der zerſtörten Dünſte treten und nach kurzer Zeit ebenfalls zerſtört werden. Die Wolke wird dadurch durchaus nicht erſchöpft, ſie kann vielmehr einen Zuwachs bekommen, wenn die Menge der ſich mit ihr vereinigenden Dünſte größer wird, als die ſich in ihrem Innern zerſetzende Menge. Nach der Größe der niederfallenden Tropfen und deren Fallverbreitung unterſcheidet man: Dunſtregen, welcher in Form einzeln zerſtreuter Tröpfchen (aus wolkenfreier blaßblauer Luft) nur kurze Zeit hindurch fällt; Staubregen, welcher theils vermehrter Dunſtregen, theils Waſſerniederſchlag iſt; Strichregen, welcher namentlich im Frühlinge aus einzelnen abgeſonderten Wolken nur beſchränkte Diſtricte trifft und gleich dem Platzregen nur Entladungserfolg ſogenannter ſtiller Gewitter iſt; Landregen, der anhaltendſte und über weite Strekken verbreitete, welcher oft 50 und mehrere Tage dauert und, wenn er in einem Jahr oft wiederkehrt, die naſſen Sommer erzeugt; Schlagregen, kurz anhaltender, aber heftiger Regenſchauer; Platzregen, von den geringeren Gewitterſchauern bis zu den verheerenden Wolkenbrüchen (ſ. d. Art.). Nach den ihn begleitenden Phänomenen unterſcheidet man dunklen und (elektriſch und feurig) leuchtenden; nach den Entſtehungsbedingungen Schleier-, Nebel-, Cumulo- und Stratusregen. Das Regenwaſſer iſt eigentlich nur reines Waſ-

ſer, weil die Bildung des aufſteigenden Dampfes ein eigentlicher Deſtillationsproceß im Ganzen genannt werden kann; indeß finden ſich darin verſchiedene Subſtanzen beigemiſcht, die es in ſich aufnimmt, wenn es in tropfbar flüſſiges Waſſer verwandelt wieder zur Erde herabſinkt. Denn da auch andere Dünſte, Rauch u. dgl., namentlich bei anhaltender trockener Witterung und lange anhaltender Dürre, in die Atmoſphäre aufſteigen, ſo müſſen auch hauptſächlich die erſten Regentropfen am Stärkſten verunreinigt, die folgenden aber fortdauernd reiner werden. Doch kommen mit oder ohne Bekleidung von Waſſer zuweilen auch die verſchiedenſten Subſtanzen aus der Atmoſphäre herab, welche man **Blutregen**, **Schwefelregen**, **Aſchenregen** u. ſ. w. genannt hat; ja ſogar Thiere, Pflanzen und Früchte regnet es zuweilen, jederzeit aus dem ganz natürlichen Grunde, weil ſie durch heftige Luftſtrömungen in die Höhe gehoben, eine bedeutende Strecke fortgeführt worden waren und beim Aufhören des Sturmes wieder herabfielen. Die Regentropfen vergrößern ſich immer mehr, wenn ſie beim Herabfallen durch wärmere mit Waſſerdampf geſättigte Luftſchichten gehen, weil ſie nahe um ſich eine niedere Temperatur erzeugen, welche neuen Niederſchlag von Waſſer zur Folge hat, das ſich mit dem Tropfen vereinigt. Im Allgemeinen ſind die durch den Nebel gebildeten Waſſertropfen viel kleiner als die des Regens, weil der Nebel ſich dicht an der Erde erzeugt. Im Winter ſind ſie kleiner als im Sommer und in kälteren Gegenden kleiner als in wärmeren, weil aus der kälteren Luft weniger Waſſerdunſt niedergeſchlagen werden kann. Die größten Tropfen ſieht man im Sommer vor einem Hagelwetter. Dieſe ſind wahrſcheinlich in den unteren warmen Regionen geſchmolzene Hagelkörner, welche aus ſehr bedeutenden Höhen herabkommen. Die größten Tropfen aber kommen in den heißeſten, den Äquatorgegenden, vor. Daß ſich die Regentropfen im Fallen noch vergrößern, erkennt man auch daraus, daß die Waſſermenge bei jedem R., welche auf einem niedriger gelegenen Orte auffällt, größer iſt, als die an einem höhern Orte ſich ſammelnde. Zur Beſtimmung der verſchiedenen jährlichen Regenmenge an verſchiedenen Orten auf dem Erdboden bedienen ſich die Meteorologen eigener Inſtrumente, welche **Regenmeſſer**, **Ombrometer**, **Hyetometer** (ſ. d. Art.) heißen. Berechnungen zufolge beträgt die mittlere Quantität des jährlich zu Paris im Hofe des Obſervatorium gefallenenen Regens 56 Centimètres, während die mittlere Quantität, welche auf die Terraſſe fällt, nur 50 Centimètres beträgt. Hieraus folgt, daß zu Paris die Quantität des Regens, welche bis 28 Mètres Höhe fällt, nur $\frac{8}{9}$ derjenigen iſt, welche auf der Ebene fällt. Wie groß die mittlere Menge für die ganze Erdoberfläche ſei, läßt ſich gar nicht beſtimmen, doch nimmt Bergmann ungefähr 30, de la Metherie hingegen nur 24—26 Zoll an. Vergl. Kamtz's „Lehrbuch der Meteorologie" (Bd. I.); Schübler's „Grundſätze der Meteorologie u. ſ. w." (Leipzig 1831) und Kaſtner's „Handbuch der Meteorologie" (Erlangen 1825, 1830. 2 Bde.). 40.

Regenbad oder **Schauerbad** (**Hydrokonion**), wobei der ganze Körper mit Waſſer beſpritzt und durch den daraus entſtandenen Kitzel eine gewiſſe Reizbarkeit und Friſche deſſelben bewirkt wird, wird vermittelſt eines Rohres, das wie bei einer Gießkanne in eine breite Platte ausgeht, in welcher kleine Öffnungen befindlich ſind, bewerkſtelligt. Der Walz'ſche Apparat dazu wird in einem Schranke aufgeſtellt, der in einer Stube bequem ſein Plätzchen findet. Im Nothfalle kann ſelbſt die Gießkanne dazu benutzt werden. 35.

Regenbogen, lat. iris, arcus coelestis; franz. arc en ciel; engl. rainbow, iſt der Name des farbigen Bogens, welcher ſich im herabfallenden Regen oder anſcheinend in der Regenwolke zeigt, wenn es beim Scheine der Sonne letzterer gegenüber regnet. Iſt die Erſcheinung vollſtändig, ſo ſieht man zwei Bogen, welche concentriſch ſind und beide ihren Mittelpunkt genau der Sonne gegenüber

haben, in der Richtung nämlich, wohin der Schatten des Kopfs des Beobachters fällt. Der innere Bogen heißt ſeiner viel lebhafteren Farben wegen der **Hauptregenbogen** (iris primaria), der äußere der **Nebenregenbogen** (iris secundaria). Der Hauptregenbogen zeigt die Farben des prismatiſchen Sonnenbildes und zwar macht das Roth den äußern Rand oder der Halbmeſſer des rothen Bogens iſt größer als der der übrigen, welche ſich in derſelben Ordnung wie im prismatiſchen Farbenbilde an einander reihen, ſo daß der violette Bogen den innern Rand bildet. Die Farben folgen nämlich in folgender Ordnung auf einander: violet, purpur, blau, grün, gelb, orange und roth. In dem äußeren R. dagegen erſcheinen die Farben in entgegengeſetzter Ordnung, ſo daß das Violette den äußern, das Rothe den innern Rand bildet, deſſen Bogen am kleinſten iſt. Auch erblickt man nicht ſelten außer dieſen Hauptbogen ſecundäre Bogen, deren Farben zu einander im Ergänzungsverhältniſſe ſtehen und die gleich den Hauptbogen einem vollſtändig polariſirten Lichte ihren Urſprung verdanken. Regnet die Wolke nicht an allen Stellen, ſo erſcheinen nur einzelne Theile eines Regenbogens, welche **Wetter- oder Regengallen** und, wenn ſtatt des Lichtes der Sonne das des Mondes das Farbenbild erzeugt, **Mondregenbogen** heißen. Man erblickt den R. auch zuweilen im Nebel weiß und ohne Farben, wahrſcheinlich weil das geſchwächte Sonnenlicht das Erkennen der Farben nicht geſtattet. Am Hauptregenbogen zeigt ſich nicht ſelten an der innern Seite eine Wiederholung des Grün und Violet, ſo daß ſich an den violetten Bogen noch ein ſchmaler grüner, dann ein violetter, wieder ein grüner und zuletzt noch ein violetter anſchließt. Dieſe Farbenwiederholung iſt meiſt nur am höchſten Theile des innern Bogens ſichtbar und verliert ſich da, wo der Bogen gegen den Horizont herabgeht. Der R. kann nicht über dem Horizonte erſcheinen, wenn die Höhe der Sonne mehr als 42° beträgt, bei niedrigerem Stande der Sonne iſt ſein Bogen deſto höher, je niedriger die Sonne ſteht, und beim Aufgange oder Untergange der Sonne erſcheint er als voller Halbkreis. Wenn die Sonne beim Auf- oder Untergange ſehr roth erſcheint, ſo zeigt auch der R. faſt keine andere Farben als roth und gelb und deſto weniger von anderen Farben, je röther die Sonne ſelbſt gefärbt iſt. Daß die Regentropfen und nicht die Wolke die Veranlaſſung zur Entſtehung des Regenbogens geben, ſieht man daraus, daß der untere Theil des Regenbogens oft in ſeinem vollen Glanze vor den Gegenſtänden auf der Erde ſich beweiſt und dieſe zu bedecken ſcheint; ſteht der Beobachter hoch, ſo kann er den R. zuweilen als beinahe einen ganzen Kreis bildend auch von den nicht ſehr entfernten, unter ihm liegenden Gegenſtänden ſehen. Der ſcheinbare Halbmeſſer (der äußere und der innere) des Hauptregenbogens beträgt 40° 16′—42° 2′, der des Nebenregenbogens (der innere und der äußere) 50° 59′—54° 9′. Eine ſo glänzende Lufterſcheinung als dieſe hatte in den alten Zeiten zu vielen Fabeln die Veranlaſſung gegeben und von jeher die Aufmerkſamkeit der Naturforſcher beſchäftigt. Indeſſen war der Biſchof von Spalatro, de Dominis, der Erſte, welcher, im Anfange des XVII. Jahrh., die Entſtehung des Hauptregenbogens aus dem in den Regentropfen zweimal gebrochenen und einmal zurückgeworfenen Lichte richtig herleitete und durch folgenden leichten Verſuch erläuterte. Man hängt eine hohle mit Waſſer gefüllte Glaskugel an einer Schnur auf, die über eine Rolle geht, ſo daß man die Kugel erhöhen und erniedrigen kann. Hängt ſie nun hoch in den Sonnenſtrahlen und man ſtellt ſich mit dem Rücken gegen die Sonne, ſo daß eine vom Auge nach der Kugel gezogene gerade Linie mit den Sonnenſtrahlen einen Winkel von etwa 54° macht, ſo erblickt man in der Kugel einen violetten Fleck. Läßt man ſie langſam tiefer herunter, ſo erſcheinen nach und nach alle übrigen Farben des Prisma und endlich die rothe, wenn jener Winkel auf 52° vermindert worden iſt. Senkt man die Kugel immer noch tiefer, ſo ſieht man anfangs nichts in ihr, bis endlich, wenn die Linie aus dem

Auge gegen die Sonnenſtrahlen unter einem Winkel von 42° geneigt iſt, wieder das Rothe lebhafter als vorher erſcheint, dem nachher die übrigen Farben des Prisma in ihrer Ordnung folgen bis zum Violetten, wo jener Winkel an 40° beträgt. Tiefer herunter ſieht man weiter keine Farben in der Kugel. Descartes wiederholte nachher dieſen Verſuch umſtändlicher und erklärte die zu beiden R. nöthigen Brechungen und Zurückwerfungen richtiger und viel genauer als ſein Vorgänger. Aber er war eben ſo wenig als dieſer im Stande, über die Farben, welche die Hauptſache bei dem R. ausmachen, etwas Befriedigendes zu ſagen, weil er die verſchiedene Brechbarkeit derſelben nicht kannte. Es war aber dem großen Newton, der zuerſt das Licht in Farben ſpaltete, vorbehalten, eine genaue und vollſtändige phyſikaliſche Erklärung dieſer ziemlich verwickelten natürlichen Erſcheinung zu geben. Er erklärt die Entſtehung des Hauptregenbogens durch Lichtſtrahlen, die in den Regentropfen zwei Brechungen und eine Zurückwerfung erleiden und die des Nebenregenbogens durch Lichtſtrahlen, die an der Hinterſeite des Tropfens zwei Zurückwerfungen nach dem Innern zurück erlitten haben. Seltener zeigen ſich außer den gewöhnlichen R. mit dem Horizonte zugewendeten Bogenenden umgekehrte Bogen, deren Krümmung nicht nach Oben, ſondern nach Unten gerichtet erſcheint, welche wahrſcheinlich durch Spiegelung der Sonne in Waſſer und Reflexion dieſer Sonnenſtrahlen von der Waſſerfläche zur Regenwand entſtehen. Ferner ſieht man in den Thautropfen auf einer Wieſe oder in den Waſſertropfen der Meteorwellen dem R. ähnliche Erſcheinungen, die man unter dem Namen arc-en-terre, arc-en-mer kennt und deren Erſcheinung darin beſteht, daß ein farbiger dem R. gleicher elliptiſcher oder hyperboliſcher farbiger Bogen ſich auf dem Boden ausdehnt. Auch ſieht man doppelte R., wenn man ſich nahe genug an einer großen und ſtillen Waſſerfläche befindet und die zurückgeworfenen Sonnenſtrahlen auf die Regentropfen fallen. Eben ſo ſieht man auch bei allen Waſſerfällen, wo das Waſſer ſich in eine Menge von Tropfen zertheilt, wenn man hinter ſich die Sonne und vor ſich einen dunkeln Grund hat, bei hellem Wetter, beſtändige R. in dem Waſſerſtaube, die oft einen ganzen Kreis bilden. 40.

Regenbogen (Barthel), ein deutſcher Meiſterſänger in der zweiten Hälfte des XIII. Jahrh., von deſſen Lebensumſtänden wir nichts mehr wiſſen, als daß er ein ehrſamer Schmid zu Mainz war und mit ſeinem berühmteren Landsmanne H. Frauenlob im Geſange wetteiferte. Seine auf uns gekommenen Gedichte (Maneſſ. Samml. II. 197—198) zeigen ihn uns als einen ſo trockenen Reimer, wie nur irgend einer aus den Schulen der zunftmäßigen Meiſterſänger hervorgegangen iſt. 67.

Regeneration, ſ. Reproduction.

Regenmeſſer, ſ. Hyetometer.

Regensburg (einſt Augusta Tiberii, dann Imbripolis, gewöhnlich Ratisbona), eine von den älteſten Städten Deutſchlands, noch von den Römern gegründet und Hauptſtadt des Regenkreiſes im Königreiche Baiern, Sitz des Generalcommiſſairs und eines Biſchofs, liegt an der Mündung des Regen in die Donau, über die eine berühmte ſteinerne, 1098 Fuß lange, 23 Fuß breite, von 15 Bogen getragene und von Heinrich dem Stolzen 1135 erbaute Brücke führt, in einem weiten Thale, welches von den Höhen am linken Donauufer beherrſcht wird. Die Stadt iſt bis auf den ſeit dem Brande 1809 aufgebauten neuen Theil altmodiſch und unfreundlich gebaut und hat mit der gegenüber, jenſeits der Donau gelegenen Stadt am Hof 23000 Einw., von denen ⅔ Katholiken ſind. Beſonders von der hohen nürnberger Straße her nimmt ſich die Stadt prächtig aus mit ihren alten Thürmen, der ſchönen obengenannten Brücke, Stadt am Hof, den beiden Donauinſeln, den vielen Landhäuſern und Gärten. Sie hat ſtarke Mauern, aber ſchlechte Graben mit Contrescarpe und ihre einzig regelmäßige

ſtraße iſt die Marſtraße. Die merkwürdigſten Gebäude ſind: der im XIII. Jahrh. :baute Dom mit ſchönen Glasmalereien und den Denkmälern der Biſchöfe Philipp Vilhelm, Anton und des Churerzkanzlers von Dalberg; das Rathhaus, von 662 bis 1806 dauernder Sitz des deutſchen Reichstags; die ehemaligen Reichs⸗ bteien St. Emmeran mit Bibliothek, Muſeum und Gemäldeſammlung und den Grabmälern zweier Könige; Nieder⸗ und Obermünſter; die proteſtantiſche St. Peters⸗ und Dreieinigkeitskirche; das Regierungsgebäude; die alte Kapelle (jetzt Garniſonkirche), durch Alter und Bauart merkwürdig, das Palais des Fürſten von Thurn und Taxis, der Ditmar'ſche Palaſt, das Schauſpielhaus und der alte Römerthurm. An wiſſenſchaftlichen Anſtalten gibt es ein Lyceum, ein Gymna⸗ ium, ein katholiſch⸗theologiſches Seminar, eine Realſchule, ein Blindeninſtitut, eine Zeichnenſchule, eine botaniſche Geſellſchaft, eine Sternwarte, eine öffentliche Bibliothek, ein Muſeum von mathematiſch⸗phyſikaliſchen Inſtrumenten und eine Gemäldeſammlung. Die Einwohner unterhalten Schiffbau, Schifffahrt und Handel auf der Donau, welche hier zwei von Fiſchern und Schiffern bewohnte Inſeln, Ober⸗ und Unterwörth, bildet, verſchiedene Fabriken, große Wachsbleichen und mancherlei Gewerbſamkeit. Berühmt ſind die Bierbrauereien, auch ſtehen der regensburger Meth und die Würſte im Rufe. Es gibt um die Stadt, auf der Brücke und auf beiden Donauinſeln ſchöne Spaziergänge und in den ſchönen Anlagen und Alleen um R. ſind die Denkmäler des Fürſten Karl Anſelm von Thurn und Taxis, der viel zur Verſchönerung der Umgebungen beitrug, des Fürſten Primas, Karl von Dalberg, und des hier im Jahre 1630 geſtorbenen berühmten Aſtronomen Keppler. Lange Zeit war dieſe Stadt der Sitz der baieriſchen Herzöge, ſeit dem XIV. Jahrh. freie Reichsſtadt und von 1662—1806 der Sitz des deutſchen Reichstages. Am 23. April 1809 ſchlug hier Napoleon mit 140000 Mann 130000 Öſtreicher unter dem Erzherzoge Karl und eroberte darauf R. (ſ. Abensberg). 71.

Regent wird im Allgemeinen das geſetzmäßige, die oberſte Leitung führende Staatsoberhaupt genannt; im beſondern Sinne verſteht man darunter das Oberhaupt eines ſolchen Staats, welcher einem Einzelnen unterworfen iſt, der die Zügel der Regierung in der Hand hält; 2) derjenige, welcher als Nächſter zur Regierung das Staatsruder für den Berechtigten einſtweilen führt, ſo lange dieſer durch Umſtände behindert iſt, wie Georg IV. während der Schwäche ſeines Vaters. Mitregent iſt der, welchen der Berechtigte zur Theilnahme an den Regierungsgeſchäften zugelaſſen hat. 17.

Reggio (Herzog von), ſ. Oudinot.

Regie (ſpr. Reſchih) iſt die Verwaltung eines Geſchäfts, welches als Finanzunternehmung betrieben wird, und Regiſſeur (ſpr. Reſchiſſör) der Dirigent deſſelben. Der Ausdruck wird dann auch auf Privatunternehmungen, welche auf Speculation gegründet ſind, angewendet. Vorzüglich gebraucht man den Ausdruck Regiſſeur beim Theater, welcher die Beſtimmung der aufzuführenden Stücke und die Beſetzung der einzelnen Rollen zu beſorgen hat. 17.

Regierung (aus dem lateiniſchen regere) iſt 1) die geſetzmäßige Ordnung und Lenkung eines Gemeinweſens oder eines Staates; 2) das dazu beſtimmte oberſte Collegium für die Angelegenheiten des Innern; 3) das oberſte Verwaltungscollegium einer Provinz. Die Beiſitzer ſolcher Collegien pflegen den Titel Räthe, Regierungsräthe, der Director aber (meiſtens) den als Kanzler zu führen. Die dazu gehörige Expedition nennt man die Kanzlei. Unter den verſchiedenen Arten, die Verwaltung eines Staats zu lenken, unterſcheidet man hauptſächlich 1) die monarchiſche Regierungsform (wo Einer regiert, Alleinherrſchaft), die ariſtokratiſche (bei welcher nur einige der Angeſehenſten und Vornehmſten die Herrſchaft führen) und die demokratiſche (an welcher die ganze

Nation Antheil hat); 2) die beſchränkte R. (durch weiſe Geſetze, Einrichtungen und Stände) und die unbeſchränkte. Bei jeder Regierungsform wird jedoch vorausgeſetzt, daß ſie geſetzmäßig iſt; ſonſt würde Uſurpation vorhanden ſein. 17.

Regillo da Pordenone, ein berühmter italieniſcher Maler venetianiſcher Schule, hieß eigentlich Giovanni Antonio Licinio und war im Jahre 1484 zu Pordenone geboren. Giorgione ward ſein Vorbild, doch bildete er ſich einen ſelbſtſtändigen Styl und gelangte bald zu einer ſo hohen Stufe künſtleriſcher Vollkommenheit, daß er es wagen konnte, mit ſeinem großen Zeitgenoſſen und Nebenbuhler Tizian in die Schranken zu treten und gemeinſchaftlich mit ihm den großen Saal der Pregadi und die St. Johanniskirche ſeiner Vaterſtadt zu malen. Dieſe Gemälde, ſo wie ein heiliger Lorenzo Giuſtiniani in der Kirche Santa Maria del Orto, ſind ſeine berühmteſten. Zwar ſtehen ſie denen Tizian's, beſonders hinſichtlich der Farbengebung und der Auffaſſung, unbedingt nach, gehören aber in vortrefflicher Wahl der Tinten, Zeichnung und Ausführung unbezweifelt zu den beſten jener Periode. Auch zu Mantua, Vicenza und Genua findet man einige Meiſterwerke dieſes Künſtlers. Derſelbe ſtarb im Jahre 1540 zu Ferrara, wahrſcheinlich an Gift. Unter ſeinen zahlreichen Schülern ſind Francesco Minzocchi, Pomponio Amalteo und Bernardino Licinio die berühmteſten. 36.

Regiment iſt die Bezeichnung einer größern Militairabtheilung (ſ. das Nähere unter dem Art. Militair). Form und Benennung iſt urſprünglich deutſch. Nämlich: Prinz Moritz von Oranien ertheilte gewiſſen Officieren den Auftrag, in Deutſchland Reiter anzuwerben, worüber dieſelben vermöge des Vertrages das R., d. h. den unumſchränkten Befehl, nebſt allen Vorrechten behielten. Dieſe Oberſten nannten ſodann den Trupp Reiter, den ſie formirt hatten, ihr R. Das R. wurde wieder in kleinere Abtheilungen getheilt, welche man Schwadronen oder Rittſchaften nannte, über die ein Rittmeiſter das Commando führte. Hiervon iſt nun die Bezeichnung R. beibehalten worden und auch auf die Infanterie übergegangen. Ein damaliger Oberſt hatte in ſeinem Regimente noch einen Lieutenant (Stellvertreter), welcher bei Abweſenheit oder Krankheit deſſelben das Commando führte und daher Oberſtlieutenant genannt wurde; außerdem noch eine Charge, den Wachtmeiſter, welcher über den innern Dienſt, die Feldwachen ꝛc. die Aufſicht führte und daher der Oberſtwachtmeiſter (Major) hieß. Auch dieſe Gradbezeichnungen haben ſich bei den ſpäteren Organiſationen in den meiſten Armeen erhalten, wenn gleich die Dienſtobliegenheiten derſelben heutiges Tages andere ſind. 61.

Regiomontanus (eigentlich **Johann Müller** von Königsberg), einer der vorzüglichſten älteren Mathematiker Deutſchlands, am 6. Juni 1436 zu Unſind bei Königsberg in Sachſen-Meiningen geboren, widmete ſich zu Leipzig und zu Wien unter dem großen Mathematiker Purbach den mathematiſchen und aſtronomiſchen Wiſſenſchaften und ging dann (1462) mit dem gelehrten Cardinal Beſſarion nach Italien, um das Griechiſche zu erlernen. Nach einem längeren Aufenthalte in Rom, Ferrara, Padua und Venedig und nach vollkommener Erreichung ſeines Zweckes kam er nach Wien zurück, wo er mathematiſche Vorträge hielt. Sein Aufenthalt in Ofen, wohin ihn Math. Corvinus berufen hatte, ward ihm bald durch die ſteten Unruhen in Ungarn verleidet und er faßte den Entſchluß ſich in Nürnberg niederzulaſſen, wo er 1471 mit B. Walter eine Druckerei errichtete, aus welcher kunſtreiche mathematiſche Werke hervorgingen, welche ſelbſt in Deutſchland zu den größten Seltenheiten gehören. Papſt Sixtus, der ihn zur Verbeſſerung des Kalenders 1475 nach Rom berief, erhob ihn zum Biſchof von Regensburg. Ehe er aber mit der beabſichtigten Arbeit zu Stande kommen konnte, ſtarb er am 6. Juli 1476 an der Peſt oder wurde, wie Andere behaupten, von den Söhnen Georg's von Trapezunt, deſſen Überſetzungsfehler im Ptolemäus er ſcho-

ungslos aufgedeckt hatte, aus Rache ermordet. Müller war der Erſte, welcher in Deutſchland das völlig vernachläſſigte Studium der Algebra und Trigonometrie wieder in Aufnahme brachte und ſeine aſtronomiſchen Lehren auf ſelbſt gemachte Beobachtungen gründete. Von ſeinen zahlreichen Schriften nennen wir nur die „Ephemerides astronomicae ab anno 1475 ad annum 1506“ (Norimb. 1474. 4.); das „Calendarium latinum in ann. 1475—1513“ (Norimb. 1473. 4.); den „Deutſchen Kalender“ (Ebend. 1473. 4.); „Tabulae directionum profectionumque“ (Venet. 1485. 4.); „De reformatione Calendarii“ (Ibid. 1489. 4.); „Tabula magna primi mobilis cum usu multiplici“ (Norimb. 1475. 4.); „De cometae magnitudine et longitudine“ (Ibid. 1534. 4.) und „De triangulis omnimodis libri V“ (Ibid. 1533. Fol.). 66.

Regiſter (aus dem ſpätern lat. registrum; franz. registre; engl. register; Andere fälſchlich von regestum) iſt überhaupt ein Verzeichniß von Namen und Gegenſtänden. Gewöhnlich iſt die Art das leitende Princip, wie bei Geſchlechtsregiſter, Schuldregiſter ꝛc. Zur leichtern Überſicht und zum bequemern Nachſchlagen der Wörter, Namen und Sachen, welche in einem Buche vorkommen, wird demſelben häufig ein ſolches R. in alphabetiſcher Ordnung angehängt. Es wird dann bald ein Wort-, bald ein Namen-, Sach- und Stellenregiſter ꝛc. genannt. Bei größeren Werken bildet das R. wieder ein beſonderes Buch und heißt auch ſtatt deſſen wohl im Allgemeinen Anzeiger (index). In einem andern Sinne werden auch mehrere Dinge einer Art, ohne den Nebenbegriff eines Verzeichniſſes, unter R. verſtanden. Wie z. B. das Flötenregiſter ꝛc. bei den zu einer Stimme gehörenden Pfeifen in der Orgel und bei Kunſtdrechslern alle zu einer Art der Arbeit gehörigen Dinge, Modelle ꝛc. Endlich iſt auch R. ein Werkzeug, welches mehrere Dinge einer und derſelben Art in Bewegung ſetzt. So in der Orgel die dünnen beweglichen Stäbe unter dem Pfeifenſtocke und in Schmelz-, Deſtillir- und Reverberiröfen eine Vorrichtung zum Regieren des Feuers, welche der Chemiker auch Spiracula nennt. Außerdem hält auch der Buchdrucker R., indem er den Bogen beim Wiederdrucke genau nach den beim Schöndrucke entſtandenen Stiftlöchern auflegt, damit die Columnen genau auf einander paſſen. — Beim Bergbaue werden vorzugsweiſe die Ausgabe- und Einnahmebücher R. genannt, welche die Schichtmeiſter zu führen verbindlich ſind. Von denſelben hat jeder Schichtmeiſter ein ſogenanntes Einlegeregiſter behufs der Aufrechnung und Defectur einzureichen, welches von dem Receßſchreiber in Empfang genommen und examinirt wird. Dieſe R. werden von demſelben bei der feierlichen Oberbergamtsſeſſion am Schluſſe jedes Quartals zur Aufrechnung durchgegangen. 84. 76.

Regiſtrator iſt diejenige Perſon in Gerichten, welche zunächſt nach dem Actuar und Viceactuar, welche die Acten ordnen und heften, zum Eintragen einzelner Verhandlungen, Anfertigung von Protocollen und Regiſtraturen über ſummariſche Verhöre oder mündliche Anbringen der Parteien verpflichtet iſt, ſo viel als anderwärts Protocollant, Protocollführer. Regiſtratur iſt daher die vom R. aufgenommene Schrift (Protocoll) über die ihm gemachten Ausſagen oder Anbringen; dann auch die Expedition, wo die Regiſtratoren ſitzen; endlich das Actenlocale (Stube, — Schrank, Repoſitorium), wo Acten und Regiſtraturen aufbewahrt werden. 3.

Reglement (ſpr. Räglmang) heißt die Geſammtheit von Anordnungen oder Vorſchriften in einem beſtimmten Fache oder für einen Geſchäftsgegenſtand. 3.

Regnard (ſpr. Renjahr) (Jean François), der zweite Luſtſpieldichter der Franzoſen, am 8. Febr. 1655 zu Paris geboren, ging nach Beendigung ſeiner Studien nach Italien, wo er durch hohes und glückliches Spiel ſein ererbtes bedeutendes Vermögen vermehrte. Auf einer zweiten Reiſe nach dieſem Lande lernte er

eine ſchöne Provençalin kennen und verliebte ſich in ſie. Er begleitete ſie nebſt ihrem Gatten nach Toulon, ward aber auf dem Wege mit allen Reiſegefährten von algieriſchen Seeräubern gekapert und nach Conſtantinopel gebracht. Als Sklave verkauft wußte er ſich durch ſeine Kenntniſſe in der Kochkunſt die Gewogenheit ſeines Herrn zu erwerben, die er aber bald durch die Entdeckung eines nähern Umgangs mit deſſen Frauen verſcherzte. In der größten Bedrängniß entweder ein Muhammedaner oder verbrannt zu werden, erhielt er ſein Löſegeld und kam mit ſeiner Geliebten, die er ebenfalls loskaufte, glücklich davon. Kaum hatte er aber zu Paris Anſtalten gemacht ſich mit dieſer auf die Nachricht von dem Tode ihres Gemahls zu verbinden, als der Todtgeglaubte ankam und ſeine Pläne vereitelte. Mißmuthig machte er mehrere Reiſen nach Holland, Dänemark, Schweden, Lappland, Polen und Deutſchland und kaufte ſich nach ſeiner Heimkehr eine einträgliche Stelle. Seine treffliche Tafel zog bald eine Menge Freunde in ſein Haus, welches jedem luſtigen Geſellen offen ſtand. In den Stunden, welche ihm die Freuden des Lebens übrig ließen, dichtete er ſeine trefflichen Luſtſpiele, welche jetzt noch eben ſo gern wie die Molière's geſehen werden. Er lebte abwechſelnd zu Paris und auf ſeinem Landgute Grillon bei Dourdan, wo er am 4. Sept. 1709 an den Folgen einer allzuſtarken Arznei, die er gegen Unverdaulichkeit genommen hatte, ſtarb. Seine Luſtſpiele, unter welchen „Le Joueur" (1696), „Le Distrait" (1697) und „Le légataire universelle" (1708) die bedeutendſten ſind, müſſen als Charakter- und Intriguenſtücke zugleich gelten, ſie ſind faſt in jedem Zuge voll Witz und Laune, wahrhaft komiſch, oft burlesk (aber nie gemein), jovialiſch und natürlich. Molière ſchwebte ihm oft als Muſter vor, aber er kann in keiner Beziehung als deſſen Nachahmer gelten. Seine Diction iſt fein und correct, die ihm eigene Leichtigkeit des Dialogs faſt unübertrefflich. Seine übrigen Schriften, die „Voyage en Flandre, Hollande, Danemark, Suède, Laponie, Pologne, Allemagne" (1731) etwa ausgenommen, ſind unbedeutend. Die beſten Ausgaben ſeiner „Oeuvres complètes" beſorgte Garnier (Par. 1790. N. E. 1820. 6 Voll. 8.) und Crapelet (Par. 1823. 6 Voll. 8.). Die älteren Ausgaben werden nicht mehr geſchätzt. 67.

Regnault (ſpr. Renjohl) (Michel Louis Etienne), ein während der Kaiſerzeit oft genannter Mann, 1759 zu Saint-Jean d'Angeli geboren, lebte vor der Revolution als Advocat zu Rochefort und ward zum Deputirten bei den Generalſtaaten gewählt. Er wand ſich, obſchon durch ſeine Mäßigung den Terroriſten verhaßt, geſchickt durch alle Geſtaltungen der Revolution und ward Adminiſtrator der Hospitäler der italieniſchen Armee und in dieſer Eigenſchaft mit Buonaparte näher bekannt, welchem er ſich von jetzt an mit raſtloſem Dienſteifer anſchloß. Nach der Revolution des 18. Brumaire, an deren Vorbereitung er großen Antheil nahm, rief ihn Buonaparte in den Staatsrath und brauchte ihn vorzüglich bei ſeinen geheimen Geſchäften, wozu R. durch ſeine genaue Kenntniß ſeiner Zeit und Zeitgenoſſen ſich geſchickter als ſonſt irgend Jemand zeigte. Napoleon überhäufte ihn mit Ehrenſtellen und Wohlthaten und ſchuf ſogar 1810 die Stelle eines Staatsſecretairs der kaiſerlichen Familie für ihn. Er hatte ſeitdem bei allen wichtigen Angelegenheiten die Hände im Spiele und wurde nach der zweiten Reſtauration, obſchon er den Bourbons ſeine Dienſte angeboten hatte, auf die Liſte der Proſcribirten geſetzt. Er ging nach Amerika, kam aber, weil ihn der Aufenthalt in dieſem Lande langweilte, ſchon 1817 nach Europa zurück. Erſt zwei Jahre ſpäter erhielt er die Erlaubniß den Boden Frankreichs zu betreten; er kam krank nach Paris, wo er kurz nach ſeiner Ankunft am 12 März 1819 ſtarb. 66.

Regnault (Jean Baptiſte), ein namhafter franzöſiſcher Hiſtorienmaler der neuern Zeit, geb. den 17. Oct. 1754 zu Paris, bildete ſich zu Rom unter Bardin's Leitung und erhielt bereits 1774 während ſeiner Anweſenheit in Paris für

·inen „Diogenes im Faſſe" den Preis. Später kehrte er nochmals auf einige Zeit ach Rom zurück, um die früher begonnenen höheren Studien zu vollenden. 1783 oard er Mitglied der Akademie. Seine zahlreichen Arbeiten, unter denen vorzüg-ich ein Achilles, Andromeda und Perſeus Erwähnung verdienen, befinden ſich neiſt in Paris theils in öffentlichen, theils in Privatſammlungen zerſtreut und ind zum Theil in Kupfer geſtochen worden. Auch war R. ein geſchickter Portrait-naler und Zeichner. Sein Colorit iſt angenehm und die Ausführung ziemlich ge-nau, die Compoſition indeß meiſt etwas kalt. — R. ſtarb am 12. Oct. 1829. 36.

Regnier (ſpr. Renjieh) (Mathurin), der erſte claſſiſche Satyrendichter der Franzoſen, am 21. Dec. 1573 zu Chartres geboren, zeigte ſchon in früher Jugend Anlagen zur Poeſie und einen nicht zu zähmenden Hang zur Satyre, wodurch er ſich während ſeines ganzen Lebens vielen Verdruß zuzog. Er war zum geiſtlichen Stande beſtimmt, gab aber bald die Theologie auf und führte ein ſo liederliches Leben, daß er es für gut fand, Paris zu verlaſſen und als Diener des Cardinals Franz von Joyeuſe nach Rom zu gehen (1593). Später (1601) begleitete er den Herzog von Bethune in dieſelbe Stadt und erhielt nach ſeiner Heimkehr zur Belohnung ſeiner Dienſte mehrere Pfründen, die ihm ein ſorgenfreies Leben ſicherten. Aber ſeine Geſundheit war zerrüttet und er ſtarb am 22. Oct. 1613 an den Folgen ſeiner Ausſchweifungen, die er in den letzten Jahren ſeines Lebens bitter bereut hatte. R. war einer der vorzüglichſten Köpfe ſeiner Zeit; ſeine (16) Satyren, in welchen er ſich Juvenal und Horaz zum Muſter nahm, zeichnen ſich durch hellen Blick, kauſtiſches Darſtellungstalent und Kraft, die jedoch nicht ſelten zur Derbheit wird, vor der glattgereimten Proſa Boileau's vortheilhaft aus. Einige jetzt veraltete Wörter und Ausdrücke muß man, wie es nicht anders billig iſt, überſehen. Die Charaktere ſind nach dem Leben gezeichnet und meiſterhaft gehalten. Schade, daß ihn ſo oft die heitere Ironie verläßt und bitterer Ernſt, der nicht Thorheiten belacht, ſondern Laſter geißelt, ſich ſeiner bemeiſtert! Seine Darſtellung fällt dann häufig ins Unſaubere und Ekelhafte. Die beſten Ausgaben ſeiner Werke beſorgten Broſſette (Lond. 1729. 4. N. E. Par. 1822. 8.) und Viollet-le-Duc (Par. 1822. N. E. 1828. 12.). 67.

Regnier Desmarais (ſpr. Renjieh Dämaré) oder richtiger **Demarets** (François Seraphin), einer der vorzüglichſten franzöſiſchen Sprachforſcher, 1632 zu Paris geboren, ſchloß ſich nach Beendigung ſeiner philoſophiſchen Studien, die ihm nicht ſehr behagten, an vornehme Perſonen an, mit denen er mehrere Reiſen machte, die nicht wenig zu ſeiner Ausbildung beitrugen. Seine Mußeſtunden verwandte er zur Erlernung des Italieniſchen und Spaniſchen, ſo wie der älteren Sprachen und ging 1662 mit dem Herzoge von Crequi als Geſandtſchaftsſecretair nach Rom. Als er nach ſeiner Heimkehr von dem Könige zur Belohnung ſeiner Verdienſte die Priorſtelle von Grammont erhielt, widmete er ſich dem geiſtlichen Stande und ſetzte ſeine linguiſtiſchen Studien mit großem Eifer fort. Die franzöſiſche Akademie, welche ſeine ausgezeichneten Sprachkenntniſſe bei der Fertigung ihres Dictionnaire benutzen wollte, nahm ihn 1670 in ihre Mitte auf und ernannte ihn, da ſie ſich in ihren Erwartungen nicht getäuſcht ſah, zu ihrem Secretair. Er verfaßte in dieſer Eigenſchaft alle Streitſchriften der Akademie gegen Furetière und bewirkte deſſen Ausſchließung aus derſelben. Nur in manchen Abſchnitten (z. B. über die Orthographie) bedeutend iſt ſein „Lehrbuch der franzöſiſchen Sprache" („Traité de la Grammaire française", Par. 1705. 4.), das oft benutzt, aber wenig genannt ward und jetzt noch bei grammatiſchen Studien zu Rathe gezogen zu werden verdient. Seine Gedichte („Poésies françaises, italiennes, latines et espagnoles", Par. 1707 — 1708. 2 Voll. 12.) ſind unbedeutend; aber ſeine aus zuverläſſigen Nachrichten und Actenſtücken geſchöpfte „Histoire des démêlés de la cour de France avec celle de Rome, au sujet

de l'affaire des Corses" (Par. 1707. 4.) hat für den Geſchichtsforſcher Werth. Seine übrigen Schriften und Überſetzungen ſind längſt vergeſſen und ſollen deßwegen hier nicht angeführt werden. Er ſtarb am 6. Sept. 1713. 67.

Regreß iſt das Recht, ſich an ſeinen Vordermann (mithin zurückgehend, woher der Name vom lateiniſchen regredi) einer Forderung halber zu erholen, z. B. gegen den Verkäufer, wenn uns die erkaufte Sache entwährt wird, oder wenn ſie das nicht iſt, wofür ſie ausgegeben worden iſt; bei Wechſeln wider den, von welchem wir den Wechſel mit Indoſſement erhalten, wenn der Wechſel nicht acceptirt oder nicht bezahlt worden iſt, wegen Zurückgabe des dafür erlegten Werthes nebſt Schadenerſatz. Da der Regreß Suchende das frühere Geſchäft, woraus die Regreßnahme ſich entwickelt, zuvor genehmigt hatte, ſo kann er dieſes ſein eignes Factum mit Beſtande nicht anfechten. Er hat daher den beſondern Grund zur Regreßnahme jeder Zeit genau nachzuweiſen und, daß er ſeinerſeits ſeine Schuldigkeit zu thun nicht unterlaſſen habe, zu beſcheinigen. Im erſtern Falle wird er ſich ſonach, ſobald er der Entwährung halber in Anſpruch genommen worden iſt, der Ankündigung des Rechtsſtreites (ſ. d. Art.) gegen den Verkäufer zu bedienen, im Wechſelfalle aber durch den aufgenommenen Proteſt zu beſcheinigen haben, daß er die Acception wie die Zahlung gehörig geſucht und doch nicht erlangt habe. Regredienterben oder Regreßerben ſind ſolche, welche im beſondern Falle berechtigt ſind, nach Ableben derjenigen, denen zu Gunſten ſie ſich losgeſagt haben oder ausgeſchloſſen worden ſind, wieder einzutreten, z. B. der Mann hat ſich zu Gunſten der Stieftochter vom Succeſſionsrechte in das Vermögen der Frau losgeſagt, jedoch vorbehalten, falls die Stieftochter nicht Erbe ſein könnte, wieder einzutreten; dieſe ſtirbt aber vor der Mutter. 10.

Regulus (Marcus Atilius) war ein vornehmer Römer zur Zeit des erſten puniſchen Krieges, deſſen Name, obſchon jedenfalls mit Unrecht, zu einem der gefeiertſten in der ganzen römiſchen Geſchichte geworden iſt. Die Erzählung von ihm iſt dieſe. Als er im Jahre 256 v. Chr. nebſt den Manlius Vulſo das Conſulat in Rom verwaltete, ward ihm zufolge ſeines Amtes in dem beſtehenden Kriege mit Carthago der Oberbefehl über die römiſche Kriegsmacht übertragen. In ſeinen Operationen glücklich gelang es ihm wirklich in Afrika zu landen und die Carthager ſo zu drängen, daß ſie um Frieden baten. R. indeß wies die Bitte zurück mit der Erklärung, ein römiſcher Feldherr fordere unbedingt Unterwerfung. Die Carthager zur Verzweiflung gebracht, jedoch gleichzeitig auch durch eine von Lacedämon aus unter dem Oberbefehle des Xanthippus erhaltene Sendung von Hülfstruppen von Neuem ermuthigt, ſchritten nochmals zu einer Schlacht, in welcher R. vollkommen geſchlagen und ſelbſt gefangen genommen ward. Um den Frieden zu unterhandeln oder wenigſtens die Gefangenen auszuwechſeln ward hierauf von Carthago eine Geſandtſchaft nach Rom geſchickt. Die Sage geht nun, daß an dieſer Geſandtſchaft auch R. Theil genommen habe, nachdem er ſich vorher durch einen Eid verbunden habe, jedenfalls wieder zurückzukehren. Die weitere Sage läßt den R. glücklich in Rom ankommen, mit Genehmigung der Carthager ihn an den daſigen Senatsberathſchlagungen Theil nehmen, die Auswechſelung der Gefangenen, ſo wie den Frieden verwerfen, die Ehre und ſeinen Eid allen Lockungen, in ſeiner Vaterſtadt zurückzubleiben, vorziehen; ferner, um die Verführungen zu entfernen, ihm vorgeben, er habe ein ſchleichendes Gift erhalten, damit es jedenfalls ihm nichts helfen könne in Rom zurückzubleiben, dann ihn ſich freiwillig den Umarmungen ſeiner ihn zärtlich liebenden Gemahlin und Kinder entziehen und endlich nach ſeiner Rückkehr nach Carthago durch teufliſche Martern den Tod finden. Zwar macht dieſe Erzählung die Geſchichte jener Zeiten der römiſchen Herrſchaft um ſo anziehender und intereſſanter, doch iſt ſie jedenfalls nur leere Erdichtung römiſcher Redner und Dichter, die, wie überall, ſo auch hier dar-

nach ſtrebten, den am Ende mit Ruhm beſtandenen Feldzug gegen die mächtige Nebenbuhlerin Carthago ſo viel als möglich auszuſchmücken. Mehr als wahrſcheinlich wird dieſe Behauptung dadurch, daß Polybius, der glaubwürdigſte Schriftſteller, der über dieſe Zeit ſchrieb, nicht eine Sylbe von dieſer von römiſchen Dichtern vielbeſungenen und von den Rednern vielgeprieſenen Geſandtſchaft und dem Märtyrertode des R. erwähnt. Die etwa noch obwaltenden Zweifel, die Erzählung für erdichtet anzuſehen, hat in der neueſten Zeit der berühmte Geſchichtsforſcher Niebuhr vollends gehoben. Indeß iſt die Erzählung als Dichtung nicht ohne tragiſchen Effect und wurde daher von neueren Dichtern bisweilen zum Stoffe ihrer Poeſien benutzt. Die gelungenſte dramatiſche Arbeit, die die Geſchichte des R. zu ihrem Gegenſtande hat, iſt das Trauerſpiel von Collin, betitelt: „Regulus.“ 20.

Regulus (chem.), ſ. König.

Reh, lat. cervus capreolus; franz. chevreuil; engl. roe, wird zu der Gattung der wiederkäuenden Thiere mit geſpaltenen Hufen gezählt und lebt faſt in ganz Europa, die kälteſten Gegenden ausgenommen. An Geſtalt und Lebensweiſe hat es mit dem Hirſche ſehr viel gemein, erreicht aber bei Weitem nicht deſſen Größe; auch iſt ſein Geweihe weit kleiner. Die Jäger nennen das Männchen Bock ſchlechthin oder Rehbock, das Weibchen Reh, Rieke, Gais. Dieſes hat einen ſchmälern Kopf ohne Geweihe, eine ſchmälere Bruſt und dünnern Leib. Das R. ſoll gegen 18 Jahre alt werden. Sein Fleiſch iſt zart und das Fell wird mit und ohne die Haare bearbeitet und vielfach benutzt. Gleich den Hirſchen freſſen ſie im Frühjahre die jungen Zweige der Bäume ab und werden daher den Wäldern nur nachtheilig. 35.

Rehabilitation iſt juridiſch die Wiedereinſetzung in das vorige Amt, in den vorigen Stand oder Würde, von habilitiren, ſich als geſchickt zu einem Amte oder Berufe ausweiſen. — In der neueſten Zeit iſt in den Schriften des ſogenannten „Jungen Deutſchlands“ viel von einer R. des Fleiſches die Rede geweſen, unter welchem prunkenden Titel man eine Abſchaffung oder wenigſtens Hintanſetzung der Ehe und dafür die Geſtattung einer ungehinderten Befriedigung des Geſchlechtstriebes herbeiführen wollte. Obwohl nun zwar keineswegs dadurch einer gänzlichen Sittenloſigkeit Raum gegeben, ſondern nur die Aufhebung der Strafbarkeit des außerehelichen ſinnlichen Liebesgenuſſes bezweckt werden ſollte; ſo zeigte das Verlangen danach doch von einer ſo unrichtigen und muthwilligen Anſicht von Sitte und Anſtand, daß die vielfach dagegen ſich erhebenden Stimmen das geſchenkte Gehör wohl verdienten. 31. 30.

Rehberg (Auguſt Wilhelm), ein geiſtreicher deutſcher Staatsmann und Schriftſteller, am 13. Jan. 1757 zu Hanover geboren, erhielt eine treffliche gelehrte Bildung und widmete ſich, nachdem er ſeine Studien zu Göttingen beendigt hatte, mit ausdauerndem Fleiße philoſophiſchen und politiſchen Forſchungen, bis er 1783 als Secretair des Herzogs von York, Fürſtbiſchofs in Osnabrück, und 1786 als Referent in Landesſachen bei dem Miniſterium zu Hanover an den Staatsgeſchäften ſelbſt thätigen Antheil nahm. Die Revolution fand an ihm einen eifrigen, nicht ſelten übertreibenden Gegner; doch blieb er bei den ſchnell auf einander folgenden Occupationen des Landes durch franzöſiſche, preußiſche und weſtphäliſche Truppen auf ſeinem Poſten und ward nach der Befreiung Deutſchlands zum Cabinetsrath ernannt und mit der Bildung der neuen landſtändiſchen Verfaſſung beauftragt. Als dieſe aber 1819 völlig geändert wurde, bekam er ſeine Entlaſſung und zog ſich in das Privatleben zurück. Er lebte lange abwechſelnd zu Linden bei Hanover und zu Dresden, machte 1828 eine Erholungsreiſe nach Italien und wohnt jetzt in der Nähe von Göttingen. Unter ſeinen zahlreichen Schriften behaupten die „Unterſuchungen über die franzöſiſche Revolution“ (Hanov. 1783. 2 Thle. 8.) unſtreitig den erſten Rang. Außerdem ſind noch zu nennen: „Philo-

ſophiſche Geſpräche über das Vergnügen" (Nürnb. 1785. 5.), „Über das Verhältniß der Metaphyſik zur Religion" (Berl. 1785. 8.), „Über den deutſchen Adel" (Götting. 1803. 8.) und „Conſtitutionelle Phantaſien eines alten Steuermannes" (Hamb. 1832. 8.). R.'s Anſichten, welche ſich aus den Verhältniſſen des vorigen Jahrhunderts herausbildeten, entſprechen nicht mehr ganz den Bedürfniſſen unſerer Zeit. „Sämmtliche Schriften" (Hanover 1828—1831. 4 Bde. 8.). 66.

Rehburg, eine Stadt des Königreichs Hanover am Moorbache, der das Waſſer des ſteinhuder Sees der Weſer zuführt, mit 1400 Einw., beſitzt in ſeiner Nähe ein nicht unwichtiges Bad. Daſſelbe liegt 1 Stunde von der Stadt entfernt und das Waſſer der hieſigen ſaliniſchen Stahlquellen hat ſeine Heilkraft bei Gicht, Lähmungen, Steifheit der Glieder, Krämpfen, Hämorrhoiden, Melancholie und mehreren anderen Übeln bewieſen. Auch ſind in neuerer Zeit Douche-, Tropf- und Regenbäder eingerichtet worden. Die nahe und ferne Umgebung gewährt den Curgäſten vielfache Genüſſe. Beſonders ſind deßhalb das ſogenannte Kanapee, ein von Buchen beſchatteter Platz, der Friedrichsſitz, von wo aus man die Ausſicht auf den ſteinhuder See genießt und der Georgenſitz mit dem Anblicke der porta westphalica beſucht. Im Jahre 1830 belief ſich die Anzahl der Gäſte auf 1000. Unfern R. liegt auch das Dorf Winzlar mit einer Schwefelquelle, deren Waſſer hier gleichfalls benutzt wird. S. Du Menil, „Die Heilquellen von Rehburg" (Hanover 1830). 35.

Rehfues (Philipp Joſeph von), ein bekannter deutſcher Schriftſteller, am 2. Oct. 1779 zu Tübingen geboren, machte, nachdem er ſeine Studien auf der Univerſität ſeiner Vaterſtadt beendigt hatte, eine Reiſe nach Italien (1801—1805), auf welcher er dem Kronprinzen von Würtemberg bekannt wurde, in deſſen Dienſten er ſpäter (1806—1814) als Bibliothekar und Vorleſer ſtand. Dieſes Amt ließ ihm Freiheit genug eine Reiſe durch Frankreich und Spanien zu machen und Materialien zu vielerlei literariſchen Arbeiten zu ſammeln. Während des deutſchen Befreiungskrieges galt ſeine Stimme bei den verſchiedenen Ereigniſſen als eine entſcheidende und er ward 1814 zum Generalgouvernement nach Coblenz berufen und kurz darauf zum Kreisdirector zu Bonn ernannt. In dieſer Stellung erwarb er ſich ſo hohes Vertrauen, daß man ihn 1815 bei dem Ordnen der Angelegenheiten der von den Preußen beſetzten franzöſiſchen Departements zu Rathe zog und nach Paris beſchied, wo er ſich die Gewogenheit des Armeeminiſters, Freiherrn von Altenſtein, der nicht wenig zu ſeiner ſpätern Weiterbeförderung beitrug, erwarb. Bei der Gründung der Univerſität Bonn (1818) wurde er als Localcommiſſair und im folgenden Jahre zum Curator der Univerſität ernannt. Seine Bemühungen trugen nicht wenig zum ſchnellen Aufblühen dieſer Hochſchule bei und ſeine Verdienſte wurden von dem Könige von Preußen durch die Erhebung in den Adelſtand (1826) und durch die Ertheilung des rothen Adlerordens anerkannt. Seine Schriften, von welchen wir hier nur „Plato in Italien" (Tübing. 1808. 3 Thle. 8.); das „Gemälde von Neapel" (Zürich 1808. 3 Thle. 8.); die „Briefe aus Italien" (Ebd. 1809. 4 Thle. 8.); die „Süddeutſchen Miszellen" (Tübing. 1811—1814. 4.); „Die Brautfahrt in Spanien" (Berl. 1811. 2 Thle. 8.); die „Reden an das deutſche Volk" (Nürnb. 1814. 8.) und „Spanien" (Frankf. 1813. 4 Thle. 8.) als die bekannteſten nennen wollen, zeichnen ſich durch Sachkenntniß und gefällige Darſtellung aus. Auch werden ihm die Romane: „Scipio Cicala" (Leipz. 1832. 4 Thle. 8.) und „Die Belagerung des Caſtells von Gozzo, oder der letzte Aſſaſſine" (Leipz. 1834. 2 Thle. 8.), welche in der neueſten Zeit viele Leſer fanden, allgemein zugeſchrieben. 66.

Rehpoſten ſind kleine Bleikugeln, von denen 185 bis 200 Stück auf 1 Pfd. gehen und deren Durchmeſſer 0,28 Zoll beträgt. Sie werden bei Infanteriege-

ehren zuweilen gebraucht und dann außer der gewöhnlichen Kugel 6 Stück zugleich geladen. 61.

Reich iſt 1) im Allgemeinen die Geſammtheit der zu einem großen Ganzen gehörigen, *einem allgemeinen Geſetze* unterworfenen Gegenſtände, z. B. das *Naturreich*, das *Geiſterreich*, beim erſtern wieder das *Pflanzenreich*, *Thierreich* ꝛc. Hier nimmt man den Ausdruck R. und *Welt* im gewöhnlichen Ausdrucke für gleich; 2) ein größeres, von einem *Könige* oder *Kaiſer* regiertes Land, wie Königreich Baiern, deutſches R., Frankreich, türkiſches R.; 3) in Deutſchland endlich nennt man *die Gegend am Main und Rhein* (das alte Frankenland), worin ſich die deutſche Reichsverfaſſung am deutlichſten ausgeſprochen und am längſten erhalten hatte, *das* R. — Als Adjectivum nennt man a) denjenigen „*reich*“, welcher über eine Menge von Gegenſtänden verfügen kann, die unter ein Geſetz gehören; daher *reich an Geiſt* ein ſolcher, welchem umfaſſende Ideen zu Gebote ſtehen; b) beſonders denjenigen, welcher mehr im Vermögen beſitzt, als er nach ſeinen Verhältniſſen zum Wohlſtande bedarf; c) bildlich nennt man diejenigen Gegenſtände reich, welche an ihren eigentlichen Beſtandtheilen Überfluß haben. So nennt der Bergmann die Grube reich, deren Erzſtufen höhere Procente an edlen Metallen Ausbeute geben als gewöhnlich; die Stickerei iſt reich, wenn eine Fülle von Gegenſtänden und Farben darauf verwendet iſt. 17.

Reichard (Heinrich Auguſt Ottokar), ein vielſeitiger deutſcher Schriftſteller, ſachſen-gothaiſcher Director des Kriegscollegium, geheimer Kriegsrath, Ritter des ſächſiſchen Verdienſtordens, Mitglied gelehrter Geſellſchaften, wurde am 3. März 1751 zu Gotha geboren, wo ſein Vater, den er in früher Kindheit verlor, Oberconſiſtorial- und Oberpolizeiſecretair war. Der junge R. genoß im Hauſe ſeines Stiefvaters Privatunterricht und machte, noch nicht zum Jünglingsalter gereift, im Franzöſiſchen einen ſchriftſtelleriſchen Verſuch, welchen er an Voltaire ſchickte, der ihn aber mit dem Poſtzeichen Ferney zurückſandte. Von Frankfurt am Main aus, wo ſein Vater ſich in Geſchäften längere Zeit aufhielt, machte er eine dichteriſche Rapſodie unter dem Titel: „Oſſian's Klage“ bekannt, welche ein Kritiker für ein Originalwerk des britiſchen Dichters hielt. In ſeinem 16. Jahre bezog er die Univerſität Göttingen, um die Rechte zu ſtudiren und ſetzte nach Verlauf eines Jahres ſeine Studien in Leipzig, Jena und Halle fort. Hierauf lebte er im Umgange mit Gotter und anderen geiſtreichen Männern in Gotha und arbeitete außer mehreren ſchriftſtelleriſchen Verſuchen beſonders thätig an der „Gothaer gelehrten Zeitung.“ Nach Klüpfel's Tode übernahm er die Herausgabe des „Gothaer Hofkalenders“, welchen er länger als 40 Jahre fortſetzte, des „Göttinger Kalenders“ und einer franzöſiſchen Zeitſchrift unter dem Titel: „Nouveau Mercure de France.“ Die Anweſenheit der weimariſchen Schauſpieler nach dem Brande des dortigen Theaters veranlaßte R. nicht nur zur Verfertigung mehrerer Theaterſtücke, ſondern auch zur Herausgabe eines „Theaterkalenders“, des erſten in Deutſchland, den er bis zum Jahre 1800 fortſetzte. Nicht ſo lange erhielt ſich das „Theaterjournal“, welches er ebenfalls beſorgte. Da man den Abgang der Schauſpieler von Gotha, unter denen ſich Eckhof, Iffland, Böck und Koch befanden, ſehr ungern ſah, ſo legte R. dem Herzoge den Plan zur Errichtung eines Hoftheaters vor, welchen dieſer genehmigte. R. ſelbſt wurde zum erſten Director deſſelben ernannt und erhielt den Titel eines wirklichen Bibliothekars. Allein Unordnung, die ſich R. ſelbſt in der Verwaltung der Caſſe zu Schulden kommen ließ und ein Diebſtahl derſelben durch Andere brachten ihn um einen großen Theil ſeines Vermögens und die Uneinigkeit der Mitglieder bewirkte nach vier Jahren eine gänzliche Auflöſung des Theaters. Im Jahre 1774 lernte Herzog Ernſt R., gegen den er früher Abneigung gehegt hatte, genauer kennen und lebte

mit demſelben bis zu dem Tode des Fürſten in den vertrauteſten Verhältniſſen, ohne daß er je öffentlich die dem Range des Landesherrn ſchuldige Ehrerbietung vergaß. Im Jahre 1784 unternahm er eine Reiſe nach Berlin, beſuchte im folgenden die Schweitz, Oberitalien, das ſüdliche Frankreich und Deutſchland, verheirathete ſich nach ſeiner Rückkehr und unternahm mit ſeiner Gattin eine neue Reiſe in die Schweitz und von hier nach Paris. Bei ſeiner Rückkehr nach Gotha machte er die Bekanntſchaft Kotzebue's, traf hierauf in Karlsbad mit Schiller zuſammen, wurde von Johann von Müller, den er ſchon in der Schweitz beſucht hatte, nach Frankfurt zur Kaiſerkrönung eingeladen, bereiſte den Rhein, wurde zum Mitgliede des Kriegsrathes ernannt, machte den Erbprinzen mit J. Paul, bei deſſen Anweſenheit in Gotha, bekannt, wurde vom Prinzen Friedrich im Jahre 1805 nach St. Gallen berufen und errichtete dem verſtorbenen Herzoge Ernſt ein Denkmal auf dem Rigi. Im Jahre 1813 wurde er zum Vicepräſidenten eines für Errichtung des Landſturms niedergeſetzten Ausſchuſſes ernannt, bereiſte im Jahre 1817 zum fünften Male die Schweitz, feierte am 21. Juli 1825 ſein 50jähriges Dienſtjubiläum, wurde zum Director des geheimen Kriegscollegium ernannt und ſtarb am 17. Oct. 1828 an einem Nervenſchlage. R. war ein offener, biederer Mann, ein Feind jedes Truges und jeder Schmeichelei; ſein Haus war der Sammelplatz aller ausgezeichneten Reiſenden, welche Gotha beſuchten. Als Schriftſteller war er ſo uneigennützig, daß er für viele ſeiner Werke kein Honorar annahm. Wenn dieſe auch nicht unter die gediegenſten Erzeugniſſe unſeres Volkes zu zählen ſind, ſo haben doch viele derſelben manchem dringenden Bedürfniſſe abgeholfen, ſo daß ſie wie ſein „Guide des Voyageurs en Europe“ (Weimar 1793), welcher 10 Auflagen erlebte, ſelbſt im Auslande und bei den höchſten Ständen dankbare Anerkennung gefunden haben. Außer den ſchon erwähnten Schriften verdienen beſonders genannt zu werden: „Bibliothek der Romane“ (Berlin, ſpäter Riga 1778—1794. 11 Bde.); „Olla Potrida“ (Berlin 1778—1797); „Reiſe des Grafen von Choiſeul-Gouffier durch Griechenland“ (mit franzöſiſchem Text. Gotha 1780—1782. 8. 12 Hefte); „Mercier's Nachtmütze“ (aus dem Franzöſ. Berlin 1784—1786. 3 Bde.); „Handbuch für Reiſende aus allen Ständen“ (Leipz. 1785. 2. Aufl. 1793); „Revolutionsalmanach“ (Göttingen 1793—1803); „Der Paſſagier auf der Reiſe in Deutſchland und einigen angrenzenden Ländern“ (7. vermehrte Auflage von Fr. W. Streit, 2 Bde. 1831); „Maleriſche Reiſe durch einen großen Theil der Schweitz vor und nach der Revolution“ (Jena 1806, neueſte Aufl. Gotha 1827). 81.

Reichardt (Johann Friedrich), ein vielſeitig gebildeter deutſcher Muſiker, geb. 1752 zu Königsberg in Preußen, ließ ſich bereits in ſeinem 10. Jahre als Clavier- und Violinſpieler mit Beifall öffentlich hören, vernachläſſigte jedoch dabei keineswegs die ebenfalls ſchon früh begonnenen wiſſenſchaftlichen Studien, bezog im Jahre 1769 die Univerſität ſeiner Vaterſtadt und begab ſich zur Vollendung ſeiner Ausbildung im Jahre 1771 nach Leipzig. Nachdem er hierauf eine Reiſe durch Deutſchland gemacht hatte, erhielt er eine Anſtellung bei der Domainenkammer zu Berlin, doch trieb er nebenbei unausgeſetzt ſeine muſikaliſchen Studien fort und Friedrich der Große, dem er bekannt geworden war, glaubte ihn der Muſik erhalten zu müſſen. So wurde R. im Jahre 1775 Kapellmeiſter bei der italieniſchen Oper zu Berlin. Jetzt ganz ſeinem Amte ſich widmend erwarb er ſich dadurch ein obwohl zweideutiges Verdienſt, daß er durch Errichtung eines Concerts den Geſchmack für italieniſche Muſik zu befördern ſuchte, auch lieferte er ſelbſt mehrere gelungene Compoſitionen. Im Jahre 1782 ging er nach Italien und 1785 nach London und Paris, wo er beſonders am letztern Orte ſo großes Aufſehen erregte, daß ihm die königliche Akademie der Muſik die Compoſitionen der Opern: „Tamerlan“ von Morel und „Panthée“ von Berquin übertrug. Schon war die erſtere ganz und

die zweite zur Hälfte vollendet, als er nach Berlin zurückberufen wurde, um die auf den Tod Friedrich's des Großen von Luccheſini gedichtete Trauercantate in Muſik zu ſetzen. Dieſe ſowohl wie die bald darauf von ihm componirten Opern: „Andromeda“ und „Brennus“ fanden verdienten Beifall. Während einer zweiten im Jahre 1790 nach Italien unternommenen Reiſe aber gerieth er mit dem berliner Hofe in Verdrießlichkeiten, die ihn beſtimmten, ſich auf ſein Landgut bei Halle zurückzuziehen, doch ging er bald zur Aufführung ſeiner neuen Oper: „Olympiade“ nach Berlin zurück. Im Jahre 1792 machte er eine Reiſe nach Paris, worauf noch in demſelben Jahre ſeine „Vertrauten Briefe“ (Hamburg. 2 Bde.) erſchienen, die aber ſeine Entlaſſung herbeiführten. Er ging hierauf im Jahre 1794 nach Hamburg und kaufte ſich im Holſteiniſchen ein Landgut. Noch in demſelben Jahre indeß wurde er nach Preußen zurückberufen und zum Salinendirector in Halle ernannt. Dieß Amt hinderte ihn aber nicht, in ſeinen muſikaliſchen Arbeiten fortzufahren; 1798 erſchien ſeine „Roſamunde“ und einige Jahre ſpäter Kotzebue's „Bezauberter Wald“, dann die Muſik zu Göthe's „Egmont“ und deſſen „Jery und Bätely“, auch die bekannte Muſik zur Herenſcene in „Macbeth“. In den Liederſpielen: „Liebe und Treue“, „Kauf und Liebe“ und „Juchhei“ ſuchte er das Vaudeville auf die deutſche Bühne zu verpflanzen. Im Jahre 1803 ging er abermals nach Paris und gab dann ſeine „Neuen vertrauten Briefe“ (3. Bd. Hamburg 1805) heraus. Nach der Errichtung des Königreichs Weſtphalen hatte er verſäumt ſich in Caſſel einzufinden und verlor deßhalb ſeine Stelle als Salinendirector. Zwar erhielt er ſpäter die Stelle als Director der franzöſiſchen und deutſchen Oper zu Caſſel, doch behagten ihm die Umgebungen nicht beſonders und er zog ſich daher nach der Rückkehr von einer Reiſe nach Wien (1808), der man ſeine „Briefe über Wien“ (Amſterd. 1802. 2 Bde.) verdankt, auf ſein Gut bei Giebichenſtein zurück. Hier ſtarb er am 27. Juni 1814. — In ſeinen Compoſitionen erſcheint R., dem es an eigentlichem muſikaliſchen Genie mangelte, oft trocken und leer, ein Mangel, der bei dem ſichtlichen Haſchen nach Gluck's lyriſcher Größe nur deſto bemerklicher wird. Seine gelungenſten Arbeiten bleiben die Compoſitionen der Göthe'ſchen Lieder. Als gründlichen Theoretiker hat ſich R. in zahlreichen Kritiken und Abhandlungen, z. B. in der von ihm während der Jahre 1804 und 1805 redigirten berliner „Muſikaliſchen Zeitung“, einen dauernden Namen erworben. — R.'s erſte Gattin, Julie, eine Tochter Franz Benda's (geb. 1752, geſt. 1783), war eine der beſten Sängerinnen ihrer Zeit, und ſeine Tochter, Louiſe R. (geſt. 1826), hat ſich der muſikaliſchen Welt durch mehrere gelungene Liedercompoſitionen bekannt gemacht. 36.

Reichenbach (Congreß zu), ſ. Congreß.

Reichenbach (Georg von), einer der erſten mechaniſchen Künſtler neuerer Zeit, geb. zu Durlach den 24. Aug. 1772, bildete ſich in der Militairſchule zu Manheim, wohin ſein Vater in churpfälziſche Dienſte als Oberſtückbohrmeiſter kam. Nachdem er auf Koſten des Churfürſten Karl Theodor 3 Jahre England bereiſt hatte, wurde er Artillerielieutenant, errichtete 1805 in Verbindung mit dem geheimen Rath von Utzſchneider und Frauenhofer zu München und Benedictbeuern mechaniſch-optiſche Anſtalten, aus denen die vortrefflichſten mathematiſchen und aſtronomiſchen Inſtrumente geliefert wurden. Die zwölfzolligen Repetitionskreiſe, die dreifüßigen Meridiankreiſe, die Theodoliten, Äquitoriale, der Heliometer, die großen aſtronomiſchen Fernröhre und Refractoren ꝛc. übertreffen an Einfachheit und Zweckmäßigkeit der innern Einrichtung, an Schärfe und Theilung, ſo wie überhaupt in der ganzen Bauart alles andere in dieſer Art ſeither Geleiſtete. Im Jahre 1811 wurde R. als Salinenrath angeſtellt, wobei er ſich durch ſeine ausgezeichneten mechaniſchen Einrichtungen große Verdienſte erwarb, und 1820 als Chef des Waſſer- und Straßenbaubureau im Königreiche Baiern ernannt. Ein eigenes

Inſtrument verfertigte er 1812 für den Freiherrn von Zach, beſtehend in einem vollkommenen Mittagsfernrohre nebſt einem Repetitionskreiſe und mit einem repetirenden Theodoliten zur Meſſung der Azimuthe in ſich vereinigt. Er erfand eiſerne Brücken nach einer neuen Bauart, verbeſſerte die Gewehrfabrik zu Amberg und die baieriſchen Hohöfen und Eiſengießereien, erbaute 1821 zu Wien eine Stückgießerei nach ſeinem Plane und bei Tegernſee eine Marmorſäge- und Polirmaſchine. Er ſtarb als Director des baieriſchen Miniſterialbaubureau den 21. Mai 1826 zu München. 26.

Reichenbach (Heinrich Gottlieb Ludwig), Hofrath und Profeſſor der Naturgeſchichte an der chirurgiſch-mediciniſchen Akademie in Dresden, wurde am 8. Jan. 1793 zu Leipzig geboren, beſuchte die daſige Thomasſchule, an der ſein Vater Conrector war, und widmete ſich vom Jahre 1810 an auf der Univerſität ſeiner Vaterſtadt dem Studium der Medicin. Hierauf lebte er mehrere Jahre als praktiſcher Arzt daſelbſt, beſchäftigte ſich außerdem eifrig mit Naturgeſchichte, die er ſchon in früher Jugend geliebt hatte, und eröffnete im Jahre 1816 ſeine akademiſchen Vorleſungen über einzelne Zweige der Zoologie. Im folgenden Jahre erhielt er die mediciniſche Doctorwürde und bald darauf eine außerordentliche Profeſſur der Medicin. Im Vereine mit mehreren befreundeten Gelehrten ſtiftete er jetzt die leipziger naturforſchende Geſellſchaft und wurde im Jahre 1820 zum Inſpector des Naturaliencabinets und zum Profeſſor der Naturgeſchichte an der chirurgiſch-mediciniſchen Anſtalt zu Dresden ernannt, wo er bald nachher einen botaniſchen Garten anlegte und dem zoologiſchen Muſeum eine zweckmäßigere Geſtalt gab. An ſeinen Vorleſungen über Zoologie nahmen außer den Studirenden viele Perſonen aller Stände und an ſeinen Vorträgen über ausgewählte Gegenſtände der Naturgeſchichte auch viele Damen Theil. Im Jahre 1828 gründete er die Geſellſchaft für Gartenbau und Botanik und wirkt noch jetzt ununterbrochen in ſeinem wiſſenſchaftlichen Streben fort. R. vereinigt als Naturforſcher Erfahrung mit Nachdenken und weiß ſeine Forſchungen durch einzelne höchſt glückliche Zuſammenſtellungen zu klarer Anſchauung zu bringen. Er hat ſich durch die Treue ſeiner Analyſen als Zeichner von Pflanzen ein großes Verdienſt erworben, welches ſelbſt von England anerkannt worden iſt. Die Sprache in ſeinen Werken iſt gedrängt und rein von franzöſiſchen Ausdrücken. Seine vorzüglichſten Schriften ſind folgende: „Flora Lipsiensis pharmaceutica“ (Leipz. 1817); „Iconographia botanica seu plantae criticae“ (Leipz. 1823—1832. 10 Bde.); die Fortſetzung dieſes Werkes erſchien unter dem Titel: „Iconographia florae Germanicae“ (Leipz. 1833); ſein reichhaltigſtes Werk iſt die „Flora Germanica“ (Leipz. 1830); „Conspectus regni vegetabilis“ (Leipz. 1828), nebſt der dazu gehörenden „Clavis synonymica“ (Leipz. 1333); „Monographia generis Aconiti“ (Leipz. 1820—1821. Fol. 4 Hfte.); „Illustratio generis Aconiti et Delphiniorum quorundam“ (Leipz. 1823—1827. 12 Hfte.); „Icones plantarum cultarum et colendarum“ (Leipz. 1821—1826. 4. 16 Hfte.); „Iconographia botanica exotica seu hortus botanicus“ (Leipz. 1824—1830. 4. 25 Hfte.); „Botanik für Damen, Künſtler und Pflanzenfreunde überhaupt“ (Leipz. 1828); „Flora exotica“; „Die Prachtpflanzen des Auslandes“ (Leipz. 1830. Fol. 1.—6. Heft); „Flora Germanica exsiccata seu herbarium normale“ (Leipz. 1830—1833. 1.—6. Heft); „Zoologie“ (Dresden 1829—33. 2 Bde.). 81.

Reichenhall, ſ. Berchtesgaden.

Reichsacht, ſ. Acht.

Reichsämter waren beim vormaligen deutſchen Reiche diejenigen Ämter am kaiſerlichen Hofe, welche von den angeſehenſten Vaſallen bekleidet wurden, und unterſcheiden ſich als Erzämter und Erbämter. Erſtere waren die höchſten. Durch die goldene Bulle (unter Karl IV., 1356) wurden die drei geiſtlichen Chur-

fürſten von **Mainz**, **Trier** und **Köln** und die vier weltlichen, **Böhmen**, **Pfalz**, **Sachſen** und **Brandenburg**, dazu für beſtändig erhoben. Die geiſtlichen hatten die Feierlichkeiten bei der Kaiſerkrönung zu beſorgen; von den weltlichen aber Böhmen das Amt des **Erzſchenken**, Pfalz das des **Erztruchſeß**, Sachſen das des **Erzmarſchall** und Brandenburg das des **Erzkämmerer**. **Erbämter** beſtanden in dem gewiſſen Familien erblich verliehenen Rechte, bei Behinderung des wirklichen Erzbeamten deſſen Stelle zu vertreten oder gewiſſe geringere Functionen zu bekleiden; ſo waren die Reichsgrafen von Pappenheim in Schwaben **Reichserbmarſchälle**, auch **Forſt-** und **Jägermeiſter**. 17.

Reichsarmee hieß das bei den Kriegen des vormaligen deutſchen Reichs aus den Contingenten der einzelnen Stände gebildete Bundesheer. Die Contingente beſtanden aus einem einfachen geringern Betrage, anfänglich zuſammen 24000 Mann, worunter 4000 Reiter, wurden aber nach Bedarf doppelt und mehrfach ausgeſchrieben. Die Geldbeiträge berechnete man nach ſogenannten **Römermonaten**, von den ehemaligen Zügen der Kaiſer nach Italien ſo benannt (ſ. Deutſchland). 17.

Reichsdeputation war der engere Ausſchuß einer Reichsverſammlung, dann die zu einem beſondern Geſchäfte beſtimmte Abtheilung. Den Schluß bei den vormaligen deutſchen Reichsdeputationen machte die im Jahre 1802 zur Regulirung der im Frieden zu Lüneville übernommenen Verpflichtungen niedergeſetzte. **Reichsdeputationsabſchied** oder **Schluß**, welcher die von den deutſchen Reichsdeputationen gefaßten Entſchließungen enthielt. 17.

Reichsexecutionsordnung war das Reglement, nach welchem die Reichsbeſchlüſſe wider den widerſetzlichen Vaſallen zu vollziehen waren. 17.

Reichsfürſten oder **reichsunmittelbare Fürſten** hießen ſolche Fürſten, die unmittelbar unter Kaiſer und Reich ſtanden und keinem Andern als Enclavirte oder Mediatiſirte unterworfen waren, und dann ſolche, die in der Reichsverſammlung auf der Fürſtenbank (im Fürſtencollegium) ſaßen und darin Stimme hatten. 17.

Reichsfuß, der Münzfuß im ehemaligen deutſchen Reiche, hat drei Zeitabſchnitte erlebt. Nach dem **ältern** vom Jahre 1559 wurde die Mark feines Silber zu 8 Thaler; nach dem **mittlern** vom Jahre 1662 aber zu 9 Thlr. 2 Gr. ausgeprägt, bis ſie bei dem **neuern** oder Conventionsfuße zu 13 Thlr. 8 Gr. oder 20 Gulden ausgemünzt werden ſollte. **Reichsgeld** iſt ſolches, welches nach irgend einem ſolchen Münzfuße ausgeprägt war, beſonders die alten Reichsgroſchen. Da der Reichsthaler jedesmal zu 24 guten Groſchen angenommen wurde, ſo haben die nach den älteren Münzfußen ausgeprägten Groſchen einen weit höheren Werth als die ſpäteren; indem von den älteſten nur 192, von den mittleren ſchon 218 und von den conventionsmäßigen 320 auf die Mark kommen. 17.

Reichshofrath bildete nebſt dem ſpäter errichteten Reichskammergerichte den oberſten Gerichtshof im deutſchen Reiche und war an die Stelle des früheren **kaiſerlichen Hofgerichts** getreten. Der Reichshofrath machte das Geheimerathscollegium des Kaiſers in ſolchen Angelegenheiten für Deutſchland und Italien aus, die vor ihn als Kaiſer gehörten, weßhalb er auch in der jedesmaligen Reſidenz gehalten wurde. Anfänglich hielten die **Kaiſer ſelbſt** Gericht; dann vertheilten ſie mehrere Geſchäfte an die **verſchiedenen Grafen**. Für ſolche Geſchäfte höherer Art, welche ſie ſich vorbehielten, diente das **kaiſerliche Hofgericht** (als ſtehender **Gerichtshof**), woraus endlich der Reichshofrath entſtand. Sein Geſchäftskreis umfaßte die äußere Politik und im Innern die ſogenannten Hoheits- und Gnadenſachen; dann die Rechte und Streitigkeiten der Vaſallen unter einander, worin er ſpäter mit dem Reichskammergerichte concurrirte, und dann die Prävention galt. Von ihm fand keine **Appellation**, wohl aber **Recurs** an den Reichstag ſtatt. Zuerſt unter Maximilian I. wurden auch proteſtantiſche Räthe dazu ge-

zogen. Die Verfaſſung dieſes Gerichts wurde durch die Reichshofrathsordnung, ſo wie die des Reichskammergerichts durch die Reichskammergerichtsordnung beſtimmt. 17.

Reichskammergericht. Unter Kaiſer Maximilian I., welcher den älteren Reichshofrath vermehrte und in eine zeitgemäßere Form brachte, wurde noch ein zweites höchſtes Reichsgericht, mit katholiſchen und proteſtantiſchen Beiſitzern, unter dem Namen des Reichskammergerichts beſtellt. Es hatte dieſes vorzüglich den Zweck, den allgemeinen Landfrieden zu erhalten, indem dadurch einem Jeden die Gelegenheit verſchafft ſein ſollte, ſeine Klagen und Beſchwerden im Rechtsgange anzubringen und ſofortige Abhülfe gegen Beeinträchtigungen zu erhalten, wodurch alle Entſchuldigung der Selbſthülfe wegfallen ſollte. Auch Unterthanen der Reichsſtände konnten ihren Herrn daſelbſt verklagen, wenn er ſich factiſche Maßregeln wider ſie erlaubte. Das R. wurde als ein ſtehendes Gericht zu Wetzlar gehalten. Mit dem Auseinandergehen des deutſchen Reiches erhielt dieſes Gericht nebſt dem Reichshofrathe ſeine Auflöſung; es betraf jedoch ſolches nicht blos die Mitglieder, ſondern auch die vor demſelben anhängigen, ja ſogar die bereits entſchiedenen und zur Execution gediehenen Rechtsſachen, welche ohne alle Entſchädigung ihrem Schickſale überlaſſen wurden, indem Napoleon bei Errichtung des an die Stelle des Reichs getretenen Rheinbundes und der dazu veranlaßten Souverainetätserklärung der einzelnen Fürſten es unterlaſſen hatte, auf dieſen Umſtand irgend eine Rückſicht zu nehmen. Die Klagen des Gerichtsperſonale, welches ſeine Acten und Archive nicht preisgeben ſollte und doch auch nicht verhungern wollte, ſo wie der Parteien, welche nach hundertjährigen Proceſſen — nichts hatten, verhallten unter den Klagen der Reichsritter über den Verluſt ihrer Rechte. 17.

Reichskleinodien waren die Zeichen (Inſignien) der kaiſerlichen Würde beim vormaligen deutſchen Reichsoberhaupte, als die Krone, der Scepter, der Reichsapfel ꝛc., welche bei der Krönung vorgetragen wurden (ſ. Krönung). 17.

Reichsritter hießen beſonders im ſogenannten Reiche, in Franken und Schwaben, die Ritterſchaften oder ritterlichen Beſitzungen, deren Eigenthümer die Reichsunmittelbarkeit genoſſen, d. h. keinem Landesherrn unterworfen waren, ſondern unmittelbar unter Kaiſer und Reich ſtanden. Durch Auflöſung des Reichs verloren dieſe Ritter die Unmittelbarkeit und verfielen dadurch, als Enclavirte, der Mediatiſirung (ſ. d. Art.). 17.

Reichsſtädte waren ſolche Städte im ehemaligen deutſchen Reiche, welche keinem Landesherrn unterworfen waren, auch nicht vom Kaiſer durch einen Grafen oder Herzog, ſondern durch ſelbſtſtändige, aus ihrer Mitte gewählte Magiſtrate regiert wurden, unmittelbar unter dem Kaiſer und Reiche ſtanden und auf den Reichstagen Stimmrecht hatten. Man empfand nämlich ſchon im Mittelalter die Nothwendigkeit, dem zu mächtig werdenden Adel und Klerus einen dritten Stand in den Städten entgegenzuſetzen. Es gab daher im ſüdlichen Deutſchland im Jahre 1248 ſchon nicht weniger als 70 Städte dieſer Art, welche in einem gemeinſchaftlichen Bunde zum Schutze ihres Handels und ihrer Rechte gegen den ihnen gegenüberſtehenden Adel zuſammentraten. Indeß arteten ſie nach und nach aus und bewirkten gerade das Gegentheil ihrer Beſtimmung in der Erzeugung eines patriciſchen Adels, welcher noch drückender wurde, als der Landadel. Die mächtigeren Vaſallen, beſonders in Sachſen und Thüringen, brachten die kleineren R. nach und nach unter ſich, nur die größeren erhielten ſich. Die neuere Revolution ſtrich die übriggebliebenen aus der Reihe der Reichsſtände und ſchlug ſie nebſt den ſäculariſirten Stiftern zu den Entſchädigungen, ſo daß 1803 nur noch Augsburg, Bremen, Frankfurt, Hamburg, Lübeck und Nürnberg reichsfrei geblieben waren, welches indeß mit Auflöſung des Reiches auch ſein Ende er-

reichte; doch wurden ſpäter Frankfurt, Hamburg, Bremen und Lübeck als freie Städte wieder anerkannt. 17.

Reichſtadt (Napoleon Franz Karl Joſeph, Herzog von), der Sohn Napoleon's und der Kaiſerin Maria Louiſe, Erzherzogin von Öſtreich, wurde am 20. März 1811 geboren. Die Freude, die ſeine Geburt erregte, war groß und aufrichtig, da jetzt die Zukunft Frankreichs für immer ſicher geſtellt und, wie ſich ein geiſtreicher Hiſtoriker ausdrückt, die Revolution mit ihren Gegnern ausgeſöhnt zu ſein ſchien. Der junge König von Rom (denn dieſen Titel hatte der Prinz erhalten) wuchs unter der ſorglichen Leitung ſeiner Gouvernante, der Frau von Montesquiou, friſch und fröhlich heran und erregte ſchon bei den erſten kindlichen Äußerungen ſeines Weſens nicht geringe Hoffnungen. Das Jahr 1814 aber vernichtete dieſelben. Maria Louiſe kehrte nach Wien zurück und der Sohn des Geächteten, obwohl auch ein Sohn Frankreichs, mußte ihr folgen, denn die Politik der ſiegenden Mächte erkannte in ihm den Erben ſeines Vaters nicht an; doch erhielt er den Titel eines Prinzen von Parma, Piacenza und Guaſtalla mit der Anwartſchaft auf die Nachfolge in dieſen ſeiner Mutter überlaſſenen Herzogthümern. Indeß auch dieſe Beſtimmungen litten nach dem zweiten Sturze ſeines Vaters eine Abänderung, indem Parma und Piacenza nach dem Tode der Maria Louiſe dem Herzoge von Lucca beſtimmt wurde. Dafür erhielt der bisherige Prinz von Parma den Beſitz von 14 toscaniſchen in Böhmen gelegenen Herrſchaften mit 400000 Fl. Einkünften zugeſichert, worauf er im Jahre 1818 den Titel Herzog von Reichſtadt (ſogenannt von dem Hauptorte der zum Herzogthume erhobenen Beſitzungen) mit dem Prädicat „Durchlaucht" annahm. Den Beſitz ſelbſt trat er im Jahre 1824 nach dem Tode des Herzogs Ferdinand von Toscana an. Seit 1815 war die Erziehung des jungen Herzogs unter der beſondern Aufſicht des kaiſerlichen Hofs dem Grafen von Dietrichſtein und Matthias von Collin übertragen worden und man hatte Urſache mit ſeinen Fortſchritten zufrieden zu ſein. Übrigens wurde er unter ſtrenger Aufſicht gehalten und vorzüglich mit ängſtlicher Sorgfalt von der nähern Kenntniß der früheren Verhälniſſe und beſonders der Geſchichte ſeines Vaters fern gehalten; auch hatte man ihm eben deßhalb und um jedem andern möglichen Falle zuvorzukommen, den Aufenthalt bei ſeiner Mutter zu Parma nicht geſtattet. Doch wurde er von dem ganzen kaiſerlichen Hauſe höchſt freundlich und zuvorkommend behandelt; beſonders genoß er in hohem Grade die Liebe des verſtorbenen Kaiſers Franz und des Erzherzogs Karl. Dem Militair ſich widmend diente er von den unteren Graden an, ward 1823 Fähndrich, 5 Jahre ſpäter Hauptmann im Regimente Kaiſer Franz, 1830 Major bei einem Regimente in Prag und bald darauf Obriſtlieutenant bei dem Infanterieregimente Herzog von Naſſau. Doch ſchon war die Blüthe ſeines Lebens gebrochen. Zu ſchnelles Wachsthum, wozu noch andere vielleicht geheime Seelenleiden traten, führten ihn dem Grabe zu. Er ſtarb am 22. Juli 1832. Durch ſeinen Tod wurde die letzte chimäriſche Hoffnung der Napoleon'ſchen Partei in Frankreich vernichtet. 22.

Reichstage ſind Verſammlungen der Stände eines Reichs zur gemeinſamen Berathung mit dem Reichsoberhaupte. So finden wir deren in Dänemark, Ungarn, Schweden, früher in Deutſchland und Polen. In kleineren Ländern werden ſolche Verſammlungen Landtage, in den Provinzen Kreistage genannt. Eine jede Ständeverſammlung, alſo auch jeder Reichstag, ſetzt eine Conſtitution, auf welche ſie ſich gründet, ſei dieſelbe auch noch ſo unvollkommen, voraus. 17.

Reichsverfaſſung enthält im Allgemeinen die Grundlage der zum Beſtehen eines Reichs erforderlichen Einrichtungen; im beſondern Sinne aber die Einrichtungen bei der Reichsverſammlung ſelbſt und die Rechte der letztern. Im ehemaligen deutſchen Reiche beſtand der Reichstag aus der Verſammlung der geiſtlichen und weltlichen Fürſten, mit Zuziehung der Reichsſtädte, vor

dem Kaiſer, welche ſich in 3 Collegien abgeſondert hatten; 1) das churfürſtliche, worin der Churfürſt von Mainz, als Reichserzkanzler, die Leitung der Geſchäfte hatte; 2) das Fürſtencollegium, welches nach altem Style die Pfaffenfürſten (die Prälaten, gefürſteten Biſchöfe und Äbte) und die Laienfürſten enthielt; 3) die Städte. Waren alle 3 Collegien (nach der Stimmenmehrheit) mit dem Kaiſer einverſtanden, ſo galt die Entſchließung als Reichsſchluß (conclusum imperii). Im Fürſtencollegium waren 14 alte und 11 neue fürſtliche Häuſer mit zuſammen 61 Stimmen. Die Grafen und Prälaten hatten nur Geſammtſtimmen und waren in 4 Abtheilungen (Bänke), die fränkiſche, die ſchwäbiſche, wetterau'ſche und weſtphäliſche abgetheilt, deren jede ſonach mit nur einer Stimme. Bei den Städten kamen von 51 Stimmen 14 auf die rheiniſche und 37 auf die ſchwäbiſche Bank. Bis zum weſtphäliſchen Frieden gab es in Religionsangelegenheiten keinen Unterſchied der Religion bei den Stimmen. In dieſem Frieden wurde jedoch bedungen, daß in ſolchen Angelegenheiten, die das Intereſſe irgend einer von den beiden Religionsverwandtſchaften, Katholiken oder Proteſtanten, beträfe, die Stände ſich in 2 Abtheilungen (itio in partes) trennen ſollten, deren jede das Ihrige beſonders berathe. Vom Jahre 1663 an wurde der Reichstag ſtehend zu Regensburg und nunmehr nicht mehr von den Ständen ſelbſt beſucht. Die Angelegenheiten ließ man durch Geſandte verwalten, bis man nach und nach die mehreſten Geſchäfte an ſtehende Deputationen verwies, ſo daß bei Auflöſung des Reiches der bisherige Reichstag ſchon an ſich ſehr beſchränkt war. 17.

Reichsvicar oder **Reichsverweſer** iſt derjenige höchſte Reichsſtand oder nächſte Verwandte des regierenden Hauſes, welcher beim Ableben oder bei Behinderungen des Reichsoberhauptes deſſen Stelle vertritt. Im vormaligen deutſchen Reiche waren während der Kaiſerwahlen (beim Todesfalle unmittelbar mit dem Ableben), ingleichen bei Minderjährigkeit oder längeren Abweſenheiten der Kaiſer, drei Reichsſtände unmittelbar verpflichtet, die einſtweilige Reichsverwaltung zu übernehmen; für Italien beſtändig der Herzog von Savoyen; das eigentliche Deutſchland aber ſchied ſich in zwei Abtheilungen, nämlich Süddeutſchland, die Länder des ſchwäbiſchen oder fränkiſchen Rechts, und Norddeutſchland, die Länder des Sachſenrechts. Zu den letzteren gehörten Ober- und Niederſachſen, Heſſen und Weſtphalen. In dieſen war der jedesmalige Churfürſt von Sachſen Reichsvicar. In den Landen des ſchwäbiſchen Rechts war zwiſchen dem Churfürſten von der Pfalz und dem von Baiern verſchiedentlich Streit um den Beſitz der Vicariatswürde. Es war nämlich einſtmals wider Baiern die Acht eingetreten und Pfalz zum Vicariate gelangt. Nach Beſeitigung jenes Verhältniſſes wollte letzteres den Beſitz nicht wieder aufgeben, bis ſich beide 1724 mit einander zu der anfangs gemeinſchaftlichen, dann abwechſelnden (alternirenden) Verwaltung verglichen. Die Reichsvicare traten während ihrer Verwaltung ganz in die Stelle des Kaiſers, übten die Hoheitsrechte aus, ſchlugen Vicariatsmünzen, verpflichteten ſich die Gerichte als Vicariatsgerichte, ließen an die einzelnen Stände Verordnungen ergehen u. a.; nur daß ihnen die Beſteigung des kaiſerlichen Thrones und die Ausübung ſolcher Functionen, z. B. Belehnungen mit höhern Reichswürden, welche blos unmittelbar vom Kaiſer ſelbſt verrichtet werden konnten, nicht verſtattet war. Selbſt der Reichshofrath und das Reichskammergericht führten anſtatt des kaiſerlichen das gemeinſchaftliche Vicariatswappen. 17.

Reichlin=Meldegg (Karl Alexander, Freiherr von), gelehrter Theolog, welcher auch durch ſeinen Religionswechſel nicht geringes Aufſehen erregte, ward am 21. Febr. 1801 zu Gravenau in Oberbaiern geboren. Nachdem er das Gymnaſium zu Freiburg in Baden und ſeit 1815 die dortige Univerſität beſucht hatte, ward er im Sommer 1822 in das Prieſterhaus zu Mörsburg aufgenommen, nach

ſeinem Austritte aus dem Seminare als Profeſſor am Gymnaſium zu Freiburg angeſtellt und 1823 vom Biſchofe J. B. von Keller in Rottenburg am Neckar zum Prieſter geweiht. In demſelben Jahre ertheilte ihm die theologiſche Facultät zu Freiburg die theologiſche Doctorwürde und 1825 ward er nach dem Erſcheinen ſeiner Schrift: „Über die Theologie des Magiers Manes“ (Frankf. a. M. 1825) zum Hülfslehrer für die Kirchengeſchichte ernannt. Durch ſeine theologiſchen Studien aber wurde eine große Veränderung in ſeinen bisherigen Anſichten von dem Lehrbegriffe und Kirchenthume hervorgebracht und gelangte er zu der Überzeugung, daß der gegenwärtige römiſche Katholicismus ein ganz anderer, als der der erſten chriſtlichen Jahrhunderte ſei. Solches blieb von den römiſchen Zionswächtern nicht unbemerkt und ſchon 1826 wurde die Beſchwerde gegen ihn erhoben, daß er in ſeinen Vorleſungen die Jungfräulichkeit Maria's geläugnet habe. Dennoch ward er 1828 außerordentlicher Profeſſor an der theologiſchen Facultät und nachdem er im folgenden Jahre nach Erſcheinung ſeiner „Theologiſchen Abhandlungen“ (Leipz. 1829) einen Ruf an die neuerrichtete katholiſch-theologiſche Facultät zu Gießen erhalten hatte, zum ordentlichen Profeſſor der Theologie, und 1830, ungeachtet er als Freigeiſt und Religionsläſterer verſchrien wurde, zum Vorſtande des akademiſchen Sittenephorats und zum Dekan der theologiſchen Facultät ernannt. Als er aber in der „Allgemeinen Kirchenzeitung“ (1830. Nr. 88) ſeine „Vorſchläge zu Verbeſſerungen in unſerer deutſch-katholiſchen Kirche“ niedergelegt hatte, ward in Göſchl's „Katholiſcher Kirchenzeitung“ und in Benkert's „Allgemeinem Religions- und Kirchenfreund“ eine Anklage wider ihn erhoben und der Erzbiſchof von Freiburg übergab der badiſchen Regierung eine von allen Domcapitularen unterzeichnete Beſchwerde. Obgleich man in derſelben R.'s Entſetzung beantragt hatte, ſo blieb er doch, von der Regierung nur zur Vorſicht ermahnt, in ſeinem Amte. Seine ganz im Geiſte des Rationalismus begonnene „Allgemeine Geſchichte des Chriſtenthums“ (1. Bd. 1. Abth. Freiburg 1830. 2. Abth. Ebend. 1831) jedoch bewirkte eine neue Anklage von Seiten des Erzbiſchofs (31. März 1831), welcher auf ſeine Entfernung vom Lehrſtuhle drang. R. bat nun ſelbſt das Miniſterium um ſeine Verſetzung in die philoſophiſche Facultät und richtete auf die Anfrage des Erzbiſchofs: „ob er nach Abfaſſung ſeiner Kirchengeſchichte noch Alles mit aufrichtigem Herzen glaube, was er bei ſeiner Prieſterweihe beſchworen habe“, an jenen ein Sendſchreiben (Freib. 1831), in welchem er den Widerſpruch des bei der Prieſterweihe zu beſchwörenden Glaubensbekenntniſſes mit der Vernunft, der Geſchichte und dem Chriſtenthume zeigte. Hierauf wurde R. am 12. Jan. 1832 vom biſchöflichen Ordinariate zu Freiburg zur Herausgabe der bei der Prieſterweihe empfangenen Urkunden aufgefordert, zugleich allen Dekanaten des Großherzogthums Baden bekannt gemacht, daß R. die katholiſche Kirche verlaſſe und ihm daher die Ausübung geiſtlicher Amtsverrichtungen nicht mehr zu geſtatten ſei. Doch erſt am 19. Febr. 1832 erklärte R. förmlich ſeinen Austritt aus der katholiſchen Kirche und am 29. Febr. geſchah ſeine Aufnahme in die evangeliſche Kirchengemeinde. Im Juni deſſelben Jahres wurde er nach Heidelberg verſetzt, um Vorleſungen über Philoſophie und Sprachen zu halten, aber auch hier angefeindet und vom katholiſchen Dekanate in einer Klagſchrift beſchuldigt, er habe in ſeinen Vorleſungen den Papſt einen Zauberer genannt, der Brod in Fleiſch verwandle; wogegen er ſich vor dem Prorectorate (Octbr. 1832) damit vertheidigte, daß er nur einen Ausſpruch Monteſquieu's wörtlich angeführt habe. Kurz darauf ward ihm die Erlaubniß, kirchenhiſtoriſche Vorleſungen zu halten, entzogen. 63.

Reichthum, ſ. Geld und Reich.

Reid (Thomas), geb. 1704, geſt. 1796 als Profeſſor der Moral zu Glasgow, iſt bekannt als Gegner Hume's, deſſen Skepticismus er durch Berufung auf gewiſſe unerweisliche und unumſtösliche Wahrheiten des Gemeinſinnes, common

sense, auf die alle Wiſſenſchaft zurückkommen müßte, wiederlegt zu haben glaubte. Seine Schriften ſind: „Inquiry into the human mind on the principle of common sense" (3. Ausg. London 1769. 8.); deutſch „Unterſuchungen über den menſchlichen Verſtand oder die Grundſätze des gemeinen Menſchenverſtandes" (Leipz. 1782. 8.); „Essays on the intellectual powers of man" (Edinb. 1785. 4.; ein Auszug in Feder's und Meiner's „Phil. Bibl." Bd. 1. S. 43 ff.); „Essays on the active powers of man" (Edinb. 1788. 4.); „Essays on the powers of the human mind" (Lond. 1803. 3 Voll. 8.); Prieſtley ſchrieb eine „Examination of Dr. Reids inquiry etc." (Lond. 1774. 4.). Vergl. „The life and writings of Th. R.", by Dugald Stewart (Edinb. 1803. 8.). 80.

Reif, lat. pruina; franz. givre, gelée blanche, frimas; engl. hoarfrost, rime, iſt ſeinem Weſen nach nichts Anderes als ein feiner gefrorner Thau (ſ. d. Art.) der entſteht, wenn ſich die Dünſte bei einer mäßigen Kälte an die Körper anſetzen und alsdann gefrieren. Denn wenn die Temperatur der Luft höher iſt als die der auf der Erdoberfläche befindlichen Körper, ſo müſſen die auf letztere gefallenen Dünſte nothwendig zu Eistheilchen werden. Heitere und windſtille Nächte bei ruhiger Luft und klarem Himmel ſind für dieſen Niederſchlag am meiſten geeignet. Außer dieſem gibt es noch eine andere Art Froſt, welcher in einigen Gegenden des nördlichen Deutſchlands Rauhreif oder Rauhfroſt genannt wird. Er beſteht eben ſo wie der vorige aus kleinen Eiskryſtallen, womit beſonders einzeln hervorragende dünne Körper, namentlich kleine Baumäſte und Pflanzenſtengel, überzogen werden. Kämptz leitet dieſes Phänomen ſehr richtig ab: wenn auf länger dauernde Kälte wärmere Luftſchichten herbeigeführt werden, ſo ſchlägt ſich der Waſſerdampf derſelben mit Leichtigkeit auf allen Körpern nieder und bildet namentlich da, wo ſich einige Spinnfäden vorfinden, die mit feinen Kryſtallen überzogenen Fäden. 33.

Reifſtein oder **Reifenſtein** (Johann Friedrich), ein bekannter Kunſtkenner des vorigen Jahrhunderts, geb. 1719 zu Königsberg in Preußen, beſchäftigte ſich ſchon frühzeitig neben ſeinen wiſſenſchaftlichen Studien mit der Malerei und erwarb ſich vorzüglich eine gründliche Kenntniß ihrer Geſchichte. Nachdem er die Univerſität verlaſſen hatte, hielt er ſich einige Zeit in Berlin auf und war dann mehrere Jahre in Caſſel als Pagenhofmeiſter angeſtellt. Im Jahre 1760 ging er mit dem Grafen Lynar durch Frankreich und die Schweiz nach Italien und nahm hier, durch Winckelmann, der ſein Freund geworden war, bewogen, ſeinen immerwährenden Aufenthalt. Er ſtarb 1793 zu Rom. Seine Verdienſte um die Kunſt ſind nicht gering, in ſofern beſonders, als er den in Rom anweſenden jungen Künſtler mit ſeinen ausgebreiteten Kenntniſſen vielfach nützlich wurde und ſich bemühte, manches noch Dunkle der älteren Kunſtgeſchichte insbeſondere aufzuhellen. Von den Höfen von Wien und Petersburg erhielt er häufig Aufträge in Beziehung auf Ankäufe von Kunſtgegenſtänden, auch beſchäftigte er ſich ſelbſt mit der enkauſtiſchen Malerei, deren Technik ihm Manches verdankt. Übrigens erfand er auch die verloren gegangene Kunſt wieder, Caméen in Glaspaſten mit verſchiedenartigen Schichten nachzubilden. 36.

Reihe (mathem.), ſ. Progreſſion.

Reiher oder **Reiger**, lat. ardea major; franz. héron; engl. hern, heron, eine Gattung der Sumpfvögel, von der man gegen 100 einzelne Arten aufzählt. Sie leben insgeſammt in ſumpfigen Gegenden, an Teichen und Seen, nähren ſich von Fiſchen, Inſecten und Amphibien und werden beſonders wegen ihrer Federn, die man als Kopfſchmuck gebraucht, geſchätzt. In Deutſchland iſt blos der graue oder gemeine R. einheimiſch. Er erreicht nicht ganz die Größe des Storchs und hat ein auf dem Rücken graublaues Gefieder, das nach dem Unterleibe zu allmählig ins Weiße übergeht. Auf dem Kopfe trägt das Männchen noch einen lang herabhängenden ſchwärzlichen Federbuſch, von dem die Reiherfedern gewonnen werden.

Digitized by Google

Es gibt auch verſchiedenfarbige, beſonders weiße, die wir von den ſogenannten Silberreihern im ſüdlichen Aſien und Afrika erhalten. Doch werden bei uns die ſchwarzen vorzüglich theuer bezahlt. Des Schadens wegen, den die R. der Fiſcherei zufügen, wird ihnen ſtets nachgeſtellt und in den frühern Zeiten war das Jagen der R. durch abgerichtete Falken oder die Reiherbeize ſehr üblich. 35.

Reil (Johann Chriſtian), einer der berühmteſten deutſchen Ärzte neuerer Zeit, war der Sohn eines Predigers und zu Rauden, einem Dorfe in Oſtfriesland, am 28. Febr. 1759 geboren. Dem geiſtlichen Stande beſtimmt erhielt er ſeine Vorbildung auf der Schule zu Norden; indem ſich aber ſeine Neigung mehr den Naturwiſſenſchaften zuwandte, faßte er den Entſchluß, Medicin zu ſtudiren und beſuchte in dieſer Abſicht die Univerſität Göttingen, die er aber bald mit der Univerſität Halle vertauſchte, bei deren Lehrern er einen philoſophiſchern Geiſt und demzufolge größere Freiheit von Schulzwange bemerkt zu haben glaubte. Hier widmete er ſich vorzüglich unter Goldhagen's Leitung dem Studium und der Ausübung der Heilkunde, ſo daß er nach Abfaſſung einer ſehr geſchätzten Inauguralſchrift: „Tractatus de polychalia“, am 9. Nov. 1782 zum Doctor ernannt wurde. Nunmehr ging er auf kurze Zeit in ſein Vaterland als praktiſcher Arzt zurück, 1787 aber erhielt er den Ruf zu einer außerordentlichen Profeſſur nach Halle, die er ſchon im folgenden Jahre an des verſtorbenen Goldhagen Stelle mit einer ordentlichen Profeſſur, mit der die Stelle eines Directors der Klinik verbunden war, vertauſchte. Von jetzt an ſtieg ſein Ruf als Lehrer und Arzt außerordentlich; Schüler von allen Orten Deutſchlands ſtrömten nach Halle und er iſt einer derjenigen, dem dieſe Univerſität ihren damaligen großen Ruf verdankte; vorzüglich war es aber ſein Unterricht in der Therapie und am Krankenbette, der ſich des allgemeinſten Beifalls erfreute und der ſo viel zur Bildung ganz ausgezeichneter Ärzte, die es ſich noch jetzt zur Ehre ſchätzen, R.'s Schüler geweſen zu ſein, beitrug. Die für Halle ſo unglückliche Periode von 1806 ſtörte auch R.'s akademiſche Thätigkeit, indeſſen erkannte die neue Regierung gar bald ſeinen hohen Werth; bei der Wiedereröffnung der Univerſität glänzte ſein Name voran und die Einrichtung von Sool- und anderen Bädern zu Halle vermehrte ſeinen auswärtigen Ruf. So viel ihm indeſſen Begünſtigungen zu Theil wurden, ſo konnte ihm nichts ſein angeſtammtes Fürſtenhaus vergeſſen machen; er nahm daher ſehr freudig im Jahre 1810 eine Stelle als Lehrer der Klinik an der neuerrichteten Univerſität zu Berlin an, der er aber nur kurze Zeit vorſtand, indem die Schlacht von Leipzig und der auf dem Kriegsſchauplatze herrſchende Kriegstyphus ſeine Thätigkeit anderwärts in Anſpruch nahm (ſo wurde er als Generaldirector der Hoſpitäler zu Halle, Leipzig und der Umgegend angeſtellt); allein nicht lange dauerte ſein in dieſer Stelle zu Tage gelegte unermüdliche Wirkſamkeit; am 12. Nov. 1813 erlag er zu Halle dem Typhus. — R. hat ſich faſt in allen Fächern der Medicin einen Namen erworben; denn nicht nur in der theoretiſchen Medicin, ſondern auch in der Anatomie, Phyſiologie, Pathologie und Therapie, Chirurgie, Augenheilkunde und pſychiſchen Medicin hat er Ausgezeichnetes geleiſtet und mehrere Schriften hinterlaſſen, deren Werth für alle Zeiten anerkannt iſt. Wir brauchen nur an ſeine „Memorabilia clinica“ (Hal. 1790—1795. IV Fasc.); an ſein berühmteſtes Werk „Über die Erkenntniß und Cur der Fieber“ (Halle 1820—1828. 3. Aufl. 5 Bde.); an ſeine „Rhapſodien über die pſychiſche Curmethode“ (Halle 1818. 2. Aufl.) und an ſein „Archiv für die Phyſiologie“ (in 12 Bänden. 1796—1815) zu erinnern. — Seine wichtigſten Unterſuchungen beziehen ſich auf den Bau des Gehirns, über die Verrichtung des Nerven-, hauptſächlich des Ganglienſyſtems, auf das Zuſtandekommen der Krankheit aus chemiſchen Abweichungen, auf die Natur der Seelenkrankheit u. a. m. 39.

Reim, franz. rime; engl. rhyme, nennt man die gleichklingende Endigung

zweier oder mehrerer Wörter. Als mit den alten Sprachen die Sylbenmeſſung unterging, als die Verskunſt den inneren Halt der in der Länge und Kürze ſelbſt liegenden Geltung nicht mehr wahrnahm, ſtrebte man ſich durch ein äußeres Mittel zu ſtützen nnd fand dieſes Mittel in dem R. Wir haben, ſagt ein Äſthetiker der neueſten Zeit (W. E. Weber), den R. für ein in der morgenländiſchen Poeſie ſelbſt lange vor Entſtehung der neueuropäiſchen geübtes angenehmes Klangſpiel zu halten, auf das in Sprachen, deren Reichhaltigkeit an volltönenden Selbſtlautern eben ſo groß, als die Phantaſie der ſich ihrer bedienenden Völker beweglich, zum Sonderbaren hinneigend und in Unterhaltungsmitteln beſchauliche Muße erfinderiſch war, die Rhythmik von ſelbſt kommen mußte. Ohne Zweifel iſt der R. zuerſt in Dichtungen der Indier angewendet worden. Man kann ihn ſelbſt den Griechen und Römern nicht fremd nennen, in ſofern die zufälligen Gleichklänge, welche in einzelnen Verſen und Vershälften ſchon bei Homer, beſonders aber bei Ovid vorkommen, der Bemerkung ihrer Urheber unmöglich ſo ganz und gar entſchlüpfen konnten. Aber das claſſiſche Alterthum, in ſeiner plaſtiſchen Großartigkeit, verſchmähte offenbar abſichtlich eine ſich ihm ſo natürlich darbietende Bereicherung der poetiſchen Formen, da ſie der naiven Anmuth ſeiner ſo ſchöpferiſchen und klargeregelten Rhythmik den Anſtrich einer kleinlichen Geſuchtheit und einer pedantiſchen Künſtelei hätte ertheilen müſſen. So wie die einfach ruhige Architektonik eines griechiſchen Tempels durch gothiſche Spitzbogen, Thürmchen und gewundene Säulen nur verunſtaltet werden könnte, ſo würde ſich der R. in antiken Gedichten wie ein kindiſcher Singſang ausgenommen und alle Würde eines ernſten Eindrucks zerſtört haben. Denn der R. iſt ſeinem innerſten Weſen nach muſikaliſcher Natur; er iſt gleichſam ein Echo in den Tiefen der Seele räthſelhaft anklingender außerweltlicher Erinnerungen, ein geheimnißvolles Stichwort der in ſich ſelbſt geſenkten Betrachtung, ein wunderliches Sinnbild unſeres ſich ſo oft in Gegenſätzen befreundenden, in Vereinigungen ſich entzweienden Gefühles; er iſt ein Sohn der ins Überſchwengliche und ins Unmögliche ſtrebenden Empfindung, ein ſchwärmeriſches Weſen, das der Romantik als reife Frucht vom Baume der Muſen in den Schooß fallen mußte, an welchem die alte Welt, die das Symboliſche in ihre Kunſt nur zuließ, in wiefern ſie es ſofort zum Unmittelbaren und Charakteriſtiſchen auszuprägen Gelegenheit fand, ſie ohne Verlangen hatte hängen laſſen. — Man muß übrigens das Weſen und den Geiſt der romantiſchen Poeſie gänzlich verkennen, wenn man, wie es im vorigen Jahrhunderte häufig in Deutſchland geſchehen iſt, den R. nur als ein Werk der Mode, als eine Decke, die man über die Schwächen und Fehler des Verſes zieht, als ein Hülfsmittel des Gedächtniſſes, als ein körperliches Mittel, träge Ohren zu reizen, gelten laſſen will; wir behaupten ſogar, daß manche neuere Völker ohne den R. keine Poeſie beſitzen würden, obſchon wir dabei die Schwäche ſolcher Sprachen, die den R. gebieteriſch heiſchen, nicht in Abrede ſtellen wollen. Ohne uns hier in eine weitere Unterſuchung über die Frage einzulaſſen, ob der R. durch die Araber oder durch die Gothen nach Europa herübergewandert ſei, bemerken wir nur, daß er in der altnordiſchen Poeſie unbekannt iſt, daß er aber ſchon in lateiniſchen Gedichten des V. und VI. Jahrhunderts aufzutauchen beginnt. Auch kann hier keine Auseinanderſetzung der Regeln des Reims, welche man in den Handbüchern der Poetik findet, verlangt werden; nur die allgemeine Bemerkung erlauben wir uns noch, daß man die Reime in männliche (einſylbige, z. B. Mann, kann), weibliche (zweiſylbige, z. B. geben, leben) und gleitende (dreiſylbige, die ſogenannten italieniſchen Sdruccioli, z. B. wonnige, ſonnige) eintheilt. Vergl. E. Poggel's „Grundzüge einer Theorie des Reims und der Gleichklänge" (Leipz. 1834. 8.). 66.

Reimarus (Herrmann Samuel), der berühmte und berüchtigte Verfaſſer der ſogenannten „Wolfenbüttel'ſchen Fragmente", wurde im Jahre 1694 zu Ham-

Digitized by Google

burg geboren, wo ſein Vater Lehrer am Johanneum war. Nachdem er in Jena ſeine akademiſchen Studien vollendet hatte, habilitirte er ſich zu Wittenberg als Privatdocent, ward bald darauf Adjunct der philoſophiſchen Facultät, 1723 Rector an der Schule zu Wismar und 1727 Profeſſor der hebräiſchen Sprache, ſpäter auch der Mathematik, an dem Gymnaſium zu Hamburg, welche Stelle er bis an ſeinen Tod (1768) bekleidete. Den ehrenvollen Ruf nach Göttingen an Geßner's Stelle nahm er nicht an. R. beſaß einen reichen Schatz umfaſſender Kenntniſſe; denn er war nicht nur ein gründlicher Philolog, als welchen er ſich durch die Fortſetzung und Vollendung der von Fabricius begonnenen Ausgabe des „Dio Caſſius" (Hamb. 1750—1752) in ſo vorzüglichem Grade bewährte, daß ihn Geßner für einen der erſten Kritiker Deutſchlands erklärte; ſondern er zeichnete ſich auch namentlich durch ſeine naturhiſtoriſchen und philoſophiſchen Kenntniſſe aus. Jene beurkundete er in ſeinen „Allgemeinen Betrachtungen über die Triebe der Thiere" (Hamb. 1760. 4. Aufl. 1778); dieſe in den Schriften: „Die vornehmſten Wahrheiten der natürlichen Religion" (Hamb. 1754. 7. Aufl. 1798) und „Die Vernunftlehre als eine Anweiſung zum richtigen Gebrauche der Vernunft in der Erkenntniß der Wahrheit, aus zwei ganz untrüglichen Regeln der Einſtimmung und des Widerſpruchs hergeleitet" (Hamb. 1756. 5. Aufl. 1790). Das meiſte Aufſehen aber erregte folgende, urſprünglich nicht für den Druck beſtimmte, von Leſſing aber nach des R. Tode angeblich aus einer Handſchrift unter dem Titel herausgegebene Schrift: „Fragmente eines Ungenannten, aus den Schätzen der herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel" (Wolfenbüttel 1777). Dieſe fünf Fragmente, welche mehrere Gegenſchriften, z. B. von Semler, Michaelis, Döderlein u. A., veranlaßten, handeln 1) von der Verſchreiung der Vernunft auf den Kanzeln; 2) von der Unmöglichkeit einer allgemein Glauben findenden Offenbarung; 3) über den Durchgang Iſraels durch das rothe Meer; 4) über den Zweck des alten Teſtaments, welcher nicht die Offenbarung einer Religion war; 5) über die Auferſtehung Jeſu. Hierzu kam ein ſechſtes Fragment: „Von dem Zwecke Jeſu und ſeiner Jünger" (Braunſch. 1778), deſſen Inhalt iſt: die Abſchaffung des moſaiſchen Geſetzes oder Stiftung einer neuen Religion, die übrigens Jeſus ſelbſt nicht durchgängig beobachtet, war nur Vorwand für Gründung einer jüdiſch weltlichen Herrſchaft. Dazu benutzte er die Meſſiasidee und verband ſich mit Johannes dem Täufer. Aber der Plan, zu deſſen Ausführung ſchon ein guter Anfang beim letzten Einzuge Jeſu gemacht worden war, ward durch die jüdiſch-römiſche Polizei vereitelt. — Daß übrigens R. wirklich der Verfaſſer dieſer Fragmente geweſen ſei, haben Hartmann (Intell. Bl. d. Leipz. Lit. Zeit. 1825. Nr. 231—232) und Gurlitt (Ebend. 1827. Nr. 55) genügend dargethan. 63.

Reimarus (Johann Albert Heinrich), Sohn des Vorigen, geb. zu Hamburg am 11. Nov. 1729, erhielt ſeine Vorbildung auf dem Johanneum, ſtudirte dann zu Leyden und Edinburg Medicin und erhielt am erſten Orte 1757 die Doctorwürde, nachdem er noch zuvor unter Hunter's Leitung die Londoner Spitäler beſucht hatte. Hierauf ließ er ſich in Hamburg als praktiſcher Arzt nieder, wo er bald eine einträgliche Praxis erwarb. 1796 wurde er Profeſſor der Naturgeſchichte und Phyſik am Hamburger Gymnaſium. Im Jahre 1813 zur Auswanderung aus ſeiner Vaterſtadt gezwungen, ſtarb er am 6. Juni 1814 zu Ranzau. — Wir verdanken R. die zufällige Entdeckung der Erweiterung der Pupille durch das ins Auge gebrachte Belladonnaextract, eine Entdeckung, die bei Behandlung mehrerer Augenkrankheiten und bei Augenoperationen von Nutzen iſt; außerdem hat er ſich um Einimpfung der natürlichen Blattern ſo wie um Einführung der Blitzableiter verdient gemacht. Außer daß er neue Auflagen einiger Schriften ſeines Vaters beſorgt hat, hat er mehrere eigene Schriften, meiſtentheils ſtaatswirthſchaftlichen Inhalts herausgegeben, in welchen er die Freiheit des Verkehrs, als

Freiheit des Handels, Auflöſung des Zunftzwangs, freie Getreide-Aus- und Einfuhr, Aufhebung der Fleiſchtaxen, freien Bücherverlag, Abſchaffung der Medicinalordnungen u. ſ. w. in Schutz nimmt. 39.

Reimlexikon nennt man ein Wörterbuch, in welchem alle Reimendungen, die eine Sprache beſitzt, verzeichnet ſind. Braucht auch der wahre Dichter keinen ſolchen Nothhelfer, ſo iſt doch der Vortheil eines Reimlexikons in anderer Beziehung bei Weitem nicht ſo gering, als man gewöhnlich glaubt. Der Sprachforſcher wird aus einer vollſtändigen Zuſammenſtellung aller Endſylben einer Sprache, beſonders der Wurzelwörter, fruchtreiche Schlüſſe über das Weſen und den Bau der Sprache ſelbſt ziehen können. Man kann ein Reimlexikon auf doppelte Weiſe einrichten, indem man entweder die Endungen überhaupt alphabetiſch mit Einſchuß der Conſonanten, oder nach den 5 Vocalen, welche eigentlich die Seele aller Reime ſind, ordnet. Die erſte Methode befolgte Richelet in ſeinem R. für die franzöſiſche Sprache („Nouveau dictionnaire des rimes," Paris 1667 u. öfter 4.); den andern Weg ſchlugen ein J. Hübner in ſeinem „Poetiſchen Handbuch" (Leipz. 1696 u. öft.) und Peregrinus Syntax [J. F. Hempel] in ſeinem „Allgemeinen deutſchen Reimlexikon" (Leipz. 1826. 2 Bde. 8.). Die früheren Verſuche deutſcher Reimverzeichniſſe von Ph. von Zeſen (1641), Titze (1642) und Grünwald (1695) ſind unbedeutend. Auch andere Sprachen beſitzen Reimwörterbücher, die wir aber hier nicht anführen können. 66.

Reinbot von Doren, ein deutſcher Minneſänger aus der Mitte des XIII. Jahrhunderts, von deſſen Lebensumſtänden man nichts weiter weiß. Außer einigen unbedeutenden Bruchſtücken kleinerer Gedichte beſitzen wir von ihm die treffliche Legende: „Der heilige Georg" (abgedruckt in Büſching's und Hagen's „Sammlung altdeutſcher Gedichte," Bd. I.), auf welche zuerſt der in vielfacher Hinſicht verdiente J. Möſer aufmerkſam machte. 66.

Reineccius (Reiner), ein berühmter Hiſtoriker des XVI. Jahrh., wurde 1541 zu Steinheim im Biſthume Paderborn geboren. Er ſtudirte zu Marburg und Wittenberg Theologie, verließ aber ſeit dem Tode Melanchthon's letztere Stadt und unternahm eine Reiſe nach Schleſien. Nach ſeiner Rückkehr wurde er Erzieher der Söhne einer adeligen Familie und lebte mit dieſen faſt 9 Jahre abwechſelnd in Wittenberg, Leipzig und Jena. Während dieſer ganzen Zeit beſchäftigte er ſich ausſchließlich mit der Geſchichte und ging ſpäter als Profeſſor derſelben nach Frankfurt an der Oder und 1583 in gleicher Eigenſchaft nach Helmſtädt. Er ſtarb 1595 und erwarb ſich den Ruhm, nicht wenig zum Wiederaufleben der hiſtoriſchen Forſchungen in Deutſchland beigetragen zu haben. Von ſeinen zahlreichen Werken ſind namentlich bemerkenswerth: „Syntagma de familiis, quae in monarchiis tribus prioribus rerum potitae sunt" (Basel 1574—1580. 4 Voll.); „Chronicon hierosolymitanum i. e. de bello sacro" (Helmst. 1584. 2 Voll. 4.); „Origines stirpis Brandenburgicae et commentarius de Marchionum et Electorum Brandenburgicorum et Burggraviorum familia" (Francof. 1581). Außerdem hat er noch die Familien der macedoniſchen Könige, der Arſaciden, Seleuciden, des mediſchen, baktriſchen und anderer Reiche beſchrieben. S. Haeberlin „De R. Reineccii meritis in omnem historiam ut et academiam Juliam, prolusio academica" (Helmst. 1746. 4.). — Ein Anderer gleiches Namens, Chriſtian R., hat ſich beſonders durch ſeine Ausgaben der bibliſchen Schriften einen Namen in der theologiſchen Literatur gemacht. Er wurde 1668 zu Mühlingen in Sachſen geboren, ſtudirte zu Roſtock und Leipzig, wurde hierauf Profeſſor in Weißenfels, zuletzt Conſiſtorialrath und Rector des daſigen Gymnaſium und ſtarb 1752. Seine wichtigſten Werke ſind: „Mahommedis fides Jslamitica i. e. Alcoranus ex idiomate arabico latine versus" (Lips. 1721. 8.); „Augustana Confessio germanica et latina cum versione graeca" (Ibidem

1730); „Biblia hebraica“ (Ibid. 1725. 8., 1739. 4., 1756 und 1793 von Döderlein und Meißner beſorgt); „Janua hebraeae linguae V. T.“ (mit einer chaldäiſchen Grammatik Leipz. 1720. 3. Aufl. 1733. 8.); „Novum Testamentum graecum“ (Ibid. 1725 ff.); „Vetus Testamentum graecum etc. cum apocryphis“ (Ibid. 1730. 8., 1775 und öft.). 77.

Reinecke (Johann Friedrich), einer der vorzüglichſten deutſchen Schauſpieler des vorigen Jahrhunderts, 1745 zu Helmſtädt geboren, entlief als vierzehnjähriger Knabe dem väterlichen Hauſe, weil ihm gegen die Mißhandlungen ſeines ältern Bruders keine Stütze bei den Eltern ward, und gerieth, nachdem er ſich einige Zeit umhergetrieben hatte, nach Hamburg, wo er bei einem mitleidigen Bäcker Unterhalt fand, bis der zufällige Beſuch des Theaters in ihm eine unbezwingliche Begierde rege machte, ſelbſt einer der Mitſpielenden zu werden. Der Director, welcher ihn einigemal abgewieſen hatte, behielt endlich den zudringlichen Burſchen und ſtellte ihn als Ausläufer an. Nachdem R. einige Jahre dieſes ihm nicht im geringſten zuſagende Geſchäft verſehen hatte, um nur mit der Bühne in Verbindung zu ſtehen und Beobachtungen anzuſtellen, ſetzte er ſeinen Stab weiter und trat zuerſt mit herumziehenden Truppen auf, ſtets eifrigſt bemüht, durch Nachdenken und Aufmerkſamkeit das ihm angeborene Schauſpielertalent auszubilden, was ihm auch vorzüglich als Mitglied der Seyler'ſchen Geſellſchaft gelang. Nachdem er einigemal zu Hamburg auf dem ehemaligen Schauplatze ſeiner Erniedrigung aufgetreten war und nicht unbedeutenden Beifall geerntet hatte, wurde er bei der Bondini'ſchen Truppe zu Dresden und Leipzig engagirt und bildete ſich in dieſer Umgebung und beſonders durch die Lehren des Declamators Schocher zu Leipzig zu dem großen Schauſpieler, welchen ganz Deutſchland bewunderte. Er verbannte zuerſt das lächerliche Pathos in den Heldenrollen von der Bühne und bemühte ſich die Zuſchauer an eine natürliche Einfachheit in Stimme, Gang und Geberdenſpiel zu gewöhnen, was ihm auch ſchnell über alle Erwartung glückte, weil man des unſinnigen Geſchreis und Tobens längſt müde war. Außer den Heldenrollen ſpielte er die launigen und zärtlichen Alten mit vollendeter Meiſterſchaft, worin er freilich von einer ausdrucksvollen, männlichen Bildung und einer wohltönenden Stimme bedeutend unterſtützt wurde. Vorzüglich bewunderten ihn ſeine Zeitgenoſſen in den Rollen des Grafen Eſſex, des Königs Lear, Otto's von Wittelsbach, des Oberförſters Warberger und des deutſchen Hausvaters. Er ſtarb 1787 zu Dresden als Regiſſeur des Bondini'ſchen Theaters. 66.

Reinecke Fuchs oder **Reinhart Fuchs**. Unter dieſem Namen iſt der älteſte ſatyriſche Fabelroman, über deſſen Verfaſſer und Entſtehung man immer noch nicht recht im Reinen iſt, am bekannteſten. Das Original ſcheint man mit der größten Sicherheit in Frankreich ſuchen zu dürfen, wozu nicht nur der aus dem XIII. Jahrh. ſtammende, einem gewiſſen Gielée de Lille zugeſchriebene „Roman du Renard“ (herausgegeben von Méon, Par. 1826. 4 Voll. 8.), ſondern auch die Andeutung des niederdeutſchen Bearbeiters ſelbſt, daß er ſein „Buch aus wälſcher und franzöſiſcher Sprache geſucht und in deutſche Sprache umgeſetzt“ habe, berechtigen. Die älteſten Grundlagen der ganzen Dichtung ſcheinen jedoch deutſche Volksſagen geweſen zu ſein, deren ſich die franzöſiſchen Dichter zuerſt bemächtigten. Schon zur Zeit Karl's des Großen erzählte und ſang das deutſche Volk von einem Reinhart oder R. von Lothringen, den es als Fuchs, und von einem Grafen von Öſtreich, den es unter dem Namen Iſegrim als Wolf bezeichnete. Zuerſt wurde das franzöſiſche Original im Hochdeutſchen durch Heinrich den Glicheſern nachgebildet, wie aus einem Auszuge dieſer Nachbildung, welcher ſich handſchriftlich im Vatican befindet, hervorgeht. Die größte Verbreitung gewann jedoch die niederdeutſche, wieder aus dem franzöſiſchen Originale und keineswegs aus einer holländiſchen proſaiſchen Nachbildung geſchöpfte Bearbeitung. Als Ver-

faſſer dieſer gegen das Ende des XV. Jahrh. entſtandenen Bearbeitung nennt ſich Heinrich von Alkmar, Hofmeiſter des Herzogs von Lothringen, aber ſchon im XVI. Jahrh. hält der Satyriker Rollenhagen dieſen Namen für einen angenommenen und gibt Nikolaus Baumann, der als Rath bei einem Herzoge von Jülich in Dienſten ſtand und ſpäter in Ungnade fiel, als wahren Verfaſſer an. Dieſer Baumann, welcher 1526 als Secretair des Herzogs Magnus von Meklenburg und Profeſſor der Rechte zu Roſtock ſtarb, ſoll dieſes Gedicht, um ſich an dem verdorbenen jülichſchen Hofe zu rächen, verfaßt und, um Verfolgungen zu entgehen, ſeinen wahren Namen unter einem falſchen verſteckt haben. In der neueſten Zeit hat der Holländer Scheltema einen Heinrich van Alkmaar, welcher gegen Ende des XV. Jahrh. Rath des Biſchofs David von Burgund war, entdeckt und auf dieſen eigentlich nichts beweiſenden Umſtand die Hypotheſe gebaut, daß dieſer Heinrich von Alkmaar nachher in die Dienſte der Herzöge von Geldern getreten, bei den Söhnen der geldriſchen Prinzeſſin, die ſich 1485 mit dem Herzoge Renatus II. von Lothringen vermählt habe, Hofmeiſter geworden und alſo wirklich der Verfaſſer des R. Fuchs ſei. Auch K. F. A. Scheller nimmt Heinrich von Alkmar als den wirklichen Dichter an. Mag der Dichter dieſer Alkmaar oder ein anderer geweſen ſein, ſeine Arbeit gehört jedenfalls zu den vorzüglichſten Werken der ältern deutſchen Literatur und macht mit trefflichem Witze die traurige Wahrheit anſchaulich, daß conſequente Schlauheit faſt ſtets über Recht und Billigkeit triumphirt. Durch dieſe beſtimmte Tendenz erhält das Ganze ſeine Einheit, doch fehlt es ihm nicht an Mannigfaltigkeit gut gezeichneter Charaktere und an unterhaltenden Situationen; der Ton der Satyre könnte nicht beſſer getroffen ſein. Die frieſiſch-plattdeutſche Sprache erſcheint auf der höchſten Stufe der Cultur, die ſie je erſtiegen hat, und die vierfüßigen Knittelverſe ſind dem Gegenſtande ganz angemeſſen. Die niederſächſiſche Bearbeitung erſchien zuerſt 1498 zu Lübeck (in Fol.) und verbreitete ſich ſchnell in ganz Deutſchland und in den Nachbarländern, wie die zahlreichen Ausgaben und Überſetzungen ins Hochdeutſche (1544), Lateiniſche (von H. Schopper, 1567), Däniſche (1555) und Schwediſche (1621) beweiſen. Der engliſche „Reynard the foxe“ (1481) iſt wahrſcheinlich nach dem proſaiſchen holländiſchen „Reynaert de Vos“ (1479) gearbeitet. In der neueſten Zeit hat es ſich herausgeſtellt, daß der niederdeutſche „Reynecke de Vos“ eine holländiſche metriſche Nebenquelle dieſes reichen Stoffes, welche einem gewiſſen Wilhelm Matok aus dem XIII. Jahrh. zugeſchrieben wird, zum Vorgänger und vielleicht theilweiſe zum Vorbilde hat. Auch haben ſich zwei lateiniſche Bearbeitungen deſſelben Stoffes aus dem XII. Jahrh. aufgefunden, welche Mone herausgab (Stuttg. 1832. 8.). Seine Behauptung jedoch, daß Lothringen das urſprüngliche Vaterland des Gedichts ſei und daß darin auf den lotharingiſchen König Zuentibold und einen an ſeinem Hofe befindlichen Herzoge Reginhart gezielt werde, hat J. Grimm in ſeiner Abhandlung „Reinhart Fuchs“ (Berl. 1834. 8.) vollſtändig widerlegt und durch die gelungene Nachweiſung, daß die Dichtung eine alt-fränkiſche ſei, ihren Urſprung Deutſchland gerettet. Die beſten Ausgaben der oft gedruckten niederdeutſchen Bearbeitung beſorgten G. G. Bredow (Eutin 1798. 8.), K. F. A. Scheller (Braunſchw. 1825. 8.), Scheltema (Haarl. 1826. 8.) und Hoffmann (Bresl. 1833. 8.). Hochdeutſche Bearbeitungen lieferten Gottſched (Leipz. 1752. 4.), J. W. Göthe (Berl. 1794. 8.) und W. Soltau (Berl. 1803. 8. N. A. Braunſchw. 1823. 8.), welcher Letztere allein den richtigen Ton des Originals traf. Eine nachahmende Fortſetzung in niederdeutſchem Dialekte unter dem Titel „Hennynk de Han“ (Brem. 1516 [1732]. 4.) verſuchte nicht ohne Glück K. F. Renner (ſtarb 1772) unter dem angenommenen Namen F. H. Sparr. 67.

Reinerz, ein zu der Grafſchaft Glatz in Schleſien gehöriges und dem Regierungsbezirke Breslau einverleibtes Städtchen an der Weiſtritz mit 1700 Einw.,

Digitized by Google

hat in ſeiner Nähe auf einem Wieſengrunde ein gleichnamiges mineraliſches Bad. Die 5 Quellen, welche benußt werden, heißen der alte kalte Brunnen (9° R.), die laue Quelle (14° R.) und die 3 Badequellen. Das Waſſer der Trinkquelle, von dem auch jährlich eine, wenn auch nur geringe Anzahl Flaſchen verſendet wird, hat einen ſalzigen, vitrioliſchen Geſchmack und ſchäumt, wenn die Flaſchen gut verpfropft ſind. Seit längerer Zeit ſind bei dieſem Badeorte auch Vorrichtungen zu Tropf-, Dampf-, Spritz- und Regenbädern getroffen worden und eine Molkencuranſtalt ins Leben getreten, und die Linderung und Hülfe, welche Bruſtkranke, Luftröhren- und Lungenſchwindſüchtige, von Hämorrhoiden und anderen Beſchwerden Gepeinigte an ſeinen Quellen fanden, lockt jährlich eine ſtarke Anzahl Gäſte hierher. Dieſe belief ſich im Jahre 1829 ſogar auf 752. Die Natur hat nichts verſäumt, um den Gäſten den Aufenthalt zu verſchönern, und beſonders werden der Hut- und Kreuzberg, die hohe Menſe, die Heuſcheuer und Nachod von hier aus beſucht. 35.

Reinhard (Franz Volkmar). Dieſer ausgezeichnete Theolog und Kanzelredner wurde am 12. März 1753 zu Vohenſtrauß im Fürſtenthume Sulzbach geboren. Von ſeinem Vater, welcher Prediger war, und ſpäter auf der Schule zu Regensburg trefflich vorbereitet bezog er 1773 die Univerſität Wittenberg, ward daſelbſt 1777 Magister legens, 1778 Adjunct der philoſophiſchen Facultät, 1780 außerordentlicher Profeſſor der Philoſophie und 1782 ordentlicher Profeſſor der Theologie. Der große Beifall, welchen ſeine Predigten fanden, die er als Propſt der Schloß- und Univerſitätskirche hielt, ſo wie ſeine vielſeitige und gründliche Gelehrſamkeit veranlaßten im Jahre 1792 ſeine Berufung als Oberhofprediger, Kirchenrath und Oberconſiſtorialaſſeſſor nach Dresden, in welchen Ämtern er eben ſo thätig wie ſegensreich bis an ſeinen Tod (6. Sept. 1812) wirkte. — R. gehört unter diejenigen Männer, welche für die Wiſſenſchaft wie für das Leben auf ihr Zeitalter einen mächtigen und wohlthätigen Einfluß geäußert haben. Von R. gilt dieß namentlich in Bezug auf gelehrte Behandlung der Theologie und in Bezug auf Förderung und Ausbildung der Kanzelberedſamkeit und des praktiſchen Religionsweſens. Mit trefflichen Anlagen ausgerüſtet war es frühzeitig Hauptaufgabe für ihn, die drei geiſtigen Grundvermögen gleichmäßig zu einer ſchönen Harmonie auszubilden. Zur Löſung derſelben erkannte er in dem Studium der Philoſophie das vorzüglichſte Mittel. Daher finden wir ihn gleich in der erſten Periode ſeines öffentlichen Auftretens als akademiſchen Lehrer und als Schriftſteller mit philoſophiſchen Forſchungen beſchäftigt. Und gerade in dieſe frühere Periode ſeines mehr philoſophiſch-theologiſchen Forſchens fallen ſeine wichtigſten und gediegenſten Schriften. Doch geſtattete er der Philoſophie mehr nur einen formellen, als materiellen Einfluß auf die Theologie, indem ihm das Chriſtenthum mehr Sache des Herzens als des Verſtandes war und die Bibel als eine unmittelbare Offenbarung Gottes an die Menſchen ihm als die höchſte Auctorität in Sachen des Glaubens und Lebens galt. „Bei der Philoſophie", ſagt er ſelbſt, „fand ich nichts Feſtes, nichts Bleibendes, weder im Wiſſen, Glauben, noch Hoffen; wenn man nun nichts Sicheres hat, worauf man fußen kann, ſo kommt der Wunſch, Gott möchte ſelbſt geredet haben, vorzüglich um der Schwachen willen, und ſo wird man Alles das durchforſchen, was ſich als Offenbarung ankündigt." So wurde R. Supernaturaliſt, weil er in ſich das nicht zu finden glaubte, was er in äußerer Auctorität zu finden hoffte, und bekämpfte er Alles, was ſeinen Offenbarungsglauben hätte beeinträchtigen können, wie die Naturphiloſophie und den Kriticismus. Allein die wiſſenſchaftlichen Fortſchritte einer neuen Zeit, ſo wie ſeine eigene gründliche wiſſenſchaftliche Bildung konnten für einen Mann wie R. nicht ohne Folgen bleiben. Obwohl daher feſtgewurzelt im alten Kirchenthume und dem Lehrbegriffe der Kirche ſich möglichſt anſchließend, war er doch voll gelehrter Zugeſtändniſſe für

die neue Zeit und ward er ſo bei aller anſcheinenden Conſequenz doch oft ſehr inconſequent. So enthalten ſeine „Vorleſungen über die Dogmatik“ (herausgegeben von Berger, Sulzbach 1801; 2. Aufl. von R. ſelbſt, 1806; 4. Aufl. von Schott, 1818; 5. Aufl. 1824), welche eine meiſt rationaliſtiſche Kritik der einzelnen Dogmen geben, bedeutende innere Widerſprüche. Als Moraliſt bediente er ſich eben ſowohl philoſophiſcher als bibliſcher Beweiſe und als Kanzelredner faßte er die zu behandelnden Gegenſtände ſupranaturaliſtiſch auf und führte ſie rationaliſtiſch aus. Unter denjenigen Schriften, in welchen er ſeine theologiſche Denkart vorzüglich ausſprach, erregten außer der im Jahre 1800 gehaltenen Reformationspredigt von der freien Gnade Gottes in Chriſto, ſeine „Geſtändniſſe, ſeine Predigten und ſeine Bildung zum Prediger betreffend“ (Sulzbach 1810) das meiſte Aufſehn. Im 9. Briefe derſelben entſchied er ſich nämlich offen für den ſtrengen Supranaturalismus und ſtellte er die Behauptung auf, daß der conſequente Rationalismus und der Glaube an übernatürliche Offenbarung ſich gegenſeitig aufheben. Hierdurch regte R. zuerſt den Kampf zwiſchen Rationaliſten und Supranaturaliſten lebhaft an und es erſchienen mehrere Streitſchriften, die ſich theils für, theils wider ihn erklärten (ſ. d. Artt. Tzſchirner und Theologiſche Syſteme). Obſchon aber als Vertheidiger des ſupranaturaliſtiſchen Syſtems vielfach angefochten nimmt er doch unter den gelehrten Theologen neuerer Zeit eine der vorzüglichſten Stellen ein. Seine gründliche und umfaſſende Gelehrſamkeit in dieſer Beziehung, ſo wie Scharfſinn, pſychologiſchen Blick und Bibelkenntniß offenbarte R. namentlich durch zwei Schriften, welche als ſeine Hauptwerke gelten können, durch ſeinen „Verſuch über den Plan, den der Stifter der chriſtlichen Religion zum Beſten der Menſchheit entwarf“ (Wittenb. und Zerbſt 1781. 4. Aufl. 1798. 5. Aufl. von Heubner 1830), in welchem er das Übermenſchliche in der Perſönlichkeit Jeſu aus der Univerſalität und Neuheit ſeines Planes nachzuweiſen ſuchte, und durch ſein „Syſtem der chriſtlichen Moral“ (Wittenb. 1788—1815. 5 Bde.), worin er alle ſeine Vorgänger weit übertraf. Noch höher aber und vielleicht unübertroffen ſteht R. als Kanzelredner vor uns. Intereſſante, in nahem Zuſammenhange mit den wichtigſten Angelegenheiten ſeiner Zuhörer ſtehende und für das Leben fruchtbare Hauptſätze, gedankenreiche, chriſtlich-bibliſche, durch eigene Erfahrung erwärmte und ſtreng logiſche Durchführung derſelben, tiefer pſychologiſcher Blick, lebensvolle, aber von leerem Wortſchwalle entfernte Diction ſind die Vorzüge, welche ſich in ſeinen Vorträgen, wie ſelten in anderen, vereinigt finden. Auf die Form derſelben hatten die alten Claſſiker, namentlich Demoſthenes und noch mehr Cicero, ſo wie Klopſtock vorzüglich auf die Bildung ſeiner Sprache eingewirkt. Am gelungenſten ſind ſeine Predigten zur Schärfung des ſittlichen Gefühls, die in Bezug auf die damaligen großen Weltbegebenheiten gehaltenen und ſeine „Reformationspredigten“ (herausgegeben von Bertholdt und Engelhardt. Leipz. 1821—1824. 3 Bde.). Eine vollſtändige Sammlung ſeiner Predigten erſchien in 35 Bänden (Sulzbach 1795—1813), wozu J. L. Haas „F. V. R.'s 31 bisher noch ungedruckte Predigten in den Jahren 1792—1794 gehalten“ (Leipz. 1833) einen Supplementband lieferte; eine neue nach dem Originalmanuſcripte revidirte Ausgabe in 40 Bänden iſt gegenwärtig (Sulzb. 1836) veranſtaltet worden. — Endlich hat R. auch um das prakiſche Kirchenweſen, dem er mit Ernſt und Würde vorſtand, große Verdienſte ſich erworben. Jedes Talent erkannte und jeden Druck ermäßigte er; er bewirkte, daß eine neue Agende und neue Geſangbücher eingeführt wurden, brachte die allgemeine Beichte mehr in Aufnahme, bearbeitete und ordnete einen vierjährigen Curſus von Texten für die Sonntagspredigten an, ſorgte für beſſere Einrichtung der Schullehrerſeminarien und beförderte kräftig den Flor der Univerſitäten und Fürſtenſchulen. Darum iſt ſein Andenken in Segen geblieben und wird es in ferne Zeiten hin bleiben! — Von ſeinen Schriften ſind au-

Digitized by Google

ßer den genannten folgende noch rühmlichſt zu erwähnen: „Über das Wunderbare und die Verwunderung“ (Wittenb. 1782); „Der Geiſt des Chriſtenthums in Hinſicht auf Beruhigung im Leiden“ (Leipz. 1792); „Über den Kleinigkeitsgeiſt in der Moral“ (Meißen 1801; neue Aufl. 1817); „Opuscula academica“ (Lips. 1809. II Voll.). Vergl. Pölitz, „Reinhard nach ſeinem Leben und Wirken dargeſtellt“ (Leipz. 1813—1815. 2 Bde.). 63.

Reinhard (Karl Friedrich, Graf von), ein durch ſeine vielen Geſandtſchaften berühmter franzöſiſcher Staatsmann, wurde im Jahre 1761 zu Schernberg in Würtemberg geboren, wo ſein Vater Prediger war. Er ſtudirte in Tübingen Theologie, lebte hierauf mehrere Jahre als Lehrer im Hauſe eines Kaufmanns zu Bordeaux, ging von hier als Secretair bei dem Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten nach Paris und wurde als eifriger Anhänger der Revolution im Jahre 1796 zum franzöſiſchen Geſandten in Hamburg, Bremen und Lübeck und im folgenden Jahre in Florenz ernannt. Sieyes berief ihn im Jahre 1798 in das Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten und, als Talleyrand am 18. Brumaire dieſe Stelle ſelbſt übernahm, wurde R. im Jahre 1799 zum bevollmächtigten Geſandten bei der helvetiſchen Republik beſtimmt. Im Jahre 1802 trat er den Geſandtſchaftspoſten bei dem niederſächſiſchen Kreiſe an und begab ſich nach Hamburg, wo er ſich mit der Tochter des berühmten Arztes Reimarus verband. Da ihm Napoleon nicht gewogen war, ſo ſandte er ihn einige Jahre darauf als franzöſiſchen Bevollmächtigten nach Jaſſy. Nachdem ihm der Kaiſer zum Baron erhoben hatte, ertheilte er ihm im Jahre 1807 den Geſandtſchaftspoſten am weſtphäliſchen Hofe. Nach der Thronbeſteigung Ludwig's XVIII. im Jahre 1814 wurde er durch Talleyrand's Einfluß zum Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten ernannt; da aber Talleyrand dieſen Poſten bald darauf ſelbſt übernahm, behielt er R. als Director ſeiner Kanzlei bei. Als Napoleon im Jahre 1815 von der Inſel Elba nach Frankreich zurückgekehrt war, flüchtete ſich R. nach Frankfurt am Main, wurde daſelbſt auf kurze Zeit verhaftet, weil man ihn für einen franzöſiſchen Emiſſair hielt, und begab ſich nach ſeiner Freilaſſung auf ſein Gut bei Köln. Nach dem zweiten pariſer Frieden erhob ihn König Ludwig XVIII. zum Grafen und ernannte ihn zum franzöſiſchen Geſandten bei dem Bundestage zu Frankfurt am Main. R. verlor zwar durch Polignac's Willkühr im J. 1829 dieſen Poſten wieder, wurde aber nach der Julirevolution im Jahre 1830 als franzöſiſcher Geſandter nach Dresden beordert, jedoch 1832 zurückberufen und zum Pair ernannt. R. trat in ſeiner Jugend als lyriſcher Dichter in mehreren Muſenalmanachen auf, gab im Jahre 1785 im Vereine mit Conz „Epiſteln“ in Tübingen heraus, ſo wie er auch mehrere Überſetzungen einzelner Gedichte des Tibull, Propertius und Tyrtäus bekannt machte, denen er einen Anhang eigener Gedichte (Tübingen 1785) beifügte. 81.

Reinhart (Johann Chriſtian), ein ausgezeichneter deutſcher Landſchaftsmaler, geb. 1761 zu Hof, bildete ſich unter Öſer in Leipzig und auf der dresdner Akademie, ohne jedoch ein Hauptbildungsmittel jedes Künſtlers, gründliches Studium der Natur zu vernachläſſigen. Bereits ſeine erſten Arbeiten erregten Aufſehen und verſchafften ihm die vorzügliche Gunſt des Markgrafen von Baireuth, der ihm im Jahre 1789 Unterſtützung zu einer Reiſe nach Italien gewährte. Der junge Künſtler ließ ſich ſpäter in Rom nieder, wo er noch jetzt lebt. Die zahlreichen Arbeiten R.'s, theils Zeichnungen und Kupferſtiche, theils Gemälde, zeichnen ſich ſämmtlich durch außerordentliche Naturwahrheit, treffliche, oft geniale Compoſition und großen Fleiß in der Ausführung vortheilhaft aus. Unter ihnen verdienen vor allen die Darſtellungen in dem Palaſte Maſſimi zu Rom, eine Landſchaft im Sturme und die 72 Anſichten italieniſcher Landſchaften, die er gemeinſchaftlich mit Dies und Mechau bearbeitete, rühmliche Erwähnung. Übrigens iſt bei aller Selbſtſtändigkeit R.'s der Einfluß Swanevelt's nicht zu verkennen. 36.

Reinhold. 1) Der Vater, **Karl Leonhard**, geb. 1758 zu Wien, ſtudirte erſt von 1765—1772 auf dem daſigen Gymnaſium und wurde im letztern Jahre Jeſuitennoviz, trat 1774 ins Barnabitencollegium zu Wien und wurde 1780 Lehrer der Philoſophie in demſelben. Von 1781 an nahm er auch an der von Blumauer redigirten Realzeitung Theil. Allein dem Glauben ſeiner Kirche mehr und mehr entfremdet verließ er 1783 Wien, ging erſt nach Leipzig, wo er Platner hörte, im Jahre darauf mit Empfehlungen an Wieland nach Weimar, trat hier zur proteſtantiſchen Kirche über und wurde Wieland's Schwiegerſohn und Mitarbeiter am deutſchen Mercur. Für ſeinen neuen Glauben trat er auf in der „Ehrenrettung der Reformation gegen zwei Capitel in Schmidt's Geſchichte der Deutſchen" — anonym im deutſchen Mercur 1786, beſonders gedruckt unter ſeinem Namen (Jena 1789. 8.). Als philoſophiſcher Schriftſteller machte er ſich zuerſt bekannt durch ſeine „Briefe über die kantiſche Philoſophie" (im deutſchen Mercur 1786. Aug.). Von jetzt an ſtieg ſein Ruf mit dem Anſehen der Philoſophie Kant's, deren erſter und vorzüglichſter Herold er war. 1787 nach Jena als Profeſſor der Philoſophie mit dem Rathstitel berufen lehrte er mit großem Beifalle daſelbſt bis 1794, wo er als Profeſſor nach Kiel ging. Auch hier ward er durch den Danebrogorden und den Titel eines Etatsraths geehrt, allein ſein Ruhm hatte ſich überlebt und war von anderen Geiſtern verdunkelt worden. Er ſtarb 1823. — R. war als Menſch und als Philoſoph liebenswürdig durch ſeine Beſcheidenheit, ſein unermüdliches, redliches, jedem Dünkel oder Egoismus abholdes Streben nach Wahrheit. Eben jene Hingebung aber an das, was er für Fortſchritt der Wiſſenſchaft anſah, jenes hoffende Vertrauen, womit er eine neue Richtung in der Philoſophie erfaßte, ohne ſie erſt ſchärfer zu prüfen, wozu es ihm wohl an ſelbſtſtändigem Talente fehlte, machte ſein Streben zu einem ſchwankenden und unfreien, ihn ſelbſt zu einem bloßen Apoſtel fremder Syſteme. — Als ſolcher ſuchte er zuerſt den Kant'ſchen Kriticismus zur allgemeinen Geltung zu bringen, zu dieſem Behufe aber erſt tiefer zu begründen durch Zurückführung auf ein höchſtes Princip, woraus er ſich entwickeln ließ. Dieß glaubte er in dem Satze des Bewußtſeins gefunden zu haben: Im Bewußtſein wird die Vorſtellung von dem Vorgeſtellten und dem Vorſtellenden unterſchieden und auf beide bezogen. Aus dem Weſen der Vorſtellung nun und ihren beiden Elementen, Einheit und Mannigfaltigkeit, wollte er die Sätze der Erkenntnißlehre erſt herleiten, der er ſomit dieſe ſeine Theorie des Vorſtellungsvermögens als Elementarlehre zu Grunde legte. Durch die Beſtreitung ſeiner Lehre von Flatt, Heidenreich, Beck, vornehmlich jedoch von dem Hauptgegner der geſammten kritiſchen Philoſophie, Schulze, wurde er ſelbſt an der Brauchbarkeit derſelben irre und warf ſich, das eigene Syſtem ganz aufgebend, zuerſt in die Fichte'ſche, dann in die Bardili'ſche Richtung. Gegen das Ende ſeines Lebens machte er einen Verſuch, durch Kritik der Sprache und Entfernung der ſprachlichen Doppelſinnigkeit, beſonders in der Logik, die Mißverſtändniſſe der Philoſophie zu heben und durch eine neue Theorie des Denkvermögens ſein durch die Theorie des Vorſtellungsvermögens begonnenes Werk zu vollenden; doch gleichfalls ohne Erfolg oder bedeutende Reſultate. — Von ſeinen Schriften gehören ſeiner erſten Periode an die „Briefe über die kantiſche Philoſophie" (Leipz. 1790—1792. 2 Bde. Aus dem deutſchen Mercur, 1785—1787); „Verſuch einer neuen Theorie des menſchlichen Vorſtellungsvermögens" (Prag u. Jena 1789. 8. 1795); „Über die bisherigen Schickſale der kantiſchen Philoſophie" (Jena 1789. 8.); „Über das Fundament des philoſophiſchen Wiſſens. Nebſt einigen Erläuterungen über die Theorie des Vorſtellungsvermögens" (Jena 1791. 8.); „Beiträge zur Berichtigung bisheriger Mißverſtändniſſe der Philoſophen" (Bd. 1: „Das Fundament der Elementarphiloſophie betreffend", Bd. 2: „Die Fundamente der einzelnen philophiſchen Wiſſen-

ſchaften." Jena 1790—1794. 8.); „Auswahl vermiſchter Schriften" (Jena 1796. 8.); Preisſchrift über die Frage: „Welche Fortſchritte hat die Metaphyſik ſeit Leibnitz und Wolf gemacht" (Berl. 1796. 8.); „Verhandlungen über die Grundbegriffe und Grundſätze der Moralität aus dem Geſichtspunkte des gemeinen und geſunden Verſtandes zum Behufe der Beurtheilung der ſittlichen, rechtlichen, politiſchen und religiöſen Angelegenheiten" (Lüb. u. Leipz. 1798. 8. Bd. I.). Der Fichte'ſchen Richtung gehören an: „Sendſchreiben an Lavater und Fichte über den Glauben an Gott" (Hamb. 1799. 8.) und „Über die Paradoxien der neuſten (ſchellingiſchen) Philoſophie" (Hamb. 1799. 8.). Die Sätze der Bardili'ſchen Logik vertheidigte er in den „Beiträgen zur leichtern Überſicht des Zuſtandes der Philoſophie beim Anfange des XIX. Jahrhunderts" (Hamb. 1801—1803. 6 Hfte. 8.). Daſſelbe handelt ab ſein „Briefwechſel mit Bardili über das Weſen der Philoſophie und das Unweſen der Speculation" (Münch. 1804); ferner: „Anleitung zur Kenntniß und Beurtheilung der Philoſophie in ihren ſämmtlichen Lehrgebäuden" (Wien 1803. 8.); „Verſuch einer Auflöſung der Aufgabe: Die Natur der Analyſis und die analytiſche Methode in der Philoſophie genau anzugeben" (Münch. 1805. 8.) [anonym]. Seine ſprachlichen Forſchungen endlich enthalten folgende Schriften: „Anfangsgründe der Erkenntniß der Wahrheit in einer Fibel" (Kiel 1808. 8.); „Rüge einer merkwürdigen Sprachverwirrung unter den Weltweiſen" (Weimar 1809. 8.); „Grundlegung einer Synonymik für den allgemeinen Sprachgebrauch in den philoſophiſchen Wiſſenſchaften" (Kiel 1812. 8.); „Das menſchliche Erkenntnißvermögen aus dem Geſichtspunkte des durch die Wortſprache vermittelten Zuſammenhanges zwiſchen der Sinnlichkeit und dem Denkvermögen" (Kiel 1816. 8.); „Über den Begriff und die Erkenntniß der Wahrheit" (Kiel 1817. 8.); die alte Frage: „Was iſt Wahrheit?" — in nähere Erwägung gezogen (Alt. 1820. 8.). — Vergl. „Reinhold, Fichte und Schelling" von Fries (Leipz. 1803. 8.); „K. L. Reinhold's Leben und literariſches Wirken", herausgeg. von deſſen Sohne E. Reinhold (Jena 1825. 8), nebſt Briefen von Kant, Fichte, Jacobi u. A., und „Des Weltweiſen Reinhold Wahrheiten und Lehren über Religion, Glauben, Wiſſen, Unſterblichkeit", mitgetheilt von ſeinem Schüler Ed. Duboc (Hamb. 1828. 8.). — 2) Der Sohn, Ernſt, der Biograph ſeines Vaters, dem er auch in ſeiner erkenntniß-theoretiſchen Richtung ſo ziemlich folgt, war früher Lehrer am Gymnaſium und Privatdocent an der Univerſität zu Kiel und iſt jetzt Profeſſor der Philoſophie zu Jena. Von ihm ſind erſchienen: „Verſuch einer Begründung und neuen Darſtellung der logiſchen Formen" (Leipz. 1819. 8.); „Grundzüge eines Syſtems der Erkenntnißlehre und Denklehre" (Schlesw. 1825. 8.); „Beitrag zur Erläuterung der pythagoreiſchen Metaphyſik, nebſt einer Beurtheilung der Hauptpunkte in Ritter's Geſchichte der pythagoreiſchen Philoſophie" (Jena 1827. 8.); eine „Geſchichte der Philoſophie" (2 Bde.); „Logik" und neuerlichſt: „Darſtellung der Metaphyſik" (Erf. 1834. 8.); „Theorie des menſchlichen Erkenntnißvermögens" (Ebend.); endlich: „Lehrbuch der philoſophiſch-propädeutiſchen Pſychologie" (Jena 1835). 80.

Reinmar der Alte, ein deutſcher Minneſänger aus dem Anfange des XIII. Jahrh., aus einer adeligen Familie, deren Stammſchloß am Rheine lag, lebte am Hofe Herzog Leopold's und nahm Theil am Wartburgskriege und an dem von Leopold unternommenen Kreuzzuge (1217). Seine (62) Lieder (in der Maneſſ. Samml. I. 61—83) ſind kunſtreich, feierlich und in manchen Zügen vortrefflich, haben aber im Ganzen etwas Grübleriſches und Studirtes, in welchem jedoch oft ungewöhnliche Tiefe des Gefühls nicht zu verkennen iſt. 66.

Reis, Reiß, lat. oryza sativa L.; franz. riz, ris; engl. rice, iſt der von den Hülſen befreite und gedörrte Same der Reispflanze, eines grasartigen Gewächſes, deſſen Vaterland wahrſcheinlich Oſtindien iſt und das jetzt auch in China,

Japan und andern aſiatiſchen Ländern, im nördlichen Afrika, ferner auf dem feſten Lande und den Inſeln von Amerika, in Europa, beſonders in Italien, Spanien, Griechenland, in mehreren Provinzen der Türkei, in Ungarn ꝛc. häufig gebaut wird und zur Nahrung der Menſchen und Thiere, ſo wie zur Appretur von Seidenzeugen dient. Aus der faſerigen Wurzel der Pflanze erhebt ſich ein mit ſchilfartigen und fleiſchigen Blättern beſetzter, 2—5 Fuß hoher federkielſtarker, geſtreifter und gegliederter Halm und an deſſen Spitze eine etwas hängende, oft purpurfarbige Blüthenrispe mit Spelzen, theils begrannt (Grannenreis), theils unbegrannt (unbegrannter R.). Man unterſcheidet zwei Hauptarten, als: 1) den Bergreis, welcher auf höher gelegenem, bergigem und trockenem Lande erbaut wird, weit weißer, härter, haltbarer und am wohlſchmeckendſten, aber bei Weitem nicht ſo ergiebig iſt; und 2) den Sumpfreis, welcher in ſumpfigen Niederungen wächſt, weit reichlichere Ernten gibt als der erſtere und deßhalb häufiger angebaut wird. Sobald die Pflanze reif iſt, wird ſie abgeſchnitten und die Körner durch Menſchen oder Thiere ausgetreten. Die Körner ſind länglich oval, etwas plattgedrückt und mit einer gelblichen oder bräunlichen Hülſe umgeben, an welcher der Länge nach ſechs Rippen hervorſtehen. Das Enthülſen geſchieht entweder durch Stampfen oder Schroten. Die enthülſeten Körner werden dann entweder in der Sonnenhitze oder an gelindem Feuer gedörrt. Die enthülſeten und gedörrten Körner ſind weiß, durchſcheinend, ſchwach gefurcht und an einem Ende etwas eingedrückt. Von einem guten R. verlangt man, daß er geruch- und geſchmacklos, ferner ſtaubfrei und weiß ſei. Von den vorkommenden Sorten wird unterſchieden: 1) der ägyptiſche R., großkörnig, weiß, mehlreich, faſt immer etwas unrein; 2) der levantiner oder türkiſche R., röthlich und ſehr unrein; 3) der Javareis, etwas gelblich und ſehr gut nährend; 4) der oſtindiſche R., kleinere mit Bruch vermiſchte Körner und nicht ſo weiß und hornartig; 5) der japaniſche R., kleinkörnig, weiß, ſchleimig und ſehr nahrhaft; 6) der madagascariſche R., in der Qualität dem Javareis gleich; 7) der caroliner R. (aus Südcarolina), länglich, ſchmal, weiß, durchſcheinend und rein ſchmeckend; 8) der braſilianiſche, auch weſtindiſche R., von großen, langen Körnern mit kleinen rothen Streifen, weiß, durchſcheinend und etwas geringer als der caroliner R.; 9) der oſtiglianer R., vollkörnig, weiß und rein; 10) der mantuaner R., nicht ſo weiß; 11) der veroneſer R., etwas gelblich; 12) der mailander R.; 13) der piemonteſiſche R. von runden, vollen Körnern, etwas unrein und von einem eigenthümlichen ſcharfen Geſchmacke; 14) der neapolitaniſche R., kleinkörnig, röthlich und unrein; 15) der ſpaniſche R., kleinkörnig, unrein und von Natur gelblich; 16) der portugieſiſche R.; 17) der ruſſiſche R., in Hinſicht der Körner und dem äußern Anſehen dem italieniſchen R. gleich; 18) der ungariſche R. Die Türken bereiten aus R. ein Getränk, Boza, welches einen dem Biere ähnlichen Geſchmack hat; die Chineſen, Japaner und Oſtindier ebenfalls ein Getränk, Sacqui, Sacki, von ſchöner gelber Farbe, welches einen den ſpaniſchen Weinen ähnlichen Geſchmack hat; auch bereitet man dort aus R. den Arrak (ſ. d. Art.). Das Stroh des Reiſes, Reisſtroh, benutzt man zur Fabrikation von Hüten. 26.

Reis, Ree, Rea, eine in Braſilien, Oſtindien und Portugal gebräuchliche Rechnungsmünze, $= \frac{1}{20}$ Vintems $= \frac{1}{40}$ Real $= \frac{1}{100}$ Tetone, Toſtun $= \frac{1}{400}$ alte Cruſade $= \frac{1}{480}$ neue Cruſade $= \frac{1}{1200}$ Quartino $= \frac{1}{4800}$ Lisbonina, hat einen Werth 1) in Braſilien von $\frac{1}{3}$ Pf., 2) in Portugal von $\frac{9}{20}$ Pf. und 3) in Oſtindien von $\frac{1}{2}$ Pf. Conv. 26.

Reis-Efendi, ſ. Efendi. Der Titel iſt aber durch Chattiſcherif des Sultans vom 10. März 1836 nebſt dem des Kiaja Beg abgeſchafft und ſtatt deſſen für den erſtern: Umuri Charadſchie Naſiri (der Sachen des Auslandes Verwalter),

Digitized by Google

für den letztern: Umuri mülkie Naſiri (der Sachen des Reichs Verwalter) eingeführt worden. 9.

Reiſen, ſ. Entdeckungsreiſen.

Reiſig (Karl Chriſtian), einer der größten Heroen unter den Philologen der neueſten Zeit, war der älteſte Sohn des Dr. Joh. Benjamin Reiſig, praktiſchen Arztes zu Weißenſee in Thüringen (daher er ſich faſt durchgängig Carolus Reisigius Thuringus ſchrieb) und ward geboren zu Weißenſee am 17. Nov. 1792. Nachdem er den erſten Jugendunterricht, der übrigens, wie R. ſelbſt oft bei ſeinem Lebzeiten verſicherte, in jeder Beziehung ausgezeichnet und gründlich war, erhalten hatte, ward er im Jahre 1805 der Kloſterſchule zu Roßleben übergeben, von wo aus er, nachdem er hier von trefflichen Lehrern geleitet und durch ein früh beginnendes und raſtlos fortgeſetztes Selbſtſtudium kräftig herangereift war, ſchon 1809 die Univerſität Leipzig bezog. Sein Auftreten hier war in jeder Beziehung glänzend zu nennen. Ohne ſchon einen beſtimmten akademiſchen Curſus durchlaufen zu haben, wurde er ſogleich nach Übergabe der Probearbeit, in welcher der Meiſter des Schülers eminentes Genie anerkannte, als Mitglied in Hermann's griechiſche Geſellſchaft aufgenommen. Mit faſt beiſpielloſer Verehrung und Begeiſterung hing R. an dieſem ſeinem neuen Lehrer, blieb jedoch dabei originell und in allen ſeinen Arbeiten ſelbſtändig. Dieſelbe Bewunderung für den großen Lehrer ſprach ſich auch, freilich aber nur mit zu keckem jugendlichen Übermuthe, aus in ſeiner erſten Schrift, des Xenophon's „Oeconomicus" (Lips. 1812), die er jedoch nicht unter ſeinem Namen, ſondern unter dem Titel: ed. Guil: Kusterus erſcheinen ließ. Durch dieſe Schrift aber, an der auch ſein Freund A. Meinecke Theil genommen hatte, wurde die ganze Philologenwelt aufrühreriſch gemacht und bald erfuhr man durch Schneider's zornmüthige Recenſion, wer der angebliche Kusterus ſei. Im Jahre 1812 ging hierauf R. von Leipzig nach Göttingen, um unter Heyne's Ägide ſeine Studien fortzuſetzen. Namentlich fällt in dieſe Zeit ſein mit raſtloſer Thätigkeit betriebenes Studium des Ariſtophanes. Gleichzeitig jedoch überzog Deutſchlands Fluren der Krieg und während dem ſtarb Heyne. R. war zu lebendig und in ſeinem ganzen Weſen zu aufgeregt, als daß er hätte länger in Göttingen verweilen können. Die Sache Deutſchlands intereſſirte ihn jetzt mehr als ſein Studium; er trat in den ſächſiſchen Banner und wurde ſogar bald Feldwebel. Indeß ohne Lorbeeren zurückgekehrt lebte er wieder in Leipzig und vollendete daſelbſt ſeine „Conjectanea in Aristophanem" (Lips. 1816). Hierauf ging er im December 1817 nach Jena und habilitirte ſich daſelbſt im Januar 1818 mit der Vertheidigung ſeiner Schrift: „Syntagma criticum de constructione antistrophica trium carminum melicorum Aristophanis." Derſelbe ſtürmiſche Beifall, der ihm bei dieſer Diſputation zu Theil geworden war, blieb ihm auch als wirklicher akademiſcher Lehrer, obſchon ein Theil dieſes Applauſes unſtreitig auch neben ſeinem gründlichen Wiſſen ſeiner ganzen, der damaligen akademiſchen Jugend gefallenden Perſönlichkeit zuzuſchreiben war. Auch ward er hier nach einem Jahre zum außerordentlichen Profeſſor ernannt. Seine Thätigkeit als akademiſcher Docent Jena's aber, woſelbſt er noch durch Göthe's Gunſt in die angenehmſten Verhältniſſe gekommen war, wurde ſchon 1819 unterbrochen, da die Zahl der Studirenden bedeutend abnahm und er ſich außer Stand ſah, mit eigenen Mitteln ſich länger daſelbſt zu erhalten. Die im Sommer 1819 vollendete Ausgabe der „Nubes" von Ariſtophanes verſchaffte ihm eine Anſtellung und zwar durch die Empfehlung Fr. Aug. Wolf's auf der Univerſität zu Halle. Auch hier erwarben ihm ſeine Vorleſungen über philologiſche Encyklopädie, Ariſtophanes, Horatius, Äſchylus, Cicero, Sophokles und Grammatik den alten Ruhm und Beifall. Der eigentliche Mittelpunkt von R.'s Lehrthätigkeit aber war ſein ſogenanntes Privatissimum, urſprünglich in ſtyliſtiſchen und Diſputirübungen beſtehend, die er ſchon 1820 angeſtellt hatte. In dieſen

Übungen erhielt nun die Univerſität ein zweites Seminar und aus ihnen gingen die trefflichſten Philologen hervor. In dieſe Zeit fällt auch ſeine entſchiedene Richtung auf das Studium der Alterthümer; römiſche ſo wie griechiſche nahm er in den Cyklus ſeiner Vorleſungen auf, erntete auch hier den gewohnten Beifall ſeiner Zuhörer, bereitete ſich aber auch von Außen her durch dieſe Beſtrebungen die trübſten Stunden. Schon längſt war von ihm außer der Ausgabe des „Oedipus Coloneus“ keine umfaſſendere literariſche Arbeit bekannt geworden; die ſchwierigen Studien des Alterthums nahmen ſeine Kräfte ſo ſehr in Anſpruch. Allein dieſes Schweigen, dieſe ſcheinbare Unthätigkeit, die, wie ſein Biograph ſagt, keinen neuen Sproſſen auf den Büchermarkt entſandten, ward andern Gelehrten ein Stein des Anſtoßes; ſie hielten ſeine Thätigkeit für gelähmt, ja für gebrochen und fielen auf eine nicht eben humane Weiſe über ſeine bisherigen Leiſtungen her (vergl. Hermann, „Aristophan. Nubes“ praefat. p. 16. und Schäfer, „Plutarch. IV.“ p. 399). Von Natur reizbar und dadurch, daß ihm dergleichen Andeutungen von ſolchen Männen zu Theil geworden waren, von denen er es am Wenigſten erwartet hatte, noch mehr aufgeregt, reifte der ſchon längſt genährte Wunſch nach Italien zu reiſen täglich mehr in ihm. Endlich im Sommer 1828 reiſte er ab, ging über München und Verona nach Venedig und begann hier unter andern eine längſt beabſichtigte Arbeit für den Text des Athenäus. Allein ſchon am 19. Jan. 1829 ereilte ihn hier der Tod. Ohne auf fremdes Verdienſt neidiſch zu ſein, war ihm nur gelehrte Stubenhökerei und Marktſchreierei ein Gräuel; mit der größten Schärfe des Geiſtes beurtheilte er ſtets ſeine, ſo wie Anderer Arbeiten und Meinungen und in ihm vereinigten ſich Geiſt, Witz und Gelehrſamkeit auf die genialſte Weiſe. Die Wiſſenſchaft erlitt mit ſeinem Tode einen unerſetzlichen Verluſt. 20.

Reiske (Johann Jakob), einer der ausgezeichnetſten Philologen des XVIII. Jahrh., ward den 25. Dec. 1716 zu Zörbig im jetzigen preußiſchen Herzogthume Sachſen geboren, erhielt ſeit 1728 im Waiſenhauſe zu Halle ſeine erſte Ausbildung und bezog 1733 die Univerſität Leipzig, wo er 5 Jahre lang ganz planlos ſtudirte, zuletzt aber ſich viel mit dem Rabbiniſchen, wodurch er ſich von den in Leipzig anweſenden Juden einen kleinen Erwerb verſchaffte, hauptſächlich aber mit dem Arabiſchen beſchäftigte und den Entſchluß faßte, in Leyden, deſſen Bibliothek für die reichſte an orientaliſchen Werken in der damaligen Zeit galt, ſich darin weiter auszubilden. Ohne alle Hülfsmittel, nur mit einigen Empfehlungsbriefen verſehen, reiſte er 1738 dahin ab und ſchlug im Eifer ſeines Strebens eine vortheilhafte Anſtellung in Amſterdam aus, gerieth aber in Leyden bald in eine ſehr mißliche Lage, bis ihm der Buchhändler Luzac Wohnung und Unterhalt als Corrector gewährte und er auch Gelegenheit fand, einige Privatſtunden zu geben. Nichts deſtoweniger ſtudirte er bei Schultens fleißig das Arabiſche, benutzte emſig die Bibliothek und machte ſich reiche Excerpte, ſtieß aber durch ſein eckiges und rückſichtsloſes Weſen ſeine Gönner nach und nach von ſich. Doch ward ihm, als er, um die arabiſchen Ärzte verſtehen zu können, noch Medicin zu Leyden ſtudirt hatte, 1746 die mediciniſche Doctorwürde daſelbſt unentgeldlich verliehen. Unzufrieden mit ſeinen Verhältniſſen in Holland kehrte er nun 1746 nach Leipzig zurück und habilitirte ſich hier, mußte ſich aber, obgleich er 1748 den Titel eines außerordentlichen Profeſſors der arabiſchen Sprache erhalten hatte, wegen des geringen Gehaltes durch Correcturen, Journalarbeiten, Herausgabe von einzelnen Werken und Privatſtunden mühſam durchhelfen, zumal da ſeine Schriften, welche er meiſt im Selbſtverlage hatte, für deren Verbreitung er aber ſich nicht geſchickt zu benehmen wußte, ihm vieles Geld koſteten, weil der Abſatz gewöhnlich die Druckkoſten nicht deckte. Endlich (1758) ward er zum Rector der Nicolaiſchule zu Leipzig ernannt, welche Stelle ihn nun in eine ſorgenfreiere Lage verſetzte und dadurch ihn eine Menge tüchtiger Arbeiten zu Tage fördern ließ; doch ſtarb er ſchon den 14. Aug. 1774 durch angeſtrengte

Arbeiten dem Grabe zugeführt. — R.'s Name wird in der Geſchichte der Literatur unbedingt fortleben und die ſpäte Nachwelt ſeinem Fleiße fortwährend warmen Dank zollen; Schade nur, daß ſeine gründliche Gelehrſamkeit von zu wenig Geſchmack begleitet war und ſeine Geiſtesproducte zwar viel Belehrung, aber keinen Genuß gewähren. Seine vielen Schriften hier anzuführen würde zu weitläufig ſein, ſie ſind auch zu allgemein bekannt; doch hat er auch noch ſehr Vieles im Manuſcripte hinterlaſſen, welches zerſtreut in den Bibliotheken der Stadt, Univerſität und Nicolaiſchule zu Leipzig, dem Johanneum zu Hamburg und in Kopenhagen ſich befindet. — Eine merkwürdige Erſcheinung war ſeine Gattin, Erneſtine Chriſtine, Tochter des Superintendenten Müller zu Kemberg, geb. den 2. April 1735 und ſeit 1764 mit R. verheirathet. Sie erlernte von ihrem Gemahle vollkommen lateiniſch und griechiſch und eine Menge andere Zweige des Wiſſens, nahm dann Theil an ſeinen Arbeiten, ſchrieb Manuſcripte für ihn ab, ordnete ſeine Variantenſammlungen, unterſtützte ihn mit ihrem Rathe, beendigte nach ſeinem Tode die begonnenen Ausgaben der griechiſchen Redner, des Plutarch, Maximus Tyrius und Dionyſius von Halikarnaſſus, gab ſeine „Conjecturae in Jobum et Proverbia Salomonis“ (Lips. 1779. 8.), den „Dio Chrysostomus“ (Lips. 1784. 2 Voll. 8.) und „Libanius“ (Altenb. 1783 et 1784. 4 Voll. 8.), letztere 3 Werke mit vielen eigenen Bemerkungen, heraus und lieferte ſelbſt ein antiquariſches Werk: „Hellas“ (Miet. 1778—1779. 2 Voll. 8.) und Überſetzungen aus dem Griechiſchen unter dem Titel: „Zur Moral“ (Deſſau 1782. 8.). Sie ſtarb den 27. Juli 1798 zu Kemberg. 16.

Reißblei, Graphit (rhomboëdriſcher Graphitglimmer, Mohs), lat. plumbago; franz. graphite, fer carburé, beſteht im kryſtalliniſchen Zuſtande aus einer ſehr vollkommen nach einer Richtung blätterigen Subſtanz von eiſenſchwarzer Farbe, Metallglanze, großer Mildigkeit und Weichheit (Härte = 2 [ſ. Mineral]), ſchwarzem Striche und Abfärben, eigenthümlichem Gewichte 1,8—2,1, welche in den reinſten Arten mit Ausnahmen von 3—5 Procent Eiſenoxyd aus Kohlenſtoff beſteht. Man kennt blätterige, ſchuppige und dichte Abarten. Der Graphit findet ſich lagerförmig und ſtockweiſe im Urgebirge mit Granit, Gneis, Glimmerſchiefer, Thonſchiefer und Kalkſtein, Feldſpath und Sienit. Er iſt in England, Schweden, Böhmen, Mähren, Baiern, Polen, in Nordamerika an einigen Orten in großen Maſſen, doch häufig mit Porzellanerde, Quarz und Glimmer mehr oder weniger fein verunreinigt anzutreffen. Man benutzt ihn zu Bleiſtiften (der Graphit der feinſten, engliſchen kommt von Cumberland), ferner ſeiner Schwerzerſtörbarkeit im Feuer wegen zu Schmelztiegeln; als Farbe zum Schwärzen der Öfen und des Eiſens, im Pulverzuſtande zum Poliren, im Vereine mit Thon zu Öfen und Brenngefäßen. 76.

Reißiger (Karl Gottlob), Kapellmeiſter zu Dresden, geb. den 31. Jan. 1798 zu Belzig bei Wittenberg, erhielt ſeine erſte muſikaliſche Ausbildung von ſeinem Vater und ſeit 1811 unter Schicht's Leitung auf der Thomasſchule zu Leipzig. Bereits als Schüler verſuchte er ſich mit Glück in kirchlichen Compoſitionen; ſpäter genoß er den beſondern Unterricht Schicht's, ging dann 1820 nach Wien, wo er ſeine erſte, obwohl nicht zur Aufführung gekommene Oper: „Das Rockenweibchen“ componirte, und 2 Jahre ſpäter nach München, um hier unter Winter's Leitung zu arbeiten. Der Beifall, welchen ſeine im Jahre 1824 in Dresden zur Aufführung gebrachte Oper „Didone abandonnata“ und einige andere Arbeiten, z. B. die Muſik zum „Nero“, gefunden hatten, machte ſeinen Namen vortheilhaft bekannt und verſchaffte ihm in Berlin, wohin er ſich um dieſe Zeit begab, günſtige Aufnahme und von der Regierung eine Unterſtützung zum Behufe einer Reiſe durch Frankreich und Italien. Nach ſeiner Rückkehr nach Berlin im Jahre 1826 wurde er Lehrer der Compoſition am muſikaliſchen Inſtitute; noch im November

deſſelben Jahres aber folgte er einem Rufe als Muſikdirector nach Dresden, wo-auf er im Jahre 1827 zum Kapellmeiſter ernannt wurde. — Als Operncomponiſt hat ſich R. durch die Opern „Libella“ und „Die Felſenmühle von Eſtalières“ und das Melodram „Yelva“ einen rühmlichen Namen erworben; doch hat man ihm nicht mit Unrecht ein Hinneigen zur leichten italieniſchen Modemuſik vorgeworfen, da er doch mit ſeinem bedeutenden Talente ſich leicht eine eigenthümliche Bahn hätte brechen können. Unter ſeinen übrigen ſehr zahlreichen, oft zu flüchtig gearbeiteten Compoſitionen verſchiedener Gattung haben ſeine Lieder, Quartetten, Trios und Claviercompoſitionen mehr oder minder Beifall erhalten. 36.

Reißzeug, ſ. Meſſung.

Reiterei, lat. equitatus; franz. cavalerie; engl. cavalry, bezeichnet diejenige Truppenart, deren eigentliche Beſtimmung es iſt, zu Pferde zu kämpfen. Sie iſt vorzugsweiſe auf den Gebrauch der blanken Waffe angewieſen. Die Eigenthümlichkeit der R. beſteht alſo in der größern Schnelligkeit der Bewegung, in der daraus hervorgehenden Gewalt des Anrennens und in der Unabhängigkeit von der Munition. Sie iſt zwar ebenfalls mit Schießwaffen ausgerüſtet, doch ſtets wird bei einer guten R. die blanke Waffe das Hauptelement bleiben. Sie wirkt dann entſcheidend bei der Benutzung des Augenblicks und bei der Verfolgung eines fliehenden Feindes. Dagegen iſt die R. ſehr abhängig von der Beſchaffenheit des Bodens; coupirtes, mit Sümpfen und Gräben durchſchnittenes Terrain ſtellt ihrer Anwendbarkeit unüberſteigliche Hinderniſſe entgegen, wozu noch die ſchwierige Ausbildung und die koſtſpielige Anſchaffung und Erhaltung tritt. Stärke, Gewandtheit und Kühnheit des Mannes, paſſende gute Pferde, ſorgfältige Ausbildung des Reiters und Pferdes ſind nothwendige Erforderniſſe einer brauchbaren R. Die Haupteintheilung, welche bei der R. in faſt allen europäiſchen Armeen getroffen iſt, beſteht in ſchwerer oder Liniencavallerie und in leichter Cavallerie, wozu in einigen Staaten noch eine dritte Abtheilung, die Reſervecavallerie, tritt. Dieſe Hauptabtheilungen zerfallen nun wieder nach der Art ihrer Bewaffnung und des vorzugsweiſen Gebrauches im Gefechte in verſchiedene Gattungen und zwar in Cuiraſſiere und Uhlanen, welche zur ſchweren R. gezählt werden, und Dragoner und Huſaren, die die leichte R. ausmachen. In der franzöſiſchen Armee zählt man Carabiniers und Cuiraſſiere zur Reſerve, Dragoner und Uhlanen zur Linien- und Chaſſeurs und Huſaren zur leichten R. und zu der letzten Gattung treten in Rußland noch die regulairen und irregulairen Koſaken. Wie bei der Infanterie, ſo iſt auch die Cavallerie in Regimenter getheilt, von denen jedes 4, bei einigen Mächten auch mehrere Escadrons zählt, deren jede wieder in 4 Züge zerfällt. Die Stärke der einzelnen Theile iſt jedoch geringer wie bei der Infanterie, weil Mann und Pferd eine vermehrte und ſorgfältige Aufmerkſamkeit erfordern, beide mehr Raum einnehmen und wegen des eigenthümlichen Gebrauches eine größere Zahl hindern würde. Die größte Kriegsſtärke eines Regiments iſt in Preußen 23 Officiere, 86 Unterofficiere und 591 Gemeine. Die ſchwere Cavallerie iſt vorzugsweiſe zum geſchloſſenen Gefechte beſtimmt, wozu dieſelbe in 2 Linien oder Gliedern aufgeſtellt wird. Die Maſſenſtellung kommt bei der R. nie zum Gefecht, ſondern nur bei den Bewegungen (Märſchen) vor. Die leichte Cavallerie wird zwar ebenfalls zum geſchloſſenen Gefechte gebraucht, iſt jedoch vorzugsweiſe zum zerſtreuten Gefechte, zum Patrouillendienſte, zu Vorpoſten und Entſendungen beſtimmt und nimmt die Stelle bei der R. ein, wie bei der Infanterie die Füſeliere, Jäger und Schützen. Was nun die einzelnen Waffengattungen der R. und deren Entſtehung näher betrifft, wollen wir verſuchen, dieſelben dem Leſer in Folgendem näher vorzuführen. — Schwer gerüſtet waren die Ritter des Mittelalters, welche ausſchließlich die R. der Heere bildeten. Da ſie Mann gegen Mann kämpften, ſo hatte jeder ſich nach Möglichkeit hieb- und ſtichfeſt zu machen geſucht und vom Kopfe bis zu den Füßen in Eiſen gepanzert vermochte

ihn nur ſein ungeheurer Streithengſt in der Schlacht zu tragen. Als aber der Gebrauch des Feuergewehrs allgemeiner ward, wurde immer ſeltener das Schwerdt- und Speergefecht, perſönlicher Muth und Tapferkeit traten immer mehr in den Hintergrund und der Adel begab ſich nach und nach des ausſchließlichen Rechtes, zu Pferde zu dienen. Da wurde eine Schutzwaffe nach der andern abgelegt, die Reiter behielten nur Pickelhaube, Bruſt- und Rückenharniſch, Handſchuh und Stulpſtiefeln, vertauſchten die Lanze mit dem Carabiner und trabten auf minder ſchwerfälligen Roſſen dem Feinde entgegen. Späterhin bezeichnete man ihre Schaaren mit dem Namen „Cuiraſſier", oder nannte ſie vorzugsweiſe „Regiment zu Roß" oder „die Reiter". Guſtav Adolph vereinfachte nicht nur alle Manövers der Panzerreiter, ſondern machte auch, um ihren Bewegungen mehr Schnelligkeit zu geben, ihre Rüſtung minder ſchwer und gab ihnen, als Schutzwaffe nur den Bruſtharniſch und den Helm laſſend, zwar einen kurzen Carabiner und Piſtolen, wies ſie jedoch vorzugsweiſe auf einen tüchtigen hieb- und ſtoßfertigen Pallaſch an. Er ſtellte ſie in 4 bis 6 Glieder, aber zur Attake mußten die Escadrons auch jede Intervalle ſchließen und dann auf 60 Schritte vom Feinde die Carrière beginnen. Der Angriff ſeiner Feinde in 5 bis 12 Gliedern war von ganz anderer Art; denn es ſchloſſen die kaiſerlichen Cuiraſſiere zwar die Escadronsintervallen, aber die Glieder öffneten ſich hinter einander. Konnten die Reiter des erſten Gliedes nicht in den Feind einbrechen, ſo ſchoſſen ſie ihre Piſtolen ab, ſchwenkten dann links und rechts und, dem zweiten Gliede Platz machend, ſetzten ſie ſich wieder hinter die Escadron. Die Rüſtung der kaiſerlichen oder, wie Wallenhauſen (1634) ſagt, der „hochdeutſchen Cuiraſſiere", war zu Anfange des dreißigjährigen Krieges faſt noch ſo ſchwer wie die der alten Ritter. Des Reiters Kopf bedeckte ein mit dem Viſire verſehener Helm, ein blecherner Ringkragen Hals und Schultern, Bruſt und Rücken aber waren durch Vorder- und Hintercuiraß geſichert; die Fäuſte durch Blechhandſchuhe, die Arme durch zuſammengefügte Eiſenplatten, die man Armpfeifen nannte und an denen für Schulter und Ellenbogen ſich Gelenke befanden. Die Oberſchenkel wurden ebenfalls von Eiſenplatten geſchützt und die Schienbeine durch ein gerades Blech, über welches ein zweiter Stiefel mit herabhängenden Stulpen und ganz ungeheuer langen Sporen getragen wurde. Die Angriffswaffen dieſer Cuiraſſiere beſtanden aus einem langen und ſpitzen Pallaſche und aus 2 Fuß langen Piſtolen, die eine Kugel von 2 Loth ſchoſſen und mit Radſchlöſſern verſehen waren. An dem rechten Piſtolenhalfter hing außer dem Schlüſſel zum Aufziehen des Rades (dem Spanner) ein lederner Kugelbeutel und eine Pulverflaſche. Alles Zaumzeug der Pferde war mit Blechplatten verſehen und die Sättel hatten gewaltig große Vorder- und Hinterpauſchen. Als Montecuculi über das Kriegsweſen ſchrieb (1654), war jene Rüſtung noch nicht beſonders leichter geworden. Nach und nach nahm jedoch dieſe ſchwerfällige Rüſtung ab und in der gegenwärtigen Zeit finden wir bei den Cuiraſſieren nur noch zur Kopfbedeckung einen Helm, zum Schutze der Bruſt den Bruſtharniſch und zum Schutze des Rückens den Rückenharniſch. Bewaffnet iſt jeder Cuiraſſier mit 1 Pallaſche und 1 Piſtole und jede Escadron zählt außerdem noch 12 Cavalleriebüchſen und 8 Carabiner. — Nächſt den Cuiraſſieren finden wir zuerſt bei den Italienern im Jahre 1611 ein beritten gemachtes Fußvolk, welches während des Feldzuges in Piemont von dem franzöſiſchen Marſchalle Duc de Briſac nachgeahmt wurde. Nach und nach wurde dieſe Truppenart, welche, weil ſie an den Standarten in der erſten Zeit das Bild eines Drachen (dragon) führten, oder vielleicht, weil die Römer, nach der Meinung des père Ménage dieſelben draconarii nannten, Dragoner genannt wurden, in allen europäiſchen Armeen eingeführt. Sie hatten Kleidung, Waffen und inneren Dienſt wie die Infanterie, waren jedoch auf leichte Pferde geſetzt, damit ſie der Cavallerie folgen oder doch ſchneller einen wichtigen Punkt des Kampfplatzes erreichen konnten, wo ſie dann abſaßen,

ihre Pferde koppelten und nun wie die Musketiere feuerten. Am Häufigſten ſtellte man ſie zur Flankendeckung von Pikenirabtheilungen auf. Guſtav Adolph, König von Schweden, war der Erſte, welcher Dragoner wie leichte Cavallerie agiren ließ, und ſie leiſteten ihm vortreffliche Dienſte gegen die feindlichen Kroaten. Unter demſelben fochten ſie in 4 Gliedern, führten gar keine Schutzwaffen, aber Musketen, die mit Lunten, welche auf einen Stab gewickelt waren, abgefeuert wurden, Patrontaſche an einem Bandelier, einen krummen Säbel und am Sattel ein Beil. Trefflich eingeübt war das raſche Koppeln der Pferde; doch mußten die Dragoner eben ſo gut vom Pferde ſchießen können, wie zu Fuß. Ihre Kleidung beſtand in einem kurzen Rocke, weiten Beinkleidern, einem hohen Hute mit ſchmaler Krempe und weiten Stiefeln mit lang herunterhängenden Stulpen, an denen die Officiere Frangen trugen. Zur Auszeichnung hatten die Officiere überdieß noch Federbüſche, goldene Halsketten und Schärpen, welche über die Schulter getragen wurden. Faſt eben ſo erſchienen die kaiſerlichen Dragoner, deren ungeheuer lange Feuerröhre 3 Loth ſchwere Kugeln ſchoſſen. Doch ſowohl Wallenſtein als Tilly ſahen in ihnen nur ein raſches Fußvolk, während Kroaten den Dienſt der leichten R. verrichteten und Carabiniers wie Schützen zu Pferde benutzt wurden. Bis zu Anfange des XVIII. Jahrh. erhielten die Dragoner nur immer große und ſchwerfällige Roſſe und allein in Sachſen raſche polniſche Remonten, bis Friedrich Wilhelm I., König von Preußen, mehrere ſeiner Regimenter ebenfalls leichter beritten machte. Seit dem Jahre 1819 ſind die preußiſchen Dragoner den beweglichſten Huſaren gleich und eine Truppengattung geworden, die bei anderen Heeren Chevauxlegers oder auch reitende Jäger (Chaſſeurs) genannt werden, nur mit dem Unterſchiede, daß der urſprüngliche Doppeldienſt, nämlich ſowohl zu Fuß als zu Pferde zu fechten, ſtets geübt wird. In der ruſſiſchen Armee iſt neuerdings (1833) ein für ſich beſtehendes Dragonercorps von 80 Schwadronen organiſirt, welches die Beſtimmung hat, ſowohl zu Pferde zu kämpfen, als auch, wenn es die Nothwendigkeit gebietet, abweſende Infanterie zu erſetzen. Außer den Eigenſchaften, welche überhaupt dem tüchtigen Cavalleriſten nöthig ſind, wird vorzüglich Gewandtheit, Schnelligkeit und Beweglichkeit von dem Dragoner gefordert. Gleich dem Infanteriſten muß der Dragoner nicht allein in der ſichern und kühnen Handhabung des Bayonnets geübt, ſondern auch ein guter Schütze ſein und beſonders das Terrain zu benutzen verſtehen. Im Kriege muß man es aber ſo viel als möglich vermeiden, die Dragoner als Linieninfanterie benutzen zu wollen, und müſſen dieſelben für ungewöhnliche und dringende Fälle der Art aufgeſpart werden. Im kleinen Kriege werden ſich beſonders Gelegenheiten darbieten, wo dieſe ſo ausgebildete Waffe die glänzendſten Erfolge geben kann. — Uhlanen iſt der Name einer urſprünglich tatariſchen Miliz, welche in Polen und Litthauen entſtand und in den Kriegen dieſer Länder als leichte Cavallerie ſich auszeichnete. Geſchichtlich iſt man über den genauen Zeitpunkt in Zweifel, wann tatariſche Colonien ſich in Polen und Litthauen angeſiedelt haben. Dlugoſſus erzählt in ſeiner „Geſchichte Polens“ (XI. Buch, Seite 243), daß im Jahre 1410 in dem Heere des Großherzogs Withold von Litthauen ſchon tatariſche Truppen gefochten; Heidenreich aber in ſeinem Werke: „Rerum Polonicarum etc.“ (S. 152) behauptet, daß erſt mit dem Jahre 1581, während des Krieges zwiſchen den Moskowiten und Stephan Bathori, tatariſche Reiter vorkommen, die unter einem tatariſchen Prinzen, Namens Ulan, geſtanden hätten. Größere Beſtimmtheit findet ſich von dem Jahre 1607 an, von welchem Jahre man einen Beſchluß des polniſchen Landtages kennt, welcher den in Polen angeſiedelten Tataren alle Rechte und Privilegien beſtätigt, die ſie von den früheren polniſchen Königen und Großherzögen von Litthauen erhalten hatten. Bald darauf, und zwar im Jahre 1611, erſchien indeſſen ein Geſetz, nach welchem alle Officierſtellen bei den tatariſchen Truppen nur mit polniſchen Edelleuten beſetzt werden ſollten. Dieſes

Geſetz wurde zwar 1658 noch einmal beſtätigt, erregte aber ſo große Unzufriedenheit unter den Tataren, welche dadurch ihre Nationalität beleidigt glaubten, daß man ſich genöthigt ſah, daſſelbe 1662 dahin abzuändern, daß jeder tatariſche Soldat, der ſich auszeichnete, Fähndrich und zwar auf Lebenszeit werden konnte. Trotz dieſer mehrfachen Beſtimmungen konnte man es doch nie durchſetzen, daß die Tataren oder Ulani, wie man ſie nun ſchon nannte, andere Officiere als die ihrer Nation anerkannten. Man ſah ihnen ihren Widerſtand nach, weil ſie dem Lande ausgezeichnete Dienſte leiſteten, befreite ſie ſogar 1673 von allen Abgaben, und da dieſes nur ein Vorrecht der polniſchen Edelleute war, ſo kam es, daß alle Uhlanen ſich einbildeten, Edelleute zu ſein und auch die Anſprüche derſelben machten. Über den Urſprung des Namens „Ulani“ iſt man in Ungewißheit und weiß nur, daß ihre Führer, ſo wie der ſchon genannte unter Stephan Bathori, ſtets den Namen „Ulan“ führten. Ob dieß nun ein Familien- oder Beiname geweſen iſt, weiß man nicht. Unter König Auguſt II. wurde das erſte Pulk oder regelmäßige Regiment Uhlanen formirt und hatte ebenfalls einen „Ulan“ zum Chef. Merkwürdig iſt, daß in dieſem Regimente auch noch 3 andere Capitains dieſen Namen trugen und zwar Joſeph Ulan, David Ulan und Cimbey Ulan, wenigſtens finden ſie ſich in einer alten polniſchen Muſterrolle des Heeres aufgeführt, die jetzt im königlichen Archive zu Dresden liegt. Vielleicht iſt Ulan ein Eigenname, ungefähr wie der der Strelitzen unter Peter dem Großen, der eine eigene Kriegerkaſte der ſlawiſchen Völker bedeutet. Kurz nachdem das erſte Regiment Uhlanen unter dem Namen „Pulk des Königs“ errichtet worden war, wurde 1717 noch ein zweites unter dem Namen „Pulk des Großgenerals“ organiſirt. Auguſt III. vermehrte die Zahl der Regimenter bis auf 6. Sie ritten kleine tatariſche Pferde und wurden wie die Huſaren der Ungarn im Kriege verwendet. Ihre Waffen waren eine Lanze von 5 bis 6 Fuß Länge, unter deren Spitze ein buntſeidenes Fähnlein befeſtigt war, welches das Pferd des Gegners ſcheu machen ſollte. Dieſe Lanze wurde an einer Art von Bandelier um den Leib befeſtigt und unten in einen ledernen Lanzenſchuh geſetzt, der am rechten Steigbügel angebracht war. Gekleidet waren ſie in eine eng anſchließende Jacke von lebhafter Farbe und in weite türkiſche Beinkleider. Um den Leib wickelten ſie eine Schärpe. Der Überwurf hatte polniſche offene Ärmel und bunte Verzierungen, ging bis ans Knie und ließ die darunter getragene Jacke ſehen. Im Gürtel ſteckten 2 lange Piſtolen und an einer Schnure um den Hals hing der Säbel quer vor dem Leibe. Da ſich die Uhlanen als Edelleute betrachteten, ſo hatte jeder einen oder zwei Knechte, die ſie Pocztowi oder Paſcholeks nannten; dieſe mußten für Pferd und Waffen ſorgen. In der Schlacht formirten dieſe Knechte ein eigenes Corps, das ſich des Feuergewehrs bediente, deſſen Gebrauch die Uhlanen zu verachten ſchienen. Die Fechtart der Uhlanen war ganz die der leichten Cavallerie. Geſchah ein Angriff durch ſie, ſo hielten die Knechte in dicht geſchloſſener Stellung hinter ihnen, damit ihre Herren, im Falle ſie verfolgt würden, ſich hinter ihnen ſammeln konnten. Die Nützlichkeit der Uhlanen ließ ſie bald bekannter in den europäiſchen Heeren werden. Der erſte Staat, der dieſelben hiernach einführte, war Frankreich. Der Marſchall von Sachſen organiſirte hier im Jahre 1743 das erſte Regiment von 1000 Mann in 6 Brigaden getheilt. Die eine Hälfte war ſowohl in Uniform als Bewaffnung ganz Uhlanen, die andere aber Dragoner, ohne indeß in das Verhältniß der Paſcholeks zu treten. Nach dem Tode des Marſchalls von Sachſen wurden jedoch in Frankreich die Uhlanen wieder abgeſchafft und bis zum Ausbruche der Revolution und dem darauf folgenden Kaiſerreiche gab es daſelbſt keine Uhlanen. Vom Jahre 1807 an hat Frankreich erſt regelmäßige, mit Lanzen bewaffnete Cavalleriecorps, obgleich nicht unter dem Namen „Uhlanen“, ſondern Chevauxlegers und Lanciers. Napoleon, zu jener Zeit in Warſchau, befahl die Organiſation eines neuen Regiments polniſcher Nationalcavallerie. Nach dem

Jahre 1814 wurden ſämmtliche Lanciersregimenter aufgelöſt und erſt ſpäter einige Chaſſeursregimenter zu Lanciers umgeformt. Gegenwärtig hat Frankreich 6 Regimenter dieſer Waffengattung. In Öſtreich kennt man Uhlanen ſeit dem Jahre 1790, wo nach und nach die jetzt beſtehenden 4 Regimenter errichtet wurden. Rußland hat 1 Garde-Uhlanenregiment und 25 Uhlanenregimenter der Linie; ſie ſind in Brigaden und Diviſionen getheilt, die Diviſion zu 4 Regimentern. In Preußen hat man ſeit dem Jahre 1740 eine mit Lanzen bewaffnete Cavallerie. Während des Befreiungskrieges war die Landwehrcavallerie vorzugsweiſe mit Lanzen bewaffnet und erprobte durch glänzende Thaten die Wirkſamkeit dieſer vortrefflichen Waffe. Auch beſtand bei den leichten Cavallerieregimentern eine Uhlanenescadron, aus welcher ſpäter das Garde-Uhlanen-, jetzt Garde-Cuiraſſierregiment gebildet wurde. Die preußiſche Armee hat gegenwärtig mit den beiden Garde-Uhlanen-(Landwehr-) Regimentern 10 Uhlanenregimenter und die ſämmtliche Landwehrcavallerie 144 Uhlanen-Schwadronen. In einigen Armeen ſind auch die zweiten Glieder der Dragoner, Chevauxlegers oder Chaſſeurs mit Lanzen bewaffnet. Man hat ſogar verſucht den Cuiraſſieren Lanzen zu geben; es iſt aber bis jetzt beim Verſuche geblieben. Jeder Uhlan hat 1 Säbel, 1 Piſtole und (ausgenommen der Unterofficier) 1 Lanze. — Huſaren waren urſprünglich die ungariſche Nationalreiterei. Der Name iſt abgeleitet von dem ungariſchen Worte „Huszar" 20, weil bei einem Aufgebote der 20ſte Mann zur R. genommen wurde. Die Brauchbarkeit dieſer Truppengattung hat ſich ſo bewährt, daß ſie frühzeitig in allen Armeen eingeführt worden und zugleich die ungariſche Bekleidung, Pelz und Säbeltaſche, beibehalten iſt. Es werden zu dieſer Waffe vorzugsweiſe die kleineren gewandten Leute und eben ſo flinke Pferde ausgewählt. Der Huſar iſt mit 1 Säbel, 1 Piſtol und (ausgenommen der Unterofficier) mit 1 Carabiner bewaffnet. Außerdem führen bei jeder Escadron 12 Mann ſtatt der Carabiner Büchſen. — Chevauxlegers (die Bedeutung iſt wörtlich „Leichte Pferde") werden zuerſt unter König Heinrich IV. von Frankreich genannt. Alle Militairgeſchichtſchreiber hierüber erzählen, daß die erſte Compagnie, welche den Namen „Chevauxlegers" führte, im Jahre 1570 aus Navarra zum Könige Heinrich IV. kam und unter dem Commando eines Herrn von Carée der Cavallerie legère zugetheilt wurde. Der König ſelbſt erklärte ſich zum Chef dieſer Compagnie, da er ſich überzeugte, daß ſie faſt ganz aus navarreſiſchen Edelleuten und ehemaligen franzöſiſchen Officieren beſtand, und erhob ſie im Jahre 1599 zur Garde, um die ausgezeichneten Dienſte zu belohnen, welche die tapfern Chevauxlegers ihm bei mehrern Gelegenheiten geleiſtet hatten. Einen Theil dieſer Compagnie bildeten die Carabiniers, von denen ſpäter auch dieſe Truppengattung den Namen entlehnt hat, wenn gleich es wahrſcheinlich iſt, daß der Name ſpaniſchen Urſprungs und von den Wörtern cara, Geſicht, und binus, a, um, doppelt, hergeleitet iſt, weil dieß ſich auf die Art des Fechtens bezieht. Eine größere Wahrſcheinlichkeit hat die Ableitung von dem arabiſchen Worte Karab (Waffe); denn es iſt ausgemacht, daß Heinrich IV. die erſten Truppen mit dem Carabiner mit aus Navarra brachte, wo der alte mauriſche Gebrauch, arabiſche Worte in das Spaniſche einzuflechten, ſehr vorherrſchte. Jeder Maitre der Chevauxlegers genoß während der Dauer ſeiner Dienſtzeit alle Vorrechte des Adels und dieß dehnte ſich ſpäter auch auf die Wittwe aus. Ludwig XIV. ſetzte indeſſen feſt, daß man erſt 20 Jahre in dieſem Corps müſſe gedient haben, um die Vorrechte des Adels genießen zu können. Jeder Chevauxleger wurde indeß außer dem Dienſte mit „ecuyer" angeredet. Verluſtig ward ein ehemaliger Chevauxleger des Adels, wenn er irgend einen Handel zu treiben anfing oder etwas that, was dem Adel jener Zeit Schande machte. Die Standarte hatte das Sinnbild eines Blitzſtrahles, der Rieſen zu Boden ſtreckt, und das Motto: „Censere gigantes!" Mit dem Ausbruche der Revolution ging dieſe Compagnie unter und wurde nicht wieder herge-

ſtellt. Die preußiſche Armee hat nie Chevauxlegers gehabt. Gegenwärtig haben von allen europäiſchen Heeren nur Öſtreich, Baiern, Sachſen und Heſſen-Darmſtadt Chevauxlegers, welche ungefähr ſo ausgerüſtet und bewaffnet ſind, als die preußiſchen Dragoner. Öſtreich hat 7 Chevauxlegersregimenter, von denen das älteſte 1701, das jüngſte im Jahre 1814 errichtet worden iſt. Sie tragen einen Helm, hohe bis an das Knie reichende Steifſtiefel, einen leichten Carabiner, Säbel und Piſtolen und 8 Mann jeder Schwadron führen Stutze. Jedes Regiment hat 8 Escadrons. — Baiern hat 6 Chevauxlegersregimenter, jedes zu 6 Escadrons; Sachſen 3 Reg. zu 4 Escadrons, Darmſtadt 1 R. zu 6 Escadrons. — Eine andere Gattung der Cavallerie finden wir in der Garde du Corps (Leibwache). Wie die meiſten techniſchen Ausdrücke der Kriegskunſt, ſo verdankt auch dieſe Truppengattung ihren Namen der franzöſiſchen Sprache. Die meiſten europäiſchen Heere beſitzen gegenwärtig Truppen, welche ihn führen, und wo ſie anders genannt werden, entſpricht doch ihre Beſtimmung demſelben. Sie ſind meiſtens wie Cuiraſſiere uniformirt und armirt. Der Urſprung dieſer Garde du Corps wird in das Jahr 1423 geſetzt, wo König Karl VII. von Frankreich aus den ſchottiſchen Soldaten ſeines Heeres eine beſondere Compagnie errichtete, welcher er ſeine unmittelbare Bewachung anvertraute. Er that dieß, um die Dienſte des Grafen Baucan, älteſten Sohns des Herzogs von Albanien, zu belohnen, welcher die Schlacht bei Baugé in Anjou gegen die Engländer für ihn gewonnen hatte. Ihn ſelbſt machte er zum Connetable von Frankreich und nannte die neuerrichtete Compagnie „Schottiſche Gensd'armen". Dieſen Titel führte auch die erſte Compagnie der ſpätern Garde du Corps bis zum Ausbruche der franzöſiſchen Revolution von 1789, obgleich ſie bald aufhörte ausſchließlich aus Schotten zu beſtehen. Die Officiere dieſer Compagnie hatten nicht allein das Recht, ſondern die Pflicht, ſtets um die Perſon des Königs zu ſein, wenn ſie auch nicht den Dienſt hatten. Ludwig XI., Sohn Karl's VII., errichtete eine andere Leibwache aus 100 Edelleuten, deren jeder 2 Bogenſchützen zu ſeiner Bedienung hatte. Im Jahre 1475 wurden die 200 Bogenſchützen von den 100 Edelleuten getrennt und bildeten eine beſondere Compagnie, deren erſter Capitain Louis de Granville, Herr von Montague, war. Dieſe 200 Mann ſtarke Compagnie nannte ſich „kleine Garde du Corps", zum Unterſchiede von der anderen, welche den pomphaften Titel: „la compagnie de cent lances des gentilhommes de l'hôtel du roi ordonnée pour la grande garde de son corps" führte. Dieſe Compagnie von 200 Mann wurde nun ſpäter die erſte franzöſiſche Compagnie der Garde du Corps. Bei ihrer erſten Einrichtung war ſie nur mit Helm und Cuiraß als Schutzwaffen bewaffnet. Als Trutzwaffen führten ſie im Anfange Bogen und Pfeile; bei Hofe bedienten ſie ſich aber der Hellebarden, wenn ſie Wachtdienſt thaten. Im Kriege führten ſie außerdem noch Lanzen und dann die Arquebuſe. Unter Heinrich IV., um das Jahr 1598, führten ſie ſehr lange Sattelpiſtolen und kleine Speere, Javelins genannt, nur 5½ Fuß lang und mit dreiſchneidiger Spitze verſehen. Vor der Revolution hatten ſie Piſtolen, einen Pallaſch und Carabiner. Der Capitain der Garde du Corps wohnte dicht neben den Zimmern des Königs, durfte nie eine Nacht außer ſeiner Wohnung zubringen und bewahrte die Schlüſſel der Schloßthore unter ſeinem Kopfkiſſen. Er empfing die Geſandten fremder Mächte an der Thüre des Audienzſaales, führte ſie durch eine doppelte Reihe Garde du Corps bis zum Cabinete des Königs und begleitete ſie auch wieder zurück. Er ſaß mit dem Könige im Wagen und verließ ihn nicht eher, bis derſelbe zu Bette ging. Zu Pferde ritt der Capitain immer dicht hinter dem Könige. Die Bedingungen der Aufnahme in dieſes ſehr bevorrechtete Corps waren ſchwer. Der Eintretende mußte Edelmann, von gutem Rufe, römiſch-katholiſcher Religion, im reifen Mannesalter, unverheirathet, 5 Fuß 4 Zoll groß, ſchön gebaut und von gefälliger Geſichtsbildung ſein. Die Garde du Corps wurde beim Ausbruche der

franzöſiſchen Revolution ganz aufgelöſt und die Bewachung des Königs einer neugeſchaffenen Truppe, der „Garde constitutionelle du roi“, anvertraut. Napoleon hatte zwar eine garde consulaire und ſpäter ſeine glänzende garde-impériale, aber um nicht an die frühere Monarchie zu erinnern, wurde der Name „garde du corps“ nicht wieder aufgenommen, bis die Bourbons den franzöſiſchen Thron wieder einnahmen und der junge franzöſiſche Adel herbeieilte, um in der Garde du Corps zu dienen. Nach der Julirevolution wurde die Garde du Corps abermals aufgelöſt und iſt es bis jetzt geblieben. Preußen war die erſte europäiſche Macht, welche nächſt Frankreich eine Garde du Corps errichtete (1740). Es wurden nicht allein Officiere, ſondern auch Unterofficiere und Gemeine aus der ganzen Armee ausgeſucht und zur Zahl von 178 Mann in eine Compagnie vereinigt, der nach und nach bis 1798 eine Vermehrung bis zu 10 Compagnien folgte, die 1808 auf 8 Compagnien in 4 Escadrons wieder herabgeſetzt wurden. Der Chef dieſes Regiments iſt der König ſelbſt. Auch hat ſich die eigentliche Formation in 8 Compagnien bis auf die neueſte Zeit erhalten und dieſes Regiment iſt das einzige Cavallerieregiment in der preußiſchen Armee, welches Compagnien hat. Zu bemerken iſt noch, daß bis zum Jahre 1798 die Standarte des Regiments in einem 9 Pfund ſchweren maſſiv ſilbernen Adler beſtand, der das Standartentuch nach Art der römiſchen Reiterfahnen im Schnabel trug. Die Trompeten und Pauken des Regiments ſind von Silber, werden aber nur bei feierlichen Gelegenheiten gebraucht. Die Uniform und Armatur iſt die der Cuiraſſiere. — Über die Koſaken ſ. d. beſondern Artikel. 61.

Reitkunſt, lat. ars equitandi; franz. équitation; engl. horsemanship, iſt die Kunſt das Pferd geſchickt, ſicher und ohne Verletzung der Schönheitsgeſetze in allen für das Thier möglichen und ausführbaren Fällen zu gebrauchen und zerfällt in die niedere und die höhere. Unter der erſteren verſteht man die Übung in allen natürlichen Gangarten und unter der letzteren die Ausbildung deſſelben in den verſchiedenen Schulen. Man theilt auch die R. in die Campagne- und Manègereitkunſt. Die Campagnereitkunſt übt Mann und Roß blos bis dahin, daß beide jedem Cavalleriedienſte leicht vorſtehen können, während die Manègereitkunſt darnach ſtrebt, allen Kunſtgeſetzen gemäß den Reiter ſowohl als das Pferd auszubilden. Beides erlangt man durch einen genauen vielſeitigen Unterricht, deſſen Hauptzüge in Nachfolgendem beſtehen. Sobald dem Schüler das vollſtändig geſattelte und gezäumte Pferd durch einen Reitknecht vorgeführt worden iſt, tritt er halb von vorn, halb von der Seite, damit es ſich nicht ſcheuen möge, im Falle es furchtſam iſt, an daſſelbe heran und unterſucht, bevor er es beſteigt, ob Sattel und Zeug richtig angelegt ſind, d. h. ob der Kehlriemen nicht zu feſt, der Naſenriemen nicht zu loſe, die Kinnkette recht platt und gehörigen Orts eingelegt iſt; ob der Sattel nicht zu weit vor- oder zurückliegt, ob die Steigbügel nicht zu lang oder zu kurz, Bruſt- und Schweifriemen geſchnallt ſind und ob der Gurt nicht zu loſe oder zu feſt zugezogen iſt. Sodann tritt der Reitſchüler dem Pferde gegenüber und an deſſen linke Schulter, hält die Reitgerte in der linken Hand mit dem dünnen Ende nach unten, nimmt die Bremſe in die volle linke Hand und dann mit der rechten die Stangenzügel, ſtreckt dieſelben bis ans Ende aus und, wenn ſie ſo gleich gemacht worden ſind, legt er ſie in die linke Hand ſo, daß ſie durch den kleinen Finger geſchieden werden. Sodann ergreift er mit der linken Hand die Mähne des Pferdes, wo ſie auf dem Halſe aufſitzt, umwickelt den Daumen derſelben von Innen nach Außen damit, ſetzt den linken Fuß in den Bügel, faßt mit der rechten Hand die rechte Hinterſeite des Sattels, ſteigt auf, bleibt eine kleine Weile mit dem linken Fuße im Bügel und das rechte herabhängende Bein in ſeiner natürlichen Lage an das linke geſchloſſen aufrecht ſtehen, ſchwingt das rechte ſcharf ausgeſtreckte Bein, ohne den Leib vorwärtszuhängen, über das Kreuz des Pferdes und ſetzt ſich

auf dieſe Weiſe in den Sattel. Sobald dieß geſchehen iſt, nimmt man die Reitgerte in die rechte Hand, macht die Zügel nochmals gleich und ſetzt die linke Hand flach über der Schärfe des Halſes, ungefähr zwei Finger breit über dem Sattelknopfe, mit der Hand ein wenig zurückbleibend, auf. Mit den Nägeln der Finger hält man die Fauſt etwas ſchräg aufwärts wohl geſchloſſen, damit die Zügel ſich nicht durch dieſelbe ziehen können. Die rechte Hand ſtellt man etwas niedriger als die linke und die Spitze der Reitgerte ſchräg über das linke Ohr des Pferdes in die Höhe, den Augen des Reiters gleich. Nun ſetzt man ſich gehörig in den Sattel und recht auf die Gabel, damit die erforderliche Stellung herauskomme. Bei dieſer muß der Oberleib gerade, die Bruſt heraus, der Unterleib hinein, der Kopf gerade, der Hals natürlich geſtreckt ſein, ſo daß die Schultern loſe herabhängen; die Oberarme müſſen in ihrer natürlichen Lage herabhängen, die Ellenbogen im rechten Winkel gebogen und dicht an die Seite gelegt ſein. Die Schenkel des Reiters müſſen mit ſeinem übrigen Körper in eine gerade Linie gebracht ſein und ſo vom Kinn bis zu den Ferſen in einer horizontalen Linie fallen. Die Flächen der Schenkel und die Waden müſſen gegen den Bauch des Pferdes, die inwendige Seite des Knies feſt gegen den Sattel gedreht ſein, und ſo muß man einzig und allein mit dem Oberſchenkel bis zum Knie feſt und geſchloſſen ſitzen, das Übrige des Beines aber frei und loſe vom Pferde herabhängen laſſen, ohne daſſelbe, außer abſichtlich, damit zu berühren. Die Ferſe muß etwas niedriger als die Fußſpitze des Reiters ſtehen, dieſe ungefähr zwei Zoll aus den Bügeln, ſo daß der mittelſte Steg derſelben unter den Ballen des Fußes kommt, und die große Fußzehe muß einwärts gegen das Pferd gewandt ſein. Das Auge des Reiters iſt beſtändig gerade aus und zwiſchen die Ohren des Pferdes, damit er dieſe ſtets beobachten könne, auf den Weg gerichtet. Bei allem dieſem aber darf man der ganzen Haltung des Reiters nichts Gezwungenes anſehen, der Körper muß ſtets im Gleichgewichte bleiben, wenn man anders gut zu Pferde ſitzen will. In neuerer Zeit indeſſen iſt man mehrfach von dieſen ſtrengen Forderungen abgewichen. So wird nach der engliſchen Sitzart der Oberleib etwas vorn übergebogen, die Ellenbogen ſind nicht an den Leib geſchloſſen, Oberſchenkel, Kniee und Fußſpitze, vor Allem die letztere, ſind auswärts gewendet und den mangelnden Schluß erſetzt die Balance. Allein abgeſehen von dem unangenehmen Anblicke, welchen dieſe Reitart dem Auge bietet, hat ſie auch lange die Sicherheit der älteren Methode nicht. Regiert wird das Pferd durch die Hand, welche den Zaum führt und auch daher die Hand des Zaumes genannt wird. Es wird darunter gewöhnlich die linke verſtanden, obſchon man öfters, um das Pferd zu leiten, die rechte zur Hülfe nehmen muß. Der richtige Gebrauch dieſer Hand iſt eines der weſentlichſten Erforderniſſe für einen guten Reiter, aber auch ſehr mühſam zu erlernen. Die Hand des Reiters muß leicht, gelind und feſt ſein, d. h. ſie muß dem Gebiſſe auf dem Laagen mit weniger Fühlung Wirkung geben, oder das Gebiß etwas fühlbarer machen, oder endlich die Haltung des Pferdes vollkommen unterſtützen. Dieß geſchieht durch das allmählige Handgeben oder nehmen, deren erſteres geſchieht, wenn man den kleinen Finger vorwärts und den Daumen gegen den Leib wendet, wodurch die Zügel loſer werden und das Pferd mehr Freiheit bekommt, das letztere, wenn man den kleinen Finger gegen den Leib und den Daumen nach dem Halſe des Pferdes hindreht, wodurch die Zügel ſtraffer werden und das Pferd beſſer zuſammengehalten wird. Der Handbewegungen ſind vier, nach den vier bedeutendſten Bewegungen des Pferdes im Gehen, nämlich: die Hand geben, um vorwärts zu gehen; die Hand an ſich gegen den Bauch bringen, um aufzuhalten oder rückwärts zu ziehen; die Hand rechts wenden, wenn man ſich rechts, und die Hand links wenden, wenn man ſich links drehen will. Um ſich der Zügel mit gehöriger Wirkung zu bedienen, hat man dreierlei Arten dieſelben zu gebrauchen: ſie abgeſondert in beiden Händen zu halten oder beide zugleich und egal

in der linken Hand, oder ſie zwar in der linken Hand allein, aber ungleich zu halten. Der erſteren Art bedient man ſich, wenn man junge Pferde unter dem Manne traben läßt, welche noch nicht gewohnt ſind, der Hand des Zaumes zu gehorſamen; die zweite Art braucht man, um ein Pferd zu lenken, welches ſchon gewohnt iſt allen Bewegungen der Hand zu folgen, und die dritte, um das Pferd mit dem Kopfe nach der Hand zu ſtellen, nach welcher man es haben will. Um endlich ein Pferd wohl zu dreſſiren muß man den Kappzaum anwenden, welcher ſehr feſt zwei Zoll über den Naſenlöchern aufgelegt wird. Er bringt das Pferd von vorn aufwärts, arbeitet es aus dem Grunde, gibt ihm die Flüchtigkeit und Raſchheit, gewöhnt es zu leichten Wendungen, biegt den Hals, ſetzt die Hüften feſt, ſtellt den Kopf und das Kreuz, bewahrt die Schultern und verſchafft dem ganzen Körper eine ungezwungene Biegſamkeit, ohne dabei das ſo nothwendige Gefühl der Laagen oder die Gelindigkeit des Bartes zu zerſtören. Die anderen Hülfsmittel zur Dreſſur des Pferdes ſind die Hülfen und die Züchtigungen. Dieſe beſtehen aus dem Klatſchen mit der Zunge, um das Pferd aufmerkſam zu machen und aufzumuntern, aus dem Ziſchen mit der Reitgerte, indem man ſie heftig in der Luft hin und her ſchwingt, um daſſelbe durch dieſen Ton aufzumuntern, oder aber in der leichten Berührung des Pferdes mit der Gerte. Man berührt die Schulter des Pferdes, wenn man will, daß es das Vorgeſtell mehr bewegen ſoll, oder man legt das Dünne derſelben unter der rechten Hand weg über das Kreuz des Pferdes quer hin, um das Hintergeſtell in eine geſchwindere Bewegung zu bringen; endlich wenn ein Pferd ſich von vorn oder die Kniee und Kugeln aufheben und die Füße biegen ſoll, ſo berührt man mit der Reitgerte die Bruſt des Pferdes. Die Schenkel des Reiters haben eine vierfache Bewegung, deren jede für das Pferd zu einer größeren oder geringen Hülfe gebraucht wird, nämlich 1) die Hülfe des Dickbeins, wenn man entweder beide Schenkel feſter ſchließt als gewöhnlich, um es vorwärts zu treiben, oder mit dem äußeren Schenkel mehr als mit dem inneren ſchließt, um mehr an und gegen die innere Ferſe zu bringen, oder durch Anſchließen der inneren Schenkel es verhindert zu ſehr zu eilen oder nicht zu viel einwärts zu lehnen. 2) Die Hülfe der Waden, welche viel empfindlicher als die vorige iſt und geſchieht, wenn man die Wade mehr oder weniger an den Bauch des Pferdes legt. 3) Die Hülfe der Sporen, die empfindlichſte, welche man aber nur dann gibt, wenn alle anderen nichts fruchten. 4) Die Hülfe, welche man dem Pferde durch Auflehnen des Körpers auf die Bügel gibt, um es zum raſcheren Gange zu treiben, iſt von allen die gelindeſte und kann nur bei ſehr gut gezogenen Pferden angewendet werden. Unter den Züchtigungsmitteln ſind die Reitgerte und die Sporen die wirkſamſten, die man aber mit vieler Klugheit und Mäßigung brauchen muß, wenn man nicht durch dergleichen übelangebrachte Strafen das Pferd für immer verderben will. Das ſind nun die Mittel, welche der Reiter hat das Pferd in den Gang zu bringen und ſeine Bewegungen zu leiten. Die Bewegungen eines Pferdes aber ſind entweder natürliche oder mangelhafte oder durch Künſt erlangte. Natürliche Bewegungen des Pferdes ſind: der Schritt, der Trab nnd der Galopp; die mangelhaften: der Paß- oder Zeltergang und der Dreiſchlag oder gebrochene Galopp; die durch Kunſt erlernten endlich alle die Bewegungen der Schulreitkunſt. Der Schritt iſt die einfachſte Bewegung des Pferdes und mit ihm muß aller Unterricht im Reiten und alle Dreſſur anfangen. Der Schritt iſt ein doppelter Campagne- oder Schulſchritt, beide aber ſind ſchon dem Pferde angelernte Bewegungen, denn der ganz natürliche Schritt des Pferdes wird als fehlerhaft verworfen. Durch den Schritt lernt der Reiter Haltung und Schluß und das Pferd legt den Grund zu allen folgenden Übungen, falls es ordentlich Schrittgehen lernt. Der Schulſchritt iſt eine trabartige, mehr tanzende Bewegung, welche man nur in beſonderen Fällen

anwendet. Iſt Schüler und Pferd gehörig im Schritt geübt, ſo wird zum Trabe geſchritten, einer Bewegung, bei welcher das Pferd die kreuzweis einander gegenüberſtehenden Beine zugleich aufhebt und auch zugleich niederſetzt. Man lehrt ihn dem Pferde zuerſt an der Leine, lehrt es ſo im Kreiſe traben, changiren und läßt alsdann erſt alle dieſe Übungen mit dem Reiter machen. Hierauf wendet man ſich zum Galopp, der ſchönſten und bequemſten Gangart des Pferdes. Der Galopp iſt doppelt, entweder auf dem rechten oder dem linken Fuße, je nachdem der eine oder der andere von beiden am weiteſten vorgebracht wird. Gewöhnlich galoppiren die Pferde in drei, manche beſonders ſchöne aber auch in vier Tempos und ſpringen an, je nachdem der Reiter mit dem rechten oder linken Schenkel die Hülfe gibt. Ehe wir nun zu den eigentlichen Schulbewegungen übergehen, müſſen wir noch der halben und ganzen Aufhaltungen und des Zurückſetzens der Pferde erwähnen. Die halbe Aufhaltung, durch welche man das Pferd mehr zuſammennimmt, ohne es ganz im Laufe zu hemmen, wird bewerkſtelligt, wenn man die Hand des Zaumes gelind an ſich hält, dadurch daß man die Nägel der Finger ein wenig einwärts biegt, während man zu gleicher Zeit dem Pferde die Hülfe der Waden gibt. Eben ſo bringt man die ganze Aufhaltung, d. h. das Stillſtehn des Pferdes, zuwege. Das Zurückſetzen oder Rückwärtsgehen des Pferdes wird faſt durch eben den Stand der Hand bewirkt und zwar ſo, daß man nach vollbrachter Aufhaltung dieſelbe Bewegung wiederholt und ſo das Pferd durch den weiter rückwärts gelegenen Körper zwingt zurückzutreten. Nachdem man nun dem Pferde dieß Alles begreiflich gemacht hat, kommt man dahin ihm die Bewegungen der Schule beizubringen. Die Schulen beſtehen in künſtlichen und regelmäßigen Gängen eines Pferdes und ſie werden in niedrige oder Schulen auf der Erde und erhabene oder Schulen über der Erde eingetheilt. Jenes ſind Schulen, wo das Pferd ſtets mit den Füßen auf der Erde bleibt, dieſe, wenn das Pferd mit einer ſpringenden Bewegung mit allen vier Füßen oder mit den beiden vorderen oder auch hinteren Füßen ſich zugleich von der Erde erhebt. Zu den Schulen auf der Erde werden gerechnet; 1) Schulter einwärts; Kopf einwärts, Crupe hinaus; 3) Traverse; 4) Passade; 5) Renverse (Volte renversée); 6) der ſpaniſche Tritt (Passage); 7) der ſtolze Tritt (Piaffer); 8) Pirouette; 9) Terre à terre. Die Schule: Schulter einwärts beſteht darin, daß das Pferd mit hereingebogenem Kopfe und der auswendigen Schulter auf anderthalb oder zwei Fuß von einander entfernten parallel laufenden Linien die inwendigen Füße über die auswendigen ſetzend fortgeht, und zwar ſo, daß der vordere auf der inneren, d. h. von der Reitbahnmauer am weiteſten entfernten, der hintere auf der äußeren, d. h. der der Reitbahnmauer am nächſten gelegenen Linie bleibe. Bei dieſer Übung muß der Kopf des Pferdes, wenn es auf der rechten Hand geht, rechts, wenn es auf der linken Hand geht, links gebogen ſein, jedoch nicht weiter, als daß der Reiter das inwendige Auge ſehen kann. Dieſe Schule macht das Pferd ſchulterfrei, ſetzt es auf die Hanken und kann auf geraden, cirkelrunden und ovallaufenden Parallellinien geübt werden; ſo wie ſie im Schritt, Trab und Galopp ausgeführt wird. Man nennt dieß auch rechte oder linke Schulter paſſiren. Die Schule: Kopf einwärts, Crupe hinaus, beſteht darin, daß ein Pferd mit einwärtsgebogenem Kopfe auf zwei nach dem Verhältniſſe ſeiner Länge von einander entfernten parallellaufenden Cirkeln die inwendigen Füße über die auswendigen ſetzend fortgeht, dergeſtalt, daß man vom Auge des Reiters zwiſchen den Ohren des Pferdes durch nach dem Mittelpunkte dieſer Cirkel allemal einen halben Durchmeſſer ziehen kann. Bei dieſer Übung muß die Crupe zurückbleiben und der Kopf je nach der Hand, auf der das Pferd gehen ſoll, nur in ſo weit rechts oder links gebogen ſein, daß der Reiter das inwendige Auge des Pferdes ſieht. In dieſe Lage wird das Pferd durch die feſte Bewahrung des auswärtigen Zügels, den Zug des inwendigen

Zügels und den Druck des inwendigen Schenkels gebracht. Dieſe Schule trägt beſonders dazu bei das Pferd gehorſam zu machen. Die **Traverse** beſteht darin, daß das Pferd mit einwärtsgebogenem Kopfe auf zwei in der Länge des Pferdes laufenden Parallellinien dergeſtalt ſchränkend fortgehe, daß es die auswendigen Füße über die inwendigen ſetzt. Dieſe Bewegung wird folgendermaßen bewerkſtelligt: wenn, wie gewöhnlich, die Übung von der rechten Hand anfängt, alſo Alles rechts geſtellt iſt, zieht man die inwendigen Zügel an und gibt den auswärtigen Schenkel, wodurch das Pferd gezwungen in der verlangten Weiſe ſich bewegen wird. Die Parallellinien der Traverſe können übrigens gerade, oval oder cirkelrund ſein und das Pferd muß auf ſeinem Vorder- und Hintertheile gleichviel Schritte thun. Die **Passade** beſteht darin: wenn ein Pferd durch eine Ecke geritten und die ausgerittene Ecke mittelſt einer Traverſe gleichſam abſchneidet und wieder auf die zuletzt verlaſſene Linie kommt. Macht man am anderen Ende derſelben Linie gleich wieder eine **Passade**, ſo heißt ſie **Repassade**. Die **Renverse** oder **Volte renversée** beſteht darin, daß ein Pferd auf zwei in der Weite des Pferdes Länge parallel laufenden geraden Linien, den Kopf auswärts gebogen, ſchränkend, die inwendigen Füße über die auswendigen ſetzend den Kopf in die Volten, die Crupe nach der Mauer gerichtet fortgeht und ein Viereck beſchreibt. Bei dieſer Schule iſt die Seite des Pferdes wie des Reiters, auf welcher es geht, die inwendige, geht es alſo rechts, die rechte, geht es links, die linke. Das Pferd muß, wenn es in Renverse rechts geht, links gebogen, wenn es links geht, rechts gebogen ſein und dieſe Übung iſt beſonders in den Ecken für das Pferd von vieler Schwierigkeit. Man bringt die Bewegung hervor, indem man den auswendigen Zügel anzieht, den inwendigen wohlbewahrt und dem Pferde den inwendigen Schenkel gibt. Der **ſpaniſche Schritt** (**Passage**) beſteht in einem nach Zeitpunkten abgemeſſenen, abgekürzten und tactmäßigen Trabe, in welchem das Pferd auf einer geraden oder zwei geraden parallel laufenden Linien mit ſtark einwärts gebogenem Kopfe und Crupe geht. Den Kopf dieſes Pferdes, welches man Paſſagier nennt, biegt man nur ſo viel, daß man das inwendige Auge ſehen kann, und es muß dazu ein überaus vermögſames, vorzüglich ſtarke und erhabene Bewegungen habendes Pferd genommen werden. Dieſe Übung kann in der geraden Linie, der Diagonale, der Traverſe und im Cirkel gemacht werden, die Wechſelung aber geſchieht am beſten in einer diagonal laufenden Traverſe. Der **ſtolze Tritt** (**Piaffer**) iſt ein auf eben derſelben Stelle bleibender ſpaniſcher Tritt. Dieſe Schule löſt vorzüglich die Schultern des Pferdes, macht daſſelbe gehorſamer und gibt ihm ein prächtiges Anſehn. Es muß gewöhnt werden in dieſe Bewegung durch ein Vorhalten der Zügel und einen Zungenſchlag gebracht zu werden und aufzuhören, ſobald man die Zügel fallen läßt. Die **Pirouette** beſteht darin, daß ein Pferd auf dem inwendigen Hinterfuße ſtehend die zwei Vorderfüße in die Höhe, den auswendigen Hinterfuß ebenfalls ein wenig in die Höhe gehoben, einen Cirkel beſchreibt, wovon der halbe Durchmeſſer die Länge des Pferdes ausmacht. Dieſe Schule, eine der ſchwierigſten, kann nur von ſehr kräftigen Pferden gemacht werden und man findet ſie daher ſelten, obgleich man ſie als die höchſte Ausbildung des Schulpferdes anſehen muß. Sie wird einem jungen Pferde erſt im Schritt, dann im Trabe und zuletzt im Galopp gelehrt, und zwar zuerſt in viertel, dann in halben und endlich in ganzen Pirouetten. Eben ſo ſchwierig und nur ſehr kräftigen Pferden möglich iſt das **Terre à Terre**, ein Galopp von zwei Seiten und zwei Linien dergeſtalt, daß das Pferd die beiden Vorderfüße zugleich aufhebt und niederſetzt, welchen eben ſo die Hinterfüße folgen, wobei es zugleich etwas vorwärts geht. Zu den **Schulen über der Erde** gehören: 1) **Pesade**; 2) **Courbette**; 3) **Mezair**; 4) **Redop**; 5) **Croupade**; 6) **Ballosade**; 7) **Capriole**; 8) **le pas et le saut**. Die **Pesade** beſteht darin, daß ein Pferd mit ſeinem Vordertheile die vorderen Schienbeine unter

die Arme gezogen ſich auf die Hanken ſetzend ſich hoch erhebt, ohne daß es mit dem Hintertheile folgt oder aus ſeiner Stellung weicht. Dieſe Schule iſt die Grundlage zu allen anderen über der Erde. Die Courbette iſt eine erhabene Schule, in welcher ſich das Pferd mit ſeinen Vordertheilen hebt, die Kniee bei der Erhebung möglichſt ſtark beugt, die Schienbeine unter die Arme legt, mit dem Hintertheile auf der Erde bleibend vorgreift, den Vordertheil unterſtützt und begleitet. Die Courbetten können auf einer Linie gerade aus, oder auf zwei parallellaufenden, oder um einen Pfeiler gemacht werden. Mezair iſt eine halbe Courbette und nur dadurch unterſchieden, daß ſie ſich nicht auf einen Hufſchlag, ſondern zur Seite auf zwei parallellaufenden Linien machen läßt. Läßt man nun ein Pferd auf zwei Parallellinien courbettiren, ſo heißt dieß Redop in Courbettes, geſchieht es, daß es in der Traverſe galoppirt, ſo nennt man dieß einen flüchtigen Redop. Die Croupade iſt ein Sprung, in welchem das Pferd mit allen vier unter ſich gezogenen Füßen von der Erde iſt. Dieſe Schule wird in der geraden Linie oder im gerade aus gehen, nicht aber in den Ecken gemacht. Ballosade iſt ein Sprung, in welchem das Pferd mit allen vier unter ſich gezogenen Füßen von der Erde iſt, ſcheinbar aber mit den Hinterfüßen ſtreichen will und deßhalb die Eiſen zeigt. Dieſe Schule wird auf geraden Linien in einer viereckigen Volte und nicht im Cirkel gemacht. Die Capriole iſt der erhabenſte und vollkommenſte Sprung, in welchem ſich das Pferd mit dem Vordertheile ſo hoch als möglich hebt, die Schienbeine unter die Arme legt, die Crupe gleichfalls dargeſtalt in die Höhe bringt, daß der Rücken des Pferdes in horizontaler Lage iſt; wobei es mit den Hinterbeinen zugleich ſtreicht, die Köten in die Höhe der Hanken bringt und nicht weiter als etwa einen Fuß vorwärts wieder niederfällt. Ein Pferd, welches dieſe Schule macht, wird gewöhnlich ein Springer genannt, und es iſt nicht leicht ein ſolches zu finden. Le pas et le saut endlich iſt eine aus terre à terre, Courbette und Capriole zuſammengeſetzte Schule in der mit dem terre à terre begonnen und mit der Capriole geſchloſſen wird und woraus man wie aus dem Galop galiard, der in einem mit Sprüngen vermiſchten Galop beſteht, mit Unrecht eine neue Schule gemacht hat. — Für die Geſchichte der R. iſt es bemerkenswerth, daß die erſten Verſuche dazu wohl in Hochaſien und beſonders bei den Parſen mögen gemacht ſein. Wenigſtens ſpricht die Heiligkeit des Pferdes bei dieſem Volke dafür, daß ſie frühzeitig ſeine großen Fähigkeiten, das Edle des Thieres und den vielfachen Nutzen deſſelben erkannten, es iſt alſo auch wahrſcheinlich, daß ſie im hohen Alterthume bereits Pferde, und wäre es auch nur für beſtimmte Zwecke, abrichteten. Da im griechiſchen Mythus das Pferd ein Geſchenk des Poſeidon genannt wird, ſo iſt anzunehmen, daß es dorthin über See gekommen iſt, obwohl in Theſſalien ſchon ſehr früh Pferdezucht und Gebrauch derſelben einheimiſch erſcheint. Später wurde der Gebrauch des Pferdes auch in Griechenland, namentlich für den Krieg, allgemeiner und daher finden ſich denn auch Anweiſung über die Abrichtungen der Pferde aus jenen Zeiten und die Geſchichte gibt uns Nachrichten von mancherlei Kunſtſtücken, zu welchen die Pferde, neben den nützlichen Fertigkeiten, welche ſie erlernten, dreſſirt wurden. Die Römer mochten frühe ſchon die R. in ihrer Einfachheit kennen, lernten aber das eigentliche kunſtvolle Reiten erſt ſehr ſpät, als ſie mit den Griechen und Afrikanern bekannt wurden. Die Völker germaniſchen und ſlaviſchen Stammes ſind aus der Urzeit als treffliche Reiter bekannt, und als ſich ſpäter die Deutſchen in eigener Herrſchaft erhoben, bildete ſich auch eine ganz eigenthümliche Reitweiſe aus, bedingt durch die Art des Krieges und die Beſchaffenheit der Ritterſpiele. Die eigentlich feinere R. aber bildete ſich erſt im XVI. und XVII. Jahrh. in Italien beſonders aus, von denen ſie zu den Franzoſen kam, die ſie im Vereine mit den Engländern und Deutſchen erſt wahrhaft zur Wiſſenſchaft erhoben. —— Vorzügliche Werke über R.: de Sind „L'art du Manège pris dans ses vrais principes“

(Vienne 1772); Gueriniere „Ecole de la cavalerie“ (Par. 1768. II. Voll.); la Fosse „Guide de Marechal“ (Paris 1767); du Paty de Clam „Pratique de l'équitation ou l'art de l'équitation réduit en principes“ (Paris 1769); Newcastel „Nouvelle methode etc. de dresser les chevaux etc.“ (Vienne 1727); Sollegset „Le parfait Maréchal“ (Cologne 1706); Prizelius, „Vollſtändige Pferdewiſſenſchaft“ (Leipz. 1777. 2 Bde.) und beſonders die Schriften Tennecker's. 82.

Reiz, lat. venustas; franz. charme; engl. charm, iſt überhaupt diejenige Eigenſchaft eines Gegenſtandes, nach welcher er einen merklichen Eindruck auf die Sinne, vorzüglich auf das Gefühl äußert, ſo wie die ſubjective Empfindung dieſer Einwirkung ſelbſt. Dieſe phyſiſchen oder moraliſchen Reize oder Anreizungen haben gewöhnlich eine Thätigkeit zur Folge. Im engern Sinne aber iſt R. das, was einen höhern Grad angenehmer Empfindungen erregt und dieſe angenehmen Empfindungen ſelbſt. Reize in dieſem Sinne ſind eine beſondere Art des Schönen und gehören auch in das Gebiet der Äſthetik. Die Anerkennung der Reize des menſchlichen Körpers hängt ſehr von der Individualität des Anſchauenden ab und ſie beſtehen nicht blos in ſchönen Bewegungen, wie Leſſing im „Laokoon“ behauptet, ſondern in ſchönen Bewegungen und Geſichtszügen zugleich. Für die Schönheit der Bewegungen im Gange, im Tragen und in der Stellung des Körpers, an und für ſich betrachtet, gilt nur das Wort Grazie (ſ. d. Art.); Liebreiz aber wird nur von der Schönheit der Bewegungen, Handlungen und Stellungen bei dem weiblichen Geſchlechte geſagt, in wiefern ſie der Ausdruck und Wiederſchein der ſittlichen Schönheit iſt. Angenehm, lieblich, anmuthig, reizend unterſcheiden ſich dann nur nach dem Grade des Vergnügens, den ſie hervorbringen, und reizend bezeichnet unter ihnen den höchſten Grad ſinnlichen oder äſthetiſchen Wohlgefallens. 84.

Reizbarkeit, Irritabilität, lat. irritabilitas; franz. irritabilité; engl. irritability, nennt man im engern Sinne das Vermögen der thieriſchen Muskelfaſern, unter dem Einfluſſe von gewiſſen Reizen, die man **Reizmittel** nennt, in Thätigkeit verſetzt zu werden, ſich zuſammenzuziehen und die aus dieſer Thätigkeit hervorgehende Bewegung ſo fortzuſetzen, daß eine Reihe von abwechſelnden Zuſammenziehungen und Erſchlaffungen erfolgt, bis dieſe Schwingungen allmählig wieder nachlaſſen und eine förmliche Ruhe eintritt. Bei dieſen abwechſelnden Schwingungen wird die Faſer bald nach dieſer, bald nach jener Richtung gezogen, bald gegen die Mitte hin in Contraction verſetzt, bald wieder von hier aus nach den Enden zu und zwar bisweilen mit mehrmals wiederholter Bewegung ausgedehnt. Die Körper, welche vermöge ihres Reizes dieſe Erſcheinungen in den Muskelfaſern veranlaſſen, ſind verſchiedener Art, namentlich aber gehören hierher das Licht und vorzüglich der elektriſche Funken, ein chemiſches Gift, aufgeſtreutes Salz, Alkohol, kalte Körper, eine heftige Hitze, das Kratzen mit einem Metalle ꝛc. Dieſe Kraft, welche man größtentheils im lebenden Thiere beobachtet, bleibt bisweilen auch nach dem Tode deſſelben und am längſten in kaltblütigen Thieren zurück. Sie unterſcheidet ſich von der allen Faſern gemeinſchaftlichen Spannkraft und der todten Zuſammenziehung, die man bei Leichnamen wahrnimmt, indem ſie vielmehr ein beſonderes, einzig und allein der thieriſchen Muskelfaſer eigenthümliches Vermögen ausmacht, wodurch zugleich deren weſentliches Unterſcheidungsmerkmal beſtimmt wird, ſo daß man mit vollem Rechte behaupten kann: jede Muskelfaſer iſt reizbar, ſo wie im Gegentheile Alles Muskelfaſer iſt, was reizbar iſt. Dieſe R. iſt außerdem noch von jedem andern Vermögen unterſchieden und man muß ſie zu den Hauptquellen der Bewegung in dem thieriſchen Körper und zugleich unſeres Lebens zählen. Denn in den Gewächſen, von welchen einige reizbar ſein ſollen, erfolgen keine ſolchen abwechſelnden Bewegungen oder jenes innere Erzittern der Grundtheile, wie man es bei der thieriſchen R. wahrnimmt,

die vielleicht — indem man in den Pflanzen nichts bemerkt, was eine Ähnlichkeit mit den Nerven und dem Nerveneinfluſſe hat — von dem verborgenen und noch eine Zeit lang zurückgebliebenen Nerveneinfluſſe herrühren kann. — Aus Verſuchen an Thieren hat man geſchloſſen, daß die R. eine Wirkung der thieriſchen Elektricität ſei. Denn da die zahlreichen Gefäße in den Muskeln ein weſentlicher Theil ihrer Organiſation ſind, durch welche eine beträchtliche Blutmenge mit den unzähligen Muskelfaſern in Berührung gebracht und ſtets erneuert wird, ſo entſteht daraus ein ſehr wirkſamer elektriſcher Apparat, der fortwährend Elektricität erzeugt. Nimmt man nun mit Prochaska u. A. an, daß durch den Reiz die Muskelelektricität ihre Pole und damit ihre Spannung ändert und dadurch das Blut mehr in den gasförmigen Zuſtand verſetzt und, ſobald die Pole der Muskelelektricität in den vorigen Zuſtand zurückkehren, der gasförmige Zuſtand des Blutes wieder mehr in den tropfbaren übergeht, ſo wäre das Zuſammenziehen der Muskeln auf dieſe Art erklärbar, indem nämlich die durch den gasförmigen Zuſtand des Blutes ausgedehnten und mit den Muskelfaſern verwebten feinſten Gefäße die Faſern verſchiedentlich krümmen und damit verkürzen müſſen, wie z. B. ein angefeuchteter hanfener Strang verkürzt wird, weil das zwiſchen ſeine Fäden eindringende Waſſer dieſelben mehr krümmt und dadurch verkürzt, was übrigens mit der größten Gewalt geſchieht, weil dieſe Wirkung ſich auf die mechaniſche Kraft des Keils gründet. Die Erſchlaffung des Muskels aber muß, dieſer Theorie zufolge, dann eintreten, wenn mit den zurückkehrenden Polen das Blut wieder in den vorigen tropfbar-flüſſigen Zuſtand zurückgeht. — Im weitern Sinne verſtehen mehrere Neuere, worunter Gliſſon, de Gorter gehören, die organiſche Kraft, welche in der Geſammtheit der ſowohl thieriſchen, als vegetabiliſchen lebenden Weſen alle, ſowohl unwahrnehmbaren, als ſichtbaren Bewegungen hervorbringt, die auf die R. ihrer Faſern oder feſten Theile durch die Agentien folgen, die unmittelbar auf ſie gebracht werden. — Die Anhänger des berühmten Haller, der zuerſt die R. als eine für ſich beſtehende Kraft der Muskeln unterſchieden hat, haben ſich viel Mühe gegeben, die Beſtimmung des Verhältniſſes zwiſchen R. und Senſibilität (ſ. d. Art.) genau feſtzuſetzen und man muß bekennen, daß die angeſtellten Verſuche geeignet ſind, die Unabhängigkeit, in welcher ſich die Zuſammenziehung der gereizten Muskeln gleichzeitig von der Nerventhätigkeit oder Senſibilität, den Nerven, dem Hirn- und Rückenmarke befindet, zu beweiſen. Indeß gab es auch Phyſiologen, welche die R. als abhängig von der Senſibilität betrachteten, woraus ſich nachher die ſogenannte Nerventheorie bildete; während wieder Andere die Theorie von einer Lebenskraft aufſtellten, welche die R. und Senſibilität in ſich vereinigte. Endlich iſt aus der Vereinigung dieſer beiden Begriffe auch Brown's Theorie der Erregbarkeit hervorgegangen und welcher Begriff die Grundlage ſeines berühmt gewordenen Syſtems, nach ihm Brownianismus (ſ. d. Art.) genannt, geworden iſt. 7.

Reland (Hadrian), ein berühmter Orientaliſt, wurde am 17. Juli 1676 zu Ryp in Nordholland, wo ſein Vater Geiſtlicher war, geboren. In Amſterdam, wohin dieſer ſpäter verſetzt wurde, genoß er den Unterricht des bekannten Surenhuß und beſuchte ſeit dem 14. Lebensjahre die Univerſität zu Utrecht. Nach Beendigung ſeiner Studien wählte er Leyden zu ſeinem Aufenthaltsorte, nahm aber in Kurzem die Stelle eines Erziehers der Söhne des Grafen von Portland an. 1699 wurde er Profeſſor der Philoſophie zu Harderwyk, erhielt hierauf den Lehrſtuhl der orientaliſchen Sprachen in Utrecht und, weil er wiederholt einen Ruf nach Franecker und Leyden abgelehnt hatte, den Titel eines Profeſſors der Antiquitäten. Er ſtarb den 5. Febr. 1718. Seine vorzüglichſten Werke ſind: „Antiquitates sacrae veterum Hebraeorum" (Utrecht 1708, mit einer Vorrede von Buddeus. Lpz. 1715 und mit Noten von E. Ravius. Herborn 1743) und „Pa-

laestina ex monumentis veterum illustrata etc.“ (Utrecht 1714). Auch hat er eine: „Introductio ad grammaticam hebraicam“ und „Elenchus criticus de contextu et versionibus sacri codicis“ (Ebend. 1706) hinterlaſſen. 77.

Relativ iſt das, was auf einem Verhältniſſe, einer Beziehung (relatio) der Gegenſtände zu einander beruht oder daraus hervorgeht, und daher das Gegentheil von abſolut (ſ. d. Art.). Verwechſelt wird es häufig mit dem Bedingungsweiſen, unterſcheidet ſich aber von dieſem weſentlich dadurch, daß ſich dieſes ſtets auf den Grund des Seins bezieht, das Relative aber mehr auf die Erkennbarkeit der Dinge, ihren Begriff. 9.

Relatorium iſt diejenige Disciplin, in welcher die Regeln mitgetheilt werden, aus bereits vorhandenen Acten zum Behufe eines abzufaſſenden Erkenntniſſes oder einer zu gebenden Reſolution einen ſo faßlichen und deutlichen Vortrag zu halten, daß diejenigen, an welche der Vortrag gerichtet wird, im Stande ſind, die vorliegende Sache eben ſo zu beurtheilen, als wenn ſie ſelbſt die Acten geleſen und ſtudirt hätten. Den Inhalt der Acten nach dieſen Regeln Jemandem mittheilen wird Referiren (wörtlich: erzählen), der Vortrag ſelbſt aber Relation genannt. Letztere theilt man 1) in Memorialvorträge, d. h. ſolche Vorträge, welche blos über einzelne die Leitung des Proceſſes betreffende Schriften, Memorialſchreiben genannt, gehalten werden, um darüber ein Decret (Reſolution) zu ertheilen, und in Vorträge zum Spruche, d. i. Faſſung eines rechtlichen Erkenntniſſes, welche letztere blos bei Spruchcollegien (Dikaſterien) vorkommen; 2) in mündliche und ſchriftliche, bei denen beiden gleiche Ordnung, Richtigkeit, Klarheit und Kürze erfordert wird, von denen aber letztere in den Spruchcollegien ſelten, im Königreiche Sachſen aber jetzt gar nicht mehr vorkommt; 3) in Criminal- und Civilrelationen, je nachdem eine Criminal- oder Civilſache vorgetragen wird. Außerdem findet man 4) noch die Eintheilung in feierliche und nicht feierliche Relationen. Die feierlichen theilen ſämmtliche Proceßhandlungen umſtändlich aus den Acten mit und erwähnen ſelbſt das, was durch frühere rechtskräftige Erkenntniſſe bereits entſchieden iſt, während die nicht feierlichen nur auf ſolche Umſtände ſich beſchränken, die zur jetzigen Entſcheidung dienen. Geht man indeß von dem richtigen Grundſatze aus, daß zu einer guten Relation eine zweckmäßige logiſche Zuſammenſtellung nur ſolcher Thatſachen gehört, worauf jetzt allein die Entſcheidung beruht, ſo iſt dieſe Eintheilung zu verwerfen. Die feierlichen Relationen müſſen immer ſchriftlich abgefaßt werden und kommen jetzt gewöhnlich noch bei den ſogenannten Proberelationen vor. Endlich gibt es noch 5) Correlationen, welche, im Gegenſatze von einfachen, dann vorkommen, wenn für eine und dieſelbe Sache noch ein zweiter Referent (Correferent) ernannt worden. Dieſe Relationen ſind von beſonderem Nutzen, wenn eine ſchwierige Sache zur Entſcheidung vorliegt und haben den Zweck, dem erſtern Referenten in ſeinem Vortrage zu folgen und das, was er bei demſelben etwa übergangen oder falſch vorgetragen hat, zu ergänzen und reſpective zu verbeſſern. Da am Schluſſe der Relation der Referent, namentlich bei Entſcheidungen von Rechtsſtreitigkeiten, zugleich ſein Votum, d. h. die Entſcheidung des ſtreitigen Punktes abzugeben hat, ſo reicht es nicht hin, alle Regeln der Referirkunſt inne zu haben, vielmehr muß er ſich auch in allen übrigen Zweigen der Jurisprudenz gehörige Kenntniſſe angeeignet haben, um den vorliegenden Fall dem beſtehenden Rechte gemäß entſcheiden zu können. Aus dieſem Grunde wird das R. von dem angehenden Juriſten gewöhnlich in der letzten Zeit ſeiner akademiſchen Laufbahn gehört und es bildet ſonach gleichſam den Schlußſtein aller juriſtiſchen Vorleſungen. 86.

Relegation, Verweiſung, Wegweiſung ſteht gewiſſermaßen zwiſchen dem Exile und der Deportation mitten inne, indem die R. in der Regel nur

die Wegweiſung aus dem Orte und der Bannmeile im Umkreiſe enthält. Auguſtus führte ſolche bei den Römern zuerſt bei geringeren Vergehungen als eine Art Sicherheitsmaßregel gegen künftige Attentate des Verdächtigen ein, da, wo er härtere Maßregeln, um ſich nicht verhaßt zu machen, vermeiden wollte. Der Ausdruck kommt jetzt noch am Häufigſten auf Univerſitäten vor bei den Disciplinarſtrafen der Studirenden, als die höchſte derſelben. Wird nämlich der fernere Aufenthalt eines Studirenden auf dieſer oder jener Univerſität bedenklich gefunden, ſo tritt zunächſt der Rath, den Austritt auf kürzere Zeit ſelbſt zu nehmen (consilium abeundi), ein; dann die wirkliche Wegweiſung (relegatio) und zwar zunächſt blos auf Zeit; bei härteren Vergehungen auf immer (perpetua) und endlich, wenn entehrende Verbrechen mit im Spiele ſind, mit dem Verrufe (cum infamia). 24.

Relevanz erklärt den Gegenſatz, die Irrelevanz, einen Ausdruck, welcher bei Beurtheilung von Beweiſen und Beſcheinigungsmitteln am Häufigſten vorkommt, indem man ſolche der Irrelevanz beſchuldigt. Bei einem Beweismittel oder angeführten Beweisgrunde iſt R. vorhanden, wenn ſelbige den Beweis unterſtützen, ihn erhöhen und dadurch die Entſcheidung erleichtern oder begründen. Ein irrelevantes (nicht relevirendes), alſo zweckloſes, Beweismittel braucht zwar, ſcheint es, als Document nicht anerkannt, als Zeuge nicht abgehört zu werden und wird in manchen Ländern, oft ſchon vor dem Hauptverfahren, geradezu für verwerflich erklärt; es wird jedoch auch hiermit leicht Unfug getrieben, indem es ſich, den Fall des begreiflichen Widerſpruchs (der contradictio in adjecto) abgerechnet, ſelten mit hinreichender Gewißheit im Voraus beſtimmen läßt, ob nicht dennoch das bedeutungslos ſcheinende (dafür ausgegebene) Beweismittel in der Folge und in der Zuſammenſtellung mit anderen wenigſtens auf eine wahrſcheinliche Vermuthung führen könne. 10.

Relief, franz. relief; engl. relief; ital. rilievo, erhobene Arbeit, heißt diejenige Gattung der Bildnerei, wo auf einer Fläche Figuren ſo dargeſtellt ſind, daß ſie mehr oder weniger über dieſelbe heraustreten. Man unterſcheidet Mezzo Rilievo, wo die Figuren zur Hälfte über die Grundfläche hervortreten (halberhobene Arbeiten), Alto Rilievo oder Hautrelief, wo ſie über die Hälfte oder faſt ganz hervorſtehen (hocherhobene Arbeiten) und Baſſo Rilievo oder Basrelief, wenn ſie ganz flach (niedrig erhoben) erſcheinen. Gewöhnlich betrachtet man, obwohl fälſchlich, Basrelief mit R. als gleichbedeutend und verſteht darunter die ganze Gattung. Der Stoff, in welchem en relief gearbeitet wird, iſt verſchieden, im Allgemeinen aber derſelbe, den der Bildhauer zu ſeinen Arbeiten anwendet, vorzüglich Erz, Marmor, Thon und Gyps. Auch rechnet man hierher alle geſchnittenen Steine, ſie mögen nun tief oder erhoben geſchnitten (Caméen) ſein. Die Griechen, welche auch in dieſem Zweige der Kunſt Meiſterwerke lieferten (wie z. B. die noch erhaltenen zu Baſſä in Arkadien u. a. beweiſen), ſcheinen nur en basrelief gearbeitet zu haben; das mezzo und zuletzt das alto rilievo kam erſt ſpäter unter den Römern auf. Nach dem Wiederaufleben der Kunſt in Italien waren es vorzüglich Bernini, Legros und Algardi, welche durch Verbindung mehrerer Flächen und verſchiedener Abſtufungen der Erhobenheit das R. der Malerei zu nähern und ſelbſt die Perſpective zu erreichen ſuchten. Allein daß man auf dieſe Art auf Abwege gerathen mußte, verſteht ſich von ſelbſt und in der neuern Zeit noch haben die in dieſem Sinne gearbeiteten Reliefs Canova's den Beleg dazu geliefert. Thorwaldſen gebührt das Verdienſt, dem R. ſeine wahre Eigenthümlichkeit zurückgegeben zu haben. — Vergl. Tölken, „Über das Basrelief“ (Berlin 1815). 1.

Religiös, lat. religiosus; franz. religieux; engl. religious, iſt eigentlich jeder, welcher Religion hat, vorzüglich aber der, welchem die Religion Sache

des Herzens und des Lebens geworden iſt, der Fromme; daher Religioſität ſ. v. a. Frömmigkeit. — Wenn aber ſchon frühzeitig der Name Religioſe von den Gliedern geiſtlicher Orden oder auch von Asketen gebraucht worden iſt, ſo geſchah dieß wohl theils deßhalb, weil dieſe ſich allein der Übung der Religionspflichten zu widmen haben, theils aber auch in Bezug auf eine beſondere Bedeutung des Wortes religio, als Verbindlichkeit nämlich eines gethanen Verſprechens oder Gelübdes. 23.

Religion (vom lateiniſchen religio, Gottandacht) iſt im hiſtoriſchen (erfahrungsmäßigem) Sinne die Anerkennung einer übermenſchlichen Cauſalität im menſchlichen Geiſte und Leben, oder Glaube an eine übermenſchliche Macht und deren Einfluß auf die Welt, ſo wie die dadurch entſtehende Verehrung derſelben. Sie hat demnach zwei Hauptbeſtandtheile, einen theoretiſchen (Glaube an höhere Weſen) und einen praktiſchen (Verehrung derſelben, Cultus). Im philoſophiſchen Sinne aber, in ihrer höchſten Potenz betrachtet und zum Ideale erhoben, iſt R. die Anerkennung eines vollkommenſten, abſoluten Weſens, von welchem alles andere Sein abhängt, oder Glaube an die objective Realität der Idee des vollkommenſten Weſens, nebſt einer dieſem Glauben entſprechenden Handlungsweiſe. Dieſer Glaube an eine höhere Macht, die über den Menſchen waltet, iſt ſo alt als das Menſchengeſchlecht ſelbſt. Allgemein durch Ahnung und Sehnen in des Menſchen Herz geſchrieben und durch die Pracht der Natur und die Majeſtät des Himmelszeltes laut verkündet, trägt der Menſch den Keim der R. und die Empfänglichkeit für dieſelbe in ſeiner Seele. Sie iſt eine urſprüngliche und deßhalb unmittelbar gewiſſe geiſtige Beſchaffenheit des Menſchen; daher die Allgemeinheit der R. ſich leicht erklären läßt. Denn faſt überall, wo man Völker kennen gelernt und genau beobachtet hat, hat man auch Spuren religiöſer Vorſtellungen oder eines Glaubens an höhere Weſen gefunden. Jedoch wie alle andere Anlagen im Menſchen, ſo bedarf auch die religiöſe äußerer Impulſe und Anregungen, damit ſie ſich entwickele und zur Reife gelange. Ohne Zweifel ward aber das religiöſe Gefühl des Menſchen durch Erſcheinungen der Sinnenwelt geweckt und angeregt. Frühe erwachte bei ſolchen Erſcheinungen, namentlich bei furchtbaren und ſchreckenden, ſeine Aufmerkſamkeit und das Gefühl ſeiner Schwäche und Abhängigkeit. Er ſpähte nach der Urſache jener in der Natur wirkenden Kräfte und ſeine Einbildungskraft ſchrieb ſie der willkührlichen Thätigkeit mächtigerer Weſen zu. Furcht, ſo lehrt uns die Form der meiſten noch rohen und ſelbſt verſchiedener ſchon ausgebildeter Gottesverehrungen, hat zuerſt das Gemüth des Menſchen erſchüttert und die religiöſe Stimmung erzeugt; denn furchtbare und böſe Kräfte ſind eindringlicher als gute und wohlthätige und erſt durch widriges Einwirken wird der Menſch ſeiner Abhängigkeit ſich bewußt. Beſtätigend und erläuternd trat dann das Gefühl der Liebe und Dankbarkeit gegen die wohlthätigen Naturkräfte hinzu, bis man endlich in jenen unbekannten Gewalten auch die moraliſchen Gebieter, ſo wie die Beherrſcher der Natur erkannte und auf ihre geheimnißvolle Macht die Hoffnung der Unſterblichkeit baute. Das Gefühl der ſinnlichen Liebe herrſchte im Heidenthume, die ſinnliche Furcht im Judenthume vor. Beiden fehlte der Glaube. Das Chriſtenthum, den Glauben predigend, reinigte und veredelte das religiöſe Gefühl. Es verwandelte die ſinnliche Sklavenfurcht in das Gefühl der Demuth und die ſelbſtſüchtige ſinnliche Liebe in das religiöſe Selbſtgefühl. Aber auch das praktiſche Moment der R., die religiöſe Beſtrebung, welche in dem ganzen neuen Teſtamente als die Vollendung und Krone des religiöſen Lebens betrachtet und dargeſtellt wird, iſt erſt durch das Chriſtenthum zur wahren Anerkennung gekommen. Dadurch nämlich, daß es den Glauben predigte und das religiöſe Gefühl in ſeine geſetzmäßigen Grenzen verwies, wurde die religiöſe Beſtrebung, welche im Heiden- und Judenthume mehr ſinnlich und ein kindiſches und verwegenes Streben nach Vergötterung

oder ſubſtantieller Vereinigung mit Gott oder nach einem Herabziehen Gottes ins Endliche geweſen war, geiſtig und ein Streben nach Gottähnlichkeit. — So einig alle Völker zu jeder Zeit in dem bezeichneten Glauben an eine übermenſchliche Macht geweſen ſind, ſo verſchiedene Vorſtellungen haben immerdar von der geglaubten höhern Macht und deren Verehrung geherrſcht. Die verſchiedenen Arten und Formen der R. laſſen ſich eintheilen: 1) rückſichtlich des Subjects in ſubjective R., d. i. die R. als im Menſchen vorhanden, als etwas Immanentes (Religiöſität), und in objective R., d. i. die R. als außerhalb des Bewußtſeins, als etwas Transeuntes betrachtet (Cultus und Religionslehre); 2) rückſichtlich des verehrten Objects in Fetiſchismus mit ſeinen Unterarten (Zoolatrie, Aſtrolatrie, Anthropolatrie), in Polytheismus, Dualismus und Monotheismus (ſ. d. Artt.); 3) rückſichtlich der Quelle in natürliche oder Vernunftreligion, welche durch eigene freie Thätigkeit des menſchlichen Geiſtes mittelſt Natur-, Geſchichts- und Selbſtbetrachtung entſteht, und in geoffenbarte (poſitive) R., welche auf äußerer Auctorität beruht und durch unmittelbare göttliche Mittheilung ohne productives Zuthun des Menſchen bewirkt wird. — Die allmählige Entwickelung der religiöſen Vorſtellungen der Menſchheit in allen Geſtalten iſt der Gegenſtand der allgemeinen Religionsgeſchichte, welche am Schicklichſten in zwei Perioden getheilt wird, in die Periode der Sinnlichkeit (die niedrigſte Stufe religiöſer Begriffe) und die der Verſtandesreflexion, allmählich aufſteigend zur Reflexion der Vernunft. Sie zeigt, wie in der erſtern die früheſten Menſchen dem ſinnlichen Triebe folgend die ſinnlichen Gegenſtände ſelbſt, ſofern ſie ihre Kräfte zum Nachtheile oder Vortheile des Menſchen äußerten, verehrten (Fetiſchismus), wie ſie aber allmählig bei weiterem Fortſchreiten des Verſtandes von den ſinnlichen Gegenſtänden abſtrahirten und auf eine verborgene Urſache ſchloſſen, beſondere übermenſchliche Weſen ſich bildeten (Perſonification der Kräfte und Eigenſchaften, die man früher den Gegenſtänden adhärirend dachte, z. B. Donnergott, Weisheitsgott ꝛc.), und zunächſt mehreren (Polytheismus), dann zweien (Dualismus), endlich nach völliger Ausbildung der Vernunft einem (Monotheismus) höhern Weſen alle andere Dinge und Kräfte, gute wie böſe, unterordneten. Vergl Caj. von Weiller, „Ideen zur Geſchichte der Entwickelung des religiöſen Glaubens“ (München 1808—1814. 3 Thle.); Meiners „Allgemeine kritiſche Geſchichte der Religionen“ (Hanov. 1806—1807. 2 Bde.); K. G. Haupt, „Tabellariſcher Abriß der vorzüglichſten Religionsparteien“ (Quedlinb. 1821); J. P. Gerlach, „Fides, oder die Religionen und Culte der bekannteſten Völker der Erde alter und neuerer Zeit“ (1830. 2 Bde.). 63.

Religionsedict heißt eine die Religion oder Kirche betreffende landesherrliche oder obrigkeitliche Verordnung, z. B. das vom päpſtlichen Legaten Alexander verfaßte wormſer R. vom Jahre 1521, welches verfügte, daß hinſichtlich der begonnenen Reformation Alles auf den frühern Stand der Dinge zurückgeführt werden ſolle, gegen Luther und ſeine Anhänger oder Beſchützer die Reichsacht ausſprach und die Auslieferung ſeiner Perſon an den Kaiſer zur Beſtrafung, ſeiner Schriften zur Verbrennung gebot; ferner das Edict von Nantes (ſ. d. Art.) ꝛc. Unter allen am Berühmteſten und Berüchtigtſten iſt aber das ſogenannte preußiſche oder Wöllner'ſche R. vom 9. Juli 1788 geworden. Daſſelbe wurde nach dem Rathe ſeines geiſtlichen Miniſters Wöllner von Friedrich Wilhelm II. von Preußen erlaſſen und war gegen die von Friedrich's II. Hofphiloſophie ausgegangene Aufklärung gerichtet, wiefern einzelne Prediger dieſe auch ans Volk brachten. Es forderte Reinhaltung oder wenigſtens Achtung des bibliſchen und ſymboliſchen Glaubens und verbot alle Abweichung von demſelben bei Caſſation. Im Jahre 1790 erging an alle Conſiſtorien die Weiſung, Keinen anzuſtellen, der über die chriſtlichen Grundwahrheiten Irriges lehre und nicht den neuen Landeskatechismus annehme; im fol-

genden Jahre aber, wo auch der Prediger Schulz zu Gielsdorf abgeſetzt ward, wurden zur Ausführung des Edicts dem Miniſter von Wöllner ein Geiſtlicher, Hermes, und ein Gymnaſiallehrer, Hilmer aus Breslau, als Gehülfen beigeordnet. Dieſe leiteten auch die 1792 errichtete immediate Examinationscommiſſion im berliner Oberconſiſtorium. Von hier aus ergingen 1794 und 1795 eine Aufforderung an die Conſiſtorien zur Glaubensaufſicht, eine Anweiſung an alle Prediger und Univerſitäts- oder Schullehrer zu ihrer Amtsführung und ein Revers beim Amtsantritte. Als aber Friedrich Wilhelm III. den Thron beſtieg (1796), verlor das Edict ſeine Kraft und ward die Commiſſion aufgehoben. Die faſt 100 Streitſchriften, welche über das Edict erſchienen, behandelten die Verbindlichkeit ſymboliſcher Lehrnormen und das Recht der Fürſten, über Rechtgläubigkeit zu verfügen, oder bürgerliche Folgen zu verhängen. 63.

Religionsfreiheit, ſ. Gewiſſen.

Religionsfriede, ſ. Reformation und Friedensſchluß.

Religionsphiloſophie, philoſophiſche Religionslehre, Philoſophie der Religion &c., ſoll eine philoſophiſche oder vernunftwiſſenſchaftliche Begründung und Darſtellung der Religionswahrheiten ſein. Sie hat alſo an dieſen ſchon einen poſitiven Inhalt und eine nothwendige Vorausſetzung, wenn ſie auch nicht gerade einen geoffenbarten Glauben zum Grunde legt, ſondern nur den allgemein menſchlichen, den ſogenannten natürlichen. Eine Philoſophie, welche von den uns unmittelbar gegebenen Erſcheinungen, von der Erfahrung, ausgeht, kann jenen Namen nicht tragen, ſelbſt wenn ſie im Verlaufe ihrer Erklärung jener Erſcheinungen auf ein Göttliches, alſo auf eine Religion, kommen ſollte; daher findet in der ächten griechiſchen Philoſophie eine ſolche philoſophiſche Religionslehre nicht Platz. Eigenthümlich dagegen iſt dieſelbe einer Denkweiſe, welche vom Glauben an ein Überſinnliches, von einem religiöſen Elemente anhebt, wie die chriſtliche, und die ächt chriſtliche Philoſophie iſt eigentlich durch und durch R. So ſehen wir auch ihr Entſtehen aus der chriſtlichen Offenbarungslehre durch vorgebliche Begründung und Erklärung der Dogmen derſelben aus dialektiſchen Begriffen — auf dem natürlichen Wege der Vernunfterkenntniß; ſo iſt ſie die natürliche oder rationelle Theologie oder philoſophiſche Dogmatik der Scholaſtiker, gegenüber der ſtrengkirchlichen theologiſchen Dogmatik, welche ſich nur mit Syſtematiſirung und authentiſcher Interpretation der Glaubenslehren befaßte; aber doch weſentlich von ihr nicht verſchieden, indem ſie immer nur nach dem Ausſpruche der Offenbarung oder vielmehr der Kirche bewies und erklärte. In dieſer Weiſe bildete die R. den Zweck und das Weſen der Scholaſtik (ſ. d. Art.). Wenig verändert wurde ihre Stellung in der folgenden Periode durch die carteſianiſche Philoſophie; denn wenn dieſe auch der Auctorität der Kirche ſich entzog und ſcheinbar ſelbſt die Religionswahrheiten ganz ſelbſtſtändig aus Begriffen des Bewußtſeins bewies, ſo konnte doch auch ſie ihre Abhängigkeit vom Offenbarungsglauben nicht verläugnen und ihre R. oder rationelle Theologie war auch meiſt nur eine Syſtematiſirung und Begreiflichmachung der poſitiven Lehren durch gewiſſe metaphyſiſche Ideen und Formeln. Doch trat ſie aus der faſt ausſchließlichen Stellung zur Erkenntniß in mehr coordinirtes Verhältniß zu den beiden anderen angewandten metaphyſiſchen Wiſſenſchaften, Pſychologie und Kosmologie, als die dritte und als der Schlußſtein alles metaphyſiſchen Wiſſens. Allein eine ganz neue Baſis erhielt die R. durch Kant, welcher (zum Theil nach dem Vorgange engliſcher Philoſophen) die Religionswahrheiten nicht an die Spitze der theoretiſchen Lehren ſetzte, ſondern zur Sache eines durch die praktiſche Vernunft, im Intereſſe der Moral, gebotenen Glaubens machte (ſ. d. Art. Kriticismus), ſo daß eine R. dieſen nicht durch Beweiſe zu begründen, ſondern nur kritiſch zu ermitteln und in ſeiner Vernunftmäßigkeit und ſeiner Bedeutung für unſer dadurch bedingtes Denken und Handeln darzuſtellen

hätte. Hier waltet denn das praktiſche Intereſſe ſtark vor, die Bedeutung der Religion für die menſchliche Handlungsweiſe tritt eben ſo vor, als die theoretiſche Behandlung derſelben zurücktritt; die Religionslehre iſt hier hauptſächlich Gottſeligkeits- oder Gottesverehrungslehre, Euſebiologie. Auf dieſem Wege ſind die meiſten neueren Religionsphiloſophien entſtanden, nachdem Kant in ſeiner „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft" (1793) und in ſeinen „Vorträgen über die philoſophiſchen Religionslehren" (herausgegeb. von Pölitz, 1817) dazu den Anſtoß gegeben hatte. Hier ſind zu nennen die Verſuche von Heydenreich, Schmid, Jacob, Tieftrunk, Krug u. A. Die neuere Philoſophie hat die Religionswahrheiten zu ihrem eigenen Inhalte gemacht, ſo daß ſie alſo nicht mehr als Sache des Glaubens erſcheinen und nur wiſſenſchaftlich begründet oder erklärt werden ſollen, ſondern als Reſultat der philoſophiſchen Speculation ſelbſt, daher denn auch die Begriffe vom göttlichen Weſen, von ſeinen Eigenſchaften ꝛc. nicht mehr den Charakter einfacher poſitiver Dogmen tragen, ſondern nach dem jedesmaligen Standpunkte der Speculation verſchieden ſind, ſo ſehr man auch bemüht iſt, dieſelben mit den Lehren der Schrift in Übereinſtimmung zu ſetzen. Dieſe Stellung haben ſchon die religionsphiloſophiſchen Schriften Fichte's, mehr aber die Schelling's („Philoſophie und Religion", 1804) und ſeiner Nachfolger, Klein's, Zimmer's, Buchner's ꝛc., endlich die der Hegel'ſchen Schule, in welcher die Schrift von Hinrichs („Die Religion im innern Verhältniſſe zur Wiſſenſchaft ꝛc." 1822) und beſonders die neuerdings von Marheineke herausgegebenen Hegel'ſchen „Vorleſungen über die Philoſophie der Religion" wichtig ſind. — Daneben hält ſich eine andere Secte der Religionsphiloſophen, zumal aus der jacobiſchen Schule, mehr im Gebiete des Gefühls und der Ahnung. — Wahrhaft philoſophiſch kann eine ſolche Religionswiſſenſchaft nie ſein; denn entweder hemmt das religiöſe Element, der poſitive Glaubensinhalt, die freie philoſophiſche Forſchung, oder dieſe löſt jenen auf, indem ſie ſkeptiſch die Erkenntniß des Überſinnlichen vernichtet, alſo auch jede Erklärung oder wiſſenſchaftliche Entwickelung jenes Glaubens verbietet. — Vergl. Imm. Berger's „Geſchichte der Religionsphiloſophie oder Lehren und Meinungen der originellſten Denker aller Zeiten über Gott und Religion, hiſtoriſch dargeſtellt" (Berlin 1800. 8.). 80.

Religionsſchwärmerei, ſ. Fanatismus und Schwärmerei.

Reliquien (**reliquiae**, Überbleibſel) ſind überhaupt alle ſolche Überreſte, welche von theueren und merkwürdigen Perſonen oder Sachen ſich erhalten haben, im kirchlichen Sinne alle die Gegenſtände, welche von heiligen Perſonen oder Sachen der Vorzeit noch übrig ſind. Wenn überhaupt in dem Menſchen die Neigung liegt, von geliebten, nicht mehr vorhandenen Gegenſtänden, von geſchichtlich merkwürdigen Perſonen u. dergl. zur beſtändigen Erinnerung daran ſich etwas aufzuheben, wie z. B. es ſich in der neueſten Zeit bei allen habhaften Gegenſtänden gezeigt hat, welche mit Napoleon in irgend einer Berührung geſtanden hatten; ſo war die Aufbewahrung ſolcher Dinge, welche an den Stifter des Chriſtenthums, die Apoſtel und erſten chriſtlichen Lehrer, die Märtyrer ꝛc. erinnerten, gewiß nicht nur etwas ſehr Natürliches, ſondern ſogar etwas ſehr Lobenswerthes. Leider aber ward, nachdem die frömmelnde Kaiſerin Helena das Kreuz Chriſti auf Golgatha gefunden haben wollte, die Aufſpürung der R. zu einer wahren Sucht und der Aberglaube, der ſich nie mit reiner Anſchauung und klarer Überzeugung begnügt, ſondern es vorzieht in einem myſtiſchen Dunkel zu ſchweben und das Unbegreifliche anzuſtaunen, fand daran bald ſolche Nahrung, daß die Erzählung von Wundern und wohlthätigen Wirkungen der R. für Hauptbeſtandtheile der Religion genommen wurden, was die Geiſtlichkeit zu ihrem Vortheile wohl zu benutzen verſtand. Eine Maſſe von Gebeinen, Haaren, Nägeln, Stücken von Kleidern ꝛc. von alten und neuen Heiligen verbreitete ſich bald durch ganz Europa, ja der Aberglaube nahm ſogar R.

von Adam und Eva, Gegenſtände aus dem Paradieſe ꝛc. ſonder Zweifel gläubig an, und noch ſpielen die R. in den beiden katholiſchen Kirchen eine große Rolle, welche leider! dem Fetiſchismus nicht viel nachgibt. Welche Ideenverbindung übrigens bei der Verehrung der R. in Bezug auf das Verhältniß derſelben zum Zwecke der Religion ſelbſt ſtattfindet, mag wohl ſelten ganz klar werden; jedenfalls iſt ſie ſtets nur ein Spiel der Phantaſie, das von allen übrigen religiöſen Beſtrebungen ganz unabhängig daſteht. 30.

Rellſtab (Ludwig), einer der beliebteſten deutſchen Dichter und Novelliſten der neuſten Zeit, am 13. April 1799 zu Berlin geboren, trat nach Beendigung ſeiner Gymnaſialſtudien als Freiwilliger in das preußiſche Heer (1815), mußte aber, da er an Kurzſichtigkeit litt und ſich ſeine Körperkraft noch nicht entwickelt hatte, wieder zurückkehren und beſuchte nun die Militairſchule ſeiner Vaterſtadt, die er jedoch nach ſeiner Beförderung zum Officier, weil er ſeine Untauglichkeit zum Militairſtande einſah, verließ und ſich nach Frankfurt an der Oder begab, wo er ſich mit literariſchen Studien und poetiſchen Verſuchen beſchäftigte. Nach mehreren Ausflügen nach Dresden, Heidelberg, Bonn, nach der Schweitz und nach Oberitalien ließ er ſich als Privatgelehrter in Berlin nieder (1822) und iſt außer der Redaction der voſſiſchen berliner Zeitung (ſeit 1827) und eines muſikaliſchen Journals („Iris") fortwährend mit literariſchen Arbeiten beſchäftigt. Unter ſeinen bis jetzt ſchon ziemlich zahlreichen Schriften nennen wir hier nur die Tragödie: „Karl der Kühne" (Berl. 1824. 8.); die „Sagen und romantiſche Erzählungen" (Berl. 1826—1829. 3 Bde. 8.); „Henriette, die ſchöne Sängerin" (Leipz. 1827. 8.), eine ſcharfe Satyre auf die überſchwenglichen Bewunderer der berühmten Sontag, welche ihm vielen Verdruß zuzog; die „Gedichte" (Berl. 1827. 8.), worunter ſich vieles Vorzügliche befindet; „Algier und Paris" (Berlin 1830. 3 Bde. 8.); „Erzählungen, Gedichte und Skizzen" (Berl. 1833. 3 Bde. 8.); „1812, ein hiſtoriſcher Roman" (Leipz. 1834. 4 Bde. 8.); „Der Wildſchütz" (Berl. 1835. 8.) und „Empfindſame Reiſen" (Leipz. 1836. 2 Bde.). Beſonders haben die letztgenannten Romane den Beifall der Leſewelt in hohem Grade erworben. 66.

Rembourſiren (ſpr. Rangburſiren) heißt in der kaufmänniſchen Sprache ſ. v. a. das ausgelegte Geld wiedererſtatten, daher es beſonders bei der Deckung der Summe eines gezogenen Wechſels, der Wiedererſtattung der bei einem proteſtirten Wechſel verurſachten Koſten ꝛc. gebraucht wird. Die Deckung ſelbſt heißt dann Rembours oder Rembourſement. 30.

Rembrandt (Rimprandt) **van Ryn** (Paul), einer der berühmteſten Maler niederländiſcher Schule, geb. im Jahre 1606 auf einer Windmühle zwiſchen den Dörfern Kukerk und Leyerdorp in der Nähe von Leyden, lernte die Anfangsgründe der Kunſt bei Jakob van Zwaanenburg in Leyden und ging ſpäter nach Amſterdam, wo er unter der Leitung Peter Laſtmann's und Jakob Pinas' mit Erfolg an ſeiner höhern Ausbildung arbeitete. Er kehrte indeß bald auf die Windmühle ſeines Vaters zurück und malte hier ohne Auswahl die erſten beſten Gegenſtände, die ſich ihm darboten, da es ihm zur feſten Anſicht geworden war, die Natur, ſie könne erſcheinen, wie ſie wolle, müſſe die einzige Führerin des Künſtlers ſein. Seine ungewöhnliche Geſchicklichkeit verbreitete in Kurzem ſeinen Ruf durch ganz Holland und der Erfolg, mit welchem er einige ſeiner Arbeiten im Haag feil geboten hatte, veranlaßte ihn ſich dort nach ſeiner Verheirathung mit einer gewöhnlichen Bäuerin niederzulaſſen. Auch hier hielt er ſich, wie er früher gethan hatte, von jeder Geſellſchaft höhern Ranges fern und zog es vor, mit Leuten gemeinen Schlages zu verkehren, zum Theil, weil er in ſolchen Umgebungen die beſten, ſeiner künſtleriſchen Neigung entſprechenden Originale zu finden glaubte, zum Theil auch, weil ſein großer Geiz die mit dem Anſchließen an die vornehmere Welt verbundenen Aus-

gaben ſcheute. Nach Einigen ſoll er indeß ſein auf dieſe Art ſehr bedeutend gewordenes Vermögen zuletzt ſeiner Neigung zum Sammeln der Meiſterwerke der berühmteſten Künſtler geopfert haben und arm im Auslande geſtorben ſein; nach Andern aber ging er reich nach Amſterdam zurück und ſtarb hier im Jahre 1674. — Der eigenthümliche, oft bizarre Charakter R.'s war unſtreitig ſeiner Ausbildung als Künſtler ſehr nachtheilig. Ohne alle Kenntniſſe in der Geſchichte, Mythologie und anderen einem Künſtler ſo nothwendigen Wiſſenſchaften, vernachläſſigt ferner im Studium der Antike blieb er in ſeinem Streben immer einſeitig und erſcheint daher in vielen ſeiner Arbeiten, wo es ihm nur um Naturtreue und Effect zu thun war, nicht eben liebenswürdig, zumal da er Compoſition und Zeichnung ſtets vernachläſſigte. Deſto bewundernswürdiger aber iſt er hinſichtlich des Ausdrucks und des Colorits, beſonders aber im Helldunkel. Letzteres macht auf jeden, auch den ruhigſten Beobachter einen außerordentlichen Eindruck, indem ſtets nur auf einer Seite, meiſt von Oben, das Licht angebracht, das Übrige dunkel gehalten iſt, ſo daß das Ganze wie in einer magiſch düſtern Beleuchtung erſcheint. Die Köpfe und Figuren, auch die Gewänder ſind ſehr fleißig gearbeitet, minder gut die Perſpective, von der R. nur wenig verſtand. Unter den zahlreichen Gemälden unſeres Meiſters, die theils geiſtliche Hiſtorien- und Converſationsſtücke, theils Portraits und Portraitbilder ſind, zeichnen ſich die letzteren beſonders durch einen ſeltenen Ausdruck und Genauigkeit aus. Wir führen ſie hier einzeln nicht an und erinnern nur, daß es faſt keine nur irgend bedeutende Gallerie gibt, wo nicht Gemälde R.'s anzutreffen wären. So ausgezeichnet R. als Maler war, ſo großen Ruhm hat er ſich auch als Kupferätzer erworben. Er lieferte gegen 400 Blätter, welche jetzt noch als Meiſterſtücke faſt unübertroffen daſtehen. Sie finden ſich ebenfalls in den verſchiedenen Gallerien zerſtreut und ſind, wie auch die Gemälde, häufig von den namhafteſten Künſtlern nachgeſtochen worden. 36.

Remedium, franz. tolérance; engl. remedy, nennt man die dem Münzmeiſter geſetzlich geſtattete Fehlergrenze am Schrot und Korn einer Münze, weil es unſägliche Schwierigkeiten macht, den einzelnen Münzſtücken eine vollkommene Gleichheit an Korn und Schrot zu geben. 26.

Remeſſe oder **Remiſſe** iſt bei Geſchäften unter Entfernten alles das, was zurückgeſchickt wird. In Handelsangelegenheiten bezeichnet der Ausdruck beim Austauſche oder Umſatze von Waaren und deren Werthe, überhaupt beim Verkehre unter Entfernten, die Gegenleiſtung. Der Remittirende verſetzt ſich in die Lage deſſen, welcher für das, was er bereits empfangen oder noch zu empfangen hat, den entſprechenden Werth dagegen (zurück-)ſendet. Man verſteht daher in Handelsangelegenheiten unter Remeſſen: 1) ſolche Handelseffecten, welche man von entfernten Gegenden für die dahin verſendeten Güter zurückbekommt; 2) eben ſowohl diejenige Valuta, Gelder, Waaren oder Wechſel, welche man, um irgend eine Deckung damit zu bewirken oder eine Zahlung auf fremdem Platze zu leiſten, dahin ſendet; 3) das Geld, welches von fremden Orten her eingeſendet wird; 4) den zu dergleichen Ausgleichungen geſendeten Wechſel. Man unterſcheidet daher die Geld-, die Waaren- und die Wechſelremeſſen. Remittiren heißt daher beim Handelsſtande ſ. v. a. Remeſſen machen, Geld durch Wechſel ſenden, bisweilen auch an einer Forderung etwas nachlaſſen, im Buche zurückſchreiben, welches jedoch beſonders auszudrücken iſt. 38.

Remittent heißt in Handelsſachen der Käufer eines gezogenen Wechſels (einer Tratte), welcher denſelben an den Bezogenen zur Acception und Zahlung einzuſenden hat und als Herr deſſelben allein befugt iſt ihn mittelſt Indoſſements in Umlauf zu bringen und ſomit auch als Geldwerth zu verſenden (ſ. Remeſſe). 10.

Remonſtranten, ſ. Arminianer.

Rempler von Löwenhalt (Jeſaias), einer der wenigen guten deutſchen

Dichter aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges, von deſſen Lebensumſtänden nichts weiter bekannt iſt, als daß er aus dem Elſaß ſtammte und die aufrichtige Tannengeſellſchaft in Straßburg ſtiftete (1633). Unter ſeinen Gedichten („Gebüſch von Reimgedichten", Straßb. 1647. 4.) zeichnen ſich beſonders die Elegien aus. Großen Geiſt und ungewöhnliche Phantaſie darf man freilich nicht bei ihm ſuchen, aber er bewährt ſich allenthalben als ein Mann voll Enthuſiasmus für die Ehre und den Ruhm ſeines Vaterlandes. Beſonders feurig und poetiſch wird ſein Eifer, wenn er gegen die Nachäfferei fremder Sitten und das Verderbniß der deutſchen Sprache durch das verſchiedenartigſte Kauderwelſch zürnt. 66.

Remſcheid, ein ehemaliges Dorf im lenneper Kreiſe der preußiſchen Rheinprovinz und deren Regierungsbezirke Düſſeldorf, neuerdings zur Stadt erhoben, liegt in einer gebirgigen angenehmen Gegend. Es zählt 1550 Einw., mit Einſchluß der Einwohner ſeines Weichbildes aber 10000, und iſt der Sitz eines Conſuls der Freiſtaaten von Amerika. Merkwürdig iſt es als Hauptſitz der Stahl- und Eiſenwaarenfabrication, namentlich von Sägen, Feilen und Senſen. Täglich ſind gegen 200 Eiſenhämmer aller Art und Schleifmühlen im Gange und die 18 Bäche, welche in der Umgegend von R. fließen, ſind dergeſtalt davon beſetzt, daß es an Raum zur Errichtung neuer gebricht. Über 50 Handelshäuſer verführen die Waaren in alle Länder und der Abſatz von Senſen ſoll ſich in einem Jahre auf 400000 Stück belaufen. Der im Ganzen dazu nöthige Bedarf an Eiſen jährlich wird zu 90000 Centnern angegeben. 35.

Remter, auch **Remptir** und **Reventer**, bedeutet ſo viel als refectorium, der gemeinſchaftliche Verſammlungs- und Speiſeſaal in den Klöſtern. Da die Bauart der Klöſter bei Errichtung von Burgen zum Vorbilde diente, ſo wurden die R. auch ein hauptſächlicher Beſtandtheil derſelben und noch in gutem Zuſtande iſt das R. in dem Ordensſchloſſe zu Marienburg erhalten. In manchen Klöſtern waren auch das R. und refectorium zwei verſchiedene Säle. Erſteres wurde dann mehr als Verſammlungs- und Unterhaltungsſaal, letzteres als gewöhnlicher Speiſeſaal benutzt. 77.

Remus, ſ. Romulus.

Rémuſat (ſpr. Rémüſa) (Jean Pierre Abel), der vorzüglichſte Kenner der chineſiſchen Sprache und Literatur in der neueſten Zeit, ward den 17. Sept. 1788 zu Paris geboren und widmete ſich der Medicin und vorzugsweiſe dem Studium der mittelaſiatiſchen Sprachen mit ſolchem Erfolge, daß 1808 Napoleon durch die Bitten der Akademie ſich bewegen ließ, ihn von der Militairconſcription frei zu laſſen, was er ſonſt nicht zu thun pflegte. Schon 1811 gab R. ſeinen „Essai sur la langue et la littérature chinoises" heraus, ward dadurch Mitglied der Akademien zu Beſançon und Grenoble, erwarb ſich 1813 durch die Schrift: „Sur la médecine des Chinois" die mediciniſche Doctorwürde und trieb einige Zeit die mediciniſche Praxis. Doch ſchon 1814 wurde für ihn im Collége de France der Lehrſtuhl der chineſiſchen und Mandſchuſprache geſtiftet, auf welchem er bis zu ſeinem Tode (den 3. Juni 1832) als einer der größten Linguiſten Europas glänzte; er übernahm 1818 die Redaction des „Journal des Savans", ward Aufſeher der orientaliſchen Manuſcripte bei der königlichen Bibliothek und endlich Präſident der aſiatiſchen Geſellſchaft. Durch ihn iſt eigentlich erſt zum richtigen Verſtändniß des Chineſiſchen die Bahn gebrochen worden in ſeinen trefflichen „Elémens de la grammaire chinoise" (Par. 1822. 4.), ſo wie durch ſeine Überſetzungen chineſiſcher Werke ins Franzöſiſche, durch ſeine gediegenen Aufſätze im „Journal des Savans", den Fundgruben des Orients und mehreren beſonderen Schriften über Sprachen, Literaturen, Sitten und Gebräuche mittelaſiatiſcher Völker. S. de Sacy hat ihm in der „Notice sur la vie et les ouvrages de R." (Par. 1834) ein würdiges Denkmal geſetzt. 16.

Renatus (René), Titularkönig beider Sicilien, genannt der Gute, der zweite Sohn des Herzogs Ludwig II. von Anjou und Jolanthe's von Aragonien, wurde den 16. Jan. 1409 zu Angers geboren. Seine Erziehung, die ſein Großoheim mütterlicher Seits, der Cardinal Ludwig von Bar, übernommen hatte, war ſehr ſorgfältig und erſtreckte ſich nicht nur auf die Ausbildung der geiſtigen Fähigkeiten, ſondern mehr noch auf die Pflege des von Natur weichen und für alles Gute empfänglichen Gemüths des jungen Fürſten. Daher erſcheint er auch ſpäter in allen Wechſelfällen ſeines Lebens immer ehrenwerth und eingedenk den Geboten der Moral und der wahren Ritterlichkeit. Durch ſeine Vermählung mit Iſabellen, der Erbtochter von Burgund, hatte er im Jahre 1420 die Anwartſchaft auf den Beſitz dieſes ſchönen Herzogthums erhalten, ſah ſich aber gleich nach dem Tode ſeines Schwiegervaters, des Herzogs Karl I., im Jahre 1431 in einen blutigen Kampf mit dem Neffen deſſelben, dem Grafen Anton von Vaudemont, verwickelt, kämpfte unglücklich und gerieth nach dem Verluſte der entſcheidenden Schlacht bei Bulgueville (2. Juli 1431) in Gefangenſchaft. Erſt 1432 erhielt er bis nach Austrag der Sache, deren Entſcheidung man dem Kaiſer Sigismund überlaſſen hatte, einſtweilen ſeine Freiheit zurück; doch ſtellte er ſich, als Anton von Vaudemont aufs Neue die Waffen ergriff, im Jahre 1434 freiwillig wieder zur Haft. In demſelben Jahre fielen ihm durch den Tod ſeines Bruders, Ludwig's III. von Anjou, deſſen ſämmtliche Staaten, Anjou und Provence, nebſt der Anwartſchaft auf Neapel, zu, worauf ihn die Königin Johanna II. (ſ. d. Art.) von Neapel bei ihrem Tode im Jahre 1435 ebenfalls zum Erben einſetzte. Unter ſolchen Umſtänden ſah er ſich genöthigt, ſeine Gemahlin nach Neapel zu ſenden, um den neu erworbenen Beſitz gegen Alphons von Aragonien, der ſich bereits eine große Partei erworben hatte, zu vertheidigen. Er ſelbſt erhielt erſt 1436 gegen bedeutende Opfer ſeine Freiheit, ſtellte hierauf, ſo viel es die Eile geſtattete, in Lothringen und der Provence die geſtörte Ruhe wieder her und reiſte endlich im Jahre 1438 ſelbſt nach Neapel ab, um den immer noch dauernden Kampf zu beenden. Allein Verrätherei und Intriguen durchkreuzten jeden ſeiner Pläne; bald ſah er ſich auf die Stadt Neapel beſchränkt und auch dieſe mußte er nach langer Vertheidigung zuletzt verlaſſen. Er kehrte 1442 nach Lothringen zurück, übergab aber, den Regierungsgeſchäften nicht eben geneigt, ſeinem Sohne, Johann II., die Zügel der Herrſchaft und überließ ihm auch das ſpäter erworbene Aragonien. In der Provence, wohin er ſich zurückzog, lebte er fortan den ſchönen Künſten und heiterm Zeitvertreibe, ſtellte Schäferſpiele an und beſchäftigte ſich mit der Wiederherſtellung der altprovençaliſchen Poeſie, indem er die Dichterwerke der Troubadours ſammelte und ſelbſt in dieſem Genre zu dichten verſuchte. Er ſtarb den 10. Juli 1480. — Nach dem Tode ſeines Enkels Nikolaus, des zweiten Sohnes des oben erwähnten Johann II. (1470), fiel Lothringen an ſeine älteſte mit Ferri von Vaudemont vermählte Tochter, Jolanthe von Anjou, die aber die Regierung ihrem Sohne, Renatus II., überließ. Dieſer wurde der Stammvater der nachfolgenden Herzöge von Lothringen. — Vergl. de la Salle's „Précis historique sur la vie de René d'Anjou" (Aix 1820). 22.

Renchthal, eins von den an Naturſchönheiten ſo reichen Thälern des Schwarzwaldes an dem Kniebis, einer 2560 F. hohen Berghöhe. Der öſtliche Theil deſſelben gehört zu Würtemberg, der weſtliche zu Baden. In einem Umkreiſe von 2 Meilen liegen hier 7 Bäder, welche daher die Kniebis- oder Renchthalbäder genannt werden. Das bedeutendſte davon iſt Rippoldsau, zu Baden gehörig. Es liegt 1684 pariſer F. über dem Meere in einem anmuthigen Thale, das die Wolfach bewäſſert, und iſt ſchon ſeit dem Ende des XVI. Jahrh. bekannt. Die 4 Quellen, in deren Beſitze dieſe Anſtalt iſt, benutzt man zum Baden und Trinken und das Waſſer ſoll bei einem ſalzig-ſcharfen Geſchmacke ziemlich

geruchlos ſein. Die letztvergangene Zeit hat auch hier Regen=, Douche= und Dampfbäder entſtehen ſehen. (S. Rehmann, „Renchthal und ſeine Heilquellen", 1831.) Eine gleiche Frequenz und gleiches Anſehen theilt mit ihm das Bad **Griesbach** bei dem gleichnamigen Dorfe in Baden. Die Quelle iſt ein ſaliniſches Stahlwaſſer und hat eine Temperatur von 14° R. Bisher hat man ſich deſſelben immer mit glücklichem Erfolge bei Lungenkrankheiten, Steinſchmerzen, Gicht, Hämorrhoidal= und anderen Beſchwerden bedient und die Gegenwart hat die Anſtalt noch mit Gas=, Douche= und anderen künſtlichen Bädern bereichert. Wenn übrigens die dabei befindlichen Anlagen ſtrengen Anforderungen nicht genügen, ſo macht die reizende Umgegend dieſen Mangel weniger fühlbar. Unbedeutender iſt das Dörfchen **Petersthal** mit ſeinen 3 Quellen, dem Sauerbrunnen, der Laxir= und Schwefelquelle, deren Beſtandtheile und Wirkungen von denen der übrigen Bäder des Renchthals wenig verſchieden ſein ſollen. Von noch geringerer Bedeutung ſind die Badeanſtalten von Antogaſt, Freiersbach, Nordwaſſerbad und Sulzbach. (Vergl. Zentner, „Das Renchthal und ſeine Bäder Rippoldsau ꝛc.", Freiburg 1827.) 35.

Rendant iſt ein Caſſenverwalter, Caſſierer, vorzüglich in Preußen gebräuchlicher Titel. 31.

Renegat, lat. apostata; franz. rénégat; engl. renegado, heißt ein Verläugner (renegare, verläugnen) oder Abtrünniger vom Chriſtenthume, beſonders ein ſolcher, welcher zum Islam übergetreten iſt. 77.

Reni (Guido), einer der ausgezeichnetſten italieniſchen Maler bologneſiſcher Schule, geb. 1575 zu Bologna, ſtudirte anfangs unter der Leitung ſeines Vaters Muſik, widmete ſich aber bald, ſeiner vorherrſchenden Neigung folgend, der Malerei und zwar zuerſt unter der Leitung Calvaert's, der damals eine berühmte Schule zu Bologna hatte. Später, als die Carracci's alle Andere zu überſtrahlen anfingen, verließ er nebſt Domenichino und Albani Calvaert's Schule und ging mit Annibale Carracci nach Rom. Hier widmete er ſich eifrig dem Studium der Meiſterwerke der römiſchen Schule und eignete ſich auch Einiges von Caravaggio's Manier an. Doch ſchuf er ſich einen ganz eigenthümlichen Styl, der eben ſo frei von Nachahmung blieb, als er ſich weſentlich von allen damals herrſchenden Manieren unterſchied. Schon ſeine erſten Arbeiten erhielten in Rom einen Beifall, der ſelbſt Carracci's Neid erregte und ihm die Freundſchaft Albani's raubte. Für den Cardinal Borgheſe malte er damals in der Kirche delle tre fontane eine Kreuzigung des heil. Petrus, bald darauf das berühmte Deckengemälde „Aurora" im Palaſte Roſpiglioſi und für den Papſt Paul V. zwei Kapellen, die eine auf dem Monte Cavallo, die andere zu St. Maria Maggiore. In Bologna, wohin er ſich ſpäter in Folge einer Streitigkeit mit dem Cardinal Spinola begeben hatte, malte er die Heiligen Peter und Paul, ein berühmtes Bild für die Familie Zampieri, und für die Dominicaner den noch berühmtern „Kindermord", eines der größten Meiſterwerke der chriſtlichen Kunſt. Bald darauf hielt er ſich wieder einige Zeit lang zu Rom auf und folgte dann einem Rufe nach Neapel, fand aber bei den dortigen Künſtlern eine ſo ſchlechte Aufnahme, daß er es vorzog, nach Bologna zurückzukehren, wo er nun ſeinen dauernden Wohnſitz nahm und eine Schule gründete. Unter den zahlreichen Werken, die er ſeit dieſer Zeit lieferte, verdienen vorzüglich bemerkt zu werden: die Gemälde in der Kapelle des heil. Dominicus und der Kirche de' Medicanti zu Bologna, die Himmelfahrt der Maria nebſt den 12 Apoſteln (zu Genua), der Erzengel Michael, die Darſtellungen aus der Geſchichte des heil. Benedictus (im Kloſter St. Michele in Bosco), die Marter des heil. Petrus, die Fortuna (in Rom), die heil. Beſchützer von Bologna, die Reinigung der Maria (in Wien), Chriſtus mit der Dornenkrone (in Dresden), die Madonna mit dem heil. Hieronymus und Thomas (in Peſaro), der heil. Rochus, das Jeſuskind ſchlafend,

die Entführung der Helena durch den Paris (im Escurial), eine Sibylle, Taufe Chriſti, die vier Jahreszeiten, die heil. Magdalena, Johannes der Täufer (die 5 letzteren in Wien) u. a. m. Bemerkenswerth iſt es, daß die ſpäteren Werke R.'s weniger vollendet und etwas leicht gearbeitet erſcheinen, wofür der Grund in der unſeligen Spielſucht R.'s zu ſuchen iſt, die ihn zuletzt nöthigte, nur für Geld zu arbeiten. R. ſtarb im Jahre 1642 zu Bologna. — Unſtreitig gehört R. zu den größten Künſtlern der neuern Kunſtperiode und mag ſelbſt noch den Rang über den Carracci's behaupten; denn muß auch dieſen im Allgemeinen mehr Natur und Ausdruck zugeſtanden werden, ſo ſteht doch R. hinſichtlich des Edlen und einer reizenden idealiſchen Schönheit in ſeinen Darſtellungen unendlich höher. Seine Manier iſt zart und gefällig, die Zeichnung correct, die Ausführung leicht und geiſtreich, das Colorit lieblich und ſo hell, daß die Körper wie durchſichtig erſcheinen; auch die Draperie iſt ſchön geformt und oft in Dürer's Manier, die er bereits in Calvaert's Schule eifrig ſtudirt hatte, gearbeitet. Unter den äußerſt zahlreichen Schülern R.'s ſind die berühmteſten: Giovanni Sementi, Francesco Geſſi, Contarini, Cerrini, Michelini, Scaramuccia, Lolli, Bandinelli, Canuti und Tampano. 36.

Rennie (John), einer der vorzüglichſten Baumeiſter und Mechaniker der neueren Zeit, am 7. Juni 1761 zu Phantaſſie in Schottland geboren, zeigte ſchon als Knabe ungewöhnliche Anlage zu mechaniſchen Künſten und bildete ſich, nachdem er ſeine mathematiſchen Studien zu Dunbar und Edinburg beendigt hatte, durch die Anſchauung der bedeutendſten Werke ſeines Faches und durch die Vollendung trefflicher Arbeiten, bald zu einem ſo bedeutenden Künſtler, daß ihm die Fertigung großer Maſchinen und Bauten von Nah und Fern übertragen wurde. Seine Leiſtungen gelten noch jetzt als Muſter. Hierher gehören die Maſchinen in der Münze zu Tower-Hill, in der Ankerſchmiede und in dem Arſenale zu Woolwich, der Lancaſtercanal, die Docks zu London und viele Hafendämme, worunter ſich beſonders der in Sheerneß durch die Überwindung der bedeutendſten Hinderniſſe auszeichnet. Bemerkenswerth ſind die erfolgreichen Verbeſſerungen, welche bei dieſer Gelegenheit die bei ſolchen Unternehmungen faſt unentbehrliche Taucherglocke durch ihn erhielt. Am meiſten werden überhaupt ſeine Waſſerbauten bewundert und unter dieſen vorzüglich die Waſſerbreche (break-water) vor der früher unſichern Rhede von Plymouth, die eiſerne Southwarkbrücke über die Themſe und die Waterloobrücke von Granit über denſelben Fluß. Andere Baumeiſter, beſonders die nach den Regeln der franzöſiſchen Schule gebildeten, haben zwar Manches an dieſen Meiſterwerken zu tadeln gefunden, aber ſie werden die ſo gerühmten franzöſiſchen Bauten überleben. R. war mit der Ausführung noch großartigerer Pläne beſchäftigt, als ihn der Tod am 16. Oct. 1821 ſeinem Wirkungskreiſe entriß. Seine beiden Söhne haben ſich unter ſeiner Leitung zu trefflichen Baumeiſtern gebildet und ſchon manche ihres großen Vaters nicht unwürdige Werke ausgeführt. 66.

Rennthier, lat. cervus tarandus; franz. renne; engl. rein-deer, eine Gattung des Hirſchgeſchlechts, lebt im äußerſten Norden von Europa, Aſien und Amerika. Es hat hinſichtlich der Geſtalt mit dem gemeinen Hirſche die Ähnlichkeit, nur mit dem Unterſchiede, daß ſeine Beine etwas kürzer ſind als bei dieſem und der Körper einen größern Umfang hat, namentlich bei den R. im tiefern Norden. Sein Geweihe, das nicht ſelten 9—10 Pfd. wiegt und bei dem Weibchen merklich kleiner iſt, iſt rückwärts bewogen, mit breiten Zacken beſetzt und läuft bei den europäiſchen ſpitzig, bei den ſibiriſchen ſchaufelförmig zu. Die Haare haben eine bräunliche, aſchgraue, im Sommer dunklere Farbe und verlängern ſich am Halſe dergeſtalt, daß ſie Mähnen gleichen. Eigentlich lebt das R. wild und flieht den Menſchen, doch läßt es ſich leicht zähmen und verdient mit Recht den Namen eines der nützlichſten Thiere, da es in jenen Ländern den Mangel an Pferden, Kühen

und anderen Hausthieren weniger fühlen läßt und die ganze Viehzucht ſich auf dasſelbe beſchränkt. Mit ihm in einem Tage eine Strecke von 16—20 Meilen zurückzulegen iſt nichts Seltenes. Die Milch iſt fett und nahrhaft, an Geſchmack der Ziegenmilch ähnlich und es werden daraus Butter und Käſe bereitet. Das Fleiſch ſchmeckt angenehm und wird theils friſch, theils geräuchert genoſſen; das Blut mit Mehl vermiſcht in einen Magen gefüllt gibt eine treffliche Wurſt ab. Aus dem Felle werden allerhand Kleidungsſtücke verfertigt und ſelbſt die Hütten mit demſelben bedeckt und das Geweihe liefert das Materiale zu Meſſerſtielen, Knöpfen u. dgl. Dingen. Daher kommt es aber auch, daß der Reichthum der Bewohner jener Polarländer in R. beſteht, und man hat Beiſpiele, daß ein Einziger im Beſitze von mehreren Tauſenden iſt. — R. iſt auch ein kleines von Lemonnier an dem nördlichen Himmel aus 12 dem bloßen Auge kaum ſichtbaren Sternen formirtes Sternbild, zwiſchen dem Polarſtern, Cepheus, Erndtehüter und Kamelopard (Giraffe). 35. 13.

Renſe, ſ. Königsſtuhl.

Rente iſt im Allgemeinen alles dasjenige, was man als Belohnung des auf eine Sache gemachten Aufwandes und Fleißes daraus wieder erhält. Das Geſchäft, das Gut, die Oeconomie u. ſ. w. rentiren, wenn ſie den gemachten Aufwand belohnen. Am Gewöhnlichſten verſteht man darunter die verſchiedenen Arten von alljährlich zu beziehenden Ausbeuten, Capitalzinſen, Einkünften, Gefällen und anderen Nutzungen. Rentenirer, Rentirer, Rentner iſt der, welcher ſolche Renten bezieht. In England legt man denjenigen Rentnern, welche ſich mit einem unermeßlichen Vermögen aus Indien zurückgezogen haben, den Namen Nabob (ſ. d. Art.) bei, welches jedoch mehrentheils mit der Nebenbeziehung auf einen zweideutigen Erwerb oder auf Wohlleben im Nichtsthum verbunden iſt. Rentkammer, Renterei, Rentamt iſt diejenige adminiſtrative Behörde (und deren Expedition, bei Rentämtern ſogar der Amtsbezirk) in einer Stadt oder einem Lande, welche ſich mit Einziehen der öffentlichen Einkünfte zu befaſſen hat. Daher Rentmeiſter, Rentverwalter, Rentſecretair, u. A., als die bei der Renterei Angeſtellten. Die vorzüglichſten Arten der eigentlichen Renten ſind die Annuitäten, Leibrenten, Tontinen (ſ. Leibrenten) und ſtehenden Renten (von eiſernen Capitalien, Lehnſtämmen u. dgl.). Eine beſondere Claſſe bilden die in Frankreich ſeit 1798 beſtehenden ewigen Renten (welche blos der Staat kündigen kann), indem die auf die Staatseinkünfte angewieſenen Schulden als ein zinsbares Capital in das große Buch der Nation (auch Buch der Inſcriptionen) eingetragen wurden. Der Staatsgläubiger bekam als Renteninhaber anſtatt eines Schuldbriefes eine Art Interimsſchein (bulletin), worauf der Auszug aus dem Buche über den bezüglichen Antheil an der Geſammtforderung der Staatsgläubiger gebracht worden war. Der Auszug wird nur einmal gegeben und daher bei Veränderung in der Perſon des Rentners gegen Rückgabe des vorigen Scheines ein neuer ausgewechſelt. Die Renten der Art beſtehen in einem der Abtretung unterworfenen Rechte (jus cessibile), welches man mitunter auch ſelbſt R. nennt, weßhalb Beſitz- und Eigenthumsproceſſe darüber entſtehen können. Endlich bedient man ſich des Ausdrucks R. auch von gewöhnlichen Capitalzinſen auf Darlehen oder Staatsſchuldſcheine und ähnliche Effecten. 31.

Rentenablöſung. Einem Jeden ſteht in der Regel frei, ſeine Verbindlichkeiten früher, als geſetzt iſt, zu erfüllen, und dann ſoll der Staatsbürger das, was ihm nicht ſchadet, dem Andern aber nutzt, ſich gefallen laſſen. Geſtützt auf dieſe Grundſätze hat man in neueren Zeiten angefangen, Dienſte und Renten, ſobald ſolche mit Immobilien verbunden ſind, ablöſen zu laſſen, d. h. den Rentirer zu nöthigen, ein der zu bekommenden Rente angemeſſenes Capital dafür zurückzunehmen. Bei der Berechnung wendet man die dem Verfahren, welches

man bei Auflegung der Rente angewendet hatte, entgegengeſetzten Regeln an, indem man bei der Ablöſung aus dem Rentenbetrage, als Zins genommen, auf die Größe des Entſchädigungscapitals den Schluß macht. Auch der Staat bewirkt mittelbarer Weiſe mittelſt ſeiner Amortiſationscaſſen eine R., indem er auf conventionellem Wege den Inhabern der Staatsſchuldſcheine die Rückgabe des Capitalwerthes anbieten läßt, woſern ſie ſich nicht zur vorgeſchlagenen Zinſenherabſetzung verſtehen wollen (ſ. Rentenreduction). 31.

Rentenkauf. Die Renten werden gewöhnlich entweder gegen Erlegung eines zu dem jährlichen Betrage der Rente als Zinſen angeſehen im Verhältniß ſtehenden Hauptſtammes wirklich gekauft oder bei Überlaſſung von Immobilien und denen gleichen Berechtigungen, gegen proportionirte Herabſetzung der Kauf- oder Annahmeſumme, vorbehalten. Die Rentenkäufe kamen im Mittelalter wegen der im kanoniſchen Rechte verbotenen Zinsverſchreibungen, um das Geſetz umzugehen, beſonders häufig vor, indem man dem Begriffe „Darlehn" auf allerhand Art und Weiſe auszuweichen ſuchte; daher auch im Rentenverkaufe bei noch ſo hoher Annahme der Rente gegen den Capitalwerth an einen Wucher dabei nicht zu denken iſt. 31.

Rentenreduction, Rentenherabſetzung findet auf doppelte Weiſe ſtatt, indem 1) der Nennwerth des Capitals herabgeſetzt wird. Dieß iſt beſonders in Frankreich bei der Nationalſchuld ſehr oft vorgefallen und zuletzt noch 1798, wo die nach gänzlicher Reduction (Ausſtreichung) der Emigrantenforderungen noch verbliebene Staatsſchuld auf ein Dritttheil des numeriſchen Werthes herabgeſetzt und in eine conſolidirte Schuld zu 5 Procent Zinſen, als ewige Rente, verwandelt wurde. 2) Wenn man blos den Zinsfuß erniedrigt. Es wird nämlich dem Rentirer die Ablöſung der Rente angeboten, dabei aber die Wahl gelaſſen, gegen Herabſetzung des jährlichen Betrages der Rente das Capital ſicher ſtehen zu laſſen. Die R. läuft daher mit der Herabſetzung der Zinſen gleichen Schritt. Sie iſt beim Capitalmangel und in Verlegenheit unternommen gefährlich, indem ſie den wenigen Credit völlig untergräbt; beim Capitalüberfluſſe aber iſt die Zinſenherabſetzung ſogar räthlich und zwar nicht blos wegen der wirklichen Erſparniß, ſondern auch weil der Rentirer ſeine Rechnung nun nicht mehr ſo dabei findet, ſeine Capitale dem bürgerlichen Verkehre zu entziehen und ſie auf todte Renten anzulegen. 31.

Renunciation iſt die Losſagung von einem gemachten Anſpruche, Verzichtung, Verzichtleiſtung, und renunciiren ſo viel als Verzicht leiſten. Seltener wird renunciiren für annunciiren gebraucht, wo es dann ſo viel als ausrufen, verkündigen heißt. Um als Bevollmächtigter einen gemachten Anſpruch renunciiren zu dürfen, muß man zur vollkommenen Verfügung darüber befähigt ſein. In den mehrſten Proceßordnungen, z. B. der ſächſiſchen, iſt es erforderlich, daß der Erlaubniß zur Entſagung des geklagten Anſpruchs wörtlich in der Procura gedacht ſei, wenn die Losſagung gelten ſoll. Zu gewiſſen Verzichtleiſtungen gehört die Beobachtung beſonderer geſetzlich vorgeſchriebener Formalitäten, wie z. B. wenn Frauensperſonen auf die ihnen zukommenden Rechtswohlthaten Verzicht leiſten wollen. Die Verzichtleiſtung unterſcheidet ſich von der Quittung, mit welcher ſie nicht ſelten verbunden wird, darin, daß letztere das Bekenntniß der wirklich erfolgten Befriedigung enthält, die Verzichtleiſtung aber dieſen Umſtand auf ſich beruhen läßt und blos erklärt, man wolle vom Rechte keinen Gebrauch machen. Renunciationsſchreiben enthält die ins Gericht einzureichende Erklärung, dem ferneren Verfahren zu entſagen. 3.

Repertorium, lat. repertorium; franz. répertoire; engl. repertory, iſt im Allgemeinen jedes Inhalts-, gewöhnlich alphabetiſches oder ſyſtematiſches Verzeichniß. Beſonders iſt es aber ein Buch von größerem oder geringerem Umfange, worin man Alles leicht und kurz angegeben findet, was eine Kunſt oder Wiſſen-

ſchaft, oder auch alle Künſte und Wiſſenſchaften betrifft, ein wiſſenſchaftliches Sachregiſter, gleichſam eine **Vorrathskammer**. Das franzöſiſche Werk „**Repertoire**“ hat auch noch eine beſondere Nebenbedeutung in Betreff der Bühnendarſtellungen. Es iſt dann das Verzeichniß der zunächſt zur Aufführung beſtimmten theatraliſchen Stücke oder der Geſammtzahl eines ganzen Jahrganges, und wird wohl auch noch übergetragen auf den Sinn und Geſchmack der Theaterdirectoren und Intendanten, welcher aus der Vergleichung der R. hervorgeht. 84.

Repgow (Eyke von), ſ. Sachſenſpiegel.

Replik (replica, replicatio), iſt überhaupt die Erwiederung auf eine Rede oder Beſchuldigung eines Gegners und heißt **Duplik**, wenn ſie gegen eine bereits vorhandene Replik, **Triplik**, wenn ſie gegen eine Duplik gerichtet iſt u. ſ. f. — Im Proceßverfahren heißt R. die Antwort oder Gegenrede auf die **Einrede** (ſ. d. Art.). 9.

Repnin (Fürſt Nicolai), ruſſiſcher Generallieutnant und Generaladjutant, war der älteſte Sohn des Generals Fürſten Wolkensky, des Gouverneurs von Orenburg. Sein Großvater von mütterlicher Seite war der durch ſeine Feldzüge in der Türkei und durch ſeine Geſandtſchaften in Conſtantinopel im Jahre 1775 und in Warſchau rühmlich bekannte Fürſt Repnin, welcher ſeinen Enkel an Kindes Statt annahm, da er ſelbſt keine Söhne hinterließ. Er vererbte auf den jungen R. außer ſeinem Namen noch ſehr bedeutende Beſitzungen. Dieſer wurde im Hauſe ſeines Großvaters erzogen, welcher ihn im Jahre 1798 mit nach Berlin nahm, wohin er als außerordentlicher Geſandter ging. Die Bildung R.'s hatte ſich beſonders auf Mathematik, Geſchichte, Geographie und Statiſtik erſtreckt, worin er bei der Strenge, mit welcher der Unterricht behandelt wurde, bald bedeutende Fortſchritte machte. Nachdem er längere Zeit als Huſarenofficier gedient hatte, trat er in die ruſſiſche Leibgarde ein und lebte darauf abwechſelnd in Petersburg, Moskau oder auf ſeinen Gütern. Im Jahre 1805 nahm der Fürſt als Obriſter der Chevaliergarde am Feldzuge gegen die Franzoſen Theil, erhielt in der Schlacht bei Auſterlitz am 2. Dec. eine Kopfwunde und wurde gefangen. Man brachte ihn nach Linz, wo er ſich heilen ließ, und bald darauf wurde er gegen einen andern bedeutenden Krieger ausgewechſelt. Zur Anerkennung ſeiner Tapferkeit verlieh ihm der Kaiſer den St. Georgenorden. Nach ſeiner Geneſung zog er ſich nach Moskau zurück, wo ihm ſeine reiche Bibliothek Stoff zu wiſſenſchaftlicher Unterhaltung darbot. Beſonders thätig wirkte er für die Errichtung eines Denkmals, welcher dem heldenmüthigen Mirin, der ſein Volk von fremder Knechtſchaft befreit hatte, gewidmet werden ſollte. Nachdem er zum Generalmajor erhoben worden war, ernannte ihn der Kaiſer im Jahre 1809 zum außerordentlichen Geſandten und bevollmächtigten Miniſter am weſtphäliſchen Hofe. Allein ſchon im folgenden Jahre vertauſchte er dieſen Poſten mit dem eines Geſandten in Spanien und wurde noch vor ſeinem Abgange dahin mit dem St. Annenorden erſter Claſſe geehrt. Die Univerſität Göttingen ernannte ihn zum Mitgliede der Societät der Wiſſenſchaften, um ihm einen Beweis von Anerkennung ſeiner Kenntniſſe zu geben. In Paris verzögerte Napoleon die Ausſtellung der nach Spanien nöthigen Päſſe ſo lange, bis endlich ſtatt ſeiner ein bloßer Geſchäftsträger dahin abgeſandt wurde, worauf der Fürſt nach Rußland zurückkehrte. Nach Ausbruch des Krieges im Jahre 1812 trat R. als Befehlshaber eines Reiterregimentes unter die Heeresabtheilung des Grafen Wittgenſtein und befreite nebſt dem Generale Zſchernitſcheff zuerſt Berlin von den Franzoſen. Nach der Schlacht bei Leipzig ward ihm von den vereinigten Mächten das Generalgouvernement von Sachſen mit ſehr ausgedehnten Vollmachten übertragen. Im Jahre 1814 verließ er dieſen Poſten und begab ſich während des Congreſſes nach Wien. Im folgenden Jahre nahm er an dem Feldzuge gegen Napoleon Theil, zog als Sieger mit in Paris ein und wurde

hierauf zum Gouverneur von Pultawa ernannt, ſeit welcher Zeit er vom öffentlichen Schauplatze gänzlich abtrat. 81.

Repräſentant iſt 1) derjenige, welcher die Perſon des Andern geſetzlich vorſtellt, wie der Geſandte den Staat, von dem er abgeſchickt worden, oder bei Bundesſtaaten, wie in Amerika, die Deputirten der einzelnen Staaten beim Congreſſe, die Deputirten von Ständen u. a. So unterhalten Geſellſchaften für vorkommende Fälle Repräſentanten bei andern ihres Gleichen, um theils ihre Intereſſen wahrzunehmen, theils bei Feierlichkeiten den Andern ihre Aufmerkſamkeit zu bezeugen. 2) Der in des Andern Stelle eingetreten iſt, wie nach dem römiſchen Rechte der Enkel bei Beerbung des Großvaters. 3) Überhaupt der Beauftragte, da, wo es mehr auf die Perſönlichkeit des Auftraggebers (Committenten) und einen gewiſſen äußerlichen Anſtand, als auf die Vertretung der Stelle und auf Verpflichtung bei Verhandlung des bürgerlichen Verkehres, wo derſelbe nicht R., ſondern eigentlicher Procuriſt genannt wird, ankommt. 17.

Repräſentationsrecht iſt das Recht der Deſcendenten der folgenden Grade (Enkel, Urenkel) gegen die Oheime und Baſen, bei Beerbung der gemeinſchaftlichen Stammeltern an der Stelle ihrer früher verſtorbenen Eltern, worein man ſie eintreten läßt, zugelaſſen zu werden. So beerben die Enkel nach den Ableben ihrer Eltern in deren Stelle die Großeltern und können von den dem Verwandtſchaftsgrade nach näher ſtehenden Oheimen und Baſen aus dem Grunde, weil ihre Eltern den Erbanfall nicht erlebt haben, nicht ausgeſchloſſen werden. Es ſtammt dieſes Recht aus dem römiſchen her, wo es auf die Grundſätze der väterlichen Gewalt gebaut war, nach welchen der Enkel, wenn der Vater ſtarb oder ſein Staatsbürgerrecht völlig verlor (alſo bürgerlich todt war), dem Großvater anheim fiel. Da dieß jedoch jetzt weggefallen iſt, ſo nimmt man nach den neueſten Geſetzgebungen den Begriff „repräſentiren“ nicht als ein Vorſtellen der Perſon, ſondern blos als Annahme des Vatertheils an deſſen Stelle an, welches von den umfaſſendſten Folgen zum Beſten der Enkel iſt, da dieſe nun von allen den Verbindlichkeiten frei werden, welche man ihnen im Alterthume von Seiten der Eltern her noch aufgelegt haben würde. 10.

Repreſſalien, wörtlich zurückdrängende Maßregeln, finden ſtatt, wenn der eine Staat, um den andern von gewiſſen Härten gegen die dieſſeitigen Unterthanen abzubringen, ſich das Nämliche gegen die jenſeitigen Unterthanen erlaubt, das ſogenannte Recht der Wiedervergeltung. Im Grunde enthalten die R. factiſche Unternehmungen, welche im Völkerrechte nur in der frühern eigenmächtigen Handlung des Gegners ihre Rechtfertigung als Nothwehr erhalten. Am Häufigſten fallen die R. im Kriege vor, z. B. der eine Theil brandſchatzt, läßt die Gefangenen niedermachen, und der andere thut ſolches nun auch, ſo lange bis jener es unterläßt. Wegen unnatürlicher Härte pflegt es jedoch der edlergeſinntere Theil dabei nicht aufs Höchſte zu treiben und lieber die Beſchwerden ſo weit als möglich auf diplomatiſchem Wege abzumachen, oder ein Dritter macht Gegenvorſtellungen. Das ſogenannte Continentalſyſtem Napoleon's erzeugte bei den Briten lauter R., welche ihn jedoch, da letztere mehrentheils dabei gewannen, anſtatt abzuhalten, nur zu verſchärften Maximen beſtimmten, die noch härtere R. zu Wege brachten. R. gehören zur Nothwehr, ſind aber, wie jede factiſche Maßregel, mehrentheils gefährlich, beſonders für den niedriger ſtehenden, weil er von dem höher ſtehenden öfter und mehr verwundet werden kann, folglich das Verhältniß für ihn nachtheilig fortſchreitet. Blos Staaten dürfen ſie gegen einander ausüben laſſen, nicht aber Privaten unter ſich, bei denen die Sache als unerlaubte Selbſthülfe erſcheinen würde. Von den R. unterſcheiden ſich die Prohibitivmaßregeln und das Retorſionsrecht (ſ. d. Art.). Repreſſalienbriefe enthalten Erlaubnißſcheine zur Verübung von R. gegen die Einwohner des

befeindeten Staates. Bisweilen werden Caperbriefe zur Wiedervergeltung gegeben. 24.

Reproduction, Wiedererzeugung, nennt man zunächſt den im thieriſchen Körper vor ſich gehenden Proceß der Wiederherſtellung verletzter oder zerſtörter Theile, der auch mit dem Namen *Regeneration* bezeichnet wird. Merkwürdig iſt es, daß dieſe Art von R. ſich in den niederen Thierclaſſen weit ſtärker ausſpricht, als in den höheren, ſo daß z. B. dem Krebſe die Scheeren, der Eidechſe der Schwanz, dem Fiſche die Floſſe ꝛc. wieder wächſt, wenn ihnen dieſe Theile abgeſchnitten worden waren; während bei jenen, namentlich den Säugethieren, verloren gegangene Theile ſich nur in ganz geringem Grade, ganze Glieder aber ſich nie wieder erzeugen; denn eine vollkommene R. bietet nur das Zellgewebe und die Epidermis dar. Gegenwärtig hat man aber den Begriff der R. noch mehr ausgedehnt und ihm eine ganz andere Bedeutung gegeben; man verſteht nämlich darunter die Wiedererſetzung der im Körper zerſetzten, unbrauchbar gewordenen und ausſcheidenden Stoffe durch neue, im Gegenſatze zur Ernährung, der Herbeiſchaffung der zum Leben nöthigen Stoffe, und nennt dieſe innere organiſche Thätigkeit alſo im Gegenſatze zum *Ernährungsproceſſe* den *Reproductionsproceß*, ſo wie das Syſtem von Organen, wo dieſer Proceß thätig iſt, das *Reproductionsſyſtem*. Soll nämlich der Körper in ſeiner Miſchung ſich erhalten, folglich geſund bleiben, ſo müſſen alle die Proceſſe, welche, wie der der Aufſaugung, Verdauung, Ernährung, Ab- und Ausſonderung, ſich als die Äußerungen der reproductiven Thätigkeit herausſtellen, normal von Statten gehen, d. h. in ihrer Zuſammenwirkung oder vielmehr Wechſelwirkung ſich ſtets gleich bleiben; denn ſie ſind es hauptſächlich, welche die nothwendige Bedingung des Lebens ausmachen. Wo aber dieſe Proceſſe nur einigermaßen aufhören, regelmäßig in einander einzugreifen, ſo daß vielleicht z. B. die Ernährung vermehrt oder vermindert wird, oder ſonſt eine verkehrte Richtung nimmt, ſo ergeben ſich daraus die mannigfaltigen Übel und Leiden, die der Arzt unter dem Namen „Krankheiten der R." begreift. — Vergl. die Artt. Atrophie, Hypertrophie, Corpulenz, Blut, Blutbereitung, Chylus, Chymus, Ernährung, Verdauung. 28.

Repſold (Johann Georg), ein ſehr ausgezeichneter Mathematiker der neueſten Zeit, geb. zu Wremen im Hanöverſchen den 19. Sept. 1770, beſchäftigte ſich gern mit praktiſchen Arbeiten, weßhalb er auch, als er zum Studium der Theologie beſtimmt auf die Schule zu Stade geſchickt wurde, keine Befriedigung daran fand, ſondern ſich lieber durch ſeiner Hände Arbeit etwas zu ſchaffen ſuchte. Um ſo willkommner war ihm die Gelegenheit, mit dem hamburger Waſſerbaudirector Woltmann nach Kuxhaven gehen zu können und unter deſſen Leitung einige Zeit zu arbeiten. Bald darauf kam er nach Hamburg und erhielt eine Stelle als Elbconducteur und 1799 wurde er als Spritzenmeiſter daſelbſt angeſtellt. Hier bot ſich ihm die erwünſchte Gelegenheit dar, ſeine Neigung zur Mechanik zu befriedigen und durch eigenen mühevollen Fleiß und ſtetes Nachdenken brachte er es in dieſer Wiſſenſchaft bald ſehr weit. Durch den Umgang mit dem Hofrathe Horner wurde in R. auch die Neigung zur Aſtronomie rege und er ſuchte ſich ſelbſt Inſtrumente zur Beobachtung des Himmels zu verfertigen. Eine der erſten ſeiner größeren Arbeiten war ein Meridiankreis, den er 1818 in der göttinger Sternwarte aufſtellte. Berühmt und als Muſter nach allen Staaten verſchickt ſind ſeine Feuerſpritzen; aber nicht minder ausgezeichnet ſind ſeine großen Waſſerwagen. R. ſtarb am 14. Jan. 1830 als ein Opfer ſeiner Unerſchrockenheit und Dienſttreue bei einem in der Nähe des Hafens ausgebrochenen Feuer, wo er durch herabſtürzendes Mauerwerk erſchlagen wurde. 26.

Reptilien, ſ. Amphibien.

Republik, lat. res publica; franz. république; engl. republic, iſt nach

ſeiner urſprünglichen Bedeutung rein objectiv und bezeichnete bei den alten Römern ſowohl den Staat im Allgemeinen, als überhaupt Alles, was die Geſammtheit der Bürger anging, im Gegenſatze zu den häuslichen oder Privatangelegenheiten. Die alte römiſche Staatsform, wie die vieler griechiſchen Staaten, gab aber, im Gegenſatze zu den ſpäteren monarchiſchen Staatsverfaſſungen, im Mittelalter dem Begriffe der R. die beſondere ſubjective Bedeutung einer Staatsverfaſſung, in welcher das Volk ſelbſt ſeine öffentlichen Angelegenheiten leitet (Demokratie), und dieſer Begriff iſt es, welcher in der neueſten Zeit ausſchließlich gebräuchlich geworden iſt, obwohl man auch ariſtokratiſche, oligarchiſche u. dgl. Staatsverfaſſungen, wie in Genua und Venedig, oder ſelbſt eingeſchränkte Monarchien, wie in Polen, mit dem Namen R. belegt hat. — Die Demokratie iſt nun allerdings eine heitere Staatsform; gleiche Rechte und gleiche Pflichten der einzelnen Staatsbürger geben ein ſchönes Gleichgewicht; das hervorſtechende Talent findet einen unbeſchränkten Raum ſeiner Entwickelung; ein reger Wetteifer entwickelt ſich und ſtählt die Kräfte des Geiſtes zu jeglicher Tugend; jeder Einzelne lernt ſeine menſchliche Würde deutlicher und inniger fühlen; der Gedanke für ſein und ſeiner Mitbürger Wohl nach Kräften mitwirken zu dürfen erhebt den Geiſt zu einer reinern Anſicht ſeiner irdiſchen Beſtimmung und das Bewußtſein der Freiheit erweckt die edelſten Züge des Nationalgefühls. Deßhalb iſt auch der Wunſch nach republikaniſchen Verfaſſungen ſo häufig und wird vorzüglich in den Köpfen der feurigen Jugend zu einer begeiſternden Idee; aber der beſonnene und in der Welt erfahrene Mann wird die R. ſtets nur für eine Idee anſehen, welche ſich nie in der Wirklichkeit realiſiren läßt. Sie beruht nämlich auf einer unmöglichen Vorausſetzung, indem ſie nothwendig nur da in ihrer Reinheit beſtehen kann, wo alle Menſchen gleich verſtändig, gebildet, tugendhaft, für Wahrheit und Recht begeiſtert ſind; wo die Intereſſen des Einzelnen ſich bereitwillig denen der Allgemeinheit unterordnen und die Leidenſchaften ſich unter die Berückſichtigung des allgemeinen Wohls beugen. Wohl zeigt uns nun die Geſchichte der Republiken viele der ausgezeichnetſten Charaktere, welche keine andere Staatsform erzeugen konnte, und Gemälde von Tugenden ſogar unter Vielen, welche mit der höchſten Achtung und Ehrfurcht erfüllen; aber nirgends hat auch der Eigennutz und die Selbſtſucht der Menſchen größern Spielraum gewonnen, nirgends iſt die Freiheit mehr mit der Frechheit verwechſelt worden, nirgends hat die wahre Tugend im Allgemeinen ſo viel Undank gefunden, nirgends iſt von jeher ſo viel innere Zerrüttung geweſen, als in den Republiken. Denn die Verſchiedenheit der Intelligenz unter den einzelnen Volksclaſſen bei gleichen Rechten iſt ſelten geeignet, ſich nur auf den einen Punkt des allgemeinen Wohls zu concentriren, und wenn auch bei Entſtehen der R. und längere Zeit hindurch die Herrſchaft der waltenden erhabenen Idee die ſchönſte Harmonie erzeugt, ſo löſen ſich doch allmählig die inneren Banden immer mehr auf und zahlreiche Mißbräuche treten an die Stelle früherer Tugenden. Keine Zeit iſt aber ihrem innern Weſen nach für republikaniſche Verfaſſungen weniger geeignet als die unſrige und gewiß ſind daher alle, welche dergleichen herbeizuführen wünſchen, entweder exaltirte Köpfe, welche den Geiſt der Zeit nicht verſtehen, oder verbergen hinter dem Aushängeſchilde der R. das Streben nach Ungebundenheit oder eigne ſelbſtſüchtige Abſichten. 30.

Requetenmeiſter (maître de requêtes) war bei den franzöſiſchen Parliamenten (anfänglich blos bei dem zu Paris) derjenige Rath, welcher der für die Bittſchriften und Vorſtellungen (requêtes) beſtimmten Abtheilung vorgeſetzt war. Wegen der beſonderen Vorrechte des pariſer Parliaments, dem Hofe Vorſtellungen zu machen, war dieſes Amt eines der bedeutendſten. Aus angeſtammter Sucht für das Alte wurde von den Bourbons bei der Reſtauration (1814) die Würde des Requetenmeiſters dem Namen nach in dem Staatsrathe wieder eingeführt. 17.

Requiem, Seelenmeſſe (missa pro defunctis) heißt bei den Katholiken eine feierliche zum Andenken Verſtorbener gehaltene Seelenmeſſe, welche mit den Worten beginnt: requiem aeternam dona eis, Domine (d. i. gib ihnen die ewige Ruhe, Herr!). Die Haupttheile deſſelben ſind: dies irae - Sanctus - Benedictus - Agnus Dei - lux aeterna und Libera. Unter den zahlreichen Compoſitionen des R. iſt die Mozart'ſche die berühmteſte. (Vergl. d. Art. Mozart.) 29.

Requiſition iſt das in Form eines Geſuchs eingekleidete Verlangen von Beihülfe und Unterſtützung. Die Requiſitionen kommen am Häufigſten vor: 1) im Kriege, wenn der Feind, anſtatt ſeine Bedürfniſſe mit Gewalt wegzunehmen (zu brandſchatzen, zu plündern), das Verlangen, ihm ſolche zu liefern, wenn auch in gemeſſenem Tone, zu erkennen gibt. Das Geregelte der Forderung, ſo wie das ſcheinbar Freiwillige des Opfers (der Contribution) bewirkt es, daß man die R. zu den geregelten Kriegslaſten rechnet, welche von der ganzen Provinz zu vergüten ſind. Plünderungen aber werden zu den Unglücksfällen gezählt, welche den betreffen, über welchen ſie einbrechen. 2) Bei rechtlichen Verhältniſſen enthält die R. in milderer Beziehung das Geſuch der einen Behörde an die andere ihr gleichſtehende um irgend eine thätige Mitwirkung (zur Hülfe Rechtens). So verlangt die eine Regierung von der andern die Aufgreifung und Auslieferung eines ihr entflohenen Verbrechers; ſo bittet der Unterrichter, vor welchem der Proceß anhängig iſt, den andern um Behändigung einer Ladung an den in ſeinem Gerichtsbezirke anzutreffenden Streitgenoſſen oder um Abhörung eines unter ihm ſtehenden Zeugen. Die R. hat die Ausübung einer gleichförmigen Rechtspflege zum Ziele. Es wird daher unter gebildeten Staaten gegen einander die Gewährung des Geſuchs unter der erforderlichen Berückſichtigung der eigenen Verfaſſung und des Schutzes der eigenen Unterthanen in der Regel nie verweigert, vielmehr möglichſt erleichtert, nicht ſo jedoch in Verwaltungsangelegenheiten, welche überdieß mehr als Einzelnrechte angeſehen werden, beſonders was die zuerkannten Strafen wegen Übertretung adminiſtrativer Anordnungen anbetrifft. 3) Uneigentlich heißt ſo die Bitte an den Notar um Vollziehung irgend einer Notariatsverhandlung, ſo wie deſſen Geſuch an die Zeugen, ihm dabei zur Seite zu ſtehen. 3.

Requiſitorialien ſind bei gerichtlichen Requiſitionen (ſ. d. Art.) die ſchriftlichen Erlaſſe, welche das Geſuch enthalten. Nur der im Range Gleichſtehende darf an den Gleichen R. erlaſſen. An den Untergeordneten würde der Höhere Verordnung ertheilen, ſo wie umgekehrt jener ſich an dieſen mit einer Bitte zu wenden hätte. Gegen Behörden des Auslandes pflegt man ſich bei ungleichen Verhältniſſen an die höhern mit der Bitte um zweckmäßige Verfügung zu wenden. 3.

Reſcript iſt die Willenserklärung des Regenten, welche derſelbe auf die ihm zugeſendeten Bittſchreiben oder auch Vorträge der Behörden zurück ſchreibt. Wenn gewiſſe Collegien ſich unmittelbar des Titels von Fürſten bedienen dürfen, heißen auch die von ihnen ausgegangenen Erlaſſe Reſcripte. Reſcribiren iſt ſ. v. a. Reſcripte erlaſſen. 3.

Reservatio mentalis heißt bei Eiden derjenige geheime Vorbehalt über die Auslegung und Bedeutung des Eides, welchen ſich der Schwörende, abweichend von der ihm vorgeſchriebenen Eidesformel, in ſeinem Innern macht. Es ſollen jedoch Eide nur nach dem Sinne, welcher dem Schwörenden vorgeſchrieben worden iſt, geleiſtet werden; daher ein jeder Vorbehalt eines andern im Grunde dem Betruge, folglich dem Meineide angehört. 10.

Reservatum ecclesiasticum, ſ. Geiſtlicher Vorbehalt.

Reſerve nennt man diejenigen Truppenabtheilungen, welche in Schlachten oder Gefechten nicht gleich in Thätigkeit geſetzt, ſondern wo möglich ungeſehen vom Feinde zurückgehalten werden und dazu dienen ſollen, einen Theil der Kräfte zu

einem bedeutenden Schlage aufzuſparen, die Möglichkeit zu gewinnen, eine überlegene Zahl von Streitern auf denjenigen Punkt zu leiten, der ſich im Laufe des Gefechts als den entſcheidenden ergibt, und zur Verwenduug bei unerwarteten Ereigniſſen, als Unterſtützung beſonders vom Feinde bedroheter Punkte, zu Umgehungen und Flankenangriffen, zur Benutzung der Fehler des Feindes ꝛc. Wie ſehr wichtig eine gute R. iſt, hat ſich namentlich in den neueren Kriegen wiederholt gezeigt. Was die Verwendung derſelben im Allgemeinen betrifft, ſo iſt es Hauptgrundſatz, ſie nie eher ins Gefecht zu bringen, als bis der Feind ſeine Truppen alle zu demſelben verwandt hat und keine friſche Mannſchaft der R. des Gegners entgegenſtellen kann. Napoleon opferte oft viele Truppen auf, um nur den Feind zu bewegen, ſeine Reſerven ins Gefecht zu bringen und wartete nur den günſtigen Zeitpunkt ab, wo er durch die Übermacht ſeiner Reſerven entſcheiden konnte. Die größte Kunſt Napoleon's Schlachten zu gewinnen lag in dem zweckmäßigen Gebrauche, den er von ſeinen Reſerven machte. — In einigen europäiſchen Staaten beſteht die Einrichtung, daß, wenn nach abgeleiſteter Dienſtpflicht im ſtehenden Heere der Soldat in ſeine Heimath entlaſſen wird, derſelbe in die „R.“ tritt, in derſelben 2 Jahre verbleibt und dann zur Landwehr übergeht. In dieſem Falle hat die R. eine andere Bedeutung, indem ſie zur Vollzähligmachung des ſtehenden Heeres dient. Der Reſerviſt hat nämlich die Verpflichtung, daß er, wenn während dieſer zwei Jahre durch kriegeriſche Ereigniſſe oder andere Veranlaſſung die ſchleunige Vermehrung an Combattanten des ſtehenden Heeres verfügt wird, wieder in den Truppentheil eintritt, in dem er bisher gedient hat. 61.

Reſewitz (Friedrich Gabriel), ein pädagogiſcher Schriftſteller Deutſchlands, wurde im Jahre 1719 geboren, nach Beendigung ſeiner akademiſchen Laufbahn als Paſtor an der deutſchen Petrikirche zu Kopenhagen angeſtellt und von hier im Jahre 1775 als Abt nach Kloſter=Bergen berufen, wo er zugleich die Direction der dortigen Kloſterſchule übernahm, der er bis zum Jahre 1797 vorſtand. Da ſich in ſpäteren Jahren unter ſeiner Leitung der Beſuch der Schule auffallend verminderte, ſo mußte er ſeine Verwaltung einer zweimaligen Unterſuchung von Seiten der preußiſchen Regierung unterwerfen, bei deren erſter er einen Erſatz von 500 Thalern leiſten mußte, welche ſein Eigennutz allgemeinen Fonds entzogen hatte. Bei der zweiten wurde ihm die Direction der Schule genommen und blos die Verwaltung des Kloſters bis zum Jahre 1805 überlaſſen. Er ſtarb am 29. Oct. 1806 aus Gram über Preußens Unglück. Als praktiſcher Schulmann fehlte ihm der richtige Tact, weßhalb er die Erwartungen in dieſer Hinſicht nicht erfüllte, die man von ihm als Schriftſteller im Fache der Erziehung hegte. Seine wohldurchdachten Vorſchläge fanden in ſeinen Schriften allgemeinen Beifall, allein die ihnen entſprechende Ausführung vermißte man in der ihm übertragenen Anſtalt. In Bezug auf Disciplin war er zu mild, bei Verbeſſerungen ging er zu ſtürmiſch zu Werke. Weder die Liebe der Schüler, noch das Zutrauen der Lehrer vermochte er ſich zu erwerben, wodurch der Beſuch der Anſtalt immer mehr ſank. Das Gute, das unter ſeiner Leitung ausgeführt wurde, hatte man größtentheils dem Streben der Oberlehrer Gurlitt und Lorenz zu danken. Von ſeinen Schriften nennen wir vorzüglich: „Über die Erziehung des Bürgers“ (Kopenhagen 1773); „Vorſchläge, Gedanken und Wünſche zur Verbeſſerung der öffentlichen Erziehung“ (Berlin 1777—1787. 5 Bde.), eine Schrift, welche ein reichhaltiges Magazin wohldurchdachter Unterſuchungen über die Erziehung enthält und worin er ſich als einen der denkendſten Pädagogen zeigt. Seine Jugendpredigten, welche er im Jahre 1779 herausgab, ſind nicht ſowohl zur Erbauung geeignet, ſondern vielmehr kalte philoſophiſche Betrachtungen über die Religion zu nennen. Sie entſtanden aus einer Reihe von religiöſen Vorträgen, die er den Schülern ſeiner Anſtalt vortrug. 81.

Reſident, ſ. Geſandter.

Residūum iſt überhaupt das Sitzenbleibende, der Rückſtand; Residui crimen iſt daher dasjenige Verbrechen, wenn Jemand öffentliche Gelder, die jedoch auf geſetzlichem Wege in ſeine Hände gelangt ſind, zurückbehält, zum Unterſchiede von peculatus, wenn ein Fremder ſolche an ſich reißt, und vom Sacrilegium (Entweihung des Heiligthums), dem qualificirten Diebſtahle, an heiligen Gegenſtänden oder an heiliger Stätte verübt. Die Alten unterſchieden die beiden Fälle genau, ob Jemand fremdes Gut auf unredlichem Wege thätig an ſich brachte, oder ob er blos das, was er anfangs ohne Vorwürfe beſaß, der gehörigen Stelle nicht zufließen ließ. Das residui crimen gehörte zu der letztern Art und wurde milder, mit Gelde, verbüßt, welches jedoch im gelindeſten Falle mehr als $\frac{1}{3}$ des Zurückbehaltenen betragen mußte. 10.

Reſonanz, franz. résonnance; engl. resonance; ital. risuonanza, heißt das durch Dauer der Schwingungen oder durch Rückprallen von den Wänden eines Inſtruments verſtärkte Forttönen eines Tons. Der Reſonanzboden, auch Schall- oder Sangboden genannt (franz. table d'harmonie; engl. soundingboard; ital. fondo) iſt daher einer der weſentlichſten Theile an Saiteninſtrumenten und bedingt die Stärke ſowohl, als das Metall und die Rundung des Tones. Gewöhnlich wird er aus ganz geſundem, glattem und ausgetrocknetem Tannen- oder Fichtenholze gefertigt; andere Stoffe, deren Anwendung man in neueren Zeiten hin und wieder verſucht hat, z. B. pergamentartig zubereitete Ochſenhaut, haben ſich nicht als zweckmäßig erwieſen. 29.

Reſorption iſt ſ. v. a. Abſorption (ſ. d. Art.).

Reſpecttage, ſ. Discretionstage.

Reſponſum iſt dasjenige Gutachten (oder Informat), welches ein Rechtscollegium oder ein einzelner Doctor der Rechte als Antwort über eine ihm vorgelegte Rechtsfrage in gehöriger Form ertheilt. Das R. und das Informat unterſcheidet ſich vom Erkenntniſſe oder von der rechtlichen Entſcheidung (ſ. Actenverſendung) dadurch, daß ſie nur zur eigenen Belehrung des Anfrageſtellers dienen, jedoch ihn gegen nachtheilige Folgen ſchützen, wenn er ſich darnach richtet. So wird der Kläger, welcher über die Statthaftigkeit einer bedenklich ſcheinenden Klage ein Gutachten beigebracht hat, ſelbſt wenn er nachher verliert, doch nicht in den Koſtenerſatz verurtheilt. Informate werden übrigens auch von anderen Collegien in ihrem Fache ertheilt. 10.

Reſtauration iſt Wiederherſtellung, in politiſcher Hinſicht vorzüglich die Wiedereinſetzung einer verdrängten Regentenfamilie auf den Thron und Wiedereinführung der ehemaligen Verhältniſſe; ganz beſonders im neuern Gebrauche daher die Wiedereinſetzung der Bourbonen auf den franzöſiſchen Thron nach dem Sturze Napoleon's und demnach auch der Zeitraum von 1814—1830. — Ein anderer Gebrauch des Wortes entſtand im vorigen Jahrhunderte in Paris, wo die Inhaber von Speiſe- und Caffeehäuſern auf ihre Schilde den Titel „R." zu ſetzen pflegten, ſeit welcher Zeit der Begriff mit Speiſehaus gleichbedeutend geworden iſt. Der Inhaber eines ſolchen heißt Reſtaurateur. 30.

Reſtitution, von Sachen gebraucht, iſt die Wiedergabe, Zurückſtellung, Ausantwortung; auf Perſonen angewendet die Wiedereinführung, Einſetzung in den früheren Zuſtand, z. B. wenn Jemandem Etwas, was ihm entzogen worden iſt, wiedergegeben wird; wenn ihm ſeine Ehrenrechte, ſein Vermögen wiedergegeben werden, wenn man ihn aus der Verbannung zurückführt, ihn in den Beſitz wieder einſetzt (restitutio in integrum, ſ. Wiedereinſetzung). 10.

Reſtitutionsedict, ſ. dreißigjähriger Krieg.

Reſurrectionsmänner, ſ. Burken.

Retardat iſt der Reſt, Rückſtand, wörtlich der verſpätigte Theil einer

Schuld. In der ältern Gerichtsſprache nannte man die Koſten der folgenden Inſtanzen oder die des Rechtsmittels Expenſen des retardirten Proceſſes. — Im Bergweſen iſt es der Zuſtand, in welchen die Bergtheile (Kuxe ꝛc.) gerathen, wenn nach Verlauf einer geſetzlich beſtimmten Zeit die Zubuße auf das Quartal nicht entrichtet worden iſt. Die Kuxe verſtehen im Retardate oder fallen ins Freie, wenn das R. verläuft, ohne daß Zubuße gezahlt wird. 3. 76.

Retardation, Verzögerung, heißt in der Phyſik die allmählige Verminderung der Bewegung eines Körpers. Wie die Erfahrung lehrt, legt nämlich jeder bewegte Körper in gleichen auf einander folgenden Zeiträumen immer kleinere Räume zurück, bis er zuletzt ſtille ſteht. Bei den Berechnungen der Bewegung wird die R. als negative Beſchleunigung angeſehen. — Über die muſikaliſche R. ſ. d. Art. Aufhaltung. 1.

Retention iſt eine Claſſe von Krankheiten, die dann entſtehen, wenn ein im Körper abgeſonderter Saft oder ſonſtiger Beſtandtheil, der ſeiner Natur nach aus dem Innern abgeſondert werden ſollte, zurückbleibt und nun durch ſeine Menge oder ſonſtige Beſchaffenheit Übelbefinden erregt. Dieſe Krankheiten wurden früher Obſtructionen benannt, ſind aber von P. Frank mit ihrem gegenwärtigen, richtigern Namen belegt worden. Diejenigen Stoffe aber, die zurückgehalten werden, ſind bald luftförmig, wie bei der Windſucht; bald wäſſerig, wie bei der Waſſerſucht; bald ſchleimig, wie beim Aſthma; bald blutig, wie bei manchen zur Gewohnheit gewordenen Blutungen; bald aus Fett (Fettſucht) oder aus ſonſtigen fremdartigen Beſtandtheilen (Würmer, Steine in der Leber, in der Harnblaſe ꝛc.) beſtehend. Die Urſachen, die ſolche R. bewirken, ſind ſehr mannigfaltig; ſie beſtehen in Blutcongeſtionen, wodurch die ausſcheidenden Organe in ihrer Thätigkeit geſtört werden, oder in Verengerung der ausführenden Canäle, oder in Zuſammendrückung, Verwachſung oder Zuſammenziehung derſelben, oder in Atonie der Theile. 39.

Retentionsrecht iſt Zurückhaltungsrecht. Ein Jeder, welcher auf redlichem Wege eine Sache in eine Art Beſitz oder Verſchluß bekommen und in Beziehung darauf Aufwand gemacht oder zu fordern hat, bekommt dadurch das Recht, die Wegführung der Sache ſo lange perſönlich zu behindern, ohne daß es nöthig wäre, die Gerichte dazu zu nehmen, alſo dieſelbe, bis er befriedigt worden iſt, zurückzuhalten. Dieß Recht verſtatten die Geſetze hauptſächlich dem Vermiether wegen des Miethzinſes an den Gegenſtänden, welche vom Abmiether in die Miethlocale hineingeſchafft worden ſind; dem Güterverlader wegen ſeiner Speeſen an den ihm übergebenen Gütern; dem Arbeiter wegen des Lohnes an dem gefertigten Gegenſtande, wozu er die Zuthaten erhalten hat. Das Rückhaltungsrecht wird mit dem Pfandrechte verglichen (als quasipignus behandelt) und bewirkt für die bezügliche Forderung ein Vorzugsrecht beim Concurſe. Ja ſogar, wenn die Forderung in acceptirten Tratten beſteht, welche auf den Betrag ſolcher Gegenſtände gezogen worden ſind, kann das R. noch gegen die Concursgläubiger und den Curator bonorum fortgeſetzt werden, anſtatt daß ſonſt das Pfand ausgeliefert werden müßte. 10.

Retif de la Bretonne (Nicolas Edme), ein fruchtbarer und origineller franzöſiſcher Romanſchriftſteller, am 22. Nov. 1734 zu Sacy bei Auxerre geboren, erhielt eine nicht ſehr vorzügliche Erziehung und kam, nachdem er zu Auxerre die Druckerei gelernt und die Frau ſeines Meiſters verführt hatte, nach Paris, wo er ſein Leben durch die gemeinſten Beſchäftigungen zu friſten ſuchte, bis er wieder in einer Druckerei angeſtellt wurde. Einige Romane, die nicht ohne allen Beifall blieben, ließen ihn jedoch bald jede Handarbeit verachten und er beſchloß fortan von dem Ertrage ſeines Genies zu leben, was ihm auch bei ſeiner Leichtigkeit zu arbeiten gelang. Nachdem er verſchiedene, nicht ganz oberflächliche Schriften über das

Theater, die Bordelle, die Erziehung und über die Orthographie der franzöſiſchen Sprache, welche er ſo, wie man ſie ſpreche, zu ſchreiben vorſchlug, in die Welt geſchleudert hatte, befaßte er ſich faſt nur mit Erzählungen und Romanen, wodurch er ſich ein bedeutendes Vermögen erwarb, das er aber während der Revolution durch einige Banqueroutte wieder verlor. Er erhielt in den letzten Jahren ſeines Lebens eine untergeordnete Stelle bei der Regierung und ſtarb 1806. Seine Schriften ſind der treuſte Spiegel ſeines Lebens; noch in ſeinem reiferen Alter beſuchte er die gemeinſten Kneipen und ſchlechteſten Häuſer, um daſelbſt den Stoff ſeiner Romane, denen man übrigens keineswegs Wärme der Darſtellung abſprechen kann, aufzuſammeln. Einen durchdachten Plan darf man bei ihm nicht ſuchen; die Sprache iſt ſtets gemein und fehlerhaft und die Abſcheulichkeiten eines in jeder Beziehung liederlichen Lebens bis ins Kleinliche ausgemalt. Und doch hat man dieſe Romane, weil man ſie für die treuſten Schilderungen des pariſer Lebens hielt, im Auslande emſig geſucht und geleſen. Als die erträglichſten nennen wir hier: „Le pied de Franchette ou le soulier couleur de rose“ (Par. 1768. N. E. 1800. 3 Voll. 12.); „Le paysan perverti“ (Par. 1776. 4 Voll. 12. Deutſch von K. C. Nenke, Gera 1791. 4 Bde. 8.); „La vie de mon père“ (Par. 1779. 2 Voll. 12. Deutſch von W. Ch. S. Mylius, Berl. 1780. 2 Bde. 8.); „Les Contemporaines“ (Par. 1780—1781. 42 Voll. 12. Deutſch von Mylius, Berl. 1781—1785. 11 Bde. 8.); „Les nuits de Paris“ (Par. 1787. 14 Voll. 12. Deutſch, Hamburg 1789. 2 Bde. 8.) und „Théâtre“ (Par. 1784—1793. 7 Voll. 12.). 67.

Retorſionsſyſtem iſt das geregelte Beſtreben, Wiedervergeltung (Zurückdrängen des Unrechts durch Gleiches) auszuüben und dadurch Etwas zu erzwingen. Nur wenn ein Staat ungleich handelt und den Fremden härter begegnet als den eigenen Unterthanen, iſt Wiedervergeltung erlaubt. Will dann der Bedrückende die Gleichſtellung nicht zugeben, ſo behandelt man die Seinigen eben ſo und ſucht ihn dadurch zur Annahme einer gleichförmigen Behandlung zu nöthigen. Die Wiedervergeltung ſoll blos das Nämliche enthalten; ſie kann mithin nicht eintreten, bevor der andere Theil die geſetzten Falls bei ihm beſtehenden parteiiſchen Geſetze oder Statuten noch nicht ausübt. Das R. behauptet vornehmlich im Fache der Adminiſtration und Polizei ſeinen Platz. Da jedoch daſſelbe immer nur den unſchuldigen Unterthan betrifft, ſo iſt ſolches, wie die Repreſſalien, nur in dringenden Fällen als Nothwehr zuzulaſſen. 24.

Retouchiren (ſpr. Retuſchiren) (franz retoucher) heißt in der Malerei das nochmalige Überarbeiten eines alten oder neuen Gemäldes, um es entweder wiederherzuſtellen oder völlig zu vollenden. Die Franzoſen bezeichnen mit dieſem Ausdrucke auch das Umarbeiten oder Umſtechen einer Platte. In der Muſik heißt R. die Bezeichnung gewiſſer nicht gerade weſentlicher melismatiſcher Verzierungen durch kleine Noten. 1.

Retractrecht, ſ. Näherrecht.

Rettig, lat. raphanus; franz. raifort; engl. radish, ein bekanntes Knollengewächs, deſſen Vaterland Aſien ſein ſoll. Man nennt zwei Hauptarten deſſelben, die großen eigentlichen Rettige und die kleineren, Radieschen. Zu der erſtern Art zählt man den gemeinen oder ſpaniſchen R., welcher eine weißliche Schale hat; den ſchwarzen oder erfurter, deſſen Wurzel eine ſchwärzliche Schale hat und die Stärke eines Mannsſchenkels erreicht, und den korjnthiſchen, deſſen Knollen oberhalb der Erde wachſen. Nach der Zeit der Ausſaat unterſcheidet man Sommer-, Herbſt- und Winterrettige. Ihr Stengel wird über einen Fuß hoch, die Blätter ſind den Rübenblättern ähnlich, nur etwas mehr ausgeſchweift, und die Blüthen haben eine bald weißliche, bald gelbe oder röthliche Farbe mit purpurähnlichen Adern. Von den Radieschen, welche größtentheils eine röthliche Schale haben,

unterſcheidet man Monats-, Sommer-, Forellen- und holländiſche Radieschen. Einige rechnen dahin auch die chineſiſchen Ölrettige, die einen öligten Saft enthalten und aus China zuerſt nach Schweden verpflanzt worden ſind. Die Rettige haben im Ganzen einen etwas ſcharfen und beißenden Saft und tragen, mäßig genoſſen, ſehr viel zur Verdauung bei. Als ein brauchbares Arzneimittel bei Huſten und Heiſerkeit iſt übrigens der Saft des ſchwarzen R. mit Candiszucker, der ſich in dem ausgehöhlten Rettige ſehr leicht auflöſt, allgemein bekannt. 35.

Rettungsanſtalten nennt man alle öffentlichen Einrichtungen und Anſtalten, welche beſtimmt ſind das Leben der Menſchen zu beſchützen und zu erhalten. Man rechnet dazu die verſchiedenen Vorrichtungen bei Waſſers- und Feuersnoth, beim Durchgehen der Pferde, beim Lebendigbegraben der Scheintodten und endlich in moraliſcher Hinſicht die Rettungs- und Erziehungsanſtalten für verwahrloſete Kinder. Zur Rettung der Menſchen aus Feuersgefahr hat man die Rettungsmaſchinen von Galilei, die von Hochſtetten und von Collin in Philadelphia, den von Klingert vorgeſchlagenen Tragkorb, die Neubert'ſche und die Rösler'ſche Rettungsleiter, das von Dauthe in Leipzig vorgeſchlagene Rettungsgerüſt, die Treppen von Bichley, Deſaudray, Trechart ꝛc., den Rettungsſchlauch von Breit in Hamburg, die in England gebräuchliche Feuerſturmhaube, den Fallſchirm u. a. Die R. bei Waſſersgefahr, beſonders beim Scheitern und Stranden der Schiffe, beſtehen vorzüglich in Korkbooten, in der von Touboulac erfundenen Rettungsboje und in dem Rettungsapparate des Capitain Manby; außerdem hat man noch das von Ritzler erfundene Eisrettungsboot, ſo wie das Greathead'ſche oder Bosquet'ſche Rettungsboot, das ſchwimmende Licht von William Shipley von Maidſtone in Kent, den Sucher mit einer Fangzange, die Eisleiter mit der Verlängerungsſtange und dem Rettungshaken, den Rechen ꝛc. Die verſchiedenen Vorrichtungen, durch welche das Durchgehen der Pferde oder das Umwerfen der Wagen verhindert werden ſoll, ſind eine Einrichtung, durch welche die Wagendeichſel mit einem einzigen Drucke vom Wagen losgemacht werden kann, ſo daß der Wagen ſtehen bleibt und die Pferde allein fortlaufen können; eine Vorrichtung, durch welche die Scheule der Pferde ſchnell feſt angezogen werden, damit ſie nicht mehr ſehen können, und endlich eine Vorrichtung, durch welche mit einem Drucke eiſerne Haken zwiſchen die Wagenräder greifen und ſie feſthalten. Die R. für Scheintodte, welche vor der Gefahr des Lebendigbegrabenwerdens ſchützen ſollen, ſind in großen Städten eben ſo nützlich als nothwendig, beſonders bei epidemiſchen Krankheiten. Der in der Leichenhalle zu Leipzig befindliche, vom Hofrathe Clarus angegebene und vom Uhrmacher Zachariä verfertigte Weckapparat beſteht aus einem Wagebalken oder zweiarmigen Hebel, welcher durch eine ſtarke eiſerne, in der Decke feſtgeſchraubte Stange gehalten wird. Das eine Ende deſſelben geht durch die Wand in die Stube des Leichenwächters und legt ſich da als Hemmung auf einen Wecker, ſo daß dieſer nicht eher Lärm machen kann, bis ſich der Hebelarm hebt. Durch ein Gewicht erhält letzterer ſo viel Übergewicht, als nöthig iſt, ſich auf den Wecker zu legen. Iſt nun die Leiche unter den Wagebalken gebracht, ſo werden an die Finger und Zehen derſelben 20 ſeidene Schnuren mittelſt der an denſelben befindlichen Fingerhüte und kleinen Zangen befeſtigt. Durch kleine Kugeln, welche am andern Ende der Schnure hängen, ſpannen ſich dieſe von ſelbſt und gehen durch die Löcher an dem Hebelarme befindlicher hohler Cylinder über einen in dieſem ſich befindlichen runden Stab, welcher mittelſt Schrauben gegen die innere Wand des Cylinders geklemmt iſt und ſo die Schnuren feſthält. Bei dem geringſten krampfhaften Zucke eines Fingers oder einer Zehe wird der Hebelarm um $\frac{1}{8}$ Zoll niedergedrückt, wogegen der entgegengeſetzte Arm um $\frac{1}{4}$ Zoll ſteigt, wodurch er gefangen, der Wecker aber frei wird und Lärm ſchlägt. Die neuerdings von Eichhof in Dresden erfundene Rettungsmaſchine für Scheintodte, bei welcher die Leiche gleich beerdigt und das Grab zuge-

worfen werden kann, der Erwachte aber ſogleich die nöthige Lebensluft hat, leiſtet zwar das nicht, was ein Leichenhaus leiſten kann, iſt dagegen aber auch äußerſt billig und dabei leicht zu transportiren. — Die R. oder Erziehungshäuſer für geiſtig verwahrloſte Kinder und jugendliche Miſſethäter ſind eine Einführung der neuſten Zeit. London, die bevölkertſte Stadt Europas, fühlte zuerſt das Bedürfniß nach ſolchen und Robert Young war der Erſte, welcher im Jahre 1788 den erſten Verein zur Verhütung der Verbrechen durch Aufnahme der Sträflingskinder und zur Verbeſſerung jugendlicher Verbrecher errichtete. Die von ihm geſtiftete Anſtalt in dem Stadttheile St. Georges-Fields zählt gegenwärtig 200 Kinder beiderlei Geſchlechts in mehreren gänzlich geſchiedenen Abtheilungen. Nach ihrem Muſter ſind 1824 in Weſtminſter und in Chelſea zwei ähnliche Anſtalten errichtet worden. In Deutſchland war es zuerſt Johannes Falk in Weimar (ſ. d. Art), welcher durch das Elend der in Folge der Verwüſtungen des Feindes im Befreiungskriege verwaiſten oder zerſtreuten, ſchaarenweiſe umherirrenden Kinder gerührt ſie 1813 um ſich verſammeln ließ, um geiſtige und leibliche Vaterſtelle bei ihnen zu vertreten. Ihr nach folgten die Anſtalten des Grafen Adalbert von der Recke-Vollmarſtein, welche auf 340 Zöglinge berechnet gegenwärtig bis etwa 50 beiderlei Geſchlechts zuſammengeſchmolzen iſt; die 1819 von Wadzeck in Berlin geſtiftete Anſtalt für 24 Bettelknaben; das Rettungshaus in Aſchersleben ſeit 1820 für 60 Knaben und Mädchen, welches ſpäter nach Quedlinburg verlegt worden iſt; die für 150 vernachläſſigte und verwahrloſte Kinder beſtimmte Anſtalt in Erfurt unter der Leitung Rheinthaler's (1820); die 1817 in Paris errichtete R., welche während der Julirevolution von 1830 untergegangen iſt; ferner die Rettungshäuſer in Gemünd (1818), Rothenburg (1820), Hamburg (1822), zu Gerbauen in Oſtpreußen und zu Straßburg in Elſaß (1824); die durch Kopf errichtete Anſtalt in Berlin und die in Newyork (1825), die zu Boſton (1826) und Philadelphia (1828) in den vereinigten Staaten Nordamerikas; zu Gotha (1828); die zu Warſchau (1830), welche während der Inſurrection zu ſein aufgehört hatte und 1834 wiederhergeſtellt wurde; das neue Rettungshaus zu Hamburg (1833), ſo wie das zu Rotterdam (1834) u. a. Überhaupt ſind in faſt allen cultivirten Ländern in der neuſten Zeit ſolche Anſtalten errichtet worden. 26.

Retz (Jean François Paul de Gondy, Cardinal von), ein während der Unruhen der Fronde einflußreicher Mann, im October 1614 zu Montmirail geboren, mußte ſich, weil ſein Vater, Philipp Emanuel de Gondy, General der Galeeren, das Erzbisthum Paris gern in ſeiner Familie behalten wollte, wider ſeinen Willen dem geiſtlichen Stande widmen und machte trotz ſeines vortrefflichen Lehrers, des berühmten Vincent de Paul, in der Theologie nur ſchlechte Fortſchritte. Beſſer behagten ihm das Studium der alten Geſchichte, beſonders der Republiken, Waffenübungen und galante Abenteuer, wodurch er ſeiner Familie ſeine Unfähigkeit zum geiſtlichen Stande darzuthun gedachte, was ihm aber gänzlich mißlang. Ein Jugendverſuch, die Verſchwörung Fiesko's, ließ ſein Sinnen und Treiben ahnen, und noch deutlicher bewies er ſeinen energiſchen und liſtigen Charakter durch manche Intriguen, die er während ſeines Aufenthalts in Italien in Venedig und Rom anſpann. Die freilich entfernte Ausſicht auf das Erzbisthum Paris brachte ihn endlich nach Frankreich zurück und er ſchien ſich jetzt mit großem Eifer den theologiſchen Studien widmen zu wollen. Aber ſein unruhiger Geiſt ließ ihn bald an den geheimen Plänen der gegen die Regierung handelnden Parteien Theil nehmen, welche Verbindungen er auch, nachdem er zum Coadjutor des Erzbiſchofs von Paris ernannt war, nicht aufgab. Er mußte dadurch den unverſöhnlichen Haß des Miniſters Mazarin auf ſich ziehen, ſtieg aber ſtets in der Gunſt des Volks, welches er außerdem noch ſo ſehr durch ſein Rednertalent und durch verſchwenderiſche Almoſen zu gewinnen wußte, daß er bald als der einflußreichſte Chef der Fronde gelten konnte.

Es gelang ihm ſogar den Hof dahin zu beſtimmen, Mazarin aus Frankreich zu entfernen und ſich den Cardinalshut zu verſchaffen, aber bald kehrte der Miniſter mit noch größerer Macht zurück und R. ward am 19. Dec. 1652 unvermuthet auf Befehl des Hofes feſtgenommen und in Vincennes eingeſperrt, ohne daß das Volk, welches er in ſo hohem Grade für ſich gewonnen zu haben glaubte, auch nur die geringſte Bewegung zu ſeinen Gunſten machte. Er mußte auf das Bisthum Paris verzichten und ſeine Gefangenſchaft ſollte ihm ſo unerträglich als möglich gemacht werden; aber er entſprang mit ſeltener Kühnheit und glücklichem Erfolge ſeinem Kerker und entkam nach Spanien, von wo er nach Rom ging und daſelbſt in dem Conclave nicht wenig zur Erwählung des Papſtes Alexander VII. beitrug. Er durchreiſte darauf, ſtets von Mazarin's Dienern verfolgt, die Niederlande und ſah daſelbſt Karl II. von England, ohne von deſſen Anerbietungen Gebrauch zu machen. Nach dem Tode Mazarin's erhielt er unter der Bedingung, ſich nie in politiſche Angelegenheiten miſchen zu wollen, die Erlaubniß in ſein Vaterland zurückzukehren. Ludwig XIV. empfing ihn ſehr kalt und bewog ihn ſtatt des verlorenen Erzbisthums die Abtei Saint-Denis anzunehmen. Noch einmal zeigte ſich R. bei der Wahl des Papſtes Clemens IX. thätig und zog ſich dann ganz aus dem öffentlichen Wirkungskreiſe zurück. In ſeinen letzten Jahren ſoll er nach der einſtimmigen Ausſage ſeiner Zeitgenoſſen ein Muſter der Rechtſchaffenheit und Frömmigkeit geweſen ſein; auch bezahlte er ſeine Schulden, welche ſich auf einige Millionen Thaler beliefen. Er ſtarb am 24. Aug. 1679 zu Paris, von ſeinen Freunden innigſt betrauert und von ſeinen Untergebenen und den Armen aufrichtig beweint. Man hat ihn ſehr verſchieden beurtheilt; Einige haben ſein Lob übertrieben, Andere haben ihm nicht das geringſte Verdienſt ungeſchmälert laſſen wollen. Rochefaucault, einer ſeiner Gegner, geſteht ihm viel Geiſt, ein außerordentliches Gedächtniß, Kraft und Energie, aber mehr Ruhmſucht als wahre Seelengröße zu. „Er ſchien ehrgeizig," fährt dieſer Beurtheiler fort, „ohne es wirklich zu ſein; die Eitelkeit bewog ihn große Dinge zu unternehmen, die aber mit ſeinem Stande in dem grellſten Widerſpruche waren; er verurſachte die größten Unordnungen im Staate ohne die Abſicht ſie zu ſeinem Vortheile zu benutzen; ein Feind Mazarin's ſtrebte er nicht nach deſſen Stelle, ſondern wollte ihm nur furchtbar werden. Seine Gefangenſchaft ertrug er mit Feſtigkeit und ſeine Befreiung verdankte er nur ſeiner Kühnheit. Sein Benehmen im Conclave erwarb ihm den allgemeinſten Beifall, ſo wie ſeine Uneigennützigkeit auch von ſeinen ärgſten Feinden nicht geläugnet werden kann". Seine „Mémoires" (Amst. 1731. 4 Voll. 8. N. E. Par. 1820. 6 Voll. 8. Deutſch, Jena 1798. 3 Bde. 8.), welche nicht gerade von Seiten des Styls empfohlen werden können, ſind für die Geſchichte ſeiner Zeit wichtig. 66.

Retzſch (Moritz), ſeit 1824 Profeſſor an der Kunſtakademie zu Dresden, einer der trefflichſten Künſtler Deutſchlands, wurde am 9. Dec. 1779 zu Dresden geboren. Schon als Knabe gab er überraſchende Beweiſe ſeines Nachbildungsvermögens im Zeichnen ſowohl als im Schnitzen, doch wurde ihm ſein Beruf zur Kunſt erſt ſpäter klar, als er von Andern auf ſein ungewöhnliches Talent aufmerkſam gemacht wurde. Er beſuchte nun ſeit 1798 die dresdener Akademie und erregte bald durch die Vortrefflichkeit ſeiner Leiſtungen allgemeines Aufſehen. Seine dichteriſche Phantaſie, verbunden mit einer entſchiedenen Hinneigung zum Gemüthlichen und Romantiſchen führte ihn auf jene eigenthümliche Bahn, auf welcher er bis jetzt ſo Ausgezeichnetes geleiſtet hat. Zum Theil ſelbſt ſchaffend, zum Theil aus den bewunderten Dichtungen eines Göthe, Schiller, Shakſpeare u. A. ſchöpfend erſcheint er durch die Eigenthümlichkeit ſeiner Auffaſſung der Ideen faſt unnachahmlich und wenn ihm bisweilen als Coloriſt Vorwürfe gemacht worden ſind, ſo möchte dieß wohl nur von einigen Allgemeinheiten gelten können. So phantaſtiſch er oft iſt, ſo ſehr die Ausführung oft faſt wild erſcheint, ſo wird er doch nie

falſch in Gefühl oder Ausdruck ſein und bei näherer Betrachtung kann man auch die größte Delicateſſe in Ausführung der einzelnen Theile nicht verkennen. Höchſt lobenswerth erſcheint dabei immer ſeine überall ſcharf hervortretende Sittlichkeit, der Grundzug ſeines in jeder Hinſicht äußerſt liebenswürdigen Charakters. Seine berühmteſten auch in England und Frankreich hochgeſchätzten Arbeiten ſind folgende: Umriſſe zu Göthe's „Fauſt" (29 Bl.); zu Schiller's „Fridolin" (8 Bl.); zu deſſelben „Kampf mit dem Drachen" (16 Bl.); zu deſſelben „Lied von der Glocke" (43 Bl.) und „Pegaſus im Joche" (12 Bl.); ferner eine Gallerie von Darſtellungen zu Shakſpeare (ſeit 1827), eine Reihe von Darſtellungen aus dem menſchlichen Leben, welche durch Jameſon im Jahre 1834 zu London herausgegeben wurde, und eine ſchöne Zeichnung, der Schachſpieler, mit erklärendem Text von Borom. von Miltitz. Von ſeinen Gemälden erinnern wir nur an das treffliche in Wien befindliche: der Engel des Todes, das Jeſuskind und mehrere gelungene Altargemälde. Viele ſeiner trefflichen Phantaſiegemälde ſind noch nicht erſchienen und bilden einen werthvollen Theil ſeiner reichen Sammlungen. Als Portraitmaler iſt R. ebenfalls ſehr geſchätzt. — Sein Bruder, Auguſt R., hat ſich als geſchickter Landſchaftsmaler bekannt gemacht. 36.

Reuchlin (Johann), ein für die Geſchichte der Reformation ſehr wichtiger Mann, wurde zu Pforzheim den 28. Dec. 1455 geboren und erhielt den erſten Unterricht auf der dortigen Stadtſchule. Sein Geſangstalent brachte ihn aber in ſeinem 17. Jahre als Hofſänger an den badiſchen Hof, wo ihn ſeine Kenntniſſe und Talente ſo bekannt machten, daß er 1473 mit dem Markgrafen Friedrich nach Paris auf die Univerſität geſchickt ward. Hier lernte er Griechiſch und Lateiniſch, hörte Rhetorik und wandte ſich zur Partei der Realiſten in ſeinen philoſophiſchen Beſtrebungen. Einen bedeutenden religiöſen Einfluß auf ihn äußerte ſein Umgang mit Weſſel (ſ. d. Art.), der ihn zum Studium der Bibel und hebräiſchen Sprachen führte. 1474 kam er nach Baſel, vervollkommnete ſich im Griechiſchen und lehrte Latein, gab bald darauf ſein lateiniſches Wörterbuch heraus, ward 1477 Magiſter und lehrte nun auch Griechiſch, ging 1478 nach Orleans, um dort Rechtswiſſenſchaften zu treiben und über griechiſche und lateiniſche Sprache zu leſen, ſchrieb 1479 unter dem Titel: „Μικροπαιδεια" ſeine griechiſche Grammatik und ward Licentiat der Rechte, ging 1481 nach Tübingen, prakticirte dort als Advocat, ward bald der Liebling des Fürſten Eberhard, genannt im Bart, und deſſen Geheimſchreiber und geheimer Rath und kam mit dieſem nach Rom, wo er ſich durch ſeine Kenntniß und Ausſprache des Latein allgemeine Bewunderung erwarb. 1484 kam er nun nach Stuttgart als Licentiat und Beiſitzer des Hofgerichts, ward 1485 Anwalt des Dominikanerordens und 1486 von Eberhard dem Frommen als Geſandter zur Krönung Maximilian's als römiſcher König geſchickt. Bei allen ſeinen immer wachſenden Geſchäften als Staatsdiener und Juriſt wirkte er doch fortwährend als Gelehrter und ſtudirte Sprachen, Philoſophie und namentlich das neue Teſtament. 1490 reiſte er in Angelegenheiten ſeines Fürſten abermals nach Rom, kam 1492 mit ſeinem Fürſten nach Linz zum Kaiſer, ward von dieſem zum Comes Palatinus und kaiſerlichen Reichsrathe ernannt, vervollkommnete ſich durch Unterricht des kaiſerlichen Leibarztes, Jehiel Loans, im Hebräiſchen und ſchrieb 1494 ſein cabbaliſtiſches Werk: „De verbo mirifico". Nach Eberhard des Ältern Tode ging er an den churpfälziſchen Hof und zur Univerſität Heidelberg, welche er verbeſſerte und wo er zu Ehren des Joh. von Dalberg Luſtſpiele ſchrieb. Der Fürſt achtete ihn ſo hoch, daß er ihn 1498 nach Rom ſandte, woſelbſt er eine kühne und ſchöne Rede vor Alexander VI. hielt und ein Jahr lang lebte. Er führte ſein Geſchäft glücklich aus und kehrte bewundert und mit literariſchen Schätzen bereichert nach Heidelberg zurück. Nach dem Regierungswechſel in Würtemberg kehrte er aber 1499 nach Stuttgart zurück, wo er ganz den Wiſſenſchaften und dem Unter-

richte lebte. 1502 ward er ſchwäbiſcher Bundesrichter, gab 1506 ſeine wichtigen „Rudimenta linguae hebraicae“ heraus und ſchrieb viele andere die damalige Zeit bereichernde Werke. Sein Geſundheitszuſtand nöthigte ihn aber ſich immer mehr von den Staatsgeſchäften zurückzuziehen und ſich nur dem Unterrichte zu widmen, da ſeine Kenntniſſe ihm viele Schüler zuführten, unter denen Melanchthon (ſ. d. Art.) ihm der liebſte war. Doch da 1509 der Kaiſer ein Mandat erließ, alle jüdiſchen Schriften mit Ausnahme der Bibel zu verbrennen und R. zu einem Gutachten darüber aufgefordert ſich freimüthig und gelehrt gegen dieſes Unternehmen ausgeſprochen hatte, reizte er dadurch ſeine unwiſſenſchaftlichen Gegner, die Dominikaner zu Köln und namentlich Pfefferkorn, einen getauften Juden, zu den abſcheulichſten Schmähungen, welche R. in einer Denkſchrift widerlegte. Kaum war dieß geſchehen, ſo nahm die kölner theologiſche Facultät Partei gegen R., welcher anfangs beſtürzt Vergleichung mit den Dominikanern wünſchte, bald aber ſich ermannte und den bitteren Streit, aller Anfeindungen, Ränke und Gewaltſchritte der Mönche ungeachtet, da ſelbſt das Gebot des Kaiſers (1513), über die Sache zu ſchweigen, nichts fruchtete, und obgleich ihm ein Inquiſitionsproceß gemacht wurde, zuerſt ſiegreich in Mainz und Speier und dann in Rom durchfocht. In Folge aller dieſer Ereigniſſe verbanden ſich die Freunde, Schüler und Gleichgeſinnten R.'s unter einander, unter ihnen beſonders Ulrich von Hutten und Bilibald Pirkheimer, um ihn zu vertheidigen. Eines der merkwürdigſten Erzeugniſſe dieſes Streites ſind unter Anderm die epistolae obscurorum virorum (ſ. d. Art.). In dem Kampfe zwiſchen Herzog Ulrich und dem ſchwäbiſchen Bunde ward R. vom Herzoge hart behandelt und ging nach Ingolſtadt (1519), wo er endlich durch Franz von Sickingen's Vermittelung die Freude hatte, ſeinen Proceß mit den Kölnern völlig beendet zu ſehen und die Proceßkoſten von den Dominikanern zu erhalten. In Ingolſtadt, wo er lehrte, widerſetzte er ſich den Gewaltthätigkeiten Eck's und kehrte 1521 der Peſt halber nach Stuttgart zurück, von wo er auf Bitten der Univerſität nach Tübingen ging und dort lehrte, allein ſchon im Juni 1522 in Stuttgart ſtarb. Er war ein Mann, deſſen ganzes Streben nur auf Förderung des Wiſſens und der Wahrheit ausging und deſſen Leben die höchſten Intereſſen der Menſchheit vielfach beförderte, aufklärte und zugänglicher machte. 82.

Reue, ſ. Buße.

Reunionskammern, ſ. Ludwig XIV. von Frankreich.

Reuß. Die zum deutſchen Bunde gehörigen Fürſtenthümer R. zerfallen in zwei von einander getrennte Haupttheile, den ſüdlichen und den nördlichen. Jener, der größere, an dem ſüdweſtlichen Fuße des Frankenwaldes gelegen, wird von Baiern, Sachſen-Meiningen, Schwarzburg, der preußiſchen Provinz Sachſen, Weimar und dem ſächſiſchen Voigtlande begrenzt und enthält einen Flächenraum von 20½ □M. Dieſer, der kleinere Theil (Gera), von jenem durch den neuſtädter Kreis des Großherzogthums Weimar geſchieden, ſtößt an letztern, Altenburg, Preußen und Sachſen und umfaßt 7½ □M.; die ſämmtlichen reußiſchen Lande zuſammen alſo 28 □M. Beide Theile ſind gebirgig, beſonders der ſüdliche, welchen die verſchiedenen Höhenzüge des Frankenwaldes durchlaufen. Hier ſind die höchſten Punkte der Lerchenhügel (2150 F.), der Stieglitzberg (2200 F.) und der Kulmberg (2400 F.). Im nördlichern (Herrſchaft Gera) ziehen ebenfalls niedrige Ausläufer des Frankenwaldes. Deſſenungeachtet iſt das Land in den Thälern, zumal in den beiden Hauptthälern der Saale und weißen Elſter, welche beide Theile durchſtrömen, ziemlich ergiebig; doch wird Getreide nicht hinlänglich gebaut, dagegen ziemlich viel Obſt, auch etwas Hopfen und Flachs. Der Hauptreichthum des Landes beſteht in den wildpretreichen Waldungen und trefflichem Wieſenland. Die Gebirge ferner liefern verſchiedene Mineralien, beſonders Eiſen, weniger Blei, Kupfer, Kobalt, Vitriol und Alaun, auch etwas Silber. Die Bewohner der

Lande R., zuſammen gegen 86000 (mit Ausnahme von einigen Hundert Juden und Herrnhutern ſämmtlich Proteſtanten), treiben vorzüglich Viehzucht, Waldwirthſchaft und vor Allem Gewerbe. Letztere ſind ziemlich blühend und erſtrecken ſich vorzüglich auf die Verarbeitung der Metalle, der Wolle und Baumwolle; auch gibt es wichtige Gerbereien, Tabak- und Porcellanfabriken und Alaun- und Vitriolſiedereien. Sitz der Induſtrie ſind die Städte Gera, Greiz, Schleiz, Zeulenroda, Markt-Hohenleuben, Hirſchberg und Ebersdorf. Der Handel iſt von ziemlicher Bedeutung. Für die Volksbildung ſorgen gute Schulen, für die gelehrte Gymnaſien zu Gera und Schleiz. Gegenwärtig herrſchen über die reußiſchen Lande zwei Linien: die ältere, Reuß-Greiz, und die jüngere, welche wieder in die Linien Reuß-Schleiz und Reuß-Lobenſtein-Ebersdorf zerfällt. Der jüngern Linie gemeinſchaftlich gehört die Herrſchaft Gera. Die Verfaſſung iſt überall gleich, monarchiſch, durch Stände einigermaßen beſchränkt, doch üben dieſe nur in den Landen älterer Linie ihre Befugniß regelmäßig aus; in Schleiz dagegen und Lobenſtein-Ebersdorf ſind ſie ſo gut wie nicht vorhanden. Auch die ſonſt wohl geſchehene Zuſammenberufung der Geſammtſtände aller reußiſchen Lande findet jetzt nicht mehr ſtatt und die Befugniß der Stände des Fürſtenthums Gera beſchränkt ſich höchſtens auf das Abgeben eines überdieß nur ſelten abverlangten Gutachtens. Übrigens kann unter den jetzigen Umſtänden von einer eigentlichen Vertretung des Landes gar nicht die Rede ſein, da nur die Beſitzer der Rittergüter (meiſt die Fürſten ſelbſt oder ihre Verwandten) die Landſtände bilden. Bei dem engeren Rathe der Bundesverſammlung haben die Fürſten von R. nebſt Lippe, Waldeck, Hohenzollern und Lichtenſtein die 16. Stimme, im Pleno dagegen ſteht jeder der beiden Linien eine beſondere Stimme zu. Zum Bundescontingent ſtellt die ältere Linie 206, die jüngere 538 Mann. Die Einkünfte der älteren Linie betragen gegen 91000 Thlr. Die Schulden gegen 125000 Thlr. Die Einkünfte der jüngeren Linie R.-Schleiz 84000 Thlr. und die von R.-Lobenſtein-Ebersdorf gegen 155000 Thlr., die beiden gemeinſchaftlichen Schulden belaufen ſich auf 450000 Thlr. — Von den 28 □M. des Flächenraumes der reußiſchen Lande kommen auf R.-Greiz $6\frac{3}{4}$ □M. mit 25500 Einw., auf R.-Schleiz 6 □M. mit 19000 Einw., auf R.-Lobenſtein-Ebersdorf $7\frac{1}{2}$ □M. mit 16000 Einw. und auf die Herrſchaft Gera $7\frac{3}{4}$ □M. mit 25500 Einw. Die wichtigſten Orte ſind 1) in R.-Greiz: Greiz an der Elſter, die Reſidenz des Fürſten, mit 6800 Einw., Regierung, Conſiſtorium, Kammer, Gymnaſium, Schullehrerſeminar, lebhafte Induſtrie. Zeulenrode, hübſch gebaut, mit 4700 Einw. und einträglichen Gewerben. Eiſenwerk Burgkhammer. Fabrikdorf Fraureuth. 2) In R.-Schleiz: Schleiz an der Wieſenthal, Reſidenz, Regierung. Die Bewohner, gegen 5000, treiben Gewerbe. Tanna mit 1300 Einw. Kirchkau, Waiſenhaus und Schloß. 3) In R.-Lobenſtein-Ebersdorf: die Hauptſtadt Lobenſtein an der Lemnitz, mit 3000 Einw. und lebhafter Induſtrie. In der Nähe ergiebige Eiſenhütten-, Alaun- und Vitriolwerke. Hirſchberg mit 1300 Einw. Ebersdorf mit 1200 E., Reſidenz des Fürſten und Sitz mehrerer Behörden; Herrnhutergemeinde. Wurzbach. 4) In der Herrſchaft Gera: die Hauptſtadt Gera an der Elſter, mit 9500 Einw., iſt der Sitz der Geſammtregierung für die jüngere Linie und eines Conſiſtoriums. Die Stadt iſt ziemlich gut gebaut, hat ein Gymnaſium, Schullehrerſeminar, Zucht- und Waiſenhaus und unterhält wichtige Fabriken in Woll- und Baumwollwaaren, Porzellan, Leder u. a. m. Der Handel iſt ziemlich bedeutend. In der Nähe liegt das fürſtliche Schloß Oſterſtein und das Dorf Tinz mit einem ſchönen Schloſſe. Sonſt ſind zu bemerken: Langenberg mit dem in der Nähe gelegenen Salzwerke Heinrichshall und Saalburg an der Saale (1200 Einw.) mit einem Schloſſe. Der ebenfalls in dieſem Landestheile $1\frac{1}{2}$ Stunde von Gera gelegene Flecken Köſtritz (1200 Einw.), bekannt durch ſein treffliches Bier, hat

einer Nebenlinie von Reußſchleiz (ſeit 1683) den Namen gegeben, die ſich ſeit 1748 in drei Zweige, einen fürſtlichen und zwei gräfliche theilt und theils unter Schleizer, theils unter Greizer Landeshoheit das Amt Reichenfels (im Greiziſchen Gebiete) mit den Orten Markt Hohenleuben und Langenwetzdorf beſitzt. — **Kurzer Überblick der Geſchichte des Hauſes Reuß.** Bereits unter den erſten ſächſiſchen Kaiſern erſchienen die Ahnen des Hauſes R. als Voigte von Quedlinburg; ſpäter findet man ſie in derſelben Würde im Voigtlande wieder, wo ſie unter ihrem Familiennamen als Grafen von Gleitsberg angeblich von den Lützelburgern abſtammend bei Weida reſidirten. Der Graf Heinrich III., geſt. um 1132, Herr von Weida und Voigt von Plauen, deſſen Erbauer er war, beſaß bereits die ſeiner Familie zur Verwaltung anvertraute Grafſchaft als freies Landeigenthum und beherrſchte faſt das ganze Voigtland; ihm folgte ſein Sohn Heinrich III. der Reiche, welcher das Beſitzthum unter ſeine 4 Söhne theilte; von dieſen 4 Linien ſtarb die Greizer ſchon 1236, die Weidaer aber 1532 und die Geraer im Jahre 1550 aus. Nur die Plauiſche dauerte fort und zwar in zwei Zweigen, von denen der ältere, geſtiftet von Heinrich dem Böhmen, die Burggrafſchaft Meißen erwarb. Er ſtarb indeß im Jahre 1572 aus und ſo blieb die jüngere Plauiſche Linie, geſtiftet von dem Bruder Heinrich's des Böhmen, Heinrich dem Reußen (letzteres blieb ſeitdem erbliche Bezeichnung des Geſchlechts) allein noch übrig. Aus ihr entſprangen im Jahre 1564 durch eine Theilung, welche die 3 Söhne Heinrich's des Stillen (geſt. 1535) vornahmen, abermals 3 Linien, nämlich eine ältere, mittlere und jüngere. Die mittlere erloſch bereits im Jahre 1616; von der älteren, die ſich wieder in die Linien Ober- und Untergreiz getheilt hatte, ſtammen die jetzt noch blühenden Fürſten von R.-Greiz, indem die Linie Obergreiz die Lande der im Jahre 1763 ausgeſtorbenen Linie Untergreiz erbte. Der jetzt regierende Fürſt Heinrich XIX. regiert ſeit 1817. Von der jüngern Linie bildeten ſich im Jahre 1647 durch Theilung 4 Linien, von denen aber die Saalburgiſche bereits 1666 wieder ausſtarb. Unter den 3 übrigen erloſch die Geraiſche ebenfalls mit Heinrich XXX. im Jahre 1802, ſo daß nur noch die Schleiziſche und Lobenſtein'(Ebersdorf')ſche Linie blüht. Der gegenwärtig regierende Fürſt der erſtern Heinrich LXII. regiert ſeit 1818. Die Lobenſteiniſche Linie endlich war durch Theilung im Jahre 1678 abermals in die 3 Linien Lobenſtein-Lobenſtein, Lobenſtein-Hirſchberg und Lobenſtein-Ebersdorf zerfallen. Die Lobenſtein-Hirſchbergiſche aber war bereits 1711 ausgeſtorben, und im Jahre 1824 erloſch auch die Lobenſtein-Lobenſteiniſche, ſo daß jetzt nur noch die Linie Lobenſtein-Ebersdorf blüht. Der jetzt regierende Fürſt iſt Heinrich LXXII. ſeit 1822. Ihm fiel übrigens im Jahre 1834 auch die Herrſchaft Droyßig im Weißenfelſer Kreiſe des preußiſchen Herzogthums Sachſen zu, die bis dahin einer Fürſtin R. gehört hatte. — Bemerkenswerth iſt es, daß alle Fürſten des Hauſes R. den Namen Heinrich führen, und zwar ſcheint dieß ſchon zu Heinrich des Reichen Zeiten Regel geweſen zu ſein. Um der dabei nicht zu vermeidenden Verwirrung vorzubeugen, ſchloſſen die Fürſten des Hauſes R. im Jahre 1664 einen Vergleich, nach welchem beide Linien, die ältere und jüngere, beſonders gezählt werden und zwar ſo, daß die jüngere Linie den Erſtgebornen mit I. bezeichnet und bis zu Ende des Jahrhunderts fortzählt, während die ältere Linie ebenfalls mit I. anfängt, aber nur bis 100 zählt. 15.

Reußiſche Münzen, Maße und Gewichte. I. Münzen. In den fürſtlich-reußiſchen Landen rechnet man nach Thalern zu 24 Groſchen à 12 Pfennige im 22 Guldenfuß, wonach 1 Speciesthaler im Handel = 36 Groſchen, geſetzmäßig = 35 Groſchen, bei herrſchaftlichen Einnahmen aber = 32 Groſchen gerechnet wird. II. Längenmaß. 1 Fuß oder Baufuß = 12 Zoll = 126,87 pariſer Linien; 1 Elle = 2 Fuß, in Gera = 253,74, in Greiz = 260,88 und in Schleiz = 250,55 pariſer Linien. 1 Ruthe = 8 leipziger Ellen. III. Flächen-

maß. 1 Quadratruthe = 256 leipziger Quadratfuß. IV. Getreidemaß. 1 Scheffel = 4 Viertel = 16 Maß. 1 Viertel = 1338 pariſer Cubikzoll. V. Flüſſigkeitsmaß. 1 Eimer = 72 Kannen; 1 Kanne = 46,454 pariſer Cubikzoll; 1 Faß Bier = 6 Eimer. VI. Gewicht. 1 Centner = 110 Pfund; 1 Pfund = 32 Loth = 9721 holländ. Aß. 26.

Reuvertrag iſt derjenige Anhang an einen geſchloſſenen Vertrag, wonach den Theilnehmern oder Einem derſelben frei geſtellt iſt, unter gewiſſen Bedingungen (gewöhnlich gegen Erlegung einer beſtimmten Summe) davon wieder zurückzutreten. Die Ausübung des Reuvertrages (beim Kaufe, Reukaufe) findet jedoch nur ſo lange ſtatt, als nicht der Hauptvertrag von dem einen Theile mit Genehmigung des andern in der Hauptſache erfüllt worden iſt, indem dieſe Genehmigung eine Entſagung der Anſprüche auf das Zurücktreten enthalten würde. 31.

Reverberation heißt in der Chemie einen zu deſtillirenden oder zu ſublimirenden oder zu oxydirenden Körper in Retorten, auch in anderen Gefäßen in einem beſonders conſtruirten Ofen (Reverberirofen) unmittelbar der Flamme ausſetzen. 5.

Reverbère, ſ. Laterne.

Revers iſt 1) die vom Berechtigten ertheilte Erklärung: daß er ſich der Ausübung ſeines Rechts oder des Gebrauchs gewiſſer Vortheile (von welcher Art ſie ſein mögen) unter gewiſſen Umſtänden enthalten wolle. Dieſe freiwillige Beſchränkung der Anſprüche oder Rechte kann ſich auch darauf ausdehnen, daß Jemand, welcher ſich zu gewiſſen Handlungen zu unſerm Beſten verſtanden hat, dabei zu erklären hat: daß er ſolche nicht zu unſerm Nachtheile anwenden wolle; z. B. ein Jagdberechtigter überträgt auf die Dauer einer längern Abweſenheit dem Gutsnachbar die Aufſicht über ſein Revier; dieſer aber erklärt, daß er und ſeine Erben ſolches nicht dereinſt für ein Recht ausgeben wollen. Ein Gleiches findet ſtatt bei den Mitbelehnten (ſ. Lehn), Lehnsreverſen (ſ. Lehn). 2) Die über dergleichen Erklärungen ausgeſtellte ſchriftliche Verſicherung. Wird ſolche von einer Behörde mittelſt Schreibens an die andere ertheilt, ſo begreift man ſolches unter dem allgemeinen Ausdrucke „Reverſalien", welche bisweilen auch die Zuſicherung der Gegenleiſtung euthalten. Da die Staaten und Städte heut zu Tage wegen Verſtattung des Aufenthalts für Auswärtige unter einander ſehr beſorgt ſind, ſo ertheilen mitunter gewiſſe adminiſtrative Behörden gegenſeitig Reverſe: daß ſie aus dem Umſtande, wenn dem Einen oder dem Andern von den Ihrigen der Aufenthalt am andern Orte verſtattet worden iſt, kein Recht herleiten wollen, daß man ihn dort behalten müſſe. Reverſiren bedeutet eben ſowohl R. geben, als R. nehmen. Reversgrafen waren im vormaligen deutſchen Reiche ſolche, die vom Kaiſer in den Grafenſtand erhoben wurden, gegen R., daß ſie auf die Reichsſtandſchaft keine Anſprüche machen wollten. 10.

Reviſion iſt Durchſicht, nochmalige Prüfung. Dieſe iſt beſonders im Rechnungsweſen zur Vermeidung möglicher Irrthümer nothwendig und deßhalb ſind hier beſondere Beamte angeſtellt, welche Reviſoren heißen, wie Kammer-, Steuerreviſoren u. ſ. w. — Im juriſtiſchen Sinne iſt R. ein Rechtsmittel, nach welchem bei vorkommenden Beſchwerden eine nochmalige Durchforſchung der Acten ſtattfindet, gemeiniglich von einer andern Behörde, ohne daß jedoch Devolution (ſ. d. Art.) hierbei ſtattfindet. 30.

Revolution iſt Umwälzung, gänzliche Umgeſtaltung der beſtehenden Verhältniſſe, weßhalb das Wort in vielfacher Beziehung gebraucht werden kann und in der Phyſiologie ſogar von den verſchiedenen Veränderungen in den einzelnen Individuen gebraucht wird, welche bei den verſchiedenen Altersſtufen u. dgl. eintreten. Meiſt kommt es jedoch in politiſcher Hinſicht vor, wo es die plötzliche und gewaltſame Umformung der ganzen Staatseinrichtung bezeichnet, im Gegenſatze der

langſamen und ruhigen durch die Reform (ſ. d. Art.). Da ſie durchgehends ihren Grund in der Empörung und der Auflehnung gegen die beſtehende Gewalt hat, ſo pflegt man den Namen der R. häufig mit Aufruhr (ſ. d. Art.) für gleichbedeutend zu gebrauchen, doch in ſofern mit Unrecht, als dieſer nicht nothwendig eine R. nach ſich zu ziehen braucht. Revolutionen hat faſt jede Periode der Geſchichte aufzuweiſen, abgerechnet ſelbſt die mit Unrecht ſo genannten Aufſtände; keine iſt aber ſo ſchrecklich aufgetreten und ſo folgenreich geworden, als die franzöſiſche R. von 1789, neben welcher die engliſche (1688), die nordamerikaniſche (1775), die ſüdamerikaniſchen (ſeit Anfang dieſes Jahrh.), die griechiſche (1821), die Juliusrevolution (1830) und die belgiſche (1830) die bedeutendſten ſein mögen. Sie ſind in den betreffenden allgemeinen Artikeln, ſo wie die der neueſten Zeit im Art. „Aufſtände" weitläufiger erzählt.—In einer beſondern Bedeutung wird das Wort in der Aſtronomie gebraucht. Hergenommen nämlich von dem ſich Fortwälzen (revolvere) der Himmelskörper durch Bewegung um ihre Achſe heißt hier R. die Bewegung eines Hauptplaneten oder Kometen um die Sonne, oder die Bewegung eines Mondes (Trabanten) um ſeinen Hauptplaneten und bedeutet ſo viel als Umlauf. Revolutions- oder Umlaufszeit iſt dann die Zeit, welche ein Planet, Komet oder Mond gebraucht, ſeine R. einmal zu vollenden. Die Revolutionen ſelbſt geſchehen nach den Keppler'ſchen Geſetzen und der Newton'ſchen Gravitationslehre (ſ. Newton). 30. 13.

Revolutionstribunal war in der franzöſiſchen Revolution der am 11. März 1793 eingeſetzte und im October deſſelben Jahres mit dieſem Namen belegte blutige Gerichtshof, welcher alle Gegner der Revolution vor ſein Forum ziehen und richten ſollte, aber in der Zeit des Schreckens eben den Schreckensmännern zum furchtbaren Werkzeuge ihrer Leidenſchaften diente, das unter dem ſchrecklichen Fouquier-Tinville (ſ. d. Art.) täglich eine Menge Opfer des Blutdurſtes fallen ließ, bis nach dem Sturze Robespierre's (1795) eine größere Mäßigung eintrat und das R. noch in demſelben Jahre aufgehoben ward. Denſelben Namen führten ähnliche Blutgerichte in andern franzöſiſchen Städten, welche aber weniger wütheten und auch eher endeten. 37.

Revulſion heißt in der Medicin die durch Zugpflaſter, Aderlaß, Schröpfen ꝛc. an gewiſſen Theilen des Körpers veranlaßte Minderung von Bluthäufung oder verdorbenen Säften an edleren Theilen, indem jene dadurch von dem krankhaften Theile abgeleitet und auf dieſem Wege entweder ſogleich gänzlich aus dem Körper fortgeſchafft oder doch an ſolche Theile geführt werden, wo die Hebung des Übels leichter bewerkſtelligt werden kann. 30.

Rewbell (Jean Baptiſte), einer der eifrigſten Revolutionsmänner, 1746 zu Colmar geboren, widmete ſich der Jurisprudenz und war Advocat an dem Obergerichtshofe des Elſaſſes, als die Revolution ausbrach und ihn ſchnell in ihren Strudel zog. Von dem dritten Stande ſeiner Provinz zum Deputirten gewählt bewies er ſich bei der Nationalverſammlung als einen der überſpannteſten und lauteſten Republikaner, ohne jedoch durch großen Geiſt und Verſtand in ſeinen Vorträgen Aufſehen zu erregen. Seine Anträge richteten ſich ſtets und völlig ſchonungslos gegen die königliche Gewalt, gegen den Adel (beſonders gegen die im Elſaß begüterten Standesherren), gegen die Geiſtlichkeit und gegen die Juden; die Freiheit der ſchwarzen Sklaven in Amerika verfocht er mit allen Kräften und trug dadurch mit ſeinen ihm beiſtimmenden Collegen nicht wenig zu den Gräuelſcenen auf St. Domingo bei. Nachdem er einige Zeit als Procurator in dem Departement des Oberrheins ſeine revolutionairen Ideen nach Möglichkeit zu verbreiten geſucht hatte, ward er zum Mitgliede des Nationalconvents ernannt und war jetzt unerſchöpflich an Denunciationen gegen die Ariſtokraten. Während des Proceſſes gegen den König, gegen welchen er übrigens jede mögliche Anklage aufſuchte, be-

fand er ſich als Repräſentant des franzöſiſchen Volks in Mainz und kam nach der Übergabe dieſer Stadt, in welcher er ſich mit den klingenden Reſten der churfürſtlichen Regierung bereichert haben ſoll, mit der Beſatzung nach der Vendée. Während der Schreckensherrſchaft war er ſo klug, ſich ſtets Aufträge außerhalb der Hauptſtadt übertragen zu laſſen, und entging dadurch dem Schickſale der meiſten Parteimänner. Später erklärte er ſich offen gegen die Jacobiner, ging mit Sieyes nach Holland, um den Frieden mit dieſer Republik zu unterhandeln, und ward Mitglied und bald erſter Präſident des Directorium. Er befaßte ſich mit den auswärtigen Angelegenheiten, wozu er nicht das geringſte Geſchick beſaß und bewirkte die ungerechte Beſetzung der Schweiz. Nachdem R. 1799 durch das Loos aus dem Directorium kam, trat er in den Rath der Alten und zog ſich, nachdem ſein Einfluß und ſeine Bedeutſamkeit durch die Revolution des 18. Brumaire völlig zerſtört worden waren, in das Privatleben zurück. Er ſtarb 1801 faſt gänzlich vergeſſen. Carnot ſchildert ihn in ſeinen Memoiren als einen zankſüchtigen, unwiſſenden, häufig betrunkenen und brutalen Menſchen; doch mag er die Farben gegen ſeinen Gegner, der ſeine Proſcription bewirkte, etwas zu grell aufgetragen haben. 66.

Reynier (ſpr. Rénieh) (Johann Ludwig Anton), ein durch ſeine Werke „Über die Betreibung der Landwirthſchaft bei den Völkern des Alterthums" berühmter franzöſiſcher Schriftſteller, wurde im Jahre 1762 zu Lauſanne geboren als der älteſte Sohn eines dort ſehr geachteten Arztes, der für eine gediegene Bildung ſeiner Kinder vorzüglich Sorge trug. Nachdem der junge R. die Hauptſchule ſeiner Vaterſtadt beſucht hatte, widmete er ſich ausſchließlich der Phyſik, der höhern und niedern Mathematik und den philoſophiſchen Studien der Natur, ſo daß er ſchon in dieſer Zeit eine Abhandlung „Über das Weſen und die wirkende Kraft des Feuers" ſchrieb. Später beſchäftigte ihn beſonders das Studium der landwirthſchaftlichen Pflanzenkunde, da ihn die heilende Kraft und der wirkliche Nutzen der Kräuter in Bezug auf Gewerbe, Ackerbau und Geſundheit vorzüglich anſprach. Nach ſeiner Aufnahme in die naturforſchende Geſellſchaft ſeiner Vaterſtadt beſorgte er die Herausgabe der Denkſchriften des Vereins, welche er unter dem Titel: „Mémoires pour servir à l'histoire physique et naturelle de la Suisse" bekannt machte. Zugleich war er einer der thätigſten Mitarbeiter am „Dictionnaire d'Agriculture." Eine Reiſe nach Holland, Belgien und Paris brachte ihn zu dem Entſchluſſe, ſich ganz dem Studium der Landwirthſchaft zu widmen, worin er ſich bald ſo auszeichnete, daß ſein Landgut zu Garchy im Departement der Nièvre für ein Muſter ökonomiſcher Verwaltung galt. Napoleon wählte ihn hierauf zum Oberaufſeher der Einkünfte und des Nationalhaushaltes von Ägypten. Durch ſeine Forſchungen in dieſem Lande fand er, daß die Kaſte der Hierophanten länger als 3000 Jahre mit eiſerner Gewalt über Ägypten geherrſcht habe. Gründliche Nachweiſungen über den ägyptiſchen Cultus legte er in der Schrift nieder: „L'Egypte sous la domination des Romains" (Paris 1807), ſo wie er geiſtreiche Andeutungen über die Hieroglyphen in ſeinem Werke: „De l'économie publique et rurale des Egyptiens et des Carthaginois" (Paris 1823) bekannt machte, welches noch vor der öffentlichen Erſcheinung gekrönt wurde. Als er nach Frankreich zurückgekehrt war, wollte er ſich auf ſeine Güter zurückziehen, um ſich ungeſtört der Landwirthſchaft zu widmen, allein er wurde nach der Beſetzung Neapels durch die franzöſiſche Armee zum kaiſerlichen Commiſſair und bald darauf zum Oberaufſeher über ſämmtliche neapolitaniſche Waldungen, ſo wie über den Straßen- und Brückenbau ernannt. Er verbeſſerte die darniederliegende Landwirthſchaft Calabriens und ſtellte den regelmäßigen Gang der Poſten wieder her, führte die Forſtculturen ein und veranſtaltete die wichtigſten Meſſungen. Nach ſeinem Eintritte in den Staatsrath trug er Vieles zum

Aufblühen Süditaliens bei, kehrte aber nach Murat's Sturze in ſein Vaterland zurück, wo er an der Stiftung einer naturhiſtoriſchen Geſellſchaft im Canton Waadt Theil nahm und mit mehreren Sendungen der Regierung an den Hof von Sardinien und an die Statthalterſchaft des lombardiſch-venetianiſchen Königreichs beehrt wurde. In dieſer Zeit erſchien ſeine Schrift: „De l'économie publique et rurale des Celtes et des Germains etc." (Genf 1817). Im folgenden Jahre gab er ſeine Forſchungen über Perſien und Phönicien heraus, wofür er von den Akademien zu Paris, Petersburg, London und München zum Mitgliede ernannt wurde. An der Bekanntmachung ſeiner Schrift: „Über den ökonomiſchen Zuſtand der beiden weltbeherrſchenden Völker der Griechen und Römer" wurde er durch ſeinen am 17. Dec. 1824 erfolgten Tod verhindert. Sein Hauptwerk, worin er eine ſeltene Kenntniß morgenländiſcher Sprache und Literatur entwickelt, iſt die Schrift: „De l'économie publique et rurale des Arabes et des Juifs" (Par. 1830). 81.

Reynier (Johann Ludwig Ebenezer), franzöſiſcher General, ein jüngerer Bruder des Vorigen, wurde am 14. Jan. 1771 zu Lauſanne geboren, widmete ſich dem Soldatenſtande und erhielt in dem Alter von 18 Jahren eine Stelle bei dem ſogenannten génie civil. Im Jahre 1792 begab er ſich nach Paris, trat in den Generalſtab als Unteringenieur und wurde ſchon im Jahre 1795 zum Brigadegeneral erhoben. Bei den Friedenspräliminarien Frankreichs mit Preußen wurde er zum franzöſiſchen Commiſſair für die Grenzbeſtimmung ernannt, begleitete dann als Chef des Generalſtabes die Rheinarmee unter Moreau und zeichnete ſich beſonders bei dem berühmten Rückzuge durch den Schwarzwald im Jahre 1796 und bei der Belagerung von Kehl aus. Mehrere ihm angebotene Geldſummen, wodurch man ihn für Verminderung der Kriegslaſten erkaufen wollte, wies er verächtlich von ſich. Im Feldzuge von Ägypten kämpfte er an der Spitze ſeiner Grenadiere in der Schlacht bei den Pyramiden und erwarb ſich durch ſeine Gerechtigkeitsliebe und eine gemäßigte Strenge ſowohl die Liebe der Franzoſen als auch die Achtung der Muhammedaner. Im ſyriſchen Feldzuge des Jahres 1799 führte er die vorderſten Truppen, begann, ohne die Unterſtützung des ganzen Heeres abzuwarten, die Belagerung der Feſtung El-Ariſch und trug weſentlich zum Siege von Heliopolis bei. Als die Türken Ägypten räumten, baten ſie um R.'s Geleit mit den Worten: „Wir wünſchen den Schutz eines Mannes, der nur Ein Wort hat." Nach der Ermordung des Generals Kleber hoffte er den Oberbefehl zu erhalten; allein dieſer wurde Menou übertragen, mit dem er ſeitdem in Zwieſpalt lebte, welcher den nachtheiligſten Einfluß auf den Verluſt der Schlacht am 20. März 1800 hatte. Auf Menou's Befehl wurde er im April des Jahres unter militairiſcher Aufſicht nach Frankreich gebracht, wo er bei der Conſularregierung in Ungnade fiel. In einer Schrift über den ägyptiſchen Feldzug, die er in jener Zeit verfaßte, tadelte er Menou's Betragen ziemlich hart, ohne ſich deßhalb von Seiten der Regierung Unannehmlichkeiten ausgeſetzt zu ſehen. Wegen mehrerer in jener Schrift enthaltenen nachtheiligen Äußerungen über General d'Eſtaing, wodurch dieſer ſeine Ehre verletzt glaubte, forderte ihn derſelbe zu einem Piſtolenduell heraus, fand aber ſtatt der erwarteten Genugthuung darin ſeinen Tod, worauf ſich R. auf ein kleines Landgut im Departement der Nièvre zurückzog. Erſt im Jahre 1805 übertrug ihm Napoleon wieder den Befehl über eine Abtheilung des Heeres, welche unter Joſeph Buonaparte Neapel einnahm. Bald darauf wurde er zum Großofficier der Ehrenlegion erhoben und ihm das Großkreuz des Hausordens beider Sicilien überreicht. Gegen den britiſchen General Stuart verlor er am 4. Juli 1806 das Treffen bei Maida und ſah ſich genöthigt, Calabrien zu räumen. Nach dem Abgange des Marſchalls Jourdan übernahm er den Oberbefehl über die Armee von Neapel, bis er im Jahre 1809 bei Napoleon's Einfall in den Kirchenſtaat an die Spitze des ſächſiſchen Hülfcorps geſtellt wurde. Sowohl in der Schlacht bei

Wagram, als in den Feldzügen durch Spanien und Rußland bewies er viel perſönliche Tapferkeit, ohne jemals ſeine Bemühungen mit glänzenden Erfolgen gekrönt zu ſehen. Man maß die Schuld davon größtentheils ſeiner Hartnäckigkeit und ſeinem ſtolzen, verſchloſſenen Weſen zu, nach welchem er ſelten einen Rath annahm oder den Berichten ſeiner Untergebenen Glauben ſchenkte. Die Verluſte bei Kobryn, Wolkowice, Kaliſch und Großbeeren waren zum Theil Folgen dieſer ſchädlichen Handlungsweiſe. Im Jahre 1813 ſtand er als Anführer der ſächſiſchen Hülfstruppen bei dem 7. Armeecorps unter Marſchall Ney. In der Schlacht bei Dennewitz (6. April 1813) ſetzte er ſich mit der größten Kaltblütigkeit dem Kugelregen der preußiſchen Scharfſchützen aus und ward an Unerſchrockenheit nur von Ney ſelbſt, „dem Tapferſten der Tapfern," übertroffen. Nach dem Verluſte der Schlacht zog er ſich mit ſeinen Truppen hinter die Elbe und Mulde zurück. Am 19. Oct. 1813 wurde er nebſt Lauriſton und Berthier in der Schlacht bei Leipzig gefangen genommen, nachdem ſein Corps bis auf einige Hunderte zuſammengeſchmolzen war. Kurze Zeit nach ſeiner Auswechſelung ſtarb er am 27. Febr. 1814 zu Paris. R. gehörte zu den gebildetſten Generalen der franzöſiſchen Armee, der jeden vom Dienſte ihm bleibenden, freien Augenblick im Kriege und Frieden, zu Hauſe und im Felde zur Verfaſſung wiſſenſchaftlicher Werke benutzte. Die vorzüglichſten derſelben ſind: „De l'Egypte après la bataille d'Heliopolis et considérations générales sur l'organisation physique et politique de ce pays" (Paris 1802); „Conjectures sur les anciens habitans de l'Egypte" (Paris 1804); „Sur les Sphinx, qui accompagnent les pyramides d'Egypte" (Paris 1808). Aus ſeinem Nachlaſſe erſchienen: „Mémoires sur l'Egypte" (Paris 1827). Vergl. „Das Brüderpaar L. und E. Reynier" von K. Falkenſtein in der 3ten Reihe der „Zeitgenoſſen", Nr. 22. 81.

Reynolds (Sir Joſhua), der berühmteſte engliſche Maler, zugleich einer der vorzüglichſten Portraitmaler der neuern Zeit, ward den 16. Juli 1723 zu Plimpton St. Mary in Devonſhire geboren. Seine früheſte Beſchäftigung war Zeichnen und die Lecture von Richardſon's „Theorie der Malerei." Gut vorbereitet kam er ſpäter zu dem geſchickten Maler Hudſon in London, wo er beſonders viel nach Barbieri copirte; auch ſtudirte er die vorzüglichſten Werke der engliſchen Meiſter. Nachdem er hierauf einige Zeit lang in Plymouth ſich aufgehalten hatte, ging er im Jahre 1750 mit ſeinem Gönner, dem Lord Keppel, nach Italien und beſuchte hier die Schulen der berühmteſten Maler und ſtudirte die berühmteſten Meiſterwerke der Kunſt, vorzüglich zu Rom. 1752 kehrte er zurück und ließ ſich zu London nieder. Schon durch ſein erſtes Werk von Bedeutung, ein großes Stück, alle in Rom befindlichen Engländer darſtellend, welches er noch in Italien vollendet hatte, war er rühmlich bekannt geworden; jetzt aber breitete ſich ſein Ruf durch ein treffliches Portrait ſeines Gönners, des Lord Keppel, ſo ſchnell aus, daß er im Kurzen für den beſten Portraitmaler Europas galt. Sein Haus wurde der Sammelplatz der Gelehrten, Künſtler und Kunſtfreunde und ſein Einfluß auf das Kunſtleben, zumal nach ſeiner Ernennung zum Präſidenten der 1765 errichteten Malerakademie zu London, ſtellte ſich ſo überwiegend heraus, daß unbedingt die jetzige Richtung der Kunſt in England als von ihm ausgegangen anzuſehen iſt. Er ſtarb am 23. Febr. 1792, nachdem er kurz zuvor noch erblindet war. — Als Portraitmaler kann R. allerdings den Vergleich mit Tizian und Vandyk im Allgemeinen, zumal hinſichtlich der Naturtreue und des Colorits, nicht aushalten, aber er übertrifft ſie an Feinheit und jener dichteriſchen Phantaſie, die ſo gern idealiſirt; auch ſeine Drappirung und die Beleuchtung möchte höhern Kunſtwerth haben. Übrigens malte er auch häufig mit Glück in der Manier von Rubens und Rembrandt. Was ſeine Hiſtoriengemälde, z. B. den Hercules, die Enthaltſamkeit des Scipio, Cupido und Pſyche, Macbeth und Heinrich IV. u. a. betrifft, ſo

muß zwar zugeſtanden werden, daß ſie den beſten anderer engliſcher Maler gleich kommen, doch zeichnen ſie ſich zu wenig aus, als daß ſie den Meiſterwerken anderer Nationen verglichen werden könnten. Die Compoſition iſt ſteif und ohne Geiſt, die Gruppirung ſelten richtig und die Handlung meiſt ohne beſonderes Intereſſe. Sehr viel Treffendes enthalten ſeine in der Akademie gehaltenen Reden (discourses), die im Jahre 1778 in einer Sammlung zu London und auch deutſch zu Dresden im Jahre 1781 herausgegeben wurden. — Vergl. Malone: „The works of Sir Joshua Reynolds etc.“ (London 1797. 2 Thle.) und Cunningham's: „Lives of the most eminent brit. painters“ (London 1830). 36.

Rhabanus Maurus (Magnentius), einer der vorzüglichſten und gelehrteſten Männer ſeiner Zeit, um 776 zu Mainz geboren, widmete ſich zu Fulda und zu Tours unter der Leitung des berühmten Alcuin den theologiſchen Wiſſenſchaften und erwarb ſich die Freundſchaft ſeines Lehrers in ſo hohem Grade, daß ihm dieſer die Leitung der Schule zu Fulda übergab. Die Unwiſſenheit der Mönche widerſtrebte aber ſo heftig den gelehrten Bemühungen R.'s, daß er ſich gezwungen ſah, das Kloſter zu verlaſſen, bis der Kaiſer den Streitigkeiten ein Ende machte und ihn zum Abte ernannte (822). Unter ihm erhielt Fulda einen berühmten Namen und aus ſeiner Schule gingen die gelehrteſten Männer ihrer Zeit hervor. R. lehrte zuerſt in Deutſchland die griechiſche Sprache, ward aber dafür verketzert und fand ſich endlich bewogen, ſeinen heilſamen Wirkungskreis aufzugeben und ſich in die Einſamkeit zurückzuziehen (842). Er wurde aber bald aus ſeiner Verborgenheit wieder hervorgezogen und auf den erzbiſchöflichen Stuhl von Mainz erhoben. In der Verwaltung der ihm anvertrauten Diöceſe bewies er raſtloſe Thätigkeit, ſtellte viele Mißbräuche ab und zeigte ſich ſtets als einen gütigen Vater der Nothleidenden. Er ſtarb am 4. Febr. 856. Die einzige Geſammtausgabe ſeiner Werke (Col. 1627. 6 Partt. Fol.) iſt nicht vollſtändig, obſchon ſie das Vorzüglichſte ſeiner Leiſtungen enthält. R.'s Verdienſte um die deutſche Sprache ſind noch bei Weitem nicht nach Gebühr gewürdigt und ſeine lateiniſch-deutſchen Gloſſare wären einer kritiſchen Ausgabe werth. Bekannt iſt, daß er auf der Synode zu Mainz (848) den Beſchluß bewirkte, daß alle Predigten ſtatt in der dem Volke unverſtändlich gewordenen lateiniſchen Sprache in der romaniſchen (franzöſiſchen) oder deutſchen gehalten werden ſollten. 66.

Rhabarber, lat. rheum; franz. und engl. rhabarbe, iſt eine Pflanzengattung aus der Familie der polygoneae und der enneandria trigynia, von welcher die als Medicament den arabiſchen Ärzten ſchon längſt bekannte, doch erſt gegen das Ende des XVI. Jahrhunderts durch Ad. Occo in Deutſchland eingeführte Rhabarberwurzel (radix rhei s. rhabarbari) kommt. Man unterſcheidet im Handel drei Arten: 1) der ruſſiſche R. wird am meiſten geſchätzt. Man ſammelt ihn in China, wo er uncultivirt wächſt. Ruſſiſcher R. heißt er daher blos deßhalb, weil er aus Rußland zu uns kommt. Er ſoll nach der Behauptung des Directors des botaniſchen Gartens zu Calcutta, Wallich, von einer auf dem Himalajagebirge in einer Höhe von 11000 Fuß über der Meeresfläche wachſenden, krautartigen Pflanze kommen, die Dr. Don in ſeiner „Flora nepalica“ unter dem Namen rheum australe (rheum emodi) zuerſt aufgeführt hat. Guter ruſſiſcher R. beſteht aus kleinen, rundlichen, eckigen oder platten, glatten, rein geſchabten Stücken mit großen Löchern, welche außen hellgelb ausſehen, innen röthlich und mit ſehr unregelmäßig hinlaufenden weißen Punkten (faſt ſowie die Muscatennuß) marmorirt ſind. Er knirſcht zwiſchen den Zähnen und läßt ſich leicht zu Pulver zerreiben; ſein Geſchmack iſt bitter und leicht zuſammenziehend; ſein Geruch ſtark und eigenthümlich eckelhaft gewürzhaft. Waſſer und Speichel werden davon ſafrangelb gefärbt. 2) Der chineſiſche R. kommt unmittelbar aus China über Kanton zu uns. Über ihn ſchwebt man ebenfalls noch in Ungewißheit, welche Art

der Gattung rheum ihn liefert. Er kommt zu uns in weit dickern rundlichen Stücken, welche äußerlich ſchmutzig gelb und mit einem gelblichen Staube bedeckt ſind, hat eine weit feſtere, gröbere Textur, eine weit dunklere Farbe und einen weit unangenehmern Geſchmack als der ruſſiſche R.; er kniſcht ebenfalls zwiſchen den Zähnen, färbt aber den Speichel orangengelb; das Pulver davon hält die Mitte zwiſchen fahlroth und gelb. 3) Der europäiſche R., von rheum undalatum, compactum und palmatum kommend, wird weniger geſchätzt als der chineſiſche; er hat einen minder ſtarken Geruch und einen weniger bittern Geſchmack, auch wird derſelbe höchſtens nur in der Thierpraxis benutzt. Der Nutzen des R. in der Medicin, wo er als gelind abführendes Mittel und zugleich zur Erhöhung der Thätigkeit der Unterleibseingeweide bei vorhandenen Reibungen angewendet wird, iſt bekannt. Doch kann derſelbe auch als Farbenmaterial benutzt werden. 14.

Rhabdomantie (in neuerer Zeit animaliſche, unterirdiſche Elektrometrie), **Metall- oder Waſſerfühlen**, wurde das Vermögen einzelner Menſchen genannt, mit Hülfe der Bewegungen einer Ruthe, der **Wünſchelruthe**, die in ihrer Hand ohne Einfluß ihres Willens und ohne Zuthun ihrer Muskelkraft entſteht, Metalllager und Waſſer anzeigen zu können. Sehr viele Verſuche ſind in älteren Zeiten in dieſer vorzüglich von Bergleuten und Schatzgräbern im Schwange betriebenen Kunſt mit Glück und vergeblich angeſtellt worden und neuerlichſt glaubte man dieſe noch unerklärte und völlig bezweifelte Erſcheinung freiwilliger Bewegungen geheimnißvoll geſchnittener und geweihter Ruthen deren Elektromagnetismus zuſchreiben zu müſſen. Waſſer, Erz, Metall, Kies, Luft, Schwefel, Harz, Salz, Steinſalz ſollten elektrogalvaniſche Bewegungen im Innern der Erde im Vereine mit heterogenen Körpern hervorbringen und die Wirkungen derſelben von geeigneten Perſonen dermaßen geſpürt werden können, daß die der Mittheilung fähigen Ruthen in ihren Händen für jede Art der erregenden Maſſen in verſchieden gerichtete und verſchiedenartige Bewegungen geriethen. Ritter, Baader und Schelling hatten nämlich im Jahre 1807 durch Abbate Amoretti in Erfahrung gebracht, daß am Gardaſee ein Landmann Campetti exiſtire, welcher dieſe Eigenſchaft beſitze, und dieß gab ihnen Veranlaſſung ſich über dieſen Gegenſtand aus jenem Geſichtspunkte zu verbreiten. Man glaubte ſogar das Pendeln und Kreiſen an Fäden gehaltener Kieſe und das der Erbringe in der Mitternachtsſtunde in jenen Kreis durch elekriſch-galvaniſche Erſcheinungen erklärbarer Gegenſtände bringen zu können. Ritter ging in ſeinen Schlüſſen ſo weit, der Wünſchelruthe ein Inſtrument von Kupfer, Balancier genannt, zu ſubſtituiren, welches auf die Spitze des Mittelfingers geſtellt und in Gleichgewicht gebracht daſelbſt verſchiedene ähnliche Bewegungen hervorbringen können ſolle. Wenn man aber bedenkt, wie weit neuere Forſchungen in der Geologie durch den Laien völlig unzugängliche Schlüſſe und Ausſprüche Richtigkeiten und wahre Verhältniſſe vorausbeſtimmen lehrten und daß einzelne wiederholt möglich zu machende, ähnliche, auf geognoſtiſche Erfahrungen gegründete und inſtinktmäßig cultivirte Beſtimmungen einzelnen Menſchen in älteren Zeiten ſelbſt leicht bekannt ſein konnten, daß ferner eine kleine oft wiederholte Bewegung eines Gegenſtandes demſelben endlich eine ſehr gewichtige Bewegung mittheilen könne, daß auch zu einer ſolchen geringkräftigen Bewegung ſchon das Zuſammendrücken des an den Händen feſtgewachſenen Fleiſches genüge und daß zuletzt dieſe durch Spannung des Fleiſches in den Händen oder den Fingern hervorgebrachte Bewegung leicht angebracht werden könne: ſo iſt leicht einzuſehen, daß die Abſicht zu täuſchen mit ernſthafter Unterlage leicht „elektriſch-galvaniſche“, Bewegungen einer Haſelruthe und das eifrige Bemühen, ſich „elektriſch-galvaniſch“ zu wiſſen, jene Fingerdruckbewegungen hervorbringen werde. Auch in München kamen jene erneuerten Verſuche und der Glaube an Wünſchelruthen bald aus der Tagesordnung, obgleich ſie in jener Zeit faſt durch ganz Europa beſprochen wurden. 76.

Rhachitis, ſ. Engliſche Krankheit.

Rhadamanthus, Sohn des Jupiter und der Europa, war der Bruder und Nachfolger des ältern Minos auf Kreta, nach einer andern Sage aber Gründer der Geſetzgebung in dieſem Staate, welche nachher ſein Bruder Minos vervollkommnet habe. Wegen eines Streites mit ſeinem Bruder aus Kreta zu fliehen gezwungen hielt er ſich eine Zeit lang auf den Inſeln des mittelländiſchen Meeres auf und gab den Einwohnern weiſe Geſetze, wodurch er ſie von Seeräuberei zu einer geregelten Lebensart führte. Später begab er ſich nach Böotien, wo er Alkmene, die Mutter des Hercules, heirathete. So weit die Mythe. Daß R. und eben ſo Minos wirklich gelebt und ſich durch ihre Geſetzgebungen, durch welche ſie die erſte Rohheit ihrer Völker überwanden, einen über ganz Griechenland verbreiteten Ruhm erworben haben, ſcheint außer Zweifel zu ſein. — Da R. auf der Erde gerecht gerichtet und ſich dadurch die Dankbarkeit ſeines Volkes erworben hatte, machten ihn die Griechen nebſt Minos und Äakus zum Richter in der Unterwelt, damit er dort mit gleicher Unparteilichkeit und Gerechtigkeit das Recht unter den Schatten entſcheide. 11.

Rhätien in weiterer Bedeutung nannten die Römer den ſüdweſtlichen Theil Deutſchlands und dehnten deſſen Grenzen von den Seen Verbanus (Lago maggiore) und Larius (Lago di Como) bis an die Donau und vom Rheine bis zum Aenus (Inn), der es von Noricum trennte, hinaus. Es begriff alſo einen Theil von Schwaben, Salzburg, die größere nordweſtliche Hälfte von Tyrol und faſt das ganze graubündtner Land in ſich. Im engern Sinne verſtand man unter R. aber nur die ſüdlichere größere Hälfte des beſchriebenen Gebiets, während der nördliche von den Vindeliciern, einem Hauptzweige der früheſten Bewohner dieſes Landſtriches, den Namen Vindelicien führte. In ſpäterer Zeit wurden aber von den Römern beide Länder in das weſtliche und öſtliche R. getheilt; jenes hieß Rh. prima, dieſes Rh. secunda. Die Grenze bildete der Licus (Lech) und die wichtigeren Städte, zum größern Theile römiſche Colonien, waren Tridentum (Trient), Feltria (Feltri), Bellunum (Belluno), Veldidena (Wilten), Bauzanum (Botzen), Curia (Chur), Augusta Vindelicorum (Augsburg), Regina castra (Regensburg), Batava castra (Paſſau) und Samulocenae (in der Gegend von Duttlingen). Die älteſten bekannten Einwohner, die Rhaeti, Raeti, waren ein Zweig der Hetrurier (ſ. d. Art.) und zogen unter ihrem Anführer, Rhätus, in das erwähnte Gebiet. Sie kamen frühzeitig mit den Römern in Berührung und widerſtanden lange dem ſiegreichen Heere derſelben, das bis an Rhätiens Grenze vorgerückt war. Erſt Druſus und Tiberius, welche von Tyrol und vom Rheine her zugleich ins Land einfielen, gelang es, ſie zu unterjochen, worauf R. in eine römiſche Provinz verwandelt wurde (im Jahre 14 n. Chr.). 35.

Rhapſoden waren in Griechenland öffentliche Sänger alter berühmter und volksthümlicher Lieder. Weder iſt die Ableitung richtig, nach der ſie ſo viel wie Stabſänger (von ῥάβδος) wären, die nämlich bei dem Vortrage ihrer Lieder einen Stab in der Hand gehalten, noch die, nach welcher ſie einzelne Verſe zu Gedichten zuſammengefügt hätten (von ῥάπτειν, zuſammenfügen); vielmehr war ihnen eigenthümlich die einzelnen Lieder vaterländiſcher Poeten künſtlich zu ganzen Gedichten zu vereinigen, daher wir ihnen eigentlich die Aufbewahrung der homeriſchen Geſänge zu verdanken haben; denn aus ihrem Munde ließ Piſiſtratus jene ſammeln und aufzeichnen. Was ein Rhapſode ſo auf einmal ſang, hieß eine Rhapſodie, daher noch jetzt die homeriſchen Gedichte in ſolche eingetheilt ſind. Aber nicht allein homeriſche Lieder ſangen ſie, ſondern auch heſiodiſche, ſelbſt lyriſche und jambiſche. Anſtatt daß man ſie als eine gemeine Art von Menſchen, ähnlich den modernen Bänkelſängern, zu betrachten hat, muß das Inſtitut der R. als ein ſehr ehrwürdiges angeſehen werden, dem das Volk ſeine Bildung durch vater-

ländiſchen Geſang und wir den Beſitz gefeierter Dichterwerke des Alterthums verdanken; nur daß ſie meiſt nicht eigne Producte lieferten, ſondern nur das Empfangene wiedergaben und höchſtens das einzeln Vorhandene zu einem geordneten Ganzen verbanden. Wenn man aber aus Xenophon und Plato beweiſende Stellen anführt, daß R. auf niederer Stufe der Bildung und Kunſt geſtanden hätten, ſo hatte ſich das mit der Zeit freilich geändert. Als man nicht mehr aus des Sängers Munde Weisheit lernen mochte und der Lebensgenuß nach anderen Seiten ſich gewendet hatte, ſanken die R. zu gemeinen Sängern des Pöbels herab und wurden verachtet mit denen, vor denen ſie noch ſangen. 6.

Rhazes (vollſtändig Muhammed Ibn-Secharjah Abubekr Errasi), der berühmteſte arabiſche Arzt und deſſen Schriften, nächſt denen des Galen, von den Ärzten des Mittelalters am Meiſten geſchätzt wurden, war aus Rei, einer Stadt in Irak, gebürtig. In ſeiner Jugend widmete er ſich vorzüglich der Muſik, wählte aber ſpäter die Medicin in Verbindung mit der Philoſophie zu ſeinem Hauptſtudium. In beiden Wiſſenſchaften machte er gleich große Fortſchritte, wobei er in der Philoſophie der neuplatoniſchen Secte, in der Medicin dem Hippokrates, Galenus, Oribaſius, Aetius u. A. (und zwar dieſen mehr als der reinen Naturbeobachtung) folgte. Nach langen Reiſen ließ er ſich endlich in Bagdad nieder, wo er einer der berühmteſten Lehrer wurde, deſſen Vorleſungen von Schülern aus allen Ländern beſucht wurden; zugleich war er Vorſteher des Lazareths zu Bagdad. — Später kehrte er in ſeine Vaterſtadt zurück, übernahm dort das Lazareth und machte ſich bei dem Statthalter von Choraſan, Almanſur Ibn Ishak, ſehr beliebt, dem er ſein berühmtes Werk von „Heilung der Krankheiten“ widmete. In ſeinem höhern Alter wurde er blind und ſo ſtarb er im Jahre 923. — R.'s berühmteſtes Werk iſt der „Elhawi“, von dem 27 Bücher lateiniſch (Brixen 1486. Fol.) erſchienen ſind, und der zwar nicht ſo, wie wir ihn beſitzen, aus R.'s Feder gefloſſen iſt, jedoch unläugbare Zeichen ſeines Geiſtes verräth. Ferner ſchrieb er „De pestilentia“ (Paris. 1528. 4.), eine ſehr gute „Abhandlung über Pocken und Maſern“, und zwar eine der älteſten, die wir über dieſe Krankheit beſitzen; endlich die 10 Bücher an den Almanſor, wovon das 9. einſt für einen pathologiſchen Kanon gehalten wurde und worin des Branntweins zuerſt Erwähnung gethan wird. — R.'s „Opuscula“ (Venedig 1500. Fol. und Baſel 1544. Fol.). 39.

Rhea bildet einen Zweig des kosmologiſchen Mythus der Griechen und Römer, wiewohl er in Dunkel gehüllt iſt, welches die Dichter durch verſchiedene, oft ſich widerſprechende, Dichtungen vermehrten. R., die Fließende (von ῥέειν, fließen), die Tochter des Uranus und der Gäa, iſt das Symbol der Weltbildung, welche der Mythus des Saturnus, ihres Bruders und Gemahls, bezeichnet, die Mutter alles Werdens, das Zeichen der unendlichen Fruchtbarkeit. Doch ehe dieſe Bildung die Oberhand gewinnt, muß ſie noch lange mit der Alles zerſtörenden Zeit, Saturn, kämpfen. Denn dieſer verſchlingt ſeine eigenen Kinder, ſo wie ſie geboren werden. R., über die Grauſamkeit der Alles zerſtörenden, ihre eigenen Bildungen vernichtenden Macht entſetzt, fleht die Erde und den Himmel um die Erhaltung ihres noch ungeborenen Kindes an; Jupiter (ſ. d. Art.) wird errettet und ſtürzt ſeinen Vater vom Throne. Doch damit iſt auch ihre Herrſchaft geendet; ſie tritt in die Reihe der alten Gottheiten zurück und wird nur noch durch Rath und Weiſſagung wirkſam, bis ſie durch die Verſchmelzung mit der phrygiſchen Gottheit Cybele ein neues Daſein gewinnt. Auf dieſe, welche bei den Phrygiern Symbol des Mondes und der Fruchtbarkeit der Erde war, trug man die verwandten Begriffe der R. über, nannte ſie die Mutter aller Dinge und vorzüglich der Götter (mater deûm) und dachte ſich unter ihr die große Erzeugungskraft, die alle Naturen bändigt, den Löwen zähmt und den Schooß der Erde befruchtet. Nach der Mythe, die wir bei Diodor finden, war ſie eine Tochter des phrygiſchen Kö-

nigs Mäon und ſeiner Gemahlin Dindyme, daher ihr Beiname Dindymene. Aus Verdruß, daß das Kind kein Sohn war, ſetzte ſie der Vater auf dem Berge Cybelos aus, wo ſie von Löwen und Panthern geſäugt, nachher von Hirtenweibern gefunden und auferzogen wurde. Bald zeichnete ſie ſich durch Verſtand und Schönheit aus, erfand Trommeln und Pfeifen und heilte die Krankheiten des Viehs und der Kinder. Sie war die Geliebte des Attys, den ſie aber wegen einer an ihr begangenen Untreue entmannte. Dann geſellte ſie ſich als Begleiter dem Marſyas bei; doch auch dieſen verlor ſie in jenem berühmten Streite mit Apollo. Der Hauptſitz ihrer Verehrung war das phrygiſche Hochland, vorzüglich Peſſinus, wo ihr der König Midas einen prächtigen Tempel errichtete, in welchem ſie durch einen kleinen, ſchwarzgrauen, unebenen Stein dargeſtellt wurde; denn gerade unter dem Formloſen oder Unförmlichen, welches das noch Bildungsreiche und Bildungsempfängliche darſtellte, dachte man ſich ihr unbegreifliches geſtaltloſes Weſen am Ehrwürdigſten. Bald verbreitete ſich auch ihre Verehrung in Griechenland, wo ſie die R. verdrängte, oder vielmehr ſich mit derſelben vereinigte. Im Jahre 204 v. Chr. wurde ihr Dienſt auf den Rath der ſibylliniſchen Bücher in Rom eingeführt und dazu ihr Stein aus Peſſinus vom Attalus verlangt. Hier erhielt ſie den ihr Weſen bezeichnenden Namen mater deûm (Göttermutter). Der älteſte Name ihrer Prieſter ſcheint Cybeben geweſen zu ſein, der ſich nachher wegen der Ähnlichkeit des Dienſtes mit dem Namen der Korybanten (Kureten), der eigentlichen Prieſter der R., vermiſchte. In Rom bildeten ſie ein eigenes Prieſtercorps und hießen Galli, vom Fluſſe Gallus in Phrygien, von welchem man glaubte, daß er diejenigen, welche daraus tranken, zum Wahnſinne reize, ſo daß ſie ſich ſelbſt entmannten. Die Verehrung der R.-Cybele war roher Naturdienſt, der in Wolluſt und Grauſamkeit ausartete, zum Grauſen erregenden Fanatismus wurde und das Weſen der Göttin durch die unnatürlichſte Übertreibung ſchändete. Ihre Prieſter liefen in wilder Begeiſterung mit fliegendem Haare umher, das Haupt in den Nacken und von einer Seite zur andern werfend; entmannten, geißelten und zerfleiſchten ſich in ihrer fanatiſchen Wuth. Jener Lingamdienſt ward in der Verehrung dieſer Doppelgöttin heiliges Myſterium. Es war die wollüſtigſte, ausſchweifendſte, ſich ſelbſt überſtrömende und in zerfleiſchende Wuth ausartende Lebensfülle, welche den Zug der großen Erzeugerin begleitete. In Griechenland ſtanden dieſe Prieſter wegen ihrer niedrigen Denkart und ausſchweifenden Lebensweiſe bei allen Gebildeten in großer Verachtung. In Rom, wo R. die Beinamen Ops (von einer altitaliſchen Hirtengöttin), magna mater und mater deûm erhielt, wurde ihr vom 25.—27. März das Hauptfeſt Hilaria (von hilaris, heiter, weil an demſelben die ausſchweifendſte Luſtigkeit herrſchte) gefeiert. An dieſem Feſte pflegten die Galli das Bildniß der Göttin herumzutragen, wobei ſie gleich Wahnſinnigen mit ihrem Kopfe allerlei Drehungen und Wendungen machten, ihre Bruſt ſchlugen, mit Pauken und Cymbeln ein großes Geräuſch erregten und bisweilen fürchterliche Prophezeihungen ausſprachen. Auch wuſchen ſie das Bildniß der Cybele und ihre heiligen Geräthſchaften in der Tiber (lavatio matris deûm). Auf Abbildungen iſt die Göttermutter als Bändigerin der Löwen dargeſtellt, die ihren Wagen ziehen, das Haupt mit einer Mauerkrone geſchmückt. Ihre Kleidung iſt ein Untergewand, unter der Bruſt gegürtet und ein weiter Mantel, der, vorn über den Schooß genommen, bis zu den Füßen herabhängt; zuweilen hat ſie als phrygiſche Göttin die Pauke oder Handtrommel in den Händen; auch tritt ſie als Begleiterin des Bacchus auf. 11.

Rhea Sylvia, auch Ilia genannt, Tochter des albaniſchen Königs Numitor. Als dieſer von ſeinem Bruder Amulius vom Throne geſtoßen worden war, ward die R. von Amulius zur veſtaliſchen Jungfrau ernannt, damit ſie nie Kinder gebären könne, welche vielleicht ihm, dem Amulius, die Herrſchaft wieder ent-

reißen würden. Allein deſſenungeachtet ward R. ſchwanger, nach der Fabel von Mars, und gebahr den Romulus und Remus (ſ. d. Art.), die Amulius an die Tiber ausſetzen ließ. Nach Einigen ward R. aber zur Strafe für jene Geburt in die Tiber geſtürzt und ſeitdem als Gemahlin des Tiber- oder Aniogottes betrachtet (vergl. Horat. Carm. 1, 2, 17.); nach Andern ließ ſie Amulius ins Gefängniß werfen, woraus ſie ihre Söhne wieder befreit haben ſollen. 20.

Rhede, Reede, franz. rade; engl. road, nennt man einen in der Nähe eines Hafens befindlichen, von dem umliegenden Lande eingeſchloſſenen Ankerplatz, wo die Schiffe einen guten Grund finden und bei heftigen Stürmen ſo lange vor Anker liegen können, bis ſich ihnen ein günſtiger Wind darbietet oder die Ebbe oder Fluth ſie in den Stand ſetzt, entweder in den Hafen einzulaufen oder unter Segel zu gehen und ihre Reiſe fortzuſetzen. Da die Häfen oft nicht tief genug ſind, um ſchwer beladene Schiffe aufnehmen zu können, ſo laſſen die Schiffer auf der R. ſo viel von ihrer Ladung ablichten, daß ſie nicht tiefer gehen, als es der Hafen geſtattet. Eine *gute* oder *geſunde* R. (franz. bonne rade) heißt in der Schiffsſprache eine ſolche, wo keine Klippen ſind, wo ſich ein guter Ankergrund befindet und man vor gewiſſen Winden geſichert iſt; eine *geſchloſſene* oder *beſchloſſene* R. (franz. rade close), die unter dem Geſchütze einer nahe gelegenen Feſtung liegt und davon beſtrichen werden kann; eine *offene* R. (franz. rade libre oder rade foraine), wo alle Schiffe ungehindert ankern und nach Belieben liegen können. — *Rheder* oder *Reeder* (franz. agréeur, fréteur; engl. rigger, freighter) heißt der Eigenthümer eines Kauffartheiſchiffes oder überhaupt derjenige, welcher ein Schiff ausrüſtet. Iſt er nicht ſelbſt ein Schiffer, ſo beſtellt er einen andern dazu, welcher alsdann ein *Setzſchiffer* heißt. Haben Mehrere an einem Schiffe Antheil, wie es insgemein der Fall iſt, da ſelten einer ein ganzes Schiff auf ſeine Koſten beladet, ſo heißen ſie unter einander *Schiffsfreunde* oder *Mitrheder* (franz. cobourgeois oder combourgeois); der Antheil aber jedes Einzelnen heißt *Schiffsparte*. Die Verbindung, welche dieſe Mitrheder mit einander eingehen, iſt alſo eine ordentliche Geſellſchaft oder *Maſcopey*. Bisweilen pflegen die Eigenthümer eines Schiffes ſolches an einen Andern zu vermiethen, welcher dann auf eigene Gefahr ſein Gewerbe damit treibt und Anderer Güter damit verfährt, und es heißt dann derjenige, welcher es vermiethet, der *Verheurer* (franz. fréteur) und der, welcher es auf ſolche Art miethet, der *Befrachter* (franz. affréteur). 26.

Rhegino, Regino, einer der verdienſtvollſten Geſchichtſchreiber und Gelehrten des Mittelalters, war von 892—899 Abt der Benedictinerabtei Prüm im Trierſchen und lebte dann bis zu ſeinem Tode, welcher im Jahre 915, nach Anderen ſchon 908 erfolgte, in Trier, wo er im Erzbiſchofe Rathbod einen Freund und Beſchützer fand. Auf deſſen Veranlaſſung verfaßte er eine Sammlung von Kirchengeſetzen der Päpſte, Concilien und weltlichen Regenten, in welcher er zuerſt eine beſtimmte Ordnung in der Aufeinanderfolge des Stoffs beobachtete. Dieſes Werk erſchien 1659 zu Helmſtädt in 2 Bänden unter dem Titel: „De disciplina ecclesiastica veterum, praesertim Germanorum“, dann 1671 von Baluzius beſorgt nochmals unter dem Titel: „De disciplinis ecclesiasticis et religione christiana“ zu Paris. Ungleich wichtiger aber als dieſes Werk R.'s iſt ſein „Chronicon“ in 2 Büchern, eine überſichtliche Darſtellung der Geſchichte der Franken und insbeſondere der Deutſchen von Chriſti Geburt an bis zum Jahre 908, fortgeſetzt ſpäter von zwei Mönchen bis zum Jahre 967. Es zeichnet ſich dieſes Chronicon, zumal der Theil, welchen R. nach eigenen Erfahrungen niederſchrieb, durch klare anſprechende Sprache und ziemlich geſundes Urtheil vor den ähnlichen Arbeiten der meiſten gleichzeitigen Scribenten vortheilhaft aus. Im Drucke erſchien dieß Werk zuerſt im Jahre 1521 zu Mainz (nach Andern 1518 zu

Straßburg), dann 1566 zu Frankfurt und in der Folge noch zu wiederholten Malen. Man findet es auch im 1. Bande der „Scriptores rerum germanicarum“ von Piſtorius, am Beſten aber von Pertz in dem Werke: „Monumenta Germaniae historica“ (Hanov. 1826. 1. Bd.). 22.

Rhein, lat. Rhenus; franz. Rhin; engl. Rheine, einer von den Hauptflüſſen Deutſchlands, entſpringt aus dem Tomaſee auf dem Crispalt an der Oſtſeite des Gebirgsſtockes des St. Gotthard. Dieſer ſogenannte Vorderrhein nimmt mehrere Gebirgsbäche auf und fließt von der Windgelle und dem Scheerhorn in nordöſtlicher Richtung dem tavetſcher Thale zu. Hier vereinigt ſich mit ihm bei dem Flecken Diſſentis das noch unbedeutende Gewäſſer, der Mittelrhein, welcher am Luckmanier in den graubündtner Alpen ſeine Quellen hat. In gleicher Richtung ſtrömen beide über Ilanz nach Reichenau, in deſſen Nähe der Hinterrhein hinzutritt. Dieſer ſchon ziemlich breite Fluß (10 Meil. lang) entquillt den Rheinwaldgletſchern am Muſchelhorn und bewäſſert das Rheinwaldthal, das ſchamſer und domleſchger Thal, in welchem letztern die Albula ihm zufließt. Die 3 Hauptquellen führen nach ihrer Vereinigung den Namen R. Bei Chur wird ſein Lauf nördlich, er bildet von Sagans an die Grenze zwiſchen dem Cantone St. Gallen und dem Fürſtenthume Liechtenſtein und weiter hin zwiſchen demſelben Cantone und den tyroler-vorarlbergiſchen Herrſchaften, bis er bei Rheineck in den Bodenſee und aus dieſem in den Zeller- oder Unterſee ſich ergießt. Dieſen verläßt er bei Stein, wendet ſich mehr nach Weſt, bildet den bekannten Rheinfall, biegt ſich darauf ſüdlich, nimmt aber dann, die Grenze zwiſchen Baden und der Schweitz (den Cantonen Aarau und Baſel) bildend, den frühern Lauf bis nach Baſel an, wo er der Schweitz noch einmal angehört, um ſie bald auf immer zu verlaſſen. Von Baſel aus wendet er ſich plötzlich nach Norden, verfolgt in ſeichten Ufern ein weites Thal und macht Straßburg berührend bis zum Einfluſſe der Lauter bei Lauterburg die Grenzſcheide zwiſchen Frankreich und Baden. Von hier an gehört er Deutſchland ganz an, begrenzt Baden und den baieriſchen Rheinkreis und geht oberhalb Worms in das Großherzogthum Heſſen über. Bei Mainz ändert er, als Grenzfluß des Großherzogthums Heſſen und Naſſau und ſpäter der preußiſchen Rheinprovinzen, ſeinen Lauf nach Weſten. Oberhalb Coblenz dringt er in letztere ganz ein, verläßt ſie und ſomit ganz Deutſchland unterhalb Emmerich und theilt ſich nach ſeinem Eintritte in die Niederlande in 2 Hauptarme. Der weſtliche und größere, Waal genannt, vereinigt ſich zweimal mit der Maas, bildet mehrere größere Werder und fließt dann mit dieſer unter dem Namen der Maas in die Nordſee. Der nördliche nimmt ſeinen Weg nach Arnheim, geht aber, ehe er dieſes berührt, wieder in zwei Arme aus einander, von denen der nördlichere unter dem Namen Yſſel mit der alten Yſſel über Zytphen, Deventer und Kampen dem Zuyderſee zuläuft. Der weſtliche dagegen oder der eigentliche R. nimmt den Namen Leck an. In der Nähe von Wyk by Duurſtede theilt ſich dieſer ebenfalls und der eine Arm, der krumme R. genannt, zieht ſich nach Utrecht, wo er ſich in die Vecht, die in den Zuyderſee ausläuft, und den alten R. (Oude Rhyn) ſpaltet, deſſen verſandete Mündung ſeit 1807 erſt wieder ausgegraben wurde. Der eigentliche Leck folgt ſeiner Strombahn bei Schoonhoven vorbei, vereinigt ſich durch den Canal Merre mit der Maas und eilt mit dieſer gleichfalls der Nordſee zu. Das ganze Gebiet des Rheins pflegt man in das obere, mittlere und untere zu theilen. Das obere ſetzt man zwiſchen ſeine Quellen und Baſel. Innerhalb dieſer Strecke wächſt ſeine Breite bei Stein auf 250, bei Schafhauſen auf 340, bei Baſel auf 750 Fuß. Die Tiefe überſteigt ſelten 15 Fuß und ſeine Höhe, die an den Quellen 5470 Fuß beträgt, fällt bei Reichenau bis auf 1800, bei Conſtanz auf 1230 und bei Baſel auf 760 Fuß. Die Ufer des Rheins ſind hier größtentheils ſteil und als wilder Gebirgsſtrom bricht er ſich oft durch ſchroffe Felſen hindurch. Das Merkwürdigſte

aber, was uns auf dieſer Bahn bis Baſel begegnet, iſt der weltberühmte Rheinfall, deſſen unbeſchreibliche Pracht alle in der Schweiz Reiſende von je her an ſich gezogen hat. Von einem 60—80 Fuß hohen Felſen ſtürzt er ſich nämlich mit weit vernehmbaren Getöſe in der Nähe des Schloſſes Laufen bei Schafhauſen zwiſchen 4 hervorragenden Felſenblöcken 300 Fuß breit herab. Unbedeutend dagegen ſind die Stromſchnellen bei Zurzach, Laufenburg und Rheinfelden. Der Mittelrhein oder das mittlere Rheingebiet erſtreckt ſich von Baſel bis Coblenz. Seine Umgebungen werden hier höchſt reizend und ſchön und ergötzen das Auge durch einen mannigfachen Wechſel von anlaufenden Felſengründen und allmählig aufſteigenden Bergrücken mit fruchtbaren Obſtgärten, Weinbergen und anmuthigen Thälern. Dieſe Partien haben daher immer das Augenmerk der Fremden auf ſich gelenkt und zu zahlloſen Beſchreibungen Veranlaſſung gegeben. Seine Höhe beträgt bei Straßburg 450, bei Mannheim 280, bei Mainz 280, bei Coblenz 190 Fuß; ſeine Tiefe ſteigt auf 30 Fuß und ſein Bette erweitert ſich bei Mannheim von 1000—1200, bei Mainz von 1800—2500 Fuß. Unterhalb Mainz wird es aber durch den Hundsrück und das Taunusgebirge bis auf 800 und 500 Fuß eingeengt. Von Coblenz bis zu ſeiner Mündung reicht der Unterrhein. Nachdem ſich dieſer durch die Eifel und den Weſterwald hindurchgedrängt hat, erweitern ſich ſeine Ufer bei Bonn und werden bis zu ſeinen Mündungen immer flacher. Sein Spiegel ſinkt bei Bonn bis auf 130, bei Köln auf 110, bei Weſel auf 90, bei Arnheim auf 30 Fuß und die Breite, welche bei Bonn 1150—1350 Fuß beträgt, ſteigt bei Emmerich bis auf 2000 Fuß. Seine Tiefe wechſelt zwiſchen 40—45 Fuß und bei Düſſeldorf ſoll wenig an 50 Fuß fehlen. Der R. iſt reich an Fiſchen, namentlich aber werden Salmen in ihm gefangen, welche zur Zeit des Frühjahrs aus dem Meere herbeiziehen. Seine Länge beträgt in gerader Linie 110 Meilen, mit den Krümmungen aber 190 Meilen. Ein Flächenraum von 4700 □Meilen gehört zu ſeinem Stromgebiete. Begrenzt wird es im Süden von den berner und rhätiſchen Alpen, im Oſten von den graubündtner und allgauer, vom Schwarzwalde, von dem ſchwäbiſchen Alp, dem fränkiſchen Landrücken, dem Fichtelgebirge, dem thüringer Walde, dem Rhöngebirge, vom Taunus, von dem Weſterwalde, dem Rothlager und Eggegebirge und dem teutoburger Walde. Im Weſten erſtreckt es ſich bis an den Jura, den lothringiſchen Landrücken und die Ardennen; kein Wunder alſo, wenn man ohne die Schelde und deren Nebenflüſſe 2000 Gewäſſer zählt, die er aufnimmt. Wir erwähnen von denen, welche ihm links zuſtrömen, die Aar mit der Limmat und Reuß oberhalb Laufenburg, die Ill bei Straßburg, die Nahe bei Bingen, die Moſel bei Coblenz. Rechts fließen in den Rhein die Wutach unterhalb Zurzach, die Elz mit dem Treiſam bei Kinzingen, die Murg unterhalb Raſtadt, der Neckar nebſt der Enz, Nagold und Jaxt bei Mannheim, der Main bei Mainz, die Lahn oberhalb Coblenz, die Sieg oberhalb Bonn, die Ruhr bei Duisburg, die Lippe bei Weſel. Schiffbar wird der R. bei Chur und trägt hier ſchon Kähne zu einer Laſt von 300 Centnern. Die größere Rheinfahrt beginnt aber erſt bei Speier. Hier werden die größeren Fahrzeuge mit Laſten von 3000—4000 Centnern und die Schiffe von Köln bis zur Mündung mit 6000—9000 Centnern beladen. Im Ganzen iſt die Schifffahrt auf dem Rheine durch einige gefährliche Stellen ſehr erſchwert, die unzähligen Werder und Inſeln, namentlich von Baſel bis Worms, die Stromſchnellen und den Rheinfall, welcher ſie ganz unterbricht, abgerechnet. Zu jenen gefährlichen Stellen gehört beſonders das Bingerloch (ſ. d. Art.), das wilde Gefähr, ein Strudel zwiſchen Felſenbänken, und die Bank von St. Goar, eine Anzahl neben einander gruppirter Felſen, die theilweiſe von den Fluthen bedeckt werden, ſo wie der kleine Unkelſtein, gleichfalls aus den Felſen hervorragende Felſenblöcke. Der große Unkelſtein wurde 1800 von den Franzoſen geſprengt. Doch dieſe Hinderniſſe würden theilweiſe beſeitigt worden ſein, wenn

nicht ſeither der für das weſtliche Deutſchland ſo wichtigen Rheinſchifffahrt durch die drückenden Abgaben größere Hinderniſſe entgegengeſtellt worden wären. Schon Napoleon ſah dieß ein und er verordnete deßhalb in dem 1804 zwiſchen Frankreich und Deutſchland abgeſchloſſenen Rheinſchifffahrtsvertrage eine Verminderung der Abgaben und machte der Willkühr der Beamten bei Erhebung derſelben ein Ende. Nach dem Falle Napoleon's ging man aber noch weiter, indem man in dem pariſer Friedensvertrage die freie Schifffahrt jusqu' à la mer (bis ins Meer) beſchloß. Allein Holland erklärte den Ausdruck „bis ans Meer“ und nahm an der Mündung Zoll. Nach mehrjährigen Verhandlungen, welche ſelbſt auf dem wiener Congreſſe nicht beendigt wurden, kam es aber endlich durch den von den angrenzenden Ländern dazu niedergeſetzten Comité 1831 zu den Beſtimmungen, daß das Umſchlagerecht in Köln und Mainz und die Gilten und Rangfahrten aufgehoben, den Uferſtaaten die Schifffahrt bis zur See erlaubt ſein ſollten und eine gleichmäßige Abgabe zu entrichten ſei, die aber im Unterrheine weit geringer ſein ſollte. In Folge dieſer Beſchlüſſe ſtieg das ſonſt geringe Quantum der Schiffsladungen, welche aus Holland kamen, ſchon im folgenden Jahre 1832 auf 1542049 Centner und derer, welche rheinabwärts fuhren, auf 4148841 Centner. Vergl. Schreiber's „Taſchenbuch für Reiſende am Rheine“ (Heidelb. 1812. In mehreren Aufl.); Fiſcher's „Neueſter Wegweiſer von Mainz bis Köln“ (Frankf. 1827); „Die Rheinreiſe von Straßburg bis Rotterdam“ (Coblenz 1835); „Topographiſche Charte des Rheinſtroms und ſeiner Ufer von Hüningen bis Lauterburg“ (Freiburg 1829. 19 Bl.); „Der Rheinlauf von deſſen Quellen bis zu ſeinen Ausflüſſen“, von Primaveſi (1818); „Panorama des Rheins von Mainz bis Köln“, gezeichnet von Delkeskamp und geſtochen von Richter in Dresden (Frankf. 1825 ff. 80 Bl.) 35.

Rheinbund. Die Entſtehung dieſes für Deutſchland ſchmachvollen Bündniſſes wurde zunächſt durch Napoleon's Herrſchſucht veranlaßt, welcher nach der Demüthigung Öſtreichs im Kriege des Jahres 1805 ſeinen Einfluß auf die inneren Angelegenheiten Deutſchlands geltend zu machen und ſich darin eine entſcheidende Stimme zu ſichern ſuchte, um die Geſammtmacht dieſes Reichs mit deſto größerm Erfolge gegen alle ihm noch durch ihre Macht Gefahr drohenden Fürſten Europas anwenden zu können und ſie überhaupt für alle künftigen Fälle unauflöslich an ſeine Intereſſen zu knüpfen. Zunächſt brachte er dadurch der Macht Öſtreichs einen gefährlichen Stoß bei, ſtellte ſowohl ihm als Preußen gegenüber eine Macht auf, welche der Lage der Länder zufolge ſtets für dieſe Fürſten gegen ihn ſelbſt Partei hätte nehmen ſollen, und ſchwächte ſie daher mitten im Frieden auf eine empfindlichere Weiſe, als er es kaum erſt nach einem ſiegreichen Kriege vermocht hätte. Weit entfernt aber ſeine eigentlichen Pläne ahnen zu laſſen, kündigte er vielmehr als Zweck des Bundes Dinge an, die er nie auszuführen geſonnen war. Der erſte Gedanke des Rheinbundes ſoll von Talleyrand ausgegangen ſein, den ein ähnlicher mißlungener Verſuch Ludwig's XIV. angeregt haben mag. Schon durch den Frieden zu Preßburg am 26. Dec. 1805 waren die inneren Verhältniſſe Deutſchlands anders geſtaltet worden, als früher, da Öſtreich in demſelben die Königswürde der bisherigen Churfürſten von Baiern und Würtemberg, ſo wie die Souverainetät von Baden anerkannt hatte, wodurch dieſe Mächte aus dem Reichsverbande traten. Jene Staaten ſtanden nun vereinzelt und ohne feſten Stützpunkt zwiſchen Frankreich und dem übrigen Deutſchland da; als Bundesgenoſſen und Schützlinge des erſtern waren ſie ihm erſt dann von weſentlichem Nutzen, wenn ſie durch ein gemeinſames Band mehr unter ſich verbunden waren, und konnten ſelbſt entſcheidend für das Gelingen der Pläne Frankreichs gegen andere Staaten werden, wenn ſich mehrere Fürſten des deutſchen Reiches, die bisher in einer ziemlich lockern Verbindung mit dem Reichsoberhaupte geſtanden hatten, von dieſem losſagten und an ſie anſchloſſen. Da aber ein baldiges Gelingen dieſes Plans erſt dann zu erwarten war,

wenn eine bedeutende und den anderen Fürſten imponirende Macht den Mittelpunkt des Ganzen bildete, ſo ſtellte ſich Napoleon ſelbſt, jedoch nur unter dem ſcheinbar beſcheidenen Titel eines Protectors an die Spitze des Bundes, um dadurch ſeine herrſchſüchtigen Abſichten weniger offen an den Tag zu legen, der Eitelkeit der Bundesglieder zu ſchmeicheln und ihr Selbſtgefühl in geringerem Maße zu verletzen, als es außerdem der Fall geweſen ſein würde. Der erſte deutſche Churfürſt und Reichserzkanzler, Freiherr von Dalberg, der für Napoleon's Intereſſen gewonnen war, ernannte daher den Oheim des Kaiſers, den Cardinal Feſch, zu ſeinem Coadjutor und Nachfolger und erklärte am 27. Mai 1806 den auf dem Reichstage zu Regensburg verſammelten deutſchen Ständen ſeinen Entſchluß. Bald darauf machte die am 12. Juli 1806 unterzeichnete Rheinbundesacte Deutſchland und Europa mit dem neuen Bündniſſe bekannt. Die demſelben beigetretenen Mitglieder waren folgende: die Könige von Baiern und Würtemberg, der Churfürſt-Reichserzkanzler, der Churfürſt von Baden, der Herzog von Kleve und Berg (J. Murat), der Landgraf von Heſſen-Darmſtadt, die Fürſten von Naſſau-Uſingen und Naſſau-Weilburg, die Fürſten von Hohenlohe-Hechingen und Hohenlohe-Sigmaringen, von Salm-Salm und Salm-Kyrburg, der Herzog von Aremberg, der Fürſt von Iſenburg-Birſtein und der Graf von der Leyen. Der Fürſt von Lichtenſtein ward, obgleich ſeine Unterſchrift fehlte, mit in das Bündniß aufgenommen, angeblich um ihm einen Beweis von Napoleon's Achtung zu geben, in der That aber, weil man auch ſeine geringe Macht mit der größeren vereinigen wollte und an die Stelle des freiwilligen nun ein erzwungener Beitritt erreicht wurde. Der Beſtimmung der Bundesacte zufolge nahm nun der Churfürſt und Erzkanzler den Titel eines Fürſten-Primas an; der Churfürſt von Baden, der Landgraf von Heſſen-Darmſtadt und der Herzog von Berg erhielten die großherzogliche Würde mit allen königlichen Rechten und Vorzügen; der Fürſt von Naſſau-Uſingen nahm den Titel eines Herzogs und der Graf von der Leyen den Rang eines Fürſten an. Am 1. Aug. 1806 überreichten die Mitglieder des Bundes ihre Acte auf dem Reichstage zu Regensburg, ſagten ſich von jeder weiteren Verbindlichkeit gegen das deutſche Reich los und luden auch die übrigen Reichsſtände ein, ihrem Beiſpiele zu folgen. Da zugleich der franzöſiſche Geſandte, Bacher, erklärte, daß ſein Kaiſer kein deutſches Reich ferner anerkenne, ſo legte Franz II. ſeine Würde als deutſcher Kaiſer nieder, da er dem preßburger Frieden und dem neuen Bunde zufolge ſein Amt nunmehr als erloſchen betrachtete. So hatte das deutſche Reich nach einer Dauer von faſt einem Jahrtauſend ſein Ende erreicht. Die Veränderungen, welche demgemäß in der inneren Verfaſſung Deutſchlands vorgingen, beſtanden darin, daß die freien Reichsſtädte Nürnberg und Augsburg mit Baiern vereinigt wurden, die freie Stadt Frankfurt am Main dem Fürſten Primas, das dem Orden der Johanniterritter gehörende Fürſtenthum Heitersheim dem Großherzoge von Baden und die Burggrafſchaft Friedberg dem Großherzoge von Heſſen-Darmſtadt zufiel. Auch wurden die Beſitzungen der Fürſten von Naſſau- und Oranien-Fulda, Hohenlohe, Schwarzenberg, Löwenſtein, Leiningen, Thurn und Taxis, Salm-Reiferſcheid-Krautheim, Wied-Neuwied und Wied-Runkel, Öttingen, Fugger, Metternich, Truchſeß, Fürſtenberg, Solms, der Landgraf von Heſſen-Homburg, die Herzöge von Looz-Corswaren und von Croy, die Beſitzungen vieler Reichsgrafen und aller Reichsritter mediatiſirt und mit den Ländern der Fürſten des Rheinbundes vereinigt. Den mediatiſirten Ständen wurden blos ihre Patrimonialbeſitzungen und Privatgüter, die Gerichtsbarkeit erſter und zweiter Inſtanz, die lehnsherrlichen und Bergwerksrechte gelaſſen, aber die mit der Landeshoheit verbundenen Vorzüge der Geſetzgebung und oberſten Gerichtsbarkeit, der Entſcheidung über Krieg, Frieden und Bündniſſe, die Ausübung der Polizei und Beſteuerung mußten an die Bundesfürſten abgetreten werden. Als der Zweck dieſes Bundes

wurde die Sicherſtellung des innern und äußeren Friedens angegeben; alle Mitglieder desſelben ſollten denjenigen für ihren gemeinſamen Feind anſehen, der Einen von ihnen angriffe, und Alle ſollten dann nach ergangener Einladung des Protectors verbunden ſein, ohne vorhergegangene Berathung dem gefährdeten Bundesgliede zu Hülfe zu kommen. Als Protector wurde Napoleon anerkannt, den man jedoch nicht als ein wirkliches Oberhaupt zu betrachten habe, ſo daß ihm die Übrigen unterworfen wären. Er hatte die Verpflichtung auf ſich, das Gebiet des Bundes gegen den Einfall fremder Truppen und jeden einzelnen Bundesgenoſſen gegen alle übrigen zu beſchützen. Ihm ſtand auch für immer der Oberbefehl über die bewaffnete Macht der Verbündeten zu, die er jedoch im Falle eines Krieges mit 200000 Mann zu unterſtützen verſprach. Jedoch ſollte die Kriegsmacht blos zu Vertheidigungskriegen benutzt werden. Zum ſteten Verſammlungsorte über die allgemeinen Angelegenheiten des Bundes wurde Frankfurt am Main beſtimmt. Die Bundesverſammlung beſtand aus zwei Collegien, dem königlichen, zu dem auch die Großherzöge gezählt wurden, und dem fürſtlichen. Der Fürſt Primas war ſowohl zum Präſidenten der geſammten Bundesverſammlung, als auch noch beſonders zum Vorſitzer im königlichen Collegium ernannt worden, in dem fürſtlichen dagegen ſtand der Herzog von Naſſau an der Spitze. Ein Mitglied des letzteren durfte blos bei einem verbündeten Staate Dienſte nehmen und ſeine Souverainetät auch blos an einen ſolchen abtreten. Die Streitigkeiten der Bundesfürſten unter ſich ſollten auf den Bundesverſammlungen entſchieden und zur Unterſuchung der gegen ein oder mehrere Mitglieder eingegangenen Klagen zwei Gerichtshöfe niedergeſetzt werden, wovon der eine für das nördliche Deutſchland nach Dresden, der andere für das ſüdliche nach München verlegt werden ſollte. Außerdem wurden in allen Bundesſtaaten Katholiken und Proteſtanten gleiche Rechte zugeſichert. Der erſte deutſche Fürſt, welcher nach dem Schluſſe des Bundes in denſelben aufgenommen wurde, war der Churfürſt von Würzburg, welcher am 25. Sept. 1806 beitrat. Einige Monate ſpäter ſagte ſich auch der Churfürſt von Sachſen von dem Bündniſſe mit Preußen los und wurde nach dem Frieden zu Poſen am 11. Dec. 1806 mit Annahme des Königstitels als Mitglied des Bundes anerkannt. Seinem Beiſpiele folgten ſchon am 15. Dec. die fünf ſächſiſchen Herzöge und durch den Tractat zu Warſchau vom 18. April 1807 traten auch die Fürſten von Schwarzburg-Rudolſtadt und Schwarzburg-Sondershauſen, die drei Herzöge von Anhalt, die Fürſten von Lippe-Detmold und Lippe-Schaumburg und die Fürſten des Hauſes Reuß dem Bunde bei. Auch das Königreich Weſtphalen wurde nach Beſtätigung ſeiner Conſtitution von Napoleon am 15. Nov. 1807 als Bundesſtaat aufgenommen. Die letzten Fürſten, welche demſelben beitraten, waren die Herzöge von Mecklenburg-Strelitz (am 18. Febr. 1808), von Mecklenburg-Schwerin (am 22. März 1808) und der Herzog von Oldenburg, Fürſt von Lübeck (am 14. Oct. 1808). Zu ſpät hatte Preußen das Gefahrvolle dieſes Bundes für ſich und ganz Deutſchland erkannt und ſuchte dem Übel durch Errichtung eines unter ſeinem Protectorate ſich geſtaltenden Bundes vorzubeugen, welcher die norddeutſchen Fürſten vereinigen ſollte, wie der R. anfangs die ſüddeutſchen umſchloß. Allein die Ereigniſſe während des Krieges von 1806 und 1807 machten jeden weiteren Gedanken daran unmöglich. So entſcheidend der R. auf die Geſtaltung der Dinge hätte einwirken können, wenn er ſelbſtſtändig dageſtanden hätte, ſo wenig war dieſes doch der Fall, da gerade derjenige, welcher ſich zum Beſchützer desſelben aufgeworfen hatte, die Rechte ſeiner Verbündeten am Empfindlichſten kränkte und ſich die willkührlichſten Handlungen in demſelben erlaubte. Durch ein Decret vom 10. Dec. 1810 ſprach er die Vereinigung von den Mündungen der Schelde, der Maas, des Rheins, der Ems, der Weſer und Elbe mit Frankreich aus, entriß dem Herzoge von Oldenburg ſein Herzogthum mit 28 □ M. und 153480 Einw. und ließ ihm

blos das Fürſtenthum Lübeck, vereinigte von dem Herzogthume Aremberg 38 □M. und 57558 Einw. mit Frankreich und 12 □M. mit 25000 Einw. mit dem Großherzogthume Berg, verband auch die Länder der Fürſten von Salm-Salm und Salm-Kyrburg (30 □M. und 60230 Einw.) mit Frankreich, ſo wie er vom Königreiche Weſtphalen 275 □M. mit 611581 Einw. und vom Großherzogthume Berg 89 □M. mit 225208 Einw. losriß, um es ſeinem Reiche einzuverleiben, ſo daß dem Bunde blos ein Flächenraum von 5384 □M. mit 13475820 Einw. übrig blieb. Auch ließ er nie eine Bundesverſammlung zuſammenberufen, noch die Bundesgerichte zu Dresden und München einſetzen. — Nachdem Napoleon die Conſcription in allen Bundesſtaaten eingeführt hatte, beſtimmte er die von jedem einzelnen Staate zu ſtellende Mannſchaft folgendermaßen. Die geſammte Heeresmacht des Bundes wurde auf 119180 Mann feſtgeſetzt, zu denen Baiern 30000 M., Weſtphalen 25000 M., das Königreich Sachſen 20000 M., Würtemberg 12000 M., Baden 8000 M., Berg 5000 M., Heſſen-Darmſtadt 4000 M., Frankfurt 2800 M., Würzburg 2000 M., Mecklenburg-Schwerin 1900 M., Mecklenburg-Strelitz 400 M., Naſſau-Uſingen und Weilburg 1680 M., Sachſen-Gotha 1100 M., Sachſen-Weimar 800 M., Sachſen-Coburg 400 M., Sachſen-Meiningen 200 M., Sachſen-Hildburghauſen 200 M., Anhalt-Deſſau 350 M., Anhalt-Bernburg 240 M., Anhalt-Köthen 210 M., Lippe-Detmold 500 M., Lippe-Schaumburg 150 M., Schwarzburg-Sondershauſen und Schwarzburg-Rudolſtadt zuſammen 650 M., Waldeck 400 M., Iſenburg 291 M., Hohenzollern-Sigmaringen 197 M., Hohenzollern-Hechingen 93 M., Leyen 29 M., Reuß-Schleiz, Reuß-Lobenſtein-Lobenſtein und Reuß-Lobenſtein-Ebersdorf 450 M. ſtellen ſollten. Die Geſammtmacht des Bundes mit den Truppen des Protectors war demnach auf 31[illegible]180 M. berechnet, über die der Protector als Oberbefehlshaber der ganzen Kriegsmacht jeden Augenblick, aber der Bundesacte zufolge blos zu Vertheidigungskriegen, verfügen konnte. — Ein Bund aber, der unter den drängenden Ereigniſſen des Kriegs von einem mächtigen Eroberer geſtiftet und nur von der Furcht vor deſſen unwiderſtehlicher Gewalt zuſammengehalten wurde, mußte auch mit dem ſinkenden Glücke dieſes Mächtigen in ſich ſelbſt zerfallen, da ein Theil der Mitglieder durch den Drang der Umſtände veranlaßt worden war, demſelben beizutreten, ein anderer aber durch Vergrößerung ſeines Gebietes oder Erhöhung ſeines Ranges zum Anſchluß verleitet worden war. Sobald daher im Jahre 1813 Napoleon's Macht gebrochen war, ſagten ſich zuerſt die Herzöge von Mecklenburg-Schwerin und Mecklenburg-Strelitz wieder von demſelben los und verbanden ſich mit Preußen und Rußland. Ihrem Beiſpiele folgten außer mehrern kleineren Fürſten zunächſt die Könige von Baiern und Würtemberg, andere wurden durch die Lage ihrer Länder oder durch andere Rückſichten verhindert, ſich jetzt ſchon von dem Bunde zu trennen. Der König von Sachſen, welcher deßhalb einen großen Theil ſeiner Beſitzungen verlor, und der Großherzog von Frankfurt, welchem ſein Land und ſeine Würde als Primas genommen wurde, blieben dem R. bis zuletzt treu. Auch der König von Weſtphalen und der Großherzog von Berg, der Sohn des ehemaligen Königs Louis von Holland, wurden auf dem Congreſſe zu Wien ihrer Throne verluſtig erklärt, die Beſitzungen der Fürſten von Iſenburg und des Fürſten von Leyen, welche durch den R. zu ſouverainen Fürſten erhoben worden waren, wurden mediatiſirt, allein die übrigen Mitglieder des Bundes, außer dem Herzoge von Aremberg und den Fürſten von Salm, auch von dem neuen deutſchen Bunde als ſouveraine Mächte anerkannt. 81.

Rheinfelden (Schlacht bei), ſ. Bernhard von Weimar.

Rheingau, ſ. Gaue.

Rheingraf war, wie es ſcheint, eine zufällige Benennung einiger deutſchen

gräflichen Geſchlechter im Mittelalter, die ſie von ihren Beſitzungen im Rheingau erhielten. Für den erſten Rheingrafen wird gewöhnlich Adelhelmen um 670 ausgegeben. Aber ſo wenig ſich etwas Sicheres von der Entſtehung dieſes Namens behaupten läßt, eben ſo wenig iſt es der Fall mit den Wildgrafen (auch Waldgrafen), eine ähnliche Benennung einiger reichsgräflichen Familien Deutſchlands. Angeblich wurde ſie ihnen von den wilden und unangebauten Gegenden zu Theil, für deren Urbarmachung ſie zu ſorgen hatten. Daher werden ſie auch Raugrafen genannt. Ihren Urſprung leitet man von Otto VII., Pfalzgrafen von Wittelsbach in Baiern, ab. Beide Geſchlechter ſchmolzen in eins zuſammen, ſeitdem der Rheingraf Johann III. im XIV. Jahrh. des letzten Wildgrafen zu Kyrburg Tochter, Adelheide, geheirathet hatte. Seine Nachkommen führten davon den Titel Wild- und Rheingrafen, nannten ſich aber auch von ihren zahlreichen Beſitzungen in der Grafſchaft Ober-Salm im Wasgau Grafen von Salm. Im XVI. Jahrh. theilten ſie ſich in 2 Hauptlinien, die mörchingiſche und dauniſche, welche letztere wieder in 3 Nebenlinien auseinander ging. Die eine von dieſen, die grumbachiſche, führt noch jetzt den Titel der Wild- und Rheingrafen. 77.

Rheiniſcher Münzfuß, ſ. Gulden.

Rheinsburger (holländ. Rijnsburger) oder Collegianten nannte ſich eine von der Mehrzahl der Remonſtranten abgeſonderte Partei der entſchiedenſten Gegner des Calvinismus, welche bald nach dem Concilium zu Dortrecht um 1620 unter drei wiſſenſchaftlich gebildeten Brüdern, Jan, Adrian und Gysbert Jakobsſohn van der Codde (Coddaeus) zuſammentrat und noch in einigen Gemeinden beſteht, Collegianten von den Collegien, der Bezeichnung für ihre Verſammlungen (ſtatt Kirchen), oder R. von Rhynsburg bei Leyden, dem Orte der jährlichen Synoden, genannt. Die urchriſtliche Kirche als das Muſter ihrer Geſellſchaft darſtellend, nahmen ſie die heilige Schrift als einzige Richtſchnur des Glaubens und Lebens an, verwarfen jede andere Glaubensvorſchrift und vertheidigten die allgemeine Lehrfreiheit in den Verſammlungen. Daher verwarfen ſie das chriſtliche Lehramt und ſtellten nur Gemeindeälteſte an, forderten altchriſtliche Sittenſtrenge, waren aber gegen kirchliche Glaubenslehren faſt gleichgültig, nur mit Ausſchließung der calviniſchen Prädeſtination, zum Theil auch des Socinianismus. Die Taufe ertheilten ſie blos Erwachſenen durch Untertauchung und das Abendmahl begingen ſie als ein brüderliches Mahl, an keine Confeſſion gebunden. Daher Männer der verſchiedenſten Denkart ſich bei ihnen zuſammenfanden. Anfangs verfolgt gewannen ſie allmählig durch ihre Rechtlichkeit und Wohlthätigkeit die öffentliche Meinung für ſich, ſo daß ſie zu Rheinsburg ein großes Gebäude zu ihren jährlichen Synoden und zu Amſterdam ein großes Waiſenhaus errichten konnten. (Vergl. Rues, „Gegenwärtiger Zuſtand der Mennoniten und Collegianten", Jena 1743. S. 243 ff.; Fliedner, „Collectenreiſe nach Holland", Eſſen 1831. 1. Bd. S. 186 ff.) 63.

Rheinwein, ſ. Wein.

Rhetoren und Rhetoriker, ſ. Grammatik.

Rhetorik, ſ. Redekunſt.

Rheumatismus nennen wir die ſpannenden, bohrenden, heftig reißenden Schmerzen in den Gliedern, welche zuweilen mit Anſchwellung der ſchmerzhaften Stellen verbunden ſind. Häufig kommt der R. als rheumatiſches Fieber (Flußfieber) vor. Hier entſteht nach vorgängigem Froſte Hitze mit Kopfſchmerz, dabei leichtere Schmerzen im ganzen Körper, die ſich nach einigen Tagen auf eine Stelle fixiren und an Heftigkeit zunehmen, bis endlich nach einigen Tagen eine Anſchwellung entſteht, worauf die Schmerzen zwar nachlaſſen, bald aber an einer anderen Stelle mit neuer Heftigkeit ausbrechen und ſo allmählig den ganzen Körper durchziehen (woher der Name Fluß). Dieſe Schmerzen können zuweilen den heftigſten Grad erreichen, ſo daß ſie allen Schlaf rauben, der Kranke laut aufſchreien muß,

ſich nicht bewegen und keine Berührung vertragen kann. Hat auf dieſe Art die Krankheit 2—3 Wochen gedauert, ſo nimmt der Schmerz ab, das Fieber verliert ſich, es treten Schweiße und Bodenſatz im Urine ein und der Kranke erholt ſich, jedoch ſehr langſam. Indeſſen können auch ſtatt einer vollſtändigen Geneſung mancherlei Krankheiten zurückbleiben, als allgemeine oder örtliche Waſſerſucht, Verwachſungen, Lähmungen; endlich kann ſich auch der R. auf edlere Organe, als Hirn, Lungen, Herz, Magen, Därme, werfen, in welchem Falle der Tod die gewöhnliche Folge iſt. Außer dieſem rheumatiſchen Fieber gibt es auch einen fieberloſen, chroniſchen R., in welchem nur eine einzelne Stelle des Körpers afficirt iſt. Solche chroniſche Rheumatismen befallen die Kopfbedeckungen (Kopfgicht), die Augen, Ohren, Zähne, Hals, Bruſt, Rückenmuskeln, die Kreuzgegend (Kreuzſchmerzen), die Hüften (Hüftweh), die Gelenke (Gelenkrheumatismus) ꝛc. — Die Urſache des R. iſt der ſchnelle Übergang von Wärme zur Kälte, die vorzüglich, wenn ſie mit Feuchtigkeit verbunden iſt, ſchädlich wirkt; daher kommt er am Häufigſten im Frühlinge und Herbſte vor, öfter an Flüſſen und in feuchten Thälern, in feuchten Wohnungen; er wird erregt, wenn man mit erhitztem Körper in die Zugluft, in kalte Zimmer, Kirchen, feuchte Keller tritt; am meiſten ſind ihm ſchwächliche, reizbare, mit zarter, leicht ſchwitzender Haut verſehene Menſchen unterworfen, ſo wie er auch gern nach Wunden, Quetſchungen und Knochenbrüchen ſich einſtellt. Er hat ſeinen Sitz in den ſeröſen und fibröſen Gebilden des Körpers, als in den Muskelſcheiden, Sehnen, Gelenkkapſeln, der Knochenhaut, wobei dieſe Partien entzündlich ergriffen ſind. 39.

Rhinocĕros, Nashorn, lat. rhinoceros; franz. rhinocéros; engl. rhinoceros, ein in den heißen Gegenden Aſiens und Afrikas einheimiſches, von Vegetabilien lebendes Säugethier, iſt nächſt dem Elephanten das größte und ſtärkſte des Feſtlandes. Man unterſcheidet zwei Arten desſelben, das einhörnige (unicornis) und das zweihörnige (bicornis). Das erſtere wird nur in Aſien und zwar vorzugsweiſe in den dichten ſchattigen Wäldern Oſtindiens, Siams und des ſüdlichen China, auch auf Java und Sumatra, angetroffen; das letztere, welches im Allgemeinen jenem gleicht, im Caplande und in anderen Gegenden des ſüdlichen Afrika. Die Geſtalt des R. iſt nichts weniger als ſchön; den plumpen und unbeholfenen, aber ſtarkknochigen Körper bedeckt eine ſchmutziggraugelbe, nackte, rauhe und faltige Haut, welche ſo dick und hart iſt, daß gewöhnliche Bleikugeln von ihr abprallen; das unverhältnißmäßig kleine Auge liegt tief im Kopfe und drückt Trägheit und Dummheit aus, die Füße endlich ſind unförmlich und ſcheinen ebenfalls mit der Laſt des Körpers nicht im Verhältniſſe zu ſtehen, obwohl ſie zu ſchneller Fortbewegung nicht untauglich ſind. Der merkwürdigſte Theil an dem Körper des R. iſt das über der Naſenſpitze ſtehende, bisweilen über 3 Fuß lange, gebogene Horn, welches dem Thiere zur Vertheidigung gegen feindliche Angriffe dient. Das afrikaniſche R. hat deren zwei, ein größeres und ein kleineres. Übrigens ſind beide Arten von Natur friedliebend, wenn ſie gereizt werden aber äußerſt bösartig. Man jagt ſie ſowohl wegen des Fleiſches, als auch wegen des Horns und der Haut, welche zu allerlei Geräthſchaften verarbeitet werden. 8.

Rhinoplaſtik (von ῥίν, Naſe, und πλάσσειν, bilden) iſt die Kunſt, den Verluſt der Naſe durch die lebendige Erzeugung eines der Naſe ähnlichen Fleiſchgebildes organiſch zu erſetzen. Man benutzt dazu entweder die nahe gelegene Haut, vorzüglich der Stirne oder die des Armes, die man noch theilweiſe mit ihrem urſprünglichen Standpunkte in Verbindung läßt, bis ſie mit dem Orte ihrer Überpflanzung in organiſche Vereinigung getreten iſt; oder man überpflanzt ein völlig getrenntes Stück auf den zu erſetzenden Theil. Der Urſprung der R. verliert ſich in die früheſten Zeiten des indiſchen Prieſterthums und ſcheint fortdauernd in gewiſſen Kaſten, beſonders in der der Ziegelſtreicher, ſich erhalten zu haben. Die indiſchen Prieſter

machten lange Zeit ein Geheimniß aus ihrer Methode (die übrigens darin beſtand, den zur Bildung der neuen Naſe verwendeten Hautlappen aus der Stirn zu ſchneiden) und nur ungefähr erſt gegen das XV. Jahrh. wurde die R. nach Europa verpflanzt. Nach P. Manzano reſtaurirte Branca, ein ſicilischer Arzt, im Jahre 1442 eine Naſe, indem er dazu die Armhaut des Individuum benutzte. Von der Familie Branca pflanzte ſich dieſe Kunſt nach Calabrien auf die Familie der Bojanis fort, bis ſie hier mit dem Ende des XVI. Jahrh. wieder ganz verloren ging. Doch wurde ſie ſpäterhin von Kaspar Tagliacozzi in Bologna (geb. 1546, geſt. 1599) wieder ausgeübt, kam in großen Ruf und wurde 1597 von ihm öffentlich bekannt gemacht, nachdem ſie zuvor ein Geheimniß geweſen war. Das Charakteriſtiſche der italieniſchen oder Tagliacozzi'ſchen Methode iſt die Bildung des Erſatzlappens aus der Haut des Armes, welcher erſt nach vorläufiger Behandlung mit dem Orte ſeiner Verpflanzung vereinigt wurde. Nach dem Tode Tagliacozzi's beſchäftigte man ſich nur wenig mit der R. und ſpäter hielt man die Abhandlungen und Beobachtungen über die Wiederherſtellung der Naſe für nicht glaubwürdig, ſo daß die Möglichkeit der Ausführung dieſer Operation, z. B. von Dionis, geradezu für unmöglich erklärt wurde. Doch wurde ſpäterhin durch die von Garengeot und vielen anderen Wundärzten aufs Neue beobachteten Thatſachen die Aufmerkſamkeit auf die R. wieder hingelenkt, ſo daß man wieder Verſuche damit anſtellte. Doch wurde ſie in Indien fortwährend geübt und im Jahre 1814 in England zuerſt wieder von Carpue verrichtet. In Deutſchland verſuchte von Gräfe (1816) zuerſt wieder die Naſenbildung aus der Armhaut und ſpäter auch die indiſche Methode. Er hat beide in manchen Beziehungen weſentlich verbeſſert, ſo daß ſeine Angaben als die zweckmäßigſten manuellen Verfahrungsweiſen zu betrachten ſind. Sein eigenthümliches Verfahren, das er als deutſche Methode aufführt, unterſcheidet ſich von dem des Tagliacozzi dadurch, daß der aus der Armhaut gebildete Lappen, ohne ſeine vollkommene Überhäutung an der inneren Fläche abzuwarten, mit dem Stumpfe der Naſe geheftet wird. In England haben, außer Carpue, auch Lynn, Hutchinſon u. A., und in Frankreich beſonders Delpech, Lisfranc, Blandin u. A. mit gleichem Glücke die Operation der Brahminen wiederholt. — (Vergl. Tagliacozzi, „De curtorum chirurgia per insitionem" (Venet. 1797); Roſenſtein, „De chirurgiae curtorum possibilitate" (Upsal. 1742); Carpue, „Geſchichte zweier gelungenen Fälle, wo der Verluſt der Naſe vermittelſt der Stirnhaut erſetzt wurde", aus dem Engl. von Michaelis, mit einer Vorrede von C. Gräfe. Mit 5 Kpfrn. (Berlin 1817); Gräfe's „Rhinoplaſtik" ꝛc., mit 6 Kpfrn. (Berl. 1818) und Benedict's „Beiträge zu den Erfahrungen über Rhinoplaſtik nach der deutſchen Methode; mit 4 Tafeln" (Bresl. 1828). 28.

Rhode=Island, ſ. Nordamerikaniſcher Freiſtaat.

Rhodium, ſ. Metalle.

Rhodus, eine wegen ihres heitern Himmels und ihrer Fruchtbarkeit und als mächtiger Seeſtaat im Alterthume berühmte Inſel, liegt im mittelländiſchen Meere, 2 M. von der Küſte Kariens in Kleinaſien entfernt. Sie war der Sonne geweiht und in den früheſten Zeiten bildeten die 3 wichtigſten Städte, Lindus, Jalyſus und Kamirus, für ſich beſtehende Republiken. Doch ſeit der Erbauung der Hauptſtadt Rhodus zur Zeit des peloponneſiſchen Krieges verbanden ſich dieſe und gründeten den in Kurzem mächtigen Seeſtaat R., die Mutter vieler Colonien Italiens, Siciliens und Spaniens. An der Spitze deſſelben ſtand die Stadt Rhodus, der Sitz der Cultur und Wiſſenſchaft, mit einem Hafen, den der weltberühmte Coloß ſchmückte. Beſonders gelangten die Seegeſetze von R. an den Küſten des ganzen Mittelmeeres zur Celebrität und die lex Rhodia de jactu hat bisher ſeine Gültigkeit behauptet. Während der ganzen Reihe der Ereigniſſe Europas und

Aſiens, in die es vielfach verwickelt wurde, behauptete R. die Selbſtſtändigkeit und ſeit den Eroberungszügen der Römer nach Aſien ſtand ſie mit dieſen im Bunde und leiſtete ihnen treffliche Dienſte, beſonders im Kriege gegen Mithridates VI. Erſt durch Vespaſian wurde ſie als Provinz dem römiſchen Reiche einverleibt und theilte dann ſpäter das Schickſal deſſelben, namentlich des anliegenden Feſtlandes. 1310 (9) wurde ſie von den Johanniterrittern erobert und der Sitz des Ordens, fiel aber 1522 wieder in die Hände der Türken, die ſie zur Zeit noch behaupten. Gegenwärtig heißt ſie Rhodis und zählt 30000 Einw., worunter ſich 10000 Griechen mit einem Erzbiſchofe befinden, die zum größern Theile außerhalb der Hauptſtadt leben müſſen. Regiert wird ſie von einem Paſcha, der unter dem Kapudan Paſcha ſteht. Sie iſt reich an Producten, an Wein, Getreide, Baumwolle und anderen Südfrüchten und dient wegen ihres Holzreichthums (rhodiſches Holz, auch Roſenholz) als Hauptſchiffswerfte der türkiſchen Flotte. Die Hauptſtadt iſt Rhodis mit 15000 Einw., größtentheils Türken, 2 Häfen, die jedoch ziemlich verſandet ſein ſollen, und vielen Überreſten der Johanniterritter, von denen noch eine Straße den Namen der Ritterſtraße führt. Sie wird von einem dreifachen Walle und doppelten Gräben umgeben und deßhalb für unbezwingbar gehalten. Die am Tage in der Stadt ſich aufhaltenden Chriſten müſſen ſie mit dem Untergange der Sonne verlaſſen. Vergl. „Rhodos, ein hiſtoriſch-archäologiſches Fragment", von H. Roſt (Altona 1823) und Rottier's „Descript. des monumens de Rhodes" (1828 ff., mit lithogr. Blättern). 35.

Rhön (die), **Rhöngebirge** heißt ein Gebirgszug des mitteldeutſchen Gebirgsſyſtems. Sie bedeckt den nordweſtlichen Theil des baieriſchen Untermainkreiſes und den ſüdlichen des Großherzogthums Weimar und läuft in nordöſtlicher Richtung von Brückenau in Baiern bis Kaltennordheim im Eiſenachſchen, von wo aus ihre Vorberge ſich bis zur Werra, der Grenzſcheide vom thüringer Walde, hinziehen. Sie iſt 6 M. lang, ſelten über 1 M. breit und zerfällt in 3 Hauptzüge, unter welchen der beträchtlichſte vom heiligen Kreuzberge an bis in das eiſenachſche Amt Lichtenberg unter dem Namen der hohen oder langen R. bekannt iſt. Hier tritt auch am Entſchiedenſten der vulcaniſche Urſprung des Gebirgs (Baſalt- und Lavageſtein) hervor. Sonſt aber findet man Holz- und Pflanzenwuchs, beſonders ſchöne Bergwieſen. Die höchſten Punkte des Gebirges ſind der heil. Kreuzberg (2856 F.), der Dammersfeld (2840 F.) und die Milzeburg oder das Heufuder (2390 F.). Durch Höhenzüge ſteht die R. im Norden mit dem Meißner, ſüdlich mit dem Speſſart in Verbindung. 15.

Rhombendodekaëder iſt eine aus zwölf gleichen rautenförmigen Flächen, welche Winkel von 109° 28′ 16″ und 70° 32′ 44″ beſitzen und die unter Winkeln von 120 Graden mit ihren Kanten an einander ſtoßen, zuſammengeſetzte Geſtalt und gehört zu den regelmäßigen ſtereometriſchen Körpern. Sie beſitzt 14 Ecke, von denen 6 vierflächig und 8 dreiflächig ſind, und 24 Kanten. 76.

Rhomboëder heißen diejenigen Geſtalten, welche von ſechs gleichen Rautenflächen ſo umgrenzt ſind, daß zwei gleiche dreiflächige von drei gleichen Flächenwinkeln umgebene Ecken der Geſtalt vom Mittelpunkte derſelben aus diametral einander gegenüberliegen. Die Linie durch den Mittelpunkt, welche dieſe Ecken verbindet, heißt die Achſe. Die Geſtalten beſitzen 2 gleichwinkelige, 6 ungleichwinkelige Ecken, 6 gleiche Achſen und 6 gleiche Seitenkanten. 76.

Rhombus, Raute, lat. rhombus; fr. losange; engl. losenge, rhomb, iſt ein Parallelogramm mit ſchiefen Winkeln und gleichen Seiten und Rhomboides ein Parallelogramm mit ſchiefen Winkeln und ungleichen Seiten. — Rhombuslinie iſt eine auf einem Quadranten, der in acht Theile des Zirkels getheilt wird, verzeichnete Chordenlinie, deren Benutzung beſonders zur See geſchieht, um den Lauf eines Schiffes zu verzeichnen. 40.

Rhône (lat. Rhodănus), einer von den Hauptflüſſen Frankreichs, entſpringt 5400 F. über dem Meere aus einem Gletſcher (dem Rhônegletſcher) am Fuße der Furca, dem ſüdweſtlichen Abhange des St. Gotthard, im ſchweizeriſchen Canton Wallis. In nordweſtlicher Richtung fließt ſie durch die berner und ſavoyer Alpen, tritt dann in das ſich allmählig erweiternde walliſer Thal, bildet die Grenze zwiſchen Wallis und dem Canton Waadt und ergießt ſich bei Noville in den Genferſee. Dieſen verläßt ſie bei Genf, bald darauf auch den Canton und trennt nun theilweiſe Savoyen und Frankreich. Bei St. Genis geht ſie hierauf nach Frankreich über, nachdem ſie bei dem Marktflecken Seyſſel, in deſſen Nähe ſie einen Waſſerfall bildet, ſchiffbar geworden iſt. Hier macht ſie die Grenze der Provinzen Dauphiné, Provence und Burgund, Lyonnois und Languedoc und ergießt ſich durch 4 Mündungen, die oft eine Breite von 2000 F. erreichen, in den Meerbuſen von Lyon und ſchließt die mehrere □M. große Inſel Camargue, ein ſandiges Delta, ein. Die Schiffahrt der R. iſt namentlich von Lyon aus ſehr belebt, wird aber durch die engen Schluchten, zwiſchen welchen ſie ihr Flußbette gebahnt hat, und durch die zahlloſen Sandbänke und Inſeln, wie durch ihren reißenden Lauf, ſehr unſicher und ſchwierig. Eine ſolche enge Schlucht, wo die überhängenden Felſen ſich ziemlich berühren, iſt die *Perte du Rhone* oberhalb Lyon, durch die ſie ſich 60 F. weit hindurchzieht. Bei Arles, wo ſie ſich in 2 Hauptarme theilt, hört die Schifffahrt, weil ihr Bette hier ganz verſandet iſt, auf, wird aber durch die Canäle von Arles und Beaucaire, die beide in den Meerbuſen von Lyon münden, erſetzt. Außerdem ſteht die R. durch den Canal des Doubs, ſonſt de Monſieur, erſt 1832 vollendet, der den Doubs und die Ill vereinigt, mit dem Rheine in Verbindung. Die R. berührt auf ihrem 100 M. (in gerader Richtung 60 M.) langen Laufe außer Genf und Lyon die Städte Vienne, Valence, Avignon, Beaucaire und Arles. Ihr Stromgebiet iſt 1760 □M. groß und wird im Norden von Côte d'Or, im Weſten von den Sevennen und dem Lozèregebirge, im Oſten vom Jura, von den apenniniſchen, grajiſchen, cottiſchen und den Seealpen und im Süden von den Pyrenäen begrenzt. Es führt ihr außer mehrern unbedeutenderen Flüſſen rechts die Ain im gleichnamigen Departement, die Saone mit dem Doubs bei Lyon, die Ardèche bei Pont St. Esprit und den Gard bei Beaucaire, links die Arve bei Genf, die Iſère oberhalb Valence, die Drôme unter Valence und die Durance bei Avignon zu. 35.

Rhythmus (griech. ῥυθμός) iſt ein Wort, über deſſen Etymologie ſowohl als Bedeutung alte und neue Gelehrte viel geſtritten haben. Die Einen leiten R. von ῥέω (oder deſſen Nebenform ῥυέω) her, welches jede gleichſam tactmäßig *hinfließende* Bewegung bezeichnet, die Anderen von ῥύμβος, ῥόμβος, welches eine ſchnelle, kreisförmige Bewegung, Umſchwung ꝛc. bezeichnet. Sowohl den Regeln der Etymologie als auch dem Sinne nach iſt ohne Zweifel die erſtere Ableitung die richtigere, zumal ſich aus ihr alle Bedeutungen erklären laſſen, die die Alten mit dem Worte R. verbanden. Sie nannten R. 1) das *Zeitmaß*, den *Tact*, gleich viel ob beim Tanze oder in der Muſik, oder im Versmaße oder in ſonſt einer angemeſſenen tactmäßigen Bewegung; 2) das *Ebenmaß*, *Gleichmaß* (räumlich), oder das ſchöne Verhältniß der einzelnen Theile ſowohl in der Ruhe, als in der Bewegung; 3) den *Wohlklang der Rede*, entſtehend aus regelrechter Tactbewegung und ſchönem Ebenmaße der Sylben, Wörter, Redeglieder und Redeſätze, den Tonfall (numerus) und endlich 4) überhaupt *die Form*, in der ſich etwas bewegt. Wenn nun der Dichter wie jeder andere Künſtler bei der Schaffung ſeines Kunſtwerkes an beſtimmte Regeln gebunden iſt, und zwar an eine Regel, über welche ſelbſt das Genie niemals erhaben iſt und welche in der Idee des Kunſtwerkes ſelbſt liegt, wenn ferner der Versbau den wiſſenſchaftlichen und *techniſchen* Theil der Poetik ausmacht, ſo leuchtet es auch ein, daß der Bau des Verſes auf eigenthümlichen in ſeiner Natur gegründeten Geſetzen beruhe. Um aber dieſes

eigenthümliche Geſetz des Versbaues zu finden, iſt es nöthig von den Worten des Verſes ganz abzuſehen und blos auf deſſen Klang und Bewegung zu merken. Wer ſo die Worte nicht beachtet, während er auf den Vers horcht, faßt blos das mit dem Gehöre auf, was wir die Weiſe, die Römer numerus, die Griechen R. nannten. Dieſer R. nun beruht auf eigenen in der Natur gegründeten Principien, und jeder Vers, als R. oder als Verbindung von Rhythmen betrachtet, muß nach dieſen Grundſätzen gebildet und beurtheilt werden. Die Wiſſenſchaft dieſer Principien nennen wir Metrik (vergl. d. Art. Metrum). Wenn nun aber R. im Verſe das iſt, was, abgeſehen von Inhalt und Worten, allein dem Gehör übrig bleibt, ſo muß nothwendig auch dem Gehöre ein Urtheil über den Vers zuſtehen, es muß im R. ein beſtimmter Tact ſtattfinden. Indem wir aber ſo Metrum und R. von einander ſchieden und beide Begriffe in ihren erſten Elementen betrachteten, iſt es auch einleuchtend, daß beide zugleich mit und durch einander entſtehen; denn der R. iſt metriſch beſtimmt, und das Metrum iſt nichts Anderes als Proportionsmaß des R. R. iſt demnach ein beſtimmtes Zeitmaß der Bewegung, ſei es nun für das Gefühl oder für das Auge oder für das Ohr. In der Poeſie nun iſt R. das beſtimmte Zeitmaß, in welchem ſich die Bewegung der Töne und Laute der Sprache dem Ohre bemerklich macht. Dieſes Zeitmaß aber iſt in der Poeſie arithmetiſch genau, indem die Zahl der Sylben und Versfüße jedesmal beſtimmt iſt, und hierdurch unterſcheidet ſich der poetiſche R. von dem oratoriſchen R., unter welchem man blos eine vielartige, ausdrucksvolle Bewegung verſteht, die nur versähnlich, nicht versmäßig in ſtreng berechnetem Sylbenmaße fortſchreitet. Das Versmäßige im poetiſchen R. beſteht aber in der harmoniſchen Aneinanderreihung von Hebungen und Senkungen des Tones, welche den Gang der poetiſchen Rede wie den Wellenſchlag des Meeres darſtellen. Während nämlich der Redner die Sylben nur nach dem Gehöre ſchätzt und in ſeinen Sylbenreihen nur den Wortaccent braucht, ſo geben dagegen im poetiſchen R. mehrere Sylben von beſtimmter Länge und Kürze zuſammengenommen den metriſchen Fuß (pes), der im Verſe genau in derſelben Ordnung und mit dem Accente auf derſelben Stelle wiederkehrt. Um daher den poetiſchen R. gehörig anwenden zu können, muß man wiſſen, in wie weit eine Sprache ſich zur Hervorbringung ſolchen Tactes eignet, und die Formen kennen, in welchen er ſich bewegen kann. Erſteres lehrt die Proſodik, letzteres die Metrik, aus denen alſo die Lehre vom R. überhaupt beſteht. Die metriſche Reihe gibt aber das Quantitätsmaß der Sylben eines Verſes nur nach ihrem inneren Gehalte an, als natürlich oder poſitionslang (–), kurz (◡), oder unbeſtimmt (⏓). Indeß müſſen aber auch die Zeitverhältniſſe der Sylben und die gleichförmige Bewegung derſelben durch das Gehör unterſchieden werden, und dadurch kommt es, daß die metriſche Reihe noch eine neue Beſtimmung von Außen her durch die rhythmiſche Reihe erhält, welche die gleichförmige Bewegung der Sylben, wie in der Muſik die Töne, nach proportionirten Zeitverhältniſſen beſtimmt und auf der metriſchen Reihe da endet, wo die bisherige Bewegung in eine andere übergeht und auf derſelben die Stellen beſtimmt, wo ohne Störung der Bewegung eine lange Sylbe mit einer oder zwei kurzen wechſeln, eine kurze ſich in zwei kürzere auflöſen, oder auch ein Fuß für einen anderen ſtehen kann. Hieraus ergibt ſich aber, daß für die rhythmiſche Reihe bei der unzureichenden metriſchen Bezeichnung ſchicklicher das muſikaliſche Maß angewendet wird. Hiernach entſpricht denn auch die kurze Sylbe = ♪ der langen = ♩, oder die kurze = 𝅘𝅥𝅯 der langen = ♪ ꝛc., ſo wie ebenfalls nach demſelben Verhältniſſe die dreizeitige Sylbe durch ♩. ($\frac{1}{4} + \frac{1}{8}$), oder ♪. ($\frac{1}{8} + \frac{1}{16}$), oder 𝅘𝅥𝅯. ($\frac{1}{16} + \frac{1}{32}$) angedeutet werden kann. Mit dieſer Bezeichnung läßt ſich das Metrum oder das Maß der rhythmiſchen Reihen, einzeln und verbunden, wie ſie im Verſe erſcheinen, genauer ausdrücken. Der kleinſte Abſchnitt einer rhythmiſchen Reihe

beſteht aus einer Arſis mit ihrer Theſis, die beide als Gegenſatz zuſammengehören und, als Hauptmomente genommen, das Zeitmaß aller übrigen werden, wie in der Muſik der Tact. Ein ſolcher Abſchnitt aber kann in mehrere kleinere Momente zerfallen, die ſich ebenfalls wieder wie Arſis und Theſis zu einander verhalten und zuſammengenommen das Maß des ganzen Abſchnittes ausfüllen. Das Maß, welches die Zeitverhältniſſe dieſer kleineren Momente eines ſolchen Abſchnittes beſtimmt, heißt, in ſofern es immer wiederkehrt, eine metriſche Periode; das Maß jeder Arſis und Theſis aber der metriſche Fuß (ſiehe oben), daher die metriſche Periode ſowohl Monopodie, als Dipodie, oder auch Tripodie ſein kann. Durch dieſe Zuſammenſetzung langer und kurzer Sylben aber bekommt man eine beträchtliche Anzahl von Füßen, die man gewöhnlich nach der Zahl der darin enthaltenen Sylben in zwei-, drei- und vierſylbige getheilt hat. Dieſe Füße nun ſind folgende. I. Zweiſylbige: 1) ––, Spondeus, z. B. Wohllaut; 2) –◡, Trochäus, auch Choreus genannt, z. B. Vater; 3) ◡–, Jambus, z. B. bereit; 4) ◡◡, Pyrrhichius, z. B. Deus. II. Dreiſylbige: 1) –––, Moloſſus, z. B. andachtvoll; 2) ◡◡◡, Tribrachys, z. B. canite; 3) –◡◡, Daktylus, z. B. Heilige; 4) ◡◡–, Anapäſt, z. B. Diamant; 5) –◡–, Kretikus, z. B. Vaterland; 6) ◡–◡, Amphibrachys, z. B. Gefilde; 7) ––◡, Bacchius, z. B. anbeten; 8) ◡––, Palimbacchius, z. B. Bewegung. III. Vierſylbige: 1) ◡◡◡◡, Prokeleusmatikus, z. B. celeriter; 2) ––––, Diſpondeus, z. B. Seekriegsſchauplatz; 3) –◡–◡, Ditrochäus, z. B. Ungewitter; 4) ◡–◡–, Dijambus, z. B. Bekümmerniß; 5) –◡◡–, Choriambus, z. B. Wonnegeſang; 6) ◡––◡, Antiſpaſt, z. B. bereitwillig; 7) ––◡◡, Jonicus a majore (ſinkender Joniker), z. B. Ankündiger; 8) ◡◡––, Jonicus a minore (ſteigender Joniker), z. B. Meteorſtein; 9) –◡◡◡, Päon primus (erſter Päon), z. B. freudigere; 10) ◡–◡◡, Päon ſecundus (zweiter Päon), z. B. Beſeliger; 11) ◡◡–◡, Päon tertius (dritter Päon), z. B. Alabaſter; 12) ◡◡◡–, Päon quartus (vierter Päon), z. B. Religion; 13) ◡–––, Epitritus primus (erſter Epitrit), z. B. Triumphausruf; 14) –◡––, Epitritus ſecundus (zweiter Epitrit), z. B. Todesanblick; 15) ––◡–, Epitritus tertius (dritter Epitrit), z. B. Abſchiedsgeſang; 16) –––◡, Epitritus quartus (vierter Epitrit), z. B. Epheuranke. Was aber nun die rhythmiſchen Reihen anlangt, ſo können in einem rhythmiſchen Abſchnitte, als Einheit genommen (𝅝), Arſis und Theſis entweder für zwei gleiche Hälften (𝅗𝅥 𝅗𝅥) gelten, woraus das gerade Metrum, oder für zwei ungleiche Theile, ſo daß die Arſis um die Hälfte der Theſis überlegen iſt (𝅗𝅥 ♩), woraus das ungerade Metrum entſteht. Dieſe Theile laſſen ſich nun in kleinere Momente auflöſen, die zuſammen, wie im muſikaliſchen Tacte, nicht mehr Zeit ausfüllen, als die Einheit (𝅝) ſelbſt, und aus dieſen Auflöſungen ergeben ſich die verſchiedenen rhythmiſchen Füße. Das gemiſchte Metrum endlich gibt die Zerfällung der metriſchen Einheit in 3 Momente, entſprechend dem $\frac{3}{4}$ und $\frac{6}{8}$ Tacte in der Muſik. Demnach finden im geraden Metrum, das von ſeiner Grundform auch das ſpondeiſche genannt wird, 4 Formen des R. ſtatt; nämlich: 1) ♩ ♩, die ſpondeiſche (––); 2) ♩ ♪ ♪, die daktyliſche (–◡́ ◡); 3) ♪ ♪ ♩, die antidaktyliſche (◡◡́ –), unterſchieden von der anapäſtiſchen (♪ ♪ ♩, ◡◡–); 4) ♪ ♪ ♪ ♪, die prokeleusmatiſche (◡́ ◡ ◡́ ◡). Die beiden Hauptmomente des geraden Metrum können ſich nun auch ungleich zerlegen: ♩. ♩. = ♩ ♪ ♩ ♪, und ſo entſteht der $\frac{6}{8}$ Tact oder das gemiſchte Metrum. Miſchen ſich nun beide Ordnungen der Momente, ſo entſtehen mannigfaltige Formen des R. Sie ſind folgende. 1) Wenn beide Hauptmomente unzerfällt bleiben (♩. ♩., ––) Spondeus; 2) wenn das erſte Moment unzerfällt bleibt und das zweite ſich in drei gleiche Theile zerlegt (♩. ♪ ♪ ♪, –◡́ ◡ ◡), der erſte Päon; 3) wenn das erſte Achtel zur

Länge wird (♩. ♪. ♬ ♪, – – ⏑ ⏑): Ionicus a majore; 4) wenn bei unzerfälltem erſten Moment das zweite ſich in die Grundform der Länge und Kürze zerlegt (♩. ♩ ♪, – – ⏑): Bacchius; 5) wenn bei unzerlegtem zweiten Moment das erſte ſich in drei gleiche Theile zerfällt (♪ ♪ ♪ ♩., ⏑ ⏑ ⏑ –), der vierte Päon, auch mit dem erſten Päon zuſammengeſetzt (♩ ♪ ♪ ♪ | ♪ ♪ ♪ ♩., – ⏑ ⏑ ⏑ | ⏑ ⏑ ⏑ –) und mit dem ſinkenden Ionicus (♩. ♪. ♬ ♪ | ♪ ♪ ♪ ♩., – – ⏑ ⏑ | ⏑ ⏑ ⏑ –); 6) wenn bei der vorigen Form das erſte Achtel zur Länge wird (♪. ♬ ♪ ♩., – ⏑ ⏑ –) der Choriambus (ſeine Meſſung iſt im gemiſchten Metrum eine andere als im ſchweren dreizeitigen; im erſtern Fall z. B. ⏑ – ⏑ – | – ⏑ ⏑ –, vom Siegerſchwerte niedergedrückt; im zweiten Fall z. B. ♪ ♪ | ♩ ♩ ♪. ♪ | ♩ ♪ ♪ ♩ | ♩ ♩ ♪ ♪ | ♩ ♩, Wo das Schlachtfeld von Triumphmelodien aufjauchzt' in Entzückung; letzteres jedoch ſeltener); 7) wenn bei unzerlegtem zweiten Hauptmoment das erſte ſich in die Grundform der Länge und Kürze zerfällt (♩ ♪ ♩., – ⏑ –) der Creticus oder der Amphimacer; 8) wenn beide Hauptmomente ſich in die Grundform der Länge und Kürze zerlegen (♩ ♪ ♩ ♪, – ⏑ – ⏑), die trochäiſche Dipodie oder der Ditrochäus; 9) wenn jedes Hauptmoment ſich in drei gleiche Theile zerlegt (♪ ♪ ♪ ♪ ♪ ♪, ⏑ ⏑ ⏑ ⏑ ⏑ ⏑), die tribachiſche Form (auch der Dichoreus genannt); 10) wenn bei der vorigen Form das erſte Achtel jedes Momentes die Länge annimmt (♩. ♬ ♪ ♪. ♬ ♪, – ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑), der flüchtige oder dreizeitige Daktylus, verſchieden von den ſchweren oder vierzeiligen. Die übrigen möglichen Formen des gemiſchten Metrum als: der flüchtige Daktylus mit dem Tribrachys (♪. ♬ ♪ ♪ ♪ ♪, – ⏑ ⏑ ⏑ ⏑ ⏑ und umgekehrt ♪ ♪ ♪ ♪. ♬ ♪, ⏑ ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑), der Trochäus mit dem Tribrachys (♩ ♪ ♪ ♪ ♪, – ⏑ ⏑ ⏑ ⏑, umgekehrt ♪ ♪ ♪ ♩ ♪, ⏑ ⏑ ⏑ – ⏑); der flüchtige Daktylus mit dem Trochäus (♪. ♬ ♪ ♩ ♪, – ⏑ ⏑ – ⏑ und umgekehrt ♩ ♪ ♪. ♬ ♪, – ⏑ – ⏑ ⏑) führen keine beſondere Namen. Demnach iſt nun ein dreifaches Maß der Länge abgeleitet: 1) die dreizeitige Länge (♩.), die ein Hauptmoment des gemiſchten Metrum ausfüllt; 2) die zweizeitige (♩), die im geraden Metrum ein Hauptmoment ausfüllt und im gemiſchten zwei Dritttheile des Hauptmomentes; 3) die unvollkommene (♪.), die noch nicht zwei volle Zeilen ausfüllt. Das ungerade Metrum endlich zerfällt durch Auflöſung der Grundform in Momente zweiter Ordnung (𝅗𝅥. ♩ ♩ ♩ ♩ und ♩ ♩ ♩ ♪ ♪ ♪ ♪ ♪ ♪): a) in das ſchwere ungerade Metrum (den $\frac{3}{2}$ Tact) und b) in das leichte oder dreizeitige ungerade Metrum (den $\frac{3}{8}$ Tact). Wenn nämlich die Hauptmomente des ſchweren ungeraden Metrum ſich in zwei gleiche Theile zerlegen, ſo entſtehen durch den Wechſel der Momente beider Ordnungen vorzüglich folgende rhythmiſche Formen: 1) ♩ ♩ ♩ (– – –) z. B. Angſtausruf, die moloſſiſche Form (molossus); 2) ♩ ♩ ♪ ♪ (– – ⏑ ⏑) die ſchwere ioniſche Form (ionicus a majore), (verſchieden durch die Arſis auf der erſten Kürze von der leichten mit accentloſer Theſis. Beide aber geſtatten einen Auftact); 3) ♩ ♪ ♪ ♩ (– ⏑ ⏑ –) (Choriambus impatiens), die ſchwere choriambiſche Form, ebenſo von der leichten mit accentloſer Theſis unterſchieden: ♪ ♪ ♩ ♩ (⏑ ⏑ – –), ♪ ♪ ♪ ♪ ♩ (⏑ ⏑ ⏑ ⏑ –), ♪ ♪ ♩ ♪ ♪ (⏑ ⏑ – ⏑ ⏑), ♩ ♪ ♪ ♪ ♪ (– ⏑ ⏑ ⏑ ⏑). So wie nun dieſes Metrum dem $\frac{3}{2}$ Tact der Muſik entſpricht, ſo entſteht durch Zerlegung der drei Hauptmomente das tripodiſche oder moloſſiſch tribrachyſche Metrum von 9 Zeiten = dem $\frac{9}{8}$ Tact der Muſik, ebenfalls in verſchiedenen Formen. In dem leichten ungeraden Metrum kommen unter den Hauptmomenten ſelbſt folgende verſchiedene Formen vor: ♩ ♪ (– ⏑), die trochäiſche; ♪ ♪ ♪ (⏑ ⏑ ⏑), die tribrachyſche; ♪. ♬ ♪ (– ⏑ ⏑), die flüchtig daktyliſche (Dactylus celer), und durch eine

andere Zerfällung: ♪. ♬ ♬ ♬ (– ⏑ ⏑́ ⏑), Parapäon (Paeon trochaicus), (z. B. kriegeriſche), durch den Accent auf der vorletzten Note kenntlich. Welches Maß nun irgend einem R. eigenthümlich ſei, kann natürlich nicht eher beſtimmt vernommen werden, als bis in ſeinem Verlaufe die Hauptarſis zurückgekehrt iſt; dieſe aber kann ſich erſt nach mehrmaliger regelmäßiger Rückkehr als ſolche bewähren. Und ſo fängt denn jede metriſche Periode mit der Arſis an und endet mit der Theſis des Grundrhythmus; denn ſie umfaßt die ganze Zeit, die aus der Einheit entſteht, indem ſie ſich zum R. bildet. Einige Formen, z. B. die kretiſche, choriambiſche und vierte päoniſche, ſcheinen hiervon Ausnahme zu machen, indem keine Theſis an ihrem Schluſſe hörbar wird. Allein dieſe Ausnahme iſt nur ſcheinbar; denn metriſch betrachtet iſt die Theſis vorhanden, nur daß ſie nicht rhythmiſch vernommen wird. Hier vertritt die Stelle der Theſis des Grundrhythmus eine Pauſe. So endet der *Choriambus arſiſch*, was man auch den *ſteigenden* oder *männlichen* Schluß nennt (–⏑⏑–, ♪. ♬ ♪ ♩ 𝄾); die trochäiſche Dipodie *thetiſch* (*fallend* oder *weiblich*) (–⏑–⏑, ♩ ♪ ♩ ♪). Der Schluß heißt aber endlich auch *ſchwebend*, wenn das letzte Moment eines von dreien iſt, wie im Tribrachys oder Daktylus (–⏑⏑–⏑⏑, ♪. ♬ ♪ ♪. ♬ ♪). Auch kann der R. mit der letzten Theſis der Periode als *einfacher Auftact* (anakrusis) eintreten, wo dann der Accent der folgenden Arſis etwas ſtärker gehört wird (♪ | ♩ ♪ ♩. ♩) oder früher, als *zuſammengeſetzter Auftact*, ſo daß er untergeordnete Arſen hören läßt (♪ ♪ ♬ | ♩ ♪ ♪ ♪ ♬ | ♩ ♪). Und auf dieſe Art entſteht 1) im ſpondeiſchen Metrum aus der daktyliſchen Form die *ſchwere* (vierzeitige) *anapäſtiſche* (♪ ♪ | ♩ ♪ ♪, ⏑⏑|–⏑⏑); 2) im gemiſchten Metrum a) aus der trochäiſchen Dipodie die *jambiſche* (♪ | ♩ ♪ ♩, ⏑|–⏑–), b) aus der joniſchen Form die *antiſpaſtiſche* (♪ | ♩. ♪. ♬, ⏑|––⏑), c) aus der bacchiſchen die *palimbacchiſche* (♪ | ♩. ♩, ⏑|––), d) aus der choriambiſchen die *flüchtig anapäſtiſche* (♬ ♬ | ♪. ♬ ♪ ♩, ⏑⏑|–⏑⏑–); 3) im moloſſiſchen Metrum die *ſteigend joniſche Form* (♪ ♪ | ♩ ♩, ⏑⏑|––); 4) im tripodiſchen Metrum die *dochmiſche* (♪ | ♩. ♩ ♪ ♩, ⏑|–––⏑). Werden nun ſolche Füße oder metriſche Perioden zu den Metrum eines Verſes verbunden, ſo verhalten ſie ſich wieder wie Arſen und Theſen zu einander und der Vers ſelbſt wird dann *Monometer*, *Dimeter*, *Trimeter*, *Tetrameter*, je nachdem ſein Metrum aus einer, zwei, drei, vier metriſchen Perioden zuſammengeſetzt iſt. Eben ſo hängen *Strophen* und ganze metriſche Syſteme von Strophen, Antiſtrophen und Epoden durch ihren Gegenſatz zuſammen. Da aber der Wortaccent den R. des Verſes beſtimmt, ſo iſt die Grenze einer rhythmiſchen Reihe da, wo ein logiſcher Satz endigt, oder doch in demſelben eine Pauſe eintreten kann. Der Punkt, wo die rhythmiſche Reihe auf der fortgehenden metriſchen endet, wird *Cäſur* genannt. Schließt mit dem Ende einer metriſchen und rhythmiſchen Reihe auch der logiſche Satz, ſo iſt es *lyriſche Cäſur* oder *Abſchnitt*; geht hingegen die rhythmiſche Reihe über die metriſche hinaus, ſo daß das Metrum in einen andern R. übergeht, ſo iſt es *declamatoriſche Cäſur* oder *Einſchnitt* des Verſes. So geben nun das Metrum und der R. einen doppelten Eintheilungsgrund der Verſe. In Anſehung des Metrum gehören ſie nämlich entweder dem geraden oder ungeraden Metrum an, und die erſten wiederum entweder dem ſpondeiſchen oder dem gemiſchten, die letzten aber dem ſchweren oder leichten dreizeitigen Metrum. Der R. dagegen bewirkt in zweierlei Hinſichten Verſchiedenheit unter den Verſen, nämlich in Anſehung der Bewegung und in Anſehung der Form. Der Bewegung nach

ſind die Verſe durch die metriſche Form oder Periode beſtimmt und beſtimmen ſich als daktyliſche, joniſche, choriambiſche ꝛc.; der Form nach ſind ſie verſchieden, je nachdem ſie im Niedertacte oder Auftacte anfangen und auf dieſem oder jenem Moment der Periode ſchließen und mehr oder weniger Perioden erfüllen. In Rückſicht auf alle dieſe Verſchiedenheiten nun müſſen die Versgattungen betrachtet werden. Die Namen der Verſe ſind theils von dem ihnen eigenen Versfuße, theils von dem Erfinder des Verſes, oder auch von der Anzahl der Versfüße entlehnt. Die Zahl der Füße iſt nur in ſofern beſchränkt, als ſie nicht leicht weniger als zwei oder mehr als 8 betragen darf. Am Schicklichſten theilt man ſämmtliche Verſe in trochäiſche und daktyliſche Rhythmen. Die jambiſchen Verſe unterſcheiden ſich von den trochäiſchen blos durch den Auftact, welcher in einer kurzer Sylbe beſteht. Sonſt können in beiden Versarten an gewiſſen Stellen auch Spondeen gebraucht werden, nämlich ſo, daß in jambiſchen Verſen der erſte, dritte und fünfte, in trochäiſchen dagegen der zweite, vierte und ſechſte Fuß ein Spondeus ſein kann. Früher hatte der Jambus ſeine höchſte Ausbildung in dem ſogenannten Alexandriner gefunden, beſtehend aus 6 Jamben und benannt nach einem alten franzöſiſchen Rittergedichte von Alexander aus dem XII. oder XIII. Jahrh. Ein Einſchnitt in der Mitte iſt das Eigenthümliche dieſes Verſes und das Unterſcheidungsmerkzeichen von dem wechſelreichen antiken Trimeter. Ganz außer Gebrauch gekommen hat ihn bei uns erſt Göthe durch größere Mannigfaltigkeit der Behandlung wieder in Aufnahme gebracht. Zwiſchen ihm und dem antiken Trimeter in der Mitte ſteht der fünffüßige Jambus von 10 oder 11 Sylben. Längere jambiſche und trochäiſche Verſe müſſen einen Ruhepunkt haben, der dadurch entſteht, daß mit dem Versfuße zugleich auch der Wortfuß endigt. Soll aber der Vers rhythmiſch und fließend ſein, ſo müſſen Cäſur und dieſer Ruhepunkt geſchickt mit einander abwechſeln. Die daktyliſchen Verſe nun beſtehen aus 2, 3 oder 4 Daktylen, denen am Ende entweder gewöhnlich eine kurze Sylbe fehlt, oder eine lange hinzugefügt iſt. Erhalten dagegen daktyliſche Verſe eine kurze Vorſchlageſylbe, ſo wird der R. amphibrachiſch, welcher ebenfalls bald eine kurze, bald eine lange Sylbe am Ende der Zeile hat. Der ſchönſte unter allen daktyliſchen Verſen iſt der Hexameter, weil er bei der großen Mannigfaltigkeit, die ſein Bau zuläßt, nicht nur die mannigfaltigſten Schattirungen des muſikaliſchen Ausdrucks möglich macht, ſondern auch abgeſehen hiervon ſich durch ſeinen eigenthümlich rhythmiſchen Klang den Ohren als vollendete Harmonie ankündigt. Im deutſchen Hexameter brauchte man ſonſt ſogar auch den Trochäus, allein er iſt, ſoll der Hexameter rein, fließend und ächt rhythmiſch ſein, ſo gut aus demſelben zu verbannen, wie der Creticus oder Amphimaker (– ◡ – Vaterland). Hinſichtlich der Bewegung des Hexameter iſt zu bemerken, daß einerlei Versfüße höchſtens ein oder zwei Mal nach einander gebraucht werden dürfen, wenn nicht ein ganz beſonderer Umſtand den Dichter zu der Abweichung von dieſer Regel veranlaßt. Zu dem daktyliſchen Vers gehört ferner auch der Pentameter, der nur mit dem Hexameter verbunden wird; beide zuſammen heißen ein Diſtichon und bilden den elegiſchen Vers der Alten, weil dieſe Form urſprünglich zur Elegie gebraucht wurde und allerdings auch durch ihre Rhythmen für den Ausdruck ſanfter, gemiſchter Empfindungen ſehr bezeichnend iſt. Seinen Namen erhielt der Pentameter, weil er dem Scheine nach aus zweimal drittehalb Füßen beſteht; aber wegen der beiden Pauſen in der Mitte und am Ende iſt er rhythmiſch eben ſo lang als der Hexameter. Streng zu beachten iſt übrigens in ihm die Cäſur. Bei der großen Mannigfaltigkeit der Versgattungen und bei der Willkühr, welche jedem Dichter bei der Bildung neuer Versmaße geſtattet iſt, iſt es einleuchtend, daß eine genauere Aufzählung aller Strophen nicht möglich iſt. Wir beſchränken uns daher blos auf die Anführung derjenigen, welche entweder durch die Muſter der griechiſchen und römiſchen Claſſiker allgemein verbreitet und vielfach

nachgeahmt oder, wenn ſie von neueren Dichtern erfunden worden ſind, wegen ihrer glücklichen Zuſammenſtellung einer Erwähnung verdienen. Die einfachſte Strophe iſt die Verbindung zweier Verſe zu einem Diſtichon, wozu von den antiken Versmaßen ſchon die Verbindung des Hexameter und Pentameter gehört. Außer dieſer hat aber beſonders Horatius nach dem Beiſpiele griechiſcher Dichter in ſeinen Epoden auch zuweilen in den Oden verſchiedene zweizeilige Strophen mit übereinſtimmendem R., wie die alkmaniſche und die verſchiedenen Formen des archilochiſchen Versmaßes, die meiſtentheils auch mit einem Hexameter beginnen. Weit mehr in Gebrauch waren dagegen bei den Alten die vierzeiligen Strophen, bei denen entweder drei oder zwei Zeilen daſſelbe Versmaß haben, die übrigen verſchieden gemeſſen ſind; z. B. das ſapphiſche und alkaiſche Versmaß. Viergliedrige Strophen, worin jeder Vers ſeine Weiſe hat, ſind eine Erfindung neuerer Dichter, verdienen aber keine Nachahmung. Die meliſchen Strophen des Alterthums gehören ſämmtlich zu dem choriambiſchen R.; ſo findet man bei Horatius 3 asklepiadiſche Verſe mit einem glykoniſchen und bei Catull 3 oder 4 glykoniſche Verſe mit einem pherekratiſchen geſchloſſen. Die wichtigſte aller zweigliedrigen Strophen iſt aber die ſapphiſche. Die eigentliche ſapphiſche Strophe beſteht aus 3 ſapphiſchen Verſen, deren jeder aus 2 Trochäen, von denen aber der zweite ein Spondeus ſein kann, dann aus einem Choriambus und zuletzt einem Bacchius oder Amphibrachys zuſammengeſetzt iſt. Nach der erſten Sylbe des Choriambus muß eine Cäſur ſein. An dieſe 3 ſapphiſchen Verſe reihet ſich ein adoniſcher Vers mit ſo enger Verkettung an, daß er auch wohl mit einem gebrochenen Worte beginnt. Allein mehr auf die äußere Structur als auf den wahren R. achtend hat man die ſapphiſche in vielen anderen Strophen nachgebildet, die mehr oder weniger von ihrer ächten Beſchaffenheit abweichen. Unter den dreigliedrigen Strophen der Alten ſind vorzüglich 3 zu merken: die asklepiadiſche, alkaiſche und phaläkiſche. Die erſte beſteht aus zwei asklepiadiſchen, einem pherekratiſchen und einem glykoniſchen Verſe; in der alkaiſchen Strophe folgt auf 2 alkaiſche Verſe erſt deſſen erſte, dann deſſen zweite Hälfte mit kurzer Endſylbe, um einem Ditrochäus vermehrt. Die phaläkiſche Strophe enthält nach 2 phaläkiſchen Verſen erſt einen Anapäſtjamben und einen Choriamben, dann einen logaödiſchen Dimeter mit einem Anapäſtjamben. Schon dieſe wenigen Andeutungen geben einen deutlichen Beweis von der Reichhaltigkeit und großen Auswahl der verſchiedenen Versgattungen. Die angegebenen mögen hier als die bekannteſten genügen. Zugleich ſehen wir aber auch, wenn wir dieſe Versgattungen in einzelne Rhythmen auflöſen und dabei nach der oben angegebenen Weiſe verfahren, daß jeder R. ſich in und nach einem gewiſſen Tacte bewegt. Zwar haben viele Metriker und unter ihnen Hermann mit dem ſchärfſten Geiſte und der größten Gelehrſamkeit die Tactloſigkeit des R., wenigſtens der Rhythmen alter Dichter, vertheidigt, allein man ſtudire dieſe Rhythmen genauer nach den Regeln der Muſik und man wird ſogleich das Unrichtige einer ſolchen Behauptung auffinden. Am beſten hat dieſe Metriken widerlegt Auguſt Apel zuerſt in einer weitläufigen Abhandlung „Über Rhythmus und Metrum" in der Allgem. Muſikal. Zeitung 1807 und 1808 und dann in ſeiner „Metrik" (Leipz. 1814. 2 Bde. 8.). 20.

Ribadoquin, auch der kleine Falke genannt, ein altes Schlangengeſchütz des XVI. Jahrh., ſchoß 1½ Pfd. Eiſen mit kugelſchwerer Pulverladung und erreichte bei einer Elevation von 14 bis 15 Grad eine Schußweite von 1752 Schritten. 61.

Ribalta (Francisco), ein ſpaniſcher Hiſtorienmaler, geb. 1551 zu Caſtellon de la Plana in Valencia, erlernte die Anfangsgründe der Kunſt bei einem geſchickten Künſtler zu Valencia und ging dann nach Rom, wo er ſeine Ausbildung durch anhaltendes Studium Raphael's, die Carracci und vor Allen Sebaſtiano's del

Piombo vollendete. Durch ſeine außerordentliche Geſchicklichkeit erwarb er ſich die ihm früher verweigerte Hand der Tochter ſeines erſten Lehrers zu Valencia, ließ ſich hier nieder und gründete eine Schule, die bald die vorzüglichſte Pflanzſtätte der Malerei in Spanien wurde. Er ſtarb im Jahre 1628. — Die zahlreichen Gemälde R.'s, unter welchen ein Abendmahl für den Cardinal Ribera zuerſt ſeinen Ruhm begründete, finden ſich in den Städten Spaniens zerſtreut, die meiſten in Valencia, Segovia, Toledo, San Ildefonſo und Madrid. Sie zeichnen ſich ſämmtlich durch treffliche Compoſition, geſchmackvolle Zeichnung und geiſtreiche Ausführung vor den Erzeugniſſen anderer ſpaniſcher Meiſter rühmlich aus; nur das Colorit erſcheint bisweilen zu hart, obwohl im Ganzen lobenswerth. — Juan R., des Vorigen Sohn und Schüler, geb. 1597 zu Valencia, erreichte ſeinen Vater in jeder Hinſicht und würde ihn, wie dieß bereits im Colorit der Fall war, gewiß noch übertroffen haben, wenn ihn nicht ſchon im Jahre 1628 der Tod ereilt hätte. Unter ſeinen Werken rühmen Kenner vorzüglich ein in Valencia befindliches Gemälde, die Schädelſtätte des heiligen Miguel de los Reyes, ferner eine Reihe von 31 Portraits namhafter Perſonen Valencias und einen heiligen Petrus, Sebaſtian und Auguſtin. 36.

Ribeaupierre (ſpr. Ribopiär) (Alexander, Marquis von), ein ausgezeichneter Diplomat der neueſten Zeit, ward um 1776 geboren. Seine Familie ſtammt aus dem Canton Waadt und wohnt zum Theil noch in dortiger Gegend. Sein Vater kam aber durch freundſchaftliche Verhältniſſe nach Rußland, ward, nachdem er Kriegsdienſte genommen hatte, durch Heirath mit der vornehmen Familie Bibikoff verbunden und ſtarb als Obriſt bei der Belagerung von Ismail (Sept. 1809). Alexander R. war ebenfalls früh in ruſſiſche Militairdienſte getreten, ſtieg bis zum General, wurde im Febr. 1822 Generalzahlmeiſter der Armee und am 27. Aug. 1824 als Geheimerrath zum außerordentlichen Geſandten und bevollmächtigten Miniſter bei der ottomaniſchen Pforte ernannt. In Conſtantinopel angelangt führte er zwar diplomatiſche Verhandlungen mit dem Reis-efendi, aber ohne Erfolg. 1826 ward er mit der Nachricht von der Thronbeſteigung des Kaiſer Nikolaus nach Wien geſandt (Jan. 1826) und kehrte im Februar nach Petersburg zurück. Im Auguſt traf er als Mitbevollmächtigter für die Unterhandlung der türkiſch-ruſſiſchen Frage über die Räumung der Fürſtenthümer der Moldau und Walachei in Akjerman ein, wo die Convention vom 6. Oct. 1826 geſchloſſen ward, und in deren Folge ging er nun als Geſandter nach Conſtantinopel, theils die Vollziehung jenes Vertrags zu betreiben, theils und vorzüglich wegen der Pacification Griechenlands, welche der britiſche Geſandte, Stratford Canning, bereits eingeleitet hatte. Aber an dem Trotze der Pforte ſcheiterten alle Bemühungen R.'s. Am 27. Nov. 1827 wurden die diplomatiſchen Functionen eingeſtellt und ſchon am 4. Dec. reiſte R. ab, verweilte bis zum 16. in Bujukdere, von da begab er ſich durch die Dardanellen in den Archipel zunächſt nach Syra und Ägina, dann nach Corfu, wo bereits auch die beiden anderen Geſandten (Englands und Frankreichs) eingetroffen waren. Da ſich die griechiſche Sache in die Länge zog, erhielt R. Erlaubniß, ſich mit ſeiner Familie nach Florenz zu begeben, wo er den zwiſchen Rußland und der Pforte ausgebrochenen Krieg abwartete. Kaum war aber der Friede von Adrianopel (Sept. 1829) geſchloſſen, ſo ging er wieder auf ſeinen Geſandtſchaftspoſten nach Conſtantinopel, verweilte auf der Hinreiſe zu Neapel, dann auf Ägina und Poros, um ſich mit dem Präſidenten von Griechenland, Grafen Capodiſtrias, und mit dem Admirale Heyden wegen deſſen Überwinterung in Poros zu beſprechen, und von da über Smyrna nach Conſtantinopel, wo er am 13. Jan. 1830 ankam. Er war ſeitdem fortwährend mit den Botſchaftern von England und Frankreich bemüht, die Angelegenheiten Griechenlands zu ordnen. Der Sultan behandelte ihn jetzt mit beſonderer Auszeichnung

und die Miniſter beachteten ſeinen Rath; überhaupt wurde das Vertrauen in die petersburger Politik von Seiten des Diwan immer ſichtbarer. Große Epoche hat ſeine Wirkſamkeit als bevollmächtigter ruſſiſcher Miniſter ſeit 1826 bis zu ſeiner Abberufung bei der Pforte gemacht. Am 31. Oct. 1830 machte er dem türkiſchen Miniſterium ſeine Abſchiedsbeſuche; er ward nach dem Tode des ruſſiſchen Geſandten am preußiſchen Hofe, des Grafen von Alopeus (13. Juni 1831), deſſen Nachfolger. In dieſer Eigenſchaft hat er an den Beſprechungen der Diplomaten im Aug. 1833 Theil genommen. 25.

Ribera (Giuſeppe) wegen ſeiner ſpaniſchen Abkunft lo Spagnoletto (Espagnolet) genannt, iſt einer der ausgezeichnetſten Hiſtorienmaler des XVII. Jahrh. Er war nicht, wie Einige behaupten, im Jahre 1593 zu Gallipoli in Apulien, ſondern im Jahre 1589 zu Rativa bei Valencia geboren. Doch kam er jung nach Neapel, wenigſtens entwickelten ſich hier ſeine Talente in der Schule des berühmten Naturaliſten Caravaggio. Gleich dieſem ſtrebte er ausſchließlich nach der höchſtmöglichſten Wahrheit, ſo abſchreckend ſie ſich auch darſtellen mochte, daher ſeine Hinneigung zum Schauerlichen; doch erſcheinen ſeine Werke durch eine eigenthümliche anmuthigere Farbengebung, die er ſich durch das Studium Raphael's und Correggio's zu eigen gemacht hatte, in einem etwas mildern Lichte als die Caravaggio's. Durch eines ſeiner ſchönſten Gemälde, den geſchundenen heiligen Bartholomäus, erwarb er ſich die Gunſt des Vicekönigs von Neapel, Don Pedro, Herzog von Oſſuna, in ſo hohem Grade, daß er Hofmaler und Oberinſpector aller Kunſtunternehmungen im Königreiche wurde; indeß benahm er ſich in dieſer Stellung gegen andere Künſtler, z. B. Domenichino, ſehr ſtolz und herriſch, wie überhaupt ſein Charakter nicht frei von großen Schwächen war. Er verſchwand im Jahre 1649 plötzlich, ohne wiederzukehren, wie man ſagt, aus Gram über die Verführung ſeiner Tochter; nach Andern ſtarb er in dem genannten Jahre zu Neapel. — Seine Gemälde (meiſt Staffeleigemälde), unter denen außer dem oben genannten ein heiliger Januarius auf dem Gange nach dem Ofen für eines der ſchönſten gehalten wird, befinden ſich meiſt in Gallerien zerſtreut. Die dresdener hat deren mehrere, eben ſo die wiener, wo beſonders ein Chriſtus im Tempel und eine Kreuztragung die Augen der Kenner auf ſich zieht. Hinſichtlich der naturgetreuen Auffaſſung ſteht R. faſt unübertrefflich da und Keiner, wie er, verſtand mit ſolcher Vollendung die einzelnen Theile des menſchlichen Körpers, beſonders den Gang der Muskeln, Haare u. a. m., darzuſtellen. Nur gegen die allmählige Abſtufung fehlte er bisweilen, ſein Colorit dagegen iſt wahr und kräftig. Übrigens iſt es keinem Zweifel unterworfen, daß durch ihn und ſeine Schüler Giovanni Dò, Paſſante, Falcone, Fracanzano, Salvator Roſa und Giordano die Manier Caravaggio's vorzugsweiſe verbreitet wurde. 36.

Ribeyro (Bernardin), ein berühmter portugieſiſcher Dichter des XVI. Jahrh., deſſen Geburts- und Sterbejahr man nicht genau anzugeben weiß, hatte ſich der Jurisprudenz gewidmet und ward vom Könige Emanuel zum Kammerjunker ernannt. Am Hofe fand er den Gegenſtand ſeiner Liebe, von dem er freilich keine Erwiederung hoffen konnte, der ihn aber zu ſeinen glühenden Liebesliedern begeiſtert haben ſoll. Unter ſeinen poetiſchen Werken zeichnen ſich beſonders die Eklogen aus, welche zu den früheſten Verſuchen dieſer Gattung der Poeſie in der portugieſiſchen Literatur gehören und durch Wahrheit und Tiefe des Gefühls bezaubern, obſchon ſie durchaus nicht den angenommenen Regeln dieſer Dichtungsart Genüge leiſten. Weniger bedeutend ſind ſeine Lieder, die noch zu ſehr in bereits veraltete Formen eingeſchnürt ſind. Mehr Beachtung, als ihm ſeither geworden iſt, verdient der unvollendete Roman „Menina e Moça“ („Ein kleines und unſchuldiges Mädchen“), der erſte nicht mißlungene Verſuch einer Veredlung der romantiſchen Proſa in portugieſiſcher Sprache. Verworren, einförmig und lang-

weilig kann dieſer Roman wohl mit Recht genannt werden, aber er iſt nicht nur als erſter Verſuch dieſer Art, ſondern auch als ein Denkmal der romantiſchen und ſchwärmeriſchen Sinnesart der Portugieſen jener Zeit merkwürdig. R. ſteht in der ſchönen Literatur Portugals an der Grenze des altnationalen und des neueren Geſchmacks, der ſeit den erſten Decennien des XVI. Jahrh. in Portugal durch Nachahmung des italieniſchen Styls ſich zu bilden anfing. Der Roman R.'s, welcher jetzt noch Leſer findet, iſt öfter (mit den Eklogen im Anfange) gedruckt, zuletzt Lisb. 1785. 8. 66.

Ricardo (David), einer der vorzüglichſten ſtaatswiſſenſchaftlichen Schriftſteller Englands, 1772 zu London geboren, beſchäftigte ſich neben ſeinen einträglichen Geldgeſchäften aus Neigung mit der Nationalökonomie und erregte durch einige kleine Schriften über die Nationalbank bedeutendes Aufſehen. Nachdem er die iſraelitiſche Religion aufgegeben hatte und zur chriſtlichen übergetreten war, kam er 1817 in die Kammer der Gemeinen und zeichnete ſich bald durch treffliche Vorträge über die Staatswirthſchaft betreffende Gegenſtände aus. Obſchon ſich auf die Seite der Oppoſition neigend war er doch ſtets in ſeinem Benehmen gemäßigt und bezweckte bei allen ſeinen Bemühungen einzig und allein das Glück und den Wohlſtand ſeines Vaterlandes. Nicht ſelten wurde er von den Miniſtern bei den wichtigſten Angelegenheiten zu Rathe gezogen und immer ward ſeine auf vielfache Beobachtung geſtützte Anſicht der Berückſichtigung werth gefunden. R. war ſein ganzes Leben hindurch mit Börſenſpeculationen beſchäftigt und erwarb ſich einen Reichthum von vielen Millionen; erſt in ſeinem höhern Alter gab er dieſe anſtrengende Beſchäftigung auf und befaßte ſich faſt ausſchließend mit den Staatswiſſenſchaften. Er ſtarb am 11. Aug. 1823 auf ſeinem Landgute Catcomb-Park. Unter ſeinen wenigen, aber gehaltvollen Schriften zeichnen ſich beſonders die „Principles of political economy and taxation" (Lond. 1817, 3. ed. 1821. 8. Deutſch von C. A. Schmidt, Weimar 1821. 8.) durch Tiefe und Reichthum der Beobachtungen aus. Sein unvollendeter „Verſuch über die beſte Einrichtung einer Nationalbank" wurde erſt nach ſeinem Tode gedruckt (Lond. 1824. 8.). Der gegründetſte Vorwurf, welchen man gewöhnlich ſeinen Schriften macht, iſt Dunkelheit und Unverſtändlichkeit. 66.

Ricci (ſpr. Ritſchi) (Scipio), ein durch ſeine Verbeſſerungsverſuche und durch ſeine deßhalb erlittenen Verfolgungen bekannter italieniſcher Biſchof, 1741 zu Florenz geboren, widmete ſich mit vielem Eifer der Theologie und erhielt, nachdem er mehrere untergeordnete Stellen bekleidet hatte, das Biſthum Piſtoja und Prato. Für die Verbeſſerungspläne des Großherzogs Leopold von Toscana eingenommen machte er ſich bald durch viele Änderungen in dem Gottesdienſte, durch Aufhebung der Proceſſionen und Brüderſchaften und durch die Einführung vernünftiger Andachtsbücher bei dem trägen unwiſſenden Klerus ſowohl, als auch bei dem fanatiſchen Pöbel verhaßt und ſetzte ſich mit dem römiſchen Hofe in feindſelige Berührung. Auf einer Synode zu Piſtoja (1786) ſuchte er die Grundſätze der gallicaniſchen Kirche auch in ſeinem Sprengel geltend zu machen und erhielt von dem Großherzoge die Beſtätigung alles deſſen, was er that. Aber ſchwer war es, die Beſchlüſſe dieſer Synode ſowohl, als auch die des Concilium für Toscana (1787), welche Leopold auf eigene Koſten drucken ließ (7 Bde. 4.), in Anwendung zu bringen. Man fing von allen Seiten an gegen den neuerungsſüchtigen Biſchof zu murren und als Leopold nach Joſeph's Tode den Kaiſerthron beſtieg und ſeinen Schützling verließ, brach 1790 ein Aufſtand gegen R. aus und er ſah ſich gezwungen, ſchnell die Flucht zu ergreifen. Die alte Ordnung der Dinge wurde wieder hergeſtellt und ein Verdammungsurtheil gegen die Beſchlüſſe der Synode von Piſtoja ausgeſprochen (1794). R. erklärte ſich laut dagegen und verband ſich mit der franzöſiſchen Geiſtlichkeit, welche die Decrete der conſtituirenden Verſamm-

lung angenommen hatte. Dadurch erhielt er während der franzöſiſchen Occupation Toscanas (1799) bedeutenden Einfluß, ſah ſich aber nach dem Abzuge ſeiner Freunde den gröbſten Beleidigungen des Volkes ausgeſetzt und wurde in ein Gefängniß geworfen, aus welchem ihn jedoch die Fürſprache des Erzbiſchofs und des Senats von Florenz befreite. Er fing nun, wie man ſagt, an ſein ſeitheriges Benehmen zu bereuen und that die geeigneten Schritte, um ſich mit dem römiſchen Stuhle auszuſöhnen, welches ihm auch bei Pius VII. dadurch, daß er das Verdammungsurtheil der Synodalbeſchlüſſe von Piſtoja unterſchrieb, gelang (1805). Er ſcheint hierauf ſich von allen öffentlichen Angelegenheiten zurückgezogen zu haben und ſtarb am 27. Jan. 1810. Ob es ihm mit ſeinem Widerrufe Ernſt war, wollen wir hier nicht unterſuchen; man hat es wenigſtens oft bezweifelt. (Vergl. Louis de Potter's „Vie et pontificat épiscopal de Scipion Ricci, évêque de Pistoja et de Prato, et réformateur du catholicisme en Toscane sous le règne de Leopold", Bruxell. 1825. 3 Voll. 8. Deutſch, Stuttgart 1826. 4 Bde. 8.)
66.

Ricciarelli, ſ. Volterra.

Riccioli (Giambattiſta), einer der berühmteſten Aſtronomen des XVII. Jahrh., geb. im Jahre 1598 zu Ferrara, trat, 16 Jahre alt, in den Jeſuitenorden und ſtudirte anfangs vorzüglich Theologie und Philoſophie, neigte ſich aber ſpäter auf Veranlaſſung ſeiner Oberen entſchieden zur Aſtronomie hin. Als Anhänger des alten Syſtems trat er bald als eifriger Gegner der neuen von Copernicus und Keppler verbreiteten Anſichten auf und bemühte ſich, die Unhaltbarkeit des alten Syſtems wohl einſehend, ein neues, nach welchem Sonne, Mond, Jupiter und Saturn um die Erde wandeln, Venus, Mercur und Mars aber Satelliten der Sonne ſein ſollten, aufzuſtellen. Natürlich konnte er daſſelbe nicht mit Beweiſen unterſtützen und begnügte ſich daher mit der Behauptung, dieſe Anſicht ſei die einfachſte und deßhalb, da man ja doch nicht ins Klare kommen werde, die beſte. Eine neue Meſſung der Erde gelang ihm eben ſo wenig, wie die Widerlegung des copernicaniſchen Syſtems; dagegen werden ſeine Beobachtungen des Mondes, beſonders der Flecken deſſelben, deren er 600, alſo mehr als alle ſeine Vorgänger entdeckte, noch jetzt geſchätzt und bis heute bedient man ſich ſeiner Nomenclatur. Außerdem ſtellte er höchſt genügende Unterſuchungen über den Ring des Saturn an und verfertigte eine mit trefflichen Bemerkungen verſehene Liſte aller von den Hiſtorikern angeführten Sonnenfinſterniſſe von 772 v. Chr. bis zum Jahre 1647. Er ſtarb im Jahre 1671. Unter ſeinen Werken ſind die bedeutendſten: „Almagestum novum, astronomiam veterem novamque complectens" (Bologn. 1651), ein Werk, welches Lalande einen wahren Schatz aſtronomiſcher Gelehrſamkeit nennt, ferner: „Astronomia reformata" (Ibid. 1665), ebenfalls höchſt wichtig durch die darin enthaltenen Beobachtungen; „Geographiae et hydrographiae reformatae libri XII" (Ibid. 1661) mit ziemlich genauen Angaben der Längen- und Breitengrade; „Vindiciae calendarii Gregoriani" (Ibid. 1666); „Chronologia reformata" (Ibid. 1669. 3 Voll.); „Chronicon ab orbe condito ad annum Christi 1668" und „Argumentum physico-mathematicum contra motum terrae diurnum etc." (Venetiae 1669).
22.

Riccoboni (Lodovico), ein berühmter italieniſcher Schauſpieler und Literator, 1674 (nach Andern 1677) zu Modena geboren, trat ſehr jung zu einer herumziehenden Schauſpielerbande und ſpielte mit Glück die erſten Liebhaberrollen, bis es ihm gelang der Principal einer Truppe zu werden. Als ſolcher faßte er den Vorſatz, das italieniſche Theater umzugeſtalten und ſtatt der ſeither beliebten phantaſtiſchen Farcen regelmäßige Stücke auf die Bühne zu bringen. Er begann mit der Aufführung guter Tragödien und fand zu Venedig und in den meiſten Städten

der Lombardei ſo großen Beifall, daß er es auch mit einigen Überſetzungen der beſten Stücke Molière's verſuchte. Auch dieſes Wagniß gelang ihm vollkommen; als er aber jetzt auch die Luſtſpiele der altitalieniſchen Dichter herbeiziehen zu dürfen glaubte, erklärte ſich die Stimme des Publicum ſo entſchieden gegen ſein Beginnen, daß er eine Einladung des Herzogs von Orleans (1716), mit ſeiner Truppe nach Paris zu kommen, gern annahm. Hier ward ihm der Saal des Hôtels de Bourgogne eingeräumt und man ſah in Paris zum erſten Male ächte italieniſche Kunſtkomödie. Aber bald mußte ſich der Arlechino bequemen auch Franzöſiſch zu ſprechen und die franzöſiſchen Komiker fingen an für dieſes Theater, welches bis auf die neuere Zeit das italieniſche hieß, Stücke in halbitalieniſchem Geſchmacke zu liefern. R. ſelbſt machte ſich ſowohl durch ſeine Leiſtungen als Schauſpieler, als auch durch eigene dramatiſche Verſuche, die jedoch nie in ihrer Geſtalt, wie ſie auf der Bühne erſchienen, gedruckt wurden, einen Namen. Auf eine Einladung des Herzogs von Parma, welcher ihn zum Intendanten aller Bühnen in ſeinem Lande erhob, ging er 1729 wieder nach Italien, zog ſich aber nach dem Tode dieſes Fürſten aus religiöſen Gründen von dem Theater, gegen welches er eine große Abneigung gefaßt hatte, mit einer bedeutenden Penſion zurück und widmete ſich zu Paris, wo er ſich zum zweiten Male niederließ, den Wiſſenſchaften. Er ſtarb am 5. Dec. 1753. Von ſeinen Werken, die zum Theil aus Überſetzungen beſtehen, nennen wir hier nur das Lehrgedicht „Dell' arte representativa“ (Par. 1728. 8.), welches, obſchon der Styl etwas pretiös und gedehnt iſt, doch als der beſte didaktiſche Verſuch in der italieniſchen Literatur des XVIII. Jahrh. gelten kann; die ſehr oberflächliche „Histoire du théâtre italien“ (Par. 1728—1731. 2 Voll. 8.) und „L'art du théâtre“ (Par. 1750. 8. Deutſch, Hamb. 1828. 8.), welches Werk er gemeinſchaftlich mit ſeinem Sohne François, einem ebenfalls guten Schauſpieler, verfaßte. — In ſeinen Bemühungen, das Theater zu verbeſſern, wurde er von ſeiner Gemahlin, Elena Virginia Baletti (geb. 1686 zu Ferrara, ſtarb 1771 zu Paris), einer trefflichen Schauſpielerin, kräftig unterſtützt. Sie ſpielte, obſchon weder mit vorzüglicher Schönheit, noch mit einem ſehr angenehmen Organe begabt, die erſten Liebhaberinnen mit großem Glücke. Einige dramatiſche Verſuche jedoch fielen ſo unglücklich aus, daß ſie ferner nicht mehr als Dichterin zu glänzen verlangte. 66.

Riccoboni (Marie Jeanne Laboras de Mézières), eine der beliebteſten franzöſiſchen Romanſchriftſtellerinnen in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrh., die Gemahlin des im vorhergehenden Artikel erwähnten Schauſpielers François Riccoboni, 1714 zu Paris geboren, erhielt eine vortreffliche Erziehung und widmete ſich, nachdem ſie frühe ihre Eltern verloren hatte, der Bühne. Da ſie ſich aber nie über die Mittelmäßigkeit zu erheben vermochte und die Untreue ihres Gemahls ihr das Schauſpielerleben, welches ſie nur nothgedrungen gewählt hatte, immer mehr verleidete, ſo zog ſie ſich zurück und verſuchte als Romanſchriftſtellerin ihr Glück. Ihre Romane erhielten dadurch, daß ſie zuerſt die Manier Richardſon's und Fielding's auf erträgliche Weiſe wiedergaben, ungewöhnlichen Beifall. Sie hatte vom Hofe eine kleine Penſion erhalten und lebte zufrieden, bis ihr die Revolution ihre Einnahme raubte und ſie dem bitterſten Mangel preis gab. Sie ſtarb am 6. Dec. 1792. Unter ihren Romanen, denen man eine anziehende, leichte und lebhafte Darſtellung, ſo wie ungewöhnliche Feinheit und vielen Geiſt nicht abſprechen kann, zeichnen ſich beſonders die „Histoire du marquis de Cressy“ (1758), die „Lettres de Julie Catesby“ (1758) und die „Histoire de miss Jenny“ (1764) durch Gediegenheit und Fleiß aus. „Oeuvres complètes“ (Par. 1780. 8 Voll. 8. 1818. 6 Voll. 8.); „Der Frau M. Riccoboni beſte Werke“, aus dem Franzöſiſchen von C. L. Heine (Leipzig 1781 — 1782. 4 Bde. 8.). 67.

Rich (ſpr. Ritſch) (James Claudius), Reſident der engliſch-oſtindiſchen Compagnie zu Bagdad iſt einer der verdienſtvollſten Reiſenden und Forſcher der neuern Zeit, dem wir höchſt wichtige Aufſchlüſſe über das Hochland von Kurdiſtan, einem früher noch ziemlich unbekannt gebliebenen Theile des Orients, ſo auch reichhaltige und intereſſante Notizen über Meſopotamien und Syrien zu verdanken haben. Ein mehrjähriger Aufenthalt zu Conſtantinopel, Smyrna, Alexandrien und in mehreren Städten Syriens hatten ihm Gelegenheit verſchafft, ſich eine vollkommene Kenntniß mehrerer orientaliſcher Sprachen, insbeſondere des Arabiſchen, zu erwerben, und es ſcheint, als wenn er vorzüglich deßhalb von der engliſch-oſtindiſchen Compagnie, in deren Dienſte er 1803 getreten war, das nicht unwichtige Amt eines Reſidenten zu Bagdad erhalten habe. Er verwaltete daſſelbe von 1807—1821 und unternahm während dieſer Zeit von Bagdad aus zu wiederholten Malen Reiſen in die Umgegend ſowohl, wie in die entfernteren Bergregionen Kurdiſtans, und zwar vorzugsweiſe zur Erforſchung der in jenen Gegenden höchſt zahlreichen Denkmäler des Alterthums. So unterſuchte er mit einer Genauigkeit wie noch Keiner vor ihm die Ufer des Euphrat und Tigris, wo er hinſichtlich der Lage mehrerer im Alterthume berühmter Städte, z. B. Kteſiphons und Seleucias, zu höchſt wichtigen Reſultaten gelangte; beſonders widmete er den Ruinen Babylons in der Nähe des heutigen Hillah ſeine ausſchließliche Aufmerkſamkeit. Auf einer ſeiner weiteren Excurſionen im Jahre 1820 beſuchte er mehrere Städte Altperſiens, wie Scheherhan, Kasriſchirin, Schirwaneh, ging dann nach Bagdad zurück und von hier aus über Suleimanieh und das Zagrusgebirge (Sagroſch) nach Sennah, der Hauptſtadt des perſiſchen Kurdiſtans, reiſte hierauf auf demſelben Wege zurück bis Suleimanieh und von da nach Moſſul, deſſen Umgegend in der Nähe und Ferne er ebenfalls genau durchforſchte. Im März 1821 fuhr er auf dem Tigris wieder nach Bagdad hinunter und fand auf dem Wege unter andern das alte Lariſſa. Kurz nach ſeiner Ankunft in Bagdad unternahm er eine Reiſe in die perſiſchen Provinzen Chuſiſtan und Farſiſtan, ging bis zur Hafenſtadt Buſchir (Abuſchehr) hinab und begab ſich dann nach Schiras. Hier ſtarb er an der Cholera den 5. Oct. 1821. — Die wichtigſten Reſultate ſeiner vieljährigen Forſchungen finden ſich in den „Fundgruben des Orients," deren vorzüglichſte Zierde ſie bilden. 22.

Richard, Könige von England. — R. I. oder Löwenherz, von ſeinem hohen Muthe ſo benannt, zweiter Sohn Heinrich's II., war geboren um 1157. Da ſein älterer Bruder, Heinrich, bereits zum Könige von England gekrönt war, wurde ihm das Herzogthum Aquitian zugewieſen, er zerfiel aber mit ſeinem Vater, ging mit ſeinen Brüdern, Heinrich und Gottfried, an den Hof Ludwig's VII. von Frankreich nach Chartres (8. März 1173) und von Frankreich unterſtützt begannen die drei Brüder einen Krieg mit ihrem Vater, um dieſen zu entthronen; aber Heinrich ſiegte. Im Frieden erhielt R. zwei Schlöſſer in Poitou und die Hälfte der Einkünfte dieſer Grafſchaft. Er regierte ſeine Unterthanen mit einem eiſernen Scepter und ſeine Erpreſſungen waren ohne Ende; von ſeinen Baronen eingeladen überzogen ihn daher ſeine Brüder, Heinrich und Gottfried, mit Krieg, dem aber der König bald ein Ende zu machen ſuchte. Aber zum zweiten Male gerieth R., mit dem Könige von Frankreich und ſeinem jüngſten Bruder Johann verbündet, gegen ſeinen Vater in einen Krieg (Anfang 1189). Dieſer unterwarf ſich jetzt allen Forderungen ſeiner Feinde und erlaubte ſeinen Vaſallen, da inzwiſchen ſein Sohn Heinrich verſtorben war, R. zu huldigen. Nach dem bald darauf erfolgten Tode Heinrich's II. beſtieg R. den Thron Englands (Sept.) und regierte ohne Ruhm und Glück. Er hatte während ſeines Vaters Regierung das Kreuz genommen. Jetzt beſchloß er den Zug nach Paläſtina. Er verband ſich mit dem Könige von Frankreich, Philipp Auguſt, trieb, zur Verwirklichung ſeiner rieſenhaften Pläne, ungeheuere Summen ein und ſuchte ſie durch Mittel zu vergrößern, die ſchmählich

für ihn und ſeinen Nachfolgern ſchädlich waren, auch ſetzte er für die Zeit ſeiner Abweſenheit eine Regentſchaft ein. Unter Privatzwiſten, die er mit dem Schwerte beilegte, auf Sicilien und Cypern, langte er endlich am 10. Juni 1191 unter den Mauern von Acre an. Nach einem unerhört heftigen Kampfe von beiden Seiten fiel das belagerte Acre in der Chriſten Hände (12. Juli). Gleich darauf kehrte Philipp Auguſt nach Europa zurück; beide Könige hatten bei dieſem Zuge nie in Uebereinſtimmung gehandelt. R. ſetzte den Kampf gegen die Saracenen fort, glorreich durch perſönlichen Heldenmuth, doch ohne entſcheidenden Erfolg. Endlich ſchloß er einen Waffenſtillſtand mit dem Sultan auf 3 Jahre (1192) und war im Begriffe auf dem Continente nach Hauſe zurückzukehren, ward aber vom Herzoge Leopold von Öſtreich, welchen er in Paläſtina beleidigt hatte, gefangen, dann an Kaiſer Heinrich VI. ausgeliefert, welcher ihn erſt ſpät gegen ein großes Löſegeld freigab (Febr. 1194). Hierauf führte er Krieg wider Philipp Auguſt und wider Johann, ſeinen unwürdigen Bruder, welche Beide R.'s Gefangenſchaft zur Befriedigung ihrer Raubgierde benutzt hatten. Nach Beendigung eines zweiten Krieges wegen Bretagne fiel R. in einer dritten Fehde wider den Vicomte Vidomar von Limoges bei der Belagerung von Chaluz am 6. April 1199. Ihm folgte Johann ohne Land. — R. II., Sohn des ſchwarzen Prinzen (Eduard von Wales), ward geboren 1366 und erſtieg ſogleich nach dem Tode ſeines Großvaters, erſt 11 Jahre alt, den Thron Englands (22. Juni 1377). Ein Regentſchaftsrath leitete während ſeiner Unmündigkeit die Staatsgeſchäfte. Mit dem Throne erbte R. zwei Kriege mit Frankreich und Schottland. Dieſe Kriege zwangen die Regierung wiederholt von einem ſtörrigen Parliamente Hülfe zu verlangen. Die Erhebung der (6. Dec. 1380) endlich bewilligten Kopfſteuer gab aber zu einem Volksaufſtande Anlaß, der das Leben des Königs und die ganze Exiſtenz der Regierung bedrohte, wobei der Dachdecker zu Dartfort, insgemein Wal Tyler genannt, eine Hauptrolle ſpielte. Dieſer Aufruhr ward jedoch zum Theil durch R.'s Geiſtesgegenwart geſtillt (Juni 1381). Die Entſchloſſenheit und Unerſchrockenheit, die er während des Aufruhrs bewieſen hatte, ſchienen eine glückliche und glorreiche Regierung vorherzuſagen und die Eigenſchaften ſeines Herzens wurden noch durch ſeine ausgezeichnete Schönheit und die Zierden ſeiner Sitten gehoben. Deſſenungeachtet wurde ſeine Regierung von nun eine Reihe von Irrthümern und Unglücksfällen, die ihn in wiederholte Verlegenheit ſtürzten. 1385 ſtellte ſich R. an die Spitze einer Armee von 80000 Mann, zog gegen die mit den Franzoſen verbündeten Schotten und drang bis vor die Wälle von Aberdeen, kehrte aber bald nach England zurück, als ihn die Kunde von dem Einfalle der Schotten in ſeine Staaten traf. Zwar nahmen die Reibungen zwiſchen R. und ſeinem Oheime, dem Herzoge von Lancaſter, als dieſer nach Portugal ging (9. Juli 1386), ein Ende, aber nun ergriffen die großen Barone unter Leitung des Herzogs von Gloceſter die Gelegenheit, um Complotte zum Umſturze der Staatsverwaltung zu bilden, bewirkten den Sturz der Günſtlinge des Königs durch „das wundervolle" oder „erbarmungsloſe Parliament," welches die königliche Macht durch eine aufgeſtellte Regierungscommiſſion in Feſſeln legte. Faſt ein ganzes Jahr war R. ein Werkzeug in den Händen der Partei, ſtürzte aber dann mit einem kühnen Schritte (3. Mai 1389) das mit vielem Blute von ſeinem Oheime aufgeführte Staatsgebäude. Er regierte nun einige Jahre hindurch ruhig und glücklich und ſchloß mit Frankreich am 27. Mai 1394 Waffenſtillſtand. Im October deſſelben Jahres ging er an der Spitze eines Kriegsheeres nach Irland, um die Eingeborenen zur vollkommenen Unterwürfigkeit zu zwingen; es wurden daſelbſt Mißbräuche abgeſtellt, Geſetze in Vollzug gebracht, tyranniſche Beamte entfernt und die Eingeborenen allmählig mit der engliſchen Herrſchaft ausgeſöhnt. Auch triumphirte er bald darauf über alle ſeine Feinde und erhob ſich nun über die Herrſchaft des Geſetzes, was ſeit langer Zeit der

Hauptzweck ſeiner Politik geweſen zu ſein ſchien; allein die Liebe des Volkes, die er in den vorhergehenden zehn Jahren gewonnen hatte, ging durch ſeinen Leichtſinn und ſeine despotiſchen Handlungen gänzlich verloren, was ſein Verderben unvermeidlich herbeiführte. Während er einen Feldzug nach Irland machte, landete von Frankreich aus der beim Volke ſehr beliebte Heinrich zu Ravenſpurn in Yorkſhire (4. Juli 1399), wo die mächtigen Grafen von Northumberland und Weſtmoreland auf der Stelle zu ihm ſtießen, auch der zum Reichsverweſer ernannte Herzog von York zum Verräther an dem Könige wurde, und bald ſtand Heinrich an der Spitze einer anſehnlichen Macht. Zwar kehrte R., von der drohenden Gefahr unterrichtet, nach England zurück, aber es verließ ihn ſein Heer, er gerieth durch Liſt in die Gewalt des Grafen von Northumberland, ward nach dem Tower geführt, legte die Krone nieder (29. Sept.) und wurde am folgenden Tage bei verſammeltem Parliamente abgeſetzt. Sein Gegner beſtieg als Heinrich IV. den Thron. Er ſtarb Ende Jan. 1400 im Gefängniſſe auf dem Schloſſe zu Pontefract angeblich am freiwilligen Hungertode. Man glaubte aber allgemein, er ſei auf Heinrich's Befehl zu Tode gehungert worden; nach einer andern Sage, deren ein Zeitgenoſſe erwähnt, wurde er im Gefängniſſe von Sir Robert Exton ermordet. — R. III., geb. 1450, jüngerer Bruder Eduard's IV., wurde von dieſem zum Herzoge von Gloceſter ernannt und kämpfte für ihn mit großer Treue und vielem Muthe, beſonders im Kriege Englands mit Schottland (1482). Aber unter der Maske der Zuneigung und Biederkeit vermochte R. die blutigſten Anſchläge zu verbergen, dabei war er von unerſättlichem Ehrgeize. Nach dem Tode ſeines Bruders (1483) befand er ſich als Befehlshaber des Heeres gegen Schottland an der Grenze und war der Erſte, der zu York Eduard V., ſeinem Neffen, den Eid der Treue leiſtete; auch führte er den jungen König nach London, ließ ihn krönen und nahm ſelbſt den hochtrabenden Titel eines „Bruders und Oheims von Königen, Protectors und Defenſors, Oberſtkammerherrn, Connetables und Großadmirals von England" an; aber er zeigte auch bald, daß er dem Throne nicht ſo nahe ſtehen konnte, ohne den Wunſch zu deſſen Beſteigung zu empfinden. Zu dieſem Ende langte am 13. Juni Radcliffe, einer der kühnſten Anhänger des Protectors, mit einer ſtarken Schaar Bewaffneter im Schloſſe zu Pontefract an und bemächtigte ſich des Grafen Rivers, des Lords Gray's u. A., denen ohne Weiteres, angeblich als Verräthern, der Kopf abgeſchlagen wurde; auch bekam der Protector auf liſtige Weiſe den zweiten Sohn der Königin Eliſabeth in ſeine Gewalt. Nun brachten Einige das von Clarence erfundene Mährchen wieder zum Vorſcheine: der verſtorbene König ſei gar nicht der Sohn des Herzogs von York, ſondern die Frucht eines ehebrecheriſchen Umgangs ſeiner Mutter, Cäcilie, mit einem Ritter in Dienſten ihres Gemahls geweſen, welche Beſchuldigung ſogar von den Kanzeln herab vorgetragen wurde. Nach dieſen Operationen ließ er ſich durch eine, von einer Deputation ſeiner Anhänger überreichte Adreſſe zur Annahme der Krone bewegen (25. Juni) und ward den 26. als R. III. zum Könige ausgerufen. Die erſten Tage ſeiner Regierung brachte er mit Austheilung von Gnaden zu und durchreiſte „zur Unterdrückung von Verbrechen und Beſſerung der Sitten" das Land. Im Norden angekommen vernahm er aber die Kunde von dem hinter ſeinem Rücken herauſſteigenden Gewitter. In Kent, Eſſex, Suſſex, Berkſhire, Hamp, Wilt ꝛc. ergriff man die Waffen; zu den Conföderirten ſchlug ſich der bisherige eifrigſte Freund R.'s, der Herzog von Buckingham. Aber jetzt erfuhren ſie, daß die Prinzen und Neffen R.'s, für welche ſie zu kämpfen gedachten, nicht mehr ſeien. Dieſer hatte ſie bereits im Tower ermorden laſſen. Sofort wurde die Krone dem jungen Grafen Heinrich von Richmond, welcher vermöge der Rechte ſeiner Mutter das Haus Lancaſter repräſentirte, angetragen. R. rüſtete ſich zum Kriege (Oct. 1483), beſiegte aber, vom Glücke begünſtigt, ohne das Schwert zu ziehen, ſeine Gegner, deren er ſich mit gewohnter

Grauſamkeit entledigte. Jedoch war Heinrich nach der Bretagne entkommen, von wo er, als R. ſeine Aufmerkſamkeit dahin richtete, nach Frankreich ging. Während ſich Heinrich mit Anſtalten, R. vom Throne zu ſtoßen, beſchäftigte, machte dieſer den ermüdenden und verheerenden Feindſeligkeiten zwiſchen ſeinen Unterthanen und den Schotten ein Ende. Aber Geldverlegenheit nöthigte ihn zu Erpreſſungen mehrerer Summen von wohlhabenden Bürgern, wodurch er ſeine wenige Popularität verwirkte, und der ihm wohlbewußte bevorſtehende Kampf, bei dem ſeine Krone und ſein Leben auf dem Spiele ſtand, verſetzte ihn in die größte Unruhe. Bald wußte er nicht mehr, wem er trauen ſollte. Da landete am 7. Aug. 1485 Heinrich zu Milfordhaven, worauf es bei der Stadt Bosworth zur Schlacht kam (22. Aug.), in welcher R., die Krone auf dem Haupte, eben als er einen verzweifelten Streich gegen Heinrich führen wollte, übermannt vom Pferde geriſſen und auf der Stelle getödtet ward. Sein Leichnam wurde entkleidet, hinter einem Wappenherolde quer über ein Pferd gelegt, nach Leiceſter gebracht und nach 2 Tagen in der Kapuzinerkirche beigeſetzt. R. war ein Ungeheuer in menſchlicher Geſtalt. Es hat in neueren Zeiten Schriftſteller gegeben, die ſeine Unſchuld zu beweiſen ſuchten; allein ihre Gründe ſind mehr ſinnreich als überzeugend. 25.

Richard (ſpr. Riſchahr) (Louis Claude Marie), einer der berühmteſten franzöſiſchen Botaniker, wurde am 4. Sept. 1754 zu Verſailles geboren. Von ſeinem Vater, dem königlichen Gärtner zu Auteuil, einer Erziehungsanſtalt zu Vernon übergeben zeichnete er ſich durch Fleiß und Wißbegierde vortheilhaft aus und erwarb ſich unter Anderem auch eine bedeutende Geſchicklichkeit im Zeichnen. Bereits ſeit ſeinem 11. Jahre entwickelte ſich in ihm in Folge der häufigen Beſuche bei ſeinem Onkel, Director des königlichen Gartens von Trianon, jene bald zur Leidenſchaft werdende Neigung zur Botanik, die ihn 2 Jahre ſpäter veranlaßte, das väterliche Haus heimlich zu verlaſſen und nach Paris zu gehen, um hier ſeine Studien nach eigener Neigung zu betreiben. Unter den größten Entbehrungen (denn 12 Franken monatlich, die ihm der wiederverſöhnte Vater zukommen ließ, konnten nicht zureichend ſein) machte er einen Curſus in dem Collége Mazarin und beſchäftigte ſich außerdem mit Naturgeſchichte und Zeichnen, mit letzterm als Broderwerb. Bald verbeſſerten ſich ſeine Umſtände ſo ſehr, daß er im Stande war, zu einer Reiſe nach Südamerika, die er ſchon längſt projectirt hatte, anſehnliche Summen zurückzulegen; doch kam ihm die Erfüllung ſeines Wunſches von einer Seite, wo er es nicht gedacht hatte, von der Akademie, die ihm auf die Empfehlung Juſſieu's die Erforſchung Guyana's und Weſtindiens auftrug. Er reiſte im Jahre 1781 ab, landete in Cayenne, durchreiſte von hier aus zuvörderſt das franzöſiſche Guyana nach allen Richtungen mit der größten Genauigkeit und ſchiffte ſich dann nach Weſtindien ein, wo er Martinique, Jamaica, Guadeloupe und St. Thomas durchforſchte. Auch beſuchte er die meiſten der am Eingange des Meerbuſens von Mexico gelegenen Inſeln. Überall gleichmäßig allen Reichen der Natur ſeine Sorgfalt widmend, blieb doch das Pflanzenreich der Gegenſtand ſeines beſondern Eifers; vorzüglich beſchäftigte er ſich viel mit der Analyſe der Pflanzen, deren er mehr als 3000, größtentheils bis dahin unbekannte, ſammelte. Nach achtjähriger Abweſenheit kehrte er im Jahre 1789 mit ſeinen koſtbaren Sammlungen und Zeichnungen aller Art nach Paris zurück, ward Lehrer der Botanik an der mediciniſchen Schule, dann Mitglied des Inſtituts und ſpäter auch Ritter der Ehrenlegion. Er ſtarb am 7. Juni 1821. Seine Verdienſte um die Botanik ſind ſehr groß, indem er beſonders auf ſorgfältige Analyſe der Pflanzen zuerſt mit hindeutete und theils eine Menge bis dahin unbekannter Pflanzen den Sammlungen einverleibte, theils ſchon bekannten die richtigen Stellen im Syſteme anwies. Unter ſeinen Werken nennen wir nur folgende: „Dictionnaire élémentaire de botanique“, revu etc. par Bulliard (Amſterdam 1800); „Demonstrations botaniques ou Analyse

du fruit consideré en général“ (1808, ein höchſt wichtiges Werk, welches nur dem ähnlichen des berühmten Gärtner nachſtehen möchte); ferner: „Extrait d'une instruction pour les voyageurs naturalistes“; „Catalogue des plantes de Caïenne“ und außerdem mehrere Abhandlungen über einzelne Pflanzenfamilien, z. B. die Balanophoren, Butomeen, Cycaden u. a. m. 22.

Richard von St. Victor, einer der berühmteſten Gelehrten des XII. Jahrh., aus Schottland gebürtig, lebte im Kloſter St. Victor zu Paris, wo er ein Schüler des berühmten Hugo (ſ. d. Art.) war, dann Kanonicus und zuletzt Prior des Kloſters ward und als ſolcher 1173 ſtarb. Er gehört zu den ausgezeichnetſten Myſtikern, zugleich aber auch zu den ſcharfſinnigſten Denkern ſeiner Zeit und hat ſich vorzüglich durch eine durchdachte Entwickelung der Art, wie der Menſch allmählig zur unmittelbaren Anſchauung gelangen könne, berühmt gemacht. Er nimmt nämlich 6 Stufen an: 1) Anſchauung der Sinnenwelt und Auffaſſung durch die Einbildungskraft; 2) Hinzutreten des Verſtandes durch Nachdenken darüber; 3) Sichtung des Stoffes durch die Vernunft; 4) Speculation der reinen Vernunft im Überſinnlichen und Grenze der menſchlichen Erkenntniß; 5) Belehrung durch die Offenbarung über übernatürliche Dinge; 6) höchſte Erkenntniß des Innern des göttlichen Weſens; eine Stufenleiter, welche er zwar von einem ältern Myſtiker, Honorius von Autun im XI. Jahrh., entlehnt hat, welche ihn aber hoch über alle Myſtiker der folgenden und der neuſten Zeit ſtellt. „Opera“ (Vened. 1506. 8. Paris 1518. 8.). Vergl. Tiedemann's „Geiſt der ſpeculativen Philoſophie“ (Bd. IV. S. 315 ff.). 16.

Richardſon (ſpr. Ritſchärdſ'n) (Samuel), einer der bekannteſten engliſchen Romanſchriftſteller, 1689 in der Grafſchaft Derby geboren, erlernte zu London die Buchdruckerkunſt und gründete ſich durch unermüdlichen Fleiß ein eigenes Geſchäft. Sein Talent Briefe zu ſchreiben, welches oft in Anſpruch genommen wurde, gab die Veranlaſſung zu ſeinem erſten Romane: „Pamela“ (Lond. 1742. – N. E. Lond. 1810. 4 Voll. 12. Deutſch von F. Schmitt, Liegnitz 1772. 4 Bde. 8.), welcher ſo großen Beifall fand, daß er in einem Jahre fünf Auflagen erlebte. Nicht weniger Aufſehen erregten „Clarissa Harlowe“ (Lond. 1751. 7 Voll. 8. – N. E. Lond. 1810. 8 Voll. 12. Deutſch von L. T. Koſegarten, Leipz. 1790—1793. 8 Bde. 8.) und „Charles Grandison“ (Lond. 1754. 6 Voll. 8. N. E. Lond. 1810. 7 Voll. 12. Deutſch, Leipz. 1780. 7 Bde. 8.). Er ſtarb am 4. Juli 1761. R. hatte nur ſehr geringe gelehrte Kenntniſſe; er folgte keiner Theorie, ſondern nur ſeinem Gefühle und ſeinem natürlichen Geſchmacke. Schriftſtellereitelkeit war ihm völlig fremd und er lebte trotz des ungewöhnlichen Beifalls, den ſeine Leiſtungen fanden, ſtets als ſchlichter Geſchäftsmann. Er führte eine neue Gattung des Romans ein, den moraliſchen Familienroman, der auf ausführliche Entwickelung der innerſten Verhältniſſe des häuslichen Lebens gegründet iſt, und verſuchte zuerſt die ſchwierige Form in Briefen. Kann man ihm auch keine kühne oder originelle Phantaſie zugeſtehen, ſo darf man ihm doch Beobachtungsgeiſt, Menſchenkenntniß, beſonders tiefes Eindringen in die Eigenthümlichkeiten des weiblichen Geſchlechts, die zarteſte Empfänglichkeit für alle ſittlichen Eindrücke und ein ausgezeichnetes Darſtellungstalent nicht abſprechen. Unter ſeinen Romanen behauptet die „Clariſſa“ den Vorzug; in der „Pamela“ nimmt die Moral zu ſehr den Predigtton an und ermüdet; „Grandiſon“ iſt in jeder Hinſicht der ſchwächſte. An Breite leiden ſie alle und wenige Leſer werden jetzt damit zu Ende kommen. „Works“, Lond. 1811. 19 Voll. 8. (Vergl. „S. Richardson's Correspondence with his friends and account of his life, by mistress Barbauld“, Lond. 1804. 6 Voll. 8.) 67.

Richelieu (ſpr. Riſch'lio) (Armand Jean du Pleſſis, Herzog von), Cardinal und Staatsminiſter von Frankreich, einer der größten Staatsmänner des XVII.

Jahrh., aus dem alten Geſchlechte du Pleſſis, wurde am 5. Sept. 1585 zu Paris oder wahrſcheinlicher auf dem Schloſſe Richelieu geboren und beſuchte die Collegien von Navarra und Licieur. Als ſein Bruder in den Orden der Karthäuſer getreten wa., entſagte er dem Kriegsdienſte, dem er ſich widmen wollte, und ſtudirte mit Eifer Theologie, ſo daß er ſchon im 22. Jahre zum Doctor derſelben und zum Biſchofe von Luçon ernannt wurde. Im Jahre 1614 wurde er zum Vertreter der Geiſtlichkeit von Poitau bei der Verſammlung der Reichsſtände erwählt und erwarb ſich durch eine ausgezeichnete Abſchiedsrede an die Stände das Vertrauen der verwittweten Königin, Maria von Medicis, ſo ſehr, daß ſie ihn zum Großalmoſenier erhob und ihn durch den Marſchall d'Ancre im Jahre 1616 als Secretair der auswärtigen Angelegenheiten und des Kriegsweſens in den Staatsrath aufnehmen ließ. Allein der Einfluß des Marſchalls auf die Königin und deren Hinneigung zu dem öſtreichiſchen Hauſe erbitterte den hohen Adel und das Volk, ſo daß dieſer Haß bald in Aufruhr ausbrach, bei welchem der Marſchall ermordet und die Königin verbannt wurde. Der Connetable de Luynes, Günſtling des Königs, hatte vergebens verſucht R. zum Austritte aus dem Staatsrathe zu bewegen. Letzterer folgte der Königin nach Blois in die Verbannung, mußte ſich aber von hier nach Luçon und bald darauf nach Avignon zurückziehen, weil man Mißtrauen in die Aufrichtigkeit ſeiner Geſinnungen ſetzte. Er hatte hier längere Zeit in gänzlicher Abgezogenheit von den Geſchäften gelebt, als er zum Geſandten an die Königin gewählt wurde, welche der Herzog von Epernon aus Blois entführt und eine kurze Verſöhnung zwiſchen Maria und ihrem Sohne, Ludwig XIII., bewirkt hatte. Die Königin begab ſich bald nachher wieder nach Blois und erſt nach der Schlacht bei Pont de Cé konnte R. ſie bewegen nach Paris zurückzukehren. Nach dem im Jahre 1622 erfolgten Tode de Luynes' erlangte Maria die Erhebung R.'s zum Cardinale und ſeine Wiederaufnahme in den Staatsrath. Nach ſeinem Eintritte in denſelben legte er ſogleich den Streit über das Veltlin auf eine für Frankreich ehrenvolle Weiſe bei, ſandte den Marſchall Couvres mit Schweitzertruppen nach Italien und ſchloß durch Vermittelung des Capuziners Pater Joſeph einen für ſein Vaterland vortheilhaften Frieden. Während dieſes Kriegs machte er die Pläne der Hugenotten durch Verſprechungen fruchtlos. Der König bewilligte ihm um dieſe Zeit eine Ehrenwache von 200 Musquetieren und 2 Compagnien Reiter, als er nach einem vereitelten Mordverſuche, wofür der Graf von Chalais mit dem Tode büßte, um ſeine Entlaſſung nachgeſucht hatte. Unterdeß hatte er die von Maria befolgte Politik in Bezug auf Öſtreich gänzlich geändert, dem er ſich, wie die früheren franzöſiſchen Könige, feindlich gegenüberſtellte. Er bewirkte daher die Verbannung der Königin nach Compiegne im Jahre 1631, entſetzte die Anhänger derſelben ihrer Stellen und ſchloß ſie ſelbſt in die Baſtille ein. Zugleich zog er ſich den Haß des Adels und der Geiſtlichkeit durch Unterdrückung der Parliamente und Beraubung ihrer Vorrechte zu. Die hier und da drohenden Empörungen vermochte er nur durch die klügſten und kräftigſten Maßregeln zu unterdrücken. So ſehr ihn auch Ludwig XIII. ſelbſt in ſeinem Innern haßte, ſo ſah er ſich doch genöthigt, den Mann auf alle Weiſe zu unterſtützen und zu erhalten, deſſen einziges Streben dahin ging, der Krone eine unumſchränkte Macht über alle inneren und äußeren Feinde zu verſchaffen. Die gefährlichſten Gegner des Throns waren die Hugenotten, denen durch das Edict von Nantes faſt gleiche Rechte mit den Katholiken zugeſichert worden waren. Sie hatten ſich beinahe über ganz Frankreich verbreitet und den Mittelpunkt ihrer Macht in Rochelle vereinigt. R. befahl daher die Belagerung dieſer Stadt und ſtellte ſich ſelbſt an die Spitze der dahin abgehenden Armee. Sowohl die Belagerung als die Vertheidigung des Platzes gilt als ein Muſter von gegenſeitiger Tapferkeit, Kriegskunſt und Ausdauer. Die mächtige Seeſtadt wurde noch durch Hülfe der Engländer mit allen Bedürfniſſen des Lebens und Krieges reichlich

unterſtützt und man verzweifelte ſchon an der Eroberung derſelben, als R. ihr durch einen in das Meer hinausgebauten Damm jede Zufuhr zu Waſſer abſchnitt und ſie im Jahre 1629 durch Hunger zwang ſich zu ergeben. Kurz darauf wurden auch die übrigen Städte der Hugenotten, Nismes, Caſtrez, Utez und ihr zweiter Waffenplatz Montauban erobert, wodurch ihre Macht in Frankreich für immer gebrochen war. R. kehrte nun im Triumphe nach Paris zurück und wurde vom Könige zum erſten Miniſter erhoben, nachdem er ſchon früher das Portefeuille des Handels und Seeweſens in ſich vereinigt hatte. Von Paris aus begab er ſich wieder zum Heere und eroberte Pignerol und Savoyen, während der König in der Nähe des Kriegsſchauplätzes verweilte, aber wegen plötzlicher Erkrankung ſich genöthigt ſah, nach Lyon zurückzukehren. Während ſeiner Krankheit drang ſowohl Maria von Öſtreich, als auch Maria von Medicis bei dem Könige auf Entfernung ſeines Miniſters; allein dieſer veranlaßte nach ſeiner Geneſung eine Verſöhnung zwiſchen den Königinnen und dem Cardinale, welcher ſeinem Sturze einmal ſo nahe war, daß er ſich nur durch eine ihm bewilligte letzte Unterredung mit dem Könige, welche ihm ſein Günſtling, der Graf von St. Simon, zu verſchaffen gewußt hatte, wieder in der Gunſt ſeines Herrn, und zwar für immer, befeſtigte. Die Macht Öſtreichs ſuchte er dadurch zu ſtürzen, daß er Baiern von der Ligue abzog, deſſen Verbindung mit Dänemark zerriß und mit dem Könige von Schweden ein Bündniß ſchloß. Er veranlaßte den Krieg Frankreichs mit Spanien, um Öſtreich zu ſchaden, ſein Leben wurde aber während deſſelben vom Meuchelmorde bedroht, welchem er nur durch den Edelmuth Gaſton's entging. Bald darauf unterdrückte er einen Aufſtand, den die Herzöge von Montmorency und Orleans als Anhänger der verbannten Königin erregt hatten. Montmorency ſtarb auf dem Schaffote, obgleich die königliche Familie ſelbſt und viele Mitglieder des hohen Adels ſich für ihn verwendeten. Unterdeß war R. unermüdet thätig, die Größe Frankreichs immer mehr zu heben. Er ſchloß mit Holland ein für Frankreich vortheilhaftes Bündniß wegen der Grenzen deſſelben gegen die Niederlande ab, ſuchte Wallenſtein zur Empörung gegen den deutſchen Kaiſer zu verleiten, brachte gegen Spanien eine Verbindung mehrerer Mächte und einen Subſidienvertrag zu Stande, unterſtützte die aufrühreriſchen Catalonier, beförderte die Thronbeſteigung des Hauſes Braganza in Portugal und nährte die Unzufriedenheit der Schotten und Presbyterianer mit König Karl von England, deſſen Sturz er dadurch beſchleunigte. Seine harten Finanzmaßregeln erregten in ſeinen letzten Regierungsjahren Unwillen und Aufruhr, welcher aber ſtets mit harter Beſtrafung der Häupter deſſelben endigte. Im Jahre 1642 verſchwor ſich ſelbſt ein von ihm dem Könige empfohlener Günſtling, Cinq-Mars, der Sohn des Marſchalls d'Effiat, gegen ihn, der ſich mit Vorwiſſen des Königs zum Sturze R.'s mit dem ſpaniſchen Hofe verbunden hatte; allein nach Entdeckung der Verſchwörung wurde ſowohl er, als auch der Herzog von Bouillon und mehrere Andere mit dem Tode auf dem Schaffote beſtraft. Der Cardinal, welcher ſich in Narbonne befand, kehrte von hier krank nach Paris zurück und ſtarb daſelbſt am 4. Dec. 1642 nach einer Regierung von 18 Jahren und nach Empfehlung des Cardinals Mazarin zu ſeinem Nachfolger. R. hat ſich um Frankreichs Könige vielfach verdient gemacht. Er legte für ein Jahrhundert den Grund zu unumſchränkter Gewalt derſelben durch Unterdrückung aller ehrgeizigen Beſtrebungen des hohen Adels, untergrub jedoch auch die Freiheit und Selbſtſtändigkeit des Volks durch Aufhebung der Parliamentsrechte, beförderte die Wiſſenſchaften durch Stiftung der franzöſiſchen Akademie im Jahre 1635, ſo wie durch Verbeſſerung der Sorbonne und durch Benutzung der königlichen Buchdruckerei zu beſſeren Ausgaben griechiſcher und lateiniſcher Schriftſteller. Er ſelbſt verſuchte ſich in der Dichtkunſt und ſchenkte ſeine, beſonders an morgenländiſchen Handſchriften reiche Bibliothek der Sorbonne. Die Erbauung des Palais royal war ſein Werk. Er war unermüdet thätig im

Kreiſe ſeiner Geſchäfte, ein gewandter Hofmann und wußte Andere unwiderſtehlich an ſein Intereſſe zu feſſeln. Seine Leidenſchaften beherrſchte er entweder ſtreng oder entzog ſie den Augen der Menſchen. So herablaſſend er Diener und Günſtlinge behandelte, ſo ſtolz und rachſüchtig zeigte er ſich gegen ſeine Feinde. Sein Streben als Staatsmann war beſonders darauf gerichtet, die politiſche Macht der Reformirten zu ſtürzen, den hohen Adel dem Throne gänzlich zu unterwerfen und Frankreich auf Koſten des öſtreiſchen Hauſes zu vergrößern. Er iſt Verfaſſer mehrerer politiſchen und theologiſchen Schriften, unter welchen beſonders ſeine „Memoiren“, „Die Geſchichte der Mutter und des Sohns“, „Die Geſchichte der Regentſchaft und „Das politiſche Teſtament“ zu bemerken ſind. 81.

Richelieu (Louis François Armand du Pleſſis, Herzog von), Marſchall von Frankreich, wurde am 13. März 1696 zu Paris geboren. Ohne große Kenntniſſe ſich erworben zu haben, wußte er durch Schönheit und Witz am Hofe, wo er im Jahre 1711 eingeführt und bald unter dem Namen „des liebenswürdigen Kindes“ bekannt wurde, ſich ſchnell in Gunſt zu ſetzen, welche ihm beſonders die Herzogin von Bourgogne in hohem Grade erwies. Schon im Jahre 1710 war er gegen ſeine Neigung mit einem Fräulein de Noailles vermählt worden. Da ſein Stiefvater den Einfluß des Sohnes auf die Herzogin von Bourgogne fürchtete, ſo veranlaßte er ſelbſt deſſen Gefangenſetzung in die Baſtille, worin R. 14 Monate bleiben mußte. Nach ſeiner Befreiung begleitete er im Jahre 1712 den Marſchall von Villars als Adjutant in das Feld und zeichnete ſich im Kriege durch Tapferkeit aus. Nach dem Tode Ludwig's XIV. lebte er an dem Hofe des Regenten und ergab ſich hier allen Genüſſen jenes ſchwelgeriſchen Kreiſes. Wegen eines Duelles mit dem Grafen von Gacé wurde er mehrere Monate in die Baſtille geſetzt, obgleich er ſelbſt dabei verwundet worden war. Im Jahre 1719 wurde er zum dritten Male in die Baſtille gebracht, weil er ſich in eine Verſchwörung des ſpaniſchen Geſandten Delamare gegen den Regenten eingelaſſen hatte, und nur durch den Einfluß zweier Nebenbuhlerinnen, der Prinzeſſin von Charlerois und der Tochter des Herzogs von Orleans, erhielt er ſeine Befreiung wieder, worauf er nach Conflans verbannt wurde. Die letzte Gefangenſchaft ſcheint tiefen Eindruck in ihm zurückgelaſſen zu haben, ſo daß er ſich von jetzt an auch ernſteren Beſchäftigungen widmete. Ungeachtet er bisher blos Liebesbriefe geſchrieben und keinen Begriff von Rechtſchreibung hatte, wurde er dennoch im Jahre 1724 in die franzöſiſche Akademie aufgenommen, nachdem er ſich von drei berühmten Mitgliedern derſelben verſchiedene Reden hatte verfertigen laſſen, von denen er das Beſte auswählte und daraus ſeine Antrittsrede zuſammenſetzte. Im folgenden Jahre wurde er zum Pair und Parliamentsmitgliede, zum Gouverneur von Cognai und zum Geſandten am Hofe zu Wien ernannt. Bei ſeiner Ankunft daſelbſt hatte er auch die Pferde ſeines Gefolges mit ſilbernen Hufeiſen ſo locker beſchlagen laſſen, daß ſie während des Einzugs abfallen mußten. Während des mit dem deutſchen Reiche ausgebrochenen Kriegs zeigte er ſolche Tapferkeit, daß er im Jahre 1738 zum Maréchal de camp und Gouverneur in Languedoc erhoben wurde. Im Jahre 1744 begleitete er den König als Adjutant ins Feld und trug zum Gewinnen der Schlachten bei Ettlingen, Fontenoy und Raucour weſentlich bei. Um die Vermählung des Dauphins mit der Prinzeſſin Maria Joſepha von Sachſen zu vermitteln, ging er im Jahre 1746 als Geſandter nach Dresden, wo er ſich ebenfalls durch verſchwenderiſche Pracht auszeichnete. In Genua, wo er an Bouffler's Stelle im Jahre 1748 getreten war, ließ der Senat im Sitzungsſaale ſeine Bildſäule aufſtellen und nannte ihn Befreier von Italien; allein in Guyenne, wohin er als Gouverneur abgegangen war, machte er ſich durch Härte und Geiz beim Volke verhaßt. Zum Marſchalle erhoben leitete er die Belagerung von Port Mahon gegen die Engländer und eroberte es, ſo wie das für unüberwindlich gehaltene Fort von St. Felipe am 28. Juni 1756,

wobei er perſönlichen Muth, kriegeriſche Einſicht und Menſchenfreundlichkeit gegen die Gefangenen zeigte. Hierauf übernahm er vom Marſchalle d'Eſtrees den Oberbefehl über die Franzoſen in Deutſchland, drängte die preußiſche Armee, welche unter dem Herzoge von Cumberland ſtand, bis an die Mündung der Elbe zurück und ſchloß am 8. Sept. 1757 die Übereinkunft zu Kloſter Seven, worauf er nach Frankreich zurückberufen wurde, weil er eine Vermählung ſeines Sohnes mit der Tochter der Marquiſe von Pompadour, welche dieſe ihm angetragen, ausgeſchlagen hatte. Von nun an lebte er blos ſeinen Vergnügungen oder ſeinen Beſchäftigungen als Kammerherr und Gouverneur von Guyenne. Verdienſtlich war es von ihm, daß er Ludwig XV. eine Verfolgung der Proteſtanten, welche der Miniſter St. Florentin in Vorſchlag gebracht hatte, widerrieth. Nach dem Tode des Königs lebte er in Bordeaux, ſah ſich aber genöthigt von hier nach Paris zu gehen, um dort einen Proceß gegen die Frau von Vincent zu führen, welche auf ſeinem Namen für 300000 Gulden falſche Wechſel ausgegeben hatte. Unter Ludwig XVI. ſtand er nicht in großen Anſehen, allein ſein hohes Alter und ſein Witz ſchützten ihn vor Verachtung. Er ſtarb am 8. Aug. 1788 in einem Alter von 92 Jahren, jedoch noch bei ziemlich voller Kraft des Geiſtes und Körpers. R.'s ganzes Leben war ohne edles Streben und Ziel, er ſuchte nur zu gefallen und zu genießen. Bis in ſein hohes Alter übte er die Kunſt Weiber zu verführen, welche ihn ſelbſt dann noch liebten, wenn ſie ſich von ihm betrogen ſahen. Von den in Deutſchland erpreßten Geldern erbaute er ſich einen prächtigen Pavillon. Seinen Soldaten erlaubte er Plünderungen und Laſter aller Art. Im Privatleben war er hart und geizig. Durch ſein verderbliches Beiſpiel verbreitete ſich Sittenloſigkeit in Paris und ganz Frankreich, da ſein Benehmen für ein allgemeines Muſter von feiner Lebensart galt. Ungeachtet er die Tapferkeit, das Glück und die Talente eines Feldherrn und den Geiſt, die Gewandtheit und Menſchenkenntniß eines Staatsmannes beſaß, blieb er dennoch ein blos gewöhnlicher Höfling. Die „Mémoires du Marechal de Richelieu“ hat Soulaire unter ſeiner Leitung geſammelt. Mit Voltaire unterhielt R. einen fortwährenden Briefwechſel. 81.

Richelieu (Armand Emanuel Joſeph Septimanie du Pleſſis, Herzog von Fronſac und), franzöſiſcher Staatsminiſter, begab ſich ſchon in früher Jugend nach Rußland, wo er von Katharina II. mit Auszeichnung aufgenommen wurde und unter dem Namen Duc de Chinon bekannt war. Im Jahre 1789 zeichnete er ſich unter Suwarow bei der Belagerung von Ismail aus, ſo daß er in kurzer Zeit zum Generallieutenant erhoben wurde. Vom Jahre 1794 an diente er unter den franzöſiſchen Prinzen und wurde zu einem der 6 Befehlshaber der im britiſchen Solde ſtehenden Emigrirtencorps ernannt. Nachdem er ſich hierauf wieder nach Rußland gewandt hatte, ſandte ihn der Kaiſer Alexander als Civil- und Militairgouverneur nach Odeſſa und in die Küſtenprovinz, welche vor ihm Potemkin mit der größten Willkühr verwaltet hatte. R. machte ſich durch Einführung einer regelmäßigen Polizei, durch Unterdrückung jedes Unterſchleifs und jedes Mißbrauchs der öffentlichen Gewalt, ſo wie durch Urbarmachung großer Strecken um das Land ſehr verdient, ſo daß Odeſſa, welches vorher eine unbedeutende Stadt war, bald zu einem wichtigen Handelsplatze aufblühte. Obgleich der Herzog nach Wiederherſtellung der Bourbons im Jahre 1814 in ſein Vaterland zurückgekehrt war, ſo ſorgte er doch auch von hier aus für die ihm lieb gewordene Provinz und ſchickte ihr Gewächſe, Obſtreiſer, Bücher und wiſſenſchaftliche Inſtrumente zu. Noch in demſelben Jahre wurde er von Ludwig XVIII. zum Pair erhoben, mußte aber ſchon im folgenden für kurze Zeit Frankreich wieder verlaſſen, kehrte dann mit dem Hofe dahin zurück und wurde zum erſten königlichen Kammerherrn ernannt. Nach Talleyrand's Abgange vom Miniſterium trat er als Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten und als Präſident an die Spitze des Conſeils. Am 20. Nov. 1815

ſchloß er und Talleyrand den pariſer Vertrag mit den Alliirten ab, welcher ihm viel Tadel zuzog, und übergab der Pairskammer die Anklageacte des Marſchall Ney, indem er ihr zugleich dabei ein ſtrenges Verfahren empfahl. Nachdem die franzöſiſche Akademie wieder an die Stelle des aufgehobenen Nationalinſtitutes getreten war, wurde R. anfangs zum Mitgliede und im September des Jahres 1818 zum Präſidenten derſelben ernannt. Den im Juni 1817 mit Papſt Pius VII. geſchloſſenen Vertrag, welcher der Hierarchie ſo viele Rechte einräumte, ſah er ſich genöthigt zu mildern, um dem allgemeinen Unwillen zu entgehen. Durch die perſönliche Gunſt des Kaiſers Alexander gelang es ihm, die Kriegslaſten Frankreichs ſehr zu erleichtern und das Land bald ganz von dem Drucke fremder Truppen zu befreien. Auf dem Congreſſe zu Aachen unterzeichnete er am 12. Nov. 1818 den Beitritt Frankreichs zu dem Frieden der europäiſchen Hauptmächte, ſo wie die berühmte Erklärung vom 15. Dec., welche die Grundſätze des europäiſchen Völkerrechts als die Grundlage der Staatskunſt anerkennt. Als er im Miniſterium ſeine antiliberalen Beſtrebungen ohne die größte Gefahr für den Staat nicht durchführen konnte, ſah er ſich genöthigt am 24. Dec. 1818 ſeine Entlaſſung zu nehmen, worauf der Marquis von Deſſolles an ſeine Stelle trat. Ein ihm von dem Könige und der Pairskammer als Nationalbelohnung angetragenes Majorat von 50000 Franken jährlicher Einkünfte ſchlug er anfangs aus; als er es aber dennoch anzunehmen ſich bewogen fand, beſtimmte er den ganzen Betrag deſſelben zu milden Stiftungen in Bordeaux. Hierauf unternahm er eine Reiſe nach der Schweitz und Italien, beſuchte die Bäder in Spaa und kehrte nach Frankreich zurück, wo er nach dem Abgange von Decazes am 20. Febr. 1820 wieder an die Spitze des Miniſterium trat. Am 4. April forderte er in einem Circularſchreiben an die Präfecten ꝛc. die Behörden auf, dahin zu wirken, daß das Volk ſich mit mehreren Geſetzen in Bezug auf Veränderung der Wahlen beruhige, welches als ein wichtiges Actenſtück für das Syſtem des damaligen Miniſterium anzuſehen iſt. Im Allgemeinen kann man den Geiſt deſſelben ſo bezeichnen, daß er den Parteien ſchmeichelte, ohne ſie zu verſöhnen, daß er ſie bedrohte, ohne ſie zu ſchrecken, daß er alle verfolgt und keine unterdrückt hat. Durch das Schwankende ſeiner Politik vermochte er nie das Zutrauen des Volkes zu gewinnen, ſo ſehr man auch ſeinem perſönlich achtungswerthen Charakter Gerechtigkeit widerfahren ließ. Die feindliche Stimmung der Kammern nöthigte ihn im November 1820 aus dem Miniſterium zu treten, worauf er ſich nach ſeinem Schloſſe Causteille bei Verneuil zurückzog. Von hier wollte er nach Paris zurückkehren, wurde aber unterwegs von einem Nervenſchlage befallen und ſtarb kurz nach ſeiner Ankunft in der Hauptſtadt am 16. Mai 1821. 81.

Richerand (ſpr. Riſcherang) (Anthelme), bekannter franzöſiſcher Chirurg, ward zu Belley am 4. Febr. 1779 geboren, ſtudirte zu Paris und eröffnete im Jahre 1799 ſeine Vorleſungen mit Vorträgen über Phyſiologie, die ihm bald einen großen Beifall erwarben. 1800 wurde er Chirurg am Hospital St. Louis, ſo wie chirurgien-major der pariſer Nationalgarde, 1807 Profeſſor der chirurgiſchen Pathologie an der mediciniſchen Schule, erhielt 1814 den Orden der Ehrenlegion, 1815 ein Adelsdiplom und wurde nach und nach Profeſſor der operativen Chirurgie an der mediciniſchen Facultät, chirurgien-en-chef am Hospital St. Louis, Mitglied der königlichen Akademie der Medicin und vieler anderer gelehrter Geſellſchaften, Ritter mehrerer ausländiſcher Orden. — R. iſt wegen ſeines klaren Vortrages ein beliebter Lehrer, als Schriftſteller trotz der großen Anſprüche, die er hierauf macht, kein ſelbſtſtändiger Denker, ſondern nur fleißiger Sammler, als operativer Chirurg durch ſeine kühne Operation auch dem größern Publicum bekannt, die er in einem Falle von Krebs durch Hinwegnahme mehrerer Rippenſtücke und des darunter liegenden Bruſtfelles ausführte. Seine bekannteſten Schriften ſind: „Nouveaux élémens de Physiologie“ (Paris 1801. 10. Ausgabe erſchien 1833

in 3 Bdn.); „Nosographie chirurgicale“ (Paris 1803. 2 Voll., in der 5. Ausg. unter dem Titel: „Nosographie et Thérapeutique chirurgicales“, Par. 1824. 4 Voll.). 30.

Richter, lat. judex; franz. juge; engl. judge, iſt der mit dem Befugniß der Geſetzanwendung in einem Bezirke oder über gewiſſe Perſonen befähigte Beamte. Man unterſcheidet den Richter nach dem Umfange ſeines Geſchäfts, als höheren oder niederen; nach dem Gegenſtande, wenn bloße Pflichtverweigerung vorhanden iſt, als bürgerlichen, oder wenn thätlicher Angriff auf das Wohl des Einzelnen oder Ganzen da iſt, als Criminalrichter; nach dem Orte als Dorfrichter, Landrichter, Stadtrichter u. a. Bildlich endlich bedient man ſich des Ausdrucks: „innerer Richter“ für das Urtheil des Gewiſſens oder das Bewußtſein der Rechtmäßigkeit unſerer Handlungen nach dem Sittengeſetze. Der innere R. wird vom „äußeren Richter“, welcher über Handlungen zu richten hat, unterſchieden, ſoll aber höher ſtehen und nie eine äußere Anordnung finden, welches dem Sittengeſetze widerſpräche. Dem äußeren R. muß die Gerichtsobrigkeit wirklich zuſtehen, wo man ihn dann den zuſtändigen (competenten) nennt, außerdem ſind ſeine Handlungen nichtig (extra territorium jus dicenti impune non paretur l. ult. II de jurisdictione). Dann ſoll er den Richtereid geleiſtet haben. Zu Beiſitzern erfordert man noch wenigſtens 2 Schöppen, um ein vollſtändiges Gericht zu bilden. Die Alten machten den Unterſchied zwiſchen dem, welcher die Sache unterſuchte, und dem, welcher ſie entſchied, d. h. das Geſetz darauf anwendete (praetor und judex). Keiner im Staate ſoll ſich ſelbſt thätige Hülfe (außer bei ſofortiger Abwehr eines Angriffs) verſchaffen, ſondern ſich der Hülfe des zuſtändigen Richters bedienen. — Richtſteig, als der Weg, den der R. bei ſeinen Verhandlungen einzuſchlagen hatte, bedeutete bei den alten Deutſchen ſo viel als in neuerer Zeit Proceßordnung. So hat man noch den Richtſteig Landrechts und den Richtſteig Lehnrechts für das Verfahren über Erbe oder Lehn. 10.

Richter (hebr. שׁפטים) hießen bei den Hebräern die Patrioten, welche von Joſua bis auf Samuel in den Zeiten der Bedrängniß, namentlich des Krieges und bei inneren Unruhen, entweder freiwillig oder dazu gewählt, als Oberhäupter in der theokratiſchen Republik auftraten. Eigentliche Richter, wie im Frieden, waren ſie alſo nicht und kehrten, ſobald die Gefahr vorüber war, wieder in ihre vorigen Verhältniſſe zurück. Wenigſtens gilt dieß von den Richtern bis auf Eli, und und wenn auch einzelne ſpäter einigen Einfluß auf die bürgerlichen Angelegenheiten ausübten, ſo wurde doch dem genannten Eli erſt ausſchließend die Leitung derſelben anvertraut. Die R. laſſen ſich daher am paſſendſten mit den Dictatoren der Römer oder den Archonten der Griechen vergleichen, während die früher übliche hiſtoriſche Verknüpfung mit den Suffeten der Carthager als weniger treffend erſcheint. Man zählt 13 R., unter denen die Namen Debora, Barak, Jephtha und Simſon die gefeiertſten ſind. Andere rechnen noch den Eli und Samuel dazu. Die Thaten der einzelnen R. werden in dem unter dem Namen des Buches der Richter bekannten bibliſchen Abſchnitte erzählt, mit Ausnahme Eli's und Samuel's. Es zerfällt in 3 Abſchnitte. Der erſte von Cap. 1—2, 5 enthält einen Bericht über die Kriegsereigniſſe zunächſt nach Joſua's Tode; der zweite von Cap. 2, 6—Cap. 16. die eigentliche Geſchichte der R. und der dritte bis zum Ende erſcheint als Anhang zum Ganzen ohne chronologiſche Zuſammenſtellung und man lieſt in ihm Facta, welche unmittelbar nach Joſua's Tode vorgefallen zu ſein ſcheinen. Der Verfaſſer oder Sammler der einzelnen Abſchnitte des Buches iſt unbekannt, die theokratiſch-religiöſe Tendenz des Ganzen aber, daß der Abfall vom Jehova jederzeit Unterdrückung durch auswärtige Völker nach ſich ziehe, läßt ſich nicht verkennen. Der Sprache nach zu ſchließen, ſtammen ſie aus verſchiedenen Zeiten. Der Styl des zweiten Theils iſt einfach, lebendig und anſchaulich, während im dritten ſchon ſpä-

tere ungebräuchlichere Formen und Redensarten zum Vorſcheine kommen. Bearbeiter hat das Buch der R. an Seb. Schmidt, „Commentarius in librum judicum (Ed. 2. Strassb. 1706. 4.) und Ziegler, „Scholien über das Buch der Richter" (ſ. deſſen theolog. Abhandl. 1. Thl. S. 288 ff.) gefunden. 77.

Richter (Auguſt Gottlob), einer der berühmteſten Chirurgen Deutſchlands, ward zu Zörbig am 13. Aug. 1742 geboren, ſtudirte Medicin zu Göttingen, promovirte daſelbſt 1764, beſuchte hierauf auf einer 2 Jahre lang dauernden Reiſe Paris, London, Leyden und Amſterdam und wurde nach deren Beendigung in Göttingen als Profeſſor der Chirurgie angeſtellt. Hier erwarb er ſich als Lehrer, Schriftſteller und Arzt ſehr bald einen großen Namen, wurde Mitglied mehrerer gelehrten Geſellſchaften, Hofrath und Leibarzt und beſchloß, nachdem er ſeine Profeſſur 46 Jahre verwaltet hatte, ſein Leben am 23. Juli 1812. — Von ſeinen vielen Schriften nennen wir als die vorzüglichſten ſeine „Chirurgiſche Bibliothek" (Götting. 1771—1797. 15 Bde.); ſeine „Abhandlung von den Brüchen" (Ebend. 1785. 2 Thle.); „Anfangsgründe der Wundarzneikunde" (Ebend. 1782—1804), ſein vorzüglichſtes Werk, das in Deutſchland mit großem Beifall aufgenommen wurde und noch jetzt claſſiſchen Werth hat (der Verfaſſer zeigt ſich darin als fleißigen Sammler, der den Beobachtungen Anderer durch ſeine eigenen reichen Erfahrungen erſt ihre wahre Geltung ertheilt); endlich „Specielle Therapie" (Berlin 1813—1821. 9 Thle.), die von ſeinem Sohne nach ſeinem Tode herausgegeben wurde, jedoch wegen der vielen Zuſätze, die ſie erhalten hat, nicht mehr als das reine Geiſtesproduct ihres Verfaſſers angeſehen werden kann. 39.

Richter (Johann Paul Friedrich), gewöhnlich nur Jean Paul genannt, am 21. März 1763 zu Wunſiedel, einer Stadt am Fichtelgebirge, geboren, erhielt ſeine erſte Bildung in ſeinem Geburtsorte und fing ſchon in Jodiz und Schwarzenbach an der Saale, wohin ſein Vater als Pfarrer verſetzt war, an mehr ſeinen Selbſtſtudien als fremdem Unterrichte zu vertrauen, bis er 1779 auf das Gymnaſium zu Hof gebracht wurde, wo er in den Lehrgegenſtänden, die ihn anſprachen, bald allen Mitſchülern vorauseilte und ſich bereits in den meiſten Wiſſenſchaften umgeſehen hatte, als er 1781 die Univerſität Leipzig bezog, um ſich der Theologie zu widmen. Dieſe konnte ihn aber eben ſo wenig wie jede andere Fachwiſſenſchaft anſprechen und er hörte nur ſolche Collegien, die ihm gefielen, wobei es ihm gleichgültig war, über welchen Theil der Gelehrſamkeit ſie geleſen wurden. In Vielem hinderte ihn ſeine Armuth, welche er übrigens bald durch literariſche Arbeiten zu heben gedachte. Für ſeinen erſten Verſuch, die „Grönländiſche Proceſſe" (Berl. 1783—1784. 2 Thle 8.) fand er einen Verleger, der ihn aus der dringendſten Noth rettete; da aber der größere Theil des Publicum ſeine Darſtellungsweiſe zu unbequem fand oder nicht begriff, ſo blieben alle Bemühungen, für ſeine übrigen Schriften einen bezahlenden Verleger zu finden, fruchtlos. Bald ſah er ſich, aller Hülfsmittel beraubt, genöthigt Leipzig heimlich zu verlaſſen. Um unerkannt zu entkommen, kaufte er ſich für ſeine letzten Groſchen einen falſchen Zopf, an welchem er ſich, wie er ſelbſt ſagt, glücklich aus der Stadt und aus der Noth zog, wie Münchhauſen aus dem Sumpfe. Er ging nun wieder zu ſeiner längſt zur Wittwe gewordenen Mutter nach Hof (1784), wo er unter ſehr drükkenden Umſtänden in ein.m Zimmer mit ſeiner Mutter und ſeinen Brüdern und mitten im Geräuſche häuslicher Geſchäfte zufrieden und ohne Verkümmerung ſeines Humors ſeinen Studien, die ſich nach allen Richtungen hin ausdehnten, oblag und einen Band Satyren, der erſt ſpäter und nach vielem vergeblichen Bemühen um einen Verleger unter dem Titel: „Auswahl aus des Teufels Papieren" (Gera 1789. 8.) erſchien, ausarbeitete. Unterdeſſen hatte Jean Paul eine ihm angebotene Hofmeiſterſtelle bei dem Kammerrathe von Örthel auf Töpen (bei Hof) angenommen (1787), welche aber ſeinen Wünſchen und Neigungenſo wenig ent-

ſprach, daß er ſie trotz ſeiner dürftigen Lage wieder aufgab (1789) und nach Hof zurückging. Eine zweite Hauslehrerſtelle zu Schwarzenbach (1790) ſagte ihm beſſer zu. Hier vollendete er ſeine „Unſichtbare Loge" (Berl. 1793. 2 Thle. 8.) und blieb in dieſer ihm nicht unangenehmen Lage, bis ſein älteſter Zögling das Gymnaſium in Bayreuth bezog (1794). Er kehrte jetzt wieder zu ſeiner Mutter zurück und erfreute ſie in ihren ſpäteren Jahren durch den ſtets bedeutender werdenden Ertrag ſeiner literariſchen Arbeiten. R.'s Name wurde von nun an mit ſtets wachſender Achtung genannt und als ſein „Heſperus, oder 45 Hundspoſttage" (Berl. 1795. 4 Thle. 8.) erſchien, hatte er ſich bereits die Freundſchaft und Liebe der vorzüglichſten Männer Deutſchlands erworben. Raſch folgten ſich nun die Romane: „Leben des Quintus Fixlein" (Berl. 1796. 8.), „Blumen-, Frucht- und Dornenſtücke, oder Eheſtand, Tod und Hochzeit des Armenadvocaten Siebenkäs" (Berl. 1796—1797. 3 Thle. 8.) und die „Biographiſche Beluſtigungen unter der Hirnſchale einer Rieſin" (Berlin 1796. 8.), wie denn Jean Paul um dieſe Zeit den feſten Entſchluß faßte, ſich allein dem Schriftſtellerberufe zu widmen. „Das Ziel meiner literariſchen Beſtrebungen," ſagt er ſelbſt, „iſt, den Menſchen Ruheſtätten zu zeigen ſchon vor der tiefſten, ſie mit den Thoren zu verſöhnen auf Koſten der Thorheit, ihnen in der Wüſte Blumen, an Pedanten Freunde, am Hofe Tugend, im Schmerz die Seligkeit, in der Armuth einen ebenſo großen Reichthum und ſogar in dieſem einen und am Ende auf der ganzen Erde zwei Himmel zu zeigen, einen jetzigen und einen zukünftigen". Dieſen Zweck hielt er in ſeinen Romanen: „Der Jubelſenior" (Leipz. 1797. 8.), „Das Campaner Thal oder über die Unſterblichkeit der Seele" (Erfurt 1797. 8.) und „Palingeneſien" (Gera und Nürnb. 1798. 2 Thle. 8.) feſt im Auge und erreichte ihn bei den Gebildetſten ſeines Volkes. Um ſich von ſeiner raſtloſen Geiſtesanſtrengung zu erholen, machte er 1796 eine Reiſe über Schleiz, Neuſtadt, Cahla und Jena nach Weimar, wo er die Bekanntſchaft der damaligen Heroen der deutſchen Literatur machte, ſich aber von vielen, beſonders von Göthe, mehr abgeſtoßen als angezogen fand. Eine zweite Zerſtreuungsreiſe machte er 1797 nach Baireuth, von wo ihn die traurige Nachricht von dem Tode ſeiner geliebten Mutter aber bald wieder nach Hof zog. Den Heimweg nahm er über Leipzig, wohin er, nachdem er in Hof ſeine Angelegenheiten geordnet hatte, zurückkehrte, um von hier aus manchen Ausflug nach Dresden, Halberſtadt, Weimar und Berlin zu machen; Gleim, Wieland und Herder nahmen ihn ſtets mit dem größten Wohlwollen auf. Während dieſes Umherirrens war er ſtets mit ſeinen Studien und mit dem Entwerfen und Vollenden neuer Werke beſchäftigt. So entſtand der „Titan" (Berl. 1800—1803. 4 Bde. 8.), mit einigen komiſchen Anhängſeln. Zu Berlin vermählte er ſich mit einer Tochter des geheimen Obertribunalrathes Mayer und ließ ſich 1801 mit ihr zu Meiningen nieder, welchen Aufenthaltsort er aber ſchon 1803 mit Coburg und 1804 mit Baireuth, wo er endlich ſeinen feſten Wohnſitz aufſchlug, vertauſchte. In dieſe Zeit fällt die Vollendung der „Flegeljahre" (Tübing. 1803—1805. 4 Thle. 8.) und der „Vorſchule der Äſthetik" (Hamb. 1804. 3 Thle. 8.). Jean Paul lebte nun, einige kleine Ausflüge abgerechnet, ruhig in ſeinem Familienkreiſe. Die leidenſchaftliche Begierde, die ihn verzehrte, mit allen vorzüglichen Werken in den verſchiedenartigſten Fächern der Literatur bekannt zu werden, that ſeiner ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit keinen Eintrag; außer den größeren Werken: „Levana oder Erziehungslehre" (Braunſchw. 1807. 3 Thle. 8.); „Friedenspredigt an Deutſchland" (Heidelb. 1808. 8.); „Des Feldpredigers Schmelzle Reiſe nach Flötz" (Tüb. 1808. 8.); „Dämmerungen für Deutſchland" (Bremen 1809. 8.); „Dr. Katzenberger's Badereiſe" (Heidelb. 1809. 2 Thle. 8.); „Leben Fibel's" (Nürnb. 1812. 8.) und „Muſeum" (Lübeck 1814. 8.) lieferte er zwei Sammlungen ſeiner kleineren Schriften („Kleine Schriften", Jena 1804. 2 Thle. 3., „Herbſtblumine-

Tübing. 1810—1815. 2 Thle. 8.), mehrere Aufſätze in Zeitſchriften und Almanache (vorzüglich in das Cotta'ſche Taſchenbuch für Damen und ins Morgenblatt), ſo wie viele Kritiken und Recenſionen. Die letzten größeren Arbeiten waren: „Der Komet oder Nikolaus Markgraf" (Berl. 1820—1822. 3 Thle. 8.) und „Selina oder über die Unſterblichkeit" (Stuttg. 1827. 2 Thle. 8.). Seine Geſundheit nahm mit ungewöhnlicher Schnelle ab, wozu noch eine dem wißbegierigen und arbeitſamen Manne höchſt peinliche Augenſchwäche kam, die nach und nach in gänzliche Blindheit überging. Er ſtarb am 14. Nov. 1825. Er hatte nie ein öffentliches Amt bekleidet; eine Penſion, welche er von dem Fürſten Primas 1809 erhalten hatte, wurde ihm nach deſſen Abdankung von dem Könige von Baiern ausbezahlt. Das reinmoraliſche Gepräge, welches allen ſeinen Schriften aufgedrückt iſt, zierte auch ſein Leben; er war ein zärtlicher Gatte und Vater und ſeine Freunde und Umgebungen konnten nie ſeine Herzensgüte genug rühmen. Als Dichter hat Jean Paul bald das höchſte Lob, bald den derbſten Tadel erfahren; faßt man das über ihn Geſagte zuſammen, ſo muß man zugeſtehen, daß ſich in allen ſeinen Leiſtungen ein hohes poetiſchen Leben offenbart, ein großer Reichthum von neuen Bildern, eine Fülle und Kraft, die freilich nicht ſelten in Üppigkeit übergeht, ein warmes Ergreifen des Schönen in der Natur und Kunſt, ein glühendes Colorit, eine reiche Farbengebung und ein raſtloſes Cokettiren mit alle Nuancen des Witzes. Das Unterſcheidende Jean Paul's von anderen Dichtern ſcheint, wie einer ſeiner Biographen (H. Döring) richtig bemerkt, in ſeiner Doppelnatur zu liegen. Sie ließ ihn in ſeinen Schilderungen das Leben, in dem er ſelbſt lebte, halb mit Wehmuth, halb mit Spott betrachten. In ſeiner Zerriſſenheit faßte er das Leben auf, in dem unendlichen Widerſpruche, der durch daſſelbe hindurchgeht. Daß er dabei gern ſeine Perſönlichkeit vorwalten ließ und ſich ſelbſt oft zum Gegenſtande ſeiner Darſtellung machte, erklärt ſich aus der humoriſtiſchen Weltanſicht, die ihm eigen war. Er zeichnete gern ſich ſelbſt, weil in der Selbſterkenntniß der Schlüſſel zu aller Menſchenkenntniß liegt und weil er als ächter Humoriſt die tragikomiſche Doppelnatur der Außenwelt und die ſeines eigenen Innern wiederſpiegeln ſah. Daß Jean Paul auf derſelben Seite die rührendſten Stellen mit den lächerlichſten abwechſeln läßt, hat man ihm oft zum Vorwurfe gemacht, ohne zu bedenken, daß gerade hierin die Wahrheit des Humors und ſeine größte Wirkung beſteht. Im Humor durchdringen ſich Sentimentalität und Ironie ſo innig, daß die Sprache nicht einmal im Stande iſt, dieſe innige Verbindung oder den Wechſel der Empfindungen treu genug auszudrücken. So ergießt ſich Jean Paul oft in Klagen über die Schwäche der menſchlichen Natur, über das irdiſche Elend, über das Laſter und die Unnatur, beſonders der verderbten geſelligen Verhältniſſe. Mit den lebendigſten und wahrſten Farben ſchildert er jede Art des modernen Jammers, der modernen Verruchtheit; dann aber löſt ſich ſein Schmerz wieder in Wehmuth auf und von der wilden Heerſtraße des Lebens flüchtet er ſich in die Unſchuldswelt mit ihren idylliſchen Gärten. Aber auch in ſeinen Schilderungen des ländlichen Stilllebens herrſcht faſt immer ein Zug von Wehmuth vor, ſo lange der Dichter nicht, über die Welt und den eigenen Schmerz ſich erhebend, eben die Mängel und Laſter, die ihn ſo wehmüthig ſtimmten, mit den Waffen des Witzes angreift, der ſich von heiterer Ironie mitunter zum bitterſten Sarkasmus und zur beißendſten Satyre ſteigert. Wenn man ſeiner Darſtellung oft mehr Objectivität, beſonders in der Wahrheit und Haltung ſeiner Charaktere wünſchen zu müſſen glaubte, ſo hat man nicht bedacht, daß dieſes weder in ſeinem Plane noch in dem Weſen ſeiner Poeſie liegen konnte und daß dieſer in jeder andern Gattung der Dichtkunſt mit Recht zu rügende Fehler in der humoriſtiſchen nicht als ſolcher dürfe angeſehen werden. Nur dadurch, daß Jean Paul die äußere Haltung ſeiner Charaktere aufgab, konnte er, dem ächten Charakter des Humoriſtiſchen gemäß, in ein tieferes Detail eingehen.

Hätte er ſeine Charaktere völlig abrunden und in die Anordnung ſeiner Romane mehr Symmetrie und Proportion bringen wollen, ſo würde er oft gerade das Beſte von ſeinen meiſterhaften Digreſſionen und Epiſoden haben hinwegſchneiden müſſen. Den Tadel jedoch, daß der Dichter ſeinen Stoff in zu häufige, gelehrte und geſuchte Metaphern einwickele, daß ſich ſeine ſehr lebhafte Phantaſie mitunter in ſeltſame Situationen und Luftſprüngen aller Art verliere, daß er zu häufig nur Rührung beabſichtige und daß ſeine Schreibart nicht ſelten ſo dunkel und manierirt werde, daß ſie eines Commentars bedürfe, können wir nicht als unbegründet zurückweiſen. Wie wenig Anklang Jean Paul's Weiſe überhaupt bei einer vielgeprieſenen Partei in unſerer Literatur, deren Parteilichkeit jedoch ſehr leicht nachzuweiſen wäre, fand, geht aus dem Urtheile F. Schlegel's hervor. „Der große Haufe,“ ſagt dieſer, „liebt Fr. Richter's Romane vielleicht nur wegen der anſcheinenden Abenteuerlichkeit. Während der gebildete Oekonom edle Thränen in Menge bei ihm weint und der ſtrenge Künſtler ihn als das blutrothe Himmelszeichen der Unpoeſie der Nation und des Zeitalters haßt, kann ſich der Menſch von univerſeller Tendenz an den grotesken Porzellanfiguren ſeines wie Reichstruppen zuſammengetrommelten Bilderwitzes ergötzen oder die Willkührlichkeit in ihm vergöttern. Wenn ſeine Werke auch nicht übermäßig viel Bildung enthalten, ſo ſind ſie doch gebildet; das Ganze iſt wie das Einzelne und umgekehrt; kurz er iſt fertig. Seine Frauen haben rothe Augen und ſind Exempel, Gliederfrauen zu pſychologiſch-moraliſchen Reflexionen über die Weiblichkeit oder die Schwärmerei. Überhaupt läßt er ſich faſt nie herab, die Perſonen darzuſtellen, genug, daß er ſie ſich denkt und zuweilen eine treffende Bemerkung über ſie ſagt. Sein Schmuck beſteht in bleiernen Arabesken im nürnberger Styl. Hier iſt die an Armuth grenzende Monotonie ſeiner Phantaſie und ſeines Geiſtes am auffallendſten. Seine Madonna iſt eine empfindſame Küſtersfrau und Chriſtus erſcheint wie ein aufgeklärter Candidat. Je moraliſcher ſeine poetiſchen Rembrandts ſind, deſto mittelmäßiger und gemeiner, je komiſcher, je näher dem Beſſeren; je dithyrambiſcher und je kleinſtädtiſcher, deſto göttlicher; denn ſeine Anſicht des Kleinſtädtiſchen iſt vorzüglich gottesſtädtiſch.“ Jean Paul's „Sämmtliche Werke,“ Berlin 1826—1828. 60 Bde. 8. Vgl. „Wahrheit aus Jean Paul's Leben“ (Berl. 1826—1833. 8 Hefte.); „J. P. Richter's Leben und Charakteriſtik“ von H. Döring (Lpz. 1826—1832. 2 Thle. 8.); „Jean Paul's Biographie“ von R. O. Spazier (Berl. 1835. 5 Thle. 8.); „Jean Paul's Briefwechſel mit ſeinem Freunde C. Otto“ (Ebd. 1829. 3 Thle. 8.). G.

Ricimer, römiſcher Feldherr, ein geborener Sueve und von mütterlicher Seite der Enkel eines weſtgothiſchen Königs, nahm unter dem Kaiſer Avitus an einem Kriegszuge gegen die Vandalen Theil, über deren Flotte er an den Küſten von Corſika einen Sieg erfocht und ſich dadurch den Titel eines Befreiers von Italien erwarb. Er ſetzte hierauf den Kaiſer ab, der ſich als Biſchof nach Placenz zurückzog. Ohne ſelbſt den Thron zu beſteigen herrſchte R. über das ganze Italien und verſchenkte im Jahre 457 mit Beiſtimmung des Volkes den Thron an ſeinen Freund Majorianus. Dieſen entfernte er aber nach 4 Jahren wieder von der Herrſchaft, weil er zu eigenmächtig regierte, und erhob durch ſeinen Einfluß den Severus auf den Thron, unter deſſen Namen er ebenfalls unumſchränkt herrſchte. Rom wählte nun den Anthemius zum Kaiſer, um in gutem Vernehmen mit dem Hofe zu Conſtantinopel zu bleiben und R., der den Titel eines Conſul annahm, vermählte ſich mit deſſen Tochter. Er bekriegte die Weſtgothen und Vandalen, zog ſich dann von Rom und dem Hofe nach Mailand zurück, um dort unabhängiger zu leben, nahm Burgunder und Sueven in ſein Heer auf, um ſeine Macht durch ſie zu verſtärken und führte ſeine Truppen ungeachtet einer Ausſöhnung mit dem Kaiſer, welche der Biſchof Epiphanius von Pavia vermittelt hatte, gegen Rom, eroberte die Stadt nach einer Belagerung von 3 Monaten und zerſtörte die

Kunſtwerke, die Alarich's und Genſerich's Verheerungsſucht verſchont hatte. R. ſtarb 40 Tage nach Einnahme der Stadt an einer ſchmerzhaften Krankheit am 20. Aug. 472 nach Chr. Geb. 81.

Riedel (Friedrich Juſtus), ein nicht unbedeutender deutſcher Dichter und Äſthetiker des vorigen Jahrhunderts, am 10. Juli 1742 zu Wiſſelbach bei Erfurt, wo ſein Vater Prediger war, geboren, widmete ſich, nachdem er ſeine Schulſtudien zu Weimar beendigt hatte, zuerſt zu Jena der Jurisprudenz und dann zu Leipzig und Halle der Philoſophie und den ſchönen Wiſſenſchaften. Nachdem er einige Zeit zu Jena mit Beifall Vorleſungen über Äſthetik gehalten hatte, folgte er 1768 dem Rufe als Profeſſor der Philoſophie nach Erfurt und trug nicht wenig zu dem eben ſo ſchnellen als kurzen Aufſchwunge dieſer Univerſität bei. Bald wurde aber dem ehrgeizigen Manne dieſer Wirkungskreis zu eng; er warf ſich daher mit erneutem Eifer auf die juriſtiſchen Studien und gedachte durch die Annahme einer Profeſſur der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften an der kaiſerlichen Kunſtakademie zu Wien (1772) ſich einen Zugang zu höheren Staatsämtern eröffnen zu können. Seine Hoffnung wurde aber bitter getäuſcht. Unvermögend ſich in dem Kreiſe der Großen gewandt zu bewegen, des Atheismus durch einen ſeiner Feinde verdächtigt und wegen ſeines frühern liederlichen Lebens, welches man mit gehäſſiger Abſichtlichkeit der Kaiſerin zu enthüllen bemüht war, immer geringer geachtet, verlor er endlich ſeine Anſtellung und ſah ſich dem jämmerlichſten Elende preisgegeben. Nur einige Beamte, welche ſeine Talente zu ſchätzen wußten, bewahrten ihn vor dem Hungertode, bis er einen geringen Gnadengehalt bekam; auch der Fürſt von Kaunitz nahm ſich nach dem Tode der Kaiſerin ſeiner an und beſoldete ihn als ſeinen Vorleſer, aber R.'s Geiſt war durch ſein unregelmäßiges Leben, ſo wie durch ſein Unglück ſchon gänzlich zerrüttet; ſeine Hypochondrie ging zuletzt in völligen Wahnſinn über und er endete am 2. März 1785 in dem Marcushoſpitale. R.'s Geiſt und Talente waren nicht unbedeutend und hätten ihn vielleicht in anderen Lebensverhältniſſen zu einem der beſten deutſchen Schriftſteller erhoben; eine ungewöhnliche Beobachtungsgabe, treffender und raſcher Witz und Leichtigkeit und Gewandtheit der Darſtellung verſchafften ſeinen Werken bei der Leſewelt ſchnellen Eingang. Seine vorzüglichſten Leiſtungen ſind unſtreitig ſeine Satyren, die nur häufig an allzuderber Bitterkeit leiden, und ſeine „Theorie der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften" (Jena 1767. N. A. 1774. 8.), das erſte leidliche und nicht geſchmackloſe Compendium der Äſthetik, welches in Deutſchland erſchien. Seine übrigen Leiſtungen verrathen ſchon zu ſehr ein mit ſich ſelbſt zerfallenes und durch Unglück zerrüttetes Gemüth. „F. J. Riedel's ſämmtliche Schriften" (Wien 1786—1787. 5 Bde. 8.). 67.

Riedels (Gottfried Friedrich), ein namhafter Porzellanmaler, geb. im Jahre 1724 zu Dresden, erhielt den erſten Unterricht bei dem heſſen-darmſtädtiſchen Hof- und Cabinetsmaler Fiedler und ging dann nach Dresden zurück, wo er unter Silveſter's beſonderer Leitung ſeine Ausbildung vollendete. Durch Fleiß und Geſchicklichkeit erwarb er ſich die Gunſt des Grafen Brühl in ſo hohem Grade, daß er bereits 1743 erſter Maler an der Porzellanfabrik zu Meißen wurde; doch verließ er Sachſen im Jahre 1756 wegen der Kriegsunruhen und nahm eine Anſtellung an der Frankenthaler Porzellanfabrik. Von hier aus erhielt er 1759 einen Ruf als Obermaler an die neuangelegte Porzellanfabrik Ludwigsburg (in Würtemberg), den er auch annahm. Im Jahre 1779 endlich ließ er ſich zu Augsburg nieder und ſtarb hier im Jahre 1784. — R. hat das wichtige Verdienſt, zuerſt die Kunſt in Kupfer und Gold zu emailliren und zwar mit neuen Entdeckungen bereichert auf die Porzellanmalerei angewendet zu haben. Auch malte er in Öl- und Waſſerfarben ſchöne Landſchaften und gab ein Werk „Abbildungen der Knochen und Muskeln für junge Künſtler" heraus. 36.

Riedinger (Johann Elias), einer der ausgezeichnetſten Thiermaler und Kupferſtecher des XVIII. Jahrhunderts, wurde im Jahre 1695 zu Ulm geboren. Unter der Leitung Chriſtoph Reſch's legte er ſich ſchon frühzeitig auf die Malerei, während er von ſeinem Vater trefflichen Unterricht im Zeichnen erhielt. Durch eine ſpäter ihm eigen gewordene leidenſchaftliche Liebe zur Jagd wurde er vorzugsweiſe zum Studium der Natur, beſonders des Wildes, hingeführt, ſo daß bald die Thiermalerei ſein ausſchließliches Fach wurde. Seine Leiſtungen darin, beſonders die Darſtellungen von Jagden, wilden Schweinen, Füchſen, Wölfen, vor allen aber von Hirſchen, deren Eigenthümlichkeiten, Leben und Charakter er bis in das geringſte Detail ſtudirt hatte, übertreffen faſt Alles, was in dieſer Hinſicht nur Gelungenes vorhanden iſt, und mit Recht ſagt man von manchen ſeiner Arbeiten, daß ſie die Naturgeſchichte der dargeſtellten Thiere ſind. An ſeinen Gemälden bewundert man die ſchönen Lichter der Stellungen und Locale und ein natürliches (obwohl ſchwaches) Colorit, an ſeinen Kupferſtichen, deren eine große Anzahl vorhanden iſt, unter Anderem Betrachtungen der wilden Thiere in 40 Blättern, von Hunden getriebenes Wild aller Art in 28 Blättern u. a. m., eine höchſt ſorgfältige Ausführung; in ſeinen nicht minder zahlreichen Zeichnungen endlich (Weigel in Leipzig beſitzt deren über 1300) eine ſeltene Genauigkeit, Wahrheit und Geſchmack. — R. ward 1759 Director der Akademie zu Augsburg und ſtarb hier im Jahre 1767. 36.

Riego y Nuñez (Don Rafael del), ein durch ſeine Vaterlandsliebe berühmter ſpaniſcher Feldherr, war der Sohn des Oberpoſtdirectors R. zu Oviedo und wurde im Jahre 1783 in Tuña, einem Dorfe Aſturiens, geboren. Er widmete ſich von Jugend auf dem Soldatenſtande und trat früh in die königliche Leibgarde ein. Da er an dem Aufſtande zu Aranjuez Theil genommen hatte, wurde er auf Murat's Befehl verhaftet und war nun nach ſeiner Entlaſſung mit ſeinem Bruder, einem Domherrn, zur Befreiung ſeines Vaterlandes von franzöſiſcher Herrſchaft unermüdet thätig; allein er hatte das Unglück, von den Franzoſen gefangen und nach Frankreich abgeführt zu werden, wo er ſich in der Einſamkeit beſonders mit wiſſenſchaftlichen Gegenſtänden beſchäftigte. Nach dem Abſchluß des Friedens wurde er befreit, bereiſte Deutſchland und England, und kehrte von hier nach Spanien zurück, wo er bald darauf als Obriſtlieutenant angeſtellt wurde. Er war eben im Begriffe, ſich von Cadix aus mit ſeinem Regimente nach Amerika einzuſchiffen, um daſelbſt die aufrühreriſchen Colonien zu bekämpfen, als die Verſchwörung Mina's, in welche R. ebenfalls eingeweiht war, ſeinen Plan änderte. Er ſtellte ſich nun an die Spitze der Unzufriedenen, rief den 1. Jan. 1820 im Dorfe Las Cabezas de San Juan nebſt ſeinem Regimente die Conſtitution vom Jahre 1812 aus, nahm am folgenden Tage den Grafen Calderon, Abisbal's Nachfolger, mit ſeinem ganzen Generalſtabe gefangen und befreite die eingekerkerten Officiere, unter denen ſich auch Quiroga befand, welcher nun als länger dienender Officier die Leitung des Aufſtandes übernahm und ſein Hauptquartier Isla de Leon aufſchlug. R. wagte von hier, ungeachtet ihn die Armee des Generals Freyre von allen Seiten umgab, einen Streifzug nach Algeſiras und begab mit einigen aus Gibraltar an ſich gezogenen Verſtärkungen nach Malaga, mußte ſich aber auch von dort vor den ihm überlegenen Feinden wegbegeben, marſchirte über Antequerra, Ronda und Cordova auf die Höhen der Sierra Morena und entließ hier ſeine wenigen Truppen, die nun zerſtreut mit ihm nach Isla de Leon zurückkehrten. Da aber die Unternehmung der Verbündeten in einem großen Theile Spaniens vielen Beifall fanden, ſo konnte R. ſchon im Sept. 1820 unter dem Jubel des Volkes in Madrid einziehen, wo er von dem Könige mit großer Auszeichnung aufgenommen, bald darauf aber nach Aſturien verbannt wurde, weil man ihn beſchuldigte, an die Stelle des Königthums eine Republik einführen zu

Digitized by Google

wollen. Nach kurzer Zeit wurde er jedoch zurückgerufen, zum Generalcapitain von Aragonien ernannt, bald darauf aber wieder abgeſetzt und nachher von der Provinz Aſturien zum Deputirten bei der Verſammlung der Cortes erwählt. Im Anfange des Jahres 1822 wurde er zu Madrid mit ausgezeichneten Ehrenbezeugungen empfangen, zum Präſidenten der Cortes ernannt und ihm ein Geſchenk von 80000 Realen (5000 Thalern) aus den Einkünften der Nationalgüter angetragen, welches er aber ausſchlug. Beim Eindringen der Franzoſen in Spanien im Jahre 1823 ernannte ihn der König, dem er zu ſeiner Reiſe nach Sevilla gerathen hatte, zum 2. Befehlshaber der Armee unter dem Generale Balleſteros. R. übernahm die Anführung der Truppen in Malaga, welches er aber nach der Capitulation des Balleſteros mit den Franzoſen verlaſſen und ſich nach Jaen zurückziehen mußte. Als ſeine Truppen hier von der Übermacht der Franzoſen zerſtreut wurden, wollte er ſich trotz der Gefahr zu Mina nach Catalonien begeben, wurde aber unterwegs von Bauern, die ihn erkannten, gefangen genommen und an die Franzoſen ausgeliefert. Der Herzog von Angoulème übergab ihm der ſpaniſchen Regierung, welche ihn zum Galgen verurtheilte und am 7. Nov. 1823 in Madrid hinrichten ließ. Seine Gattin ſtarb einige Jahre nach ihm in London. R. war ein treuer, anſpruchsloſer Kämpfer für geſetzliche Freiheit, ohne die überſpannten Anſichten mehrerer ſeiner Landsleute zu theilen und fiel als ein Opfer ſeines edlen Strebens. Eine auf ihn gedichtete Hymne war damals der allgemeine Freiheitsgeſang aller freiſinnigen Spanier. 81.

Rienzo (Colas), eigentlich *Nicolas Gabrino*, ein bekannter Demagog des XIV. Jahrh., der Sohn eines Schenkwirths zu Rom, zeichnete ſich ſchon in früher Jugend durch einen hochſtrebenden Geiſt, durch große Talente und durch ungewöhnliche Fortſchritte aus und erwarb ſich, nachdem er ſeine juriſtiſchen Studien beendigt hatte, durch ſeine eindringliche Beredſamkeit den allgemeinſten Beifall. Die alten Hiſtoriker hatten in ihm eine hohe Begeiſterung für die republikaniſchen Ideen und Einrichtungen erweckt und ihn bewogen, dieſe Begeiſterung ſeinen Mitbürgern mitzutheilen und ſie zur frühern Einfalt und Größe der römiſchen Sitten zurückzuführen. Wie ſehr ſein Benehmen und ſeine Beredſamkeit zu beſtechen wußten, beweiſt die Bereitwilligkeit, mit welcher ſich Petrarca während ſeines Aufenthalts zu Rom (1340) der gefährlichen Freundſchaft des Demagogen hingab, zur Genüge. Rom, von dem Papſte und von dem Kaiſer vernachläſſigt, hatte ſeine republikaniſchen Einrichtungen faſt gänzlich verloren und war in einen jämmerlichen Zuſtand von Anarchie verſunken, welchen einige Barone, die ſich in ihren Häuſern und in den Reſten des Alterthums wie in Feſtungen verſchanzt hatten, benutzten, um ſich mit dem Raube ihrer wehrloſen Mitbürger zu bereichern. R., dieſes ſchändlichen Treibens des Adels müde, ſuchte auf jede Weiſe durch bildliche Darſtellungen ſowohl, als auch durch ſeine feurigen Reden dem Volke ſein ſchlimmes Loos recht fühlbar zu machen und es zur Verbeſſerung deſſelben zu ermuntern. Nachdem er bei dem Papſte, welcher in Avignon reſidirte, über den römiſchen Adel im Namen des römiſchen Volks Beſchwerde geführt und um Abhülfe des Unfugs gebeten hatte, kam er mit den freundſchaftlichſten Verſicherungen und Verſprechungen nach Rom zurück und erwartete von dem Papſte eine Umänderung der Verwaltung. Als er aber auch auf dieſer Seite keinen Ernſt ſah, verſammelte er am 20. Mai 1347 ruhig den größten Theil ſeiner Mitbürger, zog mit ihnen auf das Capitol und ließ ſich mit Beiſtimmung des päpſtlichen Legaten zum Volkstribun ausrufen. Mit Kraft ergriff er ſogleich die Zügel der Regierung, ſtellte die republikaniſche Verwaltung her, bildete eine Stadtmiliz, wodurch er den Adel zur Flucht oder zur Unterwürfigkeit zwang, führte ſtrenge und ſchnelle Gerechtigkeitspflege ein und ſchien die Weltſtadt wieder auf den Gipfel ihres frühern Glanzes erheben zu wollen. Seine Zeitgenoſſen jauchzten ihm Beifall zu

und die meiſten Fürſten Europa's bewarben ſich um die Freundſchaft des kühnen Emporkömmlings. Aber das Glück machte R. übermüthig; despotiſcher Druck ſo wie die Feigheit, ſich mit ſeiner ſtarken Leibwache zu umgeben, zogen ihm den Haß des Adels und des Volkes zu und bald mußte er, als der Adel mit geworbenen Truppen in Rom eindrang, heimlich die Flucht ergreifen (1348). Kaiſer Karl IV., zu welchem er floh, ſchickte ihn gefeſſelt zum Papſte Clemens VI. nach Avignon und nur der Fürſprache Petrarca's hatte er ſeine gelinde Behandlung zu verdanken. Als Innocenz VI. den päpſtlichen Stuhl beſtieg, ſuchte er R.'s Einfluß bei der Unterwerfung des Kirchenſtaates zu benutzen und ſchickte ihn mit dem Titel eines Senators nach Rom, wo er von dem leichtbeweglichen Volke mit Jubel aufgenommen ward (1354). Aber R.'s Enthuſiasmus war ſchon größtentheils verraucht und er mußte den Befehlen des Papſtes gehorchen. Um deſſen ſtetes Verlangen nach Geld befriedigen zu können, mußte er neue Auflagen erſinnen, welche den Pöbel in ſo hohem Grade gegen ihn aufbrachten, daß er ihn noch im nämlichen Jahre, in welchem er ſich ſeiner Rückkehr gefreut hatte, im Capitole belagerte und ſeinen Tod verlangte. Verkleidet ſuchte er zu entfliehen, wurde aber erkannt und von einem Diener der gegen ihn aufs Höchſte erbitterten Familie Colonna, welcher den Einfluß ſeiner Beredſamkeit auf das Volk fürchtete, ſogleich, als er zu ſprechen anfing, niedergeſtoßen. So endete dieſer mit einem feurigen und unternehmenden Geiſte begabte Demagog; wäre er eben ſo feſt und kräftig in ſeinem Unglücke, als ſtolz und übermüthig in ſeinem Glücke geweſen, hätte er ſeine Geſchicklichkeit, ehrgeizige Abſichten unter der Ägide der Religion und des Patriotismus zu verbergen, nicht zu ſchnell verrathen, ſo würde ihm der Beſitz der Herrſchaft Roms nicht ſo leicht zu entreißen geweſen ſein. (Vergl. „Rienzi, Despot zu Rom, eine tragikomiſche Geſchichte", Quedlinb. 1798. 8.; „La vita di Cola da Rienzi", Forli 1828. 2 Voll. 4.) 66.

Riepenhauſen (Franz und Johannes), zwei Brüder, ausgezeichnete Maler und Kupferſtecher, der erſtere geb. 1786 zu Göttingen, dieſer 1789 ebendaſelbſt, erhielten den erſten Unterricht von ihrem Vater, dem durch ſeine Stiche zu der Lichtenbergiſchen Erklärung Hogarth's als tüchtiger Künſtler bekannten Univerſitätskupferſtecher Ernſt Ludwig R. Eine entſchiedenere Neigung zur Kunſt erhielten ſie indeß vorzugsweiſe durch die Anweſenheit Wilh. Tiſchbein's in Göttingen (1800). Seit dieſer Zeit wurde ihr Streben geregelter und einige Verſuche aus jener Periode zeugen bereits von einem gewiſſen Bewußtſein der in ihnen wohnenden Kraft. Im Jahre 1804 bezogen ſie Beide die Akademie zu Caſſel, gingen dann nach Dresden und von hier aus mit Tieck nach Italien, wo ſie nach kurzem Aufenthalte zu Florenz in Rom ihren bleibenden Wohnſitz nahmen. Hier ſtudirten ſie vorzüglich die Raphael'ſchen Meiſterwerke, was auch unverkennbar in allen ihren Werken hervorleuchtet. Übrigens wichen ſie von der ſtrengern Richtung der übrigen in Rom anweſenden deutſchen Künſtler ab und ſtrebten mehr nach Gefälligkeit der Form und beſonders der Ausführung. Beide Brüder arbeiteten ſtets gemeinſchaftlich. Franz R. ſtarb am 3. Jan. 1831. — Unter den Werken, die ſie ausgeführt haben, ſind vorzüglich berühmt geworden: Raphael's Verklärung und ein großes Ölgemälde für den Guelfenſaal in Hanover, darſtellend den Kaiſer Friedrich beim Ausgange aus der Peterskirche zu Rom gegen einen Anfall der Ghibellinen vertheidigt durch Heinrich den Löwen. Unter den Radirungen ferner verdienen vor allen 14 Blätter aus dem Leben der heiligen Genoveva und 16 Blätter der polygnotiſchen Gemälde (in der Leſche zu Delphi) bemerkt zu werden. Johannes R. allein gab 1834 14 Blätter zur „Vita di Rafaello" heraus (Götting. 1835). Auch hat man von ihnen eine „Geſchichte der Malerei in Italien" (Tübingen 1820, mit 24 Kpfrn. 3 Hfte.). 36.

Ries (Ferdinand), ein bekannter deutſcher Componiſt und Virtuos, der

Sohn des als Violinſpieler und tüchtiger Theoretiker geſchätzten Franz R. (geb. 1755), wurde im Jahre 1784 zu Bonn geboren. Den erſten Unterricht erhielt er von ſeinem Vater, ſeine höhere Ausbildung aber ſeit 1799 vorzugsweiſe von Beethoven, ging dann nach Petersburg (1806), wo er bereits als Clavierſpieler großes Aufſehn erregte, und ſpäter nach London. Hatten ſchon früher ſeine Compoſitionen auch in Deutſchland verdiente Anerkennung gefunden, ſo wurden beſonders hier ſeine Arbeiten, welche jetzt ſchnell auf einander folgten, der Gegenſtand allgemeiner Bewunderung, vor allen ſeine Clavierconcerte und Symphonien. So trat er nach und nach in die Reihe der geſchätzteſten Componiſten unſerer Zeit ein, um ſo mehr, als er ſich in den vorzüglichſten Gattungen der Muſik zu gleicher Zeit mit Glück bewegte. Nach 12jährigem Aufenthalte in London kehrte er nach Deutſchland zurück und ließ ſich 1825 auf einem eigenthümlich erworbenen Gute zu Godesberg bei Bonn nieder. Doch nahm er ſpäter ſeinen Aufenthalt zu Frankfurt a. M. Von hier aus machte er eine zweite Reiſe nach England, ſchrieb zu London die Oper: „Liska oder die Hexe von Gyllenſteen", und dirigirte das Muſikfeſt zu Dublin, auch unternahm er im Jahre 1832 eine Reiſe nach Italien. Gegenwärtig iſt er wieder auf einer Reiſe nach Paris und London begriffen. Unter den Compoſitionen R.'s ſtehen ſeine Symphonien, Quartetts und Claviercompoſitionen oben an. Letztere ſind theils Etuden und Variationen (z. B. die ſchönen über das Thema „Bekränzt mit Laub ꝛc."), theils Concerts (7, darunter ein treffliches in cis-moll), Sonaten und (vorzügliche) Märſche. Als tüchtigen Operncomponiſten hat ſich R. in der „Räuberbraut" bewährt, als Kirchencomponiſt u. a. in dem Oratorium „Sieg des Glaubens"; doch ſcheint der Kirchenſtyl gerade diejenige Gattung zu ſein, in welcher er ſich am wenigſten mit Glück bewegt. Mehrere Geſangſtücke haben ebenfalls verdienten Beifall gefunden. Als Virtuos gehört R. unter die geſchätzteſten, doch nicht unter die erſten. 36.

Riesbeck (Kaspar), ein beliebter deutſcher Schriftſteller des vorigen Jahrhunderts, am 19. Mai 1749 zu Höchſt bei Frankfurt geboren, widmete ſich mit geringem Erfolge auf den Univerſitäten Mainz und Gießen den Rechten und verreiſte, da ihm die Jurisprudenz nicht zuſagte, ſein väterliches Erbtheil in kurzer Zeit. Nachdem er ſich zu Wien ohne Beifall als Schauſpieler verſucht hatte, ging er nach der Schweitz und ließ ſich zuerſt zu Zürich und dann zu Aarau nieder, wo er am 9. Febr. 1786 in ärmlichen Umſtänden ſtarb. Sein bekannteſtes Werk ſind die kecken „Briefe eines reiſenden Franzoſen über Deutſchland" (Zürich 1782. N. A. 1783. 2 Thle. 8.), worin er die Mißbräuche der damaligen Regierungen ſchonungslos aufdeckt und welche durch ihre witzige, heitere Darſtellung, ſo wie durch eine Menge trefflicher ſtatiſtiſcher Notizen und politiſcher Bemerkungen allgemeinen Beifall fanden. Außer ſeinen Überſetzungen aus dem Franzöſiſchen und Engliſchen nennen wir noch ſeine derben „Briefe über das Mönchsweſen" (Zürich 1779—1781. N. A. 1787. 4 Bde. 8.) und ſeine nicht ſehr vorzügliche „Geſchichte der Deutſchen", fortgeſetzt von Milbiller (Zürich 1787—1790. 4 Thle. 8.). 67.

Rieſe oder **Ries** (Adam), ein Mathematiker und berühmter Rechenmeiſter des XVI. Jahrh., war geboren zu Annaberg im ſächſiſchen Erzgebirge 1492 und lebte als Bergſchreiber in Marienberg. Er ſtarb zu Annaberg 1552. Er iſt bekannt durch ſein Rechenbuch, welches, eines der erſten in Deutſchland, wegen ſeiner vielen künſtlichen und ſinnreichen Exempel ein ſolches Anſehen erlangt hat, daß es ſpäter zum Sprüchwort geworden iſt. Es hat ſeitdem unzählige Auflagen erlebt, auch iſt es vermehrt worden von Sebaſtian Kurz (Nürnberg 1610. 1629 und öfter). Das Manuſcript davon liegt noch auf der Schulbibliothek zu Marienberg. 26.

Rieſen ſind mythiſche Weſen in der nordiſchen Sage, welche meiſtentheils als das mit den Göttern feindliche Princip gedacht werden, daher denn auch dieſe be-

ſtändig mit ihnen im Kampfe leben. Die erſten R. entſtanden aus dem Eiſe d Urwelt und wurden bis auf einen, von welchem die ſpäteren Rieſengeſchlechter a abſtammen, im Blute Ymin's bei der Erdſchöpfung getödtet, aus deſſen Leibe d Erde, ſo wie der Himmel aus der Hirnſchale, die Wolken aus dem Gehirne u das Waſſer aus dem Blute hervorgebracht wurden. Die berühmteſten Kämpf focht Thor, der Donnergott, mit ihnen. Beim Weltbrande werden ſich die mit den Muspelsheimern verbinden und die große Schlacht gegen die Götter ſchl gen, doch auch ſelber untergehn. 82.

Rieſenbetten, ſ. Hünen.

Rieſendamm, engl. giants-causeway, heißt eine weſtlich von Ballyca ſt in der Grafſchaft Antrim in Irland gegen 600 F. weit in das Meer hinausreichen Reihe von Baſaltſäulen. Sie ſtehen in geſchloſſenen Linien dicht neben einan ſind 5-, 6-, ſelbſt 7-, 8- und 9eckig und aus Gliedern oder Gelenken von 8 — 20 Zoll Durchmeſſer zuſammengeſetzt, welche genau in einander paſſen, faſt re gelmäßige Stufen bilden und leicht abgelöſt werden können. Die regelmäßigſte Pfeiler ſtehen auf der Weſtſeite, die höchſten (30—38 F.) auf der Oſtſeite. Di Breite des Dammes beträgt 100—160 F. Übrigens hält man für wahrſchein lich, daß dieſe Baſaltbildung mit den ähnlichen Formationen auf den nahegeleg nen ſchottiſchen Inſeln, beſonders auf Staffa, unter dem Meere hin in Verbindun ſteht; wenigſtens ſpricht dafür der Umſtand, daß man bei der Ebbe die Pfeiler ei Strecke deutlich unter dem Waſſer hinlaufen ſieht. 15.

Rieſengebirge heißt der mittlere und höchſte Theil der Sudeten (ſ. d. Art. Es bildet die Grenze zwiſchen Böhmen und Schleſien und erſtreckt ſich ungefä 5 M. lang und 4 M. breit von den Quellen der Queis bis zum Urſprunge des B ber in der Gegend der böhmiſchen Stadt Schatzlar. Von der ſüdlichen Seite ſtei das Gebirge ſtufenweiſe und allmählig bis zum Kamme empor, von der nördlich dagegen ſchroff und ſteil, weßhalb ſich auch hier dem Auge die Eigenthümlichk des Rieſengebirges in ihrer vollen pittoresken Größe dargeſtellt. Der Hauptkö des Gebirgs iſt durch einen Einſchnitt, welcher von der ſchleſiſchen zur böhmiſch Seite hingeht und auf letzterer die ſogenannten Siebengründe bildet, in zw Theile, den ſüdöſtlichen und ſüdweſtlichen, getheilt, deren beide Kämme an der ſch ſiſchen und böhmiſchen Seite des Hochgebirgs hinſtreichen und, während die chen (Wieſen) zwiſchen ihnen unter dünnen, oft gefährlichen Moor- und To decken ganze Waſſerbehälter bergen, auf ihren Rändern und Spitzen mit meiſt len Felsblöcken bedeckt ſind. Der Fuß des Gebirges iſt mit Laubholz aller Gatt gen beſtanden; weiter hinauf an den Abhängen findet ſich Nadelholz bis zu 3300 Höhe, wo dann die Waldungen aufhören, und nur noch die Zwergkiefer, das genannte Knie- oder Krummholz fortkommt. Noch höher findet man auch die nicht mehr, ſondern nur zwiſchen den beiden Hauptkämmen jene bereits erwäh ten Brüche, welche mehreren Flüſſen, unter andern auch der Elbe, ihren Urſpru geben. Auf dem Gebirge zerſtreut finden ſich gewöhnlich gruppenweis ſtehe Wohnungen, ſogenannte Bauden, welche Viehzüchtern zum Aufenthalte diene Unter ihnen iſt die Hampelbaude, auf der Nordſeite des Gebirgs 3860 F. hoch legen, die beſuchteſte und das gewöhnliche Nachtquartier der Reiſenden, welc von der ſchleſiſchen Seite (Schmiedeberg, Hirſchberg, Warmbrunn) aus Schneekoppe beſteigen. Die intereſſanteſten Punkte des Rieſengebirges, und zwa zuerſt auf dem nordweſtlichen Theile, ſind folgende: der Reifträger, ein 4280 hoher, aus Granitmaſſen zuſammengeſetzter Berg mit einer weiten Ausſicht einen großen Theil Schleſiens, der Lauſitz, Böhmens und des Iſergebirgs; fern die beiden Schneegruben öſtlich vom Spitzberge, die kleine und große, 800 — 1000 F. tiefe Abgründe, aus denen in ſchauerlicher Tiefe ſenkrecht ſtehende Gr nitmauern hervorſtarren. Die Höhe des obern Randes der kleinen Schneegru

Digitized by Google

iſt 4486 F. über der Meeresfläche. In beiden häuft ſich während des Winters eine dichte Schneemaſſe, die ſelbſt im Sommer nicht ganz wegſchmilzt. Der dritte bemerkenswerthe Punkt auf dieſem Theile des Gebirgs iſt das große Rad, ein in Geſtalt einer flachen Kuppel bis 4707 F. hoch emporſteigender Berg mit nacktem granitbedeckten Gipfel, von welchem aus ſich dem Auge eine herrliche Ausſicht in die Schneegruben und die Siebengründe darbietet. Öſtlich von ihm durch eine Niederung getrennt liegt die ſpitzige und kegelförmige große Sturmhaube, 4540 F. hoch, und weiter hin der Mädelſtein, ein 4060 F. hoher mauerartiger Granitfels. Auf dem ſüdöſtlichen Theile des Gebirgs begegnen wir zuerſt der kleinen Sturmhaube (3500, nach Anderen jedoch 4500 F. hoch) mit einer der reizendſten Ausſichten, dann dem kleinen Rad, von hier aus der Teufelswieſe und zuletzt dem 4480 F. hohen Seifenberge. Auf dem Rücken deſſelben erhebt ſich die höchſte Bergſpitze des ganzen Rieſengebirgs und zugleich des nördlichen Deutſchlands, die Schnee- oder Rieſenkoppe als ein 500 F. hoher ſteiler Fels. (Über ſie ſ. d. Art. Schneekoppe.) Nordöſtlich folgt der Forſtkamm mit der 4260 F. hohen ſchwarzen Koppe, dann jenſeits eines tiefen Grundes der Forſtberg, mit welchem der ſchmiedeberger Kamm beginnt, deſſen ſüdliche Fortſetzung unter dem Namen des Rabengebirges bekannt iſt. — In dem ganzen R. iſt Granitbildung vorherrſchend; daneben finden ſich Gneis, Glimmerſchiefer, Sandſtein, Kalk und Porphyr. Alpenpflanzen werden viele getroffen, auf den höchſten Höhen auch isländiſches Moos. (Vergl. d. Art. Sudeten.) 15.

Rifaud (ſpr. Rifo) (Ritter), gehört unter die unermüdlichſten franzöſiſchen Reiſenden der neuern Zeit. 22 Jahre lang, von 1805—1827, durchreiſte er den Süden Europas, Kleinaſien, Arabien, Nubien und die angrenzenden Länder, Ägypten u. a. m. und widmete ſich während dieſer Zeit den wichtigſten und intereſſanteſten Forſchungen im Gebiete der Natur- und Völkergeſchichte der Gegenden, die er bereiſte. Er ſchenkte unter andern den Denkmalen Nubiens und Ägyptens ſeine beſondere Aufmerkſamkeit, ſtellte Ausgrabungen an, die ihm eine Ausbeute von 66 großen Statuen gaben, copirte Inſchriften und Tafeln mit Hieroglyphen, und ſammelte eine Menge der wichtigſten meteorologiſchen Beobachtungen und umfaſſende Notizen über Sitten, Gewohnheiten, philoſophiſche Syſteme, Secten ꝛc., beſonders der Araber. Die Anzahl der von ihm gefertigten Zeichnungen von Monumenten, Perſonen, Coſtümen, Gebäuden und Gegenſtänden aus allen Zweigen der Naturgeſchichte beläuft ſich weit über 6000, und ſelbſt die größten Naturforſcher haben die außerordentliche Reichhaltigkeit dieſer Sammlung anerkannt, wie z. B. Cuvier, welcher derſelben 20 neue Arten von Nilfiſchen verdankt. Gegenwärtig iſt R., der ſich noch 1835 zu Amſterdam aufhielt und im Sommer 1836 in Dresden war, mit der Herausgabe ſeines großen Werkes beſchäftigt, von dem bereits ein Theil erſchienen, und deſſen Text allein auf 5 Bände berechnet iſt. 22.

Rigas (Konſtantin), der Haupturheber des Zuſammentritts der Griechen, welcher die Revolution und die nachherige Unabhängigkeit derſelben vom türkiſchen Joche vorbereitete, wurde ums Jahr 1753 zu Veleſtini (ehemals Pherä), einer kleinen Stadt Theſſaliens, geboren. In den Schulen ſeines Vaterlandes erwarb er ſich zwar treffliche Kenntniſſe in den Wiſſenſchaften, widmete ſich aber nachmals dem Handel, um ſich eine unabhängige Exiſtenz zu bereiten. Er ging, noch jung, nach Bukareſt, wo er anfangs Lehrer, dann Secretair des Bojaren Nikolo Brankovano wurde und hier bis 1790 theils Handelsgeſchäfte trieb, theils ſeine Studien fortſetzte. Er erwarb ſich eine genaue Bekanntſchaft der lateiniſchen, franzöſiſchen, italieniſchen und deutſchen Sprache und Literatur, verabſäumte dabei aber nicht die Claſſiker ſeines eigenen Vaterlandes zu ſtudiren; trieb daneben Dichtkunſt und Muſik und beſchäftigte ſich beſonders mit dem Studium der vergleichenden

chenden Erdbeſchreibung. Mit allen dieſen Kenntniſſen verband er eine glühend
Liebe zu ſeinem Vaterlande, deſſen Befreiung aus der Sklaverei in ſtillen Stun
den ſein ſehnlichſter Wunſch war. Zu deſſen Verwirklichung faßte er den Plan
einen großen Bund aller Patrioten im Geheimen zu ſtiften und mit deſſen Hül
ganz Griechenland gegen die Pforte aufzuwiegeln und zu bewaffnen. Dur
Klugheit und Anſehen gewann er die bedeutendſten Griechen für ſeinen Plan un
wußte auch Einzelne aus anderen Nationen, ja ſelbſt Türken, unter andern de
berühmten Paßwan Oglu, für ſeine Ideen zu begeiſtern. Von Wien aus, wo
hin ſich R., nachdem der Bund zuſammengetreten war, wendete, unterhielt e
den Briefwechſel mit den Verſchworenen, ohne dabei ſeine Studien zu vernachläſ
ſigen. Von ſeinem Eifer für die Wiſſenſchaften zeugen die Überſetzung von de
„Ecole des amants délicats“ (Wien 1790); von den „Reiſen des jungen Ana
charſis“ (Wien 1797); von Marmontel's „Schäferin der Alpen“; Metaſtaſio's
„Olympiſche Spiele“ (Wien 1797); eine „Abhandlung über die militairiſche
Taktik“; eine „Über die Grundzüge der Naturlehre für Nichtgelehrte ꝛc.“ Den
größten Namen in Griechenland hat ſich jedoch R. durch ſeine patriotiſchen Geſänge
erworben, die eben ſo glühende Vaterlandsliebe des Dichters athmen, als ſie ganz g
geeignet waren, Haß und Rache gegen die Unterdrücker Griechenlands zu erwecken
und zu fühlen. Seine Nachahmung des marſeiller Marſches wurde noch im letz-
ten Freiheitskampfe der Griechen als Schlachtgeſang angeſtimmt. Außerdem ent-
warf er eine große „Charte von ganz Griechenland“ in zwölf Blättern (geſtochen
zu Wien 1797), worauf man die alten und jetzigen Namen der Plätze, Gegen
den ꝛc. angegeben und alle berühmte Orte aufgezeichnet findet. Den Ausbruch de
von ihm vorbereiteten Empörung ſollte der unermüdete R. nicht erleben; er wurd
nebſt vier ſeiner Freunde als Verſchwörer der öſtreichiſchen Regierung angezeigt, zu
Haft gebracht, der türkiſchen Regierung ausgeliefert und zu Belgrad im Mon
Mai 1798 enthauptet. Man ſehe die „Nachricht über Rigas' Leben und Schri
ten“ von Dr. Schott (Heidelb. 1825). 64.

Rigaud (ſpr. Rigo) (Hyacinthe), einer der berühmteſten franzöſiſchen Po
traitmaler, geb. den 25. Juli 1659 zu Perpignan, erhielt den erſten Unterric
von ſeinem Vater, einem nicht ungeſchickten Künſtler, arbeitete dann unter d
Leitung verſchiedener Meiſter, unter andern Ranc's, und ging zuletzt zur Vollen
dung ſeiner Ausbildung im Jahre 1681 nach Paris. Hier erhielt er bald den erſte
Preis, doch benutzte er die damit verbundene Penſion zu einer Reiſe nach Itali
nicht, ſondern blieb auf Lebrun's Veranlaſſung in Paris und widmete ſich au
ſchließlich der Portraitmalerei, zu der er in dem Bilde Girardon's, ſeinem erſte
Werke von Bedeutung, eine ſeltene Anlage gezeigt hatte. Ein überaus wohlg
lungenes Portrait des Bildhauers Desjardins und eine Kreuzigung, eines der we
nigen größeren Hiſtoriengemälde, die er gefertigt hat, verſchaffte ihm ſpäter die Au
nahme in die Akademie und die Portraits des Königs und der königlichen Famil
die Gunſt des Hofs. Er ward königlicher Penſionair, Profeſſor der Akademi
und zuletzt Rector derſelben. Als ſolcher ſtarb er am 29. Dec. 1743. Seine Po
traits ſind in ganz Europa zerſtreut, denn ſein Ruf war ſo verbreitet, daß ſich di
meiſten der damals regierenden Häupter und andere hohe Perſonen von ihm male
ließen. Er arbeitete im Geſchmacke Vandyk's, hatte eine richtige und gefällig
Zeichnung, drappirte gut und wußte ſeinem Colorit eine ungewöhnliche Natürlich
keit und Friſche zu geben; doch gelangen ihm weibliche Portraits weniger, al
männliche. Wenn ihn übrigens die Franzoſen ihren Vandyk nennen, ſo kann
man dieß in gewiſſer Beziehung wohl gut heißen; im Allgemeinen jedoch hat e
dieſen großen Meiſter nicht erreicht. 36.

Righini (Vincenzo), einer der ausgezeichnetſten italieniſchen Componiſten
geb. 1758 zu Bologna, bildete ſich in dem Conſervatorium ſeiner Vaterſtadt zu

einem trefflichen Sopranſänger und ging ſpäter als Tenoriſt nach Wien. Indeß machte er als Sänger wegen der Heiſerkeit ſeiner Stimme wenig Glück, erwarb ſich aber als Lehrer in Kurzem deſto größern Ruf. Der Aufenthalt in Wien übrigens, wo damals die Muſik in ihrer höchſten Blüthe ſtand, äußerte auf R. einen höchſt wohlthätigen Einfluß, da er hier die ſchönſte Gelegenheit fand, ſich die Vorzüge der deutſchen Schule anzueignen und ſo die Klippen, an welchen die Italiener gewöhnlich ſcheitern, glücklich zu vermeiden. Die Compoſition ſtudirte er theils unter der Leitung Martini's, theils und vorzugsweiſe aus den Meiſterwerken der vorzüglichſten deutſchen und italieniſchen Muſiker. Doch fanden ſeine erſten Arbeiten, zwei komiſche Opern, wenig Beifall, deſto größern aber ſein „Demorgone", eine ernſte Oper, und die folgenden „Armida", „Alcide", „Arianna", „Atalanta", „Enea nel Lazio", „Tigrane", „La selva incantata" und „Gerusalemme liberata." Außerdem ſchrieb er treffliche Solfeggien, Lieder und einige Concertſtücke, auch zwei Kirchenſtücke, eine Meſſe zur Kaiſerkrönung im Jahre 1790 und ein Te deum zum Geburtstage der Königin von Preußen im Jahre 1810. Bereits im Jahre 1788 war R. Kapellmeiſter des Churfürſten von Mainz geworden und ſeit 1793 lebte er in derſelben Eigenſchaft zu Berlin. Sein Tod erfolgte während einer nach Italien unternommenen Reiſe zu Bologna am 19. Auguſt 1812. R. iſt einer von den wenigen Italienern, welche mit Erfolg die Vorzüge der italieniſchen und deutſchen Muſik vereinigt haben, und vielleicht derjenige, welcher am Vollkommenſten die deutſche Kraft und Gründlichkeit begriffen hat. Einfach und doch melodiereich erſcheint er als würdiger, weil ſelbſtſtändiger, Nachahmer Mozart's und zugleich als Meiſter der italieniſchen Geſangskunſt, deren Verbreitung in Deutſchland beiläufig ihm vorzugsweiſe mit zuzuſchreiben iſt. Leider ſind nur wenige Italiener in ſeine Fußtapfen getreten; die meiſten haben es vorgezogen, die Modemanier beizubehalten oder ſklaviſch nachzuahmen. 36.

Rigi, ein bemerkenswerther Berg in dem ſchweizeriſchen Canton Schwyz, zwiſchen den vierwaldſtätter, zuger und lauerzer Seen, erhebt ſich zwar nur 5676 F. (nach den Angaben Anderer 5555 F.) hoch über das Meer, ſteht aber gleich einem Kegel in einem weiten Keſſel ganz iſolirt da und gewährt deßhalb eine der weiteſten und zugleich ſchönſten Fernſichten. Sein Umfang beträgt 10 Stunden. Im Norden iſt er rauh und ſteil, im Süden aber mild, flach anlaufend und von mehreren Dörfern mit wuchernden Getreidefluren, Obſt- und Gemüſegärten und üppigen Wieſengründen beſetzt, welche von zahlreichen Viehheerden beweidet werden. In den zerſtreut liegenden Sennhütten werden Käſe und Butter bereitet. Zwar iſt er von allen Seiten beſteigbar, doch ſind die zwei Wege über Lauerz und Arth die bequemſten. Beide laufen am Abhange des Berges zuſammen und führen zu dem Hoſpiz, einem von einigen Capuzinermönchen bewohnten Kloſter mit 4 Wirthshäuſern, dem ſonntägigen Beluſtigungsorte der Bergbewohner. Auch wird hier jährlich am 22. Juli ein Volksfeſt, die Sennenkilbe, gefeiert, das zum größern Theile in gymnaſtiſchen Übungen des Landvolks beſteht. Von hier aus ſteigt man höher zu einem Denkmale des Herzogs Ernſt II. von Sachſen-Gotha, erreicht dann die ſogenannte Rigiſtaffel, wo ſich alle Wege vereinigen, um den Kulm, den höchſten Punkt des R., zu betreten; von ihm aus genießt man die Ausſicht vom Jura bis zu dem Berge Bußen bei Biberach in Schwaben, eine Durchſchnittslinie von 70 Stunden und über 11 Cantone mit 14 Seen. Weſtlich ſpiegelt ſich das Auge in den Schneekuppen der Jungfrau, des Eider, des Schreckhorn, Wetterhorn und Finſteraarhorn. Der R. iſt aus Kieſel und Sandſtein gebildet und ſeine Schichten ſollen am Fuße 50—60 F. und weiter hinauf über 30 F. mächtig ſein. Am 2. Juni 1806 trennte ſich ein 1000 F. breiter und 100 F. dicker Abhang los und bedeckte das goldauer und bußinger Thal,

Digitized by Google

wobei 450 Menſchen ihr Leben einbüßten. S. Füßli und Meyer, „Der Rigi in Zeichnungen" (Zürich 1807). 35.

Rigny (Henri, Graf von), franzöſiſcher Viceadmiral, Mitglied der Deputirtenkammer und des Miniſterconſeils, ward am 2. Februar 1782 zu Toul geboren. Frühzeitig ſeines Vaters, eines ehemaligen Capitains von der Armee, beraubt mußte er beim Ausbruche der Revolution in dem Hauſe ſeiner Tante Zuflucht ſuchen, da ſeine Mutter zur Auswanderung genöthigt worden war. Eine ältere Schweſter leitete nothdürftig ſeine Erziehung. Bereits 1796 kam er auf die Fregatte Sirene und beſuchte Cayenne; bald darauf nahm er auf der Fregatte l'Embuscade Theil an einem Kreuzzuge längs der engliſchen Küſte und 1799 wohnte er als Aſpirant zweiter Claſſe der Blokade von Porto Ferrajo und dem Gefechte von Algeſiras bei; auch in Ägypten, auf St. Domingo, Corſica und in Spanien zeichnete er ſich rühmlich aus. Von 1806—1809 nahm er unter den Seeleuten, welche Napoleon der Landarmee einverleibt hatte, Theil an den Feldzügen in Preußen und Polen, war bei den Belagerungen von Stralſund und Graudenz, bei welcher letztern er ſchwer verwundet ward, und diente dann als Aide de Champ unter Beſſières in Spanien. Im Jahre 1809 ward er Schiffslieutenant und 1811 Fregattencapitain. Als ſolcher nahm er im Jahre 1813 das von zwei engliſchen Batterien vertheidigte Dorf Borſelen. Nach der Reſtauration avancirte er allmählig bis zum Contreadmiral und erhielt im Jahre 1824 das Commando der franzöſiſchen Seemacht im Mittelmeere. In dieſer wegen der griechiſchen Angelegenheiten damals ſchwierigen Stellung benahm er ſich nach einſtimmigem Zeugniſſe aller Parteien mit eben ſo großer Umſicht als Menſchenfreundlichkeit und trug am Schlachttage von Navarin (20. Oct. 1827) weſentlich mit zum Siege bei. Die Popularität, welche er dadurch erhalten hatte, beſtimmte das Miniſterium Polignac, ihm das Seeminiſterium anzubieten, allein er zeigte wenig Neigung ſich dieſem verhaßten Miniſterium aufzuopfern und begnügte ſich mit der Seepräfectur von Toulon. Als einer der erſten, der ſich 1830 aufrichtig an die Juliusregierung angeſchloſſen hatte, wurde er im Jahre 1831 Miniſter der Marine; 1832 wählte ihn Boulogne in die Deputirtenkammer und 1834 im April übernahm er das Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten, welches er mit kurzer, durch das 8tägige Miniſterium Baſſano herbeigeführter Unterbrechung bis zum Austritte des Herzogs von Treviſo im Febr. 1835 behielt. Von da an bis zum April des genannten Jahres verwaltete er bis zur Ankunft des Marſchalls Maiſon interimiſtiſch das Miniſterium des Kriegs. Später ging er mit einem geheimen, wie man glaubt, ein Vermählungsproject betreffenden Auftrage nach Neapel, kam aber nach kurzer Abweſenheit unverrichteter Sache wieder zurück. Seitdem lebte er ohne Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten und ſtarb plötzlich zu Paris am 7. Nov. 1835. Von Charakter war R. wohlwollend, offen und redlich und in ſeinen Anſichten gemäßigt, als Staatsmann aber ohne Tiefe und nie ſelbſtſtändig, weßhalb er auch ſtets nur ein Werkzeug der Geübteren blieb. Als Redner hat er nie geglänzt. 22.

Rigorismus, franz. rigorisme; engl. rigorism (von dem ältern lateiniſchen Worte rigor, Härte, Strenge), iſt im vorzüglichen Sinne der Fehler derjenigen Denkungsart, nach welcher man die Beweggründe des Wohlwollens und der ſanfteren Gefühle gänzlich ausſchließt und ſich nur von Motiven der kalten, vernünftigen Sittlichkeit leiten läßt. Dieſe überſpannte Selbſtverläugnung iſt theils theoretiſch, theils praktiſch, in wiefern man entweder die Erfüllung ſeiner Pflichten ohne Rückſicht auf eignes Wohlſein erſtrebt, oder an der gänzlichen Ausrottung ſeiner ſinnlichen Neigungen und Vernichtung derſelben im ſchwärmeriſchen Wahnſinne arbeitet. Jene nennt man auch κατ' ἐξοχὴν R., dieſe Rigoroſität, ſo wie rigorös, was ſtarr, ſtreng und rauh in Geſinnung und Handlung zugleich iſt.

Digitized by Google

Dem R. ſteht gewiſſermaßen die Denkungsart und das Verhalten der Indifferentiſten, Synkretiſten und Latitudinarier entgegen. Ob nun gleich zu laxe Grundſätze in der Moral der Unſittlichkeit Thor und Thür öffnen, ſo beweiſt doch auch die Geſchichte der Moral, daß allzuſtrenge Sittenvorſchriften weder brauchbar noch wohlthätig ſind; ja der nothwendige Widerſtreit der Grundſätze mit dem Leben dieſer ſtreng Denkenden (Rigoriſten) führt jedesmal zur Inconſequenz und gemäßigteren Anſichten. Unter den alten Moraliſten ſind die Cyniker und Stoiker und unter den ſpäteren die Mönche mit ihren Kaſteiungen und ſonderbaren Ausſchweifungen als Rigoriſten bekannt. Dieſe behaupteten, es gebe keine Mitteldinge, die weder gut noch bös ſind, und der Moraliſt könne nicht zu viel und nicht ſtreng genug fordern, während die Jeſuiten, im offenbaren Gegenſatze zu ihnen, theoretiſch und praktiſch dem Syſteme der Indifferentiſten und Latitudinarier huldigten. Außer der Moral wird der R. auch noch in der Politik, Pädagogik ꝛc. angetroffen und überhaupt überall, wo überſpannte Forderungen gemacht werden. 84.

Rikoſchettſchuß, Prellſchuß, nennt man die Schußart, welche bei Belagerung der Feſtungen angewendet wird und den Zweck hat, die langen Linien der Feſtungswerke durch niedrige Sprünge der Geſchoſſe, welche auf denſelben mehrere Aufſchläge machen ſollen, zu beſtreichen. Um dieß zu erlangen gibt man dem Geſchütze eine ſolche Elevation, daß das Geſchoß dicht hinter der Bruſtwehr des feindlichen Werkes den erſten Aufſchlag macht; damit daſſelbe aber mit dem zweiten Aufſchlage nicht gleich wieder aus dem Werke hinausſpringe, ſo erhalten die Geſchütze eine ſchwächere als die gewöhnliche Ladung. Der Erfinder des Rikoſchettſchuſſes iſt Vauban, welcher denſelben zuerſt bei der Belagerung von Ath 1697 anwandte. Man verwendet zum Rikoſchettiren zwölfpfündige Kanonen und auch Haubitzen. Der mit Schanzkörben oder Faſchinen bekleidete Aufwurf, Bruſtwehr, hinter welchen die zum Rikoſchettiren beſtimmten Geſchütze zum Schutze gegen das Feuer der Feſtung aufgeſtellt werden, heißt Rikoſchettbatterie. Dieſe Rikoſchettbatterien werden, wie die Wurfbatterien, bei einem förmlichen Angriffe der Feſtung zuerſt erbaut, weil ſie im Allgemeinen den Zweck haben, den Aufenthalt in den angegriffenen Werken unſicher zu machen, die Armirung derſelben zu erſchweren und die ſchon aufgeſtellten Geſchütze zu beſchädigen. Die Entfernung der Batterien vom Anfangspunkte der feindlichen Linie kann ſehr verſchieden ſein, wird jedoch nicht über 800 Schritte angenommen. Dabei müſſen dieſe Batterien ſo gelegt werden, daß die Mittellinien der Scharten, hinter denen die Geſchütze ſtehen, in der Verlängerung der zu beſchießenden Linie liegen. Die geringe Breite dieſer Linie erlaubt es ſelten, mehr als 3 Geſchütze in einer Batterie aufzuſtellen. 61.

Rinderpeſt oder Rindviehſeuche, auch Hornviehſeuche, Viehpeſt, Viehſterben, Uebergälle, Gallenſeuche, Löſerdürre, lat. pestis boum, bovilla, typhus boum contagiosus; franz. peste ou fièvre pestilentielle du gros bétail; engl. murrain, iſt eine den Rindern eigenthümliche, ſehr gefährliche Seuche, eine Art von fauligem Nervenfieber, das aus dem ſüdöſtlichen und öſtlichen Europa und aus Aſien zu uns gekommen iſt, die Thiere nur einmal befällt und ſich auf andere Thiergattungen nicht überträgt. Obwohl die R. dem Alterthume nicht unbekannt war, ſo finden ſich genaue Beobachtungen der wirklichen R. doch erſt in Bernh. Ramazzini's „Dissertatio de contagiosa epidemica etc.“ (Padua 1711), da die Seuche ſeit 1709 durch ganz Europa wüthete. Auch nachher iſt dieſe Seuche zu verſchiedenen Zeiten immer wieder eingeſchleppt worden, ſo 1772—1776 in Holland, 1795—1801 in Deutſchland, 1805, 1809 und 1813 vorzüglich in Preußen, Sachſen und in der Mark ꝛc., ſo wie auch 1814 in Frankreich, 1828 an den preußiſch-polniſchen Grenzen und in den Jahren 1829 und 1830 in Öſtreich. Man hat berechnet, daß nur allein im Laufe des vorigen Jahrhunderts in Deutſchland 28 und in Europa überhaupt gegen

Digitized by Google

200 Mill. Rinder an der R. gefallen ſind. — In Rückſicht der Symptome nimmt man an: 1) die Periode der Anſteckung. Dieſe dauert bis zum 7. Tage nach der Anſteckung und gibt ſich, aber erſt den 3. oder 4. Tag, durch fieberhafte Zufälle, Sträuben des Hauthaars auf dem Rücken, beſondere Empfindlichkeit in der Lendengegend, Trägheit, Mattigkeit und ſchwankenden Gang, durch Recken, Gähnen und Zähneknirſchen, bisweilen mit untermiſchtem Brüllen und Unruhe zu erkennen; dabei ſind Naſe und Maul trocken, die Augen trübe und das Weiße derſelben geröthet. Das Wiederkäuen, Selbſt- und Naſelecken ſind träge geworden, bei nicht ganz regelmäßigem Milchertrag und einigem Huſten. 2) Die Periode des Ausbruchs. Hier bemerkt man heftiges Fieber, Sträuben des Hauthaars, Schaudern des Körpers und der Haut, Zittern der Gliedmaßen, beſonders des ganzen Hintertheils des Körpers, öftere Temperaturveränderung der Haut, Abwechſelung von Wärme und Kälte an den Hörnern und Klauen, lebhaften Blick der Augen, ſtarke Röthung der Bindehaut derſelben, Trockenheit, Röthe und Hitze der innern und äußern Naſe, kleine rothe Flecken hier und da am Zahnfleiſche und am Maule mit Geifern; nach einigen Tagen Verwandelung dieſer Flecke in Bläschen und nach Abſtreifung der Haut Zurücklaſſung von wunden Stellen, die leicht bluten und von denen ſich die Haut in den Maulwinkeln als eine talgartige, weiße Schmiere anſammelt. Ferner entſtehen beſchleunigtes, tiefes Athmen; häufiger und kleiner Puls; öfterer, tiefer und hohltönender Huſten; die Freßluſt und das Wiederkäuen hören auf; die Kühe geben keine Milch mehr und haben viel Durſt; öfterer Abgang von ſchwarzem, trockenem Miſte, doch jedesmal nur in geringer Menge; rothbrauner und klarer Harn; ſpäterhin Abfluß von zuerſt wäſſeriger, nachher ſchleimiger Flüſſigkeit aus Augen und Naſe, die vom 7., 8. Tage der Krankheit an ſchon anſteckend iſt; ſtarke Schmerzen in der Lendengegend; Kniſtern unter der Haut (Windgeſchwulſt) und Fieberzunahme des Abends, worauf gar bald die Windgeſchwülſte ſtärker, die Pulſe ſehr beſchleunigt, hingegen die Herzſchläge kaum fühlbar werden, Abmagerung und Hinfälligkeit eintritt, wobei beſonders die Thiere die Füße näher zuſammenſtellen, im Liegen aber den Hals nach dem Leibe hin verziehen. An der Stelle der Windgeſchwülſte pflegt auch Ausſchlag zu entſtehen und der Hauch aus dem Rachen iſt unangenehm und von eigenthümlichem Geruche. Die wunden Stellen im Maule nehmen an Umfange zu; heftiger Durchfall mit fortwährendem Zwängen ſtellt ſich ein, der ſehr ſtinkend iſt und immer ſtinkender wird. Mit letzterm erreicht die Krankheit 3) die Periode ihrer Höhe, welche durch einen allgemeinen typhöſen Zuſtand bezeichnet wird, wozu noch ſchnelles, ſchnaubendes Athmen, mit Schmerz andeutendem Stöhnen, ſchnelle pochende Herzſchläge, bis auf 90 und 100 in der Minute, geſteigerter Puls, ſo wie entartete vermehrte Ausflüſſe und Ausleerungen aller Art als conſtante Zeichen dieſes Zeitraums gehören, bis endlich die Thiere vom 6. bis 9. Tage des Ausbruches an unter Verdrehungen des Halſes, Zähneknirſchen, Verdrehen der Augen, ängſtlichem Stöhnen, kaltem Athem, ſehr abgezehrt und alle Auswürfe einen peſtilentialen Geſtank verbreitend, ſterben. — Von dieſem Verlaufe weicht die Krankheit bisweilen darin ab, daß kein Durchfall eintritt, ſondern das Thier bei aufgetriebenem Leibe bis kurz vor ſeinem Tode verſtopft bleibt und dann gewöhnlich ſchon am 5. oder 6. Tage nach dem Ausbruche ſtirbt. Je kräftiger das Thier iſt, deſto heftiger und ſchneller verläuft gewöhnlich die Krankheit und es ſtirbt dann ſogar unter heftigem Brüllen und Convulſionen, ohne daß ſich alle Symptome eines typhöſen Zuſtandes eingefunden haben. Manche Thiere überſtehen jedoch auch die Seuche. Um ſie bald völlig wiederherzuſtellen, müſſen ſie mit ſehr nährendem, aber leicht verdaulichem Futter, mit Schroot- und Mehltränken unterſtützt werden, wobei ihnen noch überdieß flüchtig und permanent reizende Arzneien, z. B. Chamillenblüthen, Calmuswurzel und Wermuthkraut, zu verabreichen ſind. Die ganze Kunſt, die R. mit

Erfolge zu bekämpfen und jedesmal unfehlbar zu beſiegen, hat nur einen einzigen Beſtrebungspunkt, nämlich den, „der Seuche alle Mittel zu ihrer Fortpflanzung zu benehmen," was lediglich nur durch wohl geordnete und zweckmäßig ausgeführte veterinäriſch-polizeiliche Maßregeln bewerkſtelligt werden kann. In dieſer Beziehung vergleiche man Lorinſer, „Über die Rinderpeſt ꝛc." und in Betreff der bis jetzt dagegen gerühmten Mittel: Wilhelmi's „Vollſtändiges Receptbuch ꝛc." (Leipzig 1832). 28.

Ring heißt in der Mathematik der Flächenraum zwiſchen zwei concentriſchen Kreiſen. Der Raum zwiſchen zwei gleich hohen Cylindern mit einer gemeinſchaftlichen Achſe heißt ein cylindriſcher R. und ein Körper, der durch eine eingeſchloſſene Figur, als einen Kreis, eine Ellipſe, oder auch von dem Abſchnitte einer ſchicklichen Figur durch die Umdrehung ihrer Ebene um eine in dieſer befindlichen Achſe erzeugt wird, heißt ein ringförmiger Körper. Befindet ſich die Achſe außerhalb der Figur, ſo heißt es ein offener R., berührt ſie die Figur, ein geſchloſſener R., und geht ſie durch die Figur, ſo entſteht ein runder Körper. — Die ſymboliſche Bedeutung des Ringes iſt vielfach und ſein Gebrauch bei allen Völkern bekannt; vorherrſchend ſind die Bedeutungen der Verbindlichkeit und der Ewigkeit. 40.

Ringelgedicht, Rundgedicht, Rondeau, nennt man eine dem Sonette verwandte lyriſche Form, die aus 13 zehn- und eilfſylbigen jambiſchen Verſen und zwar nur mit zwei Reimen, einem männlichen und einem weiblichen, beſteht. Entweder muß der männliche Reim achtmal und der weibliche fünfmal, oder der männliche ſiebenmal und der weibliche ſechsmal wiederkehren; auch müſſen die erſten Worte, gewöhnlich die ganze Hälfte des erſten Verſes, als Refrain nach dem achten und nach dem dreizehnten Verſe wiederholt werden. Von dieſer urſprünglichen Geſtalt des Rondeau ſind die Dichter jedoch vielfach abgewichen und haben ſich mancherlei Freiheiten und Erweiterungen erlaubt. Als Beiſpiel eines deutſchen Ringelgedichts, welches in Manchem von der urſprünglichen Form abweicht, diene folgendes von Hagedorn:

„Du Schmelz der bunten Wieſen,
Du neubegrünte Flur,
Sei ſtets von mir geprieſen,
Du Schmelz der bunten Wieſen!
Es ſchmückt dich und Cephiſen
Der Lenz und die Natur,
Du Schmelz der bunten Wieſen,
Du neubegrünte Flur!

Du Stille voller Freuden,
Du Reizung ſüßer Luſt,
Wie biſt du zu beneiden,
Du Stille voller Freuden!
Du mehreſt in uns Beiden
Die Sehnſucht treuer Bruſt,
Du Stille voller Freuden,
Du Reizung ſüßer Luſt." 66.

Ringelrennen, ſ. Carrouſſel.

Ringwaldt (Bartholomäus), einer der beſten deutſchen didaktiſchen Dichter des XVI. Jahrh., 1531 zu Frankfurt an der Oder geboren, widmete ſich der Theologie und ward um 1578 Prediger zu Langfeld in der Mark Brandenburg, wo er nach dem Jahre 1595 ſtarb. Dieſes Wenige iſt Alles, was man bis jetzt von ſeinen Lebensumſtänden in Erfahrung gebracht hat. Unter ſeinen vielgeleſenen Lehrgedichten behauptet ſein älteſtes: „Die lautere Wahrheit, darinnen angezeiget, wie ſich ein weltlicher und geiſtlicher Kriegsmann in ſeinem Berufe verhalten ſoll" (Erf. 1585. 8. u. öft.; zuletzt, jedoch etwas geändert, von J. W. Brodtkorb, Langenſalza 1700. 8.) den erſten Rang. Weit entfernt ſich auf gemeine Reimerei nützlicher Lehren zu beſchränken, zeigt der Dichter in dem Ganzen, welches ſich um die Vergleichung eines eifrigen Chriſten mit einem Krieger dreht, aus welcher er manche treffende und ſchöne Bilder hervorzulocken weiß, eine zu jener Zeit ſeltene Energie des geſunden Menſchenverſtandes. Mehr Phantaſie, aber weniger Kunſt in der Ausführung beurkundet ſein anderes didaktiſches Gedicht: „Der treue Eckart" (Frankf. 1590. 8. u. öft.; zuletzt Berl. 1738. 8.), eine moraliſche Viſion, nach welcher der treue Eckart eine kleine Reiſe durch den Himmel und die Hölle macht. In der Beſchreibung des Großen, Feierlichen und Schauderhaften iſt der Dichter

Digitized by Google

nicht glücklich; wird aber die Darſtellung ſatyriſch, ſo gelingt ſie ihm nicht ſelten trefflich. Weit unter dieſen Lehrgedichten ſteht das bekanntere: „Epithalamium, vom Zuſtande eines betrübten Widtwers“ (Frankf. 1595. 8. N. A. von C. F. Eberhard, Leipz. 1797. 8.), welches jedoch als Beitrag zur Geſchichte deutſcher Gebräuche bei Privatfeſten jener Zeit ſchätzenswerth iſt. R.'s geiſtliche Gedichte (Nürnb. 1598. 12.), die zum Theil auch in die Geſangbücher aufgenommen ſind, beweiſen des Verfaſſers geringes Talent zu dieſer Gattung der Poeſie. (Vgl. Hoffmann's von Fallersleben, „Barth. Ringwaldt und Benj. Schmolcke; ein Beitrag zur deutſchen Literaturgeſchichte des XVI. und XVIII. Jahrhunderts“ [Breslau 1833. 8.]). 67.

Rink (Johann Chriſtian Heinrich), ein tüchtiger Orgelſpieler und Componiſt, ward den 18. Febr. 1770 zu Elgersburg im Gothaiſchen geboren und erhielt den erſten Unterricht von ſeinem Vater, dem dortigen Schullehrer. Später machte er durch eigenen Fleiß ſowohl als unter Kittel's Leitung in der Theorie und Praxis der Muſik, beſonders aber im Orgelſpiele, ſo bedeutende Fortſchritte, daß er ſchon 1790 als Stadtorganiſt nach Gießen berufen wurde. Obgleich er ſich nun hier wegen ſeines höchſt geringen Einkommens unausgeſetzt mit Unterrichtgeben befaſſen mußte, ſo behielt er doch noch Zeit genug übrig, emſig an ſeiner Ausbildung fortzuarbeiten und die Werke der berühmteſten Tonkünſtler durchzuſtudiren. Nachdem er ſeit 1792 an der Stadtſchule und ſpäter am Gymnaſium zu Gießen angeſtellt geweſen war, folgte er 1805 einem Rufe als Organiſt und Cantor am Gymnaſium zu Darmſtadt, wo er jetzt noch (ſeit 1813 als Hoforganiſt) lebt. R.'s Leiſtungen ſind anerkannt. Er iſt ein ebenſo braver Lehrer als Künſtler und Componiſt. Das Fach, in dem er ſich vorzugsweiſe mit Glück bewegt, iſt die Orgelmuſik, welche ihm in der neueren Zeit am meiſten mit verdankt. Er ſchrieb unter Anderm mehrere Sammlungen Orgelvorſpiele, eine Orgelſchule, ein Choralbuch und ſeit einigen Jahren den ſo beliebten Choralfreund, von welchem bis jetzt 4 Jahrgänge (1832—1835) vollſtändig erſchienen ſind. Unter ſeinen neueſten Arbeiten hat Klopſtock's Lied: „Auferſtehn ꝛc.“ für 4 Singſtimmen mit Orgelbegleitung verdiente Anerkennung gefunden. 36.

Rinkart (Martin), ein nicht unbedeutender religiöſer Liederdichter, geb. 1585 zu Eilenburg in Sachſen, ſtudirte zu Leipzig, ward dann 1610 Cantor und 1611 Diaconus in Eisleben, 1613 Paſtor zu Erdeborn im Mansfeldiſchen, 1617 Archidiaconus zu Eilenburg und ſtarb hier den 2. Dec. 1643. Ohne ſeiner mannigfaltigen religiöſen dichteriſchen Leiſtungen weiter zu gedenken, bemerken wir nur, daß er als Verfaſſer des ſchönen Liedes: „Nun danket Alle Gott“ der Vergeſſenheit entzogen zu werden verdient. Vergl. Plato, „M. Rinkart“ (Leipz. 1830). 16.

Rio de Janeiro (San Sebaſtian, auch nur einfach Rio), Hauptſtadt des Kaiſerthums Braſilien, iſt an einer geräumigen Bai erbaut, welche einen der ſchönſten Häfen in Amerika bildet. Der Eingang wird durch mehrere Forts vertheidigt, von welchen Santa-Cruz, am Abhange des Berges Pico, und Villagagnon und die Ilha das Cobras (Schlangeninſel), beide auf zwei kleinen Inſeln im Innern der Bai, die wichtigſten ſind. Man muß die eigentliche oder die Altſtadt von der Neuſtadt unterſcheiden; die letztere iſt, weſtlich von der erſteren, ſeit dem Jahre 1808 erbaut worden und wird von derſelben durch den großen Platz oder eigentlich das Campo de Santa-Anna getrennt. Breite und gerade, mit Sandſtein gepflaſterte und mit Fußpfaden verſehene Straßen, ſchöne und größtentheils von Granit erbaute Häuſer, mehrere große Plätze und einige recht hübſche öffentliche Gebäude rechtfertigen das günſtige Urtheil, welches mehrere Reiſende über dieſe Stadt gefällt haben. Nur die Altſtadt enthält manche ſchlechte Gebäude und mehrere krumme und ſchmale Straßen. Die ganze Stadt enthält 18 Kirchen, 8 Klöſter, 16000 Häuſer, 91 Hauptſtraßen, 2 große und 11 kleinere Plätze und 210000 Einw., darunter 100000 Neger und viele Fremde. Die merkwürdigſten

Gebäude ſind: der kaiſerliche Palaſt, ehemals die Reſidenz des Vicekönigreichs, von Granit aufgeführt und eigentlich aus drei verſchiedenen Gebäuden beſtehend, welche durch bedeckte Gänge mit einander zuſammenhängen; der biſchöfliche Palaſt; die Münze; das Zeughaus für die Landmacht; das Seearſenal; die Kriegskanzlei (Trem oder Casa do Exercito); das Zollhaus; das ehemalige Jeſuitencollegium; die 1820 erbaute Börſe; das prächtige Theater San-Joao, wo italieniſche Opern gegeben werden; die Findel- und Waiſenhäuſer. Unter den Kirchen, die ſich mehr durch ihre Verzierungen und inneren Reichthümer, als durch ihre Bauart auszeichnen, ſind zu erwähnen: die Kathedrale, bei der ſich die Hofkapelle befindet; die Kirche Noſſa Senhora da Candelaria; die Kapellen zu St. Peter und Santa-Cruz. Das Benedictinerkloſter iſt um ſeiner ſchönen Lage willen berühmt und die im Jahre 1740 vollendete prachtvolle Waſſerleitung da Carioca, eine Nachahmung der von Liſſabon, iſt unſtreitig eine der ſchönſten in Amerika, von einer Länge von beinahe 1200 wiener Klafter. Die ſchönſten Plätze ſind: der Schloßplatz vor dem kaiſerlichen Palaſte, nach der Bai zu offen und mit einem herrlichen Brunnen geſchmückt; der Platz Rocio, noch größer als der vorige; der Platz Peloirinho, ehemals Capim genannt; der Platz San-Domingo; endlich das Campo de Santa-Anna, durch ſeine Größe und ſeinen Brunnen merkwürdig, übrigens noch ein ganz offener freier Raum, aber beſtimmt, einer der ſchönſten öffentlichen Plätze der Welt zu werden. Seit dem Jahre 1808 ſind mehrere wiſſenſchaftliche Anſtalten hier errichtet worden, nämlich: die mediciniſche und chirurgiſche Schule mit dem Militairhoſpital verbunden; die Schule der ſchönen Künſte; die Schifffahrtsſchule; das Seminar St. Joaquim; das Lyceum St. Johann; die Militairſchule; die Rechtsſchule; die Schule für Naturgeſchichte; das Handelsinſtitut und die erſt vor Kurzem gegründete Univerſität oder Lehranſtalt für die ſchönen Wiſſenſchaften, griechiſche, lateiniſche und lebende Sprachen, Rhetorik, Philoſophie und Handel; die Akademie für das Seeweſen; die kaiſerliche Bibliothek mit 60000 Bänden; das Mineraliencabinet; der außerhalb der Stadt liegende botaniſche Garten und eine Sternwarte. Die letztgenannte unter ſehr ſorgfältiger Leitung ſtehende Anſtalt kann für ganz Braſilien höchſt wichtig werden. Man hat hier die (chineſiſche) Theeſtaude, die ſehr gut fortkommt, den Zimmt-, Nelken-, Muskat- und Campherlorbeerſtrauch ſo wie eine Menge anderer exotiſcher Pflanzen einheimiſch gemacht, deren Cultur in wenig Jahren über ganz Braſilien verbreitet ſein dürfte. Vor 60 Jahren war in der ganzen Provinz Rio de Janeiro noch nicht ein einziger Caffeebaum vorhanden und jetzt iſt der Caffee ein Hauptausfuhrartikel. Vor wenig Jahren hatte R. nur Eine Buchdruckerei, gegenwärtig ſind deren ſchon mehrere vorhanden; eben ſo erſchien hier im Jahre 1820 erſt eine periodiſche Schrift, während im Jahre 1828 ſchon 10 herauskamen. R. hat eine Menge Marktplätze, wo nicht nur große Vorräthe von Lebensmitteln und allerlei Waaren, ſondern auch bisher zahlreiche Negerſklaven verkauft wurden. Wenige Städte haben ſchönere Spaziergänge als dieſe Hauptſtadt Braſiliens. Außer den ſchon oben angeführten Plätzen beſteht noch eigens für dieſen Zweck der Paſſejo publico, welcher die öffentliche Promenade bildet, und eine kleine Abtheilung deſſelben iſt den botaniſchen Vorleſungen gewidmet, da der botaniſche Garten ſelbſt zu weit entfernt liegt. Die Zucker-, Leder- und Baumwollfabriken, die Segeltuchwebereien, Rumbrennereien, Thranſiedereien, Gerbereien, Fiſchbeinreißereien, thönerne und ſteinerne Gefäßbereitungen, Schiffswerfte und Juwelier- und Steinſchleifereien ſind nicht unbedeutend; viel wichtiger aber der Handel mit Zucker, Reis, Tabak, Ipecacuanha, Tapioca (brauner Sago), Baumwolle, Rindshäuten, Hörnern, Gold, Edelſteinen, Färbe- und Tiſchlerholz. Sie hat zu dieſem Behufe ein Seearſenal und hält jährlich 2 Meſſen. In den Hafen laufen jährlich an 1700 Schiffe ein und aus. Überdieß hat die Aufhebung von mancherlei Beſchränkungen, welche der Handelsfreiheit im Wege ſtan-

Digitized by Google

den, den Einwohnern Luſt zu verſchiedenen commerciellen Unternehmungen gemacht. Auch eine große Menge britiſcher, franzöſiſcher und deutſcher Kaufleute haben ſich hier niedergelaſſen und dem Handel Braſiliens einen lebhaften Schwung gegeben, ſo daß R. bereits unter die erſten Handelsſtädte der Welt gehört, wie ſie denn auch, was die Volksmenge betrifft, den erſten Platz unter allen Städten von Südamerika einnimmt. Der lebhafteſte Verkehr findet mit den Bergwerksgegenden ſtatt, welche oft 300—400 Stunden entfernt ſind, und öfters ziehen an einem Tage 800—1000 Maulthiere aus und ein. Die Umgebungen von R. ſind um ihrer reizenden Naturſchönheiten willen mit Recht berühmt. Die herrliche Lage der Orte, das köſtliche Klima und die Üppigkeit der Pflanzenwelt feſſeln die Blicke des Reiſenden weit mehr, als die noch ſpärlichen Werke der Menſchen vermögen. Zu bemerken ſind indeß: Boa Viſta, ſchönes Landhaus des Kaiſers, auf einer kleiner Anhöhe, mit herrlicher Ausſicht auf die Bai; Bota-Togo und San-Chriſtovao, beides prächtige kaiſerliche Luſtſchlöſſer; das blühende Handelsdorf Porto da Eſtrella und Mardioca, die ſchöne Beſitzung des ruſſiſchen Conſuls Langsdorf. 71.

Ripienſtimmen (vom ital. ripieno, d. i. ausgefüllt, voll) heißen in der Muſik diejenigen Stimmen eines Tonſtücks, die entweder zur Ausfüllung und Verſtärkung der Harmonie (Füllſtimme) oder zur Vervielfältigung der Hauptſtimmen eines Tonſtücks dienen. In letzterer Beziehung ſind ſie den concertirenden und obligaten Stimmen entgegengeſetzt. Derjenige Künſtler, welcher zur Ausführung ſolcher R. mitwirkt, heißt Ripieniſt. 29.

Ripon (ſpr. Reip'n) (Frederick John Robinſon, Viscount Goderich, Graf von), ein bekannter engliſcher Staatsmann der neueren Zeit, der gemäßigten Reformpartei angehörig, iſt der jüngere Sohn des Lord Grantham und wurde am 1. Nov. 1781 geboren. Durch umfaſſende Studien zum Staatsdienſte hinlänglich vorbereitet fungirte er von 1804—1806 als Secretair bei ſeinem Verwandten, Lord Hardwicke, damals Statthalter von Irland, und erhielt dann einen Sitz im Unterhauſe, fand jedoch erſt nach ſeiner Zurückkunft von Wien (1809), wohin er im Jahre 1807 als Geſandtſchaftsſecretair gegangen war, Gelegenheit, ſich auch als Redner einigen Ruf zu erwerben. In demſelben Jahre noch wurde er im Miniſterium Caſtlereagh Unterſtaatsſecretair, verwaltete hierauf von 1810—1812 ein Amt bei der Admiralität und erhielt dann vom Lord Liverpool die Vicepräſidentſchaft des Handelsbureau. Erregte hier ſein Verfahren überhaupt wohl manche Mißbilligung, ſo gab beſonders das von ihm im Jahre 1815 in Vorſchlag gebrachte und durchgeführte Geſetz über die Beſchränkung der Weizeneinfuhr Veranlaſſung zu allgemeiner Unzufriedenheit, die ſich ſelbſt in thätlichen Äußerungen kund gab. Daß er indeß nie eine Beſchränkung des Verkehrs im Sinne gehabt habe, beweiſen ſeine im Jahre 1822 vorgeſchlagenenen Maßregeln hinſichtlich der Concurrenz der Colonien an dem Handel; eben ſo zeigte ſich ſein redlicher Wille, die Laſten des Landes zu erleichtern, in ſeinem Benehmen als Kanzler der Schatzkammer ſeit 1823. Innig mit Canning verbunden übernahm er nach deſſen Tode im Auguſt 1827 das Ruder des Staats, doch mußte er bald den vereinigten Bemühungen der Ultratory's weichen und im Januar 1828 ſein Amt in die Hände des Lords Wellington niederlegen. Erſt 1830 trat er in der Grey'ſchen Verwaltung als Miniſter der Colonien wieder ein. 1833 wurde er Siegelbewahrer, gerieth aber über die irländiſche Kirchenfrage mit den übrigen Miniſtern in Zwieſpalt und nahm daher im Mai 1834 nebſt Stanley, Richmond und Graham ſeine Entlaſſung. Seit dieſer Zeit hat er an den öffentlichen Angelegenheiten nur wenig Theil genommen. 22.

Rippen, lat. costae; franz. côtes; engl. ribs, ſind die langen, ſchmalen, bogenförmig gekrümmten Knochen, welche die Seitenwände der Bruſt bilden und ſich von der Wirbelſäule aus vor- und abwärts gegen den Bruſtknochen neigen. Auf jeder Seite ſind deren 12 vorhanden, die man in 7 wahre und 5 falſche theilt.

Wahre nennt man die, deren vorderes knorpeliges Ende bis zum Bruſtbeine reicht, ſo daß ſie von der Wirbelſäule bis zum Bruſtbeine gehende Bogen bilden. Die 5 falſchen R. ſind am beweglichſten und nehmen an Länge ab, ſo daß die letzte die kürzeſte iſt; ſie berühren mit ihren Knorpeln das Bruſtbein nicht, ſondern jeder Knorpel der 3 oberſten befeſtigt ſich an der zunächſt höher liegenden R. und die Enden der beiden letzten Rippenknorpel ſind ganz frei. Die R. dienen zur Beſchützung der in der Bruſthöhle enthaltenen Eingeweide, beſonders der Lungen; vorzüglich ſind ihre Knorpel in ſofern von Nutzen, als ſie vermöge ihrer Elaſticität beim Ausathmen die R. herabſchnellen und die Bruſthöhle verengern und beim Einathmen gehörig nachgeben, was aber bei manchen Frauen, die ſich zu ſehr ſchnüren, nicht in dem gehörigen Grade ſtattfinden kann und natürlich zu den größten Nachtheilen führen muß. Außerdem dienen die auf der Oberfläche der R. befindlichen Unebenheiten verſchiedenen Bändern und Muskeln zu Befeſtigungspunkten und werden von den unteren R. auch mehrere Unterleibseingeweide, wie z. B. Leber und Milz, beſchützt. 14.

Ripperda (Johann Wilhelm, Baron von), ein bekannter Abenteurer, 1680 in der holländiſchen Provinz Gröningen geboren, ſtammte aus einer edeln Familie und erhielt ſeine Bildung in dem Jeſuitencollegium zu Köln. Nach Beendigung ſeiner Studien betrat er die militairiſche Laufbahn und brachte es ſchnell zu dem Grade eines Oberſten der Infanterie. Um dieſe Zeit verheirathete er ſich mit einer Proteſtantin und ging ſelbſt zur proteſt. Kirche über. Eine Sendung nach dem ſpaniſchen Hofe, womit er 1715 von den Generalſtaaten beauftragt ward, hatte den günſtigſten Erfolg und R. entſchloß ſich, von unbändigem Ehrgeize getrieben, in Spanien, wo er ſeine Pläne ſchneller realiſiren zu können gedachte, niederzulaſſen. Um kein Hinderniß irgend einer Art zu finden, ſchwor er den Proteſtantismus wieder ab und zeigte ſich als einen der eifrigſten Katholiken. In kurzer Zeit hatte er ſich das Vertrauen Philipp's V. in ſo hohem Grade erworben, daß ihm dieſer die Beſorgung der wichtigſten Aufträge übergab und ihn 1725 an den öſtreichiſchen Hof ſchickte, um einen Handelstractat abzuſchließen. Es gelang ihm zwiſchen den feindlichgeſinnten und ſich mißtrauenden Höfen einen Vergleich zu Stande zu bringen, wofür er zur Belohnung den Titel eines Grands und die Herzogswürde erhielt. Schon früher hatte er ſich nach dem Tode ſeiner erſten Frau mit einer vornehmen und reichen Spanierin vermählt und ſeinen Reichthum durch Anlegung einer Tuchmanufactur zu vermehren geſucht. Er hatte ſogar Weber aus Holland kommen laſſen, aber das ganze Project endete mit bedeutendem Verluſte. Als außerordentlicher Geſandter an dem kaiſerlichen Hofe vermochte er nicht dem franzöſiſchen Geſandten das Gleichgewicht zu halten und kam nach Madrid zurück (1725), wo er ſogleich zum Staatsſecretair der auswärtigen Angelegenheiten ernannt und bald darauf mit der Verwaltung des Kriegs- und Finanzdepartements beauftragt ward. Aber die Großen Spaniens ſahen nur mit Ingrimm den fremden Emporkömmling an der Spitze der Geſchäfte und nöthigten durch ihre drohenden Bewegungen den König ihn zu verabſchieden. Er behielt jedoch eine bedeutende Penſion, als er aber ſo unklug war durch ſeine Verbindung mit dem engliſchen Geſandten Stanhope den Verdacht des Verraths gegen ſich rege zu machen, ward er auf Befehl der Regierung feſtgenommen und auf das Schloß von Segovia gebracht. Als ihm 1728 gelungen war zu entwiſchen, floh er nach Portugal und von da nach Holland, wo er wieder die proteſtantiſche Religion annahm und ſein Leben in Ruhe beſchließen zu wollen ſchien. Aber ſein Ehrgeiz ſpornte ihn zu neuen Abenteuern an und er verband ſich mit dem marokkaniſchen Geſandten, um dem Kaiſer von Marokko, Muley Abdallah, allerlei Pläne, wodurch er ſich an den Spaniern zu rächen gedachte, mitzutheilen. Als ſie mit Vergnügen angenommen wurden, ging er ſelbſt nach Marokko (1731) und nahm, um ſich einen größern Wirkungskreis zu

ſchaffen, die muhammedaniſche Religion und den Namen Osmân an. Er bewog die Mauren zu einem Kriege gegen Spanien, in welchem er als Anführer einer Heeresabtheilung den Spaniern manchen Schaden beibrachte, der aber durch die Niederlage der Mauren vor Ceuta ſchnell ſein Ende erreichte. Osmân fiel in Ungnade und wurde in ein Gefängniß geworfen, in welchem er mit vielem Eifer an einem Projecte, die muhammedaniſche und jüdiſche Religion in eine zuſammenzuſchmelzen, arbeitete. Er wußte ſelbſt den Dey einige Zeit für dieſe Idee zu begeiſtern und erhielt ſeine Freiheit wieder; aber während er damit umging eine immer größere Anzahl von Proſelyten zu machen, erhielt er unvermuthet den Befehl ſich von Marokko zu entfernen. Er ließ ſich darauf zu Tetuan nieder (1734), wo er 1737 aus Verdruß über das Verunglücken aller ſeiner Pläne ſtarb. Er hatte große nicht immer auf die rechtlichſte Weiſe erworbene Capitalien in verſchiedenen Banken Europas niedergelegt, von welchen er einen bedeutenden Theil zur Unterſtützung Theodor's von Neuhof, des ephemeren Königs von Corſica, verwendete. Der König von Spanien hatte ihm, als er zur muhammedaniſchen Religion überging, die Würde eines Herzogs und Grands wieder entzogen. 66.

Rippoldsau, ſ. Renchthal.

Ripuarier, ſ. Franken.

Riſalit, Vorlage, wird in der Baukunſt der an der äußern Seite eines Gebäudes 3 bis 6 Zoll herausgebaute Theil genannt, welcher vom Fußboden durch alle Stockwerke hindurch bis an das Dach geht. Man findet dergleichen Vorlagen nicht allein in der Mitte der Gebäude, ſondern auch an den Enden. Sie können nicht allein viereckig, ſondern auch rund ſein; erſteres wird gewöhnlich mit einem Fronton verziert. 26.

Riſos (Ῥίζος) (Nerulos), ſtammt aus einer der erſten Phanariotenfamilien Conſtantinopels, ward geboren 1778 und gehörte längere Zeit zu den vornehmſten Dragomans der Pforte. Bei dem Fürſten Michael Suzzo, Hospodar der Moldau, wurde er Miniſter und nahm ſpäter an Ypſilanti's Plänen gegen die Pforte thätigen Antheil. Bei der unglücklichen Wendung dieſes Aufſtandes ſuchte R. auf ruſſiſchem Boden Sicherheit und Unterkommen und hielt ſich von 1823 an einige Jahre in Genf auf, wo er Vorleſungen über die neuere Geſchichte ſeines Vaterlandes hielt. Er hat ſie ſpäter, etwas ausgearbeitet, in ſeiner „Histoire moderne de la Grèce“ (Paris 1828) veröffentlicht, auch einen „Cours de la littérature grecque“ (Paris 1828. 11. edit.) herausgegeben. Als Kapodiſtrias von den Großmächten zum Präſidenten des neuen griechiſchen Staats ernannt worden war, ging R. zwar nach Morea und nahm hier das ihm übertragene Staatsamt als Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten an, was er jedoch nicht lange bekleidete. Bei der Thronbeſteigung König Otto's wurde er anfangs Staatsſecretair, auch Miniſter des Cultus und öffentlichen Unterrichts und hat neuerdings nach Maurokordatos das Miniſterium des Auswärtigen erhalten. 64.

Riſpach (Heinrich von), ſ. Heinrich von Riſpach.

Riß, franz. plan, dessin; engl. plan, sketch, nennt man jede bildliche Darſtellung auf einer ebenen Fläche. Da es nun verſchiedene Arten von R. geben kann, ſo müſſen ſie noch beſonders benannt werden, als: Grundriſſe, Profilriſſe, perſpectiviſche Riſſe ꝛc.; ihrem Zwecke gemäß unterſcheidet man: Bauriſſe, Situationsriſſe, hydrotechniſche Riſſe ꝛc. 40.

Riſt (Johann), ein fruchtbarer deutſcher Liederdichter des XVII. Jahrh., am 8. März 1607 zu Pinneberg in Holſtein, wo ſein Vater Prediger war, geboren, erhielt ſeine erſte Bildung zu Hamburg und Bremen und widmete ſich dann auf den Univerſitäten Rinteln, Roſtock, Leipzig, Utrecht und Leyden der Theologie und nebenbei der Mathematik, Chemie und Medicin. Nach Beendigung ſeiner Studien wurde er Prediger zu Wedel an der Elbe, herzoglich-meklenburgi-

ſcher Kirchenrath und kaiſerlicher Pfalzgraf. Obſchon ſelbſt Mitglied der fruchtbringenden Geſellſchaft und des Pegnitzordens ſtiftete er 1660 einen neuen poetiſchen Verein unter dem Namen des Schwanenordens, welcher aber nicht nur während ſeines Lebens, ſondern ſogar in ſeiner Sterbeſtunde keinen Laut von ſich gab. Er ſtarb am 31. Aug. 1667. R.'s Verdienſte wurden lange überſchätzt; eine ziemlich correcte und fließende Sprache iſt der einzige Vorzug, den man ihm im Ernſte zugeſtehen kann. Sein geiſtlichen Lieder, die unter verſchiedenen Titeln (z. B. „Himmliſche Lieder," Lüneb. 1644. 8.; „Paſſionsandachten," Hamb. 1648. 8.; „Sabbathiſche Seelenluſt," Lüneb. 1651. 8.; „Frommer und gottſeliger Chriſten alltägliche Hausmuſik," Hamb. 1654. 8.; „Muſikaliſches Seelenparadies," 1660—1662. 2 Thle. 8. u. ſ. w.) erſchienen und zum Theil in die Geſangbücher aufgenommen wurden, ſind ſehr zahlreich und faſt ohne Ausnahme leicht gereimt, entbehren aber meiſtens des Gehalts und der Kernhaftigkeit. Seine weltlichen Gedichte, die er unter dem abgeſchmackten Titel: „Musa teutonica" (Hamb. 1640. 3 Thle. 8.) bekannt machte, ſind noch breiter und waſſerreicher; umſonſt würde man einem Gedanken nachſpüren, der nicht zu den ganz gewöhnlichen gehörte. Seine dramatiſchen Gelegenheitsſtücke ſind völlig werthlos und verdienen keine Erwähnung. Eine Auswahl ſeiner Gedichte findet man im achten Bande von Müller's „Bibliothek deutſcher Dichter des XVII. Jahrh." 67.

Ritartando, d. i. zögernd, wird in der Muſik zur Bezeichnung derjenigen Stellen eines Tonſtücks gebraucht, welche in einem langſamern als dem vorgeſchriebenen Tempo vorgetragen werden ſollen. Das Wiedereintreten des *letztern* bezeichnet das Wort tempo. Außer dem Worte R. ſind noch viele andere in gleichem oder ähnlichem Sinne gebräuchlich, z. B. rallentando, mancando, deficiendo, diminuendo (dieſe 4 bezeichnen mehr das Abnehmende der Kraft), calando, ritenuto, stentando, strasciando, perdendosi, rilasciando u. a. m. 29.

Ritornell, franz. ritornelle; ital. ritornello, d. i. Wiederkehr, heißt in der Muſik überhaupt jeder während des Schweigens der Solo- oder Obligatſtimme vom vollen Orcheſter vorgetragene Inſtrumentalſatz, dann insbeſondere die als Einleitung, Nach- oder Zwiſchenſpiel zu einem Geſangsſtücke (Oper, Arie u. ſ. w.) dienende Inſtrumentalmuſik. Gewöhnlich enthält es die Hauptgedanken des Tonſtücks oder des eben aufzuführenden wie ausgeführten einzelnen Theils deſſelben in eigener Form und Verbindung, iſt alſo, vorausgeſetzt, daß es in den gehörigen Schranken gehalten wird, weſentlich zur Verdeutlichung und Erhöhung des Eindrucks. 29.

Rittenhouſe (David), ein origineller nordamerikaniſcher Aſtronom, geb. den 8. April 1732 zu Germantown in Pennſylvanien, ward, keinen beſondern Unterricht genießend, ſogleich zum Ackerbau beſtimmt. Aber ſchon als Ackersknecht zeichnete er ganz für ſich mathematiſche Figuren und verfertigte allerlei Maſchinen und hölzerne Uhren. Seine Eltern thaten ihn daher zu einem Uhrmacher in die Lehre, wo er auch die Verfertigung mathematiſcher Inſtrumente lernte. Sein mechaniſches Genie entwickelte ſich ſchnell. Aber damit nicht zufrieden, las er in nächtlichen Stunden mathematiſche Bücher und lernte ganz für ſich allein die Meßkunſt und höhere Analyſis. Nach ſolchen Vorbereitungen ſtudirte er Newton's Principia, ſuchte überdieß die Sternbilder kennen zu lernen und dem Laufe des Mondes und der Planeten zu folgen, verfertigte auch ein Planetarium ganz nach eigener Erfindung, welches in dem mathematiſch-phyſikaliſchen Cabinet der Univerſität von Pennſylvanien aufbewahrt wird. R.'s Verwandte und Bekannte, vorzüglich Dr. Smith, ſein Schwager Barton, John Lukens und Franklin, würdigten ihn nun ihres freundſchaftlichen Umganges und trugen nicht wenig zu ſeiner wiſſenſchaftlichen Ausbildung bei. Denn nie hatte R. Zeit und Gelegenheit gehabt, eine Akademie zu beſuchen, aber doch in der Philoſophie und in Sprachen gründ-

liche Kenntniſſe ſich erworben. Er hatte ſogar dichteriſche Anlagen und Talent für Muſik und war in der europäiſchen Literatur nicht fremd. Er zog 1770 nach Philadelphia, wo er ſein Gewerbe als Uhr- und Inſtrumentmacher trieb. Bald nachher wurde R. Mitglied der amerikaniſchen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften. Als 1769 ſich der merkwürdige Vorübergang der Venus vor der Sonne ereignen ſollte, ward R. mit den nöthigen Inſtrumenten ausgerüſtet nach Noriton (Grafſchaft Montgomery) geſchickt, um dieſen Durchgang zu beobachten. Daſelbſt erbaute er ſich eine Sternwarte und beobachtete nicht nur dieſen Vorübergang der Venus, ſondern auch einen des Merkur vor der Sonne den 9. Nov. 1769 nebſt der Längen- und Breitenbeſtimmung von Noriton meiſterhaft. Eine Menge ſeiner Beobachtungen auf der Sternwarte des Staatshauſes zu Philadelphia angeſtellt ſtehen in den „Americains transactions.“ 1769 wurde R. von einer Commiſſion zu einer Grenzberichtigung zwiſchen Newjerſei und New-York gebraucht, ferner 1779 zum Commiſſarius ernannt, die ſtreitige Grenze zwiſchen Pennſylvanien und Virginien zu berichtigen und die wahre Scheidungslinie zwiſchen den Landeigenthümern beider Provinzen feſtzuſetzen. R. bewirkte 1785 die Verlängerung der Temporary-Line, die von Virginien als Grenzſcheidung angenommen wurde, hatte auch 1784 fünf Grade der Länge vom Delawareſtrom an zu meſſen, um die weſtliche Grenze von Pennſylvanien feſtzuſetzen, und berichtigte 1786 die nördliche, welche Pennſylvanien von New-York ſcheidet und mußte 1777 die heftige Streitigkeit wegen der 1774 von dem Statthalter Hutchinſon gezogenen und vom Könige beſtätigten weſtlichen Grenzlinie zwiſchen Maſſachuſets und New-York ſchlichten helfen. Hierdurch erwarb er ſich das Vertrauen ſeiner Mitbürger in einem ſo hohen Grade, daß man ihm das wichtige Amt eines Schatzmeiſters von Pennſylvanien übertrug, welches er von 1777 bis 1780 mit der gewiſſenhafteſten Redlichkeit und mit mathematiſcher Ordnung zur höchſten Zufriedenheit des Senats verwaltet hat. 1791 wiederfuhr ihm die ausgezeichnete Ehre, nach dem Ableben Franklin's an deſſen Stelle als Präſident der amerikaniſchen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften ernannt zu werden. Endlich übertrugen ihm 1792 die vereinigten nordamerikaniſchen Staaten auch die Direction ihres Münzweſens; allein er verwaltete dieſe Stelle nicht lange. Schon 1795 mußte er ſie wegen ſeiner ſchlechten Geſundheit und wegen zunehmender Schwäche wieder niederlegen und ſtarb zu Philadelphia den 20. Juni 1796. 13.

Ritter (Johann Wilhelm), einer der geiſtreichſten Phyſiker der neueſten Zeit, wurde geboren zu Samitz bei Hainau in Schleſien 1776, ſtudirte Medicin und lebte nachher in Jena nicht in den beſten Umſtänden. Im Jahre 1805 erhielt er einen Ruf als Mitglied der königl. Akademie der Wiſſenſchaften zu München und ſtarb daſelbſt den 23. Jan. 1810. R. beſchäftigte ſich ſehr angelegentlich mit Unterſuchungen über den Galvanismus und andern Gegenſtänden der Phyſik und Chemie, wobei er ſehr intereſſante Entdeckungen machte, die aber leider, da er dabei faſt immer zu voreilig war und von zu wenig Beſonnenheit geleitet von ſeiner Phantaſie zu falſchen Schlüſſen und Wahrnehmungen ſich fortreißen ließ, nicht die Anerkennung gefunden haben, die ein ſolcher Eifer und ſolche Kräfte, wie ſie R. auf dieſe Gegenſtände verwendete, wohl verdient hätten. Aus dieſem Grunde haben auch ſeine Schriften, ungeachtet des darin enthaltenen Reichthums an Erfahrungen und geiſtreichen Anſichten, keine große Anerkennung gefunden. Wir erwähnen davon nur: „Beweis, daß ein beſtändiger Galvanismus den Lebensproceß in dem Thierreiche begleite“ (Weimar 1798); „Das elektriſche Syſtem der Körper“ (Leipz. 1805); „Beiträge zur nähern Kenntniß des Galvanismus“ (Jena 1801, 2 Bde.); „Darſtellung der neueren Unterſuchungen über das Leuchten des Phosphors in Stickſtoffgas ꝛc.“ (Jena 1800—1802); „Phyſiſch-mechaniſche Abhandlungen“ (Leipz. 1806. 3 Bde.); „Fragmente aus dem Nachlaſſe eines jun-

gen Phyſikers" (Heidelb. 1809. 2 Thle.). Außerdem befinden ſich viele Aufſätze von ihm in Gilbert's „Annalen der Phyſik" und Voigt's „Magazin der Naturkunde." 26.

Ritter (Karl), Profeſſor der Geographie in Berlin, der Schöpfer der vergleichenden Erdkunde, wurde am 7. Aug. 1779 zu Quedlinburg geboren und nach dem frühen Verluſte ſeines Vaters, des Leibarztes Dr. R., als ſechsjähriger Knabe in die Erziehungsanſtalt zu Schnepfenthal gebracht. Nachdem er ſich in Halle unter der Leitung Niemeyer's dem Erziehungsfache gewidmet hatte, trat er im Jahre 1798 als Erzieher in das Haus des Banquier Bethmann-Hollweg zu Frankfurt am Main. Er begleitete ſeine Zöglinge nach Vollendung ihrer Erziehung auf Reiſen und auf die Hochſchule, beſuchte im Jahre 1809 auf einer Reiſe in die Schweitz Peſtalozzi zu Yverdün, bezog mit zweien ſeiner Zöglinge die Akademie zu Genf und bereiſte in den Jahren 1811—1813 von dort aus Savoyen, Frankreich, Baiern, Tyrol, Venedig, Rom und Neapel. Die pontiniſchen Sümpfe, das Albanergebirge und der Boden von Latium boten ihm reichen Stoff zu neuen geographiſchen und ethnographiſchen Forſchungen dar. Bei ſeiner Rückkehr nach Deutſchland lebte er mehrere Jahre in Göttingen, wo ſeine ehemaligen Zöglinge die Univerſität beſuchten. Im Jahre 1819 erhielt er eine Anſtellung als Profeſſor der Geſchichte am Gymnaſium zu Frankfurt am Main, vertauſchte dieſen Ort aber ſchon im folgenden Jahre mit Berlin, wohin er als außerordentlicher Profeſſor der Geſchichte bei der Univerſität berufen worden war. Bald nachher wurde er zum Lehrer der Statiſtik an der Kriegsſchule, zum Mitgliede der Prüfungscommiſſion und zum Studiendirector der königlichen Cadettenanſtalt ernannt. Auch übertrug man ihm den Unterricht des Prinzen Albrecht von Preußen, ſo wie des Kronprinzen von Baiern in der Geographie und Geſchichte. Seine vorzüglichſten Schriften ſind: „Europa, ein geographiſch-hiſtoriſch-ſtatiſtiſches Gemälde" (Frankf. a. M. 1807. 2 Thle.); „Sechs Karten von Europa" (Schnepfenthal 1806); die Erdkunde im Verhältniſſe zur Natur und zur Geſchichte des Menſchen" (Berl. 1817—1818. 2 Bde., 2. Aufl. 1821—1833. 3 Bde., 3. A. 1. Bd. 1834.); „Vorhalle europäiſcher Völkergeſchichten ſeit Herodot" (Berlin 1820); „Geographiſch-hiſtoriſch-topographiſche Beſchreibung zu Kummer's Stereorama des Montblanc" (Berlin 1824). Außerdem hat er eine Menge Abhandlungen für die Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin geſchrieben, unter denen wir folgende nennen: „Zur Geſchichte des petrâiſchen Arabiens und ſeiner Bewohner" (1824); „Über geographiſche Stellung und horizontale Ausbreitung der Erdtheile" (1826); „Über Veranſchaulichungsmittel räumlicher Verhältniſſe bei geographiſchen Darſtellungen durch Form und Zahl" (1818); „Entwurf einer Charte vom ganzen Gebirgsſyſteme des Himalaja (1828); „Über Alexander des Großen Feldzug am indiſchen Kaukaſus" (1829); „Über das hiſtoriſche Element in der geographiſchen Wiſſenſchaft" (1833). Im Vereine mit dem Major des preußiſchen Generalſtabes, F. A. O'Etzel, gab er in demſelben Jahre einen „Atlas von Aſien" heraus, welcher weſentlich zur Erläuterung ſeines großen geographiſchen Werkes beiträgt. 81.

Ritter (Heinrich), Profeſſor der Philoſophie zu Kiel, wurde im Jahre 1791 zu Zerbſt, wo ſein Vater als Rechtsgelehrter lebte, geboren, im Hauſe ſeiner Eltern erzogen und beſuchte hierauf das Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt, wo er einen tiefern Grund ſeiner wiſſenſchaftlichen Bildung legte. Auf den Univerſitäten Halle, Göttingen und Berlin, wo er Theologie ſtudiren wollte, ſetzte er das Leſen philoſophiſcher Schriftſteller, welches er ſchon auf der Schule begonnen hatte, eifrig fort, reichte 1813 die Beantwortung der von der Akademie der Wiſſenſchaften in Berlin zum zweiten Male aufgegebenen Preisfrage: „Über den Einfluß der Philoſophie des Carteſius auf die Lehre des Spinoza" bei derſelben ein und marſchirte

gleich darauf als Freiwilliger unter den Truppen ſeines Vaterlandes mit nach Frankreich. Die Arbeit erhielt das Acceſſit und durch das Gelingen dieſes erſten Verſuches ermuthigt beſchloß er ſich von nun an ausſchließlich der Philoſophie zu widmen und ſich zum Lehrer an einer Univerſität vorzubereiten. Seitdem ſtudirte er mit allem Eifer beſonders Geſchichte der Philoſophie und ſchrieb „Über die Bildung des Philoſophen durch die Geſchichte der Philoſophie," welche Schrift er zugleich mit der Preisſchrift „Welchen Einfluß hat die Philoſophie des Carteſius auf die Ausbildung der des Spinoza gehabt und welche Berührungspunkte haben beide gemein?" (Leipz. und Altenb. 1817) herausgab. Im Jahre 1817 erwarb er ſich die philoſophiſche Doctorwürde zu Halle, ſetzte hierauf ſeine philoſophiſchen Studien in Berlin fort, wo er im Jahre 1824 zum außerordentlichen Profeſſor der Philoſophie ernannt und im Jahre 1832 als Mitglied der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften aufgenommen wurde. 1833 ging er als ordentlicher Profeſſor der Philoſophie nach Kiel. Während dieſer Zeit ſind mehrere Abhandlungen und Schriften von ihm erſchienen, z. B. „Über die philoſophiſche Lehre des Empedokles" (abgedruckt in F. A. Wolf's „Literariſchen Analekten" Bd. 4. 1820.); „Geſchichte der ioniſchen Philoſophie" (Berlin 1821); „Geſchichte der pythagoräiſchen Philoſophie" (Hamb. 1828); „Bemerkungen über die Philoſophie der megariſchen Schule" (im „Rheiniſchen Muſeum von Niebuhr und Brandis" 2. Jahrg. 3. Hft.); „Geſchichte der Philoſophie" (Hamburg 1829 ff.); „Über den Begriff und Verlauf der alten Philoſophie" (in Ullmann's und Umbreit's „Theologiſchen Studien und Kritiken" 1833); „Vorleſungen zur Einleitung in die Logik" (Berlin 1823); „Abriß der philoſophiſchen Logik" (Berlin 1824. 2. Aufl. 1829); „Die Halbkantianer und der Pantheismus" (Berlin 1827); „Über den Begriff des Charakters in ſeiner allgemeinſten anthropologiſchen Bedeutung" (abgedruckt in Naſſe's „Jahrbüchern für Anthropologie" 1. Bd. 1830). Obgleich R. bis jetzt noch kein eigenthümliches Syſtem der Philoſophie aufgeſtellt hat, ſo finden ſich doch in den angegebenen Schriften, beſonders in ſeiner Logik, ſchon vielſeitige Andeutungen des von ihm eingeſchlagenen Weges, um die einzelnen Zweige der Philoſophie zu einem ſtreng geordneten Ganzen zu verbinden. 81.

Ritterburgen nennt man die einzeln ſtehenden, zugleich zur Feſtung dienenden und gewöhnlich auf einer Anhöhe gelegenen Behauſungen eines Ritters. In den unruhigen Zeiten unter den Nachfolgern Karl's des Großen, als die Normannen von Norden und die Slaven von dem Oſten Europas aus die weſtlichen Länder durch ihre Raub- und Mordzüge beunruhigten, fingen die Grenzbewohner an, feſte Orte zu bauen, um ſich und ihr Eigenthum zu ſchützen und die Vertheidigung gegen überlegene Horden leichter zu machen. Zum Muſter dieſer Bauten nahmen ſie die zahlreichen in den Gegenden des Rheins und der Donau befindlichen römiſchen Burgen. Eine jede dieſer Burgen wurde als größere oder kleinere Feſtung eingerichtet, die nur mit Gewalt und durch eine regelmäßige Belagerung konnte eingenommen werden. Die Herrſcher erlaubten anfangs nicht nur die Anlegung ſolcher Plätze gern, ſondern ermunterten ſogar dazu, weil ſie ihre eigene Sicherheit und Selbſterhaltung dadurch bedingt glaubten; bald aber gewahrten ſie mit Schrecken, daß ihre Nachſicht allmählig die Ruhe des Staates zu untergraben drohte; denn der Adel fing an auf den ihm zugehörigen Bergen und Hügeln feſte Schlöſſer zu erbauen und eine Beſatzung hineinzulegen, die aber keineswegs beſoldet wurde, ſondern von der Beute, die ſie den Bewohnern der Umgegend oder Vorüberziehenden abnahm, lebte. Dadurch kamen oft die nächſtgelegenen Burgen in Fehde und der Burgherr bediente ſich, ohne auf das Reichsoberhaupt zu achten, des uneingeſchränkteſten Waffenrechts (Fauſtrechts). Wie dieſes abſcheuliche, ſogar durch Geſetze begünſtigte Recht, Privatſtreitigkeiten durch Privatkriege zu ſchlichten, Deutſchland viele Jahrhunderte durch zum jammervollen Schauplatze

von Krieg, Raub, Mord und Brand machte, iſt aus der Geſchichte des Mittelalters nur zu bekannt. Nicht nur gegen ſeine Feinde gebrauchte der Burgherr ſeine Macht, ſondern er ſcheute ſich auch nicht ohne alle andere Beweggründe, als die ſeines Willens, benachbarte Landleute zu überfallen, ihnen die ſpärlichen Früchte ihres Fleißes zu rauben und ſie mit Gewalt unter ſeinen Schutz (und ſomit zu ſeinen Dienſten) zu zwingen, oder mit ſeinen Reiſigen vorüberziehende Reiſende, beſonders Kaufleute anzuhalten (niederzuwerfen) und zu plündern, oder reichen Pfaffen aufzulauern und ſie, bis ſie ſich durch eine beträchtliche Summe gelöſt hatten, feſtzuhalten. Die Verbote der deutſchen Kaiſer und die Zerſtörung einzelner Raubſchlöſſer, ſo wie die Excommunication der Päpſte blieben fruchtlos, da nur ſelten durch die ſteten Mißverhältniſſe zwiſchen Kaiſer, Papſt und Reich den Geſetzen der nöthige Nachdruck verſchafft werden konnte. Waren einzelne Ritter nicht vermögend genug ſich eine Burg zu erbauen, ſo vereinigten ſich mehrere, welchen dann auch die gemeinſchaftliche Vertheidigung derſelben oblag. Auch die Herrſchaft über dieſelbe blieb gemeinſchaftlich, woraus die ſogenannten Ganerbſchaften entſtanden. Wurde einer der befreundeten Ritter von ſeinen Feinden verfolgt, ſo durfte er in der Burg des Freundes ſeine Zuflucht nehmen, was man das Öffnungsrecht zu nennen pflegte. Wie ſehr das flache Land von dieſen Raubneſtern geplagt ſein mochte, läßt ſich leicht aus ihrer großen Menge in allen deutſchen Gauen ermeſſen. Alle Bemühungen der deutſchen Kaiſer, ihre Zahl zu vermindern, waren vergebens, bis ein Feind gegen ſie erſtand, der ſie im Laufe einiger Jahrhunderte in Aſche legte; wir meinen das Pulver, für welches ihre für unbezwinglich gehaltene Feſtigkeit ein Kinderſpiel war. Ihre Unüberwindlichkeit für die früheren Waffen läßt ſich aus ihrem Baue und ihrer Einrichtung leicht erklären. Auf einem Felſen, auf einer ſchwer zu erklimmenden Anhöhe, oder auch auf einer von Waſſer umgebenen Fläche gelegen, von ungeheuer dicken und feſten Mauern geſchützt, konnten ſie leicht den unwirkſamen Belagerungsmaſchinen trotzen. Um die meiſten Burgen zog ſich ein tiefer Graben, über welchen man nur auf einer Zugbrücke zu der engen Einfahrt gelangen konnte; den Schloßhof umgab eine dicke, mit Schießſcharten und einer Bruſtwehr verſehene Mauer, auf deren Ecken und Vorſprüngen ſich Thüren erhoben, von welchen aus man ſie beſtreichen konnte. Den innern Hofraum ſchützte eine zweite Mauer, hinter welcher erſt die Neben= und Wirthſchaftsgebäude lagen. Die eigentliche Burg beſtand aus mehreren Etagen, von welchen wenigſtens die untere, die zu Kellern, Vorrathskammern und Kaſematten diente, gewölbt war. In der zweiten Etage, an welcher ein Balcon ſelten fehlte, lagen die Säle und Wohnzimmer. Über alle Gebäude und kleine Thürme ragte ein hoher Thurm hervor, der eine freie Ausſicht auf die Umgegend gewährte und auf welchem man Signale geben konnte. Der Eingang zu dieſem Thurme, welcher oft zur letzten Zufluchtsſtätte dienen mußte, war immer ſo weit von dem Boden entfernt, daß man nur auf einer Leiter oder mit einer Zugbrücke zu ihm gelangen konnte. Die Etagen waren alle gewölbt und in jedem Gewölbe befand ſich in der Mitte ein viereckiges Loch, durch welches man ſich herabließ oder hinaufzog; denn Treppen waren der größern Sicherheit wegen nicht angebracht. Der unterſte Raum des Thurmes war das Burgverließ. Unter der Burg waren gewöhnlich Schlupfwinkel und verborgene Gänge angelegt, durch die man unbemerkt aus dem Schloſſe kommen konnte und die oft weit unter der Erde fort in einem Walde oder abgelegenen Orte ans Licht führten. Überhaupt war die ganze Bauart roh, geſchmacklos und eine ſonderbare Vermiſchung des Ungeheuren mit dem Kleinlichen. Vergl. F. Gottſchalk „Die Ritterburgen und Bergſchlöſſer Deutſchlands“ (Halle 1810 ff., bis jetzt 9 Bde. 8.). 66.

Rittergut auch **Vaſallengut** war urſprünglich ein ſolches Gut, gleichviel ob Allod oder Lehn, welches (nach dem Kunſtausdrucke) durch Ritterdienſte ver=

dient ward. Die Ritter, welche ſich zu den einzelnen deutſchen Reichsvaſallen in deren Ländern als ihre Vaſallen und Stände ungefähr ſo wie zum Kaiſer die Grafen verhielten, waren vermöge ihrer Beſitzungen (der Rittergüter) zum Staatsdienſte, *beſonders zum Schutze deſſelben gegen äußere und innere Feinde unmittelbar ſelbſt perſönlich verpflichtet.* Es lag daher bezüglich auf Übernahme von Staatslaſten auf der Hand, daß man von ihnen außer den wirklichen Dienſten nicht auch zugleich das Surrogat dafür, nämlich den Geldbeitrag, fordern konnte. Dieß war der Grund zu vielfältigen, jetzt erſt nach Wegfall der perſönlichen Dienſte als Befreiungen erſcheinenden Vorzügen der Rittergüter. Die *Geleitsfreiheit*, weil der Ritter für die Sicherheit im Innern, und die *Steuerfreiheit*, weil er für die Sicherheit von Außen perſönlich wirken mußte, gehörten daher nebſt der Standſchaft auf den Kreis- und Landtagen zu den eigenthümlichen Merkmalen eines Rittergutes. Wegen der Landſtandſchaft waren mit den Rittergütern noch mehrere andere Vorzüge, vornehmlich die *Gerichtsbarkeit* und *Polizei* über die in ihrem Bezirke Eingeſeſſenen, das *Patronatrecht* über Kirche und Schule, die *Ausübung der geringeren Regalien*, wie der Jagd u. a., aber nicht nothwendig verbunden, welche damals mehr Ehrenſache enthielten, als Vermögensgewinn brachten. In Sachſen unterſchieden ſich dieſe Güter als ſogenannte *Kanzleiſchriftſäſſige*, welche als die älteren nebſt den Beſitzern unmittelbar unter den betreffenden Landes- oder Stiftsregierungen ſtanden und als *Amtſäßige*, welche unter den Ämtern ſtanden. Zu den Rittergütern gehörten noch mit gleichen Berechtigungen die ſogenannten *Sattelhöfe* oder urſprünglichen Vorwerke bei größeren Rittergütern, welche für ſich allein keinen vollſtändig ausgerüſteten Ritter (in der Kunſtſprache *Ritterpferd*) ſtellen konnten, ſondern ſolchen blos in Verbindung mit andern ausrüſteten. Durch verſchiedentlichen Wechſel des Eigenthums iſt es jedoch nach und nach dahin gekommen, daß es kleine Rittergüter, welche mehrere gerüſtete Ritter ſtellen ſollten und größere Sattelhöfe gibt, welche bei der urſprünglichen Verfaſſung gelaſſen worden ſind. Bei den jetzt gänzlich veränderten Zeitverhältniſſen werden zwar die perſönlichen *Ritterdienſte* nicht mehr gefordert; allein es wird von den *Gütern* das Geldäquivalent dafür, jedoch *nicht als Grundſteuer*, ſondern als *perſönliche Abfindung* gegeben. Es ſind daher auch zum Theil aus anderen Gründen mehrere der Bevorzugungen verblieben und jetzt beſteht das hauptſächlichſte Merkmal, wodurch ſich das Rittergut von anderen Grundſtücken unterſcheidet noch darin, daß ſolches nicht mit Steuerſchocken als Grundzinſen beſchwert iſt, was jedoch in einigen deutſchen Ländern auch ſchon nicht mehr der Fall iſt. 10.

Ritterorden. Die Verbindung der Askeſe mit irgend einem wohlthätigen Zwecke nach Außen iſt in der chriſtlichen Kirche eine frühzeitige Erſcheinung; doch führte erſt das Zeitalter der Kreuzzüge und namentlich die Unſicherheit im Beſitze des heiligen Landes und die Ausſicht auf Ehre und Gewinn auf den Gedanken einer Vereinigung des Mönchs- und Ritterthums. So entſtanden in Paläſtina die erſten geiſtlichen R., Vereine von Rittern, die ſich die Vertheidigung der Sache des Chriſtenthums zum Zwecke ſetzten, namentlich aber die Bekämpfung ſeiner Feinde durch Waffendienſt und die Pflege und Heilung der Verwundeten und Kranken. Solche Vereine waren die Johanniter, die Tempelritter und in der Folge die Deutſchritter (ſ. d. Artt.). Wenigſtens läßt ſich das Beſtehen und die Tendenz derſelben aus dieſer Zeit mit Zuverläſſigkeit nachweiſen, während die Nachrichten von den früher beſtandenen, dem Orden des heiligen Salbfläſchchens, von Chlodwig I. um 499, dem der Eiche, um 722 von Garcias Ximenes, König von Navarra, und dem der Zibethkatze, angeblich von Martell um 726 geſtiftet, aller hiſtoriſchen Glaubwürdigkeit entbehren. Die in Paläſtina geſtifteten R. fanden aber auch anderwärts Beifall und es traten faſt gleichzeitig mit dieſen und

nachgehends z. B. in Spanien der Orden von Calatrava, von Alcantara, in Liefland der Schwertorden und andere mehr ins Leben. Insgeſammt ſtanden ſie unter dem Schutze des Papſtes und bedurften deſſen Beſtätigung. Das dreifache Gelübde, das ihre Mitglieder auf ſich nehmen mußten, war das Gelübde des Gehorſams, der Keuſchheit und der perſönlichen Armuth. Die Ordensverfaſſung bildete ſich bei den einzelnen Orden nur allmählig, aber ziemlich gleichmäßig aus. Sie hatten ihre oberſte geſetzgebende und ausübende Gewalt, die das Ordenscapitel oder der Convent nebſt dem Meiſter oder Großmeiſter ausübte und durch den Eintritt reicher Ritter oder große Schenkungen hatten ſie Beſitzungen in faſt ganz Europa inne und einige von ihnen waren ſelbſt zu einer bedeutenden politiſchen Macht herangewachſen. Seit dem Aufhören des Kampfes gegen die Saracenen aber und andere Feinde des Kreuzes traten die kirchlichen Intereſſen immer mehr in den Hintergrund zurück und die ganze Wirkſamkeit beſchränkte ſich vielmehr auf die einheimiſchen Angelegenheiten und die Förderung des Staatslebens. Die in dieſer Abſicht zuſammengetretenen Ritter bildeten die weltlichen R. Ihre Ordensſtatuten entlehnten ſie theilweiſe aus den geiſtlichen R., behielten deren Ordenstrachten, namentlich das Kreuz bei, gaben dieſem aber durch vielfache Verzierungen verſchiedene Formen; übrigens verpflichteten ſie ſich nicht, wie jene, zur Erfüllung irgend eines geiſtlichen Gelübdes, noch traten ſie aus ihren weltlichen Verhältniſſen heraus. Mit dem Verfalle des Ritterthums hatten auch dieſe ihr Ende erreicht und es blieb weiter nichts übrig, als die Würde. Dieſe ging aber mit der Zeit auf die Fürſten über, welche ſie beſtätigten, theilweiſe ſelbſt an der Spitze derſelben ſtanden und deren Beſitzungen an ſich brachten, und ſeitdem gilt ſie in den Händen derſelben als ein Mittel zur Belohnung und Auszeichnung erworbenen Verdienſtes und zur Verſicherung ihrer Freundſchaft gegen Männer von hoher Geburt und hohem Stande. Die Zahl der Orden in dieſem Sinne iſt indeß ſeit jener Zeit vielfach vermehrt worden und gegenwärtig beläuft ſie ſich auf etwa 100. Zwei Dritttheile davon wurden in der zweiten Hälfte des vergangenen und gegen 30 im laufenden Jahrhunderte geſtiftet. Man theilt ſie in 4 Arten: 1) in große R., die nur Regenten und den höchſten Staatsbeamten überreicht zu werden pflegen; 2) in Verdienſtorden, die, wenn ſie für das Militair beſtimmt ſind, Militair-, werden ſie Civiliſten ertheilt, Civilverdienſtorden heißen; 3) in weibliche Orden, für Damen hohen Ranges (eine Ausnahme davon macht der preußiſche Louiſenorden, bei deſſen Vertheilung auf den Stand keine Rückſicht genommen wird) und 4) in Hausorden, welche nur ſolche Perſonen erhalten, welche unmittelbar eine Charge am Hofe bekleiden. Sie kommen nur höchſt ſelten vor und man kann ſie deßhalb für aufgehoben betrachten. Wie noch heute die Mitglieder der großen R. und aller weiblichen, der ruſſiſche Katharinenorden ausgenommen, aus einer Claſſe beſtehen, ſo war dieß bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts bei allen Orden der Fall. Das an Ordensſtiftungen ſo reiche Zeitalter theilte aber mehrere derſelben in 3—5 Claſſen. Sind deren 3 oder mehrere, ſo heißen die Mitglieder Ritter der erſten, zweiten, dritten ꝛc. Claſſe oder Großkreuze, Commandeurs (bei mehr als 3 Claſſen Commandeurs der erſten und zweiten Claſſe) und Ritter. Nach dem heutigen Staatsrechte darf nur ein ſouverainer Fürſt einen neuen Orden ſtiften. Die Zahl der Mitglieder, namentlich der Inländer, iſt bisweilen feſtgeſetzt, doch wird ſie im vorkommenden Falle vom Chef des Ordens durch Aufnahme mehrerer überſchritten. Die Ordensangelegenheiten wurden früher von dem Capitel oder den verſammelten Rittern beſorgt; ſeitdem aber das Großmeiſterthum den Regenten anheim fiel, führen dieſe bei den etwa vorkommenden Berathungen der geſammten Ritter den Vorſitz und von ihnen geht das Endurtheil aus. Dergleichen Zuſammenkünfte heißen Ordensrath, Ordenscommiſſion oder Collegium. Die Ordensbeamten ſind bei den verſchiedenen Orden verſchieden. Man

hat Kanzler, Schatzmeiſter, Greffiers, Herolde, Hiſtoriographen, Ceremonienmeiſter, Kanzliſten ꝛc. Das allgemeine Hauptbeſtandtheil der Ordensdecorationen iſt das Kreuz; es hat aber durch verſchiedene Verzierungen, die durch die Wappen der Stifter, durch den Beweggrund zur Stiftung ſelbſt und den nähern Zweck des Ordens veranlaßt worden ſind, verſchiedenartige Formen erhalten. Für gewöhnlich werden ſie an einem farbigen Bande getragen und die Breite deſſelben durch die jedesmalige Claſſe, welcher der Ordensinhaber angehört, wie die Art des Tragens beſtimmt. Die erſte Claſſe trägt es nämlich von der rechten Schulter nach der linken Hüfte oder umgekehrt, bei der zweiten hängt es um den Hals, bei der dritten im Knopfloche. Beſtehen mehr als 3 Ordensclaſſen, ſo ſind dieſe an der Breite des Bandes und der Größe der Ordensinſignien erkennbar. Unter mehreren Claſſen zeichnet ſich die erſte noch darin vor den übrigen aus, daß ihre Ritter auf der linken Bruſt die nämliche Decoration in Silber geſtickt tragen. Bei großen Feierlichkeiten, wie dem Stiftungstage ꝛc., Gallakleider anzulegen, iſt nur bei wenigen Orden in Gebrauch, bei Militairorden gar nicht. Einkünfte genießen nur die Ritter einiger Militairorden, wenn ſie Inländer ſind, wohl aber muß der Inländer wie Ausländer bei der Aufnahme in gewiſſe Orden eine beſtimmte Summe Geldes an den Ordensſchatz entrichten. Eine Ausnahme davon machen überhaupt alle Verdienſtorden. Eine beſtimmte Religion, Adel und dabei oft eine geſetzliche Anzahl von Ahnen ſind häufig ein nothwendiges Erforderniß dazu, doch werden dieſe Beſtimmungen, namentlich im erſtern Falle, nicht ſo ſtreng beobachtet. Einige ertheilen dagegen perſönlichen Adel, wie der würtembergiſche Civilverdienſtorden, andere wieder die Erlaubniß, um Erhebung in den Adelſtand nachſuchen zu dürfen. Die Feierlichkeiten bei der Aufnahme in einen Orden ſind zwar bei den einzelnen Orden verſchieden; doch am Gewöhnlichſten iſt der Ritterſchlag oder die Berührung des Hauptes des Aufzunehmenden mit einem Schwerte und die Einhändigung der Inſignien. Die Umarmung deſſelben von Seiten des Großmeiſters iſt, wie die Eidesleiſtung, außer Gebrauch gekommen. Begeht der Ritter eine dem Begriffe der Ehre entgegenlaufende That oder durch die er ſich eine criminelle Strafe zuzieht, ſo kann er eben ſo wie bei der gänzlichen Vernachläſſigung der Ordensgeſetze aus dem Vereine geſtoßen werden. Erſt wenn dieß erfolgt iſt, kann eine Leibes= oder Lebensſtrafe über ihn verhängt werden. Iſt der Inhaber eines Ordens geſtorben, ſo können die Inſignien noch zu irgend einem Zwecke bei der Beerdigung benutzt werden, müſſen aber dann ans Ordenscollegium abgeliefert werden. Noch erwähnen wir, daß die beiden älteſten Orden, der goldene Vließ= und der Hoſenbandorden, im Anſehen am höchſten ſtehen und daß früher das Geſetz beſtand, neben einem von beiden keinen zweiten tragen zu dürfen. — S. „Kurzer Entwurf der geiſtlichen und weltlichen Ritterorden" (Leipz. 1697. 2. Aufl. Bresl. 1709); Perrot's „Collect. historiq. des ordres de la chevallerie civils et militaires" (Paris 1820. 4.); Wippel, „Die Ritterorden" (Berlin 1817—1819. 2 Thle.); Gottſchalk's „Almanach der Ritterorden" (Leipzig 1817. 2 Bde., Bd. 3. Ergänzung des 1. Bdes. Ebd. 1818). 77.

Ritterpferd. Wenn vom Ausbringen der Beiträge zur Verpflegung einer aus Rittern beſtehenden Heeresabtheilung die Rede war, ſo berechnete man dieſelben nach der Zahl der Pferde; daher der Ausdruck R. für den einfachen Satz zu dergleichen Beiträgen angenommen wurde. Wenn es alſo heißt, das Rittergut habe 3 Ritterpferde zu ſtellen, ſo bedeutet ſolches ſ. v. a. es habe den einfachen Beitragsſatz zur Ausrüſtung und Verpflegung 3mal zuzuſchießen. (S. Rittergut.) 10.

Ritterſchaft iſt die Geſammtheit der Ritter, z. B. die ehemalige Reichsritterſchaft, vorzüglich der Ritter eines Ordens, in den neueren Zeiten auch die Geſammtheit der Rittergutsbeſitzer, als beſonderer Stand eines Staates betrachtet. 30.

Ritterſchlag, ſ. Ritterweſen.

Ritterſpiel, ſ. Tournier.

Ritterſprung oder **Vorritt** heißt das vom Kaiſer Ferdinand I. 1544 der Ritterſchaft in der Oberlauſitz zuerkannte Recht, vermöge deſſen der adelige Beſitzer eines Mannlehngutes, wenn ihm männliche Nachkommen fehlen, daſſelbe ohne Einwilligung des Lehnherrn veräußern oder vererben darf, wenn er will, doch nur unter der Bedingung, daß er im Stande iſt, in voller Rüſtung, wie ſie die Ritter 1544 trugen, einen Hengſt ohne Hülfe zu beſteigen und vor dem Landvoigt oder den dazu beſtimmten Commiſſarien vorzureiten. Der erſte R. erfolgte 1626, dann nach langem Zwiſchenraume 1777, wodurch der Graf Hoym die Herrſchaft Ruhland an ſeine Tochter, die ſpätere Gemahlin des Fürſten Reuß zu Ebersdorf, vererbte und zuletzt 1778. Nach der Prüfung der zu dieſem Behufe angefertigten Rüſtung des Pferdes erfolgte er unter dem Vorritte von 4 Trompetern und in Gegenwart der Commiſſarien auf dem Schloſſe Ortenburg in Bautzen, wo im Landhauſe die Rüſtungen, in welchen der R. abgehalten wurde, zu ſehen ſind. 1652 wurde dieſes Recht von Johann Georg I. von Sachſen wieder beſtätigt. 35.

Ritterweſen. Unter dieſem Ausdrucke begreifen wir Alles, was auf das Leben, die Sitten, die Gebräuche und Thaten der Ritter des Mittelalters Bezug hat. Wie man früher das ganze Ritterthum nach ſeinem Erlöſchen nur als einen Roman voll Albernheiten, als einen Spuck des Mittelalters zu betrachten gewohnt war, ſo übertrieb man ſpäter die Lobpreiſungen eines aus dem Bedürfniſſe der Zeit hervorgehenden und in der Entwickelung des Menſchengeſchlechts nothwendigen Inſtituts und ſchien ſich zu jener Periode, in welcher ſchon der Name des Mittelalters für das Ohr der Meiſten den beſten Klang hatte, in jene im romantiſchen Fernlichte glänzende Zeiten aus der nüchternen Proſa der Gegenwart zurückzuſehnen, ohne die Fortſchritte des menſchlichen Geiſtes in Kunſt und Wiſſenſchaft, ſo wie in der Anſicht des politiſchen Lebens bei der Geſammtheit gegen das Elend und die Rohheit ganzer Völker, unter welchen die Ritter als einzelne Bevorzugte das Recht der Stärkeren ausübten, in Anſchlag zu bringen. Es ſoll durch dieſe Behauptung keineswegs dem Ritterthume ſeine Nützlichkeit oder ſein Glanz abgeläugnet werden, ſondern dieſe Bemerkung ſtehe nur deßwegen voraus, um weitausgeholte Tiraden, mit etwas Philoſophie verkleiſtert, zu erſparen und um dem Leſer ſogleich von vorn herein den Standpunkt, von welchem aus wir das geſammte Ritterweſen betrachten, wiſſen zu laſſen. Die Sitten und die Lebensweiſe unſerer Voreltern (oder doch wenigſtens eines Theils derſelben) verdienen gewiß eben ſo ſehr unſere Aufmerkſamkeit als die der Griechen und Römer und doch wußte man im fernen Alterthume bei Weitem beſſeren Beſcheid als in der näheren Vorzeit; was allerdings einen nicht leichten Vorwurf begründen mag, der jedoch immer gehoben werden kann, ohne uns die Zeit unſerer Ahnen zurückzuwünſchen. Oder was ſoll uns jene wunderliche Miſchung von Religion und Galanterie, von Einfalt und Pracht, von Muth und Demuth? Wo nähme unſere Schwächlichkeit jene geprieſene Stärke her, die in den Ritterbüchern eine ſo bedeutende Rolle ſpielt, wenn wir es auch an Gewandtheit unſeren Voreltern zuvorthun wollten? Wir lieben noch große und herrliche Thaten, aber wir laſſen uns nicht mehr durch abenteuerliche Beweggründe zu ſolchen beſtimmen; wir ſuchen große Zwecke zu erreichen, aber nicht leicht durch knechtiſche Verrichtungen und Erniedrigungen; oder iſt unſere Geſinnung auch oft knechtiſcher als die unſerer ritterlichen Vorfahren, ſo halten wir doch viel mehr auf die Bewahrung des äußeren Scheins; ſind unſere Sitten auch nicht ſo ehrlich und bieder, wie in jener Periode, die wir die Flegeljahre der neueren Zeit nennen könnten, ſo ſind ſie geſchmeidiger und feiner, oder wir geberden uns doch wenigſtens göttlich grob. Aus dem Geſagten ergibt ſich ſchon von ſelbſt, daß unſere jetzt noch beſtehende Ritterſchaft eine ganz an-

dere ſein müſſe als die des Mittelalters und daß Don Quixotte in der Mitte beider ſteht, um ſie auf ewig zu trennen. Hat man mit Recht das Ritterthum die Blüthe genannt, die der Baum der Menſchheit im Sinnen und Treiben des Mittelalters gezeugt hat, ſo darf man ungeſcheut die ſpätere Reichsritterſchaft ein ärmliches, unfruchtbares Pfropfreis auf einem alten abgeſtorbenen Baume nennen. Waren die Ritter der wahre Adel ihrer Zeit und ſchmiegte ſich damals jedes Menſchenkind ehrfurchtsvoll ihrem hohen Sinne und der Kraft ihres Arms, ſo iſt jetzt Adel ein Wort von anderer Bedeutung, das nur Klang erhält durch Geld. Geld, dieſer Nerv der Dinge, kräftiger als der kräftigſte Rittersarm, gibt Jedem Hochſinn und Adel und entbehrte auch der Beſitzer dieſes köſtlichen Schatzes des erſten Erforderniſſes der früheren Ritterſchaft, des Chriſtenthums. Das Grab des Heilandes, dem der ſchönſte Kampf des Ritterthums galt, werden wir alſo nicht befreien, die Dame des Herzens brauchen wir nicht mehr zu erkämpfen, denn ſie folgt von ſelbſt und gern dem klingenden Verdienſte. Wer wollte darüber Klage erheben? Jede Zeit hat ja ihre Weiſe, die ſo, wie ſie iſt, im Laufe der Weltgeſchichte beſtimmt iſt und nicht anders beſtimmt werden kann. Die Helden des Heidenthums folgten dem ſinnlichen Genuſſe; Helena's Brautbett koſtete nicht weniger Blut als die Eroberung Jeruſalems. Behagliche Wolluſt war die ſchönſte Belohnung tapferer Thaten; für gut und erſprießlich wurde nur das gehalten, deſſen Vortheil man auf den erſten Blick einſah und mit Händen greifen konnte. Als dieſe praktiſche Lebensrichtung allmählig in Gemeinheit verſunken war, ſtrebte man wieder nach Höherem, der Geiſt ſuchte ſeine Rechte, machte ſie aber bald auf Koſten der Rechte des Leibes geltend. Nachdem mit Chriſtus eine neue Zeit begonnen hatte, in welchem das Leben nicht mehr als ſolches und ſomit als Zweck galt, ſondern nur als nöthige Vorbereitung zu einem anderen beſſeren, ſo wandte man ſich immer eifriger dieſem zu und ſuchte es entweder durch Abgeſchiedenheit von der Welt oder durch die Geltendmachung dieſer Anſicht des Lebens bei denen, welche ſie nicht theilen wollten, zu verdienen. So entſtanden das Mönchsweſen und das Ritterthum, und wie leicht die Vereinigung beider Richtungen war, beweiſt die Geſchichte zur Genüge. In den Kreuzzügen erreichte der Geiſt des Mittelalters ſeinen Culminationspunkt und ſtieg dann allmählig von ſeiner Höhe herab, um dem Geiſte der neueren Zeit das Feld zu räumen. — Der Urſprung des Ritterweſens ſcheint bei den deutſchen Völkern geſucht werden zu müſſen, wie denn germaniſche Sitten und Denkweiſe, verbunden mit den Lehren des Chriſtenthums, den Geiſt des Mittelalters überhaupt bedingen. Die Sagenkreiſe von Karl dem Großen, von Artus und ſeiner Tafelrunde und von den Amadiſſen führen uns in die fabelhaften und ſchönſten Zeiten des Ritterthums, welches ſich während den Kriegen mit den Mauren in Spanien und in einheimiſchen Fehden immer mehr ausbildete, bis es zu jener Kraftäußerung, welche die Eroberung Paläſtina's zur Folge hatte, fähig war. Um dieſe Zeit entſtanden die Ritterorden, unter welchen die Johanniter, die Tempelherren und die deutſchen Ritter die älteſten ſind; über ihre Geſchichte und ihre Thaten können wir hier nicht ſprechen; wir ziehen es vor über die Geſtaltung des Ritterweſens überhaupt in den verſchiedenen Ländern und über die Bildung und das Leben des einzelnen Ritters Auskunft zu geben. — Daß ſich der Geiſt des Ritterthums, obſchon die oben erwähnten Hauptrichtungen überall dieſelben waren, in den einzelnen Ländern nach dem Charakter der Nation verſchiedenartig geſtalten mußte, braucht kaum erwähnt zu werden. Der thätigſte, eifrigſte, abenteuerlichſte Ritter war der franzöſiſche; Galanterie und Religion verbanden ſich in ihm auf das Innigſte und ſteigerten ſich zu einem ſo hohen Grade, daß ſie ihn zu den gefahrvollſten Unternehmungen, zu den gewagteſten Handlungen anſpornte. Sein Geſchick und ſeine Beweglichkeit ließen faſt immer einen glücklichen Erfolg hoffen; an ihm fand der Thron eine mächtige Stütze, das Vaterland einen rüſtigen Strei-

ter, Unſchuld einen ſtets fertigen Vertheidiger, der Unglückliche einen großmüthigen Unterſtützer, der ungerecht Mißhandelte einen furchtbaren Rächer und das ſchöne Geſchlecht einen glühenden Verehrer. Eben ſo tapfer, aber ernſter und mehr auf das Nützliche als auf das Abenteuerliche ausgehend war der engliſche Ritter; den Frauen zeigte er weniger flatterhafte Galanterie, aber ſolidere Tugend; überhaupt vermied ſein Schicklichkeitsgefühl die Fehler der Flüchtigkeit, des Flitterſtaates und der Kleinlichkeit, welche in dem franzöſiſchen Nationalcharakter begründet ſind; er war frei, grad, ſtandhaft und eifrigſt für das Wohl ſeines Vaterlandes beſorgt. Eben ſo bieder, ausdauernd und perſönlich tapfer war der deutſche Ritter; an Einfachheit der Sitten und Lebensart, an Keuſchheit und an Gradheit des Charakters übertraf er alle übrigen, freilich aber auch an Geiſtesarmuth und Rohheit, wozu Zeit, Klima, Regierungsform und Nationalcharakter das Ihrige beitrugen. Seine Burg war ſein Vaterland, ſeine Vaterlandsliebe die Liebe zu ſeiner Burg; an Gefälligkeit im Umgange, an feines Gefühl, an Gewandtheit und Geiſtescultur war kaum zu denken. Ein voller Humpen im Kreiſe gleichgeſinnter Brüder war ſeine höchſte Freude. Wo hätte aber auch der Adel ſeine Bildung erhalten ſollen? Wo waren in Deutſchland die Erziehungsanſtalten, wo die Höfe der Großen, an welchen ſich feinere Sitten erlernen ließen? Der Bube (wie man in Deutſchland den jungen adeligen Sprößling nannte) wuchs groß im Walde und im Stalle; das Wenige, was ihm der Burgpfaffe oder Bubenzuchtmeiſter (Hofmeiſter) beibringen konnte, wurde nicht geachtet oder bald vergeſſen. An rauhe und harte Beſchäftigungen gewöhnt, konnte ſein Benehmen nur albern und plump erſcheinen; ſein Scherz war platt und roh, ſein Betragen gegen die Frauen (die übrigens für feine Behandlung eben ſo unempfänglich waren und nur als Hausfrauen ſchöne Tugenden entwickelten) ſteif und ledern. Mit einer derben Ohrfeige, wie es die Sitte mit ſich brachte, wehrhaft gemacht ſuchte er ſeinen größten Ruhm in der reichlichen Austheilung rippenzerbrechender Stöße und Schläge. Wer die Farben dieſer Schilderung zu grell aufgetragen findet, der durchblättere die deutſchen Geſchichtsbücher des Mittelalters. Allenthalben Raubſchlöſſer auf Bergen und in Thälern, Ritter als Wegelagerer, die dem Bürger und Kaufmanne den Ertrag ſeines Fleißes mit Gewalt abnahmen und den Geplünderten, wenn er nicht gute Miene zum böſen Spiele machte, niederſtießen oder im Burgverließe mit unmenſchlicher Grauſamkeit ſchmachten ließen, bis Freunde oder Verwandte den Unglücklichen mit großem Löſegelde loskauften. Und wie tief war dieſes Übel eingewurzelt, wie lange dauerte es, bis die deutſchen Kaiſer die Sicherheit des Reiches herzuſtellen vermochten, oder vielmehr bis der geplagte Bürgerſtand ſelbſt die Waffen zu ergreifen und ſich Recht zu verſchaffen wagte? — Das Äußerliche und Förmliche des Ritterweſens haben die Spanier und Portugieſen auf die höchſte Spitze getrieben und noch jetzt iſt die aus jenen Zeiten ſtammende ſpaniſche Hofetiquette die ſteifſte und lächerlichſte, die man irgendwo zu finden vermag. Die umſtändliche Galanterie und die ſonderbar abenteuerliche Geſinnung der ſpaniſchen und portugieſiſchen Ritter ſind aus den Ritterromanen hinlänglich bekannt und in Don Quixotte mit Meiſterhand lächerlich gemacht. Läugnen darf man übrigens nicht, daß dem ſpaniſchen Ritterthume die ſchönſten Blüthen der romantiſchen Poeſie entſproſſen ſind. In Italien, wo frühzeitig Wiſſenſchaft und Handel eine tüchtige Lebensanſicht verbreiteten, wollte das Ritterthum nie ſonderlich gedeihen; eben ſo wenig Eigenthümliches oder Gutes iſt den gleichgültig kalten Rittern der nordiſchen Länder nachzurühmen. Gewaltthätigkeit und Raubſucht zeigen uns in den wenig cultivirten Ländern nur die Schattenſeite des Ritterweſens, welches wir allein in ſeinen freundlichen Erſcheinungen achten können. Nach dieſen kurzen Bemerkungen über die verſchiedenartigen Äußerungen des Rittergeiſtes in den verſchiedenen Ländern gehen wir zur Darſtellung der Erziehung und des Lebens und Handelns eines vollkommenen Rit-

ters über. Sobald der Knabe das ſiebente Jahr erreicht hatte, ward er der weiblichen Pflege entzogen und männlicher Aufſicht anvertraut. Als Page, Edelknecht oder Junker (page, valet, damoiseau) trat er am Hofe oder bei angeſehenen Rittern in Dienſte und ſeine Obliegenheit war die Bedienung ſeines Herrn und deſſen Gemahlin im Hauſe, bei der Tafel, auf der Jagd und bei Reiſen. Die erſte Lehre, welche ihm eingeprägt ward, war Liebe gegen Gott und die Frauen; gewöhnlich ließ man den Knaben eine der im Hauſe befindlichen Damen wählen, welche er fortan wie eine Gottheit verehrte und der er unbedingtes Vertrauen ſchenkte; durch ſtetes Beachten ihres Benehmens erlernte er die Regeln des feinen Anſtandes und ſeine Sitten wurden geſchmeidig. Das Verhältniß des Jünglings zu der Dame ſeiner Wahl wurde nicht im Geringſten als der Tugend gefährlich betrachtet; die Liebe verſtattete ſogar eben ſo nachſichtsvoll, wie die Religion jener Zeit, minder reine und minder anſtändige Begierden. War die Periode des Pagenweſens vorüber, ſo folgte die Wehrhaftmachung, welche mit religiöſen Feierlichkeiten ſtattfand. Der Prieſter ſprach den Segen über Degen und Degengehänge an dem Altare und umgürtete den jungen Edelmann damit, der nun den Namen eines Knappen (écuyer) führte und ſeinem Schutzherrn auch in ernſter Fehde zur Seite ſtand. Ihm lag die Sorge ob, die Rüſtung rein zu halten und ſie ſeinem Gebieter anzulegen, die Roſſe abzurichten und die Wache in der Burg zu halten. Das Beiſpiel des Ritters in der Schlacht ſpornte den Knappen zur Nacheiferung an, ſo wie mühſame Spiele und Turniere ihm die zum Kampfe erforderliche Gelenkſamkeit, Stärke und Schnelligkeit gaben. Um ſich einen Begriff von den Leibesübungen zu machen, höre man die Beſchreibung derſelben von einem Schriftſteller aus der Ritterzeit. Bald machte der junge Ritter, erzählt dieſer, einen Verſuch in voller Rüſtung und ohne Hülfe des Steigbügels auf ein Roß zu ſpringen, bald lief oder ging er lange Zeit zu Fuße, um ſich an einen langen Athem zu gewöhnen und Beſchwerlichkeiten lange aushalten zu können, und bald ſchlug er mit einem großen Hammer oder einer ſchweren Axt auf feſte Steine. Um ſich an die Rüſtung zu gewöhnen und ſeine Hände und Arme zu einer leichten und anhaltenden Bewegung abzuhärten, machte er in völliger Rüſtung allerlei Sprünge und wenn er tanzte, ſo geſchah es in einem Panzerhemde von Stahl. Einem großen, auf einem hohen Pferde ſitzenden Manne ſprang er ohne weitere Hülfe von hinten mit aus einander geſperrten Beinen auf die Schultern, eben ſo konnte er, wenn er die eine Hand auf den Sattelknopf eines großen Roſſes und die andere zwiſchen die Ohren deſſelben legte, mit Leichtigkeit über daſſelbe hinweg auf die andere Seite ſpringen. Standen zwei mit Kalk überzogene Mauern eine Elle weit von einander ab und hatten ſie auch die Höhe eines Thurms, ſo kletterte er mit Hülfe ſeiner Arme und Beine bis auf den Gipfel derſelben. Eben ſo ſtieg er umgekehrt auf einer an eine Mauer gelehnten Leiter bis oben hinauf, ohne ſie mit den Füßen zu berühren, indem er blos mit beiden Händen zugleich von Sproſſe zu Sproſſe ſprang und zwar mit einem ſtählernen Panzerhemde bewaffnet. War er zu Hauſe, ſo übte er ſich mit den übrigen Knappen im Lanzenwerfen und in anderen zum Kriegshandwerke gehörigen Dingen, um nicht durch Ruhe träge und ſchwach zu werden. Man kann überhaupt drei Arten der Beſchäftigungen des jungen kriegeriſchen Adels annehmen, welche darin beſtanden, daß er Höfe der Großen beſuchte, in Kriegszeiten dem Heere folgte und in Friedenszeiten Reiſen machte oder ſich zu Verſendungen nach fremden Höfen oder nach entlegenen Ländern gebrauchen ließ, um ſich immer mehr Erfahrung in den Waffen und Turnieren und zugleich auch Kenntniß der ausländiſchen Sitten zu erwerben. So ſehr ſich der Knappe aber auszeichnete, ſo konnte ihm doch erſt nach dem zwanzigſten Jahre die Ritterwürde ertheilt werden, wodurch er ſich dann aber auch für alle Mühſeligkeiten, für die größte Tapferkeit im Kriege oder die unübertrefflichſte Geſchicklichkeit im Turniere hinlänglich belohnt hielt. Betrachtet man das Verhältniß des jungen Ritters zu

dem ältern, welcher ihm die Ritterwürde ertheilte, ſo gibt ſich ein Eingehen gewiſſer Verbindlichkeiten des erſten gegen den zweiten kund, und war auch anfangs dieſe Abhängigkeit eine freiwillige, ſo wurde ſie doch ſicher ſpäter von dem höheren Adel klug benutzt, um ſich Macht und Anſehen zu verſchaffen. Der junge, ehrgeizige Ritter hatte weniger die Pflichten, die auf ihm als Dienſtmann laſteten, im Auge, als die Ehre, bei koſtbaren und glänzenden Feſten, deren Koſten der Schutzherr allein zu tragen hatte, die Waffen zu erhalten; außerdem konnte er, wenn ihn nicht ſelbſt das Glück begünſtigt hatte, auf prächtige Kleider, Waffen und theuern Schmuck bei den Feſten an den Höfen ſeiner hohen Gönner hoffen. Wie ſehr man die Phantaſie eines jungen Edelmanns bei der Ertheilung der Ritterwürde in Anſpruch nahm, geht am Klarſten aus den dabei ſtattfindenden Ceremonien hervor. Strenges Faſten, Gebetsübungen während mehrerer Nächte in der Kirche in Geſellſchaft des Taufpathen und eines Prieſters, Beichte und Empfang des Abendmahls, Bäder und das Anlegen weißer Kleider, als das Sinnbild der im Ritterſtande nöthigen Sinnesreinheit, gingen der heiligen Handlung voraus. Nach genauer Beobachtung dieſer Vorſchriften begab ſich der genugſam Vorbereitete in die Kirche und trat mit einem an einer Querbinde an ſeinem Halſe befeſtigten Schwerte vor den Altar, wo ihm der Prieſter das Schwert abnahm, es einſegnete und wieder um ſeinen Hals hing. Darauf ging er zu dem Herrn, welcher ihm die Ritterwürde ertheilen ſollte, und ward, nachdem er mehrere Fragen, welche ſich auf die Pflichten des Ritterthums (hauptſächlich auf die Beſchützung der Religion und der Frauen) bezogen, richtig beantwortet und den Rittereid geleiſtet hatte, mit dem Schwerte umgürtet. Nach dieſer Ceremonie überreichten ihm andere Ritter, zuweilen auch Damen, die übrige Rüſtung, nämlich die Sporen (und zwar gewöhnlich den linken zuerſt), das Panzerhemd, die Armſchienen und die Panzerhandſchuhe. So aufgeputzt (adoubé) blieb er demüthig auf den Knieen liegen, bis ihn der Herr, der ihm die Ritterwürde ertheilen ſollte, erhob und ihm den Ritterſchlag (accolade) gab. Dieſer beſtand gewöhnlich aus drei Schlägen mit der bloßen flachen Klinge (manchmal auch mit der flachen Hand) auf die Schulter oder den Hals, wobei gewöhnlich die Worte geſprochen wurden: „Im Namen Gottes, des heiligen Michael und des heiligen Georg mach' ich dich zum Ritter; ſei tapfer, unverzagt und treu!“ Darauf nahm der nun vollendete Ritter Helm, Schild und Lanze, ſchwang ſich aufs Roß und tummelte ſich, um ſich in ſeiner neuen Würde zu zeigen, unter der verſammelten Volksmenge herum. Er war nun, wie in einem alten Ritterromane geſagt wird, dem Staatskörper, was die Arme dem menſchlichen Körper ſind; denn die Arme ſind in der Mitte angebracht, um im Stande zu ſein das Haupt (worunter ſinnbildlich die Kirche verſtanden wird), deſſen Einfluſſe der Körper unterworfen iſt, eben ſo gut zu beſchützen, als die unteren Glieder, von denen ſie ihre Nahrung erhalten. Mit der Treue gegen Staat und Kirche mußte er die ſtete Bereitwilligkeit, die Unſchuld zu beſchützen und das ihr widerfahrene Unrecht zu rächen, ſo wie ein beſcheidenes höfliches Benehmen (curtoisie) gegen die Damen verbinden und nicht zögern, jeden Augenblick für die Vertheidigung ihrer Ehre und ihres guten Rufes ſein Leben hinzugeben. Für ſeine Tapferkeit im Felde belohnten ihn Ehrenſtellen und Ruhm, für ſeine Galanterie die Liebe und Achtung der Frauen, ſo wie der Ehrenpreis aus ihrer Hand bei den Turnieren (ſ. d. Art.), welche, bei dem Mangel eines ernſten Kampfes, wenigſtens das Schauſpiel deſſelben gaben. Noch müſſen wir erwähnen, daß der Ritterſchlag gewöhnlich bei feierlichen Gelegenheiten, bei kirchlichen Feſten (vorzüglich am Pfingſtfeſte), bei Friedensſchlüſſen, Krönungen, bei der Feier bedeutender Siege, bei der Geburt oder Vermählung hoher Perſonen und bei Übertragung großer Lehen ertheilt wurde. Wie ſehr die Grundſätze der Ehre, welche man dem Ritter von Jugend auf einflößte, zur Tapferkeit, ja oft zur Tollkühnheit in ernſter Feldſchlacht anſpornten, beweiſen die Geſchichtsbücher auf jedem Blatte. War

einmal ein Krieg beſchloſſen, ſo brannte der Ritter vor Begierde, in demſelben Lorbeern zu ernten. Man verband ſich zu kühnen Thaten durch feierliche Verſprechungen, welche Religion, Ehre und Liebe gleich heilig und unwiderruflich machten; auch that man oft ſeltſame, abenteuerliche Gelübde; ſo nahm ſich häufig ein Ritter vor, ſein Fähnlein zuerſt auf der Mauer der einzunehmenden Feſte aufzupflanzen, oder beim Beginne einer Schlacht mitten unter die Feinde zu rennen und ihnen die erſten Streiche zu verſetzen. Kein Gelübde wurde aber heiliger gehalten, als das des Pfaues (le voeu du paon); eine ganze Geſellſchaft pflegte nämlich über einen gebratenen Pfau zu ſchwören und ihn dann zu verſpeiſen. Überhaupt ſpielt der Pfau in dem R. eine wichtige Rolle; er iſt die Speiſe der Tapfern und der Verliebten; ſeine Federn ſind der ſchönſte Schmuck der Damen; die Figur eines Pfaues diente den Rittern beim Pferderennen und Lanzenſtechen zum Ziele und mit Pfauenfedern waren die Kronen, womit die Damen ausgezeichnete Krieger oder Sänger ſchmückten, durchflochten. Die Liebe einer Dame glaubte man am ſicherſten durch Tapferkeit zu verdienen; man ſchmückte ſich mit dem Bildniſſe, der Deviſe und der Leibfarbe der Geliebten. Die Frage, wer die ſchönſte und tugendhafteſte Dame beſitze, gab nicht ſelten in Schlachten und bei Belagerungen Gelegenheit zu den blutigſten Gefechten und Zweikämpfen. Häufig ruhten beide Heere und warteten den Ausgang eines Kampfes, den zwei Ritter um die Schönheit ihrer Damen begonnen hatten, ab, um ſich dann mit erneuetem Muthe zu ſchlagen. Nächſt der Liebe war die Freundſchaft der mächtigſte Sporn zur Tapferkeit und Ausdauer. Man gab ſich eidliche Verſicherung, Beſchwerden, Ruhm, Gefahren und Vortheile mit einander theilen und ſich nie verlaſſen zu wollen, bis man einen beſtimmten Zweck erreicht hatte. Solche Verbindungen hießen Wappengeſellſchaften oder Brüderſchaften und wurden auf verſchiedene Weiſe geſchloſſen, entweder durch gemeinſamen Empfang des Abendmahls oder durch Vermiſchung des Bluts Aller, welche an der Brüderſchaft Theil nahmen. Die ſo Verbundenen trugen einerlei Kleidung und Rüſtung, eilten bei jeder Gefahr einander zur Hülfe und hielten mit Keinem Freundſchaft, der mit Einem von der Brüderſchaft im Streite lebte. Beſtand der Bund aus Unterthanen verſchiedener Herren, ſo endete er, wenn dieſe mit einander in Fehde geriethen; denn die Treue gegen das Oberhaupt des Staates ging der Liebe und Freundſchaft voraus. — Außer der ſtrengen Beobachtung ſeiner Pflichten widmete der Ritter ſeine größte Sorgfalt der Rüſtung, die ihn und ſein Roß gegen Stich und Hieb ſchützte, und den Angriffs- und Vertheidigungswaffen. Ein ſtarker, ſchwer zu zerbrechender Speer, ein doppeltes eiſernes Panzerhemd, ein gutes Schwert und ein feſtes Schild waren die nöthigſten Erforderniſſe eines Ritters. Die Knappen trugen leichtere Waffen. Schmuck und Koſtbarkeiten, womit man die Waffen, die Sporen und die Pferderüſtungen zierte, richteteten ſich nach Stand und Vermögen. Seide und Scharlach blieb ausſchließend dem Adel vorbehalten; den Bürgern und gemeinen Leuten war das Tragen dieſer Stoffe ſtreng unterſagt. Große Stücke hielt der Ritter auf ſein ererbtes oder durch eigene Verdienſte erworbenes Wappen, das er auf dem Schilde trug, um ſeinen Rang und ſeine Eigenſchaften ſogleich Jedem kund zu thun. Ein bedeutendes Vorrecht des Ritterſtandes war die Befreiung von allen Abgaben, die auf dem Einkaufe der Lebensmittel oder anderer zu ſeinem Privatgebrauche nöthigen Waaren lagen, ſo wie von allen Arten des Zolles. Seine Rüſtung machte ihn ſchon von Weitem kenntlich und bei ſeiner Annäherung öffnete man alle Schranken, um ihm freien Durchzug zu laſſen. Wenn er das unglückliche Loos hatte, während des Krieges in die Hände der Feinde zu fallen, ſo befreite ihn ſchon ſeine Würde allein von allen Feſſeln. Sein Ehrenwort war das ſtärkſte Band, das ihn zurückhielt, und im Vertrauen auf ſeinen Eid verſchaffte man ihm während ſeiner Haft alle möglichen Erleichterungen. Vor Gericht durfte er nur mit gehöriger Schonung

und Achtung gefordet werden; beſonders da die Ritter ſeit ihrem Entſtehen Oberhäupter und Räthe aller Gerichte waren und ſich lange Zeit in dem ausſchließenden Rechte, daß gewiſſe anſehnliche obrigkeitliche Ämter mit Gliedern ihres Ordens beſetzt werden mußten, erhielten. Ein anderes bedeutendes Vorrecht eines jeden Ritters war, daß er ſogleich, nachdem er den Ritterſchlag erhalten hatte, dieſen wieder Anderen ertheilen konnte. War ein Ritter reich und mächtig genug, um dem Staate eine gewiſſe Anzahl Krieger zu liefern und dieſe auf ſeine Koſten zu unterhalten, ſo durfte er den Titel eines Bannerherrn führen und an ſeiner Lanze durfte ein viereckiges Fähnlein flattern, während das Fähnlein der übrigen Ritter eine gehörnte, in zwei Spitzen auslaufende Geſtalt haben mußt. Um nicht über das R. weitläufiger zu werden, als es der Raum dieſes Werkes geſtattet, wollen wir nur noch erwähnen, wie man einen Ritter, der ſeinen Stand beſchimpft hatte, förmlich abſetzte. Zuerſt wurde er auf ein Gerüſt geführt, wo man vor ſeinen Augen alle ſeine Waffen und die verſchiedenen Stücke ſeiner Rüſtung in Stücke brach und ihm vor die Füße warf. Sein Schild, auf welchem man das Wappen auslöſchte, wurde an den Schweif einer Mähre gehängt und durch den Koth gezogen. Auf das Haupt des ehrloſen Ritters, deſſen Namen man dreimal ausrief und mit Schmähungen überhäufte, wurde ein Becken mit warmem Waſſer geworfen, welches die ihm ertheilte Würde hinwegwaſchen ſollte. Darauf ward er an einem unter ſeinen Armen befeſtigten Stricke von dem Gerüſte herabgezogen, auf eine Schleife oder eine Tragbahre geworfen, mit einem Todtentuche bedeckt und in die Kirche geſchleppt, wo der Prieſter die nämlichen Ceremonien und Gebete verrichtete, wie bei einem Verſtorbenen. Wir ſchließen mit der Behauptung, daß der blendende Glanz, in welchem das Ritterthum aus der Ferne ſtrahlt, Jedem, der nicht die Mühe ſcheut, es in der Nähe zu betrachten, bald verſchwinden wird und daß wir froh von unſerer mühſam errungenen höheren Stufe der Cultur auf jene rohen Zeiten zurückblicken können, in denen nur das Recht des Stärkeren, welches wir unter jeder Form verabſcheuen, galt. (Vergl. J. C. de la Curne de Sainte-Palaye's „Mémoires sur l'ancienne chevalerie“, Par. 1781. 3 Voll. 12. N. E. par Ch. Nodier, Par. 1826. 2 Voll. 8. Deutſch von J. L. Klüber, Nürnb. 1786—1790. 3 Thle. 8.; K. J. Weber, „Das Ritterweſen und die Templer, Johanniter und Marianer“, Stuttg. 1822. 2 Thle. 8. und Büſching's „Vorleſungen über Ritterzeit und Ritterweſen“, Leipz. 1823. 2 Bde. 8.) 66.

Rituāle (agenda, manuale) heißt überhaupt die Anordnung gewiſſer, namentlich kirchlicher Ceremonien, welche für dieſelben als Norm gilt, insbeſondere aber das katholiſche Kirchenbuch, welches von den Sacramentsſpendungen und Benedictionen handelt, die der Prieſter außer der Meſſe vorzunehmen hat. 63.

Rivīnus (Auguſt Quirin), zu ſeiner Zeit berühmter Botaniker, Anatom und Arzt, ward zu Leipzig am 9. Dec. 1652 geboren. Er ſtudirte in ſeiner Vaterſtadt und dann zu Helmſtädt, wo er auch 1676 Doctor wurde. Hierauf ließ er ſich in Leipzig als praktiſcher Arzt nieder, beſchäftigte ſich viel mit Naturwiſſenſchaften, wurde hierauf 1691 als Profeſſor der Phyſiologie und Botanik ernannt und beſchloß ſeine Laufbahn am 30. Dec. 1723. — In der Anatomie entdeckte R. einen Ausführungsgang der Sublingualdrüſen; größere Verdienſte erwarb er ſich aber um die Botanik, wo er ein neues Syſtem der Claſſification der Pflanzen, welche er nach ihren Blumenblättern ordnete, aufſtellte. Er hat eine große Menge größerer und kleinerer Schriften herausgegeben. Seine vorzüglichſten ſind: „Censura medicamentorum officinalium“ (Lips. 1701), in der er die Unwirkſamkeit und Entbehrlichkeit einer Menge damals in den Officinen vorhandenen Arzneien nachweiſt; ferner „De peste Lipsiensi (Ibid. 1680), eine Krankheit, die er ſelbſt beobachtet hat und über die er mehrere merkwürdige Thatſachen beibringt. 39.

Rivōli, ein Dorf in der Delegation Verona des lombardiſch-venetianiſchen

Königreiches, iſt hiſtoriſch denkwürdig durch einen Sieg Napoleon's über die Öſtreicher unter Alvinzy vom 14.—16. Jan. 1797. Das hart bedrängte Mantua zu entſetzen hatten die Öſtreicher ſeit 1796 in mehrern blutigen Kämpfen vergebliche Verſuche gemacht; zweimal ſchon war Wurmſer Napoleon's Kriegskunſt unterlegen und zuletzt ſelbſt ſich in Mantua einzuſchließen genöthigt worden; ein drittes Heer unter Alvinzy hatte hinter die Brenta zurückweichen müſſen und ſchon war der Fall Mantuas nicht fern, als Öſtreich ſeine äußerſte Kraft erſchöpfend zum letzten Male eine Maſſe von 80000 M. abermals unter Alvinzy's Befehle aufſtellte (Jan. 1797). Der Letztere zog mit dem Gros der Armee aus Tyrol längs der Etſch hinab, während ein anderes Corps unter Provera auf einem andern Wege gegen Mantua vorrücken und unterhalb Verona über die Etſch gehen ſollte. Dem zu begegnen zog Napoleon mit Zurücklaſſung einer geringen Abtheilung vor Mantua von dort ab und marſchirte zuerſt mit gewohnter Schnelle gegen Alvinzy; unter ihm commandirten Berthier, Maſſena und Joubert. San Marco, der Stützpunkt der öſtreichiſchen Stellung, wurde genommen und vergeblich ſuchte jetzt Alvinzy, der ungeſäumt gegen R. vorgerückt war, dem liſtigen Gegner die bereits gewonnenen Vortheile wieder zu entreißen. Nach hartnäckigem Kampfe und namhaftem Verluſte ſah er ſich zum Rückzuge genöthigt und nahm, ohne ferner etwas Entſcheidendes zu unternehmen, eine Stellung bei Corona. Provera war unterdeß, obwohl nicht ſchnell genug, in Folge glücklicher Gefechte über die Etſch gegangen und in der Nähe Mantuas angelangt, allein bei la Favorite ſah er ſich von Napoleon, der eilends von R. herbeigeeilt war, plötzlich umgangen, geſchlagen und gefangen. So endete dieſes mit vielen Hoffnungen begonnene Unternehmen entſchieden zu Gunſten Napoleon's. Der Verluſt Alvinzy's betrug gegen 5000 Tode und 22000 Gefangene nebſt 46 Stück Geſchütz. Die Hauptfolge dieſes Sieges war der Fall Mantuas am 2. Febr. 1797. 15.

Rizi (Franceſco), ein namhafter ſpaniſcher Maler, geb. 1608 zu Madrid, bildete ſich unter der Leitung Carducho's und erwarb ſich durch ſeine trefflichen Leiſtungen in Kurzem einen gefeierten Namen. Im Jahre 1653 ward er Maler des Capitels zu Toledo, deſſen Kathedrale er früher ſchon mit ſchönen Gemälden geſchmückt hatte, und 3 Jahre ſpäter erhielt er die Stelle eines Hofmalers am Hofe des Königs Philipp IV. Seine Arbeiten im königlichen Palaſte, wie die Darſtellungen aus dem Mythus der Pandora, die ſogenannte heilige Woche, eine Reihe hiſtoriſcher und allegoriſcher Gemälde und die Gallerie der Frauen beurkunden ſeine hohe künſtleriſche Vollkommenheit. Colorit und Compoſition zumal verdienen unbedingtes Lob, weniger Zeichnung und Ausführung, worin er meiſt zu nachläſſig erſcheint. Als geſchickter Baumeiſter zeigte ſich R. in der gelungenen Herſtellung des Theaters zu Buen Retiro. Er ſtarb im Jahre 1685. — Sein älterer Bruder, Juan R., geb. 1595, geſt. 1675, erwarb ſich ebenfalls als geſchickter Hiſtorienmaler einen Namen. 36.

Rizio oder beſſer **Ricci** (David), der unglückliche Günſtling der Königin von Schottland, Maria Stuart, zu Turin in Piemont geboren, war der Sohn eines armen Inſtrumentenmachers und erhielt, da er eine ſchöne geſchmeidige Stimme entwickelte, von ſeinem Vater und anderen Lehrern Unterricht in der Muſik. Zu Nizza, wo R. ſich durch ſeine Kunſt ſeinen Lebensunterhalt gewann, hatte er das Glück, dem Grafen von Moreta zu gefallen, der ihn, als er als Geſandter des Hofes zu Nizza nach Schottland ging, mit ſich nahm und der kunſtliebenden Maria Stuart empfahl. R. bezauberte die Königin durch ſeine Talente, die ſich nicht nur auf die Ausübung der Muſik erſtreckten, und gewann bei ihr bald einen ſo großen Einfluß, daß ſie ſeine Dienſte bei den wichtigſten Geſchäften in Anſpruch nahm und ihn zu ihrem Secretair ernannte. Ob dieſe Gewogenheit zuletzt ſogar in eine zärtliche Neigung überging, wie die Feinde der Königin behauptet haben, iſt ſehr

ungewiß und, da R. nichts weniger als ein anſprechendes Äußere und gefällige Sitten hatte, nicht wahrſcheinlich. Gewiß iſt es übrigens, daß der unkluge Emporkömmling ſeinen Einfluß mißbrauchte und nicht nur auf die Umgebungen ſeiner Gebieterin verächtlich herabſah, ſondern auch in ſeinem Benehmen gegen dieſe die Grenzen der gebührenden Achtung überſchritt. Als er ſich endlich auch mit Henry Darnley, welchem Maria Stuart ihre Hand gereicht hatte, in Oppoſition ſetzte und die Königin durch ſeinen Rath gegen die ehrgeizigen Abſichten ihres nach dem Königstitel ſtrebenden Gemahls unterſtützte, ward ſein Untergang beſchloſſen. Darnley, von einigen ſchottiſchen Edelleuten, die dem anmaßenden Fremdlinge abhold waren, gern unterſtützt, drang mit dieſen in das Zimmer der Königin, als dieſe mit einer Hofdame und mit R. ſpeiſte, und ließ, während er ſelbſt die von Schrecken und Zorn überwältigte Königin in ſeinen Armen feſthielt, den Günſtling in ein nahes Zimmer ziehen und ermorden (1567). Maria ließ einige der Mörder öffentlich hinrichten und auch Darnley's Tod, welcher das Unglück der Königin zur unmittelbaren Folge hatte, wurde durch dieſe That veranlaßt. Die ſchottiſche Nationalmuſik ſoll R. viel zu verdanken haben, doch ſcheint die Anſicht Anderer, welche ſein Verdienſt darauf beſchränken, daß er ſchon längſt vorhandene Nationalmelodien auf der Laute geſchickt vorzutragen wußte und ſich dadurch ſeinen Ruhm und ſein Anſehen erwarb, weit begründeter. 66.

Rizzi oder **Ricci** (Sebaſtiano), ein ausgezeichneter italieniſcher Hiſtorienmaler der lombardiſchen Schule, geb. 1659 zu Belluno, hatte Cervelli zum Lehrer und bildete ſich ſpäter nach den Meiſtern der bologneſiſchen, römiſchen und venetianiſchen Schule. Überhaupt ſuchte er ſich den Styl aller Schulen anzueignen, erwarb ſich dadurch zwar eine gewiſſe Eigenthümlichkeit, verfiel aber in Manier, von der er ſich auch nie wieder losmachen konnte. Seine Werke, deren eine große Anzahl vorhanden iſt, finden ſich überall in Europa, da er von Venedig, ſeinem feſten Aufenthaltsorte, häufig Reiſen nach Deutſchland, Frankreich und England unternahm. Unter die berühmteſten gehören eine Himmelfahrt Chriſti (in London), ein Kindermord (zu Venedig), ein Raub der Sabinerinnen (zu Rom), ein heiliger Gregorius (zu Bergamo) und eine Himmelfahrt Maria's (in Wien). Die Compoſition R.'s iſt natürtürlich, oft geiſtreich und ſehr mannigfaltig, das Colorit aber, obgleich es auf den erſten Anblick beſticht, häufig unwahr (jetzt an den Ölgemälden ziemlich verſchwärzt), die Zeichnung bei näherer Betrachtung incorrect, auch die Draperie meiſt überladen und falſch. R. ſtarb 1734 zu Venedig. — Sein Neffe, Marco R., geb. 1676 zu Belluno, geſt. 1726 zu Venedig, galt für einen der beſten Landſchaftsmaler ſeiner Zeit. 36.

R e g i ſt e r.

P.

	Seite
P	1
Pac, L. M., Graf	—
Pacca, Bartholomäus,	2
Pacheco, Franciſco,	—
Pacho, J. R.,	3
Pachometer	—
Pachomius	—
Pacht	—
Pacuvius, Marcus,	4
Padilla, Don Juan,	—
Padiſchah	—
Padua	—
Päan	5
Pädagogik	—
Päderaſtie	7
Paër, Fernando,	—
Paëz, J. A.,	8
Pagani	9
Paganini, Nicolo	—
Pagen	11
Pages, P. M. F. de,	—
Paggi, G.,	—
Pagliajo	—
Pagode	12
Pairs	—
Paiſiello, G.,	—
Pahlitzſch, J. G.,	13
Paladin	14
Palämon	—
Paläographie	—
Paläologen	—
Paläphatus	—
Paläſtina	—
Paläſtra	16
Palafox y Melzi	—
Palais royal	17
Palamedes	—
Palankin	—
Palaſt	18
alatinus	—
Palermo	—
Pales	19
Paleſtrina, G. P. A. da,	—
Palette	20
Palimpſeſten	—
Palindrom	—
Palingeneſie	21
Palingenius, M.,	—
Palinodie	—
Palinurus	—
Paliſot de Beauvois	22
Paliſſot de Montenoy.	—
Palla	23
alladio, Andrea,	—
alladium	24
alladium (Metall)	—
allas	—
allas (Stern)	—
allas, P. S.,	—
allavicino, F.,	25
alliativ	26
allikar	—
alliſaden	—
allium	27
alm, Palma	—
alm, J. Ph.,	—
Palma	28
Palme	—
Palmella	29
Palmenorden	30
Palmerſton, H. J.,	—
Palmſonntag	—
Palmyra	31
Palnatoke	—
Palomino de Velasco, A.,	32
Pampas	—
Pamphylien	—
Pan	—
Pan, Mallet du,	33
Panacea	—
Panätius	—
Panama	34
Panard, Ch. F.,	—
Panathenäen	—
Panckoucke	35
Pancratius	36
Pandämonium	—
Pandekten	—
Pandora	—
Panduren	—
Panegyricus	—
Panharmonikon	37
Panier	—
Panin, N. J. Graf von,	—
Panisbriefe	—
Pankration	—
Pannini, G. P.,	—
Pannonien	38
Panorama	—
Panſe, Karl,	39
Panſter	—
Pantaleon	—
Pantaleon, Heinrich,	—
Pantheismus	40
Pantheon	42
Panther	—
Panthograph	43
Pantometer	—
Pantomime	—
Panzer	45
Panzer, G. W.,	—
Paoli, P.,	—
Papagei	46
Papenbroch, D.,	—
Paphlagonien	47
Papias (Biſchof)	—
Papias	—
Papier	—
Papiergeld	51
Papiermaché	—
Papiermühle	—
Papin, D.,	52
Papinianus, Aemilius,	—
Papismus	53
Pappe	—
Pappel	54
Pappenheim, G. H. Graf v.,	—
Pappus	—
Papſt	55
Papſtwahl	60
Papus	61
Papyrographie	61
Papyrus	—
Parabaſe	—
Parabel	—
Parabrahma	63
Paracelſus	—
Paradies	64
Paradies, M. Th.,	65
Paradiesvogel	—
Paradiesvogel, Sternbild,	—
Paradigma	—
Parador	66
Paräneſe	—
Paragraph	—
Paraguay	—
Paraklet	67
Paralipſis	68
Parallaktiſche Maſchine	—
Parallaxe	—
Parallelen	—
Parallelepipedum	—
Parallelkreiſe	—
Parallellinien	—
Parallelmethode	69
Parallelogramm	—
Paralleltheorie	—
Paralogismus	—
Paralyſis	—
Parameter	—
Paramythien	—
Paranymphen	—
Paraphe	70
Paraphernalien	—
Paraphraſe	—
Paraſchen	—
Parcelles, J.,	—
Paré, A.,	—
Pareja, Juan de,	71
Parentel	—
Parentheſe	—
Parère	—
Parforcejagd	—
Parfums	—
Parias	—
Parini, G.,	72
Paris	—
Paris, Stadt,	73
Park	87
Park, Artillerie=,	88
Park, Mungo,	—
Parlamentair	—
Parliament	—
Parma, Herzogthum,	90
Parma, Stadt,	—
Parmaer Münzen, Maße und Gewichte	91
Parmegiano	—
Parmenides	92
Parmentier, A. A.,	—
Parmeſankäſe	93
Parnaſſus	—
Parny, E. D. D. Vicomte de,	—
Parodie	94
Parole	—
Paronomaſie	—

Digitized by Google

	Seite
Paronyma	94
Paropamiſus	—
Paros	—
Paroxysmus	95
Parquet	—
Parrhaſios	—
Parrocel, J.,	—
Parrot, G. F.,	—
Parry, W. E.,	96
Parſismus	97
Parterre	99
Parthenius	—
Parthenon	—
Parthenopeiſche Republik	—
Parthien	—
Participium	100
Partikeln	—
Partiſane	—
Partitur	—
Parzen	—
Pascal, Blaiſe,	101
Paſcha, Feſt,	102
Paſcha	—
Paſchalis, Päpſte,	—
Paſchaſius	103
Paſigraphie	—
Paſiphaë	—
Paſiteles	104
Paskewitſch-Eriwanski	—
Pasquier, E. D.,	107
Pasquill	108
Paß	—
Paſſage	—
Paſſageninſtrument	—
Paſſah	109
Paſſarowitz	—
Paſſatwinde	—
Paſſau	—
Paſſevolante	—
Paſſion	—
Paſſionsblume	—
Paſſivhandel	—
Paſſivum	—
Paſſow, F. L. K. F.,	—
Paßweſen	110
Paſta, G.,	—
Paſtell	111
Paſten	—
Pasticcio	—
Paſtorale	—
Paſtoralklugheit	—
Paſtoraltheologie	—
Paſtoret, C. E. J. P. de,	113
Paſwan Oglu	—
Patagonien	114
Pataten	115
Patent	—
Paternoſter	116
Paternoſterwerk	—
Pathogenie	—
Pathognomik	—
Pathologie	—
Pathos	117
Patkul, J. R. von,	—
Patmos	118
Patras	—
Patriarchen	—
Patricier	119
Patricius	—
Patrickorden	—
Patrimonialgerichtsbark.	120
Patrimonium Petri	—
Patriot	—
Patripaſſianer	—
Patriſtik	121
Patrize	—
Patroklus	—
Patron	—
Patronen	—
Patrouille	—
Pauke	122
Paul, Päpſte,	—
Paul von Aegina	124
Paul I.	—
Paul von Würtemberg	126
Paul Veroneſe	127
Paulette	—
Pauli, J.,	—
Paulicianer	—
Pauline, Fürſtin zur Lippe	—
Pauliner	128
Paulit	—
Paulus, der Apoſtel,	—
Paulus, Biſchof,	130
Paulus, Julius,	—
Paulus, H. E. G.,	—
Paulus, Karoline,	132
Paulus Warnefridi	—
Pauſanias, von Sparta	—
Pauſanias, aus Cäſarea	133
Pauſe	134
Pauſilippo	—
Pauw, C. de,	—
Pavia	135
Pavillon	—
Payne, Th.,	—
Pearſall, R. L.,	137
Pech	—
Peculat	—
Peculium	—
Pedal	—
Pedant	138
Pedell	—
Pedo Albinovanus	—
Pedro I.	—
Peel, Robert,	140
Pegaſus	142
Pegaſus, Sternbild	—
Pegnitzorden	—
Pegu	—
Pehlewi	—
Peinlich	—
Peins, Gregor,	144
Peipusſee	—
Peiresc, N. C. F. de,	—
Peiſchwah	145
Peking	—
Pelagius	148
Pelagius, Päpſte,	149
Pelargonien	—
Pelasger	150
Peleus	—
Pelewinſeln	151
Pelias	—
Pelikan	152
Pelion	—
Peliſſon-Fontanier, Paul,	—
Pellegrino	153
Pelletan, Ph. J.,	—
Pellico, S. Graf,	154
Pelopidas	155
Peloponnes	—
Peloponneſiſcher Krieg	—
Pelops	157
Peloton	—
Pelzimeter	—
Pelzwerk	158
Pembroke, H. Graf von,	—
Penaten	[illegible]
Pence	[illegible]
Pendel	—
Pendſch-Ab	160
Penelope	—
Peneus	—
Penn, W.,	—
Pennalismus	161
Pennant, Th.,	—
Pennſylvanien	162
Penny	—
Penroſe, Th.,	—
Penſion	—
Pentachord	163
Pentagramm	—
Pentameter	—
Pentapolis	—
Pentateuch	—
Pentathlon	164
Pentheus	—
Pentz	—
Pepe	—
Peplum	165
Pera	—
Perception	—
Perceval, Spencer,	—
Percuſſion	166
Percuſſionsmaſchine	—
Percy, Thomas,	—
Percy, P. F. Baron,	—
Perdikkas	167
Peregrinus	—
Peremtoriſch	168
Perez, Don Antonio	—
Perez, David,	169
Pergament	—
Pergamus	—
Pergoleſe, G. B.,	—
Perhorresciren	170
Peri's	—
Periander	—
Perier	—
Perigäum	—
Perihelium	—
Perikles	—
Perikopen	172
Periode	173
Periodiſche Krankheiten	174
Perioptrik	—
Peripatetiſche Philoſophie	—
Peripetie	178
Peripherie	179
Periphraſe	—
Periſtyl	—
Perizonius, Jakob,	—
Perkins, C.,	180
Perlen	—
Perlhuhn	181
Permoſer, B.,	—
Pernambuco	—
Peron, F.,	—
Perpendikel	182
Perpetuum mobile	183
Perrault, C.,	—
Perrier, F.,	184
Perrier, C.,	—
Perrin, P. Abbé,	185
Perſephone	—
Perſepolis	—
Perſerkriege	—
Perſeus	186
Perſeus, v. Macedonien	187
Perſeus mit dem Meduſenhaupte	—

Digitized by Google

Seite
Perſien 187
Perſiſche Literatur 195
Perſiſcher Meerbuſen 198
Perſiſche Sprache —
Perſius —
Perſon 199
Perſona, G., 200
Perſonification —
Perſpectiv —
Perſpective —
Pertinax 202
Pertinenzien —
Perturbationen —
Pertz, G. H., —
Peru 203
Perücke 206
Perugino, P. V., —
Perun —
Peruvianiſche Rinde —
Peruzzi, B., —
Pervigilien 207
Peſcheck, Ch., 208
Pescennius, C., —
Peſcherâs —
Peſchito —
Peſt —
Peſtalozzi, J. H., 209
Peſth 211
Petalismus 212
Petarden 213
Petavius, D., —
Petechien —
Peter, Kaiſer v. Rußland, 214
Peter, Könige v. Aragonien, 223
Peter der Grauſame 224
Peter, Könige v. Portugal, 225
Peter, Könige v. Sicilien, 226
Peter, König v. Ungarn —
Peter von Abano —
Peter von Amiens 227
Peter von Arezzo —
Peter von Cortona —
Peter von Dresden —
Peter von Perugia 228
Petermännchen —
Petersburg —
Peterſen, J. W., 233
Petersgroſchen —
Peterſilie —
Peterwardein —
Pétion 234
Péthion du Villeneuve, J., —
Petit, J. L., 235
Petition —
Petition of rights 236
Petitio principii —
Petitorienklage —
Petitot, J., —
Petrarca, Franceſco, —
Petrefactenkunde 239
Petrobruſianer 241
Petrographie —
Petronius, Titus, 242
Petrus, der Apoſtel, —
Petrus Alfonſi 243
Petrus Lombardus 244
Petrus de Vineis —
Petſcheneger 245
Peucer, Kaspar, —
Peucer, H. K. F., —
Peurbach, Georg von, 246
Peutinger, Konrad, —
Peyronnet, Graf von, —
Pfänden 247

Seite
Pfaff, Ch. M., 247
Pfaff, Ch. H., 248
Pfaffe —
Pfaffenmütze —
Pfahlbürger 249
Pfahlgraben —
Pfalz —
Pfand 250
Pfarrer —
Pfau —
Pfeffel, G. K., —
Pfeffer 251
Pfefferkuchen —
Pfeffermünze —
Pfeffers 252
Pfeffinger, J. F., —
Pfeifergericht 253
Pfennig —
Pferch —
Pferd —
Pfingſten 255
Pfinzing, Melchior, —
Pfirſche 256
Pfiſter, J. Ch. von, —
Pfizer, Guſtav, 257
Pflanzen —
Pflanzenabdruck 259
Pflanzenthiere 260
Pflaſter —
Pflaume —
Pflicht 261
Pflichttheil —
Pflug —
Pforr, J. G., 262
Pfortader 263
Pforte, hohe, —
Pforte, Schulpforte —
Pforzheim —
Pfranger, J. G., —
Pfropfen 264
Pfriem —
Pfründe —
Pfund —
Pfyfer, F. L., 265
Phäaken —
Phädo —
Phädra —
Phädrus 266
Phänomen —
Phaëton —
Phalänen —
Phalanſtere 267
Phalanx —
Phalaris —
Phallus —
Phanarioten —
Phanerogamen 268
Phanokles —
Phantaſie —
Phantasmagorie —
Phantaſus —
Phantome —
Pharao —
Phariſäer 269
Pharmacie —
Pharmakopöe —
Pharſalus —
Pharus 270
Phaſen —
Phelloplaſtik —
Pherecydes —
Pherekrates 271
Phidias —
Philadelphia 272

Seite
Philaeni 273
Philalethen 274
Philanthrop —
Philemon 275
Philetas —
Philhellenen —
Philidor 276
Philinus —
Philipp, Könige v. Macedonien, —
Philipp, Könige v. Spanien, 278
Philipp, Könige v. Frankreich, 283
Philipp v. Schwaben 288
Philipp v. Heſſen —
Philipp v. Orleans 289
Philippi —
Philippicae —
Philippinen —
Philipponen 290
Philippus, M. J., —
Philippus, Apoſtel, 291
Philips, A., —
Philips, John, —
Phillips, Ch., —
Philiſter 292
Philo aus Alexandria —
Philo, Herennius 293
Philo v. Byzanz —
Philo v. Lariſſa —
Philodemus 294
Philoktet —
Philologie —
Philomele 298
Philopömen —
Philoſophie 299
Philoſtratus 305
Philtrum —
Phineus —
Phiole 306
Phlegeton —
Phlegma —
Phlogiſton —
Phocäa —
Phocion —
Phocis 307
Phocylides —
Phöbus —
Phönicien —
Phönix 309
Phokas —
Phonetik —
Phonomime —
Phorcus 310
Phorometrie —
Phoronomie —
Phosphor —
Phosphorescenz —
Phosphorus —
Photius —
Photometer 311
Photoſphäre 312
Phototechnik —
Phraſe —
Phreneſie 313
Phrenologie —
Phrixus —
Phrygien —
Phryne —
Phrynichus —
Phtha 314
Phthiotis —
Phthiriaſis —
Phthiſis —

	Seite
Phylakterien	314
Phyſharmonica	315
Phyſicus	—
Phyſik	—
Phyſikotheologie	316
Phyſiognomie	317
Phyſiographie	318
Phyſiokratie	—
Phyſiologie	—
Phytochemie	319
Phytolithen	—
Piacenza, Herzog v.,	—
Piano	—
Pianoforte	—
Piariſten	320
Piaſt	—
Piaſter	—
Piazetta, G.,	321
Piazza	—
Piazzi, G.,	—
Picard, Jean,	322
Picard, L. B.,	—
Picarden	323
Picardie	—
Picart	—
Piccini, N.,	—
Piccolomini, O.,	324
Picenus ager	325
Pichegru, Ch.,	—
Pichler, J. A.,	328
Pichler, Karoline v.,	—
Pickelhäring	329
Picten	—
Pictenmauer	—
Picus	330
Picus, Johann,	—
Piedeſtal	331
Piemont	—
Pierer, J. F.,	—
Pieriden	—
Pierre, J. B. M.,	—
Pieters, Gerhard,	—
Pietismus	332
Pigafetta, A.,	334
Pigalle, J. B.,	335
Pigault-Lebrun, G. Ch. A.,	336
Pigmente	337
Pignatelle	—
Pigres	—
Pik	—
Pilaſter	—
Pilatre de Rozire, J. F.,	—
Pilatus, Pontius	338
Pille	—
Pilnitz	—
Pilon, G.,	339
Pilot	—
Pilpai	—
Pilſen	—
Pilze	—
Pin, L. E. du,	340
Pinakothek	—
Pincette	—
Pinchbeck	341
Pindar	—
Pindar, Peter,	342
Pindarris	—
Pindemonte, G.,	—
Pindemonte, J. Ritter,	343
Pindus	344
Pinel, Philipp,	—
Pingré, A. G.,	—
Pinien	345
Pinke	—
Pinte	345
Pinto, F. M.,	—
Pinturicchio, B.,	346
Piombino	—
Piombo, S. del,	—
Pionnier	—
Pipe	—
Pipin	—
Pippi, G.,	348
Pips	—
Piquet	—
Piräus	349
Piraten	—
Pirckheimer, B.,	—
Pirithous	—
Pirogue	350
Pirol	—
Piron, A.,	—
Piſa	—
Piſander	351
Piſang	352
Piſano	—
Piſidien	353
Piſiſtratus	—
Piſonen	354
Piſtacien	—
Piſtacit	355
Piſtill	—
Piſtocchi, F. A.,	—
Piſtoja, L.,	—
Piſtole	356
Piſtole	—
Pitcairn, A.,	—
Pitt, W. Graf v.,	—
Pitt, William,	357
Pittakus	359
Pittoni,	—
Pittoresk	—
Pityuſen	—
Pius, Päpſte,	—
Pizarro, F.,	365
Pizzicato	367
Placat	—
Places d'armes	—
Plafond	—
Plagge	—
Plagiat	—
Plaidiren	—
Plan	—
Planck, G. J.,	—
Planetarium	369
Planeten	—
Planetenmaſchinen	—
Planetentafeln,	—
Planiglobium	—
Planimetrie.	370
Planiren	—
Plantage	—
Plantagenet	—
Planudes, M.,	—
Plappert	—
Plas, David van der,	—
Plaſtik	—
Plata, la,	371
Platää	—
Platane	—
Platen-Hallermünde, A. Graf v.,	372
Plater, Felix,	—
Plater, E. Gräfin v.,	—
Platform	373
Platina	—
Platner, Ernſt,	374
Plato	—
Plattdeutſch	[illegible]
Plattenſee	379
Plattiren	—
Plauiſcher Grund	—
Plautus, M. A.,	380
Plebejer	—
Plectrum	381
Plejaden	—
Pleißnerland	—
Plenipotenz	—
Pleonasmus	382
Pleß	—
Pleureſie	—
Pleureuſen	—
Pleyel, Ignatz,	—
Plinius	—
Plinthe	383
Plombiren	—
Plotinus	384
Ploucquet, G.,	—
Plunkett, W. C. v.,	385
Pluralismus	—
Plus	—
Plutarchus	—
Pluto	386
Plutus	—
Pluviale	387
Plymouth	—
Pneuma	388
Pneumatiſch-chemiſcher Apparat	—
Pneumatomachen	—
Pnyx	—
Po	—
Pochwerke	—
Pockels, K. F.,	389
Pocken	—
Pococke, E.,	—
Podagra	390
Podalirius	—
Podesta	—
Podiebrad, Georg,	—
Podolien	391
Pöcile	—
Poelemburg, C.,	—
Pölitz, K. H. L.,	—
Pöllnitz, K. L. Freiherr v.,	392
Pönitentiarius	393
Pönitenz	—
Pöſchel, Thomas,	394
Poeſie	—
Poinſinet, A. A. H.,	—
Poitiers	—
Poitiers, Diana von,	395
Pokutien	—
Pol	—
Polardiſtanz	—
Polarkreiſe	—
Polarſtern	—
Polariſation des Lichts	—
Polarität	396
Polarländer	—
Polder	—
Polemarch	—
Polemik	397
Polemon	—
Polemoſkop	—
Polen	—
Polhöhe	414
Policinell	—
Polignac	—
Poliren	417
Politik	—
Politiſche Arithmetik	418

	Seite
Polize	418
Polizei	—
Poliziano, A.,	419
Pollen	420
Pollio, A.,	—
Pollux	—
Pollux, Julius,	—
Polniſche Literatur	421
Polniſche Münzen, Maße und Gewichte,	—
Polniſche Sprache	—
Polo, Gil,	—
Polo, Marco,	—
Polonaiſe	423
Polyadelphia	—
Polyänus	—
Polyandria	424
Polyarchie	—
Polybius	—
Polychord	425
Polyclinicum	—
Polyeder	—
Polygamia	—
Polygamie	—
Polyglotte	—
Polygnotos	426
Polygon	—
Polyhiſtor	427
Polyhymnia	—
Polykarpus	—
Polykletos	—
Polykrates	428
Polykratie	—
Polyneſien	—
Polynices	—
Polynom	—
Polypen	—
Polypen (mediciniſch)	429
Polypetalen	430
Polyphemus	—
Polyspaſt	—
Polysperchon	—
Polyſyntheton	—
Polytechnik	—
Polytheismus	432
Polyxena	434
Pombal, Marquis von,	—
Pomeranze	435
Pommern	436
Pomologie	—
Pomona	437
Pompadour, Marquiſe v.,	—
Pompeji	438
Pompejus	—
Pompelmuſe	441
Pompignan, Marquis v.,	—
Pomponius	442
Ponce de Leon, Luis,	—
Poniatowski, J., Fürſt,	443
Poniatowskyſcher Stier	444
Pons, L.,	—
Pontanus, G. G.,	—
Ponte, G. da,	—
Ponte, L. da,	445
Ponte Corvo	—
Pontianus	—
Pontifex	—
Pontiniſche Sümpfe	446
Pontons	447
Pontoppidan, Eric,	—
Pontus	—
Pontus Euxinus	448
Ponz, Antonio,	—
Pope	—
Pope, Alexander,	418
Popelinière, A. de la,	450
Popma, A.,	451
Poppe, J. H. M.,	—
Popularität	—
Pordenone	—
Poren	—
Porphyr	452
Porphyrius	—
Porpora, N.,	—
Porſena	453
Porſon, Richard,	—
Porta, Baccio della,	454
Porta, G. B.,	—
Portel	—
Portal, A.,	—
Portalis, J. E. M. Graf,	455
Portament	456
Porter	—
Porticus	—
Portland, Herzog von,	—
Porto	—
Porto Rico	457
Portrait	—
Portroyal des Champs	—
Portsmouth	458
Portugal	—
Portugaleſer	472
Portugieſiſche Literatur	—
Portugieſiſche Münzen, Maße u. Gewichte	482
Portugieſiſche Sprache	483
Portumnus	484
Porzellan	—
Porzellanausſchlag	486
Poſaune	—
Poſeidon	—
Poſen	—
Poſidonius	487
Poſition	—
Poſitiv	—
Poſſe	—
Poſſelt, E. L.,	—
Possessorium	488
Poſtament	—
Poſtel, Ch. H.,	—
Poſten	489
Poſthorn	—
Poſthumius	—
Poſthumus	—
Poſtillon	—
Poſtulat	—
Poſtweſen	—
Potaſche	494
Potemkin, G. A. Fürſt v.,	495
Potentat	496
Potenz	—
Pothier	497
Potocki	—
Potpourri	498
Potsdam	—
Pott, Percival,	500
Potter, Paul,	—
Potter, Louis de	—
Potteries	501
Pottfiſch	—
Poudrette	—
Pougens, M. C. J. de,	502
Pouqueville, F. H. L.,	503
Pouſſin, N.,	—
Pouſſiren	504
Pozzo di Borgo, C. A. Graf, v.,	—
Pozzuolanerde	506
Pradon, J. N.,	506
Pradt, D. D. de,	507
Präadamiten	508
Präbende	—
Präcedenz	—
Präcipitat	509
Präciſion	—
Präcluſion	—
Prädeſtination	—
Prädeterminismus	510
Prädicabilien	—
Prädicanten	—
Prädicat	—
Präexiſtenz	—
Präfect	511
Präformation	—
Prägſchatz	—
Präjudiz	—
Prälaten	—
Präliminarien	—
Präludium	—
Prämie	—
Prämiſſe	512
Prämonſtratenſer	—
Pränumeration	—
Präpoſitionen	—
Prärogative	513
Präſcription	—
Präſentation	—
Präſervativ	514
Präſident	—
Präſtabilismus	—
Präſumption	—
Prätendent	—
Prätenſion	—
Prätor	—
Prätorianer	515
Prätorius, J.,	—
Prätzel, K. G.,	—
Prävarication	—
Prävention	516
Prag	—
Praga	520
Pragmatiſch	521
Pragmatiſche Sanction	—
Prahm	—
Prairien	522
Praktiſch	—
Pram, Ch. H.,	—
Pranger	—
Pratinas	—
Praxagoras	523
Praxis	—
Praxiteles	—
Precarium	—
Prechtl, J. J.,	524
Prediger	—
Prediger Salomonis	—
Predigt	—
Preis	525
Preiſſelbeere	526
Preißler	—
Prellſchuß	—
Premſe	—
Preobraſchenskiſche Garde	—
Presbyter	—
Presbyterianer	—
Presbyterium	527
Preßburg	—
Preſſe	529
Preſſen der Matroſen	—
Preßfreiheit	—
Preßgerichte	531
Preßgeſetze	—

	Seite
Preßſpähne	531
Preßvereine	—
Preßvergehen	—
Preſtel, J. G.,	—
Presto	—
Preti, Mattia,	532
Preußen	—
Preußiſche Münzen, Maße u. Gewichte	551
Prevorſt, die Seherin v.,	—
Prevotalgericht	553
Priameln	—
Priamus	—
Priapus	554
Price, Richard,	—
Prideaux, H.,	—
Prieſter	555
Prieſterweihe	—
Prieſtley, J.,	556
Primas	557
Primat	—
Primaticcio, F.,	—
Primawechſel	558
Prime	—
Primitien	—
Primogenitur	—
Primzahlen	—
Princip	—
Principal	560
Pringle, John,	—
Prinz	—
Prinzenraub	—
Prior	563
Prior, Matthew	—
Priorität	564
Priscianus	565
Priscillianus	—
Priſe	—
Prisma	—
Privat	566
Privatrecht	—
Privilegium	—
Probabilismus	567
Probejahr	—
Probirkunſt	—
Probirſteine	—
Probirſtifte	—
Problem	—
Probus, M. A.,	—
Procaccini,	568
Procent	569
Proceres	—
Proceß	—
Proceſſionen	570
Proceßordnung	571
Procida, Johannes von,	572
Proclamation	—
Proconſul	—
Procopius, A.,	—
Proculus	573
Procura	574
Procurator	—
Procyon	—
Prodikus	—
Prodromus	—
Product	—
Profan	—
Profeſſion	575
Profilriſſe	—
Profoß	576
Prognoſtikon	—
Programm	—
Progreſſion	—
Prohibitivſyſtem	577
Project	577
Projection	—
Prokeſch, Anton,	578
Proklus	579
Prokne	—
Prokopius	—
Prokris	580
Prokruſtes	—
Prolegomena	—
Proletarier	—
Proli	—
Prolog	—
Proluſion	—
Prometheus	—
Promoviren	582
Promtuarium	—
Pronomen	—
Pronuba	583
Pronuntiation	—
Prony, Baron de,	—
Propädeutik	—
Propaganda	584
Propertius, S. A.,	—
Prophet	585
Propontis	587
Proportion	588
Proprietät	—
Propſt	—
Propyläen	589
Prorogation	—
Proſa	—
Proſcenium	592
Proſcription	—
Proſelyt	—
Proſerpina	593
Proſodie	594
Proſopopöie	595
Prosper, Tyro,	—
Proſpect	596
Proſtheſis	—
Protagoras	—
Protector	—
Proteſilaos	—
Proteſt	—
Proteſtant	—
Proteſtation	598
Proteus	—
Protogenes	599
Protokoll	—
Protoplaſten	—
Protze	—
Provence	600
Provençaliſche Sprache u. Literatur	—
Proviant	605
Provinz	—
Provinzial	606
Proviſion	—
Proviſor	—
Provocation	—
Prudentius, C. A.,	607
Prudhon, P. P.,	—
Prüm	—
Pruth	—
Prynne, W.,	—
Prytanen	608
Pſalm	—
Pſalmelodion	609
Pſalmodie	610
Pſalter	—
Pſammetich	—
Pſeudo	—
Pſyche	—
Pſychiatrie	611
Pſychologie	611
Pſychrometer	612
Ptolemäer	—
Ptolemäus, C.,	614
Ptolemais	—
Pubertät	—
Publiciſt	615
Publicität	—
Publicum	—
Publius Syrus	—
Pud	616
Puddingſteine	—
Puder	—
Pückler-Muskau, H. Fürſt v.	—
Püllna	617
Püſtrich	—
Püterich v. Reicherzhauſen	618
Pütter, J. St.,	—
Pufendorf	619
Pugatſcheff, J.,	620
Puget, Pierre,	621
Pugilismus	—
Pulci, B. Luca und Luigi,	—
Pulcinella	622
Pulias	—
Pulk	—
Puls	—
Pulsader	623
Pulsadergeſchwulſt	—
Pultawa	—
Pultusk	624
Pulver	—
Pulververſchwörung	—
Pumpe	625
Pumpernickel	—
Punct	—
Punctation	626
Punier	—
Puniſche Kriege	—
Punt, J.,	629
Pupille	—
Purbach	630
Purcell, H.,	—
Purgatorium	—
Purgirmittel	—
Purification	631
Purim	—
Purismus	—
Puritaner	632
Purpur	—
Purpurfrieſel	—
Puſchkin, A. S.,	—
Puſtel	633
Puſtkuchen-Glanzow	—
Putbus	—
Puzzuolanerde	—
Pydna, Schlacht bei	634
Pygmäen	—
Pygmalion	—
Pylades	—
Pyra, J. J.,	—
Pyramiden	—
Pyrenäen	636
Pyrenäiſcher Friede	—
Pyriten	—
Pyrker, J. L.,	—
Pyrmont	637
Pyromantie	—
Pyrometer	638
Pyrop	—
Pyrophor	—
Pyrrha	—
Pyrrhichius	—
Pyrrho	639

Digitized by Google

Seite
Pyrrhus 639
Pyrrhus, König v. Epirus, —
Pythagoras 640
Pythagoriſcher Lehrſatz . 643
Pytheas 644
Pythia . . . . —
Pythiaden 644
Pythiſche Spiele . . . —
Python . . . . . . —

Q.

Seite
Q 644
Quackſalber 645
Quaden . . . . . . —
Quadragena . . . . —
Quadrageſima . . . . —
Quadrant . . . . . —
Quadrat . . . . . —
Quadratrix 646
Quadratſchrift . . . . —
Quadratur . . . . . —
Quadrille . . . . . —
Quadrivium 647
Quadroupleallianz . . —
Quäker . . . . . . —
Quäſtoren 649
Quaglio 650
Qualität . . . . . —
Quandt, J. G. von, . 651
Quantität . . . . . —
Quantz, J. J., . . . —
Quarantaine . . . . —
Quarantania . . . . —
Quarin, J., ... 652
Quarré . . . . . . —
Quart . . . . . . —
Quarte . . . . . . —
Quarterne 653
Quartett . . . . . —
Quartier . . . . . —
Quartierfreiheit . . . —
Quartodecimaner . . . —
Quarz . . . . . . —
Quaſſie 656
Quatember . . . . . —
Quatrain . . . . . —
Quatrebras . . . . —
Quatremère de Quincy —
Quatremère d'Isjonval, D. B., ... 657
Quatremère, E. M., . —
Quebeck . . . . . —
Quecken . . . . . —
Queckſilber 658
Quelle 659
Quent 661
Querpfeife . . . . —
Querſtand . . . . . —
Quesnel, P., . . . 662
Quetſchung . . . . —
Quevedo Villegas, F. de, —
Quiberon 663
Quick 664
Quiddität 664
Quietismus . . . . —
Quinault, Ph., . . . —
Quincaillerie . . . 665
Quinet, E., ... —
Quinquennium . . . 666
Quinte . . . . . . —
Quinterne . . . . . —
Quinteſſenz . . . . —
Quintett . . . . . —
Quintilianus, M. F., . —
Quintus 667
Quintus Icilius . . . —
Quirini, A. M., . . . —
Quirinus 668
Quiroga, A., ... —
Quiros, P. F. de, . 669
Quisquilien 670
Quito . . . . . . —
Quitten . . . . . —
Quittung . . . . . —
Quixote, Don, . . . 671
Quodlibet . . . . . —
Quote . . . . . . —
Quotität . . . . . —

R.

Seite
R 671
Raab . . . . . . —
Rabatt . . . . . . —
Rabaut de Saint-Etienne —
Rabbaniten 672
Rabbi . . . . . . —
Rabbiniſche Literatur . 673
Rabbiniſche Schrift und Sprache 676
Rabe . . . . . . —
Rabelais, F., . . . 677
Rabener, G. W., . . 678
Rabenſtein . . . . —
Rabuliſt . . . . . —
Rabutin, R. de, . . —
Race 679
Rachegöttinnen . . . —
Rachel, Joachim, . . —
Racine, J. de, . . 680
Racine, Louis . . . 682
Rad 683
Radagais 685
Radbertus . . . . —
Radcliffe, A., . . . —
Radeberg 686
Radegaſt . . . . . —
Rademacker . . . . —
Radeſyge . . . . . —
Radical 687
Radiren . . . . . —
Radirnadel . . . . —
Radius . . . . . . —
Radlof, J. G., . . . —
Radſcha 688
Radſchputen . . . . —
Radziwil 688
Rädelsführer 690
Räthſel . . . . . —
Räuchern . . . . . —
Rafael . . . . . . —
Raff, G. Ch., . . . —
Raffiniren 691
Raffles, Th. St., . . —
Raguſa . . . . . —
Rahel 692
Rajah . . . . . . —
Raibolini, F., . . . —
Raimar, Freimund, . . —
Raimund Lullus . . . —
Raimund von Sabunde —
Rajolen 693
Raiſonnement . . . —
Raizen . . . . . . —
Rakete . . . . . . —
Rakoczy 695
Raleigh, W., . . . 696
Rallentando 698
Ralliement . . . . —
Ramadan . . . . . —
Ramazzini B., . . . —
Ramberg, J. H., . . —
Rameau, J. Ph., . . 699
Ramillies 700
Ramler, K. W., . . . —
Ramme 701
Ramond, L.F.E. Baron v., 702
Rampe 703
Ramſanehi . . . . —
Ramſay, Allan . . . —
Ramsden, Johann . . 704
Ramshorn, J. G. L., . 704
Ramus, Petrus, . . 705
Rancé, D. A. J. de, . —
Randſchit Sing . . . 706
Rang . . . . . . —
Ranunkeln . . . . —
Ranzau 707
Ranzion . . . . . —
Raoul-Rochette, D., . —
Raphael Sanzio . . . 708
Rapin, R., ... 710
Rapp, J. Graf, . . 711
Rapport 712
Raſchi . . . . . . —
Raſerei . . . . . —
Raſiren . . . . . —
Raſk, R. E., . . . —
Raſtadt, Congreß zu, . —
Raſttag . . . . . —
Rath 713
Ratification . . . . —
Ration . . . . . . —
Rational 714
Rationalismus . . . —
Ratſchky, J. F. von, . —
Ratte . . . . . . —
Raub . . . . . . —
Raubvogel 715
Rauch . . . . . . —
Rauch, Guſtav von, . 716
Rauch, Chriſtian, . . —
Raude 717
Raugraf 718
Raum . . . . . . —
Raumer, F. L. G. von, —

Digitized by Google

Seite
Raupach, E. B. S., . . 720
Raute 721
Rautenglas . . . . . —
Rautenkrone 722
Ravaillac, F., ... —
Ravelin . . . . —
Ray, John, ... —
Raynal, G. T. F., . . 723
Raynouard, F. J. M., . 724
Razzi, G. A., ... 725
Reaction . . . . . . —
Reagentien 726
Real . . . . —
Real (Münze) 727
Réal, P. F. Graf, . . —
Realgar . . . . . . —
Realismus . . . . . —
Réaumur, R. A. F. de, 728
Rebell, Joſeph, . . . —
Rebellion . . . . . —
Rebhuhn . . . . . . —
Rebhuhngranate . . . 729
Rebhun, Paul, . . . —
Rebmann, A. G. F. von, —
Recapitulation . . . —
Reccared 730
Recenſion . . . . . —
Recepisse 731
Recept . . . . —
Receß . . . . —
Receßſchuld 732
Rechenmaſchine . . . —
Rechnen 733
Rechnungsprobe . . . —
Recht . . . . —
Rechtfertigung . . . 735
Rechtgläubigkeit . . —
Rechtläufig . . . . —
Rechtsanwalt . . . . —
Rechtſchreibung . . . —
Rechtsfall 736
Rechtsfeilſchaft . . . 737
Rechtsgelehrſamkeit . —
Rechtsgelehrte . . . —
Rechtsgeſchichte . . . —
Rechtsgrund . . . . —
Rechtshülfe . . . . —
Rechtskraft . . . . —
Rechtslehrer . . . . —
Rechtslos . . . . . —
Rechtsmittel . . . . —
Rechtspflege 738
Rechtsſache . . . . —
Rechtsſpruch . . . . —
Rechtsſtreit 739
Rechtsvermuthung . . —
Rechtswiſſenſchaft . . —
Rechtswohlthaten . . —
Recidiv . . . . . . —
Recipient . . . . . —
Reciprok . . . . . —
Recitativ . . . . . —
Recitiren 740
Recke . . . . —
Recke, E. C. C. Freiin v. der, —
Reclamation 741
Recognition . . . . —
Recognosciren . . . —
Recollecten 742
Reconvention . . . . —
Record . . . . . . —
Recruten . . . . . —
Rectaſcenſion 743
Rectificiren . . . . —

Seite
Rectification 743
Rector . . . . . . —
Recurs . . . . . . —
Rede 744
Redekunſt . . . . . —
Redemptoriſten . . . 746
Redende Künſte . . . —
Redetheile . . . . . —
Redi, F., ... —
Redigiren 747
Reding, A. Baron von, —
Redondilien 748
Redoute . . . . . . —
Redouté, P. J., . . . —
Reduction 749
Reduit . . . . . . —
Reefiſche Regel . . . —
Refectorium . . . . —
Referendar . . . . . —
Referiren . . . . . —
Reflectiren . . . . —
Reflector 750
Reflexiv . . . . . —
Reform . . . . . . —
Reformation . . . . —
Reformbill 760
Reformirte Kirche . . 761
Refraction des Lichts 763
Refractor . . . . . —
Refrain . . . . . . —
Refrigerator . . . . —
Refugiés . . . . . —
Regalien . . . . . —
Regatta 764
Regel . . . . —
Regel de tri . . . . —
Regen 765
Regenbad 766
Regenbogen . . . . —
Regenbogen, Barthel, 768
Regeneration . . . . —
Regenmeſſer . . . . —
Regensburg . . . . —
Regent 769
Reggio, Herzog von, . —
Regie . . . . —
Regierung . . . . . —
Regillo da Pordenone . 770
Regiment . . . . . —
Regiomontanus . . . —
Regiſter 771
Regiſtrator . . . . . —
Reglement . . . . . —
Regnard, J. F., . . . —
Regnault, M. L. E., . 772
Regnault, J. B., . . . —
Regnier, M., ... 773
Regnier Desmarais . . —
Regreß 774
Regulus, M. A., . . . —
Regulus (chemiſch) . . 775
Reh . . . . —
Rehabilitation . . . —
Rehberg, A. W., . . . —
Rehburg 776
Rehfues, Ph. J. von, . —
Rehpoſten . . . . . —
Reich 777
Reichard, H. A. O., . —
Reichardt, J. F., . . 778
Reichenbach, Congreß zu, 779
Reichenbach, Georg von, —
Reichenbach, H. G. L., 780
Reichenhall . . . . —

Seite
Reichsacht 780
Reichsämter . . . . —
Reichsarmee 781
Reichsdeputation . . . —
Reichsexecutionsordnung —
Reichsfürſten . . . . —
Reichsfuß . . . . . —
Reichshofrath . . . . —
Reichskammergericht . 782
Reichskleinodien . . . —
Reichsritter . . . . —
Reichsſtädte . . . . —
Reichſtadt, N. F. K. J. Herzog von, . . . 783
Reichstage . . . . . —
Reichsverfaſſung . . . —
Reichsvicar 784
Reichlin-Meldegg, K. A. Freiherr von, . . . —
Reichthum 785
Reid, Thomas, . . . —
Reif 786
Reifſtein, J. F., . . . —
Reihe . . . . —
Reiher . . . . . . —
Reil, J. C., ... 787
Reim . . . . —
Reimarus, H. S., . . 788
Reimarus, J. A. H., . 789
Reimlexikon 790
Reinbot von Doren . . —
Reineccius . . . . . —
Reinecke, J. F., . . . 791
Reinecke Fuchs . . . —
Reinerz 792
Reinhard, F. V., . . 793
Reinhard, K. F. Graf v., 795
Reinhart, J. C., . . . —
Reinhold 796
Reinmar der Alte . . 797
Reis . . . . —
Reis, Münze, ... 798
Reis-Efendi . . . . —
Reiſen 799
Reiſig, K. C., . . . —
Reiske, J. J., . . . 800
Reißblei 801
Reiſiger, K. G., . . . —
Reißzeug 802
Reiterei . . . . . —
Reitkunſt 808
Reiz 814
Reizbarkeit . . . . —
Reland, H., ... 815
Relativ 816
Relatorium . . . . —
Relegation . . . . —
Relevanz 817
Relief . . . . . . —
Religiös . . . . . —
Religion 818
Religionsedict . . . 819
Religionsfreiheit . . 820
Religionsfriede . . . —
Religionsphiloſophie . —
Religionsſchwärmerei . 821
Reliquien . . . . . —
Rellſtab, L., ... 822
Rembourſiren . . . . —
Rembrandt, Paul, . . —
Remedium 823
Remeſſe . . . . . . —
Remittent . . . . . —
Remonſtranten . . . —

Digitized by Google

	Seite
Rempler v. Löwenhalt, J.,	823
Remſcheid	824
Remter	—
Remus	—
Rémuſat, J. P. A.	—
Renatus, R.,	825
Rendthal	—
Rendant	826
Renegat	—
Reni, Guido,	—
Rennie, John,	827
Rennthier	—
Renſe	828
Rente	—
Rentenablöſung	—
Rentenkauf	829
Rentenreduction	—
Renunciation	—
Repertorium	—
Repgow, E. von,	830
Replik	—
Repnin, Fürſt Nicolai,	—
Repräſentant	831
Repräſentationsrecht	—
Repreſſalien	—
Reproduction	832
Repſold, J. G.,	—
Reptilien	—
Republik	—
Requetenmeiſter	833
Requiem	834
Requiſition	—
Requiſitorialien	—
Reſcript	—
Reservatio mentalis	—
Reservatum ecclesiasticum	—
Reſerve	—
Reſewitz, F. G.,	835
Reſident	836
Residuum	—
Reſonanz	—
Reſorption	—
Reſpectage	—
Reſponſum	—
Reſtauration	—
Reſtitution	—
Reſtitutionsedict	—
Reſurrectionsmänner	—
Retardat	—
Retardation	837
Retention	—
Retentionsrecht	—
Retif de la Bretonne, N. E.,	—
Retorſionsſyſtem	838
Retouchiren	—
Retractrecht	—
Rettig	—
Rettungsanſtalten	839
Retz, Cardinal von,	840
Retzſch, Moritz,	841
Reuchlin, Joh.,	842
Reue	843
Reunionskammern	—
Reuß	—
Reußiſche Münzen, Maße und Gewichte	845
Reuvertrag	846
Reverbere	—
Revers	—
Reviſion	—
Revolution	—
Revolutionstribunal	847
Revulſion	—
Rewbell, J. B.,	—
Reynier, J. L. A.,	848
Reynier, J. L. E.,	849
Reynolds, J.,	850
Rhabanus Maurus	851
Rhabarber	—
Rhabdomantie	852
Rhachitis	853
Rhadamanthus	—
Rhätien	—
Rhapſoden	—
Rhazes	854
Rhea	—
Rhea Sylvia	855
Rhede	856
Rhegino	—
Rhein	857
Rheinbund	859
Rheinfelden, Schlacht bei,	862
Rheingau	—
Rheingraf	—
Rheiniſcher Münzfuß	863
Rheinsburger	—
Rheinwein	—
Rhetoren	—
Rhetorik	—
Rheumatismus	—
Rhinoceros	864
Rhinoplaſtik	—
Rhode = Island	865
Rhodium	—
Rhodus	—
Rhöngebirge	866
Rhombendodekaëder	—
Rhomboëder	—
Rhombus	—
Rhone	867
Rhythmus	—
Ribadoquin	873
Ribalta, F.,	—
Ribeaupierre, A. von,	874
Ribera, G.,	875
Ribeyro, B.,	—
Ricardo, D.,	876
Ricci, S.,	—
Ricciarelli	877
Riccioli, G.,	—
Riccoboni, L.,	—
Riccoboni, M. J. L.,	878
Rich, J. C.,	879
Richard, Könige v. England,	—
Richard, L. C. M.,	882
Richard von St. Victor	883
Richardſon, S.,	—
Richelieu, A. J. Herzog von, Cardinal,	—
Richelieu, Louis Fr. A. v., Marſchall,	886
Richelieu, A. E. J. Herzog von,	887
Richerand, A.,	888
Richter	889
Richter	—
Richter, A. G.,	890
Richter, Jean Paul Fr.,	—
Ricimer	893
Riedel, F. J.,	894
Riedels, G. F.,	—
Riedinger, J. E.,	895
Riego y Nunez, Rafael del,	—
Rienzo, C.,	896
Riepenhauſen	897
Ries, F.,	—
Riesbeck, K.,	898
Rieſe, A.,	—
Rieſen	—
Rieſenbetten	899
Rieſendamm	—
Rieſengebirge	—
Rifaud	900
Rigas, K.,	—
Rigaud, H.,	901
Righini, V.,	—
Rigi	902
Rigny, H. Graf von,	903
Rigorismus	—
Rikoſchett = Schuß	904
Rinderpeſt	—
Ring	906
Ringelgedicht	—
Ringelrennen	—
Ringwaldt, B.,	—
Rink, J. C. H.,	907
Rinkart, M.,	—
Rio de Janeiro	—
Ripienſtimmen	909
Ripon, F. J. R. Graf v.,	—
Rippen	—
Ripperda, J. W. von,	910
Rippoldsau	911
Ripuarier	—
Riſalit	—
Riſos, Nerulos,	—
Rispach, H. von,	—
Riß	—
Riſt, J.,	—
Ritartando	912
Ritornell	—
Rittenhouſe, D.,	—
Ritter, J. W.,	913
Ritter, Karl,	914
Ritter, Heinrich,	—
Ritterburgen	915
Rittergut	916
Ritterorden	917
Ritterpferd	919
Ritterſchaft	—
Ritterſchlag	920
Ritterſpiel	—
Ritterſprung	—
Ritterweſen	—
Rituale	926
Rivinus, A. Q.,	—
Rivoli	—
Rizi, F.,	927
Rizio, D.,	—
Rizzi, S.,	928

Im

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google